THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MINNESOTA
PERIODICAL ROOM
CLASS 053
BOOK M823

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vierter Jahrgang.

1810.

Januar.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nieschlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstok.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

J. D. Reichel.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Grosbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsäze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersezungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, ꝛc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedrukten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedrukte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsäze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsäze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen. Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Vier und zwanzig besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beilagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthl. 8 Gr. Sächsisch, wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kan. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Postamt in Stuttgart übernommen, das solche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schafhausen, so wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main ꝛc. für den besagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben ist.

Die HH. Korrespondenten belieben Ihre Briefe zu addressiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzusetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzugeben.

Inhalt.

Nro. 1. Des Morgenblattes Neujahrslied. Von Weisser. — Bruchstücke aus der Biographie des Landschaftmahlers Weitsch (des Vaters) zu Braunschweig. Besonders in Hinsicht auf die Entwicklung seines Kunsttalents. Von Hofrath Pecels. — Apherismen, von E. Frhrn. v. Göchhausen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hanau. — Musik-Beylage: Serenade von Baggesen, komponirt von Carl Marie Frhrn. v. Weber.

Nro. 2. Bruchstücke aus der Biographie des Landschaftmahlers Weitsch, ꝛc. (Forts.) — Literarisches Allerley. Von V. — Auf das — — Ehepaar. An Lirus. Lappalien. Sämtlich von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 3. Die Braut von Norwegen. Von Burk. — Lelios Hoffnung. Von Hg. — Bruchstücke aus der Biographie des Landschaftmahlers Weitsch, ꝛc. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 4. Ausstellung auf dem Kapitol. — Bruchstücke aus der Biographie des Landschaftmahlers Weitsch, ꝛc. (Beschluß.) — An die Zeit. Im schwäbischen Volksdialekte. Von — g. — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg. — Beylage: Monats-Register vom December.

Nro. 5. Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. (Aus Hrn. v. Humboldts historischer Beschreibung seiner Reise.) — Ausstellung auf dem Kapitol, (Beschluß.) — Italienische Miszellen. Von S. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris und Berlin.

Nro. 6. Die Stadt Bagdad und ihre Bewohner. — Pittoreske Ansichten in den Cordilleren, (Beschluß.) — Grabschrift. An Lirar. Beyde von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus dem Oestreichischen und Ungarn. — Logogriph. — Charade. — Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 312.

Nro. 7. Ueber die Pariser Moden. — Volksdichter Hebel. — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg.

Nro. 8. Stammschloß Württemberg. — Ueber die Pariser Moden, (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Beylage: Stammschloß Württemberg in Kupfer.

Nro. 9. Zofingen. Die Bibliothek und das Mahlerbuch daselbst. Von H. — Stammschloß Württemberg, (Fortsetzung.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Hamburg.

Nro. 10. Basedow. Rochow. Pestalozzi. — Stammschloß Württemberg, (Beschluß.) Von Mr. — Italienische Miszellen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Zürich.

Nro. 11. Ausstellung auf dem Kapitol. (Nachtrag.) — Basedow. Rochow. Pestalozzi. (Beschluß.) Von Pp. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Mannheim.

Nro. 12. Fragment aus einer Poetik in Knittel-Versen, von Chr. Schreiber. Zweytes Kapitel. — Schlauchfahrt auf dem Tiger und dem Euphrat. — Die Araber. — Sonderbarer Hochachtungsbeweis des Wahabiten-Chefs. — Korrespondenz-Nachrichten aus Basel. — Räthsel. — Logogriph. — Auflösung der Charaden in Nro. 6.

Nro. 13. Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Erster Brief. Von F. — Für Theetrinker. Von J. K. Höck. — An Julien. Von Hg. — Italienische Miszellen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Bern.

598127

Nro. 14. Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Zweyter Brief. — Aus einem Schreiben aus Frankfurt. — Burrmann. Von K. Stein. — Italienische Miszellen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hanau.

Nro. 15. Feldheim und Julie. — Zu dem Artikel in Nro. 307 v. J. dieses Blattes, über die Tarantella. Von Mr. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom, Berlin. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 1.

Nro. 16. Feldheim und Julie, (Beschluß.) Von Karl Müchler. — Literarisches Allerley. Von W. — Korrespondenz-Nachrichten aus Bamberg.

Nro. 17. Weimar. Von Chr. Schreiber. — Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Dritter Brief. — Auch ein Beytrag zu der im Morgenblatte so oft besprochenen Lehre von den Surrogaten. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris und Zürich.

Nro. 18. Bruchstücke zur Literatur und Sitten-Geschichte Frankreichs, seit der höhern Ausbildung der Sprache, und der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes. (Epoche Richelieus.) — Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 6. Dritter Brief. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Charaden. — Auflösung der Charaden in Nro. 12. — Extra-Beylage zum Morgenblatt. Nro. 1.

Nro. 19. Ueber Goethe's Wahlverwandtschaften. (Fragment aus einem Briefe.) — Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Vierter Brief. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 20. Neueste Kunst-Nachrichten aus Stuttgart. — An — Von Hg. — Ueber Goethe's Wahlverwandtschaften. (Forts.) — Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Vierter Brief. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 21. Der Zürcher Gesellschaften Neujahrsgeschenke an die Jugend für das Jahr 1810. — Ueber Goethe's Wahl-Verwandtschaften, (Beschluß.) — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 22. Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Fünfter Brief. — Aphoriemen von E. Frhrn. v. Göchhausen. — Er. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 23. Briefe von Klopstock, Meta Klopstock, Gleim und Schmidt. VII. — Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806. Sechster Brief. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart.

Nro. 24. Bruchstücke aus einer Poetik in Knittelversen, von Chr. Schreiber. — Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806. (Beschluß.) — Etwas über die mimischen Tänze der Alten. Von E. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel. — Charaden. — Auflösung der Charaden in Nro. 18.

Nro. 25. Ueber das Taubstummen-Institut in Paris. Von Wilhelm Küttner. — Vitalis an die Romantiker. Von G. — Wein und Liebe. Von G. — Laura. Von Hg. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel.

Nro. 26. Nureddin und seine Gemahlinn. Von — o —. — Ueber das Taubstummen-Institut in Paris. Von Wilhelm Küttner. (Beschluß.) — Französisch-literarischer Anzeiger. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 27. Kritisches Jahrbuch der Gastereyen. — Der Kalif und der Fischer. Von Pfeffel. — Die teutschen Wirthshäuser im 16. 17. 18ten Jahrhunderte. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Ungarn und Wien. — Extra-Beylage zum Morgenblatte. Nro. 2.

Nro. I.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. Januar, 1810.

Der schönste Lohn von Allem was wir thun
Ist Euer Beyfall; denn er zeigt uns an,
Daß unser Wunsch erfüllt ist, Euch Vergnügen
Zu machen; und nur eifriger bestrebt
Sich jeder, das zum viertenmal zu leisten,
Was dreymal ihm gelang. O seyd nicht karg
Mit Eurem Beyfall! denn es ist ja nur
Ein Kapital, das Ihr auf Zinsen legt.

v. Goethe.

Des Morgenblattes Neujahrslied.

Folgt' ich nur meinen Grillen,
Ließ' ich die Harfe ruhn:
Doch um der Leser willen,
Was muß ein Buch nicht thun?

Schwer läßt ein Lied sich dichten;
Doch ob mirs auch mißlingt,
Die schönste schöner Pflichten,
Sie ist es, die mich zwingt.

Die Zeit, mit süßer Wonne
Sey sie von mir gemahlt,
Wie eine neue Sonne
Den Zirkel ihr bestrahlt:

Wie mit erhöhtem Glanze
Ihr Strom der Urn' entrinnt,
Und wie zum heitern Tanze
Sich jede Hore schürzt.

Zwar hebt im Trauer-Schleyer
Die Gegenwart, voll Schmerz,
Mit halberloschnem Feuer,
Das Auge himmelwärts.

Doch, gleich dem schönsten Sterne
Im himmlischen Revier,
Winkt Trost aus lichter Ferne
Der Engel Zukunft ihr.

Er ruft: Hört auf zu zagen;
Kein Gram versöhnt das Glück,
Und Muth, nicht feige Klagen,
Gebeut das Mißgeschick!

Ihr raubt den eignen Frieden
Euch stets durch eigne Pein,
Und elend ist hienieden,
Nur wer's verdient zu seyn. —

Gehorcht der ernsten Stimme,
Und — Tugend nur ist Muth —
Und schwört mit edelm Grimme,
Schwört Haß der Lasterbrut!

Und Haß der Selbstsucht Hyder,
Die manche Brust entweiht!
Das alte Glück kehrt wieder
Mit alter Redlichkeit.

Die Schuld, sie soll erröthen;
Der Wahnsinn sey verbannt!
O hilf, o hilf mir beten,
Geliebtes Vaterland!

Daß jeder deiner Söhne
Der Ahnensitte treu,
Daß jede deutsche Schöne
Ein Rosenmädchen sey!

Daß keusche Lieder klingen,
In süßen Melodeyn!
Daß tausend Zungen singen
Im alten Bardenhain!

Was ist, fehlt ihr das Schöne,
Was ist die Welt? — Ein Grab!
Die göttliche Kamöne,
Ihr ward der Zauberstab.

Durch Nächte heißt sie glänzen
Ein neues Morgenroth,
Und schmückt mit Blumenkränzen
Die Sense leidst dem Tod.

Mit Gaben, die sie spendet,
Macht sie die Herzen reich. —
Mein frommes Lied, es endet
Mit einem Wunsch für euch.

Kein Gold — das Gold den Feinden,
Die Mammon nur erfreut!
Das höchste Glück den Freunden:
Es heißt — Zufriedenheit!

Der Dämon schwarzer Sorgen,
Er lass' euch ungeneckt,
Daß euch mit jedem Morgen
Nur unsre Muse weckt!

Weisser.

Bruchstücke aus der Biographie des Landschaftmahlers Weitsch (des Vaters) zu Braunschweig. Besonders in Hinsicht auf die Entwickelung seines Kunsttalents. *)

Der berühmte Landschaftmahler Pascha Johann Friedrich Weitsch zu Braunschweig, Professor der Akademie zu Düsseldorf, und Galerieinspektor in Salzdahlen, war zu Hessen, einem kleinen Braunschweigischen Flecken zwischen Wolfenbüttel und Halberstadt, 1723 am 16 Oktober geboren. „Vielleicht ist Ihnen dies (so schreibt er in seiner heiteren Laune an einen seiner ältesten Freunde, einen Hauptmann Kotzebue in Erlangen) noch aus der Hauptrolle der Kompagnie erinnerlich, worunter wir beyde standen."

Der Vater dieses nachher sich so trefflich auszeichnenden Künstlers war ein gemeiner Ziegeldecker, ein harter, störriger Mann, der aber doch in dem lebendigen Geiste seines Sohnes, wahrscheinlich auch durch die Eingebungen anderer, einen künftigen Gelehrten zu erblicken glaubte, — und es erhellt aus dem Folgenden, daß hierzu der dortige Prediger vornämlich Gelegenheit gegeben hatte. Weitsch nannte diesen Mann jedesmal mit lebhafter Dankbarkeit, da er ihn zuerst aus dem drückenden väterlichen Hause in einen andern Boden verpflanzte — wo er zwar anfangs auch nicht viel glücklicher war, wo sich aber doch für ihn nach und nach etwas freundlichere Verhältnisse anspannen.

Sein Vater schickte ihn endlich, nachdem der Sohn 14 Jahre alt und konfirmirt war, in die Schule nach Osterwiek. — Dies war ganz wider den Willen des muntern und kräftigen Knaben. Es war ein Gefühl von Freyheit in ihm erwacht, das nun durch die pedantische Disziplin der Schule unterdrückt werden sollte. Jägerkunst oder Mahlerkunst war schon jetzt sein innigster Wunsch gewesen. Unwillkührliche Antriebe der Natur mochten ihn hierzu aufgeweckt haben. — Das Zeichnen lehrte ihn in dem Flecken Hessen kein Mensch. Wer hätte auch in dem kleinen Orte dem armen Dachdeckerjungen — hätte er auch in einer größern gebildeten Stadt gelebt — hierin Anweisung gegeben! Er beschäftigte sich also bey seiner Lebhaftigkeit durch sich und aus sich selbst. — Er bemahlte zuerst, nach der Weise der Kinder, die Wände mit Röthel und Kohlen; aber er ging schon etwas weiter, und zeichnete, freylich noch geschmacklose Formen, aber doch schon in nachgebildeten Umrissen. — Die erdärmlichen Holzschnitte auf den Tabacksbriefen seines Vaters waren jetzt seine Ideale. — Von einem Kupferstiche, von einem Gemählde hatte er kaum da noch einen Begriff, als das Bildliche bey ihm zum Erstenmale zur Anschauung ward.

Aber er sollte nun einmal, nach dem Urtheilspruche seiner ältern erwachsenen Schwestern, welche das väterliche Haus regierten, weder Mahler noch Jäger werden, weil sie immer mit der Maxime, besonders in letzterer Hinsicht, gegen ihn auftraten: daß ein alter Jäger, ein alter Flurschütze, ein alter Jagdhund, und ein altes Pferd einerley Schicksal hätten, — Undank der Welt. — „Meine Bestimmung blieb also, wie er schreibt, die Schule; ich wohnte bey dem dortigen Schreibmeister Rausch" — und wahrscheinlich übten sich damals schon die freyern Züge seiner Hand, und der natürliche Blick seines Auges, da er im Schreiben seinen übrigen Mitschülern bald voraneilte. Aber eben dieser Schreibmeister lenkte ihn auch zufälliger Weise, obgleich zum endlichen Vortheile der Kunst, von seinen Schulstudien ab. — Der Schreibmeister war ein Jagdfreund, Weitsch lebte da in seinem Elemente, er mußte seinem Lehrer die Flinte tragen, er versäumte seine lateinischen und seine Chor-Stunden; — die Lehrer waren mit dem nachlässigen Knaben höchst unzufrieden, und man hielt es endlich für Pflicht, die Saumseligkeit desselben dem Dachdecker in Hessen anzukündigen, welcher durchaus den Sohn zum Gelehrten bestimmt hatte. —

Dies gab dem künftigen Schicksale des jungen Weitsch auf einmal eine ganz andere Wendung. „Mein Vater, schreibt er, kam eines Sonnabends nach Vollendung seiner wöchentlichen Arbeiten nach Osterwiek, hielt mich für einen Verlornen, und holte mich von da ab." Man denke sich einen Vater, dem man seinen Sohn als Genie vorgezeichnet hatte, und der ihm nun als Taugenichts erscheint! Der berühmte Künstler soll das Weitere beschreiben, und es macht ihm Ehre, daß er es ohne alle Animosität gegen die Härte seines Vaters thut. „Vor dem Thore am Stadtgraben, sagt er, standen Wasserweiden, mein Vater schnitt von selbigen ein Bündel ab, band es zusammen, und als wir zwischen die Gärten kamen, machte er den ersten Versuch mit den Wasserweiden; — dies kontinuirte nach einer

*) Aus dem angekündigten noch ungedruckten Werke des Hofraths Pockels zu Braunschweig.

jedesmaligen Pause, bis die Stöcke verbraucht waren, — und so kamen wir an das Holz, wo er wieder zu schneiden anfing; — dies dünkte mir aber zu viel zu seyn, und ich lief davon, und nach Hause." „Des Abends, fährt er fort, wurde mir weiter nichts gesagt. Der Zorn des Vaters schien abgekühlt. Auch des Sonntags nichts; aber Abends befahl mir der Vater, meine Haare wieder aufzuwickeln, weil wir Montags Morgens ausgehen wollten. Ich vermuthete, er werde mich auf die Schule nach Halberstadt bringen; allein es war für mich etwas ganz anders vorbehalten, denn am folgenden Morgen Montags weckte mich mein Vater um 4 Uhr auf, ich mußte mich ankleiden, die Haare in Locken legen, und sie mit Puder bestreuen. Er selbst blieb bey meinem eleganten Anzuge in seiner gewöhnlichen Arbeitskleidung mit dem Schurzfelle vor sich, welches mir etwas verdächtig schien." —

„Als ich mit meinem Anzuge fertig war, sagte er mit ernster Stirne: nun komm! Er führte mich auf den Hof, wies mir eine große Nachbarke mit einem Riemen an, nöthigte mich, sie in meinem Festkleide, mit Manschetten und gepudertem Haar, auf die Schultern zu nehmen, und so wanderte er mit mir auf das Erntefeld (es war im Monat August), indem er voranging, und ich ihm nachfolgen mußte. — Hier, sagte er mit einem gebietenden Tone, hier sind zwölf Morgen abgemähete Gerste, — diese wirst du in Garben binden, und in Stiegen setzen! Wenn ich am Sonnabend von meiner Arbeit zurückkomme, so muß alles fertig seyn, oder wir sprechen uns weiter. Ich habe aus dir, fuhr er erbittert fort, — einen großen Professor ziehen wollen; aber nun magst du dem Kalbfelle folgen! — und so ging er nach einem benachbarten Dorfe zu seiner Berufsarbeit." — Wegen jener zwölf Morgen hatte der Dachdecker mit einem dortigen Bauer den Vertrag gemacht, daß der junge Weitsch, zur Strafe für seine bisherige Faulheit, die vorräthige Gerste harken, binden und in Stiegen setzen sollte.

Man sieht offenbar, daß der alte in seinen Hoffnungen betrogene Vater durch diese Sclavenarbeit den Sohn beschämen, seinen Ehrgeiz aufregen, oder ihn auch wirklich für sein Nichtsthun bestrafen wollte, — daß er aber auch als ein roher Mann mit einem so lebhaften Knaben zu viel wagte. Der achtbare Künstler, den wir hier schildern, erinnerte sich dieser Scene aus seiner frühern Jugend bis in sein tiefstes Alter mit achtbarer Lebhaftigkeit. — Er hat sie eigenhändig beschrieben. „Die Bauerknaben, sagt er, die mich in diesem Anzuge auf das Feld gehen sahen, den Schüler aus Osterwiek mit zerrissenen Manschetten, gaben mir den possierlichen Namen: Schülergeselle, und die vorbeyreisenden Meßfremden lachten über das Sonderbare meines Anzuges" welcher mit seinem jetzigen Geschäfte so ganz zu kontrastiren schien. — In dieser gedrückten Lage ließ ihn der damalige Prediger des Orts, Hr. Dankworth, zu sich kommen. Er war dem Knaben wegen seiner heitern Gutmüthigkeit gewogen; es that ihm weh, daß man ihn auf eine so harte Art bessern wollte. „Fritz! sagte der redliche Mann, ich kann dich hier nicht länger so sehen, du mußt von hier weg! Ich will dir einen Brief nach Halberstadt mitgeben. Ein dortiger Kriegsrath von Behr sucht einen Aufwärter für seine Fräulein Töchter. Schreiben kannst du ja, — und so findest du doch wol dein Stück Brot in der Welt!"

Der junge Weitsch war von der Dankbarkeit durchdrungen. Fort eilte er nach Halberstadt, wie ein Vogel, der aus dem Käfich fliegt. Nur das Pensum der ihm von dem harten Vater aufgegebenen mühsamen Arbeit beunruhigte ihn. — Sie war kaum angefangen, und sollte schon am nächsten Sonnabend geendet seyn. Auch hier half ihm sein alter Lehrer Dankworth aus der Verlegenheit, indem er durch seine Leute den ganzen Dienstag für ihn harken und binden ließ. — Aber Weitsch kam spät des Nachts mit zermalmtem Herzen von Halberstadt zurück. — Die Stelle bey den Fräulein von Behr war schon vergeben, und er zwey Tage zu spät gekommen. — Mittwochs Morgens war er daher schon wieder bey der mühsamen Feldarbeit, und so den ganzen Tag hindurch, eben so den Donnerstag; — aber am Freitage riß der Faden seiner Geduld. Er entlief aus seinem Wohnorte. Sein alter Lehrer hatte ihm gesagt, daß er vielleicht in Wolfenbüttel als Bedienter eine Herrschaft finden könne. Wolfenbüttel war damals ein glänzender Ort. Der Hof residirte noch dort, und so ging Weitsch ohne Empfelungen, ohne einen dortigen Freund zu haben, dahin, und überließ sich im ganzen Sinne des Worts dem ungewissen Schicksale und einer dunkeln Zukunft.

Er stellte sich nun, bey der gänzlichen Ungewißheit seiner Lage, an eine Straßenecke, und war entschlossen, hier so lange zu verweilen, bis etwa ein Kanzleybote vorüberginge, dem er seine Wünsche eröffnen könne. Diese Leute kannten das Lokal der Stadt und der größern Häuser, und wahrscheinlich hatte ihm sein alter Freund Dankworth gerathen, die Bekanntschaft eines solchen Mannes aufzusuchen. — „Ich hatte nicht lange," schreibt er, „an dieser Ecke gestanden, als ich einen solchen Mann vorübergehen sah; ich eilte ihm entgegen, ich entdeckte ihm mein Anliegen. Der Mann hieß Angelstein. Es war ein Pietist." — Der muntere Knabe mußte Eindruck auf ihn gemacht haben; er nahm ihn mit sich nach Hause, um eine Probe von der Hand des Supplikanten zu sehen. Schreibe Er mir einmal, sagte Angelstein, einen biblischen Spruch auf! — „Ich wußte," sagt der redliche Greis, keinen bessern, als den, welchen mir meine selige Mutter auf ihrem Sterbebette so dringend und herzlich empfolen hatte: „Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen." Dem frommen Angelstein wurden die Augen

das Regiment, und sagte meinem Obersten: „Hier sollen ja schöne Verzierungen von frischem Rasen seyn. Wo sind sie?“ Der Oberst kommandirte sogleich das Regiment hinter die Linie, und nun traten meine Kunstwerke in ihrer ganzen Herrlichkeit hervor. — Der Prinz Moritz betrachtete alles mit einem besondern Wohlgefallen. „Wer hat dies gemacht, Herr Oberst?“ „Dieser Freykorporal,“ erwiederte er, und winkte mir, vorzutreten. Ich trug die Fahne, und der Prinz redete mich freundlich mit den Worten an: „Mein Sohn, ist Er ein Kunstgärtner?“ Es lag etwas sehr Schmeichelhaftes in dieser Frage, da ein Kunstgärtner, vorzüglich in Holland, kein gemeiner und gewöhnlicher Künstler seyn darf, sondern sein Fach kunstmäßig studirt haben muß. „Ich antwortete: Nein!“ „Aber,“ fuhr der Prinz fort, wo hat Er das gelernt?“ Hier bey diesen Versuchen, antwortete Weitsch, und hier auf dieser nackten Heide. — Das ist brav! erwiederte der Prinz: Er soll bedankt seyn! und ritt mit seinem Gefolge weiter.“ Dieses, „das ist brav!“ von einem Prinzen, vor einem ganzen Regimente einem Freykorporale gesagt, mußte diesen begeistern. Nie hatte ihn ein Laut freundlicher angesprochen, und sein Gedächtniß verweilte gern bey dieser Scene.

Aber hiermit war sein Triumph noch nicht geendigt. Sein Name lief von einem Regimente zum andern, und sein Ehrgefühl mußte nun vollends noch mehr elektrisirt werden, da der Prinz Moritz einen Adjutanten an alle Regimenter sandte, daß man die Verzierungen überall so anbringen solle, wie sie der geschickte Freykorporal vor dem braunschweigischen Regimente aufgestellt hätte. „Es standen damals,“ sagt Weitsch, „beynahe 30000 Mann zusammen.“ Man denke sich das heitere Gefühl in der Seele eines jungen feurigen Mannes, welcher sich auf einmal von einer so großen Menschenzahl gekannt und geehrt sieht, welchen der oberste Feldherr öffentlich gelobt, zu welchem sich die Unterofficiere von den Regimentern hinzudrängten, um von ihm zu lernen, und dem der Beyfall der ganzen großen Armee gewiß war, — und man wird es ihm gern verzeihen, daß er diesen Vorgang mit großer Wohlgefälligkeit so weitläufig geschildert hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches Allerley.

Es bleibt dabey, daß uns Deutschen in literarischer Betriebsamkeit, und — man nehme das Wort nur mit aller hier sich von selbst verstehenden Einschränkung — Allwissenheit kaum ein andres Volk gleich kommt. Wie halten wir Buch über fremde und einheimische Namen? Wo wäre ein literarisches Gewächs im fernsten Süden oder Norden, das nicht, auf unsern Boden verpflanzt, in seiner Originalsprache und in treu sich anschmiegender Umdeutschung gelesen und genossen würde? — In Absicht auf Nomenclatur und Buchhalten bleibt der rastlos eintragende Meusel einzig in seiner Art. Sein deutsches Künstlerlexicon ist so eben durch den zweyten Theil (M — Z) vollendet erschienen, ein gar dienstfertiges Orakel für mancherley Bedürfniß doppelt verdienstlich, da die braven Künstler meist eine entschiedene Dintenscheue haben, und dem Lexicographen daher sein Geschäft unbeschreiblich sauer machten. Man erstaunt, was bey allen diesen Schwierigkeiten durch sie zusammengebracht wurde. Uebrigens haben die Schauspieler eine harte Ehrenrüge contra Meusel angebracht, daß sie in diesem Künstlerlexicon ganz leer ausgingen. Meusel wird vermuthlich darauf antragen, daß sie anzugeben hätten, bis wie weit herab bey ihnen der Name Künstler gelten könne. — Dieselbe Handlung, der wir vor kurzem die neue, jedem Arzt und Naturforscher ganz unentbehrliche, Ausgabe von Ploucquets Repertorium verdanken, einem neuen, in seiner Art noch unübertroffenen Beweise, was deutsche Beharrlichkeit und Gründlichkeit vermag, gibt uns in Jochmus chronologischem Register der fränkischen Revolution von 1787 bis 1799 einen Schlüssel zu der ewig denkwürdigen Revolutionsgeschichte, wie ihn weder das bekannte Repertorium des Moniteur noch irgend ein anderes Register über diese Weltbegebenheit liefert. Die Hauptstelle des Dekrets oder der Verhandlung ist allezeit wörtlich ausgehoben, und das Gleichzeitige im Synchronismus überall kurz und doch genügend angedeutet. Der so eben erschienene zweyte Band geht bis zum Schlusse des Jahres 1796. Wie gewichtig und wahr ist die Aufschrift auf dem Titelblatt: Crescit eundo! — Wie sehr uns auch das Fernste des Auslandes bekümmert, beweist eine sehr strenge und lehrreiche Kritik über des jüngern Desgnignes, der viele Jahre französischer Resident und Dollmetscher in Macao war, viel zu hoch gepriesene Reise in China, die unter der Aufschrift: Sinologus Berolinensis in kurzem bey Hitzig in Berlin ausgegeben werden soll. Ein andrer deutscher Gelehrter, unter Heyne und Tychsen in Göttingen zur Philologie im umfassendsten Sinne gebildet, Hr. Hagemann, hatte in Paris, wohin er eine gelehrte Reise unternahm, die erwünschte Gelegenheit, die Sanscrit so zu erlernen, wie sie nur von Wenigen, die nicht selbst nach Indien kommen konnten, erlernt werden kann. Eine glückliche Verbindung der Umstände brachte ihn als Instruktor in das Haus Sr. Majestät des Königes Joseph, der damals noch in Neapel war. Hier wurde aber der rastlos Studirende das Opfer einer Krankheit, die ihn schnell wegraffte. Mit ihm sind die schönsten Hoffnungsblüthen für die indische Literatur gebrochen worden, und ins Grab gesunken. Doch haben wir durch das äußerst merkwürdige Werk, das die Stiftsdame von Polier aus den literarischen Schätzen ihres Onkels, des Generals Polier, in zwey Bänden Mythologie des Indous

(Rudolstadt, Hofbuchhandlung) herauszogen hat, einen reichlichen Ersatz. Davon ist bereits im Morgenblatte umständlicher gesprochen worden. B.

Auf das — — Ehepaar.

Amors Fackel zuerst hat diesem Paare geleuchtet,
Später Hymens, zuletzt deine, Tisiphone! noch.

Hg.

An Lirus.

„Du räumst mir ein eignes Plätzchen ein
„In deinen Canzonen?" — O Lirus, nein!
Ich will nicht lebendig begraben seyn.

Hg.

Lappalien.

Das Buch ist schlecht,
Der Titel recht.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 16 Dec. 1809.

Zum bevorstehenden Weihnachtsfeste rüstet sich männiglich, denn die Zeitungen prunken mit Anzeigen der schönen, herrlichen, wunderschönen, merkwürdigen, erquickenden, unterhaltenden Kunstwerke, welche zu sehen Berlins Einwohnern vergönnt seyn soll. Die Stadt Neapel von der Wasserseite, ein Theil von Rom, die Weiber von Weinsberg, Linienschiffe, Fregatten und Kaper, die Belagerung von Colberg, der Jahrmarkt zu Krähwinkel, die alte und neue Zeit, und sonst noch gar mancherley Dinge werden den zahlreichen und zahlfähigen Schaulustigen zu schneller Ansicht bestens empfohlen. — Wir wünschen den Unternehmern gute Einnahme, und wenn, wie man sagt, rückständige Zinsen und Gehalte bezahlt werden, so kann sie ihnen nicht fehlen. — Auch Hr. Caccia hat sein Wachsfiguren-Kabinet um 24 Stück der berühmtesten Männer des jetzigen Zeitpunktes vermehrt, wie er, sehr undeutsch, vernehmen ließ.

Am 11ten sah man hier zum Erstenmale: Macbeth, nach Schillers Bearbeitung. Es war eine vortrefliche Darstellung bis auf einige von der lieben Jugend verfehlte Nebenrollen. Hr. Mattausch als Macbeth gab ihn mit solcher Würde, Kraft und Ausdauer, daß die Ueberzeugung, er allein könne Rollen dieser Art bey unsrer Bühne übernehmen, fester wurde, und selbst er hätte sich fast erschöpft. Vorzüglich schön gab er die Scene, wo Banquos Geist den Platz am Tische nimmt. Mad. Bethmann als Lady Macbeth wage ich nicht zu loben, nur zu bewundern. Unübertreflich erschien sie als Nachtwandlerinn, und mit tiefer Wehmuth ergriff mich der Gedanke, daß die Bühne — gebe der Himmel so spät als möglich! — einst den unersetzlichsten Verlust erleiden wird. Hr. Bethmann als Macduff spielte lobenswerth, doch sprach er zuweilen aus übervollter schwerathmender Brust. Ausgezeichnet nenne ich von ihm die Augenblicke, welche er dem rasenden Schmerze über sein Weib und seine Kinder weiht. Iffland zeigte uns als König den Meister. Die drey Hexen wurden diesmal von Männern dargestellt. Einer derselben ist zu rathen: daß sie künftig die Worte Türkennasen. Judenlieder u. s. w. nicht so gewaltig herausheben, und in einem großen Auftritte die Zuschauer lachen, und den Effekt verfehlen machte. Die Kostume waren altschottisch, gut gewählt und prachtvoll, die Musik von Seidel anpassend. — Am Tage der Ankunft unsers geliebten Königs-Paares gibt man im Opernhause: Iphigenia in Aulis, Musik von Gluck; auch glaubt und wünscht man, daß es möglich sey, am gleichen Tage ein Schauspiel auf dem Nationaltheater zu geben, wenn die Majestäten beyde Vorstellungen mit ihrer Gegenwart beehren wollen. — Sie reisten am 15ten von Königsberg ab.

Die freudige Rückkehr des geliebten Königspaares ist jetzt der einzige Gedanke und der Stoff zu allen Gesprächen. Sie wird, nach übereinstimmenden Nachrichten, am 23 December gewiß erfolgen, und ein verbreitetes Gerücht, die Abreise von Königsberg werde durch eine Krankheit des Kronprinzen verzögert, scheint völlig grundlos. Vorläufig ist jede Anstalt getroffen, und die Art der Einholung bestimmt. Nach dem Willen des Königes wird das Militär den Majestäten bis Weissensee (ein nahegelegenes Dorf) entgegenziehen, und die Bürgergarde in der Stadt Chaine machen, und die innern Wachen besetzen. Es gibt Leute, die es anders gewünscht hatten, doch jede Einrichtung gefällt nur immer einer Partei, und leider! sind wir noch nicht so weit, daß wir zur Einheit uns Glück wünschen könnten. — Der Magistrat sendet nach dem genannten Dorfe eine Deputation, welche die Ersehnten bewillkommt, und die Autoritäten werden sie am Thore empfangen. Wenn alle unnütze Reden verboten sind, so werden natürlich die Empfangenden nur die Wünsche und Hoffnungen andeuten, welche die unter allen Umständen treu und anhänglich gebliebenen Bürger hegen, und für die sie freudig jedes Opfer brachten, denn dies ist nicht unnütz. Wohl dem Fürsten, welcher die Treue im Unglück sah, er wird sich fester an die Herzen seiner Bürger schließen!

Die freywillige Beschäftigungs-Anstalt zählt jetzt 881 Arbeiter. — Einige fleißige Hausfrauen haben sich, vereint mit ihren Töchtern und deren Freundinnen, (welchen letztern Ref. zur Belohnung recht bald gute und wohlhabende Männer wünscht), um die Waisen verdient gemacht. Sie haben nämlich weibliche Arbeiten angefertigt und ausgestellt zum Verkaufe angeordnet, um mit ihrer Arbeit den Verlassenen einen frohen Weihnachts-Abend zu schaffen. Jedem Fürstenden wird es eine Ehre seyn, etwas davon zu besitzen, und für das was ich mir holen werde, küsse ich sämtlichen Damen, unbekannter Weise, die Hände.

Das Bürgerrecht muß jetzt in unserm Staate von jedem Einwohner gewonnen werden; doch ist die Summe von 200 Thalern erlassen, und nur an Gebühren sind 10 Thlr. festgesetzt worden. — Auch darf Jedermann und überall den Bart scheren, wenn nicht ausdrückliche Privilegien es irgendwo zum ausschließlichen Gewerbe machen. — In unserm Justizwesen sollen Veränderungen vorgehen. Möchte die Einschränkung des sogenannten Wucher-Edikts mit darunter gehören!

Hr. von Kotzebue tadelt im 8ten Hefte seiner Monatsschrift, der Biene, das Morgenblatt, daß sein, Geist der Journale darin ein Nachdruck genannt worden sey. Schade! — ruft er ungefähr aus — Schade, daß eine solche Aeußerung in einer Zeitschrift gewagt wurde, welche die beste unter ihren jetzigen Schwestern ist.

Er entschuldigt die Herausgabe seiner Zeitschrift damit, daß sie für Rußland, wo man kein Journal oder keine Zeitung aus Deutschland ganz und ohne großen Kosten erhalten könne, sehr wohlthätig sey, und daß er nicht blos ausschreibe, sondern auch umarbeite und verbessere. Geschähe das letztere nun wirklich, und mit mehr Geschmack, als in vielen dramatischen Produkten dieses Autors waltet, so möchte die Entschuldigung (wenigstens theilweise) gelten.

Nro. 3.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. Januar, 1810.

— Soll der Liebe Glück, wie ihr, unsterblich seyn,
So läutert stets die Lust, die ihr genießt,
Und macht sie geistiger!

Wieland.

Die Braut von Norwegen.

(Eine alt-nordische Sage.)

Einst König Haquin wohlgemuth
Saß zu Bankett mit seinen Treuen.
Prinzessinn Regnild, schön und gut,
Hört kalt der Ritter Schmeicheleyen.
Das Trinkhorn kreist; die Sternennacht
Wird bey Gesang und Schmaus verbracht.

Der König spricht: „Sey, edle Kunst
Der Skalden, hoch geehrt, gepriesen!
Recht hab' ich meines Herzens Gunst
Auf Lebenszeit dir zugewiesen.
Weiß wer ein Lied vom Riesen Nor,
Der Sänger reize unser Ohr!"

Die ganze Sängerzunft verstummt
Dem königlichen Aufrufsworte.
Von fern, horch! eine Harfe summt,
Summt näher näher zu der Pforte.
Den fremden Skalden lasset vor!
Weißt, Sänger, du ein Lied vom Nor?"

Herr König, Euer Will' geschieht!
In tiefer Ehrfurcht laßt Euch grüßen.
Von Dänmarks Barden lernt' ich eh'
Das Wunderlied vom großen Riesen.
Wollt ein aufmerksam Ohr mir leihn!
Gestimmt ist meine Harfe rein. —

„Fürwahr, ein stattlich hoher Mann!
So zischelt's rings von allen Ecken:
Der Augen Paar ein Blitzgespann,
Gerüstet wie mit Geisteschrecken!"
Und alles lauscht und alles sinnt,
Da Saitenspiel und Sang beginnt:

„Es lebt' einmal ein edler King,
Graulockig und gebeugt von Jahren.
Der schätzte sich, sein Haus gering,
Konnt' er das Reich vor Unfall wahren.
Ein'n beßren König gab es nicht,
So weit erglänzet Sunna's Licht.

Der Riese Nor, ein Ungethüm
Aus Thule's grausen Feueressen,
Verwüstet Land und Leute ihm
Durch unersättlich Menschenfressen.
Und jeder Waghals, der ihm steht,
Wird flugs, ein Grashalm, weggemäht.

„Dein Töchterlein zum Weib mir gib,
Willst daß dein Land mit Fried' ich lasse!"
Der König hat sein Reich gar lieb;
Und kurz — daß ich gedrang mich fasse —
Des Landes Perl', wie sehr ihr graut,
Wird, ach! des wüsten Recken Braut.

Allsachte wallt der Hochzeitzug,
Das zarte Opfer darzufeiern.
Rasch stürzet mit des Sturmwinds Flug
Ein Ritter aus des Hochwalds Kiefern.
Er stürmt zu Roß dem Zuge vor,
Stellt kühn entgegen sich dem Nor:

„Heraus! Dich, Nor, streck' ich ins Grab!
Mein eisern Herz kennt kein Erbarmen.
Dem Vater tritt das Kleinod ab!
Nicht das, den Tod sollst du umarmen." —
„Heran, du Zwerglein, spute dich
Zu sterben!" schrept Nor fürchterlich.

Des Ritters Harnisch blitzt wie Glas,
Wie Silber aus gefrornen Bächen,
Der Helm wie glimmernder Topas,
In dem sich tausend Sonnen brechen.
Denn wißt! Der Rüstung Quellbenetzt,
War ringsum Eiskrust angesetzt.

Der Jüngling hatt' um Mitternacht
Begossen Helm und Panzer fleißig,
Bis glitzernd in Krystallenpracht
Die Rüstung starrte, ringsum eisig.
Wer mag durch Eis den Stahl zerhau'n?
Drum focht der Jüngling sonder Graun.

Der Ries' und Ritter hauen schwer,
Doch nur des Ritters Hiebe treffen.
Als ob ein Marmorblock er wär,
(Nor schreyt, ob Zauberey'n ihn äffen?)
Glitscht jeder Schwerstreich ab vom Rand
Des Strahlenpanzers in den Sand.

Des Ritters Schwert, ein Blitzstrahl, blinkt
Entscheidung bey dem zweyten Ritte.
Das grause Ungeheuer sinkt,
Gespalten durch des Bauches Mitte.
Es sinkt, und schleudert weg das Schwert,
Das in des Siegers Wade fährt.

Das Reich ist nun aus Noth befreyt;
Doch wund liegt er, der es gerettet.
Des Königs Schloß lag allzuweit;
Im nächsten Dorf ward ihm gebettet.
Des Königs halbe Dienerschaar
Geschäftig um den Kranken war.

Wohl Neugier forscht nach Nam' und Stand,
Verschlossen bleibt der Mund des Helden.
Ein schwer Gelübd gebeim ihn band,
Geburt und Namen nicht zu melden.
Tagträglich naht' ein' junge Maid,
Die freundlich sich zur Aerztinn beut.

Und als die Wund' sich schließen wollt'
Durch ihrer Pflege zärtlich Walten,
Da legt sie einen Ring von Gold
Tief in der Wunde zarte Spalten.
Genesen, zog er in sein Land.
Das Ringlein blieb ihm heil'ges Pfand.

Das Bild der Maid im Herzen tief
Folgt' ihm getreu auf Weg und Stegen;
Und wo ihn Pflicht und Ehre rief,
Verlieh der Talisman ihm Segen,
Den er, von heissem Blut umhegt,
Tagliebens in der Wade trägt. ———

Der Skalde schweigt. Der König und
Das Fräulein Rührung unterdrücken,
Thun ihren Beyfall herzlich kund
Mit Worten und liebreichen Blicken,
Des edlen Sängers Ehrensold.
Man reicht ihm Wein und Meth in Gold.

Der Herrscher, durch des Festes Lust
Verjünget, trotz der Wangen Falten,
Spricht: „Regnild, Stolz der Vaterbrust!
Sollst, traun! nicht gattenlos veralten.
Der Ritter Einen, die im Saal,
Beglücke deine freye Wahl!"

Und unter Panzern hörbar laut
Arbeiten dreißig Männerherzen.
Wie Freya sitzt die Minnebraut
Umringt von Wonnen und von Schmerzen.
Zwey, drey Sekunden sann sie nach;
Der süße Mund dann lächelnd sprach:

„Wer Wundennarb' am rechten Bein,
Und in der Narb' ein Ringlein träget,
Soll mir erkiest zum Bräut'gam seyn!"
Stracks jeder Tafelritter schläget
Das Aug zum Teller, kreidenbleich,
Als träf' ihn Thor mit Donnerstreich.

„Das klingt wie: Regnild will nicht freyn!"
Der König rief's. Der Skalde flüstert:
„Die Deutung möcht' wol anders seyn;
Das Ringlein mir im Fusse knistert.
Die Maid, die hier so minnig schaut,
Ist Keines sonst als meine Braut." —

Aus Regnilds Auge strahlt ihr Glück.
Haquin, als sich enthüllt die Narbe,
Traut kaum dem Finger, kaum dem Blick,
Und wechselt jach von Antlitzfarbe.
Rasch fällt des Skalden grau Gewand —
Und Dänmarks König vor ihm stand.

„Was Odin fügt, ist gutes Ding,
Ehrwurd'ger Führer der Norwegen!
Dich grüßt der Dänenfürst Hadlng.
Gib den versprochnen Vatersegen,
Daß Regnild, die ihm Aerztinn war,
Und Hading sey'n ein glücklich Paar.

Mein Vater starb, und nahm am Grab
Den trüben Quell von langem Leide,
Des Schweigens streng Gelübd, mir ab,
Beschworen einst mit Hela's Eide.
Der Zepter ist seit Monden mein,
Und dieses Herz, o Regnild, dein!" —

Und Haquins Segen war bereit,
Die frohe Nacht im Kreis der Gäste
Wird, von Sibsna eingeweiht,
Die Vornacht schon vom Wara-Feste.
Hading, den sel'gen Göttern gleich,
Führt Regnild in sein Dänen-Reich.

Buri.

Anmerkungen.

Skalden, die Barden der alten nordischen Völker. Sunna, die Sonne. Thule, die Insel Island mit ihrem feuerspeienden Hekla. Freya, Göttinn der Liebe. Thor, Gott des Donners. Odin, die oberste Gottheit. Hela, Göttinn der Unterwelt. Sibsna, Göttinn der Eheverlöbnisse. Wara, Göttinn der Hochzeiten.

Lelios Hoffnung.

Mein Herz verlangt nach einem holden Kinde,
Das alle Reiz' und Tugenden verbinde.
Zu glücklich, wenn ich's nirgend finde!

H.

Bruchstücke aus der Biographie des Landschaftmahlers Weitsch (des Vaters) zu Braunschweig. Besonders in Hinsicht auf die Entwickelung seines Kunsttalents.

(Fortsetzung.)

Aber auch dieser freundliche Akt in dem Leben des beginnenden Künstlers sollte seine grelle Schattenseite haben. Man weiß, daß ihm sein Kompagnie-Chef nichts weniger als gewogen war. Vielleicht hatte sich Weitsch bey seiner natürlichen Freymuthigkeit über seinen Hauptmann zu offen ausgedruckt, Vergleichungen zwischen ihm und seinem humanen Vorgänger angestellt; genug, Weitsch stand bey jenem Hauptmanne im Hintergrunde, und wer den Geist des Militärs kennt, wird es wissen, wie jede ein sogenannter Kompagnie-Chef seine Untergebenen drucken kann und darf, wenn ihm auch selbst der General des Regiments gewogen seyn sollte. Daß Weitsch im Lager bey Breda Aufsehen erregte, schien dem engherzigen Hauptmanne noch weniger zu behagen, „und so verbot er ihm, wie sich Weitsch selbst ausdrückt, unter tausend Flüchen, daß er sich nicht unterstehen sollte, seine Kunststücke für andere Regimenter zu machen." „Mir entging hierdurch, heißt es in den Beyträgen, ein beträchtlicher Verdienst, weil mich die übrigen Generale zu jenen Vorrichtungen bey ihren Regimentern einladen ließen."

Indeß hatte der so zurückgeschreckte Künstler noch einen Festtag bey Breda, einen neuen Triumph. „Als, sagt er, nach einigen Tagen jene Dekorationen im Vorder- und Hinter-Treffen vollendet waren, da erschien auf einmal der Prinz Friedrich Wilhelm von Oranien mit einigen hundert Begleitern. Der alte Prinz Moritz ritt ihm zur Seite. Vor der großen Linie der Armee sah man nun die Namen und Wappen aller Regimenter in ihren schönen frischen Abbildungen. Der Prinz von Oranien ritt die Fronte hinunter und wieder zurück. Als er mit seinem glänzenden Gefolge vor das Braunschweigische Regiment kam, sagte der alte Moritz von Nassau: Hier ist der Anfang mit der neuen Erfindung gemacht worden. Ich mußte abermals mit meiner Fahne hervortreten. Der Prinz von Oranien fragte mich gleichfalls: ob ich ein Kunstgärtner wäre? „Dies machte mir," sagt der alte Künstler, ein halbes Jahrhundert nachher — „eine wahre Freude!" Dem Prinzen von Oranien hatten diese Ausstellungen einer ganz neuen Heraldik so gefallen, daß er jeder Kompagnie ein Faß Märzbier, und zwey Kompagnien ein Tönnchen Branntewein verehren ließ. — Dies war ein Festtag im Lager, und wem verdankte manihn anders, als dem Freykoeporal Weitsch! —

Von da geht der Künstler zu einem Hauptttheile seiner Biographie, zur bestimmteren Entwickelung seines Künstler-Talents, über. — Welches Interesse würde die Psychologie und die Kunst gewinnen, wenn uns die vorzüglichern Meister die erste Geschichte ihrer Kunstausbildung hätten geben wollen. Das Genie erwacht sehr oft durch sehr kleine Veranlassungen, wie ein leuchtender Funke, der aus dem todten Steine gelockt wird; man gebe ihm seinen Moment, und es muß sich entfalten. Ein Anstoß, wodurch es gekehrt wird, — und es schreitet selbst unter großen Hindernissen unaufhaltsam seinem Berufe und seinem Ziele entgegen. — „Gerade in meinen bärtesten Jahren," schreibt er, „von 1754 bis 1757, wo ich mich immer noch so sehr gedrückt fühlte, wollte sich mein Talent entwickeln." — so durfte ein Künstler, der sich selbst schuf, sein Talent nennen. „Mich hat ein edler Mann, mein Oberst Tunderfeld, gleichsam zur Kunst hergestoßen; vielleicht nicht, um mich sogleich zum Künstler zu bilden, sondern um mir vorläufig eine anständige Erwerbsquelle zu eröffnen." Tunderfeld war ein warmer Freund der Kunste; alles Regelmäßige und Bildliche zog ihn an; „er erinnerte sich, daß ich in Holland 1748 den Riß der Ordre de Bataille gezeichnet hatte, ohne das Zeichnen gelernt zu haben; er erinnerte sich meiner Dekorationen vor den Regimentern, und wagte es nun, mir mehr zuzutrauen, als ich damals wirklich leisten konnte." — Unstreitig hatte der geistreiche Mann schon einen tiefern Blick in das Geschick des Künstlers gethan, hatte seine Lernbegierde beobachtet, — und so mußte ein sehr kleiner Umstand seine ganze Thätigkeit für die Folge seines Kunstlebens aufregen.

In Braunschweig war damals das Wort Lotterie ein allgemeiner Name. — Der Staat hatte eine Lotterie, viele Familien spielten Lotterie, und jeder wagte sein Geld, wo etwas auf einen ungewissen Gewinnst erreicht werden konnte. Statt der Auktionen verspielte man oft die Meubeln in Lotterien, — „und so sollte auch um diese Zeit eine kleine Gemäldesammlung in einer Lotterie verspielt werden." In dieser Sammlung befanden sich ein Paar sehr freundliche Landschaften von du Bois aus Berlin. Mein Oberst Tunderfeld wünschte, sie zu besitzen, wollte vielleicht das Geld für die Originale nicht daran wagen, oder wollte nur das Mögliche meiner Fertigkeit prüfen, — kurz, mir wurde der Auftrag, die Kopien jener Landschaften zu fertigen." Die Art und Weise dieser Unterhandlung, welche Weitsch seiner Gattinn in die Feder diktirt, ist so einzig und originell, daß wir sie nicht übergehen dürfen. Der würdige Künstler hat den Dialog hierbey wörtlich aufgesetzt. Wir geben ihn so, wie ihn das Dokument gibt.

Oberst (auf der Parade). Sergeant, ich wollte Ihm gern was zeigen. Geh Er mit mich.

Ich folgte ihm, und als wir in die Stube traten, zeigte er mir jene zwey Landschaften mit den Worten:

Die muß Er mir kopiren!

Ich. Wie soll ich das anfangen? Ich habe mein Lebtage noch nichts gemahlt; ich kenne weder Farbe noch Pinsel.

Oberst. Genug, Er kann sie machen, und Er soll sie machen! — Ich weiß gewiß, Er kann's machen. Da setze Er sich, und schreibe die Faeben auf.

Weitsch setzte sich, nahm die Feder und schrieb. Er diktirte: „Zum Weißen nimmt man Bleyweiß, zum Blau, Berliner Blau u. s. w." Die Wenigsten waren, wie ich nachher gefunden, die Rechten. Ich fragte weiter: Was habe ich nun zu thun?

Oberst. Nun muß Er sich Pinsel kaufen.

Ich. Wo kaufe ich die? —

Oberst. Die bekommt Er bey dem Bilderkrämer Mentel; da suche Er sich große und kleine aus.

Ich. Aber wie mache ich die Farben klein?

Oberst (auffahrend). Die muß Er auf einem Steine reiben. Stelle Er sich doch nicht so dumm an! — gehe Er sogleich nach Hause, und mahle Er mir die Landschaften ab!

Ich ging, sagte aber im Weggehen, (war es Verzweiflung an Vollendung des Auftrags, oder schon die sich fühlende Kraft ironisch ausgesprochen?) von mir werden der Herr Oberst die Landschaften nie zu sehen bekommen.

Oberst. Bringt Er mir die Landschaften nicht, so soll ihn der Teufel holen! —

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 22 Dec.

Der sogenannte Christmarkt existirt seit zwölf Tagen, und die Hauptstädter ermangeln nicht, ihn wiederholt zu besuchen. An den Abenden, wo die Buden und Laden brillant erleuchtet sind, gewährt das Ganze in seiner Mannigfaltigkeit ein angenehmes Schauspiel. Die Ausstellungen von Konditorartikeln, von Produkten der Buchbinder- und Bildschnitzerkunst fehlen auch in diesem Jahre nicht. Den besten Ruf hat, und das größte Glück macht diesesmal eine solche Ausstellung in der Brüderstraße, genannt Leben und Weben, Freuden und Leiden, die überzahlreich besucht wird. Es ist eine ganz artige Spielerey. Leben und Weben ist ein solches bewegliches Naturgemählde, wie Hr. Robertson uns deren mehrere sehen ließ. Eine ganz artig gemahlte Dekoration; bewegliche Menschengestalten gehen über eine Brücke hin und her, und Wagen fahren, Reiter erscheinen, während auf dem Flusse gleichfalls Schiffe und Kähne fahren, die von Ruderern fortgebracht zu werden scheinen. Leiden und Freuden ist ein dreyfaches Bild, das in seiner Erfindung sowol als in der Ausführung nicht ohne Witz ist. Die mittelste dieser kleinen Bühnen zeigt das Ufer des Styx, wo Charon Schatten landet, und wo andere Schatten noch ohne Bestimmung umherwandeln; die zweyte, rechter Hand, ist die Hölle, die dritte links stellt den Himmel dar. Freylich ist die ganze Zusammenstellung ohne Ordnung, denn unweit des Charon steht der Himmelspförtner Petrus, aber ich nannte das Ganze auch nur eine Spielerey, bestimmt das große Publikum zu amüsiren, und dieser Zweck wird erreicht. Die Tendenz ist mitunter satyrisch; man findet Personen, welche dem Berliner bekannt sind, und deren Aeußeres sich durch irgend etwas auszeichnet, im Himmel oder in der Hölle, je nachdem ihr moralischer Ruf sie hier- oder dorthin versetzt. Die amüsanteste Idee ist, daß Gall am Ufer des Stix die Schädel untersucht, ob die Ankommenden sich für den Himmel oder die Hölle qualificiren. In der Hölle liegt ein bekannter Journalist unter der Presse, ein genannter Musiker wird durch einen Reif zu springen, und ein anderer zum Musiziren genöthigt. Unzelmann, als Hausmeister im Sonntagskinde, entsteigt dem Nachen Charons, Petrus winkt einen wolbekannten Mann zurück, der aus der Hölle desertiren will; eine famöse hiesige cara Mama fährt mit ihren Nymphen eben dort herum, während ein verstorbener origineller Chirurgus, ein anerkanntwackerer Mann, im Himmel umher reitet, den Sonnenschirm über sich haltend, wie er es bey Lebzeiten that. Invaliden werden von Genien mit Pfeifen, Getränk und Speise versorgt, Ehepaare sitzen traulich in Lauben von Biskuit und Marcipan, und ein Orchester von Genien ist an einem Wasserfalle von Zucker beschäftigt, den Seligen eine musikalische Unterhaltung zu verschaffen. Die Dekorationen sind mehr als mittelmäßig, die Figuren zweck- und verhältnißmäßig, und die Gruppirungen wohlgeordnet — Nach diesem ist die Ausstellung des Konditors Weide am besuchtesten. Eine geistvollere Unterhaltung gewähren die ausgestellten Gemählde, Gegenstände der höhern Baukunst, eine Fortsetzung der im vorigen Jahre durch Schinkel begonnenen Ausstellung von Gemählden von vorzüglichen Gegenden, Naturscenen und Gebäuden.

Vom 23 Dec.

Der lange heiß und innig ersehnte Tag ist erschienen. Die Hauptstadt hat die theuern Personen wieder, welche seit länger als drey Jahren von ihr entfernt waren. Heute um 1 Uhr Mittags genossen die Residenzler das Vergnügen dieses Wiedersehens. Ein freundlicher, heiterer, sonnenheller Tag begünstigte die Lust, unter deren Grüßen das Königliche Ehepaar wieder bey uns einzog. Um 1 Uhr war es, als der Kanonendonner und das Geläute aller Glocken uns die Nähe des allverehrten Paares anzeigte. An der Spitze des Garde-Infanterieregiments ritt der König, welcher am Bernauer-Thore von dem Oberburgermeister von Gerlach mit einer kurzen Rede empfangen wurde, zu diesem Thore ein. Voran ritten 40 blasende Postillone, ihnen folgte das uniformirte und berittene Korps der Fleischer, dann die Bürgerschützen zu Pferde, und jetzt das imposante Königliche Garde-du-Korps-Regiment. Zwischen diesem und dem Infanteriegarderegimente ritt der König in der Mitte mehrerer Prinzen, ihm folgte die Suite, dann die Königinn in dem neuen geschmackvollen Wagen, welchen sie von dem Magistrat der Residenz erhielt, umgeben von einer Eskorte der Bürgerschützen; nach dem Garde-Regiment folgte die Jägergarde, dann kamen zwölf Bataillons Infanterie, jetzt die Garde-Ulhanen, Husaren, Ulhanen und Artillerie-Garde, endlich die reitende Artillerie. So wie der prächtige Zug in der Stadt erschien, begann das Jauchzen der Menge, die alle Straßen, alle Fenster, alle Thüren, Treppen und Gerüste, für Zuschauer errichtet, überfüllte. Im ersten Fenster am Thore kam eine Dame auf die Idee, bey dem Willkommenrufe ihr Tuch zu schwenken; das gefiel, und wie ein Lauffeuer ging das fort. Wohin man sah, da wehten Tücher aus Thüren und Fenstern, die Männer schwenkten die Hüte. Ein immerwährendes Jauchzen: Willkommen! Vivat! Dem Könige und der Königinn gerufen, hallte weiter und immer weiter, wälzte sich durch die Gruppe in dem Maße fort, als der Zug fortschritt. Eine rührendere Scene ist mir nie vorgekommen. Freudenthränen glänzten in den Augen von Greisen, Männern, Frauen und Kindern.

Jetzt kam der Zug bey dem königl. Palais an; hier stand das Kadetten-Korps, dessen Mitglieder, so wie die gesammten Truppen, neu und geschmackvoll gekleidet waren. Hier hielt der Monarch, die Königinn stieg aus und trat auf den Balkon, und die Truppen defilirten vorüber. Die von der Bürgergarde geformte Chaine löste sich nun auf, und auch die Bürgergarde marschirte dem Palais vorüber. Auf den Plätzen bildeten die Zünfte die Chaine, durch welche der Zug hinging. Hier glaubte man sich wieder in die Vorzeit zurück versetzt, wenn man die Glieder derselben wohlgeputzt, und mit ihren Fahnen prangend, sah; jede Abtheilung hatte ihren ausgezeichnet gekleideten Fahnenschwenker, der eine Gattung von lustiger Person ist, und mit seiner kleinen Fahne mancherley Schwenkungen macht und Künsteleyen vollzieht, sie in die Luft wirft und mit Gewandtheit wieder auffängt. In diesem Augenblicke (Abends 6 Uhr) ist die ganze Stadt ohne Ausnahme erleuchtet; unaufgefordert hat Jedermann eine Menge von Lichtern oder Lampen angezündet; im Theater ist Engels „Der dankbare Sohn," in dem man sicher das königliche Paar hoch leben lassen wird, wenn der Schulmeister das Lebehoch! bringt, darauf folgt das Ballet: Das Opfer vor der Bildsäule des Amor. Eine zweyte Gelegenheit, seine Freude und Anhänglichkeit — die sich in diesem Augenblicke überall hörbar ausspricht — zu offenbaren. Ein festlicher Tag, der lange unvergeßlich seyn wird, da er reichen Ersatz für Leiden und Opfer gewährt. Morgen ist religiöse Feyer in allen Kirchen, und am Montage besucht der Hof das Opernhaus, wo ein Prolog und Glucks: Iphigenia in Aulis gegeben wird. Im Nationaltheater ist an demselben Abende ein Prolog (wahrscheinlich von Iffland), der Verein, und, die beyden Freunde aus Lyon, Schauspiel.

Nro. 4.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. Januar, 1810.

Der Schönheit goldner Güetel webe
Sich mild in eure (Künstler) Lebensbahn,
Die selige Vollendung schwebe
In euren Werken siegend euch voran.

Schiller.

Ausstellung auf dem Kapitol.

Nichts konnte dem römischen Publikum und dem Fremden, insonderheit aber den Künstlern erfreulicher seyn, als daß eine nach einem allgemeinen Zwecke angeordnete Ausstellung von Kunstwerken jetzt in Rom lebender Künstler zu Stande käme. Roma, von jeher die Pflanzschule der zeichnenden Künste, die Bewahrerinn des guten Geschmacks, die Richterinn des Vortrefflichsten hatte keinen Ort, wo gegenüber von Werken, die in Rom verfertigt wurden, der immer vorhanden gewesene, im allgemeinen Gefühl verborgen ruhende Geist sich hätte aussprechen können. — Man sah von Zeit zu Zeit einzelne Gemählde ausgestellt, auch wol eine Sammlung einer einzelnen Schule, aber entweder war dies etwas Gebotenes, oder durch Gewohnheit Veranlaßtes. Niemand wurde dabey durch den Gedanken ergriffen, daß etwas, wobey das ganze Publikum interessirt wäre, als etwas Freywilliges, sich durch sich selbst zu einem Zwecke Ordnendes, aus der Verborgenheit der schöpferischen Werkstatt hervorgetreten sey. — Nur allgemeine Ideen, nur allgemeine Bezeichnungen können Wissenschaften und Künsten jene Atmosphäre verschaffen, in welcher sie gedeihen. Jede Beschränkung, sie habe Namen wie sie wolle, bildet Sekten, Schulen, Manieren. Zwanglos will das Schöne erscheinen, das Wahre sich aussprechen, weil sie nicht anders erscheinen, noch sich aussprechen können. — Indem die Werke von Künstlern aus allen Gegenden sich zusammenstellen, fühlt sich der Geist, welchem die Bewahrung der idealischen Forderungen an den Künstler gleich einer heiligen Flamme anvertraut ist, wie entfesselt. Er kennt keinen Namen, keine Partey; er kennt nur das hohe Idealschöne, er mißt nur nach dem Maßstabe des Vortrefflichsten.

Ein solcher Geist waltete in den Zeiten der Phidias und zu Rafaels Zeiten. In Rom verlor er sich nie, wenn er gleich, den Umständen weichend, sich nicht immer laut verkünden konnte. So z. B. sprachen sich bey der Gegenüberstellung der beyden Altarbilder von Landi und Camuccini in der Rotunda zwar im Ganzen nur Stimmen zweyer Parteyen aus, dennoch wußte man, daß der Geist Romas, daß wir so uns ausdrücken, ein höheres Urtheil über beyde bewahrt hatte. —

An jenen Bildern zweyer Meister fühlte man den Werth der Vergleichung. Jedes jener Werke hatte Vorzügliches. Schärfer sprangen die Mängel beyder, gegeneinander gehalten, in die Augen; aber am hellsten wurde, was die Kunst fordert, und was nur ihre ausgezeichnetsten Schüler in ihren ausgezeichnetsten Werken leisteten.

Die neueste, hauptsächlich durch das Verdienst eines die vorzüglichste Achtung verdienenden Mannes, des Herrn Degerando, zu Stande gebrachte Ausstellung auf dem Kapitol ist in Rom die erste, die nach den liberalsten allgemeinsten Prinzipien ohne alle Nebenrücksicht eingerichtet worden. Dem Kunstgeiste ist dadurch gleich am eine Freystatt eröffnet.

Nicht das Wort, die Sache richtet. — Die Stimme der Wahrheit bricht mit göttlicher Gewalt hervor. Die Muse flicht den Kranz des Verdienstes — aber nur an dem

Altare des Genius hängt sie ihn auf, damit der Künstler ewig nach dem strebe, was keine Kunst erreicht.

Zuviel gefordert wär' es, wenn in Rom die erste Ausstellung dieser Art schon alles leisten sollte, was von einer durchaus zweckmäßigen Ausstellung zu erwarten ist. Nur unter vielen Schwierigkeiten ist diese Exposition ins Werk gesetzt worden. Alles Neue oder Nichtgewöhnliche findet immer wenigstens einigen Widerstand. Man hat sogar über den Nutzen oder den Nachtheil dieser Ausstellung debattirt. Man hat gefragt, ob nicht die Meisterwerke der alten Zeit aus der Verborgenheit hervorgegangen, und vielleicht selbst durch sie wären befördert worden u. dgl. — Lassen sich aber Zeiten mit Zeiten so vergleichen, daß eine als die Norm der andern angesehen werden könnte? — Jede hat ihre Forderungen, jede ihre Bedürfnisse, und jede ihre Mängel. Was der einen zuträglich war, könnte der andern nachtheilig seyn, und was der einen zufällig nützte, erhebt sich deshalb noch nicht zur Regel. — Die Verborgenheit, in welcher der Geist der innern Anschauung kräftiger wirkt, behalte ihren Werth, aber wie die Pflanze bedarf auch die Kunst des freyen Orts und der Sonne.

Das allgemeine Interesse, das in Rom an der neuen Ausstellung genommen worden ist, spricht zu laut für die Sache, als daß über ihre Zweckmäßigkeit noch ein Zweifel stattfinden dürfte. — Nur davon kann die Rede seyn: wie war die erste Ausstellung? — welchen Total-Eindruck machte —? welche allgemeine Bemerkungen veranlaßte —? zu welchen Erwartungen für die Zukunft berechtigte sie? —

Wir wollen dem einfachen Gange der Empfindung folgen, den ersten Blick über das Ganze nicht verlieren, und dann die Stimme des Publikum hören, ehe wir zur detaillirtern Beachtung einzelner Kunstwerke übergehen, die sich in dieser Ausstellung auszeichneten.

(Der Beschluß folgt.)

Bruchstücke aus der Biographie des Landschaftmahlers Weitsch (des Vaters) zu Braunschweig. Besonders in Hinsicht auf die Entwickelung seines Kunsttalents.

(Beschluß.)

Dieser Ernst seines Obersten fiel ihm auf. Er faßte nach seinem eigenen Ausdrucke Muth. Das Vertrauen des würdigen Mannes zu der Geschicklichkeit des jungen Künstlers spornte ihn. „Ich ging, sagt er, unmittelbar zu einem Tischler, ließ von ihm die Breter, worauf ich meine ersten Versuche machen sollte, in meiner Gegenwart zimmern, und nahm sie mit nach meiner Wohnung. Während der Zeit waren nun auch schon die beyden Originale angekommen. Der Bediente des Obersten hatte meiner Frau gesagt, daß ich solche nachmahlen würde. Dies verursachte einen kleinen wirklich sehr naiven Hauskrieg.

Die Frau, eine redliche deutsche Hauswirthinn, bey einer sehr magern Einnahme: Was sollen die Bilder?

Ich. Ich will sie kopieren.

Frau. Willst du dich zum Narren machen lassen? Was du nicht kannst, da laß deinen Vorwitz. Was kosten die Breter da?

Ich. Sie kosten 9 Mariengroschen.

Frau. O! davon hätten wir noch einen ganzen Tag leben können! Das ist alles unnützer Weise angeschaft.

Ich. Habe Geduld, liebes Weib! ich will mein Heil versuchen. Gerathen diese Dinge nicht; so bringe ich sie nicht hin.

„Aber mein Muth war nun einmal erwacht (man könnte sagen: die Stunde seines Berufs war gekommen); ich kochte mir Firniß, sagte er, weil ich dies von meinem Vater in meiner Jugend gesehen, wenn er einen Schrank oder Schemel braun anstreichen wollte. Mit diesem Firniß rieb ich die von meinem Obersten vorgeschriebenen Farben, — anstatt daß sie mit Lein- Nuß- oder Mohnöhl abgerieben werden mußten. Allein ich verstand dies alles nun nicht besser. Ich hatte keinen andern Unterricht, als die successive Erfahrung. Auf die Breter hatte ich auch schon einen Grund von Leimwasser und Kreide gemacht; — ein neuer Fehler, den ich aus Unwissenheit des Mechanischen der Kunst beging."

„Es war im Monate August, eines Montags Morgens (dies Aufzählen der Momente seiner Kunstentwickelungen ist ein großer Beweis von einer fortgehenden Aufmerksamkeit auf sich selbst), als ich mein erstes Probestück begann. Ich hatte keine Ruhe mehr. Die Ungeduld trieb mich fort. Morgens früh um 4 Uhr, als der Tag aufging, — saß ich schon mit dem Zirkel in der Hand, um den Entwurf auf die Breter hinzuzeichnen. Gegen 9 Uhr bemerkte ich schon, zu meiner unbeschreiblichen Freude, eine Aehnlichkeit zwischen Kopie und Original. Aber die Arbeit wurde mir herzlich mühsam; die Farben trockneten mir wegen des Firnisses und der großen Sonnenhitze unter dem Pinsel. Gegen Mittag rief mich mein Dienst zur Wachtparade; ich trennte mich ungern von meinem Bilde; ich versteckte es auf dem Boden, damit es meine Frau nicht zu sehen bekäme, bis es noch besser angelegt wäre. Endlich war die Wachtparade vorüber. Ich eilte wie im Finge nach Hause, ich aß schnell und ungeduldig mein Mittagsbrot, um nur wieder bey meiner Mahlerey zu seyn."

„Um 3 Uhr Nachmittags sah ich das eine Stück völlig angelegt. Ich eilte zu meiner Gattinn, ich wies ihr meinen Entwurf mit der Frage: sollte ich hierbey wol zum Narren werden?" Verwunderungsvoll staunte das gute Weib das wie durch einen Zauber entstandene Gebilde ihres Mannes an, und fand es mit dem Originale vollkommen ähnlich, „wiewol, sagte er sehr offenherzig, hierzu noch gar vieles fehlte." — „Mein Eifer, heißt es weiter, hatte

nun aber auch seine höchste Stufe erreicht: Ich legte noch den Nachmittag das zweyte Stück an. Den andern Morgen machte ich schon den Anfang mit dem Ausmahlen des ersten Stücks, — und war die ganze Woche hindurch so fleißig, daß ich den Sonnabend mit beyden Stücken fertig war."

Dieses Unermüdliche war ein Zeichen des erwachenden Genies, eine Art von Begeisterung, welche der Künstler mit dem Dichter gemein hat. Ist einmal sein Selbstgefühl erwacht, so kann er sich nicht mehr von seinem Werke trennen, — er hat es aus sich selbst geschaffen; er muß es vollenden, wenn er sich selbst achten soll. Man weiß, daß der junge Weitsch selbst die ersten Versuche seiner Kunst nicht blos mechanisch kopierte, sondern sie, nach seinem richtigen Gefühle, über die Originale hinauszuheben und zu verbessern suchte. Die Bäume auf jenen Landschaften schienen ihm nicht ganz in dem Karakter der Natur gemahlt zu seyn. Er riß sich einigemal von seinem Gemählde los, lief auf den Stadtwall, wo Bäume aller Art standen, beobachtete das Bildliche im Laub und Stamm, und merkte sich die Beleuchtungen des Grüns nach dem verschiedenen Stande der Sonne. — Auf diese Art bildete er sich von Anfang an zu einem forschenden Künstler, und nur ein solcher kann die schöne Natur rein und getreu abbilden.

Den Sonntag Morgen kam der Oberst von Tundeefeld auf der Parade zu ihm, und fragte, wahrscheinlich nur ironisch: Sergeant, sind die beyden Stücke bald fertig?

Ich. Sie sind beyde fertig, Herr Oberst.

Oberst. Geschwind komme Er zu mir, und bringe Er seine Gemählde mit, ich muß sie sehen.

„Ich eilte fort, und erschien mit meiner Arbeit. Mein Oberst riß mir ungeduldig die Gemählde aus den Händen, nahm das Original in die eine Hand, und meine Kopie in die andere. Seine Augen gingen von einem Gemählde zum andern, und dann auf mich. Endlich fragte er mit ernstem und forschendem Blicke: Sergeant, hat Er die gemacht?

Ich. Ja! ich habe sie gemacht.

Jetzt überreichte er seiner Schwiegerinn, einem Fräulein von Hohndorf, mein erstes Gemählde, nahm die andern beyden, und fragte abermals: Sergeant, und die hätte Er gemacht?

Ich. Ja! Das habe ich wol gesagt, daß Sie mich aufziehen würden!

Dann wandte er sich zur Schwiegerinn, und fragte sie: was sie von diesen Gemählden glaube?

Das verstehe ich nicht, erwiederte das Fräulein; ich habe lange gemahlt, aber so weit habe ich es nicht bringen können.

Oberst. Ich glaube Er hintergeht mich, er hat sie mahlen lassen; Er hat sie, — hole mich der Teufel! nicht gemahlt. Er ist aber noch viel zu jung, um mich zu hintergehen!"

Es ist begreiflich, wie schmeichelhaft dieser neue Triumph für den jungen Künstler seyn mußte. Er sagt selbst in einem starken Blide: „Der Stolz blähete mich ganz auf, und nur die Säbelkoppel schützte mich vor dem Bersten" — zumal da in eben diesen Augenblicken sein Ehrgefühl durch noch einen Umstand gar mächtig aufgereizt wurde. — „Es war Messe, man klopfte an die Thür, und es trat der Galanteriekrämer Müller aus Erfurt herein, ein Mann, der Gemählidekenner war, und selbst mit Gemählden handelte. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen griff Müller sogleich nach meinen Gemählden, und fragte: Wer der Meister dieser Stücke sey?"

Oberst. Dieser Sergeant von meinem Regimente, — der heute vor 8 Tagen noch keine Farbe und keinen Pinsel kannte, hat diese beyden Stücke kopirt. Was sagen Sie dazu, Herr Müller?

Müller. Wer diese Stücke gefertigt hat, der muß wenigstens schon 6 Jahre gemahlt haben.

„Nun wurde mir, sagt Weitsch, das Zimmer beynahe zu klein." Der Oberst erwiederte: „Das habe ich auch schon gesagt," und wiederholte mit Flüchen und Schwüren, daß ich sie hätte mahlen lassen. Nun fragte Muller weiter, was beyde Stücke kosten sollten? Dies war für mich ein neuer fröhlicher Moment. Haben denn, fragte ich ungeduldig, diese Dinge einen Geldwerth? Ich verstehe nichts davon, denn es ist meine erste Arbeit. Jetzt hieß mich der Oberst nach Hause gehen. Die Stücke gehören mir, sagte er, ich will ihm schon bezahlen. Indeß hatte Müller den Obersten dahin vermocht, ihm die Gemählde zu überlassen, hatte 4 Thaler dafür bezahlt, und Weitsch wurde sogleich wieder zum Obersten beordert. — Da liegen 4 Thaler, sagte der würdige Tunderfeld, die nehme Er hin; sie sind für Seine Arbeit, die hat Müller bezahlt. Ich habe 6 Thaler dafür verlangt; aber Müller will doch auch noch etwas daran verdienen."

„Ich staunte," sagt Weltsch, „ich wußte nicht, ob es Scherz oder Ernst war, ich weigerte mich, das Geld anzunehmen; alles war mir noch wie ein Traum. Nehme Er es nur hin, Sergeant! sagte der wackere Mann, es ist mitzunehmen, — und nun setzte Er hinzu: sey Er fleißig! Er muß das Mahlen fortsetzen! Aus Ihm kann ein großer Meister werden! Jetzt kopire Er diese beyden Stücke für mich."

„Ich war von Dank hingerissen, und ging voll Zufriedenheit und mit hochklopfendem Herzen nach Hause, und zählte meiner Gattinn die 4 Thaler auf den Tisch. Dieses, sagte ich fröhlichen Sinnes, habe ich für die Landschaften bekommen. Sie sah das Geld, dann wieder mich an, und wollte es nicht glauben. — Als ich sie aber von der Wahrheit des Geschehenen überzeugte; da flossen Thränen der Freude auf ihren Wangen herab, denn unsre ganze Einnahme war monatlich nur 5 Thaler." — „Diese rührende häusliche Scene," sagt der schätzbare Künstler, „und die Aufmunterungen meines braven Obersten, befestigten meinen Muth und meinen Entschluß, mich ferner in dieser Kunst zu üben. Ich nahm daher die beyden Landschaften, und wollte sie eben zum Zweytenmale kopiren, als ich Befehl erhielt, auf Werbung nach der Weser zu gehen. — Aber da ich wieder zurückkam, waren die Bilder verkauft, und mein würdiger Oberst war nach Schweden in sein Vaterland verreist."

An die Zeit.

Im schwäbischen Volksdialekte.

Zuit, so host denn widramohl
Auns a Jähtle gstohla,
Und wurst eile, merk I wohl,
Nochanander hohla.
Zletzta (do gilt kein Accord)
Nemmst au Aunser Oins mit fort.

Ewig treibst dein Wesa schauhn,
Kann Oers net verdenka.
O Dein Komma, wie Dein Gauhn,
Muest a Halh'ret lenka,
Wider dessa graußen Plan
Aunser Oins net mukia kan.

Zwohr a Zauberstückle gelts,
Nähmlich a verlaubtes.
Aunser alter Pfarrer saits,
Und sein Bekehrkihnd glaubtes.
Braucht's Oins, gohi es holter mit,
Zuit, magst komma, wann de witt.

Und des Zauberstückle hoißt —
Zuit, verlangst es z'wissa?
Kurzaweg: Zufriedner Goist,
Oder: guotes Gwissa.
Und s' Receapt ist gar berühmt:
Christile leaba, wie se's ztamt.

Zuit, I dihn guat lutherisch,
Und kahn Dirs vereida:
Saist de: Komm! so gang I frisch;
Aber I könnts leida,
Wenns a digle höflich triebst,
Und noh reacht lang außebliebst.

—8.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, 13. Dec. 1809.

Daß die hiesigen Spezial-, Arzney- und Rechtsschulen, kraft der Verfassung der kaiserl. Universität, ihre vorige Eigenschaft mit der von Fakultäten ihrer beiderseitigen Fächer, so wie ihre Direktoren (Villars und Hermann) diesen Titel mit demjenigen von Dekanen vertauschten, hatten wir zu seiner Zeit erwähnt. Die Ernennungen S. E. des Großmeisters der Universität Grafen Fontanes, welche der Moniteur vom 23. November mittheilte, begreifen nunmehr unter andern auch die Professoren, welche die Fakultät der Wissenschaften und diejenige der Literatur besetzen werden. Noch bleibt die Ernennung der Professoren der katholisch-theologischen und dann der protestantisch-theologischen Fakultäten, wie auch diejenige des Rektors der gesammten Akademie zu erwarten. Demnach wird Straßburg sich unverzüglich in dem Besitze einer so vollständigen Lehranstalt sehen, als die kaiserl. Universität nach dem Begriff ihrer Anlage irgendwo (Paris ausgenommen) in sich fassen wird. Denn obgleich auf jeden Appellations-Gerichtsbezirk eine ähnliche, mit dem Namen Akademie belegte, Lehranstalt kömmt; so begreifen doch bey weitem nicht alle die Gesammtheit der Fakultäten, wie denn z. B. nur bey sechs oder sieben Akademien sich eine medizinische befinden wird: und es hat auch wieder nicht jede Fakultät allenthalben gleich vollständige Besetzung; so ermangeln mehrere des Lehrstuhls der griechischen Literatur. Für die hiesige Fakultät der Wissenschaften ist der bekannte Mathematiker, Prof. Kramp aus Straßburg, dermalen als Professor beym Kollege in Köln, zum Dekan der Fakultät und Lehrer der angewandten Mathematik ernannt; unter andern ausgezeichneten Schriften in seinem Fache ist zuletzt (Köln 1808) eine Arithmétique universelle von ihm erschienen, und wirklich dürfte von demselben ehestens eine Géométrie littérale, wo die Geometrie mit beständiger Anwendung der Analyse behandelt wird, zu erwarten seyn. Bey derselben Fakultät wird Hr. Herrenschneider aus Straßburg, wirklicher Professor bey der protestantischen Akademie, den Lehrstuhl der Physik besetzen. Neben Mathematik und Physik hat sich dieser sehr verdiente Gelehrte auch mit dem Studium der spekulativen Philosophie schon lange her innig vertraut gemacht, und er hätte für einen Lehrstuhl in diesem Fache vorzüglich geeignet seyn dürfen. Ferner sind für dieselbe Fakultät ernannt: Hr. Hammer, Schwiegersohn des berühmten Naturforschers Hermann, und würdiger Herausgeber eines Theils der von demselben nachgelassenen Arbeiten, für die Naturhistorie, für die reine Mathematik Hr. Bredel, und für die Chemie Hr. Brantome, die beyden letztern wirkliche Professoren bey dem hiesigen Lycée. — Zum Dekan der literarischen Fakultät und zugleich zur Professur der griechischen Literatur ist ernannt der durch seine vortrefflichen Ausgaben griechischer Autoren (worunter zuletzt die des Athenäus) berühmte Hr. Schweighäuser, wirklicher Professor der protestantischen Akademie und korrespondirendes Mitglied des Instituts von Frankreich. Ganz neuerdings bereicherte dieser unermüdet thätige Gelehrte auch die römische Literatur durch eine nach mehrern schätzbaren Manuscripten der hiesigen öffentlichen Bibliothek sorgfältig bearbeitete Ausgabe von Seneca's Briefen, welche in der Offizin der nun schon seit geraumer Zeit hierher verlegten Zweybrückischen Gesellschaft erscheint. Die andern Stellen bey dieser Fakultät sind folgendermaßen vergeben: Hr. Hullin, ein eben so thätiger als fähiger Gelehrter, für die französische Literatur; Hr. Saint Venant für die lateinische Literatur; Hr. Sauthier, Kanonikus bey der Kathedralkirche, (der eigentlich sich für die theologische Fakultät bestimmte) für die Philosophie, (alle drey vorgenannte wirklich Professoren am Lycée) und für die Geschichte Hr. Arnold aus Straßburg, wirklich Professor der Rechtsschule zu Koblenz, durch Talent und Kenntnisse einer unsrer ausgezeichnetsten jungen Gelehrten.

Seit drey Tagen ist der Leichnam des Marschall Lannes, Herzog von Montebello, aus dem Behälter mit Sublimatauflösung herausgenommen worden. Er wurde in ein nach vorgeschriebener Temperatur erwärmtes Zimmer gebracht, wodurch eine Art Austrocknung des Körpers erhalten werden sollte, und auch wirklich zum Theil erfolgte: ein Verfahren, welches auch zu anatomischen Präparaten schon länger angewendet wird. Manche bezweifeln jedoch, ob der Körper vollkommen dadurch erhalten werden dürfte. Er soll nun in einem wohl verpichten Sarge bis zum Transporte nach Paris aufbewahrt werden.

Das Jahresfest der Krönung und Schlacht von Austerlitz, wozu noch die Friedensfeyer kam, wurde durch Tedeum, Beleuchtung und einem Feuerwerke auf dem Paradeplatz begangen. Auch feyerte die Commune ein Rosenmädchen aus, welches einen verabschiedeten Krieger heirathete. Die kirchliche Heirathsceremonie wurde im Münster nach dem Tedeum vollzogen. Der Bräutigam hatte alle Feldzüge seit 1794 mitgemacht, und war bey den Schlachten von Austerlitz, Jena und Friedland gewesen. Bey dem Hrn. Reichsgrafen und Staatsrath Shee, Präfekt des Departements, war Diner und Ball.

Beylage: Monats-Register vom December.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1810.

Nro. 1.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abbé Mozin nouvelle Grammaire allemande française, contenant, dans les deux langues, les régles de la langue allemande accompagnées d'exemples et d'exercices, et terminée par divers fragmens des meilleurs poëtes de la nation. Ouvrage particulierement destiné à la jeunesse française. gr. 8. 1 fl. 20 kr.

Was der unermüdete Verfasser in seiner französischen Grammatik und übrigen Lehrbüchern für diejenigen geleistet hat, welche die französische Sprache auf die leichteste und gründlichste Art lernen wollen, das führte er auf gleiche Weise in obiger Grammatik für diejenigen Franzosen, welche die deutsche Sprache lernen wollen, aus, und die Erscheinung eines so gründlichen Werks muß in gegenwärtigem Zeitpunkt doppelt willkommen seyn.

Wagner, E., Ferdinand Miller; ein Roman. 8. 1 fl. 48 kr.

Das Interesse der Handlung dieses Romans ist anfänglich nicht so anziehend, desto mehr ist man in der Folge davon hingerissen. Vorzüglich empfelungswürdig wird aber dieses Produkt des liebenswürdigen Verfassers durch die ächt patriotischen Gesinnungen und durch den Eifer, das Gute zu befördern, der sich in der Person Ferdinands mit so vieler Kraft und Wärme ausspricht, und es ist daher sehr zu wünschen, daß es von vielen, besonders solchen, die Gutes wirken können, gelesen und befolgt werden möchte.

Weinbrenner, Fr., über Theater in architektonischer Hinsicht mit Beziehung auf Plan und Ausführung des neuen Hoftheaters zu Karlsruhe, mit Kupf. gr. 4. 1 fl. 12 kr.

Was man bey wenigen Architekten alter und neuer Zeit findet, vereinigt sich in dem Verfasser, dem wir diese gründliche Abhandlung verdanken; die genaueste Kenntniß der Praktik bis aufs kleinste Detail, die ausgebreitetsten theoretischen Studien in blos wissenschaftlichem Sinn und in Beobachtung und Prüfung der vorhandenen großen Meisterwerke und dabey ein seltnes Künstler-Genie. Mit diesen seltnen Eigenschaften begabt liefert der würdige Verf. in allen seinen Bauarbeiten Meisterwerke, da jederzeit der beabsichtigte Zweck mit Geist, Sachkenntniß und möglichster Oekonomie und Dauer erreicht wird. Ein solches Meisterwerk ist auch das von ihm erbaute neue Hoftheater in Karlsruhe, das in jeder Hinsicht alles mögliche leistet, was man von einem Theater fordern kann. Eine getreue Beschreibung hievon nebst den zur Erläuterung erforderlichen Abbildungen findet man in obigen Abhandlungen, die über Theater überhaupt alles in Kürze, aber aufs gründlichste ausgeführt enthalten, was in diesem Zweig der Baukunst geleistet worden ist und erwartet werden kann.

Ich bin den Subscribenten auf die Herder'schen Werke von der Fortsetzung und Vollendung derselben Nachricht schuldig.

Die theologischen Werke sind mit dem zwölften Bande vollendet. Es bleiben zu den andern Abtheilungen noch übrig:

a. Andenken an einige ältere deutsche Dichter: (eine Uebersicht der Geschichte der ältern deutschen Poesie.)
b. Eine Gallerie kleiner Biographien und Denkmale auf Hutten, Copernikus, Abbt, Sulzer, Winkelmann, Lessing u. a. (von Joh. von Müller zum Abdruk bereitet.)
c. Eine Sammlung von Recensionen, meistens poetischer und philosophischer Schriften, aus verschiedenen kritischen Zeitschriften gesammelt; die neuesten sind aus den Erfurter gel. Nachr. 1698. u. f.
d. Die Terpsichore, oder J. Baldes Gedichte.
e. Eine Auswahl von Herders eigenen Gedichten.
f. Seine Biographie und Briefe.

Soll die Sammlung der Herder'schen Werke einigermaßen vollständig seyn, so dürfen diese durchaus nicht weggelassen werden. Die Metakritik, die Kalligone können, im Auszug, mit Weglassung aller polemischen, nebst einigen kleinen historischen Abhandlungen u. a. einst als Supplemente erscheinen, welche anzunehmen die Subscribenten nicht verbunden sind, so wenig als Herders Lebensgeschichte und Briefe.

Um den Ankauf obiger noch restirenden Theile für die Subscribenten zu erleichtern, wird der Hr. Verleger sie in kleinern Lieferungen geben; in eben der Absicht hat man auch von nun an einen kleinern Druck gewählt. Freylich wurde im J. 1804 von denen, welche den Plan des Ganzen anordneten, die Sammlung zu wenigen Bänden berechnet; es war ein unabsichtliches Versehen. Von Voltaire's Werken sind bey hundert Bänden erschienen, und das französische Publikum ist immer noch nach neuen Supplementen begierig. Auch von deutschen Schriftstellern sind Sammlungen ihrer Werke von mehr Bänden, als die Herdersche betragen wird, erschienen, und das deutsche Publikum nimmt jeden Nachtrag dazu mit Recht, mit Freude an. So dürfen auch die Hinterlassenen und die Freunde von Herder das gute Zutrauen hegen, es werde die Sammlung der Werke eines seiner geistreichsten, beredtesten und in Rücksicht auf den Inhalt seiner Schriften wichtigsten Schriftsteller — das schönste Denkmal auf den Unsterblichen! — vollendet haben wollen. In welchem Fach, worin er arbeitete, hat er nicht Epoche gemacht? Der gute Geschmack unserer Nation ist, bey allen Unfällen, noch nicht so sehr gesunken, daß sie den hohen Werth dieses ausserordentlichen Genius, der ihr Stolz war und bleiben wird, verkennen, und die gerechte Würdigung seiner Verdienste erst der Nachwelt überlassen sollte! Schaffhausen, den 12 Dec. 1809.

Joh. Ge. Müller, Prof.

An alle Staatsbeamte in dem Justiz- Kameral- und Polizey-Fach.

Die allgemeinen Justiz- und Polizey-Blätter, herausgegeben von dem Regierungsrathe Hartleben zu Freyburg, werden auch im Jahr 1810 fortgesetzt. Sie liefern Original-Aufsätze zur Kultur der Theorie und Praxis, Tableaus der öffentlichen Anstalten, neueste Gesetze und Organisationen, merkwürdige Verhandlungen und Erkenntnisse, die Literatur und interessanten Tagsereignisse in dem umfassenden Gebiet der Justiz und der Polizey. Künftig werden sie sich auch über die vorzüglichen Hülfsquellen der Polizeywissenschaft, Staatswirthschaft, Produktions-Wissenschaft und Technologie verbreiten. Drey ausgezeichnete Gelehrte und Geschäfts-Männer haben die Bearbeitung und Redaktion in diesen Fächern übernommen. Die Lektüre der Polizey-Blätter wird daher Kameralisten nicht minder befriedigen, da durch eine neue äußere Einrichtung der nöthige Raum für diese Gegenstände gewonnen wird. Der Justiz- und Polizey-Anzeiger bleibt mit diesen Blättern verbunden, ohne jedoch eine besondere Beylage zu bilden.

Der Jahrgang dieser Blätter, welche dreymal in jeder Woche erscheinen, kostet 7 fl. Rh. und wird von allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen posttäglich oder auf Verlangen in monatlichen Heften geliefert. Von Buchhandlungen beziehet man denselben in Monats-Heften. Für die Posten hat das großherzogl. Badische Postamt zu Freyburg die Hauptspedition — für Buchhandlungen die Cottasche Handlung zu Tübingen, in deren Verlag diese Zeitschrift fortdaurend erscheint. Beyträge können unfrankirt an die Redaktion der Polizeyblätter zu Freyburg im Breisgau eingesendet werden.

Ankündigung.

Andeutungen zur fruchtbaren Anwendung der Abschnitte heiliger Schrift, welche Allerhöchster Verordnung gemäß im Jahre 1810 statt der gewöhnlichen Evangelien bey dem evangel. Gottesdienste in den königl. sächs. Landen öffentlich erklärt werden sollen, von D. Johann Georg August Hacker, königl. sächs. Hofprediger. gr. 8. Dresden und Leipzig, bey Johann Friedrich Hartknoch. 1810.

Diese Andeutungen werden den Hauptinhalt jedes einzelnen Textes in gedrängter Kürze darstellen, und über jeden derselben einige kurze Entwürfe beyfügen. Zugleich wird aber der Verfasser, mit Zustimmung des Herrn Oberhofpredigers D. Reinhard, die Ansichten angeben, welche dieser unübertreffliche Kanzelredner bey der Wahl dieser Texte für die evangelische Hofgemeinde und in seinen Predigten über den größten Theil derselben genommen hat. Das Ganze wird in einigen Heften erscheinen, und das erste Heft noch vor Weihnachten 1809 zu haben seyn. Der Preis desselben wird für ein broschirtes Exemplar nicht mehr als 12 Groschen betragen.

Garten-Memorandum für Liebhaber, welche ihren Gartenbau entweder selbst besorgen, oder doch richtig übersehen und leiten wollen; auf das Jahr 1810 zusammengetragen von dem Herausgeber des Allg. Teut. Garten-Magazins. Mit 2 Kupf. Rudolstadt, in der Hofbuchhandlung. Gebunden 18 Gr. sächs. oder 1 fl. 21 kr.

Das Publikum kennt schon die Einrichtung dieses beliebten und wahrhaft praktisch nützlichen Taschenbuchs. Der voranstehende bequeme Schreib-Kalender hat seine vorige Einrichtung behalten, und die darauf folgenden zwey stehenden Artikel sind gleichfalls, als immer brauchbar und immer unentbehrlich, unverändert geblieben. Sodann folgen 3) Hrn. A. Thouin's, Oberaufsehers des Jardin des plantes zu Paris, Abhandlung über die Erfindung verschiedener Geräthschaften zur Sicherung ausländischer zärtlicher Pflanzen im Freyen; 4) Mäsers Anweisung zum besten Arrangement der Blumen-Stellagen zur Durchwinterung der Pflanzen im Gewächs-Hause; 5) v. Essen Vorschlag zur Sicherung der Durchwinterung von Gemüse und Obst im Freyen.

Dieses Garten-Memorandum ist bereits von uns versendet, und in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben.

Rudolstadt, den 2 Nov. 1809.

F. S. R. Hof-, Buch- und Kunsthandlung.

Nachricht wegen der Fortsetzung von London und Paris.

Die gehemmte Kommunikation mit England, so wie der Abgang einiger ältern Mitarbeiter in Paris, hat veranlaßt, daß der Jahrgang 1808 — 1809 von der Zeitschrift London und Paris jetzt erst geschlossen werden konnte. — Wir bemerken hier von neuem, welches viele Buchhandlungen übersahen, daß London

und Paris, von seinem ersten Beginnen an, von Johannis zu Johannis in zwanglosen Heften erschien, — bey jährlichen 8 Heften schon die gewöhnliche Eintheilung in Monatshefte nicht Statt finden konnte, und daher auch nie mit dem laufenden Jahre zu schließen brauchte, wie man immer verlangte. — Daß aber auch dieser Schluß vom Jahre 1808 — 1809 nicht veraltete Aufsätze enthält, beweisen Pariser Artikel, welche in dem eben erschienenen VIII. Stück bis zum September 1809 gehen. —

Da uns nun die gütige Unterstützung des Publikums aufmuntert, London und Paris fortzusetzen, und wir neue thätige Mitarbeiter dafür erhalten haben, so zeigen wir hiemit an, daß diese Zeitschrift ununterbrochen fortgeht. — Um aber das scheinbare Veralten zu vermeiden, wenn wir auf den nächsten Band noch die Jahrzahl 1809 setzen wollten, da wir am Schlusse desselben Jahres schon stehen — so überspringen wir liefern den halben Jahrgang von 1809, und fangen nun sogleich den Jahrgang mit dem neuen Jahre 1810 an.

Da 1808 der Eilfte Jahrgang oder Band XXI und XXII von London und Paris war, so wird nun 1810 der zwölfte Jahrgang, oder Band XXIII und XXIV. — Auf diese Weise kann in der Folge bey der Berechnung, so wie bey Rangirung dieser Zeitschrift kein Irrthum entstehen.

Solches bitten wir die Herrn Buchhändler und geneigten Leser zu berücksichtigen, und empfehlen unsere Zeitschrift ferner Ihrer geneigten Theilnahme.

Rudolstadt.

F. S. R. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

An alle Buchhandlungen ist expedirt:

Des Herrn Oberhofgerichtsraths Erhard Uebersetzung der

Supplemente zum Gesetzbuche Napoleons und zur Civilgerichtsordnung des französischen Reichs, welche unter andern die Notariatsordnung, die Tax-Ordnung und die Verordnungen über die Organisation des Cassationsgerichts enthalten.

Mit diesen Supplementen sind verbunden vollständige Register über den ganzen Code Napoleon und die Civilgerichtsordnung, welche zugleich mit auf die in den Supplementen enthaltenen neuen Gesetze hinweisen.

Dieses Werk ist für die Besitzer aller Uebersetzungen der französischen Gesetzbücher unentbehrlich, und kann selbst in den Staaten, wo eine privilegirte officielle Uebersetzung des Code Napoleon eingeführt ist, unter dem Verbote unmöglich mit begriffen seyn.

Der Preis dieses Buchs ist:

Auf fein weisses Druckpapier.	8.	2 Thlr.
— — — Schreibpapier.	kl. 4.	3 Thlr. 8 Gr.
— — — Velinpapier.	gr. 4.	5 Thlr. 8 Gr.
Mit französischem und deutschem Text zusammen. Druckpapier.	gr. 8.	4 Thlr.

Die Ehre, die meiner Uebersetzung des Code Napoleon dadurch widerfahren ist, daß ihr der gelehrteste Fürst seiner Zeiten, Se. Durchlauchtigste Eminenz der Fürst Primas, vorläufig in seinen Staaten gesetzliche Kraft ertheilt hat, machte es mir zur Pflicht, dieses Werk nochmals der genauesten Prüfung zu unterwerfen. Dies hat mich veranlaßt,

Eine Kritik aller deutschen Uebersetzungen des Code Napoleon, mit Einschluß meiner eigenen

auszuarbeiten, welche nächstens die Presse verlassen, und vorzüglich die Verbesserungen meiner Uebersetzung zum Besten ihrer Besitzer enthalten wird. Für die mir theils in kritischen Blättern, theils sonst mitgetheilten zum Theil richtigen Bemerkungen sage ich ihren Urhebern herzlichen Dank.

Leipzig, am 12 Dec. 1809.

Erhard.

Von der in der Salzburgischen medicinisch-chirurgischen, in der Hallischen und Leipziger Literaturzeitung ꝛc. allen Aerzten und Wundärzten anempfolnen Schrift:

Die Kunst veraltete Hautgeschwüre, besonders die sogenannten Salzflüsse, nach einer neuen Methode sicher und schnell zu heilen, von Dr. Weinhold,

ist eine neue vermehrte und verbesserte Auflage (die erste Auflage wurde der ungünstigen Zeitläufte ungeachtet binnen zwey Jahren abgesetzt) bey uns erschienen, welche für 12 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden.

Durch alle solide Buchhandlungen ist ein neuer Roman von Gustav Schilling zu bekommen, unter dem Titel:

Die Brautschau, vom Verfasser des Weibes wie es ist, 2 Thle. 2 Rthlr. 12 Gr.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden.

Anzeige.

Allgemeine deutsche Bibliothek, Berlin und Stettin, 1—118ter Band nebst 2 Bänden Anhang, 6 Karolin. — Neue allg. deutsche Bibliothek, Berlin und Kiel 1793—1806, 107 Bände nebst 10 Bänden Anhang, 4 Karol. — Krünitz Encyklopädie, 1—44r, 48r, 50r, 51r Band mit Kupfern, Brünn 1787—91, 4 Karol. — Der Naturforscher, 1—308 Stück, Halle 1774—1804, mit illum. Kupfern, 3 Karol. — Großes vollst. Universal-Lexikon aller Künste und Wissenschaften, Halle bey Zedler, 1732—1750, 64 Bände in Fol. 4 Karol. — Caji Plinii sec. Hist. naturalis libri XXXVII. ed. Harduinus 2 Tomi. Parisiis 1741. Ed. secunda. fol. 5 Laubthlr. — Bode Uranographia sive Astrorum descriptio viginti tab. aeri inc. nebst Text dazu, Berlin 1801. fol. 3 Karol. — l'Architettura di Vitruvio Pollione etc. Napoli 1758. mit Kupf. 1 Karol. — La sainte Bible par des Marets, Amsterd. chez Elzevier 1669. 2 Tomes avec fig. 2 Karol. — nebst mehrern andern großen Werken, wovon auf Verlangen ein Verzeichniß zu haben ist, stehen schön gebunden und sehr gut conditionirt zum Verkauf gegen baare Zahlung in der

Gassert'schen Buchhandlung zu Ansbach.

An Lehrer und Erzieher.

Lehrer und Erzieher, die bisher mit Recht darüber klagten, daß es noch an einer Sammlung von solchen Reden und Gedichten fehlte, die von gebildeten Jünglingen und Mädchen, ohne Anstoß und ihrem Alter anpassend, bey Schulfeyerlichkeiten oder im häuslichen Kreise deklamirt werden könnten, finden reichen Stoff dazu in dem so eben erschienenen Buche:

Der Bardenhain für Deutschlands edle Söhne und Töchter, von Th. Heinsius. Berlin 1809. bey Dieterici. Zwey Theile. 2 Thlr. 12 Gr.

das zur Bildung des Verstandes, wie zur Belebung des sittlichen und ästhetischen Gefühls um so mehr empfolen werden kann, da der Verf. jedes aufgenommene Stück mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen begleitet hat. (Ist auch bey Mittler in Leipzig zu haben.)

Mit dem Anfange des Jahrs 1810 erscheint in meinem Verlage eine neue periodische Schrift unter dem Titel:

Welt- und Zeitgeist.

Ein Archiv.

politischen, philosophischen und literarischen Inhalts. Das Nähere besagt eine gedruckte Ankündigung, so in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Leipzig, den 1 Dec. 1809. Fr. Bruder.

Bey mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Materialien zur Beförderung der Welt- und Menschenkunde. Eine Zeitschrift in zwanglosen Heften. 18 Heft. gr. 8. broch. 16 Gr.

Gotha, im Sept. 1809. E. Steudel.

Bücher-Versteigerung.

Am 1. Februar 1810 wird zu Stuttgart eine Bücher-Sammlung von 4,500 Bänden meistbietend versteigert, welche meistens aus sehr seltnen und kostbaren Werken besteht. Zur Abgabe von Katalogen an die Liebhaber sind folgende Herren Buchhändler und Buchhandlungen erbötig: Amsterdam Hr. Hesse; Berlin Hr. Maurer; Braunschweig Hr. Vieweg; Bremen Hr. Heysse; Copenhagen Hr. Brummer; Dresden Hr. Walther; Erlangen Hr. Palm; Frankfurt am Mayn die Andreäsche Buchhandlung; Gießen Hr. Heyer; Göttingen Hr. Dietrich; Gotha Hr. Ettinger; Halle Hr. Hemmerde und Schwetschke; Hamburg Hr. Perthes; Heidelberg Hr. Mohr und Zimmer; Jena Hr. Hofkommissaire Fiedler; Kiel die akademische Buchhandlung; Königsberg Hr. Unzer; Landshut Hr. Krüll; Leipzig Hr. Kummer; Mainz Hr. Kupferberg; München Hr. Lindauer; Paris Hr. Renouard und die HH. Treutel und Würz; Pesth Hr. Kilian; Prag Hr. Calve; Straßburg die HH. Treutel und Würz; Stuttgart Hr. Steinkopf; Tübingen die Cottasche Buchhandlung; Ulm die Wohlersche Buchhandlung; Weimar Hr. Hoffmann; Wien Hr. Schaumburg und Compagnie; Zürich Hr. Orell und Compagnie.

Auch ist an vorbenannten Orten ein Katalog von äußerst seltenen Büchern zu haben, welche den Liebhabern für einen annehmlichen Preis überlassen werden, wenn sie solchen in postfreyen Briefen bis zum 15 Jan. 1810 bieten.

Entwurf.

Die Bekanntmachung, wie Gemälde, die an die Wand oder auf Plafonds in Oehl gemalt und von grossen Meistern gefertigt, den Werth der Verewigung haben, von der Wand auf Leinwand zu versetzen seyen, wird jedem Kunstfreunde und Besitzer gewiß sehr angenehm seyn. Ohngeachtet der Stil jetziger Zeit die Plafonds-Malerey älterer Zeit gleichsam verdrängt; so entschloß ich mich doch, bekannt zu machen, auf welche Art und Weise es möglich sey, Plafonds-Malerey, gleich einem andern Oehlgemälde, auf Tuch zu bringen.

Wünscht man also das Plafond-Gemälde oder dessen Tableau (denn von Umgebungszierrathen ist hier nicht die Rede), es sey historischen oder mythologischen Innhalts, von der Wand auf Tuch zu bringen, so ist die Verfahrungsart folgende:

1.) Die gemalte Decke oder der Raum des Gemäldes wird mit bekleistertem Papier überpappt, sodann in nämlicher Größe ein Tuch darüber gezogen und ebenfalls aufgeklebt und wol gespannt, damit Tuch, Papier und Gemälde eine Masse bilden.

2.) Eine reißbretgleiche Bretung von der Größe und Form des Gemäldes wird gegen die Decke oder Wand auf das Tuch angedrückt und gesprießt, so, daß es überall fest anliegt.

3.) Weil aber das Tuch einen größern Raum haben darf, als das Gemälde, so wird das aufgespannte Tuch am Rande der Bretung angenagelt.

4.) Wird sodann die aufgegipste Wand oder der Mörtel sorgfältig losgestoßen und die Decke von dem Gebälke losgemacht, worauf man die ganze Bretung samt dem losen Mörtel herablassen kann.

So scheint nun das Gemälde vergraben, indem es zwischen Schutt, Papier, Tuch und Bretung ruht. Um es nun sichtbar zu machen, räumt man mit aller Behutsamkeit den abgestoßenen Schutt, doch ohne das Gemälde zu berühren, hinweg, und wäschet, wenn man dem Gemälde näher kommt, den Rest des Schutts mit feuchtem Schwamm weg, bis die Rückwand des Gemäldes gleich einer Oehlhaut nackend da liegt; dann wird in der Größe des Bildes eine Blendrahme mit wol aufgespanntem Tuch und besonders gefertigter fatsamen Pappe auf die Rückwand des Gemäldes gelegt, und das Tuch so lange angerieben, bis es hinreichend trocken ist. Um nun das eingeschlossene Gemälde sichtbar zu machen, werden Blendrahmen und Bret unverrückt umgedreht, das Tuch vom Brete losgemacht und mit Hülfe feuchter Schwämme von dem Papier abgezogen. Auf ähnliche Art wird dann das noch anklebende Papier mit dem Schwamme weggewaschen, und so besitzt man endlich das Gemälde auf dem Tuche ganz, wie es auf dem Plafond war. Sollte man aber nicht das ganze Gemälde abzulösen verlangen, so könnten doch die Hauptpartien gerettet werden.

Die Mitursache dieser Bekanntmachung ist der Wunsch, alte Kunstwerke zu erhalten, welche durch modische Veränderungen der Gebäude sonst wol verloren giengen. Ich hoffe, man werde hier und da mir Dank wissen, daß ich die Hauptoperation, Plafonds- oder Wandgemälde ab- und auf Tuch zu bringen, kurz angegeben habe. Ueber die nähern Manipulationen aber kann von mir besondere Auskunft ertheilt werden.

Stuttgart, den 15 Dec. 1809.

Heideloff, Professor und Hofmaler.

Nro. 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. Januar, 1810.

Leicht, wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.

Schiller.

Pittoreske Ansichten in den Cordilleren.

(Aus Hrn. v. Humboldts historischer Beschreibung seiner Reise.)

Natürliche Brücken über den Icononzo.

Unter den mannigfaltigen majestätischen Scenen, welchen man in den Cordilleren begegnet, ergreifen die Thäler die Einbildungskraft des europäischen Reisenden am meisten. Nur aus einer sehr ansehnlichen Entfernung und von den Ebenen aus, die sich von den Küsten bis zum Fuße der Centralkette erstrecken, kann das Auge die ungeheure Höhe dieser Gebirge ganz ermessen. Die Plateaus, welche von ihren mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln eingefaßt werden, liegen größtentheils 2500 bis 3000 Meter über der Meeresfläche. Dieser Umstand schwächt den Eindruck von Größe, welchen die kolossalen Massen des Chimborazo, des Cotopari und Antisana, von den Plateau's von Riobamba und Quito aus betrachtet, machen, bis auf einen gewissen Punkt. Bey den Thälern aber verhält es sich anders, als bey den Gebirgen. Tiefer und enger als die Alpen- und Pyrenäen-Thäler enthalten die Thäler der Cordilleren Ansichten, welche den wildesten Karakter tragen, und die Seele mit Bewunderung und Schauder erfüllen. Sie sind Klüfte, deren Grund und Rand mit einer kraftvollen Vegetation geschmückt, und deren Tiefe oft so ansehnlich ist, daß man den Vesuv und den Puy-de-Dome hineinstellen könnte, ohne daß ihre Gipfel über der nächsten Gebirge Saum wegragten. Durch die merkwürdigen Reisen des Herrn Ramond ist das Thal von Ordesa bekannt geworden, das sich vom Mont-Perdu herabsenkt, und dessen mittlere Tiefe ungefähr 900 Meter (459 Toisen) enthält. Auf unserer Reise auf dem Rücken der Anden, von Pasto nach der Stadt Ibarra, und beym Heruntersteigen von Lora gegen die Ufer des Amazonen-Stroms haben wir, Herr Bonpland und ich, die berühmten Klüfte von Chota und Cutaco durchschnitten, von denen die eine über 1500, und die andre über 1300 Fuß perpendikuläre Tiefe hat. Allein um eine vollständigere Idee von der Größe dieser geologischen Phänomene zu geben, muß ich bemerken, daß der Grund dieser Klüfte nur um ein Viertheil niedriger über dem Meeresspiegel steht, als die Straßen über den St. Gotthard und den Mont-Cenis.

Das Thal von Icononzo oder Pandi ist weniger merkwürdig wegen seiner Dimensionen, als wegen der ungewöhnlichen Form seiner Felsen, welche von Menschenhänden ausgehauen zu seyn scheinen. Ihre nackten dürren Gipfel bilden den malerischsten Kontrast mit dem Buschwerk von Bäumen und kräuterartigen Pflanzen, welche den Rand der Kluft bedecken. Der kleine Waldstrom, welcher sich durch das Thal von Icononzo Bahn gemacht hat, trägt den Namen Rio de la summa Paz. Er stürzt sich von der östlichen Kette der Anden herab, welche im Königreiche Neu-Granada das Bassin des Magdalenen-Flusses von den ungeheuern Ebenen des Meta, des Guaviar und des Orenoko scheidet. Dieser Waldstrom ist in ein beynah unzugängliches Bette eingezwängt, und würde nur schwer zu passiren seyn, wenn die Natur nicht zwey Felsenbrücken

über ihn gebildet hätte, die man in dem Lande selbst mit allem Rechte für diejenigen Gegenstände annehmen, welche der Aufmerksamkeit der Reisenden am würdigsten sind. Im Monate September 1801 kamen wir auf unsrer Reise von Santa-Fe de Bogota nach Popayan und Quito über diese natürlichen Brücken von Icononzo.

Icononzo ist der Name eines alten Dorfes der Muyscas-Indianer, welches auf dem südlichen Rande des Thales liegt, und wovon nur noch einige zerstreute Hütten übrig sind. Der am nächsten liegende bewohnte Ort ist heutzutage das kleine Dorf Pandi oder Mercadillo, eine Viertel-Meile nordöstlich. Der Weg von Santa-Fe nach Fusagasuga (4° 20′ 2″ der nörd. Br. u. 5° 7′ 14″ der Länge) und von da nach Pandi ist einer der schwierigsten und am wenigsten besuchten Wege in den Cordilleren; denn man muß ein leidenschaftlicher Freund von Natur-Schönheiten seyn, um die gefahrvolle Straße, welche vom Paramo von San Fortunato, und den Gebirgen von Fusagasinga gegen die natürliche Brücke von Icononzo herabsteigt, dem gewöhnlichen Wege, der von dem Plateau von Bogota über die Mesa von Juan-Diaz nach den Ufern des Magdalenenstroms führt, vorzuziehen.

Die tiefe Kluft, durch welche sich der Waldstrom de la summa Paz herabstürzt, macht den Mittelpunkt des Thales von Pandi aus. Bey der Brücke nimmt sie auf mehr als 4000 Meter Länge ihre Richtung von Osten nach Westen. Wo der Fluß westwärts von Doa in die Kluft eintritt, und wo er ihn in seiner Senkung gegen Melgar zu wieder verläßt, bildet er zwey schöne Kaskaden. Sehr wahrscheinlich wurde diese Kluft durch ein Erdbeben bewirkt. Sie gleicht einem ungeheuern Flötz, aus welchem der Gangstein durch die Arbeit der Bergleute weggenommen worden ist. Die sie umgebenden Gebirge bestehen aus Sandstein mit einem Thon-Cement, und diese Bildung, welche auf dem Thonschiefer von Villeta ruht, erstreckt sich von dem Stein-Salz-Gebirge von Zipaquira bis gegen das Bassin des Magdalenen-Flusses hin. Auch enthält sie Lagen der Steinkohlen von Canoas oder Chipa, welche man in der Nähe des großen Wasserfalls von Tequendama bricht.

(Der Beschluß folgt.)

Ausstellung auf dem Kapitol.

(Beschluß.)

Jedermann ist über die Menge der ausgestellten Sachen verwundert gewesen. Vier Zimmer, davon das erste das größte ist, waren von großen und kleinen Gemählden, Bronzen, Medaillen, Gypsabgüssen, Miniaturen u. s. w. angefüllt, deren Ensemble eine glückliche reizende Wirkung machte.

Mehr oder weniger war der größere Theil der hier vereinigten Sachen schon in den Studien der Künstler gesehen worden. Hier grüßten daher viele in den ausgezeichnetsten Bildern ihre alten Bekannten; andre, die weniger die Künstler aufzusuchen Gelegenheit hatten, freuten sich der neuen Bekanntschaften; Niemand aber ging leer aus, weil Jeder, auch der in Rom Bewandertste, hier auf irgend etwas ihm Fremdes, Interessantes stoßen mußte.

Die Stimmen einzelner strenger Urtheile können hier nicht entscheiden. Das Publikum war mit dem Ganzen über seine Erwartung zufrieden. Täglich strömten die Zuschauer hin, und das nahm wol eher zu als ab, eben weil man sich immer mehr mit dem Interesse der Idee einer solchen Ausstellung vertraut machte.

Bisher hatte man viele Namen und viele Kunstwerke nur aus dem Munde und mit den Augen andrer gekannt. Jetzt sah man selbst und urtheilte selbst, und es schien als fühlten die Römer mit größerm Stolze den Werth ihrer vielen alten Meisterwerke, weil die natürliche Empfindung sie zu diesem Maßstabe zurückführte. —

Es macht der Ausstellung Ehre, daß man ihr Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, und nicht minder macht es dem in Rom herrschenden guten Geschmacke Ehre, daß man streng gewesen ist. Man hat an jedem der ausgezeichnetern Bilder seine Vorzüge und seine Mängel erkannt, und ist vor keinem mit blinder Vorliebe stehen geblieben. Wenn irgend ein Bild den Kranz des ausgezeichnetsten Beyfalls davon getragen hat, so ist es Schicks Apollo unter den Hirten gewesen. Dies Bild, das schon im vorigen Jahre in dem Pallaste des baierschen Ministers ausgestellt war und mit Auszeichnung aufgenommen wurde, erhielt erst hier neben und in der Mitte andrer seine verdiente Würdigung. Man sagte: hier sieht man, daß das doch der Meister ist. Hr. Schick hatte seinen Ruf noch mehr begründet durch die Porträte in ganzer Figur von zwey kleinen Mädchen, den Töchtern des preußischen Gesandten, Hrn. v. Humboldt. Das Naturvolle mit Grazie der Kunst vereinte in diesem Bilde, das durchaus gefühlt war, sprach zu Jedermanns Gefühl mit unwiderstehlicher Gewalt. —

Nicht bedeutend war die Konkurrenz von historischen Stücken. Ein Aeneas mit der Dido von Hrn. Rehberg, war das Größeste. — Das Bild des Hrn. Le Duques aus Brüssel, den Kampf zweyer scythischen Freunde gegen einen Löwen vorstellend, behauptete auch hier sein Vorzügliches, ob es gleich in schlechtem Lichte hing. — Eine Scene aus der Familie Baglioni, von Landi für Perugia bestimmt, machte, so wie die sonst wegen ihres Kolorits geschätzte Venus von eben demselben Künstler, hier geringen Eindruck, wenn gleich unter allen ausgestellten Gemählden keins war, in welchem die heilige tiefergreifende Gewalt der besten alten Kunstwerke sich fühlbar gemacht

hätte. — Ein Sokrates, der den Giftbecher trinkt, während ihm die Fesseln gelöst werden und seine Freunde trauernd um ihn stehen, von Hrn. Hoyer, einem dänischen Mahler, wurde wegen seiner Komposition geschätzt. — Alle andre kleinere historische Sachen waren mehr als Studien anzusehen; Loth mit seinen Töchtern, von Hrn. Koch, machte sich rühmlichst bemerkbar. — Originellen, in hoher selbstständiger Kraft sich aussprechenden Geist, das innere gewaltig hervordrängende Leben einer Künstlerseele, durfte man auf einer so neuen Ausstellung nicht suchen. Erscheinungen der Art liegen, streng genommen, nicht in den Grenzen der schönen Kunst, noch weniger aber in der Tendenz des Zeitalters. — Man muß jedoch bemerken, daß gerade von vielen der berühmtern jetztlebenden ältern Künstlern in Rom Niemand etwas ausgestellt hatte. Unter diese gehörte auch Camoccini. Dahee kann man immer noch nicht gerade sagen, daß man in dieser Ausstellung eine römische Ausstellung gesehen habe, sondern nur einen Anfang dazu.

Unter den Studien nach der Natur, die als zum Historischen gehörend angesehen werden könnten, zeichnete sich eine Mademoiselle Lescot aus, eine Schülerinn des Direktor der französischen Akademie, Hrn. Letiers. — Ihre vor dem Altare einer Kapelle knieenden Landmädchen, denen zur Seite stehend ein Paar Piferari, Flöten- und Dudelsackbläser (die zur Weihnachtszeit umherziehen), Musik machen, waren der Natur glücklich abgesehen und mit vielem Geiste gemahlt. —

Gewissermaßen gehörten in diese Klasse auch einige Gemählde von Grannet, einem französischen geschätzten Künstler. Unter andern hatte er die Perspektive eines Klostergangs vorgestellt, wo einige Mönche im Halblichte hinwandeln, und ein Laienbruder Speisen durch die Wandöffnung ins Refektorium hineinreicht, so wie das Innere einer alten römischen Kirche mit der Handlung der heiligen Messe, — mit ergreifender Simplicität und Wahrheit, darneben mit beillantem Pinsel dargestellt. Beateice Cruci a, von ebendemselben, die zum Tode geführt wird, zog unaufhörlich Beschauer an sich. —

Noch kann man zu den historischen Mahlereyen die Porträte rechnen, von denen eine bedeutende Anzahl da war. — Mit ausgezeichnet geistigem Pinsel war ein Porträt des Hrn. Paris, eines Kunstverständigen, dem die Besorgung der Einpackung der bekannten Antiken-Sammlung in der Villa Borgheje aufgetragen gewesen war, von Madem. Lescot, und der Kopf eines Geistlichen, von Hrn. Emanuel Sallots, mit vandykischer Wahrheit und Lebendigkeit dargestellt. — Wir nennen nur diese, ohne deswegen den andern, besonders Hrn. Ingres, einem französischen Künstler, ihren Werth absprechen zu wollen.

Italienische Miszellen.

Dante. Seitdem dieser große Dichter in den Jahrhunderten, welche jenem des großen Napoleon vorhergehen, gedruckt oder neu ausgelegt wurde, ist die Divina Commedia nie mit so großer Pracht, Reinheit, und haemonischer Ordnung der Theile erschienen, als jetzt vermittelst des unternehmenden Geistes und der eifrigen Thätigkeit des Typographen Luigi Mussi. Sicher wird diese Ausgabe in großer Bogenform Epoche machen, weil sie nicht nur den Künstler ehrt, sondern in dieser Hauptstadt eine so edle Kunst durch eines der besten Werke, dessen sich unser Parnaß rühmt, emporhebt und vervollkommnet. Noch nie bewunderte Mayland ein aus seinen Pressen entsprungenes Buch dieser Art, von dessen Ausgabe man sagen könnte, daß der erfinderische Typograph alles, was dazu nöthig war, in seiner eigenen Officin zubereiten wollte, um sie prachtvoll zu vollenden. Wir freuen uns mit ihm übee die Schönheit und das Eigenthümliche seiner Lettern, und wünschen, daß er, unterstützt von dem Wohlwollen der Regierung und des Publikums, sie zu jenem hohen Grad der Vollkommenheit bringen möge, zu welchem man nur durch fortgesetzte Uebung gelangen kann. Verschiedene bisher unbekannte Lesarten (diese Lesarten wird der große Bibliograph Sig. Gaetano Poggiali in Livorno nach Gebühr einst würdigen; aber in das von Boccaccio geschriebene Leben des Dante setzt er einen ganz geringen Werth) erhöhen das literarische Verdienst dieser prächtigen Ausgabe; hier befindet sich Dantes Leben von Boccaccio geschrieben, gezogen aus einer alten Handschrift, von welcher der berühmte Mahler Sig. Giuseppe Bossi Besitzer ist, und das der Herausgeber für besser als das schon bekannte in andern Ausgaben halten will. Von dieser Prachtausgabe sind blos 70 Exemplare gedruckt worden. Deswegen wollte der unermüdete Sig. Mussi zum Besten der Studirenden eine mit sehr saubern Lettern und auf gutes Papier gedruckte Ausgabe veranstalten, die nicht mehr als 14 italienische Lire kostet. Eine dritte steht in Rücksicht des kleinen Formats und der äußerst kleinen Lettern mit der obenerwähnten prächtigen Ausgabe in sonderbarem Abstiche, so daß wir dennoch, nach gegenseitiger richtigen Vergleichung, behaupten können: Diese letzte gebe der oben gepriesenen prächtigen in Folio an Schönheit und Zierlichkeit nichts nach. So liest Italien unaufhörlich seine Hauptdichter, und ehrt sie durch neue prächtige Ausgaben.

Endlich ist nach Verlauf zweyer Jahre der dritte Band in Quart und groß Oktav von der schönen und druckrichtigen Ausgabe der Divina Commedia di Dante Alighieri, bey Tommaso Masi und Comp. in Livorno erschienen. Er enthält in 454 Seiten engen Drucks das Leben des Dante von Leonardo Aretino, und die kritischen Erläuterungen und Anmerkungen des P. Lombardi, Poggiali und andrer berühmter Erklärer der I. Cantica-Inferno. Wenn diese gelehrte Arbeit von dem gelehrten Publikum wohl aufgenommen wird, so verspricht der Herausgeber derselben noch einen 4. Band ähnlicher Erklärungen und Erläuterungen über das Purgatorio und Paradiso; wonach sich wol jeder Leser des Dante sehnen möchte, nachdem er so lange in seiner Hölle verweilen mußte. Wie gern hätte unser Fernow diese Erklärungen, zu welchen er Poggiali oft in Briefen ermuntert hatte, bey seiner Ausgabe des Dante benutzt — aber der Tod raubte ihm die Erfüllung eines so lange genährten Wunsches. Noch muß ich erinnern, daß dieser Theil von fortlaufenden Anmerkungen bey jeder andern Ausgabe des

Dante mit Nutzen gebraucht werden kann. Er kostet 10 florentinische Lire in der Quart-, und 10 Paoli in der Oktav-Ausgabe.

Notizie sulla Vita e gli Scritti di Carlo Luigi Fernow, tratte dal Morgenblatt, o Foglio mattutino per le persone culte etc. publicate da Cotta in Tubinga, No. 303, seconda Annata, mese di decembre 1808.

Nicht blos inniges Gefühl für ächte Freundschaft, sondern Wahrheit und Schätzung literarischen Verdienstes führten die Feder des vortrefflichen Hrn. Raths Böttiger in Dresden bey der Mittheilung der Nachrichten über Fernows Leben und Schriften. Sie sind zwar kurz, aber schön und hinreichend, Prof. Fernow als einen großen scharfsinnigen Literator, und was noch mehr ist, als einen guten Menschen, darzustellen. In dieser Rücksicht wollte sie ein in Italien lebender Freund des verstorbenen Fernow in einer schönen geschmackvollen italienischen Uebersetzung dem gelehrten italienischen Publikum bekannter machen, und er freut sich über den theilnehmenden Beyfall, mit welchem diese Nachrichten von demselben aufgenommen worden sind.

S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Das erste Reglement der kaiserl. Universität über den Unterricht in den Lyceen ist erschienen. Demselben zufolge sollen nur solche junge Leute in die Lyceen aufgenommen werden, welche bereits lesen und schreiben können. Es sollen indeß doch Bakkalaureen angestellt werden, um in diesen beyden Künsten zu unterrichten. Der Cursus dauert 6 Jahre; 2 derselben sind der Grammatik gewidmet, 2 den Humanioren, neben welchen zugleich der mathematische Unterricht beginnt, ein Jahr der Rhetorik und eines der speciellen Mathematik. Die Hauptorte der Akademie erfreuen sich auch eines Lehrjahres für die Philosophie. Im 2ten Jahre werden die Eleven nicht nur mit dem Griechischen, sondern auch mit der biblischen Geschichte und heidnischen Mythologie bekannt gemacht. Den Kandidaten der Philosophie wird in lateinischer oder französischer Sprache Logik, Metaphysik, Moral und Geschichte der Philosophie vorgetragen. Die gewöhnlichen Lyceen müssen sich mit den Elementen der Physik und Chemie begnügen; aber die Hauptorte erheben sich im philosophischen Jahre auch zur Optik und Astronomie. Jene haben 8, diese 10 Lehrstühle; die Pariser Lyceen haben noch einen mehr. Rangordnung der Lehrstühle: Philosophie, höhere Mathematik, Rhetorik (1. Klasse); Physik, Mathematik, Humaniora (2. Klasse); die übrigen sind in der 3ten Klasse. Die Professoren der ersten Klasse gehören zur Fakultät, stehen aber, wenn sie im Lyceum sind, unter dem Provisor. Diesem Reglement ist ein Verzeichniß von Lehrbüchern für alle Fächer beygefügt, unter welchen den Professoren zu wählen freystebt. Von alten klassischen Autoren findet man für die lateinische Sprache: Quintilian, Cicero, Livius, Tacitus, Virgil, Horaz, Sallust, Curtius, Cäsar, Justin, Ovid, Nepos, Phädrus; für die griechische Sprache: Homer *), Demosthenes, Xenophon **), Plutarch, Lucian, Isokrates, den Evangelisten Lukas und Aesop. Für die philosophische Klasse werden vorgeschlagen: Plato, Aristoteles, Cicero, Baco, Carteſius, Pascal, Port-Royal, Locke, Leibnitz, Malebranche, Fenelon, Clarke, Wolff, S. Gravesande, Burlamaqui, Condillac, Euler (seine Briefe an eine deutsche Prinzessinn), Bonnet.

*) Nur die Ilias. **) Nur die Cyropädie.

Berlin, Dec.

Preußen wird, nach dem Muster Frankreichs, in kurzem einen Minister des Cultus und einen Minister der Polizey haben. Es ist außer allem Zweifel, daß der geachtete Wilhelm v. Humboldt, jetziger geheimer Staatsrath, Chef der Sektion des Cultus, auch mit der erstern neuen Würde bekleidet, die Leitung dieser so bedeutenden Branche der Staats-Verwaltung behalten werde. Auch für die Polizey wird ein Minister ernannt: der Minister von Schrötter, ehemals Kammer-Präsident zu Marienwerder in Ostpreußen, wird dieses hohe Amt erhalten.

Der, wegen Verdachtes seinen Freund vergiftet zu haben, verhaftete Baron von Essen hat schon seit einigen Wochen eingestanden, daß er — kein Baron ist, sondern ein ehemaliger Advokat Wilster aus Kopenhagen, wo er entwichen ist, nachdem er eine bedeutende Geldsumme, welche ihm anvertraut war, untergeschlagen hatte. Anfangs verweigerte er jede Auskunft über seine frühere Geschichte; man griff nun zu erlaubten Zwangsmitteln, und ließ ihn Abends und Nachts ohne Licht: der Widerwille gegen die Finsterniß brachte ihn zum Geständniß jenes Verbrechens; die Unthat aber, wegen welcher er hier verhaftet wurde, läugnet er. Die Geschichte dieses Menschen, der die ersten Gesellschaften der Hauptstadt besuchte, macht große Sensation.

Fichte hat seine Vorlesungen über die Kunst des Philosophirens begonnen. Gestern fand die letzte bey freyem Eintritt Statt. In kommender Woche müssen die Zuhörer mit Billets versehen seyn. Er wird viele Besucher haben, wie ihn auch in dieser Woche eine zahlreiche Versammlung — circa 150 Individuen — besuchte. Der Preis von 4 Thalern erlaubt auch dem Unvermögenden den interessanten Mann zu hören.

Iffland überläßt die Rolle des Tellheim in Minna von Barnhelm Hrn. Mattausch. Wenn dies zu schönerer Einheit ungemein viel beytragen wird, so muß es der Kunstfreund bedauern, daß unerreichbare Momente in Ifflands Spiel ihm verloren gehen. Aber auch die unvergleichliche Bethmann wird ihre Rolle, Minna, abgeben, und die hohe Künstlerinn mag es mir nicht übel nehmen, das nenn' ich: Die Leute geärgert! Dixi! — Wäre ich die gebietende Theater-Direktion, ich betrachtete dies Stück, als heiliger Nachlaß Lessings, als eine Todtenfeyer für Lessing und suchte es auch in der Darstellung zu einem Meisterwerke zu machen, und dies wäre geschehen, sobald die bisherige Besetzung bliebe, Mattausch den Tellheim, Iffland — den Wirth übernähme. Zwar, die Rolle des Wirths ist, wenn man durchaus will, eine Nebenrolle, aber nur nicht in den Händen Ifflands! — Die mimische Darstellung, welche am Tage der Ankunft der Königl. Personen der Iphigenia in Aulis vorhergeht, ist vom Balletmeister Lauchery erfunden, und hat Musik von Weber. — Wir hoffen auf unsrer Bühne bald den Kaufmann von Venedig zu sehen.

Eine Vorlesung, gehalten in der Akademie der Wissenschaften: Ueber die Begriffe einer Akademie und einer Universität, und über den wechselseitigen Einfluß, welchen beyde Anstalten auf einander haben können, ist (bey Unger) im Druck erschienen. Von Karstens mineralogischen Tabellen (bey Spener) ist die zweyte Auflage erschienen. Feßlers Geschichte von Spanien, wird, statt zwey, drey Theile erhalten, wodurch sie ungemein gewinnt. Die ersten beyden Theile erscheinen in diesen Tagen. — Allen Freunden der frohen gesellschaftlichen Verhältnisse sind die „neuen Trinksprüche von Moritz" zu empfehlen.

Nro. 6.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. Januar, 1810.

Im Ausfluß deiner Huld, vollkommenſte Natur,
Entdeckt uns jeder Punkt von dir die Segenſpur.

Wieland.

Die Stadt Bagdad und ihre Bewohner.

Kalif Manſur gründete Bagdad, und erhob es zugleich im Jahr 763 zur Hauptſtadt des Sarazenenreichs durch Verlegung ſeiner Reſidenz dahin. In geräumigem Bette *wälzt* majeſtätiſch der Tiger ſeine Fluthen durch die Stadt, und theilt ſie in zwey ungleiche Häfften: die eine in einem Zirkel von faſt Drey viertel-Stunden umlagert das linke Ufer; die andre von beynahe gleichem Umfange auf dem rechten Ufer iſt unregelmäßig, ſchlecht bevölkert und wenig befeſtigt. Eine Mauer von Backſteinen, hier und da mit Thürmen flankirt, mit einigen von Roſt zernagten Kanonen beſetzt, umgibt die Stadt. Der breite und tiefe Graben davor kann im Nothfalle die Gewäſſer des Fluſſes aufnehmen; dieſes Schutzmittel mußte in den letzten Kriegen *mit* den Perſern öfter dienen. In dem Stadttheile auf *dem linken* Ufer befindet ſich das Schloß ganz an dem *äußerſten Ende*; es iſt mit einer geringen Zahl wol nur zur Parade *tauglicher* Kanonen verſehen, und wird gegen alle Regeln der Kriegsbaukunſt von der Stadt beherrſcht. Auf derſelben Stadtſeite iſt das Serail oder der Paliaſt des Stadthalters und alle übrige vorzüglichere Gebäude; das entgegengeſetzte Ufer wird von der niedern Volksklaſſe bewohnt, und bietet nur ſchlecht gebaute Häuſer und Hütten der Araber; dafür entſchädigen unabſehbare Gärten von Dattelbäumen. — Ueber den Fluß führt eine ſchlechte Schiffbrücke, die oft von den heftigen Winden zerriſſen und theilweiſe weggetrieben wird; man findet auch kleine getheerte Barken zum Ueberſetzen.

Das Serail iſt geräumig, und hat manche ſchöne Zimmer; der Reichthum der hier befindlichen Mobilien entſpricht wirklich den Begriffen, die man ſich in Europa vom aſiatiſchen Luxus macht. Die Häuſer in Bagdad ſind großentheils aus Backſteinen erbaut, und nur von einem Stockwerke, übrigens bequem und wegen der Menge dazwiſchen liegender Gärten angenehm. Die Wohnungen der Vornehmen und Reichen kann man ſchön nennen. Mit Vergnügen gewahrt man darin manche Proben perſiſchen Kunſtfleißes in Mahlerey und Tiſchlerarbeit. — Doch iſt alles dieſes nicht von den Wohnungen der geringen Klaſſe zu verſtehen, welche nur aus Lehm gebaut ſind, und oft durch häufiges Regenwetter einfallen. Die zahlreichen zwar ſolid erbauten Khans, Moſcheen und andere öffentliche Gebäude können es in Rückſicht auf Schönheit mit jenen zu Konſtantinopel, Aleppo und Damaskus auf keinerley Weiſe aufnehmen. Die Straßen ſind ungepflaſtert, unrein und unregelmäßig. Hier und da trifft man gewölbte, auch wol oben mit Plattformen verſehene geräumige Bazars, mit Buden von allerley Kaufleuten und Handwerkern beſetzt, die hier vor Sonne und Witterung geſchützt ſind. Bagdad enthält einige alte Gebäude, an welchen ſich Inſchriften mit Kufiſchen Karakteren befinden, und die noch aus der Zeit der Kalifen herrühren ſollen.

Weder öffentliche Bibliotheken, noch Schulen für den Jugendunterricht müſſen hier geſucht werden. Was von öffentlichen Anſtalten zu ſehen iſt, beſteht in einigen von Derwiſchen bewohnten Seminarien, zwey oder drey prächtig

verzierten Mausoleen, worunter Scheiks oder andere muselmannische Heilige begraben liegen, und die auch zugleich zu Bettlerhospizen dienen; ferner in einer Menge kleiner Kapellen, wo das Volk zu den gewöhnlichen Betstunden seine vorgeschriebenen Abwaschungen vornimmt, und endlich in allerley andern frommen Stiftungen wohlthätiger Muselmanner.

Die Bäder und Kaffehäuser werden häufig besucht, so schmutzig und traurig sie auch sind. Die Märkte überströmen von Lebensmitteln aller Art, die alle zu wohlfeilen Preisen zu haben sind.

Die Stadt hat eine gesunde von endemischen Krankheiten freye Lage. Nur werden des Sommers die Einwohner durch die übermäßige Hitze gezwungen, sich einen großen Theil des Tages über in ihre Keller zu flüchten, wo sie einer angenehmen Kühle genießen; Nachts schlafen sie, ohne nachtheilige Folgen zu verspüren, auf den Plattformen ihrer Häuser. — In eben der Jahreszeit (von Anfange Julius bis Mitte Augusts) herrscht in Bagdad und ganz Mesopotamien oft jener brennende schwefeldunstende Südwestwind, von welchem unter dem Namen Sampeli-Samu alle Reisende zum Theil mit der übertriebenen Behauptung sprechen, er ersticke auf der Stelle alle diejenigen, die sich ihm an hochliegenden Stellen aussetzen. In der That verursacht er nur in der Wüste öftere Unfälle, nie in den Städten. Er kommt in wiederholten Windstößen, und verkundet sich voraus durch einen unangenehmen Geruch und Hitzwirbel, welche den Horizont dem Auge entziehen. Sich zu schützen legt sich der Araber auf den Boden und verhüllt das Gesicht mit seinem weiten geodtuchenen Mantel.

Bagdads Bevölkerung steigt nicht über fünf und neunzig bis hunderttausend Köpfe, also bey weitem nicht auf dreymal hunderttausend, wie man im Lande vorgibt. Die Bewohner sind fast alle unter die Janitscharen eingeschrieben, und treiben Handlung und allerley Handwerke. Sie sind theils Sunniten, theils Schiiten; die ersteen bilden die herrschende Sekte, doch werden auch die letztern, besonders wegen ihres Kunstfleißes, ohne Anstand geduldet.

Der gewöhnlichen Meinung über die Wirkung des orientalischen Despotismus entgegen, ist der Geist der Einwohner stolz, unternehmend, thätig und zur Widerspenstigkeit aufgelegt. Im gewöhnlichen Umgange erweisen sie sich höflich, geistreich, edelmüthig und verbindlich gegen Fremde, die überhaupt auf Achtung und Auszeichnung bey ihnen zählen können. Doch gilt dieses alles nur von Leuten von Stande. Das gemeine Volk ist wie in andern türkischen Städten unwissend, grob, abergläubisch und übermüthig, zudem durch Ausschweifungen und Faulheit entnervt.

Deswegen kann Kunst- und Gewerbfleiß auch nicht eigentlich blühen; einige vorhandne Seiden- Baumwoll- und Wollenmanufakturen ermangeln noch bey weitem der gehörigen Vollkommenheit, um den auswärtigen Fabrikaten Eintrag zu thun.

Luxus nimmt man nur im Serail und in den Häusern der Großen wahr. Der Anzug des Frauenzimmers, der überhaupt für reich und gewählt gelten kann, weicht sonst wenig von dem in andern türkischen Städten üblichen ab, nur mag er etwas freyer seyn. In der Kleidung der Männer herrscht gar nichts eigenthümliches.

Die vielen in Bagdad angesiedelten Perser zeichnen sich durch Kenntnisse und Rechtlichkeit aus, und werden von der Regierung geschützt; die Handlung nach Irak und Kandahar ist ausschließlich in ihrer Hand. Ueberdies treffen alle Jahre viele reisende Perser in Bagdad ein, entweder um die Gräber verschiedner Imams zu besuchen, oder um Waaren umzusetzen. Die Milde der hiesigen Regierung zieht auch eine Menge andrer Fremden herbey; so sieht man beständig Hindus, Araber, Agwanen, Egypter u. s. w. alle durch den Handel oder durch religiöse Zwecke herbey geführt.

In beständiger Religionsuneinigkeit unter einander leben die wenigen zum Theil unirten, zum Theil der morgenländischen Kirche zugethanen Christen, welche in Bagdad wohnen. Die letztern haben eine Kirche; ihrem Anstiften wird der Ruin derjenigen, welche die Katholiken besaßen, zugeschrieben. Letztere sind jetzt auf die Kapelle des von jeher unter französischem Schutze gestandenen Karmeliterklosters eingeschränkt. Sie geben sich mit dem innern Kleinhandel, mit Färberey und einigen Handwerken ab, und leben dürftig. Nur einige Armenier aus Konstantinopel haben ansehnliche Handelshäuser gebildet, und sich durch den einträglichen Edelstein- und Shawlhandel mit Persien und Indien bereichert.

Die Juden bewohnen ein eignes, abgelegnes Quartier; sie werden von den Türken gehaßt und oft beschimpft. Ob sie gleich reichlich mit all den Untugenden begabt sind, welche den Juden fast überall mehr oder weniger ankleben, verstehen sie es nichtsdestoweniger, sich im Serail, dem Kanshaus, und in den Häusern der Großen einzuschmeicheln und unentbehrlich zu machen.

Die umliegende Gegend ist reich an Wildpret. Die Fruchtbarkeit des Bodens könnte bey besserm Anbaue größer seyn. Die gewöhnlichen Produkte bestehen in Getreide, Reis, Gerste, Baumwolle, Taback, Sesam, Datteln, und mehrern in Persien einheimischen Obstarten. Der Viehstand ist beträchtlich.

Der von der Pforte fast unabhängige Pascha gehört unter die mächtigsten des türkischen Reichs, läßt sich Kalif nennen, und hat einen beträchtlichen Hofstaat. Er kann im Nothfalle mit Indegriff der treugebliebnen Araber bey 30000 Mann ins Feld stellen. Seine beste Reuterey besteht aus Kurden, die mit Pistolen, Lanzen, Säbeln, oft auch mit Karabinern bewafnet sind. Die Araber sind geübte

Lanzenträger. Die Infanterie führt Säbel und Flinte. Endlich hat der Pascha eine fünfhundert Mann starke, auf europäischen Fuß geübte Infanteriegarde, und ungefähr dreißig ziemlich gutbediente Feldstücke. — Seine Einkünfte mögen sich auf sieben und eine halbe Million Piaster belaufen.

Pittoreske Ansichten in den Cordilleren.

Natürliche Brücken über den Icononzo.

(Beschluß.)

Im Thale vor Icononzo ist der Sandstein aus zwey verschiedenen Felsarten zusammengesetzt. Ein sehr kompakter und quarziger Sandstein, mit wenig Cement und beynahe ganz ohne Schichtenspaltungen, ruht auf sehr feinkörnigem und in unzählige sehr kleine und beynahe horizontale Lagen getheiltem Sandsteinschiefer. Man darf annehmen, daß die kompakte und quarzige Lage bey der Bildung der Kluft der Gewalt, welche diese Gebirge zerriß, widerstanden hat, und daß nur die ununterbrochene Fortsetzung dieser Lage die Brücke ausmacht, auf welcher man von einem Theile des Thals nach dem andern gelangt. Dieser natürliche Bogen hat 141 Meter Länge, und 12 M. 7 Breite. Seine Dicke ist im Mittelpunkte 2 M. 4. Durch sehr sorgfältige Versuche, die wir mit dem Falle von Körpern angestellt, und vermittelst eines Chronometers von Berthoud, haben wir die Höhe der obern Brücke über der Wasserfläche des Waldstroms zu 97 M. 7 herausgebracht. Ein sehr aufgeklärter Mann, Don Jorge Lozano, welcher ein angenehmes Landgut in dem schönen Thale von Fusagasuga besitzt, hatte schon vor uns diese Höhe mit dem Senkbley gemessen, und sie von hundert und zwölf Varas (93 M. 4) gefunden, so daß die Tiefe des Stroms bey mittlerm Wasserstande sechs Meter zu seyn scheint. Die Indianer von Pandi haben zur Sicherheit der Reisenden, welche in diesem öden Lande indeß sehr selten sind, eine kleine Ballustrade von Rohren angelegt, die sich gegen den Weg, der nach der obern Brücke führt, verlängert.

Zehn Toisen unter dieser ersten natürlichen Brücke befindet sich eine andere, zu der wir auf einem engen Pfade, welcher an dem Rande der Kluft hinabsteigt, geführt wurden. Drey ungeheure Felsenmassen fielen nämlich gerade so, daß eine die andre stützt. Die in der Mitte bildet den Schlußstein des Gewölbes, und dieser Zufall hätte bey den Eingebornen leicht die Idee von Bogenmauerwerk erwecken können, das den Völkern der neuen Welt eben so unbekannt war, als den alten Bewohnern von Egypten. (Zoega de Obeliscis, S. 407.) Indeß will ich nicht entscheiden ob diese Bruchsteine von ferner geschleudert worden, oder ob sie blos Fragmente eines zum Theil zerstörten Bogens sind, welcher ursprünglich der obern natürlichen Brücke ähnlich war. Letztere Vermuthung wird durch einen analogen Zufall in dem Kolosseum zu Rom wahrscheinlich, wo man an einer halb zusammengestürzten Mauer mehrere Steine bemerkt, die in ihrem Falle dadurch aufgehalten wurden, daß sie im Sturze zufälliger Weise ein Gewölbe bildeten.

Mitten in der zweyten Brücke von Icononzo befindet sich ein Loch von mehr als acht Quadratmetern Umfang, durch welches man in den Abgrund hinabsehen kann, und wo wir auch unsre Versuche über den Fall der Körper angestellt haben. Der Strom scheint in einer finstern Höhle zu fließen, und das klägliche Geräusch, das man hört, rührt von einer Menge Nachtvögel her, welche die Klufr bewohnen, und die man im Anfange gern für die gigantischen Fledermäuse halten möchte, die in den Aequinoctial-Gegenden so bekannt sind. Man sieht hier zu Tausenden über dem Wasser flattern.

Indeß haben uns die Indianer versichert, daß diese Vögel von der Größe eines Huhns sind, Eulenaugen und einen gekrümmten Schnabel haben. Man nennt sie Cacas, und die Einförmigkeit der Färbung ihres Gefieders, das ein bräunliches Grau ist, macht mich glauben, daß sie nicht zu dem Geschlechte des Caprimulgus gehören, dessen Gattungen auf den Cordilleren in so vieler Mannigfaltigkeit vorhanden sind. Wegen der Tiefe des Thals ist es unmöglich, ihrer habhaft zu werden, und wir konnten sie nicht anders untersuchen, als daß wir Feuerbrände in die Klüfte warfen, um ihre Wände zu erhellen.

Die Höhe der natürlichen Brücke von Icononzo über dem Meeres-Spiegel ist achthundert drey und neunzig Meters (458 Toisen). In den Gebirgen von Virginien, und zwar in der Grafschaft Rock-Bridge, ist ein ähnliches Phänomen, wie die obere Brücke, die wir eben beschrieben haben. Es wurde von Hrn. Jefferson mit der Sorgfalt untersucht, welche alle Beobachtungen dieses vortrefflichen Naturkundigen karakterisirt. (Bemerkungen über Virginien, S. 56.) Die natürliche Brücke von Cedar-Kreck in Virginien, ist ein Bogen von Kalksteln, welcher sieben und zwanzig Meter Oeffnung hat, und seine Höhe über der Wasserfläche des Stroms beträgt siebenzig Meter. Die Erdbrücke, (Rumichaca), die wir auf der Senkung der Porphyr-Gebirge von Chumbau, in der Provinz de los Pastos, gefunden haben; die Brücke der Mutter Gottes, Dantcu genannt, bey Totonilco in Mexico, und der durchbrochene Felsen bey Grandola, in der portugiesischen Provinz Alenteio, sind geologische Phäuomene, welche sämtlich mit der Brücke von Icononzo einige Aehnlichkeit haben. Indeß zweifle ich, ob man bis jetzt irgendwo auf dem Globus einem so außerordentlichen Zufalle begegnet ist, wie der, welcher durch drey Felsmassen, die sich gegenseitig stützen, ein natürliches Gewölbe gebildet hat.

Grabschrift.

Hier liegt Herr Doktor Valentin,
Der Rechtsgelahrtheit Magazin.
Schad' um sein Wissen, nicht um ihn.

Hg.

An Lirar.

Charlotte sey nur schön? O nein!
Charlotte muß verständig seyn:
Sie schlief ob deinen Versen ein.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Oesterreichischen, Dec.

Ob gleich das Gesangbuch, dessen sich die meisten evangelischen Gemeinden der deutsch-gallicischen Erblande bisher bedienten, zu den besten Büchern dieser Art gehört, so hat doch das k. k. Konsistorium in Wien bey dem Umstande, daß sich die Auflage dieses Gesangbuches vergriffen hatte, vor einigen Jahren verordnet, daß bey der neuen zu veranstaltenden Auflage alles gethan werde, um dieses Liederbuch so verbessert und vervollkommnet als möglich erscheinen zu lassen, und zu dem Ende dem Konsistorialrathe Wächter in Wien das Geschäft der Revision und Verbesserung übertragen. Er hat den erhaltenen Auftrag vollzogen, und das neue Lieder-Buch ist nun so eben bey Schaumburg und Comp. in Wien unter dem Titel erschienen: Christliches Gesangbuch zum Gebrauche bey dem öffentlichen Gottesdienste der evangelischen Gemeinden in den k. k. deutschen und gallicischen Erblanden. Mit Vorwissen der hochlöbl. k. k. vereinigten Hofstelle, und mit k. k. Konsistorial-Genehmigung. 1810. 589 S. Es enthält 646 theils gutgewählte, theils neue Gesänge. Die letzten rühren von Wächter, Schulz und Glatz her. In Wien dürfte dieses Gesangbuch an dem Neujahrstage feyerlich eingeführt werden. Es ist bemerkenswerth, daß die deutschen protestantischen Gemeinden in der österreichischen Monarchie bereits eine größere Anzahl neuer und guter Gesangbücher besitzen. Dies ist ein offenbarer Beweis, daß der Einführung derselben bey ihnen keine so große Hindernisse im Wege stehen, als in vielen Ländern Deutschlands.

Die Anzahl guter Schulmänner wird unter den Protestanten in Ungarn immer kleiner, und wenn dieses so fortgeht, so ist nicht abzusehen, wie die höhern Stellen an den dortigen Gymnasien besetzt werden sollen, die sich fast immer durch vorzüglich gebildete Lehrer auszeichneten. Erst vor kurzem haben die Protestanten wieder zwey treffliche Schulmänner durch den Tod verloren. Der eine, Andreas Kralowansky, der sich auch in der literarischen Welt durch ein lateinisch geschriebenes Compendium der Naturgeschichte bekannt gemacht hat, lehrte als Rektor und erster Professor am evangelischen Gymnasium zu Oedenburg, der andere, Nadler, als Subrektor an dem Lyceo zu Käsmark. Beyde haben sich um die ungarische protestantische Jugend entschiedene Verdienste erworben, und ihr Verlust wird mit Recht bedauert.

Die neuen Annalen der Literatur und Kunst des östreichischen Kaiserstaates, die bey Anton Doll in Wien erscheinen, und von dem Dr. Franz Sartori redigirt werden, sollen mit dem kommenden Jahre ihre Gestalt insofern verändern, daß sie nicht, wie bisher, in Quart sondern in Oktav herauskommen, und nicht blos die österreichische, sondern auch die ausländische Literatur und Kunst umfassen. Jeden Monat wird ein Heft von zwölf Bögen erscheinen. Der Plan ist ganz gut angelegt; möchte nur auch die Redaktion von vielen thätigen und sachkundigen Gelehrten bey diesem Unternehmen, dem ein glückliches Gedeihen zu wünschen ist, unterstützt werden, und diese Zeitschrift nicht nur die Theilnahme des Inn-, sondern auch des Auslandes erfahren, für welches sie des Interessanten nicht wenig enthalten dürfte. Die Anton Doll'sche Buchhandlung, die sich durch ihre Ordnungsliebe und Pünktlichkeit sehr auszeichnet, und in dieser Hinsicht als Muster aufgestellt werden kann, eignet sich ganz zur Herausgabe eines solchen Blattes, und es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß, trotz den sehr ungünstigen Zeitumständen, doch ein literarisches Institut dieser Art in Oestreich nicht nur aufrecht erhalten, sondern sogar erweitert wird.

Stolls Neoterpe hat der Verleger in Schnecken-Almanach umgetauft. Wahrscheinlich war der erstere Titel den Käufern nicht verständlich und lockend genug.

Aus Ungarn.

Feßlers Werk: Die drey großen Könige von Ungarn, findet in Ungarn, wegen des darin vorherrschenden mystischen Tones, nur getheilten Beyfall, und nicht anders wird es seiner ausführlichen Geschichte des gedachten Königreiches gehen, wenn sich der Verf. in derselben auf gleiche Weise, wie in jener Schrift, dem Hange zum Mysticismus überlassen sollte, der in Ungarn bis jetzt noch keine bedeutende Freunde finden konnte.

Seit dem Anfange des letzten Krieges ist in Ungarn nach allen Seiten hin ein militärischer Geist erwacht. Es insurgirte nicht blos der zahlreiche Adel, sondern in den Städten und Marktflecken waren auch die meisten Bürger unter den Waffen. Ein Gleiches fand auch in Siebenbürgen statt.

Logogriph.

De mon premier crains le dommage,
Et cache mon second le plus qu'il se pourra.
Et si mon tout est ton partage,
Je plains l'objet qui t'aimera.

H.

Charade.

Das Erste ändert wunderbar
Die liebe Zeit von Jahr zu Jahr,
Der hat es schwarz, der grau;
Hier wirds beschnitten, dort gekräuselt,
Mit Band umschlungen und bestreuet,
Ziert Mädchen, Mann und Frau.
Zu viel schon! — Steht das zweyte Paar
Dem Leichtsinn offen, dann fürwahr
Ist Papas Säbelchen in Gefahr;
Die Erbschaft fliegt dem Teufel zu,
Mit ihr die Tugend und die Ruh.
Zum Ganzen braucht des Künstlers Hand
Nur schwache Seide und Verstand;
Die Mode hängts dem Ersten an,
Wie man bereits begreifen kann.
Ihr hältets? — Nein, ihr habt es schwerlich,
Der Tilus macht es nicht entbehrlich.

Hebel.

Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 312:
Zelt. Neues Jahr.

Nro. 7.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. Januar, 1810.

— Alle fesselt Modetyranney,
Sie, die Herren, Damen, Zofen
Seit Jahrtausenden Gesetze gab. —

Sturz.

Ueber die Pariser Moden.

Ein Frauenzimmer ohne Haare ist eine Rose ohne Blätter. Diesen Text hat ein französischer Gelehrter zu einer Strafpredigt gewählt, die er seinen schönen Landsmänninnen über die Mode ihre Haare à la Titus zu tragen hält. Wir sagen Gelehrter, denn seine Schrift, welche den Titel Anti-Titus ou la critique des cheveux coupés, pour les femmes, führt, strotzt von Gelehrsamkeit, obwol sie nur zwey Bogen stark ist. Seine Gründe sind von der Erschaffung der Welt her, besonders aus den Zeiten der Griechen und Römer, entlehnt; seine Belegsprüche sind Citationen aus Homer, Virgil, Claudian, Pausanias, Anacreon, Plinius, Terenz, Lucian, Apuleius, Tibull, Catull, Ovid, Juvenal, Martial, Sidonius-Appollinaris, aus den canonischen Büchern, aus Shakespear, Pope, Colardeau, Laharpe, und aus tausend andern neuern Schriftsteller, die alle die langen Haare beym schönen Geschlechte lobpreisen, und, um dem Verfasser die Waffen in die Hände geben, gegen die weiblichen Titusköpfe zu Felde zu ziehen. Aber schwerlich sind diese Waffen scharf genug, um gegen die mächtige Aegide, die Mode, etwas zu vermögen; wenn diese gebietet, so muß die gelehrteste Beredsamkeit verstummen. Was kümmert's überdem eine schöne Pariserinn, ob einst die Gallierinnen langes oder kurzes Haar trugen? Ihr Spiegel sagt ihr, daß sie in ihrer jetzigen Tracht mit mehrerm Geschmacke gepuzt ist, als es jene waren. Welcher Nachtheil erwächst für die Titus-Mode daraus, daß in der grauen Vorzeit abgeschnittene Haare ein Zeichen der Trauer waren, daß die Phönizierinnen der Tyrischen Venus ihre Haare zum Opfer brachten, daß die Vestalen bey ihrer Einweihung sich die Haare abschneiden liessen. Diese waren in ihrem heiligen Gewande, ungeachtet des abgelegten Haarschmuckes, reizend, wie die Pariser Sängerinnen und Tänzerinnen in der Oper, die Vestale genannt, es beweisen, und die Phönizierinnen sorgten gewiß nicht minder dafür, daß die übriggebliebenen Reste ihres Opfers ihnen zur Zierde gereichten. Was die Trauer betrifft, von der abgeschnittene Haare einst ein Zeichen waren, so weiß man lange, daß diese einer Schönheit nicht selten den größten Relief gibt.

Daß ehedem in Frankreich die Frauenzimmer von schlechten Sitten mit geschornem Kopfe ins Exil geschickt wurden, kann eben so wenig den Titusköpfen zum Vorwurfe dienen; nur als Strafe betrachtet gereichte der Verlust der Haare ihnen zur Schande, und deßungeachtet hörten viele dieser Schönen nicht auf, in ihrer Verbannung Eroberungen zu machen. Und welch ein Unterschied, ein mit rauher Hand kurz an der Haut ungleich abgeschornes Haar und ein Haar von Michalon, oder Herbeaut, oder Armand, nach allen Regeln der Kunst abgeschnitten und mit den Gesichtszügen harmonirend in Locken gelegt? Ein solcher Kopfputz hat nichts mönchisches, wie der Verfasser jener Schrift behauptet, er gibt eben so wenig einer sanften Schönen ein männliches, martialisches Ansehen, er ist nicht struppig, schmuzig, scheuslich, er ist jugendlich reizend.

Freylich trug unsere Mutter Eva ihr Haar unabgeschnitten, aber wenn die unsern heutigen Schönen zum Muster dienen sollte, so müßten die Pariser Artistes-Couturieres ihr Talent auch nur an Feigenblättern üben. Der Verfasser hat gleichfalls Recht, daß keine Venus und keine Grazie uns anders als mit langem Haare dargestellt wird, aber dennoch geben die Künstler des Alterthums einer Hebe und einer Psyche kurzlockiges Haar, und hätten sie unsere heutigen Pariserinnen gekannt, so wäre auch vielleicht der Kopf einer Liebes- und Huldgöttinn unter ihrem Meisel oder unter ihrem Pinsel à la Titus hervorgegangen.

Daß dieser Kopfputz sich nicht mit einer großen Damen-Toilette verträgt, ist ein eben so lächerliches Vorurtheil, als daß bey Männern nur ein gepuderter Kopf und Haarbeutel sich mit einem gestickten Hofkleide vereinigen läßt, oder ein steifer Zopf mit einer Militär-Uniform. Von diesem Vorurtheile hat die Gewohnheit lange geheilt, und in Kurzem wird ein gepuderter Mannskopf eben so viel Aufsehen erregen, als jetzt schon eine Dame, wenn sie statt des Diadems oder Blumenkranzes auf ihrem Tituskopfe ein Nest von Blonden, Bändern und Federn auf einen — mit einem deutschen Dichter zu sprechen — Mehltaghurm bauen wollte, wie unsere Großmütter bey ihren Reifröcken thaten. Jene Zeiten, wo die Schönen einen so großen Ueberfluß an Haarlocken in ihrem Toiletten-Tische vorräthig hatten, daß sie davon mit vollen Händen an ihre ungestümen Anbeter austheilen konnten, ohne an ihren Kopf eine Scheere setzen zu dürfen, scheint der Verfasser besonders sich zurück zu wünschen, denn er klagt, daß jetzt einem Liebhaber keine Locke mehr zum Unterpfande der Treue gegeben wird, sondern nur ein Haarringelchen. Que faire, sagt er, d'un crochet de cheveux d'un pouce de long? — Thor! verschließ es dankbar am Herzen, und wirf dich dann zu den Füßen der jungen Schönen, die für dich dieses Haarringelchen ihrem Kopfe entwandte, um ihr die Sünde abzubitten, welche du am ganzen Geschlechte durch den Tadel einer Mode begangen hast, welche der einfachste, der natürlichste und der lieblichste Schmuck ist, den je ein Mädchen für ihre Reize zu wählen vermag.

Aber zum Troste unsers Anti-Titus-Coryphеen — der vielleicht in einer Provinzialstadt wohnt, und die Pariser Moden wenig kennt, — mag es gesagt seyn, daß die eigentlichen Titusköpfe bey den Frauenzimmern jetzt ihre Allgemeinheit verloren haben. Eben diese Allgemeinheit mußte nothwendig eine Aenderung hervorbringen, denn welche petite maitresse will die nämliche Tracht mit einer Grisette gemein haben? — Freylich fällt der jetzige Haarschmuck der Pariser Damen noch immer unter die Rubrik der abgeschnittenen Haare, aber sie sind hinten länger, wie ehedem, sie schlängeln sich in kleinen Locken um den Nacken, und die Benennung à la Titus ist in à l'enfant verwandelt worden. Diese Benennung könnte allerdings zum Lachen und zum Spotte Anlaß geben, wenn eine Mutter in dem nämlichen Locken-Netze Herzen verwickeln will, in welchem ihre erwachsene Tochter einen künftigen Ehemann zu fangen gedenkt; doch was thäte der Name zur Sache, wenn diese anders nichts Anstößiges an sich selbst hätte? Aber damit aller Schein des Anstoßes vermieden werde, so hat man jetzt dieser Tracht den Namen à l'anglaise gegeben. Sie ist so einfach als geschmackvoll, und wenn unsere schönen Pariserinnen à la Titus reizend waren, so sind sie à l'anglaise bezaubernd.

(Der Beschluß folgt.)

Volksdichter Hebel.

Hebels allemannische Gedichte bedürfen keiner Lobpreisung. Sie entzücken den Landmann, und wirken durch Naivetät, Herzlichkeit, lebendige Schilderungen und einfache wahre Poesie nicht minder auf die Gebildetern. Aber in reicherm Maße noch trägt seit drey Jahren der Rheinländische Hausfreund, ein Bauern-Kalender, durch Hebels neue treffliche Darstellung alter Geschichten, komischen und ernsten Inhalts, wie durch eigne körnige Aufsätze bey, den Sinn der niedern Volksklasse für das Wahre, Gute und Edle immer mehr zu schärfen, und ihre Aufklärung zum Vortheile des Ganzen zu befördern. Auf die Bitte der Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen, die Früchte seines Geistes in einen ausgedehntern Kreis zu verpflanzen, hat sich der würdige Verfasser entschlossen, jene Erzählungen unter dem Titel: Schatzkästlein des deutschen Hausfreundes, mit andern Aufsätzen, Gedichten, ꝛc. vermehrt, im Verlage der gedachten Buchhandlung ans Licht treten zu lassen. Mit wahrem Vergnügen kündigen wir dies unsern Lesern an, und geben ihnen zugleich in den zwey nachfolgenden kleinen Erzählungen einen Vorschmack von der glücklichen Gabe des beliebten Hausfreundes, bekannten Anekdoten durch witzige Einkleidung neues Interesse zu verleihen, und besonders für den Landmann, der seinen weltgereisten klügern Bruder zu hören glaubt, Belustigung und Belehrung schön zu vereinen.

I.

Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Officier: Ich will doch auch einmal im rothen Ochsen zu Mittag essen, und geht in den rothen Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputirte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bey Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen, denn er erfährt alles ein Jahr früher, als andere Leute. — Als nun das Essen fast vorbey war, einer und der andere trank noch eine halbe Maaß Ungar-Wein zum Zuspitzen, ein Anderer drehte Kügeleln aus weichem Brote, als wenn er ein Apotheker wäre, und wollte Pillen machen; ein Dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel, oder mit dem silbernen Löffel.

Da sah der Officier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockermel hineinschlüpfte, und nicht wieder herauskam.

Ein anderer hätte gedacht: was gehts mich an? und wäre still dazu gewesen, oder hätte großen Lärmen angefangen. Der Officier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist, und was es für einen Verdruß geben kann, und war mausstill, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Als der Wieth kam und das Geld einzog, nahm der Officier auch einen silbernen Löffel, und steckte ihn zwischen zwey Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn sie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Während deß der Officier seine Zeche bezahlte, und der Wirth schaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das ist ein kurioser Verdienstorden, den der Herr da anhängen hat. Der muß sich im Kampfe mit einer Krebssuppe hervorgethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen silbernen Löffel bekommen hat, oder ists gar einer von meinen eigenen?" Als aber der Officier dem Wirthe die Zeche bezahlt hatte, sagte er mit ernsthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche ist theuer genug dazu." Der Wirth sagte: „So etwas ist mir noch nicht vorgekommen. Wenn ihr keinen Löffel daheim habt, so will ich euch einen Patent-Löffel schenken, aber meinen silbernen laßt mir da. Da stand der Officier auf, klopfte dem Wirth auf die Achsel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, sagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt ihr euern Löffel wieder aus dem Ermel heraus, grüner Herr, so will ich meinen auch wieder hergeben. Als der Löffelschütz merkte, daß er verrathen sey, und daß ein eheliches Auge auf seine unehrliche Hand gesehen hatte, dachte er: Liebe Spaß als Ernst, und gab seinen Löffel ebenfalls her. Also kam der Wirth wieder zu seinem Eigenthume, und der Löffeldieb lachte auch — aber nicht lange. Denn als die andern Gäste das sahen, jagten sie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande und ein Paar Tritten unter der Thüre zum Tempel hinaus, und der Wirth schickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll ungebrannter Asche nach. Den wackern Officier aber bewirthete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlseyn aller ehelichen Leute.

Merke: Man muß keine silbernen Löffel stehlen.

Merke: Das Recht findet seinen Knecht.

2.

Einträglicher Räthselhandel.

Von Basel fuhren eilf Personen in einem Schiffe, das mit allen Kommlichkeiten versehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubniß, sich in einen Winkel zu setzen und auch mitzufahren, wenn er sich gut aufführen und dem Schiffer achtzehn Kreutzer Teinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Tasche schlug, allein es war doch nur noch ein Dreybatzenstück darin; denn das andere war ein messingener Knopf. Dessen ungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon Mancher auf dem Rhein reich worden." Im Anfang und von dem Wirthshause zum Kopf weg war man sehr gesprächig und lustig, und der Jude in seinem Winkel, und mit seinem Zwerchsacke an der Achsel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie mans manchmal diesen Leuten macht und versündiget sich daran. Als sie aber schon weit an Höningen und an der Schuster-Insel vorbey waren, und an Märkt und an dem Isteiner Klotz und St. Veit vorbey, wurde einer nach dem andern stille und gähnten und schauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfing: „Mausche," fing er an, „weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht. Deine Vätter müssen doch auch auf allerley gedacht haben in der langen Wüste." — Jetzt, dachte der Jude, ist es Zeit das Schäflein zu scheeren, und schlug vor, man sollte sich in der Reihe herum allerley kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mit halten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreutzerstück bezahlen, wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Gesellschaft recht, und weil sie sich an der Dummheit oder an dem Witze des Juden zu belustigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erste: Wie viel weichgesottene Eyer konnte der Riese Goliath nüchtern essen? — Alle sagten, das sey nicht zu errathen, und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jud sagte: „Eins, denn wer Ein Ey gegessen hat, ist das Zweyte nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der Andere dacht: Wart Jude, ich will dich aus dem Neuen Testament fragen, so soll mir dein Dreybätzner nicht entgehen. „Warum hat der Apostel Paulus den zweyten Brief an die Corinther geschrieben?" Der Jud sagte: „Er wird nicht bey ihnen gewesen seyn, sonst hätt' ers ihnen mündlich sagen können." Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte sah, daß der Jude in der Bibel so gut beschlagen sey, fing ers auf eine andere Art an: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge, und wird doch zu rechter Zeit fertig?" Der Jud sagte: „Der Seiler, wenn er fleißig ist."

Der Vierte. „Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?" Der Jud sagte: „Der Bleicher."

Unterdessen näherte man sich einem Dorf, und einer sagte: das ist Bamlach. Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?" Der Jud sagte: „Im Hornung, denn der hat nur 28 Tage."

Der Sechste sagte: „Es sind zwey leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter.“ Der Jud sagte: „Der Vetter ist eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht euer Vetter.“

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragte der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nachsten beysammen?“ Der Jud sagte: „Die kleinsten.“

Der Achte fragt: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?“ Der Jud sagt: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehen.“

Fragt der Neunte: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet, und hat die Handschuhe vergessen, wie muß ers angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Der Jud sagt: „Er muß aus der Hand eine Faust machen.“

Fragt der Zehnte: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?“ Der Jud sagt: „Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen.“

Nun war noch der Eilfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eyer theilen, also daß jeder eins bekomme, und doch eins in der Schüssel bleibe?“ Der Jud sagte: „Der Letzte muß die Schüssel sammt dem Ey nehmen, dann kann er es darin liegen lassen, so lang er will.“ Jetzt war die Reihe an ihm selber, und nun dachte er erst einen guten Fang zu machen. Mit viel Komplimenten und spitzbüblischer Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwey Forellen in drey Pfannen backen, also daß in jeder Pfanne Eine Forelle liege.“ Das brachte abermal keiner heraus, und einer nach dem andern gab dem Hebräer seinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz, allen seinen Lesern, von Mayland bis nach Kopenhagen, die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübsches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender selber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Eilfe verlangten, er sollte ihnen für ihr Geld das Räthsel auch auflösen, wand er sich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achseln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jud,“ sagte er endlich. Die Andern sagten: Was sollen diese Präambeln? Herans mit dem Räthsel! — Nichts für ungut! — war die Antwort, — daß ich gar ein armer Jud bin. — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflösung nur heraus sagen sollte, sie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Tasche, nahm einen von seinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tischlein, so im Schiffe war, und sagte: „Daß ichs auch nicht weiß. Hier ist mein Zwölfer!“

Als das die andern dörten, machten sie zwar große Augen, und meinten, so seys nicht gewettet. Weil sie aber doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, so ließen sie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das soll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreuzer hat der Jud aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen meßingenen Knopf hatte er schon. Eilf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, eilf mit seinem eigenen Räthsel, einen hat er zurück bezahlt, und dem Schiffer 18 kr. Trinkgeld entrichtet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg. 2 Januar.

Letzthin sind nun auch die Inspektoren der Akademie der kaiserl. Universität ernannt worden; der eine ist der mit Recht sehr geschätzte Hr. Levrault der ältere, Buchhändler und Adjoint du Maire; der andere, Hr. Doyharçabal, Sekretär der Rechtsschule. — Die Funktionen eines Rektors sind wenigstens provisorisch dem dermaligen Provisor oder Vorsteher des Lycée Impérial, Hrn. Heß, übertragen.

Mehreren Tanzunternehmungen, unter deren Ueberzahl uns sonst der Winter dahin flog, scheint sich in diesem Augenblicke eine Art geheimen Widerstandes entgegenzustämmen; man glaubt denselben unter anderm in dem Zwecke der Autoritäten finden zu können, die Theaterverwaltung ausschließlich zu begünstigen. Da nämlich das kaiserl. Dekret über die Theater diesen zwar das Privilegium der maskirten Bälle, nicht aber der bals parés zugestehet, so hofft, wie es scheint, die Theaterverwaltung, durch andere Maßregeln, und den Schutz der Autoritäten, die Unternehmung dieser Bälle dennoch gänzlich in ihre Hände zu bekommen. Deßwegen sind von ihr die Veranstaltungen getroffen worden, das Theaterlokal zu einem bequemen Redoutensaal benutzen zu können; auch ließ sie sich die Kosten nicht dauern, alles beträchtliche aus der Hauptstadt des Reichs und der Moden herbeyzuschaffen, um denselben geschmackvoll zu dekoriren. Der Besitz des Saals à la réunion des arts, in welchem sich die Verwaltung durch mehrjährige Lehnung befindet, setzt dieselbe in den Stand, auch hier die Konkurrenz anderer Tanzunternehmer zu vermeiden. — Man siehet nun noch in Erwartung, ob die gewöhnlichen sonst sehr brillanten Societäts-Bälle statt haben werden, welche das größtentheils aus der Handelschaft bestehende Casino auf dem schönen Saal des sogenannten Spiegels, der ehemaligen Zunftstube der Handelsleute, auf eigne Kosten schon mehrere Winter zu geben gewohnt war, und wobey die elegante Welt durch Invitationen der Mitglieder des Casino vereinigt wurde. — Ein drittes Lokal auf dem ehemaligen Rathhaus ist dadurch beseitigt, daß dies Gebäude von der Handelschaft ist erstanden worden, um hier die Börse zu etabliren.

Sehr interessant war uns das Melodion, auf welchem sich eine Demoif. Welsch in der Mitte Decembers hören ließ. Schon anderwärts erntete die Künstlerinn mit ihren Ausführungen auf diesem neuen Instrumente vielen Beyfall; besonders aber von Ihro Königl. Majestät der Königinn von Holland, und Ihro Durchl. dem Fürsten Primas. Auch in Straßburg war die Künstlerinn schon ein Jahr früher mit demselben Instrumente gewesen; dasselbe ist aber seitdem von dessen Erfinder, Hrn. Dietz in Emmerich, beträchtlich vervollkommnet worden. Das Melodion beruhet auf denselben Grundsätzen wie die Harmonika. Es hat die Gestalt eines Forte; wie dieses wird es vermittelst Tasten gespielt. Durch diese werden Plättchen (von Glas?) auf einen Cylinder angezogen, und angedruckt, was den Ton hervorbringt. Der Cylinder wird durch ein Fußpedal in beständiger Umwälzung erhalten. Er ist aus einer besondern Metallkomposition verfertigt, und das ein bestehet jetzt hauptsächlich die dem Instrument mitgetheilte Vervollkommnung. Vorher bestand er, so viel wir uns erinnern, aus Holz, und mußte mit Kolofonium bestreut werden. — Das Melodion gewährt die verschiednen Effekte mehrerer Instrumente, und zwar jede Oktave einen andern, in dieser Stufenfolge: Die höchste gibt den Flötentön, die folgende das Oboe, die mittlere das Waldhorn, die untere das Fagot, die unterste wahren Kontrebaß. Daher ist es nöthig, daß der Komponist die Kombinationen dieser Effekte im Auge behalte. Was Demoif. Welsch vortrug, waren Kompositionen von Steib nach dieser Maßgabe. Uebrigens kann in beliebiger Geschwindigkeit gespielt werden. Die beste Wirkung machen aber die langsamen Tempo.

Nro. 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. Januar, 1810.

Freudig seht ihr aus meinem Schoße
Einen blühenden Baum sich erheben,
Der sich ewigsprossend erneut.

Schiller.

Stammschloß Württemberg.

(Hierzu das Kupfer.)

Zwey kleine Stunden von Stuttgart liegt auf einem hohen Berge das alte Schloß Württemberg, das Stammschloß der erlauchten Familie dieses Namens; Rotenberg nennt es der gemeine Mann, auf gleiche Art, wie das dabeygelegene Dorf Rotenberg. Ist dies wol Verwechslung, oder ist es nicht vielmehr ein Fingerzeig für die richtige Ableitung des Namens Württemberg? *)

Natur und Geschichte geben den Ueberresten dieses Schlosses noch heutzutage einen hohen Werth, und dieser wird dadurch noch erhöht, daß das königliche Haus so wie das ganze Königreich davon seinen Namen führt. Einheimischen sowol als Fremden kann es daher nicht unwillkommen seyn, hier neben einer kurzen Schilderung eine wohlgelungene Abbildung desselben in die Hände zu bekommen, und wir schmeicheln uns, mit dieser den Freunden des Morgenblattes keine unangenehme Neujahrsgabe zu machen. Das Bild ist von dem geschickten Künstler Seyffer

*) Es ist doch eigen, und gegen alle Analogie unserer Gegend, daß ein Schloß, das so genau mit einem Orte zusammenhängt, wie dieses, einen andern Namen führen solle. Tübingen, Urach, Wittlingen, Neuffen, Stauffen, Asperg, Gröningen, Vayhingen, — alle diese und noch viele andere Vesten und Schlösser der umliegenden Gegenden führen gleichen Namen mit der Stadt oder dem Dorfe, das an sie gränzt; warum soll doch Württemberg allein eine Ausnahme von dieser Regel machen? Sollte der gemeine Mann nicht Recht haben, wenn er Dorf und Schloß mit einem Namen benennt, und sollte auf diesen Umstand nicht die Etymologie des Württembergischen Namens gegründet werden können? Suchen wir in den alten Chroniken nach, so finden wir gerade in der Gegend, welche das Schloß nach Süd-West überschaut, einen Pagus Viorotum oder Vioroton. Ich weiß nun zwar wol, daß die Ableitung des Namens Württemberg von diesem Vioroton schon mehrmals versucht worden ist, und so wenig Beyfall gefunden hat als andere; aber die Sache von unserm Standpunkte aus betrachtet, möchte denn doch diese Ableitung so übel nicht seyn. Es läßt sich wenigstens durch sie erklären, wie die Verschiedenheit in der Benennung des Schlosses und des Dorfes entstanden seyn möchte. Denn nehmen wir mit Sattler an, (topographische Geschichte von Württemberg, p. 3.), daß Württemberg oder Wirtenberg aus Vioroton entstanden sey, wie leicht läßt sich dann auch von demselben Stammworte Rotenberg ableiten? Indem nämlich jenes, der Name Württemberg, durch folgende Veränderungen geht: Vioroton; um den Berg zu bezeichnen, Viorotonberg: nach neuerer Endung Viorotenberg, und mit der gewöhnlichen Vertauschung das V mit W — Wiorotenberg, zusammengezogen Wirtenberg, so erhalten wir dieses durch die einfache Weglassung des Vio, das vielleicht nur eine Art von Präfixum war, wenigstens nicht wesentlich zu seyn scheint, da wir es bald so, bald anders geschrieben finden. Wer weiß, welchen Veränderungen die Ortsnamen in ältern Zeiten unterlegen sind, und in der Aussprache des gemeinen Volkes, besonders in Schwaben, noch heut zu Tage unterliegen, dem wird diese Etymologie wenigstens nicht gezwungen vorkommen. Ob der Berg und was darauf liegt von dem Gau, oder der Gau von diesem seinen Namen erhalten habe, ist für uns einerley. Ich habe den ersten Fall vorausgesetzt, vielleicht können wir aber auch den letzten annehmen, daß nämlich der

in Canstatt nach der Natur gezeichnet und gestochen. Der Standpunkt ist zwischen den Dörfern Gaisburg und Wangen nahe an der nach Ulm und Augsburg führenden Landstraße gewählt, da, wo sich der Neckar derselben bis auf wenige Schritte nähert, und in einer starken Krümmung gerade gegen sie herströmt. Obgleich die Natur es dem Künstler leichter gemacht hätte, mahlerisches Interesse in den Gegenstand zu bringen, wenn er ihn von einer andern Seite genommen hätte, so hat man doch diese bekanntere Ansicht vorgezogen, damit der der Gegend Kundige sich leicht darein zu finden weiß, der Unkundige hingegen nicht eine Nebenseite vor der Hauptseite kennen lernt. Die Art der Beleuchtung und der über die Landschaft hergezogene duftige Flor können uns in die frische Morgenstunde eines schönen Sommertages versetzen, in welcher das Bild gezeichnet worden ist.

Das Schloß liegt auf einem ziemlich hervorstechenden Kegel der nördlichen Gebirgskette des schönen Neckarthales, zwischen Eßlingen und Canstatt. Hinter ihm sehen wir das Dörfchen Rotenberg, und unten am Fuße des Gebirges das Pfarrdorf Unter-Türkheim. Die Gegend ist eine der mildesten und gesegnetsten des Landes *), und die Mutter Natur hat die Freygebigkeit, mit der sie Württemberg ausgestattet hat, hier in besonderem Grade gezeigt. Wein die Fülle, Obst, Getreide, Oel, Milch und Honig, kurz alles, was zum glücklichen Leben gehört, finden wir hier in Menge. Mit der Menge vereinigt sich die Güte der Produkte: hier wächst der beste Neckarwein, hier erzielt man das vorzüglichste Obst, hier wird jeder Zweig des Landbaues zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Was der Boden und das Klima nicht thun, das thut vollends der Fleiß und die Betriebsamkeit der Bewohner dieser Gegend. Kein Fleckchen liegt wüst; alles ist angebaut, von den äußersten Spitzen der Berge an bis in das tiefe Thal herab, und jedem Plätzchen wird der höchstmögliche Ertrag abgewonnen. Wie wäre es sonst auch möglich, daß sich auf einer Strecke von nicht zwey vollen Stunden ins Gevierte über 15000 Menschen nährten, die noch überdies der Hauptstadt einen großen, vielleicht den größten Theil ihrer Erzeugnisse zutragen, und das Hauptprodukt, den Wein, meistens an andere Gegenden abgeben. Diese Bevölkerung ist vielleicht einzig in Europa, wenn wir nicht Städte in Rechnung ziehen wollen. *) Dafür kostet auch der Morgen Weinberg, wie sie hier um dieses Schloß und in der Gegend herumliegen, 2 bis 3000 Gulden. — Mit der Fruchtbarkeit des Bodens vereinigt sich gewöhnlich die Lieblichkeit der Natur, und dies ist hier ganz besonders sichtbar. Ich stehe am Fuße des Berges, auf welchem das Schloß ruht, und kann mich nicht genug freuen über den herrlichen Anblick des freundlichen Thales und die mahlerischen Scenen, auf welche das Auge überall trifft. Da wendet sich in mannigfaltigen Krümmungen der schöne Neckarfluß durch Wiesen und Bäume durch, zwey große Landstraßen begleiten ihn auf beyden Seiten, diesseits und jenseits erhebt sich Dorf an Dorf, und in ihrem Rücken steigen die gesegneten Rebhügel in die milden Lüfte empor. Links dort verbirgt sich Eßlingen hinter dem Berge, und rechts unten leitet eine Pappelallee das Auge nach Canstatt, dem alten Erbtheile des Württembergischen Hauses, hinein. **) Vom Fuße des Kahlensteins sieht zwischen Bäumen und Gesträuchen das freundliche Landhaus über den Wasserspiegel herauf, das hier der die schöne Natur liebende König besitzt, und über die Eßlinger Berge schauen hoch die Ruinen von Teck in das Thal herab. Ueber mir erhebt sich zwischen lachenden Weinbergen das ehrwürdige Schloß, und diesem gegenüber ragt auf dem jenseitigen Gebirge ein anderer interessanter Hügel empor, unter dessen beschattenden Eichen einst die alten Bewohner des Schlosses ihre Lehen vergeben haben, woher der Platz auch noch jetzt Leheneichlein heißt.

Berg ursprünglich Viorotor oder Viorotonberg geheißen habe, und der Gau nach ihm benannt worden sey, und dies können wir um so eher annehmen, da gewöhnlich die Gaue, wie jetzt die französischen Departemente, nach Flüssen oder Bergen benannt worden sind, nach dem am Fuße des Berges vorbeyströmenden Neckar aber der Gau nicht benannt werden konnte, weil es schon einen Haupt-Gau gab, der den Namen Neckargau führte, wovon der Viorotongau vermuthlich nur ein Nebengau war. — Auf jeden Fall ist die Ableitung des Namens Rotenberg von der Farbe des Bodens sehr unsicher, denn der Berg zeichnet sich durchaus nicht von andern durch Farbe aus.

*) Optimam terrae medullam nennt sie Berthold von Zwifalten, da er eines seinem Kloster an unserem Berge geschenkten Gutes erwähnt. Sieß kirchl. polit. Landes- und Kultur-Geschichte. B. p. 94.

*) Ein neuerer Reisebeschreiber (man sehe „die neuesten Briefe aus der Schweiz in das väterliche Haus nach Ludwigsburg") verwundert sich über die starke Bevölkerung des Rheinthales, das bey einem Flächenraume von 8 bis 9 Stunden Länge und 2 St. Breite 22,000 Menschen zähle; und als ein zweytes Beyspiel eines außerordentlich bevölkerten Landes wird Appenzell angeführt, dem er bey 10 bis 11 Stunden Länge und 6 Stunden Breite 51,600 Seelen gibt. Wie weit ist aber diese Bevölkerung hinter der seines Vaterlandes zurück!

**) Man weiß zwar nicht, wie eder wann Canstatt an Württemberg gekommen ist, aber eben das beweist den uralten Besitz dieser Stadt, in welchem das Haus war. So lange wir Grafen von Württemberg kennen, so lange wissen wir auch, daß ihnen Canstatt gehört. Ueberhaupt ist diese Stadt eine der ältesten des Landes. Es ist kein Zweifel, daß nicht die Römer hier schon eine Niederlassung hatten; die römischen Münzen und andere Ueberreste, die man da findet, bestätigen dies. Auch wird wirklich dieser Stadt schon im Jahre 708 Erwähnung gethan. (Pfisters Geschichte von Schwaben, II. p. 336.) und im Jahre 746 entscheidet Karlmann auf einem Landgerichte daselbst das Schicksal zweyer Herzoge. Man sehe eben diese Geschichte I. p. 160, und vergleiche Sieß kirchliche Polit. ꝛc. I. p. 92.

Der Neckar tritt hier sehr häufig aus seinen Ufern, und überschwemmt einen großen Theil des Thales; selbst dieser ungünstige Umstand hat Anlaß zu einer Verschönerung des Thales gegeben: die ganze der Ueberschwemmung und dem Eisgange ausgesetzte und deswegen für die wenigsten Pflanzungen taugliche Strecke ist mit hohen Weidenbäumen besetzt, und je nachdem man von einer Seite das Thal überschaut, glaubt man auf eine lombardische Ebene zu sehen; wie dort vor Maulbeerbäumen, so sieht man hier vor Weiden keinen Boden mehr, und das silberne Grün der flatternden Zweige und wogenden Aeste gewährt einen ungemein lieblichen Anblick. Auch hierin zeigt sich die wohlberechnete Kultur dieser Gegend. Es ist hier an nichts Mangel, als an Holz; diese Weiden sind der Wald der Gegend, und Tausende nähren und wärmen sich davon, ohne hier des Vortheils zu gedenken, welchen die Weiden für den Weinbau gewähren.

Von dem freundlichen, an dem Gestade des Neckars gelegenen, Dorfe Unter-Türkheim geht es fortwährend aufwärts, bald mehr, bald weniger steil, bis in das Schloß hinauf, doch immer so, daß man auch hinauffahren kann. In einer halben Stunde ist man oben. Man steigt zwischen lauter Weinbergen hinauf; das einzige Restchen von Wald, das noch in unsern Tagen an den Zustand in vorigen Zeiten erinnerte, ist seit Kurzem auch vollends ausgerottet. — Ich werde es nie vergessen, mit welchen regen Empfindungen ich zum Erstenmale den Berg hinaufgestiegen bin; jedes Plätzchen war mir wichtig, überall dachte ich mir einen alten Grafen hin, ich lebte ganz in den Zeiten dieser tapfern Ritter. Der gewöhnliche Weg führt durch das Dorf Rotenberg, das auf einem schmalen Rücken des Gebirges liegt, und, wie der Schwarm am Bienenkorbe, so an dem Fuße des obersten Hügels hängt, auf welchem das Schloß gebaut ist. Auf diesem Wege stößt man überall auf große Gypslager von verschiedener Farbe, worunter sich besonders ein dunkelrother auszeichnet; auch bricht man hier Alabaster von seltener Schönheit, und auf der Höhe findet man schönen gelben transparenten Kalkspath, wovon man in den Zimmern des Schlosses zu Stuttgart die glücklichste Anwendung sehen kann, so wie von dem Alabaster in dem Schlosse zu Hohenheim. (Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Pariser Moden.

(Beschluß.)

„Man sehe eine Pariserinn mit ganz gestopftem Kopfe, und sie wird reizend erscheinen; man gebe ihr einen Lumpen, und sie wird sich geschmackvoll damit zu kleiden wissen," hörten wir einst einen innigen Franzosen sagen, als seine Landsmänninnen mit den Schönen anderer Länder verglichen wurden. Ohne eben, wie er, ein enthusiastischer Lobredner der Pariserinnen zu seyn, müssen wir gestehen, daß sie jeder Tracht, jedem Anzuge eine unnachahmliche Grazie zu geben wissen, daß sie mit dem einfachsten Gewande sich zu schmücken verstehen. Man sehe sie nur in ihrer jetzigen hausfraulichen Morgentracht, den Kopf mit einem schwarzen Strohhute bedeckt, unter welchem die kleinen Locken schalkhaft hervorguken, und zur Bekleidung des Leibes eine Art Redingotte von Kattun oder gestreifter Leinewand, woran das kritisirende Auge des griesgramigsten Ehemannes nichts verschwenderisches zu entdecken vermag, als höchstens eine doppelte Pelerine, oder Kragen, von dem nämlichen Zeuge, den seine Knauserey für überflüssig erklären könnte. Es ist nicht möglich sich einen einfachern Anzug für ein Frauenzimmer von Stande und Vermögen zu denken; ihr Kammermädchen trägt ihn vielleicht besser, und dennoch sieht man leicht den Unterschied zwischen der Soubrette und ihrer Gebieterinn, findet auf den ersten Anblick, daß diese zur feinern Gesellschaft gehört, und glaubt sie, ungeachtet ihres kattunen Kleides, sorgfältig geputzt. Aber freylich ist ihr Unterrock vom feinsten Kammertuche, und die Faldei mit einer breiten drüsseler Spitze besetzt; freylich ist ihr Hemde — — — Je nun, ihr Hemde! wir sind auf die unschuldigste Art von der Welt zu dieser Kunde gekommen: bekanntlich sind die meisten Straßen in Paris mit einem ewigen Schmuze bedeckt, ein Frauenzimmer also, das zu Fuße gehen will, sieht sich gezwungen ihr schönes Bein oft bis über die Wade zu zeigen, wobey alsdann das Hemde so gut als der Unterrock zum Vorscheine kommen. — Dieses Hemde also ist von der feinsten Perkale, gleichfalls ringsum mit einer drey oder vier Zoll breiten Spitze besetzt. Aber welcher Ehemann kann darüber zürnen, daß seine Frau weniger auf äußern Putz hält, als auf saubere Wäsche, die in der That ein wenig kostbar, jedoch nichts ungewöhnliches ist, denn seit vielen Jahren schon haben die Pariserinnen es sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht, die feinsten Zeuge auf der bloßen Haut zu tragen. Wie wäre es auch möglich über ein Hemde von Leinwand eine Schöne anzukleiden? Die Umrisse ihres Körpers würden nicht mehr sichtbar seyn, und die Kunst der geschicktesten Schneiderinn daran scheitern. Ueberdem ist die Perkale seit dem Kriege mit England ungewöhnlich theuer, ganz natürlich also, daß sie den Vorzug erhält. Wenn demnach ein gewöhnlicher Morgenanzug, so wie er jetzt getragen wird, für ein Paar Louisd'or sich anschaffen läßt, so kostet ein Hemde mit feiner Spitzen-Garnitur deren vielleicht zwanzig. Aber dafür haben die Pariserinnen auch — in allem Ernst gesprochen — vorzugsweise den Ruf der Reinlichkeit die sie jeden Tag mehr übertreiben. Es ist nicht comme propreté, welchen ihr ganzer Anzug in seinem geringsten Detail athmet, als besonders fraîcheur, wofür andere Sprachen das entsprechende Wort noch nicht in dieser Bedeutung angenommen haben. Alles muß bey einer petite maîtresse frais seyn, und wenn die Hand der Zeit einer

Pariser Hausmutter oft alle natürliche Blüthe entwandt hat, so scheint sie dennoch frischer, als in manchem andern Lande viele Mädchen. Auch die Holländerinnen sind reinlich, vorzüglich die Engländerinnen; aber die Französinnen, wie man sie in der Hauptstadt sieht, übertreffen beyde. Die Holländerinnen haben eine ängstliche, gesuchte, kalge, mehr oberflächliche als innere Reinlichkeit; bey den Engländerinnen ist sie reeller, reicher, scheinet ganz mit ihrem Wesen verbunden zu seyn, und ist dennoch einfach; bey den Französinnen ist sie versteckt, hat zwar den Schein der Anspruchlosigkeit, ist dennoch aber raffinirt, kostbar, ja verschwenderisch.

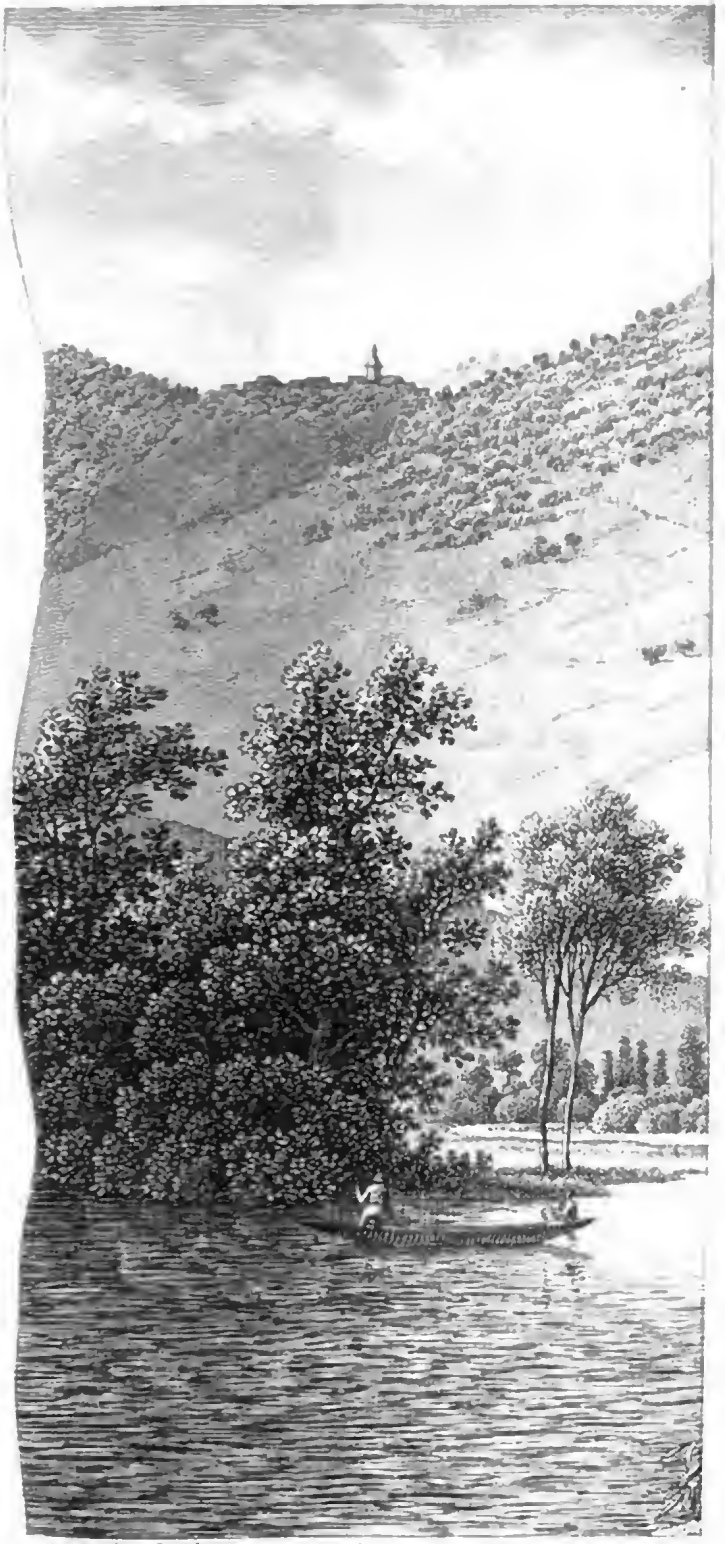
Diese Reinlichkeit, die sich an der feinen Wäsche zuerst offenbart, wird auch von den jungen Männern nachgeahmt, und es kann ihnen heute zu Tage der Vorwurf nicht mehr gemacht werden, daß sie ihre Halsbinde mit einem papiernen Hemdkragen schmücken, und die Manschetten ans Kleid nähen. Als einst ein Franzos in Gegenwart eines Engländers von den grosen Erfindungen in der Mode sprach, die von Paris aus sich über ganz Europa verbreiten, und unter diesen besonders die Manschetten nannte, gestand der Engländer ihm diese Erfindung zwar zu, bemerkte aber, daß sie in London wäre verbessert worden, indem man ein Hemde hinzugefügt habe.

Indessen sind die Franzosen nicht ganz von dieser Krankheit, blos zum Scheine sich zu kleiden, geheilet. Man sieht es an ihrer jetzigen Mode, Pelzwerk wie die Damen zu tragen. Sie lassen damit ihre Ueberröcke und Spenzer — nicht füttern, das würde ja die Taille entstellen, dem Körper ein aufgedunsenes Ansehen geben, — sondern blos verbrämen. Das Tuch des Ueberrockes, so wie der ganze Anzug, ist übrigens so leicht, als mitten im Sommer, hat nichts warmes, sondern nur ein winterhaftes Ansehen. Die Damen lassen auch kleine Schnitzel von Pelzwerk auf ihre Hüte anbringen, oder ein Läppchen davon auf die Schuhe setzen, die beyde von Seide sind, und ebenfalls durch diese Mode nur ein wärmeres Aeufere bekommen. Ob die dadurch getäuschte Einbildung wirklich den Eindruck der kalten Winterluft abhält, davon haben wir die Erfahrung nicht gemacht, etwas mag sie indessen wol wirken. Der selige Kramer soll die Gewohnheit gehabt haben, in den ersten Wintertagen, wenn es noch zu früh war einzuheitzen, bey hellem Sonnenscheine seine Studier-Lampe anzuzünden. „Mein Zimmer scheint mir wärmer, sagte er zu einem seiner Freunde, wenn ich die Flamme sehe.“ — In mehrern Gegenden Frankreichs sind Winter- und Sommerkleider leinewandne Kittel; bey erstern aber sind die Knopflöcher mit rothem, wollenem Garn umnähet. In der Nachbarschaft von Paris sind im Winter die Holzschuhe der Landleute, oben über dem Fuß, mit einem Stückchen Schaffell, Panoufle genannt, bedeckt. Schwerlich wird dadurch das Holz erwärmet, jedoch hat der Fuß eine wollene Socke (chausson), aber der untere Theil des Beines bleibt nackt, weil gewöhnlich unter den langen Beinkleidern keine Strümpfe getragen werden. Dahingegen sind die Hände mit großen Pelzhandschuhen überzogen. Ehedem hatte am französischen Hofe jede Jahrszeit ihre bestimmten Kleider, die sich aber größtentheils nur durch die Stickerey unterschieden. Gold war für den Winter, und Seide für den Sommer. Der Hofzwang erforderte die strengste Befolgung dieser Regel, die sich sogar bis auf die Manschetten erstreckte, und mancher Fremder, der darin nicht eingeweiht war, diente den Schranzen zum Gelächter. Ein Engländer, um gegen diesen Bockbeutel nicht zu verstoßen, wandte sich an eine ihm bekannte Hofdame, und ließ sich von dieser die genaueste Vorschrift geben, die er pünktlich befolgte. Er erschien vor ihr in einem so elegauten Frühlingsanzuge, als er für seine Guineen hatte auftreiben können; aber seine Manschetten waren nicht de saison. Madame bemerkte es, und Mylord entschuldigte sich damit, daß er gezwungen gewesen wäre von der Regel abzuweichen, weil er den Schnupfen habe. Vive l'esprit! — Aber da den Pariser einst Spitzen wärmen konnten, so ist es nicht zu verwundern, daß Kragen und Aufschläge von Pelzwerk jetzt bey ihm die nämliche Kraft haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Man kennt die so merkwürdige Frage, welche die Akademie in Dijon am Ende 1808 als Preis aufgab: „Verdient die französische Nation den Vorwurf des Leichtsinns, den fremde Nationen ihr machen? Findet man Beweise dieses Leichtsinns in dem Karakter und den Sitten der Nation, in dem Zustande der in Frankreich kultivirten Wissenschaften, Künste und Literatur? Diese Betrachtungen auf die Franzosen der vergangenen Jahrhunderte anwenden und durch eine vergleichende Prüfung selbiger in dieser Rücksicht die Franzosen des jetzigen Jahrhunderts entgegenstellen.“ Diese Preisfrage nun war allerdings interessant, nicht allein für Frankreich, sondern auch für die Nationen, welchen sie zur Antwort auf die Vorwürfe, der französischen Nation gemacht, dienen sollte. Sie ist durch eine Abhandlung von Hrn. Lemoine, dem die Akademie den Preis zuerkannt hat, aufgelöst worden, allein bey weitem nicht befriedigend. Die Abhandlung des Hrn. Lemoine, so eben gedruckt erscheinend, führt das Motto: Vincit amor patriae, und dieses gleicht einer Entschuldigung für den Inhalt derselben, denn seine Abhandlung ist mehr Lobrede auf die französische Nation, als gründliche Erörterung der vorgelegten Frage. Nach ihm verdient die französische Nation diesen Vorwurf in keinem Stücke: nach ihm hat Cäsar sie nur verläumdet, Duclos, Rousseau, sie nicht gehörig zu beurtheilen gewußt. Von Voltaire, der seine Nation in gewisser Hinsicht an mehr als einer Stelle herabwürdigt, spricht er und citirt ihn nur da, wo er Lobeserhebungen auf sie gemacht. — von seinem bittern Tadel spricht er nicht. Diese Preisschrift ist in dieser Art geschrieben und gekrönt worden. Der Styl ist rein, angenehm, allein die Auflösung, wie gesagt, nicht befriedigend, und trotz der patriotischen Bemühungen der Akademie von Dijon und des Hrn. Lemoine werden die Nationen, auf welche die Preisfrage gemünzt war, ihre Vorwürfe noch nicht zurücknehmen. Bis itzt hat nur der Publicist den Verfasser darüber gehörig zurechtgewiesen, alle andere Journale schweigen noch. Warum aber mag wol der wackere Villers diese Frage nicht beantwortet haben, er, der gewiß am besten die Parallele zwischen der französischen und andern Nationen zu ziehen gewußt, und etwas Gründlicheres geliefert haben würde? Sollte etwa sein Stillschweigen bedeutungsvoll genug seyn?



nach der Natur gez. u. gr.

Nro. 9.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. Januar, 1810.

— Wir treten vor Euch auf, und jeder bringt
Bescheiden eine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu Eurer Freude knüpfen möchten.

v. Goethe.

Zofingen.

Die Bibliothek und das Mahlerbuch daselbst.

Wenn man von Luzern nach Basel reist und der Landstraße folgt, so geht man hier und dort durch kleine unbedeutende Stückchen Gehölz, meist durch offenes Feld, zu beyden Seiten mit Hecken und Zäunen eingefaßt. Der Weg steht vielleicht an Hoheit und Größe der Aussicht vielen andern schweizerischen nach, aber ist immer noch abwechselnd und lustig genug, um einem die ärgerlich langen Schweizerstunden von Grund aus vergessen zu machen. Er erinnert überdies noch an so viel Herrliches, Heldenherzigs, was in halbverloschner, in der That vergessner Vorzeit geschah, daß, wenn dem verwöhnten Auge auch der Anblik dieser mannigfaltigen Gegend nicht genügte, doch der Geist eine lohnende Wanderung durch die Geschichte unsers Geschlechts machen, und manchen außen vermißten Fels, Berg, Thal, Gletscher, Moraft, Wasserfturz u. s. w. dort antreffen kann. Zwey Stunden hinter Luzern bekommt man den Sempacher See ins Gesicht, und wandelt ihm dann zwey tüchtige sogenannte Stunden lang bis zum See linker Seite. An beyden Ufern erhebt sich hügelig, oder ich Plattländer will nur geradezu sprechen, bergig Land, das, über und über in bestenumgrünte Felder getheilt, nur oben einen Kamm von Waldung trägt. Von Surlee bis Zofingen hat man fünf Stunden. Der Weg ist fast eben so, wie der erstere; etwas weniger bergig, noch weniger durch Gehölz führend, läuft er durch ein breites Thal, das mit Bergen eingeschlossen ist. Hin und wieder scheint es sehr feucht und überhaupt kein guter Boden zu seyn. Bis in die Nähe von Zofingen reicht das Luzerner Gebiet, und man braucht kein großer Beobachter zu seyn, um es gewahr zu werden, daß man sich hier weniger rührt, als dort. Je näher man der genannten Stadt kommt, desto freundlicher und froher wird Land und Herz, und auch wenn man darin ist, dauert dies heitere Gefühl noch fort, denn alles ist nett und reinlich und zeugt von Wohlstand, der immer eine Folge fleißiger Hände und rühriger Köpfe ist.

Ich hatte von der hiesigen Bibliothek gehört, und ob es gleich schon spät Nachmittag um 5 Uhr war und zu düstern begann, und ich auch sonst ungern diese aufgestellten Büchermassen durchlaufe, ging ich doch diesmal hin. Die Zimmer der Bibliothek sind rein und hell. Sie enthalten allerhand: Bücher, anatomische Präparate, einige kleine antike Bronzen, Naturalien, Münzen, Manuscripte, Erd- und Himmelskugeln u. s. w. Auf alles dies habe ich weniger geachtet, da man dies alles in größern Städten vollständiger und schöner findet, und ich es liebe, immer nur das an jedem Orte zu sehen, was er Eigenes, Lokalmerkwürdiges besitzt. Wem daran liegt, Handschriften von den Schweizer-Reformatoren zu sehen, der kann hier seine Fac-Simile-Sucht befriedigen.

Was mich vorzüglich interessirte, war das sogenannte Mahlerbuch, das sich hier befindet. Viele der besten Künstler — und dies sind ja meist die reinsten, frohsten und edelsten Menschen — haben sich in einen Verein zusammengethan, kommen alle Jahre einmal in Zofingen, wo noch

ein guter Rest alten Schweizersinnes hauset und eine Art Mittelpunkt ist, zusammen; ihr Präsident hält eine Rede; man jubelt und freut sich ein oder zwey Tage miteinander, bespricht die Sache der Kunst und einzelne Kunsterscheinungen, und kehrt nach diesen Feyer- und Festtagen fröhlich, gestärkt, ermuthigt zur Arbeit zurück. Der Verein hat auch eine Menge sogenannte Liebhaber — ohne die jetzt nichts auf Erden, weder Theater, Konzerte, Mädchen- noch Künstlergesellschaften leben wollen — unter sich aufgenommen, aber zugleich das herrliche Gesetz gemacht, daß Jeder, der Pinsel, Feder, Radirnadel oder Grabstichel führen kann, etwas zum ewigen Gedächtnisse in ein großes, großes Foliobuch anheften muß. Dies sogenannte Mahlerbuch nun ist der Stadt Zofingen vermacht, und die wackern Einwohnern derselben haben sich dieses lieben Schatzes dadurch wahrhaft würdig gemacht, daß sie die wandernden künstlerischen Zugvögel mit offnen gastfreyen Armen empfangen haben, und noch immer unter sich wetteifern, die jährlichen Ankömmlinge zu hegen und zu pflegen.

Zeugt dieser Bund und dieses Vermächtniß nicht auch für die Wahrheit des Urtheils, das ich oben über die Künstler fällte? Zeugt er nicht für die Biederkeit, Redlichkeit, Unbescholtenheit der Menschen überhaupt, welche die Schweiz bewohnen? Die Sache ist übrigens noch im Beginnen, und darum sind auch noch wenige, aber doch schon sehr liebe und erfreuliche Sachen vorhanden. Mahler Hegi aus Zürich hat jene Scene aus der Zofinger Geschichte dargestellt, wie einer ihrer Pannerherrn, oder was er war, auf der Todtenbahre liegt, der, um dem Feinde das Panner nicht zu lassen, das Tuch vom Stocke riß und im Munde verbarg, wo es seine Mitbürger nach der Schlacht fanden. Da liegt er blos und erkaltet von den Wunden, aus denen heiliges, heißes, vaterländisches Blut rann, und um ihn stehen seine Kampfgenossen, von denen einige den Fahnenstock, andre den Fetzen des Tuches halten, und alle bewegten Auges auf den Erblaßten blicken. Das Bildchen ist sehr klein, aber voll Leben und hier gerade am schicklichsten Platze.

Der Mahler und Poet Usteri aus Zürich hat gleichfalls einen Zug aus der frühesten Zofinger Geschichte gewählt. Ich weiß mich an die liebe Legende nicht ganz mehr zu erinnern; denn ich mußte mir fast die Augen aus dem Kopfe lesen, um mir aus der sehr klein darunter geschriebenen Erläuterung aus einer alten Chronik nur den Zusammenhang zusammenzusuchen. Doch etwas ist besser, als gar nichts, und darum will ich, was und wie ichs weiß, erzählen. Eine Frau hatte zur Zeit, als Zofingen den katholischen Glauben verließ, für irgend einen erfüllten Wunsch gelobt, ihr Muttergottesbäuslein zu retten und ihrer Kirche treu zu bleiben. Als aber nun alles niedergerissen war, und die neuen Aufklärer die alten Heiligthümer stürmten, da hielt sie ihr Wort, rettete das Häuslein, und machte sich auf mit ihren Kindern. Aber das Muttergotteshäuslein ward ihr zu schwer; Niemand wollte es ihr tragen helfen; endlich that es ein Mann für Geld. Unglücklicherweise war's ein Neubekehrter, der ihre Anhänglichkeit am alten Glauben und den geretteten Schatz aushöhnte, und nur durch immer frisches Geld zu bewegen war, ihn weiter zu tragen. Aber jetzt hatte das fromme Weib nichts mehr zu geben, Bitten und Thränen waren umsonst, der Boshafte warf das Häuslein weg, und ging davon. Sollte sie, konnte sie das verlassen, was sie zu retten gelobet hatte; was ihres Herzens einziger Trost war? Sie wich nicht vom Platze, und sann und weinte und weinte und sann wieder, was sie thun, wie sie sich helfen sollte, da der arge Scheim sie um alles, alles gebracht. Unterweilen spielen ihre Kinder im Grase und suchen sich Blumen. Da findet das eine am Boden einen heidnischen Silberpfennig, und bringt ihn springend der bekümmerten Mutter. Diese geht hinzu, sucht weiter und gräbt sich noch viel des silbernen Fundes aus, daß ihr Hab und Gut wol viel tausendfältig ersetzt ist. Da sinkt sie weinend auf ihre Knie, und dankt betend, daß sie nun das Muttergotteshäuslein und sich selbst mit ihren Kindern weiter nach Sursee retten, und ihrem alten gottseligen Glauben treu bleiben kann. Usteri hat die Scene ergriffen, wie die Mutter in der Mitte des Bildchens unter einem Baume sitzt. Rechts vor ihr sucht das eine Kind noch nach Blumen, links kommt das andre mit dem Silberpfennig herzugesprungen. Hinter dem Baume auf derselben Seite, im Dunkel dieses Gesträuches, sieht man die Mutter Gottes mit dem Christ-Kinde, und das Auge des verlassenen Weibes hoffnungsvoll nach ihr gewendet. Ein herrliches, liebes Votivbildchen für fromme Mütter!

Die drey Marien am Grabe Jesus hat Lips gezeichnet. Links dem Beschauer ist die Grabesthür, über welcher die Buchstaben J. v. A. (Joseph von Arimathia) stehen. Neben ihr sitzt links der Engel, welcher dem nächsten mit forschendem Blicke nach der Oeffnung schauenden Alten deutend sagt: Der, welchen dein Auge und deine Seele sucht, ist erstanden. Hinter ihr stehen die zwey andern Marien, nicht ohne Ausdruck, doch ist das Format des Bildes (kl. quer Fol.) zu klein, um alle Zartheit der Empfindung in allen Zügen sehen zu lassen, welche der innige Gegenstand verlangt, und der Künstler bey einer Darstellung im Großen gewiß vollkommen gezeigt haben würde.

Gesner, des Dichters Sohn, der lange in England war, hat einen Reiter mit fliegendem Haare dargestellt, der mit zwey Pferden, wovon das eine fürchterlich ausfeuert, von zwey fletschenden Bullenbeißern verfolgt, gewaltig davon jagt. Das Bild ist voll Karakter und Lebendigkeit, ächt-englischen Schlages. Wie sehr Gesner im Pferdemahlen Meister sey, ist ja bekannt! Ein äußerst zierlich und sorgfältig ausgeführtes Guachegemählde, von

Wocher in Basel, stellt eine Gegend des Berner Oberlandes vor, und Hr. Mayer aus Zürch hat einem redlichen, unvergeßlichen Schultheiß von Zofingen, der vor ein oder zwey Jahren gestorben, zum Andenken ein Denkmal in einem schönen Bildchen gezeichnet.

Diese kurze Anzeige beweist, was auch die Wahrheit ist, daß die meisten Mitglieder der Gesellschaft aus Zurich sind, und überhaupt soll der erwähnte Usteri den ganzen Künstlerverein aus der Taufe gehoben haben — ein christlich Werk, das ihm Ehre macht. Das Buch enthält noch mehrere Sachen, und es ist keineswegs Verkennung des Verdienstes, wenn ich nicht noch andre Namen nenne; denn ich gestehe es offenherzig, daß mich mein Gedächtniß, wie ein launischer Reisegefährte, wieder im Stiche gelassen hat. Also fühle sich keiner gekränkt, und wer mehr Zeit zum Sehen und zum Genusse hat, als ich, der gebe dem Publikum eine vollständigere Tafel. Ich mußte mich, vom Fluge der Zeit gehemmt, sehr beschränken, aber da die Sache nicht bekannt ist, wollte ich nicht ganz davon schweigen. Ich freute mich meines bescheidenen Theils von Genuß, und überdies der Bekanntschaft eines zuvorkommend gefälligen und einsichtsvollen Mannes, des Hrn. Predigers Hübnerwadel, die mir meine Neugier verschafft hatte, und zog wohlgemuth meines Weges auf ebener Straße zwischen feldumschirmenden Hecken nach dem eine Stunde entlegenen Arburg, das auf einem Felsen gelegen, mit hohen Mauern umgeben, einer Festung gleicht, und, irre ich nicht, wirklich die einzige in der Schweiz ist! H.

Stammschloß Württemberg.

(Fortsetzung.)

Von dem Dorfe Rotenberg aus wendet sich für Fahrende der Weg links um den Berg hin, nach der alten noch mit einem eisernen Thore versehenen Einfahrt der Unveter; Fußgehende hingegen steigen auf ein Paar hundert Staffeln vollends in das Schloß hinauf, wo ihnen der Burgvogt, der hier ein besonderes Haus hat, auf das Zeichen mit der Glocke ein kleines Pförtchen aufschließt. Die Zugbrücke, über welche ehemals der Weg hinführte, ist jetzt in eine steinerne verwandelt. Ueberhaupt trifft man wenig mehr aus dem Alterthum an; kaum daß noch Wälle und Gräben, und einige Ueberreste alter Mauern und Gewölber an die Vorzeiten erinnern, das Uebrige ist meistens das Werk neuerer Zeit. Wie viel hat auch diese Burg über sich ergehen lassen müssen? Wie oft ist sie nicht belagert, wie oft zerstört worden? Mußte nicht noch der stiebende Herzog Ulrich selbst von Kornwestheim aus zusehen, wie der schwäbische Bund ihre Mauern zerbrach, und mit Feuer und Schwert alles verheerte? Ich habe hier den Eßlinger Wartthurm vor mir, — an welche Stürme der Fehdezeiten des Mittelalters erinnert nicht dieser einzige Anblick!

So viel ich weiß, war es im Jahre 1320, als Eberhard der Erlauchte die Residenz von diesem Berge nach Stuttgart verlegte. Damals mag es freylich noch anders hier ausgesehen haben, obgleich nur wenige Jahre vorher der Kaiser Heinrich sich ihre Zerstörung hatte sehr angelegen seyn lassen! Was es doch um so einen alten Grafen von Württemberg war! Von dieser Warte aus widerstand er Kaiser und Reich, und all ihren Kräften mußten diese aufbieten, wenn sie ihm etwas anhaben wollten. Schade, daß uns frühere Nachrichten von diesem ehrwürdigen Fürsten-Stamme abgehen; aber das Ansehen, mit welchem er auftritt, so bald wir etwas Zuverlässiges von ihm in der Geschichte erfahren, beweist hinlänglich, daß Württemberg lange vorher schon unter die bedeutendsten Häuser deutscher Nation gehört hat. Wie groß erscheinen die Ahnherren dieses Hauses schon in den frühesten Zeiten? Welche Rolle spielte nicht schon Ulrich mit dem Daumen, und welches Gewicht haben nicht seine muthvollen Söhne und Enkel? *) Was doch diese Entschlossenheit schon den alten Grafen von Württemberg nützte! Kaiser buhlten um ihre Freundschaft, und Könige suchen ihr Bündniß **). Eberhard der Erlauchte, und unter seinen Nachkommen Eberhard der Milde wird schon bey der Kaiserwahl in Vorschlag gebracht, und Eberhard der Rauschebart von den Kandidaten um die Krone mit schweren Summen gewonnen, damit er nicht im Wege stehen sollte ***). Es war auch in jenen Zeiten weiser gehandelt, diese anzunehmen, als eigene Ansprüche geltend zu machen, und sich mit einer Würde zu schmücken, die am Ende dem angestammten Erbtheile des Württembergischen Hauses nur gefährlich hätte werden können. Auf den Titel kam es ja damals nicht so an, sonst hätte Graf Eberhard III nicht neben einer Menge Edelleute sechs Fürsten und acht Grafen als seine Diener und Mannen um sich gehabt. In solchem Ansehen standen schon die

*) Der Kaiser Richard gab dem Grafen Ulrich dafür, daß er sich für ihn erklärt hatte, 1000 Mark Silbers, und für den Schaden, den er von der Stadt Eßlingen (wahrscheinlich mit Zuthun des Kaisers) erlitten hatte, 500 Mark. Er bestätigte ihm ferner nicht allein alle Lehen, welche er von Heinrich und Wilhelm erhalten, sondern gab ihm auch, was durch den Tod des Grafen Berthold von Urach dem Reiche heimgefallen war. So wichtig war ihm die Ergebenheit dieses Grafen. Pfister Geschichte von Schwaben II. 318. Vergl. Sattlers älteste Geschichte von Württemberg p. 635 ꝛc.

**) König Heinrich von Böhmen schließt 1308 mit Graf Eberhard Erlauchten einen Vertrag, worin ihm dieser versprach, mit all seiner Macht wider Kaiser Albrecht und alle seine Feinde beyzustehen, der König aber ihm für solche Hülfe 10,000 Mark Silbers versicherte. Sattler, I. Fortsetzung 13. 65.

***) Karl IV bezahlte demselben die für jenes Zeitalter ungeheure Summe von 70,000 fl. wie er Kaiser werden wollte, und wieder 40,000 fl. um seinem Sohne Wenzel ruhige Nachfolge zu verschaffen. Spittlers Gesch. von Württemberg, p. 24.

Urahnen des Hauses Württemberg! Dennoch würde der letzte Bewohner unseres Schlosses Eberhard I wol schwerlich geglaubt haben, daß nach 500 Jahren einer seiner Nachkommen es zum königlichen Stamm-Schlosse machen würde, obgleich Württemberg von Anbeginn an die Bestimmung zu haben schien, zu wachsen und groß zu werden. Es erwarb sich damals das Amt eines deutschen Kaisers, als das Erbtheil einer Königs-Krone!

Vergeblich suchte man bisher die Zeit der Erbauung des Schlosses, seine ersten Bewohner, und den Ursprung seines Namens zu erforschen; eine Muthmaßung in Betreff des letzten Punktes habe ich selbst gewagt — alles andere verliert sich in dem Dunkel der grauen Vorzeit. Desto heiliger sind dem Freunde des Alterthums die Ueberreste des Schlosses, und desto begieriger durchspäht er jeden Winkel desselben. Aber seine Hoffnung, irgend etwas aufzufinden, was der Mühe werth wäre, ist umsonst. Nur ein einziger Stein ist für uns von Bedeutung, und gerade dieser Stein blieb den Forschern verborgen, bis er vor einigen Jahren von einem benachbarten Liebhaber der Geschichte aufgefunden, und seine Inschrift nach mancherley vergeblichen Versuchen endlich mit Hülfe eines großen Diplomatikers enträthselt wurde. Diese Inschrift drückt sich in 4 Zeilen also aus:

ANNO. DOMINICÆ. INCARN.
MILE. LXXX. III. INDIC. VI. III. IDV.
FEB. DED. HEC. CAP. AB. ADELB. WOR
MENS. ECE. EPO. INST.

(Im Jahr der Menschwerdung unsers Herrn 1083 *) den 11 Febr. ist diese Kapelle von Adelbert, Bischoff der Kirche zu Worms, eingeweiht worden. Im Namen der heiligen Dreyeinigkeit.)

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg. 30 Dec. 1809.

Mit dem Herzog in Camilla hat Fischer vorgestern den Cyklus seiner musikalischen und dramatischen Vorstellungen hier beschlossen, und er geht nun nach Lübeck, um sie dort fortzusetzen, und wird dann, ehe er nach Petersburg reiset, noch einmal bey uns einkehren, um dem Hamburgischen Publikum, das seinen hohen Künstlerwerth zu schätzen weiß, in einer neuen Gestalt sich zu zeigen, und ihm Beweise des Umfangs seiner Talente auch im französischen und italienischen dramatischen Fache zu geben. Er tritt dann auf der hiesigen französischen Bühne mit Oedipe, les Prétendus etc., und mit einigen italienischen Intermezzos auf, und wir freuen uns schon im voraus auch auf unsern gewiß vielseitigen Genuß. Während seiner jetzigen Erscheinung gab er die Mozart- und Vär'schen Rollen: Sarastro, Mafferu, Titus, Don Juan, Figaro, Axur und Herzog Hubert, von welchen die meisten öfters wiederholt wurden. Dann hörten wir ihn noch in seinem eigenen Konzerte und in mehrern andern, die er mit seinem Gesange unterstützte, und endlich in vielen Privat-Zirkeln, wo die gesellige Freude durch sein Talent erhöhet ward; und wir dürfen zur Ehre des mit seiner Kunst liberalen und gefälligen Mannes behaupten, daß wir in einigen der letztern ihn fast noch mehr als in den öffentlichen Vorträgen zu bewundern Ursache fanden. — Der Umfang seiner Stimme ist, wie ihr Ausdruck, wunderbar. er vereint Kraft mit Zartheit; einem tiefen g bis zum hohen g im Tenor sprechen die Töne rein und klar an. Da ist nichts Holprichtes und Abgesetztes in den Uebergängen, nichts Unebenes und Schwankendes in den Läufen und gehaltenen Tönen, nichts Hartes und Schneidendes im kühnen Absatze von der höchsten bis zur tiefsten Note. Die Töne sind — wenn man den Eindruck auf das Organ des Gehörs mit jenem der Anschauung des Auges vergleichen darf, — wie eine wohlgereihete Schnur schöner und gleicher Perlen, so rein und hell, und weich und ungetrennt rollen sie vom zarten Tenor bis zum kraftvollen Baß hinab. Auch dann, wenn er, der stärkern oder schwächern Instrumental-Begleitung wegen, die hohe Bruststimme mit dem Fistelton verwechselt, weiß er mit seltener Ausnahme diese Uebergänge leicht und ohne peinliche Anstrengung für sich, ohne empfindlichen Eindruck für den Zuhörer zu machen.

Indeß war uns diese Frucht seiner Kunst und seines Studiums der Töne doch immer weniger willkommen als der große Genuß seiner natürlichen Stimme, dieses mächtigen bis ins Innerste erschütternden und vollkommen ausgebildeten Basses. — Mögen schulgerechte Rigoristen nun Fischern zum Vorwurfe machen, er gebe mit dem Reichthume seiner Stimme zu verschwenderisch um; er sey, im Bewußtseyn seines Vermögens, zu gefällig herablassend gegen die große und gemischte Masse des Publikum, mit Coloraturen und andern Verzierungen des Vortrags, er zeige zu viel Vorliebe zu Tenorpartien u. dgl.; uns bürgt des großen Künstlers Kenntniß der Harmonie und seine in der hohen italienischen Schule erhaltene Ausbildung dafür, er werde sich von der Bahn, welche sie vorschreibt, nicht verirren, und dem Geschmacke ihrer großen Lehrer auch dann zu huldigen wissen, wenn der Moment des feurigen Vortrags ihn im Selbstgefühle des Umfangs seiner Stimme manchmal dahin mit sich fortreißt, wo der allzustrenge Kritiker die Stirne falten. — Fischer ist und bleibt zum Ruhme deutscher Kunst einer der ersten Baß-Sänger, welche jemals die Bühne und das Orchester betraten. — Sein Triumph als Sänger und als Schauspieler — ein höchstseltener Verein! — war die Rolle des Herzogs in der Camilla, worin er von unsrer Bühne diesmal Abschied nahm, sowol im Vortrage dieser großen und reichhaltigen Komposition, als auch in der Darstellung des Karakters, den Fischer mit aller Intensität der wogenden Leidenschaften und des Kampfes kontrastirender Empfindungen, in den singenden wie in den redenden und mimischen Partien, gab. — In gleicher Wahrheit und Kraft stand er als der stolze, eifersüchtige und grausame Barbar Mafferu im Opferfeste vor uns. — Solche Rollen sind vor allen andern dem energisch-gedrungenen Baue seines Körpers und dem redenden Ausdrucke seiner Züge, und besonders seines großen rollenden Auges angemessen; daher er auch die stummen Scenen sehr glücklich ausführt, und auch da den Blick des Zuschauers an sich fesselt. —

Unsre heutige Zeitung, der Korrespondent, enthält seinen Abschiedsgruß an das Hamburgische Publikum, welcher den trefflichen und bescheidenen Künstler, der ihn giebt, wenigstens eben so sehr ehrt, als das Publicum, das ihn empfängt, und dessen lebhafter Dank für so viele genußvolle Stunden dem Scheidenden folgt.

*) Nicht 1080, wie Pfister meint in seiner Geschichte von Schwaben. Es ist historisch unmöglich, denn nach Schannats Hist. Epis. Worm. l. p. 343 etc. wurde der Bischoff Adelbert 4 Jahre lang, und zwar gerade von 1078 bis 1082 von Kaiser Heinrich IV gefangen gehalten, er konnte also nicht im Jahre 1080 bey der Einweihung einer Kapelle auf Württemberg erscheinen.

Nro. 10.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. Januar, 1810.

Im jungen Geist ist nichts geschäftig, als Gedächtniß und Einbildungskraft; jenes soll genährt, nicht überladen, dieses erwärmt, nicht entzündet werden. Alle Erziehungsarbeit schränkt sich darauf ein, das Vermögen junger Köpfe durch stäte Ermunterung zur besten Richtung sanft zu lenken, und an ihrer Sinnlichkeit vorsichtig zu bauen.

Sturz.

Basedow. Rochow. Pestalozzi.

Ein mir unbekannter, aber gewiß sehr achtungswerther Mitarbeiter an dem Morgenblatte äußerte unlängst bey der Anzeige der N. A. der Niemann'schen Beschreibung der Rochow'schen Schulanstalten, daß in unserm lieben Vaterlande gewöhnlich nur ein Prophet auf eine Zeitlang gelte, und daß es, so lange er an der Ordnung des Tages sey, beynahe einen gewissen Muth erfordere, etwas gegen ihn zu erinnern. So ist's! Wir sind ein gutmüthiges Volk — wir Deutschen. Wir wollen wirklich das Gute, und daß es besser werde unter uns. Wer uns besseres anbietet, dem eilen wir vertrauensvoll entgegen, und hat er einen kräftigen imponirenden Ton, so nehmen wir wol gar unsere Vernunft unter seine Lehre gefangen. Schon dies ist nicht gut, aber schlimmer noch ist, daß wir über dem Neuen so leicht ungerecht und undankbar werden gegen das Alte.

Das Morgenblatt hat bisher in so vieler Hinsicht den rechten Ton, der jede verständige und leidenschaftlose Stimme zu Wort kommen läßt, und nicht blos einer Schule, Partey oder Kirche den Zutritt verstattet, beobachtet, und wird es gewiß auch ferner in ästhetischer und pädagogischee Hinsicht thun.

Sey es denn einem vieljährigen Beobachter des Ganges der Menschenbildung, der durchaus kein Interesse für eine besondere Schule hat, erlaubt, auch einige Worte über diesen Gegenstand laut werden zu lassen.

Als Basedow beynahe mit Sturm das frühere Schul- und Erziehungswesen angriff und ziemlich deutlich sagte: Er und in Dessau verstehe man allein, was wahre Menschenbildung sey, da nahmen zwar einige alte tuchtige Schulmänner es auf sich, eine Lanze mit ihm zu brechen; aber in den öffentlichen Meinungen siegte er doch beynahe überall, und von Osten und Westen, Norden und Süden strömten Aeltern und junge Pädagogen nach den neuen Schulen der Menschenbildung und Menschenliebe, und ergötzten sich wirklich an dem Neuen. Manche kamen mit Vorurtheil an — aber das fröhliche Leben in der Kinderwelt, die Liberalität der Erziehung, die Wärme und Herzlichkeit der Lehrer, die freundliche Umgebung in einem zum Garten umgeschaffenen Lande und dann — die erstaunungswürdigen Fortschritte mancher Zöglinge, die lateinisch redeten wie deutsch, die auf der ganzen Erde Bescheid wußten, und besonders so manchen unkundigen Aeltern wie wahre Wunderkinder erschienen, ergriff sie so mächtig, daß eine Zeitlang nichts galt, als was philanthropisch war, und wer Glück machen wollte in großen und kleinen Städten, es nur unter der Firma vermochte: „Hier ist auch ein Philanthropinum!"

Bey weitem nicht mit so viel Ruhmredigkeit trat der Domherr Rochow auf. Er verbreitete sich überhaupt auf einem beschränktern Gebiete für die Landschulen — es war mehr eine an Zahl geringere Klasse, welche die Volksbildung interessirte. Dennoch machten die Landschulen in Rekane und den umliegenden Dörfern ein großes Aufsehen.

Ein Domherr schrieb Schulbücher für die Kinder des Landvolks, bildete selbst an den Lehrern, brachte ein ganz andres Unterrichtsmaterial in die Hände der Kinder, in denen man nur Katechismus, Bibel und Gesangbuch zu sehen gewohnt war. Der Enthusiasmus für die neue Form ward nicht minder allgemein in Deutschland und selbst im benachbarten Auslande. Man wallfahrtete nach Rekane wie nach Dessau, und keine Landschule galt in vieler Augen etwas, die nicht nach der Rochow'schen Lehrart eingerichtet, und in deren Lektionstafel nicht Sokratik und Verstandesübungen zu finden waren.

Basedow hatte bey allen seinen Uebertreibungen sehr viel Wahres und Vortreffliches über Unterricht, Erziehung, Schulwesen gesagt, und eingerissene Fehler an der Wurzel angegriffen. Rochow hatte ein neues Leben in den ganz mechanisch gewordenen Elementar-Unterricht gebracht, und die Vernunft in ihre Rechte eingesetzt. Beyde hatten aber auch wol — besonders der Erste in seinen Ansichten der klassischen Literatur, der Letzte in dem zu hohen Werthe, den er auf Verstandes-Ideen ohne genügsame Kultur des Gefühls setzte, — gefehlt. Die Bewunderer des Neuern waren noch viel weiter gegangen, und ihre Extravaganzen wurden den Stiftern angerechnet. — Aber nicht lange, so erhoben sich besonders gegen Basedow Anklagen über Anklagen, und es gibt beynahe kein Uebel in Deutschland, das nicht der Philanthropismus erzeugt haben soll. Hat man doch nicht undeutlich zu erkennen gegeben, daß ein großer achtungswürdiger Staat ohne ihn nicht so tief gesunken seyn würde, wiewol Niethhammer in seiner bekannten Schrift durchaus irrt, wenn er meint, gerade Preußen habe das philanthropische Wesen gehegt und gepflegt, da es doch gerade in der preußischen Monarchie am wenigsten Glück gemacht hat — und gerade Friedrich II die Lektüre der Alten seinen Ministern zu befördern einschärfte. — Auch Rochows Verdienste sind beynahe vergessen, und es gibt kein Heil, keine Rettung für die Menschheit, als die Pestalozzische Lehrmethode. Werde diese nur erst in allen Schulen herrschend, so wird man sehen, welche Wunder sie wirkt.

(Der Beschluß folgt.)

Stammschloß Württemberg.

(Beschluß.)

Dieses alte Denkmal des Schlosses ist von hohem Werthe, es ist das älteste für Württemberg, und wirft uns einen schätzbaren Lichtstral in das Dunkel der früheren Geschichte dieses Hauses. *) Wahrscheinlich ist mit ihm die Zeit der Erbauung unsers Schlosses aufgefunden, denn vermuthlich ist Burg und Kapelle zu gleicher Zeit gebaut. Diese Vermuthung ist um so gegründeter, als früher der Name Württemberg gar nie vorkommt, (obgleich die Benennung nach Burgen um diese Zeit schon üblich war), hingegen jetzt auf einmal ein Herr von Württemberg erscheint, nämlich Conradus de Wirdinebere, und zwar so erscheint, daß er sich noch häufig nach einem andern, vielleicht älteren Schlosse, nämlich von Beutelspach nennt, wo die Grafen auch ihr Familien-Begräbniß hatten. Und so wären wir nun dem Ursprunge des Hauses Württemberg sehr nahe. Freylich würde auf diesem Wege die Meinung derer sehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen, die Württemberg von den Dynasten zu Beutelspach abstammen lassen. Aber lassen wir das immerhin so seyn! Rühmen sich andere große Häuser eines erlauchten Ursprunges, so gereicht es Württemberg nicht minder zum Ruhme, von kleinen Anfängen sich, der vielfach eingetretenen bedenklichen Zeiten ungeachtet, zu solcher Höhe emporgeschwungen zu haben.

Der wichtige Stein, um noch ein Wort von demselben zu sagen, der jene merkwürdige Inschrift enthält, befindet sich in dem innern Schloßhofe über der Stallthür, ist in der Mitte zersprungen, und war ehedem übertüncht, deswegen auch die an sich schon unleserliche Inschrift so lange unbemerkt blieb. Durch den Riß, der queer durch den Stein geht, sind einige Buchstaben verloren gegangen, die aber, wenn man einmal mit der Hauptsache im Reinen ist, leicht zu ergänzen sind, doch aber wahrscheinlich zu der unrichtigen Lesart der Jahrszahl Anlaß gegeben haben. Diese trennt man nämlich, III von LXXX, und nimmt es zur Indiction, wahrscheinlich, weil die Zahl V nicht für das Jahr 83 als Indictions-Zahl paßt, wol aber III zu 80. Diese Schwierigkeit hebt sich aber dadurch, daß wir zu V noch I setzen, das ohne Zweifel durch den Sprung, der hinter dem V hinausläuft, verschwunden ist. Noch muß ich bemerken, daß ich die Zahl der Idus und die beyden ganz letzten Buchstaben nicht verbürgen möchte.

Der Stall, zu welchem die Thür führt, ist erst in neuern Zeiten eingerichtet worden; es läßt sich also daraus kein Schluß gegen das ehemalige Daseyn einer Kapelle auf dieser Stelle machen. Nur wirft sich hiebey die Frage auf: Wie kommt ein Bischoff von Worms dazu, auf Württemberg eine Kapelle einzuweihen, da doch Württemberg unter den Sprengel von Constanz gehörte? Aber dieser Zweifel löst sich, wenn wir die Geschichte zu Hülfe nehmen. Es waren nämlich damals in Konstanz zugleich zwey Bischöffe Gegenbischöffe, Rupert und Berchtold, wovon keiner anerkannt war; es läßt sich demnach leicht erklären, warum ein Fremder bey der Einweihung der Kapelle gebraucht wurde. Zudem ist es nach Anzeigen, die wir in Schannat finden, nicht unwahrscheinlich, daß jener Adelbert ein Anverwandter des Württembergischen Hauses gewesen

*) Man sehe darüber des Hrn. Hofraths Reuß, jetzigen Oberamtmanns in Backnang, Anrede an die Schorndorfer Bürger 1803 nach.

war, und auch deswegen sehr erklärbar, daß nicht der Ordinarius bey dieser Feyerlichkeit erscheint.

Das, was man hier als Wohnung, als Speisesaal ꝛc. der alten Grafen zeigt, mag wol nur den Platz andeuten, wo diese nicht gewesen waren. Die Kanone, welche hier noch aufgestellt ist, dient zu Lärmzeichen bey Feuersbrünsten; der jüngste Richter des Dorfes ist jeweiliger Konstabler.

Außer dem historischen Interesse ist es die schöne Natur, was diesen Berg merkwürdig macht. Man genießt da einer ungemein schönen und weiten Aussicht. Nach Süden hat man die ganze Alp, von Hohenzollern, dem Stamm-Schlosse der Könige von Preußen, an bis unter die Teck herab, und in die Nähe von Hohenstaufen vor Augen, und nach Norden dehnet sich das ganze Unterland mit seinen freundlichen Landschaften aus, und der Blick dringt bis an den Melibocus des Odenwaldes *) und noch viel weiter hinunter. Aber es ist hier mehr die Lieblichkeit, als die Größe der Aussicht, was anzieht, und deswegen verweilt man auch sehr gern auf diesem Platze, und macht ihn zu einer eigentlichen Lustpartie. Das schöne Neckarthal entfaltet hier seine Reize wieder auf eine besondere Weise, und die zahllose Menge von Weinbergen, von denen man sich umgeben sieht, von Uhlbachs segenreichen Höhen an bis tief unter Cannstatt hinunter, weckt schon durch ihren Anblick den Frohsinn; kommt dann noch ein Glas guter Uhlbacher oder Rotenberger hinzu, wie man ihn hier ächt findet, so fehlt es nicht, alle Saiten der Fröhlichkeit stimmen.

Die beste Aus- und Aussicht hat man hier auf einer schanzenartigen Erhöhung, die Leute nennen es die Wein-Schanz, weil sich hier schon mancher aus des Burgvogts Keller zum beredtesten Bewunderer der schönen Natur und feurigsten Patrioten erwärmt hat. Aber auch auf andern Stellen, und selbst zu den Fenstern des alten Burgvogts hinaus ist sie anziehend, und man kann hier mit aller Gemächlichkeit seinen Sinn für schöne Natur befriedigen. Besonders anmuthig liegt das Dörfchen Uhlbach unter dem Fenster; eine solche idealisch ländliche Lage kann man auf viele Meilen nicht finden; ringsum von hohen Bergen umgeben, liegt es von aller Welt abgesondert, wie in einem Trichter, und bietet alle Reize des stillen Landlebens dar. Man stelle sich ein römisches Amphitheater vor, etwa wie das zu Verona, denke sich die Arena mit Bäumen und Häusern, die Bogen aber mit Weinreben besetzt, und man hat das wahre Bild dieser Lage.

Die Bewohner von Rotenberg haben etwas Eigenes und Interessantes in ihrem Karakter, das sie im Grunde mit andern Gebirgsbewohnern gemein haben, das aber hier in dieser Umgebung von Städten und städtischen Sitten besonders auffällt. Die edle Einfalt und Herzlichkeit der Voreltern hat sich bey ihnen noch bewundernswürdig erhalten, und wie sie seit Jahrhunderten die Pflicht haben, das Stammschloß zu bewahren, so scheinen sie auch noch den altbiedern Karakter ihrer Urväter in sich aufzubewahren.

Woher mag es doch kommen, daß diese Menschen sich so sehr vor ihren tiefer liegenden Nachbarn auszeichnen? Woher diese Einfachheit, diese Ehrlichkeit, diese Sittsamkeit? Die größere Absonderung kann es wol nicht allein seyn, was diese Menschen so unverdorben erhalten hat, denn sie haben deswegen doch täglich Verkehr mit Auswärtigen und mit Städtern; auch kann es das Beyspiel der Väter nicht seyn, was diese Wirkung hervorgebracht hat, denn wir müssen annehmen, daß dieses auch andere gehabt haben. Sollte es nicht eben das seyn, was auf uns so wohlthätig wirkt, wenn wir uns auf einem erhabenen Standpunkte befinden?

Wie fühlen wir uns so ganz anders gestimmt, wenn wir auf dem Gipfel eines hohen Berges stehen! Wie erhebt sich da unser Gemüth! Ist es nicht, wie wenn unser Geist sich auf einmal aller Fesseln entladen hätte, die ihn drücken? Sieht er sich nicht wohlthätig herausgerissen aus dem betäubenden Gewühle der Sinnlichkeit, und emporgehoben zu dem Uebersinnlichen, zu dem Ewigen? Erhaben über alles um uns her, stehen wir gleichsam erhaben über uns da, und mit einem Blicke, der uns vielleicht in unserm Leben nie zu Theil wurde, sehen wir jetzt hellüberschauend, unbefangen auf uns und unser Erdenleben hin. Feyerlich, ernst und fromm stimmt sich nach und nach das Gemüth, und wenn wir nicht schon ganz für gute Eindrücke verloren sind, hier dringen sie sich unwiderstehlich auf.

Diese Wirkung der hohen Natur, gewiß sie ist eine Hauptursache der Unverdorbenheit unserer Rotenberger, so wie der meisten Höhenbewohner. Ist sie nicht so deutlich und fühlbar in ihrer Seele, so ist sie um so steter, und es bleibt ewig wahr: seltene Natur bringt auch seltenere Menschen hervor! Mr.

*) Auf dem Dome zu Frankfurt sieht man den Melibocus ungefähr eben so, wie hier auf Württemberg; man muß also auf diesem Berge Frankfurt und Württemberg übersehen. Welche ungeheure Aussicht!

Italienische Miszellen.

Florenz 1809. Mit dieser Zeit- und Orts-Angabe ist die Ankunft einer sehr anziehenden Schrift erschienen, von welcher wir den ganzen Titel hier setzen wollen. L'Italia avante il Dominio dei Romani. Volumi cinque in 8. con un Atlante di circa 60 tavole incise a Roma e Parigi dai fratelli Riepenhausen, Tardieu, ed altri rinomati artisti, contenente geografiche, topografiche, e monumenti inediti.

Der sehr thätige Sigr. Pietro Napoli Signorelli in Neapel ist mit der neuen sehr vermehrten Ausgabe seiner Storia critica de' Teatri antichi e moderni bis zum achten Theile fortgeschritten; der Druck davon soll nächstens ange-

fangen werden. Man versichert, daß seine Karakteristik von Monti, Pindemonte, und besonders von Alfieri, die treueste und treffendste sey, und alle Kritiken und Neckereyen der Franzosen und ihrer italienischen Anhänger ganz zu Boden schlage.

Gherardo de Rossi in Rom wird nächstens das Leben der Angelica Kaufmann herausgeben. Schon ist das in Kupfer gestochene und wohlgetroffene Bildniß dieser sonst sattsam Künstlerinn dazu fertig.

Der berühmte Literator Fea arbeitet an einer neuen Ausgabe des Horaz, wozu ihm zur Berichtigung des Textes ein sehr bedeutender bisher unbekannter Codex aus der Vatikanischen Bibliothek Anlaß gegeben hat.

In Kurzem erscheint eine Beschreibung aller Werke des Canova, die Verfasserinn davon, die Frau Gräfinn Isabella Teotochi Albrizzi in Venedig, wird die Urtheile verschiedener Gelehrten und Künstler über dieselben anführen und berichtigen. Zu wünschen ist, daß Madame Albrizzi bey dieser Arbeit das beherziget habe, was Fernow in seinem Sittengemählde über Rom und noch mehr in seinen römischen Studien frey und ohne Furcht vor Canovas großem Ruhme richtig über die Grenzen der Malerey und Bildhauerkunst gesagt hat, und daß die Italiener überhaupt eingestünden: Thorwaldson komme Canova gleich — oder übertreffe ihn so gar an griechischer Kraft und Stärke.

Kürzlich lernten wir einen jungen Gelehrten, aus Corfu gebürtig, Stelio Doria Prossalendi kennen, von dem die Italiener mit Recht sagen: Egli è uno sforzo di natura per quello che riguarda la Letteratura, e un modello per la modestia. Er will sich hauptsächlich auf die Numismatik, die seit einiger Zeit in Italien etwas vernachlässigt wird, legen und hat zur Probe seines Lieblingsstudiums eine sehr gelehrte Dissertazione sopra una Medaglia d'Augusto, Firenze MDCCCIIII appresso Carli e Comp. geschrieben, die er dem berühmten Hrn. Millin in Paris dedicirt hat. Er erwartet darüber das Urtheil unsrer deutschen Münzenkenner, und besonders des Hrn. Prof. Neumann in Wien.

Deutsche Romane werden jetzt in Menge ins Italienische übersetzt und fleißig gelesen. Bey Giuseppe Destefanis a S. Zeno in Mayland ist das vierte Heft 272 Seiten stark von Goethe Meisters Lehrjahre — Gli anni del Noviziato di Alfredo Meister erschienen, die, wie sein Werther, außerordentlich gefallen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, 4 Jan.

Die kürzlich hier im Druck erschienene Verlesung vor der Zürcherischen Hülfsgesellschaft, am zehnten Jahresfeste derselben, gehalten von ihrem Präsidenten, dem Doktor und ersten Kantonsarzte Hirzel (100 S. 8.) ist ein neuer Beweis, wie thätig und ununterbrochen diese Gesellschaft, die bereits mehrere zum Theil nicht unbekannte Fremde unter ihren Mitgliedern aufzählt, ihre Bemühungen auf die Erleichterung des menschlichen Elendes verwende. Ref. glaubt dieser Gesellschaft, die gegenwärtig unter den freywilligen Zürichs wohlthätigen Anstalten eine der ersten Stellen einnimmt, auf jeden Fall ein langes Leben, und ein um so längeres zumal dann verheißen zu dürfen, wenn die thätigsten Mitglieder derselben, durch keinen äußern Schein geblendet, noch von momentanen Eindrücken dahingerissen, immer mehr und mehr bemüht seyn werden, nur für die wahrste und dringendste Noth Rath zu schaffen, und eine Kraft möglichst zu koncentriren, die, wenn sie sich in allzuviele und allzuungleichartige Theile zertheilen, und allzuviele und verschiedene Zweige des Wirkens umfassen wollte, mehr als eines schimmernden Erfolges ungeachtet, an wohlberechneter und eingreifender Wirksamkeit nothwendig verlieren müßte. —

Mit Vergnügen liest man in dem erwähnten Berichte unter andern auch eine Nachricht von einem vor kurzer Zeit, vornämlich durch die thätige Verwendung des obengenannten Vorstehers der Hülfsgesellschaft, tief in den Herzen der Alpenwelt zu Uri-Attorf gestifteten Vereine zur Erziehung armer Kinder, der, obschon daselbst durch die Landessitte der Zusammentritt von Personen beyder Geschlechter zu einer solchen Gesellschaft nicht wenig erschwert wird, unter Mitwirkung mehrerer durch das rühmliche Beyspiel der Fürstinn Pauline von Lippe angefeuerten Damen, unter denen die Fraulein Beßler von Wattingen, und Frau Muheim Good von Greplang mit vorzüglichem Lobe genannt werden, mit erfreulichem Erfolge nun fortdauert. — Eine jüngst ebenfalls von Seite der Hülfsgesellschaft herausgegebene öffentliche Rechenschaft von der Zürcherischen Lehr- und Arbeitsschule für die dürftigste Stadtjugend von dem Jahre 1809 gibt die Zahl der Kinder, die in diesem Jahre in der Armenschule unentgeltlichen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und einigen der unentbehrlichsten weiblichen Handarbeiten genossen haben, auf 70 bis 80 an. Der Fond dieser letztern Anstalt sowol, als die allgemeine Kasse der Hülfsgesellschaft hat im Laufe auch dieses Jahres durch zahlreiche Legate beträchtliche Unterstützung erhalten. — In dem vor drey Jahren zum Behufe einer systematischen Vorbereitung für die öffentlichen Geschäfte von der Regierung beschlossenen, allernächst zur Bildung der dem Dienste des Staates sich widmenden Jünglinge bestimmten politischen Institute wird für das Jahr 1810 ein neuer Kurs angekündigt. Es werden in demselben die Rechtswissenschaft, das Polizey- und Kameral-Wesen, das Staatsrecht, die Statistik, die allgemeine und vaterländische Geschichte in Kursen von 1 und 2 Jahren vorgetragen. Mit dem Verfasser dieses Progeammes muß auch Ref. es im höchsten Grade bedauern, daß dieses nicht nur unmittelbar dem künftigen Staatsmanne, sondern auch jedem gebildeten Manne in seinem besondern Berufe einen sehr ausgebreiteten Nutzen gewährende Institut weit weniger, als es zu wünschen wäre, besucht und noch weniger benutzt wird: und daß, trotz den wiederholten und unablässigen Bemühungen und Versuchen, unsre höhern und niedern wissenschaftlichen Institute zu reformiren und zu erweitern, und Theorien von Erziehungsanstalten zu entwerfen, und in frappantem Kontraste mit den frühern wissenschaftlichen Anstrengungen junger Leute, welche sich dem Civilstande zu widmen gedachten, die Abnahme des Triebes, sich auch nach dem zurückgelegten Schüleralter noch tiefer in die Wissenschaften hineinzuarbeiten, auch in dieser Anstalt mit jedem Jahre bemerkbarer wird.

Eine von der Wittwe des ehemaligen helvetischen General-Sekretärs Steck, einer gebornen Französinn, abgefaßte sehr wohl gerathene Uebersetzung von Müllers Briefen an Bonstetten erscheint in Kurzem im Orellischen Verlage.

Die vor einigen Wochen ebendaselbst erschienene, von dem Herausgeber Hrn. Füßli dem Professor Morgenstern des dreirte Reliquie von Klopstock ist ein Fragment einer ariedischen Uebersetzung der Ode an Fanny, und nicht blos als ein Versuch des Dichters in griechischen Versen merkwürdig, sondern sie wetteifert auch an typographischer Schönheit und Eleganz mit den Produkten der Bodonischen Pressen.

Nro. II.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 12. Januar, 1810.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt,
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird!

v. Goethe.

Ausstellung auf dem Kapitol.

(Nachtrag.)

Als treue Nachahmungen der Natur werden einige Thierstücke von dem bekannten in Rom einzigen Thiermahler Hrn. Peters geschätzt, und er würde sich auch bey Konkurrenzen in seinem Fache Ehre gemacht haben.

Etwas, das bemerkt zu werden verdient, und eben nicht zu günstig von dem Zustande des Kunststudiums im Ganzen urtheilen läßt, ist, daß die Zahl der Landschaften bey dieser Ausstellung die überwiegende war; gleichwol hatten die bekanntesten Landschaftmahler, etwa Bognet ausgenommen, nicht einmal konkurrirt. — Wir enthalten uns eines nähern Urtheils über die einzelnen Landschaftbilder. Boguets für den König von Spanien bestimmte Landschaft, von der noch besondre Anzeige geschehen wird, war die größeste und außer ihren andern Vorzügen die bestgemahlteste. Verstappen und Chauvin trugen in Ansehung der eleganten und verständenen Behandlung neben Hrn. Boguet den Preis davon.

Sehr karg war die Ausstellung von Bildhauer-Arbeiten ausgefallen. Canova hatte nichts hingegeben, Thorwaldson nur ein Paar Büsten: Göthes, des schwedischen Bildhauers, so schönvollendeter Bacchus war die einzige ganze Marmorfigur. — Das nicht minderbekannte Basrelief von Hrn. Rauch aus Berlin, Penelope vorstellend, die sich entscheidet dem Ulysses zu folgen, und ihren Vater Icarius zu verlassen, machte eine Wirkung, deren sich nur genialisch geschaffene Werke erfreuen können. Es riß den Blick der Menge und das Auge des stillen Beobachters auf sich hin; es interessirte durch das Lebendige der dargestellten Handlung, es fesselte durch die zarte Vollendung jedes einzelnen Theils. Wie ein schöner Fremdling, dessen edler Anblick überrascht, stand dies schöne Kunstwerk da. Kurz, wir gestehen, daß weniges sich so als ein in seiner Art im ganzen Umfange glücklich gefaßtes und idealisch dargestelltes Kunstwerk ausgesprochen habe, als dieser Gypsabguß. — Eine Kopie in Gyps einer sitzenden weiblichen Figur, die Melancholie vorstellend, von Marin, zeigte, daß er den Ruf eines der ersten der in Rom lebenden französischen Künstler verdient. Stiller, ruhiger, aber desto tiefer Schmerz, und Würde bey diesem Schmerz, die Theilnahme gebietet, geben dieser sitzenden Gestalt einen ächten Kunst-Karakter, indem Einfachheit der Darstellung mit der Hoheit des Gedankens sich in ihr verbinden, wie Kunst und Natur verbunden seyn müssen, wenn die Grazie einem Werke lächeln soll. *) — Auch Milbommes, eines aus Flandern gebürtigen Künstlers, Marmor- und Gyps-Arbeiten hatten wenigstens theilweise verdienten Beyfall, indem sie dem Manierirten glücklich auswichen. Unter seinen ausgestellten Sachen befand sich Tassos für die Rotunda bestimmte Büste und die Büste des Generals Miollis.

*) In Marmor hat Marin diese Figur ausgeführt für Lucian Bonaparte, zu einem Denkmal auf L. B. erste Frau, Anna Boyer. Es steht in der Kapelle der Rufinella.

Wir werfen noch einen flüchtigen Blick auf die Zeichnungen, Kupferstiche, Miniaturen, Bronzen, Medaillen u. s. w.

Unter den Kupferstichen befand sich ein sehr ähnlicher Kopf des Königes Joachim, noch eine Zeichnung von Vicar von einem italienischen Künstler Antonio Riccini. Ein Porträt von Pius VI, von Ant. Campanella. Von Letzterm waren noch mehrere Arbeiten da. Diese Beyden waren die einzigen in dem Fache. — Auffallend waren aber zwey Zeichnungen von Kupferstichen, die eine: Die Königinn Johanna in der Galerie Doria, gemahlt von Leonardo da Vinci; die andere, die Grablegung nach Rafael vorstellend; beyde mit seltenem Fleiße vollendet. Die erste Zeichnung erregte des Machwerks wegen Erstaunen. Der Künstler arbeitete acht Monate daran. Die andre ergriff die Seele. Man fühlte sich vor ihr in Rafaels herrliches Bild zurück, und die Vorzüge des Mechanischen waren das letzte, was man betrachtete. — Von allem übrigen, was zu sehen war an Miniaturen, Medaillen u. s. w., hier besonders zu reden, kann erlassen werden, nachdem wir das Wichtigere ausgehoben. Manches, und dahin gehörten auch die architektonischen Sachen, hatte gewiß Verdienst, wenigstens in Ansehung des Fleißes, und Interesse in Ansehung des Gegenstandes, wie z. B. die Bildnisse angesehener Männer auf den Medaillen Mercandottis. Auch Künstlerinnen befanden sich unter denen, die etwas ausgestellt hatten, — dennoch thaten alle diese Sachen auf eine Stimme Verzicht. —

Wir begnügen uns mit dieser allgemeinen Uebersicht. Mag die erste Ausstellung gewesen seyn, wie sie wolle; genug, sie kam doch zu Stande; sie verfehlte ihre Absicht, lebendiges allgemeines Interesse für die Künste zu erwecken, nicht; sie verschaffte manchen Künstlern Aufmunterung. Nicht wahrscheinlich ists, daß man bald in Rom eine wahre römische Ausstellung sehen werde. Nur die Zeit, nur ein günstiges Zusammentreffen äußerer Umstände können das bewirken, daß das Vortrefflichste, was von neuern Künstlern verfertigt wird, sich von Zeit zu Zeit zusammenstelle, keinen andern Zweck kennend oder suchend, als den, daß ächter Kunstgeist immer Romas Genius bleibe!

Das wesentlichste Verdienst um die Einrichtung der ganzen Sache hatte der Direktor der französischen Akademie Lethiers, und zunächst ihm der Landschaftmahler Boguet. Beyde opferten dabey einen großen Theil ihrer Zeit auf. Aufseher der ganzen Ausstellung (Inspecteur des Sallons) war Hr. Sallos. Die Konservatoren, oder diejenigen, welche über die aufzunehmenden Sachen zu urtheilen und zur Ausführung des Ganzen mitzuwirken hatten, waren aus den verschiedenen bey der Ausstellung konkurrirenden Nationen gewählt. Unter ihnen war der Römer Landi, der russische Landschaftmahler Feodor Matieff, der Landschaftmahler Rhoden aus Kassel, der Bildhauer Rauch aus Berlin, der schwedische Bildhauer Göthe und der dänische Bildhauer Thorwaldson u. a.

Die Summe, welche der König zum Ankaufe einiger Kunstwerke, die Eindruck auf ihn gemacht hatten, bestimmte, mochte sich ungefähr auf 3000 Scudi belaufen. Er hatte fast alles selbst ausgewählt, und weniger darauf gesehen, das Vorzüglichste zu acquiriren, als vielmehr eine möglichst allgemeine Aufmunterung zu geben; doch ließ er sich dabey immer von dem, was ihm besonders gefallen hatte, leiten.

Landis Venus, für die 1500 Scudi, und Schicks Apollo unter den Hirten, für welches Bild 1000 oder nur 800 Scudi gefordert waren, wurden nicht gekauft, so sehr auch besonders letzteres dem Könige gefallen hatte, eben weil er nicht aus den Grenzen der obigen bestimmten Summe gehen wollte. Hr. Schick erhielt aber den Auftrag, ein ihm beliebiges Sujet zu einem vorausbestimmten Preise für Se. Majestät auszuführen, außerdem, daß er die Gemahlinn des Hrn. Degerando in Lebensgröße zu mahlen bekam.

Der höchste Preis für die vom Könige angekauften Gemählde betrug 60 Louisd'or, welche Madem. Lescot für ihre Piserari erhielt. Die Preise für die übrigen Künstler und Künstlerinnen blieben unter jener Summe. Angekauft wurden — um die bekanntesten ausgewählten Stücke anzuführen — das Innere eines Klosters (der Karthause) von Hrn. Grannet (um 34 Louisd'or), eine Venus von Hrn. Ingres (um 30 Louisd'or), ein historisches kleines Bild von Hrn. Rehberg, ein anderes von Hrn. Cadet aus Dominigo. Loth mit seinen Töchtern von Hrn. Koch (100 Piaster), eine Landschaft von Hrn. Chauvin (um 30 Louisd'or), eine andre von Hrn. Verstappen (um 20 Louisd'or), eine das Kolisseum vorstellend von Hrn. Feodor Matieff, eine von Madem. Rosa Mezzera, der Tempel des Aeskulap in der Villa Borgheſe von Hrn. Maidura (um 50 Louisd'or), eine kleine Landschaft aus der Gegend von Palermo, die Idee Ruhe nach Unruhe poetisch darstellend, von Hrn. Carl Graß (um 70 Piaster). Vier große sizilische Landschaften, das Thal St. Angelo im Frühlinge, der Tempel der Concordia bey Gregenti, der Wasserfall bey Carracci mit den verwüstenden Laven des Aetna, und eine idyllische Landschaft nach dem Theokrit, welche der König ebenfalls gewählt hatte, waren bereits verkauft. Von Bildhauern verkaufte Marin eine kleine Statue. Die Künstlerinn Mad. de Samonis hatte die Porträte des Kaisers Napoleon und des Königs von Neapel in Wachs poussirt. Auf Verlangen des Königes sollten beyde Bildnisse in pietra dura geschnitten werden u. s. w.

Die Ausstellung soll bis zum Ende des Decembers dauern. In der römischen Zeitung ist eine äußerst allgemeine karakterlose Beurtheilung erschienen. Es werden darin Stücke

ausgehoben, die keine Erwähnung verdienten, und vorzüglichere Sachen beynahe übergangen. Nur Hrn. Schick hat auch die es im Ganzen nichtssagende Urtheil Gerechtigkeit widerfahren lassen. —

Basedow. Rochow. Pestalozzi.

(Beschluß.)

Gott weiß, daß ich gegen den braven Pestalozzi recht viel Achtung habe, und so weit ich seine Lehrmethode kenne — und ich glaube sie ziemlich genau zu kennen, weil ich sie überfah — finde ich auch, daß recht viel Brauchbares darin liegt, zum Theil gar nicht Unbekanntes, was aber aufs neue in Anregung gebracht ist. Nur bewahre uns der Genius deutscher Besonnenheit, von ihr eine Umgestaltung der Menschheit zu hoffen. Wir möchten sonst wichtiger Mittel versäumen. Ich bin nicht in Iferten gewesen, und werde schwerlich nach Iferten kommen; aber ich will alles glauben, was uns junge Enthusiasten, und auch was uns gereiste Männer davon erzählen. Denn ich finde gar nichts unglaubliches darin, daß Kinder, wenn man so ausschließend die natürliche Anlage zum Auffassen der Zahl- und Formverhältnisse in ihnen kultivirt, bis zum Erstaunen weit kommen, und die größten Mathematiker in der Schnelligkeit ihrer Antworten beschämen. Auch finde ich begreiflich, daß an einem mit solchem Feuereifer gegründeten Institute die Lehrer, durch Liebe, durch Vertrauen an den begeisterten Mann gefesselt, in einem Geiste arbeiten. „Der Enthusiasmus" — sagt Niemeyer, ein sehr besonnener und gewiß nicht ungerechter Beurtheiler der Pestalozzischen Methode — „welcher alle neue Institute belebt, und jeden Arbeiter darin ergreift, bringt allemal Wirkungen hervor, die man bey andern Schulen vergebens sucht. Von einer neuen Lehrart begeisterte Männer haben kaum einen andern Gedanken, als sie, würken in jedem Momente nur durch sie, exaltiren ihre Schüler, wie sie selbst exaltirt sind, und leisten dadurch allerdings, was andern kältern, von ihrer Lage gedrückten, durch langen Dienst ermüdeten, durch manche Erfahrung vor allem Uebertreiben scheugewordenen Lehrern nicht gelingen kann. Aeltere Schulen gehen unbemerkt ihren ruhigen Gang, und verlangen kaum, daß man sie besehen und besuchen soll, weil sie zu oft erfahren haben, wie wenig Lob oder Tadel flüchtiger Reisenden wirket." (S. Grundsätze d. Erz. 3 Thl.)

Noch einmal also — ich glaube alles, was man von Iferten erzählt. Aber das kann mich nicht bestimmen, gerade diese Form des Unterrichts für die einzige wahre, nun endlich erst erfundene Menschenbildung zu halten, oder wol gar Fichtens — wirklich Schrecken erregender — Idee beyzustimmen, „nur je eher je lieber alle Kinder uns Eltern, uns verdorbenen Eltern wegzunehmen, sie in gemeinsame Institute einzupferchen, und da nach Pestalozzischen Methoden zu erziehen." Es hat nicht Noth mit diesem Vorschlage. Man darf nur einen Schritt in seine Studierstube setzen, um einzusehen, daß er seine Unausführbarkeit in sich selbst trägt. Aber unbegreiflich ists doch, wie so Viele die Beredsamkeit des Philosophen gegen das Verkehrte der ganzen Idee verdienden konnte. Einem Philosophen geziemen überhaupt Rednerkünste am wenigsten.

Das Heil und die Rettung der Menschheit hängt, das sollten wir doch endlich der Geschichte unsers Geschlechts abgelernt haben! nicht an einzelnen noch so verdienten Menschen, noch viel weniger aber an Lehrformen. Viel Treffliche haben sich das Ziel gesteckt — sie haben auch alle Gutes gestiftet, und es ist schnöder Undank, dies neben ihren Fehlgriffen zu verkennen — sie haben aber auch alle mannigfaltig gefehlt, und man soll zwar alles prüfen, aber ja bey keinem schwören. Unsere Theorien in Erziehung und Unterricht sind wahrlich nicht so schlecht gewesen, als man uns von Iferten aus möchte glauben machen. Wären nur die vorhandenen Ideen in so manchem Staate treu und konsequent ausgeübt, wären nur alle Arbeiter an der großen Sache der Menschenbildung so eifrig gewesen, als sie vielleicht einsichtsvoll waren, es würde vieles anders stehen. Man will durch eine neue Lehrform die Menschen, selbst alte Lehrer umgestalten. Und wenn sie mit einem Zauberschlage zu lauter Pestalozzischen Lehrern der Methode nach umgeschaffen werden könnten, — glaubt doch nicht, daß sie dadurch auch andre Menschen würden. Nicht einmal die ihnen aufgedrungene Methode werden sie ausüben, wenn ihr ihnen nicht Lust und Liebe, und Ueberzeugung, daß sie durchaus die beste sey, und daß sie bisher lauter unnütze Knechte im Schulfache gewesen sind, beybringen könnet. Wie die Aufseher den Rücken gewendet haben, werden sie zu ihrer alten Methode zurückkehren, und mit Hagedorns Seifensieder denken:

Hilf Gott in Gnaden
Hier wird och Seefe gefaden.

Die braven Männer in der Schweiz mögen recht viele jämmerliche Schulen um sich her gesehen haben. Es gibt deren auch in Deutschland noch genug. Aber Gott sey Dank, so schlimm steht es nicht um unser Unterrichtswesen im allgemeinen, als sie zu glauben scheinen. Recht vieles haben wir längst gewußt, und vieles nehmen erfahrne Schulmänner nicht an, weil sie ihre bisherige Lehrart durch lange Reihen von Jahren in den Früchten, die sie tragen, bewährt finden, und nicht unaufhörlich experimentiren wollen.

Ich habe auf meinen vielfachen Geschäftsreisen immer auf die Schulen in den Ländern, in denen ich mich aufhalten mußte, ein Auge geworfen, und bin vielleicht in mehr Schulstuben gewesen, als mancher Ober- und Unterschulrath, Inspektor und Visitator. Aus meinen Jugendjahren, wo meine Carriere mich beynahe zum Schulfache geführt hätte, hing mir die Neigung an. Eins der Resultate dieser Besuche war dies: Die blühendsten Schulen waren es durch die Einsicht, durch die Treue ihrer Lehrer. Die geschicktesten Schüler fand man, wo man jene fand. Die Methoden waren höchst verschieden. In den allgemeinen Grundsätzen stimmten zwar alle überein; aber die nützlichsten Lehrer gingen ihren eignen freyen Gang, und paßten ihn ihren Schulen an. Aus Normalschulen ist nirgends viel geworden. Ich habe dies dem Abte Felbiger im Jahre 1779 freymüthig vorhergesagt, und der Erfolg hat es bestätigt.

Meine Absicht ist übrigens nichts weniger als polemisch. Ich muß den Pädagogen überlassen, die neue Lehrart Schritt vor Schritt zu prüfen. Mit einer seltnen Unparteylichkeit und einer Gründlichkeit, die überall den erfahrnen Mann beurkundet, ist es von Niemeyer geschehen. Erst neuerlich ist mir der dritte Theil seiner oben angeführten klassischen Schrift in die Hand gefallen, worin ein eigener Abschnitt der Pestalozzischen Methode gewidmet ist, wovon mir wenigstens noch keine Widerlegung bekannt ward. Nur als freyer Weltbürger möchte ich mit diesem Schriftsteller fragen: „Ob man denn im Ernst glaubt, daß die gebildetsten Nationen des Alterthums und der Mitwelt auf einer weit höhern Stufe stehen würden, wenn sie das Glück gehabt hätten, nach dem Buche der Mütter, nach dem A B C der Anschauung, nach Anschauung der Zahlenverhältnisse, nach Schmidts Zeichen- und Formenlehre unterrichtet zu werden? — Ob so viele tüchtige Menschen, die sich in allen Fächern um uns her als helle Denker und geübte Praktiker bewähren, das alles in noch höherm Grade seyn würden, wenn sie in Stanz und Ifferten gebildet wären? Daß sie früher, auch wol verständiger rechnen und messen gelernt haben würden — dies sey unzweifelhaft. Aber ob dies Einfluß auf ihre ganze bessere Geistesentwickelung, wol gar, wie man meint, auf ihren ganzen Karakter, auf ihren Patriotismus, auf ihre Tapferkeit gehabt haben würde, darüber wird nur die Erfahrung entscheiden können."

Unsere Philosophen selbst sind darüber wenigstens zweifelhafter als ich. Niethammers und Fichtes philosophisches System war, als sie vor Jahren eine gemeinschaftliches Journal herausgaben, sich sehr nahe. Jetzt divergiren sie über diesen Punkt recht auffallend. Niethammer erklärt sie geradehin in seiner vielbelobten Schrift über den Humanismus für eine Verbildung." Es ist sagt er, ein wahrer Verlust, daß die kostbare Zeit mit einer Beschäftigung verbracht wird, die weder ernsthaft noch gründlich genug, und kaum etwas mehr als eine Spielerey ist. So urtheilt ein Mann, der mit an der Spitze des Baierschen Centralschulwesens steht; und Fichte dagegen meint, „das sie allein den erstorbenen deutschen Sinn neu beleben, und den deutschen Namen vom Untergang retten könne." So lange die Sachkundigen so im Streite liegen, wird es einem Laien wol erlaubt seyn, sein Urtheil aufzuschieben und zum allgemeinen Besten zu wünschen, daß man das Alte nicht zu schnell wegwerfe, das Neue nicht zu rasch aufnehme, und verdiente Männer nicht muthlos mache, die zwar nicht Pestalozzisch, aber frey, redlich und gründlich unterrichtet haben. *)

Pp.

*) Dem uns unbekannten Herrn Einsender danken wir, und sehen von ihm mehrern Aufsätzen gern entgegen.
Red.

Notiz.

Aloys Mosers Orchester-Instrument ist während der Tagsatzung in Fryburg von Kennern und Nicht-Kennern mit dem lebhaftesten Vergnügen gesehen, vorzüglich aber gehört worden. Der bisher, zumal in seinem Vaterlande, wenig gekannte Künstler, von Helfenschwyl im Kanton St. Gallen gebürtig, nun zu Fryburg im Uechtland angesessen und verbürgert, ist mit Forteplanos, die nach Paris, Marseille, Bourdeaux u. s. w. gehen, beschäftigt. Die Frucht seiner Mußestunden ist das neue Instrument (8 deutsche Fuß lang, 3 Fuß 3 Zoll breit, 4 Fuß 9 Zoll hoch), das er selbst, anspruchlos und auch wol etwas unpassend, Forteplano organisé nennt, und das einer vortheilhaftern Ausstellung werth wäre. Es enthält dasselbe 4 Klaviere, eine Orgel, nämlich von 10 Registern und 3 unabhängige Forteplanos, wovon das eine immer tiefer als das andere spielt; das erste dreyfach bezogene steigt von der großen Octav F bis in das viergestrichene F. Das dritte, fünffach bezogene, wird mit den Füßen als Contrebaß gespielt. Jedes kann allein oder mit der Orgel, es können auch alle zusammen gespielt werden, und ihre Vereinigung bringt eine Harmonie hervor, die einzig in ihrer Art ist. Vermittelst der Register erhält man mehr als 20 Tonwechselungen, und aus der Zusammensetzung der Instrumente, die das Werk in sich faßt, kann man sich mehr als 120 Mischungen verschaffen, unter welchen aber der Fagot des zweyten Forteplano mit dem Bourdon und der Flöte-Travers immer die angenehmste Ueberraschung bewirkt. Die Saitenspiele geben den Fagot, die Harfe, den Lautenzug, die Harmonika, die Kupplung des Forte-Piano mit der Orgel, das Forte, das Crescendo, das Piano für den Contrebaß; das Pfeifenwerk aber den Bourdon oder gedeckte Flöte, die Flöte-Travers, das Chalumeau, das Flageolet, klein Octav, Fagot im Baß, die Menschen-Stimme, Oboe, Clairon, den stillen Tremulant, den Zug des Blasebalgs, dessen Uhrwerk nur nach 5 bis 6 Stunden aufgezogen werden muß, und die Kanonen-Tasten, die mit dem Pedal in Verbindung stehen, und durch die Präcision des Knalls und das lange Echo frappante Wirkungen hervorbringen. Der Saiten-Fagot, das Flageolet und die Flöte-Travers spenden die vollkommenste Täuschung; die Orgelregister sind angenehm, hell und doch gedämpft, die Hand-Forteplano's voll Stärke und innerer Kraft (Intensité), und doch flötend, sind, im Anschwellen und Abnehmen immer lieblich. Der Kasten ist elegant. Im ganzen Mechanismus findet sich die Genauigkeit, die Solidität, der Grad von Ausbreitung, welcher den Meister kund thut.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mannheim.

Am 26 December, dem Namenstage unserer geliebten Erbgroßherzoginn, wurde hier zum Erstenmale Achilles, von Pär, gegeben. Hr. Berger, welcher die Rolle Achilles übernommen hatte, erfuhr, (wie schon früher) was Kabale vermag. Ihm ward mit Zischen gelohnt, obschon ihn eigentlich nur in der letzten Scene, und blos wegen zu starker Anstrengung in den vorhergehenden interessanten Auftritten, seine Kräfte zu verlassen schienen. Der vernünftigere und unparteyische Theil des Publikum mißbilligt hier, wie überall, dergleichen absichtliche unverdiente Herabsetzungen. Auch wurde am Neujahrstage Achilles wiederholt. Hrn. Berger durch Applaudiren in jeder Scene die vollkommenste Genugthuung verschafft, und er am Ende des Stückes mit außerordentlichem Beyfall herausgerufen; aber seine Stimme war auch an diesem Tage ungewöhnlich voll, bis zum Ende ohne Abnahme voll. Sein Verdienst ist nun anerkannt. Den ersten Schritt that die Erb-Grosherzoginn selbst; denn Sie wählte Hrn. Berger zu ihrem Musiklehrer, und findet an seiner Kunst sowol, als an seinen Kompositionen Geschmack. Noch muß an ihm gerühmt werden, daß er, von guten Freunden gewarnt, diesen oder jenen Fehler in der ersten Aufführung des Achilles bey der zweyten verbessert hat. Er wandle nun belohnt und beruhigt seine Künstlerbahn, wie bisher, thätig und bescheiden fort! Des stillen und lauten Dankes fühlender Kunstfreunde darf er dann gewiß seyn.

Nro. 12.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. Januar, 1810.

— — Tanzen laſſ' ich ſie,
Bis jeglicher, bekehrt durch meine Melodie,
Von ſeinem Abra und Katabra ſich entfernt,
Und Menſchenſprache wieder lernt.

Jacobi.

Fragment
aus
einer Poetik in Knittel-Verſen
von Chr. Schreiber.

Zweytes Kapitel.

. . . Das Höchſt' in Sprach- und Kunſt-Weiſe
Iſt die Poeſie; denn im erhabenſten Kreiſe
Lebt ſie und wirkt, im Reich der Ideale,
Das, in der Sinnlichkeit edelſter Schale,
Sie dem Sinn der Menſchen nahe bringt,
Daß ers begreift, was ſie formt oder ſingt.
Sie ſetzt daher ein Leben über dem Leben
Stets voraus; ſie kann nichts geben,
Worin nicht die Idee einer höheren Welt
Sich ſpiegelt, wenn ſie's in die wirkliche ſtellt.
Eben weil ihr ganzes Weſen nur
Der Abglanz eines Urbilds, die ſichtbare Spur
Eines unſichtbaren Etwas, die Blumenflur
Eines ewigen Frühlings iſt; ſo kann ſie auch nur
Von dem verſtanden werden und erkannt,
Dem eine heilige Götterhand
Von den ſchweren irdiſch verhüllten Augen
Den Schleyer gelüpft, ſich entzückt zu tauchen
In das Meer der ſtillen Unendlichkeit,
In das Morgenroth der ſchönern Zeit.
Die gemeine Natur, die untergegangen
Im Pfuhl der Thierheit, die kein Verlangen
Nach ihrem geiſtigen Innern fühlt,
Und nur im Schlamm des Körpers wühlt,
Für dieſe gibt es keine Harmonie,
Kein Schönes, keinen Gott und keine Poeſie.

— Was iſt nun dieſes Urbild? dieſes höhere Seyn,
Wovon das Schöne der Abglanz, der Schein?
Nichts anders, als das menſchliche Ich,
Dieſes dunkel-wirkende, ewig in ſich
Verhüllte Weſen, dieſe lebendige Kraft,
Die Gefühl' und Gedanken in uns ſchafft;
Dies Abſolute, das die ganze Welt
Mit allen ihren Formen in ſich enthält,
Gleichſam der Gott, an das Irdiſche gekettet,
Das er ewig ſucht, und ſich ewig von ihm rettet.
In dieſem Ich, dem Bewußtſeyn unſers Lebens,
Liegt der Grund aller Thätigkeit und alles Strebens
Nach dem Wahren, Guten und Schönen. Wir denken,
Um uns in ſeine Wahrheit zu verſenken;
Wir wollen, um uns ihm harmoniſch zu verbinden;
Wir fühlen, um ſeine Tiefe zu ergründen.
Wir ſuchen alſo uns ſelbſt, und Alles, was wir treiben,
Was wir thun, und was wir laſſen bleiben,
Iſt eine Folge dieſes dunkeln Strebens,
Dieſes nimmer ſtockenden Pulſes des Lebens.
— Nun hat aber beſagtes Ich die Beſonderheit,
Daß es ſich ſchwer finden läßt! — Es gehört viel Zeit,
Und hernach doch noch viel Genie dazu,
Um einen Silberblick von ihm, der im Nu
Die Unendlichkeit auf- und zuſchließt, wegzufaſſen,
Denn ganz auf einmal mag's ſich ſo nicht ſehen laſſen!
Alles nun, was uns demſelben näher bringt,
Was tiefer in ſeine Wunder dringt,
Iſt uns ein leitender Genius, der uns entzückt,
Zu dem mit Wohlgefallen unſer Auge blickt.
Zwey Wege ſind's aber, die zu ihm führen;
Der eine heißt — Philoſophiren,
Der and're — Dichten. Erhellt von den Strahlen
Der reinen Vernunft, dem Quell des Idealen,
Vom Glanz der Phantaſie und den Flammen der Gefühle,

Führen sie beyde durch Anschauung zum Ziele.
Schnell, wie der Blitz im feurigen Lauf,
Reißt die Begeistrung die Pforten auf;
Und es ist dir vergönnt, mit entzückten Sinnen
Den Quell, aus dem alle Kräfte rinnen
Des Seyns und Wirkens, in einem heiligen Moment,
Der dir dein ganzes Wesen nennt,
Zu schauen . . . damit magst du dich aber begnügen,
Und nicht keck wollen weiter fliegen,
Um etwan, wer hinter dem Ich steht,
Zu erfahren; denn nicht weiter und tiefer geht
Das menschliche Forschen, bis zur letzten Stufe
Der Menschen-Existenz. Dem irren Rufe
Des Wahnsinns folgt, wer weiter hinauf
Ins Ueber-Seyn sich verliert, wo für den Lauf
Des menschlichen Strebens kein Standpunkt zu finden,
Auf dem man sich — außer sich möchte sehen und empfinden.
Der Mensch sucht sich selbst. Daraus erklären wir
Den Grund der Poesie. Denn es ist in dir,
Was du dichtest; du stellest dar,
Was du angeschaut, und gibst es wahr
Und schön wieder; wie du es empfunden,
Das Ideal, das du frey gefunden;
Auf Geister aber wirkt der Geist. In allen
Gemüthern erweckst du Wohlgefallen,
Jemehr dein Ideal die unerschöpfliche Welt
Des Ich's erschließt; jemehr, die du aufgestellt,
Die schöne Form des Hörers Phantasie
Ergreift, belebt, entflammt zur Sympathie.
Darstellung des Rein-Menschlichen also ist
Der Zweck der Kunst, und diese Darstellung ist
Annäherung an die absolute Kraft,
Die alles Schöne in uns schafft;
Und die Liebe zu dieser Kunst entspringt
Aus dem ewigen Trieb, der den Menschen durchdringt,
Sich selbst und sein Höchstes in sich zu finden,
So daß ihm jeder Beytrag, sich zu ergründen,
(Und ein solcher ist jede wahre Poesie)
Ein Göttergeschenk; ohne daß er noch weiß das Wie
Oder das Warum oder Wozu zu nennen:
Denn zum Genuß gehört nicht das Erkennen.

Schlauchfahrt auf dem Tiger und dem Euphrat.

Der Euphrat und der Tiger gleichen an Breite und Mächtigkeit den ansehnlichsten Strömen Frankreichs. Ruhig und helle fließen die Gewässer des erstern in einem immer gleichen Bette, worin nur selten Furten und beynahe keine bemerkenswerthe Inseln angetroffen werden. Mit Ungestüm wälzt der Tiger seine Fluten, an den vielfachen Wendungen seines Bettes sich brechend; der Strom ist mit Felsen durchsäet, und bildet eine Menge Kaskaden, Inseln und Anhäufungen aerollter Steine, was die Schiffahrt hie und da sehr gefährlich macht. Das Wasser desselben ist leicht und sehr angenehm zu trinken, obwol trübe; seine Ufer sind bis gegen Mossul hin unfruchtbar und schwefricht; weiter hinab findet man längs desselben viele angebaute Stellen und fette Wiesen; die Ufer des Euphrats sind durchgängig fruchtbar und überall von theils nomadischen, theils ackerbauenden Stämmen bewohnt. Auf beyden Flüssen wird man häufig durch Räuber beunruhigt, welche unter Wasser an die Schiffe schwimmen, und alles entwenden, dessen sie habhaft werden können. Alle Reisende erwähnen mit Verwunderung des Gebrauchs der Araber dieser Gegenden, auf Schläuchen, die sie am Unterleibe befestigen, weite Wasserfahrten anzustellen. Zu dem Behufe dient ein Geißfell, woran alle Oeffnungen dicht zugenähet werden; ein einziger Fußansatz wird offen gelassen, um das Fell hier aufblasen zu können; ist es hinlänglich aufgetrieben, so wird auch diese Fußhaut zusammengedreht und fest zugebunden. Hierauf entkleiden sie sich, befestigen ihre Kleider in einem Bündel an die Schultern, und legen sich flach auf den Schlauch nieder. So treiben sie mit größter Leichtigkeit auf dem Wasser, indem sie mit den Füßen stoßen und sich mit den Händen die Richtung geben. Ganz bequem halten sie dabey ihre brennende Tabakspfeife im Munde und rauchen. Aber nicht nur Mannspersonen schwimmen so auf dem Flusse, sondern man sieht auch zum öftern zahlreiche Züge von Weibern und jungen Mädchen sich von einem Ufer zum andern auf solchen mit Luft gefüllten Schläuchen begeben, indem während der Ueberfahrt ihre Gesänge in die Ferne ertönen.

Der Tiger wird häufig zwischen Bagdad und Mossul mit einer Art platter Flöße befahren, die man Kelek nennt. Sie bestehen aus Balken, Dielen und Faschinen, die fest mit Seilen verbunden sind, und eine fast viereckige Oberfläche darstellen. Das ganze Floß ruht auf einem Hundert aufgeblasener Schläuche.

Die Araber.

Das Gefühl von Unabhängigkeit und die im Innern jedes Stammes herrschende süße Eintracht entschädigt den Araber für die öde Stille seiner Wüste und alle Mühseligkeiten seines herumirrenden, harten und arbeitvollen Lebens, zu dem er übrigens von Jugend auf gestählt wird. Selbst bey dem europäischen Reisenden, der sich in ihrer Mitte mit zuvorkommendem Wohlwollen aufgenommen sieht, wird der Reiz ursprünglicher Freyheit wieder lebendig, so sehr auch sonst die Empfindung dafür bey uns durch den Hang zur Bequemlichkeit und durch den Luxus der Städte verwischt ist.

Ein einfaches Gewebe von Roßhaaren oder von Stroh, welches der nomadische Araber allenthalben mit sich führt, wird in Dachgestalt aufgeschlagen, und schützt ihn und seine Familie vor Sonnenhitze, Regen und Kälte. — Nichts beschränkt des Arabers Lauf, nach Willkühr zieht er umher; jeder Boden, wo er sich niederläßt, ist sein; er bedarf keiner Umzäunung. Er theilt mit dem Nachbar den Weideplatz seiner Heerde; diese gibt ihm Kleidung und

Nahrung. Wenige Aecker, die er mit Weizen, Gerste oder türkischem Korn ansäet, genügen für seinen Brotbedarf. Mit Wollust schlürft er das Wasser, welches er auffindet. Die Thiere der Wüste, auf der Jagd erbeutet, bringen einigen Wechsel in sein einfaches Mahl. Dergleichen sind der Strauß, die Gazelle, der Hase, die Springmaus, (Yerdon, mus jaculus Pallas), nach welcher letztern die Araber sehr lüstern sind. Das Fleisch dieser Thiere wird an der Flamme von etwas Strauchwerk geröstet und auf hölzernen Beken vorgesetzt. Im Wasser gesottene oder auch nur gebratene Heuschrecken sind ihnen nicht weniger willkommen. Sonst dient ihnen Kameelfleisch zur gewöhnlichen Nahrung.

Die einfache Kleidung des Arabers ist ein Produkt seines eigenen Fleißes; sie besteht in einem groben Hemde mit einem Gurte um die Hüfte befestigt, und einem weiten grobtüchenen Mantel; den Kopf umwinden sie nachläßig mit zwey oder drey viereckigen Tüchern, manchmal so, daß die Ende auf die Schultern herabhängen. Die Bekleidung der Weiber weicht wenig von der männlichen ab; so wie sie auch alle Arbeit mit den Männern theilen. Beyde Geschlechter gehen ohne Beinkleider und barfuß.

Die Araber sind kleiner Statur, hager, aber nervig; sie haben starke, regelmäßige Gesichtszüge, lebhafte Augen, schwarzbraune Gesichtsfarbe, starken Bartwuchs und lange Haare, die sie entweder in geflochtenen Zopfen herabhängend oder auf dem Scheitel zusammen gebunden tragen. Sie sind ihrem Worte treu, tapfer und äußerst thätig. Sie theilen sich selbst in Stämme, deren jeder ein eigenes Oberhaupt und eigene Ordnungen hat. Uebrigens ist jeder Familienvater Richter in seiner Familie. — Ist die Frage, wohin jetzt der Zug eines Stammes gehen soll, oder werden Vertheidigungs-Anstalten gegen feindliche Angriffe nöthig, dann treten die Aeltesten des Stammes zusammen, um sich zu berathen. Müssen sie, ihren eingewurzelten Begriffen von Unabhängigkeit entgegen, ihren selbstgewählten Anführern eine gewisse Macht einräumen, so geschieht dies nur, weil der Drang der Umstände sie lehrt, daß irgend einer unter ihnen zuerst werkthätig seyn, und zum Vereinigungspunkte des Gesammtwillens des Stammes dienen müsse.

Oft werden die Bedürfnisse eines einzigen unter ihnen, oder die persönliche Beleidigung, die ihm widerfuhr, zur Nationalsache. Doch sind die Araber äußerst behutsam bey kitzlichen Angelegenheiten, und vermeiden soviel möglich alle Anlässe, wo Blut fließen könnte. Ist aber einmal Blut vergossen worden, so rächen sie es um jeden Preis. — Einer der auffallendsten ihrer in manchen Stücken sonderbaren Begriffe ist, daß sie eben das Recht auf das Eigenthum eines andern zu haben glauben, welches sie selbst dem ersten besten auf das übrige durch Ausübung der Gastfreyheit einräumen; nach diesem Begriffe halten sie sich für befugt, zu stehlen, doch ohne dabey zu morden.

Die Araber zerfallen in zwey Hauptklassen. Die eine begreift diejenigen, die in der Nachbarschaft der Städte und Flüsse lagern; die andre diejenigen, welche in den entlegensten Wüsten Arabiens umherirren. Bey den ersten herrschen Begriffe von Gerechtigkeit und Menschlichkeit; sie stehlen nur selten und nothgedrungen. Zu dieser Klasse gehören die meisten Araber, welche Mesopotamien, die Ufer des Euphrats und des Tiger bewohnen. Die Araber der andern Klasse sind unruhig, aufrührisch, blut- und beutesüchtig. Ihre unaufhörlichen Räubereyen sind der Schrecken der Karavanen und der ruhigen Landleute. Zur Beschönigung ihres Verfahrens sollen sie den Grund vorwenden, ihnen, den Abkömmlingen Ismaels, stehe die Befugniß zu, den Nachkommen Isaks die Güter wieder zu nehmen, welche ihm zu Liebe dem ältern Bruder waren entzogen worden.

Die Araber der ersten Klasse zeichnen sich als treffliche Läufer, und durch ihre Gewandtheit in Führung der Lanze, aus. Ihr Karakter ist munter, aber dabey mißtrauisch. Beständig sind sie von ihren Heerden umringt. Auf diesen beruhet ihr Glück und ihr Reichthum. Aus der Wolle, die sie davon ziehen, verfertigen sie Leibröcke und Teppiche, die jeder Manufaktur zur Ehre gereichen dürften. Die Felle dienen ihnen im Winter zum Pelzwerke, oder werden zu Schläuchen verwandt, worin sie Wasser und Mundvorrath bewahren und fortbringen. Den Ueberfluß an Vieh verhandeln sie in die Städte gegen Zeuge, Datteln, Tabak, Getreide, Wasser, Pulver, Bley, auch für allerley Mobilien und Werkzeuge, deren sie bedürfen. — Sie geben sich auch mit Ackerbau ab, jedoch haben sie die Gewohnheit, die Felder, nachdem sie dieselben angesäet haben, zu verlassen, und nur erst zur Erntezeit dahin zurückzukehren. Sehr bemerkenswerth ist ihre Zuneigung für ihre Pferde und Kameele; diese ihre treuen unentbehrlichen Gefährten lieben sie gleich Weib und Kind.

Die Wanderungen der Araber bestimmt einmal die Absicht, der rauhen Jahrszeit zu entgehen, ein andermal die Nothwendigkeit, ihren Heerden reichlichern Weidgang zu verschaffen. Aeußerst interessant ist der Anblick eines im Zuge begriffenen Stammes. Von jungen, kräftigen Hirten geführt, trabet eine unzählige Menge von Schaafen, Hornvieh und Geißen vor dem Gepäcke einher, die ihre Freude, nach ihrem vorigen Aufenthalt zurückzukehren, durch mannichfaltiges Geblök und Gebrüll verkünden. Dann folgen die Kameele mit den Zelten, vorhandnen Mobilien und Lebensmitteln; auch werden auf diesen Lastthieren Greise oder krankhafte Personen, wie auch die schwangern Weiber, fortgebracht. Die übrigen Weiber wandern zu Fuß, mit ihren Kindern bepackt, während die Männer auf ihren trefflichen Pferden längs den Flanken des Zugs umherstreifen, oder die zur Heerde gehörigen Thiere, welche sich zu lange verweilen, vorwärts treiben.

Ein Bild der allerrohesten Stämme der Araber kann aus folgenden Zügen der Beni Gerbes entnommen werden. Dieser Stamm, der eine Zeitlang mit den Wahabiten vereiniget gewesen, zog nach Mesopotamien, um einigen ihm bis dahin fremden Abgaben, die das Haupt dieser Sekte einfoderte, zu entgehen, und unterwarf sich dem Pascha von Bagdad. Brot und Ackerbau ist diesen rohen Leuten gänzlich unbekannt. Sie nähren sich einzig von Kameelfleisch, und den Kräutern und Thieren des Feldes. Sie haben kein andres Vieh, als ihre Dromedare, mit welchen sie alle Mühseligkeiten und alles Oede eines unbeschäftigten, unstäten Lebens theilen; auch vermögen sie, gleich diesen, Durst und jede andre Entbehrung Tage lang zu erdulden. Doch ist auch eine Anzahl vortrefflicher Pferde bey ihnen anzutreffen, die sie ohne Sattel reiten, und blos mit einer Halfter leiten. Desto bewundernswürdiger zeigt sich die Geschicklichkeit mit der sie alle möglichen Schwenkungen mit ihren Pferden zu machen verstehen. — Die Gerbes lassen ihre Haare wachsen, und tragen sie in Zöpfe geflochten, die ihnen über das Gesicht und auf den Hals heradhängen; dieses im Vereine mit ihren dichten Bärten gibt ihrer hervortretenden verbrannten Gesichtsbildung einen Ausdruck von Härte und Wildheit, der in der That geeignet ist, den Reisenden, dem sie begegnen, nicht wenig außer Fassung zu bringen. — Nebst einem wollenen Tuche, das sie nachlässig um den Kopf winden, schränkt sich ihr ganzer Anzug auf einen groben dichten Tuchmantel ein, in den sie sich hüllen, um sich vor der Witterung zu verwahren.

Sonderbarer Hochachtungsbeweis des Wahabiten-Scheiks.

Durch feines Benehmen und wohlangebrachte Geschenke ist es Hrn. Maneſti, letzterdings englischen Residenten in Bassora, gelungen, sich die Freundschaft und Achtung des Scheiks der Wahabiten zu erwerben. Er erhielt davon einen sonderbaren Beweis. Araber hatten Depeschen für Hrn. Maneſti in der Wüste geraubt, worüber derselbe lebhafte Klagen an diesen Scheik gelangen ließ. Der Scheik stellte sogleich Untersuchung an, entdeckte den Räuber und hieb ihm den Kopf ab; nun tauchte er seine Hand in des Unglücklichen Blut, und drückte sie auf den geraubten Brief. So übersandte er diesen dem englischen Konsul mit einem Begleitungsschreiben, durch welches er ihn auf die Blutmahle zum Beweise seiner vollkommenen Ergebenheit und der Sorgfalt, mit der er den Räuber der Depeschen bestraft habe, aufmerksam machte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Basel.

Dem Hr. Oswald, einem Fleischer, verdankt unsere Stadt das Vergnügen, eine ziemlich gute Theatergesellschaft zu besitzen, die er auf eigne Kosten zusammengebracht hat. Manche zweifeln indeß, ob der Unternehmer seine Rechnung dabey finden könne, indem ein Theil des Publikum französisches Schauspiel dem deutschen vorziehen würde, und ein anderer Theil wenig Sinn für Schillers und Ifflands Stücke zeigt, während Hr. Oswald mit lobenswerthem Eigensinne dem Geschmack für Schikanedersche Produkte nicht fröhnen will. — Seit acht Tagen amüsirt Hr. Fellnägl, von Paris kommend, und sich Professor der Gedächtnißlehre schreibend, die Kunstliebhaber mit seinem mnemonischen Kollegium, das in 14 Lektionen eingetheilt ist. Der Preis für die Zuhörer ist ein Louisd'or. — Hr. von Sydow hat mit geringem Glücke vor nicht mehr als dreyzehen Personen ein Deklamatorium gegeben, und ein Hr. Hugot, welcher sich Professeur de Musique attaché à S. M. Imp. et Roy. nennt, und in der nämlichen Woche ein Flötenkonzert angekündigt hatte, brachte nicht einmal die Kosten der Vorstellung zusammen, und er gab dann den Vorsatz auf, weiter in's Innere de ce maudit pays zu reisen. — Einen großen Verlust leidet Basel durch den angekündigten, und ohne Zweifel ins Ausland gehenden Verkauf der überaus kostbaren und vortrefflichen Reberschen Gemäldesammlung. Der Katalog (bey Haas auf 136 S. in 8. gedruckt), zählt neben einer Menge anderer Kunstwerke, eine Reihe von 966 Gemälden aller Schulen und der vorzüglichsten Meister auf. Der Verkauf selbst soll in diesem Jahre vor sich gehen. — Mit dem Anfange dieses Jahrs wird ein von dem Kirchenrathe gesammeltes und geordnetes neues Gesangbuch, jedoch nur in den Kirchen der Stadt, eingeführt werden. Auch die Melodien desselben sind ganz neu.

Im Kanton Aargau, wie im Kanton Freyburg, besteht schon seit geraumer Zeit eine Gesellschaft der Aerzte, die sich am ersten Montage jedes Monats zu freundschaftlichem Vereine und gegenseitiger Ausbildung in Lenzburg versammeln, wobey sowol die Glieder der Gesellschaft um Berathung für eigne Kranke, als andere Personen um den bestmöglichen und immer unentgeldlichen Rath einkommen können.

Räthsel.

Je länger wol Ihr mein entbehrt,
Je mehr bin ich euch lieb und werth,
Obschon mein Bruder euch empört.
Durch mich wird eure Kraft genährt,
Tod und kein Tod durch mich beschert;
Doch treulos bin ich umgekehrt.

Logogryph.

Wißt, daß, ich von Paris bis Wien,
Ja, bis in ferne Länder hin
Berühmt im Bücherdrucke bin.
Nehmt ihr mein letztes Zeichen hin,
So werd' ich eine Königinn.
Nehmt ihr mein erstes Zeichen hin,
Steht rückwärts eine Sängerinn.

Auflösung der Charaden in Nro. 61 Volage.
Hutschlinge.

Druckfehler.

In Nro. 9, Sp. 7. Z. 7 nach damals l. leichter. — In Nro. 10. Sp. 4. Z. 7 statt Wirdinebere l. Wirdineberc. Z. 30. l. Lesart trennt nämlich III. — Sp. 5. Z. 5 statt nicht l. einst. Z. 8 von unten statt Bogen l. Logen.

Nro. 13.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. Januar, 1810.

Wir freu'n uns des Meeres,
So wild es auch scheint,
Und trau'n ihm, als wär' es
Mit Planken umzäunt.

Overbeck.

Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806. *)

Erster Brief.

Inhalt.

Ankunft in Plymouth — Einrichtungen — Lage von Plymouth — Die beyden Ströme — Die Bay — Straßen, Häuser u. s. w. — Citadelle und Kastell — Lebensmittel — Gesellschaftliche Ressourcen — Lebensart des Verfassers selbst.

Plymouth, Oct. 1805.

Meine Seereise ist geendigt; seit dem 16ten dieses befinde ich mich bereits in Plymouth. Da hier fast Jedermann Pensionen hält, so wählte ich mir eine der besten in Vauxhallstreet. Hier zahle ich für Tisch, Wohnung, Heizung, Licht u. s. w. in allem eine Guinee die Woche, und kann wirklich vollkommen zufrieden seyn. Mit dem Englischen geht es täglich besser, denn unsere gute alte Mistriß unterhält sich sehr gern mit mir. Ich finde es wirklich bestätigt, daß man eine Sprache am besten von Frauenzimmern lernen kann. Doch genug von mir selbst; ich theile Ihnen jetzt einige Bemerkungen über Plymouth mit.

Plymouth mit 43000 Einwohnern liegt am Abhange eines Hügels, der sich zwischen den Mündungen der Tamer und des Plym in die See hinaus erstreckt. Die Mündung der Tamer ist unter dem Namen Hamoaza, die des Plym, die zugleich der Stadt den Namen gibt, unter der Benennung Catwater bekannt; die vor der Stadt selbst befindliche Bay wird Plymouth-Sound genannt. Die Mündung der Tamer ist am weitesten von der See entfernt; in der Regel werden daher alle abgetakelte Kriegsschiffe u. s. w. und besonders die erklärten Prisen dahin gebracht; auch befinden sich die Gefängnißschiffe daselbst. Catwater oder die Mündung des Plym ist besonders für Kauffahrer und noch unter Prozeß liegende Prisen bestimmt; beyde Ankerplätze sind ihrer Sicherheit wegen berühmt. Plymouth-Sound hingegen, so wie die benachbarte Cadsand-Bay, pflegen bey stürmischer Witterung häufig gefährlich zu seyn. Was man endlich Sutton Pool nennt, ist eine Art natürlichen Hafens im Catwater an der einen Seite der Stadt. Er ist mit einem Kay eingefaßt, und bietet zum Ein- und Ausladen der Schiffe große Bequemlichkeiten dar.

Plymouth liegt also wie gesagt am Abhange eines Hügels, so daß sich die Straßen von oben nach unten ziehen, und die Häuser gleichsam amphitheatralisch über einander gebaut sind. Die Straßen sind mit wenig Ausnahmen sehr eng und düster, und, wie man denken kann, ziemlich steil; eben so sind die Häuser fast durchgängig in altväterischem geschmacklosem Stile gebaut; ja sie haben der vielen zugemauerten oder mit Bretern vernagelten Fenster halber ein doppelt häßliches Ansehen. Dies Letztere ist indessen nichts als eine Folge der übermäßigen Fenstertaxe, indem für jedes nicht geblendete Fenster eine

*) Aus dem dritten und vierten Theile von Potters Lotgevallen u. s. w. Haarlem 1808. 8.

F.

Abgabe von funfzehn Schillingen (neun Gulden) bezahlt werden muß.

In dem niedrigsten und lebendigsten Theile von Plymouth sind die Häuser am häßlichsten, und selten oder niemals mit Gärten versehen. In dem mittlern Theile sind sie schon etwas besser, und haben fast sämmtlich jene Annehmlichkeit. Auf dem höchsten Theile des Hügels endlich sind sie beynahe durchgehends neu, und mit vielem Geschmacke gebaut, auch mit herrlichen Gärten umringt. Man hat zu gleicher Zeit eine vortreffliche Aussicht über die ganze Stadt, die benachbarte Gegend und die Bay daselbst. In jeder Hinsicht zeichnen sich besonders die Tavestock-street und die Hampton-Buildings aus. So schlecht sich indessen auch der größte Theil der hiesigen Häuser von außen ausnehmen mag; im Innern sind sie dennoch sehr bequem eingerichtet, und häufig eben so prächtig als geschmackvoll verziert.

Plymouth wird durch eine Citadelle gedeckt, die eine Viertelstunde im Umfange hat, und deren fünf Bastionen mit hundert fünf und sechzig Kanonen vom schwersten Kaliber besetzt sind. Dazu kommt noch eine starke Wasser-Batterie, die mit achtzehn Vierundzwanzigpfündern besetzt ist. Im Innern der Citadelle befinden sich unter anderm auch die Magazine für die Provisionen der königlichen Flotte, besonders was Mehl, Brot, Zwieback u. s. w. betrifft. Zu gleicher Zeit sind zwey große Backhäuser vorhanden, wovon jedes vier Oefen hat. Diese Oefen werden alle vier und zwanzig Stunden nicht weniger als achtmal geheizt, so daß man für sechzehntausend Mann Brot darin backen kann. Der Citadelle gegenüber befindet sich auf einer kleinen Insel, St. Nicolas genannt, ein anderes Fort, das ebenfalls von großer Wichtigkeit ist, indem es die Mündungen des Plym und der Tamer deckt. Hierzu trägt besonders die Lage desselben gerade vor der Stadt und in der Mitte von Plymouth-Sound nicht wenig bey. Auch die Insel selbst wird nicht nur durch ihr felsiges Gestade, sondern noch überdem durch eine Menge Batterien beschützt, deren jede mit einem Roste zu glühenden Kugeln versehen ist.

Die hiesigen Lebensmittel sind vortrefflich, besonders was Fleisch, Gemüse und Fische anlangt; ohne jedoch eben sehr theuer zu seyn. So wird z. B. das Pfund Rindfleisch mit 5, 6 Stüv. (15 — 18 Kr.), das Maß Kartoffeln mit 1 Stüv., ein großer Schellfisch mit $1\frac{1}{2}$ — 2 Stüv. u. s. w. bezahlt. Das Pfund Weizenbrod kostet 1 Stüv., das Pf. Wachslichter 10 Stüv.; das Pf. Thee, eine sehr vorzügliche Sorte, noch nicht drey Gulden, u. dgl. m. Ueberhaupt kann man annehmen, daß die ersten Bedürfnisse ziemlich wohlfeil, Luxus-Artikel aber, wie Wein, Liqueur u. s. w. verhältnißmäßig sehr theuer sind. Ersteres scheint auch von allem zu gelten, was zur Mannskleidung gehört, während die gewöhnliche Frauenzimmerkleidung wieder sehr wohlfeil ist.

Gesellschaftliche Ressourcen trift man in Plymouth in Menge an. Zuerst hat man mehrere sehr gute Leihbibliotheken, worunter ich besonders die von Mr. Bonnitel, einem gebornen Deutschen, auszeichnen muß; versteht sich aber, daß man nur nach englischen Büchern fragen darf. Weiter hat man eine Menge guter Kaffehäuser und Tavernen, ferner ein artiges Theater, wo man besonders Damen-Bekanntschaften machen kann; eben so Konzerte, Bälle, Assemblees u. dgl. m. Wer Spaziergänge liebt, der findet hierzu in der umliegenden Gegend hinlängliche Gelegenheit. Sehr schöne Aussichten hat man besonders von der Citadelle, die auf einem hohen, die ganze Bay beherrschenden Felsen liegt, und wohin der Zugang jedermann offen steht. Eben so auf einem andern hohen Berge, ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt, von dessen Gipfel man weit in die See hinaussehen kann. Sehr angenehm sind auch die Partien nach Catwater, oder der Mündung des Plym, wo man mehrere artige Wirthshäuser trift, und überhaupt in der ganzen benachbarten Gegend umher, die eben so trefflich angebaut als bevölkert ist. Ich behalte mir die Beschreibung mehrerer dieser Exkursionen, vorzüglich nach Plymouth-Dock u. s. w., auch nach Edystone Lighthouse am Eingange der Bay u. s. w. für die Zukunft vor.

Was meine eigene Lebensart anlangt, so wechsle ich mit Studiren und Beobachten, mit Arbeiten und Vergnügungen ab. So bringe ich z. B. den ganzen Vormittag bis ungefähr eilf Uhr auf meinem Zimmer zu. Dann gehe ich auf eine Viertelstunde in ein Kaffehaus, das der Sammelplatz aller hier befindlichen holländischen Schiffer ist, und dann entweder auf das Rathhaus, um dem öffentlichen Gerichte beyzuwohnen, oder in eine Leihbibliothek, oder ins Freye hinaus. Bey diesen öffentlichen Gerichten habe ich nicht nur schon sehr viel im Englischen profitirt, sondern auch manche artige Bemerkung gemacht. Es ist z. B. zu verwundern, mit welchem Selbstgefühle und mit welcher Unerschrockenheit hier auch der ärmste und niedrigste Einwohner seine Sachen vorträgt. Auffallend war mir der Gebrauch, daß man jede dem Maire zu übergebende Schrift vorher ehrerbietig zu küssen pflegt; eben so, daß man zur Bekräftigung an Eidesstatt blos die Bibel küßt.

Um zwey Uhr ist bey uns Essenszeit, worauf ungefähr eine Stunde verwendet wird. Gegen vier Uhr trete ich gewöhnlich allein, zuweilen auch in Gesellschaft mit einem andern Pensionär, einen großen Spaziergang an, davon ich Ihnen in meinem nächsten mehr schreiben will. Um sechs Uhr komme ich zurück, trinke den Thee, und bringe meinen Abend meistens bey meinen Büchern, dann und wann jedoch auch im Theater zu. Hier herrscht aber gewöhnlich ein solcher entsetzlicher Lärm, daß man wenig oder gar nichts vom Stücke verstehen kann. Die Zuschauer laufen überdem beständig von einem Platze zu dem andern,

und kommen überhaupt, wie es mir scheint, mehr der Gesellschaft, und besonders der Freudenmädchen wegen hierher. Diese benehmen sich indessen mit vieler Züchtigkeit, weil das Theater nur den beyden ersten Klassen offen steht. Man erkennt sie jedoch sehr leicht an ihrer Kleidung, und besonders an ihrer wirklich bezaubernden Artigkeit. Es gehört in der That nicht wenig Festigkeit dazu, einer solchen Sirene Widerstand zu leisten, besonders wenn sie einem zum Zeichen ihres Wohlgefallens eine Orange, oder eine Weintraube aufdringen will. Während nun diese vornehmen Mädchen ihre Netze im Theater ausstellen, fahren die geringern mit Einbruch der Dämmerung an Bord der Kriegsschiffe, und bringen da die Nacht mit den Matrosen zu. Es geschieht dies mit Bewilligung der Admirals selbst, damit Jack sein Geld wieder in Umlauf bringen kann. — Des genug, denn eben ruft mich unsre gute Wirthinn zum Mittagessen ab.

Für Theetrinker.

Mir ziesen Garten, Forst und Trift.
Bürger.

Desfontaines thut in seiner Histoire des arbres et arbrisseaux, qui peuvent être cultivés en pleine terre sur le sol de la France, wovon Nro. 251 des Morgenblattes von 1809 einen Auszug gibt, den Vorschlag, daß man Versuche machen sollte, ob sich nicht der Theestrauch in Frankreich ziehen und fortpflanzen lasse. Er hält das Gelingen solcher Versuche um deswillen für wahrscheinlich, weil der Theestrauch in China von Kanton bis Pekin gepflanzt werde, in welcher letztern Stadt der Winter strenger als in Paris sey. Aber konnte, statt der Verpflanzung der Theestaude nach Europa, nicht was Besseres vorgeschlagen werden? Mit einem Worte: Wär's nicht räthlicher, entweder den Ther, weil doch die Stimmen über seinen Einfluß auf die Gesundheit der Europäer noch immer getheilt sind, dem fernen Lande, wo er heimisch ist, zu überlassen, und so das Register der warmen Getränke um eine Nummer zu vermindern, oder, weil nun doch einmal der Theetisch unter die unentbehrlichen Meubles der europäischen eleganten Welt gezählt zu werden scheint, solche inländische Pflanzen aufzusuchen, welche das chinesische Produkt ersetzen können? Als Stellvertreter dieser Art wird im Stuttgarter Oekonomie-Wochenblatte von 1790. S. 73, und in Andres und Bechsteins Spazierg. Th. 1. S. 296 fg. das Kraut der Erdbeere gerühmt, und dabey ist zugleich angegeben, wie dasselbe zu diesem Gebrauche bereitet wird. Der Verfasser des erstern Aufsatzes versichert, daß der Thee von Erdbeerkraut in Geruch und Geschmack dem chinesischen völlig gleich sey und die nämliche, oder noch eine bessere Wirkung auf den Körper habe, und bezieht sich hierüber auf das Urtheil „eines der größten Aerzte," der aber nicht genannt ist. Wie manche einheimische Pflanze, auf die man dermal nicht achtet, würde mehr gesucht und geschätzt werden, wenn ein Bontekoe zu ihrem Lobe in die Posaune gestoßen hätte! Möchten also die Europäer, statt von den Chinesen Theesträuche und Thee zu holen, ihnen lieber die botanische Weisheit ablernen, die Staunton *) rühmt, indem er sagt: „Ueberhaupt gibt es vielleicht nicht ein einziges Kraut, das die Chinesen nicht zu einem bestimmten Behufe anzuwenden wüßten, und durch die genaue Beobachtung und Erforschung aller Eigenschaften der Kräuter haben sie es dahin gebracht, daß sie mit ihren einheimischen Gewächsen eben so weit ausreichen, als wir mit der Menge von Pflanzen, Produkten, die wir zum Theil aus fernen Welttheilen ziehen."

J. K. Höck.

An Julien.

Du gabst mir ein junges Vögelein
In zierlichem goldnem Bauer;
Allein, allein
Das arme Ding will in Freiheit seyn.
Sein Köpfchen hängt es voll Trauer.
Es flattert umher in sorglicher Hast
Und bißt in die Gitterstäbe,
Und wildet, und hat nicht Ruhe noch Rast,
Bis ich das Thürchen ihm hebe.
Husch fliegt's in den Gartenraum,
Und hüpft da von Baum zu Baum,
Und singt — ich erkenn' es kaum;
Verschwunden ist alle Trauer.
Doch weil es, so ledig und los,
So glücklich der Freiheit genoß,
Fliegt's dankbar auf meinen Schoß,
Und willig zurück in den Bauer.

Hg.

Italienische Miszellen.

Hr. Koes, ein junger sehr schätzbarer Gelehrter aus Kopenhagen, hat bey seinem nützlichen Aufenthalte in Italien viele bedeutende und bisher unbekannte Materialien aus der Vatikanischen und andern großen Bibliotheken zur Odyssee gesammelt, die er bey einer neuen Auflage dieses noch nicht genug bearbeiteten Gedichts dem gelehrten Publikum mittheilen wird. Er geht mit Bronstedt nach Griechenland; von da können wir sehr anziehende Nachrichten von diesen beyden Gelehrten erhalten.

D. Ackerblad ist gegenwärtig in Rom — ein Wunder von gründlicher Gelehrsamkeit. Er versteht nicht allein Griechisch und Lateinisch vollkommen, sondern auch Arabisch, Cussisch und andere ältere und neuere Sprachen. Alle diese großen Vorzüge dienen ihm blos dazu, um seine Wißbegierde immer mehr und mehr anzufachen und ihn gegen diejenigen, die ihn kennen und mit ihm umgehen, liebenswürdiger und gefälliger zu machen. Er ist wirklich ein zweyter Ulysses, in so fern er gesehen hat πολλῶν ἀνθρώπων ἄστεα καὶ νόον hominum multorum mores et urbes;

*) S. Stauntons Gesandtschaftsreise des Grafen Macartney nach China, Th. 2. S. 144.

aber er gleicht ihm nicht (dem Himmel sey Dank) auf der andern Seite, nämlich daß er vieles erduldet und ausgestanden hätte πολλὰ ἐν πόντῳ ἄλγεα ὃν κατὰ θύμον.

In Rom ist vor einiger Zeit herausgekommen: Elogio di Giuseppe Flajani, professore di chirurgia. Roma, Contedini 1808 in 12. Er wurde in Ancarno, einem Flecken nahe bey Ascoli, im Jahre 1741 geboren, studirte in Rom, war Wundarzt Pius des 6ten, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften in Europa, starb im 67 Jahre seines thätigen Lebens, und hinterließ eine Bibliothek von 7 bis 8000 Bänden, reich an seltenen und prächtigen Ausgaben.

Noch ist ein wichtiges Werk zur gründlichen Erlernung der toskanischen Sprache anzuzeigen: Vocabolario degli Accademici della Crusca, oltre le giunte fatteci finora, cresciuto di assai migliaja di voci e modi di Classici; le più trovate dai Veronesi; dedicato a S. A. Imperiale il Principe Eugenio Vice-Re d'Italia: molte altre particolarità necessarie da leggersi nella prefazione. Tomi V. A — R 1806. (1809) Verona Ramanzini. 4to. In Kurzem werden die zwey letzten Theile davon erscheinen.

Den Anfängern der italienischen Sprache könnten noch folgende Bücher sehr nützlich seyn: Elementi della pronunzia e dell' ortografia italiana: di Francesco Soave, 1808. Mantova, Tipografia Virgiliana, 12. p. 60. — Rudimenti della Lingua Italiana dell Ab. Pier Domenico Soresi, 1808. Tipografia Virgiliana, 12. p. 120.

So eben erhält man von der Società Tipografica de' Classici Italiani in Mayland die Nachricht, daß die große Sammlung von den klassischen italienischen Schriftstellern, welche den 17 August 1802 ihren Anfang nahm, und bis jetzt rühmlichst fortgesetzt wurde, mit dem Orlando Furioso des Ludovico Ariosto geschlossen werden soll. Sie beläuft sich auf 175 Bände in gr. 8., und kostet zusammen 944, 3, 6 Lire Milanesi, oder 724, 68 Lire italiane. Noch wollen die Unternehmer obiger Sammlung eine andre von Briefen aller Gattung herausgeben, wenn sich dazu eine hinlängliche Anzahl von Subscribenten finden wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, 31 Dec. 1809.

Während alles sich hier auf den morgenden Empfang des Direktoriate, und auf die Feste rüstet, welche die Wiederkehr der eidgenößischen Bundesgewalten in unsere Mauern feyern sollen, sind noch in den letzten Tagen und Wochen des Jahres einige dem Umfange nach eben nicht beträchtliche, aber gar nicht werthlose Literaturprodukte erschienen, die — wenn man des Professors Schnell vortreffliches Handbuch des Bernischen Civilrechts ausnimmt — beynahe auch die ganze Jahresausbeute bilden, welche Bern den literarischen Märkten sandte. Der Professor der Naturgeschichte, Hr. Meisner, liefert das 3te und 4te Heft des Museums der Naturgeschichte Helvetiens in Bern, und in denselben die wohlgerathnen Abbildungen und Beschreibungen, theils des Alpenhasen, theils der aretischen Mewe, von denen jener zu den merkwürdigsten und lange nicht gehörig gekannten beständigen Alpenbewohnern, diese hingegen zu den seltensten zufälligen Erscheinungen der Schweizerseen gehört. Man wird beyläufig mit manchen Bereicherungen bekannt, welche kürzlich, zumal der ornithologische Theil des bernischen Museums empfangen hat. Die anzeigenswürdigen Arbeiten und Beyträge des Provisors Kuhn, des Professors Lienert, und des jüngern Hrn. Wyß, verdienen dabey ausgezeichneter Erwähnung. Ein, auf persönlichen Verhältnissen beruhender, unangenehmer Kompetenzstreit zwischen der Bibliothekkommission des bernischen Stadt-Raths, und der naturforschenden Gesellschaft, hat auf Bibliothek und Museum, und zunächst auf ihre Benutzung, einen widrigen Einfluß gehabt, der doch nun bald überall beseitigt seyn dürfte. — Es läßt sich dies unter anderm aus den akademischen Nachrichten schließen, welche das so eben ausgegebene Heft (das erste des dritten Bandes) des literarischen Archivs der Akademie zu Bern enthält. Diese Zeitschrift, die früher bekanntlich von einem einzelnen Mitgliede der Akademie redigirt, zum Tummelplatze seiner literarischen Fehden geworden war, wird jetzt von der Kuratel unmittelbar, und ausschließlich zum Behufe der Akademie, also besorgt, daß jährlich nur ein Heft erscheint, welches aus gehaltenen Reden, gekrönten Preisschriften und dem Jahresberichte des Instituates bestehen soll. Die diesmal der Aufnahme gewürdigte Preisschrift des Hrn. Ziegler, zu Beantwortung der Frage: Wie unterscheiden sich Gedächtniß und Einbildungskraft von einander, und worin sind sie sich gleich? muß ein sehr günstiges Vorurtheil für den philosophischen Unterricht der Anstalt sowol als für den Preisbewerber erwecken; gesunde Logik, gewählte Belesenheit, reine Sprache und klarer bescheidener Ausdruck empfehlen gleichmäßig die Arbeit des letztern. — Die bey Burgdorfer mit typographischer Zierlichkeit gedruckte Description de la ville de Berne ist zunächst für Reisende und Ausländer berechnet, und darum auch in französischer Sprache bearbeitet. Ohne sich irgendwo ermüdende Weitschweifigkeit zu Schuld kommen zu lassen, oder sich in allzu kleinlichem Detail zu verlieren, gibt sie reichhaltigere Notizen, als Ebels unentbehrlicher Begleiter aller Reisenden sie geben konnte; sie füllt damit eine Lücke, welche Ausländern bey längerem Aufenthalte in den Hauptstädten der Schweiz fühlbar ward, und die nach diesem dern'schen Vorbilde, für ein Paar andere derselben noch sollte ausgefüllt werden. — Vier von König gezeichnete Landschaften (der nächsten Umgebungen und Ansichten Berns), ein genauer Plan der Stadt, und ein Handelsadreß-Buch, sind eben so angenehme als nützliche Beylagen. — Auch eine Dichterstimme läßt sich hören. In dem lyrischen Erguße, welchen der Professor Wyß der schweizerischen Künstlergesellschaft widmet, und der mit der Aufschrift: Schönheit und Kunst (Zürich bey Orell) erschienen ist, spricht sich ein edler, den Hallern und Geßnern verwandter Sinn aus. — Aus dem Waadtlande sind uns die Fortsetzung der Etrennes Helvetiennes, und jene der Wochenschrift von Yverdun zugekommen. — Der Pfarrer Bridel hat den acht und zwanzigsten Jahrgang seines Almanachs auf gewohnte Weise mit ältern historischen Fragmenten und mit Anekdoten reichlich ausgestattet.

In der Wochenschrift der Anstalt von Yverdun sucht man immer so gern nach Pestalozzi, und findet ihn leider so selten! Das neueste Heft gibt den Vortrag eines Ungenannten, bey Anlaß der Eröffnung von sonntäglichen Gottesverehrungen, der dann ein vorläufiger Beytrag seyn soll zur Kenntniß der religiösen Tendenz der Pestalozzischen Anstalt und des Geistes der in ihr getroffenen Einrichtungen für die Religionsbildung und den Religionsunterricht. Aber man glaube das ja nicht! Irgend ein Schüler aus der neuen mystisch-religiös-philosophischen Schule hat sich nach Yverdun verirrt. Das ist schlimm für die Anstalt; aber nie wird er glauben machen, daß Pestalozzis reiner Sinn und seine herzliche Einfachheit an dem Schulgeschwätze Gefallen haben konnte, das seine Kinder glücklicher Weise nicht verstanden.

Nro. 14.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 16. Januar, 1810.

Wie ist doch des Wassermanns Leben
So herrlich im wallenden Meer!
Da hausen wir Schiffer, da gleiten
Wir lustig bald hin, und bald her,
Und schaffen, gewinnen, und bringen
Von Welttheil zu Welttheile flott,
Was wir uns gewonnen, mit Segel,
Mit Ruder, mit Ehren und Gott.

L. v. Münchhofen.

Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806.

Zweyter Brief.

Inhalt.

Exkursionen — Plymouth-Dock — Lage, Verhältnisse u. s. w. — Fahrt nach Edystone Lighthouse — Der alte Wächter — Spaziergang nach Edgecumbe — Der herrliche Park — Das Wohnhaus — Zurückkunft nach Plymouth.

Plymouth, Nov. 1805.

Hier, mein theuerster Freund, einige Details über meine Exkursionen nach Plymouth-Dock, Edystone u. s. w. Ich hoffe, daß Ihnen das Ganze einige Unterhaltung gewähren wird. — Plymouth-Dock, oder gewöhnlich schlechtweg the Dock, liegt nur eine halbe Stunde von Plymouth entfernt. Es ist eine neue, weit größere und volkreichere Stadt, die ihren Namen von ihrem ersten Ursprunge, einem Schiffswerfte, behalten hat. Der Weg von Plymouth dahin ist äußerst angenehm, und unaufhörlich mit Fußgängern, Postkutschen u. s. w. bedeckt. Man kommt zuerst durch Stonehouse, ein artiges Dörfchen, dessen niedliche Häuser sich fast eine Viertelstunde lang neben der Straße hinziehn. Dann übersteigt man Stonehouse-Hill, einen ziemlich beträchtlichen Hügel, von dem man eine ausgebreitete Aussicht auf die beyden benachbarten Städte hat, passirt das am Fuße desselben befindliche Dörfchen Stock, und tritt endlich in die schönen geraden und breiten Straßen von der Stadt Dock hinein. In der That, ich wurde hier äußerst angenehm überrascht, denn alles ist hier so nett, so freundlich, so lebendig, daß Plymouth nur ein düsteres todtes Gefängniß dagegen scheint. Wer daher nicht an diese Stadt gebunden ist, oder wer von seinen Renten leben kann, der zieht sicher the Dock zu seinem Aufenthalte vor. Von öffentlichen Gebäuden sind besonders das außerhalb der Stadt liegende Marine-Hospital, die neuen Kasernen für mehrere hundert Mann, das neue schöne Wachthaus, die prächtigen Schiffswerfte u. s. w. sehenswerth. Die Lebensmittel sind etwas theurer als in Plymouth, aber dafür auch besser und die geselschaftlichen Ressourcen mannigfaltiger als in jener Stadt. So scheint mir das Theater z. B. ungleich vorzüglicher zu seyn. Uebrigens gehen zwischen Dock und Plymouth beständig eine Menge Post-Chaisen hin und her, die man auf den Hauptplätzen der beyden Städte zu jeder Stunde des Tages miethen kann.

Edystone ist der Name einer Klippenreihe, die sich in der offenen See gerade vor der Mitte der Bay hinzieht. Auf dem höchsten Punkte derselben, vorzugsweise Edystone genannt, ist ein Leuchtthurm erbaut, der auf den englischen Seekarten unter dem Namen Edystone Lightdouse verzeichnet ist, und von den Schiffern sehr sorgfältig beobachtet wird. Dorthin habe ich in Gesellschaft einiger Freunde eine Lustfahrt gemacht, die ich Ihnen nunmehr beschreiben will. Wir wählten natürlich einen vorzüglich schönen Tag dazu, weil man sich diesen gefährlichen Klippen sonst nicht nähern kann, und vergaßen edenfalls die nöthigen Provisionen an Wein, Rum, Rostbeef, Chesterkäse u. s. w. nicht. Das Wetter war vortrefflich, das Meer fast spiegelglatt, der

Wind sanfter Ost-Süd-Ost; schon nach einer Stunde langten wir daher bey dem Leuchtthurme an. Einer der Wächter wartete bereits auf uns, machte unser Boot an einem Ringe fest, und half uns dann von Klippe zu Klippe durch das stille niedrige Wasser vollends bis an den Thurm hinan. Hierauf holte er auch unsere Provisionen aus dem Boote, und führte uns eine zwar dunkle, aber bequeme Treppe, in ein geräumiges nett meublirtes, wiewol etwas düsteres Zimmer hinauf.

Wir fanden hier seinen Kameraden, einen schon ziemlich bejahrten Mann, der uns mit ungemeiner Freude empfing. Ein Tag, wo diese armen Leute Besuch erhalten, ist immer ein hoher Festtag für sie. Nach einer kleinen Unterhaltung, die wir sogleich mit einem Geschenke an Tabak eröffneten, stiegen wir vollends in die Laterne, besahen die Einrichtung zu der Erleuchtung, die jetzt mit Lampen geschieht, ergötzten uns an der unermeßlichen Aussicht auf dem glänzenden Ocean, und kehrten endlich zu unserm ehrlichen alten Wächter zurück, während der andere, seiner Pflicht gemäß, jedoch nicht ohne eine kleine Erfrischung, oben in der Laterne, zur Wache blieb. Jetzt folgte eine Kollation, von der natürlich unser alter Wirth nicht ausgeschlossen ward, und wobey es keiner von uns am Einschenken fehlen ließ. Dies machte denn den guten Alten so gesprächig, daß er uns nicht nur eine sehr umständliche Geschichte des Leuchtthurms selbst, sondern auch noch eine Menge recht interessanter Details aus seinem eigenen Leben zum Besten gab.

Der Leuchtthurm, wie er jetzt dasteht, ist eigentlich schon der dritte auf Edystone. Der erste ward in den Jahren 1696 bis 1698 gebaut, stand aber nur bis 1707, wo er bey einem heftigen Herbststurme, mit samt dem Baumeister, der sich gerade darin befand, in einer Nacht verschlungen ward. Der zweyte ward im Jahre 1708 angefangen, im Jahre 1709 vollendet, und hielt gegen alle Stürme bis zum Jahre 1755 aus, wo er von den Flammen verzehrt ward. Die beyden armen Wächter kamen dabey auf eine sehr schreckliche Weise um. Der jetzige Leuchtthurm endlich ward in den Jahren 1756 — 1759 vollendet, und hat seitdem den wütendsten Orkanen getrotzt. Der alte ehrliche Wächter hatte diesen Posten schon an die dreyßig Jahre versehen, und trieb zu gleicher Zeit das Schuhmacherhandwerk. Er hatte diese Stelle eigentlich aus Arbeitsscheue gesucht, und gewann dann die Arbeit doppelt lieb. Trotz seines geringen Gehaltes von 25 Pfund war er dennoch mit seinem Schicksale vollkommen zufrieden, und wünschte sich nie von seinem lieben Thurme hinweg.

Mitunter war es ihm freylich manchmal sehr hart gegangen, besonders zur Winterszeit, wo oft Monate lang alle Verbindung mit dem Lande abgeschnitten ist. So starb z. B. einmal sein Mitwächter, und er mußte den Leichnam sechs und dreyßig Tage bey sich behalten, und obendrein den beschwerlichen Dienst allein versehen. An diese entsetzlichen Tage dachte er noch immer mit Schaudern zurück. Seitdem sind regelmäßig drey Wächter angestellt, von denen sich jedoch der dritte gerade auf einige Tage am Lande befand. So hörten wir dem guten Alten einige Stunden mit vielem Vergnügen zu, bis endlich die Nachmittagsfluth eintrat. Jetzt machten wir ihm ein kleines Geschenk an Gelde, liessen ihm den übrigen Rum zurück, und segelten mit dem günstigsten Winde wieder nach Plymouth-Sound.

Eine andere sehr angenehme Partie haben wir auch vor einigen Tagen nach Edgecumbe gemacht. Dies ist eine Art hohen Vorgebirges, das am jenseitigen Ufer der Tamer liegt, und von der Cadsand-Bay bespült wird. Wir liessen uns über die Tamer setzen, was durch zwey schmucke rothbäckige Dirnen geschah, wandelten dann noch ungefähr eine halbe Stunde zwischen herrlichen Wiesen hin, und kamen endlich am Fuße des pittoresken Berges an.

Vor allen Dingen muß ich Ihnen sagen, daß Edgecumbe die Besitzung einer der ältesten Familien von England ist, und daß das ganze Terrain von ungefähr einer Stunde im Umfange einen der schönsten Parks ausmacht. Wir fanden daher, so wie wir allmählich hinaufstiegen, die herrlichsten Anlagen aller Art. So sah ich z. B. eine Menge Orangen- und Citronen- Lorber- und Myrthen-Pflanzungen, und glaubte mich plötzlich wieder nach St. Helena versetzt. Sie überwintern hier, wie ich höre, in freyer Luft, woraus sich auf die Milde des hiesigen Klima schließen läßt. Auf dem höchsten Punkte, und in der Mitte des Ganzen, befindet sich das große schöne Wohnhaus, mit einer Aussicht, die einen Horizont von 7 — 8 Stunden, und die herrlichsten Land- und See-Prospekte umfaßt. Das Innere ist eben so bequem als geschmackvoll eingerichtet, und mit Kunstwerken aller Art angefüllt. Der gegenwärtige Besitzer dieser schönen Villa ist der einzige Sohn des Grafen von Edgecumbe, Lord Valleton. Er ist unaufhörlich auf neue geschmackvolle Anlagen bedacht, so daß Edgecumbe in Kurzem unter die ersten Merkwürdigkeiten von England gerechnet werden wird.

Um auf einem andern Wege nach Dock zurückzugehen, beschlossen wir einen andern hohen Berg zu übersteigen, an dessen Fuße das Dorf Cadsand an der Bay gleiches Namens liegt. Auf dem Gipfel dieses Berges fanden wir eine einsame Kirche mit einem Häuschen daneben, auf deren Thurme ein Telegraph befindlich ist. Endlich stiegen wir einen eben so steilen als beschwerlichen Abhang hinunter, aßen zu Cadsand zu Mittag, und kehrten auf einem sehr angenehmen Fußsteige wieder nach Plymouth zurück. Ich kam bey dieser Gelegenheit durch eine ganz neue Straße, St. Georges Street genannt, die mir bis jetzt ganz unbekannt geblieben war, und seit wenig Jahren wie durch Zauberey entstanden ist. Die netten Häuser mit zier-

lichen Gärtchen umgeben, nehmen sich ungemein artig aus, und sind ebenfalls zum Theil mit kleinen Orangenbäumen besetzt. Ich überzeugte mich hier abermals, daß die Bevölkerung in England in beständigem Steigen ist, und daß eine Nation — doch geschwind die Feder weggeworfen, denn sonst komme ich wirklich in's Politisiren hinein.

Aus einem Schreiben aus Franken.

Nicht ohne Interesse wird hier die im Druck erschienene Rede gelesen, welche bey Eröffnung der neuen theologischen Lehranstalt zu Würzburg von dem P. Kajetan gehalten worden ist. Nicht nur als einer der neuen Professoren (ihm soll das Kirchenrecht zu Theil werden), sondern auch als derjenige, dessen persönlichem Einflusse die Reform der dortigen Universität vorzüglich zugeschrieben wird, verdient er von einem größern Publikum gehört zu werden und seine Stimmen hat, wenn von Geist und Zweck des neuen Studienplans die Rede ist, doppeltes Gewicht. In dem Eingange der Rede bemerkt man unter andern folgende Stelle:

„Daß in diesen Zeiten, wo der rechte allein seligmachende Glaube so grimmig angefeindet wurde, wo man die geheiligten Diener des Herrn und ihre Altäre anzutasten wagte, daß in diesen Zeiten der Geist des großen Julius wieder erwacht; daß das Zeitalter zurückgeführet wird, wo die katholische Religion in ihrer Reinheit, unbesudelt durch Neuerer ehrwürdig dastand — — dieses große Ereigniß wollen wir der ewigen Vorsehung danken, die zwar ihr Licht aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, über Lutheraner und Katholiken — doch uns ihre besondere Aufmerksamkeit widmet. — Sie erleuchtete uns den Weg des Heils, von dem wir abgewichen waren, um uns dahin zurückzuführen." Nachdem der Redner seine Zuhörer an jene Zeiten erinnert hat, „wo die ehrwürdigen Väter Jesuiten, ein Holzklau, Kilber, Wiedenhofer, nachher ein Grebner, ein Wiesner, und so viele andere geistvolle Männer die theologischen Lehrstühle besetzt hielten," bejammert er mit heiligem Eifer das Uebel, welches unter den Regierungen der Bischöfe Adam Friedrich, „der aus Baiern daher gekommen war," und Franz Ludwig, durch Anstellung der Professoren Schmidt, „der eine Historie von den Deutschen geschrieben hat," Oberthür, Onymus, Berg, Feder, Gregel, gestiftet wurde, und verweilt desto freudiger bey den Zeiten des Bischofs Georg Karl, wo, in Verbindung mit dem Weihbischofe, von Stauffenberg in wahrer apostolischer Einfalt zu allem eifrig mitwirkte, was die Beförderung der heiligen Religion erheischte, wo unter dem mächtigen Schutze dieser beyden heiligen Männer, Bergold, „der Mann nach dem Herzen Gottes" eine Stelle bey der theologischen Fakultät erlangte. „Groß war," fährt der Redner fort, „zwar der Bund der Heterodoxen gegen ihn; doch die gerechte Sache war auf seiner Seite: die Niederlage der Feinde des Namens und der Gesellschaft Jesu ließ sich mit Zuversicht erwarten. Da führten die Zeiten eine Katastrophe herbey, welche uns Gläubigen noch im frischen Angedenken ist, ein Angedenken, das nicht so leicht untergehen wird. Sie verstehen mich. „Da führten die Zeiten die Baiern herbey, mehr brauche ich nicht zu sagen." Die Freunde der sogenannten Aufklärung hatten nun ein gewonnenes Spiel: Licht sollte werden; das war die Devise der neuen Regierung; aber es war das Licht der Aufklärung, welches dem Lichte des Glaubens widerstrebt. Die Klöster wurden aufgehoben, die Wallfahrten eingestellt, Kirchen geschlossen, Bergold der Einzige, der einen großen heiligen Beruf uns angekündiget hatte, wurde entfernt, den Aufklärern Onymus, Gregel, Berg, freyer Spielraum geöffnet, und, man denke sich das Unheil! eine Menge lutherischer und kalvinischer Professoren wurden angestellt. Der Stifter dieser hohen Schule, der sie rein katholisch erhalten wollte, muß sich, als er diesen Gräuel der Verwüstung sah, im Grabe umgewendet haben. Doch wie es immer zu geschehen pflegt, dieser unselige Zustand währte nicht lange. Gott wendete unser Schicksal. Sein Werkzeug auf Erden schleuderte seine Blitze auf die Stolzen und — da liegen sie nun im Staube."

Wenn man diese Rede liest, so kann man kaum mehr bezweifeln (was schon in öffentlichen Blättern gesagt ward), daß die Vorschriften für die Katholisirung der Universität von Rom aus geschickt worden seyen.

Burrmann.

Dieser Dichter, der in Berlin lebte, und dort vor fünf Jahren starb, hatte den Ruf eines Sonderlings, weil er bey seinem kindlichen Sinne nichts weniger als ein sogenannter guter Wirth war, und bey seinem öftern, aus jener Ursache entstehenden, Mangel an den unentbehrlichsten Bedürfnissen sich zu hoch achtete, um Geschenke anzunehmen, welche durch die Weise, mit der man sie anbot, zum Almosen wurden; weil er ferner freygebig sein Eigenthum mit dem Dürftigen theilte, und endlich auch, weil er zu stolz war, sein Unterhaltungstalent da zu verwenden, wo eine Gesellschaft sich das Ansehen gab, als solle er in ihrer Mitte als Lustigmacher par Ordre dastehen. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß er wirklich seine Eigenheiten besaß, wohin vorzugsweise wol die Herausgabe einer Sammlung von Gedichten, worin der Buchstabe R durchaus mangelt, gezählt werden muß; doch begründete das seinen Sonderlingsruf weniger als das obengesagte.

Den Freunden deutscher Dichtkunst ist er als Verfasser des humoristischen Gedichtes: Die Quaterne, bekannt geworden; im nördlichen Deutschlande wenigstens nennt man seinen Namen mit entschiedener Achtung.

Die folgenden kleinen Züge enthalten Beyträge zu seiner Karakteristik, die nicht ohne Interesse ist.

Burrmann wohnte mehrere Jahre vor seinem Tode in Berlin bey einem Handschuhmacher, dessen Lehrbursche dem Miethsmanne zuweilen kleine Dienste leistete. Unter anderm hatte Burrmann mit diesem Burschen eine Art von Uebereinkunft geschlossen, daß derselbe Abends auf sein Zuhausekommen warten, und ihm die Thüre öffnen sollte; dafür versprach er ihm ein jedesmaliges Trinkgeld.

Eines Abends läßt der junge Mensch ihn auch gewohntermaßen ein und begleitete ihn auf sein Zimmer, um die accordirte Gratifikation zu empfangen.

„Ich habe dir ein Trinkgeld gelobt" — spricht B. verlegen — „nun habe ich aber leider kein Geld. Was ist zu thun? Wort muß ich halten. Da nimm" (indem er auf einen Haufen Zucker, der auf dem Tische lag, zeigte), „nimm und iß!"

Er speiste gewöhnlich bey seinem Wirthe, und der Bursche rief ihn, wenn es Zeit war, zu Tische. Eines Tages kommt derselbe in dieser Absicht auf B—s Zimmer, und findet den Einzuladenden noch im Bette, was nicht seine Gewohnheit war; er erwiederte auf die Anzeige, daß er nicht zum Essen kommen werde. Bald entdeckte sich der Grund des Außenbleibens. Am Morgen war ein halbnackender Handwerksgesell bey B. gewesen, hatte ihn um Kleidungsstücke angesprochen, und der Freygebige hatte ihm — seinen einzigen Ueberrock gegeben.

Man machte ihn aufmerksam darauf, daß seine Aufwärterinn ihm Holz entwende. „Hm" entgegnete er gelassen — „wenn sie es nicht hochnöthig gebrauchte, würde sie es nicht nehmen; sie wird ihre Kinder nicht frieren lassen wollen!" Darauf drang man in ihn, sie wenigstens zu entlassen. „Das werde ich bleiben lassen" — sagte er heftig — „woher soll sie Holz nehmen, wenn ich sie wegjage?"

K. Stein.

Italienische Miszellen.

In Ferrara bey Pomatelli sind drey poetische, bisher unbekannte Aufsätze von Torquato Tasso herausgekommen: (A. S. A. Imperiale Eugenio Napoleone Principe di Venezia, Vice-Re d'Italia. 1808. Ferrara, Pomatelli. Fol.)

Lassedio di Copenhagen nell' Anno MDCCCVII del Sig. Federigo Münter, Cav. di Dannebrog, Vescovo della Selandia e del Capitolo Reale degli ordini etc. Traduzione libera di E. B. de S..... Luglio 1809.

Diese in Deutschland schon bekannte schöne Schrift des edeldenkenden und geistreichen Bischofs Münter verdiente es, daß sie vermittelst einer guten Uebersetzung auch der italienischen Nation bekannt würde. In der Zueignungs-Schrift S. V sagt der biedere Menschenfreund Herr Baron v. Schubart seinem Freunde, dem Herrn Giovanni Fabbroni in Florenz: „Es ist nicht ganz gleichgültig, den Zeitgenossen die Umstände bekannt zu machen, welche diese grausame Kriegsunternehmung begleiteten, und die in meinen guten, getreuen Mitbürgern große Erbitterung und gerechten Unwillen erregen mußte; denn die Anhänger des brittischen Kabinets haben versucht, durch lauter abgeschmackte Verläumdungen die Abscheulichkeit eines Verbrechens zu bemänteln, welches mit Blut und Thränen unsre Hauptstadt überschwemmt hat u. s. w."

Korrespondenz-Nachrichten.

Hanau, im Dec. 1809.

Wenn es gewiß ist, daß die Künste des Schönen der Entwickelung der Humanität, diesem höchsten Zwecke der Erziehungskunst, in hohem Grade zuträglich sind (und wer könnte daran zweifeln?); so wird es manchem liberalen Menschenfreunde und Menschenbeobachter nicht ganz unwichtig oder unwillkommen seyn, zu lesen, unter welchen Umständen und mit welchem Fortgange in unserer Stadt ein öffentliches Lehrinstitut der Zeichnungskunst seit ungefähr 37 Jahren existirt. Gleich nach seiner Stiftung machte es die gewünschtesten Fortschritte, die zu den schönsten Erwartungen berechtigten; und seine damaligen Zöglinge gereichten auf höhern Akademien, die sie besuchten, ihrem Vaterlande gewiß nicht zur Unehre. Aber widrige Ereignisse von außen, Erkaltung des Eifers von innen, führten eine Katastrophe, die dem Institut beynahe den Untergang gebracht hätte, herbey. Alle angestellte Lehrer wurden Greise; es fehlte an einem von Enthusiasmus für die Kunst, von Eifer für die Ausbildung der Individuen beseelten Vorstande; das unter so schönen Auspicien begonnene Institut eilte sichtbarlich seiner Auflösung entgegen. In dieser Krise berief man den Professor Westermeyer, einen Eingebornen hiesiger Stadt zurück, welcher nach einem vieljährigen Aufenthalte in Weimar im Jahre 1806 hier ankam, als Adjunkt der ersten Lehrstelle angestellt wurde, und jetzt, nach Ableben seines Vorfahren, die erste Lehrstelle wirklich bekleidet. Sogleich wurde das Institut durch dessen Fleiß, Kenntnisse und guten Willen neu belebt, und eine völlige Reform, trotz vieler kleinlichen Hindernisse, vorgenommen, die zum Voraus viel Gutes erwarten ließ. Auf das angenehmste wurde aber das hiesige Publikum überrascht, als Professor Westermeyer im August dieses Jahrs eine Ausstellung der Arbeiten seiner in 200 Eleven aus allen Ständen bestehenden Lehrschule ankündigte und eröffnete. Ein geräumiger Saal des Institutshauses zeigte eine außerordentliche Anzahl von Handzeichnungen im Landschafts-, Geschicht- und mythologischen Fache, selbst mit unter Oehl- und Pastel-Gemählde von den vorzüglichsten fähigsten Zöglingen, nach berühmten Meistern. Die zartesten Kinder (zwey Drittheile der ganzen Zahl sind Kinder von 8 bis 12 Jahren) producirten Zeichnungen, die wirklich die Erwartung Aller übertrafen, indem sie von zwey Jahren Fortschritte erprobten, wozu sonst ein Zeitraum von 4 bis 5 Jahren erfodert wird. Einige wenige Jünglinge aber gaben solche Proben ihrer hervorstechenden künstlerischen Talente, daß sie wol auf jeder höhern Akademie als Kunstjünger gute Aufnahme finden, und sich zum Range bedeutender Künstler erheben würden.

Mit Wohlgefallen und Vergnügen erkannte der Kunstliebhaber und Billigdenkende in dieser so mannichfaltigen Proben-Ausstellung das Bestreben des rastlos thätigen, und sich täglich dem Unterrichte der Lehrjugend mit unverdrossenem Eifer, ja selbst mit eigenen Aufopferungen bey einem äußerst beschränkten Diensteinkommen, widmenden Professors Westermeyer, so wie seines ebenfalls lobenswerthen Gehülfen Lotter, der als zweyter Lehrer dieses Zeichnungsinstituts angestellt ist. Und selbst der Vaterlandsfreund freute sich, in der für jede Profession und jeden bürgerlichen Stand (zumal in einer Fabrikstadt, wie die unsrige) so unentbehrlichen Zeichnungskunst eine so große Anzahl heranwachsender künftiger Mitbürger bedeutende Fortschritte machen zu sehen.

Daß Hr. Westermeyer, als sehr vorzüglicher Kupferstecher, und seine aus Weimar gebürtige Gattinn als treffliche Malerinn, Kupferstecherinn, auch Stickerinn im höhern Kunstsinne, bekannt seyen, berührt man hier gelegentlich, und schöpft auch daraus die angenehmsten Hoffnungen.

Nro. 15.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. Januar, 1810.

Mehr noch als Schonung knüpft Vertrauen
Und sichert Innigkeit den zärtlichen Verein,
Den Amor schloß. O liebt das Mädchen nicht allein,
Laßt sie als Freundinn auch in eure Seele schauen.

Manso.

Feldheim und Julie.

„Lieber Mann!“ fragte die Bürgermeisterinn Auer ihren Gatten, wo mag Feldheim stecken? Er hat sich ja seit acht Tagen nicht sehen lassen.“

Er mag wol krank seyn, versetzte der Bürgermeister.

„Das nicht,“ nahm der junge Dornstein das Wort; „ich hab' ihn noch gestern auf der Promenade gesehen.“

Sonst kam er fast täglich, sagte der Bürgermeister, warum er nur wegbleiben mag?

„Mir ist es ein Räthsel,“ fügte die Bürgermeisterinn hinzu.

Mir auch, bemerkte Dornstein.

„Weißt du den Grund nicht, Julchen?“ fragte der Bürgermeister, und wandte sich an seine Nichte, die neben ihm saß, bald blaß, bald roth ward, und auf diese ganz unbefangene hingeworfene Frage zitternd ein leises Nein stammelte, während sie vergebens eine Thräne zu ersticken suchte, die ihr unwillkührlich ins Auge trat.

Ach, sie wußte es nur zu gut, warum Feldheim nicht mehr in das Haus ihres Oheims und Pflegevaters kam, aber sie hätte lieber zehnfach den Tod gelitten, als dies Geheimniß verrathen.

Julie Storn war des Bürgermeisters Schwestertochter. Sie hatte ihren Vater und kurz darauf auch ihre Mutter verloren, und da ihre Aeltern ihr nichts als den Ruf der Rechtschaffenheit hinterliessen, so nahm der biedere Auer aus Mitleid die arme damals erst acht Jahre alte Waise zu sich, und sorgte mit väterlicher Liebe für ihre Erziehung, so beschränkt auch seine Vermögens-Umstände waren. Die Auerschen Eheleute hatten keine Kinder; beyde schenkten daher ihre ganze Zärtlichkeit der Verwaisten, die ihre Sorgfalt und Güte durch Liebe, Gehorsam und Dankbarkeit reichlich belohnte.

Das Glück hatte der Armen zwar ihre oft gefährliche Gunst stiefmütterlich versagt; aber dafür hatte die liebreiche Natur sie mit tausend freundlichen Gaben in reichem Maße ausgestattet. Sie glich einer zarten Rosenknospe, die sich zu der schönsten Blüthe entfalten sollte, über ihr ganzes Wesen war die Anmuth der Unschuld wie ein magischer Schimmer verbreitet, in ihrem hellen offenen Auge strahlten die Funken eines feurigen Geistes, und in tausend kleinen Zügen offenbarte sich ein tief- und feinfühlendes Gemüth. Ihre Pflegeältern versäumten nichts, um diesen herrlichen Anlagen eine zweckmäßige Richtung zu geben; sie sparten keine Kosten bey ihrer Erziehung, und als Julie ihr sechzehntes Jahr zurückgelegt hatte, erhielt ihre Schönheit doppelten Reiz durch eine Menge liebenswürdiger Talente und einen mit Kenntniß bereicherten Verstand. Sie spielte das Klavier und begleitete dies Spiel mit einem zwar kunstlosen aber reinen Gesange, sie war in allen weiblichen Arbeiten erfahren, zeichnete und stickte mit Geschmack, und ihr Geist war durch die klassischen Werke der vaterländischen schönen Literatur gebildet.

Um diese Zeit kam August von Feldheim aus einer Militär-Erziehungs-Anstalt als Offizier zu dem Regimente, welches in A. in Garnison stand, wo Auer die

Stelle eines Bürgermeisters bekleidete. Er war der Sohn eines braven Mannes, des Obersten von Feldheim, der in den siegreichen Schlachten Friedrichs des Einzigen unter den Augen dieses großen Heiden und Regenten mit Muth gefochten und die Liebe und Achtung seines Monarchen sich erworben hatte. Kühn dem Tode trotzend in dem Kampfe für das Vaterland, erhielt er mehrere Wunden, die ihn zum fernern Kriegsdienste unfähig machten; er sah sich also genöthigt, um seinen Abschied zu bitten, der ihm auch mit einer Pension auf die ehrenvollste Art bewilligt wurde. Er zog sich in die Einsamkeit zurück, starb aber ohne Vermögen und hinterließ eine zahlreiche Familie.

August von Feldheim war der jüngste Sohn. Der Nachfolger des großen Friedrichs, der menschenfreundliche Friedrich Wilhelm II, erfuhr die bedrängte Lage der Kinder des braven Obersten, und beschloß sogleich, für ihre Erziehung liebreich zu sorgen. August kam darauf in ein Kadetten-Institut, von dort in die Militär-Akademie zu Berlin, und als er die erforderlichen Kenntnisse zu einem brauchbaren Offizier erworben hatte, ernannte ihn der Monarch zum Lieutenant bey dem Kürassier-Regiment von *** in A***, und schenkte ihm dazu die Equipage.

Feldheim war ein schöner blühender Jüngling, als er zu dem Regimente kam, aber, was ihm einen noch höhern Werth gab, ein Muster für jeden jungen Offizier. Er widmete sich mit Eifer den Wissenschaften, und hauptsächlich den Kenntnissen seines Berufs, den er mit Enthusiasmus liebte. Weit entfernt, an den Zerstreuungen und dem rohen Zeitvertreibe seiner Waffengefährten Theil zu nehmen, zog er sich bescheiden von ihnen zurück und suchte seine Erholung in dem Zirkel einiger gebildeten Familien, wo er auch seiner reinen Sittlichkeit und seines feinen Betragens wegen gern aufgenommen wurde.

Bey seinem Mangel an Vermögen befleißigte er sich einer musterhaften Sparsamkeit, ohne doch seinem Stande und seiner Lage etwas zu vergeben, und da er den Spöttereyen einiger rohen Kameraden, die eine Ehre darin suchten, ihre Zeit in geräuschvollen Vergnügungen, bey Wein, hohem Spiel und Sinnenrausch zu vergeuden, einen edeln Ernst entgegensetzte, auch einst im Zweykampfe gezeigt hatte, daß es ihm an männlichem Muthe nicht fehle, so ließ man ihn bald ungestört seinen Weg gehen, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Zu Feldheims Erholungen in den Stunden der Muße gehörte vorzüglich die Jagd, weil er sie der Bestimmung eines Kriegers am angemessensten fand, denn sie gibt dem Körper Gesundheit und Kraft, und der Seele ein Gefühl von Macht, Muth und Freyheit. Er hatte daher mit dem jungen Dornstein, einem Forstbedienten, Bekanntschaft gemacht, mit dem er dann zuweilen gemeinschaftlich in den umliegenden Gegenden die Jagdreviere zu besuchen pflegte.

Dornstein war ein entfernter Verwandter Auers, bey dem er freyen Zutritt hatte und gern gesehen wurde, da er ein braver junger Mann war, der sich durch sein bescheidenes Aeußeres und seine unverdorbenen Sitten allgemein empfal. Von diesem wurde Feldheim in des Bürgermeisters Haus eingeführt, und er fand dort eine so gastfreundliche Aufnahme, daß er fast täglich in dem Kreise dieser biedern Familie einige Stunden des Abends zubrachte.

Hauptsächlich zog ihn Julie, die holde Pflegetochter, an, die durch ihren Liebreiz, ihre Unschuld, ihren heitern Geist und ihr weiches Herz jedes unverdorbene Gemüth fesseln mußte. Er war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Tonkunst, und da er das Klavier mit Fertigkeit spielte, so wurden oft ganze Stunden damit hingebracht, daß er Juliens Gesang begleitete. Auch las man des Abends abwechselnd die Werke eines Goethe, Schiller, Klopstock, Wieland, Herder und anderer, und dies gab denn Veranlassung zu mehrern interessanten Gesprächen, in welchen Feldheim und Julie wechselseitig ihre innersten Gefühle aussprachen, und sich oft durch die Gleichheit ihrer Ansichten angenehm überrascht fühlten.

Dornstein nahm gewöhnlich Theil an diesen Abenderholungen, und es entging dem Bürgermeister und seiner Gattinn nicht, daß Julie einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Sie schienen dies nicht ungern zu bemerken, weil sie hofften, daß er in der Folge durch eine Forstbedienung sein hinlängliches Auskommen, und ihr Pflege-Kind durch eine Heirath mit ihm eine anständige Versorgung finden würde. Julie hatte aber nur Augen für Feldheim, der an Bildung und Zartgefühl weit über Dornstein hervorragte, und mit dem sie so oft wunderbar zu sympathisiren schien. Dieser Funke einer heimlichen Gluth erhielt noch dadurch neue Nahrung, daß ihre beyden Pflegeältern sehr oft die Lobredner des jungen Feldheim machten, und ihn in Vergleich mit den übrigen Offizieren des Regiments mit enthusiastischer Beredsamkeit schilderten. Sie fand darin eine Rechtfertigung ihrer verschwiegnen Neigung, wenn ihr weibliches Zartgefühl ihr in den Stunden einsamen Nachdenkens das Edimärische ihrer Wünsche zeigte, und eine warnende Stimme ihr zurief, dies dunkle Gefühl zu ersticken. Feldheim selbst fühlte sich unwiderstehlich zu ihr hingezogen; ihn ergriff eine quälende Unruhe, wenn er einige Tage nicht in dem Auerschen Hause gewesen war, er ahnete in seinem Herzen den Keim einer Leidenschaft, die er mit ihrem wahren Namen zu nennen nicht wagte, aus Furcht, sich selbst sagen zu müssen, daß es Pflicht sey, sie auch unter den schwersten Kämpfen zu besiegen.

Die unschuldige Julie überließ sich ganz den ersten Eindrücken jener süßen Schwärmerey, die das Blüthenalter zarter Seelen zu einem Paradiese verschönert, und bey ih-

rer arglosen Unbefangenheit fürchtete sie nichts, bis die immer wachsende Sehnsucht nach Feldheim sie endlich belehrte, daß sie ohne ihn nie glücklich seyn könnte. Sie wurde stiller und verschlossener, immer schmachtete sie in roger Unruhe nach dem Augenblicke, wo sie den Geliebten sehen sollte, und wenn er kam, war sie verlegen und schüchteen. Er blieb freundlich und zuvorkommend, aber nie hatte er es gewagt, ihe ein Wort von Liebe zu sagen. Wie durfte er dies bey seinem Zartgefühle und seiner Lage, da ihm alle Hoffnung benommen war, sie einst seine Gattinn zu nennen? Oft zürnte er mit sich selbst, wenn er in einem Momente der Selbstvergessenheit ihr durch einen Blick, einen leisen Druk der Hand, oder ein zärtliches Wort, sein Innerstes verrathen hatte, und er that sich oft Gewalt an kalt zu scheinen, so heftig es auch in ihm glühte.

Dem zarten Mädchen blieb Feldheims Kampf zwischen Neigung und Pflicht nicht verborgen, denn was ist scharfsichtiger als die Liebe? Aber dadurch flammte die im verborgen lodernde Gluth nur desto stärker empor, und sie beschloß in einem Anfalle von Schwärmerey, dieser peinlichen Ungewißheit mit Selbstverläugnung ein Ziel zu setzen.

Einst, als Feldheim des Abends spät das Auersche Haus verlassen hatte, folgte Julie ihm heimlich nach. Plötzlich stand sie vor ihm, als er eben an der Klingel ziehen wollte, daß ihm das Haus, worin er wohnte, geöffnet würde. Mit Heftigkeit sank sie vor ihm nieder, umarmte seine Knie, und rief: „Ich bin Dein, ewig Dein, verstoße mich nicht, nimm mich ganz — ganz hin!“

Ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen. Es war der höchste Triumph der Liebe. Sie hatte das edelste Gefühl, die zarte Scham in dem Herzen einer fleckenlosen Jungfrau besiegt.

Feldheim stand von Schreck und Erstaunen wie versteinert da; gewaltig zog ihn sein Herz zu der liebenden Schwärmerinn, aber der Genius der Tugend stärkte ihn zur kalten Besonnenheit. Sanft hob er sie in die Höhe, drückte sie an seine laufpochende Brust, und riß sich dann plötzlich von ihr los.

„Julie, dimmlische Seele, fassen Sie sich!“ sagte er mit wehmüthiger Stimme, und führte die von tausend widerstreitenden Gefühlen der Ohnmacht Nahe auf die Bank vor einem benachbarten Hause.

„O! ich fühle die ganze Größe Ihres Opfers, wie sie kein Sterblicher fühlen kann, denn warum soll ich es in diesem entscheidenden Augenblicke verhelen, ich liebe Sie mit dem glühendsten Herzen, aber eben diese Liebe zu Ihnen, diese unaussprechliche Liebe gebeut mir, Sie nicht unglücklich zu machen. Wäre ich im Stande, Sie meine Gattinn zu nennen, so sollte mich nichts in der Welt abhalten, Ihnen mit diesem Herzen auch diese Hand anzubieten. — Ein hartes Schikſal macht dies unmöglich. Ich bin zu arm, und habe nicht die entfernteste Aussicht, in eine bessere Lage zu kommen. Sie selbst aber haben kein Vermögen. Ach wir würden beyde in Dürftigkeit ein kummervolles Leben verschmachten. — Lassen Sie uns gemeinschaftlich der Pflicht der Tugend das Schwerste opfern, unsere heiligsten Wünsche, unsere süßesten Gefühle. Nie, dies betheure ich Ihnen vor dem Gott, der unsere Herzen und unsere Liebe kennt, nie soll ein Wort von dem, was zwischen uns hier vorgefallen ist, meinen Lippen entschlüpfen. Kommen Sie, ich führe Sie zu Ihren Pflegeältern zurück, ehe man Sie vermißt.“ —

Bey diesen Worten reichte er der Zitternden den Arm, und brachte sie bis vor die Wohnung des Bürgermeisters.

„Harter, tugendhafter Mann!“ seufzte sie, als er hier ihre Hand an seine bebenden Lippen mit Inbrunst drückte, ein Lebewohl unter heißen Thränen stammelte, und eilig nach seiner Wohnung zurückkehrte. Tief gebeugt schlich die Arme auf ihr Zimmer, und machte ihrem gepreßten Herzen durch einen Strom von bittern Zähren Luft.

(Der Beschluß folgt.)

Zu dem Artikel in Nro. 307 v. J. dieses Blattes, über die Tarantella.

Ich bin ein Schwabe, und eifersüchtig auf jeden Vorzug, durch welchen sich meine Landsleute auszeichnen, besonders wenn es alte Volks-Gebräuche sind. Diese Eifersucht wurde deswegen auch rege, als ich in den letzten Nummern des Morgenbl. v. J. zum Lobe des italienischen Volkes, und als etwas diese Nation vor andern Auszeichnendes, den Volks-Tanz aufgeführt fand, der unter dem Namen Tarantella hier beschrieben, und sogar mit einem eigenen Kupfer begleitet ist. Es ist wahr, dieser Tanz, wie er dort geschildert wird, hat viele eigenthümliche Vorzüge und einen hohen Ausdruck; aber dieselbe Beschreibung, die hier davon gemacht ist, paßt ganz genau mit unserm schwäbischen Bauerntanze, und hätte ich nicht gewußt, daß hier der Italiener Tarantella gemeint sey, ich hätte geschworen, die Beschreibung gelte diesem schwäbischen Tanze. Derselbe Ausdruck, dieselben Wendungen, dieselben Geberden, die in dem Aufsatze so gut nachgemalt sind, kommen auch hier vor, und was der Verfasser von dem Italiener sagt, daß der Tanz für ihn ein Tanz aus dem Stegreife sey, das gilt auch von dem Schwaben: er erfindet im Augenblicke der Ausführung erst Touren, und reiht nach Gutdünken zusammen, was für seinen Zweck taugt.

Ich habe jene Beschreibung einer Gesellschaft von Personen, die mit ländlichen Sitten nicht ganz unbekannt sind, mit Uebergehung der Namen vorgelesen, und sodann gefragt, was das wol für ein Tanz wäre? — Alle riefen einstimmig aus; Kein anderer, als unser schwäbischer.

Daß der Italiener bey der ihm eigenen Geberdensprache es dem Deutschen in diesem Stücke zuvorthun mag, das

will ich nicht in Abrede seyn. Doch ist es zu verwundern, welchen Ausdruck und welche Abwechslung auch der minder lebhafte Schwabe in diesen Tanz zu legen weiß; wer es nie gesehen hat, kann sich kaum eine Vorstellung davon machen.

Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß dieser karakteristische Tanz in neuern Zeiten bey unserm schwäbischen Landvolke seltener wird, deswegen ist er aber noch nicht unter die ganz abgekommenen Dinge zu rechnen; ich kenne Ortschaften, und das selbst in der Nähe von Stuttgart, wo er noch bey jeder Gelegenheit getanzt wird, und auf Hochzeiten sogar der ausschließlichen Ehre des Brauttanzes, d. h. desjenigen Tanzes, mit welchem die Braut beginnt, genießt.

Dieser Tanz kann also nicht als Eigenthum des Italieners betrachtet werden; überhaupt scheint er nicht nationell zu seyn, man trifft ihn unter den entlegensten Völkern. Ich war nie in Rußland, aber ich sah schon Russen tanzen, und das, was sie als russischen Tanz gaben, war mit wenigen Modifikationen dasselbe, was unser schwäbischer Tanz ist. Eben so haben die verschiedenen Völkerschaften, welche der östreichische Krieg in frühern Zeiten nach Schwaben geführt hat, in den Zeiten, wo der Krieg noch mit mehr Gemächlichkeit geführt wurde, zum Theil Tänze unter uns sehen lassen, die ganz den Karakter einer Tarantella und unsers schwäbischen Tanzes haben. Woher dieses Zusammentreffen so entfernter Völker in einem Punkte der Belustigung komme, darüber müssen wir vielleicht die Natur fragen. Mr.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom.

Am Sonntage den 10 Dec. v. J. wurden von den Sbirren fünf Straßenräuber eingebracht, die auf dem Wege außerhalb der Porta pia waren ergriffen worden. Wie es hieß, hatten sie Tags vorher einem Handelsmann eine beträchtliche Summe abgenommen. Sie wurden in ihrem Nachtquartiere überrascht, und in dem Aufzuge, wie man sie gefunden, das heißt, mit braunen Kapottröcken und vermummten Gesichtern eingebracht. Es waren ihrer zwey und zwey aneinander gebunden, und man hatte ihnen die bey ihnen gefundenen Gewehre, in alten Flinten, Pistolen und Säbeln bestehend, ins Kreuz umgehangen. Der Anblick dieser Leute war schauererregend und empörte alle, die sie sahen. Ah briconi! hörte man aus dem Volke rufen, und die Sbirren feuerten in den Gassen ihre Gewehre ab, um das Volk noch mehr herbeyzulocken. — Seit Monaten hatte der Unfug auf den verschiedenen Straßen kein Ende genommen, und ihn ganz auszurotten wird aus vielen Gründen in Italien immer nichts Leichtes seyn. —

Es vergeht fast keine Woche, daß nicht da oder dort Hinrichtungen geschehen. So wurden auf dem Platze beym Volksthore zwey junge Neapolitaner von etwa 15 bis 16 Jahren erschossen. Es waren Deserteure. Die Jünglinge weinten heftig. Das Volk war bewegt, aber die Exekution ging vor sich.

Wie man vernimmt, soll auf der Brücke St. Angelo eine Guillotine errichtet werden, und bereits sind die Tragpfähle der Maschine eingesenkt. Die Guillotine selbst ist schon seit der Zeit der Republik fertig, und im Kastelle St. Angelo aufbewahrt. Ein Weib, das in Verbindung mit einem Liebhaber ihren Mann umgebracht hat, soll den Anfang machen, mit gedachtem Verbrecher diese in Rom fremde Todesstrafe zu leiden.

Berlin, 30 Dec. 2809.

Noch immer ist die Freude über die Ankunft der königlichen Personen grenzenlos, und vor dem Palais regt sich dauernd die Volksmenge, den Augenblick erwartend, in welchem sich eine derselben am Fenster zeigt. Wenn man diese seelenvolle Freude in allen Gesichtern liest, so wird man unwillkührlich zu der Bemerkung hingerissen, daß es leicht ist, einem Volke das Unglück vergessen zu machen, und ihm eine Stimmung zu geben, wie sie der Augenblick fordert.

Der König ist auf kurze Zeit nach Potsdam gereist, nachdem er zuvor über die Truppen mehrmals Musterung gehalten hat. Bey einer derselben gab er dem Chef eines schon längst hier anwesenden Korps zu erkennen: Es thue ihm leid, gehört zu haben, daß mehrere Officiere die Bürger übel behandelt, und sich an öffentlichen Orten unschicklich betragen hätten; er werde bey dem nächsten ähnlichen Vorfalle den Urheber sogleich nach der Festung schicken. Der Chef dieses Korps ist übrigens unschuldig an den geschehenen Verwegenheiten; er hat im Gegentheile bisher kräftig gewirkt, den Ton zu verbannen, den sich einige Officiere erlaubt haben, und es wird ihm lieb seyn, wenn er der Unterstützung des Königes bey seinem Zwecke gewiß ist.

Am Tage der Ankunft des erhabenen Paares starb hier ein alter Mann, der Privat-Gelehrte Eckhardt, der, deswegen von inniger Liebe zu König und Vaterland, mehrere patriotische Schriften herausgab, und die Stunde mit Sehnsucht erwartete, welche die Lieben zurückführte in unsre Mauern. Schon einige Stunden hatten Leben und Tod gekämpft, da bat er noch die Umstehenden, man möchte ihm, dem es nicht mehr vergönnt sey, die verehrten Personen zu schauen, mindestens andeuten, wenn sie über die Königsbrücke (bey welcher seine Wohnung war) zögen. Sehr ermattet fragte er zuweilen: Sind sie noch nicht da? — und als sie endlich kamen, und man ihm sagte: Wir sahen sie! hauchte er: Gott sey Dank! — und war nicht mehr! Möge diese uneigennützige mit dem Tode besiegelte Liebe Jedem so rührend seyn, wie sie es mir war, damit man die kurze Erzählung nicht unnütz findet!

Mad. Bethmann ist zur allgemeinen Freude wieder aufgetreten, nachdem der Direktor Iffland es eingeleitet hatte, und zwar auf eine Are, welche Dank verdient. Die verehrte Künstlerinn hat jenen Augenblick, der ihrer Ueberraschung entging, mit dem hinreißenden Muttergefühle bedeckt, und dies dem Publikum in wenigen Worten entschuldigend gesagt. Selbst der nicht zu bändigende Groll in der Brust einiger von alten Zeiten träumenden Zuschauer schwand bey der außerordentlichen Kunst, mit der sie die Lady Macbeth am Tage ihres Wiedererscheinens uns darstellte. — In einigen Wochen gibt man auf unsrer Bühne Elias (?) Pumpernickel, ein Gemengsel in drey Akten.

Sorgen ohne Noth ꝛc., von Kotzebue, ist seit der ersten Vorstellung vom Repertoire verschwunden; ob die Direction das Opus bey Seite legte, oder ob die Polizey, wie man sagt, die Wiederholungen hinderte, ist nicht bekannt geworden. — Der Sänger Fischer wird auf seiner Reise von Hamburg nach St. Petersburg hieher kommen; ob er auch öffentlich auftreten wird, weiß man nicht, hofft es indessen.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro 1.

Extra-Beylage
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände.

1810. Nro. 1.

Rüge eines literarischen Falsi in der Neuen Oberdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung.

Die zu München erscheinende Neue Oberdeutsche allgemeine Literatur-Zeitung, 1809, enthält Nro. 137, S. 1026 f. eine angebliche Recension einer Schrift, welche den Titel führen soll:

„Geschichte der königl. Akademie „der Wissenschaften zu Stock„holm, unter der Regierung der „Königinn Christina. Nach dem „Französischen des Ritters Ar„kenholz.“ 1809. in 4. [Druckort und Verleger sind nicht angegeben.]

Dieses Buch existirt nicht, und hat nie existirt. Sogar, daß es nie von einem Schriftsteller im Ernste geschrieben worden seyn könnte, geht aus der vorgeblichen Recension selbst hervor, indem das, was der Pseudo-Recensent als Auszug aus dem angezeigten Werke anführt, aus lauter historischen Widersprüchen und Unrichtigkeiten zusammengesetzt ist. Um dieß zu erweisen, wird hier dieser von dem Recensenten angeblich gemachte Auszug aus dem obengenannten Werke, welches „nach dem Französischen des Ritters Arkenholz“ bearbeitet seyn soll, mit den correspondirenden Stellen in dem Werke des Ritters v. Arkenholz selbst zu einer ruhigen Vergleichung zusammengestellt.

„Die Geschichte der Stockholmer Akade„mie der Wissenschaften unter der Regie„rung der Königinn Christina — so be„ginnt der Recensent — ist eine der merk„würdigsten im Reiche der Literatur, und „bietet selbst dem Politiker viel Interes„santes dar. Wir glauben daher den Le„sern dieser Blätter einen Dienst zu er„weisen, wenn wir ihnen einen gedräng„ten Auszug aus dem obenangezeigten „Werke mittheilen.“

Schon dieser Eingang enthält ein vierfaches Falsum. — Erstens hat eine Königl. Akademie der Wissenschaften unter der Regierung der Königinn Christina in Schweden notorisch gar nicht existirt; die königl. Akademie der Wissenschaften in Stockholm ist bekanntlich erst im J. 1739 gestiftet worden. — Zweytens kann von diesem Etwas, was gar nicht existirt hat, auch überhaupt keine Geschichte existiren. — Drittens existirt diese Geschichte (die auf jeden Fall nur eine unzeitige Pläsanterie seyn könnte) wenigstens nicht in dem Werke des Ritters v. Arkenholz, und Viertens muß eben darum schon die Idee eines Buches, das eine nach dem Werke des Ritters von Arkenholz bearbeitete Geschichte jener angeblichen Akademie der Wissenschaften unter der Königinn Christina enthalten soll, eine Lüge seyn.

„Als Christina — fährt der angebliche Recen„sent fort — die ausländischen Gelehrten „nach Schweden berief, um dort eine Aka„demie zu errichten, waren im Reiche „selbst mehrere ausgezeichnete Schriftstel„ler, von welchen Arkenholz ein an„sehnliches Verzeichniss liefert. Viele „patriotische Schweden muthmasten also „gleich anfangs, das häufige Eindringen „von Ausländern könne wohl einen andern „Zwek haben, als blos den wissenschaft„lichen. Und so war es auch in der That. „Der spanische und der päpstliche Hof „hatten die geheime Absicht, den katho„lischen Glauben in Schweden zu verbrei-

„ten. Man konnte hierzu am besten sol„che Männer brauchen, denen das Interesse „des schwedischen Reichs fremd war, und „die das Geschick hatten, den Hang zum „Katholizismus unter tausenderley ver„schiedenen Formen anzufachen und zu „nähren.“

„Anfangs gieng Alles nach Wunsch. „Die fremden Gelehrten beeiferten sich „in die Wette, das ungemessenste Lob der „neuen Akademie (die nicht existirte) allent„halben zu verbreiten.“

„Unter der Leitung des Belletristen „Bourdelot erreichte auf solche Art „der Einfluss der fremden Gelehrten in „Stockholm den höchsten Grad. Um ih„ren Plan dauerhaft zu begründen, waren „sie bedacht, vor allen auf die Jugend „zu wirken. Man berief daher den be„kannten Comenius, um die Unter„richts-Anstalten des ganzen König„reichs zu leiten.“

Hier reiht sich wieder eine Unrichtigkeit an die andere, und sogar in den auffallendsten Widersprüchen mit sich selbst verwickelt sich hier der Pseudo-Epitomator.

1) Es ist falsch, daß unter der Leitung des Belletristen Bourdelot der Einfluß der fremden Gelehrten in Stockholm den höchsten Grad erreicht habe. Gerade das Gegentheil sagt Arkenholz I. Th. S. 244 (nach der deutschen Uebersetzung):

„Daß Bourdelot“ (der übrigens eigentlich Arzt und als solcher zu Christinen gerufen war) „sei„nen Einfluß benutzt habe, um die fremden „Gelehrten, welche Christina berufen hatte, „um ihr Ansehn zu bringen, und die Köni„gin überhaupt gegen die Wissenschaften gleich„gültig zu machen.

2) Es ist ein handgreifliches historisches Falsum, daß Comenius durch Bourdelot's und seiner Anhänger Betrieb nach Schweden berufen worden sey. Bekanntlich kam Bourdelot selbst erst um die Mitte des Jahres 1651, auf Saumaise's Empfelung, nach Schweden. Comenius aber war, wie Arkenholz S. 303 erzählt, schon im Jahre 1638, als Christina zwölf Jahr alt war, von der Regentschaft, — welcher wol kein Geschichtskundiger eine geheime Conspiration gegen die Landesreligion zutrauen wird — beauftragt, die Schulen des Königreichs zu verbessern. Er ging übrigens in diesem Jahre nicht selbst nach Schweden, sondern versprach nur, denen, die sich dem Geschäfte der Schulverbesserung unterziehen würden, mit seinem Rathe beyzustehen. 1641 berief ihn das eifrig protestantische Parlament von England zu gleichem Zwecke nach London. Darauf kam im Jahr 1642 eine neue Einladung nach Schweden an ihn, durch Ludwig de Geer, einen um dieses Reich wohlverdienten Mann. Jetzt reiste Comenius nach Stockholm, und wendete sich zunächst an Dr. Mathiä, einen Protestanten, Christinens Lehrer und Hofprediger, und an den Canzler des Reichs, Oxenstierna. Man bewilligte ihm einen ansehnlichen Jahresgehalt zur Ausarbeitung seines Planes, und er ging zu dem Ende nach Elbingen in Preussen. Im Jahr 1646, wie es scheint, ließ er seine Ausarbeitungen von einer Commission in Schweden prüfen; und verwendete dann noch zwei Jahre (bis 1648) wiederum zu Elbingen, auf die Vollendung des Werkes; worauf er nach Lissa, und dann auf Einladung des Fürsten Ragofski nach Siebenbürgen ging, u. s. w. In Schweden ist er also nur kurze Zeit, in den Jahren 1642 und 1646 gewesen. — Wie ist hier irgend ein Zusammenhang zwischen Comenius und Bourdelot? wie irgend ein Plan, zu welchem Bourdelot und sein vorgeblicher Anhang den Comenius berufen hätten, nur denkbar?

3) Schlimmer aber und noch heilloser ist der ungereimte Widerspruch des sich selbst verwirrenden Pseudo-Epitomators mit sich selbst, indem er berichtet: daß Bourdelot und seine Anhänger „um „ihren Plan (die geheime Absicht, den ka„tholischen Glauben in Schweden zu „verbreiten) dauerhaft zu begründen“, den Comenius berufen haben; — diesen Comenius, der bekanntlich ein Bischof der mährischen Brüdergemeine und einer der eifrigsten Protestanten seiner Zeit war, zur Verbreitung des Katholizismus!!! Wie ist hier auch nur ein Schein von einer solchen strafbaren Verbindung? Wo fände überhaupt nur eine Möglichkeit der Theilnahme des Comenius an Machinationen statt, die auf keine Weise früher, als im Jahr 1650 angefangen haben können?

Und diese Ungereimtheiten soll Arkenholz berichten? Der Pseudo-Recensent und Epitomator will ein Buch in Händen gehabt haben, welches solche Albernheiten aus Arkenholz erzähle? Wen könnte man doch bereden, daß ein Mann, wie Arkenholz so schlecht unterrichtet gewesen sey über die bekanntesten Dinge? Wie möchte auch nur Eine jener Angaben aus Arkenholz belegt werden können?

„Eben als Bourdelot's Gewalt — heißt es in der angeblichen Recenſion weiter — „den „höchſten Gipfel erreicht hatte, kamen „drey verkleidete Jacobiten in Schweden „an, welche von der Congregation de pro„paganda fide den Auftrag erhalten hat„ten, in der Stille für die katholiſche Re„ligion zu wirken.„

„Dieſe Miſſion ward glücklicher Weiſe „entdeckt. Die Höfe, welche von derſel„ben gewuſst hatten, leugneten ſich von „ihr weg. Die Miſſionarien hatten Mühe, „mit heiler Haut aus Schweden zu kom„men. Auf Bourdelot allein fiel der „Vorwurf des ganzen Unternehmens.“

Auch dieſe Erzählung iſt falſch, und bey Arkenholz, aus welchem ſie der angebliche Verfaſſer genommen haben ſoll, findet ſich abermals das Gegentheil, indem dieſer S. 249 not. berichtet:

„Daß zwar die Propaganda die Abſicht ge„habt, drey Jacobinermönche nach „Schweden zu ſenden, daß aber der franzöſi„ſche Geſandte Chanut dieſes Vorhaben gänz„lich widerrathen habe.“

Daß dieſes Vorhaben gleichwol ausgeführt worden, und die von dem Pſeudo-Epitomator erzählten Folgen gehabt habe, iſt bey Arkenholz nicht zu leſen.

Mit derſelben Zuverläſſigkeit und Wahrheitsliebe fährt der Pſeudo-Recenſent und reſpektive Epitomator fort:

„Wie er (Bourdelot) mit Schimpf und „Schande, und mit dem Fluche des ganzen „Volkes belaſtet kaum ſein Leben retten „konnte, und eiligſt das Reich verlaſſen „muſste; wie nach ſeinem Sturze die Ge„noſſen ſeiner Plane verſprengt wurden, „wie Chriſtinen zulezt dennoch ihre Nach„ſicht für die Ausländer nachtheilig ward, „wie endlich die Schweden nach Verjagung „der fremden Gelehrten ſich mit neuer „Kraft emporgehoben — Dieſes und an„deres mehr möge man in dem durchaus „lehrreichen Werke des Ritters Arken„holz ſelbſt nachleſen.“

Hier am Schluſſe ſeines Werks fällt der vereinigte Recenſent und Verfaſſer ganz aus ſeiner Rolle, indem er, anſtatt wie ein Hiſtoriker (der, nach dem Ausſpruche eines geiſtreichen Mannes, ein rückwärts gekehrter Prophet iſt) zu ſprechen, vielmehr beynahe wie ein vorwärts geſtreckter Prophet ſpricht. Von allem, was hier als aus der Vergangenheit berichtet erwähnt wird, findet ſich in der angegebenen Quelle entweder gar nichts, oder wol gar das Gegentheil.

1) Von Bourdelot, weit entfernt eine ſchimpfliche Verbannung aus Schweden, die ihn betroffen haben ſollte, zu berichten, erzählt Arkenholz vielmehr S. 250: „Daß der vielen verhaßte Bourdelot reichlich beſchenkt und ohne Gefahr, ja auf eine ehrenvollere Weiſe, als er es verdiente, nach Paris zurück kam.

2) Von Nachtheilen, die Chriſtinen aus ihrer Nachſicht gegen die franzöſiſchen Gelehrten erwachſen wären, findet ſich nichts bey Arkenholz.

3) Was die Verjagung der fremden Gelehrten betrifft, ſo könnte fürs erſte höchſtens die Rede von einer kleinen Zahl undankbarer Franzoſen ſeyn, die nicht einmal alle eine wiſſenſchaftliche Laufbahn gemacht hatten: und ſelbſt dieſe wurden nicht verjagt. Fürs zweyte aber darf man nur Arkenholz ſelbſt hören, um ſich von der Grundloſigkeit dieſer Angabe zu überzeugen.

„Rechnet man die Fremden — ſagt Arken„holz S. 323 — die als Profeſſores in „Upſal in Beſtallung kamen, zuſammen, ſo „ſind deren nur fünf bis ſechs, davon Freins„heim, Böcler, Loccen und Scheffer „die vornehmſten ſind. Von dieſen vieren „blieben kaum die beiden letztern lebenslang „in Schweden; dahingegen die übrigen einer „nach dem andern in weniger denn zwey, drey „bis vier Jahren wieder wegzogen; — alſo „aus freyem Entſchluß, wozu ſie verſchiedene „Urſachen haben mochten. Von Freins„heim ſagt Arkenholz ausdrücklich S. 301: „daß er Schweden wieder verließ, „weil er „die ſchwediſche Luft nicht vertra„gen konnte.“ Von Verſprengung iſt nir„gends die Rede. Selbſt Böcler, der ſich „durch Härte und Unbeſcheidenheit Mishand„lungen von den Studenten zu Upſal zuzog, „erhielt blos ſeinen Abſchied, weil „er ſelbſt darum bat, und ſeine Entlaſſung „war überdies mit ehrenvoller Auszeich„nung begleitet. S. Arkenholz 397.

4) Was es endlich mit jenem ſich Emporheben der Schweden nach Verjagung der fremden Gelehrten für eine Bewandniß

gehabt habe, erhellt vollkommen aus einer in der That höchst belehrenden Stelle von Arkenholz, ebenfalls S. 323, welche wir dem geneigten Leser zur ruhigen Beherzigung empfelen:

„Das ist, wo ich nicht irre, der Königin Haupt„Endzweck gewesen, weßwegen sie die Bekannt„schaft und den Umgang mit den größten Ge„lehrten von Europa so eifrig suchte. Sie „wollte ... diejenigen von ihrem Volke, die „an den Wissenschaften Geschmack fanden, „durch ihr Beyspiel aufmuntern, daß sie sich „den Unterricht der fremden ... zu Nutze „machten.... Sie bemühte sich unter ihnen „und den Landeskindern, die künftig ebendie„selben Vortheile geniessen sollten, eine Eifer„sucht (Wetteifer) zu erwecken ... Ihre Ab„sichten schlugen ihr auch nicht fehl....— „Man wird bereits im Vorhergehenden bemerkt „haben, daß die Schweden über die großen „Einkünfte und andre zufällige Erkenntlichkei„ten, die diese Fremden genossen, eifersüchtig „wurden. Ich, meines Theils, werde niemals „solchen Leuten erwiesene Freygebigkeiten be„dauern, die mit der Königin zugleich Hand „ans Werk legten, und das ihrige zu einem „so heilsamen Zwecke redlich beytrugen. Denn „erweckte das gleich unter den Einheimischen „einige Misgunst und Murren, so war doch „der Vortheil, den sie davontrugen, desto „größer, indem eben diese Eifersucht sie zugleich „mit anfeuerte, fleißig zu seyn, zu würdiger „Bekleidung derjenigen Aemter, die mit der „Zeit einmal ihnen zu Theil werden sollten, „sich geschickt... zu machen. Und ein je„der wolgesinnte Schwede, der an „diese Zeiten mit Ueberlegung zu„rückdenkt..... wird nicht ohne be„sonderes Vergnügen wahrnehmen „können, in wie wenigen Jahren „eine so große Anzahl von Schwe„den, nach dem Muster ihrer Königin „und der gelehrten Fremden, in der Ge„lehrsamkeit dergestalt zugenom„men, daß die Universitäten des „Königreichs fremder Gelehrten „Beyhülfe entbehren konnten."

So spricht, so urtheilt der wackere patriotische Schwede, Arkenholz! Wie dagegen der ungetreue Referent?

Unmöglich kann nach einer ruhigen Erwägung der hier angestellten Vergleichung des angeblichen Auszuges aus dem angeblichen Auszuge aus dem Werke des Ritters von Arkenholz noch irgend ein Zweifel bleiben, daß diese angebliche Recension, wie das angebliche Buch selbst, eine bloße Erdichtung ist; daß in der That

dieses angebliche Buch weder geschrieben ist, noch geschrieben werden kann.

Wozu denn nun, und warum diese Erdichtung? Soll man diese eben so unpoetische als unhistorische Erfindung für ganz absichtlos nehmen? Und welche Absicht hat sie denn?

Wem nur etwas von den Begegnungen bekannt geworden ist, welche mehrere protestantische Gelehrte in Baiern seit der Erneuerung der Königl. Akademie der Wissenschaften in München erfahren haben, dem kann diese Absicht eben so wenig, als die Deutung der Anspielungen, und stark markirten Parallelismen, einen Augenblick zweifelhaft bleiben.

Was aber auch den letzten Zweifel hebt, zugleich aber auch die Merkwürdigkeit dieser literarischen Erscheinung bis zum höchsten Erstaunen erhöht, ist der fast unglaubliche Umstand,

daß ein Mitglied der Königl. Bayrischen Akademie der Wissenschaften, und Sekretair der ersten Classe derselben, der Freiherr Christophor von Aretin, sich zu diesem Aufsatze bekannt, und zugleich ausgesagt hat, daß er dieses vorläufig angezeigte Buch zu schreiben willens sey!!!

In der That kann man diese höchst merkwürdige Erscheinung nur dann einigermaßen begreifen, wenn man weiß, daß von demselben Gelehrten eine Flugschrift herrührt, die vor einigen Monaten unter dem Titel:

Die Plane Napoleons und seiner Gegner. München, 1809. 8.

erschienen ist, worin er die protestantischen norddeutschen Gelehrten als Fanatiker, Feinde des französischen Kaysers, Borussomanen und Anglomanen, ja als Missethäter denuncirt, deren nahe Bestrafung er zugleich ankündiget.

Und woher denn, möchte man wol fragen, ein solcher Haß eines Gelehrten gegen Gelehrte?

Nro. 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. Januar, 1810.

Traum! Alles Glück ist Traum! Fort von der Ruhe Thoren
Riß strenge mich die Pflicht.
Ich fühls, auf ewig ist dein Kuß für mich verloren,
Doch deine Liebe nicht!

Meyer.

Feldheim und Julie.

(Beschluß.)

Von diesem Zeitpunkte an vermied Feldheim das Auersche Haus, und die Frage des Bürgermeisters: „Weißt du den Grund nicht, Julchen?" war ein Dolchstich in dem zerrissenen Herzen der Liebenden. Schüchtern stand sie von ihrem Sitze auf und trat ans Fenster, um ihre Angst zu verbergen, und diese stieg noch höher, als ihr Oheim zu Dornstein sagte: „Sie sehen ihn ja so oft, fragen Sie ihn doch selbst, ob wir ihm etwas zu Leide gethan haben, und bringen Sie ihn wieder mit, — es waren doch schöne Abende, wenn er bey uns war und Musik machte und vorlas, — nicht wahr, Julchen, da wurde dir die Zeit nicht lang?"

Ein lauter Seufzer war die ganze Antwort.

„Nun, nun," sagte der Alte treuherzig, „du thust ja ganz verzweifelnd. — Er wird schon wieder kommen, und wenn er es nicht von selbst thut, so hol' ich ihn her."

Dem alten Auer war Feldheim einigemale auf der Straße begegnet, wo er ihn denn befragte, weshalb er ihn jetzt nicht mehr in seinem Hause sähe. Feldheim hatte sich so gut als möglich zu entschuldigen gesucht; er fühlte aber, daß nichts kräftig genug wäre, ein längeres Wegbleiben zu rechtfertigen. Er nahm also Urlaub und bewarb sich nachher um das Kommando zur Abholung der Remonte, wodurch er auf eine nicht auffallende Weise von seiner Garnison eine geraume Zeit abwesend seyn konnte.

Julchen bot alles auf, um ihren Gram vor den Augen so guter Menschen zu verbergen, und diese beständige Anstrengung hatte endlich die wohlthätige Folge, daß sie nicht ganz erlag. So tief sie sich auch anfänglich gekränkt fand, so überzeugte sie sich doch bald, daß Feldheims Betragen ihre höchste Bewunderung verdiene. Bey kälterer Ueberlegung wurde sie das Gefahrvolle ihrer schwärmerischen Hingebung in seiner ganzen Größe gewahr, und sie beschloß einen gleichen Sieg über ihre Liebe zu erkämpfen. Mit einem Heldenmuthe, dessen nur die reine Tugend fähig ist, arbeitete sie täglich daran, Feldheim zu vergessen, und endlich gelang es ihr, ihr widerstrebendes Herz am Zügel heiliger Pflichten zu führen. Als sie Feldheims Abreise erfuhr, erkannte sie in ihr eine neue Aufopferung von seiner Seite, und sie rief aus: „Ich traue seinen Worten; er liebt mich eben so innig, als ich ihn liebe, er ist eben so unglücklich als ich, aber er hat mehr Muth, sein Schicksal zu tragen. — Sein Beyspiel soll mich anfeuern, ihm nachzuahmen. Was hab' ich nicht im Wahnsinne der Leidenschaft gewagt? Ehre, Unschuld, Ruhe des Lebens; aber er ward mein Schutzgeist, er hatte Mitleid mit meiner Schwäche und führte mich zu dem Pfade der Tugend zurück. — Ich thue Verzicht auf seinen Besitz, ich will streben, durch treue Erfüllung jeder Pflicht des Lebens seiner Achtung immer würdiger zu werden."

Dieser Enthusiasmus einer schönen Seele ward der lindernde Balsam für die tiefe Wunde ihres Herzens, und nach und nach kehrte der heilige Friede in ihr Gemüth

zurück, welcher den Sieg der Selbstbekämpfung immer belohnt.

Dornstein kam nach Feldheims Abreise öfter denn jemals in das Auersche Haus; mit jedem Tage wuchs seine Neigung zu Julien. Endlich wagte er es, dem Bürgermeister seine Wünsche zu eröffnen.

„Ich habe nichts dagegen," sagte dieser, „und ich glaube auch, daß Julchen Ihnen keinen Korb geben wird; aber die Hauptsache ist doch ein Amt, wodurch Sie eine Familie ernähren können. — Wenn Sie das haben, dann wollen wir weiter davon sprechen."

Durch diese Erklärung beherzt gemacht, wandte sich Dornstein einige Zeit darauf an Julien selbst. Er sprach mit der Begeisterung eines liebenden Herzens, gestand ihr seine innige Zuneigung, versicherte ihr, daß er alles aufbieten würde, recht bald eine Versorgung zu erhalten, und bewarb sich in diesem Falle um ihr Herz und ihre Hand. Sie wies ihn nicht mit Härte ab, sie bat nur um Bedenkzeit, und bescheiden zog sich der junge Mann zurück. Bald darauf sprachen auch ihre Pflegeältern mit ihr über Dornsteins Wünsche. Sie kämpfte lange, ehe sie zu einem Entschlusse kommen konnte. Sie schätzte Dornstein wegen seines Biedersinns, aber sie fühlte keine Liebe für ihn. Es war die schwere Prüfung eines noch nicht völlig geheilten Herzens. Doch sie hatte ihren schönsten Hoffnungen heldenmüthig entsagt, sie beschloß nach hartem Kampfe, den Wünschen so guter Pflegeältern folgsam zu seyn, einen braven Mann nicht zu kränken, und sich fremdem Glücke als Opfer hinzugeben. Dornstein und Julie wurden verlobt.

Feldheim war nach Verlauf von sechs Monaten wieder in seine Garnison zurückgekehrt. Trunken vor Freude suchte ihn Dornstein auf und erzählte ihm sein Glück. — Ihm ahnte nicht, wie tief er Feldheims Herz damit verwundete. —

„Nichts fehlt mir nun," sagte Dornstein, „als ein Amt, wovon ich leben kann — aber bey der Menge von Mitbewerbern werde ich wol noch lange warten müssen, leider habe ich keine mächtige Beschützer."

„Dafür lassen Sie mich sorgen, versetzte Feldheim, „ich kenne den Fürsten von A. b..., er will mir wohl vielleicht kann ich Ihren Wunsch bald in Erfüllung bringen."

Ruhiger kehrte Dornstein zu seiner Braut zurück, und nach vier Wochen überraschte ihn Feldheim mit der Bestallung zu einem Försterposten.

Wie glücklich war Dornstein, wie dankbar die Auersche Familie, wie tief bewegt Julie! — Der Tag der ehelichen Verbindung wurde nun nicht länger verschoben, und was war natürlicher, als daß der Bräutigam darauf bestand, seinen Wohlthäter zum Zeugen bey diesem Feste zu haben. Feldheim wurde eingeladen und erschien nun nach vielen Monaten zum Erstenmale wieder in dem Auerschen Hause, wo er einst so selige Stunden verlebt hatte.

Mit Herzlichkeit kamen ihm die Auerschen Eheleute entgegen, mit dankbarer Innigkeit schloß Dornstein ihn in seine Arme, und schüchtern, hold erröthend nahte sich Julie dem einst so innig Geliebten. Der Geistliche erschien, verlas nach einer kurzen Rede die Trauungsformel, das Brautpaar wechselte die Ringe, empfing den priesterlichen Segen, und Julie und Dornstein waren auf ewig verbunden. Alles wünschte den jungen Eheleuten Glück; mit einer verhaltenen Thräne im Auge faßte endlich auch Feldheim Juliens Hand, drückte sie sanft, und sagte leise: „Gott segne Sie!"

Da entstürzten Thränen ihren Augen, sie wandte sich zu Dornstein, und rief mit begeisterter Schwärmerey aus: „Diesem Manne, Dornstein, diesem edeln Manne allein verdankst du es, daß du eine schuldlose Gattinn in deine Arme schließen kannst."

Alle waren überrascht, aber Julie erzählte mit edler Unbefangenheit ihre Verirrung und Feldheims Edelmuth.

Bald darauf zog das junge Ehepaar an den Ort seiner neuen Bestimmung. Juliens edles Geständniß hatte sie dem Herzen ihres Gatten noch theurer gemacht, sie selbst hatte dadurch an Vertrauen zu sich selbst und zu ihm gewonnen, die Zeit vertilgte nach und nach auch die Narben der frühern Herzenswunden, und Feldheim fühlte sich glücklich in dem Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben.

Feldheim wurde kurz nach Juliens Verheirathung in den Generalstaab versetzt, da er dem Monarchen von seinen Vorgesetzten als ein sollder und kenntnißreicher Offizier war empfolen worden. Hierdurch gewann er einen großen Vorsprung in seiner militärischen Laufbahn, und kam in nähere Verbindung mit den einflußreichsten Personen des Hofes. Mitten unter den Zerstreuungen der großen Welt vergaß er aber Julien und ihren Gatten nicht, und zog von Zeit zu Zeit von der Auerschen Familie Nachrichten über ihre Lage ein. Dornsteins Stelle war nur mit einem geringen Einkommen verknüpft; Feldheim bot daher allen seinen Einfluß auf, bis er ihm endlich durch seine dringenden Empfelungen eine Oberförsterstelle in Preußen verschafft hatte.

Welch eine Freude für Julien, als Feldheim ihr in einem Briefe diese Verbesserung ihrer häuslichen Lage meldete, und ihr auftrug, ihren Gatten damit an seinem Geburtstage zu überraschen. Sie that es, aber eine wehmüthige Erinnerung der Vergangenheit milderte das frohe Gefühl des Dankes für ihren großmüthigen Freund. Ach wie glücklich hätte sie seyn können, wenn nun der ihr Gatte geworben wäre, dessen Bild weder Selbstbesiegung noch Zeit aus ihrem Herzen gänzlich vertilgen konnte. Dornstein folgte seinem neuen Rufe, und zog nach Preußen.

Der für Preußen so unglückliche Krieg brach aus, und Feldheim rief seine Pflicht in das Schlachtgetümmel.

Wie zitterte Julie für den theuern Freund, als sie die schreckliche Botschaft von der zerstörenden Schlacht bey Jena erfuhr. Die Sieger drangen immer weiter in das Herz ihres geliebten Vaterlandes, und schon ward Preußen der schaudererregende Schauplatz blutiger Kämpfe.

Feldheim war der Gefangenschaft glücklich entronnen. Er begab sich zu dem tapfern Korps des General-Lieutenants von L'Estocq, und auch hier zeichnete er sich durch ächten Heldenmuth und unerschütterliche Gegenwart des Geistes aus.

Die russische Armee kam nach dem bedeutenden Gefechte bey Mohrungen nach Eylau, und besetzte sowol diesen Ort, als die nahe daran auf der Westseite gelegenen Anhöhen.

Wer kennt nicht diese blutige Schlacht? — Eylau wurde der Zentralpunkt des Angriffs. Die Franzosen stürmten von den Höhen herab auf die unglückliche kleine Stadt und vertrieben die Russen; die letzten nahmen sie wieder ein, aber ihre Anstrengung blieb erfolglos, denn bald darauf mußten sie dem kraftvollen Angriffe des Feindes weichen. Den folgenden Tag übernahmen die Russen den Kampf um den Wiederbesitz auf's neue, und waren auch glücklich, da das preußische Korps den entscheidenden Ausschlag gab. Aber von allen Seiten floß Blut in Strömen, eine feindliche Kugel verwundete Feldheim, und er stürzte bewußtlos vom Pferde. — Ein treuer Diener sah ihn sinken, er flog herzu, und rettete ihn, ehe er noch von den Hufen der Pferde zermalmt wurde. Mit der größten Anstrengung trug er den Halbentseelten in eine verlassene Hütte auf dem Felde, schaffte dann mit Hülfe einiger flüchtenden Landleute einen Wagen herbey, und suchte ein Asyl für seinen geliebten Herrn. In einiger Entfernung entdeckte er in einem Walde ein einsames Haus, dorthin ließ er den Verwundeten bringen, um ihm sobald als möglich Hülfe zu schaffen, und sein theures Leben zu retten.

Es war Dornsteins Wohnung. Welch ein Anblick für ihn, als er in dem Halbentseelten seinen edeln Wohlthäter erkannte. Aber weit erschütternder war der Moment, wo Julie, noch nicht genesen von einer schweren Krankheit, die Folge vielfacher Drangsale des Krieges und der immerwährenden Angst vor Plünderungen und Mißhandlungen roher Feinde, den Geliebten, bleich wie einen Geist und mit Blut befleckt, in ihr Zimmer führen sah. — Mit einem lauten Schrey des Schreckens sank sie ohnmächtig zu Boden.

Feldheim, ganz ermattet von seiner Verblutung, wurde nun zum Erstenmale verbunden, und Julie bot alles zu seiner Pflege auf. Dornstein schickte überall umher nach einem Arzte oder Wundarzte, doch vergebens. Die Gräuel des Krieges hatten die Einwohner der Nachbarschaft von ihren friedlichen Wohnungen vertrieben, und Tod und Schrecken herrschte in der umliegenden Gegend. Julie verließ keinen Augenblick das Lager des Kranken, der an einem heftigen Wundfieber litt, und ängstlich nach ärztlicher Hülfe schmachtete.

Feldheim wurde mit jedem Tage schwächer, und Julie, erschöpft von der fortdauernden Sorge für das Leben ihres Geliebten, und von dem ununterbrochenen Nachtwachen an seinem Bette, verfiel auf's neue in jene Krankheit, von der sie sich kaum erst etwas erholt hatte. Mit der höchsten Anstrengung suchte sie noch immer den theuern Verwundeten zu pflegen, aber zuletzt erlag die Natur in diesem fortdauernden Kampfe, ein heftiges Fieber fesselte auch sie an ihr Lager.

Mehrere Wochen verflossen in diesem Zustande der Angst und Verzweiflung, ehe Dornstein im Stande war, einen Arzt herbeyzuschaffen. Endlich kam einer, aber zu spät; Feldheim wurde ein Opfer des Todes. Die Nachricht davon machte einen so erschütternden Eindruck auf Julien, daß auch sie nach einigen Tagen dem Geliebten in eine bessere Welt folgte, wo kein rauher Sturm des Krieges die zarten Blüthen menschlichen Glücks grausam zernichtet.

Doensteins Schmerz kannte keine Gränzen; von allem getrennt, was seinem Herzen hier theuer gewesen war, überließ er sich anhaltend der Verzweiflung. Aber die wohlthätige Zeit goß Balsam in seine blutenden Wunden, und er ehrte das Andenken seiner Gattinn und seines edelmüthigen Freundes durch eine fromme Trauer.

Dornstein ließ beyde neben einander zur Erde bestatten, und weihte ihrem Andenken einen einfachen Sarkophag mit der Inschrift:

Die hart das Leben getrennt, hat liebreich der Tod hier vereinet.

Karl Müchler.

Literarisches Allerley.

In keinem Lande werden fortdauernd so viele Abdrücke der Klassiker anderer neuer Völker veranstaltet, und so viele Hülfsmittel zur gründlichen Erlernung ihrer Sprachen herausgegeben, als in Deutschland. Ein eigenes Barometer geben in dieser Rücksicht die unter eigener Rubrik verzeichneten fertig gewordenen Schriften in ausländischen Sprachen in jedem Leipziger Meßkatalogus. Wir wollen nur etwas von dem, was das Verdienstlichste in diesem Fache seyn mag, aus dem letzten Meßertrage anführen.

Für die englische Literatur verdient der in Leipzig bey Gerh. Fleischer erschienene Abdruck vom Steevenschen Shakespear, wovon das letzte (14te) Bändchen den Timon und Cortolan enthält, durch Niedlichkeit des Formats, Correctheit des Drucks und Vollständigkeit der Noten, eine rühmliche Erwähnung. Es ist bey Erwähnung dieses zierlichen Abdrucks in kritischen Blättern öffentlich an den Veteran Eschenburg in Braunschweig die Aufforderung ergangen, eine vollendete, kritische und erklärende Ausgabe seines Shakespear im Originale zu besorgen. Wer wollte nicht in diesen Antrag einstimmen? Was mag der rastlos fortschreitende Mann seit 1787, wo er das noch jetzt unentbehrliche Buch über Shakespear herausgab, hinzugelernt und hinzugesammelt haben! Gewiß, wir könnten

hier den Britten selbst eine Palme abringen, wenn Eschenburg nur wollte. Und Muße hat ihm die von Vielen beklagte Auflösung des Carolinum ja in vollem Maße gegeben. Uebrigens verdient in Absicht auf die englische Sprache die neueste Umarbeitung von Arnolds englischer Grammatik (in der 12ten Auflage, Jena, Frommann), ein vorzügliches Lob. Der Herausgeber des Bayleschen Wörterbuchs, D. Fahrenkrüger in Hamburg, hat hier ein treffliches Stück Arbeit geliefert. Ein Ueberfluß von englischen (sehr gut gewählten) und deutschen Uebungsstücken ist angefügt. Im Besitze dieser eben jetzt erschienenen Ausgabe kann man ein Dutzend anderer Hülfsbücher entbehren.

Für die Abdrücke in französischer Sprache ist wol am häufigsten gesorgt. Besonders angenehm und übend für den Modeton in Paris sind die auf den vorzüglichsten Theatern der großen Hauptstadt an der Seine zuletzt gespielten neuen Trauer- und Lustspiele, wovon die Rudolstädter Hofbuchhandlung unter dem Titel: Thalie et Melpomène, eine Sammlung heftweise erscheinen läßt. Die Auswahl wird in Paris selbst von einer Enkelinn der berühmten Karschin, die einen französischen großen Orientalisten geheirathet hat, Mad. Chézy, mit vielem Geschmacke besorgt. Es sind vom 6ten Bande dieser Sammlung schon zwey Cahiers erschienen; ein sicherer Beweis, daß die Abnahme mit dem Bedürfnisse Schritt hält! Für die grammatischen Hülfsmittel bleiben Mozins Sprachlehre und Uebungsbücher in unbestrittenem Werthe. Jede Messe bringt neue Auflagen von einem oder dem andern dieser beliebten Bücher. Die vom französischen Prediger bey der reformirten Gemeine in Dresden, Hrn. Riquet, zweckmäßig ausgewählte Bibliothèque française, (3 Cahiers, Leipzig, Hartknoch), hat den Vorzug, daß sie kein planloses Gemische, sondern eine Darstellung des Neuesten aus der Länderkunde ist. Das erste Bändchen behandelt Egypten, das dritte, das so eben erschien, Japan; für Erwachsenere ein sehr zu empfelendes Lesebuch. —

Für die italienische Literatur ist die Vollendung der, durch den unvergeßlichen Fernow, dessen italienische Sprachlehre für Deutsche (bey Cotta, 1804) in zwey Bänden durch Philosophie und tiefes Eindringen wol noch lange unübertroffen bleiben wird, neuerlich unternommenen Raccolta in 12 Bänden gewiß ein bedeutender Gewinn. Die letzten zwey Bände, welche die Gerusalemme liberata nebst dem von Held den Rime desselben Dichters vorgesetzten Leben enthalten, sind zwar erst in der letzten Messe ausgegeben worden; allein Fernow hatte noch vor seinem Tode alles dazu vorbereitet. So besitzen wir also die göttliche Komödie des Dante, Petrarca's Rime, den wütenden Roland, Ariosts und Tassos befreyetes Jerusalem so korrekt und mit solcher Ausstattung von erklärenden Anmerkungen, biographischen Nachrichten und Verzeichnissen der Ausgaben versehen, und dabey so sauber gedruckt, daß sie eine Zierde jeder Handbibliothek genannt werden können. Die Glasgower und Londner Ausgaben, so wie die Pariser bey Barbou und Didot, sind allerdings noch weit netter; aber an innerm Gehalte stehen sie weit nach. Von Carlo Gozzi 10 genialischen Mährchen-Dramen erhielten wir in einem zierlichen Taschen-Formate eine korrekte Ausgabe des Originals in drey Bändchen, unter dem Titel: Le dieci fiati teatrali del Conte Carlo Gozzi, (bey Hitzig in Leipzig). Derselbe unternehmende Verleger hat eine andere Sammlung von Abdrücken südlicher Originaldichter unter dem gemeinschaftlichen Titel: Für Freunde der Poesie des Südens angefangen, worin er heftweise die in Deutschland schwer zu findenden Meisterwerke südlicher Poesie mitzutheilen gedenkt. Das erste Bändchen enthält das im Originale bey uns sehr seltene Trauerspiel des Cervantes, die Numancia, nach der Madriter Ausgabe der Antonio de Sancho von 1784, unter der Aufsicht des großen Kenners der spanischen Literatur, des Hrn. C. von Winterfeld in Berlin abgedruckt. Angefügt ist eine metrische Uebersetzung desselben Stückes, nach dem Versmaße des Originals, von einem Manne, den Deutschland schon, seines neuesten Originalwerkes wegen neben seinen großen Dichtern nennt. Die Uebersetzerpartey von der strictesten Observanz ist diesem Versuche einen ausgezeichneten Beyfall schuldig. Die unendlichen Schwierigkeiten sind mit der genauesten Kenntniß und mit seltener Gewandtheit und Herrschaft über die Sprache überwunden worden. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bamberg.

Hr. Patrik Peale, dessen schon mehrmalen in Ihren Blättern gedacht wurde, ist in einigen Gastrollen bey uns aufgetreten. Als Marinelli befriedigte er das Publikum, die leidenschaftlichen Scenen ausgenommen, nicht; und noch weniger als Leicester in Maria Stuart. Man beschuldigte ihn eines manierirten Spiels, einer Ueberladung der Mimik und einer eintönigen Deklamation, die nicht selten in ein wahres Predigen ausarte.

Da Hr. P. allerdings viel Studium besitzt, so mag jenes Urtheil vielleicht, außer seinem allerdings scharfen, und für den Ton der Innigkeit durchaus nicht biegsamen Organ, daher rühren, daß seine Ansichten von der dramatischen Darstellung noch zu neu, bey ihm selbst noch nicht genug durch Bekanntschaft mit dem praktischen Theile derselben gereift, auf jeden Fall aber dem Publikum noch zu fremd sind.

Als Mimiker hingegen fand er in den beyden mimischen Darstellungen allgemeinen Beyfall. Hier war es, wo er sein tiefes Studium der Kunst, den Reichthum seiner wissenschaftlichen Kenntnisse beurkunden konnte, und mit Madame Hendel rühmlich wetteiferte.

Unter seinen mimischen Tableaus haben die Verklärung, nach Raphaels Gemählde, Hektors Tod, Macbeths Tod, Regulus Trennung von den Römern, und der Wahnsinn des Orest, die meiste Sensation gemacht. Lessings Nathan und den Kammerrath Fegefack haben wir noch zu erwarten. Uebrigens hat die hiesige Bühne, aller Hindernisse ungeachtet, an ästhetischem Werthe sehr gewonnen.

Mad. Köhler, unstreitig eine der ersten deutschen Künstlerinnen, ist nun die Zierde unsers Theaters. Sie ist bis jetzt als Tamira in Salomons Urtheil, als Baroninn in der Beichte, als Elisabeth in Maria Stuart, und als Armida aufgetreten.

Auch besitzt die hiesige Bühne, die noch kürzlich von dem hier anwesenden Kronprinzen von Bayern sich des ausgezeichneten Beyfalls zu erfreuen hatte, außer Mad. Köhler, an Mad. Wiy, Demois. Weybrauch, und den HH. Gelling, Rousseau und Wiy, wozu nun auch der berühmte Tenorist Hr. Wurm kommen wird, Glieder, wie man wol selten auf weit größern Bühnen Deutschlands beysammen finden dürfte. Und eben so vortheilhaft zeichnet sich das Orchester unter der Leitung des einsichts- und gefühlvollen Konzertmeisters Dittmeyer aus. Desto mehr zu bedauern ist es, daß die Beschränktheit der Verhältnisse (denn auch der ehemalige Staatszuschuß ist, dem Vernehmen nach, eingezogen), den jetzigen Vorsteher hindern, der hiesigen Bühne den Grad von Vollendung zu geben, den man von dessen bewährter Kunstliebe erwarten dürfte.

Nro. 17.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. Januar, 1810.

— So wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder! da wär' es ein Fest Deutscher mit Deutschen zu seyn.
Doch was priesest du ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.

v. Goethe.

Weimar.

Sr. Excellenz, dem Herrn Minister v. Voigt.

Der Lieder nicht bedarf's, Dich liedereiche
Zu preisen, die Germania
Im heiligen Verein der Musen sah;
Und die mit ihres Ruhms Gezweige
So lange wird das Vaterland bekrönen,
Als deutsche Sprache lebt im Reich des Schönen.
Ward nicht in Dir das Herrlichste gesungen,
Was je des Deutschen Herz erfreut?
Hat nicht Apollo Dich zum Sitz geweiht,
Mit Hellas Kraft, mit Hellas Zungen
Die Götter, die der Wahn der Zeit entlieh,
Zu bannen wieder in die Welt der Phantasie?
Wie oft hat nicht in Dir des Epos Schwinge,
Die Lyra, der Kothurn gerauscht?
Wie oft der Geist des Alterthums gelauscht,
Daß er die hohen Weisen wiederbringe,
In denen, von der Hand der Kunst entsiegelt,
Die reinste Form der Menschheit sich gespiegelt?
Auf seinen Wink entfloh die letzte Hülle
Der Afterbildung; es verschwand
Die fremde Regel, und entfesselt stand
Die Poesie in junger Kräfte Fülle.
Da neigte sich, Unsterbliches zu hören,
Der Völker Ohr zu ihren süßen Chören.
Und wer, wer weihte so der Kunst Altäre?
Wer rief die Priester in das Heiligthum,
In dem zuerst der deutschen Muse Ruhm
Wettkämpfte mit der Vorwelt Glanz und Ehre? —
O, ruht er nicht in jeder deutschen Brust,
Der Pfleger alles Schönen, Carl August?

Chr. Schreiber.

Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806.

Dritter Brief.

Inhalt.

Wanderung durch die Grafschaft Cornwallis — Lesklard — Fawy — Mr. Rosleigh — Charlestown — Fruro — Falmouth — Hesten — Cap Lezard — Marazion — Lands-End — Stratton — Saltasy — Zurückkunft nach Plymouth.

Plymouth, Dec. 1805.

Meine zwey letzten gingen durch einen Emdner Kapitän an Sie ab, der endlich freygesprochen worden ist. Seitdem habe ich eine fast achttägige Wanderung durch die Grafschaft Cornwallis gemacht, von der ich erst gestern zurückgekommen bin. Das Wetter war für die Jahreszeit außerordentlich schön; es scheint ein immerwährender Herbst zu seyn. Ich bin beynahe immer zu Fuß gereist, und ward doch überall für einen Gentleman angesehn. Dies kann man indessen nur in dieser Grafschaft und in einigen benachbarten wagen; versteht sich, wenn man immer recht

nett gekleidet ist. Es war ein herrlicher Decembermorgen, als ich meinen Wanderstab ergriff. Nachdem ich in Do.. gefrühstückt hatte, ließ ich mich über die Tamee setzen, passierte Mount Edgecumbe, und kam über Anthony nach St. Germains. Anthony ist ein kleines recht armseliges Dörfchen, das aber eine sehr schöne Pfarrwohnung hat. St. Germains hingegen ist ein artiges Städtchen von ungefähr 500 Einwohnern, die meistens Fischer sind. Es liegt an dem Lidy, der in die Tamer fällt.

Hinter St. Germains ward die ganze Landschaft auf einmal öde, kahl und unfruchtbar, alles zeigte das Gegentheil von dem reizenden Devonshire. So kam ich nach Eastloo, und bald darauf nach Westloo: zwey Städtchen, die durch die Loo getrennt, aber durch eine schöne Brücke von zehn Bogen wieder vereinigt sind. Jedes derselben mag ungefähr 500 Einwohner zählen, deren Haupterwerb in der Haeringsfischerey besteht. Das Meer, in welches sich die Loo ergießt, ist nämlich nur drey Viertelstunden von hier entfernt. Ich nahm in Westloo ein gutes Mittagessen ein, das aus Rostbeef, Erdäpfeln und Portwein bestand.

Den Nachmittag ging es nun weiter bis Lesklard. Unterwegs sah ich die schöne Quelle von St. Keyne, der eine Art Wunderkraft zugeschrieben wird. Sie ist von hohen Bäumen beschattet, worunter einige Bänke aufgeschlagen sind. In Lesklard selbst kam ich ungefähr um vier Uhr an, und trat in „the Kings Arms" bey einem Mr. Williams ab, wo ich die beste Aufnahme fand. Dies artige Städtchen liegt am Abhange eines Hügels, zählt 2000 Einwohner, und ist wegen seiner Gerbereyen bekannt. In der Nähe befindet sich das Dörfchen St. Clare, wo einige interessante altenglische Denkmäler zu sehen sind.

Am folgenden Morgen führte mich mein Weg nach Lostwithiel, ungefähr sechs Stunden von Lesklard. Die Gegend war angenehm, der Boden vortrefflich angebaut; auch soll dieser Strich wirklich der feuchtbarste Theil der ganzen Grafschaft seyn. Lostwithiel am Fawy gelegen, ist nur ein unbedeutender Ort, ob es gleich ehedem sehr blühend gewesen seyn soll. Man schreibt dies der Versandung des Flusses zu, die das Hinaufsegeln der Schiffe unmöglich macht. So ist Glück und Wohlstand nur zu oft an physische Ursachen geknüpft! Auf einem benachbarten Berge erblickt man die Ruinen von Restormel-Castle, einst in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts von dem deutschen Könige Richard bewohnt.

Von Lostwithiel kam ich durch eine sehr reizende Gegend nach dem Städtchen Fawy, etwa anderthalb Stunden davon. Vorher passierte ich noch das freundliche Dörfchen Feowardred, wo die Ruinen eines alten Benediktiner-Klosters und dessen gut erhaltene Kirche zu besehen sind. Auch pflegt man hier von Zeit zu Zeit eine Menge römischer Urnen und Kaisermünzen auszugraben, worunter einige ziemlich selten sind. Fawy selbst liegt an der Mündung eines Flusses, der denselben Namen trägt. Es ist ein kleines Städtchen von ungefähr 600 Einwohnern, das eigentlich nur eine einzige Hauptstraße hat. Die Einwohner nähren sich meistens von der Häringsfischerey, wozu hier gute Gelegenheit ist. Es werden daher jährlich an 28 bis 30000 Tonnen, jede von dreytausend Stück, eingelegt. Der Hafen ist eben so geräumig als sicher, und wird durch zwey kleine Batterien und das Fort St. Katharina beschützt. Die Gegend ist gebirgig und äußerst pittoresk. Von einem dieser hohen Berge, auf welchem sich die Ruinen einer alten Kapelle befinden, hat man einen sehr ausgebreiteten Land- und See-Prospekt. Ich blieb in Fawy über Nacht, und hatte im Gasthofe zum Schiff ein sehr gutes Quartier.

Meine dritte Tagereise begann sehr angenehm. Ich ließ mich über den Fawy setzen, und kam nach einer Stunde zu einem Landhause, das einem Herrn Rosleigh gehört, und äußerst angenehm auf einer Anhöhe liegt. Hier besah ich einen sehr schönen Garten und ein vortreffliches Mineralien-Kabinet, das für eines der vollständigsten und kostbarsten in ganz England gehalten wird. Weiter kam ich nach Pootmouth, einem artigen Kustenflecken, der ebenfalls eine Schöpfung von Hrn. Rosleigh ist, und nach dessen Vornamen daher auch Charlestown genannt wird. Vor sechszehn Jahren standen hier blos ein Paar Fischerhütten, von nicht mehr als neun Menschen bewohnt. Jetzt befinden sich einige artige Straßen, eine Menge Packhäuser, ein Schiffswerft, und über dreyhundert Einwohner daselbst. Der Haupterwerb derselben besteht in der Häringsfischerey, dem Ackerbau und der Reinigung der Farrner-Erde, die stark nach Staffordshire und Truro geht.

Mein fernerer Weg führte mich nun nach Austel, einem Marktflecken von ungefähr 3880 Einwohnern, der an der großen Poststraße von Plymouth nach Falmouth liegt. Ich aß hier zu Mittag, und wanderte dann durch eine gebirgige, nur wenig bevölkerte Gegend vollends nach Truro, wo ich im Red Lion die beste Aufnahme fand. Truro, mit fast 2000 Einwohnern, liegt sehr angenehm in einem fruchtbaren Thale, am Zusammenflusse des Kenwyn und St. Allee, so daß man noch mit Schiffen von hundert Tonnen und darüber bis an die Stadt hinaufsegeln kann. Die Häuser sind schön, die Straßen regelmäßig und gut gepflastert, auch mit Lateernen versehen: ein Vorzug, dessen sich keine andere Stadt der Grafschaft rühmen kann. Ueberhaupt herrscht hier überall ungleich mehr Wohlstand, Kultur und Lebensgenuß. Man findet z. B. ein artiges Theater, einen schönen Konzertsaal, einige gute Leihbibliotheken und selbst eine gelehrte Gesellschaft in dieser Stadt. Auffallend waren mir die hohen Zinnhaufen, die ich hier und da auf den Straßen, besonders auf dem Markte, liegen sah, ich hörte aber, daß es aus Mangel an Platz geschieht. Die Zinngruben befinden sich ganz nahe bey der Stadt; das Befahren derselben ist aber nicht der Mühe werth.

Meine vierte Tagereise war außerordentlich stark, ward aber auch zum Theil in einer Post-Chaise gemacht. Zuerst kam ich bey den weitläufigen Zinngruben und Schmelzhütten von Camborn vorbey, und trat bald darauf wieder in eine eben so schöne als fruchtbare Landschaft ein. Ungefähr drey Stunden von Truro passirte ich Penryn, eine ziemlich grose und ansehnliche Stadt, die mit herrlichen Pflanzungen umgeben an einem Arme des Fal liegt. Die Gegend von Penryn ist unter dem Namen des Paradieses von Cornwallis bekannt, und zeichnet sich auch wirklich durch große Schönheit aus. Von Penryn bis Falmouth werden nur drey Viertelstunden gerechnet; es ist ein äuserst angenehmer Weg.

Falmouth selbst, mit ungefähr 5000 Einwohnern, liegt an der Mündung des Fal, und soll die schönste und vornehmste Stadt der ganzen Grafschaft seyn. Am meisten gefiel mir besonders die herrliche Straße, die sich über eine starke Viertelstunde lang am Hafen hinzieht. Der Hafen selbst wird für den besten, bequemsten und sichersten in ganz England gehalten, und hat auch für die größten Schiffe noch an den Kays gehörige Tiefe genug. Er wird durch zwey starke Forts vertheidigt, die unter dem Namen St. Mays- und Pendennis-Castle bekannt sind. Jenes gehört zu einer kleinen Stadt gleiches Namens, die zwar nur aus einigen Fischerwohnungen besteht, aber dennoch zwey Parlamentsglieder wählen kann; dieses liegt auf der Spitze einer Halbinsel, und zeichnet sich durch seine vortrefflichen Werke aus. Falmouth ist übrigens eine sehr lebendige Stadt. Es liegt nämlich nicht nur immer eine Abtheilung der königlichen Flotte daselbst, sondern es laufen auch eine Menge Kauffartheyschiffe in diesen Hafen ein. Ueberdem pflegen von hier aus regelmäßige Packetboote nach Spanien, Portugall, Nordamerika und den Antillen abzugehen. (Der Beschluß folgt.)

Auch ein Beytrag zu der im Morgenblatte so oft besprochenen Lehre von den Surrogaten.

Da die Deutschen von jeher unelus waren, so ist es kein Wunder, daß sie auch in der wichtigen Lehre von den Surrogaten so sehr von einander abweichen. Der Pöbel aller Stände lebt und stirbt noch darauf, zweymal zwey sey nur vier, und nicht sieben; der aufgeklärte erkennt klüglich zweymal zwey als vollständiges Surrogat für Sieben an. Wer freut sich nicht, wenigstens Hofrath zu heissen, Hochwohlgeboren genannt zu werden, wenn er gleich nie Hofrath seyn kann, und weiß, daß er kaum mit gesunden Gliedern einfach geboren wurde. So geht es fort! Was sind also die Stimmen, die sich gegen die Surrogate erhoben, welche man gerade in neuern Zeiten so wohlthätig an die Stelle der nicht mehr erreichbaren Produkte der ältern Zeiten setzte? Man hat sich gesträubt, an die Stelle der mathematischen Punkte räumliche greifbare Punkte in die Geometrie aufzunehmen; und umgekehrt, statt greifbaren Metalls die dem Gefühle sich entziehenden Summen auf Bankozettel für voll gelten zu lassen. Im Herzen glauben noch viele, geebnete gelbe Bohnen seyen doch keine vollkommene Kaffeebohnen, und das tausendjährige Reich der Weltbeglückung, dessen Anfang uns Jung auf das Jahr Christi 1838 prophezeiht, rüste sich zu seinem Hervortreten, wie Noahs Regenbogen, der eine Sündfluth vorausschickte; man könne also das Surrogat der wirklichen Zeiten glücklicherweise noch nicht für die kommenden seligen Zeiten selbst ansehen. Ist aber dieser Widerwille gegen neuere Surrogate im Grunde nicht blos ein blindes Kleben am Alten, und was hat Deutschland mehr geschadet, als dieses? Ist doch selbst das ganze ehmalige heilige römische Reich, wie das bekannte Sprüchwort sagt dadurch weder heilig, noch römisch, noch reich geworden! Gewiß würde ohne einen solchen alten Köhlerglauben die wahre Blüthe des germanischen Geistes, die Naturphilosophie, längst schon bey uns ins wirkliche Leben eingegriffen haben, sie, die zeigt, daß nichts ist, als was man seyn lassen will! — wie unendlich viel leichter also Runkelrübensaft statt Zucker, und wer weiß was als Würze der Humanität darstellen würde!

Immer noch sind es blos zwey Klassen von Deutschen, welche öffentlich und in gedruckten Schriften sich zu der, einem Theile immer sehr nützlichen, Lehre von Surrogaten bekennen; die eine dieser Klassen ist die der schreibenden Aerzte. Ihnen sind ohnehin, selbst wenn der Welthandel wieder offen ist, Surrogate unentbehrlich. Wie viel Worte mußten sie nicht statt der Begriffe erfinden! Wie oft müssen sie nicht ein sieches Leben zum Surrogat für die Gesundheit demonstriren, und ein hölzernes Bein, das unläugbar weder Frostbeulen noch Leichdorne mehr bekommen kann, für ein aus Fleisch und zerbrechlichen Knochen bestehendes. Daher ihr edler Eifer, so viele Surrogate auch für theure Kolonialprodukte bekannt zu machen, und es ist wahrlich ihre Schuld nicht, wenn wir im Kümmel keinen Zimmt sehen wollen, und Bisam nicht im veralteten Auswurfe von Hindostans heiligem Thier! Es ist ein Chemiker, also ein Zunftverwandter der Aerzte, Davy, der erst neuerlich die Entdeckung machte, Stickluft in Metall zu verwandeln, und es mit Quecksilber zu einem Amalgam zu machen. Wie leicht muß nicht der Schritt vollends zu der Kunst seyn, Luft auszuprägen, und so ein unversiegbares Surrogat für Geld zu erhalten. Im Cottaschen Verlage in Tübingen ist kürzlich die Schrift eines Dr. Rauschenbusch über die Fieberrinde erschienen, worin erzählt wird, daß Prof. Aurenrieth der Meinung sey, man habe bey den Surrogaten für die theure China den Wald vor den Bäumen nicht gesehen, und daß er nicht nur ein Surrogat dieser Surrogate in der bloßen Holzfaser, welche sie alle mit einander gemein haben, gesucht,

sondern auch den überraschendsten glücklichsten Erfolg bey kalten Fiebern gesehen habe vom Eingeben ausgekochter bloßer, aber so fein als es bey der China und ihren Surrogaten der Brauch ist, gepülverter Sägspäne. Wir glauben aber, so etwas heiße den Eifer für Surrogate zu weit treiben; denn gesetzt auch, um bey diesem Beyspiele stehen zu bleiben, weitere Erfahrungen zeigten, daß überall bey der Heilung kalter Fieber das Holzessen wirklich die Hauptsache sey, so ist damit nur dem Unaufgeklärten geholfen, der blos die Hauptsache will. Mit dem Hinwegfallen alles äußern Scheins, wenn vollends die Sache einfach nützt, was sie soll, fällt auch aller Scharfsinn hinweg, den man bey einem Surrogat zeigen kann, um sich und andere zu überreden, ein gemahltes Schauessen sättige nicht nur so gut, sondern besser als ein derber Braten. Grade dieser glänzende Scharfsinn ist es, den bey den Surrogaten der stumpfsinnige Pöbel so sehr haßt, und der auf ihn ungefähr die Wirkung äußert, wie ein Spiegel, der Sage nach, auf einen Basilisken; je ernstlicher, mit je größerer Empfelung der Zweckmäßigkeit, und durch je höhere Autorität unterstützt ein Surrogat, z. B. die Ehre sich in den Zähnen stochern zu dürfen statt Sattessen, was beydes einerley äußeres Ansehen hat, dem Unwissenden angeboten wird, desto mehr wird diesem schon von der bloßen Erzählung übel, desto emsiger sucht er sich aufs neue an das Alte zu halten. Wer aber, der nur auf einige feinere Bildung Ansprüche macht, wird in diese Menschenklasse gehören wollen? Das erste Erforderniß zu einem Surrogate ist, daß es den äußern Schein der Hauptsache habe, aber dafür ihren Nutzen nicht leiste; und wirklich! es ist die Sache der Surrogate noch nie aus einem höhern Gesichtspunkte betrachtet worden. Die Kunst sie notdwendig zu machen hat zum Zweck, einzelne Menschen wie ganze Völker an eine heilsame Bezähmung der Lüste und Begierden zu gewöhnen, und doch auf der andern Seite die Thätigkeit, wie bey dem Fuchse der nach den Trauben sprang, dadurch zu unterhalten, daß der äußere Schein des Surrogats immer an die verlohrne Hauptsache mahnt. Was könnte z. B. die Schweden das Kaiserthum China viel interessiren, wenn es entweder bey ihnen wirklichen Thee gäbe, oder sie ihn ganz vergässen? Da nun unläugbar die Deutschen den stärksten Sporn zur Thätigkeit, deren Nutzen wie die Kinder sie oft nicht einmal einsehen wollen, nöthig haben, und das Morgenblatt immer mehr nicht blos das Organ der ganzen Nation, sondern auch ihr Lehrmeister wird; so wird es künftig besonders auch der wichtigen Lehre von Surrogaten in allen Fächern sich annehmen, und darüber wachen, daß in keiner Schrift gegen die eigentlichen Grundsätze derselben verstoßen wird.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 29 Dec. 1809.

Schon seit einiger Zeit haben unsre drey großen Theater mit ihren neuen Stücken sehr wenig Glück gemacht. Zu einem Succès complet kam fast gar keines. Auch von der Oper Fernand Cortez will der böse Leumund behaupten, wäre der Beyfall nur den Dekorationen d'après Humboldt, der Geschicklichkeit der Pferde des Hrn. Franconi, und dem, was sonst noch für das Auge abgesponnen würde, zu verdanken. Kurz, demi — succès und tombé à plat, sind bey den ersten Vorstellungen so ziemlich an der Tagesordnung. Letzteres Schicksal hatte im Théatre français noch kürzlich l'Enthousiaste, Comédie en 5 actes et en vers — es wurde dermaßen ausgepfiffen, daß die Schauspieler noch vor dem Ende des Stückes ihre Verbeugung machen mußten. Das Théatre français verspricht uns zwey neue Stücke: Philopoemen, Tragédie und le Prisonnier en Voyage, Comédie; es ist zu wünschen, daß sie nicht das Schicksal ihrer Vorgänger haben. — Das Théatre du Vaudeville gibt schon eine Parodie des Fernand Cortez, unter dem Titel: Relâche pour la répetition générale de Fernand Cortez. Mit den Parodien hat bisher dieses Theater noch immer Glück gemacht. Auch diejenigen Vaudevilles, wo bekannte Gelehrte, Staats-Männer oder Helden auf die Bühne gebracht werden, reussiren fast alle. Doch liegen immer wahre Anekdoten bey diesen Stücken zum Grunde. Es ist zu bewundern, daß man sich in Deutschland in diesem Genre noch nicht besonders hervorgethan hat, da der Deutsche doch im Ganzen Individualitäten sehr liebt.

Kürzlich ist im Théatre feydeau unten im Peristyle eine Marmor-Statue in Lebensgröße von Gretry aufgestellt worden. Der Raum ist dort etwas beschränkt und nicht so vortheilhaft, wie der für die Statue von Voltaire im Théatre français. Daß noch bey Lebzeiten Gretrys die Statue errichtet wurde, ist etwas auffallend. — Im Odeon wird jetzt Kotzebues Misanthropie et Repentir gegeben, welches, wie bekannt, vor mehrern Jahren mit sehr vielem Beyfalle im Théatre français gespielt wurde.

Zürich, 17 Dec.

Von dem hier als Künstler sehr geschätzten und als Musik-Direktor ehemals sehr beliebten Hrn. Ernst Häusler, dermaligem königl. Bairischen Musik-Direktor in Augsburg, wurde diese Woche in den Sälen des Casino vor einem zahlreichen Auditorium ein Konzert gegeben. Es bestand dasselbe aus drey von Hrn. Häusler selbst komponirten Stücken, einer von Prof. Neuhofer verfaßten Kantate: „Schillers Todtenfeyer" für 4 Singstimmen mit Chören und einem Accompagnement von Blas-Instrumenten, einem kurzen aber geschmackvollen Violoncell-Konzert aus D, und einer Arie aus Es dur: „Calmate il suo dolore," u. s. w.

Wenn bey der von Hrn. Häusler selbst gesungenen Arie die Erscheinung einer vom tiefen Es vier reine Oktaven in die Höhe gehenden, völlig wie ein Sopran ausgebildeten Fistelstimme etwas höchst Auffallendes hatte, und mehr als einer Zuhörerinn ein Lächeln abzwang, so fand doch das Ganze sehr vielen und verdienten Beyfall, und namentlich konnten die Freunde des eigentlichen italienischen Gesanges, und unter diesen besonders die, welche in Italien selbst singen gehört haben, sich dabey an mancherley angenehmen Reminiscenzen ergetzen. Ueberhaupt erinnerte dieses Konzert wieder sehr lebhaft an jene angenehmen Zeiten eines allgemeinen musikalischen Friedens in unserer Stadt, der längst von unsern Mauern gewichen ist; an Zeiten, wo unter der Leitung des genannten Virtuosen Unternehmungen von sehr großem Umfange in seltener Vollkommenheit ausgeführt, und Dinge geleistet wurden, an die bey den gegenwärtigen neuerdings zerrissenen Verhältnissen, und bey den mehr als je getheilten Interessen und Rücksichten, der großen Anzahl isolirter Kräfte und musikalischer Fertigkeiten ungeachtet, kaum mehr jemand zu denken wagt.

Auch die Gebrüder Bohrer aus München haben unlängst bey ihrer Durchreise durch Zürich, der eine als Virtuose auf der Violine, der andere als Violoncellist allgemeinen Beyfall eingeerntet, und Letzterer besonders durch die Leichtigkeit und Ruhe, womit seine Meisterhand das Instrument behandelt, die Bewunderung aller Kenner auf sich gezogen.

Nro. 18.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. Januar, 1810.

In alten Zeiten ward ein Liebeshof gegründet,
Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

Schiller.

Bruchstücke zur Literatur- und Sitten-Geschichte Frankreichs, seit der höhern Ausbildung der Sprache, und der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes.

Epoche Richelieus.

Nach der Besiegung der Ligue und der Thronbesteigung Heinrichs XIV genoß Frankreich beynahe zum Erstenmale eine etwas dauerhafte äußere und innere Ruhe; und als nach dem Tode dieses großen Königes die Religions-Kriege wieder anfingen, zerschmetterte der despotische Richelieu bald mit Riesenhand den letzten Zufluchtsort der mächtigen reformirten Partey, und arbeitete während seines ganzen königlichen oder vielmehr tyrannischen Ministeriums unabläßig an der völligen Zerstörung des alten Befehdungs- und Feudal-Geistes. Die Großen konnten nun nicht mehr wie vorher durch Bewaffnungen und Kriege Macht und Ehrenstellen ertrotzen, sondern mußten dieselben am Hofe stehend suchen. Immer mehrere verliessen ihre festen Schlösser und lebten in der Hauptstadt; ihre Demüthigung und der steigende Wohlstand der Bürger verminderte den ungeheuern Unterschied der Stände, und es bildete sich nach und nach ein Publikum, aus welchem Männer von Genie in größerer Menge hervorgehen konnten, und ein anderes, noch lange Zeit in den höhern Ständen zu suchendes, das ihre Bemühungen zu beurtheilen und mit allgemeinem Beyfall zu belohnen wußte. Der Minister selbst wollte für einen geistreichen Schriftsteller gelten, und ließ von Männern von Talent in seinem Namen Theaterstücke schreiben, deren Aufzüge er oft unter fünf bis sechs derselben vertheilte, so daß die Schnelligkeit der Vollendung ihm das Ansehen der größten Leichtigkeit im Dichten gab. Bey seiner Nichte wurden, wie ehedem in den Cours d'amour der Provence, Dissertationen über Gegenstände der Liebe gehalten, welchen eine sonderbare Amtsgeille des Kardinals und der aus Religiosität und Frivolität wunderbar gemischte Geist der Zeit in scholastisch-theologische Formen einschloß. Die vorzüglichsten der hier erscheinenden Literatoren waren Chapelain, der Verfasser eines langweiligen Heldengedichtes über das Mädchen von Orleans, der witzige Briefsteller Voiture und der gelehrte, aber pedantische Menage, der auch in seinem eignen Hause vierzig Jahre lang jeden Mittwoch eine gelehrte Gesellschaft versammelte. Von dem Tone jener Gesellschaften, so wie auch der des Hotels Rambouillet, wo gleichfalls über Liebe, zugleich aber auch über Geisteswerke und alles vorfallende oft mit Parteygeist und meistens mit gesuchtem und geschmacklosem Witze, doch zuweilen auch nach gesündern und nützlichen Grundsätzen dissertirt wurde, können manche Konversationen in den ungeheuern Romanen der Mlle. Scudery, die eine der Hauptpersonen dieser Versammlungen war, noch jetzt dem geduldigen Leser einen Begriff geben. Ein anderes Vehikel dieser Konversationen, worauf sich in den Schriftstellern jener Zeit und selbst in den spätern manche Anspielungen befinden, war die Mode der Damen, die Schöngeister und andre Visiten des Morgens noch im Bette liegend zu

empfangen. Die Gänge neben dem Bette hießen Ruelles; daher sagt Boileau von einigen Schöngeistern seiner Zeit, daß sie hauptsächlich das Talent haben, in diesen Ruelles zu entzücken. Und Frau v. Motteville erzählt in ihren Memoires, daß die Herzoginn Chevreuse einst bey einer feyerlichen Gelegenheit so viele Besuche auf diese Weise empfangen habe, daß, indem sie sich dabey, um sich höflich gegen die Gesellschaft zu wenden, auf die Ellenbogen stützte, diese davon ganz wund geworden waren.

Der Kardinal stiftete zugleich die französische Akademie, ein literarisches Tribunal, das hauptsächlich die Sprache reinigen, vervollkommnen und festsetzen sollte, den botanischen Garten und andre gelehrte Anstalten, theils aus ächter Liebe zu den Wissenschaften, theils weil dieselben seine politischen Absichten, besonders die Milderung der Sitten und des Fehdegeistes beförderten. So erhielten bald die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Literatur eine Art von Oberhand im Staate. Im kleinen Kriege der Fronde spielten Galanterie, komische Lieder und andre Satyren eine größere Rolle als die Waffen, und gleich nachher theilten sich Stadt und Hof unter den nämlichen Pannieren, die vorher den Parteykrieg anführten, in zwey streitbare Faktionen über den Vorzug zweyer Sonette, worin Benserade und Voiture die Leiden und die Beständigkeit einer wenig begünstigten Liebe schilderten; jener, indem er sich mit Hiob verglich und diesen glücklicher pries, da er doch wenigstens seine Leiden klagen durfte, Voiture, indem er in wohlklingenden, aber im Grunde unbedeutenden Versen die Unmöglichkeit, seine Leidenschaft für die schöne Urania zu besiegen, dadurch erklärt, daß selbst sein Verstand noch mehr als seine Sinnen ihm sagt, sie allein sey liebenswürdig und schön. Die Herzoginn von Longueville, die eine der Hauptriebfedern des Krieges der Fronde gewesen war, stellte sich an die Spitze der Uranisten, die Prinzessinn von Conti war die Heerführerinn der Hiobisten, und beyde Parteyen ergossen sich in einen unendlichen Federkrieg.

Doch hätte dies alles dem guten Geschmacke vielleicht mehr geschadet als genützt, hätte nicht die Natur mit ihrer eignen Allgewalt nach den leichten Vorspielen des Witzes und der untergeordneten Musen Männer von ächtem Genius hervorgerufen, die der Literatur einen ganz andern Schwung gaben, und dem Geschmacke höhere, zum Theil seitdem unerreichte Vorbilder aufstellten. Die Dichter der ebengenannten Sonette hatten zwar den Witz in Versen und Prosa überall in Gang und Ansehen gebracht. Voiture besonders war, ungeachtet seiner ganz niedrigen Geburt, der beliebteste Schöngeist und gleichsam die Seele der ersten Gesellschaften des Hofes geworden. Balzac hatte angefangen, auch in die, vorher in dieser Rücksicht ganz vernachlässigte Prosa einige Harmonie und eine sorgfältigere Wortstellung zu bringen. Derselbe hatte auch in seinem Buche: der Fürst, und in seinem Aristipp einige höhere politische und moralische Ideen in einer gefälligen Form darzustellen versucht; aber seine weit beliebtern Briefe waren, wie die des noch berühmtern Voiture und wie die meisten Gedichte des letztern, großentheils leere Wortspiele und mühsame Künsteleyen. Die spanische Literatur mit ihren großen Ritter-Romanen und romanhaften Schauspielen, und die italienische, worin der Ritter Marino seine kleinlichen Witzeleyen eingeführt hatte, dienten den damaligen Schriftstellern hauptsächlich zum Muster, und hatten selbst auf die spätern bessern Werke noch vielen Einfluß.

Der erste wahrhaft große Geist, der sich in der höhern Dichtkunst gesetzgebend und seine Zeitgenossen mächtig aufregend zeigte, war Corneille. Von der Erscheinung seines im Jahre 1636 zum Erstenmale gespielten Cids hebt die französische literarische Kronologie die große Epoche an, die nachher von dem vier Jahre später als Kind auf den Thron gestiegenen Ludwig XIV, unter dessen Regierung sie sich vollends entwickelte, das Jahrhundert dieses Königes genannt wurde. Doch der Anfang dieses Zeitraums verdient eine besondere Erörterung.

Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806.

Dritter Brief.

(Beschluß.)

Mittags kam ich nach Heston, einer kleinen aber sehr artigen Stadt, die ganz auf holländische Art mit Kanälen durchschnitten ist. Sie liegt an der Low in nur geringer Entfernung vom Meere und in einer entzückenden Landschaft, mit hohen pittoresken Bergen umringt. Es wird viel Zinn von hier verschifft, auch scheinen die Einwohner ziemlich wohlhabend zu seyn. Ich lernte hier bey Tische einen jungen englischen Geistlichen kennen, der nach Landwadnock nicht weit von Kap Lezard ging, und mir in seiner Post-Chaise eine Stelle anbot. Da ich denselben Weg zu machen hatte, so nahm ich seinen Vorschlag mit Vergnügen an, und legte so zwölf langweilige englische Meilen, durch eine öde unfruchtbare Gegend, in wenig Stunden zurück. Das einzige Merkwürdige, was mir aufstieß, war eine Menge sogenannter Hunengräber, wie man sie auch in Deutschland trifft, und der große See Loo Pool, der durch den Loo gebildet wird. Vor der Mündung dieses Flusses hat sich nämlich eine Sandbank angesetzt, so daß sich das Wasser desselben nicht in das Meer ergießen kann. Der Loo Pool soll an zwey Stunden im Umfange haben, das überflüssige Wasser wird in mehrere Kanäle abgeleitet, wozu holländische Wassermühlen angelegt worden sind.

Bey unserer Ankunft in Landwacknock trat mein Reisegefährte in seiner Pastorey, ich aber in dem Dorf-Gasthofe ab, wo auch die Post-Chaise blieb. Ich fand hier eine ziemlich gute Bewirthung, besonders war der Port-

Wein von vortrefflichem Geschmacke. Am folgenden Morgen ging ich schon um acht Uhr aus, und fand, daß das Dörfchen höchstangenehm in einem kleinen fruchtbaren Thale, zwischen einer Menge Ulmen u. s. w. lag. Ich bestieg hierauf einen hohen Felsen, der einen Theil des Vorgebirges ausmacht, das unter dem Namen Lezard Point bekannt ist, und erblickte den heiligen unermeßlichen Ocean. Mit donnerndem Getöse brachen sich die schäumenden Wellen an dem dunkelgrünen gesprengelten Felsengestade, das sich in furchtbarn aufeinander geschichteten Massen erhob, und eine Menge glänzender Segel und gaukelnder Fischer-Boote bedeckte das blaue spiegelnde Meer, auf welchem die Morgenröthe schwamm. Wol eine halbe Stunde stand ich hier, in tiefen Betrachtungen versunken, nie hatte ich das Große, Unermeßliche des Meeres so lebhaft gefühlt. Auf dem höchsten Gipfel von Kap Lezard sind übrigens zwey große Feuerthürme befindlich, auf welchen jede Nacht ein starkes Steinkohlenfeuer unterhalten wird.

Es lag in meinem Plane, auch die nordwestlichste Spitze von England zu besuchen, ich beschloß also für meine fünfte Tagereise mit der nämlichen Post-Chaise nach Helston zurück, und von da noch denselben Tag bis Lands-End zu gehen. Ich kam wohlbehalten in Helston an, nahm daselbst ein zweytes sudstantiöses Frühstück ein, und setzte darauf meinen Weg zu Fuß nach Marazion fort. Vorher passirte ich erst das Dorf Pingerswick, wo die Ruinen eines alten Castels zu sehen sind. Der noch erhaltene dicke viereckige Thurm von drey Stockwerken wird von den Bauern zu einem Kornmagazine gebraucht. Weiterhin kam ich auch bey dem St. Michaels-Berge vorbey. Dies ist ein hoher Granit-Fels, der sich mitten in der sogenannten Mounts-Bay erhebt. Bey hohem Wasser scheint er völlig isolirt, zur Ebbezeit aber sieht man, daß er durch einen steinigen Sandweg mit dem Lande zusammenhängt. Auf dem Gipfel desselben befindet sich ein altes Schloß, das jetzt einem reichen Privatbesitzer gehört. — Marazion, (auch Marketjew genannt) ist eine kleine artige Stadt von ungefähr 1000 Einwohnern, die halb in einem Thale, halb am Abhange eines Hügels liegt. Es ist das englische Hieres oder Nizza, wo es nie an Fremden zu fehlen pflegt. In der That fand ich auch die Luft so rein und mild, als wäre ich auf einmal in das südliche Frankreich versetzt. Alles grünte und blühte in dieser herrlichen Gegend, und überall sangen und zwitscherten die Vögel in üppiger Fröhlichkeit.

Mein Weg führte mich nun weiter nach Penzance, was ebenfalls ein sehr artiges und schöngelegenes Städtchen ist. Man hält es für den wohlfeilsten Aufenthalt in der ganzen Grafschaft, wodurch denn auch mancher kleine Rentenier hierher gelockt wird. Dann lenkte ich ein wenig ab nach dem Dörfchen Mouschole, um das Grabmal von Dolly Pentread zu besehen. Dies war eine alte Fischfrau gewesen, die vor Kurzem in ihrem hundert und zweyten Jahre gestorben war. Neunzig Jahre lang hatte sie Tag für Tag den Markt von Penzance besucht. Jetzt folgte das Dorf Korris, in dessen Nähe mehrere Druiden-Steine befindlich sind, und das Städtchen Burpans, das eben so alt als verfallen ist.

Auf einem wüsten steinigen Wege, zwischen lauter kahlen Felsen hindurch, kam ich endlich zu Lands-End an. Dies ist wie Lezard-Point, ein ungeheures hohes Vorgebirge, an dessen Fuße sich eine furchtbare Brandung bricht. Von dem Gipfel desselben erblickt man die Mündung des großen Kanals zwischen Frankreich und England, und des Kanals von Bristol, während man zu gleicher Zeit in dunkler uebliger Ferne die Scilly-Eylande erkennt. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und der Wind heulte in den Felsenklüften; die Möwen flogen mit lautem Geschreye dem Lande zu, und donnernd schlug die schäumende Brandung immer höher an die Klippen hinauf. Um nicht vom Abende überrascht zu werden, eilte ich nach St. Burpans zurück, wo ich wider Erwartung dennoch ein ziemlich erträgliches Nachtlager fand.

Am folgenden Morgen — es war meine sechste Tagereise — nahm ich eine Post-Chaise bis Redruth, einer kleinen höchstunbedeutenden Stadt, wanderte weiter zu Fuß bis St. Michael, einem noch kleinern Städtchen, und fuhr dann noch zwey Stunden weiter bis St. Colomb, wo ich mein Nachtlager nahm. Der ganze Weg von Redruth bis hierher war äußerst unangenehm gewesen, ich hatte auch nicht die mindeste interessante Beobachtung gemacht. St. Colomb ist ebenfalls sehr klein, liegt aber höchstpittoresk auf einem Hügel, von herrlichen Wiesen und Thälern umringt.

Meine siebente Tagereise führte mich zuerst nach Bodmin, einem zwar mittelmäßigen, aber sehr schöngelegenen Städtchen, auf der großen Poststraße von London nach Falmouth. Außerhalb desselben, und nur wenig Schritte vom Thore, befindet sich ein Gefängniß, das ganz nach Howards Vorschriften erbaut und eingerichtet worden ist. Ich aß zu Bodmin zu Mittag, nahm dann eine Post-Chaise bis Stratton, und kam daselbst wohlbehalten Abends um acht Uhr an. Der Weg war meistens morastig, die Gegend größtentheils wüst gewesen; man merkt an allem, daß man in dem nördlichsten Theile der Grafschaft reist.

Stratton ist ein kleiner unansehnlicher Marktflecken, der in einer feuchten, kalten und ungesunden Gegend liegt. Das Wirthshaus war schlecht und schmuzig, der Wirth aber zeichnete sich durch Höflichkeit aus. Eigentlich thut man jedoch besser zu Budehaven zu bleiben, was ein artiger ungefähr eine Stunde von Stratton und am Meere gelegener Badeort ist. Da es aber schon spät war, so beschloß ich in Stratton zu übernachten, und ward wenigstes mit der größten Sorgfalt bedient.

Am achten und letzten Tage meiner Reise wanderte ich zuerst durch Newport und Launceston. Dies sind zwey kleine, so nahe bey einander gelegene Städtchen, daß man die eine für die Vorstadt der andern ansieht. Sie liegen höchst angenehm auf einem Berge, an dessen Fuße sich ein schönes Thal hinzieht, durch welches der Attery der Tamer zufließt. Ich nahm hier eine Postchaise, und fuhr durch schöne und fruchtbare Gegenden bis Callington, wo alles wieder voll Leben und Fröhlichkeit war. Von da eilte ich über Landulph, ein romantisch gelegenes Dörfchen an der Tamer, nach der kleinen Stadt Saltash, die nur eine Stunde von Plymouth entfernt ist. Die Straßen sind eng, die Häuser nur mittelmäßig gebaut, allein die Umgebungen und die Aussichten auf die benachbarte Tamer u. s. w. ausnehmend schön. Die Einwohner nähren sich meistens von der Fischerey und dem Gemüsebau; daher man sie auch täglich auf den Märkten von Plymouth-Dock sehen kann. Ueberdem hat die Stadt das Recht, von allen auf dem Flusse liegenden Schiffen ein gewisses Ankergeld zu erheben, so wie sie auch die Austerfischerey längs der beyden Stromufer, und die Ueberfahrt über den Tamer verpachten darf. Ich selbst ließ mich nunmehr über den Fluß hinüber setzen, und kam so bald darauf endlich wieder in Plymouth an.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

In den neuern Heften der Schulthessischen Beyträge zur Kenntniß und Beförderung des Kirchen- und Schulwesens in der Schweiz, zeichnen sich die Reden an Jugendfreunde am jährlichen Kinderfeste zu Brugg, von dem Diakon Wenker gehalten, vortheilhaft aus, und das Fest selbst verdient, schon wegen seines Alters (es besteht ohne wesentliche Veränderung seit länger als einem Jahrhundert), und wegen der aufmunternden Theilnahme, welche alle Klassen der Einwohner von Brugg daran äußern, auch im Auslande gekannt zu seyn. Dieses ist die kurze Beschreibung desselben: „An dem zum Feste bestimmten Tage versammeln sich die Vorsteher der Stadt und der Schulen auf dem Rathhause, die Jugend beyderley Geschlechts aber findet sich in ihren Schulen ein, und zieht von ihren Lehrern und Lehrerinnen angeführt zum Rathhause, wo sie die Ankunft der Väter der Stadt erwartet. Sobald diese erfolgt, so beginnt der Zug unter Begleitung der Musik durch die Harpystraße nach der Kirche, die Kinderschaar voran, der Magistrat folgt nach, und sowol Väter als Jugendfreunde aus der Ferne und Nähe schliessen sich zahlreich demselben an. So füllt sich der geräumige Tempel, und eine gewählte Musik, von Liebhabern aufgeführt, versetzt die Versammlung in eine heitere Stimmung. Hierauf tritt der Lehrer an der obern Lateinschule auf, und unterhält die Anwesenden durch einen passenden Vortrag über irgend einen zweckmäßigen Gegenstand. Die Ruhezeit, welcher die Zuhörer nach der Beendigung desselben bedürfen, wird wieder durch eine angenehme Musik ausgefüllt, und die Reihe, sie zu unterhalten, kommt dann an einen der ältern Schüler. Wenn er diese Probe glücklich bestanden hat, so ertheilt ihm der Prediger des Ortes im Namen der Schulvorsteher vor der ganzen Versammlung eine Medaille als Zeichen des Beyfalls. Die Musik erschallt jetzt zum Drittenmale, und mit ihr endigt sich der Theil des Festes, welchem der Vormittag bestimmt war. Nachmittags begibt sich die Jugend wieder im Zuge, wie am Morgen, vom Magistrate und von zahlreichen Zuschauern begleitet, auf einen freyen Platz vor das Thor. Hier zeigt die ältere männliche Jugend, in ein Kadettenkorps formirt, ihre militärische Geschicklichkeit, die größere und kleinere aber klassenweise ihre Gewandtheit in gymnastischen Uebungen. Der Sieger erhält ein Prämium und einen Blumenstrauß von einem Mädchen seines Alters, und auch die übrigen Mitbewerber um den Preis bleiben nicht unbeschenkt. Wenn dann alle, auch die Mädchen als Zuschauerinnen dieser Spiele, mit einer kleinen Gabe aus der Stadtkasse erfreut worden sind, so endigt sich dieser zweyte Akt mit einem allgemeinen Reigentanze, und die Kinder kehren wieder in die Stadt zurück, um das Fest mit einem frugalen Abendessen und fröhlichen Tänzen unter der gehörigen Aufsicht zu beschließen.

Charaden.

1.

Et ma première, et ma seconde
Lecteur, ne t'offrent que du bon.
Mon tout, une delice, un don,
Fera plaisir à tout le monde.

G.

2.

Ich bin ein Pflänzchen zart und grün,
Und sprosse wo die Mandeln blüh'n;
Der Rose gleichet meine Blüthe
Doch übertreff' ich sie an Güte;
Das Edelste von mir erhält
Der erste Kaiser auf der Welt;
Ich nähme die erstarrten Herzen,
Belebe sie zu muntern Scherzen.
Mein Zweytes ist ein Feuerschlund,
Und macht dir frohe Feste kund;
Auch tödtet's in der Jäger Händen
Den stolzen Hirsch von sechszehn Enden,
Ja alles Uebel, was die Welt,
Und ihre Freuden uns vergällt,
Entsteg zur unglückseligen Stunde,
Einst meinem gutgefüllten Schlunde.
Das Ganze, kostbar, oder ohne Zier, —
Im Zweyten gibts mich Erstes dir.

Elise Sommer,
geb. v. Brandenburg.

3.

Mein Zweytes füllt nicht mehr den Magen
Des armen Edelmanns aus altem Blut,
Drum muß ers erst, wenn auch bey schlechtem Muth,
Mit meinem bösen Ersten wagen.
Das endet langsam oder schnell sein Leben;
Doch kann auch die Gefahr vorüberschweben,
Mein Ganzes dienet dem Gedankenflug,
Ist selbst die Feder ihm nicht schnell genug.

Koelle.

Auflösung der Charaden in Nro. 12: Schlaf, falsch.
Didot, Dido, Todt.

N° 1.

Uebersicht
der
neuesten Literatur.
1810.

Taschenbücher auf 1810.

Taschenbuch für das Trauerspiel und Lustspiel. Mit Musik und Kupf. 12. Berlin, Hitzig, 1810. 3 fl.

Dieses Taschenbuch enthält zwey Dramen, die Katakomben, eine Tragödie, von Karl Wolfart, und — der Liebe Luftgewebe, von J. L. S. Bartholdy. Das erste Stück hat die Christen-Verfolgung und den Tod des Nero zum Gegenstande. Nicht ganz glücklich hat Hr. W. die politischen und religiösen Motive gemischt. Der Sieg des Christianismus im freywilligen Märterthume, und der Sieg des Republikanismus, der sich nicht opfern läßt, sondern selbst blutig opfert, sind sich zu entgegengesetzt, und heben einander auf. Es kommen einige schöne Scenen in dieser Tragödie vor, nur sind sie mehr rhetorisch als poetisch. Wie die Liebe in einem religiösen Sujet zu behandeln sey, hätte der Verf. von Tasso lernen müssen. Nero's Charakter fällt mitunter ins Possierliche, z. B. wo er S. 59 erzählt, daß ihm Nachts der Geist seiner Mutter erscheine:

Da sprang aus dem Gewässer meine Mutter
Hohlängig grinsend, furchtbar auf mich los;
Ich rief: O Agrippina, holde Mutter,
Ich gab dir ja das Liebste, was ich habe,
Ich gab dir Gift! —

Den Gesängen, welche die Christen in den Katakomben anstimmen, fehlt durchaus der Schwung und das tiefe Gefühl des Hymnus, und die ganze Handlung schlingt sich mehr episch durcheinander als dramatisch ineinander. — Das zweyte Stück ist eine Intriken-Comödie im italienischen Stile, aber sie ist mehr sentimental als heiter und scherzend gehalten. Am meisten stieß uns die Liebeserklärung an, welche Lucinde dem Fiorillo macht. Nachdem sie ihm erst nur drey Tropfen ihres Blutes in seine Adern gewünscht hat, sagt sie in derselben Scene:

Verzweifelnd spinn' ich aus des Herzens Tiefen
Mir der Empfindung Faden, doch umsonst,
In deinem ist kein Raum, sie anzuknüpfen.
So wie des Weinstocks Gabeln ohne Stütze
Sich fruchtlos krümmend auf dem Boden strecken,
Wie das gefärbte Tröpfchen unbemerkt
In blauen Meereswogen sich verwäscht,
So tödtet, so zerstöret deine Kälte
Nicht meine Glut, so tödtet sie mich selbst!!

Taschenbuch für Neuverehlichte und Verlobte, sie mögen es seyn oder noch werden. 12. Leipzig, Seeger, 1810. 1 fl. 48 kr.

Mancherley, wenn auch nicht neue, doch immer beherzigungswerthe Wahrheiten über die Wahl einer Gattinn, über häusliches Leben, über das Verhältniß der Gattinn und Mutter, und verwandte Gegenstände. Freylich lernt sich das, was hier anempfolen wird, aus keinem Buche, gut oder schlecht, und Rec. kommt es fast vor, daß die guten Töchter und Frauen und Mütter immer seltner werden, seitdem man angefangen hat, die Kunst zu lehren, so etwas zu werden.

Dramatische Spiele; herausgegeben von C. L. Kannegießer. Erstes Bändchen. Berlin, Salfeld, 1810. 2 fl. 30 kr.

Vier Theaterstücke von verschiedenem Werthe. Das erste, verliebter Irrthum, ist die Margot aus Thümmels Reise, nur nicht mehr so anziehend, ein gewöhnliches Qui pro quo, wodurch das Naive in muthwilligen Scherz verwandelt wird. Das zweyte Stück, Venus zu Roß, oder der gesattelte Pädagog, hat zwar eine bekannte Anekdote zum Grunde, ist aber äußerst glücklich behandelt, und die Scene, in welcher die Prinzessinn den alten Griesgram zu ihrem Gaule macht, kann als meisterhaft gelten. Nro. 3, der Minnesänger, rührt vom verstorbenen August Bode her, und zeigt einen Dichter von nicht gemeiner Anlage. Am meisten mißlungen ist wol Nro. 4, Adrast, ein Trauerspiel. Die Handlung hängt blos durch ein Ohngefähr zusammen, und die vierfüssigen gereimten Trochäen machen keine gute Wirkung. Einmal kommt sogar ein Sonett vor. Rec. kann nicht läugnen, daß ihm beym Anfange des Lesens an einigen Stellen zu Muthe ward, als ob der Verf. seinen Gegenstand travestiren wolle. Einzelne Scenen sind schön, wie die Sühnung S. 194 u. ff.

Almanac de Gotha pour l'année 1810. Gotha, Ettinger. 1 fl. 30 kr.

Auf die Genealogie und andre stehende Artikel dieses Taschenbuchs folgen Bemerkungen über die Besitzungen der Spanier in Amerika, eine Vergleichung der Kräfte verschiedener Staaten, eine Beschreibung des Bergs und Klosters Mont-Serrat, eine Chronik von 1808 und 1809, und mehrere andre nützliche und unterhaltende Aufsätze. Die Kupfer zeigen die Bildnisse der

Könige von Neapel, Spanien, Holland und Westphalen und Ansichten interessanter Gegenden.

Helvetischer Almanach für das Jahr 1810. 12. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 2 fl.

Dieser Jahrgang eröffnet eine sorgfältig bearbeitete geographisch-statistische Darstellung des Kantons Freyburg. An diesen Aufsatz schließt sich eine anziehende Abhandlung über die Volkssprache dieses Kantons mit einem Volksgesange und einer Probe aus einer in dem Freyburger Dialekt erschienenen Uebersetzung der Virgilischen Eclogen. Nro. 3. enthält eine treue, kräftige Darstellung der Schlacht von Murten. Weniger Geschmack konnte Rec. dem Murtner Schlachtliede von Weber abgewinnen. Die niedlichen und geistreichen Kupfer stellen theils Schweizertrachten vor, theils geben sie Ansichten von interessanten Gegenden. Eine schöne Charte vom Kanton Freyburg vermehrt die zierliche Ausstattung dieses Jahrgangs.

Historie.

Aufsichten, Nachträge und Berichtigungen zu A. Kirchners Geschichte der Stadt Frankfurt am Main. Frankfurt, 1809 u. 1810. 2 Bde. gr. 8.

Wer die Geschichte einer unsrer alten, ehrwürdigen Reichsstädte schreiben will, der muß eine Geschichte Deutschlands in Nuce geben. In ihrem Emporkommen, Blühen und Sinken erscheint der ganze Stufengang unsrer politischen und geistigen Ausbildung, und wie in ihnen zuerst der dritte Stand sich gründete, so wurden sie auch die ersten Pflegerinnen des Kunstfleißes und der Wissenschaft, und innerhalb ihren Mauern erhielt sich am längsten (selbst noch bis auf unsre Zeiten) die eigenthümliche deutsche Sitte und der einfache, vaterländische Sinn. Aber der Historiograph einer solchen Stadt hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; er muß nicht minder als der, welcher die Geschichte der Nation schreiben will, die ganze Reihe der Chronisten, Konstitutionen, Verhandlungen u. s. w. sorgsam und prüfend durchgehen, und selbst mit Fleiß, Wahrheitsliebe und historischer Kritik ist nicht alles gethan. Mehr als bey irgend einer Nation ist die Geschichte der Deutschen eins mit der Geschichte ihrer Verfassung; der Historiograph Deutschlands oder auch nur einer deutschen Reichsstadt muß eben so kundig seyn im Gebiete des Staats-, Feudal- und Kirchenrechts, als auf dem Felde der Geschichte. Daß Hr. M. Kirchner so vielseitigen Anforderungen nicht genügte, hat Hr. Liz. Feyerlein in dem vorliegenden Werke mehr als hinlänglich dargethan, und Rec. kann nicht umhin, eben so die ausgebreitete Quellenkenntniß und das besonnene Urtheil des Verf. als die ungeheure Geduld zu bewundern, mit welcher er Hrn. Kirchner Schritt vor Schritt folgt, und seine Angaben und Vorstellungsarten auf die Kapelle nimmt. Nur eine seltene Liebe für den Gegenstand kann diese ausdauernde Hingebung erklären. Hr. Kirchner hat in der That auch der Blößen zu viele gegeben, und darunter sind manche, wie der ate Kaiser Lothar und Günther Ligurinus, die nur zu sehr verrathen, wie flüchtig derselbe bisweilen über den Reichthum seines Stoffes hinweggeeilt sey. Auch gegen Anordnung und Darstellung wäre manches zu erinnern; die Begebenheiten konnten pragmatischer gestellt, und zumal durften keine kritischen Excurse in den Text aufgenommen werden, wenn das Werk auch in Form und Styl sich als Produkt ächt-historischer Kunst auszeichnen sollte. Rec. kann den Wunsch nicht zurückhalten, daß Hr. Kirchner dankbar annehmen möchte, was ihm Hr. Feyerlein mitunter zu sarkastisch darbietet. Er würde alsdann den 1sten Band seines Geschichtbuchs umarbeiten und etwa um ein Drittheil abkürzen, und bey den folgenden Bänden die Pflicht des Historikers und die Schwierigkeiten unbefangener Forschung ernster erwägen.

Feßler, D. J. A., die alten und die neuen Spanier, ein Volksspiegel. Auch unter dem Titel: Versuch einer Geschichte der spanischen Nation ꝛc. 1r Band. gr. 8. Berlin, Maurer, 1810. 3 fl. 45 kr.

Es ist erfreulich, daß Hr. Feßler, der so vielen Beruf zum historischen Schriftsteller hat, die magern Steppen des historischen Romans verläßt, um sich in dem Gebiete der Geschichte selbst einzubürgern. Die Historie Spaniens zu schreiben ist freylich eine schwierige Aufgabe, denn die Hülfsmittel liegen noch großentheils im Staube verschlossener Archive, und manche Urkunde mag wol auch in den Verheerungen des gegenwärtigen Kriegs zu Grunde gehen. Inzwischen hat Hr. Dr. F. mit Sinn und Kritik benutzt, was die gedruckten Quellen ihm darboten, und ein treues, lebendiges Bild von der Nationalität des spanischen Volkes entworfen. Mit wahrer historischer Kunst sind die Begebenheiten der Idee untergeordnet, welche dem Buche zum Grunde liegt, nämlich zu zeigen, wie dieses Volk auf dem ihm von der Natur angewiesenen Boden, bey seiner Religion und dem öftern Wechsel seiner Regentenstimme, im häufigen Conflikte mit sich selbst und mit fremden Völkern das werden mußte, was es jezt ist. Der vorliegende erste Band schließt mit dem 10ten Jahrhunderte.

Feyerabend, C., Geschichte des polnischen Staates, von seiner ersten Entstehung an bis zu seiner neuesten Wiederherstellung. 1r Band. gr. 8. Danzig und Leipzig, Krause, 1809. 4 fl. 45 kr.

Der Verf. hat weder in einer Vorrede noch in Noten seine Quellen nahmhaft gemacht; auch scheint das Werk als bloßes Lesebuch für ein gemischtes Publikum bestimmt zu seyn, und weder Ansprüche zu machen auf neue kritische Erforschungen noch auf vollendete Form als historisches Kunstwerk. Der Verf. erzählt, nach der chronologischen Ordnung der Regentenfolge, ohne Abschnitte, ohne pragmatischen Geist, in einer mehr populären als edeln Sprache, und die Bekanntschaft mit Thatsachen scheint das einzige, was er seinen Lesern geben wollte und geben konnte.

Vater, J. S., Untersuchungen über Amerikas Bevölkerung aus dem alten Kontinente. gr. 8. Leipzig, Vogel, 1810. 2 fl.

Hr. Prof. Vater stellt in dieser innhaltreichen Schrift zusammen, was Clavigo, Ulloa, G. Forster, Volney, Humboldt, Blumenbach und andre über das Eigenthümliche, Physiologische der amerikanischen Völkerstämme gesagt haben, verweilt aber am längsten bey den Sprachen derselben, deren er über dreißig grammatisch und philosophisch untersucht und verglichen hat. Das Resultat dieser Forschungen führt zwar

noch keine endliche Entscheidung der Frage herbey, ob Amerika von einer ursprünglichen Menschenrace oder durch Einwanderung bevölkert worden sey, aber der Weg ist doch nun erleichtert, zu einer Entscheidung zu gelangen, und überdem enthält dieses Werk eine Menge schätzbarer Beobachtungen und Bemerkungen für den Anthropologen.

Mathematische und architektonische Schriften.

Schellenberg, J. Ph., Eintausend praktische Aufgaben für junge Kaufleute, wie auch alle diejenigen, welche nach einer leichten und kurzen Methode rechnen lernen wollen. Nach den neuesten Wechsel-Kursen und Waarenpreisen entworfen. Rudolstadt, Hofbuchhandlung, 1809. 8. 1 fl. 15 kr.

Dieses Buch soll als Anhang zur kaufmännischen Arithmetik des Verf. dienen, in welcher zur Ersparung des Raums die Uebungsbeyspiele übergangen waren. Die meisten Aufgaben beziehen sich auf die Regel detri, als die schwierigere, die übrigen auf die Kettenregel. Sie sind zweckmässig gewählt, und werden nicht ohne Vortheil gebraucht werden können.

Schweins, Ferd., Mathematik für den ersten wissenschaftlichen Unterricht. Erster Theil. Grössenlehre, oder Arithmetik und Algebra. Darmstadt und Giessen, Heyer, 1810. 8. 2 Thle. 2 fl. 24 kr.

Der Verf. hat schon in zwey frühern Schriften: „Geometrie nach einem neuen Plane", und — „System der Geometrie mit einer Einleitung in die Grössenlehre" — sich als einen Mann gezeigt, der mit dem gewöhnlichen Wege nicht zufrieden ist, sondern sich seine eigene Bahn zu schaffen weiss. So wie jene beiden Werke wird auch das vorliegende wenigstens Anregung zu weitern Forschungen geben, und wenigstens behutsamer machen, nicht so viele unbewiesene Axiome vorauszusetzen, wie es freylich zu häufig geschieht.

Meinert, Fr., erste Gründe der Astronomie und mathematischen Geographie für den Unterricht und Privatgebrauch. Mit Kupf. gr. 8. Leipzig, Leo, 1810. 5 fl.

Der Wissenschaft wird aus diesem Buche kein Gewinn erwachsen, und dies lag wol auch nicht in dem Bestreben des Verf. Vielmehr wollte er, wie es scheint, blos das Vorhandene auf eine dem jugendlichen Alter angemessene Weise zusammenstellen. In der Beschreibung der Gestirne ist er Bode gefolgt, als dem sichersten Führer, in der Anordnung Karsten, den er seinen Lehrer nennt. Die Mythen der Gestirne hätte Hr. Meinert lieber ganz übergehen sollen, da er auf diesem Gebiete ganz fremd ist, und blindlings einem unzuverlässigen Führer, „Herrmanns Handbuch der Mythologie", folgt. Die mathematische Geographie enthält gleichfalls nur das Bekannte. Die angehängte Geschichte der Astronomie und mathematischen Geographie ist kurz, aber dem Zweck des Verf. angemessen.

v. Textor kurze Darstellung der höhern Analysis oder der Funktionenlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, nebst Anwendung derselben auf die höhere Geometrie und einem Anhange von dem Variationen-Calkul. Berlin, Realschul-Buchhandlung, 1809. gr. 8. 2 fl. 40 kr.

Mit Recht klagt der Verf. in der Vorrede, daß die meisten deutschen Lehrbücher der höhern Analysis nur bey den Anfangsgründen dieser Wissenschaft stehen bleiben, und dem Lehrling keinen Uebergang zu den Werken eines Euler, Lacroix und andrer Mathematiker eröffnen. Selbst das Werk von Lagrange setzt doch schon zu Vieles voraus, und verwickelt den Anfänger in mancherley Schwierigkeiten. Dank verdient darum Hr. v. Textor durch die vorliegende Schrift, worin er für Leser, welche mit den ersten Operationen der höhern Analysis nicht unbekannt sind, eine kurze Darstellung der höhern Analysis, mit Beybehaltung der bisher üblichen Bezeichnungsart, größtentheils nach Lagrange gegeben hat. Alle unnütze Weitschweifigkeit ist von dem Verf. zweckmässig vermieden worden, und er hat sich nur da länger aufgehalten, wo dem Anfänger gewöhnlich die meisten Hindernisse zu begegnen pflegen. Die Analysis hat Hr. v. Textor nicht, wie gewöhnlich, nach den entgegengesetzten Operationen des Differenzirens und Integrirens getheilt, sondern ungetrennt gelassen, was auch der Natur dieser Operationen gemäß ist. Lehrer und Lernende werden sich dieses Buchs nicht ohne Nutzen bedienen.

Vermischte Schriften.

Ansichten von der Gegenwart und Aussicht in die Zukunft. Amsterdam, Kunst- und Industrie-Comptoir, 1810. gr. 8. 4 fl.

Die Zeit ist reich genug an Stoff zu mancherley Betrachtungen, und ein jeglicher stellt sie an auf seine Weise. Der Verf. des vorliegenden — ziemlich wort- und blätterreichen Buches hat für die seinigen den Standpunkt des modernen Kosmopolitismus gewählt, aber dieser Kosmopolitismus ist die Folge einer innern Erstarrung der Lebenswärme, und dünkt sich nicht wenig mit seiner Passivität und mit seiner Prophetenmiene. Den Schleyer, welchen vorher kein Sterblicher zu berühren wagte, lüpft jezt ein jeder, der seine Neugier nicht überwinden kann, und schwatzt dann das Geheimniß aus an Buchhändler und Buchleser, wie billig, gegen eine Erkenntlichkeit. Drollig genug ist, was der Verf. S. 34 sagt: „Von allen Nationen Europens ergriff von jeher der Deutsche am sinnigsten und tiefsten alle neue, große Ereignisse, und — behandelte, gestaltete sie nach deutscher Art!" Das heißt, er machte eine Laden-Spekulation daraus, und des rühmen wir uns noch! Der Raum dieser Uebersichten gestattet nicht, unsre Meynung über einen dicken Band voll Meynungen ausführlich zu sagen, doch können wir Einiges nicht unberührt lassen, wie, z. Ex., die sonderbare Aeusserung des Verf. über Protestantism und Katholicism. Dieser ist Selbstzernichtung, jener Selbsterhaltung; in keinem von beiden aber erscheint die Form zufällig oder unwesentlich, und eben so wenig hat der eine oder andre je sein Prinzip zu ändern auch nur versuchen können. Der Verf. hat beide nur gesehen, wie sie in der Zeit und durch die Zeit mißgestaltet erscheinen, keineswegs aber, wie beide ewig vorhanden sind und vorhanden seyn werden in reinen und starken Gemüthern. S. 145

und flg. steht eine hübsche Parentation auf Deutschland. Sie kommt uns vor wie die Autostandrede einer alten Jungfer von den schönen Tagen ihrer Jugend, wo sie so manchen Freyer abgewiesen, und ihr Kleinod durch Feuer- und Wasserproben — mirabile dictu! sicher und unversehrt hindurchgetragen. Was S. 348 und flg. über Kunst gesagt wird, dünkt uns nicht minder merkwürdig. Sie (die Kunst) soll überall nur mit der Religion zugleich daseyn, und eben jetzt ihre Palingeneſie wieder unter uns feyern. Der Verf. dachte hiebey vermuthlich an die neue Sonetten-Religion, die eins ist mit dem neuen katholischen Judenthum? S. 369 und flg. jammert der Verf. über den Verfall der Wissenschaft, und meynt, dies rühre von dem Verfall der Religion her. Diese Meynung enthält — neben ihrer Eigenthümlichkeit — einen kleinen Widerspruch mit der verheissenen Urstände der Kunst. Mit S. 387 beginnt ein langes Räsonnement über deutsche Universitäten, und der Verf. scheint in allem Ernste zu glauben, daß blos aus den ehemaligen republikanischen Formen das Höchste im Können und Wissen hervorgegangen sey. Wir haben noch in unsern Tagen erbauliche Beyspiele auch von diesem Republikanismus erlebt! Gleichfalls dünkt Rec. die Behauptung S. 390 unrichtig, daß aus allen diesen Instituten der alte gute Dämon gewichen sey. Es gibt noch deutsche Akademieen, ihres Namens und Ursprungs werth, es sind die, welche am wenigsten Lärm machen in der Welt, und man muß sie nur nicht da suchen, wo gelehrte Jahrmärkte gehalten werden an jeglichem Tag im Jahr, um — Kunden für Wirthe und Krämer herbeyzuziehen, und wo man eben darum auch die Mimen mit den tanzenden Hunden in bunten Jäkchen duldet. Die ehemaligen freyen Formen mußten sich wol von selbst aufheben, denn alles Freye beschränkt sich zuletzt durch sich selbst, und wo sie noch bestehen, da ist auch der Anfang einer moralischen Paralisirung schon ziemlich sichtbar; die physische wird auch nicht überall ausbleiben. Bey dieser Gelegenheit äußert der Verf. Einiges über Handwerksgeist und Handwerksneid. Das kommt aber daher, daß den Leuten für ihre Gottähnlichkeit bange wird, denn der verhängnißvolle Baum treibt noch immer frische Aepfel, und die Schlange sitzt noch immer in der Krone des Baums und lockt die jungen Näscher. Vielleicht wäre jedoch allem Handwerksmässigen, welches sich in göttlichen Naturen bisweilen offenbart, dadurch zu steuern, daß man auf unsern Universitäten durchaus eine sich blos selbst beschränkende Aristokratie einführte. Den Diis majorum gentium oder den ἀριστοις (das sind überall die, welche von sich selbst viel halten, und von andern desto weniger) würden die Faces in die Hände gegeben, nebst den Lictoren, und was sonst noch Zeichen der Herrschaft ist; die übrigen machten den plebs des gelehrten Götter-Himmels aus. Damit ihnen aber das subalterne Gefühl rein und unverfälscht bliebe, (denn man weiß, wie der Kakodämon umhergeht, bald als ein Löwe, bald im Doktormantel) so müssen sie durch besondre Abzeichen an ihre ungöttliche Abkunft stündlich erinnert werden. Dadurch möchten sie vielleicht sich zuletzt auf den schönen Indifferenzpunkt erheben, von welchem unsre Philosophen bereits seit einigen Jahren in das verheissene Land des unendlichen Leeren schauen, und wohinab einige schon den Salto mortale, nicht ohne Halsbrechen, versucht haben sollen.

Unentbehrliche Erläuterungen über des Hrn. Prof. Ocken Schrift: „Erste Ideen zur Theorie des Lichts, der Finsterniß, der Farben und der Wärme. Nebst einem schönen Liede zum Lobe dieses großen Natur-Philosophen. Von einem seiner eifrigsten Schüler." Berlin, 8. Dunker et Humblot, 1809.

Ein Wort zu seiner Zeit. Hr. Prof. Ocken wollte das Publikum belehren, daß Newton kein guter Anführer sey für diejenigen, die sich mit der Theorie des Lichts abgeben „daß vielmehr dieser Britte sich durch gewisse Erscheinungen habe gröblich hintergehen lassen, daß seine Lehren aus Hirngespinnsten, abentheuerlichen Einfällen und den absurdesten Hypothesen bestehen, daß sein Buch über die Optik das unwahrste und verderblichste sey, das seit Wiederherstellung der Wissenschaften geschrieben worden; daß darin nichts zu finden sey, als falsche Versuche und ein Wust von Hypothesen; daß diesem Gelehrten der nöthige Scharfsinn und der Beobachtungsgeist fehlten; daß er seine Arbeit von hinten anfing; daß nichts leichter sey, als Newtons Optik zu widerlegen, als wozu nur einige Prismen von gemeinem Glase, einige Linien, etwas gefärbtes Papier und ein finsteres Zimmer gehören." Diese Aeußerungen des Hrn. Prof. Ocken sind vermuthlich keiner Erläuterung bedürftig. Sie sind sehr verständlich; nur Schade, daß der sich so groß dünkende Philosoph Ocken, in dessen Augen Newton wol nur ein kleines Licht ist, diesen gar nicht gelesen haben kann. Newton hatte ganz und gar nicht, wie Hr. Ocken annimmt, die Absicht, die Eigenschaften des Lichtes und deren Ursprung zu erklären, sondern nur das Daseyn dieser Eigenschaften, so wie die Erfahrung sie uns gibt, durch Vernunftgründe und durch Versuche zu bestätigen: Non mihi id institutum fuit, sagt er, ut positis certis hypothesibus luminis proprietates exinde explicarem; sed ut istas proprietates simpliciter positas rationi duntaxat experimentisque comprobarem. Auch hat er am Ende seines Buches mehrere quaestiones angehängt, welche beweisen, daß er in Betrachtung der Natur des Lichtes nichts entscheiden will. Annon corpora agunt in lumen interjecto aliquo intervallo? Annon radii, qui differunt inter se refrangibilitate, iidem flexibilitate quoque inter se differunt? Annon corpora lumine agunt in se mutuo? Aus diesem und den übrigen Fragen erhellet doch klar, daß Newton in sein eigentliches optisches System nichts aufnehmen wollte, als Erfahrungs-Wahrheiten, die er allenfalls durch vernünftige Betrachtungen unterstützte. Das innere Wesen der Dinge zu durchschauen, getraute er sich nicht, sondern er begnügte sich am Ende seiner Arbeit, einige Fragen darüber aufzuwerfen.

So muß jeder, der Newton gelesen und ihn verstanden hat — (vielleicht ist er Manchem unverständlich, weil er lateinisch schrieb), von ihm urtheilen. Diese Wahrheits-Liebe, dieser ruhige Beobachtungsgeist, diese Entfernung von allem Hypothesenkrame — zeigt sich in den sämtlichen Schriften Newtons, und es gehört daher der Grad von Dreistigkeit dazu, der gewöhnlich den Unverstand und die Unwissenheit begleitet, um ein so unwahres, und, wegen des nachtheiligen Einflusses, den es, von einer öffentlichen Lehre ausgesprochen, auf die jungen Gemüther seiner Zöglinge haben kann, jedes moralische Gefühl kränkendes Urtheil zu fällen, wie Hr. Ocken sich erlaubte.

Welche weitere Mißgriffe dieser sich zu Schulden kommen läßt, kann man in obigen Erläuterungen selbst nachlesen, die mit Sachkenntniß und scharfer Lauge geschrieben sind.

Nro. 19.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. Januar, 1810.

— Sie welken schnell, die Blumen unsers Lebens,
Und wir, wir welken ihnen langsam nach.

Mahlmann.

Ueber Gorthes Wahlverwandtschaften. *)

(Fragmente aus einem Briefe.)

I.

— Daß die Wahlverwandtschaften viele Menschen nicht ansprechen, daß so sonderbare Urtheile über sie gefällt werden, befremdet mich nicht. In der That, man sieht es oft genug, wie Gegenstände, welche dem Menschen nahe liegen und ein fast allgemeines Interesse haben, leicht und oberflächlich dargestellt, ihre Wirkung nicht verfehlen; wie sie aber die Menge und die für die Welt Gebildeten kalt lassen, wie sie oft gar nicht begriffen werden, wenn ein grosser Geist sie klar in ihrem tiefsten Grunde und in ihrer höchsten Bedeutung ausspricht. — Ist es nicht so mit dem Gegenstande, mit dem ihrer herrliche Roman sich beschäftigt? — Daß es Menschen gibt, die ihrer Natur nach *verwandt sind*, daß diese Verwandtschaft Liebe erzeugt, welchen Kampf, welches Unglück diese veranlaßt, wenn menschlicher Irrthum und irdische Verhältnisse ihren Weg durchkreuzen, das ist das Thema fast aller Romane. Wenigstens liegt der Gedanke einer natürlichen Verwandtschaft, wenn auch dunkel, dem zum Grunde, was von Sympathie geredet wird. Solche Bücher werden immer geschrieben und immer gelesen werden; jeder Leser hat dergleichen gesehn und erlebt; er wird bewegt, und fühlt, daß auch er dem Loose unterworfen ist, welches die Liebe trifft. — Dasselbe Thema finden wir in den Wahlverwandtschaften; aber wie anders behandelt! wie klar bis in die tiefsten Geheimnisse, wie selbstständig und voll innern heiligen Lebens liegt es vor uns da! — Hier sehen wir, wie dieselben ewigen Gesetze, die in dem walten, was wir Natur nennen, auch über den Menschen ihre Herrschaft üben und ihm oft mit unwiderstehlicher Strenge gebieten; wie es eine, nur gesteigerte, Kraft ist, die lebiose Stoffe zu einander zwingt und diesen Menschen zu einem andern zieht. Schilt mich nicht um dieser Aeußerung willen, Ruht doch auch die Liebe der Aeltern zu dem Kinde auf der Natur und entspringt aus ihr; und doch wird dieser Trieb durch Freiheit zu einem schönen sittlichen Verhältnisse. — Die neuere Naturlehre wird noch manches Geheimniß in Bezug auf den Menschen enthüllen, vor dessen Offenbarung dem grauen möchte, welcher die Kräfte der Natur nicht als lebendige und ewige erkennt, und welchen die Beobachtung der Menschen und ihrer Schicksale nicht gelehrt hat, daß etwas in ihrem tiefsten Innern liegt, was über jenen Kräften ist, was vielleicht einer höhern Welt angehört. — Das sind die heiligen hohen Gedanken, die im tiefsten Grunde der Seele entspringen, welche der Mensch mit freyer Gewalt festhält, die ihm ewig vorschweben als höchste Muster, als Sitte, als unveränderliches Gebot. Wo wir solche Gedanken wahrnehmen, da ist unser Interesse für den Menschen entschieden; und wenn der Gang der Dinge auf Erden und irdischer Verhältniss mit ihnen jene Gesetze der Natur in Streit bringen, der nicht rein zu schlichten ist, da werden wir zur höchsten Theilnahme bewegt.

*) Es kann unsern Lesern nur angenehm seyn, über ein so vielbesprochenes Kunstwerk mehrere Ansichten geistreicher Kunstrichter zu erhalten. Red.

Das Mächtigste führt ihn, und das Liebste, dem wir die längste Dauee untee uns wünschten, soll ihm zum Opfee fallen. Es ergreift uns ein Gefühl, nicht unähnlich dem, was jene köstlichen Worte in der Euphrosyne in uns erwecken:

Ach Natur, wie groß und sicher in Allem erscheinst Du!
Himmel und Erde befolgt ewiges festes Gesetz.
Alles entsteht und lebt ihm gemäß; — nur über den Menschen
— — — — hereschet ein schwankendes Loos.

Wo in den übrigen Wesen die Natur ihre Kräfte walten läßt, da entsteht Leben, da ist Dauee; und den Menschen veenichtet sie oft durch eben diese Keäfte. — Das ist das tragische Prinzip, das in den Wahlverwandtschaften herrscht, und das unwiderstehlich uns eegeeift und die Menschheit in uns eeschütterr.

2.

Hier sehen wir zwey Natueen vor uns, durch das Geschick getrennt, durch Verwandtschaft gewaltsam zu einander gezogen, duech natürliche Verwandtschaft. Das wunderbare Kopfweh dee beyden Liebenden ist von geoßem Gewichte. Eduard fühlt alsbald, wie nahe er Ottilien angehört; er gibt sich dem Zuge hin, ohne Widerstand zu leisten, und seine Leidenschaft ist mit Bewußtseyn vermählt. — Anders Ottilie. Nicht von bewußter Leidenschaft, sie wird vom Schicksal hingerissen, und findet sich von seinem Strome gefaßt, ehe sie weiß, daß sie hineingerathen ist. Es muß, te also seyn. — Da beginnt das Tragische der Geschichte, und schon im Anfange des Buches, wir wissen nicht wie, ergeeift uns der Schmerz und die bange Ahnung — welche ihre höchste Höhe erreicht an Ottiliens Geburtstage, da Eduaed das Feuerweek in die Lüfte rauschen läßt.

Hier ist das erhabne Gedicht in seiner Begeisterung, in einem heiligen Wahnsinne, einer Gährung, von welchee aus sich das glühendste Leben in alle Enden verbeeitet. Es ergreift uns ein Schwindel, und doch erkennen wir die ruhige Weisheit, die nüchterne Mäßigung, die alles lenkt und alles ordnet, wodurch das Werk ein vollendetes, selbstständiges Ganzes wird, das sich seibst trägt und erhält. So thut sich der Schöpfer in seinen Werken kund.

Und jener Wahnsinn ist zugleich ein Symbol füe das Geschick der Liebenden. Eduards Leidenschaft hat zu Ottiliens Fest das Feuerwerk bereitet; nichts auf der Welt vermag ihn von der Ausführung zurückzuhalten. Und wie die Feuerkugel, mit deenndatem Stoffe gefüllt, wenn sie einmal in Brand gerathen ist, sausend duech die Luft fährt, und ihre Bahn durchstürmt, nnd keinen Halt kennt — bis sie zerstiebt und sich vernichtet; — so fährt das Geschick mit den Liebenden dahin, da es sie eegriffen und dem Untergange geweiht hat.

Was vermögen hiee menschliche Klugheit und Veestand? Der Mittler spricht wohlmeinend und verständig; aber wo, nach menschlichem Ansehn, noch zu rathen ist, da entfernt ee sich, aus Prinzip, wie ee's nennt, und er selbst wird am Ende ein Dienee des Geschicks:

Denn wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Dee muß es selbee eedau'n und vollenden.

3.

Einen schönen Gegensatz gegen Eduards und Ottiliens leidenschaftliche Liebe macht Charlottens Neigung zu dem Hauptmann. Auch sie weeden von einander angezogen; aber des Hauptmanns fester Sinn und Verstand und Charlottens Mäßigung und Vernunft sind von dee Art, daß ein nicht zu schlichtender Kampf zwischen diesen und der Leidenschaft nicht entstehen konnte. In des edeln Weibes Seele wohnt das Recht und das Maß; das schöne Gleichgewicht in ihr, wie zart es gebildet seyn mag, widersteht dem andringenden Ungestüm andrer Gewalten. Daher kommt die dimmlische Milde, die Klarheit der Vernunft, mit welchee Charlotte durch die ganze Geschichte waltet. — Wodurch sie sich von Ottilien unterscheidet, das hat der Dichter am deutlichsten durch den Pendul ausgedrückt, der in ihrer Hand ruhig, undeweglich schwebt, da ee hingegen, von Ottilien berührt, in die heftigsten Schwingungen geräth.

4.

Halte ia manche Nebenpersonen, vor allem die, welche gegen eine der Hauptpersonen eine Anziehungskraft beweisen, nicht für unbedeutend. So ziehen sich, wenn wir Stoffe von geringerer oder geößeree Verwandtschaft in die Lage beingen, daß sie ihee Keäfte gegen einander äußeen können, auch die weniger verwandten an, aber une ein wenig, und sie kommen zu keinem vereinten Leben. Laß die inniger verwandten Raum gewinnen; sie vermälen sich und vor ihnen verschwinden die Keäfte der übrigen.

5.

Einen herrlichen Gegensatz gegen Charlottens Gesinnung machen die Weltgebildeten, dee Graf und die Baroneffe mit ihrem Räsonnement; und das tolle Teeiben Lucianens, ihr weltliches Rasen, hebt die himmlische Ruhe Ottiliens, in welcher sie, wie auch ihr Geschick raset, beharret und zunimmt.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß Luciane die Affen so liebt, und dieser Zug macht uns auf eine neue Verwandtschaft aufmerksam, die in dem reichen Buche uns daegelegt wird. Denn wie dieses mit eigner Lust und schöner Begeisterung die fernsten Geenzen berührt und vor die Seele beingt, welche der Mensch erreichen kann, so zeigt es auch im Kontraste, welche niedrige Neigungen und Aehnlichkeiten selbst den gebildeten Menschen unter seine Sphäre hinabziehen können. Luciane ergötzt sich an Affen, und vergleicht sie mit Menschen, während Ottilie Engel mait, und selbst ein Engel wird in dieser Umgebung.

Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806.

Vierter Brief.

Inhalt.

Reise nach London — Ivybridge — Exeter — Salisbury — Abstecher nach den Küsten von Hampshire — Southampton — Portsmouth — Die Insel Wight — Westcowes — Newport — Yarmouth — Ankunft in London.

London, Dec. 1805.

Endlich schreibe ich Ihnen aus London, wo ich nun den Rest des Winters vollends zubringen will. Ich verließ Plymouth, um geradeswegs hierher zu gehen; dennoch habe ich vorher noch eine Excursion nach Portsmouth, und der Insel Wight gemacht. Zuerst nahm ich meinen Weg nach Exeter, das eine gute Tagereise von Plymouth liegt. Ich that dies in der gewöhnlichen Morning-Coach, deswegen so genannt, weil sie immer des Abends liegen bleibt, während die Evening-Coach Tag und Nacht durch fährt. Es war fünf Uhr Morgens; meine Gesellschaft bestand aus zwey Herren und einer Dame, indessen währte es geraume Zeit, ehe es zu einem Gespräche unter uns kam.

Der erste Ort, wo wir anhielten, war Ivybridge, ein vortreffliches Wirthshaus, das nur wenig Schritte von dem Dorfe gleiches Namens höchstromantisch zwischen baumreichen Hügeln liegt. Wir fanden hier das Frühstück schon völlig bereit, und alles so schön und geschmackvoll eingerichtet, wie es nur in den besten Tavernen seyn kann. Dann fuhren wir durch eine sehr reizende Landschaft bis nach Ashburton, einem kleinen Städtchen, wo in einem eben so guten Wirthshause zu Mittag gegessen ward; passirten weiterhin Chudleigh, einen Marktflecken, der seiner Obst-Gärten wegen berühmt ist, und kamen endlich Abends um sieben Uhr in Exeter an. Ich trat mit meinen Reisegefährten in einem sehr prächtigen Wirthshause ab, wo auch die Morning-Coach liegen blieb. So einsylbig sie den ganzen Tag über gewesen waren, so redselig wurden sie nach dem Abendessen, als der Portwein zu wirken anfing. Ich habe dies aber in der Regel bey allen Engländern überhaupt bemerkt. Sie pflegen meistens erst bey der Flasche lebendig zu werden, und scheinen dann wirklich ganz andere Menschen zu seyn.

Den andern Morgen ging ich aus, die Stadt zu besehen. Sie liegt an der schiffbaren Exe, ist im Ganzen nicht übel gebaut, hat mehrere schöne öffentliche Gebäude, und mag ungefähr 20000 Einwohner haben, deren Hauptnahrung in den Wollfabriken und dem Handel besteht. An der Nordseite der Stadt befindet sich ein vortrefflicher Spaziergang, Northernhay genannt, der unter die schönsten in England gehört. Die Umgebungen von Exeter sind etwas einförmig, sie bestehen nämlich blos aus Wiesenland. Dafür wird aber auch starke Viehzucht getrieben, und eine große Quantität Butter verführt. Ein artiges Dörfchen ist Drewstington, man kann daselbst mehrere alte Denkmähler sehen. Nicht weit davon fließt der Teign in einer sehr romantischen Gegend, und zwischen hohen Felsen eingepreßt. Ein anderes schönes Dorf ist Erminster an der Ere gelegen, deren Ufer mit den herrlichsten Landhäusern eingefaßt ist.

Am folgenden Abend nahm ich einen Platz in der großen Londoner Evening-Coach bis Salisbury. Die Gesellschaft war klein, wir schliefen überdem sämmtlich in einem Stücke weg. Um Mitternacht indessen hielten wir einmal an, um Thee zu trinken, und fuhren dann wieder in einem bis Erminster, wo gefrühstückt ward. Dies ist ein Städtchen, das seiner schönen Teppiche wegen bekannt, und nicht mit obigem Dorfe zu verwechseln ist. Als der Tag anbrach, befanden wir uns in einer schönen gebirgigen Landschaft, die vortrefflich angebaut zu seyn schien. Wir kamen durch eine Menge Städte, Flecken und Dörfer, deren Namen ich vergessen habe, und erreichten endlich zu Mittag die alte häßliche Stadt Dorchester, wo gegessen ward. Meine bisherigen Gesellschafter gingen hier ab, dafür stiegen drey andere ein. Es waren drey junge Leute aus London, von denen besonders der eine mit vieler Selbstgefälligkeit von seiner Vaterstadt; sprach. — Yes in my town (ja in meiner Stadt!) — hieß es immer, sobald die Rede auf London kam. So langten wir endlich Abends um fünf Uhr glücklich in Salisbury an, wo ich einen Tag auszuruhen beschloß.

Salisbury liegt am Zusammenflusse des Avon, der Nadder und des Wiley, und ist eine finstere und häßliche Stadt. Die Straßen sind eng, winklig, und schlecht gepflastert, die Häuser altväterlich und geschmacklos gebaut. Sehr sehenswerth indessen ist die Kathedral-Kirche, die mit ihrem herrlichen Thurm für das schönste gothische Gebäude in ganz England gehalten wird. Eine andere Merkwürdigkeit von Salisbury sind die alten Denkmähler aus den Zeiten der Druiden, auf einer ungeheuern wüsten Ebene, Stonehenge genannt.

Ich war jetzt willens, ohne weitern Aufenthalt geradeswegs vollends nach London zu gehen. Unvermuthet kam aber in unserm Wirthshause eine Postchaise von Portsmouth an, und bot mir eine eben so bequeme als wohlfeile Gelegenheit nach diesem Hafen dar. Ich eilte also davon Gebrauch zu machen, verließ Salisbury noch denselben Abend, und kam am folgenden Morgen über Ramsey in Southampton an. Da nun von hier aus täglich Diligencen nach Portsmouth fahren, so beschloß ich den Tag über hier zu bleiben, und erst den Abend mit der Evening-Coach weiter zu gehen.

Southampton liegt eben so angenehm als vortheilhaft zwischen den Flüssen Test und Itchin, die beyde tief in das Land hinein vollkommen schiffbar sind. Die Stadt ist im

Ganzen sehr gut gebaut, und verräth überall Wohlstand und Lebhaftigkeit. Unter den vielen Kirchen und Kapellen befindet sich auch eine Französische, zum Dienst der Einwohner von Jersey und Guernsey, von denen hier immer eine gewisse Anzahl vorhanden ist. Eine andere Merkwürdigkeit von Southampton ist die schöne Promenade, the Beach genannt. Man findet hier mehrere Reihen der herrlichsten, schattenreichsten Bäume, und hat eine entzückende Aussicht über die große spiegelnde Bay bis auf die gegenüberliegende Insel Wight. Noch größer und mannigfaltiger ist indessen die Perspektive, von dem in der Nähe der Stadt befindlichen Bewis-Mount. Hier kann man den ganzen Hafen von Portsmouth mit seinem ungeheuern Mastenwalde und selbst einen Theil des Kanals übersehen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 9 Jan.

An Neuigkeiten herrscht hier seit den merkwürdigen Reden im Corps législatif und dem Senatus-Consult vom 16ten Dec., eine große Stille. Die letzte Revüe vom 31 Dec. war eine der zahlreichsten, die man seit langer Zeit gesehen hat; die ganze kaiserl. Garde-Artillerie, die seit dem letzten Kriege auf 72 Stücke gebracht wurde, marschirte dabey auf mit allen Pulverwagen, Rüst- und Vorrathswagen, Schmieden und Pontons; nach jeder Kanone marschirten 12 Mann der Garde-Artillerie. Der Zug dauerte eine Stunde im Schnell-Schritte. — Man erzählt, daß bey eben jener Revüe das Pferd des Kaisers etwas scheu ward, und daß ein Lieutenant heraustrat und es beym Zügel ergriff. Merci Capitaine, sagte der Kaiser, und der Lieutenant, der dies für Beförderung nahm, antwortete schnell: Dans quel régiment, Sire? — A la garde! versetzte der Kaiser lächelnd.

Das Leben, was das neue Jahr immer in Paris verbreitet, ist ganz einzig. Viele Kaufleute suchen sich mit aller Anstrengung bis dahin fortzuschleppen, gewiß, dann neue Lebenskraft zu erhalten. Das Palais royal und die rue des Lombards, wo die Zuckerbäcker wohnen, wird die letzten Abende des alten Jahres gar nicht gangbar, aber freylich mehr von Neugierigen als Käufern. Der Confiseur au grand Monarque (Louis XIV) stellt einen ganzen Bivouac, eine Jagd, des Kaisers Einzug in den Tempel des Ruhms, und den Zug des chinesischen Kaisers mit Figuren von Dragee aus. In letzterem Zuge sind einige von dem Gefolge des Kaisers auch als gens de lettres angegeben, und da man vielleicht nicht allgemein weiß, daß die chinesische Humanität so weit gehe, daß auch Gelehrte zu Pferde den Kaiser begleiten, so dient der Umstand zum Beweise, daß man selbst bey einem Confiseur Völker-Beschreibung lernen könne.

Der Pont-neuf ist um diese Zeit mit Spielbuden ganz bedeckt. Die Verkäufer schreyen aus allen Kräften: à 25 Sous, à 15 Sous, à 8 Sous, bis zu 4 Sous la pièce, und wiederholen dabey immer: C'est incroyable! on n'a jamais vu çà! Nous ne le croirions pas mêmes; c'est l'abandon du commerce, qui fait vendre à si bon marché! u. s. w.

Wirklich findet man Spielwerke, denen man die Deutschheit ansieht, und die man hier wohlfeiler kauft, als in deutschen Städten selbst.

In einer unbedeutenden Neujahrs-Kleinigkeit, womit das Variétés-Theater unter dem Titel: Coco-Pepin, sein Publikum beschenkte, widerfuhr dem deutschen Witz in Spielwerken vielleicht zum Erstenmale die Ehre, auf französischer Bühne erwähnt zu werden. Coco-Pepin, bekannt aus einem ältern Stücke, „der Sontags-Spaziergang nach Romainville," kauft hier seiner Ehehälfte und seinem hoffnungsvollen Sprößlinge Etrennes ein, und da erstere von diesem Gange nicht vorher, wie gewöhnlich, avisirt war, wird sie — eifersüchtig. Natürlich löst sich die Eifersucht, als sie die Neujahrsgeschenke, bestehend nach alt-bürgerlicher Mode in Hausgeräthe, Feuerzange, Kaffemühle ꝛc, (was zu den witzigsten Calembours Anlaß geben muß), vor sich ausgeschüttet findet. Am Ende kommt noch ein Nachbar mit einem verhüllten Geschenke; er zieht die Hülle weg, und siehe da! Coco-Pepin, wie er mit Weib und Kind und Mittagmahl beladen den Sonntags-Spaziergang nach Romainville antritt. Der Nachbar versichert, dies Monument Coco's sey eben erst aus Deutschland gekommen, aber Coco, dadurch wenig geschmeichelt, ruft aus: Oh quel horreur! c'est moi! —

Ein Calembour in einem ältern Stücke der Variétés, les acteurs à l'épreuve hat viel Beyfall gefunden. Jocrisse wird ausgeschickt, eine Actrice aufzutreiben; er kommt zurück, und sagt, er hätte wol eine gefunden, aber sie wohne weit — dans la rue — rue — rue — „Quelle rue donc" ruft der unglückliche Direktenr! — Ah je l'ai, ruft Jocrisse aus: dans la Rue-Scie (Dlle. Georges en Russie).

Das Theater St. Martin hat sich am Neujahr unter des weiland im Theater de la Gaité als zweyter Brunet berühmter Ribié Direction wieder dem Publikum geöffnet, das eine Art pantomimischer Melodramen, und gymnastischer Spiele gibt, also Mittelding zwischen Opern und Balleten. Von jenen fehlt der Gesang, von diesen der Tanz; gesprochen darf nicht werden, außer von einigen Zwischenrednern, welche, wie bey einer Laterna magica, die Veränderungen anzeigen. Bisher haben die eleusynischen Geheimnisse, die olympischen Spiele, und die Belagerung von Danzig eine Menge Leute angezogen.

Die Pferde des Franconi haben sich an der Parodie (im Vaudeville) der Oper Fernand Cortez, welche die Pferde, die in der Oper auftreten, mit Eseln ersetzte, durch eine Parodie der Parodie gerächt, in welcher drey Bursche, nichts arbeiten mögend, sich zu Vaudevilles-Dichtern erheben, und auf den Parnaß mit ihren väterlichen Eseln reiten. Da brechen die Pferde hervor, rächend die Ehre ihres Patrons des heiligen Pegasus, werfen die Reiter und Rosinanten über den Haufen, und theilen allerseits Hufschläge aus, worauf die Bursche wieder in die väterliche Heimath ziehen, um statt Verse zu machen ihren Kohl zu pflanzen. —

Laruve, der berühmte Nebenbuhler Talmas, kam unlängst von Neapel zurück. Da er beym französischen Theater keine ihm anständige Rolle erhielt, so privatisirt er, und hält Vorlesungen über theatralische Diction (Deklamation). Man hofft hier nächstens Mad. Catalani wieder zu hören.

Als der Kaiser jüngst unerkannt durch die Tuilerien ging (es war am Tage nach dem feyerlichen Krönungszuge), hörte er einen armen Knaben gegen seinen Vater sich bitter beklagen, daß er den Kaiser nicht gesehen habe. Der Kaiser ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, ohne sich zu erkennen zu geben. Der Knabe antwortete mit Lebhaftigkeit und Geist; der Kaiser fragte um seinen Wohnort, und ließ ihm am andern Tage einen Platz in einer öffentlichen Erziehungsanstalt anweisen.

Nro. 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. Januar, 1810.

— Schwebt leicht und hold wie Morgentraum die Schönheit vor mir hin,
So hasch' ich an des Kleides Saum die süße Zauberinn.
Da quillt aus meinem Pinsel schnell auf Leinwand hin ihr Bild
In Tropfen, warm und purpurhell, wie Blut aus Adern quillt;
Da werf' ich mit gestärkter Hand, frey wie ein Gott und kühn,
In lichtem farbigem Gewand so manche Schöpfung hin. —

Ständlin.

Neueste Kunst-Nachrichten aus Stuttgart.

I.

Unser erster Historienmahler Hr. Galerie-Direktor von Hetsch ist nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte in Paris wieder zu uns zurückgekommen und hat ein dort von ihm verfertigtes Gemählde mitgebracht, das sehr vielen und gerechten Beyfall erntet. Es ist vielleicht das schönste Bild, das er je verfertigt hat, von ganz ungemeiner, man möchte sagen von bezaubernder Wirkung. Man sieht zwar auf dem großen Raume (von 9 Fuß in die Höhe und 6 Fuß in die Breite) nur drey, oder eigentlich nur zwey handelnde Wesen, und auch diese zwey in feyerlich-stillem Akte gerade zusammenstehend, mehr aus Innen als durch Geberden sich aussprechend; aber ein magischer Reiz erhöht selbst das geschichtliche Interesse und fesselt uns so sehr an diese Vorstellung, daß man sie nur mit wachsender Theilnahme sehen und wiedersehen kann.

Der Gegenstand ist aus dem Leben des jüngern Brutus gewählt, und stellt den Abschied desselben von seiner geliebten Portia vor. Nach dem Geschichtschreiber (Plutarch) verließ Brutus sein Vaterland, um von Asien aus das Ansehen des Triumvirats zu bekämpfen, und die geträumten Früchte von Cäsars Tode zu erfechten. Er durchwanderte Italien zu Fuße, um sich bey Elea einzuschiffen, und bis dahin begleitete ihn Niemand als seine Gattinn. An dem Ufer traten beyde in einen einsamen verlassenen Tempel des Neptun. Noch war kein Seufzer dem Munde und keine Thräne dem Auge der muthigen Frau, Catos würdiger Tochter, entwichen; aber ein Blick auf die stumme Wand brach ihr das Herz, und die erste Thräne quoll unaufhaltbar hervor. Sie erblickte in einem alten Gebilde Hektors letzten Abschied von seiner Andromache.

Diesen Moment hat der Künstler für seine Vorstellung gewählt.

Das schwarze Verhängniß scheint ihr plötzlich die Rückseite von all den hohen und weitaussehenden Planen zu zeigen, und durch einen sehr leserlichen Schicksalsspruch den Ausgang vorherzusagen. Sie begreift, sie erschrickt, sie schmiegt sich an das theure Opfer, und entdeckt ihm ihre Gefühle. Er umfaßt mit kräftigen Armen das Liebste, das er nie verlieren möchte, und starrt in dem Vordilde die Möglichkeit an, doch ohne zu wanken. So hat sie der Künstler, zwey hohe Naturen in festen Körpern, gezeichnet: einen Brutus und eine Portia wie sie seyn konnten, oder wie sie seyn mußten.

So weit es möglich ist, wollen wir den Lesern noch einen anschaulichen Begriff von der weitern Anordnung dieses trefflichen Bildes geben. Der Schauplatz engt sich in die Ecke eines alten starken Gemäuers ein, dessen Verlassenheit durch Graswuchs und Pflanzen-Flechten deutlich genug wird. Gerade von dem Gesichtspunkte über sieht das Auge durch eine offene, ihrer Zierden halbberaubte Halle in die offene See, und jenseits derselben auf fernes Gebirge. Die Abendsonne senkt sich schon tief am Horizonte hinunter. Ein Streiflicht beleuchtet den offenen Bogen,

und rückwärts fällt durch einen — nicht sichtbaren — Eingang das Hauptlicht auf die handelnden Figuren. Durch diese Beleuchtung hat der Künstler einen magischen Zauber über sein Bild ausgegossen. Die Personen erscheinen in Halbschatten und Reflexen, und runden sich durch die scharfbeleuchteten äußern Theile so vollkommen aus, daß sie ganz frey dastehen. Das schärfste Licht pflanzt sich nur auf dem Fußboden bis zu der Wand und dem ominösen Basrelief fort.

Brutus erscheint im Profil, in die weisse mit Purpur verbrämte Toga gekleidet. Ihm zur Rechten wendet sich Portia beynahe ganz in das Gesicht des Zuschauers, so daß Brutus seinen ausgestreckten linken Arm unter ihre rechte Brust legt; mit dem rechten umfaßt er sie vom Rücken. Unter dem grünen Oberkleide trägt sie ein langes weisses Gewand, durch das von hinten auffallende Licht und durch den Wiederschein vom Boden so täuschend beleuchtet, daß man die Füße ganz darin zu finden glaubt, ohne ihre Umrisse zu sehen.

Eine dritte Person, der bis jetzt nur im Vorbeygehen gedacht ist, erblickt man in dem Schatten des Pfeilers und rückwärts von Brutus. Es ist eine weibliche Figur, die neben einigem Gepäcke ganz in sich zusammengesunken ruht, und durch ihre traurige Stellung Antheil an dem Gespräche zu nehmen scheint. Wahrscheinlich ist es die Gefährtinn, welche Portia auf ihrer Rückreise zu begleiten bestimmt ist. Sie hat hier ihren guten Antheil an dem Effecte, sowol in der Gruppirung als für die Wirkung im Ganzen.

So viel wir wissen, ist dieses Gemählde noch freyes Eigenthum des Künstlers. Wer sich für den Ankauf desselben interessirt, kann sich durch eine sehr fertige, transportable Skizze von dem Werthe des großen Bildes überzeugen.

Seit seiner Zurückkunft von Paris hat Hr. v. Hetsch ein anderes auch sehr anziehendes Gemählde geliefert. Es stellt die junge Familie des Prinzen Paul von Württemberg, aus drey äußerst liebenswürdigen Kindern bestehend, vor, und wurde von dem Vater derselben Sr. Majestät dem Könige bestimmt, der sich in diesen edeln Enkeln unendlich glücklich fühlt. Es sind sehr ähnliche Porträte; aber um sie nicht nach dem Schlage der gemeinen Porträte zu behandeln, hat sie der Künstler in der natürlichen Tracht der Genien gemahlt, und so, daß die zwey ältern das kleinste einjährige Kind auf den Armen, und in einer idyllischen Gegend wie im Triumphe einhertragen. Der Gedanke und die Ausführung sind gleich glücklich, und Niemand wird dieses Gemählde ohne Entzücken ansehen.

An —

Du bist verhaßt, und bist geliebt;
Die Rechte nimmt, die Linke gibt.

H. S.

Ueber Goethes Wahlverwandtschaften.

(Fragmente aus einem Briefe.)

6.

Welch ein herrliches, reiches Bild hat uns der Dichter vor die Augen gebracht in der Scene, da Ottilie die Mutter Gottes vorstellt! — Ich möchte diese, in Rücksicht auf die Wirkung, die sie in dem Gedichte hervorbringt, das Gegenstück zu jener Nacht-Scene nennen, da Ottiliens Geburtstag mit dem Feuerwerke gefeyert wird. — Charlotte sitzt vor dem Heiligen-Bilde, und betrachtet das schlafende heilige Kind; und sie gedenkt dessen, das sie unter dem Herzen trägt, denkt, was es ihrem Hause werden soll in der Zeit der Noth, und Thränen treten in ihre Augen. — Ach, es soll kein Versöhner für sie seyn; es wird geboren, und seinem Gesichte ist das aufgeprägt, was den nicht zu lösenden Streit erzeugt und erhält. Es kommt in die Welt, aber nicht als Bote des Lebens, sondern des Todes; und der Greis, der es in seine Arme nimmt, fährt hin, aber ach! nicht in Frieden. — Als eine wahre Versöhnerinn dagegen steht Ottilie da in dem herrlichen Bilde; sie ist die Schmerzenreiche, die Betrübte, der das Schwert durch die Seele dringt; aber wir ahnen in ihr auch die Heilige. Die Nacht verschwindet, und das heilige Licht bricht herein.

7.

Man hat es befremdend gefunden, daß in Ottiliens Tagebuche keine Reflexionen über ihre Liebe zu Eduard vorkommen. Aber ist Ottilie in einem Zustande, daß sie Betrachtungen über ihre Liebe anstellen kann? — Sie wird fortgerissen von ihrem Geschicke, und ist, ohne Schuld, einer fremden Macht anheimgefallen. — Und konnte die hohe, feine Bildung ihres Geistes, konnte die himmlische Ruhe, in der ihre Seele bey allen Stürmen beharrt, besser dargestellt werden, als durch dieses Tagebuch? — Und ihre Blätter offenbaren, was in ihrer Seele vorgeht, was ihr selbst nicht bewußt ist; und wunderbar ergreift es uns, wenn wir sehen, in welcher nahen Verbindung der menschliche Geist, der nur auf die Gegenwart, und höchstens auf die Vergangenheit angewiesen scheint, mit der Zukunft steht. — Hier sitzt Ottilie im alten Kirchenstuhle in der heiligen Kapelle, wie im Todtenreiche, und erwartet die Geliebten, die das heilige, ernste Leben mit ihr beginnen sollen (S. 44). Sie ist dem Tode geweiht, und auch ihr Jahr ist fast abgeklungen.

„Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, das sich in ihr hin- und herbewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten (S. 66)." Blickst du auch in die Zukunft, herrliche Ottilie! und weißt du, was du wünschest, und weißt du, was es ist, das sich heranbewegt? — Der unerbittliche Tod hat seine Sichel schon geschärft; der Halm muß fallen.

„Doch in der abgeschiedenen Aehre liegt überschwänglich viel Nährendes und Lebendiges."

So beginnt das herrliche Tagebuch. Es nimmt faſt einen umgekehrten Gang mit Ottiliens Tagen. Es wird heitrer, macht tiefe, zaete Bemerkungen über das Leben, und in den Anſichten vom Werthe des Menſchen und von ſeiner Erziehung offenbaet ſich eine ſchöne Geiſtesverwandtſchaft mit jener edeln Natalie. — Warum konnte der beyden Geſchick nicht verwandt ſeyn? — Zaete, innige Beziehungen ſind überall in den Blättern zerſtreut; wer vermöchte ſie alle zu entdecken? und wer wollte ſie erläutern? — Das hieſſe von der ſchwellenden Traube den zarten Duft abwiſchen, mit dem der friſche Morgen ſie angehaucht, oder den Staub vom Schmetterlingsflügel ſtreifen, um ihn unter dem Mikroſkope zu betrachten.

Gegen das Ende wird die Stimmung wieder ernſter. „Zwar iſt der Frühling gekommen; das Jahreszmärchen iſt an ſeinem aeltgſten Kapitel, deſſen Vignetten Veilchen und Maiblumen ſind (S. 176).“ — Aber wie ahnen die Aſtern als Schlußvignette des lezten, ernſten Kapitels.

Das Tagebuch iſt an ſeinem Ziele; es ſchließt mit dem ſchönen Gedanken, „daß ein Leben ohne Liebe ein ſchlechtes Schubladenſtück iſt, wo man überall von vorn anfangen muß, und überall enden möchte.“ — Iſt es Ottilie, die dieſe Bemerkung macht? — Iſt es das Buch ſelbſt, das hier in ſeine Tiefen blickt, und die Gottheit erkennt, die in ihm waltet? — wie eine alte Sage ſpricht, daß Menſchen kurz vor ihrer Vollendung ihr eignes Selbſt erblicken. — Ich weiß es nicht. Aber dem Ende nahet ſich das Buch, der Vollendung; und eine ſchmerzliche Ungeduld ergreift uns. Denn „wenn Knoſpen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, und der Baum ſich als eine Geſtalt uns entgegendeäugt (S. 177).“ „Und alles Vollkommene in ſeiner Art muß über ſeine Art hinausgehen, daß es etwas andres, etwas unvergleichbares werde.“

Kleine Reiſen durch England in den Jahren 1805 und 1806.

Vierter Brief.

(Beſchluß.)

Abends ging ich nun, wie geſagt, mit der Evening-Coach nach Portsmouth ab, kam am andern Morgen wohlbehalten daſelbſt an, und machte von da aus eine kleine Reiſe nach der Inſel Wight, die ich Ihnen ſogleich beſchreiben will. Portsmouth ſelbſt liegt auf einer Halb-Inſel, Portſey genannt, und kommt in Anſehung der Bau-Art u. ſ. w. faſt in allen Stücken dem oben beſchriebenen Plymouth bey. Bey hohem Waſſer, d. h. zur Fluthzeit, wird die Halbinſel ganz vom Meere umeingt; ſie iſt daher durch eine eigene Brücke (Portbridge) mit dem feſten Lande verknüpft. Der Hafen von Portsmouth kann gegen tauſend Linienſchiffe faſſen, und iſt in jeder Hinſicht einer der erſten in der Welt. Die hieſigen Docken, Werfte u. ſ. w. zeichnen ſich daher durch Umfang und erſtaunenswürdige Thätigkeit aus. Portsmouth iſt nämlich als der Centralpunkt der engliſchen Marine zu betrachten, von wo aus immer die anſehnlichſten Eſcadern und Expeditionen nach ihren Beſtimmungen abgehen. An dem Hafen hat man übrigens eine entzückende Ausſicht auf das gegenüberliegende Gasport, das prächtige Seehoſpital, auf Splithead und die Inſel Wight, wohin es täglich eine Menge regelmäßiger und außerordentlicher Gelegenheiten gibt.

Ich ſelbſt ging an einem ſchönen Morgen mit einem kleinen Paketboote dahin ab, welches von Weſtcowes nach Portsmouth gekommen war. Der Wind war günſtig, der Himmel heiter, die Luft mild und frühlingswarm. Die Inſel ſelbſt zeigt ſich in einer gewiſſen Entfernung beſonders von dieſer Seite außerordentlich ſchön; es iſt eines der reizendſten Seegemählde, die mir vorgekommen ſind. Nach ungefähr drey Viertelſtunden liefen wir in den Hafen von Weſtcowes ein, der durch den Ausfluß der Medina gebildet wird. Weſtcowes mag ungefähr 2000 Einwohner haben, und iſt höchſtpittoresk an den Abhang eines grünenden Hügels gebaut. Die Straßen ſind indeſſen ziemlich enge, und die Häuſer meiſtens nicht ſonderlich. Die Einwohner zeichnen ſich durch ihren Wohlſtand und durch ihre Höflichkeit aus. Es laufen hier nämlich, beſonders in Kriegszeiten, beſtändig eine Menge Schiffe ein, um ſich mit Lebensmitteln zu verſehen; eben ſo kommen, beſonders im Sommer, eine Menge engliſcher Reiſender an, theils um die Inſel ſelbſt zu durchwandern, theils um die Seebäder zu gebrauchen, wozu bey Weſtcowes die bequemſte Gelegenheit iſt. Weſtcowes gegenüber am andern Ufer der Medina liegt Oſtcowes, ebenfalls ein kleines Städtchen, das ungefähr denſelben Handel mit Schiffsproviſionen treibt.

Nachdem ich zu Weſtcowes gefrühſtückt hatte, ſetzte ich meinen Weg zu Fuß weiter nach Newport fort, das ungefähr eine Stunde davon liegt. Die Landſchaft war zum Entzücken ſchön, die ſchönſten Hügel, die lieblichſten Thäler, die man ſehen kann, alles mit dem üppigſten Grün und unzähligen Landhäuſern bedeckt; wohin man blickte, bot ſich eine reizende Ausſicht dar. Newport ſelbſt iſt die Hauptſtadt der Inſel und zeichnet ſich durch ſeine ſchöne Lage und große Nettigkeit aus. Alles athmet hier Wohlſtand und Ueberfluß; auch halten ſich die vornehmſten Güterbeſitzer hier auf. Die Medina, an welcher Newport liegt, iſt noch immer für ziemlich große Schiffe befahrbar, und verbindet alſo auch dieſes Städtchen mit dem Ocean. Ich hielt mich hier den ganzen Nachmittag und Abend auf, und ſetzte erſt am folgenden Morgen meine Wanderung nach Yarmouth fort.

Hier kam ich zuerſt nach Charlesbrook, einem ſehr romantiſch gelegenen Dörfchen, ungefähr eine halbe Stunde weſtlich von Newport. In der Nähe deſſelben befindet ſich das

alte Caſtell, wo eine Zeitlang der unglückliche Karl I gefangen ſaß. Der ganze Weg nach Yarmouth war eben ſo pittoresk, wie das ganze Eyland überhaupt. Yarmouth ſelbſt liegt ebenfalls ſehr angenehm, iſt aber kaum die Hälfte ſo groß als Weſtcowes und Newport. Täglich gehen von hier mehrere Packetboote nach dem gegenüber liegenden Lymington (in Hampſhire) ab. Ich kam in Yarmouth ungefähr um 1 Uhr Mittags an, und blieb die Nacht daſelbſt. Abends ging ich in eine Methodiſten-Kapelle, und wohnte, wiewol mit weniger Erbauung, einer donnernden Predigt bey.

Am folgenden Morgen zeigte ſich eine kleine Wetterveränderung, dies machte mich einigermaßen wegen meiner Rückkehr beſorgt. Man muß nämlich wiſſen, daß bey ſchlechtem Wetter durchaus kein Packetboot von der Inſel abkommen kann. Da ich nun keine Zeit zu verlieren hatte, ſo beſchloß ich mich auf dem kürzeſten Wege nach Ryde an der Oſtſeite der Inſel zu begeben, wo die gewöhnliche Ueberfahrt nach Portsmouth iſt. Ich wanderte demnach längs der Südküſte hinunter, wobey ich abermals durch ſehr reizende Gegenden und angenehm gelegene Dorfſchaften kam, erreichte am Abend deſſelben Tages Newport wieder, ſchiffte mich am folgenden Morgen zu Ryde ein, und langte ſo nach wenig Stunden zu Portsmouth an. Hier ging ich nun denſelben Abend mit einer Evening-Coach nach London ab, war, richtig gezählt, gerade vierundzwanzig Stunden unterwegs, und — doch von meinen erſten Einrichtungen u. ſ. w. in meinem nächſten Briefe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, 6 Jan.

Dem allgemeinen Gerüchte nach wird der König das Schuldenweſen der Stadt regultren laſſen, denn mehrere von dem neuen Magiſtrate mit vieler Mühe entworfene Pläne ſind nicht annehmbar gefunden worden. Es läßt ſich hoffen, daß die zum erwähnten Zwecke niedergeſetzte Kommiſſion die ungeheuern Laſten, welche der Mittelſtand trug, mit denen vergleichen wird, die billigerweiſe von den höhern Ständen getragen werden müſſen. — Vor dem Bank-Gebäude iſt ſeit einigen Tagen ein ſteter Lärm, da von einem Theile der Obligationen Zinſen gezahlt werden. Der Beobachter bemerkt mit Erſtaunen, daß die Mehrzahl der Begehrenden aus Bauern, Pächtern, Verwaltern und dergleichen beſteht, und ſo haben die ſonſtigen theuern Getreide-Preiſe die Landwirthe in einen Zuſtand verſetzt, der es möglich macht, daß ſie ſelbſt geringere Preiſe als die jetzigen ausdauern können, damit der Bürger, dem oft alle Mittel genommen ſind zu ſeinem Fortkommen, ſich in etwas erhole. Den Landwirthen blieb Grund und Boden, mögen ſie ſonſt verloren haben, was ſie wollen, und es gränzt faſt an Unverſchämtheit, wenn man einen wohlgerundeten Amtmann, der zwiſchen den dampfenden Schüſſeln und ſprudelnden Weinen auf dem Polſterſtuhle ſitzt, über die geringen Getreidepreiſe wehklagen hört, während mancher ehrliche Bürger, der ſonſt ſein ſpärliches Auskommen hatte, mit den Seinigen halbhungernd ein Jammerleben friſtet.

Bekannt iſt es, daß die Spekulation der Bettelweiber hier ſo weit geht, daß ſie Gebrechliche und Kinder miethen, um dadurch das Mitleiden reger zu machen, und dieſe Sitte, gegen welche unſre Polizey noch gar wenig that, erzeugte folgenden Vorfall: Ein hieſiger wohlhabender Mann ſchickt das Dienſtmädchen mit ſeinem Kinde ſpazieren, er ſelbſt bekommt nachher Luſt, mit ſeiner Gattinn auszugehen, und beyde wandeln nach dem Thiergarten, wo ihnen eines von den Weibern entgegentritt, denen hier keine Ausſicht wehrt. Die Spaziergänger werfen einen Blick auf ein in Lumpen gehülltes Kind, und die Gattinn thut erbleichend einen Schrey, entreißt es dem Weibe, und erkennt, vom Muttergefühle nicht betrogen, ihr eigenes, welches vom Mädchen auf mehrere Stunden für ein geringes Geld dem Bettelweibe geborgt war, während die Schändliche auf dem Tanzſaale ihren erbärmlichen Gewinn vergeudete. — So ſaß kürzlich ein Weib bey einer Brücke, ein Kind in ihrem Schoße wiegend, welches keinen Laut von ſich gab. Einige Perſonen, denen dies auffiel, unterſuchen dieſe Sonderbarkeit, und finden eins Plunder-Puppe mit einer Larve! — Ausgemergelte, kaum noch athmende Weſen herumſchleppen zu ſehen, iſt uns gar nichts Neues, und wenn man nicht des Eindrucks gedenkt, den dies auf Reiſende machen muß, nicht der Plage, welche die Einwohner erdulden, ſo ſollte doch Menſchlichkeit dahin drängen, daß ſolche ohnehin zum Unglück verdammte Geſchöpfe den grauſamen Händen gefühlloſer Gewinnſüchtigen entzogen würden. — Am 31 Dec. war im Friedrichs-Waiſenhauſe ein erhabenes Feſt. Sämmtliche Knaben und Mädchen der Anſtalt erhielten, nach der Stufenfolge, wohin der Fleiß und ihre Aufführung ſie ſtellte, Weihnachtsgeſchenke, welche von Unterſtützern der Hülfloſen zuſammengebracht waren. Rührend waren die verſchiedenen Wirkungen der Freude in den Geſichtern der Waiſen, und den Vorſtehern dankend machte jeder Anweſende im Stillen die Bemerkung, daß hohe Geſundheit hier ihren Wohnſitz habe.

Am 4ten gab Hr. L. Spohr (Gothaiſcher Konzertmeiſter) ein Konzert, welches ſich durch ſeine Virtuoſität auf der Violine, und durch die ſeiner Gattinn auf der Pedal-Harfe, auszeichnete. Der Beyfall der Kenner ward ihm, zugleich aber auch das Bedauern derſelben, da der Saal ſehr leer war. Demoiſ. Creuz verdiente den lebhafteſten Dank für den Vortrag einer Scene von Naſolini. Ihre reine und ſtarktönende Stimme, und die Ausbildung derſelben, erweckt zu großen Hoffnungen.

Von dem rühmlichſt bekannten Werke: „Koſtüme auf dem königl. National-Theater," (bey Wittich) ſind das 18te und das 19te Heft erſchienen. Beyde Hefte enthalten: Prinzeſſinn v. Guiſe, (aus dem Singſpiele gleiches Namens), und den Graf Beaufort, aus dem Drama: Salomons Urtheil: Salomon, Azelia, Eliphal, Gereb, Tamira, Sena, Debora, Morad, Azram, und den Columbus, Porras und einen Indier aus dem Schauſpiele: Columbus. — Julius v. Voß gab heraus: Ini, ein Roman aus dem 21ten Jahrhundert (bey Amelang). — Hr. von Edlin hat während ſeines Arreſtes ein neues Werk geſchrieben: „Ueber die Staatswirthſchaft." Er vergleicht darin die ſämtlichen zum Streite tauglichen Syſteme, und will ein geläutertes Syſtem hervorgehen laſſen.

Der Verein, Schauſpiel in einem Akte, das an dem feſtlichen Tage der Wiederkehr unſers geliebten Königspaares als Prolog diente, hat ſehr gefallen. Es iſt von Iffland mit ungemeiner Herzlichkeit geſchrieben, und mehrere, die Wirklichkeit berührende Stellen wurden mit rauſchendem Jubel aufgenommen. Tadelnswerth iſt aber das Abſingen des Chorals: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, mit der gewöhnlichen Kirchenmuſik. Ewig getrennt müſſen Kirche und Schauſpiel ſtehen, was man auch dagegen ſagen mag, und man müßte durchaus einen neuen Choral und neue Muſik haben, wenn man den wirklich ergreifenden Moment herbeyführen wollte.

Nro. 21.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. Januar, 1810.

Aller Sinn hier trachtet Gutes.

Voß.

Der Zürcher Gesellschaften Neujahrs-Geschenke an die Jugend für das Jahr 1810.

Die Blätter und Bilderhefte, welche Zürchs Künstler und Jugendfreunde am Kinderfeste des zweyten Januars auf neun Gesellschaftsälen an die geschmückten, mit kleinen Geldgaben der Aeltern sich da einfindenden, Knaben und Töchter vertheilen, sind auch diesmal der Erwähnung im Morgenblatte nicht unwerth. — Ihren Reihen mag die älteste der Gesellschaften eröffnen, deren Organ hinwieder das älteste ihrer Mitglieder, der ehrwürdige Altseckelmeister Hirzel, ist. Im Namen der Stadtbibliothek und in Fortsetzung seiner Gemählde von Männern, die durch ihr nützliches Leben dem Vaterlande werth und durch ausgezeichnete Handlungen des Ruhmes der Nachkommen würdig wurden — erzählt er die Geschichte des Seckelmeisters Hans Jacob Stockers von Schafhausen, der im Jahre 1653 die ehrenvolle Sendung der evangelischen Stände der Eidgenossenschaft an das Parlement von England und an die General-Staaten von Holland für die Vermitteiung ihrer Mißhelligkeiten mit Würde und nicht ohne Erfolg übernommen hatte, und dem zwey Jahre später der eben so ruhmvolle Auftrag zu Theil ward, der Abordnung an den Herzog von Savoyen zu Gunsten der verfolgten piemontesischen Thalleute beyzuwohnen. „Jüngling! (so schließt der hochverehrte Greis die Darstellung des von ihm zur Nachahmung empfolenen Vorbildes) Jüngling! deiner Vorfahren im Geschlechte ganzer Glanz und Verdienst ist verloren, wenn du nicht wie sie und wie die Edeln von dem Geschlechte und der Abkunft dieses Weisen ihre guten Thaten nachahmest, und wenn es möglich wäre, sie noch übertrifft.“ — Das Kupfer ist von Lips nach Martin Usteris Zeichnung trefflich gestochen.

Die Künstlergesellschaft setzt ihre Galerie verstorbener Schweizerkünstler durch das Leben und die Karakteristik Sigmund Freudenbergers von Bern (geb. 1745, gest. 1802) fort. Außer seinem von Lips gestochenen Bilde ziert ein nach einer Handzeichnung Freudenbergers von Hegi gearbeitetes und braun abgedrucktes ungemein liebliches Familienstück (der Sonntagabend auf dem Lande) die wohlgeschriebene Biographie. Der bekannte und vielgeschätzte Künstler, von welchem hier die Rede ist, kann gewissermaßen als der Erfinder der Darstellungen des Karakters und der Sitten der Schweizer in ihrer wahren noch hier und da unter dem Landvolke sichtbaren Eigenthümlichkeit betrachtet werden. Seine sechzehn in radirten Umrissen mit Lavisfarben ausgemahlten Blätter (le départ et le retour du soldat suisse; le repas rustique; le retour du marché u. s. w.) sind von Eingebornen und Ausländern mit gleichem Beyfalle aufgenommen und gesucht worden. Korrektheit und Eleganz der Zeichnung, schöne Gruppirung der Figuren mit reizender Anordnung aller Umgebungen und wohlerwogener Oekonomie jedes Details sind neben dem idyllischen Karakter des Ganzen die vorzüglichsten Verdienste dieser beliebten Blätter. Zu der in Bern erschienenen Ausgabe der „Erzählungen der Königinn

Margarethe" und zu den „Moeurs et coutumes des François dans le 18me siècle" hat er nahe an ein Paar Hundert geistvolle Zeichnungen geliefert. Als Mensch, als Familienvater und als Freund besaß Freudenberger jede liebenswürdige Eigenschaft und Tugend.

Die Gesellschaft der Wundärzte geht in der Beschreibung der vaterländischen Heilbäder zu der vielberühmten Quelle von Pfeffers über. Die Zeichnung der Bäder ist neu und vortrefflich von Martin Usteri, und der Stich von Hegi besorgt; eine Vignette stellt die Trinklaube dar. Weniger neu ist der Text, dem der Benutzung minder bekannter Quellen leicht ein größeres Interesse konnte gegeben werden. Von der Flüchtigkeit, mit der er verfaßt ward, mag er auch zeugen, daß die Aufschrift heißt: „Beschreibung des Heilbades zu Pfeffers im Kanton Bündten;" ob gleich es dann nachher wie billig dem Kanton St. Gallen, in welchem es gelegen ist, nicht entzogen wird. Aber Kindern, die man nicht zur Flüchtigkeit gewöhnen will, sollte man so flüchtige Belehrungen nicht austheilen.

Die naturforschende Gesellschaft bietet in theils kolorirten, theils schwarzen Abdrücken eine von Sturm schön gearbeitete Insektentafel dar. Linnés System dieser Thierklasse wird nach den Abbildungen derselben erklärt, und über die allgemeine Naturgeschichte der Kerbthiere sind mannigfaltige belehrende Notizen beygefügt.

Von ausgezeichnetem Gehalte ist das Heft der Hülfsgesellschaft. Scenen des menschlichen Elendes, oder auch wohlthätige Rettungsscenen sind es, die sie, ihrer Bestimmung gemäß, sich zu Gegenständen ihrer Blätter wählt. Zu der diesjährigen Schilderung der Verwüstungen, die durch Schneelauwinen im Alpengebirge entstehen, gaben die Verheerungen im Christmonate des Jahres 1808 die Veranlassung. Die große und oft schreckliche Naturerscheinung wird in ihren Ursachen, in ihren mannigfachen Gestalten und in ihren Folgen mit vieler Klarheit geschildert, und die verschiedenen Arten der Lauwinen sind wohl von einander geschieden. Zu den merkwürdigsten Erscheinungen bey einer derselben (den sogenannten Windlauwinen) gehört wol die glaubwürdig bewährte, nach welcher die in der Lauwine Begrabenen jene, welche auf dem Schnee herumgingen und die Verunglückten suchten, deutlich konnten reden hören, ohne selbst im Stande zu seyn, durch Rufen oder auf andere Weise den zu Hülfe Gekommenen Kenntniß von ihrem traurigen Schicksale zu geben. Solche, die dies vor einigen Jahren erfahren und die der Weggehenden: „Tröst Gott! wir wollen nach Hause, wir finden sie doch nicht —" verzweiflungsvoll hören mußten, sind später dennoch gerettet worden. Eine chronologische Aufzählung der denkwürdigsten Verheerungen durch Lauwinensturz und eine detaillirte Schilderung jener vom J. 1808 gehen dem Unterrichte über die Schutzmittel voran, welcher sich theils der Alpenbewohner bey Anlegung seiner Hütten, theils der Wanderer zu Sicherung seiner Person gegen jenes Natur-Phänomen bedienen soll. „Vielleicht habt Ihr (dies sind die Schlußzeilen der lehrreichen Aufsätze) — Vielleicht habt Ihr, liebe Kinder, bey Durchlesung dieser Blätter mehr als einmal leise Euch glücklich geschätzt, nicht auf Bergen oder in tiefen Thälern, sondern in Gegenden zu wohnen, in welchen man vor solchen unglücklichen Ereignissen sicherer lebt. Reifere Jahre werden Euch lehren männlicher denken. Es gibt der Leiden auf Erden so mancherley; die Schläge des Schicksals können uns auf Ebenen wie auf Bergen erreichen. Was ist die wahre Weisheit des Lebens? Die Pflichten seines Berufes an dem Standpunkte erfüllen, an welchen wir hingestellt sind, der ewigen Vorsicht vertrauen, und dann uns nicht fürchten, sollte auch die Welt über uns zu Trümmern gehen." Das Kupfer stellt eine der näher geschilderten Verheerungen des vorigen Jahres, von dem talentvollen Mahler Triner aus Bürglen gezeichnet, und von Meyer brav gestochen, dar.

Von den beyden Musik-Gesellschaften besingt die eine Luthern, und ihr von Usteri gezeichnetes und von Oberkogler gestochenes Blatt stellt den jungen Theologen voll Ausdruck dar, wie er den Doctoreid leistet; die andere hat auf ihrem von Usteri und Beyel gearbeiteten Kupfer die Eidgenossen vorgestellt, wie sie den treulos gewordenen Wallgauern (Vorarlbergern), gegen eine Brandschatzung von 3000 Gulden, Gnade zusichern, nachdem sie 1499 zu Trastenz einen vollen Sieg erfochten. In der Reihe der Vätertugenden, welche diese Gesellschaft durch ihre Lieder feyert, soll dieses die Menschenliebe bezeichnen. Von den Liedern läßt sich abermals anders nichts sagen, als daß sie kalt und schaal sind wie Eis, und — so undichterisch wie möglich.

Die Gesellschaft der Feuerwerker hat es im Fortgange ihrer älteren Kriegsgeschichte Helvetiens mit den Zeiten der Zähringer zu thun, von deren kurzer Herrschaft die von ihren Herzogen gegründeten Städte das schönste Denkmal geblieben sind. Das Kupfer stellt die St. Gallische Gegend um Krätzeren und Breitfeld im Plane dar, durch Schlachten damaliger Zeit bekannt; die Vignette zeigt Berchtolds von Zähringen steinernes Bild, wie es über seinem Grabmale im Münster des Breisgauschen Freyburgs sich findet; zu beyden Seiten sind die Waffenrüstungen der damaligen Ritter aufgestellt: Helm, Panzerhemd, Waffenrock, Schild, Lanze, Streitaxt, Schwert, Dolch und Streitkolbe.

Die Gesellschaft der Chorherren endlich schildert (das Kupfer ist nach Usteri von Lips gestochen) den religiös-feyerlichen Empfang der ihres Glaubens wegen aus der Heimath vertriebenen Locarner bey ihrer Ankunft in Zürich (1555), wo ihnen Aufnahme und Unterstützung ertheilt ward, die sie durch Verpflanzung und Emporbringung nützlichen Kunstfleißes bald lohnten. Der Ver-

faſſer des Textes liefert meiſt Auszüge aus der vor mehrern Jahren erſchienenen Biographie Aloyſius von Orelli, die zwar eine ſchätzbare Sammlung von Geſchichtsmaterialien enthält, aber den Ruhm eines vollendeten Ganzen, der ihr hier freygebig geſpendet wird, gewiß nicht verdient. Der Verfaſſer des Auszugs ſollte bedenken, daß man die Tugenden der Vorfahren freylich den kommenden Geſchlechtern als Muſter der Nachahmung aufſtellen, aber daß man nicht alles einſeitig übertreiben, und jede redliche Handlung zur Heldenthat, und die Vaterſtadt zum Inbegriffe alles Preiswürdigen machen ſoll. Die Wohlthätigkeit iſt zwar der edelſten Tugenden eine; ſie verliert aber von ihrem Werthe, wo ſie zur Schau getragen wird. Und ſollte es wol das rechte Mittel ſeyn, jene Tugend in Zürchs Mauern zu erhalten und fortzupflanzen, wenn man, wie hier geſchieht, den Kindern dieſer Stadt von Zürchs Wohlthätigkeit ſo viel Wunderdinge erzählt, daß ſie bald glauben müſſen, jene ſey ſonſt nirgends in der Welt zu Hauſe? — Wie viel würdiger und angemeſſener iſt die Sprache des verdienſtvollen Hirzels, deſſen oben gedacht ward!

Ueber Goethes Wahlverwandtſchaften.

(Fragmente aus einem Briefe.)

8.

Denn was iſt es, das bey der tiefſten Trauer, die uns erfüllt, bey dem herzzerreiſſenden Schmerze uns beruhigt, und einer Ahnung des Himmels giebt? — Das iſt es, was jeglicher wahren Tragödie die Kraft verleiht, uns zu erheitern, und in die ſeligen Regionen zu erheben, was bey den ungeheuern Schickſalen der wirklichen Welt den edeln Menſchen aufrecht erhält, und mit dem Leben verſöhnt — Die Würde der menſchlichen Natur, die in dem furchtbaren Drange der Noth und des Leids erſt recht hervortritt, ſiegreich, anbetungswürdig. — Siehe Ottilien an. Sie iſt der Naturnothwendigkeit unterworfen; ihr Geſchick reißt ſie blind dahin; da ſie von Eduard ſchon entfernt iſt, wird ſie unwillkürlich wieder in ſeine Nähe gezogen; und da ſie ſchon wie ein abgeſchiedner Geiſt in den Gemächern des einſt ſo freudenreichen Hauſes wandelt, bewegt ſich jene Kraft noch ſichtbar in ihrem Innern; es iſt, als ob dieſes durchſichtig vor unſern Augen lägr.

Aber wie groß und frey erhebt ſie ſich über dieſe Nothwendigkeit in ihrem feſten Anhalten an die heiligen Gedanken, die ihr ſelbſtgeſchaffenes Geſetz und ihr höheres Leben ſind. Ergriffen konnte ſie werden von jener Nothwendigkeit, beherrſcht konnte ſie werden von ihr, ſie, die ſogar das dringendſte, furchtbarſte Bedürfniß der Speiſe ſich verwehren kann; vernichtet werden konnte ſie, aber nicht überwunden. — Man lieſ't in den Leben der Heiligen, daß ſie zu ihrer Heiligkeit durch Buße gelangten; hier haſt du eine ſolche Buße, und eine Heilige, die ſich kühn unter die Herrlichſten ſtellen kann.

Dieſer Triumph des Menſchen mußte, ſollte anders das Gedicht zu unſrer völligen, ſeligen Befriedigung ſich ſchließen, klar vor unſre Seele gebracht werden; das war die letzte Aufgabe des Meiſters, und er hat ſie herrlich gelöſ't. Wir nennen diejenigen Heilige, die durch ihre Tugend die niedere Welt überwinden, und als Heilige thut ſich Ottilie uns kund in ihrem Scheiden, und der Himmel ſelbſt verklärt ſie, und umgiebt ſie mit dem heiligen Scheine, da ſie wunderthätig wirkt, und den Sterblichen Troſt und Geneſung in ihrer Nähe zu Theil wird. — Engel umgeben ſie, wie ſie in ihrem Sarge, mit Blumen geſchmückt, daliegt, und lächeln ihr freundlich zu; das wunderbar geneſene Kind kniet zu ihren Füſſen; und zur Seite der Verklärten, in der heiligen Kapelle, ſteht der liebenswürdige Freund, und weint über ihr, und mit ihm weinen die Edeln der ganzen Erde, trauernd über das verlorene Kleinod.

9.

Wirf nun noch einen Blick auf den Werther, der mit dem vor uns liegenden Gedichte in mehr als einer Hinſicht verwandt iſt, des Meiſters früheſtes Werk, das ihn ſchon ankündigt in ſeiner Kraft; und erfreue dich mit mir an der Betrachtung, zu welcher Höhe die Kunſt ſteigen kann, wenn der Künſtler ſich, ſeiner Kraft vertrauend, muthig ein fernes Ziel ſteckt, nach dem er unabläßig wandelt, und wenn ihm die belebende Wärme der Seele zu Theil geworden iſt, die auch auf dem weiteſten Wege nicht erkaltet.

Und laß mich noch Eines hinzuſetzen, um deßwillen mir eben in dieſer Zeit dieſes Buch eine herrliche Erſcheinung iſt. Vielleicht ſpricht ein individuelles Gefühl aus mir. Vielleicht daß mehrere hierüber gleiche Gedanken und Empfindungen mit mir hegen. — Die großen politiſchen Begebenheiten des Tages ziehen alle unſre Aufmerkſamkeit auf ſich, und wir vergeſſen darüber, daß wir noch in einer andern Hinſicht in einer bedenklichen Zeit leben. — Was hat die neuere Naturlehre, obgleich ſie erſt ihre großen Entdeckungen verbreitet, nicht für Wunder an's Licht gebracht? und wen hat wol nicht, vorübergehend oder dauernder, ein Schauer gefaßt, wenn er von den Organen des Gehirns, von den magnetiſchen Kuren, von der Gewalt, die ein menſchlicher Körper gegen den andern übt, gehört hat? — Iſt nicht wol Manchem das alte Geſpenſt des Materialismus wieder erſchienen? — Da iſt es gut, wenn der Menſch überzeugend auf eine Kraft in ſeinem Innern aufmerkſam gemacht wird, die über die Natur erhaben iſt, die ihn zum Herrn der Welt macht. Der Philoſoph wirkt mit ſeiner Wiſſenſchaft nur auf einen engen Kreis; aber des Dichters Wort verbreitet ſich weit, und dringt gewaltig in die Seele jedes Menſchen, dem Sinn und Gefühl verliehen ſind. — Und ſiehe, hier zeigt uns der Dichter in Charlotten, wie Maß und ruhige Vernunft eine Stimmung der Seele er-

zeugen, an der die Gewalt der Natur sich bricht; und ist diese heftiger und lebendiger im Menschen — wirf einen Blick auf Ottilien. Es giebt eine Kraft in der menschlichen Seele, die nicht zu berechnen ist, die auch das ungeheuerste überwindet. Ottilie erfreuet uns, und tröstet uns, wenn wir uns versucht fühlen, auf Eduard zu zürnen, der, besonders in den letzten Scenen, in der That nur ihre Folie ist, und nur durch einzelne liebenswürdige Eigenschaften und durch den Muth, mit dem er Gefahren entgegengeht, unser Interesse gewinnt. Wir freuen uns, daß er im Tode in der Nähe der Geliebten ruht; die heilige Ottilie wird alsbald für ihn bitten können am Throne des Richters. — Um so natürlicher kommt mir dieser Gedanke, da in dem Buche so viele Winke vorkommen, die auf ein künftiges Leben deuten. Wird dort das Heilige, das Ottilie mit hinüber nimmt, Gesetz und Element seyn? — Doch sey dem wie ihm wolle; die höchste der Aufgaben ist mir in dem Buche auch für diese Welt befriedigend gelöst. — Und Ottilie selbst weiset mit ihren letzten Worten in das Leben zurück; und da wir ihre Hülle in der heiligen Kapelle liegen sehen, und uns verlangt, dem verklärten Geiste in jene Regionen zu folgen, da erinnert uns der liebenswürdige Künstler, der an ihrem Sarge steht, wie viel Edles und Schönes auf Erden wohnt, und daß in des Menschen Seele eine Kraft lebt, die einen Himmel auf der Erde zu schaffen vermag.

Notiz.

Hr. Chr. Duttenhofer, Kupferstecher in Stuttgart, gedenkt unter dem Titel: Ideen für Vasen, etwa sechs Folihefte, von welchen jedes zwölf verschiedene Vasen enthalten soll, auf Subscription *) herauszugeben. Das erste Heft ist, als Probe des Ganzen, bereits erschienen. Schon die erläuternde Innhalts-Anzeige beweist, wie sehr bey diesem Unternehmen auf Reichhaltigkeit und Abwechslung Rücksicht genommen wurde.

Nro. 1. stellt tanzende Kinder, Satyrn und Faunen dar. Das Gefäß ruht auf Hundeköpfen, dem Symbol der Treue.

Nro. 2. Ein Herenzug nach dem Blocksberge. Ein Katzenkopf trägt das Gefäß.

Nro. 3. Eris, Eros und ein Faun schweben in der Mitte der Väse, als die Begleiter unsers Lebens.

Nro. 4. Ein Faun leitet einen Hund.

Nro. 5. Mönche und Nonnen tanzen nach Oberons Horne, der in Wolken über ihren Häuptern daherfährt.

Nro. 6. Die drey Parcen verhüllen die neue sinnige Lira. Mohn, Attribut des Todes.

Nro. 7. Nordische Gestalten. Tanzende Bären.

Nro. 8. Pan bläst zum Erstenmale die Syrinx. Nymphen hören zu. Frösche zieren das Gefäß.

Nro. 9. Bacchus wird von den Nymphen erzogen.

Nro. 10. Griechische Masken.

Nro. 11. Amors Sieg über Bacchus.

Nro. 12. Die Entführung der Europa.

*) Für jedes Heft werden 2 fl. 24 kr. Rheinisch, oder 1 Thlr. 8 Gr. Sächsisch, bey den Kunst- oder Buchhandlungen subscribirt. Die Subscription bleibt bis nach Erscheinung des zweyten Heftes offen.

Die vorliegenden Vasen alle weichen zwar von den alten griechischen und römischen Formen ab, sind aber nichts destoweniger theils angenehme künstlerische Kapricen, theils Produkten der Natur, jedoch mit eigner Zuthat und kleinen Modifikationen, nachgebildet. Besonders ziehen die sinnvollen Basreliefs und gefälligen Ausschmückungen an.

Da jene Vasen zu neuen Zimmer-Verzierungen sowol, als zur Bearbeitung in Thon, Gyps u. s. w., mit Vortheil benutzt werden können, so glaubt Ref. Hrn. Duttenhofers Unternehmen erwünschten Fortgang prophezeyen zu dürfen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 6 Jan.

Der Kaiser ist immerfort hier, und soll außerordentlich thätig seyn. Uebrigens herrscht bey Hofe eine so geräuschlose Stille, daß man glauben sollte, der Monarch sey von seiner Residenz abwesend. Man sieht ihn bisweilen fast ohne alle Begleitung auf den Spazierplätzen um die Stadt in größter Einfachheit des Anzugs. Wo er sich zeigt, empfängt er die Huldigung seines so überaus guten Volks, das, selbst unter den größten Drangsalen eines unglücklichen, verheerenden Kriegs, seinem Beherrscher unerschütterlich treu und anhänglich geblieben ist. Als vor kurzem in einer musikalischen Akademie die Rückkehr des Vaters aufgeführt wurde, wurde jede Stelle, die nur einigermaßen eine Beziehung auf den Kaiser und seine Familie zuließ, außerordentlich beklatscht, obgleich nur ein Paar Tage vorher das Patent wegen Einlieferungen der Silbergeräthschaften erschienen war, das, wie man voraus sehen konnte, bey vielen eine große Sensation gemacht hatte. Es heißt, der Monarch werde sich nächstens nach Ofen begeben, um die noch immer sehr kranke Kaiserinn zu besuchen.

Die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen befinden sich noch immer in Ungarn, und werden wohl nicht eher nach Wien zurückkehren, bis die Kaiserinn sich merklich besser befindet. Dagegen haben wir seit einiger Zeit den Erzherzog Karl, den Prinzen Anton, und den Herzog Albert in unsern Mauern. Sie erscheinen häufig öffentlich; besonders sieht man den Erzherzog Karl fast täglich auf den Basteyen der Stadt. Die ihm eigenthümliche Einfachheit in seinem ganzen Wesen, ein Hauptkarakterzug des ganzen kaiserlichen Hauses, verläugnet er nie. Er ist oft unter den übrigen Spazierenden fast nicht erkenntlich. Man erweiset ihm überall Achtung und Ehre, wie sie einem Helden von seinen durch die letzten Unfälle nicht zu vertilgenden Verdiensten gebührt.

Es heißt allgemein, die Brüder des Kaisers würden eine jährliche Apanage von 150000 Gulden erhalten, ihren eigenen Haushalt führen, und in den Provinzen wohnen; auch würde der Kaiserinn Mutter nicht nach Wien zurückkehren, sondern in Ungarn oder Siebenbürgen ihren Aufenthalt nehmen. Gegenwärtig befindet sie sich in Groß-Wardein, und wohnt bey dem dasigen unirten Bischofe Vulkan.

Obgleich die durch den Krieg verdrängte Ordnung wieder zurückkehrt, und die meisten Behörden wieder in Amtsthätigkeit sind, so fehlt es doch in dieser Hinsicht noch immer bald hier, bald dort. So weiß man z. B. noch nicht, wie es mit den Staats-Lotterien gehalten, ob sie bald gezogen, und wann die Gewinnste vom vorigen Jahre ausbezahlt werden dürften. Dieser Gegenstand ist für Viele, die ihr Vermögen entweder ganz oder zum Theil in Lotterie-Loosen liegen haben, von großer Wichtigkeit. Dadurch, daß man angefangen hat, die verfallenen Interessen von den Staats-Obligationen zu zahlen, ist ein lauter Wunsch vieler Tausend erfüllt worden, deren Vermögen in solchen Loosen liegt.

Nro. 22.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. Januar, 1810.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.

Schiller.

Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806.

Fünfter Brief.

Inhalt.

Ankunft in London — Der holländische Prediger — Erste Einrichtungen — Lebensart — Exkursionen — Weg nach Chelsea — Die St. Paulskirche — Der St. James-Pallast — Details über Chelsea — Weg nach Greenwich — Finsbury Square — Moorfields — Schöne Aussichten — Details über Greenwich.

London, Jan. 1806.

Hier, mein theuerster Freund, haben Sie die versprochenen Details über meine ersten Einrichtungen in dieser ungeheuern Stadt. Sie wissen, daß ich hier völlig unbekannt, und nicht einmal mit Empfelungsbriefen versehen war. Ich hatte mir indessen einen Plan gemacht, der mir auch wirklich von großem Nutzen gewesen ist. Bey meiner Ankunft fuhren wir zuerst wol eine Stunde lang Straße auf, Straße ab, wo alles aufs glänzendste erleuchtet war. Endlich kamen wir die St. Paulskirche vorbey, und hielten bey einem Wirthshause zu dem Doppel-Schwane in Ladlane still. Hier nahm ich ein Zimmer, speiste zu Abend, und schlief die erste Nacht zu London vollkommen wohl.

Am andern Morgen beschloß ich nun vor allen Dingen zu dem holländischen Prediger Monheer Werninк zu gehn. Zwar wußte ich freylich nicht, wo ich ihn eigentlich aufsuchen sollte; zum Glücke erfuhr ich indessen, daß die holländische Kirche in the Quarter of Austin Friars befindlich sey. Hierhin beschloß ich mich also zuerst zu begeben, nahm einen Führer mit, und langte nach ungefähr einer halben Stunde vor einem Thore an, worüber mir großen Buchstaben Austin Friars zu lesen war. — „Hier!“ — sagte mein Führer — „das ist die holländische Kirche!“ — indem er auf ein großes ansehnliches Gebäude wies, das gerade vor uns lag. Ich folgte dem zierlichen Wege, der neben einem artigen Garten hinlief, als plötzlich aus einem der benachbarten Häuser ein wohlgekleideter Mann heraustrat. Ihn grüßen und nach der Wohnung des Herrn Werninк fragen, geschah in einem Augenblicke. — Denken Sie sich meine Freude, theuerster Freund! Dieser Herr war ein Holländer, und gab mir Herrn Werninks Wohnung auf das bestimmteste an. Jetzt noch eine halbe Stunde durch unabsehbare, mit Tausenden von Fußgängern und Wägen angefüllte Straßen, endlich am Ende der letzten — da stand ich vor der Thür des bezeichneten Hauses, klopfte an, und hörte mit unsäglicher Freude, daß Herr Werninк zu Hause sey. Augenblicklich entließ ich meinen Führer mit einem guten Trinkgelde, eilte die Treppe hinauf, und überzeugte mich in wenig Minuten, daß ich bey einem Freunde, Kollegen und Landsmanne war.

Jetzt ging es nun an das Erzählen meiner Abenteuer von meiner Abreise von Emden an bis auf den heutigen Tag. Darauf sprachen wir von meinem Vorhaben, einige Zeit in London zu bleiben, und von der besten Art meiner Einrichtung. Als wir hierüber ins Reine waren, führte

mich Herr Werninк zu einer braven Frau in seiner Nachbarschaft, und miethete für mich ein artiges Zimmer, monatlich zu einer Guinee, bey ihr. Zuletzt gingen wir auf die Börse, wo ich noch mehrere Landsleute kennen lernte, und speisten dann ganz auf vaterländische Art und in lauter holländischer Gesellschaft bey einem Herrn Bachuis, der unser erster Kirchenvorsteher ist. Nach Tische, das heißt ungefähr um sieben Uhr Abends, nahmen wir eine Miethkutsche, fuhren nach meinem Wirthshause, berichtigten meine Zeche, und holten meine Bagage ab. Ich mußte darauf die folgende Nacht bey Herrn Werninк zubringen, so daß ich mein neues Logis erst am andern Morgen bezog.

Dieses befindet sich in Windsor Terrace, welche einen Theil von City-Road, einer prächtigen erst vor zwölf Jahren angelegten Straße, ausmacht. Die Häuser sind hier äußerst bequem und zierlich, und an der Vorderseite sämmtlich mit artigen Gärten versehn. Die Straße selbst ist eine der lebendigsten von London, und unaufhörlich mit Menschen bedeckt. Mein Zimmer geht indessen hinten hinaus, hat aber die herrlichste Aussicht auf die ganze umliegende Landschaft. Ich habe es mir absichtlich so gewählt; Sie kennen meine Liebe für die Einsamkeit. Was meine Oekonomie anlangt, so esse ich Mittags mit Herrn Werninк, und finde das Uebrige, wie Frühstück u. s. w. im Hause selbst. Häufig werden wir auch zu mehrern Landsleuten eingeladen, wo es denn nie an vaterländischer Gesellschaft fehlt. In der Regel bleibe ich übrigens auch hier meiner alten Lebensart getreu. Bis eilf Uhr studirt, dann eine größere oder kleinere Exkursion gemacht, dann um vier Uhr das Mittagessen, dann eine angenehme Unterhaltung, und zuletzt wieder eine passende Lektüre in der Einsamkeit.

Unter meinen ersten Exkursionen in der Nachbarschaft von London führe ich Ihnen vor allen Dingen die nach Chelsea und nach Greenwich an; beyde habe ich in Begleitung meines Freundes Werninк gemacht. Als wir nach Chelsea gingen, kamen wir unter andern auch die St. Paulskirche vorbey, und beschlossen, dieses prächtige Gebäude von Innen zu besehn. Ich fand hier wirklich bestätigt, was schon so oft gesagt worden ist: das Innere entspricht dem edeln majestätischen Aeußern durchaus nicht. Man erblickt ein ungeheures leeres Gewölbe mit einer unabsehbaren Reihe Säulen und einer Kuppel, die in den Lüften zu schweben scheint; allein von irgend einer Einrichtung zum Gottesdienste ist nicht das mindeste zu sehen. Nur an der Ostseite entdeckt man endlich eine kleine Abscheidung, wo ein Altar, eine Kanzel und einige Reihen Kirchenstühle befindlich sind. Man kann jedoch dieses nur dann bemerken, wenn gerade die Thüren offen stehen. Um den übrigen ungeheuern Raum der Kirche einigermaßen auszufüllen, sind nun seit einiger Zeit Denkmäler von berühmten Männern darin errichtet worden, wie z. B. von Howard, Johnson, Howe, Rodney, Dundas u. s. w., wozu in diesem Augenblicke noch das von Nelson kommen wird.

Weiterhin gingen wir durch St. James-Park, der bereits tausendmal beschrieben worden ist. Auch mir fiel der alte unansehnliche düstere St. James Pallast nicht wenig auf; indessen soll eine Menge sehr bequemer und prächtig meublirter Zimmer darin befindlich seyn. Bekanntlich bringt aber der König den größten Theil des Jahres zu Windsor zu, und bedient sich jenes Pallastes nur bey gewissen feyerlichen Gelegenheiten als eines Absteigequartiers. Zuletzt kamen wir noch bey Bukingham-House, einem schönen einfachen Pallaste der Königinn, vorbey, und langten bald darauf in Chelsea an. Die Entfernung dieses Dorfes von der Stadt wird ungefähr auf eine Stunde geschätzt. Wir waren bey dem herrlichen Wetter zu Fuße gegangen, indessen fahren auch stündlich eine Menge Postkutschen dahin.

Chelsea liegt an der Themse in einer sehr angenehmen Gegend, und mit einer Menge Landhäuser umringt. Es zeichnet sich durch seine gesunde Luft, durch seine netten freundlichen Wohnungen, und durch sein vortreffliches Invaliden-Hospital aus. Man athmet hier ungleich leichter und freyer, als in der mit ewigen Dünsten angefüllten Stadt. Eben so findet man hier bey allen Häusern niedliche Obst- und Blumengärten, und hat alle Bedürfnisse des Lebens um ein Viertheil wohlfeiler, als in London, und dennoch eben so gut. Unter den benachbarten Landhäusern ist besonders das von dem Bischof von Wincheſter bemerkenswerth; unter den Gärten zeichnet sich der große botanische Garten aus, der den Apothekern von London gehört. Man sieht hier unter andern zwey Cedern von Libanon. Diese wurden im Jahre 1685 als dünne drey Fuß hohe Reiser gepflanzt, und sind jetzt wol zwanzigmal so hoch. Dabey hat die größere in einer Höhe von drey Fuß nicht weniger als 12 Fuß 11 Zoll, und die kleinere 12 Fuß und 1 Zoll im Umfange. In dem prächtigen Invalidenhospitale werden fünfhundert ehrwürdige Krieger aufs beste unterhalten, und beziehen noch überdem wöchentlich zwey Schillinge (1 Guld. Rh.) Taschengeld. Hinter dem Hospitale, das ebenfalls in der Nähe der Themse liegt, befindet sich ein schöner weitläufiger Park. Uebrigens muß dieses Hospital nicht mit dem Royal-Military-Asylum verwechselt werden, das erst vor wenigen Jahren hier erbaut worden ist, und eine Art Militärschule für arme Officiers- und Soldaten-Söhne abgiebt.

Was unsre zweyte Excursion nach Greenwich anlangt, so führte sie uns meistens durch die neuen Theile der Stadt, wo noch immer fast täglich neue Straßen entstehen. Hier sah ich unter andern das St. Lucas-Hospital, eines der größten und schönsten Gebäude dieser Art, das an 40000 Pfund gekostet hat. Gleichwol ward diese ganze ansehnliche Summe, so wie der Stiftungsfond überhaupt, blos durch freywillige Beyträge zusammengebracht. Weiterhin in Royal Row

kamen wir Tindals-Burial-Ground, einen der größten Gottesäcker in Europa vorbey, wo man fast stündlich ein Begräbniß mit ansehen kann. Noch weiter am Ende von Royal Row passirten wir Finsbury Square, einen der schönsten Plätze in diesem neuen Theile der Stadt. Die Häuser rings umher sind alle nach einem Risse gebaut, und das Innere bietet einen großen schönen Rasenplatz dar, der mit Bäumen, Gebüschen und Blumen-Parterres verziert ist. Ueberhaupt sind die schönen Squares einzig in ihrer Art. Man verläßt die gewühlvollsten Straßen, und glaubt sich plötzlich aufs Land versetzt. In einer der Ecken von Finsbury Square befindet sich der große Buchladen von Lakington, der in Europa seines gleichen nicht haben soll. Uebrigens wird dieser Platz fast ausschließend von lauter reichen und vornehmen Leuten bewohnt.

Von hier kamen wir nach Moorfields, einem andern Platze, der meistens mit Kaufmannshäusern umgeben ist. Man findet hier besonders Mobilien-Händler, die man sich aber alle im Großen denken muß. In der That sah ich hier eine solche Menge von Hausrath, von Sofas, Kommoden, Spiegeln, Tischen, Stühlen u. s. w. beysammen, daß ich wahrhaft in Erstaunen gerieth. Man hätte ganz Amsterdam in einem Augenblicke damit meubliren können, so groß war der Ueberfluß daran. Am südlichen Ende von Moorfields liegt das bekannte Irrenhospital Bedlam, das aber nächstens abgebrochen, und wo anders wieder aufgebaut werden soll. Dafür will man hier noch mehrere neue Strassen nebst einem schönen Square anlegen, woraus also abermals eine Art kleiner Stadt entstehen wird. Endlich erreichten wir die Themse, passirten die Londondrücke, wo man bey heiterm Wetter bis nach Greenwich hinuntersehen kann, und befanden uns nun in dem Theile von London, der Southwark genannt wird.

Hier sahen wir zuerst das prächtige Hospital von Thomas Guy, das Werk eines Privatmannes, eines Buchdruckers, der sein Gewerb mit zweyhundert Pfund anfing. Er verwendete auf den Bau dieses Hospitales nicht weniger als 80000 Pfund, setzte zum Fond desselben 220000 Pfund aus, machte noch andere sehr reichliche Stiftungen, und hinterließ seinen Erben doch noch ein reines Kapital von 75589 Pfund. Er starb im Jahre 1724, achtzig Jahre alt, nachdem er volle zehn Jahre mit dem Baue, und den Einrichtungen seines Hospitales beschäftigt gewesen war.

Die letzte Straße von Southwark nach Greenwich zu ist Kent street, wegen ihren schlechten Häuser und zweydeutigen Einwohner eben nicht rühmlich bekannt. Alles verräth hier Armuth, Elend und Nahrlosigkeit. Gleichwol ist dies einer der Hauptzugänge von London, der von allen auf der Themse ankommenden Fremden unvermeidlich passirt werden muß. Kaum hat man aber diese häßliche Straße im Rücken, so befindet man sich auf einem der schönsten Wege, die man sehen kann. Zu beyden Seiten ziehen sich niedliche Wohnungen hin, und artige Gärten, romantische Gebüsche, und üppige Wiesen wechseln dazwischen unaufhörlich ab. In der Ferne sieht man Deptfort und Greenwich mit ihren Docken, den dabey befindlichen Mastenwald, und die reichen, mit unzähligen Wohnungen und Landhäusern bedeckten Ufer der Themse vor sich. Zu gleicher Zeit erheben sich rings am Horizonte die hohen Gebirge von Kent, Surry und Esser, deren Abhänge aufs schönste und mannigfaltigste angebaut sind.

Eine Viertelstunde von Greenwich kommt man durch Deptfort, ein kleines aber höchstschmutziges Städtchen, das hart an der Themse liegt, und außer seinen Docken und einem Hospitale keine Merkwürdigkeiten hat. Desto interessanter hingegen ist das ungleich größere Greenwich selbst. Hier findet man nämlich einen vortrefflichen Park, und ein Marinehospital, das unstreitig das erste in Europa ist. Es liegt auf einer Anhöhe am Ufer der Themse, bildet ein großes Viereck mit einem herrlichen Square in der Mitte, hat längs des Flusses eine herrliche Terrasse, und zeichnet sich durch seinen Reichthum, und seine vortreffliche Einrichtung aus. Neben den alten ausgedienten Seeleuten werden auch noch hundert Matrosen-Söhne hier unterhalten, denen hier theoretischer und praktischer Unterricht in der Schiffahrtskunst gegeben wird. Die hier ebenfalls befindliche vortreffliche Sternwarte ist bekannt. Nicht weit von jenem Hospitale liegt in einer sehr schönen Gegend das Landhaus der Prinzessinn von Wallis, das eine entzückende Aussicht auf die pittoresken Hügel und Berge, und die mit Schiffen bedeckte Themse hat. — Wir aßen zu Greenwich zu Mittag, und fuhren dann in einer der unzähligen Post-Kutschen nach London zurück, die auf diesem Wege vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend unaufhörlich hin und her gehen.

Aphorismen, von E. Hrn. v. Göchhausen.

Wie süß und wie schmeichelhaft ist es nicht, das Lob des geliebten Wesens aus dem Munde Anderer zu vernehmen! Es ist gewissermaßen eine indirekte Huldigung unserer selbst. Wir achten uns höher in dem Ruhme der Geliebten, und sind stolz auf Vorzüge, die wir unser nennen dürfen, ohne deßhalb in den Verdacht der Eitelkeit zu gerathen.

Die Liebe ist fast mehr ein Uebergehen in das Geliebte, als ein Aufnehmen desselben in unser eigenes Wesen, und eben dieses ist das Religiöse in der Liebe.

Die katholische Religion ist eben darum so romantisch, weil sie so viel zu lieben gibt. Der Heiland — die himmlische Jungfrau — die Heiligen — lauter Gegenstände glühender Andacht, inbrünstiger Liebe; am heißesten da umfaßt, wo sie am idealischsten im Gemüthe erscheinen.

Die Liebe kann ein Verbrechen begehen, aber lasterhaft seyn kann sie nicht. Die Tugend kann nicht besser gehütet werden als von der Liebe.

Alles, was nicht wie das Gemeine im Strom der Zeit untergehen soll, muß heilig — alles Heilige mysteriös behandelt werden; am meisten aber sollte es die Liebe, die nie schneller ihren Untergang findet, als wenn sie profanirt wird.

Wenn die Schaam Hüterinn der Jungfrau war, so muß späterhin die Frau Hüterinn der Schaam werden. Es gibt nichts Eckelhafteres als ein freches Weib.

Es ist eine der zartesten Ideen unserer Sprache, eine werdende Mutter „guter Hoffnung" zu bezeichnen.

Kein Verhältniß sollte zarter behandelt werden, als das der Ehe, weil keines so viele gegenseitige Schonung erfordert. Was in jedem andern nur leicht verwundet, schneidet hier tief ein; und was dort nur auf Momente entfernt, reißt hier vielleicht auf ewig auseinander.

Es gibt Menschen, die von Natur so schwach sind, daß sie mit ihrer Kraft schlechterdings nicht mehr von der Zeit zu umfassen vermögen, als die Gegenwart, die sie eben umgibt, und auf die sie sich daher mit aller Glut werfen, deren sie nur immer fähig sind. Aber wehe den bessern Naturen, die sich — aus Zwang oder aus Irrthum — an diese schlechtern anschließen! Wo jeder neue Moment nothwendiger Weise auch einen neuen Eindruck erzeugt, wo kann da von der Ewigkeit irgend eines Gefühles die Rede seyn!

Nur in einer wahrhaften Ehe kann der Mensch sich selber Ideal werden, denn hier ist er Ich und Nicht-Ich zugleich.

Wenn die Männer mehr Sinn haben für das Große im Leben, so haben die Frauen dagegen mehr Sinn für das Detail. Aber eben dieser Sinn ist es, der sie uns so unschätzbar, so unentbehrlich bey allem macht, was auf die Oekonomie dieses Lebens irgend eine nähere oder fernere Beziehung nimmt.

Nicht minder aber ist es auch diese Sicherheit und Gewandtheit im Detail, welche die Weiber so geschickt zur Intrigue macht. Bey den meisten wird die Fähigkeit dazu schon frühzeitig ausgebildet, und wenn kleine Mädchen nicht anders können, so spielen sie wenigstens ihren Puppen böse Streiche.

Wenn irgendwo in der Geschichte eine Frau groß handelte, geschah es seltner um ihrer selbst als um andrer willen.

Einem Liebhaber gegenüber sind Frauen von Welt gegen ihre kleinern Kinder um so zärtlicher, gegen ihre größern um so härter. Am liebsten aber thun sie freylich, als wenn sie gar nicht Mütter wären.

Er.

Er schloß mit dem Ruhme den frühsten Vertrag,
Und blieb ihm getreu bis auf diesen Tag.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15 Jan.

Der Bal-masqué, welchen der Graf Marescalchi, Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Königreichs Italien am 9ten d. in seinem schönen Hôtel aux champs Elysées gab, zeichnete sich selbst im neuern Paris durch Geschmack, Pracht und behagliche Anordnung aus. Er war sehr glänzend. Ihre Majestäten der Kaiser, der König und die Königinn von Baiern, der König und die Königinn von Neapel, der König und die Königinn von Holland, der Vice-König von Italien, und die Prinzessinn Pauline, Schwester Sr. Majestät des Kaisers, beehrten ihn, so wie alle hier anwesenden fremden Fürsten, mit ihrer Gegenwart; außerdem waren 1700 Einladungs-Billette vertheilt. Diese glänzende Gesellschaft, in der nur Dominos oder Karaktermasken erscheinen durften, versammelte sich in den herrlichen Sälen, welche der Minister vor einem Jahre zum Behufe ähnlicher Feste an seinem Hotel hat anbauen lassen. Die Säle waren prachtvoll dekorirt und erleuchtet. — Um eilf Uhr zog eine eben so reich als geschmackvoll gekleidete Quadrille in den Saal, an ihrer Spitze die schöne Königinn von Neapel. Diese Quadrille stellte ein Schachspiel vor, und die verschiedenen Züge des Spiels, die Bewegungen der Pions u. s. w., wurden unter Begleitung einer muntern Musik durch elegante Tanz-Touren bezeichnet. Unter der großen Zahl geschmackvoller und sinnreicher Karaktermasken aller Art, in denen sich das erfinderische Genie des schönen Geschlechts im strahlendsten Lichte zeigte, bemerkte man besonders drey russische Bäuerinnen in weissem Atlas mit einer reichen Stickerey in Perlen, Korallen und rothem Schmelz. Es waren die beyden jungen schönen russischen Fürstinnen Schachoffskoy und eine liefländische Dame, die Gemahlinn des russischen Kammerherrn, Baron Budberg. — Ihr Kostum war hier eben so fremd, als man es geschmackvoll fand. Die französische Galanterie lohnte diese Damen mit folgenden artigen Koupiets, welche in den petites affiches standen:

Couplets adressé à trois jeunes Dames russes qui ont paru au bal masqué de S. Exc. le Comte de Marescalchi, sous l'habit villageois de la Sibérie.

Air: Te bien aimer, etc.

Trio charmant, qui de votre patrie
Nous retracez le costume enchanteur,
En vous voyant, chacun de nous s'écrie:
Acceptez-moi pour ami voyageur.

Oui, près de vous, Tobolsk, ville chérie,
Sera pour moi le séjour du bonheur;
Et quand viendront grands froids en Sibérie,
Flambeau d'Amour réchauffera mon coeur.

F . . . n.

Eine der auffallendsten Schönheiten des Balls war Mad. Barral in einer äußerst geschmackvollen Maskenkleidung, und nach ihr Mad. Palatra aus Lyon, als Provenzaler Bäuerinn.

Um 2 Uhr wurde, außer den großen Tafeln für die hohen Herrschaften und ihr Gefolge, an den Büffets ein vortreffliches Souper mit bewundernswürdiger Ordnung und Gewandtheit auf Silber serwirt, und obgleich sich gegen 1700 Personen an diese Tische drängten, so wurde doch Jedermann ohne Unterschied schnell und gut bedient. Es wurden Preiscurants Karten ausgetheilt, wie bey den Restaurateurs; ein Jeder forderte nach diesen an Speisen und Getränken, was ihm beliebte, und fand hier einen doppelten Vorzug vor den Restaurateurs — schnelle Bedienung und keine Carte payante, die durch übertriebene Theurung den Besuchenden oft die Freude verleidet. — Erst gegen 5 Uhr Morgens zerstreute sich die fröhliche Gesellschaft.

Nro. 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 26. Januar, 1810.

— Wir wollen uns mit einer Hoheit lieben,
Die alles, außer Gott, vergißt!
Dein Blick, der unaussprechlich selig
Mich oft den Weg zum Himmel führt,
Verklärte meinen Geist, bis daß er sich allmählig
Sanft in dem deinigen verliert!

Klamer Schmidt.

Briefe von Klopstock, Meta Klopstock, Gleim und Schmidt.

VII.

Meta an Klopstock.

Hamburg, den 3 August 1752.

Komm, Klopstock! komm, daß ich Dich umarme, daß ich Dich recht heiß küsse, und Dich dann nicht wieder von meinen Lippen und aus meinen Armen lasse. — Ach! komm, komm nun ja bald! O, was hab' ich verdrießliche, eckelhafte, langweilige Tage gehabt! Nicht daß man mir etwas zuwider gethan hat; nein! das nicht; aber man that mir auch nichts zu gute: man sprach nicht von Dir. Ich war in einer der schönsten Gegenden; aber was halfs mir: ich war nicht bey Dir. Ich war in solcher Gesellschaft, die man gute Gesellschaft zu nennen pflegt; aber — — — Seitdem ich ihren Werth fühle, ist mir die Gesellschaft derer, die nicht fürtrefflich sind, unerträglich, sagt das heilige Hannchen, und das sage ich auch. Ich bin auch so still gewesen, daß, obgleich viel Gesellschaft und noch dazu einige fremde junge Herren da waren, die gern mit mir sprechen wollten, ich doch nichts als Antworten gesprochen habe; denn ich hatte ja Dich nicht, konnte nicht von Dir sprechen, sollte ich mir denn das Einzige, was mir noch blieb, an Dich zu denken, sollte ich mir denn das auch nehmen? — O wenn man mir dieses nur gelassen, wenn man mich in meiner Stille nur nicht gestört hätte, so wäre ich sehr zufrieden gewesen. Aber man schränkte mich sehr ein. Weil es schlechtes Wetter war, so blieb die Gesellschaft immer zusammen. Unsre Zuflucht vor der Langenweile war das Spiel. Wir spielten vom Morgen bis in den Abend, und auch da war ich nicht allein.

Ich schlief bey einem andern Frauenzimmer, und konnte also, ob ich mich gleich alle Tage mit Bleystift und Papier in der Tasche herumtrug, doch nicht ein einziges Wort an Dich schreiben. Und dies machte mich desto verdrießlicher. — O wie sehr Nichts ist doch Alles ohne Dich, und wie bist Du mir doch so sehr Alles! — Ich wollte oft, daß es mir schwer würde, dies Alles hier zu verlassen, denn so wäre mehr Verdienst dabey, Dir zu folgen; aber es wird mir wahrlich sehr leicht werden, denn es ist mir jetzt nicht nur alles sehr gleichgültig, sondern im höchsten Grade eckelhaft. Mir wird unter tausend Veränderungen der Tag Jahre lang, und mit Dir allein in meinem Zimmer, ohne die geringste Veränderung zu suchen, ohne etwas weiter zu haben, als uns selbst, verging er mir wie eine Stunde. —

O komm wieder! komm wieder! — das ist alles, was ich sagen kann. O Klopstock! wie glücklich werden wir seyn, wenn wir uns schon Jahre gehabt haben, und noch kein Tag uns zu lang geworden ist; wenn wir, zufrieden mit uns selbst, keine Veränderung zur Vertreibung der Langenweile gesucht haben, und doch vergnügt sind. — Aber etwas außer uns wird uns doch auch noch vergnügen, etwas auch noch außer der Freundschaft wird uns fröhlich machen, wird uns beschäftigen, wird uns entzücken. Nicht so, Klopstock? —

Ich wollte Deinen Brief heute recht beantworten, aber ich bin noch zu voll; es ist so lange, daß ich nicht an Dich geschrieben habe. Ich will es nachher thun. Du wirst doch über einen langen Brief von mir nicht böse werden? —

Es war eine meiner süßesten Vorstellungen in Stollingen, daß, wenn ich zu Hause käme, ich einen Brief von Dir finden würde, und ich fand zwey; und einen für die Scheerbusch, der mir fast eben so lieb war, als der an mich. — Du Süßer, Süßer! Höre, ich will Dich, wenn Du wieder kommst, für jeden Buchstaben küssen, den Du an mich geschrieben hast. Aber nein! alles, alles was Du geschrieben hast, verdient ja wohl, daß ich Dich küsse. Es bleibt also dabey, ich küsse Dich für alles; für Deine Oden küsse ich Dir die Hand, für den Messias die Füße. Ich küsse Dich auch für alles, was Du an Fanny geschrieben hast. — Ach, Klopstock, an die Zeit muß ich nicht denken. Mir kommen sehr oft die Thränen in die Augen, wenn ich denke, was Du alles mußt ausgestanden haben. Ich kann das sehr gut fühlen. Könnte ich Dir doch das wieder belohnen! Jetzt kann ich es noch nicht, aber wenn ich erst Deine Frau bin, dann kann ich es, und dann will ich es thun. Ja, Klopstock, Du sollst als Frau Dir keine Bessere wünschen können, als ich es seyn werde. Ich muß Dir hierbey doch etwas erzählen. Ich habe Dir gesagt, daß ich in meinem dreyzehnten Jahre schon mehrentheils gebildet war. Dieses ist eine gewisse Wahrheit, so sehr es Dir auch beliebte, darüber zu lachen. Ich dachte damals schon sehr ernsthaft darauf, wie ich mein Leben einrichten wollte, wenn ich entweder unverheirathet bliebe, oder mich verheirathete. Was ich des ersten Falles wegen dachte, will ich Dir jetzt nicht sagen. Wegen des letztern machte ich sehr gute Ueberlegungen, wie ich meinen Hausstand einrichten, meine Kinder erziehen und hauptsächlich, wie ich meinem Mann begegnen wollte. Ich machte mir damals schon ungefähr so ein Bild von einem Manne, als der Himmel ihn mir jetzt gibt; und da, sagte ich zu meinen Gespielen, käme es am meisten darauf an, daß man seinen Mann mit einer gewissen Douceur begegnete. Diese Douceur müsse gar nicht studiert, sondern so sehr im Herzen seyn, daß man seinen Mann auch nicht mit einer andern Miene müßte ansehen können, als mit einer, die ich ihnen dazu machte. Ohne Zweifel ist es eben die, womit ich Dich ansehe. — Was sagst Du zu diesem Raisonnement im dreyzehnten Jahre? Ich raisonnire jetzt noch eben so, aber ich kann mich kürzer ausdrücken. Man muß seinen Mann zärtlich lieben, sag' ich jetzt. Das ist eben so viel, als das Obengesagte. —

Siehe, wie ich mit Dir schwatze! recht als wenn ich auf Deinem Schoße säße, und Du hast mir in Deinem letzten Briefe ja auch so süß gesagt, daß ich es thun könnte. O Du bist mein Klopstock, in allem, in allem bist Du es! Ich möchte doch wol wissen, ob meine Liebe zunehmen würde? — Ich hätte große Lust, das zu glauben; aber da müßte ich zugleich glauben, daß ich sonst noch nicht so sehr geliebt hätte, als jetzt, und daß ich Dich noch einmal mehr lieben würde, und das möchte ich doch nicht gern von mir denken.

Aber höre doch, was willst Du denn, daß ich Dir umständlicher schreiben soll? — Erinnerst Du Dich eines Ausdrucks meiner Ode nicht? — „Schlafendes Leben," sagte ich, und das ist jetzt auch meine ganze Antwort. Hast Du so viel Verstand, mich zu verstehen? So viel mich auszudeuten, wirst Du wol haben. — —

Ich habe Deine Eltern und Geschwister so lieb, daß ich im ganzen Ernste fürchte, ich liebe sie schon mehr als die meinen. Es ist mir eine rechte Freude, daß Dein Vater so rechtschaffen ist, zu fragen, ob die Religion meine Haupt-Glückseligkeit wäre? — Gottlob! Gottlob! daß Du mit gutem Gewissen Ja dazu sagen kannst. —

Du kommst doch nun bald? Wenn Du mir nicht ausdrücklich schreibst, daß ich es thun soll, so schreibe ich Dir nicht mehr nach Quedlinburg, sondern nach Braunschweig. Küsse dort alle die Unsrigen recht sehr von mir. Es geht mir nahe, daß ich Dich ihnen entziehen soll; aber es würde ihnen auch nahe gehen, wenn sie Dich mir entzögen.

Kleine Reisen durch England in den Jahren 1805 und 1806.

Sechster Brief.

Inhalt.

Lage des Verfassers — Klima von London — Oekonomische Verhältnisse dieser Stadt — Preise der Dinge — Lebensart — Excursionen — Islington — Hampstead — Die Emigranten — Streatham.

London, Februar 1806.

Sie erhalten dieses, mein thr. Fr., durch Hrn. Werninck, der eine Reise nach Holland macht. Unterdessen werde ich seinen Dienst versehen, wozu auch der Kirchen-Rath bereits die Erlaubniß gegeben hat. Um mich in etwas zu erleichtern, besteht Hr. Werninck darauf, daß ich sein Logis beziehen, und überhaupt seine Stelle versehen soll. Ich habe sein gütiges Anerbieten angenommen, und werde nun diese Zeit benutzen, mich im Englischen so sehr zu vervollkommnen, als es nur immer möglich ist. Hier haben Sie inzwischen einige Details über die klimatischen, ökonomischen Verhältnisse u. s. w. Londons, einen itinerarischen Potpourri, oder wie Ihnen das Ganze sonst zu nennen beliebt.

Das Klima von London zeichnet sich durch seine Feuchtigkeit und große Veränderlichkeit aus. In der Regel werden 63 Schnee- oder Regen-Tage, 140 heitere, und 209 vermischte, oder trockne gezählt. Unter den letztern sind 50 bis 60, wo die Sonne gar nicht, und 120 bis 130

wo sie nur auf kurze Zeit zum Vorscheine kommt. Die Winde wechseln besonders in den Herbst- und Winter-Monaten wol zwanzigmal des Tages ab, die herrschendsten scheinen indessen der Nordwest, und der Südwest zu seyn. Die Winter sind gewöhnlich ziemlich mild, die Felder, die Wiesen z. B. bleiben fast immer grün, und die kleinen Flüsse, z. B. Serpentin River in Hydepark, frieren sehr selten zu. Der Frühling zeigt sich meistens schon im Februar, die Temperatur ist dann sehr angenehm. Die Sommer sind verhältnißmäßig heiß, doch wird die Luft oft nur zu merklich abgekühlt. Der Herbst ist in der ersten Hälfte, sobald die Aequinoktial-Stürme vorüber sind, fast immer von großer Lieblichkeit.

Was die ökonomischen Verhältnisse von London anlangt, so finde ich, daß die Lebensmittel zwar im Ganzen vortrefflich, aber auch äußerst theuer sind. In diesem Augenblicke z. B. kostet das Pfund Rindfleisch 30 Kreuzer rheinisch, das Pfund Kalbfleisch 42 Kreuzer; das Pfund Schöpsenfleisch 30 Kreuzer; das Pfund Schweinefleisch 27 Kreuzer. Ein guter Kabeljau wird mit 5 Gulden, ein Pfund Lachs mit 54 Kreuzern, u. s. w. bezahlt. Eine Kanne Milch kostet 24 Kreuzer; ein Pfund Butter 54 Kreuzer; ein Pfund Käse 36 Kreuzer; ein Pfund Lichter eben soviel. Eine Gans wird mit 5 Gulden, ein Truthahn mit 6 bis 12 Gulden, ein Huhn mit 1½ bis 6 Gulden, ein Dutzend Eyer mit 36 bis 50 Kreuzern bezahlt. Ein Pfund Kaffe kostet 5 Gulden; ein Pfund Thee (Mittelsorte) 4 Gulden, ein Gallon Genever (4½ B.) 13 Gulden; eine Flasche Bourdeaux-Wein 4 Gulden; eine Flasche alter Rheinwein 10 bis 11 Gulden u. dgl. mehr. Der theuerste Artikel ist das Geflügel, der wohlfeilste dürfte das Gemüse, das heißt, die Erdäpfel, die süssen Pataten, und der Braunkohl seyn.

Von den Preisen anderer Artikel führe ich Ihnen folgende an. Für ein meublirtes Zimmer in den besten Theilen der Stadt wie Cheapside, Falborn u. s. w. werden mit der Aufwartung wöchentlich 6 Gulden bezahlt, in andern Theilen kommt man mit 3 bis 4 Gulden ab. Ein Paar Stiefeln kommen auf 24 Gulden, ein Paar Schuhe auf 5 Gulden; ein guter Hut auf 12 bis 13 Gulden; ein halbes Dutzend feine Hemder auf 70 bis 80 Gulden zu stehen, u. dgl. mehr. Ein Fremder, der in London nur einigermaßen anständig leben will, wird immer 4 bis 5 Pfund Sterling wöchentlich brauchen, und dennoch muß er dabey noch ein guter Wirthschafter seyn.

In Ansehung der hiesigen Lebensart theile ich Ihnen folgende Bemerkungen mit. Der gewöhnliche Thee zum Frühstück u. s. w. wird ungefähr mit 5 bis 6 Gulden bezahlt. Er ist aber so mittelmäßig, daß man dieselbe Sorte in Holland für 2 bis 3 Gulden haben kann. Das Brot ist gut, kommt aber Fremden Anfangs ein wenig bitter vor, was von den Hefen herrühren soll. Die Butter ist frisch, vortrefflich, nimmt aber nach drey bis vier Tagen einen ranzigen Geschmack an. Das Wasser ist schlecht, bleyfarbig, und niemals klar. Es wird entweder aus der Themse, oder aus dem New River in die Stadt geleitet, wobey man freylich nicht an die ekelhafte Nachbarschaft der Schiffe, Schlachthäuser u. s. w., denken muß. Das Hauptgericht in guten Mittelhäusern ist immer ein herrliches Stück Rostbeef mit Erdäpfeln, süssen Pataten, und dergleichen, wozu als Nachgericht noch eine Art Aepfeltorte und Käse kommt. In großen Häusern, oder bey feyerlichen Gastmahlen werden aber auch Fische, Wildpret, Geflügel, Pasteten u. s. w. aufgesetzt. Alles, was ich Ihnen sonst noch über die hiesigen Tafelsitten, z. B. das Trinken nach Tische u. s. w. sagen könnte, ist Ihnen bereits aus frühern Schriften bekannt.

Vor einigen Tagen habe ich auch eine interessante Excursion nach Islington gemacht. Dies ist ein schönes, großes, fast stadtähnliches Dorf, ungefähr eine Stunde von London, und im Grunde so gut als gar nicht davon getrennt. In Islington ist es, wo sich der bekannte Vergnügungsort Sadlers-Wells befindet, der auch unter dem Namen Islington-Spaa, und New-Tunbridge-Wells vorkommt. Im Sommer werden hier große Spektakelstücke u. s. w. aufgeführt, und der Zufluß der Londoner eleganten Welt ist unbeschreiblich groß. In der Nähe von Islington befinden sich eine Menge schöner Landhäuser, unter denen vorzüglich Highbury-Place, Highbury-Terrace wegen ihrer Bauart, und vortrefflichen Aussicht zu bemerken sind.

Ungefähr drey Viertelstunden von Islington liegt Hampstead, ebenfalls ein sehr artiges Dorf. Die Luft ist hier noch reiner, die Landschaft schöner als bey Islington; besonders bietet der pittoreske Hügel von Hampstead eine vortreffliche Aussicht dar. Es wohnen daher eine Menge wohlhabender Familien in diesem Dorfe; auch befinden sich sehr viel schöne Landhäuser in der Nachbarschaft. Hampstead hat überdem eine Mineralquelle, die ehedem in großem Rufe stand, seit mehrern Jahren aber aus der Mode gekommen ist.

Nicht weit von Hampstead liegt Highgate, ebenfalls ein großes und schöngebautes Dorf. Auch hier hat man von einem Hügel eine der schönsten Aussichten in England. Dasselbe ist der Fall auf dem sogenannten Shepherds-Field, wo man zwölf Stunden weit in der Runde sehen kann. Etwas nordöstlicher von London findet man das große Dorf Hackney, das bereits völlig mit der Hauptstadt zusammenhängt. Von da kommt man nach Wanstead-House, einem schönen Schlosse, das jetzt der Prinz von Condé bewohnt. Bey dieser Gelegenheit bemerke ich, daß nur allein in London und in den umliegenden Dörfern an 40000 französische Emigranten wohnhaft sind, von denen der größte Theil englische Pensionen bezieht.

Vorigen Sonntag brachte ich sehr angenehm in Streatham, einem artigen Dörfchen, ungefähr drey Stunden von London, zu. Es liegt höchstangenehm in einem Thale, das vor

allen rauhen Winden geschützt ist. Man trifft daher in den dort befindlichen Landhäusern eine Menge südlicher Bäume und Pflanzen an, die meistens vortrefflich gedeihen. Eben so habe ich vorige Woche auch eine Reise nach Kew und Richmond, diesem Frascati von England, gemacht, und alle Merkwürdigkeiten des schönen Gartens, Parks und Thales, mit großem Vergnügen besehen. Diese Gegenstände sind indessen schon so oft beschrieben worden, daß ich Sie, theuerster Freund, nur auf meine Vorgänger verweisen darf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

Wir haben auf unsrer Bühne unlängst zum Erstenmale Wallensteins Lager, die Piccolomini und Wallensteins Tod aufführen gesehn. — Ein so lange erwarteter Genuß reizte die Neugierde. — Wallensteins Lager lockte ein zahlreiches Publikum an, und befriedigte die Erwartung. Unser braver Schauspieler Schwarz als Wachtmeister, der treffliche Komiker Vincenz als Kapuziner, und Demois. Marconi als Marketenderinn — man darf nur diese Namen nennen, um der Darstellung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch ließ die Anordnung der Bühne nichts zu wünschen übrig; sie gewährte einen frappanten Anblick, nur daß bey der ersten Darstellung nicht im Anfange gleich Leben genug in dem Gemälde war. — Das Zweytemal war auch dieses Erforderniß berücksichtigt. Daß der herrliche und hier vorzüglich brav ausgeführte Reutergesang den Schluß würdig krönte, ja manchen mit dem Mangel an äußerer fortschreitender Handlung versöhnte, versteht sich von selbst. — Ein so guter Anfang erweckte ein günstiges Vorurtheil für die Folge, und bey der Darstellung der Piccolomini war das Haus überfüllt, aber — hier sah sich die Erwartung natürlich getäuscht. — Auf theatralischen Effekt bey der Darstellung darf dies an großen Schönheiten so reiche Schauspiel keine Ansprüche machen, und es ist vom Dichter wol auch nicht darauf berechnet worden. Der Mangel an fortschreitender Handlung, das Verweilen die stufenweise Entwicklung der Karaktere, das häufige Reflektiren und dann der natürlich unbefriedigende Schluß — — es erfordert einen eigenen Standpunkt, auf dem man das große Publikum nicht leicht erwarten darf, um darin ein in sich vollendetes dramatisches Ganzes zu erkennen. Die Darstellung war übrigens gewiß so gut, als wir sie von unsern Künstlern nur immer zu fordern berechtigt waren. Hr. Schwarz als Octavio, Hr. Lembert als Max, Hr. Vincenz als Isolani, Hr. Miedke als Wallenstein, Hr. Reinhard als Buttler, und Mad. Sehlbaar als Thekla, Mad. Leibnitz als Gräfinn Terzky, wandten ganz besondern Fleiß auf ihre Rollen, und so ergriffen einzelne Momente mit unwiderstehlicher Gewalt. Die Rollen waren fast durchgängig besonders gut memorirt, die Kostume treu und reich, die Dekorationen (ein Saal von fast unabsehbarer Tiefe war neu) zweckmäßig. — Es war von Seiten der Direktion und der darstellenden Künstler nichts gespart, um einem Meisterwerke des unsterblichen Schiller Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — aber die Wirkung entsprach diesem Streben so wenig, daß bey der Darstellung von Wallensteins Tod die Versammlung weit minder zahlreich war, und doch gewährte gerade diese Darstellung besondere Befriedigung Jedem, der nicht ungemessene Anforderungen machte — Einzelne Momente waren von der höchsten Wirkung. Wir zeichnen mit Vergnügen den schönen Auftritt aus, wo Wallenstein den Max bewegen will, ihn nicht zu verlassen, der Allen und vorzüglich Hrn. Miedke besonders gelang. — (Wir müssen Hrn. Miedke überhaupt die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er den Karakter Wallensteins sehr richtig aufgefaßt hatte — sein Aeußeres war dabey vorzüglich gut geordnet.) So erntete unsre brave Sehlbaar bey dem herrlichen Monologe, mit dem Thekla den Schauplatz verläßt, den gerechtesten Beyfall ein; so Mad. Leibnitz, die unstreitig mit zu den denkendsten Künstlerinnen der deutschen Bühne gehört, vorzüglich in der letzten Scene. Es wäre überhaupt die höchste Ungerechtigkeit, das Streben jedes Einzelnen, dessen vollkommenem Gelingen nur vielleicht hier und da eine unzubesiegende Individualität in den Weg trat, nicht anzuerkennen. Mögen Einzelne, die vielleicht in einer oder der andern Rolle auf andern Bühnen diesen oder jenen großen Künstler sahen, und nun diesen Maßstab an die hiesige Darstellung ungerecht anlegen wollen, noch so viel auszusetzen suchen, im Ganzen kann man die Darstellung von Wallensteins Tod zu den vorzüglichern unsrer Bühne rechnen, die gegenwärtig in der Reihe deutscher Bühnen gewiß keinen untergeordneten Rang einnimmt.

Wallensteins Lager wurde nebst der Heirath durch das Wochenblatt und dem kleinen Deklamator zum Benefize des Hrn. Schwarz gegeben. In dem letztern an sich der Idee nach selbst lächerlichen Stücke versöhnte Julie Schwarz, welche den kleinen Deklamator spielte, mit dem Dichter.

Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorgen haben wir auch gesehn; allein trotz einer sehr sorgfältigen Darstellung, und trotz der oft genialen Nachhülfe unsers Vincenz als Hr. v. Pelz konnte dies, Kotzebue's unwürdige, Machwerk, das er aus den Lappen seiner eigenen Arbeiten zusammengeflickt hat, kein Glück machen. Die Anspielungen auf Zeitbegebenheiten sollen das Pikante in diesem Stücke seyn, und von diesem war manches hier weggelassen; ein dramatisches Werk aber, das nur durch Sarkasmen Effekt macht, darf wenigstens auf Kunstwerth nicht Anspruch machen.

Unsere fleißige Direktion verschaffte uns auch den Genuß des herrlichen Cherubinischen Meisterstücks: Faniska. — Es war mit der äußersten Sorgfalt einstudirt; leider wurde aber bey der ersten Darstellung unser Krebs nach den ersten Tönen so heiser, daß er nicht weiter singen konnte, worunter denn die Ausführung sehr litt. — Er war Rasinsky und Mad. Graff, die hochgebildete Sängerinn, Faniska. — Daß die Musik nicht gleich begriffen wurde, ist natürlich; bey der zweyten Darstellung, in welcher Se. Majestät der König seit seiner Zurückkunft aus Paris das Schauspiel unter dem lauten Willkommen des Publikum mit Seiner Gegenwart beehrte, war man schon bekannter damit; Krebs sang seine Parthie und die hohen Schönheiten der Harmonie wurden tiefer empfunden. Jutchen Sehlbaar, die neunjährige Tochter unsrer liebenswürdigen Künstlerinn, erhielt in der Rolle des Kindes, vorzüglich in der Scene des Tanzes, den lauten Beyfall des Monarchen und des gesammten Publikum.

Nächstens erwarten wir jetzt hier die Darstellung des von uns früher erwähnten Lustspiels eines Ungenannten, in Alexandrinern: Der Dichter, welches bey Allen, die es im Manuscripte gelesen haben, ungetheilten Beyfall erhalten hat. —

Reinbecks hier zuerst gegebenes Vorspiel in Alexandrinern: Die Rückkehr, ist in München mehreremale mit günstigem Erfolge gegeben worden.

Nro. 24.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. Januar, 1810.

Betritt der Alten sichre Wege?
Ein feiger Klügling nur weicht ab;
Er suchet blumenreich're Stege,
Und findet seines Ruhmes Grab.

Lessing.

Bruchstücke
aus
einer Poetik in Knittelversen
von Chr. Schreiber.

***tes Kapitel.

Von dem, was die Seele des Dichters berührt,
Dem Anklang, der ihm das Universum präsentirt,
Wird er theils ein äußerlich Abbild geben,
Theils über die Anschauungen, die ihm vorschweben,
Reflektiren, wiewol eigentlich nur Jenes
Ein reines Dichten ist; ein wahrhaft Schönes.
Poeten wollen also nicht — entweder docîren,
Oder ein geneigtes Publikum amüsiren *),
Sondern Jeden in den schönsten Zusammenklang
Seines Wesens versetzen, und — es sey kurz oder lang —
Durch ihre Darstellung und Erfindung
So innig aufregen des Hörers Empfindung,
Daß er das Köstlichste, was er fühlen kann,
(Ob viel oder wenig — kommt auf seine Natur an!)
In dem Augenblick fühlt, wo mit wunderbarer Lust
Sie spielen um seine bewegte Brust.
Mit bloßen Klängen ist da nichts gethan,
Mit bloßen Wahrheiten auch nichts. — So wie der Kahn,
Wenn er festgeschlossen am Ufer liegt,
Indeß der See seine Wellen wiegt,
Den lustwandelnden Haufen wenig vergnügt;
Doch, wenn er, mit Schiffern und Liedern beladen,
Daherschwebt auf den krystallenen Pfaden,
Jeden Blick auf sich zieht von den Gestaden:
So muß auch in der rechten Poesie
Der Kahn der Gedanken auf dem Meer der Phantasie
Gehörig schwimmen, und nicht Jedes apart sich zeigen,
Sonst wird man schwerlich seinen Zweck erreichen.
Das Zusammenwirken verschiedener Kräfte
Ist in der Dichtkunst ein Hauptgeschäfte,
So wird zugleich Herz, Verstand und Phantasie gerührt,
Und es ist doch nur ein Zauber, der's regiert.

Deshalb, wenn du Lehren gibst, oder Sentenzen,
Sey allemal kurz *)! — das Beste hat seine Grenzen,
Und alles Ueberflüssige — fließt eben über,
Ein nicht zu volles Glas ist jedem lieber.
Schilderst du, so mach's ebenfalls nicht zu lang;
Doch darfst du dich hier, in dem kräftigen Drang,
Die Sachen von allen Seiten, und im schönsten Licht
Zu zeigen, schon weiter ausbreiten; nur halte dich nicht
Bey dem Vierteln auf, wenn es soll ausschlagen,
Und schreibe nicht statt: er wollte 'was sagen,
Etwan: „er haukte das Wort von der Kehle Grund 'rauf,
Und thät dann, es herauszulassen, den Mund auf.“ —
Bey Allem, was du versuchst im Dichten,
Sag' immer das Wahre schön, das Schöne wahr,
So läufst du nie zu mißfallen Gefahr,
Und Jeder wird dich billig richten.
Eine solche Schrift, wenn sie auch nicht aufs Jota
Vollkommen, verlegt Herr Göschen oder Cotta
Mit Freuden; eine solche wird selbst die Franzosen
Wo nicht begeistern, doch auch nicht erbosen.

*) Aut prodesse volunt, aut delectare poetae. Hor. ars poet. 232 seq.

*) Hor. ars poet. 234 seqq.

Von allen Flecken frey zu bleiben,
Ist schwer, wie im Leben, so im Schreiben.
Nicht immer gibt die Saite, die man greift,
Den richtigen Ton an; zuweilen schweift
Man allzuweit aus im Andrang der Gefühle;
Oft nimmt man das Tempo in seinem Spiele
Zu schnell, oder zu langsam; oft verschwendet man,
Wo der Andre nichts erwarten kann,
Und hält zurück, wo er Alles erwartet.
Doch ist ein Gesicht nur sonst gut gearret,
Ein Sommerfleckchen dran bemerkt man nicht,
Und eben so ist's mit dem Gedicht;
Ein Fehlerchen, das sich aus Unachtsamkeit
Mit eingeschlichen, oder bey aller Vorsichtigkeit
Nicht vermieden wurde, wer wird das tadeln,
Wenn das Ganze tausend Schönheiten adeln?
Wenn freylich der Fehler immer wieder kehrt,
Und den Genuß der Betrachtung stört,
Oder sich mehrere finden von verschiedenem Kaliber,
So ist mir ein solcher Poet nicht viel lieber,
Als Herr ***, bey dem es ein wahres Wunder,
Wenn man in all' seinem romantischen Plunder
Einmal auf einen guten Gedanken stößt,
So wie's gegentheils Jedem einen Seufzer löst,
Schläft ein Homer oder *** mitunter;
Indeß bey Werken, die 'n ganzes Leben umreichen,
Darf schon dem Verfasser ein Schläfchen beschleichen.
— Es ist mit Gedichten, wie mit Statüen
Und Gemählden, dem hat der Künstler verstehen,
Nur in gewisser Entfernung zu gefallen,
Dem Andern in der Nähe. Das wird von Allen,
Jen's nur von Kennern goutirt. Dem ist das Dunkel —
Einem andern das Licht günstig, oder gar der Karfunkel.
Eins gefällt nur einmal, ein Anderes rührt
Zum zehntenmal, wenn es gelesen wird.
O Publikum, du Helikon der Dichter,
Du offnes Gasthaus aller Verfinstrer und Lichter,
Du — Tempel des Ruhms, um welchen sich täglich
Gezankt und gestritten wird, bald kläglich
Bald mit wenigem Anstand; da du so viel Geist
Und Geschmack bereits hast, so richtig
Ueber alles urtheilst, und alles, was wichtig,
Was groß und selten ist, auswendig weißt;
So braucht man dir's wol schwerlich zu sagen,
Daß manche Dinge — die Mittelmäßigkeit vertragen.
Ein mittelmäßig-gelehrter Jurist,
Ist er nur sonst ein guter Christ,
Erreicht zwar nicht den alten Aulus,
Oder Leyser; ein mediocrer Theologus
Zwar nicht den hell'gen Chrysostomus,
Den Apostel, oder gar den Professor Paulus,
Doch hat er seinen Werth. Allein den Poeten
Erlauben weder Götter noch Menschen noch Recensenten
Mediocre zu seyn. — So wie bey großen Festen
Eine Tafelmusik, auf schlechten Instrumenten
Von Stadtpfeifern gespielt, unerträglich ist,
Weil sie ja ohne dies bestehen könnten,
So ist's auch mit Gedichten, wie ihr wißt;
Bestimmt, alle Kräfte des Geistes zu rühren,
Und so, daß sie aufs schönste harmoniren,
Werden sie mehr als Alles — ennüyiren,
Wenn sie nicht vollständig Ohr und Herz
Zu fesseln wissen mit Lust und Schmerz.

Kleine Reisen durch England
in den Jahren 1805 und 1806.

Siebenter Brief.

Inhalt.

Verhältnisse des Verfassers — Chislehurst — Details über dieses Institut — Plötzliche Veränderung — Einrichtungen — Abschied — Gravesand Abreise — Ankunft in Holland — Schluß.

Gravesand, May 1806.

Endlich, endlich, mein w. F., ist meine Abreise unwiderruflich festgesetzt. Schon bin ich hier und warte auf das Schiff, das spätestens bis übermorgen ausklariren soll. — Doch nach der Ordnung, zumal da ich ungewiß bin, ob auch mein Letztes richtig in Ihre Hände gekommen ist. Anfangs März traf Hr. Wernink in London ein, und ich zog nach Chislehurst. Dieses Chislehurst ist ein artiges, höchstpittoresk gelegenes Dorf, nur ungefähr sechs Stunden von London entfernt. Es befindet sich ein großes Erziehungsinstitut daselbst, das von einem Hrn. Mace, einem sehr würdigen Manne, geleitet wird. Die Zahl der Zöglinge ist beträchtlich, und das Lokal bietet eine Menge Bequemlichkeiten dar. Ein Fremder, welcher die Sprache aus dem Grunde lernen will, thut sehr wohl, wenn er auf einige Monate in eine solche Boardings-School oder Kost-Schule geht. Man nimmt nämlich in allen diesen Instituten auch erwachsene Pensionäre von meinem Alter auf. Es versteht sich dabey von selbst, daß sie keiner Disciplin u. s. w. unterworfen sind. Auf Anrathen meiner Freunde beschloß ich nun den Rest meines Aufenthaltes nach Möglichkeit zu benutzen, und richtete mich also in Chislehurst ein. Man findet indessen dergleichen Boardings-Schools auch schon in Islington, Chelsea u. s. w., doch ist man ungleich theurer daselbst.

So brachte ich also in diesem angenehmen Dorfe beynahe zwey volle Monate zu. Wir waren unserer sechzig Zöglinge zusammen, worunter neun von meinem Alter, und funfzig zwischen acht und sechszehn Jahre, größtentheils aus der Hauptstadt selbst. Jeder von uns hatte sein artiges Zimmer mit einer entzückenden Aussicht auf die herrliche Landschaft, und überall herrschten Ordnung und Reinlichkeit. Hinter dem Hause befindet sich ein großer schöner Garten, mit den herrlichsten Obstbäumen u. s. w. bedeckt. In der Nähe liegt Bromley, Windsor u. s. w., wohin man größere oder kleinere Excursionen machen kann. Nach London gibt es alle Tage bequeme Postgelegenheit. Die Luft von Chislehurst ist äußerst gesund, indem das Dorf auf einem Hügel liegt; eben so ist auch das Wasser von vortrefflicher Beschaffenheit. Der Preis der Pension, den Unterricht mit einbegriffen, ist für die jungen Leute auf 60 bis 70 Guineen jährlich, für die ältern Kostgänger auf 6 Guineen monatlich festgesetzt. In Ansehung unsers Unterrichts

bemerke ich noch, daß der meiste Fleiß auf die richtige Aussprache, und die Korrektheit des Ausdrucks gewendet ward. Es versteht sich indessen von selbst, daß wir auch außerdem für uns etwas lasen u. s. w., wobey uns die ausgewählte Handbibliothek des Direktors vortreflich zu statten kam.

Auf diese Art war das Ende Aprils herangekommen, als ich auf einmal die wichtigen Briefe aus Amsterdam erhielt. Jezt eilte ich sogleich nach London, berichtigte meine Angelegenheiten mit möglichster Schnelligkeit, besorgte meine Pässe, und fand zu meiner großen Freude ein segelfertiges Schiff nach Rotterdam. Nach einem vier- oder fünftägigen Aufenthalte in London ging ich nach Chislehurst zurück, nahm dort eine Postchaise, und fuhr hierher nach Gravesand, wo ich nun mein Schiff erwarten will. Ich logire hier im White-Heart, demselben Wirthshause, wo das Schiffs-Bureau befindlich ist, wo also jeder Schiffer erscheinen muß. Von Gravesand kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß es ein sehr schmutziges und schlechtgebautes, aber höchst angenehm gelegenes Städtchen ist, das als der eigentliche Hafenort von London betrachtet werden kann. Der Zufluß von ankommenden und abgehenden Passagieren, so wie die Theurung der Lebensmittel u. s. w., ist daher außerordentlich groß. Die reizende Gegend bietet eine Menge schöner Spaziergänge dar.

In See.

Es ist Abends fünf Uhr; der günstigste Wind treibt uns den vaterländischen Küsten zu. Diesen Morgen um acht Uhr kam mein Schiff vor Gravesand an, und um eilf Uhr segelten wir schon den Strom hinab. Welche reizende Ufer! Man glaubt in einem Paradiese zu seyn. Dies dauert indessen nur bis hinter Chatham, einem seiner großen Werfte wegen bekannten Dorfe, fort. Hier nämlich wird der Strom so außerordentlich breit, daß er schon einer Rhede gleicht. Eine Menge Signalstangen, und hier und da ein altes Kastell auf einem Hügel ist alles, was man in der nebligen Ferne entdecken kann.

Vor ungefähr zwey Stunden kamen wir endlich glücklich in See. Es waren wol noch an sechszig Schiffe beysammen, von denen aber nur ein einziges bey uns geblieben ist. Alles verspricht uns eine eben so schnelle als glückliche Ueberfahrt. Wahrscheinlich erhalten Sie diesen Brief nur wenig Stunden vor mir. O Freunde! O Vaterland! Wenn ich denke, wie es vor einem Jahre um diese Zeit mit mir stand!

Helvoetsluis. Mittag.

Wir gehen vor Anker, ich gebe diesen Brief einem Fischerboote mit, damit er noch um ein Uhr abgehen kann. Alles ist wohl und fröhlich an unserm Bord, und ich selbst bin vor Freude und Seligkeit außer mir. Leben Sie wohl, morgen umarme ich Sie.

Etwas über die mimischen Tänze der Alten.

Neben dem, was unvollständig, mehr in Beziehung auf die verschiedenen Namen (onomastisch), nach dem Zwecke seines Werkes, Pollux I, IV, 99. S. 405 — in Ed. Hemsterhuis. und Athenäus hierüber anführen, verdienen die anschaulichen lebensähnlichen Gemählde einiger solchen Tänze von Griechen und Barbaren, wie sie Xenophon in seinem Symposium, und dann in der Anabasis VI, 1. beschreibt, besonders herausgehoben zu werden. Der schönste hier ist der Tanz καρπαία genannt (Feldtanz), aber auch schon der erste, dessen in der angeführten Stelle Erwähnung gethan wird, gefällt wegen seiner Naivetät, die überhaupt diese ersten Anfänge dramatischer Kunst auszeichnet. Da die Stelle nicht lang ist, theilen wir sie hier mit. — Vergl. Anab. VI, 1. §. 3 — 8.

„Als aber jezt der Verein war geschlossen, und sie den Päan hatten gesungen, aufstanden zuerst die Thrazier und tanzten nach der Flöte, gewaffnet, und schwangen sich hoch empor und leicht, und auch der Schwerter gebrauchten sie. Am Ende sching einer den andern, daß es alle dünchte, der Mann wäre wirklich getroffen, es war aber nur ein künstlicher Schlag. Der den Gegner niedergeworfen hatte, nahm seine Waffenrüstung als Beute, und ging hinaus singend den Gesang zur Ehre des Königes Sitalkas." *)

„Die andern aber, auch Thracier, trugen den Gefallenen hinaus als einen Todten, und er hatte nichts gelitten. Hierauf erhuben sich die Menianen und Magnaten: diese tanzten den Tanz Karpaea genannt, ebenfalls bewaffnet. Die Art des Tanzes war folgende: der eine, die Waffen abgelegt, säete und trieb sein Stiergespann, oft um sich schauend, als hätte er Furcht. **) Da sprengt ein Räuber an Jenen, sobald er ihn erblickt, rafft seine Waffen auf und ihm entgegen, und kämpft für sein Gespann. (Dies stellten sie im Takte nach der Flöte vor.) Zuletzt bindet der Räuber den Mann, und treibt das Gespann fort; zuweilen aber auch der Mann mit dem Gespann den Räuber. In diesem Falle bindet er ihn neben die Stiere hin, und treibt ihn, die Hände auf den Rücken ihm gebunden, fort."

„Hierauf trat ein Mysier herein, in jeglicher Hand einen leichten Schild (Pelta) haltend. Bald tanzte er damit,

*) Ein Thrazischer König. S. Thucydides I, 2, 29. und Diodor. Sic. I, 12, von dem dieses Lied den Namen hatte. Der Text sagt: ἄδων Σιτάλκαν, er sang (das Lied) Sitalkas, was andere weniger passend, wie mich dünkt, nach Hutchinson, s. ed. Hutchins. p. 213 erklären: er besang den König Sitalkas.

**) So singt Ovid von den Scythen: (Trist. V. El. 10, v. 23 — 24.)

— Est rarus, qui rus colere audeat: isque
Hac arat infelix, hac tenet arma manu.

als ob zwey gegen einander stritten; bald als kämpfte er mit den Schilden gegen Einen; bald sprang er so frey und leicht damit empor und machte Schwingungen, die das schönste Schauspiel gewährten. Zuletzt tanzte er nach persischer Art, die Schilde zusammenschlagend, senkte sich auf die Knie und erhub sich dann wieder."

„Jetzt traten die Mantineer auf und mehrere der Arkadier in der allerschönsten Waffenrüstung; sie schritten im Takte, auf Flöten anstimmend *) die kriegerische Musik, und sangen Päane und tanzten, wie bey den festlichen Götteranflehungen. Als nun die Paphlagonier sahen, daß alles hier in voller Waffenrüstung tanzete, wunderten sie sich gewaltig. Der Myser sodann, ihre Bestürzung bemerkend, sprach einem der Arkadier zu, eine Tänzerinn, die er bey sich hatte, hereinzuführen. Als er diese auf das schönste geschmückt, und ihr einen leichten Schild in die Hand hatte gegeben, tanzte sie mit leichter Gewandtheit die Pyrrichia. Da erhub sich großes Händeklatsch. Jetzt fragten die Paphlagonier, ob denn auch die Weiber mit ihnen föchten. Die Griechen gaben zur Antwort: „Ja freylich, denn diese hätten sogar den König aus seinem Lager vertrieben." — So endete sich diese Nacht."

C.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel, 23 Dec. 1809.

Zur Feyer des Geburtstags seines Kaisers gab heute der russische Gesandte, Fürst Repnin, für mehr wie 200 Personen einen glänzenden Ball. Sein Hotel war schön illuminirt, inwendig alle Säle geschmackvoll dekorirt, und die erhabenen Namenszüge mit Blumen bekränzt. In zwey Etagen waren Tafeln für die zahlreichen Gäste zum Abendessen gedeckt. der Tanz dauerte bis Morgens 5 Uhr. Doch war dies nur die Vorfeyer des eigentlichen Feyertags. Sonntag den 24 Dec. ward die griechische Kapelle, die sich der Fürst in seinem in der Napoleonshöher Allee gelegenen Landhause einrichten ließ, eingeweiht. Da in Kassel noch kein griechischer Gottesdienst gehalten wurde, so wünschten viele gegenwärtig seyn zu können, welches aber der enge Raum und die zahlreiche Suite des Fürsten nicht erlaubte. Abends war in seinem wieder glänzend illuminirten Hotel der helle vue großes Diner, dem sämmtliche Gesandte und Minister beywohnten. Im Augenblicke, wo die Gesundheit des Kaisers ausgebracht ward, brannte in dem Garten, der längs der helle vue herunter liegt, und den Anfang der ländlichen Aussicht macht, welche den Wohnungen dieser Straße einen so großen Reiz gibt, ein Bouquet von 100 zugleich steigenden Raketen mit wildem Getöse ab.

Der Aufenthalt des Fürsten in Kassel ist für Künste und Wissenschaften von gutem Einfluß. Nicht allein beschützt er fremde Talente durchreisender Künstler durch Subscription auf ihre Konzerte, und durch die Gelegenheit, in seinen Konzerten zu spielen und dadurch bekannt zu werden, sondern er gibt ihnen auch Empfelungen nach Petersburg, und ist überall zu ihrer Unterstützung stets bereit.

Noch verdanket Kassel der russischen Legation eine durch den Hrn. Legationsrath v. Struve veranlaßte Anstalt, die in andern großen Städten längst besteht, und an der man großen Mangel hatte. Umstände und Geldmangel waren wol Schuld, daß man dergleichen bis jetzt nicht zu Stande bringen konnte. Unter der Leitung des Hrn. Präfekten und Maire, und des zweyten Aumonier v. Goudenau fanden sich in kurzer Zeit 160 Subscribenten, deren jeder 2 Louisd'or in Gold zahlte. Dafür ward das schönste Local gemiethet, das en face des Schlosses liegende Verdeletsche Kaffehaus, das eine schöne Allane mit unbeschränkter Aussicht, und da die sämtlichen Hof-Chargen unterzeichnet haben, für diese noch den Vortheil hat, dem Schlosse nahe zu liegen. Uebrigens wird die Subscription auch nur auf gebildete Leute der ersten Stände eingeschränkt. Eine auserlesene Bibliothek ziert schon das Lesezimmer, wo auch alle Journale gehalten werden. In einem Saale wird zu Mittag gespeiset, doch darf der Wirth nur im Hause die Mitglieder des Casino speisen. Staatsräthe und Männer von Gewicht sind die von der Gesellschaft erwählten Direktoren, die auch die Gesetze des Instituts festsetzen.

6 Jan.

Eine neue dem Königreiche Westphalen länast nöthige Zeitung ist die seit 1810 bestehende Westphälische, welche an die Stelle der Polizey-Zeitung trat. Der jährliche Abonnement-Preis ist nach Maßgabe des reichhaltigen Inhaltes sehr gering, 3 Rthlr. jährlich. Wöchentlich erscheint sie dreymal, liefert alles Neue des Hofs und der Stadt, die Königl. Dekrete, alles, was dem Land zu wissen nöthig ist, Verkaufsnachrichten, Bekanntmachungen ꝛc. Sonntags auch die Begrabnen und Getauften. Druck und Papier sind elegant, und ihr Aeußeres ist mit dem innern Gehalte verhältnißmäßig gestiegen. Da der Moniteur so theuer war, so ist diese Einrichtung für die, welche ihn nicht halten konnten, und dasselbe in diesem Institute finden, sehr angenehm.

Charaden.

1.

Mein Erstes warnt voll Ironie,
Drückt Neugier aus, Erstaunen und Verdacht.
Mein Zweytes ist bey reiner Sympathie
Die Freundschaft und die Liebe nie.
Mein Ganzes ward in Noth gebracht
Durch eine große blut'ge Schlacht.

G.

2.

Mein Erstes Wort ist ein Ueberfluß,
Den unser Johann verdrängen muß;
Mein Zweytes ein Kaiser neuer Zeit,
Und ein Apostel voll Heiligkeit;
Mein Drittes ein Autor, gekannt von Euch,
Ein Philosoph und ein König zugleich;
Mein Viertes ein Richter, und kein Richter.
Mein Ganzes ein genialischer Dichter.

G.

3.

Das Erste klimmt auf steile Felsen kühn,
Und nährt sich dort von meinem Zweyten.
Im spätern Lenz siehst du mein Ganzes blühn.
Eng ist sein Blumenkelch, doch reich an Süßigkeiten.

S.

Auflösung der Charaden in Nro. 18: Bonbon. Theebüchse. Bleystift.

*) Oder sollte nicht besser gelesen werden für ἀυλουμενοι — αυλημενον — ἠσαν εν ρυθμω προς τον ἐνοπλιον ρυθμον — daß der Sinn wäre: sie gingen im Takte, nach dem Takte der auf Flöten angestimmten Kriegsmusik.

Nro. 25.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. Januar, 1810.

Zu kurz iſt dieſes Leben, um zu klagen,
Und viel der Freuden ſind noch ungefühlt,
Drum laßt uns jeden Gram verjagen,
Der in der Seele wühlt.

J. M. Miller.

Ueber das Taubſtummen-Inſtitut in Paris.

Paris, 26 Jul. 1808.

Wenn es dem Pädagogen nur darum zu thun iſt, ausgezeichnete Erziehungsanſtalten oder guteingerichtete Volksſchulen zu beſuchen, wenn er ſich nicht mit der Beobachtung der Menſchen im Allgemeinen und der Jugend insbeſondere will genügen laſſen, um den Maßſtab für ihren pädagogiſchen Standpunkt aufzufinden, ſo darf er den weiten, flachen, ſandigen Weg nach Paris nicht wandern, wenigſtens nicht zu Fuße. Für Niemand iſt dann wol, bey der reichſten Fülle von Allem, was nur der Geiſt verlangen kann, in dieſer auf eine Quadratmeile koncentrirten Welt weniger geſorgt, als gerade für ihn. So ſchienen ſich auch meine Bemühungen in dieſer Hinſicht nicht belohnen zu wollen. „Fragen Sie nach allem Andern, ſagte mir der Präſident Marron, nur nicht nach dem, was für Erziehung, für wahre Erziehung bey uns geſchieht; da fehlt es noch ſehr.“ Der Sekretär Fiſcher an der kaiſerlichen Bibliothek, ein Sachſe, lächelte, als ich dieſelbe Frage an ihn that. „Hieran erkenne ich den Landsmann, ſagte er; Intereſſe für Pädagogik dürfen Sie hier nicht, wie in Deutſchland, ſuchen. Ein Pariſer würde ſich ſehr über Ihre Frage wundern und Sie höchſtens in eine Winkelſchule verweiſen, wo Sie, nicht zu ſonderlicher Erbauung, ganz nach dem alten Schlendrian ein wenig leſen, rechnen und ſchreiben ſehen würden.“ Auf die Frage, ob der Zutritt in dieſe Schulen dem Fremden offen ſtehe, zuckte er die Achſel: gern ſehe man es nicht, dies wiſſe er aus eigner Erfahrung; Beſuche dieſer Art ſeyen nun einmal zu ungewöhnlich, als daß man den Fremden nicht wenigſtens mit großen Augen anſehen ſollte. Mußte ich nicht glauben, das Kapitel von Mercier: les petites écoles, ſey in dem übrigens faſt ganz umgearbeiteten Paris allein das alte geblieben? „Cette science commune,“ ſagt er und ſpricht von Leſen, Schreiben und Rechnen, „s'achète encore fort cher et la capitale n'est pas plus avancée à cet égard que le dernier village de Hongrie.“ Ich ging zur Ecole polytechnique, die unter allen öffentlichen Anſtalten den ausgezeichnetſten Ruf hat, der ſchon durch die großen Namen der Männer gegründet iſt, die hier lehrten und noch lehren — Fourcroy, Guichon, Mongeau, Poiſſon u. a. Ich klingelte, der Portier öffnete und nach den gewöhnlichen Fragen: woher und wohin? entſchuldigte er ſich mit vieler Artigkeit, daß er ohne ausdrücklichen Befehl Niemand einlaſſen dürfe. Ein junger Mann, den ich bald darauf herauskommen ſah und anredete, nannte mir eine Stunde des künftigen Tages, wo er mich in der Nähe des Hauſes treffen und mit hinein nehmen wolle. Ich fand ihn, allein kaum waren wir eingelaſſen, ſo kam der Portier uns nach und wiederholte mir mit derſelben Artigkeit, es ſey erſt kürzlich neuer geſchärfter Befehl ergangen, ohne Erlaubniß höhern Orts durchaus keinem Fremden den Zutritt zu geſtatten, und ohne beſondere Empfelung würde ich auch ſchwerlich dieſe erhalten. Faſt wäre mein pädagogiſcher Eifer erkaltet. Den einzigen Troſt fand ich in der allgemeinen Beſtätigung, daß es hier, ungeachtet des Namens und der urſprünglichen Beſtimmung, als Vorſchule vieler Kunſtſchulen, doch wie in ähnlichen

Anstalten, besonders in den Lyceen, fast einzig auf militärische Bildung abgesehen sey, und Mathematik, Physik, Artillerie und alle dem Offizier unentbehrliche Wissenschaften hier allerdings auf eine musterhafte Weise gelehrt würden.

Doch blieb mir noch eine Anstalt übrig, die zu sehen ich mich schon lange gefreut hatte, und deren Name im Auslande wie hier mit Ehrfurcht, mit verdienter Ehrfurcht genannt wird, das Taubstummen-Institut. Zwey glückliche Stunden habe ich heute dort erlebt; glücklicher noch, hätte ich sie, Theurer, mit Ihnen theilen können. Es ist wahr, ein hohes Geschenk, ein göttliches Vorrecht unsers Geschlechts ward diesen Armen versagt; aber wie viel glänzender wird eben dadurch der Triumph der Vernunft, einen solchen Ersatz für einen solchen Mangel geben zu können. Gewiß, wenn, wie ich hoffe, unser deutscher Glaube an den Werth der Erziehung gegründet, und das, was Marron, Fischer, Mercier u. a. einstimmig von der gewöhnlichen Pariser Erziehung sagen, nur halb wahr ist, so möchte ich wol die Stummen in Paris seliger preisen, als die Redenden.

Doch ich will mich bemühen, Ihnen treu wieder zu geben, was ich hier sah und hörte.

Mein Manuel de voyageur sagte mir, die öffentlichen Sitzungen wären auf den letzten Sonntag jeden Monats festgesetzt und eine Eintrittskarte von dem sehr gefälligen Abbé Sicard, dem gegenwärtigen verdienstvollen Vorsteher der Anstalt, sey dann leicht zu erhalten; seit Kurzem aber hatte man, um den ungestümen Zudrang der Menge abzuhalten und doch alle befriedigen zu können, diese Sitzungen alle 14 Tage wiederholt. Herrn Sicard fand ich nicht zu Hause, jedoch ließ mich der Portier ein, um einer Unterrichtsstunde beywohnen zu können. Die Anstalt liegt fast an dem Ende der langen Rue St. Jacque in dem Seminaire St. Magloire. Man geht über einen geräumigen mit hohen Mauern umgebenen Hof. Das Gebäude ist groß und in jeder Hinsicht der Würde und Bestimmung der Anstalt angemessen. Ich sah Niemand und die Todtenstille, die in diesem Bezirke herrschte, fiel mir hier, in dem geräuschvollsten Orte der Welt, doppelt auf. Ich stieg eine breite steinerne Treppe hinauf und befand mich auf einem langen Gange, in welchem gedruckte Tabellen aufgehängt waren. Zehn davon zeigten in einer Skizze das stufenweise Verfahren bey dem Unterrichte der Taubstummen. Sie enthielten zugleich den Abriß einer Grammatik und eine Art Wörterbuch von einigen Tausend der unentbehrlichsten Wörter, welche psychologisch in Rubriken gebracht waren. Während ich mich mit diesen beschäftigte, trat ein Knabe aus der anstoßenden Stube, und winkte mir sehr freundlich, ihm in die Lehrstunde zu folgen. Es wurden eben 10 bis 12jährige Knaben, etwa 20 an der Zahl, unterrichtet. An dem Lehrer, Herrn Paulmier, fand ich einen jungen, äußerst artigen und liebenswürdigen Mann, eben so zuvorkommend gegen den Fremden, als voll Liebe zu den Kindern und voll Eifer für die Sache, der er ganz und allein lebt. Ungeachtet meines wiederholten Bittens, sich nicht in seinem Gange stören zu lassen, und mich nur als stillen Zuschauer zu betrachten, kam er doch immer zu mir zurück, und suchte mir sein Verfahren und die Gründe davon deutlich zu machen. Er ging eben mit ihnen die Bedeutung des einfachen und zusammengesetzten Zeitworts: prendre, surprendre, comprendre — durch. Zuerst erklärte er ihnen vermittelst der Zeichensprache die Bedeutung dieser Wörter, und gab ein oder mehrere Beyspiele; hierauf ließ er jeden der Zöglinge an den Tafeln, mit denen rings die Stube ausgeschlagen war, selbst erfundene Sätze anschreiben, in welchen sie das gegebene Wort in der einen oder andern Bedeutung anbringen mußten. Paulmier machte mich aufmerksam, daß der Zögling das Zeitwort, das er ihm anzuschreiben befehlen würde, in keiner bestimmten Zeit und Person, auch nicht im Infinitiv anschreiben würde, weil diese Modifikationen von dem jedesmaligen Willen und Bedürfniß des Sprechenden abhingen, sondern schlechtweg in der reinen Wurzel. Er blieb bey dem Zeitworte prendre, welches er damit bezeichnete, daß er den Arm ausstreckte und die Hand schloß. Der Knabe schrieb sogleich pren. Er verlangte das Zeitwort aller, und der Knabe schrieb all. Jetzt erst durfte er den Infinitiv schreiben, den Paulmier zuerst verneinend, dann bejahend durch eine schwankende Bewegung der Hand und dazu passende Miene andeutete. Unterdessen hatten die Andern längere und kürzere Beyspiele angeschrieben; alle waren passend, die meisten bezogen sich auf die Geschichte des Tages. Hier nur ein Paar der kürzesten: Les Anglois prennent les vaisseaux des François. — Napoleon va prendre l'Espagne. — Napoleon gagne les batailles en surprenant les ennemis. Andre gaben sehr verschiedenartige, mitunter wirklich witzige Beyspiele zu dem Zeitworte conduire — un vaisseau, un cheval, un homme u. s. w.

Gegen das Ende der Stunde kam mit raschem Gange ein kleiner, freundlicher Mann in die Stube, einen langen Stab in der Hand. Er grüßte und fragte mich mit seiner Kreide an der Tafel, woher ich komme, wie weit Dresden von Paris sey und dergl. mehr. Er schien höchstens dreyßig Jahre alt. Geist und Leben strahlte aus jedem Zuge des einnehmenden Gesichts, und besonders aus dem feurigen Auge. Es war Massieu, der berühmteste Schüler des Instituts, so wie wol überhaupt bis jetzt der gebildetste und unterrichtetste unter allen nicht redenden Sterblichen. Er ist jetzt selbst Lehrer der Jüngern, und wirkt mit besonderm Eifer und Erfolge auf sie. Bey den öffentlichen Sitzungen ist er die Bewunderung der Pariser und Fremden. Pabst Pius VII bey seinem letzten Aufenthalte in Paris wohnte einer dieser Prüfungen bey, staunte über die von ihm erhaltenen Antworten, und beschenkte ihn ansehnlich.

Nach jeder Frage, die ich ihm beantwortete, ſetzte er gewöhnlich ſeinen jüngern Mitzöglingen irgend etwas Belehrendes hinzu, leider! nur oft in der ſchnellern Zeichen-Sprache, und mithin für mich unverſtändlich. Bey der Entfernung zwiſchen Paris und Dresden gab er die zwiſchen Paris und Bordeaux an, woher er gebürtig iſt, und zeigte ihnen, wie viel die erſtere größer ſey als die letztere. Doch eine Bemerkung ſchien er ihnen mit ſeltener Lebhaftigkeit als doppelt wichtig einzuprägen. Sie betraf das Klima, die nördliche Breite von Dresden, und hauptſächlich, wie mir Paulmier ſagte, die Verſchiedenheit der Tag- und Nachtlänge, in Vergleich mit Paris. Vermuthlich, denn ſeine Mimik und die Verwunderung der Zöglinge war zu auffallend, verſetzte er uns einige Grade zu hoch in den Norden, und traute uns eine zu excentriſche Sonne zu. Er wiederholte die Frage, die ſchon ein Anderer an mich gethan hatte, ob es auch Taubſtumme in Dresden gäbe, und nahm meine Antwort: allerdings, nur fehle ihnen ein Sicard, ſehr freundlich auf; denn er liebt Sicard überaus, dem er auch faſt allein ſeine Bildung verdankt. Paulmier bat mich, mehrere Fragen, beſonders wiſſenſchaftliche, philoſophiſche, welche ich nur wolle, an Maſſieu zu richten; er beantworte ſie gern, und ich würde die Schnelligkeit und den Scharfſinn bewundern, womit er definire. Einige dieſer Antworten habe ich gleich an Ort und Stelle aufgeſchrieben, und theile ſie hier wörtlich mit. Alſo zum Beyſpiel:

Was iſt ein Kind? Un enfant est un homme verd; l'homme est un homme mûr ou fait.

La mort? C'est l'éteinte de la vie, le départ de cette vie pour l'autre.

L'éternité? C'est une durée circulaire, un jour sans hier ni demain et sans changement.

Dieu? Dieu est un être spirituel, purement increé, etc. — le jour du monde.

La liberté? C'est le droit appartenant à chacun de faire ce qu'on veut ou d'omettre ce qu'on ne veut pas.

L'ame? C'est l'esprit destiné pour l'usage du corps, afin d'en être le principe de la vie; elle est pour le corps ce que l'Empereur est pour la France.

La beauté? C'est la qualité de ce qui ne manque de rien, qui a toutes les qualités exquises, qui nous inspire la surprise et la curiosité de la voir; la beauté enrichit le joli. —

La vertu? C'est la force, la disposition habituelle de l'ame, qui nous tourne au bien, qui nous détourne du mal: c'est la base du bonheur social.

Sur quoi est fondé la certitude de la vie à venir?

Sur l'éclairement de notre esprit par les lumières de la foi.

So analog auch das Wort éclairement gebildet ſeyn mag, ſo unterſtrich es doch Paulmier als ein ungewöhnliches, und Maſſieu ſetzte dafür ein gleichfalls neugeſchaffenes, aber kräftiges: allumage, worüber Paulmier herzlich lachte. Ich fragte ihn, welchen Philoſophen er am meiſten ſchätzte. „Le moraliste," aber welchen unter den franzöſiſchen?

Maſſieu hatte bisher mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit geantwortet, ſo daß Antwort und Frage faſt zu gleicher Zeit an der Tafel ſtand. Jetzt zum Erſtenmale legte er die Hand ſinnend an die Stirne. Nach einem Augenblicke entſchuldigte er ſich mit einer ſehr ſprechenden Mimik, daß er hierauf nicht antworten könne. Als Grund hiervon gab er Paulmier an, daß Sicard mit den meiſten franzöſiſchen Philoſophen nicht recht einverſtanden ſey. „Il est discrèt," ſetzte Paulmier freundlich billigend hinzu, „il est fidel aux principes, qu'il a reçus." Ich fragte ihn, welchen er unter den Griechen beſonders liebe? „Esope, c'étoit un vrai homme." Den Uebrigen gab er durch poſſirliche Minen zu verſtehen, daß Aeſop zwar ausgewachſen und ſehr ungeſtalt geweſen, aber nichts deſto weniger ein großer, ächt-philoſophiſcher Kopf. Und noch einen aus der alten Welt? „Moïse." — Ich fragte ihn, ob er Gall kenne? Bis jetzt nur von Hörenſagen, und da könne er ſich keine hohe Idee von ſeinem Syſtem machen. Worin beſteht es? „Il a des divinations sur les visages." Doch wolle er künftig ſeine Schriften ſelbſt leſen. Vermuthlich hatte er anfangs heilſame Ideen, oder ſelbſt volles Heil für das Loos der Taubſtummen von ihm erwartet; denn er ſetzte von freyen Stücken hinzu: auch Galvani hat uns zu helfen verſprochen, aber — nicht Wort gehalten.

Mit dem Schlage 2 Uhr ging es zu Tiſche, und auffallend genug ward, wie überall, das Zeichen mit der Glocke gegeben, worauf mehrere ſchon vorher an dem Fenſter mit dem Auge gewartet hatten.

Wilhelm Küttner.

(Der Beſchluß folgt.)

Vitalis an die Romantiker.

Euch trieb Romantik daß um,
Wie Myſticismus. — Ach! —
Hier fließt der Muſenbach.
O wandelt euren Haß um.
Ja, leſt nur einen Paſſum
Im Klingelalmanach!
Er iſt für euer Fach
Der Gradus ad Parnassum.
Wohlan, ihr Reingemüthlichen!
Trotzt Majeſtäts-Beleidigern!
Kommt in des Nimbus Gloria!
Schließt den Vergleich, den gütlichen,
Mit uns Souverr-Vertheidigern!
Karfunkelt! Schießt Viktoria! S.

Wein und Liebe.

„Wollt Ihr trinken oder lieben?
„Heute fällt die Wahl nicht schwer.“ —
Liebe können wir verschieben;
Doch uns dürstet allzusehr.

„Aber, Freunde, wollt ihr morgen
„Lieben oder trinken? Sagt!“ —
Liebe mehrt das Heer von Sorgen,
Das ein süßer Trunk verjagt.

„Aber fühlt nicht gleiche Strafen
„Der Genießling hier, wie dort?“ —
Nein! denn Liebe läßt nicht schlafen;
Schlafen treibt den Weindunst fort.

„Lockt nicht, wie der Geist der Trauben,
„Liebchen immer zaubrisch an?“ —
Lieb' erkaltet — doch wir glauben,
Daß man immer trinken kann.

„Fürchtet nicht bey vollen Flaschen
„Amors vollen Köcher Ihr?“ —
Amor kann uns überraschen,
Bachus überraschen wir.

„Brüder, seyd nicht unverträglich!
„Auch zu lieben lehrt Natur.“ —
Bacchus komm' als Bruder täglich —
Amor als Visite nur.

G.

Laura.

„Nein!“ riefen Pallas und Here;
„Der Apfel, der Schönheit Preis,
„Gebührte nicht dir, Cythere!
„Allein wir schwiegen, beym Zeus,
„Wenn Laura Siegerinn wäre.“

Hg.

Notiz.

In einigen Monaten hat man Hoffnung, daß die erste Lieferung des großen auf kaiserl. Kosten erscheinenden Werks über Egypten vollendet seyn wird. Vorzüglich interessant soll die historische Einleitung seyn, welche der Kaiser selbst durchsieht. Das Ganze wird mehr als 800 Kupferplatten enthalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel.

Die Aufmerksamkeit des Publikum war auf die Vorstellung zur Feyer der am 6 Januar Abends erfolgten Rückkehr des Königes sehr gespannt. Schon um 5 Uhr waren alle unabonnirte Plätze und das Parterre besetzt. Die müßige Menschenmenge wußte während der zwey Wartestunden nicht, was sie treiben sollte; oft entstanden laute Konversationen, man zankte sich und schalt, und es war ein Geräusch wie in London bey dem Tumulte der Old prices. Doch brachte die Gegenwart des Königes en grande Loge nach den wiederholten Ausrufungen vive le Roi! gleich Alles in Ruhe. Der Vorhang flog auf, und zeigte uns die Dekoration eines prachtvollen Triumphbogens, über dem eine Viktoria einen Kranz empor hielt. Auf der Seite des Theaters war ein Thron erbaut. Alexandre und Campaspe war der Titel des Stücks. In der ersten Scene enthüllt Apelles Campaspen das Geheimniß seiner Liebe, und fürchtet die Rückkehr Alexanders, dessen Geliebte sie ist, oder besser (nach der Erklärung von Apelles) den sie wiederliebt.

Jetzt kehrt Alexander aus einer gewonnenen Schlacht im kriegerischen Zuge zurück, dessen Pracht und Anordnung bewunderswerth waren. Der Zug wird durch zahlreiche Phalangen, beutetragendes Volk, reich gerüstete Reiter und Pferde, die heilige Priesterschaft ꝛc. angeführt. Auf einem mit Schimmeln bespannten Wagen erscheint Alexander, tanzende Mädchen und Jünglinge schweben wie Genien voraus, den Zug beschließen 24 Reiter. Zwey Chöre und ein schönes besonders in der Gruppen-Anordnung treflich eingerichtetes Ballet enden den ersten Akt.

Auch Hephästion, der Freund Alexanders, und Timotheus, der Veredler der griechischen Tonkunst, traten in dem Drame auf, das Hrn. Bruyieres, Surintendant des Theaters, zum Verfasser hat. Im zweyten Akte hat Alexander die Untreue der Geliebten erfahren, und kämpft zwischen Zorn und Edelmuth. Enfant de la Gloire, ruft er in einem schmerzlichen Selbstgespräche aus — Pourquoi m'avoir rendu aux feux efféminés de l'amour? — Da tritt Timotheus mit der Leyer herein und singt:

Que fait le fils des Dieux au fond de son palais?
Comme un foible mortel il se plaint, il soupire,
Et d'un amour obscur le frivole délire
De son coeur a troublé la paix.
Sont-ce là les vertus que fit voir sa jeunesse?
Dejà les Rois trembloient au bruits de ses projets,
Maintenant il s'endort au bruit de ses projets;
Maintenant il s'endort au sein de la mollesse.
Que fait le fils des Dieux au fond de son palais?

Da ermannt sich Alexander. Nach vielen sehr schön gespielten Scenen, worunter auch eine zwischen Alexander, Hr. Merville, und Campaspe, Demois. Detetre, war, verzeiht er den Liebenden, läßt Apelles in Freyheit, indem er befiehlt:

Otés les chaines a ces célèbres mains!

Spiele und Tänze beschließen die Darstellung, an welchen der König Wohlgefallen zu haben schien. Die Ballette waren von Hrn. Aumer, der 50 Louisd'or dafür zur Belohnung erhielt. Hr. Taglioni und Petitpas, und die Damen Coulon und Durant tanzten so gut, als es sich immer von einem so kurz errichteten Ballet erwarten läßt. Besonders geschmackvoll war die Pracht der verschiedenen Anzüge und die Anordnung der Gruppen.

Am Morgen dieses feyerlichen Abends war Gratulations-Cour aller Civil- und Militär-Behörden beym Könige, wobey ein besondrer Aufzug bemerkt ward. Die Halloren der Satinen aus Halle brachten nach ihrer Sitte dem Könige Neujahrsgeschenk und Wunsch; auf zwey Schüsseln lagen dicke Würste, auf einer Salz, das sie in einer besondern Tracht dem Beherrscher überreichten.

Alle Präsidenten hielten Anreden, welche der König vom Throne herab beantwortete. Nach einigen Tagen seiner Rückkehr erfolgten viele Beförderungen; Barone wurden zu Grafen, und Edelleute zu Baronen ernannt, wie auch der Staats-Rath Leist, der zuvor Professor in Göttingen war. Die Stände sind nun versammelt. Ihre Eröffnung in dem neu dazu eingerichteten Saal ist noch verschoben. Westphalen wird, wie man sagt, viel vergrößert.

Nro. 26.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. Januar, 1810.

O Volksgebieter, merke:
Du trägst, belehrt in Pflicht,
Des Volks Gewalt und Stärke,
Zu schützen Recht und Licht,
Zu wehren Frevel, Raub und Trug,
Zu schlichten nach Gesetzesspruch.
— Gedeihn besonders und gesamt
Soll Bürgerglück; das will dein Amt.

Voß.

Nureddin und seine Gemahlinn.

Nureddin, Beherrscher von Mussul, Diarbgezire, Syrien und Aegypten, der Gründer derjenigen Herrschaft, die Saladin, in seiner Schule gebildet, sich anmaßte, nicht ohne Vorwurf von Undankbarkeit gegen seinen Herrn und Wohlthäter, und durch eigene weitere Eroberungen vermehrte, später dann das Verbrechen jugendlichen Ehrgeizes, und der Ungerechtigkeit gegen Nureddins freylich schwachen Sohn, den jungen Saleh, als Sultan durch manche treffliche königliche Eigenschaften des Verstandes und Herzens vergütete — Nureddin behauptete unter seinen Unterthanen sowol als andern Muselmännern, ja den Christen, gegen die er kämpfte, selbst, immer das Lob eines sehr weisen, gerechten und religiösen Fürsten. Er war der strengste Beobachter des Korans, er trug weder Seide, noch Gold, noch Silber an seinem Leibe. Wie der größte Feldherr seiner Zeit, so war er der größte Religionskundige unter den Muselmännern, nach den Lehrsätzen des Iman Abuhanifa. Wein war in allen seinen Staaten verboten, alle Wucherer aus denselben verbannt. Er lebte selbst als eine bloße Privatperson von den Einkünften eines Gutes, das er von einer den Feinden abgenommenen Beute nach dem Antheile davon, der ihn traf, sich erkauft hatte. Die Abgaben und Tribute blieben den Bedürfnissen des Staates gewidmet, und er wagte es nicht sie anzutasten, als in Gegenwart der Gesetzlehrer. Wie edel und ächt landesväterlich die Gesinnung dieses Saracenen in diesem Punkte war, beweist die fürstlich schöne Antwort, die er seiner Gemahlinn gab, als sie sich über ihr geringes Einkommen bey ihm beschwerte: „Ich bin nichts, sagte er, als der Schatzmeister der Muselmänner; ich darf die Summen, die mir für ihr Bedürfniß zu verwalten anvertraut sind, nicht zu meinem und der Meinigen Gebrauch antasten, ohne des Höchsten Zorn auf mich zu laden. Mein Eigenthum sind noch drey Buden in Hemessa. Dies ist alles, was ich im Stande bin, dir zu geben." (S. Abulfeda und Deguignes Geschichte der Atabeken von Syrien, in der Geschichte der Hunnen und Türken II. B. S. 537.)

— o —

Ueber das Taubstummen-Institut in Paris.

(Beschluß.)

Paris, 28 Jul. 1808.

Kaum war ich wieder in die mir bekannte Stube im Taubstummen-Institut getreten, so schlug es 12 Uhr; allein der Unterricht ward gerade heute um zwey Stunden früher geschlossen: indeß blieb ich bey dem gefälligen Paulmier und hatte dabey Gelegenheit, einen andern erwachsenen Taubstummen kennen zu lernen, der sich eben so sehr durch sein edles ernsthaftes Betragen, als durch die seltenste Fertigkeit seiner Zeichensprache auszeichnete.

Wir sprachen darauf über Pestalozzi, den Paulmier sehr schätzt. Ich bemerkte, daß mir ihr Verfahren beym Unterrichte der Taubstummen manches Aehnliche mit dem Pestalozzischen zu haben schien, besonders jenes sichre, lückenlose Fortschreiten von einer Stufe zur andern. „Es

können, antwortete er mir, mehrere Wege zu einem Ziele führen, aber nur einer kann der kürzeste, sicherste und mithin nothwendig einzuschlagende seyn, — die gerade Linie. Wenn Pestalozzis Weg diese gerade Linie nicht ist, so kommt sie ihr doch, glaube ich, am nächsten; und nach dieser ausgesprochenen reinen Ueberzeugung müssen wol unsre Wege, wie unsre Bestrebungen sich nähern." Daß aber Pestalozzis Methode in Paris, wo man sie im Waisenhause einführte, nicht Beyfall und Forrgang gefunden, schrieb er eines Theils der Intrigue, andern Theils der Ungeschicklichkeit der Lehrer zu.

Wie gern möchte ich in dieser Anstalt länger verweilen, um die daselbst angewandte Methode ganz kennen zu lernen. Wie viel ließe sich hier für den Psychologen und Erzieher beobachten, hier, wo es nicht auf so vielfältig nachgesprochene und so oft unverstandene leere Schälle der Worte ankommt, sondern wo der Unterricht recht eigentlich durch Anschauung und Vergleichung des Unbekannten mit dem Bekannten geführt wird, wo also nicht, wie oft, die Sache zum Ausdrucke, sondern der Ausdruck zur schon bekannten Sache gesucht werden muß. Hier kann der nachgelallten Weisheit nur weniger, der deutlichen Begriffe aber und der anschaulichen Erkenntniß desto mehr stattfinden. Auch spricht die Erfahrung für die Naturgemäßheit der hier angewandten Methode. In einem halben Jahre lernen die hiesigen Zöglinge richtiger schreiben, als andere Kinder bey gewöhnlichem Unterrichte in zwey Jahren, und zehnjährige Kinder zeigen hier deutlichere Begriffe, und wissen sie bestimmter auszudrücken, als viele von jenen in ihrem 20ten Jahre, oder wol auch in ihrem ganzen Leben. Eben so feyert die eigentliche Erziehung, die Bildung des Herzens und Willens, hier ihren Triumph. „Die meisten Zöglinge, sagte mir Paulmier, kommen mehr oder minder verdorben in die Anstalt, je nachdem sie auf diese oder eine andre Weise verkehrt waren behandelt worden; denn verkehrt wurden sie vorher in der Regel alle behandelt. Daher eine Mannigfaltigkeit, ich möchte sagen, Vollständigkeit von Fehlern der Erwachsenen in einem Alter, das sonst nur das Unverdorbene heißt, wie sie nicht leicht in einer Anstalt vorkommen kann. Dessen ungeachtet verlieren sich, nur mit sehr wenigen Ausnahmen, diese Schwächen bald, und wir haben Ursache mit ihren sittlichen Fortschritten so zufrieden zu seyn, als mit ihren intellectuellen. Sie werden nicht leicht ein finstres, verstecktes, zurückgezogenes, mißvergnügtes, neidisches oder gar boshaftes Kind unter ihnen finden, obgleich dies gerade die gewöhnlichsten der mitgebrachten Fehler sind. Die meisten zeichnen sich gerade durch die entgegengesetzten Tugenden aus. Züge von besonderer Herzensgüte, lebhafte Aeußerungen religiöser Gefühle sind nicht selten." —

Eben öffnete ein Knabe, der erst drey Monate in der Anstalt war, die Thüre. Paulmier rief ihn herein, um mir eine Idee vom ersten Unterrichte im Schreiben zu geben, um die ich früher gebeten hatte. Er beschrieb ihm Form und Gebrauch des Hutes, und gleich schrieb der Knabe das Wort an die Tafel. „Aber wie dahin kommen?" Erstlich zeichnet man den Hut an die Tafel. Dann umschreibt man ihn nach seinen äußern Umrissen mit den Buchstaben seines Namens.

Hierdurch nimmt die Schrift selbst die Form des Hutes an, sie verschmilzt gleichsam mit ihr und wird eins; hierauf wird der Hut weggewischt, und zuletzt die Buchstaben horizontal neben einander gestellt. Die Worte ausgesprochen und geschrieben, sind, den bey einigen die Sache nachahmenden Ton ausgenommen, für uns ja eben so willkührlich als für den Taubstummen. Bey der Zeichensprache selbst vertreten bekanntlich die Finger die Stelle des Alphabets, und in der verschiedenen Haltung und Bewegung derselben liegt der Gebrauch jener Fingerbuchstaben.

Man rief jetzt Paulmier ab, und ich bat um die Erlaubniß, morgen wieder kommen zu dürfen.

Paris, 29 Juli 1808.

Heute zeigte Paulmier den Gebrauch des Plusqueparfait, das er passé-passé nennt, und durch eine in zwey Absätzen hinter die Achsel gemachte Bewegung der Hand ausdrückt. — So wird das Présent mit vorgezeigter (par la main présentée) das Futur durch vorwärts gestreckte Hand angedeutet. Vier Kolonnen standen an der Tafel, um den Gebrauch des Plusqueparf. in correlativen Sätzen zu zeigen:

passé-passé / passé-simple	quand	Quand?
passé-passé / 2 passé	quand	Quand?

Einer mußte ein Beyspiel anschreiben, um zu beweisen, daß er die hieher gehörige Regel gefaßt habe; erst für das passé simple: Rollin (Namen des Zöglings) avoit $\overset{T\,2}{\text{remercié}}$ Quintin, quand le $\overset{\perp}{\text{maitre}}$ a secoué $\overset{T}{\text{sa}}$ cravatte. Eben so stellte er nun diesen oder einen andern Satz frageweise mit quand? Ein andres für das 2 passé: Quintin $\overset{T\,2}{\text{avoit salué}}$ Henricon, quand $\overset{\perp}{\text{Malle}}$ $\overset{T\,2}{\text{vit}}$ $\overset{4\,5}{\text{hier}}$ Roment. Auch dieser wurde mit quand wiederholt. Die darüber geschriebenen Zeichen bedeuten:

⊥ subst.; T adject.; 2 verbe; 3 regime; 4 prépos.; 5 complim.; hier hat 4 5, weil es für dans hier steht. Sie mußten alle verbes actifs mit être auflösen, weil dies das einzige verbe actif wäre, die andern blos adjective Bedeutung hätten, z. B. je frappe, je suis frappant; je $\overset{\perp\quad T\,2}{\text{frappe,}}$ $\overset{\perp\ 2\ T}{\text{la table est frappée.}}$ — In dem Satze: lorsqu'il se levoit $\overset{4}{\text{de ce banc}}$ erklärte er ihnen, daß de, das Vorwort, wol zu

unterscheiden sey von dem bloßen Faßzeichen de: le chapeau de Petit.

Hierauf ging er, wie in einer der vorigen Stunde, zu der verschiedenen Bedeutung und dem Gebrauche des einfachen Zeitworts dire, und den damit zusammengesetzten über. Er benutzte bey diesem Unterrichte mehrere Wörter-Bücher, und lobte besonders das von Catel 1797. Er fing mit der Etymologie an: dies-jour, lumière, (jour wird durch eine kreisförmige Bewegung der Hand, lumière durch eine andre sehr zusammengesetzte ausgedrückt, wobey zuletzt das Blinzeln mit den Augen das Blenden bedeutete) di-dire also so viel als: Mettre de la lumière sur quelque chose, donner à entendre, par des gestes, par la parole, par l'écriture. Ein Papagey ne dit pas, parcequ'il n'a pas de l'entendement, hierauf dire in der Bedeutung von ordonner; auch dire du bien ou du mal de quelqu'un. Einer schrieb als Beyspiel hierzu: Quelqu'un fait semblant de dire du bien d'un autre; mais il est vrai que celui-ci a fait bien du mal, parcequ'il l'aime beaucoup. Paulmier fand dies anfänglich so dunkel, als ich noch jetzt. Doch ein Wink des Knaben verständigte ihn bald den Sinn, den er nun in dem Geiste dieses Knaben gerade doppelt schön fand. Ich bedaure sehr die Erklärung vergessen zu haben. — Dire sa leçon — la messe — on dit que — il dit d'or, c. à. d. il parle bien; il est éloquent. Paulmier fragte einen der Größeren, ob er die Bestimmung der Beredtsamkeit noch aus einer frühern Stunde zu geben wüßte. L'éloquence, schrieb dieser an, renferme la conviction, qui regarde l'esprit et la persuasion, qui regarde le coeur.

Die Kinder waren durchaus sehr aufmerksam, und schienen sie ja einen Augenblick zerstreut, so sammelte sie ein einziger, flüchtiger Blick des Lehrers, den sie mehr zu lieben als zu fürchten schienen. „Oft, sagte der gutmüthige Paulmier, dauren mich die armen Kinder, wenn ich stundenlang, wie heute, strenge Aufmerksamkeit von ihnen bey Dingen verlangen muß, die wol dem Erwachsenen und Sprechenden trocken vorkommen müssen. Ich halte es dann für Pflicht, ihnen mit einem kleinen lustigen Scherze neue Spannkraft zu geben. Sie sollen gleich sehen." Er hatte bey Gelegenheit der Dichtkunst und Musik und ihrer Allgewalt auf das menschliche Herz die Fabel vom Orpheus erzählt. Jetzt vertheilte er die Rollen der Thiere, Löwe, Bär u. s. w. unter sie, und er selbst stellte den Orpheus, in die Leyer greifend, vor. Welche plötzliche Freude auf allen Gesichtern! Sie kamen, umringten ihn, und sahen ihn mit freundlicher Aufmerksamkeit an. In einigen sah man blos gute Kinder, voll dankbarer Freude; andere spielten wirklich ihre Rollen gut, und zeigten dadurch eben so viel Beobachtungsgeist, als Nachahmungskunst: bey allen aber waren die Dornenstiche der Grammatik verschmerzt. Mir jedoch machte durch eine sehr nahe liegende Idee dies Spiel eine unangenehme Empfindung. Mögen die Armen, dachte ich, noch so glücklich seyn in ihrem Unglücke; was sie jetzt thun, wissen sie nicht. Das Reich der Töne, in das sie jetzt sich träumen sollen, ist es nicht eben das eine, das ihnen ewig fremd und unzugänglich bleibt? und ist's nicht eben der Zauber des Gesanges, der die zärtesten Saiten des Gemüths unmittelbar und so am stärksten und lieblichsten anklingt, der sie nur, sie allein nicht rühren darf? —

Paris, 1 August 1808.

Nur noch ein Wort über die diesen Morgen angestellte öffentliche Sitzung. Ich kann mich kurz fassen, da ich nach den vorhergegangenen für mich so lehrreichen Stunden wenig oder nichts neues sah. Dessen ungeachtet reut es mich nicht, meine Abreise deshalb um 2 Tage aufgeschoben zu haben. Die Fähigkeiten und Kenntnisse dieser Kinder füllen immer mit neuer Bewunderung, und es ist, als würde dies Gefühl stärker, wenn wir sehen, daß es Hunderte mit uns theilen. Auch spricht sich bey solchen Gelegenheiten dieser oder jener Zug des Nationalkarakters deutlicher aus. — Ich traf mit dem Schlage 11 Uhr ein, fand aber den Saal so mit Herren und Damen gefüllt, daß ich nur noch meinem Panimier ein Plätzchen auf einer Seitenbank gleich neben dem Katheder verdankte. Das Gedränge war so groß, daß viele sich genöthigt sahen, hinauszugehen. Der Abbé Sicard, ein Mann von etwa 50 Jahren, mehr klein als groß, dessen freundlichen Geist man anfänglich vor den finstern Augenbraunen nicht sieht, bestieg jetzt das Katheder und sprach, wie es schien, aus dem Stegreife, aber mit einem Wortflusse, wie er nur der leichten französischen Zunge möglich ist, über den gegenwärtigen moralischen und intellektuellen Standpunkt des Instituts, bezeigte in beyder Hinsicht seine große Zufriedenheit mit den Zöglingen, und ließ dann einige aus jeder Klasse Proben ihrer Fortschritte ablegen, besonders im Schreiben, Definiren, in der Grammatik. Es waren also größtentheils ähnliche Uebungen, wie ich sie vorher gesehen, und man nahm sie mit ungetheiltem Beyfall auf. Doch schien mir dieser mitunter ein wenig zu gefliſſentlich gesucht. Der gefällige Sicard gab wol dem lachsüchtigen Genius seiner Landsleute ein wenig zu sehr nach, suchte mehr zu ergötzen, als zu nützen. Einem Deutschen wenigstens fällt der Kontrast des Lustigen mit der Würde der Sache und dem ernsten Looſe der Kinder sehr auf. Sicard verschmähete weder Witz, noch der joviale Massieu an Sicards Seite manche zu lebendige, zu ausdrucksvolle Mime, um die laute Freude und das Klatschen der Zuschauer zu unterhalten.

Die größtentheils von Anwesenden vorgelegten Fragen wurden, immer von mehreren zugleich, mit viel Mannigfaltigkeit und Scharfsinn beantwortet. Außerordentlich schien mir folgende von Massieu, und einem andern Zöglinge der Anstalt gelöſ'te Aufgabe. Sicard verlangte ein

Buch aus der Gesellschaft. Es fand sich nichts als das neueste Heft eines Modejournals. Sicard lief eine Seite davon schnell durch, und gab sie Massieu. Dieser stellte sie nun mimisch dar, während der andre, einzig nach dieser Darstellung, sie mit Kreide an die Tafel schrieb. Der Inhalt ging in das feinste Detail des weiblichen Putzes ein; nur eine moderne Sabina hätte mit diesen Aufsatz verständigen können. In kurzem stand das mimisch diktirte wörtlich ohne den geringsten Fehler an der Tafel.

Am Schlusse gab der Abbé noch einige historische Notizen von Massieu, worin er unter andern bemerkte, daß dieser der erste Taubstumme sey, der auch als Schriftsteller auftrete; eben sey ein Buch von ihm unter der Presse. Er sprach hier ganz mit der Liebe und Zärtlichkeit eines Vaters. „Verzeihen Sie, sagte er, daß ich so viel und gern von ihm spreche. Ich traue Ihnen gewiß, meine Damen, eine Freude über das Wohl Ihrer Kinder zu, so stark und innig, als die Mutterliebe selbst ist; aber lassen Sie mir dies, stärker und inniger kann sie nicht seyn, als meine Freude über diesen Sohn meiner Erziehung."

Wilhelm Küttner.

Französisch-literarischer Anzeiger.

Von der zweyten Abtheilung der französischen, bey Schoell und Cotta erscheinenden Reisebeschreibung Humboldts ist die 5te und 6te Lieferung der Observ. de Zoologie et d'Anatomie comparée, mit vortrefflich illuminirten Kupfern, erschienen, worin die Abhandlungen über die Bienen und über die am Orenoko einheimischen Affen, von denen eine Art bey Tage schläft und Nachts munter ist, allgemeines Interesse haben. — In Europa gibt es zwey verschiedene Arten der Haus-Bienen, die eine ist mit Ausnahme Italiens und vielleicht auch Roma's in ganz Europa verbreitet, und selbst in Amerika bis in den Antillen nun einheimisch; die andere erstreckt sich von Genua bis nördlich Friaul, und bis an die äußersten Spitzen Neapels. Egypten besitzt eine dritte Art. In Senegal, — durch die Ketten des Atlas und eine ungeheure Wüste von dem nördlichsten Theile Afrika's getrennt, und für kleine Thiere eine unübersteigliche Grenzscheide, — findet sich eine vierte Art. Vom südlichen Theile Afrika's ist man noch ungewiß, ob die dortige Haus-Biene eine verschiedene Art bildet. Auf Madagaskar ꝛc. findet sich aber wieder eine neue Art, eben so in Pondichery, die der in Bengalen gleich kommt. Die Art dieser indischen Bienen zeichnet sich von den unsrigen sehr aus; die Zellen sind bey der sechseckigen Form kleiner als bey den unsrigen, nur in einer Ecke finden sich größere Zellen, die weniger sechseckig sind, und einen drepeckigen Raum einnehmen. Die Bevölkerung eines Bienenkorbes bey uns wird auf 24000 gerechnet, der indische hält 80,000. Reaumur glaubt, in der stets gleichen Ausdehnung der Bienen-Zellen einen unveränderlichen Maßstab gefunden zu haben, da aber unsre Haus-Biene nicht überall verbreitet, und noch nicht bewiesen ist, daß selbst deren Zellen bey veränderter Temperatur nicht auch verändert werden, so erhellt schon hieraus, noch mehr aber aus den kleinen Zellen der indischen Bienen, daß dieser übrigens schöne Gedanke nicht für die Anwendung taugt.

Süd-Amerika besitzt mehrere Bienen-Arten, die verschiedenartigen Honig hervorbringen: auch findet man dort Bienen ohne Stachel, die ihre Wohnungen in unterirdischen Oeffnungen bauen, deren Honig etwas scharf und ein wenig bitter ist.

Auf den Antillen gibt es blaue Bienen, die bessern Wachs und Honig geben als die andern. Nach Azara nehmen die Eingebornen Paraguay's zwey Arten Bienen und Wespen an; die eine sticht und bringt Wachs hervor, die andere hingegen sticht nicht und gibt keinen Wachs. Man zählt daselbst überhaupt 7 Arten, wovon einige Honig hervorbringen, der Kopfweh verursacht und betrunken macht; der Honig einer andern Art erregt heftige Konvulsionen, die nach 36 Stunden ohne üble Folgen nachlassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 13 Januar.

Endlich, — dem Himmel sey Dank! — wird man einen Versuch machen, der Straßenbetteley Einhalt zu thun. Der König hat 5000 Thlr. geschenkt, um sie zum Besten der Armen zu verwenden, und diese Summe soll als Fond betrachtet werden, der, vermehrt durch freywillige Beyträge, dazu diene: eine Anstalt zu erschaffen, welche Nothleidende unterstützt, muthwilligen Bettlern Arbeit gibt. Der wackere Stadt-Präsident Gruner hat die Einwohner Berlins aufgerufen, ihrer Wohlthätigkeit einen dauernden Zweck zu geben, und die Gaben, welche sie vereinzelt, vielleicht oft an Unwerthe, spendeten, einer solchen Anstalt zu bestimmen. Daß dies geschehen wird, leidet keinen Zweifel, sobald man nur einen vernünftigen Plan, gut und jedem einleuchtend, ausarbeitet, und ihn zur Kenntniß des Publikum bringt. Wenn ich sagte: jedem einleuchtend, so verstehe ich darunter nicht: jeden zufrieden stellen, — dies hieße den Stein der Weisen finden, — sondern ihn im Volkston erklären und auseinandersetzen, damit dem Plane jeder Hauch von Gelehrsamkeit fehlt. Ueberhaupt ist es nothwendig, daß alle die, welche mit dem Volke oft in Berührung kommen, sich seiner Sprache befleißigen, damit nicht jede Bekanntmachung den Commentar der halb Begreifenden nöthig hat, wobey die Zuhörer eben auch nicht allzu viel Licht empfangen. Sollte es aber zu den Unmöglichkeiten gehören, Edikte in ihrer Kürze so deutlich abzufassen, daß sie allgemein verständlich werden, so muß man unfehlbar für die minder Gebildeten eine deutliche Zerlegung ausarbeiten oder dies durch Andere thun lassen. — Für die Waaren, welche dem Friedrichs-Institute, theils von menschenfreundlichen Damen geschenkt, theils von den Zöglingen selbst bereitet waren, sind beynahe 700 Thlr. eingekommen. Die königl. Personen besahen diese Arbeiten, und kauften selbst sehr viel. Wie schön könnte doch manche Dame, die jetzt nur ihre Zeit vergeudet, diese verwenden, wenn sie mit ihrer Hände Arbeit Thränen der Unglücklichen trocknete, und wie reich an Geschenken könnte eine Industrie-Anstalt für Arme seyn, wenn alle bemittelte Damen dazu arbeiteten, und zu Hause nur halb so fleißig seyn wollten, als es an öffentlichen Orten, und selbst im Schauspielhause geschieht!

Vom 15ten an werden Tresor-Scheine über einen Thaler ausgegeben. Sonderbar ist es, daß diese Scheine noch immer nicht bemerkbar steigen. — Dem allgemeinen Gerüchte nach wird eine Anleihe eröffnet, wozu alle Begüterte nach ihrem Vermögen mehr oder weniger beytragen müssen.

Unsre Zeitungen enthalten einen lesenswerthen Aufruf des Hofraths Dr. Bremer zu besserer und schnellerer Verbreitung der Schutz-Pocken; auch geben sie aus Petersburg Nachricht von einem, an der Küste des Eismeeres gefundenen Kopfe eines wilden unbekannten Thieres von ungewöhnlicher Größe.

Im vergangenen Jahre sind hier 2231 Personen mehr gestorben als geboren.

Nro. 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 31. Januar, 1810.

So oft ihr bey des Hauses Mahl Gesang
Und Lachen und der Gläser Klang
Am Abend höret, ist's ein Zeichen,
Daß unser Tagewerk uns allen gut gelang.
So geht nun hin, und thut desgleichen.

v. Goekingk.

Kritisches Jahrbuch der Gastereyen.

Bekanntlich ist das weite Feld der schönen Literatur stellenweise so abgeschmackt geworden, daß ein Rezensent in diesem Fache die Ansteckung sehr zu fürchten hat, wie auch schon eine Menge trauriger Beispiele beweisen. Aus diesem Grunde sind einige hundert rühmlichst bekannte öffentliche Richter des literarischen Geschmackes entschlossen, ihren zeitherigen Nahrungszweig aufzugeben, und sich zu Hütern einer solidern und allgemein gültigern Geschmacksorte feierlich zu konstituiren. Wir denken nämlich mit dem Anfange des nächstkünftigen Vierteljahres unter dem Titel:

Kritisches Jahrbuch der Gastereyen

eine Zeitung herauszugeben, deren Hauptzweck es ist, einer allgemeinen Geschmacklosigkeit der Gastmahle besser, als es in der Literatur geschehen und bei Zeiten vorzubeugen. Wir werden darin Kritiken über wirklich gehaltene festliche Schmäuse dem geehrten Publikum mittheilen, und dasselbe dadurch in Stand setzen, die guten Häuser von den mittelmäßigen und schlechten zu unterscheiden und abzusondern; denn die Erfahrung lehrt leider! daß sich nur selten von der Größe oder dem Glanze eines Hauses und seines Besitzers ein richtiger Schluß auf die Opulenz der darin gehaltenen Tafeln machen läßt und daß das Sprichwort: Nicht alles ist Gold was glänzt! auch hier seinen Werth behauptet. Wie oft sieht man zum Beispiele, daß ein armer Geladener die Pracht seines Staatskleides und die tiefsten Bücklinge an ein Diner oder Souper verschwenden muß, zu dessen wohlfeiler Frugalität ein grobes Kleid und Betragen weit besser gepaßt haben würde! Wie oft bieten dann wieder in andern Häusern zahlreiche, jedoch schlechte Schüssein oder Flaschen dem guten Geschmacke oder dem besten Magen, oder beiden zugleich aufs empörendste und empfindlichste Hohn!

Ueber dieses alles nun und was dem anhängig, werden die Unternehmer ihr parteiloses Urtheil aussprechen und nöthige Fingerzeige hinzufügen, wie sich der Gast in diesem und jenem, allezeit namentlich angegebenen, Hause zu betragen habe, um die übel angebrachte Haushaltungskunst des Wirthes oder der Wirthinn in Hinsicht der Speisen und Getränke mit dem besten Erfolge hinters Licht zu führen.

Da wir das ganze der Gastmahle umfassen wollen, so können wir den Geist, welcher in der jedesmaligen Gesellschaft herrscht, durchaus nicht übergehen, und werden treulich berichten, ob ein ungezwungener, guter und witziger oder ein steifer, leerer und langweiliger Ton darin vorherrsche.

Dabey bescheiden wir uns gern, daß so viel unsrer auch jetzt schon zusammengetreten sind, doch erst von der Zukunft und dadurch die vollständige Erreichung unsers erhabenen Zweckes zu erwarten sey, daß noch mehrere Sachkundige aus allen Orten und Winkeln Deutschlandes — die Krähwinkel nicht ausgenommen — sich bereitwillig finden lassen, uns mit zweckmäßigen Beiträgen und Notizen zu beehren. Die Größe unsers Vorhabens und dessen einleuchtender Nutzen macht uns auch wirklich so stolz, die beste Hoffnung hierauf zu fassen und uns zu schmeicheln, daß

bald in ganz Deutschland kein einziges pomphaftes Diner oder Souper sich dem Jahrbuche der Gastereyen werde entziehen können.

Um unsern künftigen wohlwollenden Mitarbeitern das bey ihren Beyträgen zu Beobachtende etwas näher zu bezeichnen, glauben wir noch einiges, wenn auch nur flüchtig, hier andeuten zu müssen. Zuvörderst braucht keiner von ihnen wegen seines Stiles in Verlegenheit zu seyn, weil wir nur auf die Thatsachen sehen, und es zudem den Redaktoren bereits auferlegt ist, alles was nicht in unsern Kram taugt wegzuschneiden und eine pikante Sauce über das Ganze hinwegzugießen.

Ad vocem Sauce, so bitten wir darauf mit Acht zu haben, daß die jetzige Theurung der Kolonialwaaren keine kraftlosen Brühen bey den Gastmählern einführe. Der große Aufwand kann keinem Wirthe zur Entschuldigung gereichen, denn unsre Magen und Gaumen bekümmern sich nicht um diesen, und es ist weit schicklicher gar keine Gastmahle anzustellen, als die Geschmacks- und Verdauungswerkzeuge unschuldiger Gäste dabey in Verlegenheit zu setzen. Da überhaupt unsre Zeitung mit zur Ausrottung der schon ziemlich eingerissenen Ersparung in der anscheinenden Freygebigkeit dienen soll und wir auch daher die Worte;

Entweder ein gehöriges Gastmahl oder gar keines!

zum Titelmotto gewählt haben, so bitten wir alle künftige Herren Mitarbeiter genau zu bemerken, wenn der Wirth, so zu sagen, das Bret bohrt, wo es am dünnsten ist, und z. B. der Qualität oder Quantität seiner Gaben irgend etwas verschmitzter Weise abzuziehen sucht, oder, um mehrere Fliegen mit einer Klappe zu treffen, sogenannte Generalabfütterungen veranstaltet, wobey alles durcheinander gebeten wird, was ganz keiner Berührung fähig und wobey eine vernünftige Unterhaltung gar nicht denkbar ist.

Es ist aber diese als ein mit den physischen Genüssen der Tafel zu verbindender moralischer Genuß jederzeit zu berücksichtigen. Ein ganz vorzügliches Augenmerk bitten wir deshalb auf bekannte Gelehrte und Künstler zu richten und deren Benehmen bey Tische und ihre Reden sorgfältig aufzuzeichnen; denn es kann nicht fehlen, daß mancher bey solcher Gelegenheit zuweilen ein Wort fallen läßt, das er niemals im Druck herausgeben würde, und es ist außerordentlich heilsam, dem Willen eines solchen Mannes so ungebeten unter die widerstrebenden Arme zu greifen. Fangen doch ohnehin Gelehrte und Künstler wegen der vertrauten Briefe, die immer häufiger nach ihrem Tode herauszukommen pflegen, neuerlich an, selbst in ihren Billeten an die Wäscherinnen, Bedienten und ähnliche Personen etwas zurückhaltend zu werden, und die Ausdrücke darin zum größten Nachtheile des wißbegierigen Publikum mehr als vormals abzumessen. Da nun zu vermuthen ist, daß ihnen beym Weinglase ihr Maß zuweilen aus den Händen schlüpft, so würde das Aufsammeln ihrer Tischäußerungen ein köstlicher Ersatz für das werden, was uns künftig an lehrreichen Briefen von ihnen entgehen könnte. Und wie labend und erbaulich ist es nicht, den Mann, dessen Unsterblichkeit uns Kopfweh verursacht, dann und wann im bequemen Negligee wie unser einen vor sich zu sehen!

Besonders nützlich würde es auch seyn, diejenigen in jeder Stadt namhaft zu machen, welche gewöhnlich bey allen Gastereyen das große Wort führen und dem Wirthe durch mancherley aktive und passive Späße den Aufwand zu vergüten trachten, den unter andern auch ihr freundlicher Gaumen ihm verursachte. Dergleichen Leute könnten dann künftig bey recht glänzenden Gastmählern nach andern Orten verschrieben werden, auch zum ewigen Andenken an ihre Talente als Hofnarren der ganzen geschmackvollen Welt vor unserer Zeitung in Kupferstich erscheinen.

Bey dieser Gelegenheit erwähnen wir, daß es überhaupt in unserm Plane liegt, die Zeitung mit illuminirten Bildnissen zu versehen. Wir denken nämlich, was uns vermöge unserer enormen Bekanntschaft mit Portraitmalern nicht schwer fallen kann, so viel wohlgetroffene Bildnisse guter und schlechter Wirthe zu erhalten, daß wir wöchentlich wenigstens zwey unserm Blatte in Kupfer gestochen beyzufügen im Stande seyn werden. Schon die Behandlung des Portraits soll die Beschaffenheit der Tafel seines Urbildes andeuten, und der preiswürdige Wirth allezeit einem preiswürdigen Kupferstecher anheim fallen, der nichtswürdige hingegen auch immer einem nichtswürdigen Kupferstecher zur Justifizirung ausgeliefert werden.

Daß der gute Geschmack durch unsre Anstalt in Kurzem die größten Fortschritte machen müsse, ist um so weniger zu bezweifeln, da ein Grundgesetz unsrer Vereinigung die gänzliche Anonymität sämmtlicher Mitarbeiter auf die sinnreichste Weise begründet, so daß wir gewissermaßen eine unsichtbare Polizey und ein heimliches Gericht um alle Tafeln in Deutschland bilden können, wodurch der schlechte Wirth zu Verbesserung oder Einstellung seiner Gastmahle gezwungen und der gute zu neuen Anstrengungen wird aufgefordert werden.

Aus allem diesem ist abzunehmen, daß unsre Zeitschrift allmählig eine ungewöhnliche Ausdehnung erhalten müsse. Daher wollen wir auch alle sogenannte freundschaftliche Gastmahle nach dem Beyspiele einer andern Zeitung, welche solche Wohlthaten, die noch keinen Thaler an Werth betragen, gänzlich aus ihren Gränzen verwies, von dem Jahrbuche der Gasterey ausgeschlossen wissen und behalten uns nur für besondre Fälle, und wenn die Freundschaft bey dergleichen Gastmahlen sich gar zu feindselig geberden

sollte, zur Ergetzung der Leser vor, eine Ausnahme von dieser Regel zu statuiren.

Daß Gasthöfe, als Anstalten, in denen der Gast neben seiner Zeit obendrein sein Geld zusetzen muß, eigentlich keinen Anspruch auf einen Platz in unserm Jahrbuche gründen können, das versteht sich von selbst. Um indessen den lobpreisenden Rezensionen bestochener Reisebeschreiber und Postillone wohlthätig entgegen zu wirken, denken wir den Hotels ein Extrablatt zu widmen, worinnen wir hauptsächlich auch die sogenannten Tables d'hôte berücksichtigen werden, und daher den schlechten Gastwirthen, deren Abbildung in Schattenrissen beygefügt wird, hier voraussagen, daß sie ihre übelbereiteten Speisen und unächten Weine nicht länger ungestraft unter die Leute bringen sollen.

Hierauf sind wir Willens, aus unserer Mitte einen Ausschuß solcher Mitglieder niederzusetzen, welche, dem Namen nach, die ächten Söhne der unsterblichen Lukullus und Apicius genannt zu werden verdienen. Dieser Ausschuß soll sich damit beschäftigen, die ihm eingesandten Speisen und Getränke zu versuchen, und den Einsendern allezeit nach Verfluß eines Tages eine kurze und bündige Kritik gegen ein billiges Honorar und, nach Befinden, ein Patent über die Vortrefflichkeit des Eingesandten, zuzufertigen. Daß es an Einsendern nicht mangeln werde, können wir voraussetzen; daher fügen wir nur die Bitte hinzu, daß man den feinbenannten Ausschuß nicht mit groben und gewöhnlichen Speisen und Getränken behelligen, weil nach dem Ausspruche mehrerer Naturphilosophen die feinen oder groben Nahrungsmittel auf die Feinheit oder Grobheit des Geistes einen erstaunlichen Einfluß äußern, auch, wenn wir nicht irren, Jean Paul irgendwo gar behauptet, daß er's einer Rezension allezeit anmerken wolle, wenn ihr Verfasser sich den Abend zuvor von Kartoffeln genährt habe. Desgleichen bittet man die immer angenehm seyn werdenden besondern Delikatessen nicht in geringen Quantitäten an den Ausschuß gelangen zu lassen, weil auch dieses eine schädliche Erbitterung unter dessen verehrlichen Mitgliedern und — da wir doch alle reizbare Menschen sind — partheyische Kritiken hervorbringen könnte.

Uebrigens sind wir auch nicht abgeneigt, alle Wochen einen Preis auf die Erfindung der delikatesten Schüssel, und zwar von 100 bis 1000 Louisd'or in Golde, auszusetzen, wenn anders sich eine hinreichende Anzahl sicherer, das allgemeine Wohl der Gastmähler redlich beabsichtigender Männer finden sollte, welche die Kosten zu diesen Preisen zu tragen erbötig sind.

Unsre Bemühungen dabey würden wir, aus Liebe zu der Sache, nur gering anschlagen. — Wohin alles zu unserer Prüfung Bestimmte zu senden ist, darüber wird die Verlagshandlung nächstens befriedigende Auskunft ertheilen.

Die Unternehmer
des kritischen Jahrbuchs der Gastereyen.

Daß meines Orts alles angewendet werden soll, um das Aeußere dieses köstlichen, jedem aufrichtigen Freunde der Menschheit ganz unentbehrlichen Jahrbuches mit dem Innern in vollkommenen Einklang zu bringen, achte ich für meine Schuldigkeit; denn ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß dieses neue Werk aufs herrlichste in die Zeit eingreift und zugleich auch für die Ewigkeit geschrieben ist, und daß man dies und meine übrigen Verlagsartikel nur anschaffen darf, um sich jedes andre Buch entbehrlich zu machen. Entbehrlich, man denke! Und mit wie wenig Kosten!!! — Nächstens soll eine Probe des Jahrbuchs mit dem Bildnisse eines schlechten und eines guten Wirthes, auch der Silhouette eines berühmten Gasthofinhabers, in's Publikum gegeben und der geringe Preis des ersten Jahrganges nebst den übrigen Bestimmungen angezeigt werden.

Der Verleger
des kritischen Jahrbuches der Gastereyen.

Der Kalif und der Fischer.

Ein Nimrod aus dem Stamm der Ommiaden
Verirrte sich im Forst. Auf seiner Schlangenbahn
Traf er ein heitres Wasser an,
Und müde, wie er war, entschloß er sich zu baden.
Kaum wiegt er sich im nassen Element,
So kommt ein Fischer auf ihn zugeschwommen,
Ein Trämmel wie ein Baum. Er, der den Herrn nicht kennt,
Der klein und hager war, heißt lachend ihn willkommen.
He! kleiner Knirps, was machst du hier?
Behüte Gott! welch ein Gerippe!
Zum Conterfey des Todes fehlet dir
Beim Himmel! nichts, als blos die Hippe.
Der Sultan gab im Bache ihm Bescheid;
Sein Stolz lag im Gebüsch bey seiner Königsbinde.
Doch plötzlich drang mit banger Emsigkeit
Der Groß-Vezier mit allem Hofgesinde
Aus dem Gehölz. Der Fischer fand für gut,
Ganz ingeheim davon zu scheiden;
Und der Monarch erhob sich aus der Fluth.
Zwölf Hände regen sich, ihn anzukleiden,
Und zwanzig Zungen preisen seinen Muth,
Und seine Demuth, sich incognito zu baden.
Ja wohl! rief der Vezier, so ganz allein,
In einem schlechten Fluß. Der Schmuck der Ommiaden
Ist auch der Menschheit Schmuck. — „Schweigt! eure Schmeicheleyn
Ertönen meinem Purpur-Wamms zu Ehren;
Ich sehe wol, will ich die Wahrheit hören,
Sprach der Monarch, so muß ich nackend seyn."

Pfeffel.

Bey Gebrüder Hahn in Hannover sind folgende ehr wohlfeile Erbauungsbücher zu haben:

Ewald, J. L., Grosherzogl. Badenschen Kirchen-Raths, christl. Hand- und Hausbuch, oder christl. Betrachtungen auf alle Tage im Jahre. 2 Thle. 2te verb. und wohlfeilere Auflage, mit des Verf. Portrait. gr. 8.

— — — neues Erbauungsbuch für Frauenzimmer aller Confessionen. 2 Bände, mit 1 Kupf. nach Ramberg. kl. 8.

Zur Unterdrückung der in der Schweiz cirkulirenden Nachdrücke hat die Verlagshandlung den Preis des erstern von 3 Rthlr. auf 2 Rthlr. und des letztern von 1 Rthlr. auf 18 Gr. herabgesetzt, wofür diese Ausgaben in allen Buchhandlungen zu bekommen sind. Der Preis für die Ausgabe dieses letztern in gr. 8. bleibt 1½ Rthlr.

— — — Grosherzogl. Badenschen Kirchenraths, christl. Erweckungen auf alle Tage in der Woche, in Freuden und Leiden, in Gesundheit und Krankheit; auch Fest-, Abendmahls- und Aerndte-Betrachtungen. 8. 14½ Bogen. 8 Ggr.

— — — Erbauungsbuch für die Jugend beiderley Geschlechts, mit Betrachtungen auf jeden Morgen und Abend eines jeden Wochentags, nebst Fest-, Confirmations- und Abendmahls-Andachten, so wie auch für das Krankenbett, mit 1 Kupfer von Ramberg. 8. 11 Bogen. 8 Ggr.

Die Schriften dieses für Beförderung christlicher Religiosität so rastlos thätigen Mannes sind zu bekannt und geschätzt, als daß sie zu ihrer Empfehlung mehr als seines Namens bedürften. Die hier genannten sind alle sowol für Protestanten als Katholiken brauchbar und für eine Klasse von Lesern bestimmt, von welcher es wol heißen mag: Die Aernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenig! Möchten sie doch bald in vieler Händen seyn.

Im südlichen Deutschland kann man sich deshalb an die Cotta'sche Buchhandlung in Tübingen wenden.

In unserm Verlage ist erschienen:

Poetische Anthologie der Deutschen für Frauenzimmer. Nebst Poetik und Biographien der Dichter. Herausgegeben von J. G. Gruber. 2 Bände. gr. 8. 5 Rthlr. Sächs. oder 9 Fl. Rhein.

In einer Zeit, wo man von ästhetischer Bildung und Erziehung immer mehr sprechen hörte, ohne daß viele gewußt hatten, was nun eigentlich damit gemeint sey, war es gewiß ein dankenswerthes Unternehmen, gerade dem weiblichen Publikum ein Buch in die Hände zu geben, das, indem es durch Beyspiele die ästhetische Bildung selbst, zugleich durch Belehrung auch die Einsicht in die Natur derselben befördert. Daß gegenwärtige Anthologie ein solches Buch sey, darüber hat das öffentliche Urtheil entschieden, welches der Auswahl der Gedichte Geschmack, den theoretischen Zusätzen des Herausgebers Einsicht, und leichten angenehmen Vortrag zugesteht. Macht nun schon die Mode ein solches Buch der weiblichen Welt nöthig, so wird die Einrichtung es auch Erziehern und Aeltern empfelen, denn sie ist auf den Gang weiblicher Ausbildung und schöner Weiblichkeit berechnet. Von allen ähnlichen Sammlungen unterscheidet sie sich übrigens noch dadurch, daß sie nach den Denkungsarten chronologisch geordnet, jeder Dichtungsart die Theorie derselben, von jedem Dichter dessen Biographie und erklärende Anmerkungen zu den Gedichten beygefügt hat. Der erste Band enthält: Die Idyllen (von 7) und die Lieder (von 69 Dichtern), ausserdem die Biographien der Idyllendichter und folgende Abhandlungen: 1) über Poesie, 2) über die Idylle, 3) über die lyrische Poesie; der zweyte so eben erschienene Band enthält: Lyrische Eklogen (von 24), Oden (von 19), Elegien (von 20), Hymnen (von 8), religiöse Gesänge (von 15 Dichtern); einen Anhang einiger Gedichte gleichen Inhalts von verschiedenen Dichtern, und Briefe über die lyrischen Dichtungsarten und die Versekunst, welche eine eben so unterhaltende als nöthige Belehrung hierüber ertheilen. Die Biographien und der Commentar sollen im dritten und letzten Bande folgen.

Nicht also einem flüchtigen Vergnügen, sondern zu einem wirklichen Bildungsmittel für die weibliche Welt bestimmt und diese Bestimmung zweckmäßig erfüllend, darf man diese Anthologie, die das Angenehme mit dem Nützlichen so schön verbindet, und die man als ein ästhetisches Handbuch von nicht schnell vergänglichem Werth betrachtet hat, allen Aeltern und Erziehern zu einem Geschenk für Frauenzimmer mit Recht empfehlen.

Rudolstadt, im Oktober 1809.

F. S. R. priv. Hofbuch- und Kunsthandlung.

Der dritte und letzte Theil von den neuen französischen und deutschen Gesprächen, unter dem Titel:

Gespräche für das gesellschaftliche Leben; zur Erlernung des richtigen Ausdrucks und der feinern Wendungen der französischen und deutschen Sprache, von Fr. Beauval,

ist erschienen. Er enthält die Abendgespräche, und ist in allen Buchhandlungen für 16 Gr. zu bekommen.

Zu gleicher Zeit sind an die meisten Buchhandlungen komplete Exemplare, elegant eingebunden, versendet worden, wovon alle drey Theile incl. des Einbandes nicht mehr als 2 Rthlr. 4 Gr. kosten.

Die Jenaische Allg. Literatur-Zeitung hat die ersten Theile davon, als: „das beste Buch dieser Art", anempfohlen.

Der zweyte und letzte Theil der

Brautschau, von Gustav Schilling,

ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen. Beide Theile kosten 2 Rthlr. 12 Gr.

Für Künstler und Kunstliebhaber sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Kriegsscenen bey Dresden, in 16 Blättern von A. Sauerweid. fol. 2 Rthlr.

Dresden, den 12 Nov. 1809.

Arnold'sche Buchhandlung.

Extra-Beylage
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände.

1810. Nro. 2.

Die französische Kunst-Ausstellung in Rom, vom Jahre 1809.

Wenn man täglich Gelegenheit findet, die großen Werke der alten oder auch der mittlern Jahrhunderte neuer Zeit zu betrachten, so stimmt sich wie von selbst die Empfindung höher. Man fühlt sich dem wahrhaft Guten näher gerückt; man lernt es schneller und sicherer als zuvor von dem Mittelmäßigen oder wol gar Gemeinen sondern; die Erfahrung des Vortrefflichen entwickelt deutlicher die Gründe seines Werthes; das Gefühl übt den Verstand, der Verstand leitet und stärkt das Gefühl, und, wenn man nur seiner selbst vergessen und sich mit Freude dem Bessern unterordnen kann, wird man für den Augenblick der Gegenwart unwillkürlich in eine idealische Welt emporgehoben, in welcher freilich wir selbst kaum tauglich seyn möchten zu wirken und uns frey zu bewegen, von welcher aber, was wir sonst um uns zu sehen gewöhnt waren, himmelweit absteht. Dies ist der eigenthümliche Geist Roms; dies ist es, was von jeher gefühlvolle und denkende Männer so unaussprechlich an diesen Aufenthalt gefesselt hat; dies ist es, was der Künstler sich vor allem aneignen, über alles schätzen und sorgfältig nähren sollte. In Rom, und nur in Rom hört der Genius auf, sich einsam und verlassen zu glauben!

Inzwischen irrte man, wenn man diesen großen Vorzug allein auf die Rechnung der Vergangenheit schieben wollte. Unstreitig bleibt, daß Männer, deren Sinn geläutert und gebildet worden, viel häufiger sind, als solche, welche zugleich eigner Hervorbringung fähig. Aber dieses ist der Lauf der Natur, und das Gute pflanzt sich hier immer im Einzelnen fort; das Beste wenigstens, was spätere Zeiten geliefert, war hier entsprungen.

Wie erfreulich ist nun nicht, an solch einem Orte einen öffentlichen Vereinigungspunkt der Talente zu sehen, wo Rath und Urtheil der Andern freyer wirken, wo rühmlicher Wetteifer befeuern, wo endlich der gute Künstler den ersten Theil des Lohnes hinnehmen kann, der, wenn er seinem Ziele eifrig treu bleibt, gewiß ihm von der Welt oder Nachwelt nicht vorenthalten wird.

Die französischen Künstler haben viel vor den übrigen zu Gute! Sie sind reichlich unterstützt, und also von dem Drucke frey, der manchen Deutschen von großer Anlage seine Lieblingsgedanken den Bedürfnissen zu opfern zwingt, ja wol gar macht, daß er auch bey beständiger Anstrengung ihm doch kaum entfliehen kann. Die französischen Künstler können also Rom recht empfinden und auf sich eindringen lassen; sie sind im Stande, den größten Gewinn von ihm zu ziehen, wenn ihnen nicht anders der eingeborne Geist fehlt, ohne den alle Anstrengung lächerlich, alle Unterstützung eitel, und alles etwa erworbene Selbstgefühl leere Anmaßung und Dünkel wird.

Wir glauben, über den Zustand der bildenden Kunst unter den Franzosen kein Urtheil fällen zu dürfen. Wir werden vielmehr aufs einfachste, was sie öffentlich ausgestellt, darlegen, und nur so viel von dem Werthe und Unwerthe desselben zufügen, als unumgänglich ist, unserm Leser ein treues Bild davon zu erwecken.

Einige bayerische Pensionirte, welche gleichfalls ihre Werke eingeliefert, trennen wir nicht von dem Ganzen, welches wir beschreiben, da sie, durch äußere Vortheile und dem Geiste der Arbeiten nach, ihm mit vollem Rechte angehören.

Man glaube übrigens nicht, daß wir unsern Lesern mit den ersten Versuchen unbedeutender junger Leute lästig fallen. Um französischer Pensionirter in Rom zu seyn, muß man bereits einmal den ersten Preis in Paris davongetragen haben.

Auch ist man darüber schon bey dem ersten Eindrucke vollkommen entschieden. Hier zeigt sich nichts von dem unnützen, in die Jire schweifenden Brausen der ersten Jugend; hier ist keine stürmende Leidenschaft, kein vergeblicher Drang der Empfindung, der sich Luft zu machen sucht; hier wird nicht nach neuer und eigener Darstellung thöricht gestrebt: ruhig und männlich-gemessen tritt jeder in die festeingeprägten Fußstapfen seines Vorgängers, freut sich später gelebt zu haben, und also mit der Zeit fortgeschritten zu seyn, und nimmt dankbar an, was sie ihm an Verfeinerung darbietet; jeder ist sich selbst klar, und opfert ohne Zögern dem Anstande sein übermäßiges Gefühl auf,

so daß manche bey dieser einsichtsvollen Entäußerung ihres Selbst es zu einer Höhe treiben, daß man gänzlichen Mangel daran bey ihnen vermuthen möchte; endlich weiß man das Vortreffliche, was da ist, zu achten, und schämt sich nicht, den gebührenden Gebrauch davon zu machen.

Für Ausstellung und Beleuchtung ist im Ganzen vortrefflich gesorgt, und wo die Abgüsse der besten Antiken mit bunten Teppichen bedeckt worden, um den neuern Arbeiten eine Weile Platz zu machen, nehmen sich diese besonders schön aus. Eben so thut es eine gute Wirkung, daß die offene Vorhalle, durch welche man eintritt, voll Abgüsse nach alten Statuen ist. Dieses fordert zu mancher fruchtbaren Bemerkung auf, und man hat die Bequemlichkeit, wo die Künstler etwa solche Formen nachgeahmt, leicht vergleichen zu können.

Vorzimmer.

1. David, vainqueur de Goliath; Laitié....Ein Basrelief in Gyps, von starker Lebensgröße. Das abgehauene Haupt des Riesen liegt zu Boden. Vor ihm steht David, trotzig von Angesicht, in der rechten Hand das Schlachtschwert von ungemeiner Breite haltend, oder auch es besinnungslos mit der Spitze auf den Boden streifend; die Linke ist nachlässig auf den Rücken gelehnt und hält die Schleuder.

Neben dieser fällt, etwas seltsam angeordnet, ein Gewand oder vielmehr Zeugstreif herunter; denn es ist so klein und schmal, daß es kaum eine Blöße decken könnte, geschweige den Körper.

Ueberhaupt ist weniger der schöne schlanke Schäferknabe, welchen eine überirdische Kraft zur That stärken muß, als ein derber, festgliedriger Mann dargestellt, der sich allenfalls selbst wehren könnte. Besonders breit und stark, wie ein fester Geschwulst modellirt, wird er an der heraustretenden rechten Schulter. Da der Künstler hat einen Moment wählen wollen, in welchem wirklich gar nichts vorgeht, so war indeß seine Absicht vielleicht nur so zu erreichen möglich.

Besonders lobenswerth hat uns geschienen, daß das abgeschlagene Haupt Goliaths vollkommen ohne Geist gehalten ist, wodurch es denn in Wahrheit den treuesten Ausdruck der Entseelung erhält.

Wäre der Künstler nicht auf den unglücklichen Einfall gerathen, die Figur, die er unter den Händen hatte, mit Gewalt zu einem David machen zu wollen; hätte er einfach darunter gesetzt: ein männlicher Gegenstand von hinten betrachtet, so hätte gewiß kein Kenner der Natur und ihrer Abweichungen ihm abgeleugnet, sie könne existiren.

2. La Musa e l'Amore, Eberhard, bayrischer Pensionär; Gruppe über halbe Lebensgröße, aus weissem Marmor. Noch nicht ganz vollendete Arbeit.

Die Muse sitzt, das Haupt zärtlich übergebeugt, zur Begegnung mit Amor, welcher als nackter Knabe vor ihr steht, und von ihr umfaßt wird. Hinter ihr und ihr zur Seite steht die sehr starkarmige Leyer. Vor Amor liegen Bogen und Köcher.

Gewiß wird niemand leicht die Anmuth und das Gefühlvolle dieser Idee verkennen; sie bewegt unwillkürlich so wie man vor das Werk tritt, man fühlt sich angezogen, und liest in den Umrissen der Angesichter manches diesem Eindrucke Entsprechende.

Dürften wir auch so zufrieden von dem Uebrigen der Darstellung reden! Die Anordnung der Gestalten scheint uns noch ihr bestes Verdienst, wiewol man sie geistreicher denken könnte, denn nur Haupt und Hals der Muse und das Haupt Amors machen sich eigentlich reizend vor dem Auge. Reines Gefühl des menschlichen Körpers und seiner Formen findet man weniger. Das Fleisch fühlt sich nicht in der Behandlung und der Marmor im Ganzen bleibt blind und erstorben, die Drapirung der Muse aber, deren Rücken gleichfalls in der Zeichnung zu tadeln ist, hat lauter kleinliche Falten und ist gedankenlos.

Wir äußern unsere Meynung so ohne Rückhalt, weil dieses Fehler sind, welche verbessert werden können. Das Geistige der Erfindung bleibt überall das erste. Aber der Künstler soll wissen, daß, rein ergreifen zu können was da ist, ihm vor allen Noth thut. Er soll sich nicht mit einer oberflächlichen Gefälligkeit begnügen, welche den wahren Liebhaber so sehr zurückstößt, als sie den falschen anlockt. Jener weiß allzugut, daß ächte Vortrefflichkeit nur aus der Fülle des Darstellungsvermögens könne erzeugt werden, daß dieses auf Empfindung des Eigenthümlichen, auf Blick und Einsicht in die Natur gegründet sey. Und wird nicht ohne sie der Künstler auch in seinen Ideen arm werden müssen? Denn eigentlich, was ist die Idee des Bildhauers, wenn sie nicht als Form in ihm entspringt? Begehren wir Uebersetzungen guter Einfälle in Formen? Wenn aber auch manches Werk unserer Zeit auf diesem Umwege entstanden ist, wie lassen sich deseelte Gedanken in Formen übertragen, wenn der Künstler nicht Meister der Seele in der Form ist!

3. Madonna mit dem Jesuskinde; der vorige Künstler; kleineres Basrelief, in Gyps. Das Rührende in dem ebenerwähnten Gegenstande hat den Verfasser so sehr ergriffen, daß er einen ganz ähnlichen christlichen sich zur Aufgabe gemacht hat. Der Knabe ist hier kindlich und schmiegt sich an die Mutter an. Diese ist, mit etwas veränderter Stellung im Haupte, beynahe die gleiche Figur, wie dort die Muse.

Mag es natürlicher Hang des Künstlers seyn, nach Vorwürfen dieser Art zu neigen, so bleibt es doch immer gut, sein eignes Talent in Lebhaftigkeit zu erhalten, und nicht gleich durch das Aehnliche sich erschöpft zu zeigen, besonders wo dabey das Tadelhafte nicht gebessert ist; denn die Mängel des obigen finden sich auch hier. Die Höhe des Gegenstandes ist gar nicht erreicht, kaum sieht man eine liebliche blühende Frau und Mutter.

Von dieser Seite ergriffen, wie könnte uns das Alterthum mächtig vorleuchten, welche Kraft hatten diese Männer, verschiedenes Verhältniß und Geberde zu fassen, welche Lebensfülle in Empfindungen und Gedanken, welche Sicherheit in der Ausführung, in der Anordnung aber, auch die mindergeachteten, welchen Reichthum, der selbst den blos Betrachtenden in Erstaunen setzt!

Erstes Hauptzimmer.

4. Figure d'étude; Colloigne. Der Künstler hat den Gegenstand gewählt, wie ein Landmann, der eine erstarrte Schlange gefunden und sie erwärmt hat, als sie wieder Lebensregung fühlt, von ihr gestochen wird. Das Thier lebt, züngelt zum erstenmale gegen ihn, der Jüngling erschrickt.

Sollte dieses Werk ausgeführt werden, so würde sich manches gegen die Wahl des Vorwurfes erinnern lassen. Er bleibt immer undankbar für die Sculptur, wenn an Macht unvergleichbare physische Kräfte im Streite gegeneinander auftreten. Daß Laokoon von Schlangen erdrosselt wird, ist natürlich und groß, weil der Künstler die gewaltigsten Thiere sich erdenken konnte. Die Ursache des Kampfes ist dem Kampfe gewachsen. Könnte er die Schlange wegschleudern, was wäre es dann? Gewiß, wie sähen ihn lieber von unsichtbarer Macht zernichtet, wir sähen lieber den Todeskampf ohne Ursache, die sich jeder dazu dichten möchte, als eine unbedeutende, kleinliche, blos zufällige Ursache daneben; denn den ganzen geschichtlichen oder gar moralischen Sinn unsers Gegenstandes klar auszudrücken, wird doch wol niemand zu unternehmen wagen.

Inzwischen ist diese Betrachtung hier nicht anzustellen, um so weniger, als das Thier gewissermaßen nur als Zeichen behandelt wird, den Schreck zu erklären und ihm Richtung zu geben, und die Arbeit verdient Lob, insofern sie den Körper und die Geberde vollkommen ausdrückt.

An den übereinander ruhenden Füßen, welche sehr schön modellirt sind, ist nichts zu tadeln: sie sind ohne Zwang und richtig; aber die Schlange, die ihm auf dem linken Arme ruht, sich hinaufhebt und mit dem untern Theile herabhängt, macht einen übeln Eindruck; in das Tuch wie gekrempet bildet sie einen häßlichen Knäuel; auch ist das Angesicht, welches zwischen Furcht und Erstaunen schweben soll, matt und zweifelhaft dargestellt und in den Zügen unedel. Der Künstler scheint im Ganzen mehr Fertigkeit und Geschmack zu haben, als Vermögen, sich der Leidenschaft zu bemächtigen, und in schwierigen Verhältnissen ihrer Bewegung zu folgen.

5. Büste, von demselben; in Gyps. Dieses lebensgroße Bild ist, wie viele der neuern Portraite, frappant, aber nicht tief ähnlich; es zeigt uns mehr die Miene, als den bleibenden Grund der Form.

Ein neues Feld hat der Künstler in diesem Fache eröffnet, indem er Brust und Schultern mit einem am Halskragen sauber mit Schleifen befestigten, enggefalteten Hemde bedeckt hat, über welchem der Hosenträger herunterfällt. Vielleicht wird der letztere einmal nach Jahrhunderten, wenn unsere jetzige Tracht längst veraltet ist, den Scharfsinn forschender Archaeologen beschäftigen; dies kann um so mehr der Fall seyn, als die Büste nur Bruchstück ist, und an Hosen also nicht zu denken. Er ist sehr treu nachgeahmt; das Elastische ist sichtbar wiedergegeben, die Schnallen reingeriefelt, die Stickerey längs der Bänder nicht vergessen. Für einen ersten Versuch scheint im Ganzen viel geleistet.

6. Junger Faun, welcher die Flöte bläst, von Tiolier, pensionnaire graveur. Es ist Kopie einer der bekanntesten Antiken, umgekehrt und als Basrelief, in Gyps, ohne alles Verdienst behandelt.

7. Aristide; gleichfalls Basrelief, ein Gypsmodell, von demselben. Die Figuren von der Größe eines halben Armes. Aristides sieht und senkt seinen Kopf trübselig, einfältig, auf die Muschel, in die er seinen Namen zeichnet. Vielleicht hat der Künstler den innern Werth des tugendhaften Mannes recht hervorheben wollen, indem er ihm allen äußern entzogen hat. Der Körper ist plump, das karge Gewand hängt dürr an ihm herab, und die Züge der Gerechtigkeit und Mäßigung, welche im Gesichte liegen sollen, erinnern an Beschränktheit.

Ihm gegenüber steht, auf seinen vorgestreckten Stab gelehnt, den umgebundenen Hut auf dem Rücken, ein Mann mittlern Alters, der Athenienser, welcher ihn verdammt. Er hat so gut wie keine Physionomie.

Diese gänzliche Gewöhnlichkeit des Gesichtes ist aber der Idee des Künstlers angemessen; der Einzelne scheint nämlich den ganzen Volkshaufen repräsentiren zu sollen, denn hinter ihm steht ein Postament, auf welchem die Eule thront, und wie bey Aristides sein Name gelesen wird, liest man bey diesem Athene.

Außerdem zeigt eine halbbedeckte griechische Inschrift an, daß wir auf klassischem Boden sind.

8. Madonna mit dem Kinde; Masquelier. Dies ist eine sehr verkleinerte Kopie nach Raphael. Das Original befindet sich in der Galerie Colonna; es ist überhalbe Lebensgröße, aus der frühern Zeit des großen Meisters. Die Mutter hält ein offenes Buch und ruht, dagegen gewendet, in stiller Betrachtung; das Kindlein auf ihrem Schoße, voll muthwilliger, schalkhafter Lieblichkeit, langt nach ihrem Busen. Es bildet eine der einfachsten, anmuthigsten Darstellungen in dieser Gattung.

Die Kopie ist in schwarzer Kreide ausgeführt; die Zeichnung des Kindes ist verfehlt, die der Mutter minder mißlungen.

9. Die Grablegung, nach Raphael; gewöhnliche Kupferstichgröße, von demselben. Das Original dieses vortrefflichen Werkes, welches aus der besten Zeit Raphaels herrührt, in der er die Innigkeit und Tiefe des liebevollsten

Jugendgefühls mit der Größe und Freyheit eines der Vollkommenheit nahen Meisters verband, war noch vor wenigen Tagen eine Zierde Roms; jetzt ist es mit der ganzen reichen Galerie Borgheje, der es angehörte, nach Paris gewandert.

Es würde vergebens seyn, dem Leser ein Gefühl dieser übervollen Schönheit erwecken zu wollen, aber nur so viel, als unmittelbar auf die Kopie Bezug hat.

Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile. Auf der einen Seite wird der Leichnam Christi von Männern aufgerafft und fortgetragen; auf der andern ist die Mutter unter ihren Frauen, im Leiden erliegend. Wie schon hier Raphael gedichtet hat, wie er in den Frauen höchste Gewalt des Schmerzes, ausbrechenden, sehnenden Jammer, hülfreiche zärtliche Liebe, Unschuld kindlich bewegter Treue, in der Magdalena endlich, die aus der Gruppe heraustritt und sich über den Leichnam beugt, daß ihr die aufgelösten gelben Locken über den Busen hinfließen, Innbrunst der lautersten Seele, völlige Unbegreiflichkeit der Trennung gezeigt hat; wie die Männer dagegen gehaltener im Dulden sind, bis die Träger nur die körperliche Beschwerde des Aufhebens empfinden. Dieses alles, was ein flüchtiges Wort kaum ins Gefühl ruft, steht hier in den entschiedensten sprechendsten Zügen bleibend ausgeprägt.

Man kann leicht denken, an welch ein schweres Unternehmen der Künstler sich gewagt hat, besonders bey der starken Verkleinerung, denn das Oehlgemälde ist beynahe Lebensgröße. So sind ihm denn auch manche Figuren, vorzüglich die Magdalena und die liebliche von allen, eine Jungfrau, die auf dem Boden kniend nach Maria hinaufreicht, nicht eben gelungen; in andern ist er treuer geblieben.

Aber das Hauptsächlichste, wodurch er sich Schaden gethan, ist die Behandlung. Das Original gehört unter die besten im Colorit; die Farben in der Gruppe um Christus sind meist ganz, feurig und von großer Klarheit; die der Frauen sind mild und gedämpft; die sinkende Mutter ist überaus herrlich in ein trübes Violett gekleidet, was eine unbeschreibliche Wirkung thut; die Carnation ist voll Wechsel und Geist; die Landschaft endlich legt einen kräftigen, entsprechenden Grund unter.

Der Kopist hat nicht colorirt, sondern wie im vorigen Bilde gearbeitet; nur hat er die Heiligenscheine und die Verzierungen an den Gewändern mit mattem Golde aufgetragen. Viele bewundern seine Arbeit als ein Meisterstück. Auch ist unstreitig der Pinsel der allerbesten Miniatur gleichzustellen, eben so fein, so weich, so verspart; aber wir könnten hinzusetzen, so geistlos. Man glaube nicht, daß wir den dicken Umrissen oder dem frechen Hinundherfahren mit breiten Strichen, welches Keckheit ist, die sich für Kühnheit ausgibt, das Wort reden. Wir schätzen die Ausführung, denn wir sind innigst überzeugt, daß ohne sie das Vortrefflichste gar nicht geleistet werden kann; wir halten jedoch dafür, das höchste Ziel aller Ausführung sey, die Natur des Gegenstandes genau und empfunden zu treffen. Wo Felsen, Berge, Blumen, Gewänder, der Mensch, alles auf gleiche Weise, ohne eignen Charakter, nur fein bestrichen ist, da halten wir dafür sey gerade gar keine Ausführung. Da pinselt und pinselt man sorgfältig, mahlt den Raphael aus dem Bilde, statt ihn hinein zu mahlen, und hat endlich, statt aussprechender Wirkung, ein schwarz und weißgeschecktes Blatt.

Wäre ein Künstler von so rühmlichem Fleiße, statt auf Zeit, Kraft und Empfindung verzehrenden Umwegen, frühe auf die rechte Bahn geführt worden; hätte man ihn, statt kleinlicher Nebenbeschäftigungen, an das Bedeutungsvolle und ins Leben Dringende geleitet, wie viel Vortreffliches hätten wir nicht von ihm zu erwarten!

Zweytes Hauptzimmer.

10. Portrait Odevaere; ganze Figur, von etwa eines halben Arms Länge. Der Künstler hat mehr in die Treue einer wirklichen als einer wahren Umgebung gearbeitet; ungleich jenen großen Alten, welche gründlich den Charakter aufsuchten, und ihn durch alle Nebendinge zu erläutern und wie zu spiegeln strebten.

Nach neumodischer Art ganz schwarz gekleidet, den runden Hut, dessen Futter sogar schwarz ist, unter dem linken Arme gefaßt, eben im Gehen aufgehalten, steht die Figur, in einem der bekanntesten Spaziergänge Roms, Trinità de' Monti genannt. In der Ferne sieht man das französische Akademie-Gebäude, in der Nähe den daselbst aufgerichteten Obelisken, welcher mit seiner Spitze aus dem Gemählde tritt. Das Gesicht, das ein wenig grellblühend von dem schwarzen Kleide absticht, hat eine in die Augen springende Aehnlichkeit sowol in Form als Farbe und Haaren. Das Seidenzeug an Weste und Beinkleidern mit seinem schillernden Glanze ist aufs beste dargestellt, und macht der Geschicklichkeit gedenken, die von jeher der niederländische Pinsel in dergleichen Stoffen gezeigt hat. Das Akademie-Gebäude und alle Architektur ist gleichfalls mit meisterhafter Klarheit und Richtigkeit gemahlt, so daß, wenn der Geist, in welchem hier das Portrait behandelt wird, von manchem könnte getadelt werden, dem Künstler in andern Rücksichten immer viel Lob beyzumessen ist.

11. Tiolier, pensionnaire graveur. Von ihm sieht man Stempel und Modell einer Medaille, welche auf der Hauptseite die Büste des französischen Kaisers, auf der andern das Akademie-Gebäude in Rom, darunter die säugende Wölfinn, vorstellt; alsdann noch mehrere Steinschnitte, Modelle, u. s. w.

In allen ist viel Trockenheit; überhaupt scheinen uns die neuern französischen Münzen bey weitem überschätzt zu werden, sie sind durchaus im Stempel sehr scharf gearbeitet, mager und prononcirt, was mit dem Glanze der Neuheit vereinigt Unwissende blendet; der Kenner aber wird von ihnen sagen, sie seyen marklos, ohne Gefühl, todt und im Kleinlichen höchst übertrieben.

Daß sie einen Anschein von Geist haben, theilen sie mit manchem manierirten Bilde; auch sind alle wie von einer Hand. Wir haben Gelegenheit gehabt, in einer bedeutenden Sammlung Münzen verschiedener Jahrhunderte zusammenzuhalten und im Style zu vergleichen; welche Verschiedenheit! Haben italienische Münzen aus den Zeiten von Louis XIV. viel unnützen Schwall in der Umgebung, so mögen sich die heutigen Künstler auf ihre Einfalt nur nicht zu viel zu Gute thun. Sie ist jener glatten Art Menschen zu vergleichen, die gegen nichts verstoßen, aber auch nichts zu leisten vermögen. Hätten wir nur vorläufig weniger Anstand und mehr Geist und Gemüth! Mit dem Wunsche, etwas Lobenswerthes zu sehen, haben wir auf keiner neufranzösischen Münze das Fleisch auch nur im mindesten fühlbar gemacht gefunden; es ist und bleibt ein metallener Guß. So kann natürlich höchstens eine Silhouetten-Aehnlichkeit herauskommen. Das zarte, bedeutende Spiel der Muskeln von der Augenhöhe zum Kinne ist so gut wie nicht da; das Ganze hat ein nach Kritzenart gekerbtes, dann übersteinertes Ansehen.

Was ihre Gedanken angeht, sind sie meist Zeitverhältnissen unterworfen. In den Ornamenten dürften sie sich mit Gewinn das Alterthum aneignen, und so klarer und weniger mesklin werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nro. 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. Februar, 1810.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen,
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die von der Weisheit gesä't still für die Ewigkeit blühn?

v. Schiller.

Etwas über den Artikel in Nro. 10 und 11. des Morgenbl.: Basedow. Rochow. Pestalozzi.

(Vom geheimen Rathe und Ober-Regierungs-Präsidenten v. Wangenheim.)

Die nämliche Voraussetzung, welche einem Hrn. Pp. erlaubte, im Morgenblatte seine Ansicht über den Gang, welchen die öffentliche Meinung in Hinsicht der Verdienste eines Basedow, Rochow und Pestalozzi genommen hat, und über den Einfluß dieser Männer auf Menschenbildung dem Publikum desselben vorzulegen, erlaubt es auch mir, in demselben Blatte meine Meinung über seine auszusprechen.

Wenn Hr. Pp. sagt: „Wir Deutsche sind ein gutmüthiges Volk, und wollen, daß es besser mit uns werde. Wir eilen dem, der uns Besseres anbietet, vertrauensvoll entgegen, und hat er einen kräftigen imponirenden Ton, so nehmen wir wol gar unsere Vernunft unter seine Lehre gefangen, und werden über dem Neuen so leicht ungerecht und undankbar gegen das Alte" — so mag dieser Satz in Beziehung auf mehrere Individuen der deutschen Nation wol gelten, nur möchte gegen seine Ausdehnung auf eine ganze Nation und — wie der Verfolg zeigen wird — namentlich gegen seine Anwendung auf den Gang der Menschenbildung durch jene drey Männer manches einzuwenden seyn.

Zweckmäßig wäre es gewesen, wenn Hr. Pp. eine Entwickelung der Ansicht, welche B., R. und P. von der Menschenbildung geben, oder eine Vergleichung dieser verschiedenen Ansichten aufgestellt hätte; allein er begnügt sich, blos im Allgemeinen zu sagen: „Basedow griff das frühere Erziehungs- und Schulwesen beynahe mit Sturm an, und sagte ziemlich deutlich, daß nur er wisse, was wahre Menschenbildung sey. Trotz des Widerspruchs alter erfahrner Schulmänner siegte er in der öffentlichen Meinung beynahe überall. Rochow trat auf, und über ihm vergaß man bald das Vortreffliche und Wahre, was Basedow, bey allen seinen Uebertreibungen, über Erziehung gesagt hat. Aber auch der bescheidnere Rochow erfuhr, nachdem er eine Zeitlang Aufsehen zu erregen und sich in der öffentlichen Meinung festzusetzen gewußt, das gleiche Schicksal. Denn wie man sonst nur Philanthropine und Rochow'sche Lehrformen wollte, so sucht man jetzt das Heil und die Rettung nur in der Pestalozzischen Methode, die zwar, so weit ich sie kenne, und ich glaube sie sehr genau zu kennen, weil ich sie übersah (??), recht viel Brauchbares enthält, aber auch viel gar nicht Unbekanntes nur in neue Anregung bringt."

Und welche Folgerungen zieht nun Hr. Pp. aus diesen Bemerkungen? Hier sind die wesentlichsten derselben: „Bewahre uns aber doch der Genius deutscher Besonnenheit, von der Pestalozzischen Lehrmethode eine Umgestaltung der Menschheit zu hoffen! Wir möchten sonst wichtigere Mittel versäumen. *) Ich kann mich nicht bestimmen, diese Form des Unterrichts für die einzig wahre, nun erst erfundene

*) Was für andere wichtigere Mittel Hr. Pp. im Sinne hat, davon findet sich keine Andeutung im Aufsatze.

Menschenbildung zu halten. *) Das Heil und die Rettung der Menschheit hängt nicht an einzelnen, noch so verdienten Menschen, noch viel weniger an Lehrformen u. s. w."

Welche Folgerungen, aus welchen Prämissen! Die Deutschen, die damals, als Basedow die im Schul- und Erziehungswesen eingerissenen Fehler — wie Hr. Pp. selbst sagt — an der Wurzel angriff, das „Wahre und Vortreffliche seiner Absichten" mit Enthusiasmus auffaßten, waren doch nicht blos gutmüthige Menschen, die sich an das Neue hingen, blos weil es neu war? Sie ergriffen vielmehr Basedows Sache, weil sie eine heilige Angelegenheit der Menschheit war, und gerade dardurch zeigten sie sich in ihrer Menschenwürde, daß sie, um des (von Hrn. Pp. selbst zugestandenen) Bessern willen das zu erlernende Neue mit dem schon gelernten Alten vertauschten. Irrten sie mit Basedow, so war dies ein Unglück, aber keine Sünde. Nur die sündigen, welche aus Eitelkeit odee Trägheit das Neue parteylos zu prüfen unterlassen, um nur ihr Altes zu behalten. Wahrscheinlich waren es die Gegner Basedows selbst, welche am meisten dazu beytrugen, daß der richtige Standpunkt einer fruchtbarn Prüfung damals nicht gefunden wurde. Hätten sie, statt ihr altes Herkommen zu verfechten, dieses für die Zeit der Prüfung einstweilen ganz ignorirt, hätten sie, abgesehen davon, ob Basedows Ansichten neu oder alt waren, blos die Grund- und Schluß-Steine seines Baues fest ins Auge gefaßt, wären sie seinem Ideengange konsequent gefolgt — so zweifle ich nicht, die Untersuchung wäre kürzer gewesen und hätte früher zu einem schönen Resultate geführt. War Basedows Zweck wirklich reine Menschenbildung, so möchte wenigstens die von Hrn. Pp. ihm vorgeworfene Ansicht, die er von der klassischen Literatur hatte, — obwol in mancher Hinsicht vielleicht eine irrige — dennoch nicht hingereicht haben, seinen mit Liebe gedachten Erziehungsgrundsätzen den Stempel der Nichtigkeit aufzudrücken, da ja sonst vor der Existenz einer klassischen Literatur eine Erziehung zur Menschenwürde, die, wenn sie überhaupt möglich ist, es auch von Ewigkeit her gewesen seyn muß, ganz unmöglich gewesen seyn würde.

Weil aber die Deutschen nicht bey Basedow schwuren, weil die Prüfung seiner Ideen nicht verlassen wurde, und weil es der Deutsche mit Recht für eine Ehre hält, erkannte Fehler abzulegen, so mußte sich auch ein Rochow und dieser nothwendig Anhänger finden. Dazu bedurfte es aber wieder keiner zweydeutigen Gutmüthigkeit. Der Schritt vom Guten zum Bessern liegt, dem Himmel sey Dank! in dem ewigen Streben der Menschheit darnach, welchem sich die Selbstsucht der einzelnen Menschen vergeblich entgegenstemmt. Aber auch jetzt fehlten die Prüfungen nicht, und es wurde von den Pädagogen mehr als je gefeilt, gebessert und gebaut.

*) Warum nicht? davon ist ebenfalls keine Rede.

Mitten in dem Streben zum Bessern, wo die Arbeiten der deutschen Pädagogen nicht minder, als der Zustand der Völker, den Sinn für Erziehung mächtig angeregt hatten, gab uns die Vorsehung in dem kräftigen Pestalozzi einen Mann, der mit einem hellblickenden Auge ein tiefes Gemüth voll Liebe verbindet. Wenn jenes den Grund des Elendes seiner Brüder erkannte, so fühlt dieses mit ihnen ihre Leiden und matt es zu seinen. Erkennen, Fühlen und Thun ist bey solchen Naturen eins. „Geholfen muß seyn!" Diesen lebendigen Gedanken seines Herzens macht der edle Schweizer zu dem Thun seines Lebens. Er versucht, er irrt, er wird nicht müde und sucht von neuem. Er studiert den Menschen und die Geschichte seines Geschlechtes, und diese, nur diese (nicht das Produkt der pädagogischen Literatur) schließt ihm das untrügliche, große Erziehungsbuch der Natur auf. Er findet, daß der, dem recht geholfen werden soll, so gestellt werden müsse, daß er sich selber helfen könne, weil ihm sonst Niemand in der Welt helfen kann: er findet, daß diese Stellung nur durch die harmonische Ausbildung aller ursprünglichen Anlagen des Kopfs, des Gemüths und des Körpers gewonnen werden könne: er findet im Kinde, als einem werdenden Vernunftwesen, die Anlagen zum Fühlen und Thun, die Anlagen zur Liebe, und zu einer in und mit Liebe entquellenden Geistesthätigkeit; außer dem Kinde die von der Weisheit und Güte Gottes zur Bildung jedes Vernunftwesens nothwendig erachteten Umgebungen desselben, als eben so viele Reize zum Lieben und Handeln; er findet, daß diese Anlagen und diese Reize zusammengenommen die Möglichkeit, den Menschen wirklich zur Liebe und zum liebevollen Thun zu bringen, verbürgen; und er findet endlich auch, nach rastlosem Streben und Arbeiten, den nothwendigen Stoff zu einem naturgemäßen, harmonischen, auf Kopf und Herz gleich unfehlbar wirkenden Unterricht, und erprobt dies alles durch eine zehenjährige praktische Ausführung seiner Ideen.

Wäre denn nicht schon dieser Geist seiner Methode, abgesehen noch von dem in diesem Geiste nothwendig aufgefaßten Lehrstoffe, wieder ein Schritt vom Bessern, das uns Rochow gab, zum noch Bessern, indem er wenigstens das bezweckt und sorgfältig ins Auge faßt, was — wie Herr Pp. sagt — Rochow versäumte, nämlich „eine genugsame Kultur des Gefühls" verbunden mit einer naturgemäßen, und daher unfehlbaren Anregung, Uebung und Bildung des Verstandes, nicht übergehend die Entwickelung des Schönheitssinns und die Ausbildung der körperlichen Anlagen? Wäre es nicht ein großer, die heilsamste Umgestaltung des Geschlechts verbürgender Schritt zum Bessern, wenn der Methode gelänge, was sie verspricht und wenigstens hoffen läßt, nämlich die Wiedereinführung des lebendigen Glaubens an einen gemüthlich angeschauten und von der Vernunft gewußten Gott in die

Welt, des Glaubens an den Gott, den man, wie irgendwo treffend gesagt wird, mit der sogenannten Aufklärung ausgeklärt hat?

Und so lange nur dazu noch die leiseste Hoffnung bleibt, so bewahre uns der Genius deutscher Besonnenheit, daß wir nicht die Meinungen berühmter und unberühmter, genannter und ungenannter Männer Einfluß gewinnen lassen auf unser eigenes Prüfen und Thun; denn es gilt wahrlich ein noch nie so angewandtes Mittel für den höchsten Zweck der Menschheit, nämlich den, sich — die irdischen Verhältnisse und Pflichten dankbar ehrend und übend — für den Himmel zu erziehen.

Damit soll aber keineswegs gesagt seyn, daß man dann die Hände ruhig in den Schooß legen dürfe, wann die Elementarbildung des Menschen zum Menschen, mithin zu jedem Verhältnisse des Menschen zu sich und zu andern, vollendet ist. Nein! ausgerüstet mit einer harmonisch ausgebildeten Kraft zu allem, was der Mensch beginnen mag, soll er sich dann dem besonders unterziehen, das besonders ins Auge fassen, was der Beruf von ihm fordert, es sey nun der Beruf zum Gewerbe, zur Wissenschaft oder zur Kunst. Wenn auch jedes Berufswissen dann leicht erworben wird, weil das allem Berufswissen zum Grunde liegende Wissen und Thun schon vorhanden ist, so muß es denn doch noch erst erworben werden. Und ist auch diese Berufsbildung vollendet, dann beginne im Berufe die eigentliche Selbsterziehung des Menschen zu allem Rechten und Schönen, und daure in jeder Rücksicht, — wie bey den Alten, die deswegen groß waren, weil sie glaubten, es liege mehr in ihrem Berufe, als ihr Gewerbe — so lang das Leben selber dauert. So fehle denn auch im Staate nicht, was solche Bildung mittelbar und unmittelbar anregen und fordern kann, und es sey aus dem Staate verbannt, was den früher gelegten Grund später zernichten kann, und oft genug wirklich zernichtet. Eine Elementarbildung wollen ohne Fortbildung, hieße einen Grund sorgfältig legen zu einem herrlichen Gebäude, aber das Gebäude selbst nicht aufführen. Umgekehrt aber eine Fortbildung wollen ohne Vorbildung, heißt das Gebäude aufführen ohne Grund. Der erste Regenschauer läßt es in dem lockern Boden zusammensinken. Warum denn nun Zweifel erregen gegen die kräftige Hand eines einsichtsvollen und anerkannt redlichen Grundlegers, wenn man eingestehen muß, er thut vieles besser, als andere es gethan, und hier und da auch nur beschrieben haben? Warum überhaupt unmotivirte, nachtheilige Meinungen gegen Ideen äußern, die nicht in einer Morgenviertelstunde gefaßt, geschweige gewürdigt werden können, und über die kaum ein Urtheil früher erlaubt ist, als die Gewißheit dargethan werden kann, daß es kein Vorurtheil sey, daß ihm kein Mißverstand zum Grunde liege? Der Nachtheil, den solche Aeußerungen in der gewöhnlichen Welt, wo man lieber nachbetet und aburtheilt, als prüft und beurtheilt, haben, ist wenigstens einleuchtender, als eine andre Meinung, die Hr. Pp. hat, daß nämlich das Heil und die Rettung der Menschheit nicht an einzelnen noch so verdienten Männern, noch weniger an Lehrformen hängen könne. Durch wen soll denn je Heil und Rettung in die Welt kommen zur Zeit der Noth, als durch einzelne Heroen der Menschheit? Von wem schreiben sich die größten und heilsamsten Umgestaltungen der Menschheit her, als von diesen einzelnen — in ihrem physischen Daseyn meistens verkannten und angefeindeten — göttlichen Gestalten der Geschichte, einem Moses, Sokrates, Plato, Lykurg, Solon, Euklid, Aristoteles, und vor allen einem Christus, in dem sich Gott den Menschen am zuverläßigsten und deutlichsten geoffenbart hat? Dringender also wäre wohl die Frage: Wer hat die Bedeutung dieser göttlichen Naturen verstanden, ihre Mitwelt oder die Nachwelt? Und warum in den meisten Fällen erst die Nachwelt? Doch wol nur darum, weil in der Masse des sie umgebenden Volkes die Kraft des Verstehens fehlte. Und so lange man nicht aufhört, über Erziehung blos zu schreiben und zu schwazen, ohne sie allgemein zu geben, so lange wird auch jeder Genius für sein Jahrhundert größtentheils verlohren gehen, und nur in spätern aufstehen, in diesen aber, theils weil die Macht der bildenden Natur größer ist, als die Verkehrtheit der Menschen, theils aber auch, weil man lieber Todten, als Lebenden Recht gibt, und von ihnen lernt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Promenade zu den Kamaldulenſern.

Im Oktober 1809.

Bekanntlich liegen die Klöster der Kamaldulenser auf abgelegenen einsamen Höhen. Sie suchen die Stille, sie suchen Entfernung von dem Gedränge. Das Schweigen herrscht um ihre isolirten Zellen. Die Abgeschiedenheit nährt den Ernst der Betrachtung. Eine völlige Gleichheit in allem, was zum äußern Bedürfnisse gehört, von dem Ersten bis zum Geringsten, erhält den Frieden unter ihnen, indem nichts da ist, was den Ehrgeiz oder die Leidenschaft nährt. Ueberdies nimmt diese Congregation meistens nur bejahrte Männer auf. —

Der Eintritt in ein Kamaldulenser Kloster hat daher etwas Eigenes, die Idee der Ruhe Herbeyführendes, — was bey den Klöstern andrer Ordensgeistlichen nicht so stattfindet. Die Vorstellung eines friedlichen Lebens resignirter, der Welt gleichsam abgestorbener Menschen erregt unwillkührlich eine gewisse Theilnahme, sobald man nur daran glauben kann, daß die eigentliche Idee einer solchen Vereinigung — wirklich stattfinde. — Die Klöster der Kamaldulenser waren immer eine Freystatt, eine Erholungs-Stelle für die Armen. — Diese pilgerten, wie wenn sie aller Noth entgingen, zu der einsamen Höhe, wo ihnen Speise und Trank gereicht wurde, wo die Andacht sie das Bild ihres elenden Lebens vergessen machte. — Die Stimme fast aller Fremden, welche Kamaldulenser-Klöster besuchten, vereinigte sich zu dem Lobe dieser Anachoreten.

Man erinnere sich der Klöster der Kamaldulenser bey Florenz, Neapel u. s. w.

Zu einer Zeit, als das kleine Städtchen F. dem Wanderer noch unzählige Spaziergänge in seinen reizenden Umgebungen darbot *), war ich auf einem längern Wandelgange zu dem einsamen, freundlich gelegenen Kloster der Kamaldulenser gelangt. Zwischen hochstämmigen, mit Epheu umschlungenen alten Bäumen führte der Pfad hinan. Man öffnete auf den Laut der Schelle. Man erquickte den Müden. Keine Frage der Neugier fand statt, aber mit dem Ausdrucke des guten Willens gab man das Nöthige, und ich ging hinweg mit dem Andenken an eine Wohlthat, die anspruchlos gereicht war, wie der Mensch sie dem Menschen immer reichen sollte.

Nach mehreen Jahren war ich nun wiederum in diese Abgeschiedenheit gekommen. Die Vermuthung, daß in Kurzem alle Klöster aufgehoben werden möchten, trieb mich auf dem mir noch bekannten Pfade zu der geliebten Höhe; aber wo sonst offener Weg war, fand ich nun ein Eisen-Gitter, und man sagte mir, daß es dem neuen reichen Ankömmlinge gehöre. — Als ich schon im Begriffe war, wieder umzukehren, kam zufällig einer der Mönche, welcher den Schlüssel hatte. — Also gibt es keinen offnen Weg mehr zu euch? fragte ich. Die Antwort war: Nein! wir müssen froh seyn, daß uns ein Schlüssel, und derselbe mit vieler Verwahrung, gestattet wurde. „Und die Armen?" fragte ich weiter. „Niemand kann herauf, wenn der Zufall es nicht will, denn die Thür des Gitters muß immer verschlossen bleiben." — „Aber," fragte ich von neuem, „kann ein öffentlich gewesener Fahrweg und beynahe einziger Zugang zu einem Orte geschlossen werden, der rechtlich existiet?" — Der Mönch zuckte die Achseln und wollte sprechen. —

Ich ging mit ihm zu der einsamen Höhe. Ich fragte nach einigen Alten, deren Namen ich noch wußte. Sie waren in eine andre Gegend gezogen, aber die Nachfrage nach jenen machte mich mit andern ihnen ähnlichen Alten bekannt, die von der Reise in die Hauptstadt zurückgekommen waren. Der unbefriedigende Erfolg, den sie von ihrer Reise gehabt hatten, ihre Unbekanntschaft mit den Dingen der Zeit, das Verlangen etwas Näheres über ihr Schicksal zu wissen, das alles machte, daß sie, gegen die sonstige Art der Klostergeistlichen, sich dem Fremden näherten.

Ich blieb auf das Verlangen des Superiors die Nacht daselbst. Die Obern gingen in ein trauliches Gespräch ein. Man sagte mir, das Silentium könne in diesen geräuschvollen Zeiten nicht so strenge, als ehemals, beobachtet werden; aber das Getön der Glocke rief, wie gewöhnlich, alle zum Chorgebete, und die ganze Klostereinsiedeley schien ein ausgestorbenes Dörfchen zu seyn.

„Aber wie könnt' ihr auch noch beten?" fragt' ich — Mehr um der Antwort willen, als wegen der Frage selbst, sagt' ich also. — Der alte Pater (er war aus dem Venetianischen) antwortete mir ehrlich: „In Wahrheit! in dieser Zeit hält man sich mehr an die hergebrachte Gewohnheit, als an etwas anders. Gott wird es vergeben, setzte er fromm hinzu, denn man kann nicht anders."

Man erzählte mir, wie schon in einem frühern Jahre der reiche Ankömmling das Kloster zu acquiriren gesucht habe, um eine Art von Maierey mit Viehställen daselbst anzulegen. Wem wäre dabey nicht die auffallende Verschiedenheit der Zeiten eingefallen, indem ehmals wol eher Königspaläste sich in Klöster als diese in Viehställe verwandelt haben würden. Man denke sich in die Seele eines Menschen, welcher alles auf eine Idee gebaut hat, die er sich mit aller Glut seiner Einbildungskraft ausschmückte, und nun durch die äußern Umstände gezwungen wird, auf die hohe Nothwendigkeit seiner Idee Verzicht zu thun. Mit der Poesie des Glaubens ists dahin, wenn der Altar einer Hürde, das Heilige dem Gemeinen oder blos Nützlichen — wenigstens wie er sichs denkt — weichen muß.

Eines Morgens, denn ich war ein Paar Tage in jener Gegend geblieben, kam der alte Pater . . . auf mein Zimmer. Er fand mich damit beschäftigt, daß ich einige denkwürdige, aus den Kirchenvätern gezogene Worte abschrieb. Unter andern lautete ein Spruch vom heiligen Bernhard: Paradisus in cella, foris autem multa bella. — „Ist das wirklich noch wahr? fragte ich; wohnt wirklich noch der Friede des Himmels in der Zelle?"

Das Gesicht des siebenzigjährigen Greises richtete sich in die Höhe. O Signore! seufzte er. So viele Gebete werden gesprochen, so viele heilige Handlungen der Messe verrichtet, aber — keine Hoffnung erscheint. — „Die Kirche wird nicht sinken," sagte ich, um etwas dem alten Manne Tröstliches zu sagen. „Anzi!" sagte er mit fester Stimme, „sie wird glorreicher aus Stürmen und Kämpfen sich erheben, wie es immer gewesen ist; aber wir haben die Worte auch auf uns anzuwenden . . . er citiete eine Menge lateinischer Bibelstellen, wahrscheinlich aus dem Breviarium, die alle auf Züchtigung und auf Begünstigung jener Mittel, welche der Herr nicht zugelassen, sich bezogen.

Mit stiller Aufmerksamkeit hörte ich den Lauten aus der Vorzeit zu. Wehe dem, der Empfindungen aus einer Zeit in die andre zu übertragen hat, ohne jene scharf unterscheiden zu können, welche in jeder Zeit der Natur des Menschen gehören.

Mit Theilnahme an dem noch unbestimmten, doch nicht sehr zweydeutigem Schicksale dieser Klosterbrüder verließ ich die mir längst geweihte Höhe, die auch mir ein Asyl der Erholung, des Friedens, der Ruhe gewesen war.

G.

*) Aus den meisten Villen sind jetzo Pachtgüter geworden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, 31 Januar.

Der wandernden Virtuosen Namenzahl ist Legion. Wer gesunde Finger, eine Dosis Dreistigkeit, und ein Paket Empfelungs-Schreiben hat, der reist und brandschazt das Publikum. Um so erfreulicher ist es, ein Künstler-Paar kennen zu lernen, das sich sowol durch vollendete mechanische Fertigkeit, als Seele im Vortrage, und durch bescheidenes gefälliges Betragen auszeichnet; was man alles in den Brüdern Bohrer, aus der Münchner-Kapelle, vereinigt findet. Der ältere verbindet mit seinem schönen Violinspiele das Verdienst, auch als Komponist auf einer bedeutendern Stufe, als gewöhnliche Künstler, die für ihr Instrument schreiben, zu stehen, und in dem Konzerte, das die Herrn gestern im Saale zum Könige von England gaben, gefiel Referent besonders auch das schön gehaltene Concertante für Violin und Violoncell, von beyden Brüdern ausgeführt, in Hinsicht der Kompossition; Hr. Krebs und Mad. Graff verschönerten das Konzert durch ihren Gesang, beyde sangen Arien von unserm Danzi; besonders riß die der Mad. Graff durch ihren äußerst lieblichen Karakter und den herzlichen Vortrag der Sängerinn allgemein hin. —

Die HH. Bohrer reisen von hier über Frankfurt nach Hamburg, und werden gewiß überall mit verdientem allgemeinen Beyfalle, wie hier, aufgenommen werden.

Carl Maria.

Nro. 32.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. Februar, 1810.

Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat;
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Chroniden Rath.

v. Schiller.

Kirkpatriks Mord.

1.

Ritter Lindsay.

„Komm zu mir, mein kleiner Page,
Der in List und Trug gewandt;
Nimmer unter Jugendblume
So die Schlange sich verbarg.

„Schwärmen will ich mit den Gästen
In dem schöngeschmückten Saal;
Doch er soll den Tag bereuen,
Er, und die sich ihm ergab.

„Denn du sollst den Trank ihm mischen
Mit des Mohnes dunkelm Saft.
Von des Schlosses stolzer Zinne
Schau' er nie des Morgens Pracht.

„Mir entwandt hat er die Liebste,
Die nun höhnet meiner Schmach —
Ihre Thränen sollen fließen
Mit des Tages jungem Strahl.

„Sattle auch den weissen Zelter,
Halt bereit der Waffen Stahl;
Denn hab' ich die That vollzogen,
Will ich fort noch diese Nacht! —

„Jetzo eilet, Herr, zur Halle,
Denn die Gäste sind beym Trank!
Kurz soll seine Freude dauern,
Daß die schöne Braut ihm ward."

2.

Das Fest.

Rings ertönt die weite Halle
Und der hochgewölbte Gang;
Flöten hauchen, Hörner schallen
Zu der Harfen lautem Klang.

Tapfre Ritter, edle Frauen,
Sieht man in gemeßnem Tanz,
Wie der Elfen frohe Reihen
In des bleichen Mondes Glanz.

Auf und ab die Frauen gleiten,
Blumen gleich, bewegt vom Wind;
Uebertroffen sind sie alle,
Wenn die schöne Braut beginnt.

Und auf Vieler Haupte, schmückend,
Köstliches Geschmeide prahlt;
Sie, mit ihren goldnen Locken,
Alle Andre überstrahlt.

Und nach manches Kriegers Herzen
Zielt des Demants heller Strahl;
Ihrer Augen dunkle Flammen
Dringen durch den härtsten Stahl.

Lieb' und Glück im Auge leitet
Sie Kirkpatrik bey der Hand;
Wol ein schöner Paar als dieses
Birgt kein Schloß im ganzen Land.

Ritter Lindsay schaut's mit Grimme,
Bleicher wird sein Angesicht;
Seinen Mund zwingt er zu lächeln,
Aber sprechen kann er nicht.

Und auf Gold und Silber, prächtig,
Trägt man auf den leeren Schmaus;
Einen hell krystallnen Becher
Wählt der Page sich heraus.

Füllt ihn an mit dunkelm Weine,
Der die Schlummersäfte barg,
Beut ihn dar dem holden Paare,
Das ihn leeret sonder Arg.

Aus dem Chore edler Frauen
Tönet wechselnd nun Gesang,
Der, bald froh, bald sanfter Trauer,
In das Ohr der Horen drang.

Selbst aus Lindsays finsterm Auge
Sanfter Wehmuth Thräne entquillt;
Wie bey der Sirenen Liede
Sich des Meeres Aufruhr stillt.

Und es deckt die Nacht den Mantel,
Alles eilt dem Lager zu;
Wo kaum lauter Jubel schallte,
Herrscht jetzt Stille nur und Ruh.

3.

Die böse That.

Ganz in Waffen glänzt der Ritter,
Und bereit der Zelter stand,
Leis' hinauf schleicht er die Stufen,
Mit dem Dolch in seiner Hand.

Angstschweiß steht ihm auf der Stirne,
Ihm ebangt vor böser That;
Höllengeister hört er jubeln,
Leitend ihn auf dunkelm Pfad.

Und nun ist er im Gemache —
Wo bey Kerzenlicht er schaut,
Wie Kirkpatrik, schlummertrunken,
Ruht im Arm der schönen Braut.

Von des Trankes Macht bezwungen,
Liegt er mit entblößter Brust;
Seufzend bald in schweren Träumen,
Bald voll Ausdruck süßer Lust.

Leise athmend ihm zur Seite
Schlummert die Geliebte hold,
Und ihr reiner Hauch beweget
Sanft der schönen Locken Gold.

„Schlummert, schlummert, Neuvermählte!
Weinend sieht den Tag die Braut;
Aber dieses Kriegers Blicken
Nie ein neues Morgen graut!"

Und er beugt sich, sie zu küssen.
— O ein Kuß, der deutet Schmerz —
Senkt dann tief des Dolches Spitze
In des jungen Ritters Herz.

4.

Die Vergeltung.

Abwärts eilet er die Stufen,
Steigt aufs Roß in schneller Flucht;
Da beginnt des Donners Rollen,
Und es heult der nahe Sturm.

Und ein Feuerstrahl zuckt flammend
Durch der Lüfte dunkle Gruft,
Senkt sich in der Fluthen Tiefen,
Daß erbebt des Ufers Grund.

Dunkler wird die Nacht, und dunkler,
Dichter strömt der Regenguß,
Und der Ritter eilet schneller,
Daß er finde sichren Schutz.

Durch die Fluthen, durch die Wellen,
Zieht er weiter, sonder Furcht;
Aber als der Morgen leuchtet,
Fühlt er wanken seinen Muth.

Denn die lange Nacht gestritten
Mit Gefahr und Sturmes Wuth,
Sieht er sich bey Tages Helle
Vor Kirkpatriks hoher Burg.

Glockentöne hört er schallen,
Trauerklang erfüllt die Luft,
Und des Schmerzes irre Klage
Trifft sein Ohr mit bangem Ruf.

Bald ergreifen sie den Mörder,
Fesseln ihn mit manchem Fluch —
Hoch in Lüften thät er hangen,
Wo der Rabe Nahrung sucht.

Henriette Schubart.

Etwas über den Artikel in Nro. 10 und 11 des Morgenbl.: Basedow. Rochow. Pestalozzi.

(Fortsetzung.)

Herr Pp. gebraucht die Ausdrücke: Lehrmethode, Lehrart, Lehrform. Ob er sich gleich nirgends deutlich über die Bedeutung dieser Ausdrücke erklärt hat, so glaube ich doch aus dem wenigen Vertrauen, das er in sie setzt, schließen zu dürfen, daß er darunter den sonst gewöhnlichen, willkührlichen Lehrstoff, und die willkührliche Lehrform verstehe, und die Methode überhaupt blos auf Unterricht im engern Sinne beziehe. Pestalozzi unterscheidet aber den nothwendigen Lehrstoff, und die nothwendige Lehrform wesentlich von den willkührlichen, und darin, daß er keinen Gegensatz zwischen Unterricht und Entwickelung, Einsicht und Bildung anerkennt, und in Hinsicht auf Lehrstoff und Lehrform keine Willkühr gestattet, liegt eben das Karakteristische seiner Methode. Ihrem Zwecke nach bezeichnet sie sich dadurch als originell, daß sie Haemonie und Unzertrennlichkeit des Unterrichts und der Entwickelung als Thatsache aufstellt, und immer das Eine durch das Andere bewirkt. Was entwickelt soll unterrichten, was unterrichtet soll auch entwickeln, und was nicht beydes zugleich zu bewirken vermag, ist für die Erziehung von ihr verbannt *). Hiernach ist der Unter-

*) Wer je den Geist der Methode rein auffassen will, muß das Wesen dieses Gesichtspunkts in seinem ganze Umfange verstehen.

richt im Geiste der Methode Mittel und Zweck zugleich; Mittel, als Bedingung der Entwicklung; Zweck, als Resultat derselben. Aber auch die Entwicklung ist Mittel und Zweck zugleich, und zwar Mittel, als Bedingung des Unterrichts und Zweck, als Resultat desselben.

Nicht minder eigen ist die Methode in Hinsicht auf den Lehrstoff, denn sie schreibt, an der Hand der Natur, für die Beschaffenheit, die Anzahl und die Zusammenstellung der Lehrgegenstände die bestimmtesten und unveränderlichsten Gesetze vor. Der Beschaffenheit nach erkennt die Methode nur das als Entwickelungs- und Bildungs-Stoff der Menschheit, was ursprünglich Wirkung und Resultat der innern Thätigkeit der Menschennatur im Kinde selbst ist, nur das als Unterrichtsstoff, was mit dem ursprünglichen und absolut nothwendigen Anschauungskreise der Kinder im Daseyn gegeben ist, nämlich die Natur, als Inbegriff alles objektiven Daseyns, wie sie, durch ihr Verhältniß zum Menschen, vor seinen körperlichen und geistigen Sinnen dasteht, als Erkenntnißstoff durch die Sinne bestimmt ist, und als Thätigkeitsstoff durch die körperlichen und geistigen Kräfte der Menschen modificirt wird.

In Hinsicht auf die Anzahl der Unterrichtsfächer kennt sie keine größere und keine geringere, als diejenige, welche, nach dem gegebenen Grundsatze, in der menschlichen Natur als Anlage und Empfänglichkeit und in der äußern Natur als Anschauungskreis selbst liegt. Jene ist durch die ursprüngliche produktive Thätigkeit der menschlichen Natur, dieser durch die Receptivität derselben, d. h. durch die äußern und innern Sinne unveränderlich bestimmt.

In Hinsicht auf die Zusammenstellung der Lehrgegenstände ordnet die Methode den Gang jedes einzelnen Faches und das Ineinandergreifen aller Fächer, sowol nach den Gesetzen der produktiven Thätigkeit im Kinde, als auch nach der Stufenfolge, in welcher die Natur ihre Gegenstände der Anschauung und Erkenntniß den Menschen vorführt, in welcher die Natur ihre Produkte organisch entwickelt und in welcher dem Kinde selber, im Laufe seiner empirischen Entfaltung, ein Sinn nach dem andern allmählig aufgeht.

Und so hat der Lehrstoff nach Beschaffenheit, Anzahl und Zusammenstellung in den unveränderlichen Seyn, Thun und Müssen der menschlichen Natur eine unwandelbare Basis und einen unbedingten Maßstab.

Eben so eigen ist endlich die Methode in Hinsicht auf die Lehrform oder Lehrart. Sie verlangt unbedingt, daß man von den Elementen und von der Anschauung ausgehe und diese selbst zur Kunst erhebe. Diese Anschauung, von der die Methode ausgeht, ist aber nicht etwa eine bloße Anschauung durch die äußern Sinne, sondern auch eine innere Anschauung nach allen Richtungen der Menschennatur hin. Wie sie in den Gegenständen der äußern Natur ganz ursprüngliche Stoffe sinnlicher Anschauung anerkennt, so anerkennt sie auch ganz ursprüngliche Stoffe der intellektuellen, ästhetischen, moralischen und religiösen Anschauung, obgleich diese nur symbolisch repräsentirt werden können, z. B. die Zahl in der Ziffer, die Form in dem Punkte und der Linie, die Vernunftigkeit und Religiosität in den Eltern und Lehrern u. s. w.

Die Anschauung, von welcher die Methode ausgeht, wird nur dann von ihr für wahr und vollendet gehalten, wenn sie der Zögling zugleich handelnd erzeugt hat. Die Lehrart der Methode soll ferner eine lückenlose Stufenfolge beobachten, die man sich aber nicht etwa unter dem Bilde der Sprossen einer Leiter denken, und durch die Vorstellung des Neben- und Nacheinanderseyns der einzelnen zu einem Ganzen verbundenen Theile in Raum und Zeit, oder durch die logische Anordnung und Verbindung der Theile eines Systems zu einem Ganzen erschöpft glauben muß. Vielmehr muß man, um die lückenlose Stufenfolge der Methode zu begreifen, eine Anschauung von dem Organismus haben. Wie in einem organischen Gewächse die Theile desselben neben und nacheinander, aber auch zugleich sind, und sich als ein Ganzes durchdringen, und daher immer Eines die Bedingung und der Träger des Andern wird; so sollen sich auch die Theile jedes Lehrfaches zu einem organischen Ganzen runden. Praktisch erscheint also der Stufengang der methodischen Lehrform als eine Erweiterung der Erkenntniß durch neue Ansätze von innen, als Fortschritt in den Erkenntnissen durch Anschließen der neuen an die schon vorhandenen, als Wiederholung des Alten im Neuen. Die Folge davon ist und muß seyn, daß die Eindrücke und Kenntnisse, zu denen das Kind so gelangt, unvertilgbar und unauslöschbar werden. Aber nicht so, daß sich das, was das Kind lernt, als eine stehende Form oder als ein unveränderliches Wort in ihm erhalte, sondern so, daß die einzelne Form und das einzelne Wort in ihm verschwinde und sich das Kind nur durch den Zusammenhang seines Wissens zu freyer Kraft und lebendiger Einsicht erhebe.

Diese nähere, größtentheils mit Pestalozzis und seiner Mitarbeiter eigenen Worten gegebene und daher authentische Bestimmung dessen, was Pestalozzi mit seiner Methode will, und was im Sinne der Methode Lehrstoff und Lehrform bedeuten, wird hoffentlich nicht allein zeigen, daß man von dieser Lehrform wol etwas mehr erwarten kann, als Hr. Pp. davon erwartet, sondern auch den Standpunkt angeben, von welchem aus die Frage: Ob Pestalozzi viel Altes nur in neue Anregung gebracht, oder nicht vielmehr eine durchaus neue, tiefer begründete Ansicht von dem Wesen der Menschenbildung gegeben habe? beantwortet werden kann.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 20 Jan.

Der Bildhauer Wichmann arbeitet an einer Marmor-Büste der Prinzessinn Dorothea von Curland, Gemahlinn des Grafen Talleyrand Perigord. Diese Büste ist nach Paris bestimmt.

Der Schauspieler Borck trat am letzten Sonnabend als Oheim in Conteffa's Räthsel auf, und documentirte zu allgemeiner Zufriedenheit sein Künstler-Talent. Schade, daß es an einem Sonnabende geschah, an welchem Tage das Schauspiel nur von Wenigen besucht wird. Hr. B. geht dem Vernehmen nach zu dem St. Petersburger Theater.

Man glaubt, daß wir bald das Vergnügen genießen werden, die geniale Madam Hendel hier zu sehen. Ihre Ankunft würde große Sensation machen, da wir bey ihrer frühern Gegenwart nicht so glücklich waren, ihre Attitüden zu bewundern; oft beneideten wir die Bewohner des südlichen Deutschlandes um jenen Genuß, dessen Schilderungen der Ruf uns brachte, der uns, die Landsmänner der Künstlerinn, zu feindlichen, das will sagen; neidenden — Brüdern der Süddeutschen machte.

Neben der Sing-Akademie und aus dieser entstanden, hat sich hier ein dichtender Verein gebildet unter dem etwas sonderbaren Namen: Liedertafel. Die Mitglieder werden eigene Gedichte selbst komponiren, und, wenn ihre Arbeit anerkannt wird, Preise erhalten. Da in einer der letzten Sitzungen schon Preise, die in vollen Weinflaschen bestanden, — vertheilt sind, so hoffen wir mit Recht, daß man etwas Gutes auch allgemeiner bekannt machen werde, ich meine etwas Gekröntes, denn dies muß doch natürlich nicht etwa das Beste des Gelieferten, sondern wirklich und überall etwas Vorzügliches seyn!

Demois. Herbst ist bey unsrer Bühne engagirt. Nächstens sehen wir Lessings Lustspiel: Der Schatz.

Hr. Erdmann Hummel ist als Lehrer der Perspektive und Professor bey der Akademie der Künste angestellt.

Ein zweytes Konzert, welches Herr und Mad. Spohr hier gaben, begründete dies Urtheil der Kenner über das Spiel beyder. Auch als Komponist hat er Verdienst. — Die Weihe der Kraft von Werner soll auf dem Operntheater gegeben werden.

Wien, 10 Januar.

Die neue Staats-Anleihe von zehn Millionen in Silber, bey der auch die für abgelieferte Silber-Geräthschaften erhaltenen Scheine angenommen werden, soll einen sehr guten Fortgang haben. Es ist auch dies ein Beweis von der patriotischen Denkungsart des Oestreichers. Die Ungarn sind eingeladen, mit verarbeitetem Silber den Bedürfnissen des Staates gegen einstige Rückzahlung und jährliche Verzinsung des Werthes mit fünf pro Cent zu Hülfe zu kommen, und es ist zu erwarten, daß viele von den Magnaten und dem reichern Theile des Ele us dieser Einladung und der damit verbundenen Hoffnung entsprechen, und den Bewohnern der Deutsch-Galizischen Erblande die Tragung dieser neuen Staatslasten nicht allein zumuthen werden. Uebrigens ist Ungarn, das in dem letzten Kriege allerdings so große Anstrengungen gemacht und viel geleistet hat, in Ansehung der Silberlieferungen gegen allen Zwang durch seine Konstitution geschützt.

Der schlechte Kurs der Bankozettel ist sehr erklärbar, und dürfte noch eine Zeitlang fortdauern. Viele sind darüber nicht wenig bestürzt. Dies alles wird sich hoffentlich nach wenigen Monaten zum Bessern ändern. Vernünftigerweise läßt sich mit einer Art von Zuversicht erwarten, daß die Staats-Verwaltung zur rechten Zeit zur Hebung des Papiers etwas Bedeutendes und Entscheidendes thun werde. Eine zehnprozentige Vermögenssteuer soll so gut als beschlossen und der beträchtliche Betrag derselben zur Tilgung eines großen Theils der Banknoten bestimmt seyn. Dies würde den Kurs derselben außerordentlich heben, besonders wenn, wie vorauszusetzen ist, alle weitere Fabrikation von Papiergeld für immer eingestellt wird.

Aufmerksamkeit hat eine kleine, vor wenigen Tagen erschienene Schrift gemacht, in welcher der Verf. das Silber-Patent und die neue Anleihe in klingender Münze in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen bemüht ist.

Kassel.

Bey dem unbedeutenden Zustande unsrer theatralischen Musik bleibt dieses Bedürfniß für wahre Kenner noch zu wenig befriedigt, als daß die Anzeige eines guten öffentlichen Konzerts nicht stets willkommen seyn sollte. Hr. Keller, erster Flötenist unsrer Kapelle, gab neulich ein recht schönes Konzert. Er war sonst in Berlin, und ist einer der trefflichen Künstler. Die Töne seiner Flöte sind dimmlisch, sanft, voll und rund. Er blies ein Konzert von Thurner. Im Allegro kam das beliebte Thema der Aline von Berton vor, und ward gar freudig begrüßt durch alle verschiedene Gänge und Variationen durch. Mad. Schüler sang mit Guitarren-Begleitung die bekannten Variationen „die Stunde deines Scheidens ꝛc., aber detonirte unbegreiflich stark für eine so vollendete Sängerinn, sobald sie in die für ihre Altstimme zu hohen Töne kam. Besser gerieth ihr die zuerst gesungene Scene von Canadich. Noch hörten wir ein Konzert von Grasbaum, für den Basson von Hrn. Grasbaum, Mitglied der guten Kasseler-Kapelle.

Ungemein viel vergnügte Zirkel veranlaßten die Talente der Demois. Weber aus Berlin, einer trefflichen und allgemein geschätzten Harfenspielerinn. Sie entlockt ihrer Harfe mit vieler Anmuth die sanftesten Töne, und weiß diese wieder zur rechten Zeit in ein glockenspielähnliches klares Erklingen zu leiten, und so den Eindruck der tiefen Rührung mit der muntern Freude in Wechsel zu bringen. Ihr trauriges Schicksal fand theilnehmende Herzen, die sich ihrer in Kassel annahmen und in die nöthigen Connexionen brachten, um ein Konzert mit Erfolg geben zu können. Räuber hatten nämlich vor einigen Jahren sie und den alten Vater, den sie mit kindlicher Liebe pflegt, ihrer ganzen Habe von Papieren, vielem Schmucke und baarem Gelde beraubt, so daß sie sich kümmerlich behelfen müssen. Das Konzert fiel recht gut für sie aus; es hatte sich außer den zahlreichen Personen des ersten Ranges, die ihre Talente in Privat-Cirkeln schon erfreut hatten, ein recht zahlreiches Publikum eingefunden. Nach dem mit glänzender Begleitung ausgeführten großen Konzerte von Mozart, in welchem ihre Fertigkeit und Präcision Bewunderung verdienten, spielte sie noch Variazionen aus der Zauberflöte mit zartem Ausdrucke, wobey sie die hohen Töne als Glockenspiel zur allgemeinen Freude ertönen ließ, und lauten Beyfall erntete.

Noch trat in diesem gehaltreichen Konzerte eine junge 15jährige Künstlerinn mit einem Pianoforte-Konzerte auf, dessen eben so fertiger als sanfter und seelenvoller Vortrag von den Fortschritten ihres Talents viel hoffen ließ. Sie ist die Tochter der braven Sängerinn Mad. Willmann, die zwar ohne Engagement, aber doch immer noch in Kassel lebt.

Nro. 33.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. Februar, 1810.

— Noch gibt es Menschenseelen,
Die einmal nur ein Liebchen wählen,
Die fest im Wort, im Bunde wahr,
In Leid, in Mangel und Gefahr,
Im Tode selbst unwandelbar,
Mit ihrem Leben euch beschützen.

Jacobi.

Edgar und Emma.

Legende.

Wild heulte der Sturm durch den Forst, er schien die bejahrten Eichen aus ihren Grundfesten wühlen zu wollen, schwere Gewitter hatten sich auf des Spessarts Waldgebirge gelagert, Blitze schlängelten sich durch des Himmels dunkle Räume, der Donner rollte, vom Echo hundertfältig nachgehallt. Durch des Sturmes Pfeifen, in die wilden Dissonanzen der empörten Elemente, tönte der Hüfthörner Schall: Adolf Echter mit einer Schaar befreundeter Ritter jagte im Forst; vom Zuge hatte seine Schwester sich verloren; das Jagdgetön sollte ihr verkünden, wo er verweile. Da erscholl ganz in der Nähe ein Angstgeschrey im Dickig — Adolf erkannte seiner Schwester Stimme, die Ritter und Knechte sprangen hastig von ihren Rossen und arbeiteten sich durch verworrenes Gestrüpp und Strauchwerk nach der Stelle hin, von wo schwächer und immer schwächer die Stimme ertönte. Ein heller Blitz zeigte den Rittern das schrecklichste Schauspiel — Neben ihrem Zelter lag Fräulein Emma, ein grimmiger Keuler mit funkelnden Augen und gesträubten Borsten wollte eben ihr den Todesstreich versetzen, ihre Stirne blutete. Adolf, die Ritter, selbst Kuno von Waldeck, des Fräuleins Verlobter, zagten; — da entriß Edgar, Adolfs Leibknappe, Kuno den Jagdspieß: des Ebers Grimm lenkte er auf sich und stieß gewandt mit starker Faust dem Unthier das Eisen in die Brust; es sank sterbend neben dem Fräulein nieder. Frisches Quellwasser, das in der Nähe einem Born entsprudelte, weckte bald ihre erstorbenen Lebensgeister; mit einem Händedruck dankte Adolf ihrem kühnen Retter; bald kehrte der ganze Zug zur Ehrensburg heim.

Beym frohen Abendschmaus fragte Emma (sie hatte von ihrem Schreck sich bald erholt, und unbedeutend war die Wunde an der Stirne, im Sturze hatte sie an einem Steine sich leicht geritzt) ihren Bruder nach ihrem Retter. Er nannte ihr Edgarn, sie dankte ihm mit einem seelenvollen Blicke, und hoch ließen die Ritter auf des wackern Knappen Wohlergehen die vollen Trummler erklingen. Emma verließ bald, nach altdeutscher Sitte, das Gemach; bis zur Mitternachtsstunde schäumte der Wertheimer in den Pokalen; müde und mitunter taumelnd suchten dann die Zecher ihr Lager.

Emmas Augen floh der Schlaf, in ihrem Herzen wogten unbekannte stürmende Gefühle. Als sie beynahe sinnlos da am Boden lag und des Todesstreiches harrte, der über ihrem Haupte schwebte, da hatte ihr umflortes Auge noch der Ritter, selbst des Bruders und ihres Verlobten Zagen und Edgars kühne That gesehen. Sie hatte den Bruder beym Mahle nur gefragt, um ihrem Retter den Dank nicht zu entziehen.

Wie männlich kühn erschien ihr der holde Jüngling, der nur ihres Bruders Diener war, und wie klein, wie schwach und feig ihr Bräutigam; der für sein Leben zitterte, wo es die Rettung der Geliebten galt. — Schon oft sah sie Edgars Auge, wenn er unbemerkt sich glaubte, glühend auf ihr ruhen; doch schüchtern senkte es sich zur Erde wenn er ihrem Blicke begegnete. Aus ihrem Fenster hatte sie ihn

oft belauscht, wenn er träumend durch den Garten schlich, und Seufzer die Brust ihm hoben, oder ein melancholischer Gesang zur Laute von seinen Lippen tönte. Sie liebte ihn, doch sie wagte nicht, sich ihre Liebe zu gestehen — seine Treue ehrte sie, sie war dem biedern Jünglinge gut, und heute hatte er gar das Leben ihr gerettet: Dankbarkeit wähnte sie das Gefühl, das mit Macht in ihrem Busen sich entfaltete, und wiegte so sich selbst in ahnungslosen Schlummer. — Der Schlaf sank endlich auf ihre müden Augenlieder; Edgars Bild umschwebte sie im Traume. Als kaum der Sonne erste Strahlen die Natur vom nächtlichen Schlummer weckte, als der Vögel lautes Chor den jungen Morgen grüßte, da erwachte Emma, und trat ans Fenster.

In verjungtem Grün glänzte der Forst, die Waldgebirge dampften, und aus dem Garten stiegen der Blumenbeete würzige Düfte zu ihr herauf, laue Lüftchen fächelten ihre Wange, und schienen sie in die Laubengänge hinabzulocken, wo sie in kaum entknospeten Blüten spielten. Sie eilte hinab; alle ihre Sinne schwelgten im Vollgenusse des Morgens; sie trat an ihre Lieblingslaube, wo sich Geisblatt zwischen Weinranken schlang und ein zauberisches Helldunkel verbreitete. Ein Geräusch machte sie beben. — Edgar trat heraus; hoch röthete sich seine Wange, als er Emma gegenüber stand. „Verzeiht, Fräulein," stammelte er verlegen, ich glaubte nicht . . . ." „Mich so früh im Garten zu finden?" entgegnete ihm schäkernd Emma . . . „Guten Morgen, Edgar, ihr scheint meine Lieblingslaube auch zu lieben, das freut mich . . ." „Fräulein," sprach Edgar verwirrt, „ihr seyd so gütig, so liebevoll . . . „Seyd ihr nicht der Retter meines Lebens? — das werd' ich euch nie vergessen, — aber soll ich euch nur danken? — Fodert, begehrt, und steht's in meiner Macht, was ihr von mir heischt . . ." Edgar bebte, ein Sturm von Gefühlen engte ihm die Brust ein, sein Auge wurde feucht. — „Wollt ihr mir überschwenglich lohnen, Fräulein," sprach er mit tief bewegter Stimme, „so gebt mir diese Busenschleife; ihr trugt sie gestern, als euerm Knechte das Glück ward, euch zu retten." — Purpurröthe flog über des Jünglings Wange, als die Bitte seinen Lippen entschlüpfte. — Auch Emmas Wange glühte — „Ihr heischt so wenig, ach, daß ich ewig eure Schuldnerinn bleiben muß — hier nehmt die Schleife, und," indem sie forteilte, „gedenket mein!" Edgar war außer sich, sie liebte ihn . . . er preßte die Schleife an seine heiße Lippe, in ihr sah er das Pfand seines Erdenglücks . . . sein ganzes Wesen war im Aufruhr. Doch bald erwachte er aus dem Taumel, eine kalte Hand schien ihm in die Brust zu krallen, es schüttelte ihn wie Fieberfrost. Die reiche Emma aus altem, edelm Stamme, verlobt mit dem mächtigen Grafen von Waldeck, ihr Bruder so stolz auf seines Hauses Adel, und er ein armer Edelknecht, sein Knappe? Sein Himmel ward ihm zur qualenvollen Hölle, er stand an Edens Pforte und sollte umkehren . . . Verzweiflung stürmte in seiner Brust. Als ruhigere Fassung in seine Seele wiederkehrte, da fühlte er es mit schmerzlichem Bewußtseyn: fort müßt er; durch Kampf und Gefahren Emma erringen oder sterben. Doch ach, noch wenig Wochen, und sie war die Gattinn eines andern, des Mannes, der nicht einmal sein Leben für sie wagte. Keinen Ausweg sah er, der Kummer zehrte an seiner Jugendblüte; matt und krank schlich er umher, seine Tritte wankten, seine bleiche Wange war die Verrätherinn seines Grams. Emma sah den Jüngling gleich einer Blume welken, deren Keim ein giftiges Insekt zerstört; auch sie litt unaussprechlich: sie ahnete allein die Quelle von Edgars Krankheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verschiedene Unsterblichkeit.

Trachtest du, sprach man einst, Unsterblichkeit; hebe den Zeitgeist.
Schmiege dich, spricht man nun, jeglichem Geistchen der Zeit.

J. H. Voß.

Etwas über den Artikel in Nro. 10 und 11 des Morgenbl.: Basedow. Rochow. Pestalozzi.

(Beschluß.)

So wenig Hr. Pp. daran glaubt daß man durch eine neue Lehrform die Menschen umgestalten werde, eben so wenig hält er durch sie eine Umgestaltung der alten Lehrer für möglich. Auch darin bin ich einer andern Meinung und die Erfahrung ist auf meiner Seite. Alle diejenigen, welche die Fähigkeit hatten, in ihren Geist einzudringen, ja selbst diejenigen, welche sich ihr nur kindlich vertrauend hingaben, haben sie später in ihren Resultaten gefaßt, haben sie lieb gewonnen, und sie mit Liebe und unzweydeutigem Erfolge angewendet. Ich will hier nur unser Waisenhaus zu Stuttgart nennen, in welchem unter der einsichtsvollen Leitung des Waisenpredigers und Schulen-Inspektors Riecke die eine Hälfte der Waisenkinder nach der Rochowschen, die andere Hälfte nach der Pestalozzischen Methode, und zwar die letztere von Lehrern, die früher nach andern Ansichten gebildet wurden und gelehrt haben, unterrichtet werden. Ich finde den Grund dieser und einer andern Erscheinung, daß nämlich ohne Ausnahme die Kinder lieber in die Schulen gehen, wo nach Pestalozzischen Grundsätzen verfahren wird, als in andere, darin, daß hier der Lehrer lehrend seinem Gegenstande immer mehr gewachsen wird, in jedem Augenblicke, wo die Kinder ihn nicht verstehen, und also unwissend erscheinen, in sich selbst den Fehler findet, und gewiß seyn kann, durch Befolgung der Gesetze, welche ihm die Methode vorschreibt, sogleich wieder aufmerksame, lernbegierige und lernfähige Kinder zu erhalten. Die in-

tensiven Fortschritte der Kinder machen den Unterricht von Woche zu Woche leichter und interessanter und die im stillen Bewußtseyn ihrer wachsenden Kraft bescheidenen und fröhlichen Kinder lassen bey dem durch den Erfolg belohnten Lehrer keine mismuthige Laune aufkommen. Mit dieser verschwinden die Schulstrafen, und das Fundament aller Erziehung, in intellektueller Hinsicht sowol als besonders auch in religiöser, ist durch die väterliche Liebe der Lehrer zu den Kindern, und durch die in diesen wortlos hervorgebrachte Ehrfurcht, Dankbarkeit und Vertrauen gegen die Lehrer gegeben. Aber eben weil die Lust zur Sache, und die Liebe zu den Kindern die unerläßliche Bedingung eines günstigen Erfolgs aller Erziehung und alles Unterrichts sind, so darf natürlich die neue Methode keinen alten Schullehrern aufgedrungen werden. Von dem Aufdringen derselben aber unterscheide ich wesentlich die Anmuthung, daß sich auch alte Lehrer mit dem Geiste derselben und mit der Anwendung der einzelnen Lehrmittel bekannt machen lassen sollen. Dann überlasse man ihnen ruhig, welchen Weg sie gehen wollen und können, wenn nur überhaupt, das geschieht, was man von einem rechtschaffenen Schullehrer erwarten kann. Wäre Hr. Pp. ein Württemberger, so würde er wissen, daß hier nach solchen Grundsätzen verfahren wird und kein Zwang irgend einer Art eintreten darf.

Jedermann wird dem Hrn. Pp. gern glauben, wenn er versichert, daß die blühendsten Schulen, die er sah, es durch die Einsicht durch die Treue ihrer Lehrer waren, und daß er die geschicktesten Schüler da fand, wo man jene fand; denn diese Erscheinung liegt in der Natur der Sache. Auch in Pestalozzischen Schulen wird und muß dies der Fall seyn. Aber wie will man denn widersprechen, daß jene blühenden Schulen nicht noch blühender hätten seyn können, wenn ihre Vorsteher die Einsicht in eine noch bessere Methode gehabt hätten, als die war die sie befolgten? Glaubt denn Herr Pp., daß es dermalen in Deutschland viel Schullehrer gibt, die eine bessere Einsicht in das Wesen der Erziehung, der Lehrgegenstände und der Lehrform haben, als Rochow sie hatte, und tadelt er nicht an diesem selbst die einseitige Bildung, die er dem Verstande, das Gemüth nicht genug beachtend gab? — Wer mag läugnen, daß der Genius sich seine eigene Bahn zu brechen vermag — hat es doch Pestalozzi auch vermocht; — aber wo um des Himmelswillen will denn Hr. Pp die Genies alle herholen, um jede Schule damit zu versehen? Es ist schon schwer genug das nachzudenken, was ein großer Geist ausgedacht hat. Die Schullehrer müssen also zu ihrem Berufe gebildet werden, wie jeder. Um sie aber bilden zu können, muß ja wol die Methode früher seyn als sie. Mit Geist sollen sie den Geist der einzelnen Denker in sich aufnehmen, unbesorgt um die Gelegenheit, eigene Thätigkeit zeigen zu können. Die wahre Methode verwirft die stehende Form, aber den Geist, der in ihr, in dem Lehrstoffe und in der Lehrart unveränderlich liegt, will sie fest gehalten wissen.

Die Form, die Zahl und die Sprache werden z. B. ewig Haupt-Elemente des Unterrichtes zur intellectuellen Bildung bleiben; der Geist, in welchem sie dazu benutzt werden, soll ewig seyn, wie das Naturgesetz, das sie zu Elementen gemacht hat: aber immerfort werde am Buchstaben, an der Anwendung gebessert, wie dies täglich in Iferten geschieht. Die stehende Form, das einzelne Wort soll im Lehrer wie im Kinde verschwinden, sobald der Zusammenhang errungen ist, aus dem die selbstständige Einsicht hervorgeht. Niemand haßt den Formalismus mehr, als eben Pestalozzi selbst, und niemanden fürchtet er mehr, als die geistlosen Äffen der Methode, die, wie er sich ausdrückt, in der armen Hülle derselben das Wesen zu haben glauben. Die Extravaganzen solcher Menschen sind es, die, wie Hr. Pp. in Hinsicht auf Basedow sehr richtig bemerkt, Gift unter den köstlichen Wein mischen, und auf diese richte man das spähende Auge, gegen sie richte man das tadelnde Wort; aber man verwechsele ihr heilloses Umhertreiben nicht mit dem heiligen Thun des ehrwürdigen Pestalozzi, man lasse nicht den Tadel ihrer Lächerlichkeiten, den Spott über ihr Unwesen, wie es schon hier und da geschah, auf ihn zurückfallen. Gegen solche Ungerechtigkeit schützt nur die richtige Einsicht in das Wesen der Methode und die ehrliche Darstellung derselben.

Ob Normalschulen nützlich, oder wie Hr. Pp. glaubt, unnütz waren, weiß ich nicht, da ich selbst keine Schule beobachtet habe, die diesen Namen hätte und verdiente. Doch hat man versichert, daß die Bemühungen des Abts Felbiger in dieser Hinsicht zu ihrer Zeit wesentlichen Nutzen gehabt hätten. Davon bin ich aber lebhaft überzeugt, daß die Errichtung von Experimental-Schulen, in dem Sinne, in welchem Pestalozzis Institut eine ist, von jedem Staate, der es mit sich selbst gut meint, als nothwendig anerkannt werden muß, theils weil sie zur wahren Bildung des denkenden Schulmannes unentbehrlich sind, theils weil nur in ihnen das Mittel, der Perfektibilität der Schulen, als einer menschlichen Einrichtung, genug zu thun, liegt. Im Sinne Pestalozzis aber liegt das Wesen eines Experimental-Instituts darin: „daß man die Thatsachen der Kultur, der Humanität und der Völker so, wie sie uns von der Geschichte und dem öffentlichen Leben dargestellt werden, zum Grunde lege, und auf diesem Grunde, mit unbefangenem und lebendigem Sinne für alle Bildungen, welche die Menschennatur hervorbringt, fortbaue.“

Indem ich hiermit meine motivirte Ansicht der von Hrn. Pp. ausgesprochenen Meinungen gebe, habe auch ich so wenig eine polemische Absicht, als er eine nach seiner Versicherung dabey hat. Nicht gegen ihn ist meine Absicht po-

lemisch, weil ich von ihm glaube, daß sein Zweck gut sey, und er sich nur in der Wahl des Mittels vergriffen habe, nicht gegen die ehrwürdigen Pädagogen Deutschlands ist sie polemisch, weil ich die feste Ueberzeugung habe, daß die ganze intellektuelle Welt, wie die physische, ein organisches Ganzes sey, in welchem (dem denkenden Subjekte oft unbewußt) das frühere Wissen Bedingung und Träger des spätern ist. Selbst der eingeschlagene unrechte Weg wird, sobald nur die unrechte Richtung erkannt ist, der Leiter zum rechten. Darin endlich, daß man die schriftweise Prüfung der neuen Lehrart (in ihrem ganzen Umfange nämlich) den Pädagogen überlassen müsse, bin ich ganz mit Hrn. Pp. einverstanden; aber ich glaube, daß es von noch größerer Wichtigkeit seyn dürfte, einen jeden, der ein Interesse für die Erziehungslehre hat — und wem dürfte und sollte man es nicht zutrauen? — in den Stand zu setzen, sich davon, wovon die Rede ist, selbst Kenntniß zu verschaffen, um dann ein eigenes, selbstständiges Urtheil zu haben. Wenn nun auch eine gelehrte Prüfung der Pestal. Ansichten nicht in das Morgenblatt gehören kann, so scheint es mir doch, daß eine einfache (so viel möglich authentische) Darstellung des Ziels, der Mittel und der Resultate der Methode, so wie die Prüfung der dagegen gemachten wichtigern Einwendungen und Zweifel, in diesem von beyden Geschlechtern viel gelesenen Blatte an ihrer Stelle seyn würde.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Jan.

Mit der österreichischen Literatur, die im vorigen Jahre durch die Zeitumstände so sehr gedrückt war, fängt es an, eine bessere Wendung zu nehmen, als man Anfangs erwartet hatte. Trotz dem, daß durch den letzten Frieden unsre Monarchie mehrere Provinzen und der buchhändlerische Verkehr dadurch viel an seinem Umfange verloren hat, ungeachtet des außerordentlich schlechten Geld-Kurses und der hochgestiegenen Preise aller Druck-Materialien, besonders des Papiers, scheinen doch mehrere inländische Verleger es darauf wagen zu wollen, manches zu unternehmen, was mit einem beträchtlichen Kostenaufwande verbunden ist. So setzt Anton Doll nicht blos die Annalen der österreichischen Literatur fort, sondern will ihnen noch überdiß eine größere Ausdehnung, und ein netteres Aeußeres geben. Eben so druckt er Hormayrs österreichischen Plutarch fort, der unstreitig zu jenen Produkten der inländischen Literatur gehört, durch die sie auch im Auslande Achtung und Ehre erwirbt. Der Buchhändler und Buchdrucker Strauß, dessen Offizin sich durch schönen Druck vorzüglich auszeichnet, fährt fort, den Sammler, der sich durch ein gefälliges Aeußeres sehr empfiehlt, erscheinen zu lassen; auch verlegt und druckt er seit kurzem ein geographisch-statistisches Archiv, das Auszüge aus den besten Journalen des Auslandes nebst Original-Aufsätzen liefert, und wovon die erste Nummer nicht wenig verspricht. Der Redakteur ist offenbar dem Unternehmen gewachsen, und kündigt sich als einen Mann von höherer, energischer Bildung an.

Auch die vaterländischen Blätter, die durch Vaterlandskunde Vaterlandsliebe zu befördern streben, der ungünstigen Zeitumstände wegen aber in den ersten Monaten des verflossenen Jahres ins Stocken geriethen, hören nicht, wie man besorgte, auf, sondern werden mit verjüngter Kraft und Hoffnung fortgesetzt. Schon ist etwas von der Fortsetzung erschienen.

Friedrich Schlegel — so heißt es wenigstens ziemlich allgemein — will eine Art von politisch-literarischer Zeitung herausgeben. Die Idee dazu ist sicher gut, und ein Mann wie Schlegel würde sie gewiß nicht auf eine gemeine Weise ausführen. Es scheint übrigens, als wenn hierüber höheren Ortes noch nichts entschieden sey, so wie es gegenwärtig mit dergleichen Entscheidungen überhaupt noch etwas langsam geht, da noch nicht alle Stellen ganz in Ordnung sind.

Mit der Bücher-Censur sind noch keine Veränderungen vorgegangen. Die Manipulation bleibt wie sie war; nur scheint es, als wolle man von der sonstigen Strenge (die übrigens auch in vielen Fällen merklich gemildert wurde) nachlassen, und nach liberaleren Ansichten und Grundsätzen in Bücherangelegenheiten entscheiden.

Einen großen Verlust hat unser Literaturwesen in diesen Tagen durch den Tod des Bücher-Revisor und Censor Köberl erlitten, der in seinen besten Jahren an dem Nervenfieber starb. Er besaß in vielen Fächern, besonders im Belletristischen, schöne Kenntnisse, und die meisten Recensionen der Oestreichischen Annalen der Literatur und Kunst im ästhetischen Fache rührten von ihm her. Dabey war er auf dem für die Autoren und Buchhändler Oesterreichs so wichtigen Bücher-Revisionsamte ungemein thätig, mit der daselbst stattfindenden Manipulation vertraut, und für liberale Ansichten auch in Anlehung des Censurwesens sehr empfänglich. Sein früher Tod ist auch in dieser Hinsicht zu beklagen.

Man weiß noch nicht, was von oben über jene Werke resolvirt werden wird, die vor dem letzten Kriege verboten waren, während der Anwesenheit der Franzosen aber nachgedruckt wurden. Vor der Hand ist der Verkauf von Thümmels Reisen, Rousseaus Heloise, Voltaires Schriften, und Blumauers Poesien, auf so lange untersagt worden, bis hierüber eine höchste Entscheidung erfolgen wird.

André in Brünn fährt fort, in einer Monatschrift Belehrung und Unterhaltung darzubieten. Von Bredetzky in Limberg erwartet man ein brauchbares Handbuch der Geographie von Galizien; von Generisch in Kermark ein Lesebuch für Mädchenschulen; von Schwartner den zweyten Theil seiner trefflichen Statistik des Königreichs Ungarn.

Wien, 10 Januar.

Hier bey Geistinger, obwol unter Strauß Namen, erscheint ein Nachdruck von Goethes Werken, den ein gewisser Erichsen aufs schändlichste redigirt, ohne Sinn und Ordnung. Bey demselben habe ich die Bestellung auf die Wahlverwandtschaften gemacht und ihn ersucht, sie mir durch die Post auf meine Kosten kommen zu lassen. „Ich habe sie schon bestellt, sagte er, ich muß sie ja für den Nachdruck haben.“ Indeß sind Exemplare angekommen, er gibt sie aber nicht aus, bis der Nachdruck, auf den er täglich vertröstet, fertig ist. Die Exemplare, die Schaumburg hatte, sind inzwischen vergriffen, und ich habe das Buch noch immer nicht, und blos durch die Niederträchtigkeit eines — — Nachdruckers, der nicht nur den rechtmäßigen Verleger, sondern auch seine Kunden betrügt.

Varnhagen,
Lieutenant im k. k. Linien-Infant.
Regiment Vogelsang.

Nro. 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. Februar, 1810.

„Die wahre Weisheit ist die, welche dir zu Hause kommt, Wohnung in deinem Innern macht, Lehre dir gibt und Kraft im Leben. Das ist der Vorzug der Geschichte vor Theorien.“ — Doch „was ist ermüdender, niederschlagender, als das Schauspiel der Menschenwelt ohne einen erhabnen das Ganze fassenden Blick!“

Joh. v. Müller.

Fragment aus einem noch ungedruckten Manuscripte: Ideen zum Studium der Geschichts-Philosophie, genannt.

Soll die Philosophie eine Quelle des höhern menschlichen Daseyns werden, so muß sie sich selbst lebendig gestalten, das heißt, sie muß in der Denk- und Handlungsweise eines ganzen Volks oder Zeitalters sich werkthätig beurkunden. Nur eine solche lebendige Philosophie kann das Menschengeschlecht dem Ziele seiner Vollendung entgegenführen, den festen Grund zu einer allgemeinen Bildung legen. Die Philosophie ist ein lebendiges Ganzes, wovon jeder Theil (gleichsam ein Atom der intellektuellen Welt) zwar an der Bildung der Menschheit arbeitet, die Beschränkung und Ausbildung seiner geistigen Kraft aber selbst wieder von dem höhern Einflusse des Weltganzen empfängt, und dieses zwar mittelst jener Bildung, welche die Erziehung, der Unterricht und die höhere Offenbarung des menschlichen Lebens ihm geben. Die Betrachtung der idealen Welt flößt uns Achtung und Ehrfurcht ein für die menschliche Natur und ihre unendliche Schöpfungskraft, sie überzeugt uns aber auch von der allgemeinen Wirksamkeit einer Welt-Regierung, indem sie uns die Unmacht und die Nichtigkeit aller menschlichen Entwürfe und Bestrebungen darstellt. Der menschliche Wille ist zwar auch ein Beweger des menschlichen Geschickes, allein er ist selbst aus dem höhern Willen des Schicksals zum Theil erzeugt, und da, wo er in selbstständiger Form als Genie und edler Kampf für das höhere Leben erscheint, ist der Erfolg seines Wirkens doch wieder abhängig von dem allgemeinen Schicksal der Dinge. Was vermag das größte Genie zu wirken, ohne das Mitgefühl einer Welt? Erwecken kann es die geistige Kraft, welche Welten erzeugt, aber diese erschaffen oder ersetzen, wo sie ertödtet ist, — dies vermag die Macht des Genies nicht. Daher kommt es denn auch, daß das Genie, für dessen geistigen Einfluß das Zeitalter noch nicht empfänglich ist, seine unsterbliche Bahn allein und ohne alles Mitgefühl vollenden muß. Es gleicht in solchen Fällen den Gestirnen, deren Lichtstrahlen unsern Erdkörper wol erleuchten, aber wegen ihrer großen Entfernung nie erwärmen und befruchten. Die hohe Bildung solcher außerordentlicher Naturen ragt über ihr Zeitalter hervor, gleichwie die uralten Häupter der Erde über die Gebirge der jungern Welt. So lebten und starben Copernicus, Keppler, Spinoza und Winkelmann. Das Leben dieser außerordentlichen Menschen mahnt uns mit schmerzlichem Gefühle an die Verdammniß der endlichen Welt, an die Verkehrtheit und Unverbesserlichkeit des endlichen Wollens.

Der Geschichts-Philosophie drängt sich die schwer aufzulösende Frage auf: warum will sich die menschliche Freyheit nicht veredeln, warum weigert sich der Mensch, neue Wahrheiten und Aussichten für das menschliche Leben willig aufzunehmen, die Ideale einer bessern und schönern Zukunft zu realisiren? Die fatalistische Ansicht der Geschichte, vermöge welcher die Menschheit eine gewisse Periode hindurch in einer Ansicht des menschlichen Lebens beharren muß, ist zum Theil in der Organisation der idealen Welt selbst ge-

gründet, indem eine jede Idee oder Weltanschauung eine bestimmte Periode hindurch auf Erden herrschen muß, um sich darzustellen, aus welchen besondern Darstellungen der Ideen jene Mannigfaltigkeit erhabner Erscheinungen entsteht, welche den unsterblichen Stoff des göttlichen Gedichts der menschlichen Geschichte bildet. In sofern entwickelt sich die Gestalt der Menschheit nach einer göttlichen Nothwendigkeit zwar einseitig, aber doch als ein in jedem seiner Theile vollendetes und harmonisches Ganzes aus. Der Historiker muß nun diesen höhern Gesichtspunkt der Bildungsgeschichte der historischen Welt rein auffassen, um den Zusammenhang der Weltbegebenheiten aus ihm zu entwickeln, und das treue Gemählde der Individualität der Zeiten und Völker getreu darzustellen. Diese Ideen von der Herrschaft eines höhern über den idealen Weltzusammenhang gebietenden Schicksals gründen sich aber nicht blos auf die so eben entwickelte Ansicht der idealen Welt, sie haben auch ihren absoluten Grund in der Endlichkeit der wirklichen Dinge, in ihrem Unvermögen, die Ideen in sich auszudrücken.

Es gibt Völker und Zeiten, die für die Prozesse der geistigen Natur ganz unempfänglich sind, und bey welchen die Sehnsucht der menschlichen Natur nach Freyheit ertödtet zu seyn scheint — solche Erscheinungen gehören zu dem furchtbaren Geheimnisse der endlichen Welt. So wie die ethische Natur des Menschen eine unendliche Tiefe hat, eben so hat auch die endliche Welt ihre unerforschlichen Abgründe. Aus dem finstern Chaos der endlichen Welt tritt die wunderbare Erscheinung der menschlichen Freyheit hervor. Diese erhabene Gestalt des menschlichen Daseyns, was ist sie anders, als Darstellung des Kampfes zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen? Aber wie ist ein solcher Kampf möglich, da an sich das Endliche mit dem Unendlichen in keinem Verhältnisse steht? Das Gemüth des reinen Menschen findet an dem ungeläuterten und irdischen Daseyn nichts wünschenswerthes, es kann zu demselben keine Liebe fassen. Auch mitten im Wohlleben in der zeitlichen Glückseligkeit fühlt der geistige Mensch sich unglücklich ohne den Besitz edlerer Genüsse, ohne Liebe, Freundschaft, Wissenschaft und Kunst. Im Gegentheil weiß der endliche Mensch nichts von dem schönen und göttlichen Traume eines höhern Daseyns, er hat nur Sinn für die Genüsse des sinnlichen Lebens ohne alle geistige Veredlung, und findet sich vollkommen glücklich, wenn die Bedürfnisse seiner thierischen Natur befriedigt sind. Bey einer solchen radikalen Verschiedenheit des Endlichen von dem Unendlichen ist wol an keine Entwicklung des Unendlichen aus dem Endlichen zu denken. Die Entstehung des höhern Daseyns der moralischen Welt kann daher nie durch eine Läuterung des Endlichen erklärt werden, das Endliche selbst kann nie das Unendliche begreifen und darstellen. Wäre der höhere Trieb zum vollkommnen Guten, Wahren und Schönen in des Menschen Brust einmal ganz erstorben, so wäre an keine Auferstehung des Unendlichen zu denken. Das Daseyn der höhern Menschheit, der noch fortdauernde Kampf um die Begründung des ewigen Rechtes ist ein untrüglicher Beweis für die Unsterblichkeit der geistigen Natur des Menschen. Der göttliche Funke der Wahrheit ist nie ganz erloschen, und das reine und heilige Gemüth findet auch in den rohesten Zeiten des Mittelalters eine ihr verwandte Seele die ihre Klarheit ahnt und in ihrem Leben die Sehnsucht nach dem Ideale eines göttlichen Daseyns empfunden hat. Die seelenvolle Bewegung der historischen Welt ist nichts anders, als die unendliche Umwandlung der menschlichen Natur. Die menschliche Freiheit erscheint als der lebendige Grund dieser Bewegung und Umwandlung der Menschheit, und stellt sich im menschlichen Leben als einen Kampf zwischen der Macht der Ideen und dem Triebe nach dem Endlichen, zwischen dem Guten und Bösen, dem Schönen und Häßlichen dar. Dieser Streit kehrt bey fortrückender Bildung des Menschengeschlechtes immer wieder zurück, denn er gehört zum Wesen der Menschheit, und muß sich daher in allen Momenten ihres Daseyns darstellen. Die Bildung des innern Menschen klärt zwar den ganzen Menschen auf, sein Geist handelt erleuchtet durch Wissenschaft und Kunst sowol im Ewigen als im Zeitlichen mit mehr Besonnenheit und Klarheit; mit der zunehmenden Kultur wird das Gemüth des Menschen veredelt, seine Erkenntniß vom Wahren, Vollkommnen und Schönen unendlich erweitert; im Guten und Unverdorbenen wird diese Verstandesklarheit auch einen höhern Grad von Tugend und Weisheit erzeugen: allein auch auf den Bösen wird diese höhere Erkenntniß des Wahren und Guten sich äußern, auch die Natur des Bösen wird tiefsinniger und lebendiger werden. Der schlechte Mensch wird als Verächter der Ideen eine unendliche Kraft des Bösen entwickeln, und der Schein des ewigen Lichtes der idealen Welt, der in sein geistiges Auge fällt, die in seinem innern Gemüthe herrschende Finsterniß beleuchten, und so wird es ihm klar werden, was vorher in ihm dunkel und unbewußt lag, daß das höchste Gesetz seines Lebens in der absoluten Verachtung der Ideen besteht, welches höchste Gesetz der endlichen Natur die Geschichts-Philosophie in der Darstellung des endlichen Schicksals der Ideen zu enthüllen hat. Wer dieses Geheimniß der endlichen Natur erforschen will, lese und studire die Werke Machiavells. Diesem großen Denker gelang es, das wahre Gegenbild zu einem vollkommenen Ideenstaate zu entwerfen, und die Prinzipien, die er sowol in seiner Historie, als in seinen Ideen über Politik entwickelte, beweisen, daß er mit universellem Geiste die Formen des endlichen Willens dargestellt habe. Das Studium seiner Werke ist dem Gesetzgeber und dem Philosophen gleich nothwendig, weil es nicht genug ist daß das philosophische Gemüth von der Macht und dem Nutzen der Ideen sich

überzeuge, sondern dasselbe muß zur klaren Einsicht gelangen, daß es außer der Idee kein wahres Seyn haben könne, und daß alle rein endliche Formen ohne den höhern Einfluß der Ideen in sich zerfallen und sich auflösen müssen.

Edgar und Emma.

(Fortsetzung.)

Ein Waffenbruder Adolfs heischte seine Hülfe in einer harten Fehde, er zog mit dem Waldecker und einer Schaar treuiger Knechte fort. Edgar wollte seinem Herrn folgen; er vermochte es nicht, seine Jugendkraft erlag den Leiden, die an ihr nagten; am Vorabende des Zuges warf ihn die Krankheit auf das Lager. — Er mußte mit ein Paar alten Knechten bey Emma in der Burg zurückbleiben.

Lange hatte Emma mit ihrer Liebe gekämpft; doch sie sah den Geliebten vor ihren Augen sterben, der Retter ihres Lebens litt aus Liebe zu der Geretteten: das zarte, liebende Mädchen erlag endlich dem Drange ihres Herzens. Einen Trank heilbringenden Kräuterweins ließ sie von Wolfgang, dem Burgpfaffen, sich bereiten, und trat mit dem Labetrunke an Edgars Lager, wo eine treue Zofe auf ihren Befehl des Kranken wartete. „Ihr seyd krank, lieber Edgar?" lispelte sie mit zarter Silberstimme . . . Bleich, mit geschlossnen Augen lag der Jüngling da; bey den süßen Himmelslauten schlug er das Auge auf in welchem die Seligkeit sich mahlte. „Hier bringe ich euch einen Labetrunk; ihr werdet davon schnell gesunden, ich habe selbst davon gekostet." „Ihr gebt mir das Leben wieder," sprach Edgar matt, indem er hastig nach dem Becher griff; „ihr habt davon gekostet, eure Lippen haben des Bechers Rand berührt . . ." und in einem Zuge trank er ihn bis auf die Hefe leer. „Gern will ich nun sterben ich habe noch einmal euch gesehen; an des Todes Pforten fallen die Schleyer; ich fühle seine Vorboten in jeder Ader — drum wißt, was ich ewig euch verschweigen wollte: der arme Edgar liebt euch unaussprechlich; willkommen ist ihm der Tod, denn nie darf er hoffen, euch zu besitzen." Das Loos war geworfen. Ueberwältigt von der Liebe Allmacht sank Emma in Edgars Arme. „Auch ich liebe dich, lieber, treuer Edgar!" rief sie außer sich, indem sie mit Küssen den Mund, die Wange ihm überdeckte, auf die des Lebens Röthe wiederkehrte, „nur in deinen Armen will ich glücklich seyn, oder in kalten Klostermauern mein Leben verweinen." Der Freude Uebermaß hatte Edgars Kräfte erschöpft; er sank matt zurück. — Emma verließ ihn; sie besorgte Gefahr für den Geliebten. Des Jünzlings Augen schlo? ein erquickender Schlummer; nach ein Paar Stunden erwachte er zum neuen Leben; seine Krankheit war von ihm gewichen, er fühlte bald seine Kräfte wiederkehren, — der Gram warf ihn nieder, die Liebe hatte ihn geheilt. Nach ein Paar Tagen schon konnte der Genezene im Garten wandeln; die Lande war Zeuge des Festes der Liebenden: nach den ersten glühenden Ergüssen ihrer Zärtlichkeit begannen sie, in der Zukunft trüben Spiegel zu schauen, und ihrer Liebe künftiges Glück zu berathen. — Eines Jahres Aufschub ihrer Verbindung mit dem Waldecker wollte Emma von dem Bruder sich erbitten; Edgar sollte in den Krieg ziehen, die Ritterſporen dort erkämpfen, dann zurückkehren und um Emma werben; dem Retter ihres Lebens, dem treuen Knappen werde Adolf ihre Hand nicht weigern, hoffte Emma, wenn er als männlicher Ritter, mit Sieg gekrönt, um sie würbe, und ihre Liebe zu ihm sie dem Bruder gestände.

Doch ach! schon harrte der Armen ein andres Loos; die Bosheit hatte sich gegen sie verschworen, sie sollten der Liebe Wonnebecher nur kosten, um dann auf ewig sich zu trennen, oder nur im Tode sich zu vermählen. Die unvorsichtige Emma hatte nicht bedacht, daß Wolfgangs Wohnung nur eine dünne Bretterwand von Edgars Kammer schied. Längst hatte der schlaue Pfaffe die Liebenden errathen, er ahnte die Quelle von Edgars Krankheit, und als das Fräulein mit hastiger Eile, mit peinlicher Angst den Kräutertrank von ihm heischte, da schwand ihm jeder Zweifel; er legte in seinem Gemache sich auf die Lauer, und hörte dort das Geständniß der Beyden, die Schwüre ihrer ewigen Liebe. Schnöde Goldgier und eine schwarze Seele, die jedes fremde Liebesglück anfeindete und giftig verfolgte, weil ihm selbst seine Süßigkeit versagt war, spornten ihn, dem Ritter alles zu entdecken; kaum konnte er zu Ausführung seines Bubenstücks Adolfs Rückkehr erwarten.

Im Hinterhofe der Burg stand die bemooste Ruine eines alten Thurms; keine Seele wagte ihn zu betreten, und zitternd kreuzten sich die Knechte, wenn sie ihr Weg in seine Nähe führte, denn der Echter Ahnfrau, ging die Sage, hause in dem Thurme, und necke jeden, der hinein sich wage, sie habe auch wol schon bittrer die Frevler bestraft. — Die Liebe liegt selbst über Geisterfurcht; der Thurm ward das sichre Asyl der Zusammenkünfte der Liebenden. Eben feyerten sie dort ein Fest der Zärtlichkeit, da scholl des Lugners Liedlein lustig von der Warte, des Herren Heimkehr zur Burg verkündete sein Lied. Aufgescheucht aus ihren Wonnen eilten Edgar und Emma aus dem Thurme. — Die Zugbrücke donnerte nieder, und herein in den Burghof brauste der Zug, mehrere Gefangene in der Mitte. Adolf umhalste die Schwester, und freute sich der Genesung seines Knappen; er ging in sein Gemach, Emma folgte, ihn zu entwappnen. Während sie ihn des Panzers entledigte, verkündete er ihr: zwey seiner Vettern seyen aus Palästina heimgekehrt, sie würden in ein Paar Tagen mit des Waldeckers Vater eintreffen, drum habe er die Hochzeit auf ihre Ankunft festgesetzt. „Du wirst mir drob nicht grollen, Emma," fügte er scherzend hinzu, indem er ihr die Wange streichelte.

Emma erbleichte, sie wollte sprechen, die Laute starben ihr im Munde. — „Was ist dir? Du wirst blaß, du zitterst, Emma," fragte Adolf erstaunt, „ich dachte dir eine Freude zu machen, und nun? ... Wie soll ich das alles deuten?" Emma sammelte sich, sie erzwang Fassung und Muth, denn es galt das Glück ihrer Liebe und ihres Lebens. — „Vergib mir, lieber Bruder," entgegnete sie ihm schmeichelnd, „du weißt nicht — ach, mir ist so bange! unsre Ahnmutter ist mir in verwichner Nacht erschienen ..." „Wie?" rief Adolf überrascht, „unsre Ahnfrau? — Und was berichte sie von dir?" — „Ach, Bruder! sie blickte mich grimmig an: hast du vergessen, Emma, sprach sie in hohlen schrecklichen Tönen, daß seit Jahrhunderten keine meiner Enkelinnen ihre Hand vergeben durfte, ehe sie die zwanzig erreicht hatte. Du willst die erste seyn, die meinen Todtenschlummer stört? — Wehe, wehe dir, wenn du zum Altare gehst, ehe zwölfmal sich des Mondes Scheibe füllt; ich würde rastlos dich verfolgen! so sprach sie, und verschwand." — „Was hör' ich," rief Adolf, „haben deine Sinne dich nicht getäuscht?" „Ach, nein! versetzte Emma, ich wachte, der Mond schien hell in meine Kammer, und mahlte die runden Scheiben an den Boden, ich habe mit Entsetzen jeden Laut vernommen; ich bitte, ich beschwöre dich auf meinen Knien, laß ab von deinem Vorhaben, höre die Stimme unsrer Ahnfrau, mache mich nicht gränzenlos elend." — „Nun wol, es sey," entgegnete Adolf nach einigem Nachdenken, „ich gehorche, du sollst nicht die erste aus dem Stamme der Echter seyn, die unsre Ahnmutter aus ihrem Grabe weckt. Wird aber traun der Waldecker trübselig drein sehen, daß er so lange harren soll!"

Emma dankte ihrem Bruder, Freude schwellte ihren Busen, sie sah sich vor dem ersten Sturme geborgen, der Hoffnung Strahl lächelte ihr mild entgegen. — Der Waldecker sträubte sich gegen den Verzug, er verwünschte heimlich die Spuckgestalt, die aus ihrem Grabe stieg, um ihm das nahe Ziel seiner Wünsche so weit hinauszurücken, doch endlich mußte er sich drein ergeben, denn mächtig war Adolfs Geisterglauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Rosalien.

Du noch ein Kind? — O, wunderbar
Ist deiner Tante Blindheit.
Dein erster Tag der Liebe war
Der letzte deiner Kindheit. Hg.

Zuspruch auf dem Rade.

Das Rädern, Freund, soll ihn zum Guten stärken! —
„Ich will mir's nach der Auferstehung merken."
Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom.

Der florentinische Siegreisdichter Ludovico Roselli hat seit dem Ende Oktobers bey dem römischen Publikum einiges Glück gemacht, indem er über 40 Tage lang hintereinander (ein in Rom seltenes Beyspiel) unter freyem Himmel vor allem Volk über Themata, die ihm aufgegeben wurden, improvisirte. — Er gehörte zu den unterrichtetern Dichtern in diesem Fache und sprach das Französische und Lateinische mit einer nicht gewöhnlichen Geläufigkeit. Mehrere seiner Freunde, die sich für ihn interessirten, brachten es dahin, daß das Publikum zu einer Akademie im Theater Valle eingeladen wurde; das Theater war gedrängt voll, der Dichter erhielt von den Unternehmern 30 Scudi; aber es war im voraus zu erwarten, daß das Local aus verschiedener Rücksicht für den Dichter nicht das günstigste war. — Da ein solcher Komödienzettel für deutsche Leser etwas Neues seyn dürfte, so theilen wir ihn unsern Lesern mit:

„Der Improvisator N. N. u. s. w. ladet zu einer poetischen Improvisarien ein, und erbietet sich, jegliches Thema aus jeglicher Wissenschaft, und besonders aus der Logik, Geschichte, Metaphysik, Physik, Theologie ꝛc. aufzulösen. Er wird in Begleitung von verschiedenen Instrumenten, und bisweilen zur französischen Guitarre, die er selbst spielen wird, singen. Die aufzugebenden Themata werden vom Parterre aufs Theater geworfen, und in den Logen besonders kurz vor dem Anfange der Akademie gesammelt werden. Man wird aufs Gerathewohl unter allen wählen." Die Einladung schließt mit folgender Ausrufung: „Römer! Ludwig Roselli weiß genugsam, wie groß eure Ideen in diesem Fache, wie in jedem andern, sind; aber er weiß es auch, daß ihr großherzig seyd, um die Mängel Anderer zu übersehen. — Reizende Donnen! die ihr die Zierde jeder glänzenden Versammlung ausmacht, verschmähet auch ihr nicht zu erscheinen; eure belebende Gegenwart wird größern Eindruck machen, als jene kunstmäßig von jedem Dichter hervorgerufenen fabelhaften und chimerischen Gottheiten des Alterthums."

Der Dichter ist seitdem nach Neapel gereist. Indessen treiben ein unverbrennbarer Mann und eine neuaufgestutzte Buntike, mit Fantasmagorien angefüllt, ihre Künste im Korso. — Bey allem dem stirbt das Publikum vor langer Weile, da die Theater nicht nach Wunsch ausgefallen sind, und die Erinnerung an die alte Allegria zur Zeit des Weihnachtfestes, die jetzt sich nach der Vorschrift der Polizey zu richten hat, noch in zu frischem Gedächtnisse ist, als daß man sie sogleich vergessen könnte. Alles aber, was man vermißt, faßt man unter dem Ausdruck zusammen, der häufig vernommen wird: non ce sono denari. (Es fehlt das Geld.)

Bis jetzt ist mit dem Neuen Jahre erst eine Veränderung von Wichtigkeit eingetreten; nämlich, die sogenannte Dataria und Penitenzeria — das heißt: das Büreau für alle Ausfertigungen, wo die geistliche Gewalt des Pabstes zu entscheiden hatte, ist nach Rheims in Frankreich verlegt worden. Dieses Einkommen des heil. V., das einer zahllosen Menge von Beamten zu leben gab, brachte dem päbstlichen Stuhle mehrere Millionen. Man vermuthet aber, daß es nur eine Interims-Maßregel sey.

Druckfehler.

In Nro. 28 Kol. 1 Sp. 2 Z. 10 v. u. statt erstlich l. östlich.

Nro. 35.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. Februar, 1810.

Ein guter Name der Verstorbnen bleibt;
Den ehr' auch du, daß einst man deinen ehre!

v. Herder.

Zur Geschichte der Karakter-Epigramme.

Dem Musenfreunde, der auf seinen Gängen durch den Dichtergarten des neunzehnten Jahrhunderts nur selten Violen pflücken kann, nur selten Geistern, die ihm zusagen, begegnet, desto öfter aber bald auf klingelnde Sonetten-Dreher, bald auf Dichter, die Stoff und Sprache ihrer Gesänge aus den algebraischen Gedichten der Araber genommen zu haben scheinen, bald auf verzückte Romantiker stößt, und endlich

„müde fortzuschreiten,
Sich rettet ins Asyl vergangner Zeiten," *)

ist es vielleicht nicht unangenehm, von einem Büchlein Kunde zu erhalten, in welchem Geist und Antlitz der klassischen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts recht eigentlich in nuce (denn das ganze Buch läßt sich in eine Nußschale packen), abgebildet sind. Es ist das im Jahre 1764 herausgekommene „Neujahrsgeschenk für das schöne Geschlecht." Dasselbe enthält theils die Bildnisse Hagedorns, Kleists, Hallers, Klopstocks, Cramers, Gellerts, Gleims, Ramlers, Uzs, Geßners, Lessings, Bodmers, Zachariäs und Weisses, (freylich nichts weniger als Meisterarbeit!) theils poetische Schilderungen ihres poetischen Karakters. Aber wahrscheinlich gehören diese Xenien jetzt eben so gut unter die Seltenheiten, als ein Inkunabel aus Fusts und Schöffers Jahrhundert. Schon ihr körperlicher Umfang (wogegen unsre Taschenbücher in Duodez als Folianten erscheinen) setzte sie der Gefahr des Verlorengehens aus, und ein Neujahrsgeschenk — wie sollte das 46 Jahre leben? Mögen also hier einige Schilderungen als Probe stehen:

v. Kleist.

Dies war der schöpferische Geist,
Der Mahler der Natur, Apollens Liebling: Kleist!
Die Grazien bewachen seine Gruft,
Bis ihn der feyerlichste Frühlingsjubel ruft.

Klopstock.

Achillens Zorn besang Homer,
Ein Klopstock singt die Messiade.
Der Grieche sang Verdruß dem griechschen Heer,
Der Deutsche singt der ganzen Menschheit Gnade. *)

Ramler.

Des Flaccus ganzer Geist ward Ramlern erblich,
Wie der im Witze fein, wie der im Denken stark,
Wie der an Nachdruck reich, wie der an Worten karg,
Begeistert so wie der, und so wie der unsterblich.

Lessing.

Wer einen Lessing denkt, denkt sich zu Deutschlands Ehren
Plaut, Sophokles, Aesop, Martial und Molleren.

Zachariä.

Es hat sich Zachariä zween Britten gleich gemacht,
Ist Young, wenn er sich grämet, und Pope, wenn er lacht.

*) Morgenblatt 1809. Nro. 215.

*) Man vergleiche damit die von Schiller entworfene Inschrift für ein Denkmal auf Klopstock, im Morgenblatt 1809. Nro. 267.

Mit jedem neuen Jahre treibt sich das heillose Unkraut seynsollender poetischer Neujahrwünsche von neuem hervor, und findet Vertrödler und Abnehmer: aber welche unter den zahlreichen Buchhandlungen der gegenwärtigen Generation wird sich das Verdienst erwerben, die schöne Idee des bisher beschriebenen Büchleins durch einen Meister in der Karakterzeichnung und durch einen Meister des Grabstichels schöner ausführen zu lassen, und eine Galerie der Dichter, die, über das profanum vulgus hervorragend, der Stolz unsers Zeitalters sind, ihren Verehrern zum Neujahrsgeschenke zu bieten?

J. K. Höck.

Edgar und Emma.

(Fortsetzung.)

Als Adolf des andern Tages allein beym Morgen-Imbiß saß, da schlich gewahrsam Wolfgang, der Burgpfaff, in sein Gemach. „Seyd ihr allein, Herr Ritter?" flüsterte er. „Wie ihr seht, Pfaff," rief Adolf ihm entgegen, „schleicht ja einher, wie das böse Gewissen! Was bringt ihr mir?" — „Böse Kunde, Herr Ritter, wahrt eures Hauses Ehre, es will ein Bube sie beflecken." „Wer könnte das wagen?" fuhr Adolf grimmig auf und stampfte auf den Boden, daß die Scheiben klirrten. „Seyd doch ruhig," sprach der Mönch leise, „man könnte uns hören, und dann wäre alles verloren. Schmach und Schande drohen euch und dem edeln Grafen von Waldeck; einen eurer Knechte hat Fräulein Emma zum Buhlen sich erkoren." Vor Wuth schäumend wollte Adolf den Pfaffen unterbrechen, doch der bat ihn, seine Kunde ganz zu hören, dann möge er beginnen, wie es ihm bedünke. — „Schon lange," fuhr er fort, „hatte ich gesehen, wie das Fräulein und euer Knappe Edgar minnigliche Blicke wechselten — wie sie einander auf allen Tritten folgten. Bald war der Garten, bald Emmas Gemach, bald sogar der alte Geisterthurm im kleinen Burghofe der Schauplatz ihrer Minne. — Glaubt mir, des Knappen Krankheit, als ihr hinaus in die Fehde zogt, war heimliche Liebe, nichts anders: kaum waret ihr ein Paar Stunden fort, da stürzte Fräulein Emma athemlos in meine Klause: sie bat mich flehentlich, mit Thränen in den Augen, einen heilsamen Kräuterwein dem armen Edgar zu bereiten. Mir ahnte nichts Gutes; ich that, was sie von mir heischte, doch legte ich mich aufs Lauern; mein Gemach ist nur durch eine dünne Bretterwand von Edgars Kammer geschieden: da hörte ich bald das Wechselgeständniß des Liebespaares und die Schwüre ewiger Treue. — Seitdem habe ich die Beyden oft, selbst in der Geisterkunde, zum alten Thurme schleichen sehn, weil sie dort ihren Frevel sicher wähnen." — Namenlose Wuth ergriff den Ritter. — „Darum also, darum" tobte er, „mußte der Buhlerinn die Ahnfrau selbst erscheinen, darum sollte die Hochzeit verschoben werden, damit der Bube Zeit gewänne, mit Schande den alten Stamm der Echter zu bedecken, wol gar mit dem sittsamen Fräulein zu entfliehen? — Geduld, ich will euer Plänchen fürchterlich zerstören — morgen sey die Hochzeit; der Bube Edgar soll Emma die Schleppe tragen, wenn sie zum Altare geht, er soll beym Hochzeitsmahle den Becher ihr kredenzen, an dem sie auf das Wohl ihres Gatten nippt; dann büße er im tiefsten Burgverließ, wo Molch und Unke nisten, den Frevel, bis sein letztes Stündlein schlägt."

Gleich dem bösen Feinde, wenn er Unkraut in des Waizens Segensfeld gesäet, schlich Wolfgang fort. In des Zornes erster Wuth wollte Adolf zu seiner Schwester stürmen, und seinen vollen Grimm auf sie niederdonnern; doch hier galt es Klugheit und Behutsamkeit. Nichts von allem durfte der Waldecker ahnen, wollte er den reichen Grafen als Eidam nicht verlieren; er bekämpfte seine Wuth, und trat mit erzwungner Fassung zu Emma, die im Garten lustwandelte. Er verkündete ihr, einer seiner Waffenbrüder und Jugendfreunde in Schwaben heische seine schnelle Hulfe, jeder Tag Verzug bringe seinem Freunde Gefahr; lang und hartnäckig werde die Fehde seyn; zu bedenklich sey es, eine elternlose Dirne, schlecht bewacht, in der Burg daheim zu lassen, auch könne er in der Fehde bleiben, und dann die Schwester nicht mehr an der Seite eines wackern Gatten sehen: kurz, er habe seinen Sinn geändert, morgen solle die Vermählung seyn, die Ahnfrau werde unter solchen Umständen nichts einzuwenden haben. — Emma traute ihren Ohren nicht, sie bebte; schon hatte sie am Ziele ihres Glückes sich gewähnt, und nun sah sie mit Einemmale auch die letzte Hoffnung zernichtet; zusammenstürzte das lustige Gebäude ihrer Rosenträume, in denen sie eben noch sich wiegte. Sie bat, sie flehte, sie beschwor ihren Bruder um Aufschub, sie drohte ihm mit dem Zorne der Mutter ihres Stammes: Adolf blieb unerbittlich.

Der Waldecker jauchzte ob dem nahen Glücke, das er noch gestern sich so fern entrückt gesehen hatte. Alle Anstalten zum Vermählungsfeste wurden getroffen; Eilboten jagten nach allen benachbarten Burgen, Adolfs Waffengenossen, seine Burgmannen alle zur Hochzeit zu bescheiden. Rauchendes Getümmel, lauter Jubel füllte die Exterburg, geschäftig drängten sich die Dienerinnen und Knechte. Als Edgar die Schreckenspost vernahm, da wühlte Höllenschmerz in seiner Brust; noch gestern sah er sich an des Paradieses Pforten, auf des Glückes schwindelndster Höhe, und heute alles verloren: so bebt entsetzt der Wanderer, wenn ein Blitz, gesandt aus heiterm Himmel, vor seinen Füßen in die Erde schmettert. Ihm ahnte Verrath, wie hätte so schnell sonst der Ritter seinen Sinn geändert — er suchte in Adolfs Blicken zu lesen: sie weilten kalt auf ihm, nur zuweilen schien eine wilde gräßliche Freude darin aufzuglänzen. — Kalt befahl der Ritter seinem Knappen, mit seinen Gefährten den Zug zur Kapelle zu

begleiten, und die Schleppe dem Fräulein nachzutragen, beym Mahle ihr den Hochzeitbecher zu kredenzen. Das war zu viel. — Edgar schwankte stumm und ohne Bewußtseyn aus Adelis Gemach; es flirrte vor seinen Augen, um ihn schien ihm alles in die Runde sich zu drehen. Er spähte allenthalben nach Emma, aus ihrem eignen Munde brannte er seines Unglücks Fülle zu vernehmen, doch umsonst; mit Argusaugen bewachte der Bruder jeden ihrer Schritte, selbst ihrer Zofen keine war sichtbar. — Langsam und qualenvoll schlich Edgarn der fürchterliche Tag dahin; bald schien ihm seine Pein mit Bleygewichten der Stunden Flug zu hemmen, es waren die Foltern einer Ewigkeit in kurzen Raum gedrängt — dann schien ihm wieder die Zeit mit fürchterlicher Eile zu entschwinden, jede Minute brachte den Augenblick ihm näher, der ihn so unaussprechlich elend machen sollte. Doch bittrer, als das seine, war Emmas Loos; er durfte wenigstens seines Schmerzens ganzer Fülle sich hingeben, in wohlthätigen Thränen sein Jammerloos beweinen; doch sie mußte gewaltsam die Zähren zurückdrängen, die ihr herauf ins Auge stiegen, Fassung mußte sie erheucheln, denn Waldek und ihr Bruder wichen nicht von ihrer Seite, sie mußte des Mannes Liebkosungen dulden, den sie als den Mörder ihres Lebensglücks haßte. — Als endlich die Nacht herniedersank, da durfte sie ihren Thränen freyen Lauf lassen. Sie warf sich hin aufs Lager, ihre Brust hob sich krampfhaft, es schien sie der Schmerz zu sprengen; mit bangem Stöhnen und jammervoller Klage füllte sie ihr Gemach. — Noch hatte kein Schlaf ihr verweintes Auge geschlossen, als die Sonne über die Gebirge heraufstieg, und die ganze Erde neu belebte — nur ihr schien sie eine Leichenfackel — zum Himmel flehte sie um den Tod, das Ende ihrer Leiden.

(Der Beschluß folgt.)

Welche Umstände haben die Ausbreitung der spanischen Sprache in Europa verhindert?

Spanien hatte Amerika erobert, und seine Schatzkammern strotzten vom Golde Peru's. Sein König saß auf dem römischen Kaiserstuhle, und war Herr der Niederlande so wie eines Theiles von Italien, als das Unglück Franz I von Frankreich ihm neuen Glanz, und die Unruhen in diesem Lande nebst der Vermählung Philipps II mit der Königinn von England — neue Hoffnungen gaben. Aber alle diese Größe war nur ein vorüberzuckender Strahl.

Karl V konnte seinem Sohne die Kaiserkrone nicht hinterlassen, und dieser verlor die Hälfte der Niederlande. Bald schlugen die Vertreibung der Mauren, und die Auswanderungen nach Amerika dem Herzen des Staates zwey tiefe Wunden, deren Folgen sich nur zu frühe offenbarten. Daher konnte denn auch dieser Koloß, als Richelieu gegen ihn anstieß, nicht Stand halten wider Frankreich, das aus seinen Bürgerkriegen wie verjüngt hervorgegangen war. Die spanischen Heere wichen überall, der Ruhm der Nation erlosch. Vielleicht indeß hätte er, bey all diesem Unglücke, seinen Untergang noch verzögert, wenn wenigstens die spanische Literatur der überall erwachenden Wißbegierde hinlängliche Nahrung geboten hätte. Aber der Kastilianische Dialekt, der nun durchgängig statt des Katalonischen zu herrschen anfing, wie in Frankreich der Picarde den Provenzalen verdrängt hatte, besaß nicht jene maurische Galanterie, die Europa eine Zeitlang entzückte, und den Geist der Nation umzog bereits eine düstere Ernsthaftigkeit.

Zwar verdanken wir der Thorheit der fahrenden Ritter den Don Quixote, und Spanien bekam ein Theater; zwar wurde die spanische Sprache an den Höfen von Wien, Brüssel, Mayland und Neapel gesprochen; selbst in Frankreich kursirte sie zur Zeit der Ligue mit dem Golde Philipps, und die Vermählung Ludwig XIII mit einer spanischen Prinzeßinn war ihr so günstig, daß die Höflinge sich bequemten, sie zu lernen, und die Dichter ihre meisten Stücke vom Madrider Theater borgten: aber weder Cervantes Genie, noch Lopez de Vegas Reichthum konnte die Franzosen befriedigen. Den erstern glaubten seine Uebersetzer wenigstens erreicht, den andern seine Nachahmer bald übertroffen zu haben. Man überzeugte sich endlich, daß der äußere Stolz nur innere Armuth zu verhüllen strebe.

Spanien, das nur das Zeichen des Reichthumes besaß, bezahlte damit andere, die an seiner Stelle Handel trieben, aber es bedachte nicht, daß man solche immer theurer bezahlen muß. Ernsthaft, scheu, von Priestern beherrscht, war es für Europa, was das geheimnißvolle Aegypten dem Alterthume war: es verachtete seine Nachbarn, während es sie bereicherte, und hüllte sich in den Mantel seines politischen Stolzes, die Quelle all seines Unglücks. Seine geographische Lage, kann man sagen, setzte der Ausbreitung seiner Sprache ein neues Hinderniß entgegen. Der Reisende findet da noch stets die Säulen des Herkules, und muß wieder auf demselben Wege zurückkehren; auch muß es Spanien unter allen Ländern Europas am schwersten werden, wieder zu Kräften zu kommen, wenn es sich einmal entvölkert hat.

Aber nehmen wir auch an, daß Spanien sein politisches Uebergewicht nicht verloren hätte, es ist darum doch nicht glaublich, daß seine Sprache die Sprache der feinern Welt in den übrigen Ländern geworden wäre. Das Majestätische ihrer Aussprache artet ins Schwerfällige aus, und ein einfacher Gedanke verliert sich in ihren langen Worten und deren volltönenden Endsylben. Man wird versucht zu glauben, daß im Spanischen der Umgang nichts Vertrauliches, die Freundschaft nichts Herzliches, der Lebensverkehr nichts Freyes mehr hat, und daß selbst die Liebe darin sich wie Verehrung ausnimmt.

Karl V, der mehrerer Sprachen mächtig war, sparte die Spanische immer für die Galatage und für sein Gebet auf. Wirklich sind auch die Erbauungsbücher in Spanien ganz vorzüglich, und es scheint, daß der Umgang des Menschen mit Gott im Spanischen leichter als in irgend einem andern Sprachidiom von Statten gehe.

Die Sprüchwörter werden da auch sehr hochgehalten, denn da sie die Frucht der Erfahrung und des Nachdenkens aller Völker und Zeiten in Formeln enthalten, so vermehrt die Gravität der spanischen Sprache die sententiöse Würde derselben; aber Sprüchwörter bewegen sich nur in der Sphäre des gemeinen Volkes. Wahrscheinlich also sind es die Fehler sowol als die Vorzüge der spanischen Sprache, die ihre allgemeine Ausbreitung in Europa verhindert haben.

D.

Fabel.

„Wie kindisch-eitel!" spricht
Zur Rosenknospe dort die Abendrose.
„Du wähnst, daß Zephyr dich umkose,
„Und blühst noch nicht." —
Die Rosenknospe spricht zur Abendrose:
„Dein eitler Stolz betrübt mich sehr.
„Du wähnst, daß Zephyr dich umkose,
„Und blühst nicht mehr." —
Ihr könnt des Zanks euch überheben.
Wißt, rief der Gärtner beyden zu,
Daß Heut' und Morgen flugs entschweben.
Ihr habt nur einen Augenblick zu leben:
Genießt ihn doch in Ruh!

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 6 Januar.

Am 30 Dec. wurde auf Befehl des General Miollis in der Kirche St. Luigi de' Francesi ein Funerale zu Ehren des in Neapel verstorbenen Ministers Salicetti gehalten. Alle Civil- und Militär-Behörden nahmen Theil daran, und ein Redner entwickelte die Verdienste des Verstorbenen.

Salicetti gehörte unstreitig zu den ausgezeichnetsten Personen, die an der Umgestaltung Italiens gearbeitet haben. Er verband mit umfassenden Kenntnissen eines Staatsministers seltene Gewandheit des Geistes und eine unwandelbare Festigkeit des Karakters. Sein letzter Aufenthalt in Neapel hat von allem dem ausgezeichnete Proben gegeben. Vorzüglich war es seiner Wachsamkeit zu danken, daß keine der vielen im Werke gewesenen Konspirationen zu Stande kam. Sie wurden alle entdeckt, und unter seiner Leitung führte die Polizey in Neapel mit dem Hofe in Palermo einen Briefwechsel, der ihn von Allem in Kenntniß setzte. — Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Mann, der besonders durch die energisch durchgesetzte Maßregel der Aufhebung der Klöster sich eine Menge gefährlicher Feinde zuzog, sein eigenes Leben in Gefahr bringen mußte. Einige solcher Ereignisse sind im Allgemeinen auch dem auswärtigen Publikum zur Kunde gekommen. Einige nähere Umstände, die zur Geschichte der Unterminirung jenes Hauses gehören, wo Salicetti nur wie durch ein Wunder gerettet wurde, verdienen neben der Ursache dieses Mannes wol noch einiger Erwähnung, um so mehr, da selbst in Neapel der eigentliche Zusammenhang jener Begebenheit nur von Wenigen genau gekannt war.

In dem Hause, welches der Polizeyminister damals auf Chiaja bewohnte, hatte ein Apotheker seinen Laden gehabt, den er gegen eine Vergütung auf jener Stelle schließen mußte. Die Familie konnte den Verlust der alten Stelle nicht verschmerzen, und einer der Söhne des Apothekers suchte, durch Heftigkeit des Karakters dazu verleitet, den Kutscher des Ministers durch andre Kameraden, auf die man sich verlassen zu können glaubte, zu gewinnen. Es kam so weit, daß man dem gedachten Kutscher 3000 Ducati bot, wenn er Nachts beym Heimfahren en carrière den Wagen ans Meerufer bringen wollte, wo einige von Kapri kommende Wagebälse den Minister fangen, und im Triumphe nach Palermo bringen sollten. — Salicettis Kutscher war schlau genug, sich auf die gemachten Anträge einzulassen, verrieth aber sogleich alles seinem Herrn, der absichtlich die Sache hinhielt, um das ganze Gewebe des Anschlags zu erfahren, und daher verlangte der Kutscher, daß man ihm einige Namen von Personen anzeigen sollte, damit er auch eine Garantie habe, daß er nicht angeführt sey. — Hier war es, wo der gemeldte Sohn des Apothekers hervortrat. Die Sache wurde verabredet, die Nacht, die Stunde, der Ort zur Ausführung bestimmt, und Salicetti selbst verlangte, im Wagen zu bleiben und scheinbar sich entführen zu lassen, nachdem er alle erforderliche Maßregeln genommen, sich der Konspirirten zu bemächtigen. Der Plan wurde vereitelt, indem einen Tag früher, durch Händel eines der Mitverschwornen — eine Verhaftung vorgefallen war, die bey den Uebrigen Argwohn erregte. So geschah es, daß der junge Mann, der die erste Rolle gespielt, plötzlich nach Kapri entfloh.

Er gab seine Hoffnung nicht auf, und brachte es dahin, ungeachtet seine Angehörigen bey Untersuchung des gedachten Attentats mit vieler Schonung behandelt wurden, daß der Vater jener Familie zu einem neuen Racheplane die Hände bot. — Es war letzterm in Salicettis Wohnung ein Gewölbe geblieben, dessen er sich als eines Laboratoriums oder auch als Ablegekammer bediente. Dorthin hatte er jene Maschine gebracht, mittelst welcher das ganze Haus in die Luft auffliegen sollte. Die Maschine war von Kapri gekommen, und faßte mehrere Centner Pulver. Der fürchterliche Anschlag hätte auch gar nicht fehlen können, wenn die Maschine gehörig eingegraben gewesen wäre; so verlor sich aber, als sie angezündet wurde, ein großer Theil ihrer Wirkung, wenn gleich mehrere Zimmer einstürzten. Salicetti las gerade noch, vor dem Kamine sitzend, in einem Buche. Der Boden des Zimmers brach zusammen, er blieb aber beym Fallen auf einem Querbalken sitzen, und kam mit einer bloßen Quetschung davon. Die andern Umstände jenes Vorganges haben öffentliche Blätter erzählt. Zahllose Personen wurden arretirt; man weiß es aber nicht, daß nur irgend Jemand der Schuldigen hingerichtet worden sey. Mehrere sind jedoch ohne Zweifel in immerwährender Gefangenschaft geblieben.

Kein Wunder war es, daß man nach so manchen Angriffen auf Salicettis Leben, als er nun wirklich an der Kolik gestorben war, vermuthete, er sey vergiftet worden. Aber die im Beyseyn von acht Aerzten angestellte Sektion des Leichnams hat bewiesen, daß keine Spur einer gewaltsam herbeygeführten Ursache da gewesen sey. — Man versichert jedoch daß Salicetti gearzwohnt haben soll, vor 7 Jahren in Florenz Gifte bekommen zu haben, und daß ihn diese Vermuthung zu dem Gebrauche vieler starken dem Körper endlich zum Gifte werdenden Mittel veranlaßte. Nach dem italienischen Ausdrucke hies es, seine Eingeweide seyen krebsartig angefressen gewesen (Erano tutto gangrenati).

Nro. 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. Februar, 1810.

Wie du die Welt anblickst, so blickt dich wieder die Welt an;
Lächele, willst du verjüngt leben, der lächelnden zu.

v. Brinkmann.

Besitzthum.

Es gibt keinen Begriff, dessen der Geist nicht fähig wäre. Aus dem Grunde gehört ihm die ganze Welt mit allem, was darin ist. Sie gehört ihm, sie ist sein Eigenthum, und Niemand kann sie ihm streitig machen. Was seine Augen erblicken, das ist für ihn da — er hat es gefunden, und ist nun der Wirklichkeit von dem versichert, was er vorher nur als Möglichkeit sich gedacht hatte. Gleichviel, ob er es sich zueignen darf zur Verwahrung, oder ob er es der Natur, oder der Sorgsamkeit anderer überlassen muß. Auch dann, wenn es ihm verloren ginge, kann es ihm nicht wieder entrissen werden. In seiner Erinnerung liegt es bewahrt, und diese Erinnerung sagt ihm, daß alles, was einmal ihm entgegen kam, auch wiederkommen werde. Jeder Buchstabe, den er erblickt, gibt ihm ein Zeichen von seinen Besitzthümern. Er würde ihn nicht zu deuten wissen, wenn die Sache, die er bezeichnen soll, nicht schon längst ihm angehörte. Liebe, Freundschaft, Tugend, Verdienst in allen ihren Bildern und Formen, worin sie den Menschen und den Heroiden der Gedanken (den Schriftstellern) erscheinen, sind seine Eigenbehörigen; er hat sie zu untrennbaren Gefährten seines Lebens und seiner Wirksamkeit gemacht. Selbst die Unvollkommenheiten sind ihm unterthan. Sie gehorchen ihm und fürchten ihn und dienen allenthalben seinen Zwecken. Alle übrige Gemeinbegriffe sind nur Gedankenumrisse, an denen sich das Angehörige zusammenreiht. Er denkt sich den Begriff von Stein — und in dem Augenblicke stehen alle Steine vor ihm, von dem Marmor des Prachtsaales an bis auf die Schwelle seines Hauses und den Grenzstein seiner Blumenflur. Das sind seine Steine, wo sie auch liegen; denn er kennt sie und weiß sie zu finden, und ihren Nutzen und Gebrauch hat ihm Erfahrung gelehrt. Er denkt sich Nahrungsmittel und anschaulich wird ihm der Weisheit Spruch: Der Mensch lebt nicht allein vom Brote. Unter allen Nahrungstheilen, die sein Wachsthum und seine Erhaltung befördern, sind ihm die körperlichsten die entbehrlichsten. Ihn nährt der Lichtstrahl, der sich in tausend Farben spiegelt; ihn nährt der Ton, der durch die Luft sich schwingt. Er bringt ihm Freude, ohne welche der Mensch nicht wohl verdauen kann, und läßt ihm übrig, dessen sich der niedre Sinn erfreut, der mit dem Hunde den Geruch der Küche wittert.

Horstig.

Edgar und Emma.

(Beschluß.)

Allmählig wurde es lebendig in der Burg, reges Getümmel und verworrene Stimmen schallten durch die Burghöfe und in den Gemächern. Emmas Zofen erschienen mit reichem Hochzeitsgewande und schimmerndem Geschmeide. Bleich und stumm gleich einem Marmorbilde ließ sie in kalter Verzweiflung sich zu ihrem Trauertage schmücken; sie schien ein Lamm, das man zum Opfer ziert. — In der Kapelle waren die Ritter schon versammelt; Waldeck kam im Ritterschmucke mit Adolf, die Braut zum Altare zu führen. Todtenblaß und wankend hing sie an seinem Arme;

als nun unter Trommeten- und Paukenschall der feyerliche Zug in die Kapelle wallte, und Edgar mit noch einem Leibdiener Adolfs aus dem Haufen hervortrat, den Kleidessaum der Braut ihr nachzutragen, da ward es plötzlich Nacht vor ihrem Auge, sie sank bewußtlos in ihres Bruders Arme. Waldeck stutzte, doch bald wußte Echter ihn zu beruhigen: die feyerliche Handlung, der große Schritt aus dem Dirnen- zum Frauenstande habe Emma so ergriffen, eine Schwachheit, die bald vorübergehen werde. Die Arme schlug die Augen auf, sie ging nicht, sie schleppte sich, gestützt von Waldeck und ihrem Bruder, zur Kapelle. — Wer mahlt Edgars Gefühle, als er die Geliebte an des Mannes Seite erblickte, der seine Seligkeit ihm stahl, als er sie sinken sah und ihr nicht helfen durfte, wollte er nicht auch sie mit ihm verderben; er kämpfte übermenschlich, doch seine Liebe bestand den Kampf. Die Trauung ward vollzogen; besinnungslos zitterte das Ja von Emmas Lippen, das Urtheil ihres Todes. Die Trommeten schallten, die Pauken wirbelten, lauter Jubelruf feyerte die Vermahlung des jungen Paares. Aus der Kapelle ging der Zug, nach altdeutscher Vätersitte, in den Trinksal. Da standen an den Pfeilern die Echter alle, von walschen Mahlern verfertigt, an ihrem Fuße las man in Reimlein ihre Rittersthaten. — Die auserlesensten Gerichte und die köstlichsten Schaueſſen prangten auf den kunstlich geschnitzten Tafeln, auf Prunktischen standen in des Saales Hintergrunde zahllose Humpen mit sinnreich-erhabener Arbeit und die alten Tummler, die nur an hohen Ehrentagen aus den Truhen stiegen, um würdiger das Fest zu feyern. Laute Freude und lärmender Scherz wirbelten bald um das Hochzeitsmahl: die Liedlein der Minnesänger schallten drein, ein lautes Hoch! unter Trommetenschall und Paukenklang feyerte jedesmal den Ehrentrunk, welchen der Ritter einer dem Brautpaare brachte. Jetzt ergriff der Waldecker einen vollen Tummler, geziert mit den Wappenschilden der Echter, den Edgar ihm kredenzen mußte. — „Eurer Liebe und ehelichen Treue, schone Emma!“ rief er laut und leerte zur Hälfte den Pokal, dann reichte er ihn der jüngern Gattinn, die stumm und in sich gekehrt, von allem um sie her nichts gewahrend, über ihren Schmerz in dumpfer Verzweiflung brütete. Ihre Lippe berührte den Becher, heiße Thränen fielen hinein; allgemeines Jauchzen feyerte das schöne Weib. Endlich war die martervolle Scene vollendet, alles erhob sich vom Mahle, um zum Ritterspiele hinzueilen, das im Burghofe begann. Emma bat ihren Gatten ihr Ruhe in ihrem einsamen Gemache zu gestatten; sie bedürfe Erholung von dem Anfalle, der sie am Morgen ergriffen — ihre blasse Wange und ihr mattes Auge werde nur die Fröhlichkeit des Festes stören. Ungern und nur nach langer Gegenrede willigte Waldeck in ihre Bitte; doch hoffte er um so frischer und munterer sie am Abende beym Reigentanze zu erblicken. Emma verschloß sich mit ihrer treuen Zofe in ihr Gemach, ihr Gatte eilte zum Schimpfspiele, in dem schon manche Lanze gebrochen war.

Edgar schlich einsam, in seinem Schmerze verloren, im Garten umher; hinaus in Gottes weite Welt wollte er ziehen, und unter Sarazenen-Säbeln den Tod suchen, das Ende seiner Leiden, so hatte er bey sich beschlossen; doch nach einem Abschiedskusse auf Emmas Lippen, nach einem letzten Drucke ihrer Hand sehnte er sich noch, ehe er auf ewig von der Geliebten schied; da sah er am Eingange des Gartens ihm Emmas Zofe winken. Er eilte hin zu ihr; schnell und leise flüsterte sie ihm zu: „Um Neune im Geisterthurme“ ... und verschwand dann schnell. Knieend dankte Edgar dem Himmel, der sein heißes Flehen hörte; er sollte sie noch einmal sehen, noch einmal den Silberton der geliebten Stimme hören, das war Balsam in seine Herzenswunde. — Langsam schlichen ihm die Stunden, sie dünkten zu Jahren ihm verlängert.

Als nun tiefe Nacht die Burg in ihre Schatten hüllte, als die Ritter beym Gelage saßen und die Knechte bey wildem Lärmen zechten, da schlich Edgar mit einer Blendlaterne leise nach dem Geisterthurme. Ein namenloses Grausen faßte ihn, als er eintrat, ein Paar Nachtvögel flatterten zischend ihm entgegen, die Wehklage umkreiste das Gemäuer und stöhnte ihr Todtenlied. Edgars Haar sträubte sich, sein Herz klopfte borbar; so war ihm nie zu Muth gewesen. Eine Weile hatte er geharrt, da hörte er leise Fußtritte — es war Emma. Sie trat in das Gewölbe und sank in Edgars offne Arme, der sie mit heißen Thränen an seinen Busen preßte. In sprachloser, schmerzlichsüßer Wonne feyerten sie die letzte Scheidensstunde, ihren Gefühlen fehlten Worte.

Schon hing drohend das Gewitter über ihrem Haupte. Der tückische Pfaffe war Emmas Zofe nachgeschlichen; hinter einer alten Linde verborgen, die an der Gartenmauer grünte, hatte er ihre Botschaft an Edgar angehört. Der Seiger drummte noch, der neun kaum ausgeschlagen, da eilte er hin zu seinem Ritter, der froh und wohlgemuth an des Waldeckers Seite im Kreise der Ritter beym Humpen saß, und raunte ihm leise die Kunde in die Ohren. Wutend sprang Adolf auf, und riß das Schwert aus der Scheide. „Waldeck,“ rief er vor Grimm schäumend, „ihr habt an eine Metze eure Hand verschleudert, zwar ist sie meine Schwester, aber doch eine Metze: sie und ihr Buhle sollen mit Blut die Schmach bezahlen, die sie über den alten Stamm der Echter bringen: kommt, kommt, wir wollen Gericht halten.“ Jach stürzte er fort. Waldeck ihm nach, die Ritter folgten entsetzt von fern. Weinend hing Emma an Edgars Halse; sie trank des Scheidens bittern Kelch in vollen Zügen. — „Leb wohl, ewig wohl, lieber Edgar, dort oben sehen wir uns wieder!“ schluchzte sie. — Da scholl Waffenklirren und verworrenes Stimmengetose an ihr Ohr; beym Scheine der Windlichter, die jetzt den Burg-

hof füllten, sahen die Liebenden der Ritter Schaar, Adolf und den Waldecker mit hochgeschwungenem Schwert an ihrer Spitze. — „Wir sind verrathen," rief Edgar außer sich, „rette dich, Emma, laß mich allein sterben!" Zu spät, schon war der Haufe ganz nah an des Thurmes Eingang. Bewußtlos, mit zerstörten Sinnen ergriff Edgar das zitternde Mädchen, und eilte mit der theuren Last die zerfallenen Stiegen hinan auf des Thurmes Zinnen, als ihr dort oben ihnen Rettung beschieden. Da standen sie an des Thurmes Rande, näher und immer näher tobte der Lärm die Schneckenstiege herauf, schon hörten sie Adolfs Wüten, der tausendfachen Tod der Schwester mit ihrem Buhlen schwur. Fester schmiegte Emma sich an Edgars Brust — „Hast du Muth?" fragte er sie schaudernd, indem er in die Tiefe blickte. — „Laß uns zusammen sterben!" flüsterte Emma mit leisen, kaum hörbaren Lauten. Jetzt stand Adolf wuthschnaubend, mit rollenden Augen auf der obersten Stufe — er erblickte das verschlungene Paar. „Ha, stirb elende Buhlerinn mit deinem Buhlen!" knirschte er, indem er mit gezücktem Schwerte auf sie eindrang, da rief Edgar: „Gott sey uns gnädig!" und hinab stürzte er sich mit Emma in die gähnende Tiefe. Starr vor Entsetzen stand Adolf gleich einer Bildsäule da, hinab blickt er, da tönt nur schwaches Sterbegewinsel ihm ins Ohr. — Die Ritter stürmten hinunter, sie fanden das treue Paar zerschmettert, im Tode noch umschlungen. Der unglückliche Gatte zog mit Adolf, an dessen Herzen die Reue mit Schlangenbissen nagte, nach Palästina. Beyde fanden in der Schlacht bey Nizäa den Tod, den sie suchten.

v. Haupt.

Die Freundschaft.

Kaum begannen Welt und Himmel
Auf Kronions Zauberruf,
Als, die Erde zu bevölkern,
Er den Gott der Liebe schuf.

Auch entsprang des Donn'rers Haupte
Göttinn Pallas mit dem Speer,
Die verschönte Langeweile,
Kalt, pedantisch, freudenleer.

Amor sprach: „Ist's eine Büste,
Die ich erst beseelen muß?" —
Und sie gab dem holden Knaben
Aus Zerstreuung Kuß um Kuß.

Wie der Göttervater zürnte!
Dem Betroff'nen bangte sehr,
Seine weise Tochter übe
Solcher dummen Streiche mehr.

Und aus Vorsicht, oder Neuheit,
Oder Mitleid, glauben wir,
Schuf Kronion flugs die Freundschaft,
Und die Weisheit unterwies ihr.

Haug.

Die Jubiläums-Perücke.

Ich fürchte, mein Freund, diese Locke wird nicht halten, sagte Sterne zum Pariser Künstler, von dem er sich eine Perücke hatte machen lassen.

Sie können sie in den Ocean tauchen, erwiederte dieser, und sie wird halten.

Wie doch in dieser Stadt alles nach einem großen Maßstabe gemessen wird, bemerkt Sterne. Die höchste Anstrengung der Ideen eines englischen Perückenmachers wäre nicht höher gegangen, als: sie in einen Eimer mit Wasser tauchen zu lassen. Welch ein Unterschied! Wie die Zeit und die Ewigkeit!

So viel als Vorrede zu folgender Ankündigung, die in der Londoner Zeitung: The Times vom 11 Nov. vorigen Jahrs enthalten ist, und beweist, daß seit Sternes Zeiten auch jenseits des Kanals die Haarkünstler eines kühnern Ideenschwunges fähig geworden sind. Es wird hier nur noch zur Erklärung des Namens dieses Kunstwerks zu bemerken seyn, daß der Künstler ihn deswegen wählte, weil die Erfindung in die nämliche Zeit fällt, in welcher sein König das 50ste Regierungsjahr antrat.

Jubiläums-Frisur, oder A. Roß's Haar-Köpfe. (The Jubilee Head-dress or A. Ross's Heads of Hair.)

Die Bewunderung, welche die modische Welt der neuen Erfindung Roß's gezollt hat, und der Ruf, der seine verschönernden Werke überall begleitet, erheben ihn ohne Widerspruch über alle, die es ihm gleich thun wollten.

Nach einem 20jährigen eifrigen Studium der Grundsätze seiner Profession ist er endlich in den Stand gesetzt, dem Publikum eine Entdeckung im System der Perückenmacherey vorzulegen, die unter die außerordentlichsten gehört, welche die menschliche Phantasie hervorzubringen vermag, und welche die Benennung: Roß's Haar-Köpfe erhalten hat. Die Kunst erhebt sich hier bis zur täuschendsten Aehnlichkeit mit der Natur, die Oberfläche der Haut und die natürlichen Farben des Kopfs sind auf eine in Erstaunen setzende Art nachgeahmt, und sie erscheinen als die Grundlagen, auf welchen das Haar ruht. Jedes Theilchen ist so bewundernswürdig gebaut, daß es sich der sorgfältigsten Untersuchung, ohne die Möglichkeit einer Entdeckung, unterwerfen darf, und das ganze System ist in solcher Vollendung gewoben, daß es Nutzen, Bequemlichkeit Eleganz, Geschmack, und die glücklichste Nachbildung der Natur in sich vereinigt. Zu finden in Nro. 119, Bishopsgate-Street.

Notizen.

Hr. Flinders, brittischer Seeofficier, und gegenwärtiger Kriegsgefangener auf Isle de France, hat in einem an die Nacheiferungs-Gesellschaft dieser Insel gerichteten Briefe einen Schiffbruch beschrieben, den er im Jahre 1803 an einer der zwischen Neu-Holland und Neu-

Caledonien so zahlreichen Korallen-Bänke erlitt. Er sucht darin zu beweisen, daß der unglückliche Lapeyrouse in diesen Seegegenden umgekommen seyn müsse, und daß sich mithin die Trümmer der französischen Fregatte noch auf den östlichen Küsten von Neu-Holland finden könnte.

Die Ackerbau-Gesellschaft des Departement von Gers hat einen Preis auf die Angabe gesetzt: welches die für die Besserung des Weins beste Form der Weinfässer sey. Hr. Abbé Her** belehrt diese Gesellschaft, daß Berthollet das beste Erhaltungs- und Verbesserungs-Mittel der Weine schon längst angegeben hat, nämlich verkohlte Faßdauben — und daß nach achtjähriger Erfahrung Wein in solchen Fässern immer sich gebessert hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Gotha, 22 Jannar.

Wir haben das Vergnügen gehabt, eine große Künstlerinn in unsrer Stadt verweilen zu sehen, die es in zweyfacher Hinsicht, als Schauspielerinn, und als mimische Darstellerinn ist. Man kennt bis jetzt in Europa nur zwey Namen, die durch die Attitüden-Mahlerey so berühmt sind: Lady Hamilton und Sie; und da die erstere wol schwerlich je Deutschland bereisen möchte, so kann sich jeder Deutsche dreymal glücklich preisen, welcher eine so seltene Kunst in Mad. Hendel zu bewundern Gelegenheit fand, als die auch dadurch sich vor andern Künstlerinnen auszeichnet, daß sie das Studium der artistischen Archäologie zu ihrer größern Vervollkommnung eifrig treibt, und in dieser Absicht jetzt dem klassischen Boden Latiums und Roms zueilt, wo ihr Freund Werner sie schon erwartet. Unterdessen ist in Gotha, nur wenigen vergönnt gewesen, sich an ihrem Talente zu ergötzen. Sie gab ihre mimischen Darstellungen und ein Deklamatorium nur vor dem Zirkel des Hofs und in den Zimmern des Herzogs und der Herzoginn, wo sie jeden Abend Zutritt hatte, und Kunstsinn und Kunstaufnahme fand. Wer sie sah, zollt ihr gern das Lob, das überall ihr ward, und überall ihr werden wird, das Lob ihrer Mahlerey im Ausdrucke des Dichters, wie ihrer Mahlerey in Stellungen, Gesichtszügen und Gruppirung. Dies ihr bestes Talent hat wirklich etwas Magisches, von dem man sich kaum ein Ideal, ungesehen, entweesen kann. Ihr sprechendes Auge, ihr schönes Gesicht, ihre edle Haltung, unterstützen sie meisterhaft darin. Oft verwandelt sie sich blos durch den veränderten Wurf eines Shawls, und das, ohne den Rath eines Spiegels zu brauchen. Man begreift, wie in Wien große Artisten ihre Attitüden zeichneten und zu Tableaus sammelten. Da sie in Gotha, auf dem weyland so trefflichen und unvergeßlichen Hoftheater, zuerst als Kind die Bühne betrat, so war es wirklich rührend zu sehen, mit welcher kindlichen und heiligen Anhänglichkeit sie alle Rudera aus jener schönen Kinderzeit aufsuchte, die jedem gefühlvollen Menschen so werth ist, und deren ungetrübte Freuden nie wiederkehren; so wallfahrtete sie zur elterlichen Wohnung, und zu den Gespielinnen ihrer Jugend, und erinnerte sich dann, mit der ihr eigenen Treue des Gedächtnisses, und trotz der Kluft von 31 Jahren, gar manches kleinen Umstandes. Auch zu Vater Ekhofs Grabhügel trug sie ihre Verehrung des noch nicht ersetzten Künstlers. Der Baum ist längst von der Zeit ausgerottet, in dessen Schatten er ruhte; die Steinplatte ist auch nicht mehr vorhanden, die der Kriegsrath Reichard, vor einigen 20 Jahren, nur mit dem Namen Ekhof bezeichnet, darauf legen ließ. Da ergriff die Künstlerinn eine Art Begeisterung; sie reichte ihrem Begleiter Reichard die Hand über dem Grabe des großen Todten, indem sie die Worte aus Ossians Klage sprach, und gelobte ihm den Ertrag einer Benefize-Vorstellung zur Errichtung eines Denkmahls mit einer Aufschrift aus einer Ode des Horaz. Sie nahm in Gotha alle Kunstsammlungen in Augenschein; in der sogenannten Kunstkammer, die sehr reichhaltig ist, bewunderte sie den Schirm von Lukas Kranachs Hand, der von vielen nicht gesehen wird, und doch einzig ist, wie die Sinesische Seltenheiten-Sammlung des Herzogs, die wahrscheinlich nicht ihres Gleichen in Deutschland hat, und wo sonderlich eine Sammlung von Fächern, und die Original-Abbildungen der Hausgeräthe der Mandarinen von Porcellan ꝛc. sich auszeichnen. Gotha besitzt einen Schatz von literarischen und artistischen Merkwürdigkeiten, welcher, vereint, statt daß er jetzt an 6 oder 7 Oertern verstreut ist, ein Museum bilden würde, dem manche andre in Deutschland nachstehen müßten, wie schon das Münz-Kabinet nur mit dem Pariser und Wiener zu vergleichen ist, seit es Ernsts, des Unvergeßlichen, Munificenz so süßlich bereicherte. Der jetzt regierende Herzog, der ein so großer Freund der Künste ist, trägt auch redlich das Seinige bey. In der Theater-Garderobe fand Mad. Hendel noch das Kleid, worin sie als Kind eines der Kinder im Melodrama Medea auf dem Hoftheater zuerst spielte. Das war eine Reliquie, die ihr der Herzog, so wie mehrere Rollen mit Ekhoffs und Iffands Namensschrift bezeichnet, auf ihre Bitte gern überließ, und die ihr mehr Freude machten, als die andern Geschenke. —

Räthsel.

1.

Mein Vater ist ein harter Mann,
Die Mutter Asche. Jedermann
Hat einst dies Schicksal zu erfahren;
Ich selber bin ein räthselhaftes Kind,
Wohlthätig schon seit vielen Jahren;
Ich bringe Licht in düstre Hallen,
Bin gern dabey, wo frohe Menschen sind,
Und lustige Gesänge schallen:
Dem Kranken biet' ich heilende Arzney,
O lebt, er athmet wieder frey,
O lebt, der kranke Mann gesundet!
Doch traut mir nicht — schon oft hab' ich verwundet,
Und lügen kann ich, daß als die bekannten
Frau Basen beym Kaffe, beym Spinnen oder Stricken,
Aus Elephanten mach' ich Mücken,
Und aus den Mücken Elephanten. Hl.

2.

In eine lichte Rotunda schaut
Wol auf mein sinnender Blick,
Vor Adams Erzeugen hats keiner gebaut,
Dies künstliche Meisterstück.
Seine Säulen sind nicht von Marmor, von Holz,
Von keinem Metall, doch schwebet es stolz
In freyer Windung, trotzt furchtbarn Gewalten,
Sich selber verwahrend im Sturme zu halten.
Wer mißt sein Gebälke, wer zählet die Menge
Der luftigen Zellen, der schwebenden Gänge,
In der Mitt' eine wallende Göttinn wohnt,
In strahlender Mitte die Göttinn thront.
Nun meldet uns Kunde,
Wie heißt die Rotunde?
Sie ist nicht des Himmels lasurner Bogen,
Der sich spiegelt und bricht in des Meeres Wogen;
Eine Mördergrub' meine Rotunda ist,
Wo den Pilgrim zu ihr die Göttinn frißt. Hl.

Auflösung der Räthsel in Nro. 301 1. Flor. 2. Essig.

Nro. 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. Februar, 1810.

Laß nur einmal die Flur, geliebt von Apollo, mich grüßen,
Wo Homeros Nebenbuhler sang! —
Welcher Blüte der Kunst entbehrt dies pflegende Klima?
Athmet nicht der todte Marmor dort?
Heben nicht stolze Ruinen in alternder Schöne die Häupter?
Strebt die jüngste Kunst nicht himmelan? —

L. A. Unzer.

Wallfahrt nach Rom.

Ein Tagebuch.

(Von Oehlenschläger.)

Zueignung.

Weiter muß der Pfliger eilen,
Kann nicht länger bey dir weilen,
Holde Wirthinn du!
Auf des Stromes schnelle Weise
Treibt ihn wieder fort die Reise
Ohne Rast und Ruh.

Eine Insel sich dem Flusse
Zeigt zum wühlenden Genusse
Grün und blühend dort;
In die Arme mit Entzücken
Kann er kaum die Ufer drücken,
Muß er wieder fort.

Sehnsucht streitet mit der Ehre,
Doch die angeborne Schwere
Zwingt den leichten Muth.
Heim muß kehren von den Scherzen,
Wie vom Athem tief zum Herzen,
Das getreue Blut.

So auch ich mit Spiel' und Lachen
Muß den Ring, den goldnen, machen:
Ohne Widerstand,
Um zuletzt den Punkt zu finden,
Wo die Enden sich verbinden
In dem Diamant.

Laß mich denn auf leichtem Flügel
Streifen über Thäler, Hügel,
Schöne Fluren sehn;
Mündlich werd' ich bald dir danken
Unter deinen grünen Ranken
Im Vorübergehn.

Dort wo Berg' und See und Wiese
Runden sich zum Paradiese,
Deiner Milde Thron,
Siehst vielleicht Du, wenn die Reben
Süße helle Trauben geben,
Phöbus heitern Sohn.

Aber diese kleine Reise,
Die er so auf seine Weise
Fragmentarisch schrieb,
Reicht er aller Musen Minne;
Liebenswürdige Corinne
Nimm damit vorlieb!

Den 1 März 1809.

Himmlische Schauspiele.

Die Diligence rollte aus Genf. Die Sonne stritt mit den Nebeln und siegte. Ein warmer blauer Tag, wozu die kleinen Schneestücke am Wege und die großen auf den Bergen einen wunderlichen Gegensatz machten. In der Abenddämmerung führten Sonne und Mond eine einfache antike Tragödie auf für meinen artigen Reisegefährten und mich. Der Sturm, der zur Zeit in den Bäumen rauschte, die Bäche, denen wir vorbeyfuhren, machten den einfallenden Chor. Der wild auf- und absteigende Seewind war eine Schaubühne, die sonst mehr an den Shakespear, als an

den Aeschylos erinnerte; aber das große einfache Duodram war ganz im Geschmacke des letztern gedichtet. Lange besprachen und stritten sich die Könige, wem das Reich gehöre. Endlich stand der blasse Mond triumphirend da und betrachtete als eine rachgierige Furie den in seinem purpurnen Blute gesunkenen Helden. Das Nachspiel war heiterer. Das bleiche Medusenhaupt verwandelte sich in einen lächelnden hellstrahlenden Cherubkopf, der von zwey kleinen Silberwolken als Flügeln getragen ward. Das kräftige Licht war erloschen, aber das selige schien.

Die Nacht ist des Wanderers Trost. Sie entfernt die Ferne und versetzt die Sehnsüchtigen alle Abende wieder in die Heimat zurück. Der Himmel ist unser aller Vaterland. Eben so wölbt er sich Nachts über das dunkle Seeland wie über das dunkle Savoyen. Der Wagen, der Orion, das Siebengestirn sind nur ein wenig anders hingerückt. Die Phantasie kommt mit der Nacht und bildet die dunkeln Erdmassen, die herumliegen, zu bekannten Gegenständen, die fremden Häuser zu Hütten der Heimat.

Die ehrbare Schaffnerinn.

Im Wirthshause zu Annecy wurden wir aus der Aeschylosschen Tragödie plötzlich in die Homerische Odyssee hinein versetzt. Die Küche, in der man das Abendmahl bereitete, wozu wir bald unsere Hände erheben sollten, wölbte sich gastfreundlich; die Flamme beleckte den Kessel auf dem Herde, und große (Brat-) Spieße standen an den Pfeilern gelehnt. Ein schönes Mädchen machte mit vieler Anmuth Feuer in den Kaminofen und setzte uns Wein auf den Tisch. Ich fragte sie, ob sie meinte, daß alle diese Präparate nöthig wären, um uns warm zu machen? Sie erröthete, und das holde Feuer in den Wangen machte uns noch heißer. Damit es uns nicht gar zu heiß werden sollte, entfernte sie sich schnell, wenn sie kam.

Den 2 März.

Die Langeweile.

Es sollte mich sehr wundern, wenn nicht alle meine Leser diese blaßgelbe Blume kennen. Sie wächst überall, am häufigsten in unkultivirten Gegenden. Sie verschließt wider der Blumen Art ihren Kelch vor den heitern Sonnenstrahlen und öffnet ihn, wenn es kalt, stille und dunkel wird; dann fängt sie an zu duften, nicht süß wie die Nachtviolen, sondern betäubend wie der Mohn. Auf der Reise trifft man sie häufig. Wenn der Wagen langsam fährt, wird man sie in großen Haufen in den Gräben der Heerstraße gewahr. Besonders aber blüht sie wie Salpeter an feuchten Schollenwänden in den schlechten kalten großen Wirthshausstuben, wenn man da halbe Tage zubringen muß, und durch nichts gestört wird, durch kein Buch, keine Gesellschaft, und wenn es draußen immer dicht und still fortregnet. Hier in Chamony habe ich ein ganz vorzügliches Exemplar von dieser Blume gefunden, das ich zwischen diese Blätter meiner Botanikſammlung hinlege, flach drücke und anleime, damit mir die Langeweile einst in fröhlichen Stunden Kurzweile mache. Haec olim meminisse juvabit.

Treibhaus künstlicher Blumen.

Wie ich mich nun aber lange genug mit dieser Vegetation beschäftigt hatte, wie es draußen immer stärker zu regnen anfing, beschloß ich, mir ein Treibhaus zu bauen, um zur Veränderung Rosen und Vergißmeinnicht zu bekommen. Ich ließ mir also ein großes Feuer in den Kamin machen, schloß die Fensterladen fest zu, ließ mir zwey Lichter auf den Tisch setzen, und fing nun an Briefe nach Hause zu schreiben. Ich hatte kaum die nekromantischen Figuren auf dem Blatte angefangen, als die dunkle Stube mit den Mohnblumen verschwand, und ich befand mich unterm heitern Himmel in gruner Sommerfrische auf Seeland, im Schatten der Eichen und Buchen, das heilige Meer in der Nähe, meine Lieben im trauten Kreise um mich noch näher. Ich erzählte ihnen von der Langeweile, die ich einst im Wirthshause zu Chambery ausgestanden hatte, und die Laune, womit ich es that, schien ihnen zu gefallen.

Schlaf.

Zum Desert bey dem Abendessen bekam ich einige Erzählungen, wie mehrere Reisende in dieser Gegend des Nachts von Räubern ermordet wurden; unter andern ein hübscher junger Mann, der einige Stunden vor seinem Tode in meinem Zimmer gewohnt und in meinem Bette geschlafen hätte. Kommt die Melancholie in diesem Zimmer vielleicht daher? dachte ich. Sind es Dünste von seinem Geiste, die sich um zwölf Uhr zum Gespenst verkörpern werden. (Ich hatte dabey das philosophische Buch des Hrn. Jung über die Gespenster gelesen, worin er so klar, wie zwey und zwey sind vier, beweist, daß es solche gibt.) In dieser Stimmung stieg ich in's Bette; aber meine Müdigkeit erlaubte der Phantasie nicht zu agiren. Ich schlief gleich ein, ohne selbst von Träumen gestört zu werden. Der Betthimmel fiel nicht herunter auf mich, das Bett sank nicht plötzlich in die Tiefe, keine geheime Thüren sprangen auf in der Tapete, wie es von vielen Wirthshausbetten in den Räuberbüchern zu lesen ist. Wie dieses nun so gut gegangen war, setzte ich mich getrost um 2 Uhr des Nachts auf den Postwagen, und schlief ein, gewiß wieder aufzuwachen, hier oder wenigstens jenseits.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sängerinn Lauretta.

Lauretta, komm, und sing', und siege! —
Nachbilden kann, du holdes Weib,
Dannecker deinen Götterleib,
Hetsch deine anmuthvollen Züge
Und Flammenaugen — aber ach!
Wer bildet deine Stimme nach?

Hs.

Wissenschaftliche Propagande für den Orient und alle außer-europäische Länder. — Merkwürdiger Reisender.

(Aus Hrn. Kammer-Assessors Seetzen's Schreiben vom 17 März 1809 aus Rahira, dessen Mittheilung dem größten Theile unsrer Leser willkommen seyn wird, da es in der monatlichen Korresp. v. Zach enthalten ist, welche nicht so sehr verbreitet ist, als sie verdiente.)

Bey einem Besuche, welchen ich dem Schech Osman el Mikaty abstattete, zeigte ich ihm meinen Sextanten. Dieser gefiel ihm so sehr, daß er sogleich beschloß, sich einen solchen von London kommen zu lassen. Ich gab ihm schriftlich die Größe desselben nebst dem dazu gehörigen Apparate (künstlichen Horizont, Niveau u. s. w.) an, und Hr. von Roseti hat bereits deswegen an ein englisches Handels-Haus nach Malta geschrieben. Sie sehen hieraus, daß es öfters den orientalischen Gelehrten nur an wenigsamer Kenntniß unserer wissenschaftlichen Fortschritte, keineswegs aber an gutem Willen fehlt, nützlichen Gebrauch davon zu machen und sich dadurch zu belehren. Je mehr ich über meinen Plan zu einer wissenschaftlichen Propaganda für den Orient und alle außer-europäische Länder nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich von seiner Ausführbarkeit und seinem hohen Nutzen für die Bildung des ganzen menschlichen Geschlechts. Die wissenschaftliche Propaganda wird einst auf eine ehrenvolle Art die Propaganda des Glaubens ersetzen, eine unermeßliche Anstalt, welche in Hinsicht ihrer Größe dem Begründer Ehre, in Hinsicht ihres Zwecks aber Verabscheuung erwirbt, und deren Fortdauer unserm philosophischen Zeitalter eine entehrende Makel aufdrückt. Mehrere verdienstvolle Männer arbeiten zwar schon im Geiste edler Literatur-Propagandisten, allein sie sind einzeln, haben wenig Aufmunterung und arbeiten nicht nach einem allgemeinen Plane. Ich habe Ihnen bereits von dem thätigen französischen Vice-Konsul in Damiat, Mr. Basilius Facher, einige Nachrichten gegeben. Außer andern Werken, z. B. Rollin's Geschichte, la Lande's Astronomie, einer Geographie mit Landkarten u. s. w., ist er Willens, Rousseau's Contrat social und den Code Napoleon zu übersetzen. Ein griechisch katholischer Mönch vom Libanon, Pater Saba, ist ein trefflicher Mathematiker, und beschäftiget sich mit Uebersetzung europäisch-mathematischer Schriften in das Arabische. Der unermüdete Orientalist, Hr. Asselin, besorgt eine arabische Uebersetzung von Aesops Fabeln, so wie er seine Studien über alle orientalische Sprachen, von Habesch bis zum Lande der Aguan in Persien, fortsetzt; und wahrlich seine Verdienste werden in Frankreich sehr wenig anerkannt. Bey seinem Eifer für die Wissenschaften, seinen Kenntnissen, seinem Muthe und seiner Beharrlichkeit, seiner Menschenkenntniß und seinem festen Körperbaue — welchen großen Nutzen könnte das literarische Publikum nicht erwarten, wenn es ihm seiner Lage wegen erlaubt wäre, als wissenschaftlicher Missionär Habesch, Arabien, Persien u. s. w. zu durchwandern! — Uebersetzungen europäischer Schriften in das Arabische sind von hohem Werthe, indem das Gebiet, wo die arabische Sprache geredet wird, von einem ungeheuern Umfange ist. Da sie überdem unter vielen andern Völkern und Nationen die Sprache der Gesetzgelehrten ist, wie in dem osmanischen Reiche, in Persien, einem Theil der Tartarey und Indiens, so würde man dort jedesmal eine oder die andere Person finden, welche jene Uebersetzungen wieder in ihre Muttersprache übertrüge. In der That gibt es keine orientalische Sprache in der Nähe, welche passender wäre, um darin zu übersetzen und dadurch die europäischen Wissenschaften schneller und weiter fortzupflanzen, als die arabische, weswegen sie unsere ganz vorzügliche Achtung verdient. Ignaz Lojola war auf dem schönsten Wege der Kulturverbreitung unter fernen Nationen; aber unglücklicher Weise hatte seine religiöse Schwärmerey die Oberhand über die wissenschaftliche.

Merkwürdig in mancher Hinsicht ist einer der neuesten Reisenden, über dessen Geschichte noch immer ein undurchdringliches Dunkel ruht, und von welchem ich Ihnen, wo mir recht ist, schon in meinen vorigen Briefen einige Nachrichten mittheilte. Ich meine jenen, welcher sich etwa vor zwey Jahren hier den Namen Aly Bäkel Abassy gab, als Pilger nach Mekka und Medina reisete, und auf seiner Rückkehr nach Europa in Wien unter einem andern Namen Aufsehen erregte. Folgende Nachrichten wurden mir von Hrn. Creus, Chancelier bey dem spanischen Konsulate, welcher ihn in Alexandrien häufig besuchte, mitgetheilt.

Obgleich Aly Bähl sich für einen Marocconer und für einen Verwandten des dortigen Regenten ausgab, so versicherte mir doch Mr. Creus, daß er ihn in Spanien als Ober-Lieutenant genau gekannt habe. Indessen bin ich ungewiß, ob er selbst fest davon überzeugt war; wenigstens sagte er nachher, Aly Bähl habe gewußt immer auf eine feine Art so viel rathen zu lassen, und bey dem Erzählen sich so zweydeutig auszudrücken, daß es ihm unmöglich gewesen sey, zu bestimmen, ob er Wahrheit oder Unwahrheit sage. Sein eigentlicher Name ist Pedro Nunnes; wenigstens hat Mr. Creus mit dieser Unterschrift einen Brief von ihm aus Madrid erhalten, und nach dessen Vermuthung war er ein Günstling des Friedensfürsten, welcher noch damals in Spanien allmächtig war. Wenigstens glaubte er, daß es ihm ohne eine solche Unterstützung nicht möglich gewesen wäre, einen so bedeutenden Aufwand zu machen, als seine Art zu reisen erforderte. Er hatte mehrere Bedienten und war manchmal sehr freygebig. Jedermann gibt ihm das Zeugniß, daß er ein Mann von Kopf und ausgebreiteten Kenntnissen ist. Er war mit einem schönen Vorrathe der köstlichsten astronomischen Instrumente, welche in England von den besten Künstlern verfertiget waren, versehen. Außer

drey andern Chronometern hatte er einen, der 800 Rthlr. kostete, und er hielt über ihren Gang ein besonderes Tage-Buch. Zum Observiren bediente er sich, wie es scheint, eines sehr künstlichen Vollzirkels. Er war vorhin in Marocco, wo er nahe daran gewesen seyn soll, eine politische Revolution zu bewirken. Dort lernte er ein wenig das Arabische sprechen, und wurde mit den Sitten und Gebräuchen der Mohamedaner bekannt.

In Alexandrien hielt er sich etwa acht Monate auf, um sich in der arabischen Sprache zu vervollkommnen, und sich zu seiner Reise nach Mekka vorzubereiten, welche er für sehr schwierig hielt. Als vorgeblicher Mohamedaner und Vornehmer wurde er häufig von mahomedanischen Religions-Schechen besucht, mit welchen er die vorgeschriebenen Gebete verrichtete, und welche er reichlich beschenkte, obgleich er sich in ihrer Abwesenheit bey Europäern über sie lustig machte, und sich über die Last des Zwanges beklagte, welchen er sich ihretwegen anthun müsse. Er wagte es sogar einmal, mit ihnen in ein öffentliches Bad zu gehen; eine wirklich sehr große Kühnheit, wenn er anders nicht das körperliche Zeichen des Mohamedismus an sich trug. Er hatte am Ufer des Meeres in einiger Entfernung von Alexandrien ein Zelt aufschlagen lassen, um sich des Seebades zu bedienen. Eines Abends, in Gesellschaft von mehrern Schechen, und schon spät, gab er vor, daß er sich noch nicht zur Ruhe begeben könne, weil er während der Nacht astronomische Beobachtungen anstellen wolle. Er benutzte die Zeit ihres Schlafs, um eine sehr treue Ansicht von Alexandrien zu zeichnen. Auch hier in Kahira war er immer von Schechen umgeben. Mr. Creus versicherte, seine Reise nach Mekka und Medina habe blos zum Zwecke gehabt, die Länge und Breite dieser merkwürdigen Städte zu bestimmen. Bloß diese Reise kostete ihm 4000 span. Thaler, nach Hrn. von Rosettis Versicherung aber nur 15000 Piaster. Auf der Reise von Mekka nach Medina wurde er von den Beduinen angefallen und beraubt. Er verlor unter andern zwey Chronometer, und was noch schlimmer war, so sah er sich durch diesen Verlust verhindert, Beobachtungen in Medina anzustellen. In Mekka kaufte er die Hälfte von dem kostbaren Stoffe, womit die Kaba behängt ist, welche er mit sich nach Europa nahm.

Bey seiner Ankunft in Alexandrien hatte er Empfelungsbriefe von Fox in England, und von einem französischen Minister in Paris. Er kaufte dort eine schöne Sammlung von Antiken und Medaillen, welche dem französischen General-Consul Mr. Drovetty gehörte, für 4000 Piaster, ließ sie aber nachher in den Händen des span. General-Consuls, Mr. Camps, zurück.

Kein Europäer in Egypten, außer Mr. Camps und Mr. Creus, wußte es, daß er ein Spanier war. Ich hegte zwar immer die nämliche Vermuthung, und hielt es nicht für unwahrscheinlich, daß er ein geheimer Envoyé des englischen Hofes seyn könne, um wichtige Papiere an den Regenten von Derreija zu bringen, welches mir noch glaublicher wurde, als bey seiner Zurückkunft der dieſige Pascha zweymal eine schriftliche Aufforderung vom Chef der Wehabiten erhielt, entweder sich zu seiner Partey zu bekennen, oder seine Rache zu fürchten. Vielleicht wollte die englische Regierung die Wehabiten zur Eroberung Egyptens benutzen; denn damals fand gerade die unglückliche englische Invasion Statt. Hierüber konnte ich aber nie aufs Reine kommen. War Aly Bâbk oder Pedro Nunnes, oder wie dieser Reisende sonst heißen mag, ein politischer Envoyé, so muß ich gestehen, daß er seine Rolle unvergleichlich spielte, und daß die Wahl nicht leicht einen bessern hätte treffen können; war er hingegen ein gewöhnlicher Reisender ohne politische Aufträge irgend eines Hofs, so dürfte er sich schwerlich von dem Vorwurfe einer nicht ganz anständigen Charlatanerie frey machen können, obgleich ich sonst das öffentliche Zeugniß von ihm geben muß, nie gehört zu haben, daß er auch nur einmal seine Verstellungskunst zum ökonomischen Nachtheile eines andern benutzt hätte. Aly Bâbk gab vor in Europa erzogen zu seyn, ob in Spanien oder Frankreich, das habe ich vergessen. Er hatte mehrere Länder Europas bereist, unter andern auch England, und man versicherte, er habe Fonds in der englischen Bank. Er sprach mehrere Sprachen mit Fertigkeit. Von hier reiste er nach Syrien, von wo er sich über Haley durch Anadoly nach Konstantinopel begeben zu haben scheint. Sollte er seine Reise im Oriente einst dem Publikum mittheilen, so dürfte dieselbe von hoher Wichtigkeit und ganz eigen in ihrer Art seyn. —

Korrespondenz-Nachrichten.

München.

In Nro. 290 des Morgenblatts von 1809, in einem Briefe aus Rom, steht, daß Hofrath Morgenstern, Prof. der Universität zu Dorpat, eine Reise nach Frankreich und Italien auf Kosten der russischen Regierung mache. Diese Nachricht ist dahin zu berichtigen, daß derselbe diese zur Herstellung seiner im rauhern Norden zerrütteten Gesundheit, und zur Vermehrung seiner Kenntnisse und Ansichten, unternommene Reise auf seine eigne Kosten gemacht, und glücklich geendigt hat. Er hatte die künftige Erlaubniß zu einer solchen Reise vor Annahme seiner Stelle in Rußland sich im voraus ausbedungen; sonst hätte sie ihm schwerlich werden können. Er ist, auf der Rückreise nach Rußland, zufällig als der erste Reisende seit der Tyroler Insurrektion, bereits in den ersten Tagen des Januars das mit tiefem Schnee bedeckte Gebirge Tyrols passirt. Hier in München war er einige Tage in dem schönen Kreise, welchen der verehrungswürdige Jacobi mit andern edeln Männern bildet; er wurde auch unserm trefflichen Kronprinzen persönlich bekannt. Dieser hat in der Galerie gegenwärtig ein schönes Madonnenbild von Sassoferato aufstellen lassen. Rafaels von ihm durch unsern wackern Galerieinspektor Dillies zu nicht geringem Preise, doch wahrlich nicht zu theuer, in Florenz erkauftes Originalporträt (dasselbe, das Morghen gestochen hat) ist noch nicht ausgepackt. Man weiß, daß es nicht eher öffentlich wird ausgestellt werden, bis unser König von Paris zurück ist. So warten also der hiesigen Kunstfreunde noch ein Festtag

Nro. 38.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. Februar, 1810.

Liebebewanderter Mann, und liebekundiges Weib, sprich:
Welche von zweyerley Pein dünket die peinlichste dir?
Die, wenn du inniglich liebst, allein nicht wieder geliebt wirst,
Und das andre nicht weißt, daß es vergelten nicht kann?
Oder, wenn inniglich du geliebt wirst, ohne daß du liebst,
Und du hehlen es mußt, daß du vergelten nicht kannst?

Bürger.

Die schwere Probe.

Ich lustwandelte zwischen zwey jungen sehr liebenswürdigen Mädchen am Ufer des Meeres. Lauretta, die ich innig liebe, der ich die zärtlichsten Blicke, die süßesten Worte gab, ließ mich ihre Kälte streng fühlen; Amalie hingegen, für welche mein Herz nichts empfand, bewies mir die wärmste Anhänglichkeit. Wir beschäftigten uns einige Zeit mit dem Zusammenlesen kleiner Steine von allerley Farben. Das Meer, ungewöhnlich stille, glich einem strahlenden Spiegel. Ich bemerkte, kaum einige Schritte von uns, am Gestade eine Barke, die mit einem Seile an einen Baum befestigt war. Ich bat meine schönen Gefährtinnen, einzusteigen, um des heitern Abends am Borde hin und her auf dem Wasser zu genießen. Amalie sprang ohne Säumen die erste hinein; Lauretta, nach manchen Einwendungen und Ziererey'n, gab endlich gleichsam aus Gefälligkeit, doch mehr, um nicht allein zurückzubleiben, meiner Bitte nach. Ich binde los, ergreife das Ruder, und wir lassen uns auf- und niederschaukeln. Ich lenkte das Fahrzeug, aus Besorgniß zu weit hinweggeflutet zu werden, vorsichtig am Gestade hin, denn mein Vorhaben bey dieser Seepartie war kein anderes, als Lauretta ruhig zu besitzen, und meine Augen an ihrem Liebreize weiden zu dürfen, ohne daß sie meiner Bewunderung sich entziehen könnte. Umsonst hatte ich mit glühendem Herzen den rührendsten Schäferroman gegen die Undankbare durchgeführt; aber ihre Gespielinn that ihre zarte Neigung für mich in holden bedeutenden Wörtchen kund. Die beyden Mädchen begannen jetzt zu singen, und ich schwelgte in der Seligkeit, welche ich der bezaubernden Lauretta wider ihren Willen dankte. Plötzlich überzog der Himmel sich mit schwarzem dichtem Gewölke; fürchterlich schollen Donnerschläge über unsern Häuptern; Blitze durchschlängelten unabläßig das schaurige Dunkel; aus Winde brachen hervor, Wogen thürmten sich auf Wogen, die Barke ward fortgerissen, fern und immer ferner vom Gestade. Nun erhoben meine Unglücksgefährtinnen ein erschütterndes Jammergeschrey, das nur Thränenströme unterbrachen. Unserm schwachen von Wogenwirbeln umgetriebenen Kahne stand jeden Augenblick der Hinabsturz in den Abgrund bevor. Welle um Welle bedeckte uns. Mein Ruder brach. Keine Hülfe mehr! Wir schwankten dahin, der Wuth des Sturmes und der Fluthen, des Himmels und des Oceans Preis gegeben. Ich rief in meiner Verzweiflung alle Meergottheiten an, und besonders Cytheren, die Meerschaumentsprossne. Ach! sie blieb meinem Anflehen taub. Die Leanders Untergang zuließ und der Alcyone — wird sie meine Hochgeliebte retten wollen? Der Aufruhr in meiner Seele übertraf den Aufruhr ringsum, und über und unter mir.

Da rief eine Stimme (ob vom Himmel, oder aus der Tiefe, konnte ich nicht unterscheiden) den furchtbaren Spruch: „Unglücklicher opfre von Dreyen Eines dem Neptun, oder die Barke sinkt unter.“ — —

„Wie? Mein Leben soll ich auf Kosten einer von meinen Gefährtinnen erkaufen? Verlöre ich Lauretta, warum noch leben? Verdient sie vielleicht das traurige Schicksal der

Hinopferung für ihre Undankbarkeit und hängt meine Ruhe von ihrem Tode ab? Soll ich beharren auf ihrer Rettung, um vielleicht immer von ihr ungeliebt, ja verworfen, also unglücklich zu seyn? Oder soll ich mit dem Untergange der nur zu gefälligen Amalie das Geschick versöhnen, ach, mit ihr, deren ganzes Verbrechen ist, daß sie mich liebt? deren Schönheit und Verdienste vielmehr ich mit bestrafenswerther Unempfindlichkeit lohne? — Aber Eine von beyden muß dem Zorne Neptuns zur Beute heimfallen! Losketten will ich mich von der Unseligen, deren Gegenwart mich hindert, allein mit der Angebeteten zu seyn. Dies Opfer, diese Bürgschaft meiner Liebe, kann mir Laurettas Gunst erwerben. — Abscheulicher Gedanke! — Nein, meine Grausamkeit müßte sie nur mächtiger aufreizen gegen mich. Sie gewänne das Recht, mir zuzurufen: Also, dich zu lieben, Undankbarer, reicht hin, um von dir aufgeopfert zu werden? Was beginnen? Ein Auskunftmittel ist noch übrig. Die Barke rettet nur zwey. Wohlan! Ich stürze mich hinaus in die Wogen. Im letzten Momente blick' ich dann in Laurettas und Amaliens Herz. Die Wahrliebende widersetzt sich meinem Entschlusse; die geliebte Fühllose muß wenigstens mich vom Schicksal erbarmungslos Hingerafften bedauern, und vom Mitleiden ist nur ein Schritt zur Liebe. Meinem Schatten wird sie Thränen der Zärtlichkeit weihen. — Ja, für die Gefahr, welcher ich die beyden Armen aussetzte, muß ich, der sie in den Nachen lockte, mich bestrafen. Aber kann ich auf diesen schwachen Bretern sie allein lassen, von Donnerkeilen, vom Fluthengrabe bedräut? Ihren Tod hätte dann ich verschuldet. „Keine Großmuth!" spottet und lästert wol später das Volk; „er warf sich furchtlos in das stürmende Meer, in der zuversichtlichen Hoffnung, sich durch Schwimmen zu retten, und dachte nur an sein Ich." — Wozu soll ich am Ende mich entschließen? Soll ich länger noch zögern, bis wir alle Drey zu Grunde gehen? Darf ich strafbar-unschlüßig den Wink der Götter versäumen? Während diese Gedanken sich durchkreuzten, schoß eine thurmhohe Woge auf die Barke nieder, und — ich erwachte.

Ihr liebenden Herzen, o sagt, was ihr an meiner Stelle gethan hättet? Richtet, was meine Pflicht war! und möge zum Lohn euer Entscheidung niemals ein so grausamer Traum euch peinigen! G.

Wallfahrt nach Rom.

(Fortsetzung.)

Den 3 März.

Erwachen.

Ich erwachte hier, noch immer in Savoyen, von den nackten Felsen und Schlünden umgeben, die mir beym ersten Anblicke andeuteten, daß ich nicht im Paradiese erwacht wäre. Da ich nun nicht wußte, womit ich die Hölle verdient hatte, so machte ich den Schluß, daß ich noch immer auf der Erde zwischen beyden schwebte. Die Wahrheit des Schlusses bestätigte sich nachher. — Als nordischer Heide hätte ich eigentlich glauben sollen daß ich in Wallhalla erwachte, denn mir gegenüber saß eine einäugige Erscheinung, wie Odin. Aber diese negative Eigenschaft war auch alles, was er mit dem Gotte gemein hatte. Sprechend vertrieth er ein menschliches Gemüth aus dem letzten Decennium des achtzehnten, und dem ersten des neunzehnten Jahrhunderts. Ich fand auch nicht bey ihm die dunkelerhabene Kürze, die ich in Odins Havamal und Runen-Kapitel bewundere. Er erzählte mit homerischer Weitläufigkeit, indem er doch, um nicht zu weitläuft zu seyn, die homerischen Schönheiten übersprang, seine eigene Odyssee einem neben ihm sitzenden Ladendiener, der ihn zwischen wachendem und schlafendem Zustande gern anhörte, in Ermangelung eines Wiegenliedes oder eines summenden Baches. Ich ließ ihn mir nachher ein Florusregister aus seinen Livius-Dekaden machen, und erfuhr dadurch, daß er Zollkontroleur in einer französischen Provinz sey, daß er einen Oheim von Einfluß habe, und daß er selbst der Gesundheit wegen Erlaubniß bekommen, ein wenig nach Italien zu reisen. Vermuthlich um hier das zweyte Auge wiederzubekommen, und nachher desto kontroliren zu können; denn sonst war es ein junges frisches Blut, zufrieden und redselig, und aß in den Wirthshäusern nachher, wie nur ein homerischer Held. — Mir zur Seite saß zu meinem Erstaunen Aladdin mit seiner Mutter Morgiane; aber nur Aladdin aus der ersten Epoche, das will sagen: ein kleiner fetter, rothbackiger Junge, der immer fort aß, was die Mutter von Aepfeln und Brot im Sacke hatte, immer lustig, und ungezogen, unartig war, während die Mutter im dünnen kattunenen Mantel fror, und ängstlich daran dachte, woher das Brot kommen sollte, welches der Knabe unbekümmert verzehrte, stets dabey versichernd, daß es vortrefflich schmecke.

So ging es auf und ab in Savoyen; ein langer, von engen schwarzen Wänden eingeschlossener horizontaler Schornstein, worin sich die Knaben vermuthlich heim auf den Felsen üben, um nachher in Paris perpendikulär zu kriechen. Mir begegneten nichts als arme unter der Last von den Eisenbergwerken gebückte Esel und Eseltreiber. Von den Marmots und dem Savoyen-Kohl sah ich nichts, von den Savoyarden-Liedern hörte ich keins. Das Leben schlich stumm und matt durch die Felsen in dem schwülen Tage.

Der Sturz.

Plötzlich hörten wir etwas in muthiger Kraft daher galloppiren. Es war ein großer starker Kriegsmann auf einem schönen Rosse. Braun und feurig im Gesichte flog er dahin, als wollte er um die Erde reiten. Ich saß eben und machte Betrachtungen über Schwäche und Kraft, Glück und Unglück, Esel und Eseltreiber, Reiter und Pferd, als

ein Bauer ängstlich zu der Diligence kam, und uns bat, wir möchten um Gotteswillen aussteigen, der Reiter wäre vom Pferde gestürzt, läge mit blutigem Kopfe ohne Bewußtseyn auf der Erde, und sey vermuthlich todt gefallen. Wir eilten gleich herbey. Es war wirklich wie der Kerl es erzählt hatte. Der Mann lag wie todt. Aber bald spurten wir Leben, und sahen, daß er nur eine leichte Hautwunde auf der Wange bekommen hatte. Wir brachten ihn in den Wagen, und liessen ihn Schritt vor Schritt zum nächsten Dorfe fahren, wo er wohnte. Als er zu sich selbst kam, weinte er bitterlich und beklagte seine arme Frau, die ihn nun so früh verlieren sollte. Wir merkten bald, daß er lustig gelebt hatte, und daß es mehr Bachus als die Wunde war, die ihn inkommodirte. Wir brachten ihn zu seiner Frau, die nicht sehr erschrak. Sie war vermuthlich daran gewöhnt, daß der Held öfter mit Blessuren nach Hause getragen wurde. Er dankte uns für unsre Güte; wir versicherten ihm, es wäre Schuldigkeit, überliessen ihn seiner Gattinn, und rollten munter fort.

Den 4 März.

Mont Cenis.

„Kennst du den Berg mit seinem Wolkensteg?
Das Maulthier sucht in Nebeln seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihm die Flut.
Kennst du ihn wol? Dahin, dahin
Geht unser Weg." —

Wie wunderlich ward mir zu Muthe, als ich in der Morgendämmerung die Augen aufschlug, und sah, daß wir im Schnee fuhren. Im Februar hatte ich einige May-Tage in Genf erlebt, und jetzt, einen Monat später und mehrere Meilen südlicher, ward es wieder Winter. Ich dachte damals nicht daran, daß er mir sogar im April zwischen Florenz und Rom begegnen würde. Hier war er der Berge Höhe und der Jahrszeit gemäß. Wir waren schon ziemlich gestiegen. Wie es nun höher ging, die Luft immer kälter, der Schnee immer tiefer ward, welche Gedanken ergriffen mich da! Erst die Erinnerungen, die Ahnungen aus der Heimath — Norwegen! du geliebter Halbtheil meines Vaterlandes; wie oft hat mein Geist in der Einbildung bey dir verweilt. Wie oft hat der dänische Bruder, an grüne fruchtbare Ebenen nur gewöhnt, sich in deine Gebirge hingeträumt, und in der Wirklichkeit sollte er nun eher die fernen Alpen, als deine nahen Felsen sehen. Aber es ward mir ganz heimlich da auf den nackten kalten Schneeklippen. Die Schweiz hatte mir die Idee von Norwegen nicht so gegeben. Ich war da im Sommer; die reiche Vegetation, und besonders die Trauben, störten mich in der Illusion vom Vaterlande; auch die Sprache und der Umgang mit den Menschen. Ich habe auch die wildesten Gegenden in der Schweiz nicht gesehen. Aber hier! Im Winter! Und ich denke mir lieber Norwegen im Winter als im Sommer. Das Karakteristische eines Gegenstandes prägt sich immer am tiefsten hinein in die Seele; und Norden spricht, wie natürlich, mehr das Winterliche als das Sommerliche aus. Gewiß, der Winter hat mehr das Eigene bey den Norwegern gebildet als der Sommer; wiewol auch der im Norden sehr schön seyn kann. Es muß eine gewaltige Wirkung im Allgemeinen auf die Menschen hineindringen, um sie groß und gut zu machen. So das Unglück überall; so die Kälte im Norden: die drängt das Volk in die Hütten zusammen, da lernen sie sich kennen und sich lieben, da verbinden sie sich brüderlich gegen den feindseligen Riesen im Eispanzer; das bildet eine National-Familie! So thut das Meer das nämliche, um die Inseln von Dänemark, wo die Menschen zusammenhalten, wie die Mannschaft auf einem großen Schiffe im tobenden Meere. — Wie gesagt, auf diesen Höhen, wo ich wenige Menschen sah, und mit keinem sprach, wo also die fremde Zunge nicht die Einbildung stören konnte, wo die frische kalte heitere Luft mich an genossene Winterstunden in der Heimath erinnerte — hier war ich zu Hause. — Wie ich mich aber nun erinnerte, daß ich auf den Alpen war, da störte das mich gar nicht in meinen Phantasien. Gerade umgekehrt, das Herz schlug gewaltiger, und ich sah die Cimbern und Teutonen in großen Haufen lustig und lachend, behelmt und gewaffnet, auf den lichten Schilden mit Spießen in der Hand von den weissen Felsen hinunterfahren, wie Streitgötter von den Wolken, um sich das schöne Italien zu erobern.

Die Wilden sind wie die Kinder schön selbst in ihrer Unart, weil diese Naivetät, und keine Sünde ist. Wie bey den Kindern muß man deshalb selbst ihre wildesten Leidenschaften lieben als Naturwirkungen, die nicht erbittern können, aber Erstaunen und Verwunderung erregen müssen. Wer kann Achill hassen, weil er die Leiche des getödteten Hektor seinem Wagen nachschleppte. Der Haß, der Tod ist bey ihnen wie der Streit ein schönes Spiel, kein wirklicher Haß oder Tod; denn sie glauben alle gewiß an ein zukünftiges, reifes, friedliches Leben beym Vater, wie er es führt. Laßt denn die Kinder spielen, und laßt sie gern gespielt haben. Und laßt den Erlaubniß haben, sich zu freuen, dessen Väter die stärksten und muthigsten Knaben waren, welche die verdorbnen Schwächlinge bezwangen und zu Boden warfen, um die Rosinen und Mandeln zu bekommen, die sie hatten, und wovon ihnen nichts zugetheilt ward. Laßt ihn sich ihrer erfreuen auf diesen hohen Felsen, die sie nicht fürchteten, weil sie nichts fürchteten. Er wird auch drunten im Thale ihren weissen Gebeinen mit welchen man Aecker einhegt, eine Thräne zollen. Aber er wird bald wieder die Thränen von den Augen wischen beym Anblicke der longobardischen Krone, die fünfhundert Jahre nordische Schädel gefaßt hat, und in dessen edelm geldem Roste noch die Bänder der italienischen Ehrenlegion getaucht sind.

Wie es nachher in Schlitten ging, konnte ich nicht umhin die ganze Reise mit Benjowsky und seinem Nachahmer Kotzebue nach Sibirien zu machen. Ich bildete mir ein, daß ich nach Kamschatka verwiesen war, aber lächelte schalkhaft hinten drein, weil ich wol wußte, daß mein Kamschatka Italien war, und mein Tobolsk Rom. Oben am Berge ist ein Haus, wo der Kommandant die Pässe durchsieht und da geben fromme Mönche warmen Wein, Kaffe und Punsch für nichts her. Es ist schön eine solche menschliche Gastfreiheit mitten in der getzigen Natur zu treffen; es ist meinens umgekehrt in der Welt. Ich hatte übrigens keinen Nutzen davon; denn erst als wir vorbey waren hörte ich Odin mit dem einen Auge es dem Landdiener erzählen (sie hatten beyde genossen), wieviel Zucker, Kaffe, Wein ꝛc. da jährlich verbraucht würde, zum großen Erstaunen des merkurialischen Geistes, der eine solche Freygebigkeit nicht begreifen konnte.

Der Abend war wie der Tag gewesen — außerordentlich schön für die Jahrszeit und für den Ort. Schon hatten wir die nackten Felsen zurückgelegt, es fing die Vegetation an, die Luft ward blau und lau, das Grüne erschien, und der Gedanke erhöhte alles: „Jetzt bist du in Italien.“ Der Weg war sehr gut und gemächlich. Meine Augen hingen mit der Abendröthe auf den Felsen. Ich betrachtete die gewaltigen Umwälzungen der Steinmassen mit demüthigem, gerührtem Herzen; dachte an den Schöpfer, an die Sündfluth. Der Abend war roth und blau. Es kam mir vor, als ob die schreckliche Scene überstanden wäre, als ob die neue Welt sich nach und nach aus der Vertilgung erhöbe. Dort landete Noah auf dem Berge. In jenem Winkel saßen Deucalion und Pyrrha und Merkurius stand an ihrer Seite unter einem Baume. Hier saßen Baldur und Widar, und spielten im jungen neuen Grase mit den gefundenen Goldblicken der Asiaten, und erinnerten sich der Wege, Arbeiten und Drangsale des vorigen Lebens.

„Welch ein Werk!“ brach der Ladendiener plötzlich aus. Verwundert, Sympathie bey diesem Menschen zu finden, fragte ich: Was meinen Sie? „Der Weg, versetzte er; was das für eine Mühe gekostet haben muß.“ Ja so, sagte ich, ich glaubte Sie meinten den Felsen dort, und die Abgründe. Das ist auch ein gut Stück Arbeit. „Nun ja, antwortete er, vielleicht hat aber der, welcher den Weg angelegt hat, es nach seinen Kräften eben so gut gemacht, als —“ Er schwieg und ich mit, indem ich wieder in meine Gedanken fiel. So kamen wir nach Susa, dem ersten italienischen Orte, wo wir übernachteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30 Jan.

Die diesjährige Sitzung des Athénée de Paris hat stärkern Zulauf als je; aber es sind auch die Namen der Professoren, die Vorlesungen hatten, berühmt genug, um Neugierige und Wißbegierige hinzuziehen. Thenard liest über Physik; Lemercier über Literatur; Larive über Deklamation, und man müßte gar keinen Ton haben, wenn man die Vorlesungen über den Ton versäumte. Außer einem ganzen Heere von Salon-Dichtern, wie das Feuilleton sagt, werden Vorlesungen über die englische, spanische, italienische, und sogar über die neugriechische Sprache, (von Hrn. Nicolopuolo) gehalten; nur die deutsche hat keinen Priester gefunden. Sie können demnach schließen, daß der Zulauf zum Athénée fast so groß ist, als zum großen Wasserbassin bey Villette, wo sich die Schlittschuhläufer von Ton zeigen, und wo die Equipagen der Neugierigen täglich eine lange Queue bilden. Der Kaiser selbst war draußen, und folglich muß man es sehen. Zelte sind ringsherum mit warmen und kalten Erfrischungen versehen. Aber Paris zählte auch noch wenig so anhaltend trockne Winter, als den gegenwärtigen, und doch gibt es sehr viele Kranke, so daß Aerzte, die seit mehrern Jahren nichts zu thun hatten, nun vor lauter Krankenbesuchen kaum Athem holen können. Zum Glück sind die Krankheiten nicht gefährlich.

Auf dem Boulevard von St. Martin wird ein großes Wasserschloß erbaut, das die Gewässer aus dem Bassin de la Villette erhält, und dieselben an mehrere neue und alte Fontainen vertheilen wird. An dem Schlosse selbst wird eine große Fontaine, jener auf dem Markte des Innocens ähnlich, errichtet.

Der Krönungswagen des Königs von Westphalen, von Herrn Götting, einem Deutschen und Wagenmeister der Kaiserinn, faubourg Montmartre, verfertigt, zieht eine Menge Neugierige in seine Werkstätte.

Heute früh besuchte der Kaiser zu Fuß den Marct des Jacobins, ging durch die neugebauten bedeckten Hallen, besah die Brunnen, die man anlegt u. dgl. Ein allgemeines: Es lebe der Kaiser! begleitete seine Schritte; der Kaiser sprach mit einigen Verkäuferinnen, und die Halledamen bedauerten nichts mehr, als von seiner Ankunft nicht unterrichtet gewesen zu seyn, um ihm einen recht schönen und großen Strauß zu bringen.

Erklärung, den in No. 14 des Morgenblattes eingerückten Aufsatz: Aus einem Schreiben aus Franken, betreffend.

Wir erhielten von einem vertrauenswürdigen Manne zum Abdrucke im Mgbl. die gedruckten Blätter einer Rede, welche der Pater Cajetan bey Eröffnung der neuen theologischen Fakultät in Würzburg gehalten habe. Das Nichtwesentliche war ausgestrichen, und dem Aufsatze auf dazwischen gelegten beschriebenen Blättern die Form gegeben, in welcher wir ihn mittheilten. Daß uns dabey auch nicht der leiseste Argwohn eines Falsums aufsteigen konnte, besonders, da wir nur einzelne gedruckte Blätter erhielten, ergibt sich von selbst. Die gleiche Ueberzeugung mußten mir von dem ehrenwerthen Einsender haben. Zu unserm Erstaunen erfahren wir aber jetzt, daß ein Spaßvogel diese Rede im Namen des Hrn. Pater Cajetan verfaßt, und zum Druck befördert habe. — Das heißt doch den Spaß ein wenig weit treiben. Wir müssen gestehen, wir können ihm keinen Geschmack, er kann uns nur die tiefste Verachtung abgewinnen.

Redaktion.

Nro. 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. Februar, 1810.

Nur Aberwitz verachtet Fleiß und Lehren.

Michaelis.

Wichtiges Werk über die alte Münzkunde von Dominico Sestini.

Wer mit seiner Wissenschaft fortschreiten, zweifelt in unsern Tagen nicht mehr daran daß die alte Münzkunde die Leuchte und der Schlüssel aller den Bildwerken entnommener Alterthumskunde seo. Die Numismatik ist die Königinn unter den archäologischen Wissenschaften; ohne sie bleibt alles antiquarische Studium höchstens nur ein witziges Räthselspiel. Diese von allen Eingeweihten schon längst anerkannte Erfahrung muß auch immer mehr in unsern Unterricht und in unsere Beurtheilung der Antiken übergehn. So wird, um dies nur durch einige Beyspiele zu erläutern, in unsern mythologischen Hand- und Wörterbüchern der ganze Tand von Abbildungen des griechischen und römischen Pantheons nach sogenannten Gemmen oder geschnittenen Steinen, das heißt, nach dem Theile der Antiken, der von jeher den meisten Verstümmlungen und Zweifeln ausgesetzt ist, gewiß bald den Zeichnungen nach alten Münzen, da wo Statuen und Reliefs nicht zureichen, Platz machen müssen. So wird kein Handbuch und noch weniger ein System der alten Geographie mehr erscheinen können, wobey nicht die zahlreichen Entdeckungen der Münzkunde benutzt und die Statistik und Produktenlehre jeder Provinz und jeder einzelnen Stadt, die gewöhnlich mit der Verehrung von der Schutzgöttinn und mit den Festen des Orts aufs genaueste zusammenhängen, durch die sprechendsten Münzen erläutert würden; dadurch wird die schon von dem trefflichen Köhler vor länger als 50 Jahren bey seinen kolorirten Landkärtchen der alten Welt angewandte Methode, jeder Landkarte die Hauptmünzen beyzufügen, künftig zu einer unerläßlichen Ausstellung jedes Werks über die alte Geographie angewandt werden, indem immer nach einer Landkarte eine Tafel mit Münzen folgen wird. So wird Visconti in seiner nun vollendeten, aber noch nicht ausgegebenen Ikonologie mit Hulfe der alten Münzen eine große Zahl ächter Porträt-Aehnlichkeiten bestimmen und eine Menge durch Ueberlieferung beglaubigter Irthümer widerlegen. Gewiß, was Patin für den Sueton, Berger für den Florus, Smids für den Martial unternahm, was ich überhaupt die Spanheimische Methode nennen möchte, ließe sich bey dem jetzigen Stande der Münzkunde sehr fruchtbar fast auf alle historische und philologische Forschung anwenden.

Eine solche Wissenschaft, die zugleich auch für die ganze alte Geschichte und Chronologie die unzweydeutigsten und unverfälschtesten Urkunden in so großer Menge darbietet, verdient also schon aus allen obigen Gründen vorzügliche Begünstigung; allein auch für die Bildung des Kunstgeschmacks, für die Bestimmung des verschiedenen Stils in den Antiken nach den verschiedenen Zeitaltern, ohne welche alles Vernünfteln über Kunstschönheit nur eitles Geschwätz ist, sind die alten Münzen die einzig sichern Führer und Wegweiser. Was Stieglitz neuerlich in seinem Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen darüber gesagt hat, ist eine sehr beherzigenswerthe Andeutung.

Aber diese Münzkunde ist ein Meer, in das sich der Liebhaber taucht, höre ich hier einwerfen; wer mag sie er-

gründen! Wahr ist es, so wie die Pflanzenkunde über der Erde fast täglich in allen Ländern neue Entdeckungen macht, so bereichert sich die Münzkunde von allen Seiten der alten Welt her mit Ausgrabungen unter der Erde; allein dafür sind nun auch die Hülfsmittel von allen Seiten vermehrt worden. Wie bequem und zugänglich wird dies alles gemacht! Man überlege nur selbst!

Aus wie vielen kostbaren Werken und Monographien mußte sonst die Münzkunde erlernt werden, bis es nur erst dahin kam, daß der Zürcher Professor Johann Jakob Geßner im Jahr 1740 den Entschluß faßte, alle bis dahin bekannt gewordene Münzen in ein einziges Werk zusammenzustellen: aber ihm ermangelte noch alle Kritik; alle Goltzische Blendwerke sind darin aufgenommen. Mit Pellerin und Neumann trat nun der Schöpfer der Münzkunde als Wissenschaft, der rastlos fortstrebende Eckhel, auf. Durch seine geographische Methode zündete er die Fackel, durch welche es nun überall Licht wurde. Sein System der alten Münzkunde, nach dieser Methode in der ersten Hälfte geordnet, welche die außerrömische Welt behandelt, wird der Hauptsache nach auf immer unerschütterlich stehen bleiben.

Allein was ist selbst während der Zeit, da die acht Quartbände, aus welchen jenes System besteht, herauskamen, und dann nach dem Jahre 1798, wo jenes Werk und kurz darauf auch das Leben des Verfassers endete, nicht in der alten Münzkunde noch entdeckt und berichtigt worden! Vor allen erwarb sich Dominico Sestini das Verdienst, auf Eckhels Grundlage weiter fortzubauen, und von ihm müssen wir, da der Abt Neumann, Calcagni und Münter schweigen, die neuesten und vollständigsten Aufklärungen erwarten. Bekanntlich wagte Sestini drey große Reisen von Konstantinopel aus durch Klein-Asien und die Levante, und sah noch außer der großen Sammlung in Paris, deren Anschauung Eckhein stets fehlte, fast alle andre bedeutende Sammlungen auf dem Kontinente mit forschendem Kennerblicke. Die herrlichen Münz-Kabinette des englischen Gesandten in Konstantinopel, des Ritters Ainsley, des französischen Konsuls Conslnery, welches letztere nun mit dem kaiserl. Münzkabinet in Paris vereinigt ist, des italienischen Arztes in Konstantinopel Pertccioli, das dem Herzogl. Kabinette in Gotha einverleibt wurde, die prachtvollen Scheitersheimischen Sammlungen in Florenz, und wenigstens noch ein Dutzend andere von entschiedener Bedeutung gingen alle durch seine Hände. So erwarb er sich einen Tact und einen Umfang in seiner Wissenschaft, dessen sich jetzt schwerlich ein Alterthumsforscher in Europa rühmen darf. Die 9 Theile seiner Lettre e dissertazioni numismatiche, wovon der letzte mit einem unentbehrlichen Register über alle 9 Theile eine Angabe der Seltenheiten des unvergleichlichen Herzogl. Münz-Kabinets in Gotha enthält, verbunden mit einem Kataloge aus 12 Münzsammlungen, den er schon im Jahre 1796 in Leipzig herausgab, bekunden hinlänglich die Sicherheit und Schärfe seines Urtheils. Wol möglich, daß es noch Jelesnere, der griechischen Sprache und allgemeinen Alterthumskunde kundigere Numismatiker gibt, als Sestini ist, dessen wanderndes und unruhiges Pilgerleben in jüngern Jahren nicht einmal den Gebrauch gelehrter Hülfs-Mittel stets verstattete; zugegeben sogar, daß in dieser Rücksicht der verdienstvolle Mann hie und da wol auch einen Irrthum verschulde, ja wol gar durch ein zu keck gesprochenes Urtheil einem kritischen Aufpasser eine Blöße darbieten könnte: soviel bleibt bey unbefangenen Kennern ausgemacht, Sestini sah die im Umkreise der alten Münz-Geographie liegenden Länder, dem größten Theile nach als Reisender selbst und ohne Brille *); und erwarb sich durch lebendige Anschauung eine größere Fertigkeit, Geburtsort und Geburtsstunde der zweydeutigsten Münzen zu bestimmen, als vormals mancher Domherr in der Angabe des Weinbergs und des Weinjahres von der ihm vorgesetzten Flasche bewies. Und darauf kommts hier doch zuerst an! (Der Beschluß folgt.)

Wallfahrt nach Rom.

(Fortsetzung.)

Den 5 März.

Turin.

Im schönsten Wetter langten wir hier Vormittags im Hôtel de Londres an. Ein wahrer Sommertag. Ich spazierte außerordentlich erfreut wie Adam im Paradiese, und bildete mir ein, daß ich Regen und Sturm, und Schnee und Kälte nicht mehr auf dieser Seite der Alpen zu sehen bekommen solle. Es war Sonntag, ich wanderte durch die vornehmsten Straßen; überall waren diese gerade und breit mit rechten Winkeln, die Häuser hatten alle eine Höhe von vier bis fünf großen Etagen. Man kann sich keinen größern Kontrast denken, als Genf und Turin. Jene eine Stadt mit den elendesten kleinen Gassen, bergauf bergab, arm und kümmerlich; hier alles edel, groß und königlich. Aber todt ist Turin seit Piemont seinen König und seine Selbstständigkeit verloren hat. Die Straßen sind leer, und diese Stille gibt den großen Pallasthäusern einen Anschein von einer Zauberstadt, wovon die Einwohner durch den Spruch einer aufgebrachten Fee plötzlich in den Häusern versteinert sind. Im Pallaste Carignan, gerade vor der großen Straße Dora, wo ich eine schöne Treppe hinaufstieg, und

*) Seine früheren Reisebeschreibungen verdeutschte der fleißige Jagemann in Weimar. Jetzt dürften seine drey Reisen die Donau hinab über Rustschuk, von Konstantinopel bis Angora und durch Klein-Asien in den Jahren 1780 — 1787 ein großes politisches Interesse haben. Sie befinden sich in den sachreichen Opuscoli diversi, die bey Quien in Berlin 1807 in zwey Bändchen erschienen, und viel zu wenig bekannt worden sind.

in die Vestibule trat, die edel und groß ist, sah ich oben an der Decke solche versteinerte, oder eigentlich verkalchte Männer: die sardinischen Fürsten in Basrelief, die mit samt ihren hohen Minen in königlichem Ansehen nur rührten, statt zu imponiren, weil sie als Schatten nur eine gewesene Macht andeuteten.

Der junge Greis.

Ich ging hin in das französische Schauspiel, weil kein italienisches da war. Ein junger Mensch spielte die Rolle eines alten Mannes mit wunderbarer Wahrheit. Es hat immer etwas Rührendes und Angenehmes, das Alter von der Jugend dargestellt zu sehen; wenn dagegen das Alter die Jugend darstellt, wird es lächerlich und abgeschmackt. So hat die liebenswürdige Savaudan in Paris mich als altes Weib in der Frau Urgel sehr erfreut, als Entschädigung der vielen entgegengesetzten Fälle, wo verblichene Schauspielerinnen junge Mädchen machten. Ich vergebe der Jugend in der Blüte gern, daß sie sich schalkhaft hinter einer alten Maske verbirgt; kann sie es nicht, so ist es nur ein größerer Triumph ihrer Macht. So auch jugendliche Männlichkeit, die das laue stille Wesen des Greises nachmacht. Aber freylich muß es ein Mensch mit Talent, Einbildungskraft und Gewandtheit seyn, der dieses versucht, sonst wird es auch läppisch, weil hier nicht, wie bey den Frauen, Schönheit als genugsame Entschädigung durchscheinen kann. Beym ersten Anblicke des jungen Menschen sah man gleich, daß es ein junger Mensch war; kaum aber hatte er einige Worte gesagt, als er durch seine ganze Art sich zu betragen und zu sprechen es uns vergessen machte. Man könnte mir einwenden, daß man nicht nach Turin zu reisen braucht, um junge Greise in unserer Zeit zu sehen; aber bey diesem war das Abgestorbene, das Langsam-Kalte nicht Natur sondern Kunst. In dem Nachspiele machte er einen verschlagenen Bedienten, und da sahen wir den wahren Eulenspiegel.

Den 6 März.

Die abgestorbene Welt.

Diese war das große Opernhaus, so berühmt, daß ich es doch sehen mußte, obgleich jetzt nicht darin gespielt wird, obgleich es schon ein wenig spät am Nachmittage war, als ich ausging. Als ich hineintrat, war alles dunkel, und ich konnte nur in das große Theater wie in die Heidelberger Tonne hineingucken, um einen weiten, dunkeln, runden Raum wahrzunehmen. Um mich zu entschädigen, nahm der Führer mich mit auf den Boden hinauf, und zeigte mir die Maschinen, die Räder und die Treibwerke, aber es wollte alles nicht vorschlagen. Mein einziger Trost war eine große Trommel, die droben im Winkel unter der Decke hing, worauf ich einige Donnerschläge und Kanonenschüsse, als ein neuer Jupiter oder Napoleon anbringen konnte. Selbst die große Sonne bey dem Fenster dort freute mich nicht. Es ging ihr wie der wirklichen: ihre Strahlen konnten erst in der Atmosphäre des Erdenlebens drunten wärmen, und dieses mangelte. Drauf ward mir ein Wassersprung in der Mitte des Theaters gezeigt, woraus wirkliches Wasser (kein poetisches) gelegentlich herausspringen konnte. Man war auch im Stande den Hintergrund der Schaubühne zu eröffnen, um dem Zuschauer das Vergnügen zu machen, noch tiefer ins Blaue hinein zu sehen. Aber das, worauf der Aufseher am stolzesten war, war der Pferdestall, woraus die vierbeinigen Komödianten, oder eigentlich Tragiker (denn sie spielen nur in der Opera seria), herauskommen konnten, um auf den Bretern zu agiren. So verließ ich diese kleine abgestorbene Welt, und ging in die größere turinische wieder hinaus.

Herr Bonzanigo.

So heißt ein alter Sculpteur au bois, wie er sich nennt, der sehr artige kleine Sachen von Elfenbein und Holz macht, nicht fabrikmäßig wie in Paris, sondern mit Richtigkeit, Kunst und Anmuth. Er schien mir diese kleine italienische Kunstfertigkeit zu haben, die Benevento Alluni lange als Goldschmid getrieben hat, ehe er als ein Periens dastand; freylich nicht so kräftig und erfinderisch, aber auch nicht ohne Erfindung. Es war oft Poesie in den Bilderchen, die er mir zeigte, und die er nach seiner Versicherung selbst erfunden hatte. So sah ich z. B. eine Schlange auf einem Baume, die den Stachel gegen einen großen Adler wendete, welcher ganz erschrocken und ängstlich als eine Henne oder ein Küchlein dabey stand, die Flügel vor Schrecken gelähmt, immer den Stich erwartend. Schön empfunden! So steht hohe Kraft und kühne Offenheit vor Trug und Hinterlist. Ich rühmte den alten Mann, und der nahm es als einen schuldigen Tribut gelassen an. „Ja," sagte er, „dazu gehört Fleiß und Arbeit. „Und Geist," versetzte ich. „Ja mehr," sagte er, „zu so etwas wird man geboren." — Ich habe oft bemerkt, daß Künstler ohne weitere Bildung, wenn man von ihrem Genie spricht, das mit zu den nothwendigen Erfordernissen und Pflichten ihres Handwerks rechnen; weswegen sie auch gar keine Bescheidenheit zeigen, sondern das Lob noch mehr selbst verstärken, um ihre bürgerliche Achtung und Nahrung zu begründen.

Herr Bonzanigo hatte eine wunderbare Zusammenmischung von Trophäen, Medaillonen, Säulen und Schnittwerken gemacht, welche alle europäische Schlachten und alle Porträte der regierenden Häupter vorstellen sollten. An dieser Arbeit, die in einem schönen Glasschranke steht, hat er dreißig Jahre gearbeitet. Und das betrachtet er als seine göttliche deutsche Komedie oder Meisterstück, worin er alles angebracht hat, was in seinem Geiste lebte. Es gehört mehrere Wochen, um diese mit Ketten und Guirlanden eingeschlungenen Verschiedenheiten gehörig zu beschauen. Ich ließ mir den verstorbenen König von Dänemark zeigen, und er war gar nicht ähnlich, aber das Ganze ist gewiß recht sauber und künstlich gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 30 Januar.

Ein so eben erschienenes Kupfer, ein Gegenstück zum Krönungskupfer, und das wir hoffen unsern Lesern mittheilen zu können, stellt die erlauchte Versammlung im Hôtel de Ville am 4 Dec. vor. Der Kaiser ist gerade im Begriffe auf die Anrede zu antworten, die der Präfekt des Seine-Departements, Graf Frochot, an ihn hielt. Die Scene hatte im prächtig verzierten Thronsaale des Gemeindehauses statt. Die Einladung geschah im Namen des Herzogs von Abrantes, Gouverneurs von Paris, und der Municipalität an die vorzüglichsten Civil- und Militär-Beamten, an ausgezeichnete Fremde, an alles, was in Paris durch Wissenschaften, Künste und Handlung glänzt. 3600 Personen waren geladen; mit dem Gefolge JJ. MM. stieg die Versammlung über 4000. Diese wurden nach Verhältniß ihrer Ankunft in den Thronsaal, in den Konzertsaal und Ballsaal vertheilt; die Damen saßen, die Herren standen ihnen rückwärts; gegen 5 Uhr hörte man von Zeit zu Zeit auf den Fußboden schlagen, und der Gouverneur und das Munizipal-Korps verfügten sich an die Thüre, um die Könige von Württemberg, Sachsen, Holland, Westphalen und Neapel, und die Königinnen von Spanien, Holland, Westphalen und Neapel in den Thronsaal einzuführen, wo sie von den Fürsten Großwürden des Reichs empfangen wurden. — Um 5½ Uhr verkündete der Ruf: Es lebe der Kaiser! Es lebe die Kaiserinn! die Ankunft Ihrer Majestäten. Einige Augenblicke nach dem Eintritt bestieg der Kaiser den Thron, und ertheilte dem Herzog Gouverneur seine Befehle, worauf der Seine-Präfekt seine Anrede hielt. Man bemerket darin folgende schöne Wendungen: „Und doch Sire! Diese allgemeine Bewunderung, die das Ausland Ew. Majestät zollt, schmeichelt vergeblich dem Stolze Ihrer Völker. Indem wir alle Herzen französisch werden sehen, fürchten wir, daß die unsrigen an Werth in Ihren Augen verlieren möchten!“ — — „Mögen andre Völker Ihre Gesetze annehmen; uns sollen sie im Besitze Ihrer Liebe lassen: mögen sie Sie, als ihren Wohlthäter, in Hymnen feyern; uns allein, Ihren Kindern allein sollen sie das Recht lassen, Ihnen Familienfeste zu weihen!“ —

Dem Schluß der Rede folgte der allgemeine Ruf: Es lebe der Kaiser! Der Kaiser antwortete mit vieler Herzlichkeit. Dann begab er sich in ein Nebenzimmer, wo er die vorzüglichsten Beamten der Stadt vor sich ließ, sich mit ihnen über das Innere ihres Dienstes besprach, sie seiner Zufriedenheit mit ihrem Dienste versicherte, und ihnen eröffnete, daß er mehrern Mairen von Paris, dem Unterpräfekt von St. Denis, und dem Direktor des Stadtleihhauses das Kreuz der Legion zugedacht habe.

Hierauf begab sich der Kaiser wieder in den Thronsaal, und von da in Begleitung der Kaiserinn und der anwesenden Könige und Königinnen in den Bankettsaal, wo die Geladenen, während die erlauchten Gäste speisten, die Runde um die Tafel machten, und die Vereinigung von gekrönten Häuptern bewunderten, welcher Europens Geschichte keine gleiche an die Seite setzen kann. Nach aufgehobener Tafel verfügten sie sich in den Konzertsaal, wo zuerst ein Triumphgesang, von Catel, dann ein Chor aus Mehuls Oper Uthal, ein Chor aus Salieris Danaiden, ein Trio aus der noch nicht aufgeführten Oper die Bayaderen von Jouy mit Musik von Catel, und endlich der schöne Chor Echo und Narciß von Gluck, von den Sängern und Tonkünstlern des kaiserl. Konservatoriums gegeben wurden.

Der Ball eröffnete sich hierauf unter den Augen JJ. MM. Der Kaiser durchflog die Tanzsäle, und sprach mit den Damen mit vieler Freundlichkeit. Ein: es lebe der Kaiser! verkündete jedesmal sein Eintreten. Um 11 Uhr verließen JJ. MM. das Gemeindehaus mit sichtbarem Ausdrucke des genossenen Vergnügens. Um Mitternacht war Abendtafel; mehr als 3000 Personen saßen daben. Dann ging der Ball mit neuer Lebhaftigkeit an, und dauerte bis an den Tag.

Auf den zwölf Hauptplätzen der Stadt sprang Wein aus den Fontainen statt Wasser; besonders zeichnete sich dadurch die Fontaine des Innocens mit ihren prächtigen Arcaden aus. Billete auf gebratenes Geflügel wurden ausgetheilt; Tänze, Beleuchtungen, Feuerwerke und Musikchöre verherrlichten das große fünftägige Nationalfest der Kaiserkrönung, der Austerlitzer Schlacht, der Einnahme von Madrid, des wiedergegebenen Friedens, und der Rückkunft des geliebten Vaters des Vaterlandes.

Hr. Göttling, Wagenmacher des Kaisers, der Kaiserinn Josephine, und des Königs von Westphalen baut seit einigen Monaten einen prachtvollen Wagen, der bey der Krönung des Königes von Westphalen dienen soll. — Der in einem großen und majestätischen Style angefertigte Kasten besteht aus acht geschliffenen Spiegelgläsern in Rahmen von nakaratfarbigem Sammet mit bronzenen Sternen. Die vier Ecken sind mit geflügelten und vergoldeten weiblichen Figuren verziert. Die Friese rundumher sind dunkel Carmoisin mit Bronze, und daran acht vorzüglich schöne vergoldete Köpfe in erhabener Arbeit, welche Kassel, Magdeburg, Marburg, Braunschweig, Heiligenstadt, Halberstadt, Osnabrück und Göttingen vorstellen. Auf den Thüren und in den vordern und hintern Feldern sind die königl. Wappen; in den übrigen Feldern allegorische Figuren. — Inwendig ist er mit weißem goldgesticktem Sammet mit einer himmelblauen Einfassung ausgeschlagen. Das Gestell, der Bock, der Vorderwagen sind von vollendeter Arbeit. Die vier Federn, in welchen der Wagen und die vier andern Federn, in welchen der Bock hängt, sind sehr schön geformt. Alles Leder- und Riemwerk ist von weißgesticktem rothem Marokin. Der Schlußnagel trägt einen vergoldeten königl. Adler; die Naben an den Rädern, in welchen die Achsen laufen, sind von Gold und Silber. Das ganze Gestell ist auf einem streifigen glänzenden Grunde vergoldet. Oben auf dem Wagen stehen vier kunstreich geformte Löwen auf einem Sockel, auf dem sich ein Altar mit der königl. Krone erhebt, das Ganze vergoldet und mit vielfarbigen Steinen besetzt. Die himmelblaue Oberdecke selbst ist mit Wolken und goldenen Sternen geschmückt. Eine Galerie von vergoldetem Bronze in erhabener Arbeit soll rund herumgehen. — Alle Bronze an diesem Meisterstück ist matt vergoldet.

An die Leser.

Auf die Rüge eines literarischen Falsi in der Extra-Beylage Nro. 1 d. J. hat Hr. Freyherr von Arretin geantwortet in dem Intelligenz-Blatte der Neuen Oderdeutschen allgemeinen Literatur-Zeitung, worauf wir unsre Leser verweisen. — Hr. von Arretin behauptet: „Daß die in der N. O. A. L. Z. bereits als erschienen angezeigte Schrift, welche nur in wenigen Blättern habe bestehen sollen, zwar noch nicht gedruckt, aber doch bereits geschrieben gewesen, und daß der Druck nur von höchster Stelle untersagt worden sey.“ — Ob des Freyherrn von Arretin Antwort auch eine Verantwortung sey, müssen wir den Lesern selbst zu entscheiden überlassen. — Daß übrigens eine Note uns von sehr sicherer und ehrenwerther Hand mitgetheilt wurde, bedarf wol keiner Versicherung für den, welcher dem Geiste und der Tendenz des Morgenblattes Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Redaktion.

Nro. 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. Februar, 1810.

— — Das Schöne, das Wahre,
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.

v. Schiller.

Wallfahrt nach Rom.

(Fortsetzung.)

Den 7 März.

Fortreise.

Will nicht sagen: eine Reise, die fortgeht, es geht mit einem Veturin zu langsam; es bedeutet nur, daß wir auf die Art von Turin fortkamen, um einst in der Zukunft, wenn Gott uns Leben und Gesundheit verlieh, nach Mailand zu gelangen. Meine drey französischen Reisegefährten und ich richteten uns deshalb auch ganz häuslich in dem Wagen ein. Zwey waren Kaufleute, die dritte Person war ein Dienstmädchen, die nach Mailand reiste, um Kinderwärterinn zu werden, wie wir nachher erfuhren. Sie erzählte, daß sie aus einer kleinen Stadt *** in Frankreich gebürtig wäre, die noch älter als Rom seyn sollte, und die ihren Namen nach einem wilden Menschen bekommen, den man ganz nackend dort im Walde gefunden hätte. Ein kleines drolliges Ding von 38 Jahren! Da wir artig gegen sie waren, fing sie gleich an die Demoiselle, die Dame zu machen. Sie nahm ein Schächtelchen mit einem Kartenspiele hervor und ermunterte uns zum Spielen. Dieses schien meinen Reisegefährten erwünscht, die Langeweile hatten. Ihre Schürze wurde mit Stecknadeln auf die Knie der Gegenübersitzenden geheftet, und nun fing sie an Mariage zu spielen bald mit dem Einen, bald mit dem Andern. Sie liebte dieses Spiel außerordentlich, und konnte nie müde werden, obschon sie nie Achtung gab, und immer verlor. — „Singen Sie uns doch etwas vor," sagte nachher der ältere Kaufmann. Das ließ sie sich nicht zweymal sagen; mit dem Kartenspiele in der einen, und einer Prise Tabak in der andern Hand, fing sie wie eine Trutznachtigall an eine Romanze zu trillern von tendresse und von einem traitre. In Chivasco machte sie die Dame d'honneur bey Tische. Sie war nicht zufrieden mit dem Essen; es war zu viel Salz im Brote. In Ciglianc bot ich ihr meinen Arm, als wir ausgingen, um die Merkwürdigkeiten des Dorfes zu besehen, bis im Wirthshause die Abendmahlzeit auf Kosten unsers Fuhrmanns angerichtet ward. Wir gingen die Hauptstraße durch, die sich nicht steif und einförmig dinstreckt, wie in Turin, sondern im englischen Geschmacke sich in vielen Schlangenbuchten windet, bis sie sich in den Teich des Dorfes verliert, die Hippocrene der Einwohner. Anmuthige Enten schwammen da wie in einem großen Dintenfasse, und die goldnen Sterne des italienischen Himmels spiegelten sich demüthig in den dunkeln Wellen. — In dieser Stimmung machte ich folgende Elegie, als wir nach Hause kamen und das Essen noch nicht fertig war:

Anmuthsvoll und lieblich blickt der Abend
Ins italische Gefild,
Auf dem Pferde kommt der Bauer trabend,
Schwach erleuchtet von des Mondes Bild.

Kleine Entlein in dem Teiche schwimmen,
Moosbedeckt dabey die Hütte steht,
Endlich schollen mir der Kühe Stimmen,
Während schnell der Stier vorübergeht.

Dort im Schutte liegt ein alt Gemauer,
Ist vielleicht es ein antiker Stein?
Ach die Vorzeit ruht in Nacht und Trauer,
Lieber Gott, es kann nicht anders seyn.

Hannibal mit seinen tapfern Schaaren
Eilte hier vorbey mit Kriegsgesang,
Als sich einst vor vielen tausend Jahren
Dieser Adler über Alpen schwang.

So vergehn der Erde Herrlichkeiten!
So erlöscht des Lebens lichter Strahl!
Ach wir sehen es nur jetzt von weiten,
Und, allmächt'ger Gott, nicht das einmal!

Hier kamen die Macaroni auf den Tisch und machten der Elegie und der elegischen Stimmung ein Ende; ich vertiefte mich mit vielem Eifer in die Nudeln, und vergaß ganz die Vergangenheit über die Gegenwart. —

Gräuliche Begebenheit.

Kaum war ich eingeschlafen, so wurde ich aus meiner Ruhe gestört. Die Thür ging sachte auf, und bey dem schwachen Schimmer der noch glühenden Kamin-Kohlen bemerkte ich einen Menschen, der sich mit gehobenem Dolche daherschlich, um mir den Garaus zu machen. Entsetzt richtete ich mich auf, um dem Kerl auf den Rücken zu kommen und an den Hals zu greifen, während er, indem ich noch da liege, ins leere Bett stieß. Ich entwischte ihm glücklich, stand mitten in der Stube, mit der Bettdecke als Schild um den linken Arm gewunden, indem ich den andern ausstreckte, um den Bösewicht in den Nacken zu kneifen, als Vorgefühl des Strickes, an den er bald gehangen werden sollte. Dieses wäre vielleicht nicht so glücklich abgelaufen, aber ein Zufall errettete mich: Ich erwachte! — Wäre das wirklich so gewesen, hätte es mich mein Leben kosten können. Ich legte mich ruhig wieder ins Bette, froh, daß der Räuber so leicht verschwunden war, wie er kam, und freute mich noch mehr, als ich am Schnarchen meiner Reisegefährten merkte, daß sie von meinem Abenteuer mit der Windmühle nichts vernommen hatten.

Dieser Traum ist übrigens nichts Neues. Ich habe ihn wenigstens hundertmal gehabt. In meiner frühern Jugend kam er öfter, als die Phantasie räuberischer war; jetzt kommt er selten. Ich erzählte ihn hier, wiewol für etwas Alter, und werde nicht eines solchen Zufalls wieder erwähnen, es müßte denn seyn, daß ich von einem Räuber wirklich todtgestochen werden sollte.

Den 8 März.

Tycho Brahe.

In Vercelli nahmen wir vor der Mittagmahlzeit das Mönchskloster St. Andrea in Augenschein, das recht artig, altgothisch, bunt leicht und schlank dastand. Es war jetzt ein Hospital für kranke Krieger die Kirche Heumagazin. Der Führer, ein lustiger Kerl, der wie Tycho Brahe seine fleischerne Nase verloren hatte, und eine dauerhaftere jetzt von Erz trug, nahm uns auf den Thurm mit hinauf, um, wie ich glaubte, nach den Sternen zu gucken. Weil es aber Tag war, konnten wir keine sehen. Zu der himmlischen Kontempiation ist ein irdisches Dunkel nothwendig, wie zu der irdischen ein himmlisches Licht. Dieses Dunkel war droben verschwunden, wie drunten im Kloster. Weil nun keine Sterne zu sehen waren, die Aussicht auch nichts sonderliches hatte, wendete ich mich zu unserm Führer, um meine Zeit nicht zu verlieren, und betrachtete das Merkwürdigste, das in der Nähe war, nämlich seine Nase. Wie er da hoch am Thurme in den Himmel hinein mit der ehernen Nase gaffte, kam er mir leibhaftig vor wie mein berühmter Landsmann. Ich fragte ihn deshalb unwillig, ob er noch immer an dem copernikanischen Systeme zweifele? Der Schalk lächelte, und wollte mich nicht verstehen, aber ich bin gewiß, er glaubte noch immer wie der hartnäckige Däne, daß die Erde stehe, und daß die Sonne sich herumdrehe. Als wir weggingen, gab ich ihm etwas zu einer neuen Nase, und rieth ihm sich eine griechische machen zu lassen, die in grader Linie von der Stirn herunterginge, weil ihm doch das Schicksal die Wahl überlassen hätte; ein Vorzug vor uns andern, welche die Schnäbel tragen müßten, römisch oder gar kalmukisch, wie sie uns einmal gewachsen wären. —

Weiter.

Während die Andern wieder spielten, freute es uns die Gegend zu betrachten. Wir kamen auf Brücken, die von Böten gebaut sind, über viele Bergströme, die oft so breit und wild fliessen, daß es unmöglich wird sie zu passiren; aber heute waren sie eng und ruhig in ihre weisse Betten zurückgesunken, daß es uns so leicht ward sie zu überschreiten, als es Moses ward, das rothe Meer zu durchwaten, als der Herr die Gewässer getrennt hatte. Im nahen Walde werden von 10 Jahren her täglich die Wagen angehalten, und Reisende geplündert und ermordet; jetzt lud das Gehölz uns friedlich ein, es waren keine andre Lotvogel zwischen den Stämmen als Gesangvögel, und das hatten wir den zwey Stämmen, von welchen die französische Guillotine erbaut ist, zu verdanken. Zu spät mußte man doch nicht hier die schöne Natur geniessen, da konnte man noch Gefahr laufen, nach Sonnenuntergang von den Räuberdolchen erkaltet zu werden.

Wie nun das Gefühl den Gefahren und Unannehmlichkeiten zu entgehen, angenehm war, so erfreute es mich auch daran zu denken, wie so viele kunst- und naturliebende Nordländer sich desungeachtet oft zuvor durchgewagt hatten als fromme Pilger, um die heiligen Reliquien der antiken Schönheit einmal in ihrem Leben zu sehen, und die sich gern deswegen aussetzten Märtyrer zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wichtiges Werk über die alte Münzkunde von Dominico Sestini.

(Beschluß.)

Sestini, ein fröhlicher, lebenslustiger, aber durch die neuesten Zeitläufe eben auch nicht auf Rosen und Jasmin gebetteter Greis, entschloß sich, die Resultate seines ganzen dreyßigjährigen numismatischen Forschens in einem Hauptwerke niederzulegen, welches nun von Berlin aus, wo Sestini seit 8 Jahren lebt, und als Mitglied der dortigen Akademie noch vor Kurzem über das türkische Finanz-System eine interessante Vorlesung hielt, auf Subscription heftweise erscheinen soll. Schon im Jahre 1797 gab er in Leipzig ein sehr brauchbares geographisches Register zur alten Münzkunde heraus, nach Eckhels System, wovon der zweyte Theil besonders großes Aufsehen, und hier und da auch wol Widerspruch erregte; denn in diesem Theile zogen die Münz-Irrthümer in ganzen Schaaren und Fädnlein einher, und wurden zum Theil etwas unsanft als Marodeurs und Taugenichtse ausgemustert. Jenes frühere Werk wäre also wol als ein Vorspiel von diesem Haupt-Werke, das auf 4 Bände in Klein-Folio berechnet ist *), in sofern anzusehen, als auch hier Eckhels Münz-Geographie zum Grunde liegt, aber dabey alles, was nur irgendwo entdeckt, berichtigt und beschrieben wurde, aufs sorgfältigste nachgetragen, auch durch Kupfertafeln hinlänglich erläutert werden soll. In der deswegen ausgegebenen Ankündigung machte Sestini unter anderm bemerkbar, daß er 40 neue Münz-Städte, die Eckhel noch nicht kannte, durch dort geprägte Münzen bestätigte. Ein großes Hülfs-Mittel bieten die Mionettischen Pasten in Paris dar, deren Katalog in 4 starken Bänden uns schon durch außerordentlichen Reichthum überraschte, und von Sestini in einem eigenen Theile seiner numismatischen Briefe gewürdigt und gesichtet worden ist. Dennoch versichert dieser Mystagog in den Geheimnissen der Münzkunde, daß sein Werk diesen Reichthum noch weit überbiete, und überhaupt an 40,000 alte griechische Münzen enthalten werde, deren jede von der andern unterschieden ist; denn man vergesse nur ja nicht daß hier alle eigentlich römische, die Jahrhunderte lang fast allein im Gebiete der alten Münz-Kunde lagen ausgeschlossen sind. Dabey sollen sogar die Wanderungen der merkwürdigsten Stücke aus einer Münz-Sammlung in die andere, und der Ort, wo sie jetzt zu finden sind, so wie ihre Restitutionen, wo dergleichen vorkommen, sorgfältig angemerkt werden. Denn, setzt der alte Kenner mit einem erlaubten Selbstgefühle hinzu, Niemand hat seit dreyßig Jahren mehr gesehen, als ich!

Sestini ist durch seinen langen Aufenthalt in Deutschland, besonders in Wien und Berlin, gleichsam unter Landsmann geworden. Er wird sein Werk in gar keiner neuen, sondern in der wahren stets selbstständigen Universalsprache lateinisch schreiben. Es gilt hier die Erweiterung einer Wissenschaft, deren Begründung uns eben so gut angehört, als die der ächten zu mehrern menschenwürdigen Resultaten führenden Geschichte der alten Kunst überhaupt; denn was der unsterbliche Winkelmann für diese stets seyn und bleiben wird, ist der gewissenhafte, nüchtern forschende Eckhel für jene. Sestinis Werk, in Deutschland geschrieben, in Deutschland zu Tage gefördert, wird uns hierin um viele, viele Schritte weiter bringen. Allein das Unternehmen ist in diesen wenigstens für den Buchhandel eisernen Zeiten für den Verleger, der sich schon durch den liberalen Druck der frühern Münzschriften Sestinis in vielfache Unkosten setzte, mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Da nun allen Bibliotheken und überhaupt allen Besitzern von Eckhels großem Werke dieser räsonnirende Universal-Katalog von Sestini durchaus unentbehrlich seyn wird, und jeder Subscribent ein Benefiz von 25 pr. C. erhält; so ist nicht zu zweifeln, daß Bibliotheken-Aufseher und Liebhaber sich beeilen werden, wo nicht eher, doch zur Ostermesse durch die ihnen am nächsten gelegene Buchhandlung ihre Namen einzuschicken, weil nur dadurch die Möglichkeit der Erscheinung selbst bedingt, aber auch dem würdigen Greise Sestini die erfreuliche Ueberzeugung zugeführt wird, er habe der deutschen Philomathie und Philokalie — man verzeihe mir diese griechischen Worte, die durch die ähnlichen deutschen nicht aufgewogen werden — nicht zu viel zugetraut.

Böttiger.

*) Der Titel des Werkes: Descriptio generalis numorum graecorum secundum Eckhelii systema geographicum cum notis variis. Es soll mit Didotischen Lettern zierlich in Folio gedruckt alle Vierteljahre eine Lieferung von 24 Bogen erscheinen. Vier oder fünf Lieferungen machen einen Band von 400 bis 500 Seiten. Der Subscriptions-Preis ist auf jede Lieferung mit Kupfern 3 Thl. preußisch Courant. Die Unterzeichnung wird an den Buchhändler Hitzig oder den Verleger Quien nach Berlin geschickt. Die erste Lieferung soll schon zur Ostermesse 1810 erscheinen.

Miszellen aus der Schweiz.

In der Sitzung unserer naturforschenden Gesellschaft vom 5ten dieses hat der Hofrath und Professor Horner eine Reihe von Vorlesungen eröffnet, in welchen er solche Gegenstände der Naturlehre und Naturbeschreibung behandeln will, für die er sich, auf seiner in Krusensterns Begleitung getanen Reise um die Welt, aufklärende und belehrende Materialien gesammelt hat. Er hat den Anfang mit seinen Beobachtungen über Meerwasser gemacht, und nach einer interessevollen Darstellung der Eigenschaften, Verhältnisse und Bestandtheile desselben die Würdigung der bis dahin noch unvollkommnen und unbefriedigenden Vorschläge für dessen Trinkbarmachung geliefert. In einer Einleitung zu diesen Vorlesungen hat Hr. Horner der Gesellschaft die Gründe vorgetragen, die ihn bewogen, seine Beschreibung seiner Reise

Leztern Arbeit etwas frey verfahren. Er hat Statuen vor die Endsäulen geſetzt, von denen im Aufgedeckten des Gebäudes ſelbſt kein hinreichender Grund liegt, indem Vorſprünge auch zu etwas anderm dienen konnten. Er hat endlich die große Treppe ohne Einfaſſung dargeſtellt, was immer zweifelhaft zu denken bleibt, und nicht eben ſchön läßt. Die Ausführung iſt gut, ohne vortrefflich zu heißen.

Ein Non-plus-ultra dagegen, an vollkommener Arbeit, ſind: fragmens d'un monument que l'on croit avoir été un temple dédié au soleil ou à Jupiter sur le mont Quicinal à Rome; Dédéban. Nicht nur iſt dieſes Blatt ſehr mahleriſch und geiſtreich zuſammengeordnet, alles Nothwendige dargeſtellt, und auch durch die eigene Schönheit des Originals gehoben, ſondern der Pinſel und die Zeichnung haben das Möglichſte geleiſtet. Es iſt in Tuſch und Sepia gemahlt; man glaubt oft den Stein zu ſehen. Beſonders wahr ſind die Schlagſchatten in den tiefern Fugen behandelt und die ſanftern Schweifungen, welche ins Innere der gewundenen Ornamente gehen. Größere Sorgfalt kann wol nicht angewandt werden. Sollte man etwas tadeln, ſo wäre es, daß in der Kopie vielleicht mehr Linien angegeben, als im Steine ſelbſt vorhanden ſind.

Auch merkwürdig und kaum weniger gut ausgeführt iſt die genaue Zeichnung des korinthiſchen Kapitals der Säulen, welche, gleichfalls auf dem Campo vaccino ſtehend, für Reſte eines Tempels des Jupiter stator gehalten werden. Wir erwähnen ſeiner als des reinſten graziöſeſten Reſtes in dieſer Ordnung. In ihm verflechten ſich nämlich die zwey innern Voluten, die gewöhnlich nur einander berühren. Außerdem wächſt aus dem ſich theilenden Hauptzweige ein neuer mittlerer Stengel, und bildet ſo nach oben einen Zierrath, welcher den ſonſt leerſtehenden Raum ſchmuckreich ausfüllt. Es läßt ſich nichts erſinnen, was einfacher und reicher zugleich wäre. Achille le Clerc.

Die drey genannten Künſtler ſind Schüler deſſelben Meiſters, Mr. Percier, des franzöſiſch-kaiſerlichen Ornamenten-Mahlers.

Wir unterbrechen hier die Beſchreibung der ausgeſtellten Werke, um dem Leſer im Allgemeinen die Geſinnung, welche uns in Beurtheilung derſelben geleitet hat, darzulegen. Alles, was durch die Wiſſenſchaft oder die Kunſt hervorgebracht wird, läßt ſich einer doppelten Betrachtungsart unterwerfen. Entweder man ſieht auf die Schwierigkeiten, welche ſich der Vollendung entgegenſtellen, oder man hält ſich an das, was Wahres und Schönes durch das Ganze gewirkt iſt; das Letzte macht den Werth und Ruhm des ächten Künſtlers aus, das Erſte dasjenige, was man in den bildenden Künſten Verdienſte zu nennen gewohnt iſt.

So kann es denn, in der üblichen Sprache zu reden, Bilder von den größten Verdienſten geben, welche ſo wenig Verdienſt haben, daß es beſſer wäre, ſie exiſtirten gar nicht; denn in Kunſt und Wiſſenſchaft ſollte doch nun einmal was halb iſt, gar nicht gelten; man ſollte muthig das Mittelmäßige ſchlecht nennen, damit das Vortreffliche an die Tagesordnung käme. So machten es die Griechen. Wie voll iſt nicht ihre Mythologie von Hohn, ja grauſamer Beſtrafung gegen das unvermögende Pfuſchertalent, das mit Mühe und Noth doch nichts herausbringt, und ſich ſelbſt vergeblich abarbeitet, während es andern Klügern Ekel macht, die Unverſtändigen aber in Verwirrung bringt.

In ſolchen Gedanken beſtärkt man ſich noch mehr, wenn man die Kunſt nicht als eine Ausbildung eines einſeitigen Talentes, ſondern als haemoniſche Verbindung der Kräfte der Menſchheit anſieht. Alsdann lernt man, daß die Kunſt eines Mannes nie höher ſeyn kann als ſein Leben, daß der ſicherſte Weg, zur Vollkommenheit in der Kunſt zu gelangen, Vervollkommnung ſeiner ſelbſt iſt: denn wer vermag höher zu dichten, als er zu fühlen vermag; welcher Mahler vermag eine höhere Schönheit auszudrücken, als er zu faſſen weiß? So kommt man allmählig zu der Lehre von der Begeiſterung und höhern Eingebung im Künſtler zurück, welche kein eitler Traum iſt, welche die erhabenen Alten leitete und erwärmte, die in allem weiſer und beſſer waren als wir.

Wollten wir aber dieſen Maßſtab unbedingt für unſere Beurtheilung anwenden, wie viel beachte dann wol die jetzige Zeit hervor, das beſtehen dürfte? Und wirklich vereinigen ſich viele Gründe, die uns zwingen, minder entſchieden und ſtrenge zu werden. Theils gehört jeder Menſch, wie er ſich auch winden mag, wie hoch er ſich ſein Ziel ſtecke, ſeinem Zeitalter an, und findet Schranken, über die er nicht hinaus kann. Theils ſehen wir dem Künſtler meiſt von frühe Jugend an alle Zeit und Ruhe geraubt, welche zu allgemeiner Entwickelung ſo nothwendig ſind, deren in Jahrhunderten kaum einmal ein ausgezeichnet glückliches Genie entrathen kann! In den Jahren, wo er Befeuerung bedürfte, läßt man ihn kalt, und iſt er zum Manne gereift, ſo bindet ihn Nothdurft, und er muß, um dieſe zu bezwingen, nicht ſelten das Beſte von ſich ſelbſt hintanſetzen, um einem verächtlichen Zeitgeſchmacke zu fröhnen. Theils liebt der Menſch immer am meiſten, was er hat, und nicht ſelten wird das wahrhaft Vortreffliche zurückgeſchoben, während das Unbedeutende, Gleiſſende, wenn es nur dem allgemeinen Sinne entſpricht und mit geſchäftiger Anmaßung vorgetragen wird, ſich ans Licht drängt. Wie viele Menſchen aber beſitzen die Kraft und Verläugnung, ſich um das Urtheil wenig zu bekümmern, und durch den Adel ihres eigenen Geiſtes zu leben! Nehme man dazu, wie manches Talent durch ſchiefe Richtung im Unterrichte von früh an verderbt wird, wie man durch Tändeley und Abwege gewöhnlich um die ſchönſte Zeit und Kraft der Jugend betrogen wird, und wie ſelten der empfindungsvolle Geiſt, der mancherley Irrthümern mehr als der dumpfe ausgeſetzt iſt, eine vernünftige liebevolle Weiſung hoffen darf, die ihn belehrend zurecht leite und ihm manche ſchwere Buße erſpare.

Alles genug, um den Künstler zu entschuldigen. Aber auch die Kunst selbst und die Natur lehren uns Sanftmuth: jene, indem sie uns lange Zeiträume zeigt, in welchen sie gänzlich erloschen war, in den Momenten ihrer Wiederbelebung aber lehrt, wie viel für sie gewonnen, wenn, auch erfindungslos, gefühllos und ohne Tiefe und Größe, nur das Mechanische als Hand- und Gesichtsübung sich übertragend fortgepflanzt hatte; diese, indem sie die ersten Anfänge der Kunst gleichsam als Naturtriebe entwickelt, sie bald isolirt, bald mehr mit dem Geiste verknüpft, zuletzt mit diesem innigst durchdrungen und von ihm beherrscht als Genie wirkend schafft.

Dieses Bekenntniß wird jeden überzeugen, welches Gewicht auch wir auf die bloßen Verdienste legen; aber dann erst können sie uns vollkommene Achtung erwecken, wenn sie mit dem Sinne des Wichtigen verbunden sind, so wie sie uns dann, trotz allem Vortheile, den sie gewähren, lächerlich vorkommen, wenn sie diesem Sinne widerstreben, und mit vieler Mühe etwas Nichtswürdiges zu Tage fördern.

Man wird hoffentlich das Praktische dieser Grundsätze in unserer Anzeige wiederfinden. Die Person des Künstlers, wie sie uns denn auch unbekannt ist, haben wir nie berührt; wo wir den rechten Geist gefunden, haben wir unsere Freude geäußert; wo wir verkehrten Sinn sahen, haben wir ihn angedeutet; wo überwundene Hindernisse unsern Beyfall aussprachen, haben wir gelobt und ihr Verdienst zu würdigen gesucht; wo uns verkehrter Sinn und Unkenntniß des Mechanischen verbunden vorkam, haben wir verworfen. Es fehlt zu dieser letzten Vereinigung empfehlungswürdiger Talente nur noch die unbegränzte Selbstgefälligkeit, die denn auch meist damit innigst verflochten ist.

Der Deutsche bildet in Kunst und Wissenschaft einen sehr bestimmten Gegensatz gegen die Franzosen. Diese bringen es im Mechanischen nicht besonders hoch, denn das Höchste auch darin läßt sich nur auf dem Wege des Gefühls erlernen; so wie denn auch kein Mahler oder Bildhauer unter ihnen der edeln Schule der Alten nur nahe gekommen ist: aber alle bemühten sich viel darin, und achten es, neben einigen Regeln der Decenz, welche die Mode der Sittlichkeit genannt werden könnte, übermäßig. Der Deutsche vernachlässigt es zuweilen zu sehr, und hierin sey ihm der Franzose nicht eben Vorbild, aber er übe sich wie der Franzose. Dagegen hat der Deutsche den Geist voraus. Kraft zu denken und zu fühlen, nach dem Guten mit Einsicht zu streben, der Heerstraße nicht zu folgen, wo sie zu blendender Bewunderung, nicht aber zum Ziele führt, kurz innere Genüge der Vernunft und der Empfindung, die ihn äußerlich zuweilen wol träge und ungeschickt machen, aber doch der beste Weiser durchs Leben sind: diese schönen Eigenschaften seines Wesens und seines Volkes, diesen geistigen Mittelpunkt und diese geistige Ruhestätte, in die er sich aus dem Gedränge der Welt flüchten kann, lasse er um keinen Tand, und sey er noch so gepriesen, fahren. Er verschmähe kalte schimmernde Leerheit; er trage lieber, daß sein Streben gebunden ist, weil ihn keine Welt umgibt, in welcher er es beleben kann, als daß er sich der Welt beugte und das Gesetz seines Innern verletzte; er fühle, was für Kränze man auch immerhin in unsern Tagen ertheilen mag, daß kein Kranz mehr Werth haben kann, als der Mann, welcher ihn aufsetzt!

Wir denken hierbey der vielen edeln Künstler unsers Vaterlandes, die bescheiden und verborgen im Stillen wirken und in sich selbst fortarbeiten! Kein Sinner hat mit Schutz und Sorgfalt, nicht die Welt hat in Deutschland Kunst und Wissenschaft erzeugt noch gepflegt: mühselig und kaum bemerkt ist sie durch innere Kraft erwachsen; wohlan! so erhalte sie sich auch durch innere Kraft, wenn alle äußere ermunternde Verhältnisse, wenn die Welt um sie zusammenbricht!

Nun schließen wir die Reihe dieser Ausstellung:

Saal.

15. Verkleinerte Kopie der Schule von Athen; schwarze Kreide; Francesco Giangiacomo. Kaum sollte man glauben, daß dieses Bild nach dem Originale gearbeitet sey; es scheint nach einem mittelmäßigen Kupferstiche gemacht, und hat kaum die dürftigste Aehnlichkeit. Man behauptet, es sey für den Stichel gearbeitet, und dies wird wahrscheinlich, denn es ist mit den vielen Linien überall bezeichnet, welche zur Armuth dieser Kunst gehören.

16. Philemon und Baucis vor Jupiter knieend; Montagny. Skize mit der Feder umrissen und mit Tusch erhöht. Die Gans hat sich auf den Schoß des Gottes gerettet, der an der Tafel sitzt und mit der Hand auf den Berg deutet, wohin die Alten sich begeben sollen. Merkur, nackt mit den Flügeln an den Füßen, sitzt vorn und an der Seite.

Wo der Gedanke so wenig eigen oder glänzend ist, muß der Werth in der Ausführung gesucht werden; aber man findet ihn nicht. Die Figuren sind erborgt oder unbedeutend, die meisten verzeichnet; aller Schmuck ist sehr gemein und ohne Erfindung; die Behandlung ist mehr frech als fest: am lobenswürdigsten ist die Ferne, dafür aber nimmt sich das Rebendach über den Häuptern kahler aus als nöthig war.

17. Phöbos im Wagen mit vier Rossen, von demselben. Hierüber gilt, was von dem obigen gesagt ist. Phöbos hat keinen sichern Sitz, sondern tänzelt auf dem Wagen und biegt in sich zusammen. Die Thiere, mit antik übergebogenen Hälsen, rasch und feurig, sträuben sich gegen das Gebiß und gegeneinander.

18. Kopie von Kupferstichgröße, in schwarzer Kreide: Der Kindermord, nach Poussin, von demselben. Wenn man die vielen lehrreichen, an Geist und Hand vortrefflichen Werke sieht, welche Rom besitzt, ohne daß sie kopirt oder durch Stiche bekannt gemacht sind, muß man sich wundern, wie die Künstler sie kaltblütig vorübergehen

und sich an Gegenständen festhalten können, die im Ganzen zu verwerfen und höchstens um einzelner Rücksichten willen zu schätzen sind. So ist es mit diesem Bilde, welches, in dreyviertel Lebensgröße ausgeführt, sich in der Sammlung von Lucian Bonaparte befindet.

Derselbe Gegenstand ist, wie allgemein bekannt, meisterhaft von Rafael behandelt. Dieser hat alles, was die Natur schrecken und rühren, in ihrer innersten Tiefe bewegen kann, zusammengefaßt, und alles Ekelhafte vermieden. Poussin thut gerade das Gegentheil: er schreckt nicht, er rührt nicht, er greift unsere Seele nicht an; was er hervorbringt, ist Widerwillen und Abscheu.

Das Ganze ist im Kurzen folgendes: Die Handlung geht auf der Flur eines Pallastes vor; der tieferliegende Hintergrund wird von einem Tempel gebildet. Ein grausamer Soldat hat einer Mutter das Kind geraubt und zu Boden geworfen; in der Rechten führt er das Schwert, um es zu morden; mit der Linken wehrt er sich gegen die Mutter, die ihn anfaßt und abhält. Das Schwert ist erhoben und gegen das Kind gekehrt. Um aber seiner That gewiß zu seyn, setzt der Unmensch den Fuß ihm auf die Brust und eilt es. Es ist eben im Sterben vorgestellt. Die Mutter ist ein mehr altes als junges Weib, durch die Verzweiflung entstellt; alle Geberden gräßlich auseinander gerissen. Im Hintergrunde flüchtet eine Mutter ihr Kleines, eine andere trägt heulend das Erschlagene hin.

Was hat uns also der Künstler gezeigt? Allgemeine unentfliehbare Noth; Gewirre der Menge in derselben; Seelenleiden und Zagen um des schönsten Triebes der Liebe willen; jugendliche blühende Mütter, die den einzigen süßen Schatz verlieren, an dem ihr Leben hängt; Kindernatur, welche die Gefahr nicht ahnend sich lieblich anschmiegen? Nein! eine scheußliche Unthat, einen eben erdrosselten Wurm, ein Weib, das die Wuth zum Thiere macht.

Nun können wir mit gutem Gewissen hinzusetzen, das Kolorit ist schmutzig, das Ganze gut, der Arm des Weibes vortrefflich gezeichnet; was gewinnt man damit!

Wir behalten uns auf ein andermal vor, den Leser dieser Blätter mit einer Vergleichung zu unterhalten, welche wir über Behandlung eines und desselben Gegenstandes von mehrern Meistern anzustellen gedenken. Es wird sich alsdann reichlich von selbst ergeben, in welchen Gränzen sich die hohe Kunst immer gehalten, in welchen Abschweifungen sich die gesunkene gewöhnlich herumgetummelt hat.

Die Ausführung unsers Kopisten ist ohne Bedeutung.

19. Portrait-Büste von Dupaty, ex-pensionnair; sie ist ein lebendiger Beweis, wie man ein Gesicht ganz als Karrikatur aufgreifen und dennoch sehr ähnlich machen kann. Die Haare besonders sind übertrieben, sie scheinen zu Berge zu stehen.

20. Venus sortant du lit d'Anchise en lui recommandant le secret, par Mr. M.... Lebensgroßes Bild. Wir verzweifeln, unserm Leser einen Begriff von diesem Stücke machen zu können; es ist dieses kaum möglich, wenn man davor steht. Die Göttinn vertraut gewiß ein Geheimniß an, sie hält den Finger an den Mund, wie dabey Gebrauch ist; aber Anchises! mit den Füßen auf dem Bette liegend, den Leib aufgereckt, den Ellenbogen zurückziehend, den Kopf zwischen den Schultern hervorschiebend, verwundert er sich vielleicht, daß er sein Glück nicht besser ergriffen hat; hat er vielleicht die Göttin für eine gewöhnliche Sterbliche gehalten? Betrachtet man alle Theile des nackten Helden genauer, so kommt man ohne dies nicht auf die Vermuthung, daß es Venus Urania sey, welche vor ihm schwebet. Wir glaubten anfangs, der Künstler habe sie dem Helden erscheinen lassen, um ihm ihre Gunst anzuvertrauen; darin bestärkte uns auch das schmale Lager, auf welchem zwey Körper, nebeneinander wenigstens, gewiß nicht ruhen können: aber die Unterschrift, welche das Geheimniß weniger als die Göttinn verhehlt, hat uns überzeugt, daß wir in der Irre waren.

Der Held ist, was die Zeichnung angeht, nicht sowol edel als derb, in den Partien aber, welche mit etwas veränderter Wendung von dem sterbenden Fechter genommen sind, richtig. So bäurisch er im Ganzen aussieht, sind ihm doch die Künste des Hofes nicht fremd. Sein Haar, in den allerfeinsten, kleinsten, gleichsten Löckchen geordnet, hat sicher mehr als die Hand der Natur erfahren.

Der Göttinn muß man das Lob ertheilen, daß sie sich ungemein gerade hält; sie schwebt wie der Faden eines Senkbleies: die ins Profil gerichtete Wendung des Kopfes ist minder glücklich; Hals und Brust werden dabey heftig verdreht. Vielleicht hat der Künstler dieses unnatürliche Mittel gewählt, um uns nichts von dem schönen nackten Leibe zu entziehen, und in der That, er zeigt sich in seiner ganzen Blöße.

Was das Kolorit beider Figuren angeht, so haben wir es außerordentlich gefunden; nicht nur ist die höchste Verschmelzung der Liebe in beiden dadurch sehr gut ausgedrückt, daß der männliche und weibliche Körper von vollkommener gleicher Farbe sind, sondern die ungewöhnliche Braunröthe deutet auch, gewiß nicht ohne Vorsatz, auf das Feuer des Verlangens. Inzwischen müssen wir gestehen, daß es uns weniger die Glut reizender jugendlicher Begier, als die Dumpfe und ungesunde der Trunkenheit darzustellen scheint.

Werfen wir nun einen Blick auf die Anordnung. Anchises liegt der Länge nach, Venus schwebt zu seinen Füßen. Unter dem Haupte des Helden sieht man ein großes rothes Kopfküssen, darunter den sehr schönen, modisch aus Kirschbaumholze gearbeiteten Bettfuß, ganz wie man ihn an den neuesten Gestellen zu sehen gewohnt ist; unter ihm Pelzwerk mehrerer Art; an ihm hängt der große Köcher des Helden, blau mit Gold verziert; zur Seite der Venus sind im Hintergrunde auf einem Tische, den der Schild deckt, Helm und Schwert; vom übrigen Bette, wie von der Venus, fließt ein weisses Gewandstück in etwas sperrigen Falten, welches überall den Platz wegnimmt; unter den Füßen der Göttinn, aber verbreitet, sieht man ein dünnes Rauchwölkchen, das sich über dem Weissen sehr schmutzig ausnimmt; darin schnäbelt das Taubenpaar; es ist von der kleinsten Gattung, scheimlsche Lachtäubchen dem Ansehen nach.

Der Hintergrund von einem Ende zum andern ist mit einem dunkeln Grün ausgefüllt, das man am trüben falschen Glanze, an den schroff herunterfallenden, schwarzen Falten beym ersten Sehen für Wachstuch anerkennt.

Dies thut eine schlechte Wirkung, ist aber ein guter Einfall: entweder es schützt das schöne Holz der Bettlade vor schädlicher Feuchte, oder es regnet draußen in Güssen, und die Liebenden sind so ins Trockne gebracht, was eine idyllisch-angenehme Erfindung ist, oder gar, es steht in diesem Bilde als Prophezeiung der glücklichen Welt, die einmal kommen wird, wo sich alle Elemente des Alten und Neuen, alle künstliche und bequeme Erfindungen unserer Tage mit der Naivetät der längst verflossenen vereinigen werden: eine Seligkeit, auf die wir vielleicht in gerader Richtung zusteuern, was wenigstens eben so tröstlich seyn würde, als wenn, wie einige andere meynen, wir bald zur höchsten innern Barbarey die vornehme Maske einer übersublimirten Kultur trügen. Als einen Theil der Verkündigung dieses endlich erscheinenden goldenen Zeitalters läßt sich dieses Werk ansehen.

(Der Beschluß folgt.)

Nro. 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. Februar, 1810.

— Sich brannt' er ab, dem Feind entwaffnet er die Hand,
Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte.

Wernike auf den Mucius Scävola.

Mucius Scävola.

— „Nachtsohn, warum trieben die Erinnen
Deinen Fuß zu einem Opfermahl? —
Mit in den Cocyt getauchtem Stahl
Konnte Wahnsinn solches nur beginnen.
Sprich, du blutbespritzter Todesmann,
Sprich, was hat der Liebling dir gethan? —
Ihm zu dienen in des Pluto Hallen
Sollst du dann, sein Blut zu sühnen, fallen." —

Stolzer steht der Jüngling vor dem König,
Treffende Verachtung im Gesicht:
— „Diesem galt der sich're Dolchstoß nicht;
Einem Römerstahl' wog er zu wenig.
Ihm Verderben war die eitle Pracht;
Seines Purpurs königliche Tracht
Hatt den Stahl vom rechten Ziele lenken,
In des falschen Königs Busen senken." —

Und Porsenna ras't von seinem Sitze
Hoch empor; Verderben winkt die Hand,
Und im Auge flammt der Rache Brand.
— „Auf den Mörder Eurer Schwerter Blitze!
In der Wunden hundertfacher Zahl
Rag' an ihm des Japetiden Qual!
Spät erst senkt nach wilden Höllenschmerzen
Ihm den Tod zu dem verweg'nen Herzen!" —

Hundert Spitzen zucken. — Ohne Beben
Streckt der Römer zu der Ara Gluth
Seine Rechte, und der Flammen Wuth
Zehret schnell des Armes kräftig Leben.
Wieder zu den Staunenden gewandt
Zeigt er lächelnd die gedörrte Hand;
Und die Schwerter alle von ihm weichen,
Und die grauen Krieger rund erbleichen.

— „Knaben schrecke mit dem Droh'n der Wunde,
Nicht des Mannes ungebeugtes Herz!
Romas Söhne kennen keinen Schmerz;
Ein Triumph ist solche Todesstunde.
Sende mich mit mordesgier'gem Stahl
Zu Persephonens umseufztem Mahl!
Schon harrt deiner auch die öde Stelle
An des Lethe dunkler Felsenquelle.

Nimmer siehst du Jovis Tempel fallen,
Nimmer ziehst du auf das Kapitol!
Der Tyrannenthaten Maß ist voll;
Nahe schon die Rächer dich umwallen.
Denn dreyhundert, muthiger als ich,
Suchen in dem weiten Lager dich,
Haben dich zum Opfer sich erkoren,
Und den schwarzen Göttern zugeschworen." —

Schnellerblaßt, als schaut' er die Gorgone,
Weicht der König in das Purpurzelt.
Bald ertönt die Tuba durch das Feld;
Nieder sinkt des Lagers weite Zone.
Die Erinnis spornt des Fürsten Roß
Rückwärts zu dem sichern Väterschloß.
Frey sind die Belagerten zur Stunde;
Denn der Heros ist der Gott im Bunde.

Wilhelm Blumenhagen.

Das Lieblingsinstrument.

Der gereiste Vorar kennt
Die Musiken aller Länder;
Doch sein liebstes Instrument
Ist — der Bratenwender.

Hs.

Wallfahrt nach Rom.

(Fortsetzung.)

Den 9 März.

Kunsturtheil.

Ein solches hörte ich von der zukünftigen Kinderwärterinn, als sie in der Wirthshausstube, worin wir zu Mittag aßen, ein Gemählde über dem Kamin wahrnahm. Es war eine Madonna, vermuthlich eine schlechte Kopie nach Caravaggio oder nach einem von seinen Schülern, mit starken schwarzen Schattenflecken. Da sich nun eben ein solcher Schatten am Halse befand, so daß der Evasapfel, als im Lichte stehend, sehr in die Augen fiel, ärgerte unser Françoise sich darüber, daß man so geschmacklos in Italien seyn könnte, Madonnen mit solchen Gewächsen zu malen, wie die Leute sie in Savoyen trügen; sie meinte die Cretins. Ich sagte ihr, es wäre ein christlich Werk, um zu menschlicher Demuth und Mitleid zu rühren. Wie sie das hörte, gab sie sich zufrieden.

Mailand.

Endlich sahen wir die kleine Thurmspitze vom großen Dom, und fuhren in Staub und Hitze hinein. Hier zeigte sich nun ein gedrängtes, wimmelndes, mannigfaltiges Stadtleben wieder, das ich, seit ich Paris verließ, nicht gesehen hatte, und das ich zur Abwechslung liebe, weil ichs nicht mit den Hirten halte, die immer Thiere und Natur dem Menschen und der Kunst vorziehen. Als wir hier einfuhren, fing das arme Dienstmädchen an zu weinen. — Die Herrlichkeit hatte jetzt ein Ende. Es geht einem solchen Geschöpfe ganz umgekehrt, wie unser einem. Wir leiden auf der Reise, und haben Langeweile; sie hatte sich ergötzt, als Dame gelebt, mit den Herren gesprochen, gegessen und getrunken, Karten gespielt, und nichts zu thun gehabt. Jetzt sollte sie in einer ganz fremden Stadt bey fremden Leuten dienen, die vielleicht hart waren, Kinder pflegen, die vielleicht unartig und boshaft seyn konnten, nicht mit ihrer Mutter Sonntags, und nicht mit ihren Freundinnen alle Tage an den Straßenecken sprechen. Das fiel ihr gewaltig aufs Herz; sie weinte, und wir andern waren auch nahe daran. Wir trösteten sie, so gut wir konnten, und stiegen in Albergo della città ab.

Theatro della Scala

Ist so groß, wie diese Beschreibung davon klein ist. Ob es schön war, konnte ich nicht recht sehen, weil die Erleuchtung sehr schlecht war; es kam mir aber so vor. Was gespielt ward, wie es gespielt ward, von wem gespielt ward, kann ich heute nicht sagen. Die Musik war jämmerlich; der Held im Stücke ein Kastrat mit einem krummen Säbel. Die Stimmen schienen nicht ausnehmend schön zu seyn. Die jungen Officiere machten einen Spektakel im Parterre, wie die Kaufleute auf der Börse in Hamburg. So fiel ich müde von der Reise in einen sanften Schlaf, und erwachte erst beym Ende des letzten Akts, worauf ich physisch und moralisch erkältet zu Hause ging, und den Schlaf ohne alle diese kostbaren Zubereitungen auf eigene Hand fortsetzte.

Den 10 März.

Der Dom.

Wer kann beym ersten Anblicke einer solchen Riesen-Gestalt etwas sagen, selbst wenn er architektonische Kenntnisse besitzt? Er kann nur staunen, erstarren, bewundern, sich verwundern; und das that ich auch. Dies war das dicke gothische Kirchengebäude, das sich sehr vor meine Seele stellte. Das Strasburger Münster war das zweyte; der Dom in Rothschild der Erste. Den Eindruck, den die alte seeländische Kirche auf mich machte, wird wol keine mehr machen. Aber das ist kein Wunder; das war in der frühen Kindheit, da hatte ich noch nichts gesehen und das Herz war offen und weich für jeden Eindruck. Ich erinnere mich, da ich vom Vater, als Knabe von zwölf Jahren, Erlaubniß bekam, mich in einem blauen knappen Mantel auf einen Bauerwagen zu setzen, und ganz allein die ungeheure Reise von vier dänischen Meilen (ich hatte noch keine einzige ganze gemacht), mit einem Reichs-Thaler in der Tasche, nach Rothschild zu machen, um da des Nachts zu schlafen, und am nächsten Morgen die Beysetzung der verstorbenen Königinn Juliane Marie zu sehen. Alle die Empfindungen, die ich auf meiner größern Reise erlebt habe, hatte ich schon damals. Erwartung, Staunen, Angst in der Freude, ökonomische Sorgen, Heimweh, Genuß ungewöhnlicher Gegenstände, neue Freundschaften, Erweiterung der Kenntnisse! Ich schlief, um das Geld zu sparen, bey einem Bedienten des Nachts unter einem offenen Dache, wodurch ich die blanken Wintersterne sehen konnte; aber ich zitterte unter der dünnen Decke mehr vor Erwartung als vor Kälte. Es war ein strenger Frost; der Schnee war fest, trocken und weiß. Der Morgen brach heiter und klar hervor. Der Leichenwagen kam majestätisch langsam in prächtiger Prozession daherrollend, von Prinzen und Rittern gefolgt. Zahlreiche Menschenschaaren von Kopendagen und Rothschild machten die äußere Umfassung und die Schleppe aus. So folgte ich mit klopfendem Herzen Schritt vor Schritt durch die einfache Straße von kleinen bürgerlichen Häusern bis zu der alten königlichen Kirche von gebrannten Steinen, die wie ein großer rother Anfangs-Buchstaben in kleiner dunkeln Schrift dastand. Die Thüre ging auf, der Sarg ward hineingetragen. Der Gesang von der Orgel erscholl. So hörte ich zum Erstenmale einen schönen Choral-Gesang; so sah ich zum Erstenmale eine große altgothische Kirche, und diese Kirche war das dänische Westmünster, worin alle die nordischen Könige und Helden begraben lagen, die mir schon aus der Geschichte so wohl bekannt waren, und die ich so innig liebte. Kein

Wunder, wenn dieser Augenblick sich tief ins Herz geprägt, und ein fruchtbares Samenkorn darein gelegt hat. Der Rothschilder Dom, obschon der kleinste von den dreyen, wird also mir vermuthlich immer der größte bleiben, denn in Strasburg und Mailand liegen nicht solche Helden, und noch weniger solche vaterländische Helden begraben. Man kann sagen, dieses ist nur ein persönliches Gefühl, aber ich antworte darauf: die gothische Baukunst weckt immer dieses Gefühl, weil sie mehr eine historische Ziffer als ein selbstständiges schönes Kunstwerk ist. Alles darin erinnert an die Zeit, und selbst das Bizarre, Fehlerhafte bekommt als geschichtliche Hieroglyphe Werth und Bedeutung, was es sonst nicht haben würde. Sie zeigt oft Größe und Schönheiten in einzelnen Partien, aber selten independent und ununterbrochen. In der griechischen Architektur sah ich ein Gebäude, in der gothischen das Bauen meiner Väter. So wünsche ich auch, wenn ich ein solches steinernes Archiv der Geschichte betrachte, noch viele Gräber und Denkmale aus den ältesten Zeiten. Ich kenne die neuere Ansicht, welche die gothische Bauart mit der christlichen Denkart verbinden und daraus ableiten will; etwas hängt gewiß damit zusammen, wenigstens die Form des Kreuzes, aber das Maurische, das auch eine große Rolle darin spielt, kann doch nicht christlich seyn. Mein Interesse daran ist, wie gesagt, meist das Historische, weil nicht ein Stück, aber die ganze Weltgeschichte meine Bibel ist. So will ich gern gestehen, daß ich ein solcher Heide war, in dem Strasburger Dom erst dahin zu gehen, wo die druidische Opferquelle in grauen Zeiten gesprungen hatte, und es freute mich zu hören, daß noch immer Wasser in der Nähe rieseln sollte. Es that mir auch mehr leid das alte Bild von Kreutzmann oder Thor nicht anzutreffen, als daß Ihre allerchristlichsten Majestäten Dagobert und Clodowich nun nicht mehr auf ihren Pferden da saßen. Daß dieses nicht blos Vorliebe für das höchste Alterthum ist, beweist, daß es mir auch leid that, des ehrlichen Muntelias Grab nicht da zu finden, obschon ihm Faust nach mehrerer Meinung die Ehre streitig macht, der Erfinder der Buchdruckerey zu seyn. Was mich ergetzen soll, muß kräftig, einfältig, blühend, thätig, unschuldig und verdienstvoll gewesen seyn. Die sklavischen Crystallisationen hasse ich, und sie schnüren mir das Herz ein, sie mögen so prächtig funkelnd und so glatt geschliffen seyn als sie wollen. Darum liebe ich die goldne patriarchalische Zeit und die eiserne Heldenzeit, und die großen Epochen in Griechenland; darum liebe ich den Enthusiasmus der Apostel und der ersten Christen, weil sie Leben und Glück für Gott und Tugend aufopferten; darum liebe ich die ersten romantischen Helden, die warfen für Christus mit dem Schwerte drein schlugen, meinend ihm einen Gefallen damit zu thun. Wenig ist so erhaben rührend als die Erzählung vom treuen Roland, der im Roncismolle-Thale seinen gewaltigen Körper als ein Kreuz ausstreckte, als er sterben sollte. Darum liebe ich nicht die eigentliche sogenannte Ritterzeit, weil Adelstolz und bewußte Unterdrückung anfing, weil das häufige zum Ritter geschlagen werden aufhörte, und das Volk sich chinesisch in Porcellan versteinerte, und indisch anfing, gewisse Kasten auszumachen, welche Geisteskraft und Menschenwürde unterdrückten. Darum betrachte ich mit Freuden die Jahrhunderte der Freystaaten, der Welterdeckung, der Reformation, der Kunst, der Gelehrsamkeit, des Handels, und die Fortsetzung davon durch englische, deutsche und bänische Literatur, durch Wissenschaft und Poesie, Industrie und sittliche Bildung bis zu unsern Zeiten. Darum betrachte ich die gewaltige Kraft der Gegenwart als Pflugumwälzung und Saat zum künftigen Ernten, und huldige nicht den Paradoxien einzelner Köpfe, die gern die ganze Geschichte zu einer gewissen verschwundenen Periode nach ihrem Geschmacke zurückschrauben möchten.

Aber wo bin ich hingerathen? Ich war ja in dem Mayländer Dom. Und da bin ich noch. Aber in solchen alten großen Gewölben mit vielen Gängen und Winkeln verirrt man sich leicht, fallen Einem allerley Gedanken ein. Und das hat wohl schon der Leser auf dem ersten Blatte dieser Reisebeschreibung gemerkt, daß es mehr das Wie gesehen als das Was gesehen ist, welches der Verfasser ihm bringt, mehr die Ideen und Gefühle, so die Gegenstände erzeugt haben, als eine gemeine Beschreibung der Gegenstände selbst, welche er gewiß weit besser und ausführlicher in andern Büchern finden kann, welche der Verfasser von dieser Reise nicht geschrieben, weil weniger gelesen hat. —

Der große gothische Riese ist von weissem Marmor. Aber die Zeit hat die blendende Haut verdorben und wenn man es nicht genau betrachtet, sieht es aus als grauer Sandstein, woran man gewohnt ist. Dieser Mayländer Dom scheint mir im Ganzen eine edlere, ruhigere Form zu haben als das Strasburger Munster mit sammt seiner hohen Bischofsmütze. Er ist nicht die Ausstreckung im Raume, sondern die Idee, das Bild Gottes, das wirklich groß ist. So ist der menschliche Geist das allergrößte auf Erden, und nimmt nach den Materialisten einen sehr kleinen, und nach den Dynamisten gar keinen Raum ein. Wenn ich das Strasburger Münster besonders bey Nacht betrachtete, worin die ingeheime Einzelheiten zueinander traten, und das unbestimmte lockerscheinende Ganze zurückblieb, konnte ich nicht umhin zu glauben, daß ich ein kleines Nurnberger Maikäferhaus (womit die Kinder spielen) in einem Vergrösserungsglase vor mir sähe. Sehe ich dagegen das kleinste Modell von einem griechischen Tempel, so kommt es mir vor, als betrachtete ich ein großes Gebäude durch ein Verkleinerungsglas.

Der hohe Thurm, der in dem einen Winkel steht, darauf das mächtige Stück vorne, und dann der plötzlich tiefge-

sunkene schmale Kirchenleib hinten gibt dem Münster etwas Unzusammenhängendes in der Idee. Man begreift nicht, wie so etwas wirklich in der Größe da seyn kann; der Verstand überredet die Seele zu glauben, daß es nur eine sinnliche Illusion sey. Und ich stand oft in der Nacht und betrachtete den ganzen Klumpen als ein Spielwerk der kleinen Riesenkinder. Der Thurm schien mir da zu seyn, damit etwas wäre, worein das Kind mit der Hand das Haus nach Belieben von einem Orte zum andern hinsetzen könnte. Freylich, wäre der zweyte Thurm dazu gekommen, dann würde das Ganze eine weit edlere Physiognomie bekommen haben; aber auch dann würde doch die eigentliche Kirche hinten ausgesehen haben wie ein Schweif zum großen zweyhörnigen Rüdezahl.

Daß ich übrigens das Romantische und Wunderbare in diesem alten steinernen Gedichte von Erwin, seinem Sohne Johannes, seiner Tochter Sabina, Hütz, und andern liebe; daß ich auch die kühne Kraft, nicht im Hinaufs- aber destomehr im Hinunterblicken, bewundert habe; auch den Verstand geschätzt, der das hohe leichtscheinende mit Luft durchwobene Steingerippe in mächtigen Angeln fest zu verbinden wußte: das versteht sich von selbst. Der müßte kein Gemüth und keinen Sinn haben, der solchen ehrwürdigen Erscheinungen der Vorzeit ohne Rührung und Staunen vorbeygehen könnte. Aber die Rede ist hier nicht vom Münsterthurm, der gewiß vollendet und unvergleichlich als König der Thürme da steht; wir sprechen vom ganzen Münster, und es läßt sich nicht blos mit einigen andern gothischen Kirchen vergleichen, meine ich sondern hält sogar oft die Vergleichung nicht aus; wenigstens nicht die mit dem Mayländer Dom.

Der Mayländer Dom streckt seinen Arm nicht so kühn in die Höhe wie das Münster, aber er erhebt sich im Ganzen mächtiger und breiter von der Erde, und wölbt sich darinnen als ein ausgehöhlter Fels, mit vielen schönen und herrlichen Partien, besonders in den Fenstern rechts und links. Lange konnte ich mich übrigens nicht heute darin aufhalten, denn die erstaunliche Kühle in dieser schattigen Steinhöhle, die gegen die warme Luft draußen merklich abstach, trieb mich bald wieder hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 29 Jan.

Am 18 Januar, dem Gedächtnißtage der preußischen Krönung (an dem nämlichen Tage, da im Jahre 1701 Churfürst Friedrich III sich zum Könige krönte), fügte der König dem rothen Adler-Orden noch zwey Klassen bey, und verband mit ihm die schon bestandenen Ehrenzeichen genauer, so daß jetzt die goldene und silberne Verdienst-Medaille an einem kleinen Bande dieses Ordens getragen, als seine vierte und fünfte Klasse anzusehen sind. Zugleich wurden an diesem Tage Ordenszeichen von der dritten Klasse und Verdienst-Medaillen vertheilt. Die zweyte Klasse erhielt noch keine Ritter. Von allgemein bekannten Männern erhielten folgende den Orden dritter Klasse: Der Kammerherr Alexander von Humboldt, der geheime Staatsrath von Humboldt, Staatsrath Hufeland, Ober-Bergrath Karsten, Professor Willdenow, und Direktor Iffland. Die Stiftung dieser neuen Klassen geschah mit großer Feyerlichkeit; im großen Rittersaale versammelten sich alle gegenwärtige Ordensritter und Verdienst-Medaillen-Besitzer. Das Königl. Paar, umgeben von Prinzen und Großen des Reichs, von den ersten Hofchargen und Hofdienern, sanktionirte vom Throne aus die neue Würde der Ordensritter- und Ehrenzeichen-Inhaber; am folgenden Sonntage erhielt das Krönungsfest und die Ordensstiftung in der Domkirche die religiöse Weihe, dann war große Militärparade, und darauf große Tafel im königl. Schloße; sämmtliche Ordensritter speiseten mit der königl. Familie an zwey Tafeln. Hier hörte der eigentliche Unterschied der Stände auf; nur der Grad der Bildung hatte die Plätze angewiesen; die Soldaten saßen beysammen, übrigens aber die Mitglieder der verschiedensten Stände bey einander. So hatte Hufeland einen Platz zwischen zwey Unteroffizieren erhalten.

Das Theater hat eine Neuigkeit, das musikalische Quodlibet, Herr Rochus Pumpernickel, präsentirt. Vier Vorstellungen sind vorüber. Das Fabrikat hat hier ein eignes Schicksal erlebt; es war bey der ersten Vorstellung dem Falle nahe, aber Unzelmann (zu dessen Benefiz es gegeben wurde), legte am Schlusse eine Solicitation um günstige Aufnahme ein; die Protektion des beliebten Komikers galt, und die lachlustige Menge stürmt jetzt fast das Schauspielhaus, um Herrn Pumpernickel in seinem Lustre zu sehen. Es ist nicht leicht, über dieses Produkt ein Urtheil zu fällen; der Kritik steht es durchaus nicht zu Gebot. Erfahren Sie das Gute und Schlimme, und entscheiden Sie selbst. Die gewählten Gesangpiecen sind größtentheils gefällig, doch ist auch ein: „O du lieber Augustin ꝛc." nicht vergessen. Die Handlung ist eben so sehr ein Quodlibet als die Musik; Pourceaugnac und der Malade imaginaire von Moliere sind dazu verarbeitet. Sie sehen, daß da nichts Neues passirt. Der Dialog ist vom Anfange bis zum Ende leer an Geist und Witz, wie das Ganze an gutem Geschmack. Der eingebildete Kranke, der Doktor Perillus und ein Apotheker sind widerliche Personagen, und die Späße sehr handgreiflich. Eine Scene, in der ein Weib und acht derbe Jungen sich Herrn Pumpernickel als seine Familie präsentiren, amusirt hier, trotz ihrer Trivialität, ungemein. Was die hiesige Darstellung betrift, so ist diese sehr lobenswerth. Hr. Weitzmann (Pumpernickel), Unzelmann (Hr. von Littau), Stich (Bedienter), Gern der Vater (Arzt), und Gern der Sohn (Hausknecht), excelliren.

Becks Quälgeister sind nach vierzehnjähriger Rast wieder auf die Bühne gebracht, und haben sehr gefallen. Iffland ist im Richter Duyerich wieder unerreichbar. Wenn deutsche Theater-Directionen bey dem Mangel an neuen guten Lustspielen die ältern hervorzusuchen genöthigt werden, so dürfen sie ja die Quälgeister nicht dem Gedränge der Vergessenheit überlassen, wenn sie nicht eine Kapitalsünde gegen Thalien und das Vergnügen der Theater-Besucher üben wollen.

Ein hiesiger Buchbinder, Namens Schultz, zeichnet sich jetzt in eleganter Arbeit aus. Der von ihm vollendete Einband eines Dedikations-Exemplares (ein Feyersches Werk) soll, nach der Aeußerung sachkundiger Augenzeugen, an Schönheit alles übertreffen, was Engländer und Franzosen bis jetzt lieferten.

Nro. 42.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. Februar, 1810.

Beglückter Erdenwinkel! —
Gleich fern von Freiheitsdünkel
Und knechtischem Gefühl,
Wünscht sich mein Herz vergebens
Dich für den Rest des Lebens
Zum ruhigen Asyl?

Ratschky.

Auszug eines Briefes aus Rio Berbice in Südamerika.

Der Verfasser nachstehender Mittheilungen, ein junger norddeutscher Handlungsdiener, dessen Lebens- und Erwerbsplan der Fluch des Krieges verrückte, und der es für unrühmlich hielt, seinen bedrängten Aeltern zur Last zu fallen, faßte den kräftigen Entschluß, das früh entflohene Glück als Seemann zu verfolgen. Wie mancher, der gegenwärtig auf der Scholle der verstörten Heimat in Trübsinn und Unthätigkeit verschmachtet, thäte wohl, gleich ihm, sich und dem Schicksale vertrauend, ein Land aufzusuchen, wo es an nichts als an kräftigen thätigen Menschen fehlt.

Rio Berbice, 24 July 1809.

— — Wir verliessen in den letzten Tagen des Novembers das herrliche Stockholm, und langten nach einer gefahrvollen Reise, an deren Beendigung ich oft verzweifelte, den 14 December vorigen Jahres in London an. Hier ward mir die Bekanntschaft eines Schiffkapitäns, der mein Landsmann ist, und sich P.. nennt, dem ich gefiel, der sich zufolge dieses Wohlwollens erbot, mir freye Passage auf Berbice in Südamerika zu geben, und mir dort eine Stelle auf den Plantagen zu verschaffen. Ich nahm ihn beym Worte, behielt mir nur vor, mich deshalb bey meinen Freunden Raths zu erholen, die das Erbieten sehr annehmlich fanden, und sagte zu. Von dem Reste meines als Seemann erworbenen Geldes, der sich noch auf 10 Pf. Sterling belief, kaufte ich mir einen vollen schwarzen Anzug und zu Ehren meines verstorbenen Busenfreundes und Reisegefährten Theodor einen Trauerflor auf den Hut, und ging den 17 Februar d. J. mit sieben andern jungen Leuten an Bord der Brigg Margaretha Anna von etwa 100 Lasten. Nach acht Tagen erreichten wir das nette freundliche Portsmouth, lagen hier, die Convoy erwartend, noch acht Tage still und jagten zum Zeitvertreibe auf der Insel Wight, dem Paradiese von Alt-England.

Endlich gab der Commodore am 3 März das Signal, und wir liefen mit einer Flotte von 120 Segeln glücklich aus. Eine Fregatte und zwey Kutter waren unsre Bedeckung. Schon nach wenigen Stunden war die englische Küste bey dem frischen und günstigen Winde verschwunden, und die Reise, da er günstig blieb, sehr angenehm. Jeden Abend gab es auf unserm Schiffe Konzert. W.. und ich spielten die Violine, ein Dritter blies die Flöte, der Kapitän die Trompete, andre rührten die Trommel und Triangel. Die Zuhörer bestanden, da uns dann jedesmal die Schiffe dicht umringten, aus mehr als 4000 Menschen: die nächsten waren immer die, welche Damen am Bord hatten. — Fort und fort von demselben günstigen Winde getrieben, sahen wir am 15 März das kleine unbewohnte Eiland Porto Santo mit seinen wunderschönen drey Bergspitzen und noch an demselben Tage Madeira, welches die entzückendste Aussicht gewährt.

Die Riesengipfel dieser Gebirgs-Insel sind trotz der heissen Zone mit ewigem Schnee bedeckt und von den Wolken umschleyert. Wir befanden uns nun in dem Ost-Passat, und hatten also immerfort denselben und überdem, was

dort sehr selten ist, auch frischen Wind, der uns gewaltig fortschob. Zwischen inne gab es Windstöße, welche Masten und Bogsprieß von vielen Schiffen mit sich nahmen, doch unser kleines Fahrzeug blieb unversehrt. Auf diese Weise passirten wir den 18 März die Insel Teneriffa und sahen den berühmten Pik, ungeachtet der Entfernung von 70 englischen Meilen, hoch über dem Horizonte.

Jetzt ward das Weltmeer plötzlich so glatt wie ein Spiegel; wir benutzten die Stille zum Bade und sprangen fast sämmtlich über Bord. Bald aber trieben uns die Wölfe der See, die Haynische, auf das Schiff zurück; wir machten nun auf diese Jagd, und fingen zwey junge, die mit nicht geringer Mühe auf das Verdeck gehißt und erschlagen wurden. Jeder eignete sich davon eine Reliquie zu. Sie waren gegen 10 Fuß lang, über 200 Pfund schwer, und ihr Gebiß zum Erschrecken.

Am 24 März passirte unsere Brigg die Linie, wo ich es zwar warm genug, doch bey weitem nicht so heiß als späterhin auf Berdice fand, weil dort das Meer die glühende Luft kühlt. Bald darauf trennte sich am ersten Oster-Feyertage die Convoy. Wir waren ungefähr 200 Seemeilen von Barbados, und unsere nach dem Kontinent bestimmten Gefährten bestanden jetzt nur noch aus zwölf Segeln. Den 11 April konnten wir erwarten, Land zu sehen. Der Kapitän hatte dem, der es zuerst wahrnehmen würde, eine Flasche Portwein versprochen, und als nun der Commodore das Signal der Landentdeckung gab, war ich der erste auf dem Maste, und erblickte jetzt, obwol in grauer Ferne noch, aber begeistert wie Columbus, das Land der neuen Welt. — Land! Land! rief ich, den Hut schwenkend: mein Rufen führte die ganze Schiffsgesellschaft auf den Mast, ich aber eilte hinab, die versprochene Flasche in Anspruch zu nehmen und leerte sie nun — ach, unter welchen Gefühlen! auf das Wohl meiner lieben Aeltern, Geschwister und Freunde dort jenseit des Weltmeeres. — Sang und Klang beschloß den Abend. Den 13 kamen wir bey Surinam vorbey, wo uns abermals vier Schiffe verliessen, und erreichten endlich am 14 April Nachmittags 4 Uhr das Revier Berdice.

Hier that sich der Garten Edens vor uns auf. Wohlgerüche aller Art, von unzähligen seltsam gestalteten Bäumen ausgehaucht, dufteten den Kommenden entgegen, die seit Monaten nur See- und Schiffsdunst einathmeten. Das Ziel war erreicht!

Am Eingange des Reviers liegt eine seit sechs Jahren von den Engländern besetzte Batterie, die uns nach dem Zuruf: „From London!“ bis zum Fort hinauf segeln ließ, wo der Anker fiel und das Schiff erst einklariren mußte, bevor wir nach der Stadt gehen durften, welche noch eine halbe Meile weit von hier entfernt ist.

So waren wir denn nun glücklich in Berdice! Es kamen verschiedene Herren an Bord, die in seltsam geformten Böten von sechs nackenden Schwarzen gerudert wurden. Den 15ten ging das Schiff bis an die Stadt, welche Neu-Amsterdam heißt. Die westindischen Städte sind aber nur Dörfer, haben weder Steinpflaster noch Laternen, noch irgend etwas Städtisches an sich; überdem ist Berdice auf einen Leimboden erbaut, welcher während der achtmonatlichen Regenzeit dergestalt aufweicht, daß man bis an die Knie in Schlamm versinkt. Die Häuser sind von Holz, und wegen des höchst nöthigen Luftzuges statt der Fenster nur mit Läden versehen.

Kapitain P., zu dem ich mich noch immer hielt, that nun sein mitgebrachtes, aus Provisionen, Schnitt- und Galanterie-Waaren bestehendes Lager auf; wir verkauften recht hübsch und die Käufer mußten ungeheuer bezahlen welches hier *) Mode ist. denn ich selbst habe für das Befohlen meiner Stiefeln 10 Gulden holl. entrichten müssen. Alles Uebrige steht in demselben Verhältnisse. Auch ich bot nun eine Partie Rocke, Hute, Beinkleider, Schuhe, seidene Sonnenschirme ꝛc. feil, deren Werth sich im Einkaufe auf 75 Pf. Sterl. belief, welche Waare mir Hr. R. in London, um einen kleinen Versuch zu machen, mitgab, und wovon er mir die Hälfte des Gewinns zugestand, die denn 260 Gulden holl. ergab. Seinen Antheil erhielt er von mir in Kaffe. Dieses erste Geschäft setzte mich in Stand, mir eine Uhr zu kaufen, da mir die meine in London, am Bord der Balance, gestohlen ward, nachdem ich solche Tags vorher mit einer vergoldeten Kette und Petschaft verziert hatte: ein Verlust, der mir um so weher that, da ich solche aus den Händen meines lieben Vaters empfangen hatte. Damals tröstete ich mich mit der Zuversicht, daß, wenn unser Herr Gott mein Vorhaben segne, ich solche bald würde ersetzen können, und siehe da, beste Aeltern, er hat es gesegnet! Auch mit Wäsche konnte ich mich nun versehen, die hier wegen der Nässe und der Hitze so nöthig und so theuer ist, als das Wäscherlohn, welches mich wöchentlich 6 Gulden holl. kostete.

Alle meine Reisegefährten waren bereits angestellt; ich für meinen Theil hatte mich, ohne mein Wissen, dem ärgsten Grobian von Berdice zum Lehrlinge angeboten, sollte nach 14 Tagen antreten, und hörte nun in den besten Häusern, wo mich der Kapitain P. eingeführt hatte, was mir bevorstehe, und daß man einen gebildeten jungen Mann unmöglich in diesen Händen lassen könne. Genug, Herr Stangenberg Esq. Rathsherr, ein Mann von Bedeutung, machte mich von jener bereits eingegangenen Verbindung los, und sofort zum Direktor einer Plantage, die wegen Abwesenheit ihres Besitzers, der in Amsterdam lebt, unter seiner Aufsicht stand. Ich übernahm solche am 30 May, und bin seitdem Pflanzer. Sie heißt Ober-Epiel und liegt zwey Meilen über der Stadt. Mein Volk besteht aus hun-

*) Ach, überall!

dert Negern, Mädchen und Jünglinge, Frauen und Männer. Das Haus welches ich bewohne gleicht einer deutschen ländlichen Pfarrwohnung begreift zwey Zimmer und die Flur, und ist mit indianischen Blättern gedeckt. Die hintere Fronte desselben sieht auf das nahe Revier, das ungefähr die Breite des Mayns bey Frankfurt hat, die vordere trifft auf eine unübersehliche Allee von Pomeranzen- Citronen- Aepfelinen- und Kokos-Bäumen, zwischen denen sich Ananas von ungeheurer Größe und dem köstlichsten Geschmacke befinden. Zu beyden Seiten dieser Allee, welche den Eingang der Plantage bildet, stehen die Kaffe-Bäume 100,000 an der Zahl.

Des Morgens fünf Uhr wird mit einer Glocke geläutet, und die Negertreiber (Bombaas), deren es zwey, einen für jedes Geschlecht gibt, klatschen mit Hetzpeitschen, die sie immer zur Hand haben: das Volk steht auf und geht um 6 Uhr zur Arbeit. Ich folge ihm nach, sehe zum Rechten und thue was meines Amts ist. Ein großer Hauer begleitet mich; er ist bestimmt, Buschwerk und Unkraut zu kappen, das hier üppig aufschießt, und die Neger zu schrecken, oder im Fall eines Aufruhrs ihn dem nächsten dem besten in den Leib zu rennen, welches sich hier sehr vielfältig begibt, bey mir aber noch nicht geschehen ist. Um neun Uhr kehr' ich, mit Schmutz und Schlamm bedeckt, zurück, bade mich, trinke Rum mit Wasser, und frühstücke an einer mit Stockfisch-Suppe, Pudding (Fufu), Schinken, Hering, Salzfleisch und Madeira-Wein besetzten Tafel, schreibe dann bis 4 Uhr und gehe hierauf, wenn es nicht zu heiß ist, Enten, Papagayen und Affen zu schießen, die ein sehr leckeres Gericht geben. Oder ich segle auf meinem Boot auf dem Revier, oder reite nach Vrouw Johanna, einer nahen Plantage, deren Direktor Hr. Klouwens mit einer Mulattin verheirathet ist und mich gern sieht. Dieser Hr. Klouwens erhält für seine Bemühung mich in der Pflanzerey zu unterrichten (eine Kunst, die selbst der Einfältigste binnen längstens sechs Monaten begreift) von dem Besitzer 600 Gulden holl., ich aber bekomme dieselbe Summe zum jährlichen Gehalte und Alles frey. Auch reite ich nicht selten zu einem andern, fürstlich eingerichteten Plantage-Direktor, Hrn. Glasius, und bin, weil dort alles musikalisch ist, immer willkommen.

Die Sonne geht um 6 Uhr auf, um 6 Uhr unter. Man schläft nicht in Betten, sondern in baumwollenen, an der Decke befestigten Hangematten, die von 40 bis 600 Gulden holl. kosten, zugleich zur Decke dienen und Unterbett und Kissen entbehrlich machen. Es ist nothwendig, bewaffnet zu gehen, da in dieser Kolonie 50 Neger auf einen Weissen gerechnet werden. Die Gesetze sind, in Rücksicht auf dies Mißverhältniß, sehr streng, und jeder Schwarze, der sich an einem Weissen vergreift, verliert eine Hand. Sie sind deshalb sehr in Furcht, und ein Wink oder eine Drohung reicht hin, die stärksten Haufen augenblicklich zu zerstreuen.

Der Unterschied der Zeit zwischen Berbice und meiner lieben Vaterstadt beträgt sechs Stunden, dort ist es Mittag, wenn ich hier aufstehe. Der zunehmende Mond zeigt sich hier nicht stehend wie dort, sondern auf seinem Bogen liegend, und der große Wagen kehrt die Deichsel nach unten. Des Menschen größte Plage sind die Mouskiten, dunkle, blutgierige Mücken, die uns Tag und Nacht verfolgen, und mich eben jetzt an Händen, Füssen und Gesicht verzweifelt stechen. Indeß mildert die Gewohnheit auch dieses Uebel, wie jedes irdische. Ferner gibt es Skorpione, Tausendfüße und Mackeigans, deren Stich so giftig ist, daß er ein heftiges Fieber erzeugt. Das Klima ist, nach allgemeiner Behauptung, eins der verderblichsten in Westindien; ich kann aber bis jetzt nicht klagen, denn die Güte Gottes hat mich, seitdem ich Sie verließ, unter so manchem Himmelsstriche fetsch und gesund erhalten. Uebrigens lehre ich des Glaubens, daß man hier so lange als in Europa existiren kann, wenn man alles mit Maße treibt, sich nach jeder Durchnässung umkleidet, und die Strahlen der Sonne und des eben so schädlichen Mondes, welche hier senkrecht über dem Haupte stehen, vermeidet. Die schlimmste Jahrszeit ist die trockene, sie soll (im August) eben eintreten, und jedesmal viele Menschen ins Grab stürzen. Was sie mir thun wird, muß ich abwarten, und da ich immer inzig gelebt habe, so hoffe ich denn auch selig zu sterben. Amen!

F. W. D.

Elegie.

Frey, nach Charlotte Smith.

„Schwarzdrohendes Gewölk verdeckt die Sterne,"
Der tiefen Nacht entgegen schwillt das Meer;
Hohl, dumpfig braust die Flut aus dunkler Ferne;
Des Sturmes Geister fliegen wild umher.

Könnt' ich den Tag zum Schreckenstag verdammen,
Gleich jenem, dem noch meine Thräne quillt!
Blitzt unheilkündend, rothe Himmelsflammen!
Rast, Wirbelwinde! Schäumt, ihr Wasser, brüllt!

Zerberstet laut und lauter, Well' um Welle!
Heil kriegerischer Elemente Wuth!
Verschwemmt, zernichtet die verfluchte Stelle,
Wo mitleidloser Geiz im Frieden ruht!" —

So rief bey der Natur verworrnem Streite,
Wildbebend, starrer Blicke, losen Haars,
Ein armes Mädchen, der Verzweiflung Beute —
Kein Rufen — schauriges Gemurmel war's.

Dann trat sie zu des Unholds Todtenkammer —
Ach, ihres Edwins Sieben blieb er taub.
Sie weinte, schlug den Busen, schrie vor Jammer,
Und flehte Rache noch auf seinen Staub.

„Um meinen Himmel hat er mich betrogen,
Und dieser Marmor leugt ihn gut und groß! —
Uns trennen! der Barbar! — Den Sohn begruben Wogen,
Und ich verwünsche nun, lebendigtodt, mein Loos.

Mein Liebster! Ach, kein Marmorstein gibt Kunde
Von deinem Werth, von deiner Liebe Schmerz.
Du hast kein Grab, du schläfst im Meeresgrunde!
Du hast kein Denkmal, als mein brechend Herz.

Verwaist, der Welt entronnen, unter Zähren
Wall' ich bey Sturm und Hagel öde Bahn,
Versuch' umsonst des Himmels Schluß zu ehren,
Ruf ihn umsonst, der mich nicht hören kann.

Oh! Läg' er einmal nur mit noch am Herzen,
Und stürzten über mich dann Fluten her,
Daß ich vergäße dieser Höllenschmerzen,
Und fühlte seines Vaters Schuld nicht mehr!

Da nun der Qualdämonen ganze Rotte
Daher auf Wassern, Stürmen, Blitzen fährt,
Theilt, Wogen, euch! — Laßt in der tiefsten Grotte,
Mich Edwin schauen, bleich und abgezehrt!

Ja! Von Delphinen stolz emporgetragen
Seh' ich bey schneller Blitze Flackern ihn,
Ach! nimmer reizend, wie in bessern Tagen,
Als liebend er, ein Halbgott, mir erschien.

Nicht Jenem gleich, der oft nach Wagestücken
Auf wilder See, nach langem Irrzug sprach:
Ein Kuß von mir, ein Lächeln, nur ein Nicken
Belohn' ihm die Gefahren tausendfach.

Wie blaß! entstellt! — Trotz aller Winde Heulen
Tönt in mein Ohr des Theuern Klagelaut:
Magst, Unglückselige, du länger weilen?
Hier ist Vereinung! — Komm, geliebte Braut!

Jetzt, Phantasie, laß deinen Zauber prüfen!
Sieh'n laß und reden diese Luftgestalt! — —
Sie ist entflohen in die Meerestiefen,
Und ihrer Klagen Echo schon verhallt!

Ha, Täuschung, wild in krankem Hirn geboren!
Er hört nicht, kommt nicht! — Neues Mißgeschick!
Die letzte Hoffnung schwand! — Ich bin verloren. —
Das nimmersatte Meer gibt Todte nicht zurück.

Nicht Er, ein Donner sprach. — Erdbeben — Brausen! —
Ha wie der Felsendamm in Trümmer schießt!
Heran, ihr meine Wonne, Schreck und Grausen! —
Verzweiflung, Tod, Zerstörung, seyd gegrüßt!" —

Der Ocean vernahm's — Mit Siegsgebrülle
Schoß über Land der Wogen Aufruhr hin;
Fort wühlten sie des Stolzen Gruft und Hülle,
Und brachten ew'gen Schlaf der frommen Dulderinn.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel.

Da die täglich sich mehrende Volksmenge im Königreiche Westphalen die Ausgaben und die Theurung beträchtlich vermehrt hat, so nahmen die gütig für das Wohl der Dienerschaft wachsame Staatsverwaltung und der König, auf Vorstellung des beliebten Justiz-Ministers Simeon, hierauf Rücksicht, und vermehrten die Besoldungen der sämmtlichen Civil-Behörden. Diese gütige Zulage hat allgemeine Dankbarkeit erregt, denn jeder Diener der Justiz kann nun ohne Sorgen sich und seiner Familie Bedürfnisse trotz der Theurung befriedigen. Die Besoldungen der Residenz sind deshalb auch verhältnißmäßig weit höher, als die der Tribunale der andern Departements des Reichs.

Die neuern Dekrete belehren nun Jeden, was für Wege er zu der von ihm erwählten Carriere einzuschlagen hat.

Noch jetzt sieht viele junge Leute in dem Wahne, gründliches Studieren sey überflüssig, um zu guten Stellen zu kommen. Viele verlassen die Universitäten, legen, statt aller dort zu studierenden Wissenschaften, sich nun auf Erlernung der französischen Sprache, suchen sodann, durch Connexionen unterstützt, in dem Bureau eines der Minister oder Präfekten zu arbeiten, und glauben dadurch einer Anstellung gewiß zu seyn, auf welche sonst allein der zähten konnte, der seine Studien vorher mit Fleiß vollendet hatte. Doch lehrt nun ein Dekret, daß alle junge Leute, die als Assessoren oder Substitute der Generalprokuratoren des Königs bey Tribunalen Anstellung suchen, drey volle Jahre auf Universitäten studiert, und den Vorlesungen über das römische Recht, namentlich über den Code Napoleon, beygewohnt haben müssen. so wie auch die Zeugnisse der Lehrer wegen ihrer tadellosen Sitten nothwendig sind. Auch müssen sie ihr 22stes Jahr erreicht haben.

Jeder Richter am Appellationsgerichtshofe muß wenigstens drey Jahre als Prokurator oder Richter gedient haben, und dreyßig Jahre alt seyn. Richter an Tribunalen müssen 25 Jahre alt, und vorerst vom Präsidenten und mehrern durchs Loos dazu bestimmten Richtern geprüft worden seyn.

Die Tribunale des ganzen Reichs halten seit einiger Zeit ihre Sitzungen öffentlich, und mancher Prozeß, der sonst Jahre lang dauerte, wird jetzt in einer Sitzung entschieden. Der Staatsraths-Advokat Hr. Merkel eröffnete die öffentlichen Sitzungen des Appellations-Gerichts mit einer vortrefflichen Rede.

Charaden.

1.

In der Ersten wogt das Leben;
Sinkt das eure drein,
Wirds am Ende seyn;
Dürft dem Todtengräber nicht viel geben.
Oefter glänzt die Zweyt' euch um die Nase.
Lieber sebt ihr sie im vollen Glase,
Und dem Ganzen dankt ihr, wenn ihrs kennt,
Eine Göttinn, und ein Instrument.

Hl.

2.

Das O und Ach vom müden Handwerksmann
Spricht in der ersten Sylbe euch nicht an;
Die Axt, der Hammer, schweigt in ihr,
Nur Sterne flimmern sehet ihr.
Irrt ihr im Dunkeln, wißt nicht aus und an,
Hilft euch der Zweyte wieder auf die Bahn.
Ihr denkt ihr habts, und in dem Krankenzimmer
Verbreite sich des Nachtlichts sanfter Schimmer?
Für diesmal nicht; drum rathet nur aufs neu,
Mein Ganzes lebt, und geht in die Kanzley.

Hl.

Auflösung der Räthsel in Nro. 36: 1. Glas.
2. Spinngewebe.

Nro. 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. Februar, 1810.

— — — Unsterblichkeit!
— — Bey der Urenkelin
Sohn und Tochter noch seyn, mit der Entzückung Ton
Oft beym Namen genennet,
Noch gerufen vom Grabe her! —

Klopstock.

Livius als Reliquie.

Unter der Aufschrift: Livius, ein Friedensstifter, lasen wir unlängst in diesen Blättern eine nicht uninteressante Anekdote von diesem großen Geschichtschreiber. Ein Seitenstück dazu gibt die Geschichte, die ich jetzt erzählen will, und die vielleicht manchem noch unbekannt ist. Erscheint uns Livius dort als Friedensstifter, so finden wir ihn hier als wahre Reliquie, nur mit dem Unterschiede, daß in jenem Artikel von Livius dem Buche, hier aber von Livius dem Körper die Rede ist. Diese Geschichte kann uns zugleich einen Beweis der Verehrung geben, welche die Landsleute des großen Mannes bis auf die spätesten Zeiten gegen ihn hegten, so wie von dem Interesse, welches der Italiener an allem, was Kunst und Wissenschaft betrifft, nimmt. Sie ist folgende:

Als im Jahre 1413 zu Padua, wo Livius geboren und gestorben ist, neben der jetzt so herrlich dastehenden Kirche der heil. Justina ein kleines Nebengebäude für das daran stoßende Kloster aufgeführt werden sollte, und deswegen das Fundament gegraben wurde, so stießen die Arbeiter auf ein altes Mauerwerk, in welchem sie eine bleierne, einem Sarge ähnliche Kiste verwahrt fanden. Bey der Eröffnung derselben zeigte sichs, daß es auch wirklich der Behälter eines todten Körpers war. Nun wollte schon eine alte Sage, daß in dieser Gegend Livius begraben liege; auch hatte man bey früherem, aber weniger tiefem Nachgraben auf dieser Stelle bereits einen Stein gefunden, welcher das Epitaphium des Livius enthielt. Diese und andere Umstände setzten es den Paduanern außer Zweifel, daß der in dem Sarge eingeschlossene Körper der Körper des Livius sey. In der ganzen Stadt verbreitete sich die lebhafteste Freude über den schönen Fund; Vornehme und Geringe strömten herbey, jeder sah, und jeder suchte sich einen Theil der theuren Ueberreste zu eigen zu machen. Dies ging so weit, daß die Mönche des Klosters, wo dies vorging, für nöthig fanden, die Gebeine zu verbrennen, um eine, nach ihrer Meinung, einem Heiden so wenig gebührende Verehrung zu unterdrücken; denn was einem Antonius zu Theil ward, das konnte einem Livius natürlich nicht auch widerfahren!

Glücklicher Weise kam das Vorhaben der engherzigen Mönche nicht zur Ausführung; die Obern der Stadt, davon benachrichtigt, kamen ihm zuvor, und die Mönche hatten den Verdruß, die heidnischen Gebeine nicht nur jetzt von dem Volke, sondern später sogar von einem Könige wie eine Reliquie behandelt und verehrt zu sehen. Auf obrigkeitlichen Befehl wurden die Livianischen Ueberreste sorgfältig gesammelt, mit allen möglichen Solennitäten unter Begleitung aller öffentlichen Beherden und dem Zuströmen des ganzen Volks auf das Stadthaus gebracht, und dort aufs feyerlichste beygesetzt. — Ein marmornes Bildniß des verehrten Landsmannes und die schöne Inschrift:

„Ossa T. Livii Patavini, unius omnium mortalium judicio digni, cujus invicto calamo invicti P. R. res gestae conscriberentur"

zeigen noch jetzt den Ort an, wo dies geschah. — Dieses Ereigniß machte Aufsehen, und die Nachricht davon ver-

breitete sich schnell überall hin. So kam sie auch vor die Ohren Alfons, desselben Königs, auf den nach der oben angeführten Erzählung die Lektüre des großen Geschichtschreibers einen so außerordentlichen Eindruck gemacht hat, daß er seinem bittersten Feinde, dem Cosmus von Medicis, der ihm diese Lektüre verschafft hatte, aus Dankbarkeit für den bescherten Genuß die Hand zur Versöhnung bot und Frieden mit ihm schloß. Kaum hatte Alfons von der neuen Entdeckung gehört, als er sogleich Gesandte abordnete mit dem Auftrage, um den rechten Arm des Livius zu unterhandeln. Der König wünschte nichts so sehr als Besitzer des Gliedes zu seyn, mit welchem der unübertreffliche Schriftsteller seine Geschichte niedergeschrieben hatte. Die Abgeordneten waren auch wirklich so glücklich diesen Wunsch ihres Herrn zu erreichen; der Arm des Livius wurde mit schweren Kosten nach Neapel gebracht, dort von dem Könige mit großen Feyerlichkeiten empfangen, und sofort als die köstlichste Reliquie aufbewahrt. — Jener reiste von Kadix nach Rom, um den Livius zu sehen, und kehrte vergnügt wieder zurück, sobald er ihn gesehen hatte. — Hier werden nach beynahe anderthalb Jahrtausenden in den finstersten Zeiten des Aberglaubens seine Gebeine, wie die Gebeine eines Heiligen, als die kostbarste Reliquie verehrt. — Ist das nicht der höchste Triumph des menschlichen Geistes?!

Wallfahrt nach Rom.

(Fortsetzung.)

Den 7 März.

Opera buffa.

Da hörte man doch nun endlich einmal eine gute Musik, gute Stimmen, es war Feuer und Lust in den Schauspielern und in den Zuschauern; da sprach doch endlich das Nationelle einen an. Sie spielten die Farce Le nozze di Lauretta von Guecco. Der Schauspieler, welcher den eifersüchtigen Bräutigam machte, übertrieb stark, aber es war hier am rechten Orte. Ich liebe die französische Komödie, sie wird mit Wahrheit, Verstand, Witz, gutem Ton, Bonhommie, Feinheit, kluger Oekonomie, Eleganz und Mannigfaltigkeit gespielt, die ich nur ganz in Deutschland in dem einzigen Iffland wiedergefunden habe. Aber meine Meinung ist: wo ein Iffland ist, da muß auch ein Unzelmann seyn, und er muß nicht blos geduldet und belacht, sondern geliebt und geschätzt seyn. Die französische Komödie hat mit allen ihren Vortheilen etwas Nüchternes. Die kalte Besonnenheit, welche dem Franzosen auf der einen Seite immer bon sens gibt, verhindert ihn auf der andern Seite, auch ohne Eitelkeit und Reflexion aus vollem Herzen lustig zu seyn. Vor lauter Scharfsinn im Einzelnen kann er nie Ruhe und Muße bekommen, Tiefsinn zum Ganzen zu haben. Aber ohne Tiefsinn gibt es keinen wahren Frohsinn; denn ich muß das Ganze in seinem göttlichen Gleichgewichte anerkennen, oder wenigstens ahnen und glauben, um als zuversichtliches Kind meine Sache dem Vater zuzustellen.

Wo zu nationelle Selbstbeschränkung stattfindet, da kann kein ordentlicher Frohsinn seyn; entweder muß man verzweifeln, oder die Sachen in der Welt leicht nehmen, und nur seinen eigenen Geist und dessen Leidenschaften mit einem gewissen Ernste respektiren, sich konventionell beschränken, das, was in den Schranken liegt, so viel ausbilden als möglich, und das, was außer den Schranken liegt, für thörichte Schwärmerey halten, die nichts leistet und zu nichts führt. So entstand in der Kunst die französische Komödie und Tragödie. Der Weltgeist spielt in keiner von beyden. Das ist die Ursache, warum Italien, Spanien, England, Deutsche und Nordländer, in ihrem Geschmacke übereinkommen, nicht aber die Franzosen mit ihnen.

Ich rede hier nicht vom ungebildeten Volke, das nicht verdorben ist, das gern etwas Lustiges liebt, und also gute Köpfe dazu bewegt, kleine Lustspiele für dasselbe zu machen, die bisweilen allerliebst sind; ich spreche nicht von den Ausnahmen in Rousseau, Chateaubriand, Stael-Holstein, Bernardin, St. Pierre ꝛc.; sondern vom allgemeinen sogenannten gebildeten französischen Geiste, der am reinsten und stärksten in Voltaire ausgesprochen ist, und der das Regiment in Kunst und Wissenschaft noch bis auf diesen Tag führt. Dieser erlaubt im Schauspiele den Leichtsinn, wie dem Verwundeten einen Schluck Branntewein, um den Schmerz und die nahe Vernichtung zu vergessen: aber die Besonnenheit, der bon sens muß nicht vergessen werden; die Schnürbrust der eitlen Steifheit muß nicht abgeschnallt werden, damit wir den nackten Menschen einmal in seiner schönen natürlichen Gestalt sehen; er darf keine kindische Späße machen, denn wie kann solche plumpe Lasterey den erwachsenen Gebildeten vergnügen; die höchste Lust muß ihm die Anerkennung und das feine Spiel seines eigenen Verstandes seyn.

Die Erhabenheit im Menschengeiste, sich über seine irdische Beschränkung und Schwäche fröhlich-lustig (nicht satyrisch-lustig) zu machen, kennt dieser feine Geist nicht, und deswegen muß sie ihm barbarisch und läppisch scheinen. Die Nothwendigkeit, daß der Vesuv des frischen heitern Lebens bisweilen in wilden Flammen ohne Maß und Ziel ausbrechen darf, sieht er nicht ein. Ein solcher Aderlaß würde seine ästhetische Fröhlichkeit zum Grade führen. Der schöne Bärtern in der Nacht ist ihm deshalb kein angenehmes Schauspiel. Er kennt nur das Feine das Kluge; das erhabene Genialische bleibt ihm sowol in der komischen, als in der tragischen Maske ganz fremd, und so muß er es auch als abgeschmackt verwerfen.

Aber der brennende Italiener ist nicht so; und wenn er auch in den letzten Zeiten ein gar zu freyes unerzogenes Kind geworden ist, das billiger Weise verdient von thätigen Erwachsenen mit der Ruthe gestraft, und zum Fleiße

und Fortschreiten getrieben zu werden, so ist und bleibt er doch noch, besonders in seinen Spielen, ein liebenswürdiges Kind mit schönen Anlagen. Die südliche Munterkeit, das bewegliche Leben konnte sich unmöglich damit begnügen bloße psychologische Sittengemählde, Porträte aus dem wirklichen Leben zu machen; sie mußte zusammendrängen, idealisiren. So entstanden die italienischen Masken, und machen eine Mythologie des komischen Menschenkarakters aus, wie einst in Griechenland. Diese Masken sind Gattungen, keine Individualitäten, und behaupten ihrer Natur nach einen höhern Rang in der poetischen Rang-Ordnung, als die sogenannte höhere französische Komödie, die nur Kopien aus dem prosaischen Leben sind. Diese ist Komödie der Zeit, jene der Ewigkeit, und die größten komischen Dichter in der Welt, Aristophanes, Cervantes Shakespear, Holberg, haben ihr Genie ausschließend angewandt auf das, was man jetzt verächtlicher Weise Farce nennt; auch Moliere, bis ihn der Hofgeschmack von dem eigentlichen Lustspiele zum deklamatorischen Dialoge der feinern Welt hinüber führte. Aber er gewann dabey, denn seine Possenspiele haben nicht die genialische Fülle, Wahrheit und Witz, welche die Komödie verlangt; seine Plane und Verwickelungen sind schlecht und matt, und die Späße sind zu plump und leer im Allgemeinen; es ist nur hier und dort, wo er von der wahren komischen Muse begeistert gewesen ist. Die Komödie steht dem Trauerspiele als Gegenstand und Pol des Lebens gegenüber. Wie dieser seine Personen von Kriegern und Helden nimmt, so nimmt das Lustspiel die ihrigen von den Biedern, weil sich hier die komische Natur am stärksten und erreichbarsten offenbart, wie dort die tragische. Jede Zeit läßt sich poetisch darstellen, und jede Menschenklasse schildern; die feine, gesellige, witzige Intrigue der Franzosen auch. Das haben sie als Dichter bewiesen, und als Schauspieler noch mehr. Aber ich möchte lieber dieses Drama niedrig-komisch, und das Possenspiel hochkomisch nennen. Die Ursache, warum man den Ausdruck umgewandt braucht, kommt theils daher, weil man sich lange in Deutschland vom französischen Geschmacke imponiren ließ, theils weil in den neuern Zeiten die Literatur bessere Muster der französischen Komödie, als Muster der Possenspiele aufzuweisen hat. Den Shakespear spielt man nicht, den Holberg kennt man nicht; Goldoni und Moliere waren die Einzigen, aber kamen auch selten. So wurde das Lustspiel sowol von der Komödie der feinern Welt verdrängt, als vom bürgerlichen Schauspiele, das durch den wahren Pinselstrich Ifflands einen eigenen Reiz bekam, und wir haben nur in den letztern Zeiten recht ordentlich, wenn uns der witzige Kotzebue etwas zu lachen gibt, was er recht oft thun sollte.

Das italienische Possenspiel liegt noch immer in seiner Kindheit; aber das Unglück ist, daß diese eine Kindischheit des Greises geworden ist, und ich sehe nicht ein, wann die Zeit kommen soll, daß der Polichinell einem Dichtergeiste in die Nase eingeblasen wird, um in dem Tempel der Kunst zu ergötzen. Die Italiener fangen auch an, den Muth zu verlieren und das französische gemeine Wesen zu respektiren. Der einzige Goldoni war nicht genug. Der improvisatorische Gozzi starb, und alle Improvisatoren mit seinem Tode; und es ist jetzt nur blos in der Opera buffa, wo die Kurzweil und der Uebermuth des südlichen Himmels sich noch von der Musik begleiten, oder eigentlich die Musik begleitend bisweilen sehen lassen.

So ist die schöne Thalia, zur Herrinn geboren, eine Dienerinn geworden.

(Der Beschluß folgt.)

Theatralische Warnungs-Tafeln.

Anderwärts hat sich Ref. schon über die Folgen geäußert, welche das häufige Gastrollenspiel eines unsrer berühmtesten Künstler durch so manche unglückliche Nachahmer gehabt hat. Das Uebel wächst aber so sehr, daß es endlich Zeit ist, dem heillosen Unwesen, das mit dem Gastrollenspiele getrieben wird, ernstlich zu steuern.

Dazu denn diese Warnungs-Tafeln. So treibt sich seit mehrern Jahren ein angeblicher Venezianer, der sich bald Fabri, bald Prosperi, nach Beschaffenheit auch Baron Prosperi nennt, im südlichen Deutschlande herum, klimpert auf der Guitarre, singt dazu mit einem höchstwidrigen Organe, gibt Intermezzos, und brandschazt die Theater-Direktionen und das Publikum mit einer beyspiellosen Dreistigkeit. Diesen Sommer fand ich ihn auf einer Reise in Bamberg, und so sehr er auch in seinem Intermezzo mißfiel, so wagte er es doch jetzt (im Januar) wieder, die Anwesenheit französischer Truppen benuzend, ein Konzert zu geben. Er drang mit der höchsten Dreistigkeit seine Billets auf, und kündigte das Mitspielen einiger hiesigen braven Tonkünstler an, ohne auch nur dessen gewiß zu seyn; dadurch gelang es ihm doch eine Einnahme zu machen, auf die er bey seinem gänzlichen Mangel an Talent nicht den mindesten Anspruch hatte, und mit der er denn wieder weiter zog. Man will in diesem Venezianer einen ehmaligen Kammerdiener einer deutschen Prinzessinn erkannt haben, der sich erdreistete, seine Augen zu ihr aufzuheben; denn neben seiner Unkunst treibt er seit vielen Jahren auch die Posse, nach Damen, besonders Bräuterren, und von gewissen Alter, zu angeln, sich leidenschaftlich verliebt zu stellen, halbe Nächte mit der Guitarre unter ihren Fenstern zu verseufzen, und sich mit einer beynah unglaublichen Dreistigkeit in gute Häusern einzuschleichen, bis es am Ende mit einer Prellerey ausgeht. Wahrhaftig! ein fahrender Ritter, der Aufmerksamkeit verdient!

Noch ärger täuschte das Publikum zu Bamberg während der Anwesenheit der französischen Truppen ein angeblich französischer Schauspieler, Namens Garnier, eigentlich seines Handwerks ein verdorbener Marketender.

Mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen kündete er ein Melodram les Visions d'Oreste, ou le Crimine poursuivi par ses remords, an, und die Theater-Direktion ließ sich wahrscheinlich aus Gefälligkeit gegen die fremden Gäste bewegen, nicht nur ihn auftreten zu lassen, sondern auch einige deutsche Stücke dazu zu geben. —

Das Theater war ziemlich, vorzüglich freylich von Franzosen, gefüllt. Die Visions des Hrn. Garnier machten den Beschluß der Vorstellungen. Oreſt — eine kurze, dicke Figur — erschien mit geschlossenen Augen und fing an, bald wie ein Beſeſſener Verzuckungen zu machen, bald wie ein Bär zu brüllen. —

Doch ich würde es vergebens versuchen, Ihnen ein treues Bild von dieser Darstellung ohne Gleichen zu geben; so wie von der Strafgerechtigkeit, welche seine Landsleute an ihm übten, und die zu ihrer Ehre gereicht.

Das Lachen, Pfeifen, Trommeln, Miauen und Lärmen ward so arg, daß endlich vor Endigung dieser Visions der Vorhang fallen mußte.

Einige französische Soldaten waren im Begriffe, den armen Oreſt mit Schneeballen zu begrüßen, welches von den Gensdarmes verhindert wurde. Auch hier beurkundete sich der Witz dieser lebhaften Nation, denn Einer der Franzosen bewillkommte den unglücklichen Oreſte laut mit folgendem Calembourg: Monsieur O! faites nous grace du reste. —

Das Lustigste war, daß Hr. Garnier zu seinen Melodramischen Visions gar keine Musik besaß, sondern die Bendaische Musik zu dem Melodram Ariadne auf Naxos untergelegt verlangte. Eine Aufgabe, die denn freylich das Orchester vergebens zu lösen versuchte.

B —.

Fortgesetzter Bericht über die Rüge eines liter. Falsi in der Extrabeylage No. 1 des Morgenblattes.

Wir sind es unsern Lesern und uns selbst schuldig, den Bericht über die merkwürdige Fehde des Frhrn. von Aretin gegen die norddeutschen Gelehrten in Baiern, jedoch nur historisch, fortzuführen. Es ist auf die Antwort des Frhrn. von Aretin, von welcher wir No. 39 Anzeige machten, in München eine Erklärung: An das Publikum unter dem 5 Febr. erschienen, worin gesagt wird:

„Diejenigen Gelehrten in Baiern, auf deren gemeinsamen Beschluß jene in der Extrabeylage No. 1 des Morgenblattes 1810 enthaltene Rüge bekannt gemacht worden, haben unter einer so eben bey dem königl. Stadtgerichte in München gegen den Frhrn. von Aretin eingereichte Klage sich alle namentlich unterzeichnet."

Auch werden die Machinationen angezeigt, deren sich die Gegner bedienten, um die norddeutschen Gelehrten verdächtig und verhaßt zu machen, theils in der N. Oberd. Lit. Zeit., worin z. B. S. 1008 — 1809 ein Aufsatz: Duplik in causa der Süd- und Nord-Deutschheit, sich folgendermaßen endigte:

„Endlich erscheint der Deus ex machina: die geheime Ursachen, aus welchen die Norddeutschen in Süd-Deutschland verweilen wollen. Wir ahneten sie längst diese geheime Ursachen, und jetzt liegen sie klar am Tag für Jeden der Augen hat um zu sehen, und Ohren um zu hören. Doch dieses gehört nicht vor einen literärischen Gerichtshof. Also manum de tabu'a!"

Theils in dem Flugblatte: „Der Morgenbote, eine Zeitschrift für die österreichis. Staaten" worin die norddeutschen Gelehrten mit den protestantischen identificirt, und die gehäßigsten Beschuldigungen gegen sie ausgestoßen werden, welche nichts geringers beabsichtigen können, als den Fanatismus gegen sie zu entflammen, und den alten Religionshaß wieder zu beleben. Die daraus angeführten Stellen sind so unverschämt und verläumderisch, daß man in Wahrheit erstaunt, wie so etwas die Censur passiren konnte.

In München bot man aber auch Pasquille umher, welche sogar schon Namen nannten. — Diese Machinationen bewogen die norddeutschen Gelehrten in Baiern zu jener im Mgbl. erschienenen Rüge eines lit. Falsi. — Da nun aber der Frhr. von Aretin in seiner Antwort auf diese Rüge in dem Intelbl. d. N. O. A. L. Z. „das Vorhandenseyn einer großen pseudodeutschen Verschwörung und verächtlicher Conspiratoren, die den Boden des rheinischen Bundes besudeln," denuncirt, und dabey zugleich erklärt „ich habe es nur mit einigen protest. und norddeutschen Gelehrten in Baiern zu thun;" so hört diese Sache auf eine literarische Fehde zu seyn, und wird — nicht wie der Frhr. von Aretin meint — eine reinpolitische, sondern vielmehr eine reinjuridische, und Hr. von Aretin soll jetzt vor Gericht „die pseudodeutsche Verschwörung" und welche Personen die „verächtlichen Conspiratoren sind, die den Boden des rhein. Bundes besudeln," gehörig beweisen.

Unter dem 7 Febr. erließ nun Frhr. von Aretin dagegen eine: „Letzte Vertheidigung gegen die unsichtbaren Gelehrten in Baiern" — worin er sich gleichfalls auf die gerichtliche Entscheidung in dieser Angelegenheit, der er sich unterwerfe, beruft und damit schließt: „Auch ich werde das Publikum von dem Erfolge des Prozesses durch Bekanntmachung der Akten in Kenntniß setzen."

Den Erfolg werden wir seiner Zeit berichten.

Redaktion.

Nro. 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. Februar, 1810.

Es befehden sich im Grimme
Die Begierden wild und roh,
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

v. Schiller.

Auszüge einiger der wichtigsten Nachrichten aus Valentges Beschreibung Ostindiens und andrer asiatischer Länder und Niederlassungen.

Das große Werk Valentges, das in den Jahren 1724—1726 zu Amsterdam und Dortrecht im Holländischen gedruckt, und, so viel ich weiß, noch in keine andre Sprache übersetzt worden ist, scheint noch jetzt das vollständigste zu seyn, was über die ausgebreiteten holländischen Niederlassungen in Ostindien erschienen ist, und enthält sowol über diese Oerter, als über mehrere östliche Länder überhaupt, manche interessante und bey weitem nicht allgemein bekannte Nachrichten, wovon wir hier einige der wichtigsten unsern Lesern mitzutheilen versuchen wollen. Schon die Masse des Werks erschwert seinen Umlauf; es besteht aus acht beträchtlichen Folio-Bänden, welche fünf Theile ausmachen, wovon die drey letzten jeder in zwey Bände vertheilt sind. Der Verfasser war zweymal als reformirter Prediger nach Indien gereist und blieb jedesmal daselbst mehrere Jahre, theils auf Batavia, theils auf der Insel Banda, vorzüglich aber auf Amboina, dem Haupt-Comptoir der Holländer auf den Molukkischen Inseln, angestellt. Diese beyden Reisen sind im zweyten Bande des vierten Theils ausführlich und zum Theil sehr anziehend beschrieben. Die erste dauerte vom Jahre 1685 bis 1695. Valentge war bey der Abreise erst 19 Jahre alt, und verrichtete seine drey ersten Taufhandlungen in drey verschiedenen Welttheilen. Auf dem Wege von St. Jago nach dem Cap wurde der große Mast seines Schiffes durch einen sich plötzlich aus einer tiefen Windstille erhebenden Orkan in der Mitte abgebrochen und mit fünf Matrosen, die hinaufgeeilt waren um die Segel zu streichen, in die See geschleudert. Die Matrosen, glücklicher Weise gute Schwimmer, wurden, jedoch nicht ohne viele Mühe, gerettet; einer derselben gab bey dieser Gelegenheit einen großen Beweis von Gutherzigkeit und Liebe zu einem seiner Kameraden, der in größerer Entfernung von dem Schiffe mit den Wellen rang; er wollte durchaus, daß man diesen zuerst einholen sollte, und konnte nur mit der äußersten Mühe beredet und gezwungen werden, sogleich ins Boot zu steigen. Auf Amboina lernte der Verfasser die Malaysche Sprache in drey Monaten fertig genug, um darin zu predigen, nachher übersetzte er die ganze Bibel in dieselbe. Er lobt ihren Reichthum und ihre Beredtsamkeit sehr. Es ist dieses die allgemeine Handelssprache des Ostens; wer in Ostindien nicht Malaysch weiß, gilt für einen schlecht erzogenen Menschen. Sie wird in die gemeine und in die hohe oder Hofsprache eingetheilt; diese ist mit vielen arabischen und andern fremden Wörtern vermischt. Zur Oberpfarrey von Amboina gehören 50 Gemeinden, wo nur das Malaysche verstanden und nur in dieser Sprache gepredigt wird. Zu Porto bekam der Verfasser einmal einen lebendigen Kaiman (Krokodil) zum Neujahrsgeschenke, er konnte ihn aber nicht lange erhalten, wegen der Gefahr, der er besonders die kleinen Kinder aussetzte. Im J. 1687 war ein großes Erdbeben zu Amboina, es dauert mehrere Wochen an und zwang die Vorsichtigern unter den Einwohnern, mehrere Monate lang unter Zelten zu wohnen; bey den heftigsten Stößen wurden die Aeste der Bäume bis zur Erde nieder-

gebeugt, und Valentge selbst konnte sich kaum auf seinen Beinen halten. Die zweyte Reise dauerte vom Jahre 1705 bis 1713, ihre Beschreibung ist aber weniger interessant, weil der Verfasser sich darin meistens auf die erste und auf die übrigen Theile des Werks beruft. Er war damals verheirathet und seine Haushaltung bestand aus 7 bis 8 Personen von seiner Familie, sieben inländischen Schülern und 20 Sklaven, deren Nothwendigkeit er durch Herzählung ihrer Verrichtungen rechtfertigt. Die ganze Haushaltung kostete ihm jährlich 2000 Reichsthaler.

Das Werk beginnt mit einer sehr gelehrten und ziemlich ausführlichen Abhandlung über die Kenntnisse, welche die Alten von Ostindien und den angränzenden Inseln hatten; doch scheint er darin den Griechen und Römern zu wenig zuzugestehen und ihre, freylich sehr unsichern, Kenntnisse von einigen dieser Länder zu weit herunter zu setzen. Den Geographen Ptolemäus sieht er als den am besten unterrichteten an, dahingegen andre Geschichtsforscher die Schriftsteller unter Alexander und seinen Nachfolgern vorziehen. Uebrigens hat sich, nach Valentge selbst, das Andenken Alexanders noch in den entferntesten Gegenden Indiens in mancherley Sagen erhalten, und mehrere Königs-Familien auf Sumatra und den benachbarten Küsten behaupten, von ihm abzustammen. Auf diese Abhandlung folgt eine weitläufige Geschichte der Entdeckungen der Neuern in diesen Gewässern, dann fängt die eigentliche Beschreibung der Molukken an. Auf Ternate sollen die Frauen besonders anziehend und liebenswürdig seyn, ihr Anzug ist sehr geschmackvoll und einigermaßen der Kleidung der Griechen ähnlich, auch flechten sie ihre Haare wie diese. Die Sitten sind hier sehr verdorben, und jeder Mann von einigem Stande hat außer seiner Frau noch eine anerkannte Mätresse, was selbst unter den zum Christenthume Bekehrten nicht abgeschafft werden konnte, so daß mehrere Prediger darum diese Insel verliessen.

Die etwas zuverlässige Geschichte der Molukken geht, wenigstens nach dem bisher Bekannten, nicht über das Jahr 1205 hinauf; die ältere fabelhafte Sagen-Geschichte derselben läßt die ersten Könige dieser Inseln aus vier Eyern entstehen, die ein daselbst anlandender fremder Fürst im Sande fand, aufhob, und an der Sonne ausbrüten ließ.

Die Inseln Ceram, Bouro, Honimoa, Noessa-Lavel, Oma, Manipa u. s. w. gehören alle unter das Ober-Comptoir von Amboina. Auf Ceram's Gebirgen wohnt eine besondre, sehr wilde und kriegrische Nation, die Alfoereser genannt; sie gehen meist nakt, und haben nur die Mitte des Leibes mit einem Gürtel aus Baumrinde umwunden, sie nähren sich von Schlangen und andern kriechenden Thieren, und schlafen auf Matten, die über einem Feuer aufgehangen sind, um nicht von der kalten und scharfen Bergluft zu leiden. Auf dem Kopfe tragen sie einen Helm von Kokusnußschaalen, mit Federn geziert. Ihre Dörfer leben immer in Fehde mit einander, die Jünglinge dürfen ihre Blöße nicht decken, ehe sie wenigstens ein feindliches Haupt in ihr Dorf gebracht, und vor dem Rathhause aufgepflanzt haben. Sie dürfen nicht heirathen, ehe sie nicht wenigstens sechs solcher Köpfe aufgebracht haben; doch werden auch Kinder und Frauenköpfe angenommen. Um sich dieselben zu verschaffen, bedienen sich die jungen Krieger auch eher der List als der Tapferkeit. Sie verbergen ihre Gestalt mit Baumzweigen, die sie rings um sich befestigen, und verstecken sich so in ein Gebüsch, wo sie sogar, wenn der Wind geht, mit diesen Zweigen die Bewegungen eines vom Winde erschütterten Baumes nachzuahmen wissen; geht nun ein Feind vorbey, so werfen sie ihm ihren Wurfspieß von hinten in den Leib, und eilen alsdann hinzu, um ihm den Kopf abzuschneiden. Wenn ein Fremder in ihr Land kommt, so geben sie sogleich von Dorf zu Dorf ein Zeichen, ob er als Freund oder als Feind kommt. Kommt er als Freund, so wird er von einigen Kriegern durchs ganze Land begleitet, und reist sehr sicher, ja er wird sogar oft freywillig von ihnen getragen. Ihre Kriege und Familien-Rachen entstehen auch oft zum Theil aus Höflichkeit; wenn bey einem Besuch etwas im gebräuchlichen Ceremoniell oder in den gewöhnlichen Geschenken versehen wird, oder wenn auch nur das Pisang-Blatt, worin der Betel gekaut wird, zur Erde fällt, so muß der Besuchte dies durch Geschenke abkaufen; weigert er sich, so kommt der Beleidigte nach drey Jahren wieder um diese Genugthuung nochmals zu fodern. Wird sie zum zweytenmale abgeschlagen, so kehrt er in sein Dorf zurück, holt Verstärkung und rächt sich durch den Tod des Beleidigten oder der Mitglieder seiner Familie. Hieraus entstehen oft förmliche Kriege zwischen den Dorfschaften, diese werden alsdann öffentlich erklärt, und Himmel und Erde, die See und die Flüsse, so wie auch die verstorbenen Vorältern um Hülfe und als Zeugen angerufen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wallfahrt nach Rom.

(Beschluß.)

Den 12 März.

Das Abendmahl von Leonardo da Vinci.

Ich trat in das Refectorium zum ehemaligen Kloster Maria della Grazia, starrte hin, und sah — ein beynahe ausgelöschtes mattes Bild, wie durch einen grauen Flor, das die ganze Hinterwand bedeckte, mit schwarzen und weissen Flecken; — und das war Leonardo's unsterbliches Abendmahl! Aber wie ich da stand und starrte, da traten nach und nach die großen edeln Umrisse hervor, und Christus mit seinen Jüngern und Freunden offenbarte sich vor mir, den letzten schönen Abend, beym frugalen Mahle dasitzend. Wie Jesu Geburt, da er im Stalle liegt in der Krippe beym Ochsen und beym Esel, die göttlichste kindliche

Idylle ist, welche die Welt besitzt, so tritt auch ein eben so himmlischmildes Bild zum Schlusse seiner Geschichte hervor, wie sie sich eben tragisch in Marter und Tod auflösen will — das Abendmahl. Jede göttliche Offenbarung ist deshalb göttlich und deshalb Offenbarung, weil sie im höchsten Grade das verbindet und darstellt, was von Ewigkeit zu Ewigkeit täglich in kleinern Verhältnissen geschieht und geschehen wird. Wie oft haben sich Freunde vor und nach dieser Stunde in stiller Nacht miteinander versammelt, um das schmerzliche Gefühl des Scheidens durch einen seligen, letzten Genuß zu lindern; aber wo hat sich der Abschied so himmlisch und groß dargestellt, als in dem Abendmahle Jesu. Oft hat er so mit ihnen gesessen, himmlische Weisheit ist seinen milden Lippen entflossen; sie haben ihn verstanden und mißverstanden, ihn bewundert und sich verwundert; er hat ihre einfältigen Seelen hingerissen, ihnen Grundsätze, Muth, Begeisterung, Güte eingeflößt: — jetzt thut er es zum Letztenmale. Es funkelt zum Letztenmale das schöne Auge mit dem Lichte der Gottheit und der Milde. Sie wissen es noch nicht; aber Er weis es. Wenn man auf Leonardo's Bild schaut, wird man ganz nach Palästina zweytausend Jahre in der Geschichte zurück versetzt. So müssen die Apostel ausgesehen haben. Wie Er ausgesehen hat? Das begreift vielleicht kein Mensch; das konnte man wol dios sehen, sich nicht vorstellen. Aber auch so wie die frommen Mahler, nach biblischer Tradition, sich ihn denken und wie sie ihn, jeder nach seiner Art, darstellen, offenbart er sich in Wahrheit vor einem fenchten Auge, das mit Treue an dem Bilde hängt. Die sanfte, tiefe, stille Art Leonardo's zu mahlen, verbindet sich besonders gut mit diesem sanften stillen Gegenstande. Die Umrisse von Jesu Gesicht sind im hohen Grade edel, rührend und bedeutend. Das künftige Leiden prägt sich schon darauf ab, aber Duldung, himmlische Kraft und göttlicher Zweck machen das Leiden seligslächelnd, geben der Stirne Würde und Festigkeit, und dem sinkenden Auge ruhige Klarheit. So sagt er: „Wahrlich, wahrlich, Einer von Euch wird mich verrathen!" Wie rührend ist es, den Schrecken und den Schmerz auf den Gesichtern der treuen ehrlichen Leute zu sehen, die voll von ihm, und ihn nur liebend, Fischergarn und Handwerksgeräthe und Alles haben stehen und liegen lassen, um ihm zu folgen und um Alles mit ihm zu theilen! Die Stellungen und Gruppen kann man auf dem Morghenschen Kupfer sehen, aber die Gesichter, die Züge? — Man kann freylich nicht viel von dem Bilde sehen, aber es schien mir doch, als wenn es da anders wäre, welches denn kein Wunder ist, wenn nur etwas von Leonardo's herrlichem Geiste durchblicken kann. Nur zwey Jünger erstaunen nicht: Johannes und Judas. Der Edelste, weil er völlig überzeugt ist, er kann es nicht; der Niederträchtige, weil er weiß: es hat seine Richtigkeit. Johannes beugt sich mit gefalteten Händen und gesunkenen Augen zurück gegen einen andern Jünger, um, in seinem eigenen Gefühle versunken, doch auch zugleich zu hören, was der meint; sein schönes Gesicht drückt aus: „Ich glaube sonst alles, was Jeins sagt, aber wie wäre eine solche Abscheulichkeit möglich?" Und doch sitzt der Verräther ihm gerade zur Seite; mit dem leeren gekniffenen Beutel in der Hand bleibt er ruhig sitzen, und horcht nach dem, was der Jünger zu Johannes sagt, mit der Hand macht er aber eine mechanische Bewegung, um auch eine Art von Staunen zu heucheln.

Es gibt Leute, welche die alten Mahler beklagen, weil sie, von ihrer Zeit gezwungen, die Kunst auf einen so unschicklichen Stoff anwenden mußten, als die christliche Religion, die sie kunstunfähig nennen, weil sie meynen, sie sey nicht sinnlich genug. Andere behaupten dagegen, daß eben die Mahlerey von dieser Religion so unzertrennlich sey, als das holde Roth von eines schönen Mädchens Lilien-Wange. Ich glaube, sie haben beyde gleich viel Recht, nämlich Unrecht. Die Wange muß gewiß ihre holde Röthe behalten, aber deshalb kann doch wol auch das Rothe außer den Wangen blühen. Die griechische Morgenröthe hat gewiß Farbe genug zu schönen Gemählden gegeben, und das Abendrotd unsrer Zeit wird sie auch haben. Was die Sinnlichkeit betrifft, so ist die christliche Geschichte so sinnlich wie jede andre historische Begebenheit, und wo sie über die Sinnlichkeit hinausgeht, da können wir durch Mythen und Allegorien die unsichtbare Idee verkörpern und darstellen, wie die Griechen es gethan haben. Wirft man ihr Mangel an Schönheit vor, so frage ich, was menschlich schöner ist als die ewigen Bilder: Vater, Sohn, Mutter, Greis, Kind, Jungfrau, Jüngling, Mann? Ist dieses nicht genug für die Phantasie? wohl! sie kann sich auf schwarzen Fledermausflügeln so tief zu der Hölle mit den Teufeln stürzen als sie will, auf silberklauen Cherubenschwingen sich so hoch zum Himmel mit den Engeln schwingen als sie Lust hat. Besteht der sinnige Menschengeist auf seinen Rechten, und will genialische Offenbarung der Seele und des Herzens, Manifeste der That, der Freyheit, des Willens? — die Bibel eröffnet uns eine Galerie zu beyden Seiten mit den herrlichsten Gemählden behangen, deren Ende wir nicht sehen können, und die sich wieder als einzelner Gang in der großen Galerie der Weltgeschichte verliert.

Die Mahlerey will, wie die Bildhauerey, das Auge mit schönen Formen, die Phantasie mit bedeutungsvollen Gestaltungen ergötzen; darin stimmen sie überein. Weil nun aber die letzte Kunst körperlicher ist, so wird auch die Gestaltung des Körperlichen bey ihr Hauptsache. Das Körperliche in der Mahlerey ist nur Illusion, aber was sie wirklich besitzt, ist der lebendige Schein, die Farbe; der Ausdruck des Lebens und der Beweglichkeit durch Licht und Schatten. Sie ist die einzige Kunst, die

das Auge und das Blut ausdrücken kann. Wie nun die Seele durch das Auge blickt, wie sich der Karakter, das Alter, die Gemüthsverfassung durch die schwächere oder stärkere Wallung des Blutes im Gesichte äußert, so wird sie auch die wahre Kunst des individuellen sittlichen Ausdrucks. Dieser Ausdruck mag wol ihre edelste und höchste Stufe seyn. Nicht also eigentlich das Allgemein-Menschliche, das Allegorische, die Mythologie (sie gehört mehr dem Bildhauer); sondern das Individuelle, Physiognomische, also die Geschichte ist ihre Goldgrube. Was in Jesu Geschichte individuell, physiognomisch und karakteristisch ist, kann also oft höchst mahlerisch seyn, weil es im hohen Grade da ist. Nach dieser Ansicht wird wol das Menschengesicht, als höchster Ausdruck des reinen Geistes, in der Mahlerey die Hauptsache bleiben, wie der Menschenkörper es in der Bildhauerey ist. In allen großen meisterhaften Bildern bemerken wir besonders diese Titelblätter des sonst verschlossenen Buches der Menschen-Seele. Und also kann man wol sagen, daß Leonardos Abendmahl, sowol des Gegenstandes als der Ausführung wegen, eins von den trefflichsten Gemählden ist; denn wenige Bilder sind noch aufzuweisen mit einer solchen Reihe herrlicher verschiedener Menschengesichter, wie dieses Abendmahl.

Es ist ganz im Rafaelischen Sinn erdacht, und vermuthlich ausgeführt, das läßt sich sowol aus dem schönen Fleiße, womit Leonardo alle seine Bilder ausführte, vermuthen, als aus kleinen Stücken in dem Bilde, die noch nicht ganz verdorben sind. Er hat es in dem Speisesaal des Klosters gemahlt. Wie oft haben die heiligen Schatten auf der Wand den Schwelgereyen und Ausschweifungen der Mönche zusehen müssen. Und sie sitzen da bey Brot und Früchten. Ihre beste Speise ist sein Wort, das sie andächtig zuhörten. Das haben vermuthlich die Mönche nicht leiden mögen. Das heilige Bild hat sie ohne Zweifel bey Mitternacht drohend als eine Geistererscheinung angestarrt, und deshalb hat der Prior des Klosters befohlen, daß man es mit Kalch übertünchen sollte; denn eine solche Stupidität, es zu thun, um lieber eine weisse Wand zu haben, läßt sich kaum glauben, obschon freylich die Dumpfheit und Geistlosigkeit der Mönche oft ins Weite ging. Ein Andrer hat, vielleicht um einen kürzern Gang zum Wein-Keller zu haben, die Mauer darunter durchbrechen lassen, wodurch das unterste von den Figuren in der Mitte ganz weggenommen ist. Endlich hat man wieder das Weisse abgewaschen, so gut es sich thun ließ. Aber im Jahre 1796 ist französische Einquartierung da gewesen, und da haben sie es noch mehr verdorben. Es ist beynahe ausgelöscht, und wird es in kurzer Zeit ganz seyn.

So bin ich denn froh, daß ich dich du schönes heiliges Bild noch vor deinem gänzlichen Untergange gesehen habe. Und wenn du dich auch nur von Fern und in das Dunkel zurücktretend vor mir zeigtest, mich blos die größten Umrisse sehen liessest, und hier und dort deutlicher das Einzelne, um es meinen spähenden neugierigen Augen gleich wieder zu entreißen; so bist du mir eben deswegen um so lieber. Denn so, eben so dämmert er von seinen Jüngern umgeben in den heiligen Evangelien aus dem Hintergrunde hervor. Da sehe ich auch die großen Gestalten durch einen grünen Flor, von der Hand der Zeit übertunkt, mit Flecken verderben, und an vielen Orten ausgelöscht; da muß ich mich auch anstrengen, und mein inneres Auge zu Hülfe nehmen, um das Ganze zu verstehen und zu verbinden. Aber durch die Nebel strahlt das Licht rein in mein Herz, und wird drinnen klar und erquicklich, und wenn auch du Bild von Kalk mit allen andern gänzlich zu Grunde gegangen bist, wird doch sein eigen göttlich Bild ewig in der Geschichte da stehen und das Menschengeschlecht zu Tugend, Liebe und himmlischer Zuversicht begeistern. Amen!

Ein italienischer Mahler Hr. Bossi kopirt das Bild, um es von gänzlichem Untergange zu retten; es soll in Mosaik gemacht werden. Es ist ein löbliches Werk, er thut es mit Fleiß und Liebe nach seinen Kräften. Aber — es wird modern. Das eitle Nichtssagende und Affektirte unserer Zeit kommt hinein, die große apostolische Einfalt, die stille Tiefe, die shakespear'schen Karaktere gehen verloren. Sein Karton ist besser, weil das eigentlich das Morghensche Kupfer im Großen ist, und weil er sich da nicht zu dem Original halten konnte, indem ihn nur die Umrisse, und nicht das Kolorit angingen.

Die schöne Abendstunde ist in der ewigen Nacht verschwunden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 30 Jan.

Die Kraft und Einsicht unsrer neuen Obrigkeit, besonders des Oberbürgermeisters von Gerlach und des Polizey-Präsidenten Gruner, offenbart sich jetzt in einer Maßregel als unübertrefflich. Alle Straßenbetteley — das gröste aller bisherigen Uebel in der Polizeyverwaltung — wird durchaus abgestellt; schon sieht man keinen Bettler mehr. Die Bürger liefern Geldbeyträge zum Unterhalt der Armen. Der Arbeitsfähige wird zur Thätigkeit genöthigt. Die Wohlthätigkeit der Bürger reicht zu diesem Zwecke den Obern gern und willig die Hand. Uebrigens sieht noch manche andre ähnliche Verbesserung bevor. Das Unwesen mit den öffentlichen Dirnen wird beschränkt, u. s. w.

Die elegante Welt amusirt sich mit Schlittschublaufen auf dem Eise. Auf dem Eise der Spree hinter den Zelten sammelt sich täglich eine Menge Personen beyder Geschlechter. Die Damen setzen sich auf sogenannte Pikeschlitten; Schlittschuhläufer, hinter dem Schlitten aufgestellt, fahren sie vor sich her. Die großen Schlittenfahrten sind außer Mode. Die Promenade auf dem Eise ist die allgemeine Winterlustbarkeit der Berliner, wie das Glitschen vom Eisberge herab die der St. Petersburger. Die Königinn und die Gemahlinn des Prinzen Wilhelm geben zuweilen das Schauspiel einer Schlittenfahrt; beyde besitzen russische Schlitten: die letztere hat einen National-Kosaken, die Königinn einen Ulanen zum Vorreiter.

Professor Robertson hält sich noch immer hier auf, und unterhält jetzt das Publikum durch hydraulische Experimente, die wirklich sehenswerth sind. Mittelst einer kleinen im Vorgrunde seiner Bühne angebrachten Fontaine bildet er aus Wasser wunderbare Figuren, und bringt amüsante Erscheinungen hervor.

Nro. 45.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. Februar, 1810.

Es währt so kurz hienieden,
Und dennoch rauben sich
Die Menschen freventlich
Einander ihren Frieden
Für ein geliebtes Ich.

Tiedge.

Noch einige karakteristische Züge aus dem Leben Saladins (Salaheddins).

(Nach arabischen Schriftstellern von E. P. Conz.)

Während der langwierigen Belagerung von Akka (Ptolemais) durch die vereinten Heere und Flotten der Christen (die Pisaner, Genueser und Venetianer, als seekundige erprobte Streiter, drängten hauptsächlich die Stadt von der Seeseite her), indeß Sultan Saladin mit den aufgebotenen Kriegshaufen seiner vielen Soelks, wachsam und immer thätig, wie er war, keine Gelegenheit versäumte, den Christen so viel als möglich Schaden zu thun, der bedrängten Stadt Hulfe, Zufuhr, vorzuglich durch seine ägyptischen Flotten, und jede Linderung ihrer Noth zu verschaffen — Tauben, die Briefe an den Hälsen hin- und hertrugen, gewandte Taucher, unter denen Isa vorzüglich sich berühmt machte durch seinen merkwürdigen Untergang *), das Verkehr zwischen der belagerten Stadt und dem Heere der Saracenen unterhielten, das außerhalb der Verschanzungen der Kreuzfahrer auf den nahen die Stadt bestreichenden Hügeln, die Belagerer wieder belagernd sich gestellt hatte — indeß Saladin alle Mühe und allen Eifer zur Ehre des Islamismus anstrengte, fingen manche der ihm untergebenen Emirs und Schaarenführer, überdrüßig des langen Verzugs, für die gemeinschaftliche Sache zu erkalten an, und suchten unter allerley Vorwänden sich von ihm zu trennen, nach ihrer Heimat strebend. Der Fürst von Mesopotamien, Moezzoddin, nachdem er durch viele Briefe und Abgeschickte an den Sultan seine Entlassung vergeblich gesucht, und immer die Antwort erhalten hatte, es zieme einem wackern Muselmanne nicht, bevor das Schikfal der Stadt entschieden, von ihrer Vertheidigung abzustehen, macht sich, ungeduldig über die wiederholten Verneinungen seines Gesuchs, mit einmal am Feste Ramadan auf, dringt vor das Zelt des Sultans und verlangt dringend Gehör. Saladin, die Absicht seines Besuchs wol voraussehend, entschuldigt sich mit Unpäßlichkeit. Er gibt sich nicht zufrieden, wird noch dringender, und, vorgelassen, erneuert er mit allem Nachdrucke seine alten Bitten. Da der Sultan mit der ganzen Macht und Wärme der ihm zu Gebot stehenden liebreichen Beredsamkeit ihm vorstellt, wie es jetzt nicht Zeit sey, daß das Heer sich auflöse; zusammenhalten müsse man in der

*) Dieser Muselmännische Taucher brachte gewöhnlich Geld und Briefe, die er sich anzubinden pflegte, heimlich des Nachts in die Stadt. Einmal hatte er sich drey Schläuche mit hundert Dinars gefüllt umbunden, und Briefe zugleich an die saracenische Besatzung. Als das Volk, das seine Ankunft erwartete, vergeblich nach dem Vogel, den er gewöhnlich wenn er angekommen war, zum Zeichen seiner glücklichen Ueberfahrt fliegen ließ, hinausschaute, schöpfte es Verdacht, es möchte ihm ein Unglück begegnet seyn. Er kam nicht. Erst einige Tage nachher, da viele Städter am Ufer standen, sahen sie gegen dasselbe, auf der von der feindlichen Flotte entgegengesetzten Seite her, etwas antreiben. Eine Leiche wird von den Wellen herausgeworfen. Isa wars. Geld und Brief hatte er auch noch um sich. „Kein Bote," setzt Bohaddin, der S. 134 K. 73 dies erzählte, hinzu, „hat im Leben und Tode treuer, was ihm anvertraut ward, und redlicher ausgeliefert."

Noth, und ein so angesehener Fürst, wie er, müsse den andern kein so unwürdiges Beyspiel geben, neigt Moezzoddin auf einmal sich gegen seine Hand, küßt sie, und im nämlichen Augenblicke entfernt er sich schnell. Zu den Seinen gekommen, gibt er ihnen schnell das Zeichen zum Aufbruche. Die Zelte werden abgebrochen, die Kameele und Saumthiere bepackt, und in weniger Zeit ist er mit seinen Streitern auf dem Wege nach Mesopotamien. Der Sultan, mit Recht über diese unehrerbietige rasche Handlung entrüstet, schrieb ihm einen nachdrücklichen Brief, worin er ihm seinen Undank und sein ganzes auch vorhergegangenes Betragen mit Würde und Ernst vorwarf. „Du freutest dich erst, schrieb er ihm darin, in meinen Schutz aufgenommen zu werden, du batest mich um denselben, indem du erklärtest, wie du für dein Leben und deine Provinz von deinen eigenen Leuten fürchtetest. Ich gewährte dir ihn, ich stellte dich mit aller meiner Kraft sicher gegen jede Gefahr. Bald reckest du deine Hände aus nach fremdem Gut, Blut und Ehre. Ich sandte dir manche Warnung dagegen zu. Du hattest kein Ohr dafür. Bald darauf brach dieser neue Krieg aus. Du kamst an mit deiner Schaar; aber gar kurze Zeit warst du da, so zeigtest du dich schon ganz verdrossen der Sache des Islamismus. Weder guten Willen, noch gute That gegen den gemeinschaftlichen Feind hast du erprobt. Siehe nun zu, wem du dich künftig in Schutz mögest übergeben, wer vor deinen Feinden, wenn sie dich anfallen, dich schirmen soll. Auf mich rechne nun nicht mehr! Meine Freundschaft, meine Theilnahme hast du verwirkt." Ein Eilbote holte den Fluchtigen mit diesem Briefe nicht weit von Tiberias ein. Er las ihn, blieb ungerührt und setzte seinen Zug fort. Dem Thakoddin hingegen, der beym Hügel Phiko ihn traf, gelang es, durch einen ernstlichen Vorhalt seiner undankbaren Beleidigung gegen den Sultan und durch die Hinweisung der wahrscheinlichen schädlichen Folgen für ihn, wie durch das Ansehen seiner eigenen weitkundigen Stärke und Tapferkeit, ihn zu seiner Pflicht und zum Heere zurückzubringen. Er wird vor den Sultan gebracht. Takoddin, Almalich-Aladil u. a. baten für ihn. Der Sultan verzieh ihm den Augenblick. —

Eben so verlangte Amadoddin, ein Oheim des Mesopotamiers, mit Hartnäckigkeit oft und viel seine Entlassung. Der Sultan, müde der vielen Gegenvorstellungen, gewährte sie ihm endlich, schrieb aber auf die Rückseite des Briefes die bedeutenden Worte noch: „Wer meinesgleichen aus der Hand läßt, was für Gewinn mag ein solcher suchen?" Vom Augenblicke an blieb Amadoddin bey dem Heere, und verlangte, so lange es zusammen blieb, nie wieder zurück.

* * *

Einer seiner Mameluken warf einmal, während der Sultan hohen Rath hielt, in der Versammlung nach einem andern muthwilliger Weise seinen Pantoffel. Der Wurf verfehlte sein Ziel, und der Pantoffel fiel gerade vor Saladin nieder. Dieser wandte sich schnell auf die andere Seite und stellte sich, als merkte er es nicht, um den Unfug nicht ahnen zu dürfen.

Auszüge einiger der wichtigsten Nachrichten aus Valentges Beschreibung Ostindiens und andrer asiatischer Länder und Niederlassungen.

(Fortsetzung.)

Die vornehmsten Schätze dieser Völker sind bunte, aus verschiednen glasartigen Materien zusammen geschmolzene Armspangen, Mamacur genannt, die nicht blos als Zierrath, sondern als Amulette und zu allerley Wahrsagereyen dienen, und um die sie oft langwierige Kriege führen. Da dieselben bey diesem Volke in hohem Werthe stehen, so suchten sie die Holländer aufs täuschendste nachzuahmen, aber die Alforesen erkannten sie sogleich, und fanden unter zehn nachgemachten den einzigen ächten, der zum Muster gedient hatte, heraus.

Auf der Insel Oma befand sich der Verfasser einmal in der größten Gefahr durch die Entzündung des Grases und der Sträuche eines ganzen Bergrückens, über den sein Weg ging; sie fing hinter ihm an, und wurde ihm vom Winde aufs schnellste nachgetrieben; glücklicher Weise hielt jedoch eine kleine kahle Strecke den Brand so lange auf, daß er entfliehen konnte.

Auf Amboina werden bey Festen, beym Rudern und bey andern Gelegenheiten, alte Lieder über die Geschichte der Insel gesungen, deren Sprache alle umliegende Inseln verstehen, obgleich ihre jetzige Mundart sehr verschieden ist. Valentge sah auf dieser Insel viele Donnersteine, die zum Theil noch in den Spalten der Bäume, die sie zersplittert hatten, waren gefunden worden; er spricht davon als von einem zu seiner Zeit allgemein geläugneten Phänomen, das jedoch ihm unbezweifelt scheint. Bekanntlich haben neuere Beobachtungen seine Bemerkung vollkommen gerechtfertigt; doch schreibt er seinen Donnersteinen eine, so viel ich weiß, neuerlich nicht beobachtete Gestalt zu; er sagt, sie seyen auf der einen Seite scharf wie Beile gewesen; übrigens waren sie etwa eine Spanne lang, anderthalb Zoll breit, schieferfarbig und alle einander ähnlich, bis auf einen, der von unregelmäßigerer Gestalt war. Auch auf der Insel Banda wurden ihm solche Steine vorgezeigt.

Die Amboinesen waren ehedem so dumm, daß sie sich den Portugiesen ergeben haben, weil diese ihre Anker ans Land befestigt und gedroht hatten, die ganze Insel fortzuziehen. Auch behaupten sie von Krokodillen abzustammen, oder zuerst in hohlen Bäumen gewachsen zu seyn. Vor der Ehe schwangere Frauenspersonen werden auf dieser Insel desto mehr von ihrem Bräutigam geschätzt, weil sie schon andern gefallen haben. Mädchen und Frauen bedienen sich häufig einer Art von Blumenschrift, und wissen durch Sträuße

ihren Freunden und Freundinnen vielerley Sachen sehr deutlich zu berichten.

Die Lebensart der Holländer auf dieser Insel wird sehr unmuthig beschrieben: sie leben in beständigen Festen, und verrichten ihre Geschäfte meistens durch mündliche Verabredungen mit dem größten wechselseitigen Zutrauen. Aus der hier bey den Haushälterinnen herrschenden Mode, die Schlüssel des Hauses auf den Schultern zu tragen, die überhaupt im Oriente gebräuchlich seyn soll, erklärt der Verfasser sehr glücklich die Stelle im Jesaias K. XXII, v. 22: „Ich werde den Schlüssel auf seine Schulter legen."

Der ehemalige Gottesdienst dieser Insel bestand hauptsächlich aus der Verehrung gewisser großer viereckiger Steine, die auf den Bergen liegen; auch verehrte man alte große Bäume, und die Tempel waren meistens in dichten Wäldern. Wahrsagereyen, besonders aus den Eingeweiden, sind sehr häufig; auch herrscht hier eine besondere Art von Beschneidung, oder vielmehr Oeffnung der Vorhaut; sie ist von den Holländern verboten worden, die jedoch, seit man ihnen erklärt hat, daß dies hauptsächlich geschehe, um gewissen Krankheiten vorzubeugen, nicht sehr streng auf dieses Verbot halten. Sonst ist die alte heidnische Religion hier der indischen sehr ähnlich, aber das Christenthum scheint daselbst besonders viele Fortschritte gemacht zu haben.

Der dritte aus 2 Bänden bestehende Theil enthält eine weitläuftige Beschreibung der Thiere und Pflanzen Amboinas, mit vielen Kupfern, deren das Werk überhaupt über Tausend enthält, sie sind jedoch im Ganzen nicht sehr vorzüglich; besonders sind die Fische sehr vernachläßigt, und zum Theil fabelhaft abgebildet, aber die Muscheln sind sehr schön und genau; der Verfasser selbst hatte ein beträchtliches Kabinet von diesen Schaalthieren, und besonders von Korallen gesammelt.

In der Beschreibung von Van-Diemens-Land findet sich eine ausführliche Meldung und Abbildung der schwarzen Schwäne, die vor einigen Jahren als eine neue Entdeckung vom Kapitain Baudin nach Europa gesandt worden sind. Der Schiffer Vlaming fand sie schon im J. 1697 auf Rottennast, und benannte selbst eine Bucht nach denselben; er nahm vier lebendig nach Batavia, wovon aber zwey unterwegs starben.

Die Frauen von Macassas sind besonders angenehm, weiß von Farbe und sehr wohl erzogen. Sie haben viele Liebeshändel, und bedienen sich häufig gewisser Getränke, wodurch sie die Leidenschaft für sich zu verstärken, oder die der Ungetreuen gegen ihre Nebenbuhlerinnen zu schwächen glauben.

Auf Borneo scheint unter den Heiden der Sonnen- und Sternen-Dienst noch sehr im Schwange zu seyn, doch beten sie auch jeden Gegenstand, der ihnen des Morgens zuerst begegnet, als göttlich an. Auch halten sie viel auf das Wahrsagen aus dem Fluge der Vögel.

Die Insulaner von Bali sind zu Hause sehr mondsüchtig und faul, aber außerhalb vortreffliche Sklaven, und der Verfasser zog sie zu seinem eignen Gebrauche allen andern vor. Ihre Frauen sind gute Hebammen, und kaufen sich durch diesen Nebenverdienst leicht aus der Sklaverey los. Sie glauben mit solchem Vertrauen nach ihrem Tode wieder auf ihrer Insel zu erscheinen, daß sich bey einer gewissen Gelegenheit ein ganzes Boot voll Gefangener von diesem Lande in die See stürzte, und lieber ertrank als sich ergab. Auch verbrennen sich hier die Frauen mit ihren Männern wie in Indien.

Siam soll nach inländischen Gesängen etwa 525 Jahre vor unsrer Zeitrechnung von einem aus China gekommenen Kaisersohne zuerst civilisirt worden seyn; auch lebte um diese Zeit Sommona Codom, ihr erster Prophet und Religionsstifter, welcher die indische Sekte Buddas dahin verbreitet zu haben scheint.

Die Insel Java ist in diesem Werke sehr ausführlich beschrieben, und auf einer Landkarte von 7 Blättern abgebildet. Eine der größten Merkwürdigkeiten derselben ist das Grabmal Ben Israels, der sich im J. 1406 hier im Königreiche Tsjeribon niederließ, und zuerst die mahomedanische Religion auf dieser Insel predigte. Sein Denkmal ist von der Höhe des Rathhauses zu Amsterdam, und erhebt sich in fünf Terrassen, wovon zwey mit Wohnungen für die sich aufhaltenden Priester und für die Fürsten, die hierher zu opfern kommen, besetzt sind. Die beyden untersten sind mit großen japanischen Blumenköpfen verziert, auf der vierten ist ein Tempel, und auf der fünften und obersten das eigentliche Grab. Diese beyden obersten Terrassen sind für Nicht-Mahomedaner verschlossen. Die heilige Stelle wird von so viel Pilgrimmen besucht, daß sich ein dabey befindliches Dorf von 300 Seelen allein von ihrer Unterhaltung und von ihren Almosen ernährt. Auch wird dabey ein beträchtlicher Markt gehalten.

Batavia ist vielseitig abgebildet. Diese Stadt ist sehr schön, hat sehr breite gerade Straßen und viele prächtige Gebäude. Das Klima wird von Valentge für weniger ungesund angegeben, als von andern Schriftstellern. Er gesteht jedoch, daß die Stadt in einer morastigen Ebene liegt, woraus sich jeden Morgen ein Nebel erhebt, welcher das ganze Land bis um 10 Uhr bedeckt, dann vertreiben ihn die Seewinde. Die Hitze soll hier weniger drückend seyn, als oft in Holland. Um auszugehen, fährt man entweder in Piroguen oder in Kutschen, oder läßt sich von seinen Sklaven tragen. Leute von Stande lassen, wenn sie zu Fuße gehen, einen großen Sonnenschirm neben sich hertragen. Geringern ist dies nicht verstattet; sie dürfen sich nur eines kleinen Schirms dieser Art bedienen, und müssen ihn selbst tragen. Hier wohnen gegen hunderttausend Chinesen, die Kaufleute, Handwerker, Wirthe, Schiffer und Bauern sind; der ganze Landbau wird von ihnen getrieben.

Ihre große Anzahl hat die holländische Regierung schon oft besorgt gemacht, und man versuchte diejenigen, die nicht beweisen konnten, wovon sie sich ernähren, zu vertreiben, was jedoch durch die bestochene Nachsicht der Unterbeamten nie mit Strenge vollzogen wurde. Sie machen den Beamten und besonders dem Gouverneur so beträchtliche Geschenke, daß Valentge einmal das ganze Haus desselben damit angefüllt sah. Ihr Neujahrsfest ist besonders sehr glänzend, und wird durch tausenderley Spiele, mit Musik und Verkleidungen, gefeyert; unter andern bekämpfen sich in Tiger verkleidete Menschen, und eine ungeheuer große künstliche Schlange wird in den Straßen herumgeführt; vor vielen Häusern ist Musik, und die Holländer gehen hinein und werden mit allerley Erfrischungen bewirthet. Die Sitten und den Gottesdienst dieser Chinesen kann man zum Theil hier bequemer als in dem, Fremden so verschlossenen, China selbst beobachten. Ihre Tempel sind mit vielen Götzenbildern von rein menschlicher Figur und nicht von abentheuerlicher, monströser Gestalt, wie die der Indier, besetzt. Valentge gibt davon mehrere interessante Abbildungen. Die Bilder scheinen sogar recht gut gearbeitet zu seyn.

Die Stadt wird zuweilen von reissenden Thieren erschreckt, schon mehrere Tiger sind in den Straßen geschossen worden, und vor dem Thore mußten sich einmal 9 Soldaten vor einem Kayman auf den Galgen retten; das Ungeheuer stellte sich auf die Hinterbeine, und hätte sie beynahe erreicht. Valentge setzt ironisch hinzu, daß dies wol das Erstemal gewesen sey, wo der Galgen dem Hinaufsteigenden ein Rettungsmittel wurde.

In der Beschreibung von Surate handelt der Verfasser ausführlich von den Guebern oder Parsis, deren sich viele aus Persien hierher geflüchtet haben. Sie behaupten, daß ihr Feuerdienst auf dem Berge Oldors 36 Jahrhunderte alt sey, und bis zu Caiamorts hinaufsteige, der noch vor Zerdusch oder Zoroaster lebte; die Mutter des Letztern, sagen sie, sey eine Chinesinn gewesen. Man behauptet, daß ihr heiliges Feuer noch jetzt in Caramanien aufbewahrt werde. Sie sagen aber, das dieses Feuer, so wie die Sonne selbst, nicht ihre oberste Gottheit, sondern nur ein Sinnbild derselben sey. (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 30 Jan.

In der Grafschaft Glatz endigte ein Ehepaar am Ende des vorigen Jahres auf eine eben so ausgezeichnete als traurige Weise sein Leben. Am 3 Dec. v. J. ertränkte sich der Glatz im Neißefluß der Feldprediger und Doktor der Philosophie Klitscher sammt seiner Gattinn, einer 22jährigen Frau. Als man am folgenden Tage die Leichname im Flusse fand, war der rechte Arm der Frau mit dem linken Arme des Mannes zusammengebunden; eben so waren die Körper um die Gegend der Hüften mit einem Tuche fest aneinander geknüpft; Mund an Mund, Brust an Brust, schienen die beyden Leichname nur ein Körper; der linke Arm der Frau hatte die rechte Schulter des Mannes so fest umklammert, daß man die Körper nur mit großer Mühe trennen konnte. Man weiß keinen nähern Grund dieses Unglücksfalles, als daß der Mann stets sehr leidenschaftlich handelte, und die Frau mit beyspielloser Zärtlichkeit an ihm hing. Bey der Sektion fand man im Gehirne des Mannes einen linsenförmigen ganz harten Körper, und schließt nun von diesem Umstande aus auf eine plötzlich entstandene Geisteszerrüttung des Aermsten. Seine Gattinn war seine ehemalige Schülerinn.

Das Werkmeisterische Museum für Journal- und Zeitungs-Lektüre erhält noch immer mehr Vervollkommnung; man findet dort gegenwärtig 180 Journale oder Zeitungen, und alle Flugschriften von allgemeinem politischen oder literarischen Interesse.

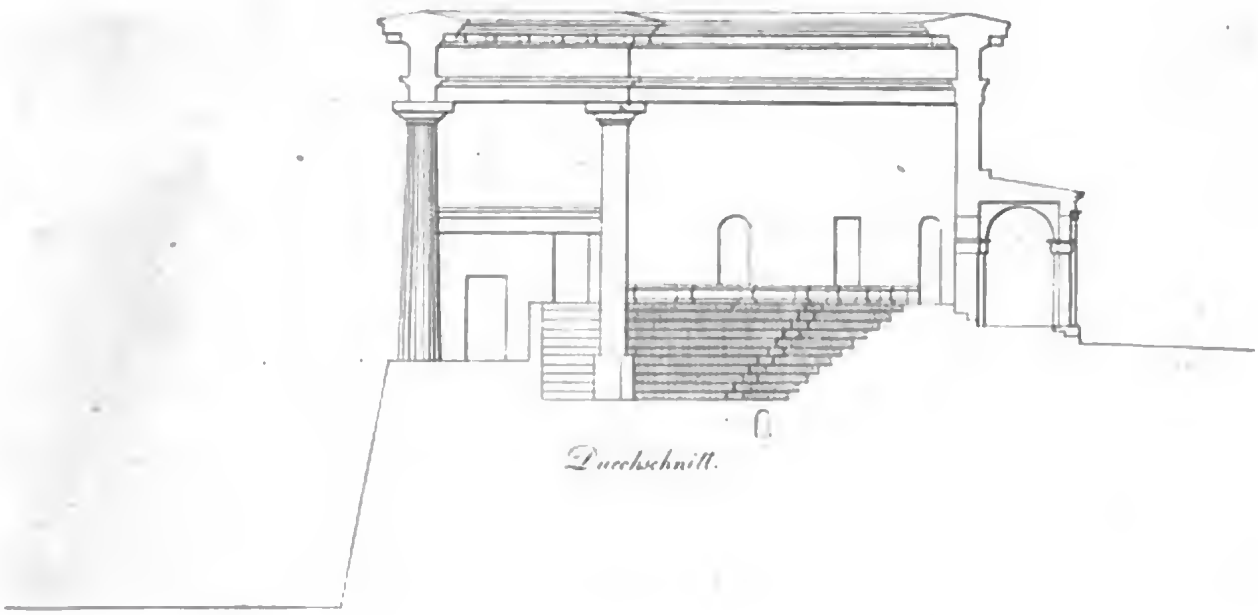
In Ende des letzten Jahres brannten in Müncheberg (einige Meilen von hier) ein Gut und 18 Bürgerscheunen ab. Die Bürgerschaft zeichnete sich dabey durch Thätigkeit und nachherige Unterstützung der Abgebrannten aus, und hier verdient der Oberamtmann Baath einer besondern Erwähnung. Unaufgefordert hat dieser Biedermann sich erboten, zum Wiederaufbaue der abgebrannten Scheunen den Hülfsbedürftigen Holz zu liefern aus seiner bey Müncheberg gelegenen Heide, und zwar auf zwölfjährigen Kredit ohne Zinsen.

Am 24 Jan. (dem Geburtstage Friedrich des Einzigen) hielt die Akademie der Wissenschaften eine öffentliche Sitzung. — An demselben Tage war, zu einem wohlthätigen Zwecke, Konzert im Saale der Maurerloge zu den drey Weltkugeln. Die Ouverture aus Mozarts Titus wurde nicht lobenswerth aufgeführt; dagegen zeichneten sich, in einer darauf folgenden Instrumental-Piece, Hr. und Mad. Clemens, er als trefflicher Violinist, sie als treffliche Fortepiano-Spielerinn, aus, und erhielten beyde ungetheilten Beyfall. Glaube, Liebe, Hoffnung, gedichtet vom Hrn. Staatsrath Huseland, in Musik gesetzt von Himmel, gesungen von den Demois. Kreutz und Schmidt und Hrn. Ambrosch, genügte nicht, und dies möchte die Schuld des Komponisten seyn, der sich zum Feyerlichen nicht zu erheben vermag. Hr. Prof. Hartung trug nun eine historische Skizze aus der Jugendzeit Friedrich II vor, die indessen ein wenig zu lang und etwas zu prosaisch war, um da zu gefallen, wo man durch Musik zur Poesie hinaufgehoben wurde, obgleich ihr das Verdienst ängstlicher Genauigkeit nicht abzusprechen ist. Ein Hymnus auf die Wiederkehr unsers geliebten Königes schloß sich dieser Skizze an, und bewieß, daß alles recht gut gemeint sey. Die Komposition vom Hrn. J. P. Schmidt hatte einige gelungene Stellen, die es verdient hätten, mit Beyfall aufgenommen zu werden.

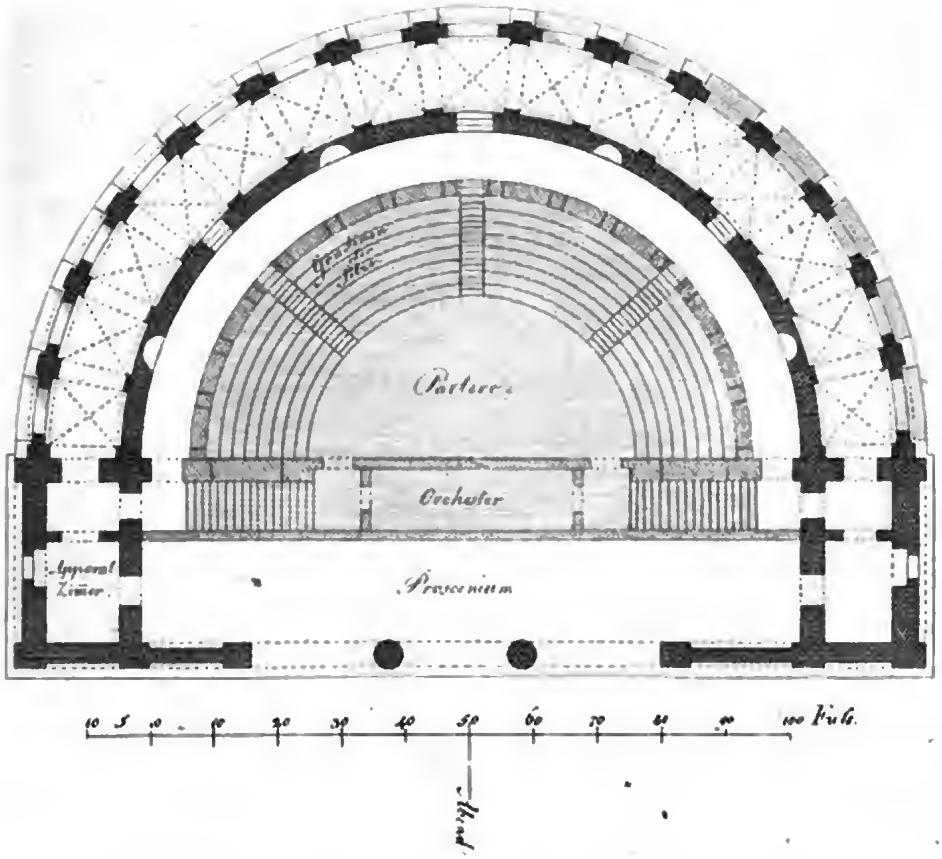
Das wiederaufgefundene Theater in der Ruffinella, neuerdings auch Villa Tusculana genannt.

(Hierzu das Kupfer.)

In No. 283 und 284 des Mgbls. v. J. war das Fragment eines Briefes aus Rom enthalten: Neuentdeckte Alterthümer, in welchem unter andern auch des Theaters erwähnt wurde, von dem wir hierbey den Abriß mittheilen. — Dies Theater hat die Aussicht gegen das Meer, und zwar gegen Sonnenuntergang. Gradinen (Sitze), Parterre, Orchester stehen noch; das übrige ist auf diesem Abriß nach dem vorhandenen Fundamente und den gefundenen Details der obern Architektur restaurirt. — Vor dem Orchester lag das Prosceniun, zu dessen beyden Seiten Apparat-Zimmer sich befanden. Alles ist nach rheinländischem Fuße aufgenommen.



Durchschnitt.



Nro. 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. Februar, 1810.

Streben nach Ruhm bezeichnet den großen Helden, Verschmähung des Ruhms den großen Mann.

F. Schulz.

Eine weggelassene Vorrede. *)

Die elegante Welt wird sich wahrscheinlich einen Augenblick wundern einen Freyknecht (denn das bedeutet das Fr — k — des Titels), Halbmeister oder Scharfrichtersknecht als Helden eines ihr zugeeigneten Romans zu erblicken. Allein die Welt erwäge nur Folgendes mit dem Verfasser.

Seit dem Lazarillo de Tormes haben in Spanien die Bettlerromane, seit dem Geisterseher in Deutschland die Taschenspieler-Geschichten, und seit dem großen Rinaldo Rinaldini ebendaselbst die Räuber-Romane ein entschiedenes Glück gemacht; wobey wir noch die wenigen Zigeuner- und sonstigen Gauner-Historien mit Stillschweigen übergehen wollen. — Man frage die Verleger solcher Werke und die Innhaber der Leih- das ist: Lese-Bibliotheken, und man wird über jenes Glück nicht mehr in Zweifel seyn! —

Da es sonach ausgemacht ist, daß die elegante Welt sich am meisten an dem Leben und Weben, den Leiden und Freuden der Lumpe, Gauner und Strauchdiebe aller Art ergetzt (wie denn von den Meisten die Sitten, welche von den ihren ziemlich entfernt sind, für idealische und poetische geachtet zu werden pflegen), und da ferner nirgends, und sonach auch in der schönen Literatur nicht, ein Stillstand stattfinden kann: so ist klar, daß ein Autor, der auf der Höhe der jetzt blühenden romantischen Literatur stehen, ja in gewisser Art Epoche machen will, sich nicht mehr mit simpeln Räubern, Dieben oder Mordbrennern als Helden, begnügen kann, sondern den großen, ja einzig möglichen Schritt über diese hinaus thun muß. — Nun sind aber über jenen Personen keine andern, als diejenigen, welche jene edeln Männer hängen oder rädern, die Scharf- und Nachrichtersknechte; denn diesen, nicht ihren Herrn und Meistern, fallen die Rinaldini's, Cintdto's, Luigino's und Gloriosо's, nach dem Weltlaufe, in die Hände. — Bleibt also wol geneigter Leser! einem redlich denkenden und für die Unterhaltung eines großen Publikum besorgten Schriftsteller, wenn er nicht ein bloßer Nachahmer seyn will, etwas anders übrig, als zu den Nachrichtersknechten zu greifen?

Es versteht sich, daß diese ehrenwerthen Männer, die auch hie und da schon zu ehrenhaften geworden sind, theils nicht mit dem ganzen Schmutze ihres traurigen, ja oft schrecklichen Handwerks aufgeführt werden, theils, daß der Held, ob er gleich in einem gewissen Theile seines Lebens zu dieser verworfenen Menschenklasse gehört, als ein großer, edler, ja beynahe göttlicher Mensch dargestellt werden müsse, als worin uns unsre Vorgänger, die Biographen der Räuber und Mörder, schon vorgeleuchtet haben. Auch

*) Diese Vorrede gehört zu dem nächstens in Leipzig bey Ch. Gräff erscheinenden Buche: Adolfine, der seltene Fr — k — zein Roman für die elegante Welt, und ist dort nicht zu finden. Sie ist nämlich nicht für die Vielen, d. h. für die Leser, sondern allein für die Wenigen, d. h. die Beurtheiler des Buchs, und zwar weit früher als das Buch selbst geschrieben.

weiß jeder Anfänger in der schönen Kunst, daß solche Auslassungen sowol, als solche Zusätze wirklich in die Poesie gehören; indem ja die Müller oder Schornsteinfeger auf dem Theater nicht mit natürlichem Mehl oder Ruß deckirt erscheinen, dagegen die sonst eintönigen und verbuhlten Bauerdirnen in allen Operetten mit viel natürlichem Witz, großer Naivetät, Schönheit und Unschuld ausgestattet sind. — Daher es dringend nothwendig wird, daß unser Adolfino nicht nur als der edelmüthigste aller Abdecker und Wasenmeister, sondern vielmehr als einer der gefühlvollsten und größesten Männer seines und unseres Jahrhunderts auftrete; weshalb auch der Zusatz auf dem Titel: die Perle seines Geschlechts *) mehr auf das Menschengeschlecht überhaupt, als auf das Geschlecht der Freyknechte zu beziehen seyn wird.

Wenn nun aber auch dem benannten Geschlechte in der wirklichen Welt manche Unbilde, Schmutz und Verworfenheit anklebten sollte (wie wir denn dasselbe auch bey dem beliebten Räubergesindel nicht ganz abläugnen können), so liegen doch in der Lebensart der wackern Halbmeister so manche wahrhaft interessante und erhabene Momente, daß wir es schon um deswillen nicht verantworten könnten, wenn wir sie länger aus vornehmer Ekelhaftigkeit für die Zwecke der Lesewelt unbenutzt liessen. Um darüber nur einen Wink zu geben, was kann anziehender seyn, als die Chriosigkeit, die sie noch fast überall drückt, und welche macht, daß diese nützlichen Staatsbürger mitten unter den Menschen wie in einer Wüste leben? Gleicht nicht jeder derselben darin dem großen Rinaldini, daß ihn jeder augenblicklich flieht, nachdem er seinen Namen oder Titel vernommen hat? — da hingegen nur diejenigen bey ihm und dem Abdecker aushalten, welche entweder gleiche Neigungen und Geschäfte mit ihm haben, oder von gerechter Bewunderung seiner Seelengröße, oder von Liebe zu seiner Schönheit und Männlichkeit ergriffen sind. — Was endlich kann rührender seyn, als einen großen Menschen mit seinem Schicksale ringen zu sehen, und was verdienstlicher, als durch indirekte Bekämpfung der Vorurtheile die Aufklärung zu befördern, und — so wie durch die Diebeshistorien das Mitleiden zärtlicher Herzen für edle Männer, welche eben zum Galgen geführt werden, billig erregt wird — so durch eine Reihe von Henker Biographien die Geister aufgeklärter Bürger zum freundschaftlichen Verkehre mit denen, welche jene hinführen, einzuladen? — Oder wird es nicht des Verfassers schönster Lohn seyn, sobald sein Buch in den Leihbibliotheken, selbst der kleinsten Städte, angekommen ist, daß alle Leser und Leserinnen, von der Geliebten des Scharfrichtersknechts an bis zu dem Herrn Bürgermeister hinauf, ihn, den Halbmeister des Orts, wir sagen nicht, blos für einen Menschen, sondern für den besten und trefflichsten, gleichsam für den Depositär alles Seelenadels im Städtchen halten werden?

*) Er ist weggelassen worden.

Diese höhern Zwecke im Auge, haben wir uns denn bey wirklicher Abfassung des Romans mit Dingen der Art, als Idee, Haltung, Karakteristik u. dgl. nicht besonders abgeben wollen, weil aus den beliebtesten Romanen zu ersehen, daß dergleichen zu den gangbaren Zwecken gar nicht nöthig ist, und die beabsichtigte Wirkung mehr stören, als befördern würde. So haben wir uns auch, um alles recht in der Schwebe und dennoch ganz poetisch zu halten, eben kein besonderes Land gedacht, worin die Begebenheiten spielen; doch würden wir gegen alle Observanz sündigen, wenn die Scene nicht in einer Art von Italien wäre; weshalb wir auch dem Namen des Helden sogleich eine italienische Endung zugegeben haben, und dasselbe auch bey den andern etwa auftretenden Leuten zu thun versprechen, so daß es durchaus nicht an Guido's, Isidoro's, Teobaldo's, Giuseppe's und Antonio's, so wie an Isabellen, Chiaren, Beatricen und Margheriten fehlen soll.

Indem wir sonach immer mehr und mehr aussprechen, wie wir nicht ohne Vorbedacht und Sachkenntniß ans Werk gehen, geben wir unumwunden zu bedenken, daß wir für jeden Fehler gegen die Erfordernisse eines guten Romans, den man uns kunftig in Rezensionen oder anderwärts vorzuwerfen wagen sollte, mit einer großen Autorität gerüstet sind; denn Autoritäten sind unsre Regel, unser Muster, ja — da man doch keine andre hat — unsre Aesthetik!

Begebenheiten! nichts, als Begebenheiten! das ist das Erste und Letzte, worauf ein Autor zu sehen hat, wenn sein Werk beliebt seyn und mit Heißhunger verschlungen werden soll. Und wenn wir noch hinzuzufügen, daß er sich alles Räsonnirens und aller Ideen nach Kräften enthalten, daß er ein wunderbares Ereigniß das andre jagen lassen, den Leser für den Helden bald zittern und beben, bald vor Liebe zerfließen, und den kontinuirtesten Romanenverzehrer wo möglich über das folgende Blatt, wo nicht, doch gewiß über den Ausgang in völliger Ungewißheit lassen, daß er endlich das ganze Werk in Bücher und Kapitel eintheilen, und diese mit Motto's aus verschiedenen Sprachen versehen, ja sogar hin und wieder eine Romanze oder ein Lied zur Guitarre einschalten muß: — so haben wir aufs allerdeutlichste das tiefe Geheimniß der beliebtesten Schriftsteller ausgesprochen, und uns über unsern Beruf, ein solcher zu werden, aufs bündigste ausgewiesen, so, daß wenn der Verleger das Seine thut, der Adolfino, schon von weitem und in der Distanz von mehrern Schritten angesehen, jedem geübten Auge als vollkommen lesenswürdig einleuchten muß.

Schließlich sollte es Einige geben, welche ahnten und es gelegentlich auch sagten, daß es dem Verfasser bey seinem Romane nicht ganz Ernst seyn möchte, und es sogar für einen Frevel hielten, mit den geneigten Abonnenten der Leihbibliotheken so seinen Spaß zu treiben, indem diese

durch Weglassung der Vorrede verleitet werden, das Werk mit gläubigem Sinne, gleich einem gemeinen Werke, wegzulesen, nicht merkend den innern Sinn des heitern Spiels: so mögen sie theils bedenken, daß auf den spaßhaften Ernst bisher so viel unschuldiges Papier verwandt worden ist, daß es bey einem ernsthaften Spaße auf die Paar Bogen nicht ankommen wird, theils aber sich bescheiden, daß sie, trotz aller Gelehrsamkeit und alles Geschmacks, doch über die Natur und Tendenz unsrer schönen Literatur in einer großen Unwissenheit befangen sind.

Auszüge einiger der wichtigsten Nachrichten aus Valentges Beschreibung Ostindiens und andrer asiatischer Länder und Niederlassungen.

(Fortsetzung.)

Die Insel Formosa ist sehr bergig, hat aber sehr fruchtbare, herrliche Thäler, sie wird von den Eingebornen Pak-an, und von den Chinesen Ja-Likijen d. h. Groß-Likijen genannt. Sie ist sehr wasserreich, hat keine Städte, aber eine große Menge sehr volkreicher Dörfer, die unter einer Menge verschiedener Herren stehen welche immer miteinander im Kriege sind. Es gibt daselbst viele Hirsche, und mit den Elendthieren wird ein großer Handel getrieben. Auch sind auf derselben Silber- und Gold-Bergwerke, und beträchtliche Schwefel-Adern; die Erdbeben sind sehr häufig und dauren oft mehrere Wochen lang an; man sieht zuweilen Berge und Thäler wie ein Schiff auf den Wogen schwanken, so daß die ganze Insel untergehen zu wollen scheint. In den Bergen wohnt ein eignes Volk von ungemeiner Größe. Die Einwohner überhaupt sind sehr träge, und beynahe ausschließend mit Jagd und Krieg beschäftigt. Sie sind sehr wenig bekleidet, und müssen aus Religions-Gesetzen drey Monate des Jahrs ganz nakt gehen. Sie sind freundlich, gesprächig und gastfrey; die Regierungsform der Dörfer hat viel republikanisches, alle Berathschlagungen werden zuerst einem Rathe von 12 der ältesten, und dann der ganzen Gemeinde mitgetheilt. Die Rathsglieder lassen sich alle Haare des Vorderhauptes ausraufen. Ihre Macht ist nicht groß, und besteht beynahe blos in der Erkennung gewisser Geldstrafen wegen Versehen gegen die Religionsgesetze. Manche ihrer Einrichtungen gleichen den Sitten der alten Lacedämonier; hieher gehört die große Ehrfurcht für alte Leute, und die Gewohnheit der Eheleute, sich nur des Nachts heimlich zu besuchen. Erst im 50sten Jahre wohnen sie öffentlich beysammen, vorher bleibt jeder Gatte bey seinen Aeltern oder Verwandten; alle Kinder, die eine Frau vor dem 37sten Jahre empfängt, werden getödtet oder abgetrieben. Die Ehescheidungen sind leicht. Verführung oder Ehebruch kann mit 2 oder 3 Ferkeln abgekauft werden.

Auf der Küste von Koromandel verheirathet man die Mädchen im 4ten oder 5ten Jahre, ob sie gleich erst im 12ten mannbar werden; dies geschieht zum Theil aus Furcht vor den Mahomedanern, welche die Unverheiratheten leichter ihre Harems wegnehmen. Die Jünglinge heirathen im 8ten oder 9ten Jahre.

Ueber die indischen Sekten und Kasten enthält dieses Werk viele damals noch wenig bekannte Nachrichten, die jedoch seitdem allgemeiner bekannt worden sind. Folgende scheint mir jedoch, wegen der Beziehung auf Grellmanns Abhandlung über die Zigeuner, eine Erwähnung zu verdienen. Bekanntlich hat dieser Gelehrte aus Sprach-Vergleichungen und andern Gründen wahrscheinlich gemacht, daß diese aus Indien herstammen. Hier finden wir nun eine Unterabtheilung der Sudras beschrieben, die Correwas heißt, ein herumirrendes Geschlecht, das nirgend einen festen Wohnplatz hat, sondern gewohnt ist mit einer ganzen Haushaltung das Land zu durchstreichen, sich in kleinen Hütten aufzuhalten, und sich hauptsächlich mit Korbmachen und Kesselflicken zu ernähren; auch handeln sie mit Salz, das sie auf kleinen Eseln vom Strande landeinwärts führen. Ihre Frauen sind große Wahrsagerinnen und verdienen damit manches Geld.

Besonders interessant ist die Beschreibung der Art, wie ein Bramine unter vielen Gebeten, Waschen, Reinigungen, und zum Theil wunderlichen Ceremonien seinen Tag zubringt; aber sie ist aus Rogers eröffnetem Heidenthume gezogen, und also schon anderwärts bekannt.

Unter dem Artikel Mokka gibt der Verfasser eine ausführliche Geschichte des Kaffetrinkens. Dieses nun so allgemeine Getränk sah er bey seinen Lebzeiten in Holland einführen. Selbst im Oriente ist der Gebrauch desselben ziemlich neu, und soll erst im Jahre 1466 aus Persien nach Arabien gebracht worden seyn. Der Kaffe wurde zuerst von dem Sultan von Egypten aus religiösen Gründen verboten, und als ein berauschendes Getränk dem Weine gleichgestellt; doch wurde dieses Verbot nachher widerrufen. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts wurde er nach und nach im Oriente eingeführt, doch erst nach der Mitte desselben in Konstantinopel, wo man Ambra oder allerley Gewürze darunter zu mischen pflegt, um ihn noch schmackhafter und erhitzender zu machen. Der erste Europäer, welcher von der Kaffepflanze spricht, ist Prosper Alpinus, der im Jahre 1580 mit einer venetianischen Gesandtschaft nach Egypten reiste. Im Jahre 1625 soll die Kenntniß desselben (als Getränk) durch Pietro della Valle nach Italien gebracht worden seyn. Im Jahre 1645 brachte der Vater des Hrn. Gallands, des Uebersetzers der Geschichten der tausend und einen Nacht, einige Kaffepflanzen nach Paris; aber die ersten Bohnen zum Gebrauche wurden von Hrn. Thevenot im Jahre 1657 dahin gebracht. Seit 1660 fing der Kaffe an in den Marseiller Handel zu kommen. Im Jahre 1669 machte ihn Soliman Aga, Gesandter Mohammeds IV in Paris, etwas bekannter.

Im Jahre 1771 erschien die erste etwas vollständige Beschreibung desselben durch einen Lyoner Kaufmann, Namens Silvestre du Four. Seit dem Jahre 1675 war im Journal des Savans, und in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften öfters von diesem neuen Getränke die Rede, und die meisten Aerzte erklärten sich dagegen. Im Jahre 1672 hatte es ein Armenier, Namens Pascal, auf der Messe zu St. Germain zum Erstenmale öffentlich verkauft. Vier Jahre nachher errichtete ein andrer Armenier ein Kaffehaus in Paris selbst, konnte sich aber nicht lange daselbst halten, sondern ging nach Holland. Man schenkte den Kaffe zuerst mit Bier und Tobak aus, so daß die gute Gesellschaft davon ausgeschlossen blieb; nachher errichteten mehrere Franzosen Kaffehäuser, wo sie Biskuits und Confituren zu diesem Getränke gaben, und es wurde nach und nach etwas mehr Mode. Nun mag sich die Anzahl der Kaffehäuser in Paris wohl auf Tausend belaufen, eine ungeheure Vermehrung in nicht viel über hundert Jahren. Nach London scheint der Gebrauch des Kaffes zwischen 1670 und 1680 gebracht worden zu seyn, und in Holland wurde er in den achtziger Jahren durch Engländer eingeführt. Eben so spät kam der Thee in dieses Land, wo er jetzt so allgemein genossen wird. Im Jahre 1680 zählte man in Amsterdam nur zwey aus Indien gekommene Menschen, die sich dieser Getränke bedienten. Valentge kostete im Jahre 1681 zum Erstenmale Thee bey einem indischen Prediger, und konnte sich nicht genug verwundern, wie man an diesem Wasser, das er einer Hen-Brühe verglich, Vergnügen finden könne. Vor seiner Abreise aus Holland im Jahre 1685 hatte er noch nie Kaffe gesehen. Im Jahre 1714 wurde ein in Amsterdam erzogener Kaffebaum als eine große Seltenheit von den General-Staaten Ludwig XIV verehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Der Lichterfabrikant Bonmatié in Paris weiß das Unschlitt so zu reinigen, daß es halbdurchsichtig, vollkommen trocken und klingend wird; er verfertigt Lichter, die etwas weniger kostbar als die gewöhnlichen sind, aber sich durch ihre angenehme Weisse, durch ihr reines Licht, durch die Abwesenheit von allem Rauche, und durch die Bequemlichkeit, sie selten putzen zu dürfen, auszeichnen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mannheim, Februar.

Das hiesige Museum führt fort sich seines mit schöner Liebe der Kunst und Humanität geschaffenen Daseyns würdig zu zeigen, und verdient dadurch die Beweise von Achtung, welche ihm auch die Regierung zollt. So hat sie unlängst dessen Bitte erhört, daß aus der hiesigen Großherzogl. Galerie, welche im Landschaftsfache mehrere anerkannte Meisterstücke enthält, (des reichen Schatzes der trefflichsten Antiken-Abgüsse hier nicht zu gedenken), nach und nach alle bedeutendere Gemählde in einem der Säle des Museum aufgestellt werden dürfen. Schon ist der Anfang mit zwey trefflichen Landschaften von Rose gemacht. Außerdem währt die frühere Einrichtung fort, daß Privatbesitzer von Kunstwerken solche dort, eben so wie Künstler ihre Arbeiten, von Zeit zu Zeit aufstellen. Ein kunstliebender Graf von L... stellte verwichenen Sommer lange ein treffliches Original-Gemählde auf, ein Weib, welches man als Geliebte eines großen italienischen Meisters bezeichnet, mit einem Engels-Gesichte, welches vorzüglich ein himmlisches Lächeln um den Mund auszeichnet. Jetzt hat eine Demois. Hoffmann aus Darmstadt ein sehr schönes frisches Blumenstück in Stickerey dort aufgestellt, dem jedoch ein früher aufgestelltes Kunstprodukt der Nadel von einer hiesigen jungen Künstlerinn, Dlle. Rieger, den Preis streitig machen möchte. Beyde übertrifft allerdings an Meisterschaft Dlle. Utsch, Lehrerinn der Stickeunst am öffentlichen Erziehungs-Institute in Heidelberg. Sie verdient wahrhaft den Namen Künstlerinn. Ihre neueste Arbeit war ein 18 Zoll hohes Gemählde Napoleon's, nach jenem von Isabey, welches das Haus Artaria ihr verschaffte. Ihre Nachbildung ist eines der gelungensten und mühevollsten Werke, welche jemals die Stricknadel hervorbrachte. Das ganze Gemählde, Körper und Gesicht ist alles von Haarstickerey verfertigt, mit einer Vollendung und Zartheit, daß das schärfste Auge Zeit zur Gewißheit braucht, keinen schönen Kupferstich zu sehen, welchem es aber in Lebhaftigkeit weit vorgeht. Es ist dabey von sprechender Aehnlichkeit, verdiente die Auszeichnung, welche ihm Napoleon's Tochter, unsere angebetete Stephanie, schenkte, und ist für den französischen Hof bestimmt. —

Zwey allerliebste Fruchtstücke in Oehl darf ich nicht unerwähnt lassen, welche in dem Augenblicke im Museum aufgestellt stehen. Sie sind von der Tochter der als Blumen- und Früchte-Mahlerinn berühmten Pfalzbaierischen Kabinets-Mahlerinn König, und von einer Lieblichkeit und glücklichen Treue, welche schöne Erwartungen von der jungen Künstlerinn rege werden lassen. — Sie sehen, daß die Damen dem Institute vorzüglich hold geworden, und es zu zieren eifern; aber dies ist das Werk der Nemesis und der Grazien; denn ihre Sache war der Preis des Werdens des Museum. — Die Versammlungs-Abende zu Aufführung großer Musik-Stücke, zu Deklamationen, (Sprechungen, wie sie Klopstock genannt wissen will), oder Vorlesungen, sind wirklich schön, vielbesucht von Damen. — Vor allem war dies unlängst bey Schillers Gedächtnißfeyer der Fall; ein Fest, womit die Stadt, in der Schiller seine große Dichter-Laufbahn eröffnete, den übeln Eindruck wieder verlöschte, den eine veranlassigte Theater-Vorstellung, zum Besten von Schillers Erben, auf jeden seiner Fühlenden hervorgebracht hatte. — Die Feyer war ein schönes Ganzes, festlich der Saal geschmückt; nur ein leichter Flor, gleich einem Trauerweidenstreife umschlang die hohen Säulen; des Gefeyerten Brustbild, von Danneker aufgestellt, lorbeerbekränzt, und mit einer Cantate von Brandel begrüßt. Des Redners (Friedrich d. ä.) Erinnerungen an Schiller wird ein Platz im Jason geschenkt werden. Auch Stephanie Napoleon erhöhete durch ihre Gegenwart des Festes Reiz, denn sie strebt der Deutschen Literatur kennen zu lernen, und ehrt schon die Namen unserer Heroen. Ein Wort von ihr, Zeuge eines seelenvollen Wesens, ward ein köstlicher Preis: „Ich verstand des Redners Worte nicht, aber ich glaubte seine Töne zu verstehen.“ Solches aus dem Munde der grazienvollsten Fürstinn des heutigen Europens hätte einen Tasso zu göttlichen Gesängen begeistern können. — Aber vom Empfinden wie Tasso — zu seinen Gesängen!

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. I.

Nro. 47.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. Februar, 1810.

— Wer sich nicht zum unumschränkten Meister
Der Begierden macht, ists würdig, ihnen
Knechtisch zu dienen.
Ratschky.

Hannibal.

(Aus dem Italienischen des P. Canovai in Florenz.)

Komm, sprach zum Sohn der Afrikaner, schwöre
Unlöschbar ew'gen Haß dem stolzen Rom;
Vereine Tapferkeit mit List, zerstöre
Dies Raubnest, stürz' es in den Tiberstrom!

Er schwört's. Und Gallien muß ihm sich beugen,
Hetrurien färbt der Rache blut'ge Spur;
Und Trebia, Cannä, Trasimene zeigen
Den Römern bald: er halte seinen Schwur!

Schon droh'n des afrikanschen Siegers Heere
Der Stadt Quirins; erschrocken stürzt dem Meere
Der leichenschwang're Strom der Tiber zu;

Schon reicht Hesperien Hamilcars Sohne
Den Zepter dar; da reißt die Lorberkrone
Aus seinen Locken — allzufrühe Ruh.

Peter Haase
in Livorno.

Klage.

Nach Charlotte Smith.

Ach, theure Hügel, wo, den Buchenschattengang,
Den Blumenraienflor entlang,
Ein hochbeglücktes Kind, aus Wonnedrang,
Ich blaue Glocken in Guirlanden schlang,
Und kunstlos dem erweckten Echo sang!
Ach, theure Hügel! Neu strahlt euer frisches Grün,
Und neue Blumenkelche blüh'n;
Doch können sie wol Fried' und Lust
Neu schaffen dieser öden Brust,
Ein armes Augenblickchen nur
Vernichten banger Sehnsucht Spur,
Und von erbarmungslosem Schmerz
Befrey'n mein halbgebrochnes Herz? —
Auch du, mein Thalfluß, licht und hold,
Der seine Wellen meerzu rollt!
Kannst du vielleicht zu Preis und Dank
Mir bieten einen Labetrank,
Der mich entlude jeder Pein,
Als schlurft' ich Lethes Trank? — Ach, nein!
Wenn Alles floh, sogar der Hoffnung letzter Schein,
Gibt's kein Vergessen — als im Tod' allein.

Hg.

Auszüge einiger der wichtigsten Nachrichten aus Valentges Beschreibung Ostindiens und andrer asiatischer Länder und Niederlassungen.

(Beschluß.)

Sumatra, das im Vten Bande beschrieben wird, scheint noch weit ungesunder zu seyn, als Java, besonders die Westküste, welche der Verfasser eher die Pestküste nennen möchte. Der König von Atsien auf dieser Insel ist sehr reich, und besitzt 1000 Elephanten, 50000 Krieger und 2 bis 3000 Kanonen, die zum Theil hier gegossen sind. Er hat 300 Frauen zur Leibwache, und 8 bis 900 Weiber und Kebsweiber.

Die Insel Ceylon soll ehedem viel größer gewesen seyn als jetzt; die Eingebornen behaupten, sie sey durch Erdbeben und andre Natur-Revolutionen vermindert worden, und unsre alten Geographen (Griechen und Römer) beschreiben

sie weit beträchtlicher, als sie nun ist. Es sollen Trümmer von Gebäuden in römischem Geschmacke, sogar mit Bruchstücken von Inschriften, und römische Münzen auf derselben gefunden worden seyn. Die Sprache der Cingalesen ist sehr reich und höflich, sie hat sieben oder acht Arten, um unser Du, Ihr oder Sie auszudrücken, was einem Holländer noch mehr auffallen mußte, da man in dieser Sprache das Wörtchen gy, Du, beynahe gegen Jedermann braucht, und nur zuweilen mit gy lieben, Ihr, oder mit UE, Euer Edeln, abwechselt.

Die Ureinwohner Ceylons heißen Beda's oder Weda's, sind sehr schwarz, mit feurigen Augen, leben meist von der Jagd in einsamen Gebüschen oder in kleinen Dörfern am Ufer der Ströme. Die Elephanten sind auf dieser Insel so häufig, daß man aus Furcht vor denselben immer mit einem beträchtlichen Gefolge und mit Trommeln reisen muß. Die Einwohner sagen, daß der erste Stifter ihrer Kultur aus der Sonne zu ihnen herabgestiegen sey, was mit den alten Sagen der Peruaner eine auffallende Aehnlichkeit hat. Ihr erster Kaiser Wigea Raja soll 2000 Jahre vor unsrer Zeitrechnung mit 700 Mann an der östlichen Küste dieser Insel gelandet und wahrscheinlicher Weise aus China gekommen seyn. Andre sehr fabelhafte Sagen sind jedoch weit neuer; so schreibt man auf der Südseite den Ursprung eines alten Königs-Geschlechts von einer Prinzessinn her, die im J. 105 unserer Zeitrechnung von einem Löwen soll entführt und geschwängert worden seyn.

Der von den Portugiesen sogenannte Adams-Berg auf dieser Insel wird in ganz Indien verehrt, und zieht eine große Menge von Pilgern herbey; man muß ihn zum Theil mit Strickleitern erklettern. Die Sagen von Adam, und nach andern vom Apostel Thomas, welche nunmehr einige der Insulaner selbst an diesen Berg heften, sollen sie von den Portugiesen gelernt haben. Nach der einheimischen Mythologie soll einer ihrer Heiligen oder Buddums (Weisen) einst mit einem Fuße auf diesem Berge und mit dem andern auf der Küste von Madura gestanden und daselbst so viel Wasser gelassen haben, daß Ceylon dadurch vom festen Lande getrennt wurde. Sein Fußtritt wird noch gezeigt und von unwissenden Halb-Christen dem Adam oder dem Apostel Thomas zugeschrieben. Auf dem Berge sind mehrere Tempel mit vielen Bildsäulen; die Cingalesen nennen ihn Dewa Gorala oder Gottes Land. Der Verfasser schließt seine Beschreibung dieser Insel mit weitläufigen Auszügen aus den daselbst gebräuchlichen heiligen Büchern und mit einem großen Kataloge der gemeinen Bücher; jene enthalten viele gute Sittenlehren und sind in Sanskrit geschrieben.

Die Frauen von Goa sind von rasender Eifersucht, und von unerhörter Grausamkeit gegen ihre Sklavinnen; eine derselben ließ ihrem Kammermädchen, welches des Nachts nicht hinlänglich über ihre Liebesverständnisse gewacht hatte, die Augenlieder an die Stirn nähen, indem sie noch immer hinzusetzte, daß dies blos aus Liebe und zu ihrem eignen Besten geschehe. Die Feuerprobe mit auf die Hand gelegten glühenden Eisen, deren Brandmale bey Unschuldigen in drey Tagen heilen müssen, soll auf der malabarischen Küste noch jetzt sehr gebräuchlich seyn.

Die Beschreibung Japans war, als sie erschien, sehr verdienstlich; man glaubte vorher, daß diese Insel mit Jesso zusammenhänge. Valentge beschrieb sie zuerst richtiger. Er glaubte, daß Marco Paulo schon im Jahre 1275 da war, und dieses Land Chryse und Zipangri nannte. Die Portugiesen entdeckten es zuerst im Jahre 1542. Man findet hier ziemlich ausführliche Nachrichten von mehrern Reisen nach der Hauptstadt Jedo, und selbst Auszüge von japanischen Beschreibungen der Insel und der Entfernung, der Oerter. Ueberhaupt ist das ganze Werk mit großer Sorgfalt und Gelehrsamkeit geschrieben. Der Geschichte der Niederlassungen sind meistens die Dokumente, Friedensschlüsse, Traktaten u. s. w. beygefügt. In den meisten Sprachen des Ostens und aller Küsten, die er besuchte scheint der Verfasser sehr bewandert. Selbst vom Hottentottischen gibt er beträchtliche Proben. Seine Beschreibung des Kaps der guten Hoffnung, welche das Werk endigt, ist für die Geschichte dieser Niederlage sehr interessant, da aber neuere Nachrichten hier mehr geliefert haben, so wollen wir unsre Leser nicht damit aufhalten, und hier diese Auszüge beschliessen. S.

Sonnenstäubchen.

Von Weisser.

1.

Wenn wird man aufhören, den Ruhm mit dem, was ruhmwürdig ist, zu verwechseln? Nur dieses, nicht jener, wenn er auch eine Folge von diesem ist, bestimmt unsern Werth. Nichts kann gemeiner seyn, als diese Wahrheit, und doch wird nichts so selten erkannt, als sie: denn sind nicht die meisten Menschen weniger stolz auf ihre Verdienste, als auf die Anerkennung derselben, und sogar auf die bloßen Zeichen dieser Anerkennung?

2.

Der Mensch ist und bleibt der unbarmherzigste Richter des Menschen, und der liebe Gott wird zuverlässig dereinst weit weniger arme Sünder in die Hölle schicken, als wir.

3.

Des Bücherschreibens ist freylich kein Ende. Aber in gewissem Sinne kann man mit noch größerm Rechte klagen: Es ist des Bücherschreibens kein Anfang.

4.

Wer reden will, muß auch zu handeln wissen. Ist dieser Satz richtig: so brauchen wir nicht länger nach der Ursache zu forschen, warum man bey einer gewissen Nation die größten, und bey einer andern, nach ihrem eigenen Geständnisse, gar keine Redner findet.

5.

Es ist wahr, der berühmte Roman des Cervantes ist, einige starke Gebrechen seines Zeitalters abgerechnet, ein vortreffliches Werk. Aber wie würde der ehrliche Spanier staunen, wenn ihm in der Unterwelt die Kunde zu Ohren käme, daß seine unsterbliche Muse und die Literatur seiner Nation in unsern Tagen ein Paar Dulcineen sind, für welche etwa ein Dutzend deutsche Don Quixotte größere Narrheiten begehen, als weiland der Junker von Mancha für die Bauerndirne von Toboso und die fahrende Ritterschaft! Uebrigens ist es wol eine eben so seltsame, als traurige Erscheinung, daß ein Don Quixott Don Quixotte erzeugt, und eine Satyre das Uebel gewisser Thoren, statt es zu heilen, noch vergrößert.

6.

Wehe dem Schriftsteller, welcher das den meisten so erwünschte Unglück hat, eine Zeitlang in der Mode zu seyn! Wer in der Mode ist, muß nothwendig auch aus der Mode kommen.

7.

Ein zärtlicher Vater ist seltener, als man glaubt, und ich weiß nichts Stärkeres zum Lobe eines solchen zu sagen, als daß er die Mutter seiner Kinder zu seyn verdiente.

8.

Der Mensch will alles beherrschen, nur sich selbst nicht.

9.

Herzlich gern will ich von den Todten nichts als Gutes reden, wenn ihr mir nur erlaubt, von den Lebenden so viel Schlimmes zu sagen, als wahr ist.

10.

Unsern neuesten Poeten ist ein Heiligenschein lieber, als ein Lorberkranz. Ich vermag aber jenen eben so wenig, als diesen, an ihren stattlichen Köpfen zu entdecken.

11.

So sehr ich den Eifer unserer neuesten Erziehungs-Lehrer achte, so scheint es mir doch, daß sie der bloßen Form zu viel Werth beylegen. Was liegt daran, ob der Säemann den Samen mit der rechten, oder mit der linken Hand ausstreut, wenn er nur überhaupt zu säen versteht, und der Samen und der Boden etwas taugen?

12.

Mein tägliches Gebet ist: Der Himmel bewahre mich vor Unglück, damit ich meine Freunde nicht kennen lerne!

13.

Ich lasse blos darum hundert mittelmäßige Bücher ungelesen, damit ich ein vortreffliches hundertmal lesen kann.

14.

Allerdings können wir jedem Alten eine lange Reihe unserer heutigen Poeten an die Seite stellen; die meisten jedoch, wenigstens in Einem Punkte, dem Aesop und Terenz: denn diese waren bekanntlich beyde — Sklaven.

15.

Es ist von Tag zu Tag weniger zu hoffen, daß die Narren klug, und von Tag zu Tag mehr zu fürchten, daß die Klugen närrisch werden.

Bull's. Von ἄλς.

In der deutschen Fanchon muß der Abbé singen:

Doch wenn das Herz den Reim diktirt,
(dann) Steht im Kalender — Louise!

Lächerlich genug, statt: Wenn im Kalender Louise steht, dann diktirt das Herz den Reim (wo man wenigstens einen Sinn errathen kann).

*

Aus einer Erntepredigt.

„Darum erkennet, meine geliebten Freunde! die empfangenen Wohlthaten, und seyd dankbar dafür! Bedenket, wenn der liebe Gott auch einmal so undankbar wäre, als ihr — was würde da wol heraus kommen?" —

*

In einem Mineralienkabinete wurde Jemand ein grüner Diamant gezeigt. Er betrachtete ihn aufmerksam und fragte dann:

„Um Verzeihung! dieser grüne Diamant ist wol ein Smaragd?"

*

Der sel. Minister v. Heinitz in Berlin ließ für fleißige Arbeiter in der Nähnadel-Fabrik zu Altena eine Medaille schlagen, mit der Umschrift: Stählerne Nähnadelfabrik.

Vermischte Nachrichten.

In Paris ist ein neues kaiserl. Dekret über die Buchdruckerey und den Buchhandel erschienen, das seinem wesentlichen Inhalte nach Folgendes bestimmt:

Unter den Befehlen des Ministers des Innern wird ein General-Direktor über alles wachen, was die Buchdruckerey und den Buchhandel betrifft; neben ihm stehen sechs Auditoren.

Vom 1 Jan. 1811 an wird die Zahl der Buchdruckereyen in jedem Departement bestimmt; in Paris wird sie auf 60 eingeschränkt. — Die Buchdrucker erhalten ein Patent, und werden eingeschworen. In Paris muß ein jeder vier Pressen unterhalten, und in den Departementen zwey. — Wird durch einen Todesfall oder andre Umstände ein Platz leer, so erhält ihn Niemand, der nicht seine Geschicklichkeit, seine Redlichkeit und Sittlichkeit, und seine Anhänglichkeit an Vaterland und Kaiser erproben kann.

Es darf nichts gedruckt werden, was den Pflichten des Unterthanen gegen den Kaiser und dem Interesse des Staats zuwider ist; wer dawider fehlt, wird nach dem Criminal-Codex bestraft, und nach Befinden ihm das Patent abgenommen. — Jeder Buchdrucker muß ein vom Präfekten des Departements paginirtes und paraphirtes Buch halten, worin er nebst dem Datum den Titel jedes Werks, das er drucken will, und den Namen des Verfassers, wenn dieser ihm bekannt ist, einschreiben muß. — Von diesem gibt er sogleich dem General-Direktor und den Präfekten schriftliche Nachricht, und erhält dagegen einen Empfangschein. Die Präfekten setzen den Polizey-Minister von jeder solchen Nachricht in Kenntniß. Der Gen. Dir. kann nach Gut-

dürfen die Mittheilung und Untersuchung des Manuscripts anordnen, und den Druck einhalten; er sendet es dann einem der vom Kaiser zu ernennenden Censoren zu. In 24 Stunden muß das Manuscript eingesandt werden. — Auf den Bericht des Censors kann der Gen. Dir. dem Verfasser die nöthigen Abänderungen oder Auslassungen anzeigen, und wenn diese sich dazu nicht verstehen will, so wird der Verkauf des Werkes verboten, die Formen werden abgelegt, und die schon gedruckten Blätter oder Exemplare weggenommen. — Glaubt der Verf. dagegen Einwendungen machen zu können, so wendet er sich an den Minister des Innern, und das Werk wird einer neuen Untersuchung unterworfen. — Glaubt der Gen. Dir., daß ein zu druckendes Werk irgend einen Theil des öffentlichen Dienstes angeht, so zeigt er es dem Minister des Departements an, den es betreffen könnte, und verordnet dann, wenn dieser es verlangt, die Untersuchung. — Erfahren die Minister auf einem andern Wege, als durch den Gen. Dir., daß ein Werk der Art gedruckt werden soll, so können sie von dem Gen. Dir. die Untersuchung verlangen. — Das Resultat derselben wird dem Minister des Departements, das dabey interessirt ist, mitgetheilt, und im Fall die Meinungen verschieden sind, wird es dem Kaiser selbst vom Minister des Innern vorgetragen. — Jeder Schriftsteller oder Buchdrucker kann auch vor dem Drucke das Werk censiren lassen. — Findet sich nach der Untersuchung nichts, was den Druck verhindern könnte, so wird von dem Censor ein Verbal-Prozeß aufgenommen, das Werk paraphirt, und ein Copie des Verbal-Prozesses von dem Gen. Dir. unterzeichnet, dem Verf. oder Buchdrucker zugestellt; sind Abänderungen nöthig, so werden diese in dem Verbal-Prozesse angezeigt. — Kann der Verf. oder Buchdrucker keinen solchen Verbal-Prozeß aufweisen, so kann nach der Entscheidung des Polizey-Ministers, oder Polizey-Direktors, oder der Präfekten der Druck oder Verkauf untersagt, und die Exemplare nach Befinden bey jedem Buchhändler konfiscirt werden; ist ein solcher Verbal-Prozeß da, so kann nur der Polizey-Minister vorläufig Beschlag auf das Werk legen, das er dann in 24 Stunden zur Entscheidung einsenden muß.

Auch die Buchhändler erhalten vom 1 Jan. 1811 an ein Patent, und werden eingeschworen. — Der Eid besagt, daß sie keine Schrift verkaufen, oder vertheilen wollen, welche den Pflichten gegen den Kaiser und dem Staats-Interesse zuwider sind. — Die Buchdrucker können auch Buchhändler seyn. — Auch die letztern müssen ihre Redlichkeit und Sittlichkeit, und ihre Anhänglichkeit an Vaterland und Kaiser beweisen können.

Jedes im Auslande gedruckte Werk in franz. oder lat. Sprache zahlt 50 Prc. vom Werthe, und ohne Erlaubniß des Gen. Dir. darf kein solches im Auslande gedrucktes oder wiederaufgelegtes Werk einkommen. Jeder Bücherballen, der aus der Fremde kommt, wird daher von der Douane plombirt und nach der nächsten Präfektur gesandt. Findet der Eingang keine Schwierigkeit, so wird jedes der Exemplare oder der erste Band des Werks gestempelt.

Das Eigenthumsrecht bleibt dem Verf. eines Werks und seiner Wittwe auf Lebenszeit und den Kindern während 20 Jahren; die Verf. können ihre Rechte an den Buchdrucker oder an wen sie wollen abtreten. — Wird ein Werk undefinat nachgedruckt, so muß der Nachdrucker den Verf. oder rechtmäßigen Verleger entschädigen. — Kein Werk darf gedruckt werden ohne den Namen des Verf. oder der Buchdruckerey. — Jeder Buchdrucker muß auf der Präfektur seines Departement, und in Paris auf der Polizey von jeder Schrift fünf Exemplare niederlegen, nämlich: für die kaiserl. Bibliothek, für den Minister des Innern, für die Bibliothek des Staats-Konseil, für den General-Direktor.

*

Zur Feyer der Rückkehr des Königes von Neapel hat die Municipalität von Neapel beschlossen ein prächtiges Denkmal zu errichten. Auf dem königl. Schloßplatze wird ein großer Springbrunnen gesetzt, welcher die Hippokrene vorstellen soll, wie sie auf den Hufschlag des Pegasus dem Felsen entspringt. Oben auf dem Felsen steht das gestügelte Pferd und trägt die Statue des Königes Joachim. Parthenope hält unter Minervens Gestalt mit der einen Hand den Zügel des Pferdes, um es zurück zu halten, daß es sich in die Luft schwinge, und ladet mit der andern den König ein, die allgemeinen Wünsche und Huldigungen anzunehmen. Die Statue des Königes scheint zum Olymp emporzustreben, den man in der Ferne erblickt, und worin man Napoleon den Großen als Jupiter auf dem von Sternen umstraiten Throne sitzen und das Schicksal der Welt entscheiden sieht. — Auf demselben Platze wird noch eine Dekoration errichtet, welche den Theil der alten Stadt vorstellt, die am Ufer des Meers lag. Auf der einen Seite sieht man das Forum, wo die Neapolitanischen Brüderschaften sich versammelten, und auf der andern den Tempel des Antinous und den Pharus des alten Hafens. Mitten im Forum steht die Statue der Artemisia, welche die Königinn vorstellt. Die zwölf Municipalitäten von Neapel sind im Forum beschäftigt, den hülfsbedürftigen Volksklassen allerley Lebensmittel auszutheilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel.

An der Stelle der goldenen Inschrift Museum Friderici — steht jetzt gleichfalls im goldenen Schimmer — Palais des Etats, und die Verwandlung des Tempels, der sonst vielfache Kunstschätze aufbewahrte, und vieler Fremden Bewunderung erregte, in den Pallast für die der Wohlfahrt des Staats gewidmeten Versammlungen ist nun vollendet. Die innere Einrichtung ist von jener des ehemaligen Museum ganz verschieden. In den beyden Galerien, wenn man von der Vorderseite eintritt, stehen rechts und links einige der übriggebliebenen Antiquitäten. In der Mitte sind die beyden großen Eingangsthüren zum Saale der Stände, der in Form einer Rotunde an der Rückseite des Museum angebaut ist; das Licht fällt von oben herein durch die kugelförmige Bedeckung, die inwendig mit Malereyen verziert ist; der Fußboden ist mit Marmor belegt. Den Flügelthüren gegenüber steht mit Samt und Gold drapirt der Thron des Königes, von welchem er die Bildsäule seines großen Bruders im Krönungs-Kostume erblickt, und dicht daneben steht die Tribune der Königinn. In einem Halb-Zirkel um den Thron laufen die Sitze des Staatraths und der Landstände; und hinter einer Bannstrahe sind der Hofstaat und die Zuhörer. Rund im Saale herum stehen in Nischen allegorische Statuen, die verschiedenen Departements vorstellend. Die nöthige Heizung wird durch Röhren bewirkt, die unter dem Fußboden herlaufen. Die untern Zimmer werden zum Gebrauche der Reichsstände benutzt; ein andrer Säulen-Saal ist zu ihren Berathschlagungen bey nicht öffentlichen Sitzungen bestimmt. Das Publikum gelangt bey öffentlichen Versammlungen durch eine andere Treppe, als der König, zu seinen Plätzen; hier können aber nicht mehr als einige Hunderte Raum finden.

Nro. 48.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. Februar, 1810.

Was soll das, Räuber? Warum steckt
Ihr fremde Flaggen auf?

v. Goeckingk.

Nothwehr in fremdem und eigenem Namen. Oder: Vertheidigung eines unschuldig Leidenden und meiner selbst. Von Tullian Lips, der noch nicht freyen Künste Beflissenen, und Vater von neun Kindern.

(Aus den Papieren des vor Kurzem unsichtbar gewordenen Verfassers zum Drucke befördert von Weisser.)

„Du sollst nicht stehlen!“ Warum nicht gar! Ich denke, es wäre einmal Zeit, daß man den Henker — zum Henker schickte. Ist man denn gleich des Teufels, wenn man nicht ehrlich ist, und geht die Welt unter, wenn man den Leuten, die lange Finger haben, ein wenig — durch die Finger sieht? Wollt ihr aber ja einem Diebe es schlechterdings nicht verzeihen, daß er — stiehlt: so seyd wenigstens so billig, zu bekennen, daß er, diesen Fehler abgerechnet — ein ganzer Kerl ist. Oder darf man etwa eine Memme oder eine Schlafhaube seyn, wenn man zu einer Zeit, da andere Leute längst in träge Ruhe versenkt sind, trotz aller Nachtwächter und Kettenhunde, Thüren einschlagen, Schlösser und Riegel sprengen, und alles, was einem unter die Hände kommt, wegtragen will? Nehmt es mir nicht übel, aber eure verächtlichen Urtheile über das Stehlen beweisen nur zu deutlich, daß ihr selbst in eurem Leben noch nicht gestohlen habt: denn ars non habet osorem, nisi ignorantem. Versucht es einmal, irgend einem Filz von hunderttausend Louisd'or, die er in seinem Hause verwahrt, nur tausend mit List oder mit Gewalt abzunehmen: was gilts, ihr werdet bekennen müssen, daß Gold stehlen beynahe so schwer ist, als Gold machen, und auf alle Fälle schwerer, als eine peinliche Anklage gegen einen Dieb, oder einen Aufsatz fürs Morgenblatt auszuarbeiten.

Doch ich merke an eurem Kopfschütteln, daß es meiner Beredsamkeit so wenig, als dem bekannten Schillerschen Schauspiele gelingt, euch mit Leuten, wie Spiegelberg, Roller und Schufterle, auszusöhnen. Ich verlasse also den Pöbel der Schnapphähne und seine Thaten, um ein Paar Worte zur Empfelung eines sinnreichen gelehrten Handgriffs zu sagen, den — wer sollte es glauben? — Merkur, der Gott der Diebe, und Apollo, der Gott der Dichter, einem rheinländischen Oberförster gemeinschaftlich eingegeben zu haben scheinen.

Den wackern Jäger, Wolf ist sein Name, und neun ist die heilige Zahl seiner Kinder, lehrte nämlich die Noth nicht beten, sondern schreiben. Da aber das Publikum in der Regel auch dem besten Oberförster keine sonderliche Bekanntschaft mit der schwarzen Kunst, die unter dem Titel Bücherschreiben nur zu sehr im Schwange geht, zutraut: so war der unsrige mit Recht darüber, ob er auch wirklich den Zweck, die neun Musen zu eben so viel Elias-Raben für seine eigenen neun jungen Raben zu machen, auf dem ordentlichen Wege erreichen würde, ein wenig ängstlich, und — wußte sich zu helfen. Was fehlt, dachte er, dem elendesten Buche, um, wenn auch keine Leser, doch Käufer zu finden, als ein berühmter Name, und wer hin-

dert mich, den meinigen mit einem der berühmtesten zu vertauschen? Der beliebte Jean Paul wird sich glücklich schätzen, wenn er für meine neun Kinder etwas thun, oder vielmehr etwas für sie leiden kann, das ihn keinen Heller, und höchstens einen kleinen Aerger kostet. Und was das Publikum betrifft: so ist es seine verdammte Schuldigkeit, für arme Kinder zu sorgen, und es kann ihm gleichgültig seyn, ob es sein elendes Scherflein zu ihrem Unterhalte in einen Buchladen, oder in ein Findelhaus schickt. Er stellte also den Namen jenes großen Meisters in der gedachten schwarzen Kunst wirklich als Schutzengel an die Pforte seines Buches, und zum Beweise, daß er seine Leser keinen Augenblick länger betrügen wollte, als es die dringendste Noth erforderte, nämlich nicht länger, als bis sie sein Buch für ein Werk von Jean Paul gekauft hatten, gab er dem letzten Blatte desselben die schöne Bestimmung, das erste Lügen zu strafen.

Welche Wahrheitsliebe bey einem Lügner, und welche Ehrlichkeit bey einem Betrüger! Verdient ein solcher Mann, daß gedachter Jean Paul, dem er nicht einmal seinen ganzen Namen, sondern nur seine beyden Taufnamen gestohlen hat, ihn in effigie zu denken sich herausnimmt, und überhaupt mit ihm umgeht, als ob zwischen ihm und den Kartouschen und Kasebieren wenigstens eine Wahlverwandtschaft stattfände? Und was soll ich von einer Menge anderer Leute sagen, die ihn beynahe noch liebloser behandeln, obgleich die ganze Sache sie auf der Welt nichts angeht?

Hat etwa, fragen diese, hat etwa das siebente Gebot nach den Worten: Du sollst nicht stehlen! noch den Beysatz: Ausgenommen, wenn du neun Kinder hast? Und besteht das deutsche Dreykinderrecht in der Pranger- und Galgenfreyheit? Verhält es sich wirklich also, fahren sie fort, so ist nichts nothwendiger, als daß man, so oft sich ein solcher Kinderkrösus blicken läßt, da man ihm leider kein Heu in die Hörner stecken kann, den Leuten zurnft: Hic niger est! Hütet euch um Gottes Willen! Die Bestie hat — neun Kinder! Man kann ihm, sagen sie ferner, nicht erlauben, ein Zeugniß vor Gericht abzulegen: denn er darf mit gutem Gewissen lügen und falsche Eide schwören, und der Gerechtigkeit selbst Schwert, Wage und Binde stehlen, weil er — neun Kinder hat. Jeder, schließen sie endlich, muß sich weigern, ihn unter sein Dach aufzunehmen, weil eine neunfache Vaterſorge ihm das Recht gibt, seinen Wirth im Schlafe zu ermorden, oder ihm das Haus über dem Kopfe anzuzünden. Zum Ueberflusse wollte auch noch ein mehr wüthiger, als witziger Recensent in der Leipziger Bibliothek der redenden und bildenden Künste an seiner Autorehre zum Ritter werden, indem er behauptete, dieser Wolf sey ein wahres einfältiges Schaaf, und es sey nur zu bedauern, daß er sich nicht selbst fressen könne.

Hoffentlich schaden diese und hundert andere Armseligkeiten dem Herrn Oberförster in den Augen vernünftiger Leute so wenig, als in den meinigen. Ich verehre in ihm das Muster eines liebevollen, wenn gleich nicht gerade eines heiligen Vaters, dem ich den Pantoffel küssen möchte; und wenn kein Mensch etwas dagegen hat, daß die wilden Thiere für ihre Jungen auf Raub ausgehen: so frage ich, ob es nicht eine wahre Verkehrtheit ist, wenn man sich einfallen läßt, einem ehrlichen Oberförster, der noch überdies Wolf heißt, und ein Autor ist, das nämliche Recht absprechen zu wollen? Fern sey also von mir die Animosität, mit welcher Jean Paul und die Redaktion des Morgenblattes sich über den ohnehin genug gekränkten Mann herauslassen! Er sey gar zu unverschämt, sagen sie, und ich behaupte in vollem Ernste, daß er es zu wenig ist. Oder was war es sonst, als eine unzeitige Scham, die ihm das Geständniß abnöthigte: Jean Paul sey keineswegs der Verfasser des Buchs Glaube, Liebe, Hoffnung? Wie vielen Verdruß hätte er sich ersparen, und dem Schöpfer der Levana machen können, wenn er bey allen Teufeln geschworen hätte, dieser gute Homer sey wirklich in den tiefen Schlaf versunken, der nöthig ist, um ein solches Werk der Finsterniß ans Licht zu stellen!

Da der Herr Oberförster, nach öffentlichen Nachrichten, den zweyten Theil seines Buchs herauszugeben im Begriff ist; so glaubte ich die Feder um so mehr für seine Sache ergreifen zu müssen, je mehr ich, die Wahrheit zu gestehen, in seiner eigenen Vertheidigung im Morgenblatte den Scharfsinn vermisse, der Männern seines Schlages so unentbehrlich ist. So seichte Gründe, wie die seinigen, geben den Gegnern gewonnenes Spiel, und er hat es offenbar niemand als mir zu danken, wenn er beym Erscheinen seines zweyten Theils nicht abermal in effigie gehenkt wird.

Gleichwie aber keine gute That unbelohnt bleibt, so führte auch mich die Vertheidigung meines Freundes auf eine eigene Erfindung, von der ich ohne Undescheidenheit behaupten darf, daß sie alle möglichen Vorzüge vor der seinigen hat. Statt nämlich mir Jean Pauls Namen für ein eigenes Werk zu stehlen, versuchte ich es, mir mit dem Namen zugleich auch das Werk selbst zuzueignen, und schrieb in dieser Absicht geradezu an den durch den Verlag mehrerer, ziemlich gut aufgenommener Schriften berühmten Buchhändler Cotta in Tübingen: Ich könne mich nicht genug wundern, daß er immer noch zögere, mir für die voe kurzem erschienenen Dämmerungen für Deutschland, die ich bekanntlich unter Jean Pauls Namen herausgegeben hätte, das schuldige Honorar zu übersenden. Ob er glaube, meine neun Kinder lebten von der Luft, oder ob er sich gar den Spaß machen wolle, einen neuen Ugolino in mir aufzulegen? Aber ich traute meinen Augen kaum,

als er mir in einem unfrankirten Brief den lakonischen Bescheid ertheilte: er wisse gar nicht, was er von mir und meinen Ansprüchen an ihn und seine Kasse denken sollte. Den Teufel und Tausend und Ein Klinggedicht möge ich geschrieben haben, aber keine Dämmerungen für Deutschland, und kurz, ich mußte entweder ganz von Sinnen, oder noch unverschämter seyn, als gewisse literarische Freybeuter.

Was sagen die Leser zu diesem Betragen eines Buchhändlers gegen einen Vater von neun Kindern? Ist der Umstand, daß ich die Dämmerungen nicht geschrieben habe, ein Grund, mir das Honorar dafür zu verweigern? Möchte man nicht über solche Chrisanen rasend, oder des Teufels werden? Und wer kann es mir verdenken, wenn ich mir selbst Recht verschaffe? Herr Cotta mag sich also in Acht nehmen, daß er nicht in einem Hohlwege mit mir zusammentrifft. Doch welcher kluge Mann wird wegen einer so kleinen Summe Leib und Leben aufs Spiel setzen? Ich hoffe also, er wird in sich gehen, und sich je eher je lieber mit mir abfinden. Zwar ist er mir nicht nur meinen Ehrensold, sondern auch wegen der schimpflichen Vergleichung mit den obgedachten Herren, über die ich mir alle Mühe geben mußte, nicht zu erröthen, eine Ehrenerklärung schuldig. Aber wenn er mir jenen bezahlt, so will ich dieser gern entsagen, da ich noch mehrere Schulden ähnlicher Art auszustehen habe.

Indessen endige sich dieser Streit zu meinem Vortheil oder Nachtheil, zu meiner Ehre oder zu meiner Schande, ich bin zufrieden, daß ich meinen Hauptzweck nicht verfehlte. Ich habe die Sache des Herrn Oberförsters Wolf in ein günstigeres Licht gestellt, als er selbst zu thun vermochte; ich habe zum Besten einer zahllosen Menge von Schriftstellern den Spruch: Lucri bonus odor ex re qualibet, auf eine bisher nie erhörte Weise erläutert; ich habe endlich der Welt über einige eben so gemeine, als schädliche Vorurtheile die Augen geöffnet. Läßt diese letzte meinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren, so wird ihr Beyfall mich zu ähnlichen Versuchen aufmuntern. Belohnt sie aber auch *meine* Verdienste nicht besser, als sie Verdienste überhaupt zu belohnen pflegt, oder heißt sie mich mit meiner Apologie gar an den Galgen gehen, so verkennt sie, wie gewöhnlich ihren eigenen Vortheil, und mag es sich selbst zuschreiben, wenn auch vollends Männer wie ich, und mein Freund, der Oberförster, sich zu der Partie ihrer zahllosen Feinde und Verächter schlagen.

Ich bin zum Voraus auf das Schlimmste gefaßt; denn leider ist für Köpfe meiner Gattung eine traurige Zeit. Virtus laudatur et alget, sagt der Dichter, und Tullian Lips sagt: Die Tugend wird gelobt, und — hängt.

Notiz.

Vielleicht ist manchen Lesern des Morgenblattes die Nachricht willkommen, daß die in dem 30sten Stücke d. J. S. 120 beschriebenen von Hrn. Lenoir zu Paris aufgefundnen ägyptischen Statuen in Kircher Oedipus Aegyptiacus Tom. III. p. 478 abgebildet, und mit einem erläuternden Briefe des Pater Ludwig Bruset zu Marseille begleitet sind.

Die Erzählung vom Auffinden, Transport u. s. w. der Statuen stimmt im Wesentlichen mit der des Morgenblattes überein.

Allein Bruset gibt das Gewicht jeder Statue zu 800 Pfund, und ihre Länge auf 7 Fuß an. Die Nachricht im Morgenblatte setzt die Größe der einen auf 5 Fuß 5 Zoll, und der andern auf 5 Fuß 3 Zoll. Ist unter dieser Angabe blos das Maß der innern Höhlung verstanden, so läßt sie sich mit der erstern sehr gut vereinigen, und wirklich muß man das glauben, wenn nicht die aufbewahrten Menschenkörper unverhältnißmäßig klein, und sehr verschieden von der Größe anderer bekannter Mumien erwachsener Personen ausfallen sollen.

Was übrigens den kleinen Bart betrift, welchen der Einsender an den Statuen erblickt haben will, so muß man diesen Mißgriff lediglich auf seine Rechnung schreiben. Einem so erfahrnen Alterthumskenner, wie Hrn. Lenoir, konnte er unmöglich begegnen. Bekanntlich schoren die alten Aegyter den Bart, und man wird schwerlich eine ächte alte ägyptische Statue mit demselben finden. Gleich beym Lesen des Morgenblattes war mir dieses Attribut verdächtig, und ich vermuthete, daß es wohl nichts anders, als die Pflanze Persea seyn möchte, die als unterscheidendes Kennzeichen an dem Kinne der Priester in ihren Abbildungen angebracht ist. Die Abbildung beym Kircher bestätigt völlig meine Ahnung. Der angebliche Bart ist wirklich nichts weiter, als die auf vielen Monumenten auf ähnliche Weise vorkommende Pflanze Persea. Z.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 7 Febr.

Friedrich Schlegel, der vor einiger Zeit aus Ungarn zurückgekehrt ist, und hier in der Eigenschaft eines Hof-Sekretärs lebt, will seine Muße zu Privat-Vorlesungen über die letzten drey Jahrhunderte der Geschichte benutzen. Er hat dieses sein Vorhaben dem hiesigen Publikum durch eine gedruckte Ankündigung so eben bekannt gemacht. Ueber den Inhalt und die Tendenz seiner historischen Vorlesungen, die den 13 Februar ihren Anfang nehmen und wöchentlich zweymal, mit dem Eintreten der Fastenzeit aber dreymal, von 12 bis 1 Uhr Mittags, gehalten werden sollen, sagt er vorläufig Folgendes:

„Der Ursprung und der Karakter der deutschen Nation, wie dieselbe nach dem Zerfalle des römischen Reichs das neuere Europa gegründet, und während eines Jahrtausends fast ausschließlich geleitet; der Einfluß der Völkerwanderung und der Kreuzzüge, überhaupt der Geist des Mittelalters: das ist die natürliche Einleitung zu dem großen Gemählde der neuen Zeit, wie sich dieselbe seit der Entdeckung der beyden Indien unaufhaltsam entwickelte, und noch jetzt vor unsern Augen gestaltet. Die Thaten Maximilian des Ersten und Kaisers Karl des Fünften, die wichtige Stelle, welche Oestreich überhaupt in der Entwicklung der großen europäischen Weltbegebenheiten einnahm, werden eine vorzügliche Rücksicht dieser allgemeinen Darstellung seyn. Den Beschluß macht die Regierung der glorreichen Maria Theresia, und

Kaisers Joseph des Zweyten. Die Beziehung auf die Sittengeschichte und Entwicklung des menschlichen Geistes, so wie auf die allgemeine europäische Bildung, und was sich noch ferner für diese erwarten läßt, das wird überall der herrschende Gesichtspunkt seyn."

Das Honorar für diese historischen Vorlesungen hat Hr. Schlegel auf 30 fl. gesetzt, was nach dem jetzigen Kurse der Bankozettel noch nicht anderthalb Dukaten in Golde beträgt. An einem zahlreichen Auditorio dürfte es Hrn. Schlegel, allem Anscheine nach, nicht fehlen. Theils hat die Sache hier den Reiz der Neuheit, theils schätzt man das Talent und die Kenntnisse Schlegels. Die Erlaubniß, diese Vorlesungen halten zu dürfen, ist ihm allerhöchsten Orts, so wie einst seinem Bruder August Wilhelm, ertheilt worden.

Die vaterländischen Blätter, von dem Hof-Sekretär Armbruster redigirt, gehen ihren Gang fort, und liefern manchen belehrenden Beytrag zur nähern Kenntniß der Oestreichischen Monarchie; es ist zu hoffen, daß sie in der Zukunft noch mehr an Interesse, besonders durch eine schöne, anziehende Darstellung gewinnen, und auf solche Weise auch jenen Theil des Publikum mehr befriedigen werden, der das Trockne nicht liebt, auch wenn es noch so lehrreich und nützlich in Hinsicht seines Inhaltes seyn sollte.

Das von dem Freyherrn v. Hormayr eingeleitete geographisch-statistische Archiv, das gleichsam die Quintessenz aller geographisch-statistischen Journale enthalten soll, und von Strauß mit tadelnswerther Oekonomie und eben so großer Nettigkeit gedruckt wird, hat gleichfalls, so wie der von dem wackern Doctor Portenschlag redigirte Sammler, ungestörten Fortgang.

Von den neuen Annalen des In- und Auslandes, zu denen der Redakteur derselben, Dr. Sartori, eine große Anzahl geschickter Männer als Mitarbeiter eingeladen hat, erwarten wir in diesen Tagen das erste Heft, dessen Intelligenzblatt einige treffliche, auch für das Ausland interessante Biographieen enthalten soll. Gedachte Zeitschrift, der recht sehr ein glückliches Gedeihen zu wünschen ist, soll in der Gestalt der Heidelberger Jahrbücher der Literatur erscheinen.

Man bedauert allgemein den Verlust des vor Kurzem gestorbenen Bücher-Revisors und Censors Köderl, von dem die vorigen Jahrgänge der Annalen viele brave Recensionen enthalten, und der diesem Institute auch in seiner neuen Gestalt eine größere Theilnahme zugesichert hatte.

Die militärische Zeitschrift, die bey Degen in Wien herauskam, dürfte vielleicht nicht fortgesetzt werden, da ihr bisheriger Redakteur, General Gomez, der sich der literarischen Welt unter andern durch seine Terrain-Lehre bekannt gemacht hat, vor einiger Zeit gestorben ist. Die erwähnte Zeitschrift enthält auch manchen interessanten historischen Aufsatz, z. B. anziehende Nachrichten über Wallenstein.

Die bekannten Eipeldauer Briefe, die fortwährend von der Rehm'schen Buchhandlung verlegt, und von einem Hrn. Richter geschrieben werden, geriethen während des Krieges, zum großen Leidwesen ihres nicht kleinen Publikum, in Stocken. Seit kurzem sind indeß, zur Freude dieses Publikum, wieder zwey Hefte davon erschienen.

Bald erhalten wir auch einen Oesterreichischen Beobachter, der uns politische und literärische Aufsätze zu liefern verspricht, und bey Strauß erscheinen soll. Als Herausgeber desselben (in der Ankündigung dieses Blattes hat er sich nicht unterzeichnet) nennt man einen berühmten Schriftsteller, einen Ausländer.

Reichardts Briefe über Wien werden so eben hier stark gelesen; dem Nachdrucke entgehen sie dadurch, daß ihr Inhalt kein bleibendes Interesse hat. Wer die musikalische, gesellige und schmausende Welt in Wien kennen lernen will, und keine große Forderungen macht, wird diese Briefe nicht lesen, ohne über den Gegenstand seines Wunsches belehrt zu werden. Vielleicht breitet sich der Vers. im zweyten Theile auch über höhere und ernstere Gegenstände mit mehr Geist, Umsicht und Delikatesse aus.

Man hat mehrere Aenderungen und Verbesserungen in den Censurangelegenheiten erwartet, bis jetzt ist aber in der Sache noch nichts geschehen. Es wird amtirt und manipulirt wie sonst. Seit dem Abschlusse des letzten Friedens wird mit Sorgfalt und Strenge darauf gesehen, daß in den in der Monarchie erscheinenden Druckschriften in Bezug auf Frankreich und seine Alliirten nichts vorkomme, was einer Misdeutung fähig, und das gute Einverständniß zwischen beyden Staaten zu stören geeignet wäre.

Alle Schriften, welche während der franz. Occupation in Wien und in den von dem Feinde besetzten Provinzen gedruckt worden sind, werden von neuem censurirt. Der Nachdruck von Schillers und Goethes Werken hat ungehinderten Fortgang, und wird schwerlich sistirt werden.

Logogriph.

Mein Erstes gibt immer nach;
Mein Zweytes dringt immer vor,
Bald stärker, bald wieder schwach,
Und tönt Dir metrisch in's Ohr.
Kein Mann vollbringt es allein:
Sechs Füße bedingt sein Plan,
Vier kreuzweis' ihm unterthan,
Wiewol es der Knabe kann
Auf seinem Steckenroß kann. —
Oft nahrt's verzehrend, und droht
Den Schaafen mädligen Tod. —
Fünf Zeichen — ich räum' es ein —
Oft müssen sie dunkel seyn.
Und führt nicht der Himmel Dich,
So frommt Dir künstlicher Schein. —
Dann wandeln drey Zeichen sich,
(Verdoppelst die Mitte Du),
Zum Fluß, zur Vestung im Nu.
Doch hängst Du ein Schweifchen an,
So fleugt nach des Pöbels Wahn
Ein Unglücksvogel heran,
Des Namen und Farbe leicht
Den ersten fünf Zeichen gleicht. —
Gelesen von hintenher,
Wünscht jeder Knabe mich sehr;
Doch hat er nicht gern mich lang,
So, daß er aus Noth und Drang
(Falls ihm es nicht selbst gelang),
Dem Geld zum Lohne bestimmt,
Der oft es ihm wieder nimmt. —
Lies noch vier Zeichen zurück,
So bin ich im Augenblick
Der Tartarn Stolz und Regent,
Deß Thaten euch Fama nennt,
Und den ihr aus Mährchen kennt.
Was ist mein Ganzes? — Im Vers
Sind Allegorien erlaubt:
Gewöhnlich der Schweif des Heers,
Und, kehrt es sich um, das Haupt. S.

Auflösung der Charaden in Nro. 42: 1. Meerschaum. 2. Hofrath.

Nro. 49.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. Februar, 1810.

Ja, noch Niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unergründlich ist die Kraft.

v. Schiller.

Die Insel Tine. *)

I.

Die Insel Tine liegt ungefähr unter 22° 50′ östl. L. von Paris, und 37° 35′ nördl. Br. im Archipelagus. Sie mag bey einem Umfange von 15 bis 18 Lieuen, an 10 Lieuen lang, und 5 L. breit seyn; dabey hat sie eine Bevölkerung von 23 bis 25000 Einwohnern, was verhältnißmäßig nicht unbeträchtlich ist. Man kann sie in dieser Hinsicht als die blühendeste dieser ganzen zahlreichen Inselgruppe ansehn.

Die Insel ist gebirgig, und bietet beym ersten Anblicke von der See aus nichts als eine Masse wilder nackter Felsen dar. Sie wird nach ihrer Abflächung von Nordosten nach Nordwesten in zwey ziemlich gleiche Theile, Araxomeri, den obern, und Katomeri, den untern, abgetheilt. Der höchste Punkt des Ganzen ist der Berg Borgo im obern Theile, er soll an 400 Toisen über die Meeresfläche erhaben seyn. Der fruchtbarste Theil von Tine ist der untere, was theils dem Boden, theils dem Ueberflusse an Wasser zuzuschreiben ist. Indessen sind beyde Theile der Insel mit zahlreichen Ortschaften bedeckt.

Der Hauptpunkt des Handels und der Schiffahrt, so wie der Sitz des Erzbischofes, des Proesti oder Primas, der Konsuln u. s. w. ist San Nicolo, eine kleine Stadt mit 7 bis 800 Einwohnern, die an der Westküste liegt. Sie hat zwar schlechte Gassen, aber recht artige Häuser, und eine sehr schöne griechische Kirche, deren Thurm aus weissem polirtem Marmor besteht. Statt eines eigentlichen Hafens ist blos eine Rhede vorhanden, wo also die Schiffe zu ankern gezwungen sind. Doch findet sich eine halbe Lieue davon der vortreffliche Hafen St. Joan, welcher die vollkommenste Sicherheit gewährt. Das Pestlazareth ist auf der Nordseite der Rhede auf einer Landspitze angelegt.

Das Klima von Tine ist so mild, wie man es unter dieser Breite erwarten kann. Schnee, Eis, Reif u. dgl. sind eine Seltenheit, doch pflegen die Winter etwas regenhaft zu seyn. Im Sommer hält sich das Thermometer gewöhnlich zwischen 24 bis 30 Grad R.; indessen wird die Luft sehr regelmäßig schon um 2 bis 3 Uhr Nachmittags durch einen leichten Nordwind abgekühlt. Der Himmel ist fast beständig schön; es regnet oft in acht, zehn Wochen nicht. Doch hat man dann und wann sehr heftige Gewitter zu fürchten, die mit starken Regengüssen verbunden sind. Dies ist gewöhnlich der Fall, wenn der Sirocco wehr, der eine Menge Wolken über der Insel zusammentreibt. Der Mangel an Regen im Sommer wird einigermaßen durch den reichlichen Thau ersetzt; indessen tritt doch zuweilen eine sehr starke Dürre ein.

Die Luft von Tine ist im Allgemeinen sehr gesund; doch kommt bey allem dem eine ziemliche Menge einfacher und komplizirter Fieber vor. Die herrschenden Krankheiten sind das Asthma und die Lungenschwindsucht. Jenes wird auf allen Inseln des Archipelagus sehr häufig, doch nirgends

*) Aus Voyage à Tine, l'une des iles de l'Archipel de la Grèce, par M. Zallony. Paris 1809. 8. Keine Reise, sondern eine bloße Beschreibung der Insel. Uebrigens ist fast ein Drittheil des Ganzen mit einer Abhandlung über das Asthma angefüllt. F.

so allgemein bemerkt, wie in Tine. Noch ist nicht ausgemacht, ob die Veranlassung dazu in der Lebensart oder in der Kleidung, in der Luft oder dem Getränke u. s. w. liegt. Was die Lungenschwindsucht anlangt, so werden besonders sehr viel Weiber davon weggerafft. Man weiß jetzt, daß die Ansteckung gewöhnlich durch alte Kleidungsstücke geschieht. Jährlich begibt sich nämlich eine Menge tinniotischer Handelsleute und Schiffkapitäns auf die Messen von Venedig, Ancona und Sinigaglia, und kauft daselbst große Quantitäten abgelegter Opern-Ball-Kleider u. s. w. ein. Diese setzen sie dann an die tinniotischen Weiber ab, und verbreiten so das Gift auf sehr mannigfaltige Art. Ein ähnlicher Handel findet auch auf den übrigen Inseln des Archipelagus statt, und bringt dieselben Wirkungen hervor.

2.

Die Insel Tine ist trotz ihres gebirgigen Bodens noch immer fruchtbar genug, so sehr sie auch in dieser Hinsicht andern Inseln des Archipelagus nachstehen muß. Die vornehmsten Produkte sind Weizen, Gerste, Seide, Südfrüchte, Gemüse und Wein. Von Weizen und Gerste wird höchstens nur der Bedarf von vier bis fünf Monaten gebaut, und das Uebrige aus Asien und Griechenland herbeygeschafft. Die Seide würde beträchtlichen Gewinn abwerfen; allein die Einwohner verstehen die Behandlung nicht. Von achtzig Familien eines Dorfes pflegen kaum zehen, und auch diese nur durch Zufall glücklich darin zu seyn. Unter den Südfrüchten zeichnen sich besonders die Feigen aus; sie geben die eigentliche Hauptnahrung der Einwohner ab. Unter den Gemüßen sind vorzüglich die Zwiebeln in Ueberfluß und außerordentlich groß.

Von Weinen werden besonders die gemeine Sorte Potamißi und der Malvasier bemerkt. Die hiesigen Reben sind immer auf steinige Anhöhen gepflanzt; die Ranken erreichen eine Größe, die wirklich erstaunend ist. Sobald sie sich nämlich an keinem Baume hinaufwinden können, kriechen sie horizontal auf der Erde fort, und nehmen dann oft einen Umfang von 50 bis 80 Fuß ein. Die Trauben leiden aber keinen Schaden dabey. Sie zeitigen im Gegentheile bey der Wärme des steinigen Bodens nur desto vollkommner, und sind überdem vor dem Hagel geschützt. Ihr Saft ist oft so dick und klebrig, daß man dem Moste Wasser zugießen muß, wodurch jedoch der Wein nicht das Mindeste verliert.

Alle Felder werden hier mit dem alten einfachen griechischen Aletro umgeackert, das von Ochsen gezogen wird. Der Dünger besteht gewöhnlich aus Taubenmist, die Saatzeit ist der Spätherbst, die Ernte hat im Mai und Juni statt. Das Getreide wird von Ochsen ausgedroschen, das kleingetretene Stroh gibt eine Art Hecksling zum Verfüttern ab. Die Viehzucht ist eben so unvollkommen als eingeschränkt. Rind- und Schaafvieh ist wenig vorhanden; dafür zieht aber jede Familie drey bis vier Schweine auf. Pferde sind wenig, und überdem von sehr schlechter Race vorhanden, die besten werden höchstens mit achtzig Livres bezahlt. Maulesel und Müllereselaber finden sich in ziemlicher Menge und von sehr guter Art. Die besten Maulthiere werden mit 3 bis 400 Livres, die besten Müllereyel mit 120 bis 180 bezahlt. Von andern Hausthieren werden blos Hühner aufgezogen, beynahe jede Familie benzt ein Duzend davon. Sie sind wegen ihrer großen Fruchtbarkeit berühmt, und legen regelmäßig ein bis zwey Eyer täglich, wovon manches zwey Dotter hat.

Unter andern Thieren, die man auf der Insel findet, wird besonders eine große Menge Tauben und Krähen bemerkt. Sie fliegen in ganzen Haufen, doch ohne sich zu vermischen, über und neben einander hin. Im Herbst finden sich sehr viel Wachteln, und wilde Turteltauben ein, die man dann zu fangen, und in Essig einzumachen pflegt. Fische sind nicht sehr überflußig, was vielleicht den hohen felsigen Küsten zuzuschreiben ist; die Fischer von Tine werfen daher ihre Netze bey den benachbarten flachern Inseln aus. Von Insekten sind besonders die Grillen in ungeheurer Menge vorhanden, und halten sich meistens auf den Maulbeerbäumen auf; die Einwohner lieben das monotone Geräusch dieser Thierchen außerordentlich. — Die Industrie der Tinioten ist auf die Fabrikation von etwas Oel und Branntwein (auch aus Feigen und schwarzen Maulbeeren), so wie auf die Bereitung von weichen Käsen (Schmierkäse) u. dgl. eingeschränkt. Die Fischerey, die Schiffarth, und der Handel erstrecken sich hauptsächlich auf die größern Inseln in der Nachbarschaft.

Sind in kleinen Landstädten Bürger-Schulen nöthig?

Unsre Zeit bringt so manche Frage wieder in Anregung, von der man vor wenigen Jahren noch fest überzeugt war, sie sey gar keine Frage mehr. — Daß der Staat die Pflicht auf sich habe, für die Bildung seiner jungen Bürger zu sorgen, oder wenigstens Anstalten zu bilden und zu unterhalten, wo sich die zweckmäßigen Mittel zu dieser Bildung vorfänden und zur Benutzung sich darböten, war allgemein anerkannt; und daß diese Bildung sich nicht blos auf gewisse Klassen oder auf die größern Städte beschränken müsse, sondern daß auch der Bürger in den kleinern Städten sowol als der Landmann Ansprüche auf die Vorsorge des Staats in dieser Hinsicht hätten, schien keinem Zweifel unterworfen. — Daß nun aber für die verschiedenen Berufsarten auch verschiedenartige Bildungsanstalten erfordert würden, leuchtete ebenfalls ein, denn der künftige Gelehrte bedarf eines andern Unterrichts, als der künftige Handwerker, Künstler, Krämer, Kaufmann, und der junge Landmann bedarf wieder vieles nicht, was jenen unentbehrlich ist. — Trivialschulen sind für den Landmann und für die geringern Klassen der ackerbauenden Landstädter, aber auch nur für diese, weil der Umfang der hier zu leh-

renden Gegenstände nur sehr beschränkt seyn darf; gelehrte Schulen zeigen durch ihren Namen schon ihre Bestimmung an. Wo bleiben aber bey diesen beyden Arten von Bildungsanstalten die Ansprüche der großen Klasse, die sich gerade in kleinen Landstädten am häufigsten vorfindet, der großen ehrwürdigen Klasse, die zu burgerlichen Gewerben berufen ist? — Das Bedürfniß, auch für diese zu sorgen, wurde bey der bessern Einsicht in die Erziehung des Menschen und Bürgers dringend gefühlt, und für dessen Abhelfung mit rühmlichem Eifer gesorgt. — Man fand in vielen kleinen Landstädten sogenannte lateinische Schulen, welche sich noch aus den Zeiten des Mönchthums oder auch der Reformation herschrieben, und änderte deren veraltete Form zweckmäßig dahin ab, daß die Gegenstände des bürgerlichen Lebens die Hauptsache wurden, und die lateinische, als eine gelehrte Sprache, nebst allem was dazu gehört, mehr Nebensache. Ganz sie zu verbannen wäre nicht rathsam gewesen, denn auch unter den Bewohnern kleiner Landstädte gibt es ja mehrere, die durch ihre Verhältnisse und von der Natur den Beruf zu einer gelehrten Bildung erhalten haben. Sollen diese gar keine Gelegenheit finden, den Keim dazu zu entwickeln? — Wo man keine dergleichen umzuformende Anstalten vorfand, wurden zum Theil neue angelegt. — Deren Unterhaltung kostet nun freylich dem Staate manche Ausgabe; doch wehe unsrer Kultur, wenn diese Ausgaben den Machthabern jemals entbehrlich schienen! — Hier sparen wollen, hieße den Kindern das Brot nehmen, um ihnen etwa einen Pelz zu kaufen; sparen müssen, würde der traurigste Beweis der innern Auflösung des Staats seyn, denn wenn der Staat nicht seine Zwecke zu erfüllen vermag, so ist er aufgelöst, auch wenn seine Form noch steht. — Alles, was auf Jugendbildung Bezug hat, ist ein heiliger Gegenstand, dem man nur mit ehrfurchtvoller Scheu nahen sollte; es ist das Vermächtniß, welches die Gegenwart der Nachwelt hinterläßt, und soll die Gegenwart nicht verächtlich vor der Nachwelt dastehen, so darf sie dies Vermächtniß nicht antasten.

Es ist hier der Ort nicht, diesen wichtigen Gegenstand weiter zu verfolgen; ihn zu berühren wurden wir durch die so eben erschienene, zwar nur 29 Seiten starke, aber äußerst reichhaltige Schrift des Hrn. Oberkirchenraths Ewald in Karlsruhe (Heidelberg bey Mohr und Zimmer) veranlaßt, welche den hier vorgesetzten Titel führt, und auf welche wir unsre Leser aufmerksam machen. Sie ist ein Wort an die Zeit und zur Zeit, und führt das schöne wohl zu beherzigende Motto aus der Levana: „Was für die Zeit erzogen wird, das wird schlechter als die Zeit. Kann es besser werden, was hinter der Zeit zurück bleibt?“ — Woran steht die kräftige Ermahnung Dr. Martin Luthers: „An die Rathherrn aller Stedt in Deutschland, 1534.“ —

Ueber das Chaos und die Art, es darzustellen.

(Aus einer Abhandlung des würdigen A. L. Millin, Mitgliedes des Instituts und der Ehrenlegion ꝛc.)

Das Wort Chaos wird vom griechischen χαίνω, hio, mit größerer Wahrscheinlichkeit aber aus orientalischen Sprachen hergeleitet. Es bedeutet Vermischung, Verwirrung.

Nach der Kosmogonie der Phönicier ist das All vorerst nur eine finstre von geistigen Kräften volle Luft, ein ewiges Chaos gewesen. Der Geist, von Liebe gegen seine Grundstoffe entzündet, vereinte sich mit ihnen, und diese Vereinung ward Liebe genannt. Aus ihr entstand Mot oder Mod, Schlamm des wässerigen Mischmasches, das Princip und der Saame aller Kreaturen (Sanchoniaton in Euseb. praep. evang. L, 1). Hier ist also das Chaos ein vermischter, doch erzeugender Geist (welchen die Phönicier tohu bahu, wie die Hebräer thohu vabohu nannten), aber kein Gott; er gehört der Physik an.

Hesiod (in seiner Theogonie X, I, 125) führt das Chaos, die Erde und die Liebe als die ältesten Gottheiten der Welt an. Aus der Vereinung des Chaos und der Caligo (Finsterniß) läßt Hygin den Tag und die Nacht entspringen. Das Chaos wird personificirt und vergöttlicht.

Ovid macht eine schöne Beschreibung vom Chaos, spricht aber von demselben, als vom Urzustande, worin sich Alles auf der Erde bis zum Augenblicke befand, wo die Natur den Kampf unter den Grundstoffen endigte, und jedem seinen Platz anwies. Hier ist keine Personifikation, keine Vergöttlichung.

Orpheus lehrt in seiner Cosmogonie, daß von jeher eine unermeßliche gestaltlose Materie, Chaos genannt, die Grundstoffe aller Dinge in bunter Mischung enthalten, und nach einer langen Reihe von Jahrhunderten die Gestalt eines Eyes angenommen habe, das von der Nacht ausgebrütet, und aus welchem eine androgyne Substanz, das Princip aller Dinge, hervorgegangen sey (Eschenbach Epigen. Orphica, p. 63).

Andre von Orpheus Sekte lassen die Liebe mit den Grundstoffen der Welt aus jenem Ey entspringen. Sie befruchtet sogleich die Welt, und die Natur ist beseelt.

Die Perser glaubten, die Welt sey aus einem von dem heiligen Stiere zerbrochenen Ey, in welches sie mit ihrem Gotte Mir verschlossen war, entstanden. Das ist auch die Meynung der Japaneser.

Aristophanes gibt dem Chaos Flügel, vielleicht nach Epimenides Cosmogonie.

Kein antikes Monument stellt das Chaos dar. Wie die Neuern?

Bernard Picard bildet in den von Banier übersetzten ovidischen Verwandlungen schon die geschaffne Welt ab. Meer, Erde, Sonne, Mond und Sterne sind bereits an

ihrem Platze; die Erde ist mit Gewächsen und Thieren überdeckt, und der Schöpfer scheint sein Werk zu bewundern.

Bey Mathens sieht man weit besser Gott mitten unter Finsternissen und Grundstoffen der Welt. Ueber ihm ist schon ein Theil des Zodiakus gebildet, und der Schaffende, wie der Gott der Christen, mit einem Stralennimbus umgeben.

In Durper Metamorphosen führt Apoll seinen Wagen um den Thierkreis. Ein sonderbarer Anachronismus! Den gleichen Fehler beging Picard in Marolles Temple des Muses, wo man in einem Gemengsel von Feuer, Rauch, dicker Luft, Wasser, Steinen, Sternen u. s. w., schon die Zwillinge, den Bären ꝛc. erblickt. Das Ganze gleicht einem Stücke eingelegter Arbeit. Die kaiserl. Bibliothek besitzt eine Elzevir'sche Bibel, la Bible des Artistes genannt, weil die besten Kupferstiche hier benutzt sind. Sie enthält acht Vorstellungen des Chaos. In einer scheiden sich die Grundstoffe, ein Theil consolidirt sich, und die Sphäre tritt hervor.

Eine der berühmtesten Abbildungen des chaotischen Gewirres ist das Gemählde der Loggie des Vatikan von Raphael. Gott, vom Geiste des Schaffens beseelt, scheint zu sagen: Es werde Licht! — und es ward Licht.

In einem andern Gemählde Raphaels ist Gott der Schöpfer ein nachahmungswerthes Meisterstück, was die Schönheit der Haltung und das Feuer der Komposition betrifft, obschon er an Größe und Erhabenheit jenem nachsteht. Er hält in der Rechten die Sonne, in der Linken den Mond, und weist ihnen ihre Stelle am Firmamente an. Dieses poetisch-ergreifende Bild ist aber schlecht und lächerlich in der Mahlerey. Die Begeisterung muß beym Anblicke des Rahmen, in welchen die Handlung eingeengt ist, erkalten. Man kann im Allgemeinen mit Horaz sagen: Ut pictura pöesis, aber nicht ut pöesis pictura. Bolleaus Worte passen hier:

Mais il est des objets que l'art judicieux
Doit offrir à l'oreille, et reculer des yeux.

G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 21 Jan.

So eben hört man allerley Muthmaßungen über das bevorstehende Karnaval. Man erinnerte sich, wie im vorigen Jahre diese den Italienern sonst so theure Lustbarkeit unterbleiben mußte, weil keine Masken sich einfanden, und man machte sich im voraus darauf gefaßt, daß es in diesem Jahre eben so gehen würde. — Es ist aber nun wahrscheinlich, daß auf Befehl — kein Karnaval in Rom wird gehalten werden, weil dies die natürlichste Vorkehrung ist, nachdem die im vorigen Jahre geschehene Erlaubniß und Aufforderung dazu nicht angenommen wurde. — Daher gehört dieser Winter, zumal da auch das Wetter sehr trüb und regnicht ist, für eine Menge von Personen zu den langweiligsten, welche die Fastenzeit erlebt hat.

Die römische Zeitung enthält die Nachricht von einem Auftrage, welchen der Künstler Camuccini im Namen des Kaisers bekommen, die Belagerung der Stadt Regensburg am 23 April 1809 zu mahlen.

Das dem Künstler gegebene Sujet ist zu einer glücklichen Darstellung geeignet, und es läßt sich erwarten, daß Camuccini, der unstreitig zu den ersten jetztlebenden Meistern gehört, etwas Großes leisten werde.

Er hat den Moment vorzustellen, als der Kaiser, nachdem er an der Ferse durch einen Schuß verwundet worden, auf Gepäcke von Soldaten sich hingelegt hat, um sich den Fuß verbinden zu lassen. — Kaum ist die Sache ruchtbar geworden, und kaum vermissen die Soldaten ihren Anführer, als eine Unruhe bey der Menge entsteht. Die Ungeduld des Kaisers, sich seinen Soldaten zu zeigen, ist so groß, daß er, noch ehe der Fuß völlig verbunden ist, den Befehl gibt, die zur Hand stehenden Pferde herbeyzuführen. Dies ist der Moment der Haupthandlung. Der Kaiser hat die Hand ausgestreckt. Vor ihm kniet der Chirurgus mit aufgeschnittenem Stiefel in der Hand. Umher stehen der Marschall des Pallastes Duroc, Berthier, Victor, Lefevre, (Herzog von Danzig), Savary, (Herzog von Rovigo), der Adjutant des Kaisers, Schildknappen u. s. w. Im Mittelgrunde bewegt sich die Armee — der Belagerer. Im Hintergrunde steht Regensburg in Flammen.

Zu gleicher Zeit hat der Mahler Landi einen ähnlichen Auftrag erhalten. Das Sujet ist noch nicht öffentlich angezeigt.

Nur von einer dritten Aufgabe an einen jungen Mann, Namens Venuti, einen Sohn des Ritters Venuti, weiß man, daß er den Uebergang über die Donau vorstellen soll. Diese Bilder werden sehr groß, und man sieht ihrer Ausführung mit Erwartung entgegen. Der junge Venuti hat noch nie etwas Historisches ausgestellt, und ist bisher hauptsächlich nur als Porträtmahler bekannt gewesen, doch hat man immer zugestanden, daß er viel Talent habe.

Eine vierte Aufgabe ist dem Künstler Benvenuto, Direktor der Galerie in Florenz, zugesandt worden.

Berlin, 10 Febr.

Vorgestern gab Demois. Emilie Schmidt, Schülerinn Righinis, im National-Theatersaale ein Konzert, und in diesem einen von ihrem berühmten Lehrer gewählten Auszug aus seiner trefflichen Oper Tigranes. Demois. Schmidt ist ganz vorzüglich gebildete Sängerinn, und darf mit Recht wegen ihrer angenehmen, präcisen und durchaus reinen Stimme zu den ersten in Berlin gezählt werden. Außerdem spricht sie das Italienische ausgezeichnet gut aus, und exekutirt das Recitativ seinem jetzigen Style gemäß. Noch zeichneten sich in diesem Konzerte der Tenorist Hr. Stiemer und Demois. Schick vortheilhaft aus (beyde sind gleichfalls Schüler von Righini). Das Ganze reihte sich den werthvollsten Genüssen für Freunde und Kenner der Musik an. — Der als Schriftsteller wohlbekannte Obrist von Massenbach befindet sich jetzt hier.

Der Porträtmahler Weise gibt nun auch Abbildungen von Figuren, wie sie auf unserer Nationalschaubühne erscheinen, heraus. Vorzüglich gelingen ihm die Karrikaturen; diese sind als Porträts zu betrachten. Hieher gehören Pantalon, Pierrot, Arlequin und Colombine aus Arlequins Geburt, Rochus Pumpernickel aus dem Quodlibet dieses Namens, Banquier Hirsch aus der Grießheit, Lux und Adam aus dem Dorfbarbier, desgleichen der Schneider aus dieser Operette, und andere dieser Gattung, welche Ref. sah.

Nro. 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. Februar, 1810.

Jedem Monat blüht sein Schönes,
Selbst in Sturm und Schnee und Eis,
Wenn man's nur zu finden weiß.

Voß.

Winterlied.

Da ist der Winter wieder,
Da streut er auf die Welt
Die krausen Flocken nieder;
Da ist der Winter wieder,
Und überschimmert Wald und Feld.

Ein silberfarbner Schleyer
Hüllt die Gebirge ein.
In stiller Festtagsfeyer
Ruht hier der ebne Weiher,
Und dort der alte Tannenhain.

Das Bächlein murmelt nimmer,
Die Quelle perlt nicht mehr;
Blaß ist der Sonne Schimmer,
Blaß wie des Mondes Flimmer,
Abprallend von dem Spiegelmeer.

Wie ist der Wald so stille,
Wie ruhet dort im Thal
In seiner Flockenhülle
Mein Dörfchen — wie so stille
Im kelsen Abendsonnenstrahl!

Da hab' ich manche Stunden
Der kurzen Blumenzeit
Genossen und empfunden;
Da hab' ich blütumwunden
Des neuen Lebens mich gefreut.

Da las ich manche Stelle
Im Buche der Natur,
Gelagert an der Quelle:
Da fand ich ach so helle
Allüberall des Schöpfers Spur.

Da weckten mich die Töne
Der regen Nachtigall,
Des Waldes Jubeltöne,
Zu schaun des Aufgangs Schöne,
Die Farbenpracht am Wasserfall.

Da fühlt' ich oft so trunken
Vom Himmel nur erblickt —
In mir der Gottheit Funken;
Da war ich lustversunken
In eine bessre Welt entrückt.

Da waren goldne Träume
Mir Seligen so nah,
Wenn ich durch meine Bäume
Des Himmels ew'ge Räume
Mit Sternenwelten prangen sah.

Was ich gedacht, empfunden
In jener Rosenzeit,
Ist wie ein Traum verschwunden.
Mich wecken ernstre Stunden
Zu lustvermengter Traurigkeit.

Des Waldes Sänger schweigen,
Der Blume Glanz verblich;
Die kahlen Bäume neigen
Mit schneebeladnen Zweigen
Mittrauernd auf die Erde sich.

Des Landmanns stille Hütte
Steht wie ein weisses Zelt,
Versperrt des Pilgers Tritte,
In meines Thales Mitte
Vom matten Abendschein erhellt.

Verschüttet sind die Wege
Der eisbedeckten Flur,
Versunken die Gehege,
Auf eingeschneitem Stege
Sieht man den schnellen Wandrer nur.

Die winterlichen Scenen,
Des Jahres Klaggewalt
Entlockt dem Sänger Thränen,
Denn noch Gefühl des Schönen
Im leichtbewegten Busen wallt.

Seitdem ich euch gefunden,
Ihr Musen, blieb die Spur
Von jenen selig'n Stunden,
Die ich im Lenz gefunden,
In euren Zauberweiten nur. S.

Die Insel Tine.

3.

Die Tinioten sind, wie beynahe alle Insulaner des Archipelagus, sehr schön gewachsen und sehr proportionirt gebaut, ohne dabey weder zu fett noch zu mager zu seyn. Sie haben fast durchgehends die edle altgriechische Nase, große, schöne, lebhafte Augen, und einen etwas bräunlichen Teint. Ihre Haare sind meistens schwarz oder kastanienbraun; blondes Haar ist auf Tine eine Seltenheit. Die Weiber zeichnen sich durch ihre schönen regelmäßigen Züge, durch ihre zarte und dennoch üppige Taille, und durch ihre große Fruchtbarkeit aus. Beyde Geschlechter bilden im Ganzen einen eben so schönen als robusten Menschenschlag, der selbst im höchsten Alter immer noch kräftig erscheint. Ihre Stimme ist so stark, daß sie sich auch in Entfernungen von einer halben Stunde noch mit Leichtigkeit verstehen. Bemerkt zu werden verdient hierbey, daß der Accent der Gebirgsbewohner sehr hart und unangenehm, der Accent der Thalbewohner hingegen sanft und melodisch ist.

Die Kleidung der Tinioten weicht wenig oder gar nicht von der aus Chotseul u. s. w. bereits bekannten griechischen ab. Wir fügen blos hinzu, daß die europäische Tracht, die Frankentracht, wie man im Oriente sagt, nur von den Abkömmlingen des alten venetianischen Adels oder von solchen Tinioten getragen wird, die ehemals in Smyrna und Konstantinopel bey Europäern in Diensten gewesen sind. Eine komische Mischung von europäischem und türkischem Kostum haben die nach Italien handelnden Kaufleute und Schiffskapitäne eingeführt. Die Tinioten, besonders die Landleute, sind übrigens große Liebhaber von aromatischen Kräutern, wie Majoran, Thymian, Basilicum u. s. w. und tragen dergleichen immer in ihren Kleidern bey sich. Die Weiber kleiden sich ganz auf griechische Art, doch freylich nach Verhältniß ihres Standes mit großer Verschiedenheit. Am prächtigsten kleiden sich die reichen Damen, diese ahmen immer die griechischen Moden von Konstantinopel nach; am geschmackvollsten hingegen tragen sich die Bäuerinnen, von ihnen ist die Mode à la Grecque entlehnt. Alle Tiniotinnen lieben den Schmuck. Juwelen, Halsketten, Ohrringe, Armringe u. s. w. mit Leidenschaft, wobey es jedoch weniger auf die Form als auf den Werth ankommt.

Die Häuser der Insulaner, selbst auf den Dörfern, sind sämmtlich von Steinen; nirgends bekommt man deren von Holz oder Leim zu sehen. Sie sind im Ganzen ziemlich gut gebaut, und bestehen immer aus einem Erdgeschosse und Oberstocke. Das Erdgeschoß wird bald zum Schwein- und Hühner-Stalle, und bald als Vorrathskammer gebraucht, es ist zu diesem Ende durch eine Mauer in zwey Theile abgetheilt. Der Stall geht immer nach der Straße heraus, was in den engen Dorfgassen einen unerträglichen Gestank veranlaßt. Die Vorrathskammer ist hinten angelegt; Getreide, Wein und Feigen werden hier in großen thonernen Gefässen aufbewahrt. Diese Gefässe fassen an 800 Pfund, und haben oben eine Oeffnung von 15 bis 16 Zoll im Diameter, die blos mit einem platten Steine zugedeckt wird. Gleichwol hält sich Alles, und selbst der Wein, vortrefflich darin. Hinter der Vorrathskammer befindet sich meistens noch ein geräumiger Hof.

Der obere Stock dieser Häuser ist mit einem breiten Balkon versehen, und wird zum Wohnen gebraucht. Das Ganze besteht meistens aus einem großen Gesellschaftssaale, wobey noch drey bis vier andere Zimmer befindlich sind. In dem Gesellschaftssaale sind gewöhnlich ein kleiner Sopha, ein nußbaumener Tisch, zehn bis zwölf Stühle, und ein Paar Kleiderkisten zu sehen. In der Mitte desselben ist eine Fallthüre angebracht, wodurch man auf einer kleinen Treppe in die Vorrathskammer kommen kann. Dafür ist aber auch der Saal, besonders nach der Weinlese, fast immer mit widrigen Gerüchen angefüllt. In den übrigen Zimmern werden die Betten aufgestellt, die, was bemerkenswerth ist, auf dieser Insel ganz nach europäischer Mode eingerichtet sind. Im Sommer schläft man durchaus bey offnen Fenstern, ohne daß für die Gesundheit der mindeste Nachtheil daraus erwächst. Ja junge Leute beyderley Geschlechts legen sich häufig völlig nackend nieder, und decken sich blos mit einem leichten Tuche zu. Einige schlafen sogar auf ihren Terrassen, wobey jedoch Kopf und Gesicht sehr gut verwahrt werden muß.

Die Tinioten sind sehr starke Esser, was eine Folge ihrer beständigen Thätigkeit ist. Zwischen den drey gewöhnlichen Mahlzeiten nehmen sie fast von Stunde zu Stunde noch allerhand Früchte und Gebäcke zu sich. Ihre Hauptmahlzeiten pflegen aus Schweinefleisch, Eyern, Schnecken, Gemüssen, Nudeln, Macaronis, Oliven und Capern zu bestehen; wozu jedoch sehr viel Brot gegessen wird. Es ist indessen kein reines Weizenbrot, sondern Gerstenbrot, mit etwas Weizen und Roggen vermischt. Reines Weizenbrot wird fast ausschließend nur von sehr reichen Leuten genossen, oder zu den kirchlichen Opfergaben gebraucht.

Rind- und Schöpsenfleisch kommt nur an großen Festtagen auf den Tisch, desto häufiger aber werden Tauben und frische Fische aufgesetzt. Ich sage frische Fische, weil gedörrte oder geräucherte den Einwohnern durchaus zuwider sind. Milch, d. h. Ziegenmilch wird wenig, Schafmilch sehr selten, Kuhmilch niemals genossen; das Hauptgetränk ist Wasser ohne alle Beymischung. Ueberhaupt sind die Tinioten sehr mäßige Trinker, besonders was Wein und andere geistige Getränke anlangt. Ein Säufer ist hier allgemein verachtet, und ein junger Mensch, der den Wein liebt, wird als ein Taugenichts angesehen. Ein eigenthümliches Wintergetränk der Tinioten ist Salbeythee mit Honig versüßt, eben so gibt der Traubensyrup (Petimesi) ein sehr beliebtes Vesperrorot ab.

Wir sprachen eben von der ausgezeichneten Thätigkeit der Tinioten, sie ist wirklich bey beyden Geschlechtern außerordentlich groß. Während die Männer dem Ackerbaue, der Fischerey, der Schiffahrt u. s. w. obliegen, besorgen die Weiber eine Menge Geschäfte der häuslichen Industrie. Hierher gehört zuerst das Brotbacken, wobey einige Eigenthümlichkeiten zu bemerken sind. Der Sauerteig wird nämlich mit Kichererbsen (Cicer arietinum) vermischt, wovon das Brot einen sehr angenehmen Geschmack erhält. Zu diesem Ende werden die Erbsen den Abend zuvor weich gekocht, und den andern Tag zu einem Brey zerquetscht. Man gießt nun soviel Wasser hinzu als nöthig ist, nimmt die Masse dann zu dem Sauerteige, und knetet zuletzt alles mit dem Brotteige zusammen, der wie bekanntlich größtentheils aus Gerstenmehl besteht. Auf dreyßig bis vierzig Pfund Mehl nimmt man gewöhnlich drey bis vier Pfund Erbsen an.

Ein anders wichtiges Geschäft der Weiber ist die Besorgung der Seidenwürmer, die hier jede Familie in sehr großer Menge, oft vierzig bis funfzigtausend Stück, aufzählt. Die Weiber halten die Würmer in ihren Schlafgemächern, was eine abscheuliche, der Gesundheit höchstnachtheilige Gewohnheit ist. Um nämlich die Würmer vor der Kälte zu schützen, wird selten oder niemals frische Luft hineingelassen, wodurch denn eine wahre Pestatmosphäre entsteht. Hiervon schreiben sich zuverlässig eine Menge der hiesigen Weiberkrankheiten her. Sehr viel Unglücksfälle pflegen sich auch bey dem Blätterpflücken zu ereignen, indem die Weiber auf die hohen Bäume zu steigen gezwungen sind. Sey es nun Ungeschicklichkeit oder Nachlässigkeit, genug sie stürzen häufig herunter, und kommen nur selten mit dem Leben davon. Außer diesen zwey Hauptgeschäften liegt den Weibern auch die ganze Besorgung des Viehstandes, des Gartens, der Caprifikation (künstliche Befruchtung der Feigen) u. s. w. ob. Nebenher beschäftigen sie sich mit allerhand Arbeiten in Seide, Baumwolle und Flachs; kurz sie pflegen keinen Augenblick müßig zu gehen.

Was die Erziehung der Kinder anlangt, so ist sie sowol in physischer als moralischer Hinsicht äußerst fehlerhaft. Man versagt den Kindern die erste reinigende Muttermilch; man wickelt sie vier bis fünf Monate lang gleich Mumien ein; man gibt ihnen bey der geringsten Unruhe die stärksten narcotischen Mittel, besonders venetianischen Theriack; man gewöhnt sie schon am dritten oder vierten Tage nach der Geburt an einen Brey von Zwieback, oder an ein Gemisch von Honig, Milch und Schweinefett; man gibt ihnen heftige Wurmmittel von Corallenmoos u. s. w., das man unter eine Art Gebackenes mischt; u. dgl. m. Eben so groß sind die Fehler, die man bey der moralischen Erziehung begeht, wiewol es übrigens nicht an Unterrichtsanstalten fehlt. Allein die Kinder lernen hier wenig mehr als Gebete herplärren, und sind besonders bey den Schullehrern der lateinischen Kirche, d. h. bey unverheiratheten Schulmeistern, sehr großen Mißhandlungen ausgesetzt. Ein guter Grundsatz der hiesigen Erziehung ist indessen wirklich bemerkenswerth. Kein junger Mensch darf vor dem zwanzigsten bis fünfundzwanzigsten Jahre einen Tropfen Wein zu sich nehmen, wenn er nicht seinen ganzen Ruf verlieren will. Was die Weiber anlangt, so trinken sie überhaupt fast niemals Wein.

Lesereyen für die Jugend und Jugend-Zeitungen.

Es ist eine große Frage, ob mit den zahllosen Unterhaltungs-Schriften und Lesereyen für Kinder und Kindermahmen, womit Deutschland nun schon seit drey Decennien in immer wachsenden Fluten überschwemmt wird, für wahre Bildung und Befestigung des deutschen Karakters so viel gewonnen wurde. Nur zu oft artete diese Schriftstellerey für Kinder in wahre Kinderey, öfter noch in schnöde Erwerbslust aus. Ja, es heißt auch hier: Je mehr Buchstaben, desto weniger That! Nur wenige unsrer pädagogischen Erzähler haben das Talent eines Karl Lang, dessen neuestes Journal: Welt- und Wunder-Magazin, (Leipzig, Dürr), wenigstens nicht aus andern Schriften der Art ein neues zusammenstoppelt und auch das Eigene hat, daß die dabey gelieferten Kupfer alle von dem Schriftsteller selbst gezeichnet und radirt sind. Dieser fleißige Mann (von Geburt ein Schwabe, aus Heilbronn) wird vom nächsten Herbste an eine kleine Erziehungsanstalt in dem romantisch gelegenen Tharand, 3 Stunden von Dresden, begründen. Er wird halten, was er in der wohlgeschriebenen Ankündigung dazu verspricht. Der herrschende Zeitgeschmack wünscht alle Lesereyen in möglichst kleine Portionen zertheilt. Ein großer Bissen könnte in unserm Zustande von Ueberfüllung leicht Ueberdruß oder noch etwas Schlimmeres bewirken. Daher machen auch alle Schriftsteller und Verleger sehr verfehlte Spekulationen,

die jetzt noch ein bloßes Miszellen-Journal, das nicht einer besondern Kunst oder Wissenschaft gewidmet ist, unternehmen. Man hat also auch Jugend-Zeitungen zu schreiben angefangen, und wenn denn einmal gelesen seyn muß, so ist dies immer noch ein sehr willkommnes Vehikel; denn es kommen immer nur einige Blätter auf einmal. Die Liliputischen Leser aber sind gewöhnlich sehr unsät und desultorisch in ihrer Lektüre. Gibt man ihnen also größere Bücher in die Hand, so sind sie nach ihrer Weise viel zu schnell fertig damit, und haben nur hier und da etwas weggenascht. Mit dem Anfange des Jahrs 1810 erscheint in Leipzig im Verlage des dortigen alles Gute förderaden Industrie-Komtoirs eine neue Jugend-Zeitung, alle Woche 3 Blätter in Quart, die an die Stelle der von 1806 — 8 dort herausgekommenen Bildungs-Blätter getreten ist, und in dieser verjüngten Gestalt sich ein noch ausgedreiteteres Publikum von Kindern und Erziehern versprechen darf. Es haben sich dem Vernehmen nach wackere, sachverständige, praktisch-erfahrne Männer zu dessen Herausgabe und Bearbeitung vereinigt. Es genügt für den Unterrichteten, daß der Vice-Direktor Dolz in Leipzig an ihrer Spitze steht. Sehr zweckmäßig sind, nach dem Beyspiele der mit Recht beliebten und belobten Löbrischen Kinderschrift, auch mitunter lustige, nicht unmoralische Schwänke, wie z. B. hier gleich im dritten Blatte der Kampf des Blinden mit den Schweinen, wie ihn Kaiser Maximilians I. Hofnarr in Augsburg veranstaltete. An Bildern darf es natürlich nicht fehlen. So sind gleich in den ersten Lieferungen von Gosse aus Bethlehem aus dem View of Palestine, und eine innere Aussicht des Sonnentempels der Peruaner gegeben. Das wird sich künftig wol etwas planvoller ordnen, so wie man auch rathen möchte, ja sparsam in Mittheilung der Gedichte zu seyn. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 3 Febr.

Am Montage erschienen auf unserer Bühne, und zwar zum Vortheile für Demois. Maaß, zwey Neuigkeiten: Chamarante, dramatische Anekdote aus den Zeiten Ludwigs XIV, und Künstlers Erdenwallen, Original-Lustspiel in 5 Akten. Ein artigeres Vorspiel für Zuhörer von gebildetem Geschmacke dürfte seit Kurzem schwerlich auf das Theater gekommen seyn. Hier eine gedrängte Uebersicht der Handlung: Ludwig XIV beauftragt den Kämmerling Chamarante das Hofräulein d'Argencour, das seine Neigung gewann, seinen Wünschen geneigt zu machen. Um sicher zu seyn, befiehlt er einem Pagen, das Gespräch Chamarantes mit dem Fräulein zu belauschen. Der Befehl wird wie der erste vollzogen. Aber der Kämmerling liebt das Fräulein selbst und wüthet in der Unterredung mit der d'Argencour, daß sie dem Könige Gelegenheit zu einer solchen Neigung gegeben. Die Schöne bemerkt den horchenden Pagen in seinem Verstecke, und erklärt sich geneigt für den König, was Chamarante, der in der Wuth des Fräuleins Winke nicht bemerkt, zur Verzweiflung bringt. Des Pagen Bericht bringt den König gegen Chamarante auf. Höher steigt sein Zorn, als er nun auch verborgener Zeuge einer Zusammenkunft der Liebenden ist, in welcher die sichere d'Argencour sich gibt, wie sie fühlt und denkt. Der Kämmerling wird verhaftet. Da erscheint ein Mahler mit seinem Gebilde (eine Scene aus dem Leben Alexanders, worin dieser, in einer ähnlichen Lage mit Apelles und dessen Geliebten, dem Künstler verzeiht), vor dem Könige. Das Bild und des Mahlers Erklärung (von dem Fräulein angeordnet) wirken auf Ludwig. Des Mädchens nun erfolgende Bitte vollendet. Chamarante wird befreit und seiner Retterinn Gatte. Ludwig hat sich selbst erobert. — Die Vorstellung befriedigte jede Forderung. Hr. Bethmann hatte den Geist des Karakters so schön als richtig aufgefaßt, und gab ihn treu wieder. Eben so Demois. Maaß. Verehrungswürdig war Hr. Lemm als Mahler. Mit welcher Weihe sprach er die Erläuterung seines Kunstwerkes aus!

Die zweyte Schöpfung gefiel in einzelnen Auftritten, in einzelnen Abdrücken satyrischer und geistiger Laune. Schwerlich aber dürfte ein junger Künstler beym Anschauen dieses Erdenwallens Stärkung für sein Streben empfangen. Der poetische Künstler, Magister Lämmermayer, genannt Straleudust (von Iffland einzig dargestellt), ist einer der gemeinen, karakterlosen, liederlichen Scribler, die man ehedem mit dem Titel Genies belegte. Er schimpft auf knickernde Buchhändler, ist ohne Kleider, erscheint zweymal betrunken, immer habsüchtig und das Spiel seiner Habsucht. Eben so gemein begehrlich, neidisch und ohne ächten Kunstsinn ist das Gegenstück zu ihm, die Virtuosinn Cecilia Tempioni. Die oft geglückte Satyre ist verrageud, die Medezahl der Auftritte leer, häufige Verwandlungen der Scene stören. Man lachte hie und da fast übermäßig; am Schlusse war der Beyfall lau. Ein Harmonikakonzert im fünften Akte muß, als eine neue Erscheinung, bemerkt werden. Das Instrument wurde sehr gut gespielt, und zwar von Hrn. Reitstab.

Die Rede, welche Hr. Prof. Ancillon den Verdiensten des verstorbenen Direktors der Akademie der Wissenschaften, Merian, widmete, erscheint im Drucke (bey Dunker und Humblot). Die bekannten Rednertalente des Verfassers sind ihre Empfehlung. — Vom Hrn. Regierungsrath Wiesiger ist eine lesenswerthe Schrift herausgegeben, unter dem Titel: „Ueber die zweckmäßigste Art die Landesschulden zu tilgen, und über die beschränkte Anwendbarkeit der drittischen Staats-Wirthschaft auf den preußischen Staat." (bey Maurer). — J. v. Voß hat abermals einen Roman vollendet: „Geschichte eines österreichischen Parthengängers." Er ist den Begebenheiten der letzten Zeit angeflochten, und wenn man auch nichts Außerordentliches zu erwarten hat, dafür schreibt der Verfasser zu viel, so werden die eingestreuten kriegskünstlerischen Bemerkungen doch hier und da Interesse erregen. — Ein neues Journal: „Für Kunst und Kunstsachen," vom Dr. Rockstroh, zeigt sich in einem schönduftenden Umschlage. Mögen der Herausgeber und Verleger Glück dabey finden, und gebe uns der Himmel bald Zeiten, wo die Künste so ergiebig sind, daß soviel darüber geschrieben werden kann, als es jetzt geschieht. Aber — leider! — spendet die Kunst jetzt nur Almosen, damit ihre Söhne nicht verhungern! — Von Fessler's: „Spanien und die spanische Nation" ist der zweyte Band erschienen.

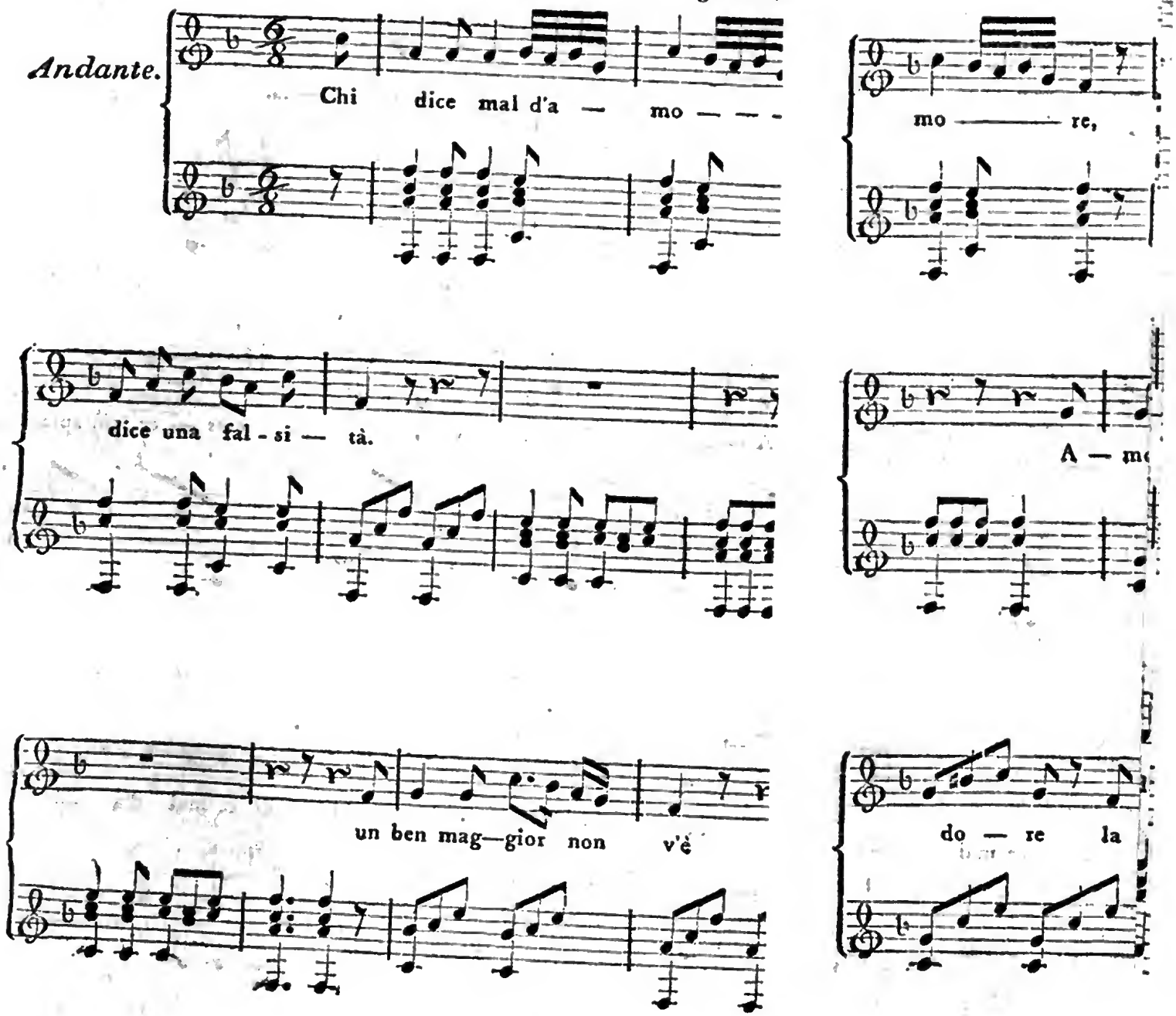
Musik-Beylage:

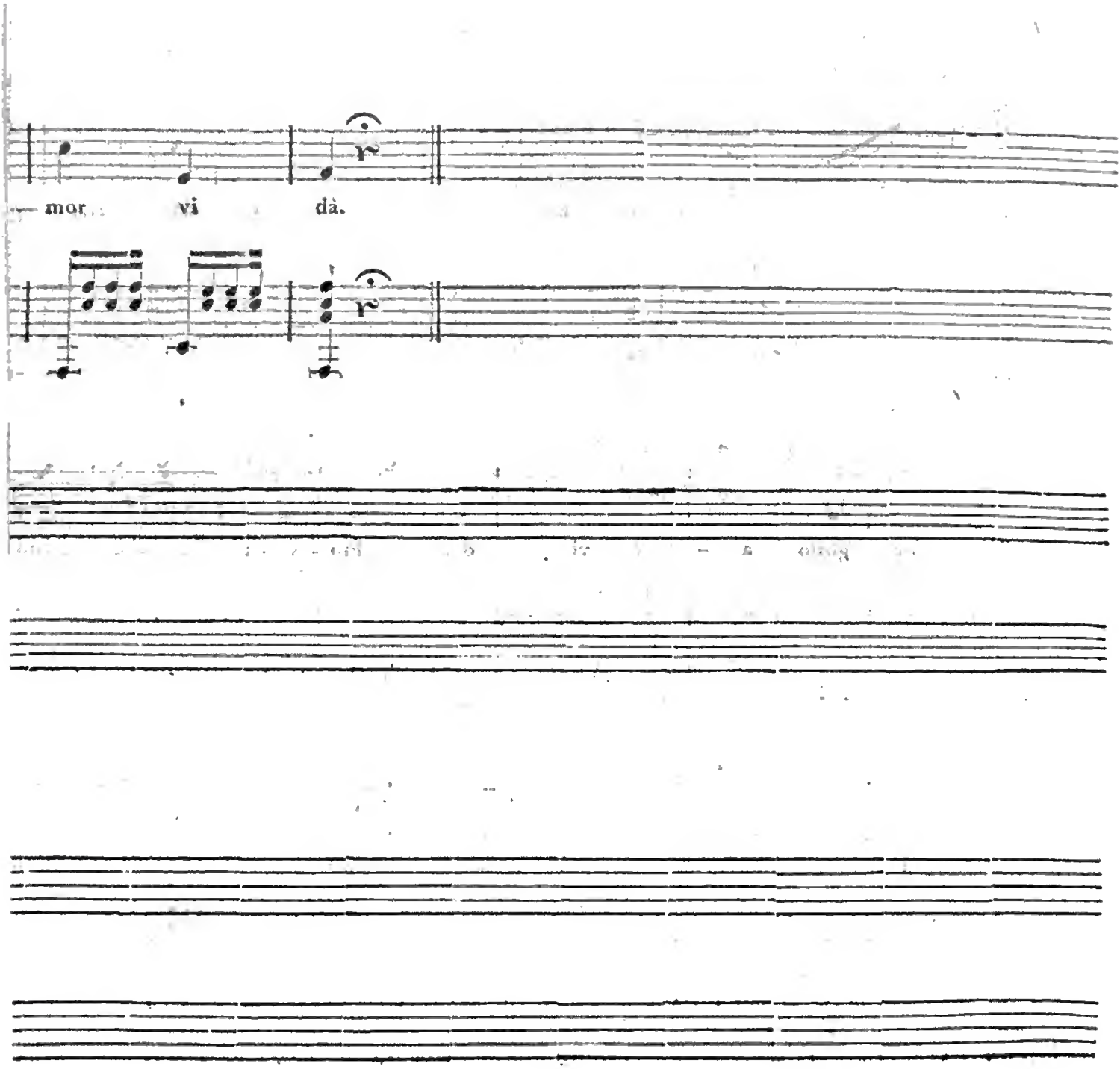
Italienisches Lied Nro. VII. Lied des glücklich Liebenden.

N° VII.

Lied des glükli

Andante.




mor vi dà.

Nro. 51.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. Februar, 1810.

Der Weise herrscht allein, ein König der Begierden;
Um seine Scheitel glänzt die Würde aller Würden.

Wieland.

Noch einige karakteristische Züge aus dem Leben Saladins (Salaheddins).

Großmüthigkeit des Sultans gegen die Feinde.

Als es einer Schaar muselmännischer Truppen im Monate Shawal (Sjawal) gelang, von einer eben frisch angekommenen Verstärkung aus Europa einen Theil in einen Hinterhalt unweit Ptolemais zu locken und zu schlagen, so befanden sich unter den gemachten Gefangenen ein Oberbefehlshaber des französischen Königes und sein Schatzmeister und mehrere Vornehme. Saladin bezeugte diesen die größte Hochachtung, beschenkte sie mit reichen Gewanden, und als er sah, daß der Oberbefehlshaber einen kostbaren Pelz umhatte, schenkte er den andern ebenfalls Kleider aus Georgischen Fellen, weil der Winterfrost schon eingetreten war, und ließ ihnen ein prächtiges Zelt neben seinem eigenen aufschlagen. Er versorgte sie mit allen Bequemlichkeiten, und befahl, daß alle Arten von Erfrischungen ihnen gereicht würden; den Befehlshaber lud er öfter an seine eigene Tafel. In der Folge ließ er sie unter der ehrenvollsten Begleitung nach Damaskus bringen, gestattete ihnen, an ihren König zu schreiben, und befahl, sie mit allem Nöthigen zu versorgen, erlaubte ihnen auch, Bequemlichkeiten, die nach der Sitte ihres Landes Damaskus ihnen nicht geben konnte, aus dem Lager der Christen sich herbeyschaffen zu lassen.

* * *

Bey einer eingerissenen Hungersnoth im Lager der Franken kamen sehr viele Ueberläufer bey Saladins Heere an. Der Sultan brauchte sie nach ihrem eigenen Wunsche dazu, daß sie auf der See gegen den Feind umherkreuzten, und rüstete ihnen für diesen Endzweck Schiffe aus. Die Beute sollte zwischen ihnen und den Muselmannen getheilt werden. Es gelang den Piraten, verschiedene Kauffahrteischiffe aufzubringen, die für das Lager der Christen geladen waren. Einige darunter hatten viel Summen Geldes, goldene und silberne Gefässe und andere Kostbarkeiten am Bord, auch war ein prächtiger silberner Tisch darunter. *) Die Kaper bringen das Geld, die Gefässe, den Tisch mit allen Gefangenen, die sie erbeutet, am dreyzehnten des Monats Dsulhassia zu den Füßen des hocherfreuten Sultans. Der Großmüthige, Freygebige schenkte ihnen alles. Seine und der Muselmannen größte Freude war, daß die Franken so rasch daran seyen, einander selbst zu plündern und aufzureiben.

* * *

Unter die Züge von der Großmüthigkeit Saladins gegen die Feinde pflegen auch christliche Schriftsteller sonst des Sultans Benehmen gegen die Christen nach der Eroberung von Jerusalem zu rechnen, da er allen Bewohnern nicht nur freyen Abzug gestattete, sondern auch jedem die Erlaubniß gab, von seinen Besitzthümern zu retten was er könnte,

*) Der Text nach der Schultensischen Uebersetzung sagt: attulerunt mensam argenteam, in qua erat sphaera argentea perforata.

ausgenommen, daß von den Reichern ungefähr 6 Dinars, von den Aermern 2 bis 4 an sein Heer sollten abgeliefert werden. Allein diese Menschenfreundlichkeit, der sich freylich die Christen selten rühmen konnten, möchten wir darum hier nicht mit aufführen, weil im Ganzen die Handlung nichts als vertragsgemäß war; denn unter diesen Bedingungen allein ergab sich die sehr zahlreiche Besatzung. Man kann seine Mäßigung allerdings loben, daß er eine solche Bedingung annahm; allein dabey ist doch auch nicht zu vergessen, daß er anfänglich schlechterdings unbedingte Uebergabe, gerade so, wie den Christen einst die Saracenen sich mußten übergeben, zum Wiedervergelt verlangte; indeß die entschlossene Erklärung des Königes von Jerusalem, man werde alle Kostbarkeiten verbrennen, die Saracenen, die in den Händen der Christen wären, in der Stadt ermorden, und mit dem Muthe der Verzweiflung bis auf den letzten Mann fechten, wenn er jene Bedingungen verschmähte, stimmte den ungeduldigen, von Eroberung zu Eroberung rastlos eilenden, seinem Glücke auch immer mistrauenden Manne zu mildern Gesinnungen. Deswegen der begeisterte Ton, in welchem manche Beschreiber der Kreuzzüge, Franzosen namentlich und diejenigen, die ihnen nachschreiben, von dieser Handlung reden, etwas herunter gestimmt zu werden verdient. Oder fiel es dem Christen sonderbar auf, daß ein Muselmann Treue und Glauben hielt? Anders benahm sich freylich der rasche in allen seinen Leidenschaften bis zum Rauhen heftige Richard Löwenherz, der mehrere Jahre nachher, nach der Eroberung von Acca, die Saracenen zu Tausenden niederwürgen ließ, den langen hartnäckigen Widerstand so zu strafen. Solcher Handlungen gedenkt die Geschichte von Saladin nie. Die einzige That, die an Grausamkeit gränzt, oder auch so möchte mit Recht genennt werden können, ist etwa die, daß er nach der Schlacht bey Hittin dreyßig Tempelherrn niederhauen ließ. Allein man bedenke auch, daß er diese Zwittergeschöpfe von Mönch und Krieger, die ihm, er wußte es wol, am meisten schadeten, seinen Unternehmungen und Absichten überall in den Weg traten, und selbst seinen Gegnern unter den Muselmannen, nur um eine ihrem Interesse so gefährlich anwachsende Macht zu schwächen, Vorschub thaten, nicht anders als für Bathmlanen (Straßenräuber) ansah, und sie selbst im Verdachte haben mochte, daß sie an den mehrere Male auf sein Leben meuchelmörderischer Weise gemachten Angriffen möchten Theil haben. C. P. Conz.

Die Insel Tine.

4.

Fragen wir nach den Sitten und Gebräuchen der Tinioten, so bieten sich ebenfalls manche bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten dar. Sobald z. B. einem Vater ein Kind geboren worden ist, zeigt er es allen Nachbarn in der Nähe und Ferne durch eine Menge Freudenschüsse an. Nach der Taufe finden sich sämmtliche Dorfbewohner bey der Wöchnerinn ein, und wünschen ihr ein glückliches Wochenbette, die Cala Sarànda, wie es heißt. Sehr artig ist auch der Gebrauch der Protovenaghia, oder der Frühlings-Kränze, die man hier jeden ersten May über den Hausthüren aufhängt, und dann das ganze Jahr daran läßt. In der Regel wird dies von den Hausvätern besorgt; oft kommen ihnen aber auch die Liebhaber der jungen Mädchen zuvor. Diese fügen dann häufig auch einen Topf mit Honig, etwas Zuckerwerk und ein Vogelnest hinzu, das aber in der Regel nie von einem Raubvogel seyn darf. Ein solches wird nur dann gebraucht, wenn sich der Liebhaber für die Sprödigkeit seiner Schöne rächen will. Man nimmt dann meistens Nacht- oder Horn-Eulen-Nester dazu.

Im Winter, d. h. vom ersten November bis zum Palm-Sonntage des folgenden Jahres, halten sämmtliche Einwohner eines Dorfes, regelmäßige Abendgesellschaften unter sich. Dies pflegt nach einer gewissen Ordnung, bald in diesem, bald in jenem Hause zu geschehen. Man versammelt sich um sechs Uhr, bleibt bis Mitternacht oder bis Eins, und bringt die Zeit mit allerhand kleinen Arbeiten zu, wobey vorgelesen, erzählt oder gesungen wird. Im Sommer macht jede Familie alle Sonntage eine Lustpartie, entweder um Besuche abzulegen, oder um einem Heiligenfeste, einer Panegyria beyzuwohnen, die immer mit Musik und Tanz verbunden sind. Bey solchen Gelegenheiten werden sehr viel Liebschaften angeknüpft, welche denn zu häufigen Serenaden Anlaß geben. Artig ist es, daß der Liebhaber immer seinen Namen in den Schlußvers verflicht, und daß der Vater des jungen Mädchens ihn nebst allen seinen Freunden in das Haus nöthigen und traktiren muß, sobald er ihm nicht unbekannt ist.

Am Johannis-Abend hat eine sonderbare Feyerlichkeit statt. Jeder Hausvater zündet nämlich in seinem Hofe, oder auf seinem Balcon, ein großes Freudenfeuer von dürren Reben an. Alle Glieder der Familie springen dreymal darüber hin, und rufen dabey: Jetzt werfe ich meine Sünden, und meine Flöhe ab. Die Mütter haben ihre Säuglinge auf dem Arme, und die erwachsenern Kinder wiederholen diese Sprünge und dieses Sprüchelchen den ganzen Abend hindurch. Nachher wird etwas Brot und Knoblauch verzehrt, und hierin besteht das ganze Abend-Essen, weil man zu Ehren des heiligen Johannes fasten muß. Endlich gehen die jungen Mädchen im ganzen Dorfe von Haus zu Haus herum, und sammeln Pfänder ein. Diese werden am folgenden Tage ausgespielt, wobey es weder an Scherzen, noch an Küssen fehlt. Die Pfänder-Spiele selbst werden Eydonas genannt.

Was die Religion der Einwohner von Tine anlangt, so sind sie zwischen die griechische und lateinische Kirche getheilt. Die Anhänger der ersten sind indessen die zahlreich-

sten, und bewohnen größtentheils den obern Theil der Insel, oder Azanemeri, wie man ihn nennt. Beyde Parteyen hassen sich auch auf Tine mit einer Heftigkeit, die oft in Thätlichkeiten übergeht. Dies ist besonders bey den Prozessionen der Fall, die man der anhaltenden Dürre wegen anstellt. Jede Partey will sich dann den guten Erfolg allein zuschreiben, worüber es gewöhnlich zu den blutigsten Schlägereyen kommt. Die Tinioten sind zugleich höchst abergläubisch, und fürchten sich besonders vor der Beherung, oder dem bösen Auge, wie man es nennt. Nach ihrer Meynung sind besonders Kinder und hübsche Mädchen diesem Unglücke ausgesetzt. Um die erstern davor zu bewahren, hängt man ihnen Knoblauch, oder etwas Blaues an. Bey reichen Eltern pflegt das ein in Silber gefaßter blauer Stein, bey ärmern ein Stück blaues Glas zu seyn. Um junge Mädchen vor der Beherung zu sichern, werden allerhand geistliche Amulete gebraucht. Hat aber das böse Auge dennoch gewirkt; nun so wird ungesäumt Hülfe durchs Weihwasser gesucht. Dasselbe geschieht auch bey den sogenannten Teufelsbesitzungen, wofür man hier die Epilepsie, die Tollheit u. s. w. zu halten pflegt. Es sind zu diesem Ende ordentliche Exorcisten vorhanden, die diese heroischen Mittel in verschiedenen Dosen anzuwenden verstehen.

Andere abergläubische Meynungen der Tinioten schreiben sich wahrscheinlich aus dem Alterthum her. Läßt sich z. B. ein Rabe auf einem Hause hören, so bedeutet es einen Todesfall darin. Um dies zu verhindern, muß jeder dem Schreyer zurufen: Schurke, friß deinen eigenen Kopf! Ist ein Leichnam, wegen des trocknen Thonbodens, nach einiger Zeit noch unverwest, so irrt der Todte zwischen Himmel und Hölle umher. Da gibt es denn Gespenster-Erscheinungen aller Art, die manches schlaue Pärchen zu seinen Rendezvous zu benutzen pflegt. Ein sonderbarer, aber medicinisch sehr nützlicher Aberglaube verbietet den Genuß der frischen Feigen bis zum funfzehnten August. Es soll zur Ehre der Jungfrau Maria geschehen, die ihre Verehrer dafür vor dem Fieber verwahrt. Dies geht indessen sehr natürlich zu, indem die Feigen früher noch unreif, und folglich unverdaulich sind.

Fragen wir nach dem Karakter der Tinioten, so finden wir viel Talent, viel Lebhaftigkeit, und viel gute Eigenschaften mit wenig Fehlern gepaart. Die Tinioten sind hitzig, aufbrausend, heftig sogar; aber eine Kleinigkeit dringt sie auf, und eine Kleinigkeit besänftigt sie auch; größere Beleidigungen indessen werden früher oder später gerächt. Die Tinioten haben ferner viel angeborne Herzensgüte und zeichnen sich durch Wohlthätigkeit gegen Unglückliche, und durch ihre Freundlichkeit und Gastfreundschaft gegen Fremde aus. Wirklich stehen sie deshalb unter allen Insulanern des Archipelagus in sehr großem Rufe. Die Tinioten sind endlich sehr zur sinnlichen Liebe geneigt, doch fallen verhältnißmäßig wenig Unregelmäßigkeiten vor. Die Weiber lieben ihre Männer noch nach dem Tode fort, und verheirathen sich selten oder niemals zum Zweytenmale.

Noch wollen wir bemerken, daß auf Tine drey Klassen von Einwohnern, Adel, Bürger und Bauern, vorhanden sind. Der Adel, die Nachkommen der alten venetianischen Nobili, ist im Allgemeinen die ärmste, ob sie gleich von ihrem Stolze nichts nachlassen will. Der Bürgerstand ist wegen seiner Bildung und Wohlhabenheit bekannt. Die meisten jungen Leute beyderley Geschlechtes pflegen nämlich auf eine gewisse Zeit nach Konstantinopel, Smyrna u. s. w. zu gehen. Hier treten sie in Dienste bey Gesandten, Konsuln, Kaufleuten u. dgl., und kehren zuletzt mit guten Ersparnissen wieder auf ihre Insel zurück. Der Bauernstand ist natürlich nur wenig gebildet, hat aber sehr viel Naivetät und Treuherzigkeit.

Wir schließen mit einigen Bemerkungen über die Verfassung der Insel, die selbst unter dem Joche der Osmanen etwas Republikanisches behalten hat. Die Einwohner wählen nämlich alle zehn Jahre aus ihrer Mitte eine Verwaltungsbehörde, die wieder aus sich selbst alle zwey Jahre zwey Primats oder Proestis ernennt. Diese leiten eigentlich die ganze Verwaltung und haben zu diesem Ende eine Menge Subalternen oder Epitropes unter sich. Ihr Haupt-Geschäft ist den jährlichen Tribut zusammen zu bringen, der sechszig bis siebenzig tausend Livres stark an die Pforte bezahlt werden muß. Sie stehen deshalb immer mit einigen vornehmen griechischen Bankiers zu Konstantinopel in Verbindung, die im Nothfall die nöthigen Auslagen machen können, bis das Ganze beysammen ist. Dieses wird von den einzelnen Dorfrichtern (Protogheris) eingetrieben, wobey jeder männliche Einwohner über achtzehn Jahre, jedes Haus, jedes Pferd u. s. w. mit einer gewissen Summe belegt ist. Jene Proestis wissen sich übrigens theils durch eine gewisse Popularität, theils durch ihre Protektionen in Konstantinopel viele Jahre lang im Amte zu erhalten, und ziehen überdem von dem Kornmonopol einen sehr ansehnlichen Gewinn. Noch wollen wir zum Schlusse bemerken, daß Tine eine von den wenigen Inseln ist, wo kein Seezoll erhoben wird, und weder Türken, noch Armenianer, noch Juden zu finden sind. Eben so können die Tinioten mit einem einfachen Passe von ihren Proestis durch die ganze Levante reisen, ohne dem Karatsch oder Kopfgelde unterworfen zu seyn.

Bull's. Von ἄλς.

In einer Zeitung wurde einmal erzählt: Sir John Caulfield, Nachfolger des Generals Wade als Brücken- und Wege-Bau-Aufseher in den schottischen Gebirgen, habe seinem Vorgänger zu Ehren, folgende Denkschrift setzen lassen:

Reisender! wenn du diese Straße sähest, ehe sie gemacht war, du würdest deine Hände zum Himmel aufheben, und den General Wade segnen!

In ähnlichem Geiste sagte einst ein wohldenkender Mann, dem von der übeln Aufführung eines jungen Mädchens erzählt wurde:

Ach! wenn das ihre sel. Aeltern mit ansähen, — sie drehten sich im Grabe um!

*

So schrieb ein Buchbinder, welcher eingebundene Bücher verkaufte, auf sein Aushängeschild: Gebundene Buchhandlung.

*

Schlafstätte für den Wächter.

*

„Was machst du da?"
Antw. Ich sitze hier und stehe Schildwache!

*

Titel.

„Walters Erdbeschreibung des freundschaftlichen Inselmeers in Sardinien." Bayreuth.

„Die schöne Charlotte aus Valern, oder merkwürdige Lebensgeschichte einer bald weiblichen, bald männlichen listigen Land- und Seeräuberinn." Erfurt 1805.

*

„Das ist ein unvernünftig kluger Kerl!"

*

„Der General N. lobt den Muth, den die Truppen gehabt haben und die Lorbern, die sie eingesammelt haben würden, wenn es zur Action gekommen wäre."— Hamb. Zeitung.

*

Kaufen Sie dieses Kleid, meine schöne Dame! sagte der Kaufmann; der Zeug hält ewig, und dann können Sie noch immer einen Schlafrock draus machen lassen.

*

„Da das am 1ten Sept. angekündigte Feuerwerk wegen anhaltendem Regen nicht abgebrannt ist, so wird es am 6ten Sept. unfehlbar abgebrannt werden." Berl. Z.

*

Auf einem Trödelmarkte in einer großen Stadt war auch ein Fleischscharrn. Ein Mann, der eben einen alten Rock gekauft hat, will eine Kalbskeule eben so vortheilhaft einhandeln, und fragt: „Wie theuer?" Zwey Thaler! „Das ist zu viel! Dafür könnte ich ja eine neue haben!"

*

In der Berliner Voßischen Zeitung 1806, Nro. 106, werden unter dem politischen Artikel London, einige alte, bekannte irrländische Bulls erzählt, und sodann der Artikel wörtlich also geschlossen:

„Ein so junger Knabe fiel einen Reisenden auf der Landstraße an, daß dieser es für Scherz hielt, bis ihn die geladene Pistole eines Besseren belehrte. Also auch junge Rosciusse unter den Straßenräubern!"

Man sieht, die Bull's sind ansteckend! —

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg, 11 Jan.

Seit 14 Tagen ist der erste Theil von Krusensterns Reise um die Welt in russischer und deutscher Sprache erschienen. Ein vortreffliches und in Rücksicht auf Navigation und geographische Ortsbestimmung klassisches Werk. Fürs große Publikum scheint es freylich nicht geschrieben zu seyn, da es zu gelehrt, und mit Ausnahme der Beschreibung der vor diesen Reichen noch nie besuchten neuen Marquesas-Inseln zu wenig allgemeines Interesse hat. — Der botanische Theil der Reisen von Dr. Langsdorf, der 100 neue Species als Gewinn dieser Weltumseglung bekannt machen wird, erscheint im Laufe dieses Jahres ebenfalls. — Auch haben wir Hofnung, daß dieser Gelehrte seine weitern Reisebemerkungen in einem besondern Werke dem Publikum mittheilen wird. Diese müssen von großem Interesse seyn, da Hr. Langsdorf durch die Kenntniß der portugiesischen Sprache in Brasilien sich vorzüglich im Stande sah, Nachrichten einzuziehen, die den übrigen Reisegefährten nicht zukommen konnten, und da er die Gesandtschaft nach Japan als Arzt und Dollmetscher begleitete.

In Kamtschatka verließ Hr. Dr. Langsdorf das Expeditionsschiff des Hrn. von Krusenstern, und besuchte die aleutischen Inseln, und die Nordwestküste von Amerika; in der Folge überwinterte er in Kamtschatka, und kam sodann über Sibirien zurück.

Wien, 9 Febr.

Unsre vor einiger Zeit nach Wien zurückgekehrte Kaiserinn befindet sich zwar gegenwärtig etwas wohler, doch ist ihre Gesundheit noch bey weitem nicht fest genug, um aller Besorgniß überhoben zu seyn. Mit ihr ist auch die älteste Prinzessinn Tochter des Kaisers Louise zurückgekehrt, die sich durch Vorzüge des Geistes, so wie des Herzens ungemein auszeichnet. Auch die übrigen kaiserl. Kinder sind wieder in Wien.

Das Patent, die Einlieferung des Silbergeräthes betreffend, wird mit Ernst und Strenge vollzogen. Die Kirchen, Bißthümer, Stifter und geistlichen Korporationen in den k. k. deutsch-galizischen Erblanden müssen nicht nur alle silberne, sondern auch alle goldnen Geräthschaften ohne Ausnahme abliefern. Dafür erhalten sie Hofkammer-Obligationen, die mit 3 Procent verinteressirt, und nach einem Decennium binnen vier Jahren ausbezahlt werden sollen.

Die näheren Nachrichten, die über die Verwüstungen des letzten Erdbebens in Ungarn, besonders in der Stuhlweissenburger Gespanschaft einlaufen, sind sehr traurig. Die Erdstöße dauerten vom 14ten bis zum 20 Januar immer fort, jedoch waren sie späterhin viel schwächer als Anfangs. An vielen Orten stürzten Kirchen, Thürme und andere Gebäude ein; der Flecken Moor ist fast ganz zu Grunde gerichtet; in der Nähe und Richtung des Berges Czoka, in welchem ein heftiges Tosen entstand, waren die Erschütterungen am stärksten. In dem Dorfe Eschak-Bereny waren bis zum 20sten Jan. 177 Stöße gezählt worden. Mehrere Menschen verloren das Leben. Bemerkenswerth ist es, daß bey Comorn, das sonst sehr stark und oft durch Erdbeben litt, diesmal die Erschütterungen nur schwach waren.

Der Consumo-Extrakt der vom 1 Nov. 1808 bis Ende Oct. 1809 in der Stadt Wien zur Verzehrung gebrachten Artikel ist schon deshalb interessant, weil daraus hervorgeht, daß von den meisten Artikeln im vorigen Jahre um ein Beträchtliches weniger eingebracht worden ist, als im J. 1808. So z. B. wurden 26261 Ochsen, 29737 große Schweine, 5059 Centner Unschlitt, 53592 Centner weißes Mehl, 85013 Eimer öster. Weins, 125038 Eimer Bier, 174868 Metzen Hafer, 127986 Klafter Brennholz weniger verbraucht. Die Abwesenheit des Hofes, vieler reichen Familien und der Garnison mag wol allerdings eine Hauptursache dieser großen Differenz seyn; aber vieles trug doch wol auch der Umstand mit bey, daß fast alles in Wien sich im Jahre mehr als jemals einschränkte, und die Frugalität sich immer mehr zu verbreiten anfängt.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro 4.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1810.

Nro. 4.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klüber, Dr. J. L., Kryptographik. Lehrbuch der Geheimschreibekunst (Chiffrir- und Deschiffrirkunst) in Staats- und Privatgeschäften, mit Kupf. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Die Geheimschreibekunst wird in Staats- und Privat-Geschäften so häufig gebraucht; sie ist ein so wichtiger Gegenstand der Staats-Praxis; sie hat für viele so großen Reiz, daß es der Mühe werth schien, aus dem, was seit mehrern Jahrhunderten darin erfunden, auch wol größtentheils in Ausübung gebracht war, ein Ganzes zu bilden. Männer von großem Scharfsinn haben sich dieser Kunst gewidmet. Mit Achtung nennt die Nachwelt, auch in dieser Hinsicht, die Namen von Tritheim, Kircher, Baco, Wallis, s'Gravesand, Ozanam, Vieta, Schwenter, Hindenburg, Selenus oder August Herzog von Braunschweig. Neben manchen Spielereyen und Puerilitäten, welche einige kryptographische Schriftsteller nicht unter ihrer Würde hielten, erscheinen hier Probleme und Methoden, die würdig sind, die scharfsinnigsten Denker zu beschäftigen.

Den Verfasser führten Neigung und Amtsverhältnisse darauf, die verschiedenen Methoden aufzusuchen und zu vergleichen, um ihren verhältnißmässigen Werth zu bestimmen. Das Glück begünstigte meist seine Bemühungen. So entstand dieses Werk, das, aller Wahrscheinlichkeit nach, wo nicht alle, doch bey weitem die meisten und interessantesten der bis jezt gebrauchten Methoden, geheim zu schreiben, darstellt, und bey der scharfsinnigen Anleitung des Verf. jeden, der sich mit dieser Kunst beschäftigen will, in Stand sezt, durch die beste Chiffrirkunst nicht nur seine Geheimnisse zu verbergen, sondern auch das Schreiben und Entziffern mit dem geringsten Zeit-Aufwand zu besorgen.

Plato in Italien, aus einer griechischen Handschrift ins Italienische und aus dem Italienischen ins Deutsche übers. von J. P. Rehfues. 2r Bd. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Was Anacharsis für Griechenland ist, das ist obiges Werk für Italien — eine reichhaltige, geistvolle, treue Schilderung der Sitten, Kenntnisse, Beschäftigungen ic. der Italiener zur Zeit Plato's — Darstellung und Stil zeichnen sich dabey so vortheilhaft aus, daß jeder mit Vergnügen dieses Werk, das 3 Bände enthält, durchlesen wird.

Schultes, Dr. J. A., Reisen durch Oesterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808. 2 Theile, mit 1 Charte und 20 Kupf. gr. 8. 9 fl.

Obige Reisen sind besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt von der höchsten Bedeutung. Sie lernen ein Land kennen, das bisher fast terra incognita war und das doch in statistischer, historischer und geographischer Rücksicht unter die bedeutendsten zu rechnen ist. Der Verfasser hat die genauesten Erkundigungen einzuziehen Gelegenheit gehabt, und diese mit unverdrossener Mühe gesammelt. Sein lebendiger Stil erhebt das Interesse, das bey vielen ins Erstaunen übergehn wird. Karte und Kupfer erläutern das Wichtigere und behaupten hinlänglich, wie interessant diese Gegenden auch für den blos aus Neugierde Reisenden, der etwas Ausserordentliches zu sehen wünscht, sind. Als Beleg mag vom Salzkammergut eine Stelle anzuführen dienen: „Mehr als 54 Fünf- und Fünfzigstel dieses Ländchens sind Berge und Alpen; und was für Berge und was für Alpen! Wie viele Brocken und Fichtelberge stehen hier in dem kleinen Umfange von nicht vollen 16 Meilen! In welcher Geographie von Deutschland finden Sie diese Urgroßväter des Brocken, den die deutschen Geographen noch immer den höchsten Berg in Deutschland nennen, auch nur im Allgemeinen erwähnt? Wie viele Physiker und Geographen wissen es, daß sie hier in Oesterreich an der Gränze von Stevermark und Salzburg einen Gletscher und ewige Eis- und Schneegefilde von mehr als 103000 Quadratklaftern Oberfläche haben, und daß sie hier, ohne nach der fernern Schweiz, oder dem Vaterlande der Gletscher, nach Tyrol, reisen zu dürfen, ihre Versuche über Schneegrenze und Atmosphäre in einer Höhe von mehr als 1800 Klaftern über der Meeresfläche anstellen können."

Allgem. musikalische Zeitung.

Die in unserm Verlage erscheinende allgem. musikalische Zeitung ist im letzten Jahre, wie wir erfahren, manchen Abonnenten gar nicht oder sehr unordentlich zugekommen, woraus hin und wieder die Vermuthung entstanden ist, sie sey nicht fortgesetzt, oder wenigstens oft unterbrochen worden. Wir machen daher bekannt, daß diese Zeitung, die sich der Theilnahme und des Beyfalls der gebildetsten Kunstfreunde und Künstler nun ins zwölfte Jahr erfreut, auch nicht eine Woche ausgesetzt, und an die Besteller immer richtig von uns abgeliefert worden ist, auch ferner eben so regelmäßig erscheinen wird. Man beliebe sich nur, da wir direkte wöchentliche Versendungen nicht selbst übernehmen können, mit der Bestellung und Zahlung an die Postämter, Zeitungs-Expeditionen, oder an die Buchhandlungen zu wenden, von welchen man z. B. die Zeitung für die elegante Welt, oder andre wöchentliche Blätter erhält, und man wird, sobald man die Gebühren gehörig entrichtet hat, auf richtige Lieferung der musikalischen Zeitung immer bestehen und rechnen können. Leipzig, im Januar 1810.

Breitkopf und Härtel.

Die allgemeine Modenzeitung

wird auch im gegenwärtigen Jahre in der bisherigen Gestalt und Einrichtung fortgesetzt. Der Herausgeber, Hr. Dr. Bergk, wird sich es angelegen seyn lassen, diese beliebte Zeitschrift des Beyfalls, den sie nun 11 Jahre lang ununterbrochen, und trotz den Stürmen der Zeit, in so vorzüglichem Grade genoß, immer würdiger zu machen. Auch wir werden nichts sparen, was diesen schönen Zweck befördern kann, und durch Neuheit und Eleganz der Modenkupfer vorzüglich, so wie durch die neuesten Waarenmuster, diese Zeitschrift vor ihren übrigen Mitschwestern empfehlungswerth zu machen suchen. — Der Preis des unzertrennlichen Jahrgangs bleibt auch ferner 6 Thlr. sächs. Man kann sich bey allen Post-Aemtern, Zeitungs-Expeditionen und guten Buchhandlungen darauf abonniren.

Mit dem ersten Stück der allgem. Modenzeitung 1810 ist auch zugleich die erste Lieferung der bereits in öffentlichen Blättern von uns angekündigten neuen Jugendzeitung erschienen, deren Mitarbeiter dieselben sind, welche die bisher in der Voßischen Buchhandlung allhier herausgekommene Jugendzeitung bearbeiteten, und von welchen wir nur den Hrn. Vizedirektor Dolz als Herausgeber zu nennen brauchen. — Wir ersuchen daher Aeltern und Erzieher, welche ihren Kindern und Zöglingen diese trefflichen Blätter wieder in die Hände geben wollen, entweder uns selbst, oder dem nächsten Postamt, oder den Buchhandlungen ihres Orts die Bestellung darauf baldmöglichst anzuzeigen. Der Preis des Jahrgangs mit Kupfern ist 5 Thlr. sächs.

Leipzig, im Januar 1810.

Industrie-Comptoir.

Neueste französische Kindertrachten, mit deutscher und französischer Beschreibung; in 6 illum. Blättern, welche 18 verschiedene geschmackvolle Anzüge für Kinder beiderley Geschlechts darstellen. Quer 4to, in farbigen Umschlag geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Leipziger Kriegsscenen oder Darstellungen interessanter Auftritte in Leipzig während des Krieges in den Jahren 1806 und 1807. Von Ch. G. H. Geißler, Zeichner und Kupferstecher in Leipzig. Zweyte Lieferung, welche 4 illum. Blätter enthält. Kl. Fol. Velinpapier, geheftet. 2 Thlr.

Industrie-Comptoir zu Leipzig.

Bey Friedrich Nicolovius, Buchhändler zu Königsberg, sind erschienen:

Preußisches Archiv oder Denkwürdigkeiten aus der Kunde der Vorzeit. Herausgegeben von K. Faber, königl. preuß. geheimen Archivar, 1te Sammlung. 20 Gr.

Es ist allgemein bekannt, daß das geheime Archiv in Königsberg sehr wichtige historische Materialien enthält, von denen bis jetzt nur wenige durch den Druck öffentlich bekannt gemacht sind. Der Herausgeber liefert hier eine Sammlung der wichtigsten noch ungedruckten historischen Aufsätze aus demselben, welche nicht nur dem Geschichtforscher, sondern auch jedem Vaterlandsfreunde sehr willkommen seyn werden. Findet dieses Werk Beyfall und Unterstützung, woran nicht zu zweifeln ist, so wird es fortgesetzt; die erste Sammlung enthält folgende interessante Aufsätze:

1) Historische Miszellen aus der Zeit der Ordens-Regierung in Preußen.
   Der Zug des Hehrmeisters Johann von Tiefen in die Wallachey und sein Tod zu Lemberg im J. 1497. Auszug eines gleichzeitigen Reise-Journals des Liborius Naker, obersten Sekretarii;
   Schreiben des abgesetzten Hehrmeisters Heinrich Reuß von Plauen an seinen Nachfolger aus seinem Gefängniß zu Lochstädt;
   Von den preußischen Falken, die als Geschenk an fremde Höfe überschickt wurden;
   Schreiben des Hehrmeisters Michael Küchenmeister von Sternberg an die Königin zu Ungarn, worin er sich wegen unterlassener Ueberschickung eines Zwerges entschuldigt;
   Ungefähre Einnahme und Ausgabe des Hehrmeisters Herzog Friedrich von Sachsen;
   Auszug aus dem Inventario der Schloßkirche zu Königsberg vor der Reformation.
2) Geschlechtstafel des Markgrafen Albrecht, ersten Herzogs von Preußen.
3) Beyträge zur Karakterschilderung Albrechts des ältern, ersten Herzogs von Preußen, nach seinen eigenhändigen Briefen.
4) Historische Beylagen zu den vorstehenden Nachrichten über Albrechts Karakter.

Kraus (Chr. Jac.) encyclopädische Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit. Herausgegeben von H. v. Auerswald, 1r, 2r Band, oder dessen vermischte Schriften 3r und 4r Bd. 3 Rthlr. 4 gr.

Unter den nachgelassenen Papieren des Verfassers fanden sich mehrere zum Behuf allgemein-encyclopädischer Vorlesungen, welche derselbe eine Reihe von Jahren

hindurch gehalten hatte, angelegte Hefte, deren öffentliche Bekanntmachung aus folgendem Gesichtspunkte beschlossen wurde. Kraus war durch seine Gelehrsamkeit, so wie durch die Agilität seines Geistes und sein Talent der Mittheilung einer der vorzüglichsten Lehrer der Königsbergischen Universität und in seiner Art von nicht minderer Bedeutung für die Universität als Kant. Ist dem zufolge die Bekanntschaft mit Kraus, als einem umfassenden Gelehrten, an sich interessant, so gibt ohne Zweifel einen der erheblichsten Beyträge zu ihr die Bekanntmachung der Papiere, die über die Grundansicht, womit er die Wissenschaften betrachtete, den letzten Zweck, den er ihrem Studium setzte, den Werth, den er einer jeden beymaß, Aufschluß und von der Summe, dem Zusammenhange und der Organisation seiner Kenntnisse einen Begriff zu geben im Stande sind. Es war aber unnöthig, deshalb alle seine encyclopädischen Hefte abdrucken zu lassen, deren einige auch zu kompendiarisch ausgearbeitet waren. Das Wesentliche seiner wissenschaftlichen Grundsätze und Ansichten liegt in der Einleitung, in der Encyclopädie der Philologie, der schönen Künste und Wissenschaften und der Geschichte. Die Revision der erstern übernahm auf den Antrag des Herausgebers Hr. Staatsrath Süvern, die der Geschichte Hr. Professor Hüllmann. Das Grundgesetz der Redaktion mußte natürlich seyn, rein zu geben, was Krause's war, welches auch gewissenhaft befolgt ist. Der erste Theil enthält die Encyclopädie der Philologie und der schönen Künste und Wissenschaften, der zweyte Theil die der Geschichte nebst einer aus dem Lateinischen übersetzten Abhandlung des Verfassers über die Hoffnung, daß es besser werde mit dem Menschengeschlecht, welche als ein wichtiger Beleg von Krause's Weltansicht sehr schätzbar ist.

Dion, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. 16 Gr.

Der Verf., welcher als einer der ersten deutschen Dichter längst anerkannt ist, zeigt sich hier und in seinem früher bey dem nämlichen Verleger erschienenen Trauerspiele: „Johanna, die erste, Königinn von Neapel," auch als dramatischer Schriftsteller. Beyde Stücke sind in Jamben und nach den Ansichten des Verf. von einem Trauerspiele, wovon er in der Vorrede zum Dion Rechenschaft gibt, ausgearbeitet; sie werden dem, der diese Grundsätze für richtig annimmt, volle Befriedigung gewähren, und es ist zu erwarten, daß der Verf. auch als dramatischer Schriftsteller allgemein geschätzt und beliebt werden wird, da beide Stücke nach dem Urtheil eines bekannten Kritikers in Ansehung der Komposition und Diction musterhaft sind.

Der Clubb oder die vorwitzigen Weiber, ein Lustspiel in 4 Akten, nach Goldoni bearbeitet. 8. 14 Gr.

Unter der Menge von Goldoni's Dramen befinden sich einige recht muntere und leichtlaunige Lustspiele, zu welchen das vorliegende gehört, dessen Bearbeitung für die deutsche Bühne recht wol gelungen ist. Es wird gewiß Beyfall finden, denn das Thema ist von der Art, daß das Stück von Herzen belacht werden kann, wenn gleich nicht jede Zuschauerinn die weibliche Neugier, welche hier dem Gelächter preisgegeben wird, so treuherzig, wie das lustige Kammermädchen in der Schluß-Scene thut, als einen Lieblingshang ihres Geschlechtes anerkennen wird. Von dem nämlichen Verf. ist früher ein anderes Lustspiel nach Goldoni unter dem Titel: „Familien-Neckereyen, in 3 Akten," in demselben Verlage erschienen, welches nicht weniger Beyfall verdient, und bey dem Mangel an guten Lustspielen ein wahrer Gewinn für die deutsche Bühne ist.

Topographisch-militärische Charte von Deutschland in 204 Blättern. 25. u. 26. Lief.

Hiervon ist die 25te und 26te Lieferung auch einzeln, und an die Herren Subscribenten versendet worden. Die 25te Lieferung enthält die Sect. 156 München, Sect. 178 Judenburg, Sect. 183 Brixen, Sect. 196 Trient. Die 26te Lieferung enthält die Sect. 179 Gratz, Sect. 180 Hartberg, Sect. 188 Radkersburg, und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von 4 Blättern. Die Subscription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Charte offen. Der Subscriptions-Preis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Charte 6 Gr. Sächs. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 Gr. auf Velin-Papier für jedes Blatt gegen baare Zahlung; und man kann bey jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Einzelne Blätter kosten 2 Gr. mehr.

Weimar, im Dec. 1809.

Geographisches Institut.

Von dem

Museum des Wundervollen oder Magazin des Außerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben; herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner

ist das 43ste oder 8n Bandes 1s Stück in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig erschienen und hat folgenden Inhalt:

1) Ueber Geistererscheinungen. 2) Sonderbarer Gemüthszustand Philipps V. Königs von Spanien. 3) Grashüpfer, die auf Bäumen wachsen. 4) Der Tum in Persien. 5) Der Geizhals Veyhourin. 6) Sonderbarkeiten. 7) Der Würfelmacher Illmer. (Mit einer Abbildung No. 1.) 8) Der Parasolmandelbaum dient als Pflanzenkompaß. (Mit einer Abbildung No. 2.) 9) Der baiersche Kapitain Reichenbach. 10) Eine höchst sonderbare Erscheinung. 11) Aehnlichkeit und Sympathie. 12) Gelehrigkeit der Mäuse. 13) Entstandenes Unglück aus der Erzählung eines Traumes, und Zusammentreffen eines zweyten Traumes mit diesem Unglück. 14) Ein Mittel, schöne Tauben zu bekommen. 15) Drey merkwürdige Selbstmorde. 16) Eingetroffene Träume. 17) Das betrunkene Eichhörnchen. 18) Regenwasser, das sich plötzlich in Eis verwandelt. 19) Gespenstererscheinungen, welche einen ganz natürlichen Grund haben. 20) Merkwürdige Lufterscheinungen. 21) Ein Knabe schläft 12 Tage und 12 Nächte. 22) Leuchtende Flußkrebse. 23) Die Erhebung oder Luftspiegelung. 24) Freundschaft zwischen einem Panther und einem Ziegenbocke. 25) Zwey Pferde füttern einen alten Ochsen. 26) Treue und Geschicklichkeit der Hunde. 27) Dr. Faust. (Mit einer Abbildung der Scene, wie Faust auf einem Weinfasse aus Auerbachs Keller geritten kommt No. 3.) 28) Der Berg Montserrat in Spanien. (Mit einer Abbildung No. 4.) 29) Der langgeschwänzte Tasyurus. (Dasyurus macrourus Geoffr.) (Mit einer Abbildung No. 5.)

Wichtiges forstwissenschaftliches Werk.

Bey so vielen trefflichen Schriften über mehrere Zweige des Forstwesens fehlte es doch bis hieher an einem Werk, welches das Ganze desselben enthält. Dies veranlaßte den um die Forst-Kultur hochverdienten und bereits durch mehrere Schriften rühmlichst bekannten vorm. Hoch- und Deutschmeisterischen Forstmeister, Hrn. Fried. Karl Hartig in Mergentheim zur Bearbeitung eines Werks, das die gesammten Forst- und Jagdwissenschaften in sich faßt, und gleichsam eine möglichst vollständige Bibliothek für Forstmänner abgibt. Das ganze Werk unter dem Haupttitel:

Die Hoch- und Niederwaldbehandlung,

zerfällt in 16 Theile, jedoch so, daß jeder Theil für sich besteht, und allein benutzt werden kann.

So enthält z. B. der Erste, in letzterer Messe v. J. bey uns erschienene, Theil die Untersuchung: Ob die Hoch- und Niederwald-Behandlung nützlich oder schädlich sey; der zweyte so eben erschienene Theil das Forst- und Jagd-Staatsrecht; im 3ten Theil, welcher in der Ostermesse 1810 herauskommt, wird der Hr. Verf. die Forst-Oeconomie und Lithologie, und im 4ten die Forst-Geometrie vortragen. Die Titel der folgenden Theile, welche im Mspt. bereits fertig liegen, werden ebenfalls vor der Herausgabe bekannt gemacht werden.

Mit welcher Gründlichkeit und Deutlichkeit übrigens der H. Verf. die verschiedenen Materien behandelt, davon zeugt nicht nur der bereits mit allgemeinem Beyfall aufgenommene erste Theil, sondern auch die von ihm besonders herausgegebene Abhandlung:

Ueber die beste Hauzeit des Wurzelholzes,

welche 18 Paragraphen im 6ten Theil ausmacht, und einen Meister in seinem Fach verräth.

Der erste Theil, in groß 8., kostet 1 Thlr.; der zweyte, mit 2 Kpfrn., 2 Thlr. sächs., und die genannte Abhandlung, brochirt, 4 Gr. — und sind in allen guten Buchhandlungen zu haben.

Baumgärtnersche Buchhandl. in Leipzig.

Magazin zur Beförderung der Industrie, zum Besten der Landwirthschaft, der Fabriken und Künste ꝛc.; herausgegeben von D. Hermbstädt, D. und Prof. Kühn und D. F. G. Baumgärtner. 23s Heft oder zu Bandes 7te Lieferung. 4. mit 3 Kupf. 16 Gr.

Es enthält folgendes:

1) J. A. Chaptal, Mitglied und Schatzmeister des Senats, Groskreuz der Ehrenlegion ꝛc., von der Bereitung der verschiedenen rothen und blauen Farben aus Röthe, welche in den Handel kommen. 2) Beschreibung einer vorzüglich schönen schlesischen Zwirn-, Leinen-Garn- und Leinwandbleiche. (Mit einer Abbildung auf Taf. I.) 3) Anweisung zur chemischen oder geschwinden Kunstbleiche. (Nebst einer Abbildung auf Taf. I.) 4) Hochheimer über die Bereitung des Essigs und dessen Benutzung in der Oekonomie und den Künsten. 5) Anweisung, ächt ostindischen Nankin zu färben. 6) Eine bis jezt noch nicht gebräuchliche Methode, Milch und Eyer zur langen Aufbewahrung geschickt zu machen. 7) Kütt, welcher dem Feuer und Wasser widersteht. 8) Brennnesseln, als ein Vorbauungsmittel gegen Vieh-Krankheiten. 9) Einfaches Mittel, um Fleisch schnell zu pökeln und zu räuchern. 10) Mittel, um zu verhindern, daß das Wild in bearbeitetes Feld komme. 11) Medicinischer und ökonomischer Gebrauch des Oels aus dem Saamen des chinesischen Rettigs. 12) Vergleichung der Zeit des Brennens der gewöhnlichen Leuchtstoffe. 13) Ein Mittel, das Gerinnen der kochenden Milch zu verhüten. 14) Hechselfütterung für Schaafe, besonders für spanische. 15) Aerakatscha, eine neue noch unbekannte Frucht, die wie Kartoffeln zu benutzen ist. 16) Riem's neue Erfahrungen über den Buchwaitzen. (Polygonum tataricum.) 17) Von einem einfachen Mittel, sich in nördlichen Gegenden eben so schmackhafte und reife Gemüse- und Baum-Früchte und Weintrauben im Freyen zu verschaffen, als in südlichen Ländern. Von Boreux. (Mit einer Abbildung auf Taf. II.) 18) Von einer Maschine, um grose Bäume in jeder Jahreszeit zu verpflanzen. (Nebst einer Abbildung auf Taf. III.) 19) Ueber die Benutzung des Berberitzenstrauchs. 20) Rezept zu dem berühmten Stiltonkäse, welcher von dem kleinen Torfe Stilton in Rutlandshire seinen Namen hat. 21) Ueber die Mittel, verdorbene Weine wieder trinkbar zu machen. 22) Mittel gegen den Brand im Hirsen. 23) Wie kann man die Taxusbeeren benutzen? 24) Weintrestern geben einen sehr geistigen Branntwein. 25) Ueber die Wollwäschereyen in Spanien. 26) Grüne Schminkbohnen einzumachen.

Bey Baedeker und Kürzel in Duisburg sind so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Parabeln von Dr. F. A. Krummacher. Erster Theil, 3te Aufl. Zweyter Theil, 2te vermehrte Auflage. Jeder Theil brochirt 1 fl. 48 kr.

Der Werth dieser lieblichen Dichtungen, in denen ein wahrhaft kindlicher Geist weht, ist so allgemein anerkannt, daß diese neue vermehrte Auflage keiner weitern Empfehlung bedarf. An sie schliessen sich gewissermaßen an die ebenfalls so eben erschienenen

Apologen und Paramythien von Dr. F. A. Krummacher. Brochirt 2 fl. 6 kr.

Auch sie verdienen gewiß mit allem Rechte, jedem Menschen von reinem Sinne und unverwöhntem Geschmacke als eine äußerst angenehme Lektüre empfohlen zu werden.

Anzeige.

In den Mannheimer Nouvelles literaires et politiques vom 8. Februar 1810, Nro. 39. befindet sich eine mit meinem Namen unterzeichnete Erklärung, betreffend die im Morgenblatt 1810 Extra-Beylage Nro. 1. erschienene Rüge. Diese Erklärung ist nicht von mir. In welcher Absicht sie erdichtet und betrüglich in die Mannheimer Zeitung gebracht worden ist, wird sich wahrscheinlich bald offenbaren.

München, den 12. Febr. 1810.

Jacobi, Präsident der königl. baierschen Akademie der Wissenschaften.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vierter Jahrgang.

1810.

März.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nieschlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstok.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Grosbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsäze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersezungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, ꝛc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedrukten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedrukte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsäze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsäze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen. Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Vier und zwanzig besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beilagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthl. 8 Gr. Sächsisch, wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kan. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Postamt in Stuttgart übernommen, das solche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schafhausen, so wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main ꝛc. für den besagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben ist.

Die HH. Korrespondenten belieben Ihre Briefe zu addressiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzusetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzugeben.

Inhalt.

Nro. 52. Wahre Erziehungs-Geschichte eines ächtromantischen Sperlings zu Paris. — Zug aus Angelika's Künstlerleben. Von v. Matthisson. — Etwas über den Verfasser der von Steim herausgegebenen ersten Kriegslieder. Von Kl . . . — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Stuttgart.

Nro. 53. Brief von Gottfried August Bürger. Als Beytrag zur Geschichte seines Lebens und seiner Studien. — Wahre Erziehungs-Geschichte eines ächtromantischen Sperlings zu Paris, (Beschluß.) — Erasmus, Bekämpfer des Gespenster-Glaubens. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 54. Das Bekannte. Von Horstig. — Brief von Gottfried August Bürger. (Beschluß.) — Vermuthung. Ueber Lottchens Hut. Beyde von Hg. — Kleine Mannigfaltigkeiten. Von J. W. Petersen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hamburg. — Logogriphen. — Ein altes Räthsel. — Auflösung des Logogriphs in Nro. 48.

Nro. 55. Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. — Don Karlos und die Prinzessinn Eboli. — Der zweyte Midas. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien und Weimar. — Beylage: Monats-Register vom Februar.

Nro. 56. Die Kette des Glücks und Unglücks. — Der Liebling und der Edelstein. Von Rb. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Postscripte von ἀλφ. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Kolmar und Nürnberg.

Nro. 57. Noch einige karakteristische Züge aus dem Leben Saladins. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Die exercirenden Advokaten. Von Martyni-Laguna. — Epigramm von ebendemselben. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel.

Nro. 58. Das Jägermädchen. Erinnerungen und Ahnungen treuer Liebe. Ballade. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Literarische Fehde in der Schweiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel. — Extra-Beylage zum Morgenblatt, Nro. 3.

Nro. 59. Volksgesang und Volksgeist. — Pädagogische Reformatoren aus dem siebzehnten Jahrhundert. Von J. K. Höck. — Anekdoten. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 60. An Fräulein von H. Von Jacobi. — Stanzen. An eine Freundinn. Von Neuffer. — Volksgesang und Volksgeist. (Beschluß.) Von S. S. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kassel. — Doppel-Charade. — Auflösung der Logogriphen in Nro. 54. — Erklärung. Von der Redaction.

Nro. 61. Nekrolog. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Postscripte von ἀλφ. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom und aus Gallizien.

Nro. 62. Der Seefahrer. Ein Mährchen der Scheherazade. Von Weissser. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Gottbold'sche Andacht bey einer Hinrichtung. Von Martyny-Laguna. — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg.

Nro. 63. Bauner. — Der Seefahrer. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Wien.

Nro. 64. Ideen für den Kling-Klingelalmanach. Für romantische Künstler. Von Julius. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Freyburg im Breisgau. Von v. Neveu.

Nro. 65. Verübergegangene Erscheinungen, Eindrücke, Erinnerungen, besonders aus der Menschenwelt. — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Forts.) — Keine Fabel. Auf Manche. Beydes von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg und Augsburg.

Nro. 66. An die Phantasie. Von F. v. Köpken. — Verübergegangene Erscheinungen, Eindrücke, Erinnerungen, besonders aus der Menschenwelt. Von C. G. (Beschluß.) — Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Charaden. — Auflösung der Doppel-Charade in Nro. 60.

Nro. 67. Die Insel King. — Wichtige geographisch-statistisch-historische Neuigkeiten. Von L. v. Wildungen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Ulm.

Nro. 68. Süd- und Norddeutschland. Von Dr. Nikol. Heinr. Julius. — Die Insel King. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Ulm. (Beschluß.) — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 5.

Nro. 69. Historische Notiz über die Galerie des Palais Royal. — Nekrolog. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Heidelberg.

Nro. 70. Joann de Mascarenhas. — Historische Notiz über die Galerie des Palais Royal. (Beschluß.) — Entscheidung. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Kupfer-Beylage: Einige der vorzüglichsten Gebäude in Paris.

Nro. 71. Französisches Urtheil über Goethes Wahlverwandtschaften. Von P. — Joann de Mascarenhas. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 72. Ueber die Vermählung der Erzherzoginn Marie Louise von Oestreich mit dem Kaiser Napoleon. — Joann de Mascarenhas. Von Lindau. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Logogriph. — Charade. — Auflösung der Charaden in Nro. 66. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 2.

Nro. 73. Die romantische Poesie. Stanzen zu Erklärung eines Maskenzugs, aufgeführt in Weimar den 30 Jan. 1810. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart.

Nro. 74. An Maria, die Himmelskönigiun. Von — xy — Einzug der Kaiserinn Marie von Frankreich in München. Von — xy — Ausgabe der Iliade des Homer von Bodoni. — Postscripte von ἀλς. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Berlin.

Nro. 75. Etwas über Xaver Bettinelli. — An die Redaction des Morgenblatts. Von J. G. Jacobi in Freyburg. — An Egoist. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg.

Nro. 76. Das Bett. Von L. v. Wildungen. — Jean Paul. Von Schreiber. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, München, Wien. — Extra-Beylage: Nro. 4.

Nro. 77. Bemerkungen eines Reisenden durch die Schweiz. Von St. — Römisches Theater. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris und Berlin. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 6.

Nro. 78. Anekdote aus dem Feldzuge 1805. — Römisches Theater. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Bamberg. Von B — n. — Räthsel. — Auflösung des Logogriphs und der Charade in Nro 72.

Nro. 52.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. März, 1810.

Welcher menschliche Geist belebte diesen
Vogel? Rede, du kleiner Liebling! — — Warst du
Nicht vor Zeiten ein süßer Minnesinger?

Ramler.

Wahre Erziehungsgeschichte eines ächt-romantischen Sperlings zu Paris.

(Die Erziehungsgeschichte dieses Sperlings erschien zuerst im Mercure de France im Jahre 1771. Der Verfasser derselben forderte die Leser auf, sich in Rücksicht der strengen Wahrheit seiner Erzählung bey den Aerzten und Wund-Aerzten, wie bey allen Personen, welche Geschäfte bey den Kranken im Invalidenhause hätten, zu erkundigen, und sich zu überzeugen, daß die Unwahrscheinlichkeit der erzählten Thatsachen der Wahrheit keinen Abbruch thue. — Der Einsender dieses hat selbst noch einen alten Invaliden-Offizier in Paris gekannt, der jeden Umstand bezeugte, und ihm versicherte, daß auch nicht ein einziger Zug in der Erzählung im mindesten übertrieben sey.

Herr Parmentier, Mitglied des Instituts, hat diese merkwürdige Erziehungsgeschichte vor Kurzem als Anhang zu seiner trefflichen Schutzschrift für die Tauben und Klage gegen die Sperlinge abdrucken lassen, in welchen er beweist, daß die erstern für den Landmann so nützlich sind, als die letztern zu seinen gefährlichsten Feinden gehören, denen auch von allen aufgeklärten Agronomen längst der Vertilgungskrieg angekündigt ist. Doch wollte Herr Parmentier den Verdammten Gerechtigkeit nicht versagen, und sie gegen Vorwürfe, die sie nicht treffen, ohne Vertheidigung lassen. Man behauptet nämlich, die Sperlinge seyen aufdringlich, überläufig, blutgierig, träge Schmarotzer, und gleichgültig gegen ihre Weibchen und Nachkommenschaft; ferner, daß sie nicht, wie die Kanarienvögel, nach den Schmeicheleyen ihrer Pfleger und Versorger verlangen, und noch weniger sie so wie diese mit dem Anscheine tiefen Gefühls zu erwiedern wissen; daß ihnen auch die Gegenwart eines geliebten Gegenstandes keine Freude, noch die Entfernung desselben Trauer gebe. Alle diese Vorwürfe widerlegt Herr Parmentier durch diese Erziehungsgeschichte, welche beweist, daß die Gewohnheit, unter Menschen und ihrer unmittelbaren Vorsorge und Pflege zu leben, den Instinkt des Sperlings ausbilde und vervollkommne, daß die Empfänglichkeit für liebende Anneigung im Sperlinge so gewiß sey, wie sie in den Tauben anerkannt ist u. s. w.

Wir geben hier die Thatsachen mit gewissenhafter Treue, ohne Verschönerung noch Zusatz — außer daß wir in dem merkwürdigen Sperlinge einen Romantiker erkannten. Diese karakteristische Eigenheit konnte sein französischer Biograph nicht wahrnehmen.)

D. Eins.

Büffon behauptet zwar, daß der Mensch und seine Vorzüge auf die vierfüßigen Thiere mehr Einfluß haben als auf das Vogelgeschlecht, weil die menschliche Organisation von diesem weiter entfernt sey, als von jenem, und weil die Vögel überhaupt der Empfänglichkeit ermangeln für Anhänglichkeit, Treue und Gehorsam, die wir in mehrern vierfüßigen Thieren wahrnehmen; daß der große Naturforscher seine Behauptung aber zu weit ausdehnt, bedarf

keines Beweises, denn es ist allgemein bekannt, daß man die Vögel nicht blos zahm machen, sondern ihnen auch eine gewisse Anhänglichkeit abgewinnen kann. Ein gelehrter Klassiker wurde dem französischen Klassiker die wachsamen Gänse des Kapitols, die Tauben zu Tyr und ihr Briefpostamt, wie den schönen Sperling Lesbias entgegenstellen. Wir wollen aber unsere Leser mit einem glänzendern und durch verschiedene Umstände bey weitem interessantern Beyspiele bekannt machen — und wir weihen diese Erzählung besonders den Romantikern, die gern mitsprechen, die aber eine besondere Abneigung gegen alles haben, das aus der vorromantischen Zeit hergeholt ist.

Im Jahre 1771 befand sich im Invalidenhause zu Paris ein verkrüppelter Krieger, welcher, des Gebrauchs seiner Beine beraubt, sich in einer Art Karriole, mittelst eines in derselben angebrachten einfachen Mechanismus, überall hindegeben konnte, wo kein Berg und keine Treppe zu ersteigen war. Auf einer seiner Spazierfahrten fand er zufälliger Weise einen jungen aus seinem Neste gefallenen Sperling; er nahm ihn auf und pflegte ihn sorgfältig. Das arme Vögelchen gerieth in gute Hände; der auf seinen Lorbern im Bette oder in seiner Karriole ruhende Krieger hatte Muße und Geduld genug, seinen Findling durch eine reichliche Nahrung und durch zahllose Schmeicheleyen völlig zahm zu machen. Doch entschloß er sich, aus Liebe zu seinem Zöglinge, ihm das köstlichste Lebensgut, die Freyheit, nicht länger vorzuenthalten. Ehe er aber den Vorsatz ausführte, machte er sich den Spaß, dem Vogel ein Glöckchen an den Hals zu binden. Dieser ließ sich nun nicht lange bitten, und flog rasch und romantisch-klingend davon.

Sey es nun Bedürfniß oder Gewohnheit, oder auch die ungünstige Aufnahme, welche der romantische Gast bey seinen dem Geklingel abholden Brüdern fand — genug, gegen Abend kam der Sperling zum Erstaunen seines Herrn wieder angeflogen, setzte sich auf die Schulter desselben, und kehrte mit ihm ins Krankenzimmer zurück, um sich wie gewöhnlich in sein Bauer zu begeben. — Seit dieser Epoche flog er täglich ins Freye, und kam immer zurück; doch bediente er sich seiner Freyheit oft auch nicht; er that Verzicht auf diesen Genuß, aus Liebe zu seinem Herrn. Der kränkelnde Invalide litt nämlich von Zeit zu Zeit schreckliche Schmerzen; alsdann blieb der Sperling immer bey ihm, und verließ das Krankenlager nicht eher, bis sein guter Herr sich wieder in die freye Luft begeben konnte. Während dieser Zeit war der dankbare Sperling ein eben so aufmerksamer als theilnehmender Krankenwirter; er drückte sein Mitleiden durch ein ganz besonderes Geschrey aus; er hörte nicht auf, dem Leidenden zu schmeicheln, gleichsam als wenn er dadurch den Schmerz stillen wollte, und sobald dieser eingeschlummert war, so flog er auf den Vordertheil des Bettgestelles, saß da ruhig, ohne sich zu bewegen, als wollte er die Anwesenden aufmerksam machen, den Schlummer seines Kranken nicht zu stören; es schien sogar, als wenn ihn diese Aufmerksamkeit in dem Grade beschäftigte, daß er sein Futterkästchen darüber vergaß.

Wie sehr ihm auch die andern Invaliden schmeichelten, und obgleich er sie selbst in der Entfernung von dem Invalidenhause, wie zu Issy oder zu Vangirard, an ihrer blauen Uniform erkannte, nie ließ er sich doch von einem derselben fangen; aber nie irrte er sich auch, wenn sein Herr sich mit mehrern Kameraden zusammen befand. Diesen erkannte er sogleich, und kam zu ihm auf seinen Ruf.

Fiel während seines Ausfluges schlechtes Wetter ein, oder trieb ihn die Kälte zurück, und fand er die Thür des Krankenhauses verschlossen, so blieb er auf der Lauer, bis er einen Blaurock ankommen sah, um sich auf die Schulter desselben zu setzen, und mit ihm eingelassen zu werden. Dieses Mittels bediente er sich auch dann, wenn die Fenster verschlossen waren, und er ins Freye hinaus wollte.

Oft ward er von andern Vögeln, die im Zimmer waren, und denen wahrscheinlich sein romantisches Geklingel ein Greuel war, grausam verfolgt; alsdann nahm er seine Zuflucht in seines Herrn Mütze, — und es schien, als wenn er in dieser Verschanzung jeder Beleidigung trotzte. An Muth fehlte es ihm aber keineswegs; sein Geklingel zog ihm im Freyen oft fünf bis sechs Feinde zu gleicher Zeit auf den Hals, nie entschloß er sich aber zum Rückzuge ohne von allen seinen Kräften und von seinem geräuschvollen Geklingel Gebrauch gemacht zu haben. Dieses Letztere war ihm, — ein ächter Romantiker! — so sehr zur Gewohnheit und zum Bedürfnisse geworden, daß, sobald man ihm das Glöckchen abnahm, er ganz verschämt und feig geworden zu seyn schien.

Diese merkwürdige Anhänglichkeit an sein romantisches Glöckchen, ohne welches er für keine Freude des Daseyns mehr empfänglich war, bemerkte man zuerst, als er bey einem Ausfluge aufgefangen ward. Der neue Besitzer beschnitt ihm die Flügel, und nahm ihm sein Glöckchen ab. Nach einigen Tagen gelang es ihm, den Händen seines Räubers zu entrinnen. Traurig und schüchtern kam er zu seinem alten Herrn zurück; der Schmerz über seinen Verlust benahm ihm während acht Tagen alle Eßlust, so wie er aber wieder ein neues Glöckchen erhielt, kehrte diese und mit ihr sein gewöhnliches lustiges Leben wieder.

Ein anderer und zwar ein sehr gefährlicher Feind war ihm die Katze, welche dasselbe Zimmer mit ihm bewohnte. Wenn er daher Abends bey seiner Rückkehr von seinen Wanderungen zufälliger Weise seinen Herrn nicht im Bette fand, glaubt ihr, daß er alsdann so einfältig gewesen wäre, sich in sein Bauer zu begeben? Wie hätte er dies wagen mögen? Bey offener Thüre seines Bauers, was hätte ihn da sicherstellen können gegen die Tatzen seines bey Nacht hellsehenden, im Zimmer umherschleichenden Feindes? — In solcher Verlegenheit flog er von Bette zu Bette, bis er

einen Wachenden fand, und um sich mit desto größerer Zuversicht seinem Schutze anzuvertrauen, schlüpfte er gewöhnlich in eine der Taschen der am Bettgestelle hängenden Hosen, oder auch in den über denselben hängenden Tornister, wo er sich so verkroch, daß niemand sein wahrnehmen konnte.

So regelmäßig er auch besorgt war, des Abends zeitig nach der Heimath zurückzukehren, so begegnete es ihm doch auch wol, sich zu verspäten. Fand er nun die Thüren verschlossen, und erschien kein Invalide mehr, auf dessen Schulter er ins Zimmer hätte gelangen können, so pickte er an die Fensterscheiben, bis man ihn einließ.

Da er sich des Morgens gewöhnlich sehr früh ins Freye begab, so war er den Kranken zugleich ein sicherer Wetter-Verkünder für den kommenden Tag. Kam er bald nach seinem Ausfluge wieder zurück, so konnte man mit Gewißheit auf Wetterveränderung rechnen; und alsdann verließ er weder das Zimmer noch das Bette seines Herrn. Es schien als hätte er voraussehen können, daß das eintretende schlimme Wetter die Schmerzen seines guten Herrn erneuern werde; er wich nicht von ihm, und dieser litt immer schon im voraus, wenn er seinen Vogel so schnell von dem Ausfluge zurückkehren sah.

Das Zutrauen zu seinen Kräften, welches sich durch häufige Uebung derselben erzeugt hatte, indem er sich gar oft allein und ohne Hülfe gegen mehrere über ihn herfallende Feinde vertheidigen mußte, entwickelte die schönste moralische Eigenschaft in ihm, — nämlich die Großmuth. Ein fremder Sperling ward im Vorhofe des Krankenhauses der Invaliden durch eine Menge Bewohner desselben, die aus ihren Nestern auf ihn herstürzten, angegriffen, zur Erde geworfen und durch Schnabelhiebe fast ermordet. Philipp, — so nannte ihn sein Erzieher — eilt in schnellem Fluge herbey, und, entrüstet über die Grausamkeit des ungezogenen Pöbels unter seinem Geschlechte, wirft er sich unter die Menge, schlägt die Mörder in die Flucht, und verläßt seinen Schützling nicht eher, bis er sich versichert hat, nicht blos, daß kein Feind mehr in der Nähe ist, sondern auch, daß der arme Gemißhandelte im Stande sey, nach seinem Neste zurückkehren zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Zug aus Angelikas Künstlerleben.

Im Jahre 1796 wurde mir zu Rom einigemal das Vergnügen zu Theil, der verewigten Angelika Kaufmann, während sie vor der Staffeley arbeitete, aus deutschen Dichtern vorzulesen. Immer horchte sie, an der Themse wie an der Tiber, den Gesängen der vaterländischen Muse mit Wohlgefallen.

Eines Vormittags hörte sie mit hohem Interesse einige lyrische Stücke von Schiller, mahlte aber dabey mit ruhiger Besonnenheit fort. Auf diese folgte eine der reichsten, originellsten und genievollsten poetischen Kompositionen, die mir in unsrer Sprache bekannt sind: Der Wanderer von Goethe. Mein ahnender Sinn hatte mich nicht getäuscht. Der Eindruck, den diese ächtgriechische Antike in ihrem zartfühlenden Gemüth hervorbrachte, war so mächtig, daß sie plötzlich den Pinsel niederlegte, und mit einem wunderbar koncentrirten Ausdrucke der Stimme um eine zweyte Lektüre bat. Das ganze Wesen der stillen, vestalenhaften, in sich gewandten Angelika ward, wie durch einen gewaltigen elektrischen Schlag, erhöht und erschüttert. Thränen füllten ihr seelenvolles Auge. Ihr Schweigen war das Schweigen einer begeisterten Muse. Endlich brach sie mit schönem Enthusiasmus in die Worte aus: „Welche Gluth der Empfindung! Welch ein Zauber des Kolorits! Welch eine Tiefe des Kunstsinns! O die Scene, wo der Wanderer das Kind auf dem Arme wiegt, und die junge Frau mit der Trinkschale zurückkommt, will ich versuchen darzustellen. Sie steht so lebendig vor mir da, daß es von meiner Seite nichts weiter bedarf, als einer treuen Kopie.“ Zwey Tage nach diesem Besuche in Angelikas Arbeits-Zimmer verließ ich Rom. Kurz nachher wälzte der Krieg sich immer weiter über Italien fort. Ein langer Winterschlaf der Kunst folgte dieser verhängnißvollen Epoche. Hat die von den Stürmen der Zeitbegebenheiten damals hartbedrängte Künstlerinn ihre in Absicht auf das Gemählde nach Goethe sich selbst so feyerlich gethane Zusage erfüllen können oder nicht? Diese Frage, so oft ich sie schriftlich und mündlich seitdem auch wiederholte, blieb noch immer ohne befriedigende Antwort. Mußte Angelika, wie leider die Wahrscheinlichkeit befürchten läßt, es also blos bey der idealischen Empfängniß bewenden lassen, so hätten wir allerdings ein in jeder Hinsicht vortreffliches Bild zu betrauern; denn schwerlich wurde wol jemals ein Sujet mit so glühender Liebe von ihrem Genius ergriffen, wie dieses.

v. Matthisson.

Etwas über den Verfasser der von Gleim herausgegebenen ersten Kriegslieder. *)

Gleim spricht selbst in der Vorrede zu seinen Gedichten, daß er der Verfasser der ältern zur Zeit des siebenjährigen Krieges verfaßten Kriegslieder nicht sey. Indessen, das deutsche Publikum erkannte ihn immer als den wahren Verfasser derselben, fand aber seine spätern Kriegs-Lieder nicht von dem Werthe und Gehalte der ältern.

*) Daß wir nicht gemeint sind, des ehrwürdigen Gleims wohlerworbenen Ruhm zu schmälern oder seine heilige Wahrheitsliebe verdächtig zu machen, versteht sich von selbst. Wenn wir die in diesem Aufsatze, dessen Einsender uns unbekannt ist, enthaltene Nachricht mittheilen, so geschieht es nur, um Unterrichtete aufzufordern, den Grund oder Ungrund dieser Sage aufzudecken.

Red.

Der eigentliche Verfasser der ältern Gedichte war ein gewisser Preßler aus Bamberg gebürtig, welcher nach Gleims eigener, in der besagten Vorrede enthaltenen, Erklärung unter Friedrichs Fahnen gedient, und bey den Kleist'schen Streifzügen ins Bambergische erkannt, von den Bauern bis auf den Tod mißhandelt, und dann auf Lebenszeit zu Bamberg eingekerkert worden, weil er von der geistlichen Regierung als Apostat angesehen, und für den Verräther der Kirchenschätze gehalten wurde, welche Kleist in die Hände fielen. Preßler war als Kanonikus von Vorchheim unter das preußische Militär gegangen. — Da der wahre Verf. niemals sich bekannt zu machen Gelegenheit hatte; so ließ Gleim endlich den Ruf, daß er der Verfasser der bemeldeten Gedichte sey, auf seiner Person beruhen.

Preßler soll in den letzten neunziger Jahren aus seiner Gefangenschaft erlöst, und zu Worms gestorben seyn.

Sind von den Schicksalen dieses Mannes nicht mehrere Umstände zu erfahren?

A., 5 Dec. 1809. Kl...

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 10 Febr.

Nach einer Polizey-Verordnung werden forthin zur Vermeidung der Störung die Kirchen während der Predigt geschlossen, und nur eine Thür bleibt zum Auslaß für Kranke u. s. w. offen. So wenig diese Maßregel zu tadeln ist, so dürfte sie doch die Zahl der Kirchenbesucher schwerlich vermehren. Um auch jedes äußere störende Geräusch zu entfernen, müssen während der Andachtsübung alle Gewerbe rasten, die Laden verschlossen seyn, und die Polizey wird streng über die Aufrechthaltung dieses Gesetzes wachen.

Am 4ten März gibt der rühmlichst bekannte Flötenbläser Schröck ein Konzert im Saale des Nationaltheaters, und am 7. dess. Monats werden wir zum Erstenmale Schillers Lied von der Glocke nach Andreas Rombergs Komposition in einem Konzerte im Lokale der Maurerloge zu den drey Weltkugeln hören.

Der wackere Schauspieler Opitz zu Dresden ist todt. Unterm 5ten dieses schrieb der Schauspieldirektor Franz Seconda darüber an den Schriftsteller K. Stein folgendes: „Mein braver Regisseur Opitz ist nicht mehr! Der Unfall, daß ihm die Gicht in den Leib getreten war, endigte am 3ten dieses Monats seine irdische Laufbahn. Die Kunst und ich haben viel verloren. Friede seiner Asche!" In der That, ein nicht unbedeutender Verlust für die Kunst.

Beym Buchhändler Hitzig sind Göthe und Wieland nach Kügelchen von Posih in Gips und Schwefel mit Glas und Rahmen à 1 Rthlr. 10 Gr. zu haben. Die Aehnlichkeit ist bey beyden sehr groß. *)

Stuttgart.

Wir haben auf unsrer Bühne unlängst Hamlet gesehen. Er wurde nach der nicht unverdienstlichen, aber doch nicht genügenden Schröder'schen Bearbeitung gegeben, in welcher Hamlet mit dem Leben davon kommt; ein Mißgriff, der gewaltsam die Wirkung der großen dramatischen Komposition zerreißt. Die Darstellung hatte, wenigstens im Einzelnen, viel Verdienst. Hr. Lembert verwandte auf die Rolle des Hamlet allen Fleiß, und zeigte den denkenden Künstler; riß ihn auch sein natürliches Feuer dann und wann hin, so gab er doch den Karakter im Ganzen zur Zufriedenheit des zahlreich versammelten Publikum, und viele Momente gelangen ihm sehr. Unverkennbar ist in Hrn. Lembert das ächtkünstlerische Streben, sich immer mehr in seine Gewalt zu bekommen, und in den Sinn seiner Rollen einzudringen; er ist einer der Wenigen unsrer Menschendarsteller (wie Iffland sie nennt), welche ihrer Kunst Studium schuldig zu seyn glauben. — Ophelia wurde von Mad. Gebhaar, vorzüglich in den Scenen des Wahnsinns, ausgezeichnet brav dargestellt. — Hr. Schwarz gab den Geist mit Geist. — Hätte dem Schauspieler in der Rolle des Polonius nicht das Gedächtniß zuweilen verlassen, so ließe sich auch von ihm rühmen, daß er seiner Rolle Genüge that.

Die artige Operette von Guglielmi: Die Zwillinge, welche Hr. Krebs für das hiesige Theater übersetzt hat, gefiel bey wiederholter Darstellung sehr, und wurde auch äußerst brav gegeben. Hr. Krebs und Mad. Graff entsprachen ganz den Erwartungen, die man von ihren hohen Kunsttalenten zu haben berechtigt ist. — Vorzüglich gefielen aber auch, und mit vollem Rechte, die vier von unserm Konzertmeister Sutor dazu komponirten Musikstücke: im ersten Akte eine große Scene für Hrn. Krebs von überraschender Wirkung, besonders in der Anwendung der Blasinstrumente; dann in eben diesem Akte eine Arie für die zweyte Liebhaberinn, die Introduktion des zweyten Akts, und zuletzt eine Cavatina mit obligatem Violoncell für Hrn. Krebs, worin Hr. Graff, der Gatte unsrer berühmten Sängerinn, durch seine herrliche Behandlung des Violoncelles den lautesten Beyfall ärntete: er ist Meister seines Instruments, und zeichnet sich durch Präcision, wie durch gefühlvollen und glänzenden Vortrag aus. Wir rechnen ihn zu den ersten Zierden unsers braven Orchesters.

Zum Benefiz des Hrn. Lembert wurde Kotzebues: Die kluge Frau im Walde, zum Erstenmale gegeben, erhielt aber nach seinem langweiligen Verdienste nur eine sehr laue Aufnahme, obgleich die Darstellung recht gut war, und auch von der Seenerey und dem Prunke hinlänglich unterstützt wurde. — Wären die Späßchen des Larifari im Stücke, des Liebemund, von Hrn. Vincenz gewürzt, nicht gewesen, man wäre eingeschlafen. — Die Romantik soll überhaupt gar narkotischer Natur seyn.

Hr. Dihl, der sich der Bühne widmen will, ist zuerst als Philipp in Johanna von Montfaucon aufgetreten, und mit billiger Nachsicht vom Publikum aufgenommen worden. Man sieht, daß er weiß was er sagt; sein Organ ist nicht stark aber sonor, seine Gestalt nicht übel, er hat Dreistigkeit, und wird auf der Bühne bald zu Hause seyn. — Offenbar hat er recht viel Anlage, und da ächter Kunsttrieb ihn zur Bühne gebracht zu haben scheint, und er wissenschaftliche Bildung genossen hat, so läßt sich viel Gutes von ihm erwarten. Monotonie in der Deklamation und das Steeben, jedes Wort von einiger Bedeutung durch Betonung und Aktion herauszuheben, möchten die Klippen seyn, welche Hr. Dihl vorzüglich zu vermeiden hätte. Der Schauspieler muß nicht zuviel spielen wollen. — Wir wünschen, Hrn. Dihl recht oft in kleinen Rollen zu sehen, damit er um so eher den größern gewachsen werde.

---

*) Nächstens werden dergleichen Abdrücke auch von Schiller nach der Danneckerschen, als der ähnlichsten, Büste zu haben seyn.

Druckfehler.

Nro. 41, S. 162, Sp. 2, Z. 12, Dritte, st. Dicke.
— 44, — 173, — 1, — 2, u. s. Valentyn, st. Valentge.
— 46, — 184, — 1, — 1, 1671, st. 1771.
— 47, — 188, — 2, — 25, Artemis, st. Artemisia.

Nro. 53.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 2. März, 1810.

— Du Meister in der Kunst des Schönen,
Dem Lorber früh die Stirn umwand! —
Dem seines Busens göttlich Feuer
Geschick und Zeit umsonst bekämpft!

Meyer.

Brief von Gottfried August Bürger.

Als Beytrag zur Geschichte seines Lebens und seiner Studien. *)

An ***.

Göttingen, 20 Dec. 1785.

Weh thun, mein lieber ***, muß es mir allerdings, daß du mich seit deiner ganzen Abwesenheit auch nicht eines einzigen Briefes gewürdigt hast; aber zürnen kann ich dennoch nicht mit dir, ob ich gleich sehr wohl weiß, daß dein wirklich mir abgeneigtes Herz Schuld an diesem Stillschweigen ist. Und warum kann ich denn nicht zürnen? — Weil ich dein Herz besser kenne, als du das meinige; weil ich weiß, daß es deine Schuld nicht ist, wenn du mich und meinen Karakter verkannt hast; weil mein Gewissen mir Zeugniß gibt, daß kein Edler, der mich kennet, mich zu hassen oder zu verachten im Stande sey. Zwar könnte ich wol über deine allzugroße Leichtgläubigkeit ein wenig mit dir hadern, nach welcher du wol manchen Zahlpfennig für ein ächtes vollwichtiges Goldstück, selbst wider die Absicht desjenigen, der ihn dir aufschwatzte, annahmst; allein du hattest ja nicht Zeit, zu untersuchen und zu prüfen. Also fällt auch hierüber aller Hader weg. Es mag ja wol an manchem Orte deines letzten Aufenthaltes in Deutschland arg genug über mich hergegangen seyn; ich weiß das Meiste davon fast buchstäblich; und was ich nicht weiß, das kann ich mir gar leicht aus dem unbesonnenen, unstäten, windigen und karakterlosen Leichtsinn, aus welchem Dieser und Jener zu schnaken pflegt, hinzudenken. Wie wäre es dir da möglich gewesen, eine richtige, unverfälschte Vorstellung von mir zu behalten? — Doch, — wozu frische ich unangenehme Bilder der Vergangenheit auf? — Vergessen sey und bleibe, was irgend wer mir jemals zu Leide redete oder that, so wie es schon längst in meinem Herzen vergeben war! Wenn auch sonst überall nichts Gutes an mir wäre, so ist es doch das, daß ich keinem Beleidiger Haß oder Rache nachzutragen im Stande bin. Gegen diejenigen, die es nun vollends nicht aus bösem Vorsatze sind, kann ich auch keinen Augenblick zürnen.

Diese Gesinnungen hätte ich schon eher gegen dich geäußert, wenn nicht Kränklichkeit und tausendfache Zerstreuungen meiner letzten Lebensjahre, insonderheit aber die Besorgniß, daß es für kriechende Heucheley genommen werden möchte, meinem Vorsatze, an dich zu schreiben, in den Weg getreten wären. Jetzt aber, da unser *** auf einige Wochen zum Besuche bey mir ist, und ich ihn so emsig an dich schreiben sehe, werde auch ich dazu ermuntert, besonders, da ja nun alle Fehde ein Ende haben wird, und keine Ursache mehr vorhanden ist, mir eine neue anzukündigen. Du alter ehrlicher Don quixote kannst nun Schwert und Lanze getrost ruhen lassen, brauchst auch keinen Andern mehr in Harnisch zu jagen, denn was du nur jemals gesehen und

*) Er kann zugleich zur Ergänzung und Bestätigung der vortrefflichen biographischen Nachrichten dienen, welche sich im 4ten Bande von Bürgers sämmtlichen Schriften, herausgegeben von Karl Reinhard, befinden.

für Riesen gehalten haben magst, waren weiter nichts, als Windmühlen, und auch diese Windmühlen sind nun sammt und sonders zusammengestürzt. Der alte Windmüller in *** verdiente nun zwar wol, ein Bischen dafür gehetzt zu werden, daß er dir so manches gräßliche Gaukelspiel vormachte; allein wenn es die vergeltende Gerechtigkeit des Schicksals nicht thut, so will ich mich gewiß damit nicht befassen. Denn aus Herzensbosheit hat er wol auch eben nicht gewindmüllert, wiewol freylich der Leichtsinn und Muthwille oft eben so viel Böses, als die Bosheit, stifter. Doch, genug hiervon! —

Geut theilte ich dir nunmehr Eins und das Andre von der Geschichte meiner letzten Lebensjahre mit, wenn ich nur wüßte, was dir bereits davon bekannt oder nicht bekannt ist. Denn Einerley vielleicht zwey- und mehrmal nach Ostindien zu schreiben, ist doch des weiten Weges kaum werth. Gleichwol darf ich voraussetzen, daß dir Dies und Jenes schon von Andern berichtet seyn werde. Doch, dem sey, wie ihm wolle, so will ich das Hauptsächlichste, wiewol freylich nur kurz, berühren. — Daß ich vor anderthalb Jahren meine Amtmanns-Stelle niedergelegt habe, wirst du wol längst wissen. Es war in dem elenden Edelmanns-Dienste nicht mehr auszuhalten. Es ging dabey nicht nur all mein Armüthchen, sondern auch Gesundheit und fast das Leben zu Grunde. Die beständigen Händel und Zänkereyen, die ich besonders mit dem G. v. *** in G., und der Widerwille, den ich gegen alle mit diesem Amte verbundenen nichtswürdigen Plackereyen hatte, liessen mich meines Lebens nicht wohl und nicht froh werden. Ich gerieth mit dem G., auf dessen Hungergute A. ich einige tausend Thaler zugesetzt habe, endlich sogar in Prozeß, welcher mich denn so aufbrachte, daß ich etwas that, was ich schon vor zehn Jahren hätte thun sollen, nämlich, daß ich kurz und gut die elende Stelle aufgab, da ich auf andere Art mich wenigstens eben so gut durchbringen konnte.

Das letzte halbe Jahr, ehe ich das Gericht Gleichen verließ, wohnte ich nach meinem Abzuge von Appenrode in Gelliehausen. Hier starb mir am 30 Julius 1784 meine gute Dorette an eben der langwierigen auszehrenden Krankheit, woran der selige Karl gestorben ist. Das schwere und kostbare Hauskreuz, unter dessen Last ich da länger als ein halbes Jahr geseufzt habe, kann und mag ich dir jetzt nicht mehr schildern. Mehrere Monate lang sah ich sie täglich dahin sterben, ohne ihre Wiederherstellung auch nur hoffen zu dürfen. Ihre Krankheit hatte während ihrer letzten Schwangerschaft mit einem elenden, anfangs gar nicht geachteten Schnupfen und Husten angefangen. Die Niederkunft mit einem Mädchen ging dessen ungeachtet glücklich von Statten; auch war sie bereits vom Wochenbette wieder aufgestanden, als das vorige hektische Fieber sich von neuem ihrer wieder bemächtigte, und sie endlich nach langwierigem Jammer dem Tode überlieferte. Das Kind starb einige Wochen nach ihr an eben dieser Krankheit, wozu es den Samen schon mit auf die Welt gebracht hatte. Ich brachte hierauf meine Ize nach Bissendorf, wo sich Gustchen seit einem Jahre wieder aufhielt, nachdem sie die vorherige Zeit nach Karls Tode bey einer meiner Schwestern in Sachsen gelebt hatte. Ich selbst gab meinen Landhaushalt nun gänzlich auf, verauctionirte meine überflüßigen mir beschwerlichen Pertinentien, und zog Michaelis 1784 nach Göttingen, wo ich mit gutem Beyfalle anfing Collegia zu lesen, und dabey mein hinlängliches Auskommen fand.

(Der Beschluß folgt.)

Wahre Erziehungsgeschichte eines ächtromantischen Sperlings zu Paris.

(Beschluß.)

Der Abscheu seiner Brüder gegen das romantisch-klingende Leben Philipps (eine Benennung, die ihnen wol eben so seltsam schien, als uns die hochgelehrten Namen der unbefiederten Romantiker Astralis, Vitalis, Isidorus, Florus u. a.) — diesen Abscheu theilten aber seine Schwestern keinesweges, vielmehr schien ihnen der Klang nicht weniger bedeutungsvoll, als der Wald- und Posthornklang, in welchem bekanntlich die unbefiederte Liebe sich allein ächtromantisch und verklärt auszusprechen weiß; wenigstens ist es gewiß, daß, so oft er (um in der sinn- und gehaltvollen Sprache einer unserer Kernromantiker zu reden), „was er wünschte, ließ erklingen" — sie ihn nicht „lange liessen einsam hallen." Alsdann aber war es sehr merkwürdig zu beobachten, wie er seine Zeit in die Erfüllung der Minnepflichten, und in jene gegen seinen Erzieher zu theilen wußte. — Uebrigens störte das romantische Glöckchen weder ihn noch seine „von der Luft getragene Huldinn" bey ihrem süßesten Zeitvertreibe; sondern es schien vielmehr, als beflügele es „den göttlichen Wahnsinn," und als wollte Philipp durch den bey diesem Spiele fast ununterbrochenen Klingklang den Nachbarn sein höher potenzirtes Spatzen-Daseyn kund thun, und ihnen beweisen, was die Romantik in einem Sperlinge vermag, und wie hoch sie die Ihrigen über das Philistervolk erhebt. — Diese Bemerkung danken wir der Aufmerksamkeit seines Erziehers, der nie ermüdete seinen Zögling zu beobachten, und bey dieser Gelegenheit oft genug die Furcht hegte, seinen Liebling „in übergroßer Seligkeit verklingend, als selbstgebrachtes Opfer" fallen zu sehen.

Brachte er nun den Tag im Neste bey seiner dem Daseyn entgegenstrebenden Familie zu, versorgte er die Mutter reichlich mit Nahrung, pflegte er bald darauf gemeinschaftlich mit derselben die Jungen, und verließ er die Seinigen nie eher, als bis sie der väterlichen Sorgfalt überhoben seyn konnten, — so vernachläßigte er doch auch in dieser Zeit seinen guten Herrn nicht. Er besuchte ihn re-

gelmäßig; nur sehr selten fand eine Ausnahme statt. Das allerdringendste Bedürfniß allein konnte ihn einen Tag von seinem Wohlthäter entfernt halten. Nur in der Zeit, wo „dort an jener Bergeskreihe klingt die Bläue, und die Lichte strömt zurück, und alles Wachsthum wird Musik," d. h. in der Zeit, die ein Nichtromantiker den Frühling zu nennen pflegt, vermochte die Leidenschaft über die Pflichterfüllung zu siegen, wo er dann aber nie verfehlte sich am andern Morgen frühzeitig einzustellen, gleichsam als wollte er Rechenschaft von seiner Aufführung ablegen. Ueberhaupt hätte man in Versuchung gerathen können, aus seiner ganzen Lebenseinrichtung im Invalidenhause hervorleuchten zu sehen, daß nur diejenigen Bewohner desselben ihm Muster der Nachahmung waren, welche den strengen militärischen Gehorsam nicht aus Furcht, sondern aus Lust und Liebe zu ihren übernommenen Verbindlichkeiten übten.

Philipp war indessen keineswegs fehlerfrey. Ein häßliches Laster entstellte oft alle seine schönen Eigenschaften. Eifersucht, die in seinem Karakter herrschend zu seyn schien, und die er in allen Abstufungen, deren sie fähig ist, sichtbar werden ließ, machte ihn oft sehr hassenswerth. — Eines Tages glaubte er sich über sein Weibchen zu beklagen zu haben; es aus dem Neste herausstoßen, auf dem Boden herumschleppen, auf das schrecklichste mißhandeln, war das Werk eines Augenblicks. Sein Herr, der sich eben im Vorhofe des Krankenhauses befand, war Zeuge der Grausamkeit seines Zöglings. Er machte den Vermittler. Man brachte ihm das traurige Opfer der Gattenwuth. Philipp floh davon. Bald darauf kam er zurück, und schien zur Einsicht seines Vergehens gelangt zu seyn; denn er betrachtete sein Weibchen mit trauerndem Blicke, er schmeichelte ihm, als wollte er ihm Trost geben. Die Versöhnung erfolgte, und er begleitete die Mutter zu ihren geliebten Jungen. Ob nun diese Wuth wirklich aus Eifersucht, oder aus sonst einer andern Ursache entstanden war, das liegt freylich in Dunkel gehüllt. Ein ächter und wüthender Romantiker bedarf aber auch eben kein Sperling zu seyn, — um unerklärbar zu bleiben.

Eben so boshaft zeigte sich unser Sperling gegen jede andere Vogelart; die seinige konnte er dulden, wenn sie ihn ungereizt ließ; jene aber waren ihm alle ohne Ausnahme verhaßt. Sein Herr besaß einen jungen Kanarienvogel, der ihm ebenfalls sehr lieb geworden war. Ein unglücklicher Zufall hielt den armen Vogel immer im Zimmer; er hatte ein Bein gebrochen, das ihm abgeschnitten werden mußte. Dieser Invaliden-Zustand des Kanarienvogels rührte aber den stolzen Sperling nicht im mindesten, obgleich er doch mehr als ein anderer hätte fühlen sollen, wie mitleidswerth die Gebrechlichen sind, — indem er selber einäugig war. Der Herr war genöthigt, seine gefiederten Schützlinge von einander entfernt zu halten, und nur mit der größten Vorsicht konnte er es wagen, seinem Kanarienvogel zu schmeicheln oder ihn zu pflegen. Der egoistische Sperling durfte es nicht wahrnehmen. Eifersüchtig auf die Liebesäußerungen seines Erziehers, konnte er solche dem verhaßten Nebenbuhler nie zu Theile werden sehen, ohne in die heftigste Wuth zu gerathen. In solchem Falle geberdete er sich wie ein Rasender, floh davon, und glaubte seinen Herrn durch das Nichtzurückkehren während einiger Tage zu bestrafen.

Der Marschall von Biron besaß in der Nähe des Invalidenhauses einen prächtigen Garten, in welchem die Sperlinge großen Schaden anrichteten, und denen er daher allen den Tod geschworen hatte. Er erfuhr aber nicht sobald die seine Existenz unsers Philipps, und wie dieser den Trost und die Freude eines kranken und mit Schmerzen beladenen alten Kriegers ausmache, als er den Befehl zurücknahm. Dem ganzen Räubergeschlechte widerfuhr Gnade, damit der eine nicht mit verwickelt würde in den gegen alle erlassenen Vertilgungs-Befehl.

Diese außerordentlichen Eigenschaften des merkwürdigen Sperlings waren die Frucht des Müßigganges eines unglücklichen, an der untern Hälfte des Körpers gelähmten, wackern Soldaten. Das Bedürfniß, sich zu beschäftigen, zu zerstreuen, zu erheitern, besonders aber das Verlangen, von irgend einem Wesen geliebt zu werden, an irgend ein Geschöpf durch Wohlthätigkeits-Uebung geknüpft zu seyn, gaben dem guten Manne die unsägliche Geduld und den ausdauernden Fleiß zu seinem Erziehungsgeschäfte. — Der Mensch kann auf alle lebende Wesen seinen Einfluß geltend machen. So erzählt man von einem Gefangenen in der Bastille, der alle Spinnen in seiner Nachbarschaft mittelst des Tons einer Laute an sich zu locken wußte, und daß sie auf seinen Befehl ihn wieder verliessen. Andere Gefangene wußten ihren natürlichen Abscheu gegen die Mäuse zu besiegen und sie an sich zu gewöhnen, trotz der denselben angebornen Furcht, und trotz ihrem Hange zur Zurückgezogenheit und Einsamkeit. So hatte Santeuil*) sich einen Kanarienvogel erzogen und ihn gewöhnt, nie laut und wild zu pfeifen, als wenn sein Herr, von Begeisterung ergriffen, seine poetischen Arbeiten entwarf.

Es liegt wol außer allem Zweifel, daß die Sicherheit, alle Lebensbedürfnisse befriedigt zu sehen, daß die Gewohnheit, die man, uneigentlich genug, so oft Instinkt

*) Johann Baptist Santeuil, geb. zu Dijon 1630, gest. zu Paris 1697. Er hat blos in lateinischer Sprache gedichtet; und wenn man auch nicht in die übertriebenen Lobeserhebungen seiner Landsleute mit einstimmen kann, daß er nämlich nicht weniger zum Ruhme des Jahrhunderts Augusts beygetragen haben würde, als er eine Zierde des Jahrhunderts Ludwigs XIV war; so ist ihm doch eine seltene Originalität, verbunden mit einer lebendigen und kraftvollen Darstellungsgabe, nicht abzusprechen. Seine lateinischen Hymnen, die in sehr vielen französischen Kirchen noch jetzt gesungen werden, bilden wirklich ein sehr schönes Monument dieses Dichters.

nennt, daß endlich auch ein Gefühl der Dankbarkeit, welches wol nur diejenigen den Thieren absprechen können, denen selbst dieses Gefühl fremd ist, — daß alle diese Umstände, vereint, unsern Sperling zu der bewundernswürdigen Gelehrigkeit und Folgsamkeit gebracht, und Eigenschaften in ihm entwickelt haben, deren Daseyn ihm immer unbekannt geblieben wäre, wenn sie nicht die Liebe eines guten Menschen geweckt hätte. Sind ja die menschlichen Kräfte im Werden auch nur Keime, die in sich selbst verkümmern, wenn ihnen die Gelegenheit sich zu entwickeln nicht gegeben wird!

Erasmus, Bekämpfer des Gespenster-Glaubens.

Wenn es eine traurige Erscheinung ist, im neunzehnten Jahrhunderte öffentliche Vertheidiger des Gespensterglaubens auftreten zu sehen, so ist es eine desto erfreulichere, in der Gallerie der Zierden der Vorzeit einem Manne zu begegnen, der schon vor 300 Jahren, auch hierin, wie in vielem andern, seinem Zeitalter voreilend, dem Glauben an Gespenster entgegenarbeitete, und auf eben dem Wege, den ein würdiger Schriftsteller unsrer Zeit *) mit Glück betreten hat, — durch Darstellung des natürlichen Zusammenhanges der vermeinten Wundergeschichten, — seinen Zweck zu erreichen suchte. Erasmus, der durch den Umgang mit den Geistern des alten Griechenlands und Latiums seinen Blick in die Natur der Dinge geschärft hatte, läßt **) zwey Freunde sich über eine Geistererscheinung unterhalten, womit lustige Köpfe einen Priester Faunus geneckt hatten, und legt ihnen am Ende ihres Gespräches, als Nutzanwendung, folgende sehr vernünftige Theorie der Geisterkunde in den Mund: Th. Antehac non soleo multum tribuere fabulis, quae vulgo feruntur de spectris, sed posthac multo minus tribuam: suspicor enim ab hominibus credulis, et Fauni similibus, multa pro veris prodita litteris, quae simili artificio sunt adsimulata. Ans. Ego pleraque hujus generis esse credo.

J. K. Höck.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin.

Die Bürgergarde soll ihre neue Organisation in einigen Wochen erhalten. Auch die Uniform derselben wird in unwesentlichen Dingen Veränderungen erhalten, im Ganzen aber so bleiben wie sie ist, weil man, mit Recht, manchem nicht bemittelten Mitgliede die Kosten ersparen will.

Das große Friedrichs-Waisenhaus hat neuerdings viele Geschenke empfangen. Von der großen National-Mutter-Loge zu den drey Weltkugeln 150 Thlr., von der hiesigen Kaufmannschaft 500 Thlr., von den Stadtverordneten 108 Thlr., von der Brauer-Innung 130 Thlr., und von dem Magistrate 935 Ellen Leinwand. Gerade diesem Institute sind diese Wohlthaten wünschenswerth, da es im Laufe der Unglücks-Perioden nur kümmerlich bestand. — Um die Kosten der diesjährigen Straffen-Erleuchtung decken, und ferner bestreiten zu können, sind die Beyträge für die Nachtwachts-Kasse auf 3 Monate um das Doppelte erhöht worden.

A. Müllers erste Vorlesung über Friedrich II. ist (bey Saalfeld) im Druck erschienen. — Hr. Dr. Rockstroh hat (daselbst) herausgegeben: Die Kunst mancherley Gegenstände aus Papier zu formen. Eine nützliche und angenehme Beschäftigung für junge Leute. — Von Ingenieur-Kapitän Meinert erschien eine Darstellung des Gebrauchs und Nutzens physischer, chemischer, mathematischer und ästhetischer Kenntnisse in der Ausübung der Künste und Handwerker (bey den Gebrüdern Gaedicke). Von K. Steins: Der Herr Nachbar, wird ein zweytes Bändchen herausgegeben (bey Maurer).

Am 5 Februar wird Dr. Hufeland „den Anfang der klinischen Vorlesungen und Uebungen im neuen Universitäts-Gebäude machen." Hr. Prof. K. Schulze, der bisher Unterricht gab in der englischen Sprache, hat ein philologisches Museum veranstaltet.

Dankbar erkennt es Jeder, daß für die Erhaltung religiöser Gefühle in unserm Staate gesorgt werden soll. Das Band der Religion, das einzige, welches dauernd eine Nation verbindet, war und ist gelöst durch ein eitendes Streben zur Aufklärung, das, wegen seiner Schnelligkeit, von der Masse oft nicht begriffen, und gemisdeutet wurde. Ohne entscheiden zu wollen über die große Frage: Ob die Menge des Volks einer hohen Bildung überhaupt fähig ist, ohne sogleich über die Bahn hinauszuspringen? — so bleibt es doch gewiß, daß in unserm Staate das Wort Politur gar oft statt Bildung genannt werden mußte; es bleibt gewiß, daß ein zwangentbindender Dämon dem Karakter des Volks und den Sitten desselben nachtheilig war. Es ist indessen eben so erwiesen, daß ein Volk niemals schnelle Rückschritte thut, wenigstens ohne dann bey dem Rückschreiten zu bleiben, und deshalb würde es dringend nöthig seyn, jede Maßregel genau zu prüfen. Dies ist so lange nicht nöthig, als man nur den Kultus der Religion beachtet, und diesem Fels, nach welchem selbst der Freydenker im Unglücke faßt, die Achtung verschafft, welche ihm gebührt. Nur die Anmaßung der Religions-Diener, sie, welche alle Jahrhunderte mit Schrecken erfüllte, bleibe in der Gruft, wohin sie der Zeitgeist und die reinern Ansichten leiteten. — Während des Gottesdienstes müssen jetzt Käufer und Verkäufer feyern, vor den Kirchen wird kein Tumult, kein Wagenfahren geduldet, und die militärischen Paraden werden nicht mit Janitscharen-Musik vorüber ziehen. Die Gotteshäuser sind geschlossen, sobald der Gesang beginnt, und dürfen nur in einem Nothfalle geöffnet werden, damit dem dies Neugierigen das störende Laufen versagt bleibt.

Die Beyträge zur neuen Armen-Anstalt sind noch nicht so beträchtlich als man gehofft hat. Zum Theil liegt dies bestimmt daran: daß man sich noch nicht die Mühe gab, dem Publikum die Art anzugeben, welche zu dem Zwecke, die Strassenbetteley ganz zu verbannen, führen soll. Von der andern Seite konnte man freylich auch erwarten, daß sich die reichen Mitbürger auszeichnen würden; was aber nur von Einzelnen geschah. Mit Recht verdient es eine Rüge, daß ein hiesiger reicher Kaufmann, welcher durch Kleinkrämerey die Pfennige der Armen täglich mit ihnen theilt, monatlich acht Groschen geben will, um damit mehr als zwanzigtausend Armen eine Unterstützung zufließen zu lassen. — Solche Empfindungen müssen freylich zum Reichthume verhelfen! — Einige andre Kaufleute, welche minder reich sind, haben funfzehn und zwanzig Thaler unterzeichnet.

*) Wagner in s. Buche: „Die Gespenster."

**) In s. Colloq. p. 356. sqq.

Nro. 54.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 3. März, 1810.

Erinnrung! —
Wie willkommen im Schleyer der Trauer!
Willkommen im heitern Silberflor!
Rasch entfleucht der Gegenwart Freude;
Du, sinnende Trösterinn, weilst!

v. Salis.

Das Bekannte.

Es liegt in der Beschaffenheit unsrer Existenz, daß wir dahin zurückkehren, von wo wir ausgegangen sind. Alles Fortstreben ist blos Erweiterung des engen Kreises, den wir nie verlassen, und aus dessen Gränzen wir nie gewiesen zu werden verlangen.

Nur dem Unbedachten kann diese Erscheinung Einförmigkeit heißen, und nur der Unverständige kann begehren, daß jeder Raum nach Zeit und Ort immerfort ein anderer, ein durchaus neuer, mit seinem Nachbarn im geringsten nicht verbundener, seyn möge.

Der Reichthum der Abwechslungen und der Mannigfaltigkeiten im Leben besteht nicht im Verlieren dessen, was man hat, sondern im Gewinnen neuer Besitzungen, in der Vermehrung dessen, was man vorher schon hatte. Je leichter und gewisser man das Neue mit dem Alten vereinigen kann, desto sicherer wird uns der Besitz.

Ich zürnte heute über mich selbst, daß ich jeden Morgen so gern wieder zu dem zurückkehre, was ich gestern und vorgestern sah. Es sind ja die nämlichen Dinge, sagte ich zu mir selbst, was können sie dir lehrreiches zum Anschauen darbieten? Aber in dem Augenblicke, wo ich so dachte, wurde ich auch schon gewahr, wie der Geist sich bemühte, diese nämlichen Dinge mit allen den neuen Erfahrungen, die ich seitdem gemacht hatte, als ich sie zum Letztenmale sah, in eine neue Vermischung zu bringen, und eben dadurch aus dem Alten selbst sich ein Neues zu schaffen, was morgen wieder alt und übermorgen wieder neu seyn wird. Die wesentliche Natur des Geistes besteht im Ordnen der Dinge. In seinen Begriffen liegt die Welt. So viel oder wenig er sich davon eigen machen kann, so viel oder wenig gehört ihm an — so groß oder so klein ist die Sphäre, worin er sich bewegt. Soll der Geist wachsen, so muß sich seine Sphäre erweitern, ohne daß er darum aus seinem Mittelpunkte gerückt werde, welchen die ganze Sphäre mit allen ihren Bewegungen umschließt.

Sey mir willkommen, Mnemosyne, du holdselige Gefährtinn unsers Daseyns! Du führest mich zu Bekannten, die ein Recht haben, mich freundlich zu begrüßen. Nur von diesen will ich mich einführen lassen in die Kreise der Unbekannten, welche durch deine Vermittelung erst meine Freunde und Bekannten werden sollen. Wie könnte ich dem Unbekannten je mein Zutrauen schenken, wenn ich es nicht auf deine Verantwortung thun dürfte. Du allein stehst mir dafür, daß mir das Neue bey näherer Bekanntschaft eben so werth seyn werde, als wie das Alte, Längstbekannte war. Und sollte ich jemals in diesen Erwartungen mich getäuscht finden, so kehre ich ohne Mißvergnügen wieder mit dir in meine Heimat, und wir setzen uns an unsern Heerd, und erzählen uns Geschichten der Kindheit, wo das Alte jung war, und wir in schuldloser Unbefangenheit des Herzens der Dinge Wechsel vor ungetrübten Blicken vorübergehen ließen.

Horstig.

Brief von Gottfried August Bürger.

(Beschluß.)

Weil aber durch die Trübsale der letzten Zeit meine Gesundheit allzusehr gelitten hatte, als daß ich mich von selbst wieder hätte erholen können, so mußte ich verwichene Ostern meine akademischen Beschäftigungen wieder aussetzen, um diesen Sommer über eine gründliche Kur vorzunehmen. Ich reiste daher nach Pyrmont und Meinberg, wo ich Brunnen und Bad gebraucht habe. Vorher aber verband ich mich mit derjenigen, die seit zehn oder zwölf Jahren, nach einem mir unerklärbaren Verhängnisse, das Unglück meines Lebens gewesen war, um sie dadurch zum Glück meines noch übrigen Lebens umzuschaffen. Wenn mein fast ganz hinwelkendes Leben nunmehr allmählig wieder aufzugrünen und zu blühen anfängt, so habe ich es wol nicht blos Brunnen, Bädern und Apotheken zu verdanken, sondern hauptsächlich ihr, ohne deren Besitz ich lieber mein Daseyn gar nicht haben möchte. Seit Michaelis leben wir nun beyderseits in Göttingen, und wenn erst die jetzigen Sorgen und Kosten unserer neuen häuslichen Einrichtung überstanden seyn werden, so sehen wir, wenn uns sonst nur der Himmel Gesundheit beschert, einer angenehmern und gemächlichern Zukunft entgegen, als unsere so kummervolle Vergangenheit war. Was herzinnige, unwandelbare Liebe zum Glück unsers Lebens nur irgend beytragen kann, das wird sie gewiß hergeben, und unser nothdürftiges Auskommen werden wir gewiß auch finden, wenn wir nur gesund bleiben. Denn ob ich gleich zur Zeit noch nicht Professor bin, welches ich doch bald zu werden hoffen darf, so denke ich doch durch Lesen und Schreiben so viel zu verdienen, daß es uns an dem Nothwendigen nicht leicht fehlen soll. Mein kleines liebes Weib ist eine gute und fleißige Hauswirthinn, und dies wird hoffentlich nicht wenig dazu beytragen, mir auf den grünen Zweig wieder hinauf zu helfen, von welchem ich durch so mancherley Stürme meines vorigen Lebens heruntergeschüttelt war. Wenn der Himmel dich einst gesund und glücklich in dein Vaterland und in unsere Arme zurückliefern wird, welches wir Alle so herzlich wünschen, so sollst du uns, so Gott will, glücklicher und vergnügter wiederfinden, als du uns verlassen hast. Möchte doch dieser angenehme Zeitpunkt erst da seyn!

Hier hast du nun einen Hauptumriß meiner letzten Lebensgeschichte. Besonders merkwürdige Veränderungen haben sich seitdem in unserer Familie nicht zugetragen. Die nächste Merkwürdigkeit dürfte wol ein junger Erbprinz für unser Erpel ziemlich in Verfall gerathenes Reich seyn. — — — Kommt, wie ich wünsche und hoffe, ein Junge an den Tag, so sollst du hiermit zum Gevatter erbeten seyn, und dieser Brief mag statt des Gevatterbriefes dienen. — Du wirst es doch wol annehmen? Oder willst du mit uns hassens- und verachtungswürdigen Ungeheuern ganz und gar keine Gemeinschaft mehr haben? Pfui, schäme dich, du alter Don Quixote, daß du dich so bewindmühlern ließest! Und wenn du dich ausgeschämt hast, so komm wieder her, und laß dich umarmen!

Sage mir alsdann nur, um's Himmelswillen, was für abentheuerliche Vorstellungen von unserer beyderseitigen Abscheulichkeit du dir hast beybringen lassen? Das Wind- und Klappermüller-Volk in B., mit welchem ich übrigens von je und je recht friedlich und schiedlich zurecht gekommen bin, weil ich's nie für etwas Höheres oder Geringeres genommen habe, als was es ist, und mit welchem ich also auch künftig recht herzlich gut durch die Welt kommen werde, dies Wind- und Klappermüller-Volk dürfte wol beynahe selbst deiner gutherzigen Leichtgläubigkeit lachen, wenn es wüßte, wie du so im ganzen Ernste Windmühlen für Riesen angesehen habest, und noch bis auf den heutigen Tag bereit seyest, mit Schwert und Speer darauf loszurennen. Nein, liebes Junge, wir waren weiter nichts, als arme unglückliche Leute, deren Abscheulichkeit in weiter nichts bestand, als daß wir uns liebten, ohne uns dies weder gegeben zu haben, noch wieder nehmen zu können. Es hat darunter Keiner mehr gelitten, als wir selbst, und hätten nicht Leute, welche es nichts anging, ganz unberufener Weise ihre Nasen dazwischen gesteckt, so würde Alles seinen stillen und ruhigen Gang gegangen seyn. Doch, es hat ja nun alle Fehde ein Ende! Wir sind durch alles das, was vorbey ist, um nichts schlechter geworden, und dürfen uns rühmen, daß wir nichts desto weniger von guten und edeln Menschen geschätzt und geliebt werden. Mein Gewissen hat sich nicht vorzuwerfen, daß ich deßwegen ein minder guter Ehemann gegen meine verewigte Dorette gewesen sey, als ich wol sonst gewesen seyn würde. Ich konnte sie jeder Zeit auffordern und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und liebelos begegnet sey, und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten. Nun, dies ist es ja wol Alles, was dein Herz gegen uns empörte. Oder hast du auch noch sonst etwas wider mich gehabt? Ich bin mir wenigstens nichts weiter bewußt, wodurch ich die Erbitterung deines Herzens verdient haben könnte. Doch ja, noch eins fällt mir ein. Zu der Zeit da mir die Vormundschaft auf eine sehr unwürdige Art abgenommen wurde, that mir das Publikum, höchst wahrscheinlich durch die edle Windmüllerey veranlaßt, die Ehre an, von mir zu glauben, daß ich gar übel mit meinen Kuratel-Rechnungen bestehen würde. Ich bin aber, Gott Lob! recht gut damit bestanden, und Niemand kann mir vorwerfen, daß ich Segen davon gehabt, indem ich keinen Heller Salarium davon genossen habe, welches gleichwol meinem Nachfolger zu Theil werden muß. Dennoch habe ich die Last, Plackerey und Sorgen derjenigen Zeiten bestanden, da es nicht desperater aussehen konnte, als es aussah. Ich denke auch nicht, daß ich der Kuratel die schlechtesten Dienste

gewidmet habe, indem das Verdienst des gewonnenen Erbschafts-Prozesses mir ganz allein gebühret. Wie viel bequemer und ruhiger hat es nicht dagegen P.. gehabt, der den argen Wust, in welchem Keiner wußte, wer Koch oder Kellner war, aufgeräumt fand, und nachher wenig mehr gethan hat, als Geld einnehmen, und Geld ausgeben. Gleichwol soll nun wol noch manches Tröpfchen Wasser in der Leine vorüberlaufen ehe wir mit diesem aus einander kommen und der ehrliche Windmüller, so gewaltig er's auch in Worten hat, wird gewiß mit der That desto weniger dazu beytragen, daß wir mit P.. auf's Reine kommen. Du hättest daher deine Vollmacht, die du bey ihm zurückliessest, und gleichsam in des sel. Abrahams Schoß gelegt zu haben glaubtest, nur eben so gut seinem Peter ertheilen können. Deine Angelegenheiten würden auf die Art eben so gut besorgt worden seyn u. s. w.

Vermuthung.

Wo, zerbläuter Olan, du deine Xantippe die holtest,
Hat Euridicen wol früher auch Orpheus geholt.

Hs.

Ueber Lottchens Hut.

Nach Boufflers.

Viel Geschmack beweist
Lottchens neuer Hut.
Neuen Sieg verheißt
Lottchens neuer Hut.
Molly sprach: Wer preist
Meinen neuen Hut?
Ich besänge dreist
Lottchens neuen Hut,
Hätt' ich nur den Geist
Unter Lottchens Hut.

Hs.

Kleine Mannigfaltigkeiten.

Von J. W. Petersen.

1.

Carus a) behauptet: „Wohl befördert keine Kunst die Sinnlichkeit mehr, als die Musik, so daß durch sie eine Menge Ausschweifungen, vorzüglich im Geschmackssinne bewirkt werden. Die Beyspiele von großen, den Prunk liebenden und im Essen unmäßigen Tonkünstlern, wie Händel, Jomelli, Gluck, Bach, Benda — erweisen dieses."

Sollten die genannten Tonkünstler auch wirklich alle mächtige Eßer gewesen seyn, was bewiese dies für den aufgestellten Satz? Wie sollten Töne einen so großen Einfluß auf den Sitz des Hungers, den Magen und die kleinen Gedärme, haben? Wie sollten sie das Wiedereinschlürfen (Resorbtion) des Magens vermehren, oder den ätzenden Reiz des Magensafts verstärken können?

a) Psychologie, 1, 157.

2.

Das Kameel ist eines der nützlichsten Thiere. Seine Kraft im Lastiragen, seine Ausdauer, seine Behendigkeit sind höchst schätzbare Eigenschaften. In seinen Haaren haben wir einen sehr brauchbaren Stoff zu allerley Zeug: seine Milch ist ein gutes Getränke und sein Fleisch keine schlechte Speise. Dabey ist seine Unterhaltung äußerst wohlfeil, indem es sich von Disteln, Brennesseln und allerley Baumlaub nährt. Zimmermann b) und andere neuere Schriftsteller haben daher die Nachzucht dieser Thierart und deren Verpflanzung durch ganz Europa dringend empfolen.

Diesen Gedanken hatte — was, meines Wissens, noch nirgends bemerkt worden ist, — schon Kaiser Friedrich II in den Jahren 1239 und 40. Und Friedrich ließ es nicht beym bloßen Gedanken bewenden: er führte ihn auch aus. Auf seinen Gütern in Luceria (in Sicilien) hatte er acht dieser Thiere c); in Malta hegte er andere, einzig zur Fortpflanzung bestimmt d); und wahrscheinlich hatte er sonst noch dergleichen Kameel-Vermehrungs-Anstalten getroffen.

3.

Von Klopstocks Aufenthalt in Karlsruhe ist beynahe nichts zur öffentlichen Kunde gekommen. Es stehe daher eine kleine Nachricht davon hier: vielleicht veranlaßt sie mehrere Beyträge.

Klopstock kam im Sept. 1774 dahin; Unterhaltung, oder eigentlich Aufheiterung des Markgrafen war seine Bestimmung. Fast jeden Nachmittag besuchte er den öffentlichen Büchersaal, und unterhielt sich daselbst mit dem Rector Sachs, dem Prof. Böckmann, dem Prinzen-Lehrer Ring, witzjägerischen Angedenkens, und andern Gelehrten und Ungelehrten.

Kl. war ein außerordentlicher Liebhaber von Trauben. Dies führte seine Bekannten in Karlsruhe auf einen artigen Gedanken. Sie bekränzten einmal, während er schlief, sein ganzes Bett und dessen Vorhänge mit den auserlesensten Früchten des Weinbergs. Als Kl. erwachte und sich von diesen so willkommenen Einladungen völlig umringt sah, glaubte er sich, auf das angenehmste überrascht, in die Fülle alles Süßen versetzt.

Sein Weggehen von Karlsruhe, das unerwartet bald erfolgte, ist kein unbedeutendes Zeugniß von seiner Sinnes- und Handlungsart. Als ihm eine gewisse Hintansetzung angekündigt wurde, äußerte er nichts, sondern sagte

b) Geogr. Gesch. des Menschen und der vierfüßigen Thiere.
c) Camelos octo fecisti Luceriæ morantibus assignari nobis placet. v. Regesta Frider. Imper. hinter Constit. Regum Sicil. (Napoli, 786) p. 276.)
d) Camelos autem quorum duo sunt masculi et una femina, quos apud Maltam retinere te dicis pro filiis procreandis - - - facias custodiri. l. c.

blos zu seinem Bedienten: gleich Extrapost bestellt! Er hielt auch Wort und ging, ungeachtet er den Verlust des ihm vom Markgrafen ausgesetzten Gehalts zu befürchten hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, 16 Febr.

Mehr vielleicht als jemals sind in diesem Winter Konzerte fremder und einheimischer Tonkünstler an der Tagesordnung, und im Ganzen mehr als je besucht. Es scheint fast, als ob bey dem Mangel an Geschäften, bey der dadurch entstehenden Muße der Geschäftsmänner und der Verstimmung, die auf den Gemüthern lastet, diese Mittel der Zerstreuung und der Aufheiterung sehr trüber Stunden recht emsig aufgesucht, und selbst mit Aufopferung der für Familien-Väter bedeutenden Kosten benutzt werden. Nur sollten die Tonkünstler auf diese Lage Hamburgs in der That mehr Rücksicht nehmen, und sie nicht zu ihrem augenblicklichen Vortheil benutzen, wie es ohne Unterschied der Talente doch alle thun, die im Apollosaal das Orchester besteigen. Viele Väter zahlreicher Familien müssen der übertriebenen Forderung eines Speciesthalers für das Einlaßbillet weichen, und mit den Ihrigen wohlfeilere Zerstreuungen im Theater, und in den dort gegebnen viel wohlfeilern Konzerten suchen.

Unter den zeither gegebenen zahllosen musikalischen Ausstellungen zeichnete sich die von Doktor Romberg, merkwürdig in mehrerer Hinsicht, aus. Er gab seine unter großen Anstrengungen, und seinem Leben beynahe gefährlich gewordenen Nervenerschütterungen geschaffene Komposition der Schillerschen Kindermörderinn, ein großes, sehr tragisches Kunstwerk, allerdings, aber um desto gräßlicher und herzzerreissender, je vollendeter es ist. — Wenn es der erste Zweck der Tonkunst ist, wie es doch seyn sollte, das Gefühl zu erheben, dem Gemüthe wohlthätige Eindrücke zuzuführen, und in der Nachempfindung zu erhalten; so muß man gestehen, daß durch diese Komposition — deren technische Beurtheilung mir nicht zukommt — diesem schönen und hohen Zwecke auf eine kunstvolle und höchstseltne Art — geradezu entgegen gearbeitet ist. Der Einfall des großen Künstlers, diese Mord- und Hinrichtungsscene — eine der ersten und excentrirtesten Jugendarbeiten Schillers — mit Musikbegleitung darzustellen, gehört zu denen der großen italienischen und andern Mahler an Scenen, wie die der Bethlehemischen Kindermezeley, der Foltern und Zerfetzungen von Glaubenshelden und Heldinnen, Pestkadavern u. dgl., ihr göttliches Talent zu verschwenden. — — Diese Kindermörderinn ward von Rombergs unverheiratheten Schwester — einer schönen ausdrucksvollen Stimme — vorgetragen. Um das düsterste aller Trauergemählde mit kühner Hand zu vollenden, intonirte am Schluß, nach einer schauerlichen Pause, und einem dreymaligen gedämpften mit dumpfem Todtengeläute untermischten Paukenwirbel, den Augenblick der Hinrichtung darstellend, ein feyerlicher Choral, mit den aus dem Liede selbst herausgehobenen Worten: „Gott im Himmel kann verzeihen." — Das über alles herrliche „Lied von der Glocke," das auch schon oft gehört jedesmal neuen und hohen Genuß gibt, tröstete und erhob wieder die traurige Stimmung der Zuhörer. — Romberg ist im Begriffe, einen seiner würdigen Schüler in dem erst 15jährigen jungen Bähr zu erziehen, der in Fischers Konzert zum Erstenmal auftrat, und zu der schönen Erwartung berechtigt, er werde einst ganz werden, was sein Meister ist.

Ueber das große Talent des herzogl. Konzertmeisters, Hrn. Spohr und seiner Frau, aus Gotha, ist nur eine Stimme des allgemeinsten Beyfalls. Er vereinigt das Vortreffliche der Kunst des Violinisten und des Komponisten, und eine Harfenspielerinn, wie Mad. Spohr, haben wir nie gehört. Doch eignet sich der Vortrag des lieblichen Instruments nicht für das Lokale eines hohen, gewölbten Saals, wie der Apollosaal ist. Diese zarten, lispelnden Akorde im Piano, worin die Künstlerinn wol unerreichbar ist, diese dem leisen Hauche eines Athemzuges ähnlichen Harmonien, die sie aus der Harfe hervorzaubert, verhallen, kaum gehört, in dem weiten elliptischen Raum. Nur wer Mad. Spohr im Zimmer hörte, verstand diese Zaubertöne ganz.

Unter den einheimischen Künstlern, welche bisher Konzerte gaben, steht der treffliche Klavinist Clasing mit seinem Spiele und seinen gedachten Kompositionen auf dem ersten Platze. Die interessante Künstlerfamilie Grund wird nächstens folgen, und unsre öffentlichen Blätter enthalten noch eine lange Reihe von Konzert-Anzeigen, besonders aber von den — lieben Quodlibets der Deklamatorien, die da noch kommen und ihre Liebhaber erfreuen sollen. — Fischer, der wieder von Lübeck, wo er denselben Beyfall wie hier erntete, zu uns gekommen ist, steht auf dieser Liste so wenig, wie noch auf den Schauspielzetteln. Auch hat er nicht nöthig, sich lange vorher in den Ankündigungs-Registern aufführen zu lassen, und wird ohne solche Vorläufer seine Zuhörer-Menge finden, wenn, ehe er über das Meer oder durch die russischen Steppen seine Reise antritt, er unser Orchester oder unsre Bühne, wie wir hoffen, betreten wird.

Hr. August Klingmann gefällt sich auch hier, in seinem „Deklamatorium im Krähwinkel" — als Satyre auf diese zur leidigen Mode gewordene Kunst des Broterwerbs, allenfalls erträglich — in dem wiederum Beyfalle der Galerie; — Hr. v. Kotzebue gibt dem Parterre mit seinem „verbannten Amor" zu lachen, und erwirbt sich um uns wenigstens das Verdienst, durch diese Eifersuchtsfarce die braven Künstlerinnen Kühne und Schroeder, so wie unsre Herzfeld und Costenoble auf den Platz, wo wir sie gern sehen, hingestellt zu haben.

Logogriphen.

1.

Arbor inest silvis, quae scribitur octo figuris;
Fine tribus demtis, vix unam e mille videbis.

2.

Mon premier chez la belle Iris
A toute la blancheur du lys.
De mon dernier craignons la violence,
Mon tout n'existe plus en France.

3.

Ich, dem die beste Welt die schlimmste scheint,
Bin mit den Fröhlichen gezwungen nur vereint,
Und mein Geweihter hat in kurzem ausgeweint.
Wenn vorn ein Zeichen steht, bin eine Hauptstadt ich,
Und ein bekannter Fluß theilt in zwey Städte mich.
Steht noch ein Zeichen vorn, hat eine große Schlacht
Mich unbekanntern Ort unlängst berühmt gemacht.

Ein altes Räthsel.

Es ist ein Wasserpallast sehr groß,
Den auf ein hölzerner Schlüssel schloß.
Der Jäger wurde darin gefangen,
Gejagtes ist frey hindurchgegangen.

Auflösung des Logogriphs in Nro. 48: Nachtrab.

Nro. 55.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. März, 1810.

Die Heimat ist das Theuerste, was Menschen
Besitzen, o und theurer, als die Zunge
Aussprechen kann.

v. Schiller.

Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns.

I.

Die prächtige Kaiserstadt Wien liegt nach mehrern Seiten hin nahe an der Grenze von Ungarn. In mehrern Gegenden dieses gesegneten Landes gehen von Wien fahrende Posten; aber es fehlt auch keinen Tag an abgehenden Landkutschen und Privatgelegenheiten dahin. Ich beschloß, einen Ausflug nach Oedenburg zu machen der ersten ungarischen Grenzstadt nach Südosten hin. Nur einmal in einer Woche geht dahin die Wiener Diligence; aber fast täglich findet man in dem Gasthofe zur Ente Landkutscher, mit denen man bequem und um billigen Preis dahin gelangen kann. Mit Extra-Post hinzureisen, kostet zu viel, obgleich blos fünf Stationen von Wien bis Oedenburg gerechnet werden.

Bis Laxenburg, dem bekannten kaiserlichen Lustschlosse, fährt man durch eine schöne Allee, mit der fast parallel eine andre von dem k. Lustschlosse Schönbrunn nach dem erstern Orte läuft. Laxenburg liegt nicht unfreundlich, aber etwas zu flach. Auch kann der Aufenthalt daselbst wegen des etwas feuchten Bodens nicht ganz gesund seyn. In den kaiserlichen Gebäuden findet man mancherley Sehenswürdigkeiten; das Ritterschloß und das Haus der Laune verdienen besondere Aufmerksamkeit. Der Hof pflegt hier am häufigsten den Sommer zuzubringen, besonders zog die letztverstorbene Kaiserinn von Oestreich diesen Lustort allen übrigen vor, und lebte hier mit ihrem Gemahle in froher Häuslichkeit und fast ganz bürgerlich, so wie sie überhaupt der lästigen Hof-Etikette abgeneigt war, und das Stilleleben, dem sie durch fröhliche Feste mehr Reiz zu geben suchte, in einem für ihren Standpunkt äußerst hohen Grade liebte.

Bey Laxenburg geht ein schöner Kanal vorbey, der von Wienerisch-Neustadt bis zu der Residenzstadt reicht. Es werden auf demselben größtentheils Steinkohlen und Holz herbeygeführt. Er ist unter der Regierung des jetzt regierenden Kaisers gebaut, und gehört mit zu den schönsten Werken, die unter seinem Schutze entstanden sind.

Auf dem Wege nach Oedenburg, nahe an der Straße, liegt Ebereichsdorf, das wegen einer daselbst befindlichen Kattun-Fabrik gesehen zu werden verdient. Sie gehört einem Baron Lang, ist von großem Umfange, beschäftigt sehr viele Menschen und macht große Geschäfte.

Oedenburg liegt in einer Gegend, der es nicht an mannigfaltigen Naturschönheiten fehlt. Mehrere seiner Umgebungen haben einen mahlerischen Reiz. So hat Wandorf eine romantische Lage und eine herrliche Aussicht. Die in der Nähe der Stadt liegenden Kastanienwälder gewähren dem Wanderer viel Vergnügen. Die Einwohner scheinen einen besondern Werth auf die nahen Gärten zu legen, die sich um Oedenburg herum befinden, und gewöhnlich Leder genannt werden. Es sind Obstgärten, denen es nebenbey auch nicht an Weinstöcken fehlt. In den letztern Jahren sind sie im Preise sehr gestiegen, theils weil es zur Liebhaberey geworden ist, einen solchen Leder zu besitzen, theils weil überhaupt die Preise der Grundstücke im

östreichischen Kaiserthume in eben demselben Grade stiegen, in welchem das Papiergeld fiel. Schade, daß Oedenburg keinen Fluß in der Nähe hat! Die Gegend würde dadurch an Schönheit und Lebhaftigkeit ungemein gewinnen. Der Weinstock trägt zur Verschönerung derselben vieles bey, und der Wein, der um Oedenburg gebaut wird, gehört zu den besten Weinen Ungarns, ob er gleich jenen des Tokayer Gebirges nicht gleich kommt. Weinbau und Weinhandel beschäftigen die Einwohner sehr, und sind ihre Haupt-Nahrungszweige.

Die Stadt ist von keinem großen Umfange, und bey weitem nicht so schön als etwa Preßburg, Pesth oder Kaschau, obgleich mehrere reiche ungarische Kavaliere hier Wohnungen besitzen. Die Einwohner sind, bis auf wenige Magyaren oder Stock-Ungarn, lauter Deutsche, deren Dialekt eben nicht der reinste und wohlklingendste ist. Auf ihre Deutschheit pflegen sie ein großes Gewicht zu legen, und nennen fast alle Einwohner der Gegenden auf dem linken Donau-Ufer Schlowacken, selbst wenn sie von ihnen in Ansehung reiner deutscher Sitten und der deutschen Sprache übertroffen werden. In der niedern Volksklasse, besonders unter den Weinbauern, scheint noch viel Derbheit zu herrschen. Uebrigens sind die Einwohner ein ganz guter Schlag von Menschen, zutraulich, gesellig und gastfreundlich. In den höhern Ständen habe ich keine gemeine Geistesbildung angetroffen; aber der Mangel an literarischem Verkehr ist groß. Nicht eine einzige Buchhandlung befindet sich hier; jedoch cirkuliren ein Paar der besten ausländischen Zeitschriften, z. B. die allgemeine Literatur-Zeitung. Große Vorzüge haben in dieser Hinsicht andere deutsche Städte in Ungarn, als Preßburg, Pesth, Ofen, Kaschau, Kesmark, Leutschau u. s. w., besonders die drey erstern.

Der größere Theil der Einwohner von Oedenburg besteht aus Protestanten, und die hiesige evangelische Gemeinde gehört zu den ältesten und respectabelsten evangelischen deutschen Gemeinden in Ungarn. Noch vor Kurzem besaß sie in ihrem ersten Prediger Bogsch einen der besten und berühmtesten deutschen Kanzelredner in diesem Lande. Sein Alter rieth ihm an, seine Stelle, die er eine lange Reihe von Jahren hindurch mit Ehren und Ruhm bekleidet hatte, niederzulegen, und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Sein College, Gamauff, ist gleichfalls ein Mann von vieler wissenschaftlicher Bildung, und hat sich auch der literarischen Welt durch die Herausgabe seiner Erinnerungen an Lichtenbergs Vorlesungen über Physik vortheilhaft bekannt gemacht. Dieses Werk verdient, daß die Freunde der Naturlehre und besonders die Verehrer des genialen Lichtenberg auf dasselbe aufmerksam gemacht werden. Einer der besten Magyarischen Schriftsteller Kis (wird ausgesprochen Kisch), der sich besonders durch treffliche Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Ungarische bey seiner Nation viel Ruhm erworben hat, ist gegenwärtig auch Prediger an der hiesigen deutschen Gemeinde Augsb. Konf., und so ist diese Gemeinde recht glücklich zu preisen, daß sie so geschickte, würdige Religionslehrer besitzt. Sie hat vor Kurzem ihre Gehalte merklich verbessert, und damit etwas gethan, was in Ungarn und Oestreich überhaupt schon längst allgemein hätte geschehen sollen, und nur hie und da, aber auch dann nicht auf eine ergiebige, genügende Art geschehen ist. Der bey weitem größere Theil der protestantischen Lehrer in Kirchen und Schulen ist in diesen Ländern übel daran. Das Ausland würde über die ärmliche Dotation derselben erstaunen, wenn man ihre Gehalte auf klingende Münze reducirte. Die fixe Besoldung der meisten Stadt-Prediger in Ungarn beträgt kaum hundert Speciesthaler in Konventionsgelde.

Das protestantische Kirchen- und Schulwesen verdient, daß in dieser Rücksicht bessere Anstalten getroffen, und die Männer, die bey demselben arbeiten, durch erhöhte Besoldungen gegen drückende Nahrungssorgen geschützt werden. Die Zahl derer, die sich dem Prediger- und Schulstande widmen, ist unter den Deutschen in Ungarn jetzt sehr gering, und auch unter ihnen können, des schlechten Kurses der Bankozettel wegen, nur wenige eine ausländische Universität beziehen. In den neuern Zeiten hat wol der Hof auf Errichtung einer inländischen Akademie für die protestantischen Theologen gedrungen, aber bis jetzt ist in der Sache noch nichts entschieden. Es ist dabey manche wichtige Frage zu beherzigen, z. B. woher sollen die Fonds zu einer solchen Anstalt gewonnen werden — und könnte wol auf der etwa zu Stande kommenden protestantischen Universität in Ungarn völlige Lehrfreyheit geduldet werden? Was soll endlich aus den schönen Stiftungen werden, welche die Ungarischen Theologen auf verschiedenen ausländischen Universitäten zu genießen hatten? Sollen sie ganz verloren gehen, wenn den gedachten Theologen der Besuch solcher Akademien untersagt wird?

Das protestantische Gymnasium in Oedenburg gehört zu den besten Anstalten dieser Art in Ungarn. Es ist mit einem sogenannten Alumneum für arme Studirende verbunden, die darin theils ganz unentgeltlich, theils gegen eine geringe Zahlung beköstigt werden. Auch gibt es mehrere Stipendien für fleißige und dabey hülfsbedürftige Gymnasiasten. Vor einigen Jahren wurde hier von einigen warmfühlenden Männern eine Bürgerschule errichtet, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und vielleicht die erste Anstalt dieser Art in Ungarn geworden wäre, wenn nicht der Abgang ihrer Stifter zu frühe statt gefunden, und dadurch ihren Verfall zunächst veranlaßt hätte.

Unter den Sehenswürdigkeiten der Stadt Oedenburg hat besonders die dasige Zucker-Raffinerie meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie ist durch die Thätigkeit eines ehemaligen evangelischen Predigers, Georg Nagy,

zu Stande gekommen, und für diese Gegend immer ein schönes, sehenswürdiges Werk. Es wird darin zwar noch immerfort raffinirt, doch scheint es, als wenn eben nicht beträchtliche Vortheile damit verbunden wären.

Die Steinkohlenflötze bey Oedenburg sind ansehnlich, und können besonders in diesen Zeiten, wo der Holz-Mangel nach allen Seiten hin immer drückender zu werden anfängt, große Aushülfe gewähren. Vredetzky hat sie in seinen Beytragen zur Topographie des Königreichs Ungarn näher beschrieben.

Ungefähr eine Stunde von Oedenburg liegt das Dörfgen Wolfs, wo sich ein häufig besuchtes Schwefel-Bad befindet. Die Gesellschaft, die ich dort traf, schien sehr guten Humors zu seyn, und sich hier ganz wohl zu gefallen. Die Gegend ist schön, besonders hat man von den nahen Anhöhen, die meistens mit Weinreben bepflanzt sind, angenehme Aussichten, unter welchen die auf den ganz nahen Neusiedler-See, der mehrere Stunden im Umfange hat, vorzüglich interessant ist.

Auch an einem Theater fehlt es der Stadt Oedenburg nicht. Es ist indes klein, und selten soll in demselben eine Truppe spielen, von der sich viel Rühmliches sagen liesse.

Die unter dem Namen Theone vortheilhaft bekannte Dichterinn, Fräulein Therese von Artner, die sich einige Jahre lang in Freyburg aufgehalten, und dort des liebenswürdigen Jakobi und andrer geistreicher Männer Umgang genossen hatte, lebt einen großen Theil des Jahres hindurch in Oedenburg, ihrer Vaterstadt. Sie besitzt einen trefflich gebildeten Geist und ein heiteres Gemüth. Im Umgange ist sie sehr angenehm.

Es war mein Plan, auch nach dem berühmten Esterhaz einen Ausflug zu machen, um die dasigen Garten- und andere Anlagen zu besehen, die einst so herrlich gewesen seyn sollen, daß es zum Sprichworte geworden war: Wer Esterhaz nicht gesehen hat, hat in Ungarn nichts Schönes gesehen. Es wurden auf diesen Ort und die Verschönerung desselben ungeheure Summen verwendet, wie sie nur ein so reicher Fürst als Esterhazy verwenden konnte, mit dessen Revenüen mancher regierende Fürst gern tauschen würde. Jetzt ist von jenen so berühmten Anlagen in Esterhaz schon vieles verfallen und man schenkt ihnen seit einer Reihe von Jahren nur noch wenig Aufmerksamkeit. Ich habe daher den Plan eines Ausflugs dahin um so leichter aufgegeben, da ohnehin das Wetter dazu nicht günstig war. Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Oedenburg eilte ich wieder nach Wien zurück. Ich war der Natur so nahe gewesen, und das Treiben und das Geräusch in den Mauern der vollgepfropften Residenz machte auf mich daher nicht den besten Eindruck. Ich fühlte es wieder einmal recht lebendig, daß der Mensch nicht wohl thut, sich in großen Städten gleichsam zu begraben, sondern daß es seinem Körper, so wie seinem Geist und Herzen viel gedeihlicher sey, in kleinern Orten und der Natur näher seine Tage zu verleben. Wir sind der Gottheit und dem Himmel um so näher, je näher wir der Natur sind.

Don Karlos, und die Prinzessinn Eboli.

In dem Schlosse Buitrago, dem Herzog von Pastrane, einem Nachkömmlinge des Prinzen von Eboli zugehörig, dessen Gemahlinn, die Geliebte König Philipps II, so wie der Sohn dieses Königes, Don Karlos, durch Schillers dramatisches Meisterstück für uns so anziehend geworden ist, befanden sich noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts drey interessante Gemählde, von welcher eine geistreiche Reisende folgende Beschreibung macht:

Das erste war das Porträt der Prinzessinn Eboli, von einem trefflichen Meister. Sie ist in Lebensgröße dargestellt, in einem Pavillon sitzend, der an einigen Baum-Zweigen befestigt ist. Sie scheint so eben vom Schlafe aufzustehen; ein leichtes Gewand umschlingt sie, das einen Theil ihres Körpers unverhüllt läßt. War sie so schön, als das Porträt sie darstellt, und ihre Züge so regelmäßig; so war sie auch allerdings das reizendste Weib.

Ihre Augen sind lebhaft und geistvoll; sie scheint mit dem Seher sprechen zu wollen. Busen, Arme und Schenkel sind nackt: die Haare wallen auf ihren Busen herab. Allenthalben sind Amoretten beschäftigt, sie zu bedienen. Einige halten ihren Fuß, um ihr die Pantoffel anzuziehen; andre flechten Blumen in ihre Haare; noch andre halten ihr den Spiegel vor. Einige schärfen in der Ferne ihre Pfeile; indeß andre ihren Köcher füllen, und ihre Bogen spannen. Ein Faun beschaut sie durch die Zweige. Sie zeigt ihm einen kleinen Kupido, der sich auf ihre Knie stützt, und der furchtsam weint; die Prinzessinn scheint darüber zu lächeln.

In dem zweyten großen Gemählde sieht man sie im Gefolge der Königinn Elisabeth, bey dem Einzuge aus Frankreich nach Spanien. Die Königinn hielt ihn nach damaliger Sitte zu Pferde. Hier war die Prinzessinn von der liebenswürdigen Elisabeth in Schatten gestellt. Das Gewand der Königinn ist von blauem Atlas. Der König Philipp II sieht sie von einem Balkon vorüberziehen. Sein Gewand ist schwarz, und mit dem goldnen Vließ-Orden geziert. Die Haare roth und weiß. Ein langes, hagres, runzliches, häßliches Gesicht.

Der Infant Don Karlos begleitet die Königinn. Er ist sehr weiß, ein schöner Kopf, blaue Augen, blonde Haare. Er betrachtet die Königinn mit so zarter Rührung, daß es scheint, der Mahler sey in das tiefe Geheimniß seines Herzens gedrungen, und wollte dieses darstellen. Sein Gewand ist weiß, mit Juwelen gestickt; er ist in einem

aufgeschnittenen Wams abgebildet, mit einem einfach gestülpten Hute, mit weissen Schwungfedern.

In dem dritten Gemählde ist Don Karlos sterbend abgebildet. Er sitzt in einem Lehnstuhle; sein Arm ruht auf einem Tische vor ihm, und sein Kopf auf der Hand; in dieser hält er eine Feder, als ob er schreiben wollte. Vor ihm steht eine Vase mit dem Reste eines braunen Safts, der Gift zu seyn schien. In der Ferne sieht man das Bad zubereiten, in dem er sterben sollte. Der Ausdruck der Gemüthsbewegung in dieser furchtbaren Situation ist im Gemählde mit hoher Kunst dargestellt.

Der zweyte Midas.

„Sagt, ist der Kritikaster toll?
Den Hohenpriestern des Apoll
Bricht schamlos er den Stab." —
Der zweyte Midas ist nicht toll:
Er hofft, ihm schneide Gott Apoll
Ob dieser Unscham ärgervoll
Die langen Ohren ab.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 16 Febr.

Seit gestern ist Wien in einer freudigen Bewegung. Es traf nämlich am gestrigen Tage ein französischer Kurier ein, nach dessen Ankunft sich wie ein Lauffeuer das Gerücht verbreitete, es sey nun entschieden, daß unsre Prinzessinn Louise die Gemahlinn des Kaisers Napoleon werden solle. Es gab indeß noch manche Zweifler, die diesem Gerüchte keinen Glauben beyzumessen geneigt waren, ob es gleich durch sehr wichtige und ganz glaubwürdige Personen in Umlauf gebracht worden war. Heute indeß ist aller Zweifel verschwunden; die ganze Stadt glaubt — die ganze Stadt freuet sich. Wir hoffen nun mit mehr Zuversicht ruhige Tage. Das bedrängte Europa wird durch diese nähere Verbindung der zwey Kaiserhöfe gewinnen. Oestreich besonders wird sich schneller wieder erholen, und lesteren Trittes seine Verwaltungs-, vorzüglich seine Finanzplane verfolgen können. Bisher mußte es, in einer ewigen Unruhe in Rücksicht seiner äußern Verhältnisse schwebend, sich mit Palliativ-Mitteln begnügen; jezt kann und wird es wol Radikal-Verbesserungen treffen. Frankreich erhält dabey eine Kaiserinn, die durch ihre Schönheit, ihren Geist und ihr treffliches Herz alles für sich gewinnen wird. Mit allen diesen Vorzügen verbindet die Prinzessin Louise eine liebenswürdige Bescheidenheit. Aller Herzen sind ihr zugeflogen. Groß ist ihre liebevolle Anhänglichkeit an ihrem durchlauchtigsten Vater, und die Trennung von ihm dürfte ihrem reinkindlichen Gemüthe sehr schmerzlich fallen. Nach wenigen Tagen wird der Prinz von Neufchatel in Wien erwartet. Zu seinem Empfange werden große Vorbereitungen getroffen. Alles, was für den Hof arbeitet, ist in voller Thätigkeit. Dies gab zu der Sage Veranlassung, daß die kaiserl. Braut schon im März nach Paris abreisen würde.

Auf den Kurs hat dieses wichtige Ereigniß stark gewirkt. Vor wenigen Tagen stand er noch auf 464, heute aber ist er auf 390 herabgegangen. Die Staatspapiere heben sich, und die Banko-Obligationen stehen fast al pari. Selbst die weisesten Finanz-Operationen hätten nicht so schnell und so stark gewirkt als die erwähnte glückliche Begebenheit. Das alte Sprüchlein bewährt sich auch diesmal als wahr:

Bella gerant alii, tu, felix Austria, nube.

Auch im vorigen Jahre überstieg die Zahl der Gestorbenen in Wien jene der Gebornen um ein Beträchtliches, eine Erscheinung, welche hier von jeher statt fand. Es starben nämlich 20218 Personen (5294 mehr als im J. 1808); geboren dagegen wurden nur 12266 (128 weniger als 1808). An der Abzehrung, Lungensucht und Lungenentzündung allein starben beynahe 5000. Getraut wurden 1517 Paare, um 1157 Paare weniger als im Jahre 1808.

Die eingetretene Kälte war sehr groß, aber doch uns sehr willkommen, denn mehr als alle Aerzte und Arzneyen wußte sie den um sich gegriffenen Krankheiten, die hier und da gefährlicher Natur sind, Grenzen zu setzen.

Die Faschings-Lustbarkeiten sind in diesem Jahre in Wien sehr zahlreich, besonders gibt es in den Vorstädten Bälle über Bälle. Auch der Apollo-Saal wird ziemlich stark besucht.

Weimar, im Febr.

Verdiente irgend etwas eine genauere Bekanntmachung durch Bild und Buchstaben, so wäre es der in Erfindung und Ausführung gleich geistreiche und geschmackvolle Maskenzug, der zur Geburtstagsfeyer der regierenden Frau Herzoginn Louise von Sachsen-Weimar am 30 Januar hier statt fand. Da kurz vorher die Verlobung der hochverehrten Prinzessinn Caroline von Sachsen-Weimar mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin sehr feyerlich begangen worden war, so bekam dieser Maskenzug, als Hymens-Vorfest, eine noch vielseitigere Beziehung. Goethes allesordnender und bildender Geist durchdrang das Ganze dieser phantasiereichen Komposition, die aus 30 allegorischen Karakter-Masken bestand. Ein Herold eröffnete den Zug. Dann stellten sich der Minnesinger und Heldendichter rechts und links an die Estrade, auf welcher die Herrschaften den Zug empfingen, und jeder der beyden Sänger recitirte nun, so wie die Masken meist paarweise vorübergingen, die auf jede sich beziehende Stanze aus einem den ganzen Zug geistreich exponirenden, von Goethe besonders dazu verfertigten Gedichte. Einer der längsten und ansehnlichsten Männer des Hofs spielte die Rolle des gewaltigen Riesen Asprian, der von vier liebenswürdigen Damen, durch welche Recht und Liebe, Ehre und Treue mit passenden Attributen personificirt wurden, — die reizendsten Masken des ganzen Zuges! — in Ketten geführt, sich nur scheinbar sträubte. Das weltliche und geistliche Regiment, von Kanzler und Clericus, wie billig, geleitet oder begleitet, kamen als die eigentlichsten Dignitäts-Personen zuletzt. Den ganzen Zug aber schloß ein allerliebstes Kind, als Gryphus, oder Räthsel kostumiet, (wie? mögen die Leser selbst errathen), und ihm wurden folgende Worte in den Mund gelegt:

Im Stillen aber herrschet über diese
Und weit und breit, ein wundersames Haupt,
Scheinbar ein Kind und nach der Kraft ein Riese,
Das jeder läugnet, jeder hofft und glaubt;
Der Welt gehörts, so wie dem Paradiese,
Und ist ihm alles, ist ihm nichts erlaubt.
Vereint es nur im kindlichern Gemüthe,
Die Weisheit mit der Klugheit und der Güte.

Das Räthsel schien so leicht zu errathen, aber eben diese Leichtigkeit verwirrte und irrte viele, die mehr suchten, und tiefern Sinn ergründen wollten.

Beylage: Monats-Register vom Februar.

Extra-Beylage
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände.

1810. Nro. 5.

Johannes von Müller vor dem Richterstuhle des Hrn. Karl Ludwig von Woltmann zu Berlin.

Ich konnte es allerdings erwarten, daß nach dem Tode meines Bruders, Joh. von Müller, verschiedene Urtheile über ihn gefällt werden würden: und (man darf mir dieses zutrauen!) weit entfernt von dem kindischen Wunsche, ihn allenthalben und immer nur loben zu hören, gedachte ich für einmal keine Stimme dazu zu geben, sondern mich darauf zu beschränken, seinen Freunden und dem Publikum ganz unbefangen in einer Auswahl aus seinem literarischen Nachlasse und aus seinen Briefen authentische Aktenstücke vorzulegen, nach welchen einst sowol sein literarisches Verdienst, als sein moralischer Charakter gerecht gewürdigt werden könnten. Denn eine in allen Theilen gleich ausführliche Geschichte seines Lebens zu schreiben, dazu ist es noch nicht Zeit. So glaubte ich am besten zur Zufriedenheit der Kenner zu handeln und Niemand in seinen Urtheilen vorzugreifen. Die Herren Heyne, Heeren, Schütz, Wachler — haben in Gedächtnißschriften sein Andenken geehrt; Hr. Zimmermann in Hamburg hat ihn gegen Vorwürfe über seine Politik gerettet; in verschiedenen Zeitschriften ist seiner ruhmlich gedacht worden; anderwärts wurde aufs neue wiederholt, was vor einigen Jahren in bekannten Schmähschriften Böses wider ihn gesagt wurde. Ich hielt diese letztern Verläumdungen für zu plump, um sie einer Antwort zu würdigen, um so mehr, da ich aus Anderer Erfahrung weiß, daß Streitigkeiten mit einer gewissen Klasse deutscher Schriftsteller, nach einem bekannten englischen Sprüchworte, endlos zu seyn und manchmal in einem Tone geführt zu werden pflegen, der es bald einem honneten Manne unmöglich macht, ferner zu antworten. Es ist wol nie, in alten und neuern Zeiten, ein berühmter Schriftsteller gewesen, dessen literarischer Werth bey oder nach seinem Leben nicht verschiedentlich beurtheilt worden wäre: dieses sind gelehrte Untersuchungen, die frey seyn sollen. Hingegen wo der moralische Charakter eines rechtschaffenen Mannes, wenn er auch eine geringere Celebrität als Müller hätte, mit Unrecht, aber auf eine feinere und um so gefährlichere Weise angegriffen wird, da ist es Pflicht eines jeden, der ihn besser kennt — und wessen mehr als eines Bruders, der viele Jahre vertraut mit dem Beklagten lebte! — seinen guten Namen zu retten und den zu vertheidigen, der sich selbst vor den Menschen nicht mehr vertheidigen kann.

Kaum war Johannes Müller erblaßt, so unternahm Hr. Karl Ludwig von Woltmann zu Berlin die Arbeit, dem Publikum sein „längstgefaßtes, nur durch zärtliche Furcht, seinem Freunde wehzutun," seither hinterhaltenes Urtheil über ihn in einem Buche von 318 Seiten zu sagen, „welches von Gerechtigkeit beseelt seyn soll." (Vorrede.) Die Ankündigung desselben in öffentlichen Blättern sagte: „Hr. v. W., vertraut mit allen Verhältnissen „und Beziehungen Müllers, und sein Freund, sey dadurch „zur Möglichkeit gekommen, die ganze Natur und Individualität desselben darzustellen." Ich gestehe freymüthig, daß ich damals schon ersteres für unrichtig, letzteres für unmöglich hielt, und ich werde von Hrn. v. W. selbst darin bestärkt, wenn er (S. 4 des Buches) sagt, daß sein und M's Umgang „nicht unbefangen" gewesen sey. Die ganze Individualität eines Andern darstellen, könnte doch wol (wenn es überhaupt möglich ist!) nur der, der auf einer höhern intellektuellen Stufe steht? Ist Hr. v. W. dessen von sich selbst überzeugt?

Verschiedene Urtheile dieses Buches über M's moralischen Charakter gedenke ich hier zu beleuchten. Ich will Hrn. v. W. nicht beleidigen, der mit denselben seines Freundes bey dessen Leben so zärtlich schonte; er würde mich aber wol selbst verachten, wenn ich über sein Buch völlig schwiege, und Andere würden es für gründlich und unwiderleglich halten.

Ein vorzüglicher Zweck des Buches (aber nicht der Einzige!) ist, zu zeigen, daß das historiographische Verdienst J. v. M's bey weitem nicht so groß gewesen, als „die Menge" (worunter man gewöhnlich den großen Haufen versteht, der nicht auf den einsamen Pfaden der Weisheit wandelt) sich ihn vorstellt;" (S. 2.) und hievon die Ursache, „weil er sich zur Abstraktion nicht erheben konnte, und „überall nie ein metaphysisches System gehabt habe." Anomalien in seinem moralischen Charakter seyen, mehr oder minder, eben daher entstanden.

Im Ganzen ist Lob und Tadel über M. in dieser Schrift sonderbar durcheinander gemischt, und eigentlich wird mehr gesagt, was M. nicht war, als was er war. Wenn Hr. v. W. am strengsten tadelt, so wird ihm auf einmal in Erinnerung an die Liebenswürdigkeiten seines Freundes das Herz wieder weich — und denn doch nach wenigen Zeilen das kaum begonnene Lob so viel möglich wieder beschränkt.

Was Hr. v. W. über M's Historiographie und über historische Kunst überhaupt sagt, (das Finalurtheil darüber steht S. 1) ist, auch weil hier wol alles beysammen ist, was gegen erstere gesagt werden kann, einer ruhigern Prüfung würdig. Was er von jener Gutes sagen kann, steht summarisch S. 283—285 beysammen. Hingegen wird an ihr getadelt:

Es habe M'n hauptsächlich an der Abstraktion, an dem Vermögen dazu, an Kenntniß und Uebung in den metaphysischen Systemen und an metaphysischen Grundsätzen gefehlt, aus welchen, nach Gesetzen der Naturnothwendigkeit, alle Erscheinungen in der Geschichte als nothwendige Folgen abgeleitet und beurtheilt werden müßten. So z. B. hatte er nach dem ersten Kapitel seiner Schweizergeschichte, wo er die Natur des Landes beschreibt, fortan und bis ans Ende zeigen sollen, wie dieselbe „ihren Charakter der Denkart, „den Sitten, den Verfassungen der Menschen, von welchen „sie bewohnt ist, mittheilen mußte und mitgetheilt „habe, u. s. f. (S. 174) so wäre er zu einem Resultat „über die Nation gekommen, welches man nun nicht bey „ihm finde; daß eine solche Natur z. E. mehr freye, starke, „umfangsvolle Gemüther, als ganz freye Geister und hohe „Genies bilde; daß eben darum noch kein großer Poet, „Metaphysiker oder Geschichtschreiber aus der Schweiz „gekommen sey," u. s. w. (223)

Darum habe auch M'n „bey seinen Resultaten das Gefühl des Ganzen immer gefehlt (137); nie sey er durch „jene zu allgemeinen Grundsätzen, zum Mittelpunkt der „Begebenheiten, der Systeme, der handelnden Personen „durchgedrungen (167); nie berühre er die Punkte, von „welchen aus ihr ganzes Wesen sich aufschließt (104); es „fehle ihm an Hauptgesichtspunkten, durchschauendem Blicke „auf die ersten Prinzipien, an Metaphysik; — bisweilen „ergreife er aber doch diesen Mittelpunkt in der Geschichte „durch einen Akt der Einbildungskraft, es sey aber nur „genialische Ahnung von den hohen Wahrheiten der Abstraktion und dem historischen Kunstwerke, welche in dem „Material liegen" (168. 170).

Hr. v. W. tadelt, bestimmter (136), daß M. sich mit dem Geiste des Kantischen Systems nicht bekannt gemacht habe, welcher „so glücklich die ursprünglichen Formen „des menschlichen Geistes aufgedeckt, so scharfsinnig und „tief die Lehren von Sittlichkeit, Recht und Politik begründet habe, und dessen Nichtachtung, nach einem Aus„spruche des Hrn. von Göthe" (der fast allemal angeführt wird, wenn über einen Nicht-Kantianer der Stab gebrochen werden soll,) „sich unausbleiblich räche."

M. habe, einen dunkeln Haß gegen die Metaphysik von „Jugend an gehabt (140); es habe ihm nie geahnet, was „die Metaphysik dem Historiker und seiner Wissenschaft „werth seyn könne; ja er habe sich selbst ihrem nothwendigen und heilsamen Einflusse verschlossen (142. 153 u. a.); „dieses sey aus Unvermögen (ein Lieblingsausdruck des Hrn. v. W.) „seines sonst so mächtigen Geistes zur „historischen Abstraktion geschehen (145, 167, 221 u. a.); „und es werde sich noch mehr offenbaren, wenn seine Universalgeschichte an den Tag komme (142); Hr. v. W. habe „sich auch hierüber, wie über andre Dinge (87 u. a.), mit „M. gar nie vereinigen können, eben wegen seiner Unbehülflichkeit mit Begriffen umzugehen (145). Darum fehle „es auch seinem Werke fast durchaus an ächter Composition (179). (Wenn Hr. v. W. 224 sagt: „Man treffe bey „keinem großen alten Schriftsteller dergleichen ausführliche „Charakter sitten ausgezeichneter Personen, wie M. sie in „der Schw. Gesch. gebe, an. ja sie würden ihnen seltsam „vorgekommen seyn"; so hat er wol nicht gerade an Sallustius gedacht.)

„M. habe sich zu sehr an seine Excerpten gebannt, und „man erblicke ihn immer nur mit dem Bündel von Excerpten „unterm Arm" (275). (282: „Oft seyen sie sehr flüchtig;" wo aber M. das thut, und z. B. nur Comines, Seyssel u. a. (im 4. B. der Schw. G.) citirt, da sind allemal vor und nach so viele Stellen aus eben diesen Schriftstellern citirt, daß jedermann weiß, wo bey ihnen er suchen muß?)

Dieses sind die Hauptpunkte des Tadels Hrn. v. W's. über M's Historiographie. Die Abhandlung über die historische Kunst selbst, die einen Mann verrath, der lange darüber nachgedacht hat und seines Systems sicher zu seyn glaubt, übergehe ich, da die Prüfung derselben nicht zu meinem Zwecke gehört; und gestehe nur, mit aller Bescheidenheit und gar nicht um hierüber zu streiten, daß mir die Richtigkeit desselben noch lange nicht über allen Zweifel hinausgesetzt vorkommt, indem ich gerade in dieser kritisch-historischen Abhandlung ein Beyspiel sehe, wie sehr man auch bey diesen strengphilosophischen Grundsätzen in der Anwendung irren kann. Die Hauptfrage: ob man (in der Geschichte wie in der Philosophie) die Pyramide auf die Spitze (ratio) oder auf die Basis (experientia) stellen, ob man vom Centrum auf die Peripherie, oder von der Peripherie aufs Centrum gehen soll? wird wol noch manches zu reden geben. Daß man aber Untersuchungen dieser Art nicht in jenem wegwerfenden Sekreton, wie einst die Wolfianer die Unstatthaftigkeit ihrer mathematischen Demonstrirmethode in der Metaphysik so wie für alle mögliche Wissenschaften behaupteten, zu machen, und sich nirgends so sehr wie in der Philosophie vor intoleranter Beschränkung auf eine einige Form, die keine andere neben sich gelten läßt, zu hüten habe: darüber sollte keine Frage seyn.

So möchte man auch fragen: ob der Satz, „die Natur „eines Landes theile ihren Charakter der Denkart, den Sitten, den Verfassungen der Menschen, von welchen sie „bewohnt ist, nothwendig mit": (174. 189) — (mithin auch ihrem Benehmen in den verschiedenen Verhältnissen ihres Schicksals, also ihrer Geschichte? —) bereits so völlig ausgemacht, und möglich auszuführen sey, wie er in der Theorie glänzend dasteht? Ob jenes alles aus den Einwirkungen und Eindrücken der leblosen lokalen Natur auf die geistige menschliche auch nur halb richtig herzuleiten sey, ohne Hypothesen zu Hülfe nehmen zu müssen, wobey man Gefahr läuft, mit seinen Begriffen von Naturnothwendigkeit von der Wirklichkeit weit abzuirren?*) Allerdings läßt sich nach dieser Theorie der Geschichte ein glänzend-philosophisches, ja poetisches Ansehen geben; aber sie ist nicht zuverlässig, und die Erfahrung lehrt, daß es in der Wirklichkeit immer anders geht, als wir's uns vorstellen.

Was endlich mit jenem Satze gewonnen sey? ob diese Behandlung und Beurtheilung der Menschengeschichte — die auf einer scheinbar hohen und umfassenden, gewiß aber sehr unsichern Idee beruht — nicht der ganzen Geschichte eine trockene, trost- und freudenlose Ansicht gebe, da zuletzt, zuletzt! wenn sie durch die ganze Weltgeschichte streng durchgeführt wird, alles — nicht wie einem weisen freythätigen Weltordner untergeordnet — sondern als ein düsteres Fatum, als blinde Nothwendigkeit erscheint, wobey die angenehmen Erscheinungen freyer Aeußerungen des menschlichen Geistes und Willens endlich ganz verschwinden?

Gelten, möchte man fragen, wenn jenes Gesetz der historischen Kunst auf die Biographie angewendet wird: gelten bey der Geschichte die gleichen Gesetze wie beym Roman? Im Roman (Hr. v. W. hat solche geschrieben) läßt sich eine Individualität machen, ein Mittelpunkt derselben sich denken, und nach diesen kann man den

*) Hat Tacitus diesen Schluß gemacht, dessen Beschreibung von Judäa Hr. v. W. (186) als Muster einer wohlgeordneten Landesbeschreibung anführt?

Menschen (nach Naturnothwendigkeit, so wie man sie einsieht) handeln lassen. In der wirklichen Geschichte hingegen ist die Individualität gegeben. Sollte es so leicht seyn, die wahre Individualität eines Menschen, die innerste Wurzel seines ganzen Stammes, aufzufinden und sicher zu bestimmen, die meistens nicht einmal ihm selbst, geschweige einem Fremden bekannt ist? (individuum est ineffabile.) Wie gewagt erscheint es bey so vielen Widersprüchen im Menschen, Alles auf ein Centrum zu reduciren, und alle Handlungen und Aeußerungen des Menschen als gerade Radien daraus herzuleiten — ohne Hypothesen zu Hülfe zu nehmen, auf welche Liebe oder Haß, Freundschaft, Neid, Eifersucht u. dgl. gegen den Menschen so leicht einwirken? Richter sich die Natur nach unsern metaphysischen Gesetzen und Einbildungen? und machen wir uns nicht selbst oft ein Blendwerk und Gespenst, wenn wir „den Mittelpunkt einer Individualität" entdeckt zu haben glauben, und dann nach dieser Vorstellung das, nur Gott bekannte, Innerste eines menschlichen Herzens beschreiben und beurtheilen, wobey mancher Mann, wenn er sich so geschildert sieht, wie Sokrates verwundert ausrufen möchte: „Was will „dieser junge Mann nicht alles aus mir machen!"

Ich will hier durchaus nicht den Vertheidiger von M's Historiographie machen (sie hat ihn schon gefunden), oder Fehler derselben entschuldigen, die sie wol haben mag und er selbst anerkannte. Hr. v. W. beruft sich (177) auf M's eigene Billigung seiner Idee von historischer Kunst. Allerdings liegt ein großes Ideal in ihr; ob es aber bey allen Arten der Geschichtschreibung und von allen Geschichtschreibern anzuwenden, also die einzig gültige Form sey? das ist eine andere Frage. Daß M., als Hr. v. W. sie ihm einmal mit Beredsamkeit vortrug, betroffen darüber, wünschte sein ganzes Werk nach ihr umarbeiten zu können, wird die nicht befremden, welche die Elasticität seines Geistes, seine neidlose Freude an geistreichen Gedanken, seine Leichtigkeit, Ideale zu fassen, kannten, und wie ungern er jemand widersprach. (Je n'ai pas l'esprit désapprobateur, sagt er Leibnitz nach, Anhang S. XLII.) Aber bewirkt es, daß er bey weiterm Nachdenken von nun an und immer gegen dieses System nichts weiter mehr sagen konnte? und war es so gewiß nichts anders als Verstockung und „Unvermögen" es zu fassen, wenn er es nachher wieder aufgab, ja dagegen sprach und schrieb? — Ueber historische Kunst hat sonst auch er viel nachgedacht; nur weniger sich auf ein einziges, allenthalben anzuwendendes Ideal von derselben beschränkt.

Daß M. vom dauernden Werthe metaphysischer Systeme, wie viele andere! überhaupt wenig hielt, ist wol wahr; aber daß er vor allem abstrakten Denken, vor allen metaphysischen Untersuchungen einen horreur naturel gehabt, ist etwas zu viel behauptet. Den Aristoteles z. B. hielt er vorzüglich hoch, und empfahl ihn in spätern Jahren verschiedenen jungen Männern zum fleißigen Studium; er las auch die philosophischen Schriften der Alten, hörte bey Bonnet über solche Materien eigene Vorlesungen u. s. w. Aber wahr ist es, daß er es für ein Verderben der Geschichtbeschreibung hielt, wenn man sie (wie man es bey fast allen Wissenschaften versucht hat) nach Ideen der neuen deutschen Philosophie reformiren wollte, und daß er gegen den einbrechenden Scholasticismus in der Historie muthig sprach. Er traute (und hierin zeigte er wahrlich keine Wankelmüthigkeit!) diesen glänzenden Theorien nicht, und meinte vielmehr: die Geschichte sollte sich beschränken, ἱστορία,*) Erzählung des Geschehenen zu bleiben, und gleich den großen Mustern der Alten, das Philosophiren darüber dem verständigen Leser überlassen; des Geschichtschreibers eigenes philosophisches System, so wenig als die Religion, wozu er sich bekennt, sollte, wenn er sich nicht verdächtig machen will, nirgends hervorleuchten; unparteyische möglichstreue Beschreibung der Begebenheiten und ihrer Ursachen und Folgen, aus den glaubwürdigsten Quellen mit Fleiß, Sorgfalt und richtiger Kritik gezogen, in einer kunstmäßigen Komposition verfaßt, sey seine Obliegenheit; und so könne Geschichte für Politik, Moral, Religion, für Bildung der Gemüther, fürs öffentliche und Privatleben am lehrreichsten gemacht werden, und, zur Warnung der Lebenden, (es sind doch nicht gar alle ohne Ohr für sie!) wie eine Richterin über die Todten Ruhm und Schande nach Verdienst austheilen. (Dies war auch Herodots Zweck: B. 1, §. 1.) Ob er darin Recht oder Unrecht gehabt? mögen andere entscheiden.

Ebenfalls darüber, ob er überall von keinen Grundsätzen in seiner Geschichtschreibung ausgegangen und sein Hauptwerk nur eine Zusammenstellung von Excerpten ohne Haltung und ächtphilosophische Ordnung sey? wird die Nachwelt urtheilen. Hr. v. W. gesteht ihm zwar (290) Grundsätze in der Politik (doch wol also auch in seiner Geschichtschreibung?) zu, „ja er habe sein Buch fast damit beschwert": aber er habe dabey auf die allgemeine Revolution der Begriffe zu unserer Zeit zu wenig Rücksicht, überhaupt seinen Standpunkt zu niedrig genommen. M's politische Grundsätze waren auf den Geist der Freyheit der Alten begründet. Einige deutsche Gelehrte machen ihr gepriesenes Ideal so allgemein, daß sie jedes neue politische Ereigniß darin lobend oder tadelnd nach Willkür zu passen wissen. Hätten die ersten Grundsätze der französischen Revolution Dauer erhalten, wie ganz anders sprächen sie nun?

Auch in den Briefen des Hrn. v. W. an Müller kamen diese Zweifel und Einwendungen bisweilen zur Sprache, nur daß Hr. v. W. von M's Historiographie damals überhaupt noch gültiger dachte. Des Contrastes wegen sey es mir erlaubt, einige Stellen aus denselben hier beyzufügen:

„Mit Erschütterung las ich Ihre Briefe an Bonstetten. Eine solche Jugendfreundschaft ist die einzige Erscheinung ihrer Art in unserer Literatur. In sie die Liebe für seine Wissenschaft zu verweben, diese in seinem Freunde und seinen Freund in ihr zu finden, das ist das ächte Zeichen des Genies im Jünglinge. Das Herz ist es, welches die Talente zum Genie macht, und ohne dasselbe achte ich diese nur als eine Fertigkeit, welche die Natur gibt, die man sich aber allenfalls auch erwerben könnte." (Mai 1802.)

„Wenn Sie sagen, daß niemand Ihre historischen Arbeiten als Kunstwerke ansehen werde, so verstehe ich das also, daß Sie sich nie die Mühe haben nehmen können, alle Materialien mit dem steten Blicke auf die Kunst zu wählen, zu bearbeiten, zu ordnen; aber es ist Ihrem Geiste unmöglich, selbst wenn reissende Schnelle ihn über den Gegenstand hinweg führt, nicht mit dem Sinne des Künstlers die Ereignisse anzuschauen. Selbst in Ihrer Geschichte der Schweiz möchte manches weggeschnitten, anders geordnet werden müssen, wenn sie ein Kunstwerk nach Ihrer Absicht seyn sollte; aber dessen ungeachtet ist die Anlage derselben ganz für die vollendete Arbeit eines Künstlers geeignet. — Meine Ueberzeugung, daß nach Tacitus Sie der einzige

*) Dieses ist auch seine Allgemeine Geschichte, wie Hr. v. W. (142) sie voraus beurtheilt.

Geschichtschreiber sind, (269 des Buches!) welcher den Band der Fähigkeiten besaß, die zur Erforschung und Daestellung der Historie erforderlich sind, hoffe ich zu demonstriren, wenn ich meine Versuche über Geschichte und Geschichtbeschreibung zu einiger Vollendung gebracht habe." (Sine dato.)

„Mich dünkt, sowol die Wendung, welche in den letzten Tagen die französische Revolution genommen hat, als auch die Gewalt, mit welcher sich nun der gesunde Verstand wider die Anmaßung stemmt, daß alle unsere Kenntniß durch die Spekulation begründet, und durch die Idee die ganze Wirklichkeit hervoegebracht seyn soll, führen gerade jetzt das Bedürfniß herbey, das alte Band zwischen Geschichte und Politik wiederum fester zu knüpfen." — (Vermuthlich von 1800.)

„Ich bin überzeugt, daß Sie (es ist von Müllers Allgemeiner Geschichte die Rede) der erste historiche Schriftsteller seyn werden, welcher wahrhaftig den Geist dee Zeiten, vorzüglich des Alterthums faßt. — Wohin ich greife unter den Geschichtschreibern seit Tacitus (269), finde ich, so mannigfaltiges Talent ich unter ihnen entdecke, doch bey keinem, außer bey Ihnen, die heilige Glut der Seele, mit deren Flammenzügen der Historiker seinen Pinsel das Große nnd Ewige der Menschheit soll schildern lassen. Auch sehe ich aus den Nebengedanken in Ihrer Schweizerhistorie, daß die Individualität der Nationen und Zeitalter (221!) von keinem so scharf aufgefaßt wurde, wie von Ihnen." (1801.)

„V. Buch bestätigt meine Hoffnung, daß wir junge Historiker uns bald zu einer Schule ausbreiten werden, in welcher Sie nicht ohne Vergnügen als Meister Ihren Sitz einnehmen." (1802.) u. s. f.

Eine andere Hälfte des Buches des Hrn. v. Woltmann ist einer Charakteristik Müllers gewidmet. Ich danke zuerst Hrn. von Woltmann, daß er ihn gegen einige bittere Verläumdungen und schändende Gerüchte „falscher, „ungehirnter Patrioten zu Berlin" kräftig vertheidigt hat. Ich danke Ihm für einige schöne Charakterzüge, die er mit Wärme und Leben und so wahr und naiv erzählt, daß ich meinen Bruder wie lebendig vor mir sah.

Hingegen wagt Er es etwas zu kühn, Müllers geistigen und moralischen Charakter theils aus dem (nach einem Briefe Hrn. v. W. nicht sehr häufigen und (nach 4) nicht unbefangenen) Umgange, den er 1804—1807 mit ihm hatte, aus seiner gedeuckten kurzen Selbstbiographie, und den Briefen an den Hrn. von Bonstetten (6) zu erklären — Briefen eines unreifen Jünglings, in welchem alle Begriffe noch in Gährung, die Phantasie in regellosen Speüngen, der Charakter noch nicht befestiget war, und in welchen er, im höchsten Vertrauen, alle seine Gefühle und Ideen, so ungeformt, wie sie in dem Augenblicke entspeangen, in den Busen des Freundes ergoß. Aus diesen scheint sich Hr. v. W. einen Mittelpunkt, ein Prinzip seiner Individualität gedacht zu haben, aus welchem, wenn er ins Einzelne geht, die Gestalt zuletzt ein Zerrbild wird. Selbst die Begegnisse seines Lebens werden daraus erklärt, und, wie wir sehen weeden, fast allemal zu M's Nachtheil. Mag man immer des Freundes bey seinem Leben schonen: gegen die Todten ist doch auch nicht gar alles erlaubt! die Nemesis warnt!

Daß ein Mann von so äußerst lebhaftem reizbarem Naturell *), von einer oft glühenden Phantasie und bisweilen aufbrau'endem Charakter, seit 35 Jahren vom Schicksal mannigfaltig durch gute und böse Tage herumgetrieben, mancherley Schwachheiten an sich gehabt haben muße, wer wird das nicht zum Voraus erwarten? Ob es Pflicht gewesen, sie alle ans Licht hervorzuziehen, das überlasse ich dem Gewissen deeer, die sich dazu berechtigt glaub.en *). Wenn abee (aus Ursachen, die ich nicht untersuchen mag) Flecke, entehrende Flecke und ungerechte Vorwürfe auf seinen Charakter geworfen, und mit aller Zuversicht als wahe und wieklich ausgegeben werden, und zwar von Männern, die ein bürgerliches und literarisches Ansehen haben, die hoch genug zu stehen glauben, um auf ihn herabzusehen, die seine Freundschaft und sein Zutrauen suchten und genossen, die bisweilen mit einer gewissen zärtlichen Erinnerung von ihm reden: so erfoedern Pflicht und Liebe von mir — ich müßte vor mir selbst und jedem rechtlichen Menschen erröthen, wenn ichs nicht thäte! — einen geliebten Bruder, den ich 50 Jahre lang so genau, wie wol keiner seiner Richter, ihn kannte, gegen solche Darstellungen zu retten, und, ohne Furcht vor mancherley Verdruß, der daraus vermuthlich für mich entstehen wird, ein besseres Zeugniß nach der Wahrheit von ihm zu geben, und vor dem Ange seiner Freunde jene aufgetragenen Flecke von seinem Bilde abzuwischen. Nicht daß ich Lob auf ihn verschwende, dazu dachte er zu groß und edel; aber daß ich vor der Mit- und Nachwelt seinen guten Namen rette, dazu, ists mir, fodre mich sein theurer Schatte auf!

Ich will, was Hr. v. W. von seinem Charakter sagt, in der Ordnung betrachten und aufs kürzeste commentiren.

Vom Kern der Individualität eines Menschen soll der philosophische Biograph ausgehen; **) von da aus betrachtet gibt sich alles Einzelne leicht. Also fängt Hr. v. W. (2) mit einer Beschreibung von M's Gestalt an, in welcher er zugleich den ganzen innern Menschen entdeckt. (Obgleich es, nach 245, „unter der Würde der Geschichtschreibung ist, „wenn sie das Aeußere schildert, ehe sie das Innere dar„gestellt hat!")

Daß er immer etwas Jugendliches in seinem Gesichte gehabt hat, das soll verrathen haben, daß er auch im Gelde „nie vollkommener Mann gewesen." (2. 46) In jüngern Jahren war M. sehr zart und leicht gebaut und wohlproportionirt; in seinen letzten 12—16 Jahren wurde er aber (wie in gleichen Jahren sein Vatee) zu fett. „Der Unter„theil seines Körpers schien zu einer ansehnlichen Leibes„länge bestimmt, aber die Natur hatte ihren Entwurf nicht „ganz ausgeführt; (2) ***) sie hatte in ihm die Anlage zu einem „großen Mann gemacht" (so körperlich als geistig), „doch „ihren Plan nicht ausgeführt." (1) Sonderbar, daß so zum Zweytenmale der Umfang seines Körpers zu Berlin Anstoß gegeben hat! Das Erstemal wurde er ihm vorgeworfen in einer Streitschrift über — den preussischen Separatfrieden 1795, zur Zeit der Regieeung des hochsel. Königs Friedrich Wilhelms II.! und nun wieder? — Seltsam und

---

*) Daß er das selbst erkannte, darüber wird man in einem Briefe an seinen Vater vom 28. Oct. 1774 ein merkwürdiges Selbstbekenntniß finden.

*) In einem Briefe vom 16. Aug. 1808 schrieb er mir verschiedene Verfügungen auf den Fall seines Todes, und schloß so: ... „Und weiter was mich angeht —

No further seek my merits to disclose
Or draw my frailties from her dread abode
(There they alike in trembling hope repose)
The bosom of my Father and my God!"

Aber die deutsche Kritik denkt nicht so zart!

**) Etwas, das Plutarch nie verstanden habe (161.).

***) Armselige Natur, die Plane hat und sie nicht auszuführen vermag — und doch Gott seyn soll! (A. v. Fr.)

eigensinnig aber ist, nach Hrn. v. W. Beschreibung, die Natur bey M's Bildung verfahren!... in der Gestalt, „ließ der untere Körper einen ansehnlichen Mann gewar„ten, aber der obere hat sich nicht gehörig gestreckt;" im Gesicht hingegen war's umgekehrt: der obere Theil „sprach Kühnheit und Stärke aus, der untere fiel in „unreifer Jugend an. Kühne Manneskraft und unreife „Jugend war merkwürdig in ihm gemischt." (3) Dieser erste Eindruck von M. als Bild seiner Seelengestalt blieb Hrn. v. W. immer, und das ganze Buch commentirt ihn.

Wie die ersten Eindrücke der Natur und der Umgebungen, die der Knabe hatte, ihn zu dem bestimmen mußten, was er ward (6. 7) — dabey konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, so ganz verfehlt ist es (außer was Hr. v. W. von dem Großvater sagt). Er hat die Majestät der schweizerischen Natur bis in sein 22stes Jahr nicht gesehen, außer von hier aus in der Entfernung von 20—30 Stunden u. s. f. „Ein dunkles Gefühl hievon" (7) habe ihn zur Geschichte der Schweiz hingezogen. „So sey es immer „gewesen; von außen, durch anderer Stimme und Ansehen, „ließ er das Wichtigste in seinem Leben entscheiden; habe „nie das Orakel in seiner Brust befragt, oder demselben „gehorcht," (8) also sich vom Zufall und dunkeln Ahnungen fortschieben lassen, ohne je seine wahre Bestimmung zu kennen u. s. f. und dennoch „über die Bestimmung seines gelehr„ten Lebens sich glücklich entschieden!"*) Ich fahre fort, ohne weitere Anmerkungen hierüber!

Ganz zuverlässig berichtet H. v. W., „daß M. ein Mäd„chen geliebt, sein Vater aber die eheliche Verbindung mit „ihr nicht zugegeben habe" (9), daran ist keine Silbe wahr! Im Gegentheil hätte ihn sein Vater gern durch eine Heirath an seine Heimath gefesselt; nie aber war von einigem Zwange die Rede. In der Folge wird gesagt, „daß er eben darum „kein guter Geschichtschreiber geworden, weil er nicht gehei„rathet habe" (55). Wie kann es denn (9) ein Glück heißen, daß sein Vater jener Heirath entgegen war?

In der Schilderung seiner Freundschaft mit dem edeln Bonstetten (23) sind ebenfalls seltsame Mißgeiffe und ganz verschobte Vorstellungen von diesen beiden Männern, die ich aber hier nicht näher beleuchten kann.

„Müller habe „den Tadel" zu weichherzig aufgenommen „und darin keine antike Rüstigkeit bewiesen" (24). Die zarte Stelle aus einem Briefe M's an Bonstetten (29) soll vermuthlich das beweisen! So viel ich meinen Bruder kenne und seine Freunde ihn aus seinen Briefen werden kennen lernen, hat er den Tadel gut vertragen können, ja nur allzubescheiden gab er sich selbst oft früher Unrecht als er hätte sollen. Wie manche böse Urtheile, ja Verleumdungen mußte er hören und lesen! hat er sich an einem Einzigen (so sehr ihn letztere schmerzten) gerächt?

Von S. 58 an kommen gehäufte Beyspiele von seiner Wandelbarkeit (Wankelmüthigkeit) vor. Ein Mann, der vierzig Jahre lang unausgesetzt einen Zweck im Auge hatte, und jede Aendetung seiner äußern Lage um so begieriger ergriff, wenn sie ihn seinem Ziele näher zu bringen, ihn für das Werk seines Lebens fähiger zu machen schien — der soll wankelmüthig, wie ein Rohr vom Winde getrieben gewesen seyn, und seine wahre Bestimmung nie gekannt haben! Die Elasticität seines Charakters, sich in jede Lage zu schicken, nach jedem Unfall bald sich wieder wie eine Palme zu erheben, heißt „Wandelbarkeit." Historische Unrichtigkeiten sind hier aufgehäuft. Der Hr. Verf. will immer in Müllers Seele lesen und seine innern Beweggründe errathen, und rath dann fast immer auf solche, die seinen Charakter erniedrigen: z. B. daß er 1781 nicht von Berlin nach Genf gegangen, sondern zu Kassel geblieben, (61) soll die einzige Schuld seyn, weil seine Schrift über Genf (in den Essais historiques) daselbst mißfallen habe! Weiche kleine Seele! Auch war es nicht Wankelmuth, sondern Kränklichkeit, und der Ruf eines Genfers, den er hoch verehrte, die ihn bewogen, nach wenig Jahren Kassel wieder zu verlassen.

Eben so unwahr ist (63) die schiefe Darstellung der Geschichte seines Abschiedes aus Bern 1785, wie seine Briefe bewiesen werden, oder (da He. v. W. diesen vielleicht wenig Glauben zustellt) Briefe von andern: z. B. J. Tr—y. Bey billigern Beurtheilern wird der gehäufte Schatten verschwinden, den Hr. v. W. hier auf „seinen Freund" wirft, und es wird sich zeigen, daß er vernünftig handelte, und, um im Vaterlande bleiben zu können, ein Opfer thun wollte, welches auch jener Freund (ein bekannter geehrter Mann) für zu groß hielt.

Bitter, entehrend, und eben so unwahr wird (66—69) sein Abschied von dem Kurfürsten zu Mainz und seine Annahme einer Stelle in Wien vorgestellt. Lese ein gefühlvoller Mann in Müllers Selbstbiographie (S. 40—42) diese Gefühle und Urtheile, ob es nicht barbarisch sey, seinen vorgefaßten Meynung von einem Menschen zu lieb die unschuldigsten Handlungen eines Mannes, den man fast auf jeder Seite „seinen Freund" nennt, so zu entstellen? Hätte Hr. v. W., der so scharfsinnig M's Charakter beschrieben zu haben glaubt, mehrere Data darüber erwarten mögen, so würde er vielleicht in einigem auf eine mildere Beurtheilung gerathen seyn.

Daß M's Schriften über den Revolutionskrieg 1795 und 96 ihm (fünfthalb Jahre nachher!) das kaiserliche Bibliothekariat zu Wien verschaft haben (70), ist ebenfalls nicht wahr. Längst hatte er gewünscht von politischen Geschäften loszukommen; Denis starb (Sept. 1800); M. äußerte seinen Wunsch sein Nachfolger zu werden, und wurde es nach einigen Monaten. Nach Hrn. v. W. (70) war es bloß eine einzelne Kränkung, die das weiche wankelmüthige Männchen mit dem „unreif-jugendlichen Untergesicht" dewog von Wien wegzuspringen. Diese „kleine" Kränkung bestand darin, daß er alle Hoffnung aufgeben sollte, das Werk seines Lebens, die Geschichte seines Vaterlandes und andere literarische Arbeiten auch nur fortsetzen zu können! Andere, nicht so ganz unbedeutende Umstände kamen hinzu, die zu erzählen hier der Ort nicht ist. Aber immer dachte er mit theilnehmender Liebe an Wien und den Monarchen Oestreichs zurück.

Es ist indelikat von Hrn. v. W., den Abschied Müllers von Berlin 1807 auf eine Weise zu erzählen, die abermal auf seinen Charakter einen sehr nachtheiligen Schatten wirft; authentische Schriften können M. von diesen Vorwürfen befreyen, und werden es, wenn die Nothwendigkeit erfordert, früher oder später sie bekannt zu machen. Existirt sein Brief an Hrn. G. H—d vom 5. Sept. nicht mehr? — „Die feyerliche Zusage, sagt Hr. v. W., die er Preussen für „Zeitliebens gethan (73), habe er gebrochen; habe verzweifelt „am Staate; habe sich den Unterhandlungen für Tübingen „ergeben" u. s. f. — Vom Februar bis October dauerte diese Unterhandlung; M. wollte nicht weggehen ohne ausdrückliche Genehmigung der Regierung, die ihn berufen hatte; freute sich noch im Oktober, zu Berlin bleiben und an den

*) Hr. H. R. Morgenstern hat in seiner bekannten Schrift (Joh. Müller, oder Plan im Leben und Plan im Lesen) M'n. ganz anderes zugetraut!

zu errichtenden Akademie mitarbeiten zu können, obgleich er die Erbitterung „ungebildeter Patrioten“ (51) und ihre Verkumdungen gegen ihn kannte; dreymal bat er, nicht, wie v. W. sagt, um seinen Abschied, sondern „um Entscheidung seines Schicksals“ *), weil er auf zwey Anfragen keine bestimmte Antwort erhielt, und den Monarchen, der ihm mit dem Rufe nach T. sein Zutrauen bewiesen hatte, ja doch nicht ohne Antwort lassen konnte! Bey der Ungewißheit, in welcher damals alles stand, und was noch mehr bevorstände, bey seiner eigenen Mittellosigkeit, hätte er wie ein Narr einen ungesuchten Ruf, der eben auch für den Hauptzweck seines Lebens manches Einladende für ihn hatte, geradehin von der Hand weisen sollen? Hätte Hr. v. W. in seinem Falle das gethan? Endlich erhielt er seine Entlassung „gern, wie Hr. v. W. sagt, „weil die „Pr. Regierung seinem Wankelmuthe nicht vertraute“ (75). Waren sonst keine andere Ursachen als diese? So wird Joh. Müller sechs Monate nach seinem Tode beurtheilt und verdammt!

Hr. v. W. spricht von seiner Anstellung in Kassel als von einer „Nothwendigkeit des Schicksals;“ aber weder zu dem einen noch zu dem andern Posten, den er ba 1808 und 1809 bekleidete, habe er recht getaugt: nicht zum Staatssekretair, „wozu es ihm zwar nicht an Geist und Kenntnissen, aber „an Geschick und Charakter fehlte **); nicht zum Studien-Direktor, „denn, zu tief versenkt in die Lust der eigenen „Studien“ (die er gewöhnlich nur von Abends 8 Uhr an fortsetzen konnte!) „konnte er die Masse fremder, mit praktischem Vergnügen und ohne anhaltenden Zwang gegen sich „selbst, nicht leiten.“ (77)

Hr. v. W. schreibt ferner M. tadelnd zu (80), „ein „unruhiges Streben nach außen hin,“ und daß er (78) geglaubt, „als Historiker allenthalben guten Rath geben zu „können.“ Sollte er nicht antworten, wenn er gefragt wurde? Aber wem? wem hat er sich je mit seinen Räthen, auch nur mit literarischen, aufgedrungen? Hr. v. W. nenne Einen, wenn Er kann! ein einiges Beyspiel, daß er jenen niedrigen Menschen gleich geweien, die nach dem Fall ihres Vaterlandes wie unreine Vögel über das im Blute liegende herfielen, in seinen Wunden wühlten, seine Flecken vor jedermann entblößten, Schmähschriften gegen alle schrieben, die noch vor wenig Monaten in Ansehen standen, Charakter-Galerien in Bolfecs Geschmack aufstellten, mit Feuerbränden in dem offenen durchstürmten Gebäude herumliefen, von ihren Niederlagen in die Wette drucken liessen — und dabey allenthalben sich mit ihren Rathschlägen zudrängten, wie dies und jenes hätte seyn sollen, gekommen wäre, wenn man ihrer Weisheit gefolgt hätte u. s. f. Menschen, die eine Schande ihres Volkes sind!

Daß M. bey der beständigen Entwicklung und dem immer fortgehenden Wachsthum seines Geistes mit manchem, das er geschrieben hatte, in Kurzem nicht mehr ganz zufrieden war und bald wieder ein neues höheres Ideal in ihm aufging — auch das wird ihm zum Vorwurf gemacht! (80) — Mit Wohlgefallen alle seine Werke betrachten, das kann nur Gott; der Sterbliche, je weiser er ist, desto weniger.

Daß er, zum literarischen Leben bestimmt, in nur politischen Geschäften nie sein Stück gefunden (83), davon bin ich mit Hrn. v. W. überzeugt, und wir haben uns oft hierüber in unsern Briefen unterhalten. Darüber wollen wir ihn mehr beklagen als anklagen; man rechte mit dem Schicksal darüber und weniger mit ihm. Seine lebhafte regsame Natur wünschte auch in einem thätigern Leben wirksam seyn zu können; aber allemal fand er darin bald selbst nicht, was er suchte. Als er das Letztemal in politische Geschäfte hineingezogen wurde, that er (wofür ich die schriftlichen Beweise habe) sein Möglichstes, um davon loszukommen. Ich weiß aber auch von solchen, die über die Nothwendigkeit eines Gelehrten sich nicht mit politischen Geschäften zu befangen, beredt sprechen, und eben durch ihn selbst, meinen Bruder, zu politischen Stellen zu gelangen suchten.

„Starke Ruhmsucht und ungemeiner Ehrgeiz hätten ihn „herumgetrieben, und er habe mancherley Einleitungen, „Umschauungen u. a. angewendet, um seine Celebrität zu „vermehren“ (85). Aus dieser Schilderung sollte man sich ihn als eine eitle Seele denken, die immer nur nach Lob haschte. Daß er gegen Ruhm bey der Nachwelt nicht gleichgültig war und dieses ihn zu großen Anstrengungen begeisterte, ist wahr, war aber nicht sein einziges Motiv Zu seiner Umschauung und Vorsichtigkeit, z. B. in literarischen Urtheilen, trug seine tiefe Abneigung vor Streitigkeiten mit deutschen Gelehrten vorzüglich bey. „Daß er eben darum „gern mit bedeutenden Personen in Briefwechsel getreten“ (86), ist unrichtig. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, einen weit ausgebreitetern Briefwechsel zu führen, als wirklich geschah; aber selbst mit bedeutenden Personen vernachlässigte er ihn oft; und am allerwenigsten drang er sich auf. Ich konnte Beweise gegen jene Beschuldigungen anführen. Auch reute ihn die Zeit Briefe zu schreiben, und er hat oft darüber bey mir geklagt.

„Er habe zu vielfach und zu stark gelobt; er habe kein „Urtheil gehabt, und dadurch unglaublich geschadet. „Habe man ihn gelobt, so habe er auch wieder gelobt“ u. s. f. (47, 48, 87). Allerdings war er zum Tadeln, und am wenigsten in der scharfen arroganten Art, wie sie seit einigen Jahren in Deutschland wieder Mode wird, nicht geneigt. Er hielt es für Urbanität, die unter Gelehrten vorzüglich herrschen sollte, den Tadel so schonend wie möglich zu sagen; aber es sind wenige seiner Recensionen, die für den Beurtheilten nicht hie und da warnende Winke enthielten, nur daß sie oft so fein sind, daß ich wol glaube, viele haben sie nicht verstanden. Junge Schriftsteller besonders suchte er viel mehr zu ermuntern als niederzuschlagen, und ihnen durch Lob des Lobenswerthen (denn das Schlechte hat er nie gelobt:) Zutrauen zu sich selbst einzuflößen. Dieses wird nun aus Schwäche seines Urtheils und Charakters hergeleitet, und die niedrige Absicht ihm untergeschoben, er habe es darum gethan, um auch wieder und desto reichlicher den Weihrauch zu empfangen. Tadelt er hingegen etwas mit Ernst, wie z. B. einige Schriften über die Reformation der Historie durch die Metaphysik, so sollen das Ausbrüche gereizten Zorns gewesen seyn (90). Hr. v. W. nimmt aber sein Urtheil wieder zurück, „dieser Trieb zu loben sey „doch ursprünglich aus seinem natürlichen Wohlwollen „gekommen“ (89). Welches gilt nun? den Ausspruch seiner Celebrität dürfte Hr. v. W. doch auch M's Recensionen mitzuverdanken haben, über die Er sich (86) mit so vieler Bescheidenheit beklagt. Daß Er sich aber auf das Loben auch versteht, sieht man in den angeführten Stellen aus seinen Briefen an M.

*) Dieser einzige Ausdruck ändert die ganze Darstellung.

**) Hr. v. Woltmann an J. M. 5. Dec. 1807: „Als Staats-„Sekretair des Königs von W. würden Sie sein Reich zum „Kern Deutschlands machen.“ — 12. Merz 1808: „Mich „zieht Kassel weniger an, seitdem Sie nicht mehr dorten im „der Politik walten.“

Gegen M's Schreibart *) führt Hr. v. W. eine ehemals gemeine Klage (sie kommt 110 unter seiner Charakteristik vor): „sie sey schwerfällig, mühsam, ungleich, roh gearbeitet, „unbehülflich, ohne Licht, stärker als die Gedanken — bis „weilen aber doch wieder darstellend für die Anschauung, „innig nothwendig, stark, einfach und schön" (265—272). Das mag ein anderer auseinander lesen! Wenn Er aber (ibid. 110) sagt: „M. habe den Stil als etwas von den „Gegenständen und dem Inhalte Verschiedenes betrachtet und ihm eine Gewalt beygemessen, die er ohne den „Gedanken, das Bild, die Empfindung ausübe (110); er „habe geglaubt, es gebe eine Zaubermacht des Stils, unabhängig von den Vorstellungen, dem Inhalte" (270); — so möchte ich doch fragen, ob Jemand, der M. gekannt, ihn für so gar dumm und unwissend halte, daß er nicht so gut als sein Kritiker gewußt habe, Pectus sey es, quod eloquentem facit; und daß man ohne dieses mehr nicht als ein tönendes Erz, ein bloßer Deklamateur ohne innern Gehalt sey! So wie aber Cicero, der dieses sagt, und die größten alten Schriftsteller ungeachtet dessen auf Stil und Komposition denn doch viel Fleiß und Mühe verwenden, so glaubte er auch thun zu müssen, um der Sprache recht mächtig zu werden, und daß dieses auch den Gedanken selbst nachhelfe. Man glaubt bey dieser Stelle, Hr. v. W. lese einem Schülerknaben Lektion. Genug hievon; es ist fast beschimpfend, Müllern hierüber nur vertheidigen zu wollen! —

Hrn. v. W. Schilderung von M's moralischem Charakter im Ganzen angesehen, möchte man fast nach Burke's Ausdruck sagen: „er sey, nach Ihm, so hier und da mit Tu„genden besprengt gewesen" **); am meisten wird an ihm ein hoher Grad von natürlicher Gutmüthigkeit gerühmt. Anderer, mehr erworbener, Eigenschaften, seines neidlosen Bestehens, Jünglingen besonders, wo er immer Gelegenheit hatte, mit Rath und That beyzustehen und sie durch sein Lob zu ermuntern — seiner Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, seiner unbestechbaren Redlichkeit, seiner felsenfesten Treue in der Freundschaft, seiner steten Dankbarkeit gegen Lehrer und wer ihm sonst jemals Gutes gethan, seiner Gutthätigkeit gegen Nothleidende, seines Diensteifers, seiner Humanität und Freundlichkeit auch gegen Menschen der niedrigsten Stände: wird nicht oder nur beyläufig so kurz wie möglich und gewöhnlich mit Einschränkung gedacht. Wer die ganze Natur und Individualität eines Menschen darzustellen verspricht (Hr. W. in der Ankündigung) — eine fast übermenschliche Kühnheit! — der sollte Alles sagen. Hr. v. W. glaubte den Kern von M's Individualität entdeckt zu haben, und bestrahlt von da aus alle Eigenschaften und Erscheinungen derselben. Aber bey all der vermeinten Vollständigkeit seiner Erkenntniß ist ihm eine Eigenschaft gänzlich unbekannt geblieben — oder hielt er ihre Meldung unter der Würde des philosophischen Biographen? — Jenes ist mir begreiflich, da M. sie wie ein Heiligthum seines Herzens geheim hielt, nie damit prahlte oder sie zur Schau aushing: die von Kindheit an bis zu seinem Tode das eigentliche wahre Prinzipium seines Lebens, eines innern Glückes, das der Egoist nicht genießt, die Seele seiner Seele war — seine Religiosität, die nicht bloß Wissen, sondern Geist und Leben in ihm war. Ich konnte aus allen Jahren seines Lebens, selbst denen, wo die bezaubernde Nähe Voltaire's *) ihn für einige Jahre dem Christianismus zwar nicht eigentlich abgeneigt, aber doch gleichgültig gegen ihn machte, die schönsten sprechendsten Beweise dafür anführen; aber dieses Heiligthum soll einer entweihenden Kritik nicht preisgegeben werden. — Die tiefste Ehrfurcht vor dem Ewigen, Freude in seiner Betrachtung, Vertrauen auf seine Leitung, das in den trübsten Stunden seines Lebens dahin seine Zuflucht nahm und allemal Friede fand — sie war der wahre Grund seiner Herzensreinigkeit, bey allen menschlichen Schwachheiten, die er fühlte, nicht verheelte und Vertrauten frey gestand; seiner Güte und thätigen Menschenliebe, seiner Gewissenhaftigkeit, seiner (bey allem Selbstgefühl vor andern Menschen) ungeheuchelten Demuth vor Gott, seiner kindlichfrohen Ergebung in alle Wege der Vorsehung mit ihm und mit der Welt. Denn auch die Geschichte der Menschheit beleuchtete ihm dieser Glaube, (sein Sinn hierin war Herodots seinem am ähnlichsten) und mehr als man glauben möchte, war ihm die Geschichte Beschreibung der göttlichen Regierung, historia Nemeseos divinæ, wie Baco sie nennt.

Nachdem Hr. v. W. M's historiographische Art und Kunst untersucht hat, fährt er (302 ff.) in der Beurtheilung seines Lebens und Charakters wieder fort; da heißt es: „M. mit Wuth, mit fanatischem Haß — aber (309) der Natur„nothwendigkeit gemäß (was konnte er denn dafür?) sey er „gegen das neue politische System eingenommen gewesen; „er habe es, weil sein Verstand sich nicht zur Abstraktion „erhoben hatte, nicht fassen können (294) und sich nicht zum „Weltbürger gebildet; habe nicht glauben wollen" (wie viele andere!) „daß Despotie und Anarchie bisweilen Vor„bereitungen sind zu einer vortrefflichern neuen Welt; habe „den preussischen Staat bitter verfolgt (Er!), der darum „vom Kampfe dagegen abgelassen habe (1795), weil er gewahr „wurde, daß in demselben wider etwas Höheres als die „bloße Anarchie gestritten würde u. s. w.; er habe sich auch „darin von Hrn. v. W. weder warnen noch zurechtweisen „lassen; nach dem preussischen Unglücke habe er von Berlin „entfliehen wollen **), aber keine Pferde bekommen; nach der „Unterredung mit Kaiser Napoleon habe er alles auf Einmal „in einem andern Lichte gesehen, seinen Anker des urkund„lichen Rechtes (für welches er sonst mit Fanatismus ge„sprochen, das man aber in einer Revolution fahren lassen „müsse) weggeschlendert; immer flacher habe sein leidenschaftliches Gemüth die Lehre der Geschichte aufgefaßt, dem „Zeitgeiste zu huldigen gesucht", ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Bey der furchtbaren Erschütterung des Staates, dem M. redlich und herzlich zugethan war: bey der Ansicht der gewaltsamen Erschütterung, die auf den Trümmern alles urkundlichen Rechtes ***), das er sonst für die festeste Stütze des öffentlichen Wohls hielt, eine neue Gestaltung oder die Verwüstung Europa's ihm zu bereiten schien, auch der seiner eigenen Grundsätze, die ihm eingewurzelt waren, war in dem lebhaften äußerst reizbaren Gemüth die äußerste Beunruhigung weder unnatürlich noch schimpflich. Daß er aber

*) Die ganze Stelle (265 ff.) sagt, entblößt von der neuen philosophischen Terminologie, gar nichts anderes, als was Cicero mit 8 Worten, allgemein verständlich: Bene dicere nemo potest, nisi qui prudenter intelligit (in Bruto). Da ist, nach ihm, „innerer und äußerer Stil" beysammen!

**) Spotted here and there with virtues.

*) Eben in der Periode, wo die Briefe an Bst. geschrieben wurden, die ihm nun so manche üble Deutungen zuziehen.

**) Und seine literarischen Arbeiten seit 30 Jahren im Stich lassen wollen? — Ich kann darüber einst aus seinen Tagebüchern andere Aufschlüsse geben.

***) M's Hochachtung dafür wird seinem engen Blicke und dem Unvermögen, die Revolution zu fassen, an verschiedenen Stellen zugeschrieben.

dennoch seine Grundsätze nicht verleugnet und die Revolution wohl begriffen, auch, einmal überzeugt von der Unhaltbarkeit des Morschen, Veralteten, sich an die werdende Weltordnung mehr anzuschließen gesucht habe: wollen wir nicht darüber den Beklagten selbst hören? — Folgende Stelle ist aus seinem letzten Willen, den er eben um diese Zeit aufschrieb (zu dessen Vollzieher er sich seinen Freund, den Freyherrn Alex. v. Humboldt, erbat):

„— Ehe ich von meinen Angelegenheiten spreche, nehme ich mir die Freyheit, meine wahre Denkungsart in diesen letzten Zeiten wahrhaft als am Rande der Ewigkeit darzulegen. Schon aus meinen Jugendbriefen erhellt meine der Freyheit, einer gesetzlichen Freyheit, von jeher gewidmete Herzensgesinnung; man kann aus der Schweizergeschichte sehen, ob ich mein Vaterland vor und nach seinen Unfällen treu und warm geliebt habe; aus mehrern Schriften zur Zeit des Fürstenbundes, was Deutschland an sich und in seinen Verhältnissen zu dem europäischen Gleichgewichte mir war, und wie sehr ich es mit Gemeingeist belebt wünschte; aus den Schriften wider den Basler Separatfrieden, wie leid mir die Trennung seiner Kräfte gewesen; aus denjenigen, welche im Jahr 1796 zur Aufeurung der östreichischen Völker geschrieben worden, wie unerträglich mir der Gedanke einer fremden Präpotenz war; aus allem seither hin und wieder geäußerten, daß ich nichts mehr als Gemeingeist, als Zusammenhalten, als Rettung der Nationalwürde und Selbstständigkeit gesucht. Man hat alle diese guten Rathschläge verschmäht, und ist einzeln geschlagen worden. Ich gestehe, daß nächst der unbegreiflichen Fehler der Umstand mir auffiel, daß unserer Seits kein großer durchgreifender Held entstanden, daß der Kaiser Napoleon sowohl hiedurch als in den wichtigsten Momenten seines Lebens durch das Glück so sehr wie durch seine Eigenschaften begünstiget worden; daß endlich für Deutschland jezt weniger um die augenblickliche Herstellung der verlornen Unabhängigkeit, als um eine weise Benützung der etwa noch günstigen Umstände zu thun ist, um, endlich belehrt, einmal wieder einen Gemeingeist unter die Nation zu bringen, etwas zu organisiren, dessen ein vaterländischer Held bey veränderten Zeiten sich leicht bemächtigen könne, um die Freyheit und eine bessere Verfassung herzustellen. Kaiser Napoleon schien mir ein von der obersten Leitung menschlicher Dinge zu einer großen allgemeinen Weltveränderung ausersehener Mann, dem auszuweichen ist, um nicht zertreten zu werden. Diese Politik war durch das Religionsbuch der Hebräer und Christen gerechtfertiget; weder haben die Propheten gegen den König, welchem Asien einmal für eine Zeit gegeben war, ihr Volk zu armiren gesucht, noch haben Christus und die Apostel gegen Tiberius oder Nero zu dem Widerstande gereizt, wodurch nachmals das Heiligthum und die Freyheit ihres Volkes völlig unterging. Alles hat seine Zeit; beobachte die Zeit, erkenne ihre Zeichen, und richte dich darnach. Verstehet ihr nicht Krieg zu führen, so wisset Frieden zu halten. Ist nun das Bessere nicht erreichbar, so vermeidet das Schlimmste; alle Krankheiten sind heilbar, der Tod nicht. Darum war ich so sehr für Beysammenbleiben, innere Vereinigung wo nicht jezt der Streitkräfte, aber der Gemüther, der Grundsätze, der Entschlüsse, auf eine bessere Zeit. Ich habe nie von den Franzosen oder Engländern eines Hellers werth Geld bekommen; ich habe nie Leidenschaft in die Politik gemengt, oder an Personen mehr als an Sachen mich gehalten; daher mußten bey geänderten Umständen meine Grundsätze eine andere Anwendung haben; der Zweck blieb: Unabhängigkeit mit Würde. Das ist meine Verrätherey, daß ich durch die Erfahrung mich belehren ließ, daß ich vor der Evidenz die Augen nicht schloß. Wenn ich die Universalgeschichte hätte ausarbeiten können, so würde ich gezeigt haben, wie in allen Revolutionen Weisheit und ächte Tugend allein durchgeholfen, die Uebel gemindert und Besseres endlich wieder herbeygeführt haben. Meine Zeitgenossen aber, besonders zu Berlin, und, wie ich höre, in Norddeutschland erhoben ein wildes Geschrey wider mich, zerrissen mein sorgenvolles Gemüth, verleumdeten meinen wohlerworbenen Namen, und verbitterten mir die vergebliche Mühe des Lebens."

In dieser mir so höchst unangenehm gewordenen Vertheidigungsschrift für meinen Bruder diese Stelle auszuschreiben, geschah mit Widerstand; ich hatte ihr einen bessern Platz zugedacht. Wer von hoch oben auf J. Müller herabsieht, der mag auch aus ihr Selbsttäuschung, Wankelmuth, Eitelkeit, Ehrgeiz, unruhiges Streben nach außen und was er will (den „polperigen Stil" nicht zu vergessen!) herausfinden: unbefangene Leser werden die Sprache des gesunden Verstandes und des ehrlichen Mannes darin nicht verkennen.

Ich habe vieles unterdrückt, was ich über Hrn. v. W's. Buch zu sagen hätte; über das, was er gegen M's historiographisches Verdienst sagt, würde ich die Feder nicht angesetzt haben. Aber diese kurze Rechtfertigung seines moralischen Charakters bin ich dem wohlerworbenen guten Namen des Verstorbenen, bin ich seinen Freunden schuldig, die durch so manche und mit so viel Zuversichtlichkeit ausgesprochene Beschuldigungen leicht an ihm irre werden könnten.

Hr. v. W. spricht zwar hie und da mit zärtlicher Erinnerung von „seinem Freunde"; in dem Abschnitte aber von seiner „Wandelbarkeit" (58 ff.) und wo er seine Handlungen und Gesinnungen in seinem letzten Lebensjahre beschreibt, da finde ich diese zärtliche Erinnerung nicht mehr! da hat er ihn nicht nur hart, sondern ungerecht beurtheilt. Müller kann sich nicht mehr verantworten; leicht zu begreifende Rücksichten machen es auch andern zur Zeit noch schwierig, die Verantwortung für ihn nach antheutschen Schriften zu geben. Ich hoffe, man werde diese indelikaten Discussionen für einmal nicht weiter treiben, und mehr nach dem fragen: Was M. nun noch für uns ist?

Die Briefe M's an Hrn. v. W. (im Anhange) sind hie und da interessant. Vor der Abhandlung selbst gelesen, und diese hernach — machen sie einen sonderbaren Effekt. Wie? wenn ihr Verfasser geahnet hätte, daß, gleich nach seinem Tode, sein Freund mit solchen Prolegomenen sie herausgeben würde? — Aber den Fehler hatte er (und er wurde ihm oft schädlich), wol der Einzige, der Hrn. v W's. Aufmerksamkeit entgangen ist: daß, wo er Geist, Talente, ein vielversprechendes Aeußeres, Wohlmeynen und freundschaftliche Zuneigung bemerkte, er sich zu bald, zu unvorsichtig hingab — ohne alles Mißtrauen, ohne alle Spur von Neid, wenn einer auch auf der gleichen Bahn mit ihm nach Ruhm und Nutzbarkeit strebte; und war der junge Freund ein Schriftsteller, so war Müller gern der Erste, ihn zu seiner Ermunterung mit Lob in die Welt einzuführen.

Schaffhausen, 28. Febr. 1810.

Johann Georg Müller, Professor.

Nro. 56.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 6. März, 1810.

— Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt,
Ich kenne den ihm selbst verborgnen Werth;
Am rohen Glück will ich das Edle rächen.

v. Schiller.

Die Kette des Glücks und Unglücks.

Die Anekdote von der türkischen Dame, welche hier in Wien den französischen Kaiser zu sprechen verlangte, und von ihm eine ansehnliche Pension erbielt, ist seit dem vergangenen Herbste bereits in mehrern Zeitungen und Journalen erschienen — allemal anders und vielleicht allemal unrichtig. Ohne mir den geringsten Ausspruch über diese Sache anzumaßen, will ich sie nun auch erzählen, und zwar so, wie ich sie aus Herrn Denons Munde (welcher durch seine Reise in Aegypten gewiß Niemand, der auf Bildung Anspruch macht, unbekannt seyn wird) in einigen Abendgesellschaften wiederholt und immer gleich vernommen habe. Als beständiger Begleiter des französischen Kaisers, als Augenzeuge, scheint er mir ein zuverlässiger Gewährsmann, und ich theile die Erzählung getreu mit, wie er sie uns gab.

Am 15 Oktober, den Tag darauf, als der Friede in unserer bedrängten Vaterstadt unter Kanonendonner öffentlich war bekannt gemacht worden, war auch Kaiser Napoleon entschlossen, abzureisen. In Schönbrunn, dem Lustschlosse unserer Monarchen, wo er sich aufhielt, war Alles zur Reise bereitet, und die Wagen standen angespannt. Da trifft es sich, daß Herr Denon, durch eine der Galerien gehend, den Huissier, welcher vor den Zimmern des Kaisers steht, lebhaft mit einer Frau sprechen sieht, die ihm (dem Kenner des Morgenlandes) ein orientalisches Ansehen zu haben scheint, obwol sie europäisch gekleidet ist. Er tritt hinzu, erkundigt sich, und erfährt, daß diese Frau Wittwe eines französischen Offiziers ist, und dringend in einer Art von Verzweiflung mit dem Kaiser zu sprechen verlangt; aber der Huissier hat Befehl, Niemand mehr vorzulassen, und die Unglückliche ist außer sich vor Angst. Denon nähert sich ihr, er redet sie an, sie erzählt ihm ihre Geschichte. Sie ist in Konstantinopel geboren (wahrscheinlich eine Griechinn, wie die Folge zeigt) und mit ihrem Manne, einem türkischen oder griechischen Kaufmanne, vor einigen Jahren nach Venedig gekommen. Hier starb oder schied sich ihr Mann von ihr; kurz, sie wurde frey, und in Stand gesetzt, über ihre Hand zu bestimmen. Sie lernte einen französischen Offizier kennen, trat zur katholischen Religion über, heirathete den Offizier, und lebte mehrere Jahre in einer zufriedenen Ehe, bis es ihr einfiel, eine Erbschaft oder einen Theil ihres zurückgelassenen Vermögens in Konstantinopel zu holen. Sie machte sich auf den Weg nach ihrer Vaterstadt; indessen bricht der Krieg aus, und ihr Mann geht mit der italienischen Armee nach Ungarn. Sie kann die Rückreise nun nicht mehr zu Wasser machen, und entschließt sich, sich der Beschwerlichkeiten der Landreise auszusetzen. Glücklich gelangt sie bis an die türkische Gränze; — hier wird sie von einer wilden Horde, welche das Land durchstreift, überfallen, und als türkische Unterthaninn eines Theils ihrer Habe beraubt. Mit dem Reste setzt sie ihren Weg fort, bis sie einem Trupp Kroaten in die Hände geräth, die sie als französische Offiziers-Frau ganz ausplündern. Von Allem entblößt, mit Mangel und Noth kämpfend, erreicht sie mühsam die Gegend von Raab, wo die italienische Armee steht, wo sie ihren Gemahl, und bey ihm Schutz, Trost und das Ende ihrer Leiden zu finden

hofft. Sie kommt an, sie forscht nach ihm, man führt sie dorthin, wo sein Regiment steht; schon glaubt sie in seine Arme zu eilen — er ist vor drey Tagen an einer Wunde gestorben, die er in der letzten Schlacht erhalten. Niedergedonnert durch diese Nachricht, aller Hoffnung auf Lebensglück beraubt, verlangt sie nun, daß man ihr den letzten Trost nicht versage, sie will an die Stelle geführt werden, wo er begraben liegt, sie will sein Grab öffnen lassen, sie will ihn noch einmal sehen — man schlägt ihr auch dies ab. Vernichtet — verzweifelnd wünscht sie sich den Tod, aber er, der so oft mit kalter Hand sein Opfer aus dem Schoße des Glückes holt, verschmäht es dann, wenn es sich ihm lebensmüde und trauernd selbst anbeut. — Sie lebt — sie muß leben, und die Zukunft starrt sie düster und grauenvoll, im Kampfe mit Mangel und Elend, in einer öden unbekannten Welt, unter einem fremden Volke an.

Da fällt ein Strahl von Hoffnung in ihre Seele. Napoleon ist noch in Wien, die Wittwen seiner gebliebenen Tapfern haben Ansprüche auf die Unterstützung des Staates; sie entschließt sich unter tausend Mühseligkeiten, wie sie in ihrer Lage unvermeidlich sind, hierher zu gehen. Sie kommt an, sie eilt nach Schönbrunn, betritt das Schloß mit dem Muthe desjenigen, der im Schiffbruche das letzte Bret ergreift, und hört, der Kaiser sey bereit in den Wagen zu steigen, und spreche Niemand mehr. Das ist zu viel für sie, das macht das Maß ihres Unglücks voll — und in dem Augenblicke findet sie Denon. Sie zeigt ihm ein Memoire, das sie selbst aufgesetzt hat; es enthielt in wenig kurzen aber äußerst nachdrücklichen Sätzen Alles, was der Kaiser zu wissen nöthig hat, ihre ganze Geschichte, und flößte durch die Art der Darstellung Achtung für die Schreiberinn ein. Denon sann nach, ob es nicht möglich wäre, der Unglücklichen Audienz beym Kaiser zu verschaffen, oder ihn wenigstens mit ihrer hülflosen Lage bekannt zu machen; er nimmt das Memoire und geht damit zum Staatssekretär Maret (jetzt Herzog von Bassano), der noch vor des Kaisers Abreise ein kurzes Geschäft von einigen Minuten mit ihm abzuthun hatte. Auch ihn interessirte das Memoire, und er entschließt sich zu versuchen, was sich thun liesse.

Als sein Geschäft mit dem Kaiser zu Ende ist, überreicht er ihm das Memoire, macht ihn aufmerksam auf den Geist, in welchem es geschrieben ist, auf das besonders widrige Schicksal der verlassenen Frau. „Wie viel gebührt ihr Pension nach dem Range ihres Mannes?" fragte der Monarch, indem er die Feder zur Hand nimmt. Maret nennt die Summe — sie ist äußerst unbeträchtlich. „Damit kann sie nicht leben, ich werde ihr 600 Fr. aussetzen." Maret nützt die freundliche Stimmung seines Gebieters, er verbreitet sich über die traurige Lage der Frau. „Dann sind auch wol 600 Franken nicht viel — sie soll 1000 haben! — Aber wie mache ich es um den Schweif der Sechse wegzubringen, ich kann keine Eins mehr daraus machen?" Maret schwieg. „Nun, so setze ich die Eins vor die Sechse, und sie mag 1600 Franken haben." Hiermit stand der Kaiser auf. Maret dankte ihm gerührt im Namen der Unglücklichen, aber kühner durch die Güte des Monarchen, wagte er es zu bemerken, daß die Frau gegenwärtig von Allem entblößt und in einer dringenden Verlegenheit sey. „Nun dann," sagte der Kaiser, „so gebe man ihr gleich zum Anfange einen jährlichen Betrag ihrer Pension!"

Marets und Denons Wünsche waren erfüllt. Der letzte überbrachte mit freudiger Eile die huldvolle Entschließung des Kaisers und das Geschenk von 1600 Franken in Napoleonsd'or. Zitternd vor frohem Schrecken empfing sie die Frau unter Segenswünschen für die, welche sich ihrer so milde angenommen hatten, und wollte die Goldstücke zu sich stecken. Die Freude machte sie unbeholfen, drey Napoleons fielen auf die Erde; Denon hob sie auf, und wollte sie zu den übrigen legen. „Nein," sagte die Frau, indem sie sie davon sonderte, in ächt-orientalischem Geiste, „nein, die dürfen nicht bey den Uebrigen liegen, sie haben Unglück in sich."

So hat Hr. Denon diese kleine einfache, aber interessante Geschichte erzählt, die er auch in orientalischem Geschmacke: Die Kette des Glücks und Unglücks nannte, indem er zugleich der Gesellschaft mit feinem Sinne die leise wunderbare Verknüpfung menschlicher Schicksale bemerken machte, in denen man nur zu geneigt ist, Zufall zu nennen, was tiefer Plan der Vorsehung war.

Wien.

Der Liebling und der Edelstein.

Lieb Hänschen saß auf Linas Hand,
Ein Vöglein zart und treu.
Ihm war ihr Herzchen zugewandt,
Er hatte gar zu viel Verstand,
Und war so schön dabey.

Sie kost mit ihm in süßer Lust,
Er zupft den Busenflor,
Und hüpft, des Vorrechts sich bewußt,
Auf seiner Huldin Schwanenbrust,
Und zwitschert stolz empor.

Jedoch den Wonnethron verschließt
Ein glänzend Kleinod ihm.
Kein Wunder, daß es ihn verdrießt,
Mit weitgespreizten Flügeln schießt
Er hin, voll Ungestüm.

Er pickt und schreit und schreit und pickt;
Für Lina welche Lust!
Doch bald erblaßt sie — Losgezwickt
Hat er ein Steinchen und erstickt
Nun ach! auf Linas Brust.

Laut schreit sie auf, sie zittert, weint,
Verzweiflung faßt ihr Herz.
Nichts wird gespart, was heilsam scheint,
Umsonst! — Ach! Hänschen, dir vereint
Den Engel bald der Schmerz.

„Was bot' ich für dein Leben nicht,
Du ſüßer Vogel, dar!
Wer rettet ihn ... ſein Auge bricht“...
Und dunkel wird's, indem ſie's ſpricht,
Vor ihrem Augenpaar.

Erwache Lina! ſieh, dein Schmerz
Erweicht der Götter Huld;
Dein Liebling lebt! — Sie drückt ans Herz
Den ſüßen Kleinen und ſein Scherz
Vergilt ihr ſeine Schuld.

Doch weg war nun der edle Stein,
Des Buſens Schmuck verletzt.
Lang kämpften Leb' und Gelz — allein
Nur Hänsens Tod gewährt den Stein
Und — er ward ersetzt.

Rb.

Bemerkungen auf einer Reiſe durch mehrere Gegenden Ungarns.

2.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Wien faßte ich den Entſchluß, eine Reiſe nach den nördlichen Gegenden Ungarns anzutreten. Die erſte Stadt, auf welche ich in dieſem Lande ſtieß, war Preßburg. Man kann nach derſelben von Wien aus auf verſchiedene Weiſe gelangen. Am wohlfeilſten fährt man dahin auf der Donau. Iſt das Wetter günſtig, ſo kann man ſchon in acht Stunden, wol auch noch früher, in Preßburg ſeyn. Erhebt ſich aber unerwartet ein Wind, was bisweilen zu geſchehen pflegt, ſo iſt man der Unannehmlichkeit ausgeſetzt, nicht ſelten auch mehrere Tage lang Windſtille feyern zu müſſen. Auf der Diligence und mit andern Gelegenheiten kommt man in einem Tage von Wien nach Preßburg. Die erſtere koſtet nicht viel, und geht alle Tage dahin ab. Auch fehlt es nie an Landkutſchen, mit denen man die Reiſe nach dieſer Stadt machen kann.

Die Chauſſee zwiſchen Wien und Preßburg iſt nicht übel; auch kann man in jedem Orte, durch welchen man kommt, Erfriſchungen haben. Auf Eſſen und Trinken wird überall mit Sorgfalt geſehen. Nahe an der Straße, zwey Stunden von Wien, liegt Ebersdorf, wo der Kaiſer Napoleon ſein Hauptquartier genommen hatte, als er im May und Juli vorigen Jahres den Uebergang über die Donau verſuchte und bewerkſtelligte. Gleich hinter Ebersdorf ſtrömt in mehrern Armen die ſtolze Donau hin, und bildet unter mehrern Inſeln auch die berühmte Inſel in der Lobau, die gegenwärtig durch die Franzoſen zu einer ſehenswürdigen Feſtung umgeſchaffen, und mit dem Namen Napoleons-Inſel belegt worden iſt.

Manche Plätze und Ruinen auf dem Wege nach Preßburg erinnern an die Römer, die einſt hier hauſten, und wahrſcheinlich die erſten waren, die in dieſen Gegenden die Obſtbaumzucht einführten, oder doch ſehr beförderten.

Das Städtchen Hainburg, drey Stunden von Preßburg, liegt noch in Oeſtreich, und wird von einer Seite mit waldigen Bergen umgeben, auf deren einem eine Burg ſteht, die eine prächtige Ausſicht gewähren muß. In dem öſtreichiſchen Orte Wolfsthal liegt das ungariſche Gränz-Zollamt. Alles, was aus Oeſtreich nach Ungarn, oder von hier nach jenem Lande eingebracht wird, muß vermauthet werden, und man wird deßhalb hier oft ſtrenge viſitirt, ob man nichts Mauthbares unangezeigt gelaſſen hat. Am ſtrengſten ſieht man darauf, daß aus Ungarn kein Tobak nach Oeſtreich über die Gränzen gebracht wird. Dieſer Artikel, deſſen Verkauf ein eigenes kaiſerliches, viel abwerfendes Gefälle iſt, gehört zur Kontrebande, und die Einſchwärzung derſelben iſt hoch verpönt.

Viele können es nicht begreifen, daß zwiſchen Ungarn und den kaiſerl. deutſchen Erblanden eine ſo ſtrenge Gränz-Mauth ſtatt findet, wodurch jenes Königreich gleichſam als ein fremdes Land von Oeſtreich betrachtet und behandelt wird; allein ſie bedenken nicht, daß die Ungarn ſich durch ihre für unſre Zeiten höchſt mangelhafte Konſtitution ſelbſt von den übrigen Theilen der öſtreichiſchen Monarchie abſondern, und ein in gewiſſem Betrachte für ſich beſtehendes Reich vorſtellen wollen. Ihre Konſtitution ſchützt ſie gegen ſehr viele Staatsabgaben, die ſich die Einwohner der erbländiſchen deutſch-galiziſchen Provinzen gefallen laſſen müſſen. Nichts iſt natürlicher und billiger, als daß die Staatsverwaltung das Aerarium dafür zu entſchädigen ſucht, und dem Königreiche Ungarn indirekte Abgaben auflegt. Dies thut ſie zum Theil durch das Tobaks-Monopolium und durch die Gränzzölle. Dagegen läßt ſich im Grunde nichts erinnern. Vielleicht würde es dem öſtreichiſchen Gouvernement ohne viele Mühe gelingen, durch eine offne cordate Darſtellung der Sache, wie ſie dem offnen Ungar gefällt, die ungariſche Nation dahin zu bewegen, das, was das Tobaks-Monopol und die Gränzzölle jährlich dem Aerario tragen, auf eine andere Art, durch Erhöhung der direkten Abgaben, oder durch Einführung des Stempels, zu entrichten, wogegen jenes Monopol und die Gränzzölle beſeitigt würden.

Nicht weit hinter Wolfsthal kommt man über eine kleine Brücke, welche Ungarn von Oeſtreich trennt. Man erblickt nun den Theil von Preßburg, der an der Donau liegt. Herrlich prangt auf einer Anhöhe, dem einen Ende der karpatiſchen Gebirgskette, das königliche Schloß, welches die Stadt und einen Theil der umliegenden Gegend dominirt.

Preßburg gegenüber, auf dem rechten Donau-Ufer, befinden ſich Auen, in denen es oft von Spazlergängern wimmelt. Schade nur, daß ſie feucht und voll Mücken ſind, von denen man ſehr beunruhigt wird, ſonſt würden dieſe Auen, die in der neueſten Zeit durch den in ihnen angelegten Preßburger Brückenkopf bekannter geworden

sind, zu einem Belustigungsorte sich trefflich eignen, und mit einiger Nachhülfe der Kunst dem Wiener Prater angenähert werden können.

Postscripte von ἀλς.

Gratulation an das Publikum.

Ein Herr B. F. Sander zeigt in den Berl. Voßischen Zeitungen, 118 St., 1807. Beyl. seine Verlobung unter Verbittung der Gegengratulation ergebenst an.

Dies beweist klar, daß er zuvor dem Publikum dazu gratulirt habe.

*

Ist der heil. Gregorius das griechische Feuer?

In einem von den Manuscripten Villoisons, aufbewahrt auf der Pariser Bibliothek, werden in der Hallischen A.L.Z. bey der Angabe des Inhalts der 1ten Abth. des 12ten Bandes, die Worte: des extraits de divers auteurs sur le feu grégois, (Auszüge aus verschiedenen Schriftstellern über das griechische Feuer) so übersetzt: Anmerkungen über das Leben des Gregorius.

Vielleicht will der witzige Uebersetzer nur dadurch andeuten, daß er den Heiligen oder einen Pabst Gregorius (vielleicht den VII und seine Schöpfungen) für eben so unauslöschlich hält, als wäre es griechisches Feuer.

*

Was der Hr. Prof. Clodius in Leipzig hätte thun sollen.

In dem Romane: Herr Werther auf Freyers Füßen, von A. Grim, heißt es S. 102: „Die Logik und Metaphysik des Herrn — gesamt der Rechtsgeschäfte und den Institutionen waren nicht geeignet, der Flamme meines Enthusiasmus Nahrung zu reichen. Daß aber auch der Prof Clodius meinen Eifer nicht mehr entflammte, mochte wol von den Umgebungen Leipzigs herkommen, deren Flachheit den Geist nur selten über sich erhebt."

Sonach hätte der Herr Prof. Clodius sich bemühen sollen, Berge in die Leipziger Gegend zu bringen, damit des jungen Mannes Geist öfter über sich selbst wäre erhoben worden, und er überhaupt etwas gelernt hätte.

*

Das dreymal zu lesende Buch.

Dieses Buch heißt: „Fantastische Gemählde." Neue Aufl. 8. Leipzig bey Hinrichs, und kostet nur 1 Rthlr. Von demselben heißt es in der Hamburger Zeitung:

> Wer der Phantasie in ihren mannigfaltigen Richtungen und Regionen folgen will, wer das Schauerliche liebt, und (zugleich) die überraschende Klarheit, wo man sie nicht erwartet, der lese dreymal diese Gemählde! (und kaufe sie wenigstens einmal!)

Welch' eine überraschende Klarheit in dieser Anzeige! Nicht nur überraschend, sondern auch noch, wo man sie nicht erwartet! — Und dreymal soll man sich überraschen lassen und immer nichts erwarten! Ob sich wol von dem ganzen Buche etwas erwarten läßt?

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Febr.

Wir haben hier die Nachricht von einer ächtfürstlichen Handlung des Königes Jerome von Westphalen erhalten. Der ehemalige Schauspieler Schüler, Vater der Madame Hendel und des vor Kurzem gestorbenen Schauspielers Schüler, welcher zweymal das Unglück gehabt hatte, durch das Falissement von Handelshäusern sein erspartes Vermögen zu verlieren, lebte bis zum Tode seines Sohnes bey diesem zu Kassel. Der Tod des Sohnes setzte den Vater um so mehr in Kummer, als der Greis von dem guten Sohne war ernährt worden, und er nun die Aussicht auf eine ganz hülflose Lage im Alter hatte. Zufällig erfuhr der König das Schicksal des armen alten Mannes. Sogleich wies er dem, ihm nur durch den Ruf als ehemaliger Künstler bekannten Greise, der ihm nie Dienste geleistet, eine Pension von — wenn ich nicht irre — 400 Thalern an, und gab ihm Anwartschaft auf die erste erledigte Stelle eines Kastellans. Wer fühlt nicht das Schöne dieser That? Welcher Künstler wünscht nicht in einem Staate zu leben, dessen Beherrscher so edel das Alter eines artistischen Veterans gegen Nahrungssorgen schirmte?

Kolmar, 13 Febr.

Ob sich gleich Vater Pfeffel durch Hinterlassung seiner geistreichen und classischen Werke das gehaltvollste und dauerhafteste Denkmal selbst errichtet hat, so geben doch mehrere der angesehensten Männer des Landes, die zugleich seine Freunde waren, damit um, ihm hier ein öffentliches Denkmal zu stiften, wozu man den Weg der Subscription wählen, und auch das Ausland, von woher sich deshalb schon mancher Wunsch vernehmen ließ, daran Theil nehmen lassen will. Der General Rapp, ein Kolmarer, der nächstens hier ankommt, hat eine beträchtliche Summe bereits dazu niedergelegt, und in der Schweiz wird es auch nicht an zahlreichen Beyträgen fehlen.

Nürnberg, 1 Febr.

Dem Verdienste seine Kronen! Es ist unbillig, daß bis jetzt über das hiesige Theater noch wenige öffentliche Blätter sprachen; es kann nur ein Zufall seyn, denn wahrlich es blüht unter seinen Brüdern von dieser Klasse wie ein Veilchen im Grase. Nicht allein, daß sich Nürnberg durch den rastlosen Eifer, die Gefälligkeits-Liebe, die Treue und Redlichkeit des zeitigen Directors, Hrn. Reuter, eines guten Schauspiels zu erfreuen hat, sondern die Opern: Sargines, Camilla, Titus, das unterbrochene Opferfest, Leonora, die schöne Müllerinn und Axur, dürfte man vielleicht nicht viel besser in ganz Deutschland hören. Die Namen der Madame Suhr, Demoiselle Kette, der HH. Reuter und Klostermeyer, sind schon Bürge für die Wahrheit.

Noch ein Wort: Hr. Reuter wurde diesen Winter der Unternehmer einer Anstalt, deren die deutsche Welt sich nur bis jetzt einzig in München zu erfreuen hatte; nämlich, des Vergnügens einer maskirten Akademie. Für das billigste Abonnement ist alle 14 Tage eine pantomimische Vorstellung. Das Publikum darf hier sich nach Gefallen maskiren, oder auch nur ein Masken-Zeichen führen. Auch liefert die Direction gratis die gewünschten Theater-Kostume. In einem Zeitraume von sechs Stunden ist das Schauspielhaus metamorphosirt. Gleich einem Zauberschlage ist selbiges in einen hellen, schönen, gut decorirten und erwärmten Saal verwandelt; der Fußboden steht dem der Logen gleich, in diesen macht man seine Spielpartien, und die allgemeine Zufriedenheit spricht für die Unternehmung.

Nro. 57.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. März, 1810.

Tugend läßt sich nicht begraben;
Auch die Laster sterben nicht.
Diese leben durch die Schande,
Jene durch ein gut Gerücht.

v. Logau.

Noch einige karakteristische Züge aus dem Leben Saladins (Salaheddins).

Am meisten gepriesen wird mit Recht die große Freygebigkeit des Sultans. Es gibt Menschen, kalt berechnende, die alle schöne Eigenschaften, welche ein Karakter in der Geschichte der Welt oder des Lebens entwickelt, besonders bey Herrschern immer einem Klugheitsressort zuzuschreiben geneigt sind. Schon der Erzbischof von Tyrus, übrigens ein sehr unterrichteter und verständiger Geschichtschreiber, scheint der Meinung gewesen zu seyn, Saladin sey nicht sowol aus Naturell als aus politischer Schlauheit so freygebig gewesen; denn er macht, indem er die ungemeine Freygebigkeit dieses Fürsten heraushebt, die Bemerkung: „gerade diese Eigenschaft sey es, mit der für ihre Absichten die Großen der Welt, Eroberer zumal, wie Saladin, andere Menschen am meisten zu gewinnen und sich unterwürfig zu machen im Stande seyen.“ — Nimmt man hiezu, daß Saladin, ehe er seine ehrgeizigen Plane, sich zum Beherrscher eines so weiten Gebietes, als sein Reich umfaßte, von dem niedern Range aus, in dem er geboren ward, emporzuschwingen, ausgeführt hatte, nicht den glänzenden Karakter noch entfaltete, den er nachher behauptete, daß er sogar früher geizig gewesen seyn soll, so möchten diejenigen, die auch hier nur Maske sehen wollen, Recht haben; allein zugegeben, daß zwischen dem Karakter desjenigen, der einen Plan des Ehrgeizes erst ausführen will, und dessen, der ihn ausgeführt hat, ein Unterschied stattfinde, der psychologisch sich sehr leicht erklären ließe, so glaube ich doch, annehmen zu dürfen: unter allen edeln Eigenschaften des Saladin waren gewiß Freygebigkeit und Uneigennützigkeit am wenigsten bios eine geheuchelte, als Mittel angenommene. Sie lagen in ihm. Es ist Degnignes z. B. ein sehr achtungswürdiger trefflicher Geschichtforscher, der ihn anklagt, er sey in seiner Jugend habsüchtig gewesen; allein der einzige Beweis, den er dafür andringt, welcher ist er und welches Gewichts? Saladin habe noch als Emir den Khalifen Adhed gezwungen, ihm das einzige Pferd, das er gehabt, zu schenken, als er ihn in seinen Gärten auf demselben spazieren reiten sah.“ Dies wird als ein Beyspiel unersättlichen Geizes aufgeführt (s. Degnignes Gesch. der Hunnen und Türken u. s. w. II. B. S. 532, die Dähnertsche Uebersetzung). Einen Gewährsmann für diese Anekdote gibt der Verfasser nicht an. Da wir aber keinen Grund haben, die Anekdote selbst, die Degnignes gewiß aus einer seiner morgenländischen Quellen, wenn sie auch hier nicht genannt ist, geschöpft hat, zu bezweifeln, so sehe ich nur nicht ein, wie auf einen unersättlichen Geiz aus diesem einzigen Zuge geschlossen werden kann, zumal wenn wir uns in den rechten Standpunkt hineinsetzen, daß Saladin ihn als seinen Feind betrachten mußte, und vielleicht ununterrichtet war, daß dies sein ganzer Reichthum sey. So ganz schlägt ein Karakter nicht leicht um, und nimmer kann ich mich überzeugen, daß der so verschwenderisch-freygebige König, von Degnignes selbst ein großer König (ebend. S. 532) genannt, der bey den unermeßlichen Einkünften, die ihm zuströmten, am Ende nicht hatte,

wovon er konnte begraben werden, so daß man die Kosten zur Leiche (S. Bohaddin) borgen mußte, als Emir in seiner Jugend unersättlich geizig gewesen seyn soll.

* * *

Von seiner kriegerischen Bestimmung war Saladin so erfüllt, daß er mit religiösem Sinne sich als den Streiter des Islamismus überall ansah, und als das Werkzeug betrachtete, wodurch Gott den Glauben seiner Väter und die Ehre ihrer Religion gegen die Christen vertheidigen wollte. Nach der blutigen Schlacht bey Askalon, wo Ahmed, Tacoddins Sohn, ein schöner Jüngling, in der ersten Blüte der Jahre sein Heldenblut im muthigen Kampfe für die Seinen verspritzte, wo Isa, einer der innigsten Freunde Saladins, von den Christen gefangen ward, — zwey Jahre darauf erst konnte er ihn mit sechszig tausend Goldgülden wieder lösen — schrieb er an Touranschahi, den Statthalter von Damaskus, und erzählte ihm in dem Briefe den mannichfachen Wechsel und die Hauptvorfälle dieser hartnäckigen in mehrern Angriffen wiederholten Schlacht. Obenan standen die Worte des Dichters:

„Dein denk' ich, ob die Speere zwischen uns schwanken,
„Die braunen Lanzen dunstig über uns hangen."

Im Briefe selbst, den nach Abulfeda ** der gelehrte Ezoddin Ali, Verfasser einer allgemeinen Geschichte, selbst gelesen zu haben versichert, sagte unter anderm Saladin: „Mehr als einmal waren wir der äußersten Gefahr nahe. Der große Gott hat uns daraus gerettet, in keiner andern Absicht, als weil der Erhabene, immer zu Preisende noch zu wichtigem Werke uns bestimmt hat."

C. P. Conz.

Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns.

3.

Preßburg liegt auf dem linken Donau-Ufer, und nimmt sich von allen Seiten recht gut aus. Man wird vermittelst einer schönen Flugbrücke über den Strom gesetzt, und stößt sogleich auf eine große gutgebaute Kaserne, die an den unvergeßlichen Joseph II erinnert, dem sie ihr Daseyn zu danken hat. Dicht darneben liegt ein Bad. Weiterhin kommt man auf einen aufgeworfenen kleinen Hügel, den man den Königsberg zu nennen pflegt. Auf diesen Hügel reitet ein ungekrönter König von Ungarn, wenn seine Krönung in Preßburg statt findet, und schwingt ein entblößtes Schwert nach den vier Weltgegenden hin, um dadurch symbolisch anzudeuten, daß er das Königreich schützen wolle, von welcher Seite der es auch immer angegriffen werden sollte.

Ein Paar hundert Schritte weiter stößt man auf eine ganz hübsche, aber kleine Allee, welche besonders an Sommerabenden häufig besucht wird. Die Spazierenden können in derselben Gefrornes und andere Erfrischungen haben. Dieser Allee gegenüber liegt das Schauspielhaus, mit welchem ein grosses Kaffe- und Redoutenhaus verbunden ist. Beyde Gebäude sind nicht ohne Geschmack gebaut, und nehmen sich gut aus.

Preßburg hat schon seit vielen Jahren keine Stadtmauern mehr. Man hat sie niedergerissen, und dafür viele Häuser auf dem Platze aufgeführt, den sie einnahmen. Unstreitig ist sie nebst Pesth die schönste Stadt in ganz Ungarn, und hat vor Pesth noch den Vorzug, daß sie in einer reizenden Gegend liegt, jene Stadt dagegen entblößt von Naturschönheiten, und fast mit einem Sandmeere umgeben ist.

Viele ungarische Magnaten besitzen in Preßburg Häuser, von denen manche Palästen gleichen. Das Palais des Primas von Ungarn würde einen guten Anblick gewähren, wenn es freyer stände, und nicht so versteckt läge. Die Juden wohnen in einem eignen Quartiere der Stadt, auf dem sogenannten Schloßberge, der wegen der dort befindlichen Bataderen berüchtigt ist.

Nach den meisten Seiten hin ist die Lage von Preßburg recht angenehm und schön. Der Freund der Natur wird hier seine Rechnung finden. Der herrliche Donaustrom, mehrere Auen, weite, unübersehbare Ebenen, Gebirge mit Weinreben bepflanzt, stille Thäler und fruchtbare Felder — alles dies ist der Stadt ganz nahe, und gewährt dem Auge einen interessanten Anblick, dem fühlenden Herzen vielen reinen Genuß.

Von dem Schlosse hat man eine herrliche Aussicht. Es ist von ziemlich großem Umfange, und befand sich zu Maria Theresia's Zeiten in einem glänzenden Zustande. Damahls residirte in demselben der Herzog von Sachsen-Teschen mit seiner Gemahlinn Christine, einer Tochter Theresiens. Die Kaiserinn besuchte sie oft, und schien für Preßburg eine Vorliebe zu haben. Dies und der Umstand, daß die vorzüglichsten Landesstellen sich hier befanden, gab der Stadt viel Leben und Glanz, und die Einwohner erfreuten sich eines blühenden Wohlstandes. Die Zeiten haben sich in dieser Hinsicht sehr geändert. Der Herzog Albert entfernte sich von Preßburg, und das Schloß wurde zuerst zu einem Seminarium für katholische Geistliche, zuletzt zu einer Kaserne gemacht. Kaiser Joseph schien für Preßburg eben nicht sehr eingenommen zu seyn; er versetzte die Landesstellen nach Ofen und Pesth; dahin zog sich nun auch ein großer Theil des hohen Adels, und da die Nähe von Wien der Stadt Preßburg in komercieller Hinsicht sehr schadet, so ist es kein Wunder, wenn diese schöne Stadt seit ein Paar Decennien sehr herabgekommen ist. — Wie anders waren die Preise unter Maria Theresia, unter Joseph II, selbst in den ersten Jahren der Regierung Franzens! Da kostete das

Maß guten Weines in diesen Gegenden acht bis zwölf Kreuzer; jetzt trinkt man ihn für einen Gulden kaum so gut; das Pfund Rindfleisch kostete vier, sechs Kreuzer, jetzt bezahlt man es mit 24 Kreuzern; damahls konnte man für drey, vier Groschen eine Mahlzeit halten, für die man jetzt wenigstens zwanzig Groschen zahlen muß. In Wien kostete damahls die Klafter harten Holzes vier, fünf Gulden, jetzt kommt sie mit der Fuhre an die sechzig Gulden. Welch ein Unterschied! In dem Papiergelde, das in seinem Werthe so schnell und so tief gesunken ist, liegt der Hauptgrund davon.

An Unterhaltungsorten fehlt es weder in noch um Preßburg. Die Anzahl der Kaffehäuser ist ziemlich groß; auch gibt es mehrere Tanzsäle, und in dem recht artig gebauten Theater findet man wenigstens Zerstreuung. Mehrere öffentliche Gärten, unter welchen der Palffyische sich vorzüglich auszeichnet, stehen dem Publikum zur Benutzung frey. Seit ein Paar Jahren ist ein auf einer Anhöhe liegender großer Garten, der sonst einem Kloster gehörte, zu einem öffentlichen Versammlungsplatze der Preßburger Welt eingerichtet worden. Man pflegt ihn, doch wohl nur scherzweise, den Preßburger Prater zu nennen, und es ließe sich allerdings ein ganz angenehmer Unterhaltungsort aus demselben machen, wenn der Besitzer die dazu erforderlichen Kosten nicht scheuen würde. In mäßiger Entfernung von der Stadt liegen mehrere Mühlen, die von den Preßburgern gern besucht werden. Sie liegen angenehm, und man bekommt in denselben besonders eine treffliche Milch. — Ueberhaupt ist Preßburg gar nicht arm an mancherley Annehmlichkeiten und Lebensgenüssen, wiewol es auch in dieser Hinsicht der nahen Hauptstadt der Monarchie merklich nachsteht.

Die Einwohner Preßburgs sind fast lauter Deutsche. Ihre Anzahl belauft sich auf 30000, worunter über 600 jüdische Familien gezählt werden. Der größere Theil ist der katholischen Kirche zugethan; jedoch ist auch die Zahl der Protestanten nicht gering; sie beträgt zwischen acht und neuntausend Seelen, und die hiesige evangelische Gemeine, an der es drey deutsche Prediger und einen für die wenigen Slaven gibt, gehört zu den ansehnlichen Gemeinden Augsb. Confession in Ungarn. Sie hat unter ihren Mitgliedern viele, die sich durch Bildung auszeichnen, und die frommen Stiftungen, die sie zu verwalten hat, sind beträchtlich. Sie wird durch einen Kirchen-Konvent repräsentirt, welcher den Fehler hat, daß er zu vielköpfig ist, und daher in der Leitung des Kirchenwesens durch Verschiedenheit der Stimmen und Interessen nicht selten gehemmt und beirrt wird.

Es wäre sehr zu wünschen, daß eigene Konsistorien in Ungarn die kirchlichen Angelegenheiten leiteten, und die Gemeinden bey vorkommenden Fällen von Amtswegen verträten, wie dies bey den Protestanten in den kais. Deutsch-Gallizischen Erblanden der Fall ist, deren Kirchenwesen und Interesse von den Konsistorien in Wien geleitet, und nöthigen Falls ex officio gegen toleranzwidrige Angriffe vertheidigt wird. In Ungarn haben die Protestanten blos Superintendenten, die von den Gemeinden durch Mehrheit der Stimmen gewählt werden, und außer dem weltlichen Districtual-Kirchen-Inspector, der jedem der vier Superintendenten beygegeben ist, einen General-Kirchen-Inspector, auf welchem noch das Meiste beruht.

Das protestantische Gymnasium zu Preßburg ist unstreitig das blühendste und beste in Ungarn. Es hatte von jeder das Glück, treffliche Professoren und Rectoren zu besitzen, die den Ruhm dieser Lehranstalt fest gründeten. Männer, wie Bel, Saßky und Strerschko arbeiteten an ihr, und erhoben sie in einen blühenden Zustand. Auch die gegenwärtigen Lehrer an ihr sind tüchtige Männer. Die meisten Wissenschaften werden an diesem Gymnasio so detaillirt vorgetragen, daß diejenigen, die etwa Prediger bey den kleinen Landgemeinden werden wollen, allenfalls auch der Universität entbehren können, wie denn auch ziemlich viele Slavische Gemeinden bloße Gymnasiasten zu ihren Religionslehrern berufen. Ein Prediger-Seminarium wäre sehr zu wünschen und leichter auszuführen, als die Errichtung einer theologischen Fakultät für die Protestanten, von der in den neuesten Zeiten so viel gesprochen worden ist.

Für unbemittelte Studirende gibt es auch an diesem Gymnasio ein Alumneum, in welchem sie theils ganz gratis, theils gegen eine geringe Zahlung beköstigt werden. Außerdem besteht noch ein von einem Baron Jeßenak gestiftetes adeliges Convict, in welches übrigens auch Bürgerliche aufgenommen werden. Die Kost ist hier besser als in dem Alumneo; dafür wird aber auch mehr bezahlt. Indeß ist diese Zahlung verhältnißmäßig doch billig, und diese Anstalt für viele Studirende eine Wohlthat.

Die Anzahl der Katholiken in Preßburg beträgt gegen 20,000 Seelen; sie haben mehrere Kirchen und Klöster, und die auf einer Anhöhe stehende Domkirche ist ein sehenswerthes ehrwürdiges Gebäude. Auch befindet sich hier eine katholische Akademie, der jedoch die medicinische und theologische Fakultät fehlt.

Die exercirenden Advokaten.

Bey den letzten Bewegungen in Irland machten die Unruhen mehrerer Grafschaften ernsthafte Maßregeln der Regierung nothwendig. Die bemittelten Einwohner der Haupt-Stadt errichteten daher, auf Veranlassung derselben, zahlreiche bewaffnete Korps Freywilliger, und formirten die Kompagnien nach den verschiedenen Ständen. So gab es eine Kompagnie der Zollbedienten, der Kaufleute, der Studenten, der Advokaten und Prokureurs, beydes zu Roß und

zu Fuß, welche die angesehensten Männer aus ihrer Mitte zu Anführern hatten, und unter Aufsicht und Anleitung derselben ihre Uebungen anstellten. Ein Professor, welcher der Erste seines Kollegiums war, ein kleiner fünf Fuß hoher Mann, voll Geist und Witz, kommandirte die Studenten. Er war zu gleicher Zeit Obrist, Professor, Examinator, ein sehr beschäftigtes Parlamentsglied, Agent des Primas, Admiralitätsrichter u. s. w., und versah, was beynahe unglaublich scheint, alle diese Stellen vortrefflich. Man sah ihn daher an einem Tage in der viereckigen Mütze, im kurzen Rocke, in der Uniform, kommandirend, disputirend, lesend, examinirend, anordnend, Recht sprechend u. s. w. mit einer ganz unbeschreiblichen Thätigkeit.

Die Advokaten und Prokureurs zu Pferde zeichneten sich bey ihren Uebungen vor allen übrigen aus, und exercirten gleich anfangs sehr gut. Der witzige Professor äußerte daher, als sie sich eben einmal besonders hervorgethan hatten: ihm falle diese Gewandtheit keinesweges auf; nichts sey natürlicher: denn, ehe sie sich hätten einschreiben lassen, „they knew all pretty well, how to charge.“*)

Dresden, 1809.

Martyni-Laguna.

Nach Durchlesung einer deutschen Schrift, mit Kupfern ge—ziert.

O der Versunkenheit! Flieh', Unschuld, Einfalt, flieh!
Verweilst du, morden dich vereint Kunst und Genie.

Dresden, 7 Febr. 1810.

Martyni-Laguna.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel.

Den 14ten Januar war ein glänzender Ball im königlichen Palais, zu welchem auch ein Theil der Reichsstände gebeten war. Zuvor wurde im Theater Anacreon, mit Musik von Gretry, zum Erstenmale hier aufgeführt. Das Stück ist nicht neu, und die Musik hat wenig Anziehendes. Da kein Dialog, sondern statt dessen Rezitative sind, die herzlich schlecht vorgetragen wurden, so fand das Stück wenig Beyfall, und der König verließ es unzufrieden mit dem Gesange, als er kaum einen Akt gesehen. Die Ballets waren das Einzige darin, das Vergnügen machte. Eine neue Tänzerinn aus Paris, Mlle. Lavareau, und ein Tänzer, Mr. Rosier, traten darin auf, und Mlle. Couston und Durant tanzten ein allerliebstes Pas de deux mit viel Ausdruck.

Den 21sten war großer maskirter Ball im Schlosse; über 500 Masken waren zugegen. Ein ungezwungener fröhlicher Ton herrschte allgemein. Nichts fehlte zur Annehmlichkeit des Festes; aber doch hielt das Gefühl des Orts, wo sie sich befanden, alles Geräusch der Masken und jene tärmende Fröhlichkeit zurück, die zum eigentlichen Vergnügen nicht gehört, und es eher erstickt als weckt. Die Königinn und ein Theil ihres Hofes waren als römische Jägerinnen maskirt. Acht dieser reizenden Amazonen kamen herein geflogen; die wehenden Federbüsche auf den glänzenden Helmen, die Tieger-Felle über die Schultern, erhoben die Schönheit der reizenden Gestalten. Sie hatten Hifthörner über die Schultern hängen. In der Mitte des Saales setzten sie die Hörner an den Mund, und auf den Ton derselben erschienen Jäger im nämlichen Kostume, mit Jagdspießen in den Händen, und vereinten sich mit den Jägerinnen zum Tanze, wobey sie mit Grazie und Gewandtheit die Spieße schwangen und allerliebste Gruppen bildeten. Eine Quadrille Russen in der prächtigen Nationaltracht; ein Bojar mit seiner Gattinn von Juwelen strahlend, und eine Quadrille spanischer Bauern, waren ebenfalls sehr schön. Recht gut nahm sich auch ein Zug Bergleute aus. Es waren über 30; voran ging Musik, und jeder der Bergknappen hielt ein Grubenlicht. Erfrischungen aller Art waren ununterbrochen in den Nebenzimmern zu bekommen. Nach 12 Uhr öffneten sich die Thüren des Speisezimmers, wo reichbeladene Büffets für Jeden bereit standen. Es wurde immer eine gewisse Anzahl Personen herein gelassen, die dann von einer andern Gesellschaft abgelöst wurden. Erst gegen 5 Uhr Morgens nahm der Ball ein Ende.

Am 23ten war die Eröffnung des Reichstages. Ein sonderbarer Zufall war es, daß der dichte Nebel, der 3 Tage lang gedauert, und auch am Morgen dieses Tages mit hartnäckiger Undurchdringlichkeit den Glanz des Zuges zum Saale der Stände zu verhüllen drohte, um 11 Uhr mit Einemmale gänzlich wich und dem strahlenden Himmel gestattete, dem imposanten Schauspiele neuen Glanz zu geben. Die Königinn fuhr um 11 Uhr in die Versammlung. Ihr Wagen mit einem schönen Zuge Schimmel bespannt, Sie selbst strahlend von Juwelen. Der Zug des Königes kam um 11½ Uhr unter dem Kanonendonner durch eine Haye von Militär. Die Schönheit und Pracht der 8 sechsspännigen Wagen wurde vom Staats-Wagen des Königes überstrahlt: der untere Theil des Wagens war ganz vergoldet, und oben waren große Spiegelgläser, die dem Auge gestatteten, das Innere zu übersehen. — Acht herrliche andalusische Hengste zogen den Wagen. Drey kostbargekleidete Läufer gingen voran. Neben jedem der Wagenpferde ging ein Piqueur. Um den Wagen ritten die Adjutanten und Stallmeister des Königes. — Zwölf Pagen standen auf dem Wagen. Zu ihrer sehr geschmackvollen Kleidung war ein spanischer Hut mit einer blauen und einer weissen an der linken Seite herabliegenden Feder gekommen, der sehr kleidsam war. Die glänzende Versammlung nahm sich in dem Saale, den ich Ihnen früher beschrieb, sehr gut aus. Der König im rothsammtnen, enganschliessenden Leibrocke und Mantel, blos mit Hermelin besetzt, sah sehr gut aus. Die Anrede, welche er an die Stände hielt, war kurz, zweckmäßig und würdevoll. Er sprach mit Ausdruck und angenehmer Stimme. Der Platz der Stände gewährte einen sehr schönen Anblick. Alle Bäume desselben waren mit Reif bedeckt, welcher durch den Glanz der Sonne zu einer unzähligen Menge Steine umgeschaffen wurde. Das aufmarschirte Militär, die unzählige Menge glänzender Equipagen, kurz das ganze bewegliche Gemählde gewährte dem Auge einen freundlichen Anblick. Abends 7 Uhr war Schauspiel, zu welchem man nur durch Einladungskarten von Hof Zutritt erhielt. Im ersten Range waren, außer den Gesandten, nur die Reichsstände mit ihren Frauen. Im zweyten der hiesige Adel. Man gab zum Erstenmale la Revanche, comedie en trois actes. Das Sujet ist das nämliche wie in dem bekannten deutschen Lustspiele: Gleiches mit Gleichem. Ein artiges Ballet: Les jeux d'Egle machte den Beschluß. Nach dem Schauspiele war glänzender Hofball und Souper.

---

*) Hätten sie bereits sämmtlich vortrefflich chargiren / laden gelernt; denn beyde Bedeutungen hat im Englischen to charge.

Nro. 58.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 8. März, 1810.

Ire und trauriges Tritts wanken wir unsern Weg
Durch das Leben hinab, bis sich die Liebe naht,
Eine Fülle der Freuden
In die steigende Schale geußt.

Hölty.

Das Jägermädchen.

Erinnerungen und Ahnungen treuer Liebe.

Ballade.

Marie mißt' ihn lange Zeit,
Marie liebt' ihn treu,
Da jaust' er jach im Federbusch,
— Kein Blick auf sie — vorbey:
Sie sann, sie sann, bald wohl, bald weh:
Wie sieht doch all so weiß,
Der blanke Schnee, sein Federbusch,
Und hier der Bach voll Eis!

Sie ging, es scholl der Freundinn Ruf:
„Wie so den Blick gesenkt?"
Worauf sie den gesenkten Blick
Erröthend aufwärts lenkt:
Sie sann, sie sann, nicht bang, nicht froh,
Wie sieht doch all so blau,
Die Lück' im Schnee, sein helles Aug,
Des weiten Himmels Au!

Sie spann, sie spann den Abend lang
Am Rad im Nachbarhaus,
Das Lämpchen losch von ungefähr,
Indeß der Mond schien, aus:
Sie sann, sie sann, bald leis', bald laut,
Wie siedt doch all so fahl,
Der reine Flachs, sein lichtes Haar,
Und hier des Mondes Strahl!

Marie sprang vom Bettlein auf
Früh Morgens rasch und frisch,
Die Sonnenschelbe kehrt' in Gluth
Der Wölklein zart Gemisch;
Sie sann, sie sann, mehr bang, als froh:
Wie sieht doch all so roth,
Der Aufgang, seiner Lippen Saum,
Und ach — der Held im Tod!

Drauf schmolz das Eis, der Schnee zerrann,
Die Furche sog ihn ein:
Hier flimmerts weis, da dämmerts grau,
Dort röthlich zwischen drein;
Sie sann, sie sann, nicht wohl, nicht weh:
Wie siehts doch all so bunt,
Des Hornungs Tracht, das Marktgewühl,
Und — sein gefleckter Hund.

Der Westwind hauchte wonniglich
Im Lenz die Triften an,
Und frisches Leben keimt' und trieb
Wohl auf dem Wiesenplan;
Sie sann, sie sann, mehr wohl, als weh:
Wie siehts doch all so grün,
Die Au', der Forst, sein Jägerschmuck
Und — dieser Gruß für ihn —

Marie schlang mit reger Hand
Der Masche Bugen ein:
„So hundertblättrig wirst du ihm
Des Hutes Zierde seyn" —
Sie sann, sie sann, mehr froh, als ernst:
Wie ist doch all so leicht,
Was treue Lieb' ersinnt und schafft,
Wie schwer's oft andern deucht.

Und leise klopfts, und leise rufts,
Sacht' öffnet sich die Thür,
Und Adolf steht im Jägerschmuck
Voll frischen Bluts vor ihr;
Er sann, er sann, ihr froh am Hals;
Wie ist doch all so gut,
Was treue Liebe sinnt und ahnt
Und schweigt und spricht und thut!

Weiß war die Flur, der Himmel blau,
Fahl schien der Mond umher,
Da rett' ich meinen Herrn im Forst,
Da floß mein Blut so sehr;
Das Feld war bunt, die Wiese grün,
Und ich genaß der Pein:
Da gab der Graf mir Amt und Brot,
Und — ewig bin ich drin!

Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns.

4.

Die ungarischen Landtage werden, der Nähe der Residenz wegen, gewöhnlich in Preßburg gehalten. Ein Stock eines jeden Hauses muß dann ein oder ein Paar Zimmer für Landtags-Deputirte hergeben. Ob die Stadt für diese nicht geringe Last von dem Lande einige Vergütung erhalte, habe ich nicht erfahren. Der Hof bewohnte bey dem letzten Landtage das Fürst Grassalkonitschische Palais, das geschmackvoll gebaut ist und einen schönen Anblick gewährt.

Die Unreinlichkeit in manchen Straßen ist groß. Warum könnte und sollte z. B. der Königsberg, der eine so significante Bestimmung hat, nicht von Unkraut und Unrath rein, und dabey im Sommer grün erhalten werden! —

Der literärische Verkehr scheint in Preßburg nicht ganz unbedeutend zu seyn. Ich habe mehrere der besten Zeitschriften Deutschlands im Umlaufe gefunden. Auch gibt es hier mehrere Buchhandlungen, unter denen die Schwaiger'sche schöne Geschäfte zu machen scheint. Der Buchhandel ist übrigens in Ungarn nicht so erleichtert als in Deutschland. Unter den eigentlichen Ungarn oder Magyaren gibt es nur wenige Buchhändler. Die Verleger magyarischer Schriften besuchen daher bisweilen mit ihren Artikeln die Jahrmärkte, oder versenden ihre Verlagswerke an die Buchbinder, welche den eigentlichen Bücher-Verschleiß betreiben, mit denen es aber nicht immer angenehm und sicher ist in Rechnung zu stehen. Auch unter den deutschen Städten in Ungarn gibt es nur äußerst wenige, in welchen sich eine Buchhandlung befände. Man verschreibt, was man nöthig hat, aus Pesth, oder Preßburg, oder Wien. Der Buchhändler Schwaiger in Preßburg reiste sonst mit Büchern in den von Deutschen bewohnten Gegenden Ungarns herum, und setzte dadurch viele Schriften in Umlauf.

In mehrern deutschen Städten der österreichischen Monarchie wurde sonst durch sogenannte Lese-Kabinette, aus denen man gegen geringe Zahlung Bücher zum Lesen geliehen bekam, die Lektüre sehr erleichtert, und der Sinn dafür genährt; allein seit einigen Jahren sind dergleichen Lese-Kabinette auf höchsten Befehl verboten.

Die Einwohner von Preßburg sind betriebsam, gastfreundlich, etwas kleinstädterisch (ohne es jedoch scheinen und seyn zu wollen), genußliebend, und dabey im Ganzen kirchlich-religiös. Es läßt sich unter ihnen nicht unangenehm leben, und da die Umgebungen der Stadt wirklich reizend sind, so eignet sich Preßburg für jeden Freund der Natur, der dabey doch auch die Annehmlichkeiten des Stadtlebens nicht ungenossen lassen will, zu einem angenehmen Aufenthaltsorte. Die Stadt hat übrigens in neuern Zeiten durch Feuersbrünste, und kürzlich noch durch ein langes, zerstörendes Bombardement sehr gelitten.

Rechts und links lassen sich von Preßburg aus interessante Ausflüge machen. Die Insel Schütt liegt ziemlich nahe, und ist nicht arm an Naturschönheiten. Ich machte einen kleinen Abstecher auf den sogenannten Haidedoden, in der Wieselburger Gespannschaft, die auf dem rechten Donau-Ufer liegt, und sich durch ihre Fruchtbarkeit auszeichnet. Der Herzog von Sachsen-Teschen, Albert, besitzt hier viele Ortschaften, die nach seinem Tode an den Erzherzog Karl fallen sollen. Diese Orte haben einen trefflichen Ackerbau, treiben starken Getreidehandel, und sind zum Theil von Protestanten bewohnt, unter welchen keine gemeine Wohlhabenheit herrscht. Ich wurde von mehreren Bauern in der hiesigen Gegend zu Tische eingeladen, und erstaunte über die vielen, sehr gut und schmackhaft bereiteten Gerichte, die aufgetragen wurden. Es waren Traktamente, wie ich sie in der Residenz nicht besser gefunden habe.

Ungarisch-Altenburg, das in dieser Gespannschaft liegt und auch dem Herzog Albert gehört, zog mich eben nicht sehr an. Es ist ein Marktflecken von keinem großen Umfange und von eben so wenig Schönheit. In der neuesten Zeit ist es durch die Friedens-Unterhandlungen zwischen Oestreich und Frankreich bekannter geworden. —

Die Leitha, welche durch die Wieselburger Gespannschaft strömt, ist ein kleiner, aber hier und da sehr tiefer und falscher Fluß. Er ist reich an Fischen und Krebsen. Die Leitha-Krebse sind berühmt, und ich sah welche, die an Größe beynahe den Hummern gleich kamen.

Links von Preßburg — auf dem linken Donau-Ufer — liegen mehrere Orte und kleine Städte, die viel und guten Weinbau haben. Blos eine Stunde weit liegt z. B. Ratstschdorf, dessen Weine zu den besten in dieser Gegend gehören. Dasselbe gilt auch von dem Dorfe Walner und Grünau.

Literarische Fehde in der Schweiz.

Zürich.

In der unseligen oder doch Niemand Heil bringenden Fehde, die (ob zwar gleich ältern Ursprungs) seit ein Paar Monaten zwischen zwey sehr verdienten Humanisten und Lehrern unsers Gymnasiums vor dem Publikum geführt wird, ist ein neues Aktenstück erschienen: „Ein Wort an Hrn. Prof. Schultheß, über desselben genauere Einsicht der neuesten Versuche einer besseren Erziehung und Bildung der Jugend, von Joh. Jac. Hottinger," (bey Geßner, 83 S. in 8.) — Wer an Streitschriften Vergnügen findet die mit Geist und Kunst und Gewandtheit, mit Derbheit auch wol, so weit dies ohne gröbere Verletzung des Anstandes geschehen kann, geführt werden, der wird hier seine Rechnung finden; es ist aber auch ein in Führung solcher Waffen nicht ungeübter Veteran, der seinem gewesenen Schüler und nunmehrigen Gegner gegenüber spricht: —

„Bin ich so ganz unbedeutend, daß man an mir am leichtesten zum Ritter zu werden hofft? Sie haben mich, und zwar, wie ich glaube, ohne Noth angegriffen, und ich habe mich vertheidigt. (Hr. Schultheß behauptet gerade umgekehrt: Er sey der Angegriffene und der sich vertheidigen mußte; eine Collision, die übrigens, wie man sattsam weiß, zwischen kriegführenden Mächten — Si parva licet componere magnis — gar nicht selten vorkommt.) Wenn die Art, wie es geschehen ist, Ihnen nicht gefällt, so muß ich sagen, daß die Ihrige mir auch nicht so ganz behagte. In meinem Alter läßt man sich nicht gern in die Schule führen, um sich Dinge sagen zu lassen, die man schon zu wissen glaubt, und wer über mich mitleidig lächeln will, der muß seiner Sache gewiß seyn, oder sich darein zu schicken wissen, wenn ich nach Herzenslust mitlache." —

Die Stelle mag hinreichen, um die gereizte Empfindlichkeit zu bezeichnen, in welcher diese Rückantwort abgefaßt ist. Daß eine solche Stimmung zu Benutzung der Blößen und Schwächen des Gegners geneigter, als zu ruhiger Prüfung der bessern Gründe macht, leuchtet von selbst ein; und so ist denn auch vor andern jene tactlose Stelle der Schultheßischen Schrift, worin von hochverdienten Staatsmännern gesprochen wird, die, ohne der alten Literatur mächtig und kundig zu seyn, dem Vaterlande wohlthätige und große Dienste leisten — hier streng, aber nicht unverdient gezüchtigt worden. Und demjenigen, was Hr. Schultheß zu Begründung und Unterstützung der jetzigen Pestalozzischen Methode aus den Schriften Baco's von Verulam beachtenswerth genug, anhob — wird ausgewichen um desto länger bey der freylich auch wieder ohne Tact und Geschmack geschehenen Anrufung des brittischen Philosophen zu Gunsten einiger Spielwerke des Comenius zu verweilen, und um den Lachern die Erwartung zum Besten zu geben: „Hr. Sch. werde bey der nächsten Zusammenkunft der schweizerischen Gesellschaft der Erziehung, unter den Mitgliedern, die er aus dem Reiche der Todten aufnehmen wolle (es hatte jedoch Hr. Sch. nur gesagt: die Gesellschaft werde auch Verstorbene, vaterländische, um das Erziehungswesen verdiente Männer, als ihre Verwandte, ehren und ansehen!) — den Franciscus Baco von Verulam, als ersten Erfinder der Pestalozzischen Erfindung zuerst vorschlagen." Wie viel belehrender würde es gewesen seyn, wenn es dem Hr. Hottinger gefällig gewesen wäre, die angefochtene Lehre, zu der er sich bekennt, mit Beyseitlassung der Persönlichkeiten, und mit jener ihm eigenen Kraft und Gründlichkeit zu entwickeln und zu begründen, während er sich begnügt hat, sie nur und zwar in folgendem Satze, wieder neu auszusprechen: „Die Elementar-Bildung wird durch die Grammatik der lateinischen und griechischen Sprache und durch das Lesen der alten Klassiker vollkommener und gründlicher, als auf jedem andern Wege, erzielt, und ein so gebildeter Jüngling wird hernach andere Kenntnisse sich leichter, gründlicher und fruchtbarer aneignen, und die nöthigen Anlagen vorausgesetzt, zu allem, was er unternehmen wird, vorzüglich geschickt seyn." —

Etwas unerwartet ist es, dasjenige, was Hr. Sch. gegen einige Angriffe auf die Bemühungen für die Bildung der untern Volksklassen, und zur Vertheidigung dieser letztern, in seine Schrift aufnahm, hier ebenfalls, schnöde genug, und in einem nicht sehr humanen Tone, erwiedert zu finden. — „Die Aufklärung (sagt Hr. Hottinger) von unten herauf ist ein Unding, welches sich nimmer realisiren läßt, und, wenn man es versuchen will, unendlich mehr Böses als Gutes stiften wird. In dieser Rücksicht bekenne ich mich offen und ohne Scheu zu der Aeußerung jenes großen Mannes, der gesagt hat: daß es für die untersten Klassen des Volks schon zu viel, das heißt (für den, der Einsicht genug hat, um einen emphatischen Ausdruck zu verstehen, und Redlichkeit genug, um ihn verstehen zu wollen), daß es schon genug sey, lesen und schreiben zu können. Daß ein gründlicher Religionsunterricht dabey vorausgesetzt ward, das versteht sich von selbst. Von einem Durste nach Aufklärung habe ich, der ich die unterste Volksklasse auch ein bischen zu kennen glaube, wenig bemerkt. Ich glaube im Gegentheil, daß die, bey welchen sich etwas von diesem Durste zeigt, schon nicht mehr das sind, was sie, nach ihrem Stande in der Gesellschaft, und nach der göttlichen Ordnung der Dinge seyn sollten." Am Schlusse ist von Gehülfen die Rede, die den Kampf, wenn es nöthig befunden wird, fortsetzen sollen. Aber Gehülfen und Kampfrichter möchten wol eher fernere Gänge abrathen, aus denen der Wahrheit kein Gewinn und der Wissenschaft keine Ehre erwachsen kann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel, Februar.

Am 2ten war die zweyte Reichsversammlung im neuen Saale der Stände. Der Minister von Wolfrath, und die Staatsräthe von Meerveld und von Martens waren vom Könige abgesandt. Ersterer schilderte die Lage des Reichs. Professor Niemeyer, Kanzler in Halle, sprach über die Verdienste mehrerer seit der vorjährigen Versammlung gestorbner Mitglieder der Stände. Früher noch hielt Prof. Wachter aus Marburg eine Rede, in welcher das Wohl des Vaterlandes berücksichtigt war. Die Versammlungen werden nun öffentlich gehalten. Den 7ten Febr. wurden die Stände durch ihren Präsidenten wieder berufen, weil die Redner der Regierung ihnen einen Gesetzes-Entwurf vorlegen sollten. Dies waren die Staatsräthe von Pestel und von Martens, die von der Tribune herab das Dekret des Königes verlasen, welches sie bevollmächtigte, den Entwurf über die Finanzen vom Jahre 1810 den Ständen vorzulegen, und die Discussion desselben zu unterstützen. Der Entwurf wurde mit einer Stimmenmehrheit von 72 gegen 3 schwarze Kugeln angenommen.

Am 4 Febr. war wieder große Cour, wo der Staatsrath um den Thron des Königes versammelt war, und die Stände ihre Dankadresse überreichten, die vom Könige beantwortet ward.

Unter den vielen Vergnügungen, welche die Residenz jetzt beleben, und den Reichsständen zu Ehren gegeben werden, zeichnete sich besonders die glänzende Redoute beym Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Fürstenstein, aus, wozu nur 250 Gäste geladen waren, weil das Lokal keine größere Anzahl gestattete. Große Züge sah man deshalb auch nicht, welches dem Glanze und den Annehmlichkeiten des Balls nicht schadete, weil desto mehr einzelne Quadrillen und Masken Aufmerksamkeit erregten. Der Hauswirth mit seiner liebenswürdigen Gemahlinn machte die Honneurs mit ausgezeichneter Sorgfalt, und sagte beym Eingange jeder Maske etwas auf ihren Karakter passendes Verbindliches. So zogen nach und nach einzelne Masken ein, in verschiedenen Ländertrachten, eine Quadrille kurländische Bauern, zwey Mohrinnen; drey äußerst komischgekleidete junge Stutzer von drey verschiedenen auffallenden Größen traten ein — und alle anwesende Franzosen riefen aus — o les trois Innocents! Es waren nämlich die Hauptpersonen eines Lustspiels, das man auf der Kasseler Bühne noch nicht spielte. Die drey Brüder spielten ihre Rollen allerliebst, und belebten durch die leicht dahingesagten Possen die ganze Versammlung; bald kamen eben solche drey Damen, ihre Geliebten, und das Gelächter ward fast allgemein, als die nämlichen Masken doppelt erschienen. Ein chinesischer Blumenverkäufer verschenkte die schönsten natürlichen Blumen, die er auf eine eigne Art an Stangen trug. Aus einer schönen drapirten weissen Figur, mit der Urne im Arme, machte jeder, was seine Erinnerung der griechischen Mythen ihm eingab. Ein französischer Stutzer bat sie dringend um einen Tanz, und nannte sie la fortune — die edle Griechinn dankte freundlich, und erwiederte auf die wiederholte Aufforderung: ne savez-vous pas que la fortune fait danser et ne danse pas?

Eine lustige Quadrille leichter Seiltänzer flog herein. Alle waren reich, elegant und glänzend, selbst von Edelgesteinen, die an den mit fliegenden Federn geschmückten Helmen flimmerten. Ein schöner Anblick, von dem man sich noch mehr versprach, als sie in einen Zirkel sich stellten, und man halsbrechende Künste — die nicht erfolgten — erwartete. Noch erschien eine lustige Bärenleiter-Gesellschaft. Ein Spielmann leyerte, ein hübsches Mädchen rasselte mit dem Tamburin, ein kleines Affchen entlief der Gesellschaft weinend. Der Bär tanzte flegmatisch und sehr natürlich, daß man ihn kaum für maskirt hielt, bis er nach vollendetem Tanz auf zwey Beinen einherschreitend mit einem blühenden Jünglingsgesichte aus der Bärenschnauze herausschaute. Der König und die Königinn waren ganz maskirt gegenwärtig. Viele in allfranzösischen und deutschen Trachten, auch Savoyardinnen, redeten sich freundlich gegenseitig an, bis nach Mitternacht die ganze bunte Gesellschaft an verschiednen Tischen zur Nachtmahlzeit sich versammelte.

Noch nie ist der Karnaval in Kassel so glänzend, wie dies Jahr, einhergezogen, da er ohnehin durch die späteintretenden Ostern Zeit gewinnt, sein Leben weit auszudehnen, und alle nur mögliche Arten von Verkapruzungen, die er in seiner jährlich erneuernden Existenz erlebt, mitansieht. Eine glänzende Hofredoute folgte der obigen auf dem Fuße, und unter den 400 eingeladenen Masken hatte sich wenigstens die Hälfte bestrebt, dem Wunsche des Königes gemäß in Karakter-Masken zu erscheinen. Schon um 8 Uhr versammelte man sich im schön dekorirten Saale des Schlosses, der mit 80 Spiegeln, die ihrem Zwecke schön entsprechen, geziert ist; die gewölbte Bauart desselben veranlaßt aber eine drückende Hitze. Die schönste Einrichtung war getroffen, daß die vielen Züge darstellender Masken alle nach und nach vor den Augen der Königinn vorüberzogen, und Platz zu ihren Tänzen hatten. Zuerst kam der Zug der Königinn. Zwey Zauberer führten ein Spiel Karten, deren jede man auf den ersten Blick erkannte. Auf einen Zauberschlag sprangen sie durcheinander nach den Figuren des Kartenspiels; einige waren à l'écart, andere kamen auf die Mitte des Theaters, und als die Piquet Partie ausgespielt, fielen die Kartenhüllen herab, und verwandelten sich in westphälische Departements-Städte, andere in Flüsse, deren Inschrift auf der Kopfkrone stand. Die Füsse waren in Silberstor mit Schilf dorirt gekleidet. Leicht flogen sie mit anmuthiger Grazie durcheinander, Wohlgefallen und geschmeichelte Eitelkeit belebte die Physionomien, deren manche, die sonst in finstre Wolken gehüllt ist, jetzt heiter strahlte. Nach einer langen Pause nahm den Platz eine strahlende Quadrille Egyptierinnen und Römer ein. Städte und selbst Flüsse standen stille, um zu schauen wie ein Zug dem andern Platz machte, denn kaum war dieser Tanz vollendet, als ein Marsch einen pompösen Zug verkündete. Armida mit ihrem Gefolge trat ein, ihr folgten zwey weibliche Vertraute, ein schöner Mohr, viele Nymphen mit ihren Rittern. Alle bildeten einen Zirkel, und führten einen figurirten Tanz auf, in welchem Leichtigkeit und Anstand sich darthaten. Eine Quadrille reicher Polaken, Tartaren, Illyrier, eine zahlreiche Bauernhochzeit u. s. w. wollten Tänze aufführen, welches jedoch unterblieb, weil sonst das Publikum nicht hätte tanzen können. So folgte bald ein Walzer, in dem sich die vielen luxuriösen Trachten bunt vermischten, und den Dominos und andern unbedeutenden Masken ihre Ansprüche am Vergnügen des Tanzes überflossen. Nach 1 Uhr verschwand die Königinn, die bis dahin ohne Maske im Saale sich freundlich herablassend mit den verschiedenen Gestalten unterhielt, und mit lauter Stimme ward verkündet, que le souper est servi. Das Eßzimmer war schön und mit Rosen behangen, die sich auf dem dunkeln Laubgrunde vortrefflich ausnahmen; zwey lange Tafeln enthielten Speisen für sämmtliche Masken. Nach dem Abendessen schlossen sich die Säle, und der Tanz dauerte bis fast zum Morgen.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1810.

Nro. 3.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alex. von Humboldt, Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien. 1r Band. gr. 8. Velinp. mit Atlas, Schreibpapier ohne Atlas.

Obiges Werk ist besonders in der wirklichen Epoche von der größten Wichtigkeit; es umfaßt so viele Theile des menschlichen Wissens, daß jeder, der auf literarische Bildung nur irgend Anspruch macht, dem daran liegt, den Kreis seiner Ideen durch neue Notizen, neue Ansichten über Länder-, Völker-, Gewerbs- und Handels-Kunde zu erweitern, das interessante Bild, welches uns der genialische Verfasser in einem prachtvoll blühenden Stile hier von dem politisch-statistischen Zustande jenes großen, schönen, unbekannten Continents entwirft, nicht unbetrachtet lassen darf. Gewiß mit Recht kann man behaupten, daß dieses Werk, — welches uns zum erstenmale mit dem Königreiche Neu-Spanien, mit dessen Bevölkerung, Flächen-Inhalt, Kultur-Verhältnissen und physisch-geographischem Zustande bekannt macht, welches uns zum erstenmale mit Klarheit und Bestimmtheit zeigt, was dieses ausgedehnte Reich jezt ist, und was es einst für Europa und seine Beherrscher werden kann, welches eine Menge neuer Aufschlüsse über die möglichen Verbindungen des atlantischen Meeres mit dem großen Ocean gewährt, welches mit Scharfsinn die relativen Verhältnisse der englischen und spanischen Besitzungen in Asien und Amerika entwickelt, und uns auf den rechten Gesichtspunkt stellt, den Werth beider richtig beurtheilen zu können — einzig in seiner Art ist.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind seit Michaelis 1808 bis Ostern 1809 erschienen:

Almanach des Dames pour l'an 1809, avec estampes, relié. 12. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Eine fortdaurende Sammlung des Interessantesten, was die französische Muse uns schenkt, und durch die beygefügten Kupfer zugleich eine sehr wohlgelungene Abbildung der vorzüglichsten Meisterwerke des französischen Museums.

Annalen (europäische) 1809. 4 Rthlr. 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Diese politische Zeitschrift sucht sich in ihrem Interesse zu erhalten, und das Wichtigste der neuern Ereignisse durch Zusammenstellung mit interessanten Epochen aus der ältern Geschichte zu heben.

Archiv (juridisches) von Gmelin, Gönner und Tafinger, 6r Bd. 3s Heft, 4 Hefte 3 Rthlr. 5 fl. 20 kr.

Der Rechtsfreund findet in diesem Archiv eine unparteiische Kritik der wichtigern neuen Werke mit mehreren gehaltvollen Aufsätzen verbunden.

Autenrieth (Prof. J. H. F.) Versuche für die praktische Heilkunde aus den clinischen Anstalten von Tübingen, 1r Bd. 2s Heft. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Auch diese Schrift zeugt von den Verdiensten des Verfassers, der mit rastloser Thätigkeit, und einzig von der Wichtigkeit seines Berufs beseelt, alles anwendet, um durch die vortrefflichen clinischen Anstalten Tübingens den möglichsten Gewinn für die Arzneykunde zu bewirken; die in obigem Heft angeführten Versuche sind neue Belege dazu, und bringen dem Scharfsinn und der Kenntniß des Verfassers gleiche Ehre.

Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während den Monaten September und Oktober 1806 unter dem Kommando des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen königl. preußischen und kurfürstl. sächsischen Truppen. Von R. v. L. 2 Theile mit Planen, 2te verbesserte Ausgabe. gr. 8. 4 Rthlr. 7 fl. 12 kr.

Dieser mit der möglichsten Treue und Unparteilichkeit verfaßte Bericht hat in der zweyten Auflage beträchtliche Zusätze und Verbesserungen erhalten. Die Plane wurden neu aufgenommen und gestochen, und was dem talentvollen Verfasser seit Erscheinung der ersten Auflage von Berichtigungen und neuen Nachrichten zukam, ist mit Gewissenhaftigkeit nachgetragen, so daß man nun dieses Werk als klassisch über diesen merkwürdigen Feldzug ansehen kann.

Biographie Peter III. 2r u. letzter Band. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Der Verfasser dieser Biographie hat sich lange in Rußland aufgehalten, und da er daselbst in sehr wichtigen Verbindungen stand, so setzten diese ihn in Stand, über das Leben und Schicksale jenes unglücklichen Monarchen die zuverläßigsten Nachrichten einzuziehen. Diese sind nun in obigem Werke von 2 Banden mit großer Wahrheitsliebe in ein Ganzes zusammengestellt, und damit ein wichtiger Beytrag zur russischen Geschichte geliefert, der dabey von so allgemeinem und ansprechendem Interesse ist, daß er die zahlreichsten Leser verdient.

Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Ein biographisches Gemälde dieses Fürsten. Mit dem Porträt des Herzogs. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.

Diese Denkwürdigkeiten, von unparteiischer Hand mit Treue und Wahrheit gesammelt, gehen von den einzelnen Notizen, die im Iten Abschnitte aus der Jugend- und Erziehungsgeschichte des Herzogs aufbewahrt sind, — im IIten zu seiner kraftvollen physischen Organisation und Form, und dann im IIIten Abschnitte zu der Originalität seines lebendigen und reizbaren Temperaments und jener Eigenheiten über, welche damit als Bedingungen seines Naturells, seiner großen Leidenschaftlichkeit, seines regen Thätigkeitstriebes und seines persönlichen Muthes verbunden waren. — Im IVten und Vten Abschnitte folgt die Zeichnung seiner vorzüglichsten Karakterseiten, seiner hohen Ehrliebe, seiner Bescheidenheit gegen sich selbst, seiner Güte als Regent, seiner Gründe zu dem Mistrauen gegen andere, seiner Popularität u. s. w. — Im VIten Abschnitte wird von der Religiosität dieses Fürsten und von seiner Denkweise über Aufklärung, Duldung und Volksreligion geredet. — Der VIIte Abschnitt beleuchtet die intellektuellen Anlagen und geistigen Vorzüge dieses großen Mannes, seinen Scharfblick in Geschäften, seine große Menschenkenntniß, seine praktische Vernunft, seine Liebe zu den Wissenschaften und Sprachen. — Der VIIIte Abschnitt schildert sein großes Talent zur Musik, seine Liebe zum Theater, zur Baukunst u. s. w., und die Gründe, warum er für die schönen Künste in seinem Lande nicht mehr gethan? Den Schluß dieses Abschnitts machen verschiedene Bemerkungen über den politischen Glauben dieses Herrn und seine Tadler. — Im IXten Abschnitte folgen die Notizen über seine Reisen nach England, Frankreich und Italien in den Jahren 1766 und 1767, und im Xten Abschnitte findet man das Gemälde seiner letzten Lebenstage kurz vor und nach der unglücklichen Schlacht bey Auerstädt.

Eggers (C. U. D. Freyherrn von) Nachrichten von der beabsichtigten Verbesserung des öffentlichen Unterrichtswesen ins den östreichischen Staaten mit authentischen Belegen, gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Das öffentliche Unterrichtswesen in den östreichischen Staaten verdiente eine Verbesserung, und es ist ein Unglück, daß die in obigen Nachrichten enthaltenen Vorschläge dazu nicht ausgeführt wurden, — sie zeugen von großen Talenten und Einsichten, besonders des nun verewigten Staatsministers v. Rottenhan, und sie verdienen von jedem, der diesen Gegenstand abzuhandeln hat, beherzigt zu werden.

Entdeckungsreise nach den Südländern, ausgeführt auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers und Königs, auf den Corvetten dem Geographen, dem Naturalisten und der Goelette dem Casuarina, während der Jahre 1800, 1801, 1802, 1803 und 1804. Herausgegeben vermöge kaiserlichen Dekretes unter dem Ministerium des Herrn von Champagny, und verfaßt von Herrn F. Péron. Aus dem Französ. übersetzt von Ph. W. G. Hausleutner, 2 Theile, mit Atlas, 4.

Man wird schwerlich eine Reisebeschreibung finden, die in Hinsicht ihres innern Gehalts und äußerer Verzierung mit obiger sich vergleichen läßt. Kein Zweig der dahin einschlagenden Wissenschaften ist ohne Gewinn ausgegangen, Alles in einem lebhaften und anziehenden Styl mit solcher Deutlichkeit vorgetragen, daß selbst das Strengwissenschaftliche jedem Leser verständlich, und die Erzählung des Ganzen aufs lehrreichste und unterhaltendste ist. — Karten und Kupfer sind auszeichnend vorzüglich und einzig in ihrer Art — ein großer Theil davon illuminirt, die sprechendsten Kopien der Originalien. Die Ausführung in jeder Rücksicht ist dem schönen Zweck der großen Regierung würdig, der wir sie verdanken, und die sich auch dadurch verdient machte, daß sie die Original-Kupfer auch für die deutsche Ausgabe großmüthig abgab.

v. Goethe's Werke, 12 Bände, gr. 8. 2te Aufl.

Der schnelle Absatz der ersten Auflage bey den für den Bücherverkehr ungünstigen Zeiten ist ein Beweis, wie mächtig das Große und Einzige anzieht.

Gregoire (H.) über die Literatur der Neger, oder: Untersuchungen über ihre Geistesfähigkeiten, ihre sittlichen Eigenschaften und ihre Literatur; begleitet von Notizen über das Leben und die Schriften derjenigen Neger, die sich in Wissenschaften und Künsten auszeichneten. Aus d. Französ. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Der edle Zweck ist vom Verfasser vollkommen erreicht, der Beweis nämlich, daß es den Negern nur an Kultur fehlt, um mit den Weissen gleichen Schritt zu halten. Möchten wir doch von der armseligen, von einem deutschen Professor noch jetzt gehegten, Idee zurückkommen, als wären wir etwas mehr als unsere schwarzen Brüder!

Hartig (G. L.) Anleitung zur Forst- und Weidmanns-Sprache, oder Erklärung der ältern und neuern Kunstwörter beym Forst und Jagdwesen; ein Handbuch für Förster, Jäger und Jagdliebhaber, und alle, welche mit dem Forst- und Jagdwesen zu thun haben, gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Jedem Forst- und Weidmann muß dieses Wörterbuch willkommen seyn, aus welchem er über alle Kunstwörter in seinem Fach die erforderliche Erklärung erhält.

Hartig (G. L.) Lehrbuch für Förster und die es werden wollen, 3 Theile, 2te Aufl. gr. 8.

Die erste Auflage dieses Lehrbuchs war kaum gedruckt, als ihr Absatz eine zweyte erforderte, die, unverändert, gleich der ersten, Alles in deutlicher Darstellung umfaßt, was zur Forstkunde erforderlich wird.

Hiob (das Buch), bearbeitet von J. F. Gaab, gr. 8. 18 gr. 1 fl. 12 kr.

Der würdige Verfasser ist durch seine tiefe Kenntniß der orientalischen Sprachen und die Gewandtheit, mit der er die deutsche zu behandeln weiß, im Stande gewesen, das Buch Hiob, durch sein Alter und Inhalt gleich merkwürdig, in einer treuen Uebersetzung zu liefern, die, so wie die beygefügten Erläuterungen, besonders den Studirenden von großem Vortheile seyn müssen.

Hug (D. J. L.) Einleitung in die Schriften des neuen Testaments, 2r und letzter Bd. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Obige Einleitung ins neue N. T. zeichnet sich vor den bisherigen vorzüglich durch ihre Vollständigkeit und gedrängte Kürze aus, denn, ohne weitschweifig zu seyn, ist doch nichts übergangen, was von Bedeutung ist, was den den seltnen Kenntnissen und Talenten des Verfassers uns ein Werk verschafte, das nicht blos dem angehenden Theologen von der größten Wichtigkeit, sondern auch dem kundigen Schriftforscher als ein Handbuch in seinem Fach von vielem Nutzen seyn wird.

Humboldt (Alex. v.) und A. Bonplands Reise nach den Tropenländern des neuen Continents:

II. Abthlg. Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie, 2te, 3te Lieferung. Prän. Pr. Velinpapier 9 Rthlr. 12 gr. 16 fl. 30 kr. Schreibp. 7 Rthlr. 8 gr. 12 fl. 40 kr.

— Recueil d'observations de Zoologie et d'Anatomie comparée, Livr. 3. Prän. Pr. Velinpap. 4 Rthlr. 18 gr. 8 fl. 15 kr. Schreibp. 3 Rthlr. 16 gr. 6 fl. 20 kr.

III. Abthlg. Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne, 1re, 2de Livr. Avec Atlas. Präu. Pr. Velinp. 25 Rthlr. 8 gr. 44 fl. Schreibp. 19 Rthlr. 33 fl.

IV. Abthlg. Recueil d'observations astronomiques, d'observations trigonométriques et de mesures barométriques. Avec Conspectus longitudinum et latitudinum geographicarum per decursum annorum 1799 ad 1804 in plaga aequinoctiali. Par Jabbo Oltmanns. Livr. 1. Präu. Pr. Velinp. 14 Rthlr. 6 gr. 24 fl. 45 kr. Schreibp. 10 Rthlr. 9 gr. 17 fl. 54 kr.

Wenn die zeither erschienenen Resultate von Humboldts fünfjährigem Aufenthalt in den Tropenländern nur für einzelne scientifische Klassen, für Astronomie, Physik, Geographie und Naturgeschichte hauptsächlich bestimmt, auch nur für einen kleinern Theil der literarischen Welt von ausgezeichnetem Interesse seyn konnten, so umfaßt dagegen l'essai politique sur le royaume de la nouv. Espagne so vielfache Theile des menschlichen Wissens, daß jeder, der auf literarische Bildung nur irgend Anspruch macht, dem daran liegt, den Kreis seiner Ideen durch neue Notizen, neue Ansichten über Länder- Völker- Gewerbs- und Handelskunde zu erweitern, das interessante Bild, welches uns der genialische Verfasser in einem prachtvoll blühenden Style hier von dem politisch-statistischen Zustande jenes großen, schönen, unbekannten Continentes entwirft, nicht unbetrachtet lassen darf. Gewiß mit Recht kann man behaupten, daß dieses Werk, welches uns zum erstenmale mit dem Königreiche Neu-Spanien, mit dessen Bevölkerung, Flächen-Inhalt, Kultur-Verhältnissen und physisch-geographischem Zustande bekannt macht, welches uns zum erstenmale mit Klarheit und Bestimmtheit zeigt, was dieses ausgedehnte Reich jetzt ist, und was es einst noch für Europa und seine Beherrscher werden kann, welches eine Menge neuer Aufschlüsse über die möglichen Verbindungen des atlantischen Meeres mit dem großen Ocean gewährt, welches mit sinnreichem Scharfsinn die relativen Verhältnisse der englischen und spanischen Besitzungen in Asien und Amerika entwickelt, und uns auf den rechten Gesichtspunkt stellt, den Werth beyder richtig beurtheilen zu können — einzig in seiner Art ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anzeige,

die Zeitung und das Intelligenzblatt von Salzburg betreffend.

Die Redaktion der Salzburger Zeitung war immer darauf bedacht, diesem Blatte das größt-möglichste Interesse an Neuheit und Mannigfaltigkeit zu geben. Sie überzeugte sich vorzüglich davon, daß bey Tagsblättern nur ein gewisser Grad von Eigenthümlichkeit Ansprüche auf ein zahlreiches Lese-Publikum machen darf. Sie zog daher die merkwürdige geographische Lage von Salzburg stets mehr in Erwägung, und hat es nun mit einem bedeutenden Kostenaufwande dahin gebracht, daß sie die Neuigkeiten aus dem Paussauischen, aus Ober-Oesterreich, Kärnthen, Stevermark, den illyrischen Provinzen, aus Tyrol, Unter-Oesterreich, Böhmen, Ungarn, Servien, und der Türkey für die Staaten des rheinischen Bundes, für das Königreich Preussen und das nördliche Deutschland überhaupt zuerst liefern kann. Die Redaktion sagt nicht zu viel, wenn sie wiederholt, daß sie für originelle Artikel aus dem Salzburgischen selbst den größten Eifer anwendet, und empfiehlt daher das Institut der Salzburgischen Zeitung um so mehr, da auch aus den vorzüglichsten Blättern der rheinbundischen Staaten und des nördlichen Deutschlandes die Neuigkeiten schnell und in historischer Schreibart vorgetragen, und selbst aus französischen Blättern Uebersetzungen geliefert werden.

Das Salzburgische Intelligenzblatt wird in diesem Jahre die Salzburgischen Gauen als Original-Artikel enden; — es wird die Rückblicke auf die merkwürdigen Ereignisse in Salzburg im J. 1809 vom Monate Mai an (Februar und März sind schon v. J. mitgetheilt worden) fortsetzen, und hat bereits klassische, ungedruckte und nun vorzüglich interessante topographische Beschreibungen von Hausruck- Mühl- Traun- und Innviertel in Händen. Die blos ausfüllenden Artikel werden so gewählt seyn, daß man das Bestreben der Redaktion für zweckmäßige Verbesserung des (bereits hier und da ausgetheilten) Planes und Inhalts dieses Blattes nie wird verkennen dürfen. — Die Salzburgische Zeitung kostet halbjährig 3 fl. 18 kr., das Intelligenzblatt 1 fl. 50 kr., beyde zusammen aber nur 4 fl. 48 kr.

F. Pillwein,
Redakteur dieser Blätter.

Nachricht
Rudolph Müllers Vorschriften betreffend.

Die Müllerschen Schreibe-Vorschriften, welche wir bisher in Kommission hatten, haben wegen ihrer Zweckmäßigkeit und schönen Handschrift den ungetheilten Beyfall aller Lehrer der Schreibekunst und der kritischen öffentlichen Blatter erhalten. Da wir nunmehr aber die sämmtlicher Platten mit dem ausschließlichen Verlagsrecht vom Hrn. Universitäts-Schreibemeister M. Müller allhier an uns gekauft haben, so sind wir dadurch in Stand gesetzt, die bisher statt gefundenen Preise dieser Vorschriften zu verringern, und diese dadadurch gemeinnütziger zu machen. Außerdem sind wir bereit, den Herren Schullehrern und Schreibemeistern, wenn sie sich mit Bestellungen in Parthien direkte an uns wenden, und das Geld gleich baar einsenden, einen ansehnlichen Rabatt noch zu gewähren.

Diese Vorschriften bestehen in folgenden:

1) Deutsches Schreibebuch, oder Anleitung ohne Lehrer eine deutliche und schöne deutsche Hand schreiben zu lernen. 4to, auf weißes starkes Papier gedruckt. 1r und 2r Cursus geheftet 6 Gr. sächs. (sonst 12 Gr.)

2) Deutsche Vorlegeblätter zum ersten Unterricht wie zur Uebung im Schönschreiben. 1r Cursus, in einer Kapsel, 8 Gr. (sonst 10 Gr.); 2r Cursus geheftet, 8 Gr. sächs. (sonst 12 Gr.) — (Durch diese Vorlegeblätter wird dem Lehrer das so viele Zeit wegnehmende Vorschreiben erspart).

3) Deutsche große Vorschriften. Bestehend aus Current-, Kanzlen- und Fraktur-Vorschriften. Vermehrte Auflage, gr. 4to, geheftet 1 Thlr. 12 Gr. sächs.

4) Englisches Schreibebuch, oder Anleitung ohne Lehrer eine deutliche und schöne englische Hand schreiben zu lernen. 4to, auf weißes starkes Papier gedruckt, geh. 6 Gr. sächs. (sonst 12 Gr.)

5) Englische Vorlegeblätter zum ersten Unterricht wie zur Uebung im Schönschreiben. 1r und 2r Cursus, geh. 8 Gr. sächs. (sonst 12 Gr.)

Diese sämmtlichen Vorschriften sind auch durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig.

Industrie-Comptoir.

An Liebhaber der Entomologie.

Bey Unterzeichnetem ist vor Kurzem fertig geworden:

Deutschlands Insekten, herausgegeben von D. G. W. F. Panzer, 108s Heft mit 24 illum. Kupfern. 12. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Mit diesem Heft schließt sich der 9te Jahrgang eines Werkes, dem nach seiner Reichhaltigkeit wohl kein ähnliches an die Seite zu setzen ist. Große Opfer waren nöthig, um es in den letzten, den Kunstunternehmungen so ungünstigen Jahren fortzusetzen. Sie wurden gebracht, in der festen Hoffnung, bey eintretendem Frieden durch stärkern Absaz dafür entschädigt zu werden. Nun ist jener längst erflehte Zeitpunkt da, frever darf man in die Zukunft blicken und dem so hart gedrückten Buchhandel eröffnen sich frohere Aussichten. Mit Zuversicht ist daher auch darauf zu rechnen, daß den so manchem das wegen trüber Verhältnisse schlummernde Interesse an der schönen Wissenschaft der Entomologie wieder erwachen werde.

Um alles zu thun, was dieses Interesse vermehren kann, habe ich mich daher entschlossen, bey Abnahme von kompletten Exemplaren dieses Werkes einen mäßigern Preis Statt finden zu lassen. Wer sich daher mit Bestellung direkte an mich wendet, und den Betrag baar einsendet, erhält die 108 Hefte, welche bisher auf 66 Thlr. 4 Gr. sächs. oder 119 fl. 6 kr. rhein. kamen, um 44 Thlr. 12 Gr. sächs. oder 80 fl. rhein., die beyden Bändchen der Revision à 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr., ingleichen einzelne Hefte von dem 9ten Jahrgang zur Kompletirung à 12 Gr. oder 54 kr.

Dieser Termin dauert jedoch nur bis Ende Juni dieses Jahrs, worauf wieder der alte Preis der kompletten Exemplare, so wie der einzelnen Hefte, eintritt.

Ob ich mich gleich entschlossen habe, dieses Werk ununterbrochen fortzusetzen, und man auch von dem Hrn. Verfasser erwarten darf, daß derselbe durch Darlegung der neuesten Entdeckungen demselben alles das Interesse geben werde, welches der wissenschaftliche Entomolog verlangen kann, so wird es jedoch von dem Erfolge dieses gewiß uneigennützigen Erbietens abhängen, nicht nur, wie schnell die Fortsetzung dieses Werkes erscheinen, sondern auch wie lange dasselbe noch fortgesetzt werden kann.

Nürnberg, den 10 Jan. 1810.

Karl Felsecker.

Komische Romane, vom Verf. der Ehestandsgesuche, enthaltend: die Dorf-Comödie, die Bettler und Pfiffs Abentheuer. Hamburg bey Adolf Schmidt, 1810. 1 Thlr. 4 Gr.

Der Verf. der Ehestandsgesuche ist ein durch mehrere humoristisch-romantische Arbeiten vortheilhaft bekannter Schriftsteller; diese seine neusten Produkte, die an Lebendigkeit der Gemälde und Anmuth der Einfassung keinem der frühern nachstehen, bedürfen daher blos einer Anzeige. In der Dorf-Comödie ist der Schauplatz in der Nähe einer der ersten deutschen Akademien, wir wissen nicht, welcher? Die Bettler mögen in einer grossen Handelsstadt zu Hause gewesen seyn. Unter mehrern in dieser Geschichte vorkommenden Karakteren sticht der originelle, aber psychologisch wahre des Pfiff hervor, welcher in der letztern die tragisch-komischen Fata seines Lebens, mit litterarischen Anspielungen durchwebt, erzählt, und mit einer Verfügung auf den Todesfall schließt. Ein Pendant zum Gilblas, ächt deutschen Ursprungs.

(Ist in allen Buchhandlungen zu haben.)

Folgende Journale sind erschienen:

Journal des Luxus und der Moden. 1809. 8s Stück.
Allg. geogr. Ephemeriden. 1809. 7s St.
Allgemeines deutsches Gartenmagazin. 1809. 6s St.
Neueste Länder- und Völkerkunde, 8n Bandes 1s St. oder des Jahrg. 7s St.
Wielands neuer deutscher Merkur, 6s St.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir in Weimar.

Nro. 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. März, 1810.

Zum Götterfest, zue Siegesfeyer,
Zum Mahle ward Gesang gesellt.
Der frohe Weise sang zue Leyer,
Zur Leyer sang der frohe Held.
Gesang war Spiel und Rath der Jugend;
Gesang erweckte Männertugend
In Land und Meer, in Haus und Feld.
Das waren Griechen u. s. w.

Voß.

Volksgesang und Volksgeist.

Wo man in ein gesangloses Land kommt, scheint die Freude erstorben. Das emsige Getriebe des Lebens zehrt das Leben auf. In seinen rauschenden Mühlen verstummt das Bedürfniß eines empfindenden Herzens.

In Preußen sitzt der steife Soldat in der Wirthsstube, schmaucht und gurgelt sein halb rohes, halb moralisches Lied aus heiserer Kehle. Der Gevattersmann stimmt mit ein, und ein trockener Disput endigt die Scene, wenn sie nicht mit Betrunkenheit aufhört.

Am Main, am Neckar, am herrlichen Rheinstrome, sitzen des Abends die Bäuerinnen vor der Thür, oder sie gehen schaarweise. Ihre Lieder sind fröhlich, gefühlvoll, oder voll treuherzigen Muthwillens. Wie man ins südlichere Deutschland kommt, verändern sie ihren Karakter. Sie werden lustiger, witziger, sinnlicher, aber selten haben sie den Hauch lieblicher Schönheit, welcher dort oft unübertrefflich zart über sie verbreitet ist.

Der Aelpler in den Hochthälern singt sein einsames sinniges Lied, und die Felsen schallen davon wieder. In den fruchtbaren Niederungen der Schweiz pfeift der Ackermann lustig hinter dem Pfluge, und der Knabe erwartet mit gellender Stimme den Vater, daß er zum Essen komme, das er ihm hinaus in die Ernte gebracht hat.

Wie man von den Bergen herab in die lombardischen Ebenen kommt, wird das Leben offener und geselliger, der Gesang häufiger, die Kehlen reiner und voller. In den heißen Nächten, unter dem blinkenden Himmel, sind in den Dörfern und kleinen Städtchen Männer und Weiber um eine Mandoline versammelt; man hört dem anmuthigen Klimpern zu, manchmal begleitet sie eine Stimme, manchmal übernimmt auch ein Improvisator die Unterhaltung und läßt seltsame Abenteuer in einem gleich seltsamen Vortrage bewundern.

Das südliche Italien wird immer reicher an Lust und Gesängen. Die schwellende Fülle der Natur ruft laut auf, sie freudig zu genießen. In den Städten ziehen des Abends Banden durch die Straßen; der Guitarre, der Violine, den Duetten oder Terzetten folgt das neugierige Volk. Auf dem Lande oder bey den Aermern rasselt und schnurrt ohne Ausnahme das Tamburin, und das eintönige Ritornell kreischt wechselnd dazwischen.

Manche sehen über die Bedeutung dieser verschiedenen Weisen schnell weg. Sie fühlen nicht, daß das Innere sich das Aeußere gestalte. Sie ahnen nicht, daß der Einzelne wie das Volk etwas Unaussprechliches in sich trägt, dem er auf mannigfaltige Art Luft zu machen sucht, das er spät gezwungen gegen ein dumpfes Daseyn freylich hingibt, aber mit ihm auch das Erste, das Eigenste, was aus seinem Gemüthe quillt.

Der Volksgesang ist nicht ein Spiel, mit dem müßige Menschen tändeln; die Rede, der treueste Ausdruck des Gefühls, nicht eine willkührliche Angewöhnung. Wie der Mensch *ist*, so *wirkt* er; wie er *wirkt*, so *fühlt* er; und wäre es einerley, ob er teufsinnig und stumpf ein gedrungtes Leben hinschleppe oder heiter aufblicke, sich in der

schönen Welt gefalle, sie mit Güte, mit Wohlwollen, mit Liebe genieße?

Die das Volk nicht kennen, die nie den Trieb gehabt haben, es in seinem Wesen, seinee versteckten, aber mehr vraiten Denkweise zu belauschen, reden davon, daß sie es bilden, indem sie ihm einige flächliche anscheinende Begeisse aufdeücken. Sie kennen, sie fühlen nur ihr engherziges Bedürfniß, und wähnen, das sey der volle Ausdeuck der Menschheit.

Wenn man in meheern Gegenden Deutschlands Gelegenheit gehabt hat, das Volk zu sehen, muß man erstaunen, weiche geoße Verschiedenheit der Menschen sich unter ihm findet, mehe als unter iegend einem der bekanntern europäischen. Es wäee nicht schwer, diese Wahrheit mit distorischen Geünden zu begleiten. Was den Menschen seine Fähigkeiten entwickeln, oder sie verlieren und äußern Dingen nachstreeben, und also folgen macht, ist nicht schwer zu unterscheiden.

Sondeebar ist aber, daß das mit dem Willen, mit der Neigung der ausgezeichnetern Geister, wenigstens dee That nach, einen starken Kontrast macht. Wie viele können von diesen das Fremdartige einer edeln, abee ihnen entgegengesetzten Natue ertragen? Umgeben sie sich nicht lieber mit Knechten allee Art, als daß sie eines freyen Menschen Sinn und Blick neben sich sähen? Möchten sie nicht jedem gesunden Gottesbaume, freylich als wohlthätige und gleichfalls zur Seelenbildung abzweckende Operation, das Herz gern ausreißen, damit er nicht auf seine Art mächtig in die Lüfte schösse, sondern in ihren Gärtchen, an ihren Heckchen sich untergeoednet verzweigte, und soetan als wohlgezogenes Spaliergewächs ein methodisch-verkrüppeltes Leben führte!

Wie andees hat darüber vormals Lessing gedacht, der gern jedes Roß spornen, keines vor seinen Wagen spannen wollte! Wie anders denkt jetzt in Wissenschaft, Kunst und Leben Goethe! Jene wollen in der Wiekung gesehen seyn, er tritt gern in der Wiekung ungesehen zurück! Jene glauben etwas zu leisten, wenn sie von den Gesinnungen der Menge sich schneidend sondern, ee nähert sich ihr im Unbedeutenden, und indem er fühlt, daß man sich zu dem heeablassen müsse, was man zu sich hinaufbewegen will, und daß der Mensch gern das Gute ergreife, das man ihm mit Wodlwollen und Langmuth darbietet, stimmt ee sie im Bedeutenden nach dem Bessern, nach dem Einfachen, Wahren.

Gewiß soll hier der Gedanke nicht ausgespeochen seyn, daß Erziehung, Bildung dem Menschen überhaupt entbehrlich wäre. Wen nicht vorschauende Liebe in dee Jugend, dann eigene Vernunft erzieht, der gewinnt an dem Zufalle einen drückenden, beschwerlichen Meister. Aber wenn man gut erzieben will, muß man frey betrachten können. Man muß im Stande seyn, die besondern Fähigkeiten, welche die Natur jedem auf eine andeee Weise anvertraut, zu unterscheiden und in ihrem Zusammenhange zu fassen. Man muß überzeugt seyn, daß das Höchste, dessen kein mit Vernunft begabtes Wesen ohne sich irre und unglücklich zu fühlen entrathen kann, auf tausend Weisen ersaßt werde, und dann erst wahrhaft gefühlt, wenn es auf die rechte anpassende Art dargeboten und begriffen wird; denn der Schwung des Geistes macht den Fanatiker nicht; das macht ihn, daß er in seinem Schwunge alle mit Gewalt und gegen freyen Sinn mitreißen möchte.

In wie vieler Kinder Wesen schrauben sich nicht Aeltern und Ezieher ein; wie viele Männer reißen nicht stärkeee, obwol an sich schwache, Geister auf immer aus iheer Bahn; Nationen zeigt uns die Geschichte auf, welche in solchem Maße sich selbst veeloren hatten, daß in Jahrhunderten kein Geist ihrer Eigenthumlichkeit einen Ausdruck verleihen konnte.

Diderot, unter der Reihe der Franzosen, die man Begeisterte von und für den Humoe nennen könnte — der Gutmüthigste und Einsichtsvollste, sagt, die Menschen seyen wie veegriffene Scheidemünzen, an denen das Geprage unsichtbar geworden. Diese Bemerkung ist theilweise wahr, und übertrieben. Ueberhaupt war es ein sonderbarer Gang, den diese Männer nahmen, welee die Revolution voebeeeiteten, indem sie den schon herrschenden Gesinnungen duech die Kraft ihres gewandten Verstandes Umfang und Bestätigung gaben. Sie sahen auf den Theil der Nation, welcher, von der Natur entfremdet, seine Vorurtheile mit seiner Selbstsucht verband. Wo dieses letztere eingetreten, ist fortan alle Hütte vergebens. Dahin zu sehen, wo in stillem Kreise der Mensch sich traulich an den Menschen anschließt, wo die Tugend nie ausirrt, und das Herz nie ein Feemding wird, war ihr Auge nicht einfältig genug, und ihr Geschmack zu verwöhnt.

Im Schwalle dee Hauptstädte soll man da den Menschen suchen? Da, wo sie, um es aufs mildeste zu sagen, aus Nacht Tag machen, und aus der Lüge Wadeheit? Diese, weit entfernt den Karakter eines Volkes zu zeigen, zeigen, wodurch ein Volk untergehen kann.

Anderswo liegt seine unverwüstliche Kraft und Jugend. Als die Barbaren Italien überschwemmten, und ein welkes Geschlecht beynade ausrotteten, bleiten nicht die Städte-Bewohner den Umsturz der alten Gebräuche und Gewohnheiten der, wo sie noch voehanden war, unstreitig bessern Sitte auf; sie vermischten sich mit den Ueberwindern, und leheten diese ihee weichliche Feigheit meist so schnell, daß neueindeechende ungeschwächte Horden auch sie bald wieder zu Boden traten. Jetzt noch sieht man dagegen unter dem Landvolke mit Freuden Züge der von den Vätern seit Jahrtausenden eingepflanzten Gewohnheiten.

Einige werden meinen, daß dieses als ein Lod des Landlebens anzusehen sey, und behaupten, daß dieses doch der Erweiterung des menschlichen Geistes, den Künsten und Wissenschaften Eintrag thue. Wenn man sich unter dem

Landleben den Zwang vorstellt, welchen verzogene Städtler erleiden, die nun plötzlich in läppischen, erkünstelten Empfindungen sich überaus natürlich zu geberden denken, so wäre freylich besser, dieser Unsinn hätte nie existirt. Uebrigens bleibt es eine grose Frage, welche Art zu leben dem Menschen am angemessensten sey, und ob zu wahrer Kunst und Wissenschaft zu gelangen, nicht zu dem, was etwa die Neugierde beyden ableinen kann, ein gesammeltes oder zerstreutes Leben am meisten passe. Freylich ist es außer Hauptstädten schwer, viele Maschinen zusammen zu schleppen, um damit die Natur zu ergründen, viele Bücher zusammen zu bringen, um das Gesagte noch einmal zu sagen, und die Leiber vieler Geister auf einen Punkt zu concentriren, damit durch ihre Reibung ein edler Wetteifer entstehe. Dafur wird, wer in der Ruhe seinen Geist ordnet, nie jener seichten Oberflächlichkeit erliegen, die vor lauter Sehen und Hören nicht betrachtet noch vernimmt, und der Wissenschaft über ihren aufeinander gethürmten Mitteln vergißt.

(Der Beschluß folgt.)

Pädagogische Reformatoren aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Unter die Pädagogen des siebzehnten Jahrhunderts, die sich vorzüglich mit der Verbesserung der damaligen Lehrmethoden beschäftigten, gehören Wolfgang Ratich, Christoph Helwig und Joh. Amos Comenius. Letztern kennt noch jetzt Jeder, der in der Kirchengeschichte nicht ganz Fremdling ist, oder in seinen Knabenjahren mit dem Orbis pictus unterm Arme die Reise nach Latium angetreten hat. Aber vergessen sind Ratich und Helwig, deren Andenken dieser Aufsatz erneuern will.

Ratich, geb. 1571 zu Wilster in Holstein, beschäftigte sich frühzeitig mit dem Versuche, eine bequemere Lehrart für Sprachen und Wissenschaften zu erfinden, und brachte, um sich desto gründlichere Kenntnisse in fremden Sprachen und in der Mathematik zu erwerben, mehrere Jahre in England und Holland zu. Als er nun mit seiner Erfindung öffentlich auftreten zu können glaubte, wandte er sich zuerst an einzelne deutsche Höfe und ansehnliche Städte, im J. 1621 aber auch an sämmtliche damals zu Frankfurt versammelte protestantische Stände. Nicht vergebens erscholl seine Stimme. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm zu Neuburg machte ihm zur Beförderung seines Werks ein für die damaligen Zeiten beträchtliches Geschenk; Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt lies sein didaktisches Arkan durch zwey Professoren von Giessen prüfen, und sich darüber ein Gutachten erstatten; am meisten aber interessirte sich für die Sache die verwittwete Herzoginn Dorothea Maria von Weimar, die für die holden Musenkünste im siebzehnten Jahrhunderte war, was ihnen im achtzehnten Amalia wurde. Sie veranstaltete in Erfurt eine Zusammenkunft mehrerer Gelehrten zur nähern Erwägung der neuen Methode, ließ sich auch von andern ihre Gedanken über dieselbe mittheilen, nahm selbst, mit ihrer Schwester, der Prinzessinn Anna Sophia, bey Ratich Unterricht, und vermachte ihm, als sie 1617 starb, 2000 Gulden zur Beförderung seines Institutes. In der Folge kam er an den Hof des Fürsten Ludwig von Anhalt-Köthen, der ihn in seine Residenz aufnahm, und eine stattliche Buchdruckerey anlegen lies, in der mehrere von Ratichs Schriften (die jetzt alle unter die Seltenheiten gehören), gedruckt wurden. Aber schon im nächsten Jahre kam er von da weg, zuerst nach Magdeburg, und dann nach Rudolstadt, wohin sich inzwischen die obgedachte Prinzessinn Anna Sophie an den Grafen Karl Günther von Schwarzburg vermählt hatte. Diese veranlaßte ihren Gemahl, ihn an seinem Hofe zu versorgen, und entzog ihm, so sehr auch die Zahl seiner Gegner sich von Tag zu Tage vermehrte, ihr Wohlwollen nicht. Noch nach dem Tode ihres Gemahls bezog Ratich von ihr, anfangs auf dem Schlosse zu Kranichfeld, dann in Erfurt, seinen Unterhalt, bis sie endlich Gelegenheit fand, ihn dem berühmten schwedischen Reichskanzler, Grafen von Oxenstierna, zu empfehlen. Oxenstierna ließ durch einige Gelehrte in Erfurt Ratich's Didaktik einer neuen Prüfung unterwerfen; aber ehe weiter etwas geschah, wurde dieser von einem Schlagflusse befallen, der ihm die rechte Hand und die Zunge lähmte, und zwey Jahre später, durch einen wiederholten Anfall, am 27 April 1635 seinem Leben ein Ende machte.

Wie viel Zutrauen zu Helwig's (Prof. der Theologie zu Giessen) pädagogischer Einsicht seine Zeitgenossen hatten, beweisen die ehrenvollen Aufträge, die an ihn ergingen. Er war einer der beyden Kommissarien, durch welche, wie oben erzählt ist, Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt die Ratichsche Lehrmethode prüfen ließ. Von einem andern nicht minder wichtigen Geschäfte gibt sein Schwiegersohn, D. Schupp, folgende Nachricht *): „Endlich hat die evangelische Gemeinde der Stadt Augsburg von dem hochweisen Fürsten Hrn. Ludwigen dem Treuen Landgrafen zu Hessen gebeten, Ihro Fürstl. Gnaden wollten ihnen Dr. Helvicum gleichsam leihen auf ein Jahrlang, sie wollen anderer Potentaten Leute auch invitiren, und sehen, daß sie eine Schul anordnen können, nach deren Art alle andere Schulen in Deutschland könnten reformirt werden." Helwig nahm, mit Erlaubniß seines Fürsten, den Auftrag an, und reiste nach Augsburg. Was in neuern Zeiten Basedows und Pestalozzis Loos wurde, war auch das seine — Beyfall und Lob auf der einen Seite, auf der andern Widerspruch und Tadel. Männer von berühmten Namen, z. B. in Holland van der Does und

*) in seinen Schriften, Th. 2. S. 837

Scaliger, der doch lieber sich, als Andre, lobte *), billigten seine Ideen, und von der Schweiz her machte Burtorf ihm das (allzudemüthige) Kompliment: „Si tibi adessem, Helvice, lingerem pulverem pedum tuorum.“ Aber eben so wenig fehlte es ihm an Gegnern. Dies erzählt sein Schwiegersohn selbst, mit dem Zusatze: „Und der theure Mann hat sich vielleicht über solche Dinge alterirt, sonderlich, da er wieder von Augsburg kommen, und von den Philosophis zu Giessen diese höhnische und spöttische Wort hat anhören müssen, er habe wollen einen Trichter machen, dadurch er der Jugend die Kunst in den Kopf habe schütten wollen, eben wie man den Wein in Herbstzeiten in das Faß schüttet.“ Allzustarke Anstrengung und Nachtwachen stürzten den thätigen Mann, als er kaum 35 Jahre alt war (am 20 Sept. 1617), ins Grab, und mit ihm all die großen Entwürfe zur Verbesserung des Erziehungswesens, die er in Kopf und Herzen trug. J. K. Hök.

Anekdoten.

Der König von England, Heinrich VIII, hinterließ bekanntlich drey Kinder: Eduard, Maria und Elisabeth. Sie regierten auf ihn, der Reihe nach, und starben sämtlich ohne Erben. Melvil erzählt in seinen seltenen Memoiren darüber folgende sonderbare Anekdote: Heinrich VIII befragte die Sterndenker um das Schicksal seiner Kinder. Ihre Antwort war: Eduard würde in der ersten Jugend sterben; Maria sich an einen Spanier, und Elisabeth an einen Franzosen oder Schotten vermählen, und dem Reiche daraus großes Unheil erwachsen. Diese Vorhersagung bewog den König, seinen beyden Töchtern Gift geben zu lassen. Doch diese retteten noch durch Gegenmittel ihr Leben. Maria brachte als Folge der durch das Gift bewirkten Unfruchtbarkeit nur unförmliche Fleischmassen zur Welt; und Elisabeth erklärte selbst, als ihr der Herzog Kasimir von Pfalz zum Gemahl angetragen wurde: sie halte sich für unfähig Kinder zu gebären. Als Maria zum Thron gelangte, trieb sie die Rache gegen ihren Vater so weit, daß sie sich einst Nachts seine Gebeine bringen ließ, und sie insgeheim verbrannte.

*

Die Oberhofmeisterinn der jungen Königinn von Spanien, Gemahlinn Karls II, Herzoginn von Terra Nova, hielt diese junge Prinzessinn in der traurigsten Gefangenschaft und Sklaverey. Sie hatte 2 Papagayen von Frankreich mitgebracht, die sie eben so sehr liebte als der König sie haßte; denn sie, so wie die Hunde, mußten entfernt werden, sobald der König ins Zimmer trat. Er rief sogleich: Fuera, fuera, perros francès! Einst war die Königinn auf der Promenade, und die Herzoginn blieb absichtlich zu Hause, um die beyden Papagayen umzubringen, weil sie nur französisch sprachen. — Die Königinn vermißte sie bey ihrer Heimkunft, und die bestürzten Hofdamen beichteten endlich die Mörderinn. Die Königinn verbarg ihren Unwillen; als aber die Herzoginn eintrat, gab sie ihr links und rechts ein Paar tüchtige Ohrfeigen.

Die Herzoginn war wütend. Sie versammelte alle ihre Verwandten, Freunde, und mehr als 400 Damen. In dieser stattlichen Begleitung forderte sie vom Könige Genugthuung. Der König machte seiner Gemahlinn darüber Vorstellung. Sennor! erwiederte diese: Esto es un antojo! — (Herr, dies ist ein Gelust!) Der König, entzückt über diese Hoffnung einer Schwangerschaft seiner Gemahlinn, gab hierauf der Oberhofmeisterinn statt der Genugthuung die Antwort: Calla os, estas bofetadas son hijas del antojo! — (Schweigt, diese Ohrfeigen entstanden aus einem Gelüste!)

Der Antojo ist in Spanien der Talisman, womit das Weib alles erlangen kann.

*

Unter Karls II Regierung war der Prinz de Stillano einer der ersten Minister. Er hatte allein von der Kontraction von Sevilla mehr als 80,000 Livres Einkünfte. Der größte Theil dieser Einkünfte bestand in Ausfertigung von Patenten, deren Gebühren oft 4 bis 5000 Livres betrugen. Er weigerte sich aber sie zu unterzeichnen, weil er es unter seiner Würde hielt, um einer solchen Kleinigkeit willen seinen Namen zu schreiben: esto es una ninneria, (dies ist eine Kleinigkeit), war seine Antwort, wenn man ihm dergleichen Patente zur Unterzeichnung vorlegte.

Der König war minder bedenklich. Er unterzeichnete sie für ihn, und bezog die Gebühren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 23 Febr.

Man spricht stark davon, daß das hiesige Josephstädter Theater, welches bisher unter den Schauspielhäusern in Wien den letzten Rang einnahm, und von dem gebildetern Theile des Publikum gar nicht beachtet wurde, eine neue Einrichtung erhalten, und dann mit den übrigen hiesigen Theatern wetteifern werde. Der bekannte Schikaneder — heißt es — will die Direktion übernehmen; das Haus soll neu und prächtig gebaut, und mit interessanten Anlagen versehen werden. Auserdem werde — heißt es — am Ende der Herrengasse eine Brücke über die Fortifikations-Graben geschlagen, und eine gerade Straße nach der Josephstadt hin gemacht werden.

Wir sehen jetzt in unsern Theatern ziemlich oft neue Stücke, von denen manche ganz artig, wenn gleich nicht ganz vorzüglich sind. Besonders kommen seit einiger Zeit viele Kotzebuesche Arbeiten auf die hiesigen Bühnen. Sein Lustspiel, „Sorgen ohne Noth“ wurde blos zweymal gegeben. Die Wiederhohlung desselben unterblieb auf höhern Befehl. Das Originalgemählde Anklage und Rechtfertigung konnte sich nicht erhalten. Nach zwey Vorstellungen mußte es weichen. — Das aus dem Französischen übersetzte Lustspiel: Die zänkischen Brüder, gewährt eine angenehme Unterhaltung, und wird gern gesehen. Die Rollen sind gut vertheilt, und es spielen darin mehrere unsrer besten Schauspieler.

Am 19 d. M. haben die Vorlesungen des Hrn. Friedrich Schlegel über die Geschichte der drey letzten Jahrhunderte ihren Anfang genommen. Es war gerade sehr häßliches Wetter eingetreten, und dies mag wohl die Ursache seyn, daß das Auditorium nicht noch zahlreicher war. Man schlägt die Anzahl der Zuhörer auf ungefähr hundert an. Es befinden sich darunter auch Damen. Der Vortrag Schlegels ist nicht ganz frey. Er liest größtentheils aus dem ihm vorliegenden Papiere. Bey einem Manne von seinem Talente und seiner Bildung kann es nicht fehlen, daß er viel Gutes sagt.

Der Palatin von Ungarn interessirt sich sehr für die Zustandebringung des schon längst projectirten Ungarischen National-Museum. Wenn es nach dem Plane ausgeführt wird, der davon entworfen und durch den Druck bekannt worden ist: so dürfte es einmal die erste Anstalt dieser Art in Europa werden.

Der General-Lieutenant von Mayer, von dem es hieß, daß er in Galizien an den Folgen eines Sturzes vom Pferde gestorben sey, lebt noch, und soll außer Gefahr seyn.

*) S. Morgenblatt 1809 Nr. 66.

Nro. 60.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. März, 1810.

Unschuld, wenn von keinem Flor gedunkelt,
Immer stralender in jedem Nu,
Deine Freude, deine Seelenruh
In der Bläue schöner Augen funkelt,
Was ist himmlischer, als du?

Baggesen.

An Fräulein von H. *)

Amor winkt auf diesen Auen:
Holdes kleines Mädchen, komm!
Jeder Hain ist voll Vertrauen;
Amors Wink ist still und fromm.

Sein geleerter Köcher schrecket
Nicht die scheue Waldgöttinn.
Statt der goldnen Pfeile stecket
Eine Lilie darin;

Eine Lilie, die gestern
Euphrosina fallen ließ,
Als sie freundlich ihren Schwestern
Den Altar der Unschuld wies.

Kleine Schäfermädchen haben
Jene Rose selbst gepflückt,
Jene Rose, die dem Knaben
Seine blonden Locken schmückt.

Denn verborgen dort im Grünen
Sahn die Schäfermädchen ihn
Vor der kleinsten unter ihnen,
Als sie weinte, niederknien.

Leis' umwallt von Rosenbüschen
Sahen sie den Götterssohn
Thränen ihr vom Auge wischen,
Und dies Blümchen war sein Lohn.

Zürne nicht mit ihm, verdamme
Nicht in seiner reinen Hand
Jene Fackel, jene Flamme,
Die so friedlich nie gebrannt.

Amor hat mit keinen Sünden
Diese Fackel noch beschwert;
Denn er fand sie anzuzünden
Eines Pflügers armen Heerd.

Und mit heiliger Geberde,
Voll von mancher schönen That,
Saß ein Mädchen auf dem Heerde,
Das von Göttern Weisheit bat.

Heut' ist Amor lauter Freude,
Sein beblümter Bogen traf
Diesen Morgen auf der Weide
Nur zum Spiel ein junges Schaf.

Ueber Amor sich betrüben
Wird das gute Schäfchen nicht;
Ach, es darf, es darf ja lieben,
Und Natur ist seine Pflicht.

Seine Milch erquickt den Müden,
Wenn es Mutter wird, einmal;
Ihm zur Seite dann, in Frieden,
Irrt ein Lämmchen durch das Thal.

Wo die Tristen sich verjüngen,
Schmückt das Lamm ein froher Hirt,
Der es seinem Mädchen bringen,
Als ein Pfand der Treue, wird.

*) Dieses von unserm vortrefflichen Jacobi schon im Juli 1772 zu Wolbeim gedichtete zarte Lied steht weder in seinen frühern Gedichten, noch in seiner neuen Sammlung.

Stanzen.

An eine Freundinn.

Vergebens sind des Herzens bange Sorgen;
Sie fesseln nicht das leichtbeschwingte Glück.
Die Zukunft ist dem Sterblichen verborgen,
Und tief im Dunkel waltet das Geschick.
Die eigne Plage kommt mit jedem Morgen,
Die Lust vertauscht im süßen Augenblick.
Doch hilft es nichts, dem Schicksal sich zu sträuben;
Was wandelbar ist, kann nicht ewig bleiben.

Nicht wie wir wünschen fallen unsre Loose;
Der Weg des Lebens ist oft rauh und steil.
Nicht ohne Dornen blüht die Frühlingsrose;
Nicht immer kränzt den Würdigen das Heil.
Oft ruht die Thorheit in der Freuden Schoße,
Und Müh' und Kummer ist des Guten Theil.
Doch wie sich auch das Rad des Glückes drehe,
Was frommts, wenn ich mit Scheelsucht nach ihm sehe?

Nicht Einen hat die Parze abgeschworen,
Doch ungleich fällt Gewinn uns und Verlust.
Im Wechsel geht die Außenwelt verloren;
Was lebt und dauert, wohnt in unsrer Brust.
Der ist zu einem bessern Seyn geboren,
Wer eines edeln Herzens sich bewußt,
Die Furcht verbannt, nicht ganz auf Hoffnung bauet,
Und einer höhern Leitung sich vertrauet.

Dem falschen Glück gelassen hinzugeben,
Was seinen blinden Launen angehört,
Sich muthig über das Geschick zu heben,
Und gern zu missen, was es uns verwehrt;
Sich selbst zu schaffen ein verschöntes Leben,
Es ist des Kampfs der besten Menschen werth;
Sie wird der Sieg mit Heil und Ehre krönen,
Sie mit dem Himmel und der Welt versöhnen.

Neuffer.

Volksgesang und Volksgeist.

(Beschluß.)

Das alte Rom in den Zeiten der ernsten Tugend, wenn es von menschlichen Dingen weniger unterrichtet war, war es um so mehr von göttlichen; und die Wissenschaft von der Vaterlandsliebe, der Sittenreinfalt, und ausdauernder Kraft in Thaten, wurde seinen noch zarten Bürgern mit der Muttermilch eingeflößt. Athen aber blühte an gerechterm Heldengeiste, an Kunst und Wissenschaft vor allen übrigen Städten der Mit- und Nachwelt.

Doch wäre es die Frage, ob die innere Gliederung des bürgerlichen Vereins in beyden, ob das häusliche Wesen und Betragen in jenen glänzenden Hauptstädten der alten Welt nicht eher mit den Gebräuchen, wie wir sie bey uns auf dem Lande oder in kleinern Städten finden, übereinstimmend gewesen, als mit der Kette von Misbräuchen, welche den Ton der großen ausmachen.

Mögen andere Völker daran zweifeln; der Deutsche, wenn er nicht die nächste Vergangenheit oder die noch eben schwach wirkende Gegenwart aus den Augen verliert, kann es nicht! Unsere Universitäten, die ächtesten, die deutschesten Anstalten, welche in den spätern Zeiten unser Volk besessen, waren alle in kleinen Städten gegründet. Und was ist aus unsern Universitäten nicht hervorgegangen!

Die messen ihren Werth schlecht, welche die vortrefflichen Schriften zum Maßstabe nehmen, welche sie allerdings auch erzeugt haben! Und die sind vollends lächerlich, welche sich einbilden, ein Jüngling, der in seinem sechszehnten Jahre in sie aufgenommen worden, müsse sie in seinem zwanzigsten nun mit Weisheit und Wahrheit vollkommen bewaffnet und beschildert verlassen.

Der Mensch kann in keinem Alter der ununterbrochenen Lehre der Welt und des Lebens entbehren, und wenn man in jungen Leuten den Schwindel bedauern muß, mit dem sie zuweilen sich allzubedeutend dünken, und mit ihrer Wirkung dem Zeitalter einen lebhaften Stoß zu versetzen gedenken, was soll man zu dem erfahrenen Alter sagen, welches wähnt, das Schicksal habe mit seiner Geburt das Thor aller Erfindungen geschlossen, und einen Riegel vor alles Vordringen des menschlichen Geistes geschoben!

Wären unsere Universitäten nichts gewesen, als eine vorübergehende Rettung aus dem armseligen Drange des bürgerlichen stockenden Lebens, wer wollte einem Jünglinge nicht diesen flüchtigen Athem von freyer Lebensluft gönnen!

Sie waren aber weit mehr! Für den befestigten Mann ist es eine Schande, wenn er eines Sporns in seiner nächsten Umgebung bedarf, ohne welchen er träge wird. Er muß es gelernt haben, daß die Nähe sich nicht auf den Raum beschränkt, und daß es eine Verbindung in der Zeit und im Geiste gibt, welche viel inniger und befeuernder als jede augenblickliche ist. In jugendlichen Jahren aber ist dieser Reiz eines gegenwärtigen Mitwirkens unentbehrlich. In diesem Alter der Biegsamkeit und Empfänglichkeit ist die Hauptsache, daß das innere Feuer genährt, die Seele beflügelt, der Geist auf edle Gegenstände gelenkt, die Einbildungskraft durch die vielfältigsten Anklänge schöpferisch gemacht werde! Das geschah; wer es angesehen, wer es mitempfunden hat, wird sein ganzes Leben hindurch eine freudige Erinnerung davon behalten!

Ehe noch die Universitäten in einen engen Kreis beschränkt wurden, lernte man auch verschiedenartiges Wesen auf ihnen kennen; man gewöhnte sich manche kleinliche Unart ab, man gab unwillkührlich den ängstlichen, gedrungenen Sinn auf, der dem ärmern Deutschen besonders anhängt, und nahm eine frischere Haltung an; man sammelte sich in Kurzem einen Schatz von Beobachtung und Menschenkenntniß, den sonst nur kostspielige und weite Reisen erwerben konnten.

Außerdem lernte man durch die den jungen Mitbürgern gelassene, trotz ihrer Ausartungen so unschätzbare Freyheit sich wacker betragen, dem Andern besonnen

begegnen, selbst denken und handeln; zu geschweigen der schönen Beyspiele von Freundschaft und Aufopferung, Bruderſinn, Uneigennützigkeit und herzlichem Vertrauen, welche noch häufiger waren als Auszeichnung des Geistes. Hier sah man unter gesundem, heiterm, deutschem Blute die Einheit, von welcher im Ganzen, Großen, unsere Nation nur geträumt hat.

Wollte man also den Werth der Universitäten recht messen, so müßte man den regen Geist betrachten, der durch sie in unserer Nation, als höchster Vorzug, den wir vor andern haben, verbreitet ist. Wie viel Systeme haben wir Deutsche nicht erfunden, und wie eifrig kleiden sich nicht die Anhänger in sie, um ihre Blöße zu decken. Aber theils tragen sie sich nicht bequem, und werden ungeschickt gehandhabt, theils laufen immer mehrere nebeneinander herum, und man kann sie ohne Mühe unterscheiden. Man sieht, es sind Livreen, nicht Landesuniformen; die Streiter tragen sie nicht, die Bedienten!

Andere Völker erfinden weniger Systeme, aber sie sind von einem herrschenden Systeme bereits beschnitten. Ihre Ursprünglichkeit, ihre Fortschreitungs-Fähigkeit ist dahin, oder wenigstens, um ihnen wieder zu Theil zu werden, müßte eine große Krise vorausgehen, die immer zweydeutig ausfallen dürfte.

Daher erzeugt sich nun aber eine neue, gar sonderbare Erscheinung unter den Deutschen, und je mehr wir Leben haben, um so mehr verkennen wir das Leben. Es ist so zu fassen. Wer in den stets fortrollenden Bildungsgang der andern Nationen sich einlebt, wird bald bemerkt, und sein Streben auch äußerlich gefördert. Bey den Deutschen aber ist alles vereinzelt. Da der denkende Geist nicht von einem Systeme beherrscht wird, so ist er selten edel genug, nun auch mit seinem Systeme nicht herrschen zu wollen.

— — — — — — — —

Gegen diese tödtende und pedantische Anmaßung waren die Universitäten nun auch von jeher die beste rettende Schutzwehr. Manche kühnere Gesinnung, die, unter dem platten Bücherschwalle geäußert, verschollen wäre, fiel da ins gute Erdreich und schlug Wurzel. Freylich schalten dagegen gleichfalls von jeher grämliche Zuschauer, oder auch Mitredner von ihren entfernten Stühlen. Aber sie sollten es gut seyn lassen! Manches mag übertrieben und verunstaltet, manches andere Ehrwürdige einen Augenblick übersehen werden; was aber die frische Jugend in Feuer und Begeisterung setzt, hat immer einen wesentlich edeln Kern in sich gehabt; das Leben fühlt das Leben!

Gerade dieses Lebensgefühl ist es, welches auf den Universitäten allein lebendig ist. Auf ihnen las man die Fähigkeit des Mannes aus dem Blitze des Auges, aus dem Sinne des Lebens, aus Wort und That. Denn woher die Leute ihre Bücher zusammen stehlen, oder was für geheime ökonomische Schliche sie in den Handel und Wandel ihres gelehrten Lebens einflechten, wer kann das alles rathen und wissen, und ehe man sich durch Beobachtung leider zu sehr von diesen Elendigkeiten überführt hat, welche arglose Seele wird darauf fallen! Jeder aber könnte die praktische Brauchbarkeit von dem Sprüchworte wissen: Ist der Mann gut, ist alles gut!

Dadurch wurde Rom politisch und Athen geistig so groß, daß man das Gefühl des Lebens geschärft hatte, daß man das Genie für Ehre und Schmuck, für Gemeingut des Staates hielt; daß man seine ersten Aeußerungen ahnete, ihm unter die Arme griff, und ihm die möglichst weite Wirkung verschaffte.

— — — — — — — — —

Daß ein Wesen das Gesetz seines Wesens ausdrücke, ist das Erste, Hauptsächlichste durch die weite Schöpfung. Dadurch nimmt es den Geist in sich auf, und nähert sich dem ewigen Geiste, der in sich vollkommen ist. Dadurch wird es eines reinen Bestandes, eigener Macht und Wahrheit theilhaftig.

Das erkennen alle Denker an; aber die wenigsten fassen es in seiner ganzen Verbindung mit der Welt. Diesen mag auch der innere Zusammenhang verborgen bleiben, durch welchen sich das einfachste Leben an das Höchste der Kunst und Wissenschaft knüpft.

Die in diesen das Gepräge des Eigenen anerkennen, werden es in den Völkern wiedersehen. Wie sie dort Nachahmerey und eitle Manier geringschätzen, werden sie hier das unbeständige und unruhige Streben, durch welches kein Stand mehr auf sich gegründet bleiben mag, durch welches alle nicht dem Höhern, sondern dem blendenden Tande des Höhern nachtrachten, verdammen. Denn, daß die Wissenschaft in Wisserey ausartet, hat denselbigen Grund in der menschlichen Natur, aus welchem der Künstler den Weltmann, der Gelehrte den Höfling, der Handwerker den Kaufmann, der Kaufmann den Adeligen, der Adelige den Prinzen, und unter der ärmern Klasse der Dienstbote seinen Herren zu spielen sucht.

Glücklich der, welcher, von dem Nichtswürdigen dieser allverblendenden, zuletzt allzerstörenden Scheinsucht befreit, der Befriedigung seines eigenen Geistes, und, so fern er Vermögen des Geistes besitzt, einer nicht schimmernden aber tiefbelebenden Wirkung auf die Geisterwelt nachtrachtet. Glücklich der, welcher sie nie geschaut hat, welchen ein abwendendes Schicksal in einem einfachern Leben vor ihren Einflüssen bewahrt. Wenn um ihn herum alles gleich geworden, oder auch zu nichte geworden ist, wird er noch unversehrt sich des Lebens und der Unschuld des Lebens erfreuen können.

Ihm wird die alte Sitte anvertraut seyn: wirkt er im Geiste — der Geist, der nie veraltet; wirkt er in der Liebe seiner Geliebten — die Liebe zu älterer, besserer Zeit.

An diese sanften Bande väterlicher Gewohnheit, der Zucht, und bescheidenen Genusses wird er seine Nachkommen fesseln; ihnen übergibt er sie durch That und Tugend, durch Religion, durch das Spiel fröhlicher Gesänge.

Weß des Menschen Herz voll ist, geht der Mund über; an der Kunst im Allgemeinen, an den Liedern unter dem Volke, ahnet der Forscher den Geist, den Werth, die Entwicklung der Vergangenheit. In ihnen wird das Streben der Welt klar; wo sie leben, sind sie die redenden Zeichen des Lebens; wo sie übergeblieben sind, die leuchtendsten Züge des Gewesenen.

Homer verständigt die Griechen; die Psalmen belehren von dem Schwunge, von dem Vertrauen des israelitischen Volkes; Ossian ergreift mit dem Schönern eines stillernsten Gemüthes; Spanien ist von Feuer und Ehre, Italien von Lebensfülle und üppiger Schönheit durchdrungen. In den Deutschen wird die Tapferkeit, die Beständigkeit, die Frömmigkeit, der liebliche Scherz des Lebens besungen. Möchten diese Tugenden uns nie verlassen, oder mochten sie uns wiederkehren!

Wer aber eine bewegliche und unverschlossene Seele hat, wird sich an der wechselnden Bedeutung der Dinge vergnügen, das Höchste über alles schätzen, aber auch schwächerm Leben aufzuhelfen wünschen, wie ein nicht blumenreiches Grün immer ermunternder ist, als eine leere Wüste.

S. S.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel.

Die Zahl der Gäste bey dem schönen Feste, welches der Justizminister gab, wurde nach dem Lokal berechnet, und so der Genuß durch unangenehmes Gedränge nicht gestört. Auf den vielen vorhergehenden Redouten waren die Masken als Masken in eine Art von Bekanntschaft gerathen, welche der lustigsten Unterhaltung zu gute kam, und es war unter den vielen hübschen, wohl in ihren Karakteren einstudierten Masken, ein lebhaftes Rennen und Necken, welches der eigentliche Reiz dieses Vergnügens ist.

Prächtig und geschmackvoll zog die vom Hofe dargestellte Hochzeit des Figaro einher. Die spanische Tracht kleidete überaus gut die schönen Gestalten, unter denen mit wahrer spanischer Grandezza der Graf und die Gräfinn Almaviva erschienen, und den Tanz mit einem Menuet eröffneten, zu welchen die übrigen die Castagnetten bewegten. Mit einem ganz allerliebsten spanischen leichten Tanze traten nun Suzanne und Figaro auf; im letztern erkannte man mit Freude den König. So führten alle Hauptpersonen der Hochzeit ihre karakteristischen Tänze auf, Cherubino mit einer Spanierinn u. s. w. Das Ganze schloß mit allgemeinem Figuriren der Bauern und Bäuerinnen. Eine Quadrille Fischer, noch andre nicht zur Hochzeit gehörende Spanier ꝛc. bildeten Gesellschaften. In der Menge trieben aber einzelne Masken ihr geistvolles Wesen, und ergötzten durch ihren Witz, der reichlich erwiedert ward. Dort begegnete ein schwebender französischer Stutzer, und zwar sitzend, einer allerliebsten Moitié, die aber wirklich nur halb die Moitié war, denn auf der einen Seite sah man eine stattliche Modedame im jetzigen Kostume, auf der andern ein altes Weiblein der vorigen Jahrhunderte mit halbem Reifrocke, einem hohen Absatzschuhe, Uhr mit langer Kette — selbst die Maske war halb jung, halb alt, und man erkannte alte und neue Zeit. Der Stutzer war kein gewöhnlicher, und verbreitete nicht nur süße Wohlgerüche, sondern auch komisch ernsthafte Ideen, hübsche Verse, und theilte sogar einen Katalog seiner literarischen Werke aus. Sein Anzug war äußerst komisch. Sein weißes Ordensband hielt ein Schmetterling fest, und sein Name war gleichfalls Marquis de Papillon. Der arme Papillon würde aber seiner flüchtigen Existenz bald müde geworden seyn und andre damit ermüdet haben, hätte er nicht so bedachtsam immer um die schönsten, honigreichsten Blumen gestattet. —

Auch trat eine hübsche Müller-Gesellschaft herein. Tag und Nacht erschienen in einer Person; zwey kleine Polaken, ein Mädchen und ein Knabe, tanzten eine Gavotte so leicht wie Engel, und viele Gestalten im reichsten Kostume wandelten ohne besondere Bedeutung bunt durcheinander. An verschiedenen Tischen ward zu Nacht gespeist; nachher dauerte der Tanz noch vier Stunden über die Mitternacht hinaus.

Doch hiermit ist unser Karnaval noch nicht zu Ende, und man studiert am Hofe und in der Stadt schon wieder auf Masken. Viele berathschlagen sich, und treiben den Spaß so ernsthaft, daß sogar Puppen, nach Kupferstichen kostumirt, zu Modellen gekleidet werden.

Doppel-Charade.

Mein Erstes will fürs Wahre gelten,
Ists aber nie, und trifft's auch selten;
Es spukt auf unsrer hier, und blickt aus höhern Welten:
Wer vorgab, ohne daß er log,
Daß ihn dies Unding nie betrog,
Der mußte, traun, wonicht ein Blindgeborner,
Der Weisheit erster Auserkorner,
Er mußte — mehr als Halb-Gott seyn.
Mein Zweytes nimmt zwey Sylben ein,
Und ist das Höchste, was im Himmel und auf Erden
In dir, o Mensch, und selbst in Gott gedacht mag werden.
Mein Ganzes in der Vielzahl nennt
Die Thoren frech und schlau, in Reden und Geberden
Dem Zweyten ähnelnd — Wer sie kennt,
Zählt lieber unter Wösewichter
Sich oder seinen Freund, als unter dies Gelichter.
Kehrs um, nenns der — und sieh', ob es, wie sehr sie rang,
Der Kunst, von Andacht angeflammt, gelang,
Den Adel des Gemüths damit in frommen Bildern
An Gottes Lieblingen erhaben gnug zu schildern? —

Auflösung der Logogryphen in Nro. 54: Castanea. Couvent. Gram. Agram. Wagram. Das rothe Meer.

Erklärung.

Wir hören, daß eine gewisse Partey Hrn. Prof. Fischer in Würzburg für den Einsender des berüchtigten Fragments der im Namen des Hrn. Pat. Cajetan geschmiedeten Rede hält, weil — Hr. Prof. Fischer bekanntlich Mitarbeiter an dem Morgenblatte sey. — Für jeden Verständigen, der sich in Hrn. Prof. Fischers Lage zu setzen weiß, würde dies gerade ein Grund mehr seyn, das Gegentheil zu vermuthen; indeß wollen wir zum Ueberflusse hiermit noch erklären, daß Hr. Prof. Fischer sogar der Erste gewesen ist, der uns auf das in No. 38 gerügte Falsum aufmerksam gemacht hat. Die Beweise sind zu Jedermanns Einsicht bereit. Red.

Nro. 61.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 12. März, 1810.

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

v. Schiller.

Nekrolog.

Rom betrauert den Verlust des Künstlers Piranesi, eines Mannes, den es zu seinen Söhnen und Zöglingen zählte, und der seiner Vaterstadt Ehre machte. — Franz Piranesi erbte von seinem Vater Joh. Baptista neben dem Vermögen, welches dieser hinterließ, auch seine Geschicklichkeit und jene Landschaft, die ihn bey der Herausgabe eines mühevollen Werkes, nämlich der Monumente Roms, deseelt hatte. Er vermehrte gedachtes Werk mit acht Bänden. Man kann sagen, daß ganz Europa das Verdienst dieses nun in Paris gestorbenen Künstlers kannte. Gustav III, König von Schweden, ernannte ihn zu seinem Agenten in Rom. Auf diese Weise ging der Künstler in eine diplomatische Laufbahn über. Mit seltnem Diensteifer entsprach er den wichtigen Aufträgen, die ihm von jenem Könige und besonders von dem damaligen Erbprinzen, nachmaligem Könige Karl XIII, gegeben wurden. Jedermann erinnert sich eines berühmten Briefes, den Piranesi an den General Acton in Neapel schrieb, in Folge dessen der Künstler den Orden des Polarsterns erhielt. Nach sieben Jahren entsagte er aus eigenem Antriebe jener mit einer Pension verbundenen Charge, um sich gänzlich seinem Vaterlande zu widmen, wo er als funktionirendes Mitglied in die Reihe ausgezeichneter Geschäftsmänner eintrat. — Die politischen Unruhen bewogen ihn, im Jahre 1799 eine friedlichere Stelle zu suchen. So geschah es, daß er nach Paris zog, wo er sich förmlich niederließ und diejenigen Früchte seiner Verdienste erntete, die er in seinem Vaterlande zu genießen vergebens gehofft hatte.

Er nahm mit sich nach Paris alle Kupferplatten seines Vaters, und die, welche er selbst verfertigt hatte. Rom beweinte den Verlust dieses Mannes.

Gerade um jene Zeit war Napoleon aus Aegypten zurückgekehrt, um Gesetze, Künste, Sitten wieder herzustellen. Er gewährte der Familie Piranesi eine günstige Aufnahme, indem ihr in National-Gebäuden Wohnung und außerdem Unterstützung an Geld in dem neuen Vaterlande dargeboten wurde. Dennoch erfuhr Piranesi auch da Unfälle, mit denen ein widriges Glück ihn in Rom verfolgt hatte. Die Grosmuth Napoleons rettete diese Familie vom Verderben, das sie bedrohte. Franz Piranesi starb aber in dem Augenblicke, da er die Früchte der ihm dargereichten Wohlthaten hätte ernten sollen, nachdem er sein Misgeschick mit jener Standhaftigkeit und Ausdauer ertragen hatte, die ihn als Römer karakterisirten. Der einzige übrige Sprößling dieser Familie ist gegenwärtig Vorsteher der Präfektur der Tiber.

Ueber den Verstorbenen drückt sich der Pariser Moniteur auf folgende Weise aus:

„Die Künste haben in Franz Piranesi einen einsichtsvollen und unermüdet thätigen Mann verloren. Er verwandte sein ganzes Leben darauf, für seine angefangene Sammlung Forschungen anzustellen, und sie immer genauer zu klassifiziren. Auf diese Weise hat er den Künsten wesentliche Dienste geleistet. Herr Chaudé hat ihm eine

Standrede gehalten, aus welcher wir Folgendes als eine historische Nachricht herausheben:

„Franz und Joh. Baptista Piranesi zogen die Herrlichkeit Roms gleichsam aus dem Grabe hervor. Beyde arbeiteten so sehr in einem Geiste für diesen gemeinschaftlichen Zweck, daß sie sich öfter auch nur eines Namens bedienten. Nie ist ein Werk von ähnlichem Umfange so vollendet worden, daß man auch nicht die geringste Spur einer Abnahme des Eifers, mit dem es angefangen wurde, darin bemerkte. — Der Grabstichel beyder, die eine und dieselbe geistvolle Manier hatten, lieferte Kupferstiche, die gemahlt zu seyn scheinen.

Durch die französische Regierung bekam Piranesi Mittel in die Hände, von seinem Werke, das sich etwa auf tausend und einhundert Kupferplatten belief, eine neue Ausgabe zu machen. Nach diesem gab er eine große Anzahl kolorirter Kupferstiche und andere Werke des Grabstichels heraus. Ueberdies nahm Fr. Pianesi thätigen Antheil an dem Unternehmen einer Manufaktur, deren Zweck war, die Beschaffenheit, Form und Zeichnung der berühmten hetrurischen Vasen in modernen Arbeiten dieser Art wieder herzustellen. Der König von Spanien gab diesen so nützlichen als gefälligen Produkten einer neuerwachenden Kunst die ersten Aufmunterungen.

Durch mißlungene Großmuth stürzte Piranesi sich in den letzten Jahren seines Lebens von neuem in Verlegenheiten. Er machte nämlich sich selbst zum Werkzeuge der Regierung, um einer großen Anzahl von Künstlern Anstellung oder Arbeit zu verschaffen. Gewandtheit des talentvollen Mannes und Standhaftigkeit waren seine hauptsächlichsten Karakter-Eigenschaften. Ein grenzenloses Vertrauen auf eine Regierung, die sein Verdienst kannte, nährte seine Beharrlichkeit, und brachte ihn dem Ziele seiner Wünsche entgegen. Ein Blick Napoleons hatte dem Künstler die glücklichsten Aussichten gesichert, als ihn der Tod überraschte. Franz Piranesi hatte kaum 54 Jahre."

Ein kaiserlicher Befehl, die Piranesischen Kupfer-Tafeln für das Museum Napoleon anzukaufen, ist nun gleichsam als die Vollstreckung eines stillschweigenden Testamentes anzusehen, mittelst dessen der Künstler den Erbnehmern seine schätzbaren Werke auch für die Verewigung seines Ruhms übertrug. —

Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns.

5.

Das Städtchen St. Georgen hat schöne Umgebungen und der Ausbruch, der hier gemacht wird, ist unter dem Namen St. Georger Ausbruch im ganzen Lande berühmt. Größer als dieses kleine Landstädtchen sind die Städte Pösing und Modern, deren Hügel mit Weinreben bedeckt sind. Ihre Einwohner, Deutsche und Slaven, bekennen sich großentheils zur evangelischen Kirche. In Modern befindet sich ein kleines protestantisches Gymnasium, das aber schon wegen der Nähe des Preßburger Gymnasiums nicht recht aufkommen kann.

Der Freund der Natur findet in dieser Gegend nicht wenig Genuß; auch sind die Einwohner ein guter Schlag von Menschen, gemüthlich und gastfrey, aber kleinstädterisch, und in ihren Ansichten größtentheils merklich beschränkt, besonders die Slaven. Die gedachten Städtchen liegen außerdem von der Hauptstraße entfernt, und dadurch ziemlich isolirt. Die meisten Resourcen suchen und finden sie in Preßburg, das nur zwey bis drey Stunden entfernt ist.

Das Klima in diesen Gegenden ist ziemlich mild und gesund. Es gedeihen hier manche Früchte, die einen wärmern, südlichen Himmelsstrich verlangen, z. B. Feigen, Mandeln, Melonen u. d. m. An Fischen und Wildpret ist kein Mangel; der Wein ist verhältnißmäßig gegen andere Gegenden wohlfeil und leicht; die Küche nicht übel; besonders florirt in Preßburg die Kochkunst. Auch fehlt es an frohen, gebildeten und guten Menschen nicht, und ich würde dahier diese Gegend allen übrigen Gegenden Ungarns vorziehen; hier vereinigt sich noch am meisten physisches Wohlleben mit geistigem. Wien ist dabey so nahe, und auf dem Rücken der Donau schwimmt man schnell und ohne große Kosten nach Ofen und dem immer größer und geräuschvoller werdenden Pesth.

Nach den nördlichen Gegenden Ungarns, wo der Karpathus sein ehrwürdiges weisses Haupt gen Himmel emporhebt, ging mein Reiseplan. Man thut am besten, wenn man die Reise dahin mit Extra-Post macht. Ich that dieses, und verließ Preßburg mit heiterm Sinne, nicht unbefriedigt durch das, was ich dort fand und genoß.

Vor Preßburg, nach den obern Gegenden Ungarns hin, breitet sich eine ziemlich große Fläche aus. Es war ein schöner Morgen, an welchem ich durch einen Theil dieser Fläche fuhr. Dem Auge bot sich nach mehrern Seiten hin eine weite Aussicht dar, und das Herz schlug freudiger bey dem Anblicke der freyen Natur. Links, von Westen nach Norden hin, laufen Gebirge, die zum Theil mit Reben bepflanzt sind. Das schön und hoch liegende Preßburger Schloß sieht man immerfort, wenn man sich auch bereits einige Meilen davon entfernt hat.

In dem Marktflecken Lanschitz, der einem Grafen Esterhazy gehört, hielt ich mich etwas auf, um der schönen Aussicht zu genießen, die man von der Anhöhe hat, auf welcher dieser Ort liegt. Die Stadt Preßburg mit ihren Umgebungen, und die in hundert Krümmungen dahinströmende Donau gewähren einen angenehmen, interessanten Prospekt. Weniger erfreuend ist hier und in den übrigen kleinen Ortschaften, durch die man nun kommt,

der Anblick der gemeinen Volksklasse. Der Abstand, den man in Hinsicht auf Wohlstand zwischen der Stadt Preßburg und dem umliegenden Lande findet, ist etwas groß und auffallend. Uebrigens habe ich hier, so wie in den übrigen Provinzen, die ich durchreiste, besonders unter den Slavischen Landleuten, viel guten Humor und Frohsinn wahrgenommen, trotz der beschränkten, äußerlichen Lage, in welcher sie sich großentheils befinden.

Drey Poststationen von Preßburg liegt Tyrnau, ein nicht unfreundliches katholisches Städtchen, in welchem ziemliches Leben zu herrschen scheint. Man findet hier eine beträchtliche Anzahl Kirchen, Klöster und Thurme — auch ein großes Invalidenhaus. Auf dem Marktplatze fand ich viele Eßwaaren zum Verkaufe ausgestellt; hier und da sah ich unter freyem Himmel sieden und braten, und die zugerichteten Speisen feilbieten; man wird dadurch auf eine lebendige und nicht unangenehme Weise erinnert, daß man nichts weniger befürchten dürfe, als Mangel und Hunger zu leiden. Die Sitte, auf den Marktplätzen auch frischgebratenes und Gesottenes zu verkaufen, habe ich überhaupt in den meisten Gegenden Ungarns herrschend gefunden. In Tyrnau wurde ich gut bewirthet. An der Tafel gerathen zwey Gäste, wovon der eine ein Edelmann, der andere ein Burgerlicher war, in einen heftigen Streit. Es war mir auffallend, wie wichtig sich der erstere, der offenbar Unrecht hatte, blos darum machte, weil er vom Adel war. Die Vorrechte der ungarischen Edelleute sind sehr groß. Jeder Ausländer, der nur etwas hellere Ansichten hat, bedarf einer längern Zeit, um sich nach und nach in den Ton so vieler ungarischen Edelleute einigermaßen zu finden, wiewol es von der andern Seite nicht zu läugnen ist, daß es unter ihnen manche würdige Männer gibt, die sich durch viel Geistesbildung, Bescheidenheit der Sitten, und eine edle Hospitalität auszeichnen.

Zwey Meilen von Tyrnau liegt Freystädtl, ein großer, lebhafter Marktflecken, der an der Waag liegt, über die eine große hölzerne Brücke geschlagen ist. Dieser Fluß gehört zu den größern Flüssen Ungarns, und ist schiffbar. Man befährt ihn indeß mit bloßen flachen Flößen oder Plaitten. Er hat einen starken Fall, und strömt daher mit Schnelle fort. Hie und da ist er sehr reißend. Die Gegenden, die er durchfließt, sind fast ganz mit Slaven bewohnt, bey denen Handel und Gewerbe von keiner Bedeutung sind, daher auch, außer dem Salze, Kupfer und Breter, die aus den obern Gegenden kommen, nur wenig auf diesem Flusse verführt werden. Er drängt sich an vielen Orten durch Gebirge hin, und hie und da entfalten sich an seinen Ufern interessante Naturscenen. Die Bewohner dieser Ufer sind größtentheils robuste Menschen, und leben sehr frugal. Die Waag, welche in den nördlichen Karpathen entspringt, und bald genug, bey St. Nikolau, schiffbar wird, fließt in die Donau, und verbindet dadurch die nördlichen Gegenden Ungarns mit dem schwarzen Meere. In kommercieller Hinsicht ist übrigens dieser Umstand von keiner Erheblichkeit, da jene Gegenden wenig besitzen, was sich zur Ausfuhre eignet.

Freystädtl zeichnet sich durch ein auf einem steilen Kalkfelsen liegendes Schloß, und einen großen sehenswerthen englischen Garten aus. Beyde gehören der gräflich Forgatschischen Familie, und geben dem Orte und der Gegend mehr Ansehen und Gewicht. Der schöne Park soll in diesem Jahre (1809) verwüstet worden seyn, weil von Seiten der östreichischen Armee längs der Waag, an welcher dieser Garten liegt, Verschanzungen angelegt worden sind.

In Freystädtl trennen sich die Posten; die einen gehen nach den sogenannten Bergstädten, die andern laufen durch die Thurotzer, Trentschiner, Arwer und Liptauer Gespannschaften nach dem nördlichen Ungarn an den Karpathen. Will man in diese Gegenden den kürzern Weg einschlagen, so muß man durch die letztern Komitate reisen. Allein hier sind die Landstraßen und die Bewirthung in den Gasthöfen nicht die besten. Man thut daher wohl, wenn man lieber einen Umweg von mehrern Meilen macht, und über die Bergstädte nach den Karpathen reist. Auf dieser Route findet man bessere Wege, und größtentheils gut eingerichtete Gasthöfe. Auch kommt man unter Deutsche, und hat Gelegenheit, manches Merkwürdige zu sehen.

Postscripte von ἀλς.

Was die Engländer nicht thun.

„Engländer kommen nicht nach Deutschland, um — Kammerjungfern zu werden."

Diese wichtige und ganz glaubliche Nachricht steht im Journal London und Paris 1805. 56 St. S. 25.

Der kleine Franzose in Paris.

In der Berl. Voßischen Zeitung (1808 Nr. 30) wird erzählt: Mad. Guillot habe im Findelhause zu Paris nach und nach 360000 Findlinge angenommen, und ein Knabe, welchen sie dem augenscheinlichen Tode durch einige Tropfen schwarzen Kaffe entriß, habe den Namen: Der kleine Franzose der Schwester Guillot erhalten. Der kleine Franzose? — Was waren denn die andern 359999? Oder hieß dieser kleine Franzose etwa le petit François?

Das Haus von Butter.

„In der Sonnabend Vormittag angesetzten Auction in meinem Hause von Butter sollen noch drey Tonnen Pökelrindfleisch mit verauktionirt werden." (Ebendaselbst, 1808. Nro. 7.)

Dreymal genauer.

„Herr Pfaffius hat für die Düsseldorfer Sternworte eine Tertien-Uhr erfunden. Ihre Tertien sind um die

Hälfte kleiner, als die alten Sexagesimal-Tertien. Bey allem dem geht die Uhr dreymal genauer, als die der Göttinger Sternwarte."

Nun bleibt dieser nichts übrig, als eine Tertien-Uhr machen zu lassen, die viermal genauer geht, als ihre alte.

•

Aufhebung alles Kredits.

— „Zu gleicher Zeit warne ich, Niemanden, ohne einen eigenhändigen Zettel mit meinem Namen, etwas auf Kredit zu geben."

Unterz. B..., Referendarius.

•

Die Wissenschaften im Bade.

„Die Schrift — freymüthige Briefe über Schwalbach, von Dr. Senner — umfaßt außer der Beschreibung der Lustbarkeiten während der Kurzeit, auch mehrere wissenschaftliche Zweige, (wahrscheinlich Philosophie, Theologie u. dgl.), und kann somit für viele als einen der angenehmsten Gesellschafter bey dortigem Aufenthalte dienen."

Jägerische Buch- Papier- und Landkarten-Handlung in Frankfurt a. M.

•

Heiligkeit der Narren.

„Die Narren haben in der Türkei ein heiliges Ansehen," heißt es in dem Gemählde von Konstantinopel.

Eine ganz neue Nachricht von den türkischen Sots und Fous! Bisher wußte man dies nur von den Wahnsinnigen und Verrückten in der Türkei!

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Febr.

Am 10ten d. M. beym Einbruche der Nacht traf der König von Neapel hier wieder ein. Der General Miollis war Sr. Maj. mit einem ansehnlichen Gefolge von Kavallerie entgegengeritten, und begleitete den König bis zum Pallast Borghese, wo er unter lautem Vivatrufen des Volks abstieg. — Der König war, ungeachtet einer gleichsam im Fluge zurückgelegten langen Reise, von seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit und Heiterkeit begleitet. Er reiste inkognito unter dem Namen eines Grafen von Katabrien. Bey seinem Empfange einiger ihn bewillkommenden römischen Magistratspersonen hatte er geäußert, daß er viel mit dem Kaiser zu Gunsten Roms gesprochen, und von letzterm die Versicherung erhalten hätte, daß er im Oktober nach Rom kommen, und dieser Stadt ein neues Leben geben würde (farò risurgere Roma). Diese im Publikum bekanntgewordene Aeußerung hat vieles Vergnügen verbreitet. — Am 11ten war großer Ball en masque beym General Miollis. Wer nicht in Uniform oder Staatskleidung erscheinen konnte, mußte maskirt seyn. Jede Maske mußte aber vor dem Eintreten sich in einem Nebenzimmer demaskiren, und den Namen angeben. Der König selbst änderte dreymal seine Maske, und war so gänzlich unerkannt. Nach einer Viertelstunde war jedermann demaskirt, und es begannen die Tänze. Der König selbst tanzte ein Paar Tänze mit. Den ersten mit der schönen Marcour, die schon ihrer Schönheit wegen, wie wegen ihres einzig ausgezeichneten Schmuckes von Brillanten, ein Gegenstand der Jalousie der römischen Damen ist. — Am 12ten wohnte der König einer Truppenparade in der Villa Borghese bey, und erschien nach einem Diner beym General Miollis im Theater Argentina, wo die neue Oper die Danaiden aufgeführt wurde. Er blieb nur eine Stunde, nachdem er bey seinem Kommen und Weggehen vom ganzen anwesenden Publikum mit Händeklatschen begrüßt worden war, und reiste in derselben Nacht nach Neapel. — Wie es heißt, wird Se. Maj. in kurzem wieder durch Rom passiren, um sich zur Vermählung des Kaisers nach Paris zu begeben.

Unter den Künstlern, denen von der französischen Regierung historische Gemählde zur Verewigung der letzten Kampagne des Kaisers aufgetragen waren, hat der Kavaliere Camuccini den ihm geschehenen Antrag, von dem wir eine Anzeige gemacht haben, abgelehnt, mit der Erklärung, daß die Sache nicht in sein Fach schläge. Wirklich hat Camuccini, seit er sich einen Namen gemacht hat, immer das Antike von den Werken der Meister aus den besten Zeiten der Kunst entlehnt, so daß es diesem Künstler schwerlich gelungen seyn möchte, wie er selbst das gefühlt zu haben scheint, sich mit Glück an Darstellungen im modernen Kostüme zu wagen. — Selbst Porträte lagen bisher außer dem Umkreise seiner Arbeiten, und es ist als eine fremde Erscheinung anzusehen, daß man in diesen Tagen bey ihm die Porträte der Gräfinn Schuwalow, der Fürstinn Dietrichstein, und des verdienstvollen dänischen Bildhauers Herrn Torwalsons gesehen hat.

Am 16ten d. M. erhielten alle auswärtige noch in Rom befindliche Chargés d'affaires die Anzeige, daß ihre Functionen aufgehört hätten. In Folge dieser Erklärung machten Einige Anstalten zur Abreise, Andere kündigten ihre Wohnungen auf.

Aus Galizien, im Febr.

Unbeschreiblich groß war die Freude, die in Lemberg, der Hauptstadt von Galizien, bey dem Einrücken der österreichischen Truppen, nach dem glücklich hergestellten Frieden sich äußerte. Selbst diejenigen, deren Gesinnungen während des Kriegs und der Ungewißheit seines Ausgangs etwas zweydeutig zu seyn, und deren Wünsche auf eine neue Ordnung der Dinge gerichtet schienen, waren herzlich froh, daß die alte Ordnung zurückkehrte und wieder österreichisches Militär erschien. In der evangelischen Kirche zu Lemberg wurde das Friedensfest zweckmäßig gefeyert, und von dem dasigen Superintendenten Bredetzky eine passende Rede gehalten, in welcher er mit Recht auf das Verzeihen und Vergessen des Vorgefallenen drang. Es wohnten dieser Feyer mehrere der wichtigsten Personen von den höchsten Behörden Galiziens, ohne Unterschied der Konfession, bey.

Ueberhaupt scheint der Geist ehristlicher Toleranz in Galizien immer mehr um sich zu greifen, und vielleicht schon allgemeiner zu herrschen, als in mancher andern österreichischen Provinz, was, außer der aufgeklärten Denkungsart des Gouvernements und dem guten, vernünftigen Betragen vieler deutschen protestantischen Kolonisten-Gemeinden, auch dem Umstande zuzuschreiben ist, daß die Dissidenten, wie man die Protestanten in Polen zu nennen pflegte, auch in den ältern Zeiten manche schöne Privilegien und Begünstigungen genossen.

Wie tolerant man in vielen Gegenden Galiziens denke, davon nur ein Beyspiel. Zu Czernowitz, in der Bukowina, kaufte vor Kurzem die dasige evangelische Gemeinde, A. K., zur Abhaltung des Gottesdienstes ein Haus. Die Gemeinde ist nicht reich, wurde aber bey diesem Kaufe durch eine in den Provinzen bey den protestantischen Gemeinden veranstaltete Collecte in etwas unterstützt. Der dasige nichtunirte Bischoff begnügte sich nicht damit, selbst etwas zu der bedungenen Kaufsumme beyzutragen, sondern verordnete auch durch ein Circulare in seiner Diöcese, daß jeder Protopop dazu 3 fl., jeder Pfarrer 2 fl., jeder Vikar aber Einen Gulden beysteuern solle, wodurch man gegen 500 fl. zu erhalten hofft.

Nro. 62.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 13. März, 1810.

Welche der Musen begeisterte mich? — — —
Sie, die den fröhlichen Kreis anlockt und den sinnigen Weisen,
Wenn sie sokratischem Ernst scherzende Laune vermählt.

v. Brinkmann.

Der Seefahrer.

Ein Mährchen der Scheherazade.

Von Weisser.

In einer Straße, aus welcher ein sanfter Zephyr ihm entgegen wehte, warf Hindbad, ein armer Lastträger in dem reichen Bagdad, dem London der Morgenländer, seine durch die drückende Hitze des Tages doppelt schwere Bürde vor einem großen Hause von den Schultern, und machte sie für einen Augenblick zu seiner Ruhebank.

Er hätte schwerlich eine günstigere Stelle wählen können, um, während er neue Kräfte für den weiten Weg, den er noch zurückzulegen hatte, sammelte, zugleich zwey seiner Sinne zu erquicken: denn die mit Rosenwasser besprengte Straße verbreitete einen Wohlgeruch, als ob sie so eben mit den Köpfen der artigsten jungen Herren gepflastert worden wäre. Noch lieblicher duftete durch die Gitterfenster des Pallasts ein Brandopfer von Räucherkerzchen und Aloeholz, und am allerlieblichsten der Geruch von Dingen, die man noch lieber schmeckt, als riecht. Mit diesem Geruche bewirthete eine wohlbesetzte Tafel im Innern des Pallasts auch die ungeladenen Gäste auf der Straße, und der arme Hindbad war so sehr von ihm entzückt, daß er die wollüstigen Töne, die zugleich aus dem Speisesaale ihm entgegenschallten, beynahe ungehört an seinem Ohre vorübergleiten ließ, ob sie gleich von einem Orchester herrührten, bey welchem die obligaten Nachtigallen nur die schlechtesten Virtuosen waren.

Nichts ist dem Armen neben dem Reichthum so wichtig, als — der Reiche. Der Träger wendete sich daher, um zu erfahren, wie der Glückliche heiße, welchem dieser Sitz der Freude und des Ueberflusses gehöre, an einige prächtiggekleidete Bediente, die unter der Thür standen, und einander — nichts thun halfen. Wie, sagte einer dieser aufwartenden Magnaten, ihr wohnt zu Bagdad, und kennt den Weltumsegler Sindbad, kennt den Mann nicht, der weiter gereist ist, als die Sonne? denn er war in Grönland und Lappland, wo diese blitzende Feuerkugel niemals hinkommt.

Wol kannte der arme Lastträger längst den Namen des Seefahrers und seine Reichthümer, ob er gleich in diesem Augenblicke erst erfuhr, in welcher Gegend der Stadt dieses Schoßkind der Glücksgöttinn seine Wohnung aufgeschlagen hatte; aber der Gedanke an den ungeheuern Abstand zwischen Sindbah und Hindbad erfüllte sein Herz mit Unmuth. Himmel, rief er aus, bist du gerecht? Alles gibst du diesem, und mir versagst du Alles! Hier verschmachtet ein Mensch, und dort schwelgt einer im Ueberflusse! Womit habe ich mein Unglück, und womit hat er sein Glück verdient? Weiß er, was Hunger und Durst und Mühe, und weiß ich, was Ruhe und Sättigung ist? Ich habe meine tägliche Arbeit, aber nicht mein tägliches Brot, und er, wenn er ein Leiden kennt, worin besteht es anders, als darin, daß er nicht tausend Zungen hat, um zu schmecken, nicht tausend Augen, um zu sehen, nicht tausend Ohren, um zu hören? Nein, rief er zuletzt, und stampfte mit dem

Fuße auf die Erde, ich will nicht länger der Narr des Schicksals seyn, und lieber gar nicht mehr, als elend leben.

Mitten in diesem ihm von der Verzweiflung diktirten Monologe kam ein Bedienter aus dem Pallaste auf ihn zu, und ergeiff ihn ohne Umstände mit den Worten beym Arme: Freund, kommt mit mir; Herr Sindbad will ein Paar Worte mit euch sprechen.

Ein Paar Worte mit mir sprechen? Ein Paar hundert Stockschläge wird er mir geben lassen wollen, weil ich in seiner Nähe die Wahrheit ein wenig zu laut gedacht habe, sprach der Teäger zu sich selbst, und bedeutete dem Bedienten, er könne seine Last unmöglich auf der Straße liegen lassen. Man wird darauf Acht geben, sagte dieser, obgleich ich kein Narr seyn möchte, blos darum zu stehlen, um mich von dem Gestohlenen erdrücken zu lassen.

Mit Widerstreben folgte er also seinem ihn unsanft vor sich hertreibenden Führer in den Pallast, und gelangte in einen Saal, worin eine eben so zahlreiche als ansehnliche Gesellschaft an einer mit allen Seltenheiten des Erdbodens versehenen Tafel das Leben in der That auf einen ganz andern Fuß genoß, als es in der Regel den Lastträgern und selbst einer Menge andrer Leute von ungleich besserm Stande gestattet ist.

An der Oberstelle saß ein Mann von ernsthaftem Aussehen, der auch ohne seinen stattlichen Wuchs und seinen langen Bart Ehrfurcht eingeflößt haben würde. Die Menge und Geschäftigkeit der ihn umgebenden Bedienten und Aufwärter ließ sogleich errathen, daß er nicht blos der vornehmste Gast, sondern der Herr des Hauses selbst sey.

Er winkte dem Trägee, dessen Verwirrung durch den Anblick der aufs kostbarste gekleideten Gäste, so wie durch die Pracht des Saals und der Tafel noch höher stieg, zu sich, nöthigte ihn an seiner Seite Platz zu nehmen, legte ihm eigenhändig zu essen vor, und füllte seinen Becher einmal über das andere mit dem köstlichsten Weine, unter dessen Last der prächtige Schenktisch nicht weniger seufzte, als vor Kurzem der Teäger unter der seinigen.

Nach geendigter Mahlzeit sagte Sindbad seinen Gast, indem er ihn mit dem vertraulichen Ausdrucke der Araber, Bruder, anredete, nach seinem Namen und seiner Hantierung. Hindbad gab ihm Bescheid, und der Seemann, der, ehe er sich zu Tische setzte, die unmuthigen Reden des Teägers durch das Fenster vernommen hatte, fuhr fort: Ihr seyd hier gern gesehen, von mir sowol, als von der übrigen Gesellschaft. Aber wolltet ihr nicht so gut seyn, das kleine Gespräch zu wiederholen, welches ihr vorhin auf der Straße mit euch selbst gehalten habt?

Ich murrte ein wenig, lieber Herr, über euer Glück und meinen Unstern, war die Antwort des Trägers. Aber, fuhr er fort, kann ein abgematteter Taglöhner beym Anblicke der Müßigen guter Laune bleiben, oder ein Armer, der Hunger und nichts zu essen hat, fröhlich seyn, wenn er Leute sieht, die zu essen und keinen Hunger haben? Indessen, ich hätte bedenken sollen, daß auch das Mueren ein Vorrecht der Reichen ist, und ich bitte also, Herr Sindbad, seyd nicht böse darüber, daß ein Mensch, der nichts hat, einen Augenblick so unzufrieden war, als die Leute, die Alles haben.

Ich bin weit entfernt, über euch zu zürnen, erwiederte der Seemann, ob ihr gleich immer noch nicht in der besten Laune seyd. Aber ihr irrt euch sehr, mein Freund, wenn ihr euch einbildet, Ruhe und Bequemlichkeit wären von jeher mein Loos gewesen. Ich trug freylich keine Lasten, wie ihr, aber ich wette, ihr würdet, trotz einer Armuth, für noch einmal so viele Reichthümer, als ich besitze, danken, wenn ihr sie nur mit der Hälfte des Ungemachs, der Gefahren und der Mühseligkeiten erkaufen solltet, die ich für die meinigen erdulden mußte. In der That, meine Herren, sagte er, indem er seine Worte an die übrigen Gäste richtete, ihr werdet schon daraus abnehmen, daß mein Leben nicht ohne Stürme gewesen ist, wenn ich euch sage, daß ich nicht weniger als sieben Seereisen gemacht habe. Wer spricht nicht von seinen Reisen, und ich hoffe, die Erzählung der meinigen soll euch keine Langeweile machen, ob ich euch gleich voraussagen muß, daß ihr nichts, als was mir wirklich begegnet ist, und also eine Reisebeschreibung, die so gut als keine ist, hören werdet.

Der wackere Seemann gebot jetzt seinen Leuten, den Pack des Träers von der Straße nach dem Orte seiner Bestimmung zu schaffen, und begann sogleich seine Erzählung.

Erste Reise.

Ich besaß ein ansehnliches Vermögen kaum so viele Wochen, als mein Vater Jahre gebraucht hatte, es zu sammeln. Nichts wird leichter verschwendet, als eine Erbschaft, und wenige junge Leute haben die Wahrheit dieses Satzes so bündig bewiesen, als ich. So natürlich es aber ist, daß derjenige, der von dreymal hunderttausend Zechinen jeden Tag tausend durchbringt, noch ehe ein Jahr vorübergeht, keine mehr besitzt, so wenig wollte mir dieser Erfolg einleuchten. Ich nahm es der ganzen Welt und dem Himmel selbst übel, daß — ich nicht klüger gewesen war, und hätte gegen meinen Vater zugemuthet, von den Todten zurück zu kehren, um mir einen neuen Schatz zu sammeln. Indessen, meine Verzweiflung brachte mir keinen Heller ein, und ich setzte mich also meinen leeren Schränken gegenüber, um recht ernstlich über die wichtige Frage nachzusinnen, was ein junger Herr beginnen soll, der — nichts mehr hat. Die Frage hätte sich von selbst beantwortet, wenn das Geheimniß meiner Vermögens-Zerrüttung nur mir allein bekannt geblieben wäre. Aber leider schien die verdammte Wuchrerzunft mir aufs genaueste nachgerechnet zu haben: denn ob ich ihnen gleich Leib und Seele verpfänden wollte, so weigerte sich doch einer so hartnäckig, als der andere, einen Theil ihres überflüssigen

Gelbes einem Menschen anzuvertrauen, von dem sie wußten, daß Leib und Seele das einzige war, was er noch sein nennen konnte. Du mußt dich, dachte ich endlich, in die See stürzen, oder . . . zur See gehen. Das letzte schien mir vor der Hand das Klügste. Zum Glück hatte ich, so lange es mir nicht an besserer Beschäftigung fehlte, mir nie Zeit genommen, alle meine Habseligkeiten kennen zu lernen. Ich durchsuchte also mein Haus vom Dache bis zum Keller, und diese Wanderung, die mir sehr sauer ward, setzte mich wieder in ziemlich erträgliche Umstände. Kurz, die Trümmer meines Vermögens verschafften mir ein kleines Kapital, das mir es möglich machte, mich nach Balsora zu begeben, und dort mit einigen Kaufleuten ein auf gemeinschaftliche Kosten ausgerüstetes Schiff zu besteigen.

Unser Weg ging nach Ostindien. Aus dem persischen Meerbusen, dem zur Rechten die Küste des glücklichen Arabiens, und zur Linken die Küste von Persien liegt, und dessen größte Breite nach der gewöhnlichen Meinung siebzig Lieuen beträgt, aus diesem Meerbusen, aus welchem wir absegelten, kommt man in das zur Rechten von den Küsten Abyssiniens begrenzte orientalische oder indische Meer, und von diesem sind es noch viertausend fünfhundert Meilen bis zu der Insel Wakwak.

Ich wurde am Anfange der Reise ein wenig seekrank, aber nur kurze Zeit, und zum Ersten- und Letztenmal.

Verschiedene Inseln, an welchen wir landeten, verschafften uns Gelegenheit, unsere Waaren mit beträchtlichem Gewinn theils zu verkaufen, theils umzutauschen.

Wir waren sehr mit unserm Glücke zufrieden. Aber leider sollte ich mich des meinigen nicht lange erfreuen. Es befiel uns eine kleine Windstille. Der Kapitän ließ die Segel streichen, und ich fuhr mit einem Theile der Schiffs-Gesellschaft in einer Schaluppe nach einer nahe gelegenen Insel von mittelmäßigem Umfange, die fast mit dem Wasser gleich und einer grünen Wiese ähnlich war.

Wir lagerten uns, aßen und tranken, und waren so lustig und guter Dinge, als die Seefahrer es gewöhnlich sind, wenn ihnen unverhofft das Glück zu Theil wird, nach einer langen Reise die liebe Erde wieder einmal zu begrüßen.

Aber der Fleck, auf dem wir uns befanden, schien unserer bald müde zu seyn; denn ehe wir es uns versahen, spielte er die Rolle eines lebendigen Wesens, das sich durch unsern Besuch belästigt fand, und versetzte uns einen so unsanften Stoß, daß die meisten nur darum nicht zu Boden stürzten, weil sie sich schon vorhin selbst niedergelegt hatten.

Die Insel zitterte unaufhörlich, und wir alle mit ihr in die Wette. Aber unser Schrecken stieg aufs höchste, als man aus dem Schiffe uns zurief, wir sollten unverzüglich in die Schaluppe springen, weil wir statt auf einer Insel auf dem Rücken eines Wallfisches gelandet wären. Einige meiner Gefährten retteten sich auch wirklich in das Fahrzeug, und die übrigen sprangen ins Wasser, und schwammen glücklich an das Schiff. Nur ich hatte mich leider auf dem Rücken des Ungeheuers ein Paar hundert Schritte von der Gesellschaft entfernt, und mußte meinen Fürwitz theuer bezahlen; denn so schnell ich auch lief, so gelang es mir doch nicht, die Stelle, wo die Schaluppe sich befand, zu erreichen, und ehe ich noch die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, tauchte die Bestie unter, und ließ mir kaum Zeit, ein Stück Holz zu ergreifen, welches wir, um Feuer zu machen, vom Schiffe mitgebracht hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns.

6.

Die Fahrt von Freystädtl nach der bischöflichen Stadt Neutra ist angenehm, der Weg gut, die Gegend freundlich. Je näher man der letztern Stadt kommt, um so schöner wird die Natur. Auf einem nahen Berge liegt ein Kamaldulenser-Kloster, das einen pittoresken Anblick gewährt. Neutra hat in der letzten Zeit durch eine große Feuersbrunst viel gelitten. Die Stadt ist im Ganzen nichts weniger als schön, und bey regnerischem Wetter sehr schmutzig, aber ihre Lage ist reizend. Unter den Gebäuden zeichnen sich das Franziskaner-Kloster, das Seminarium, die Kathedralkirche und die bischöfliche Burg aus, und geben der Stadt in der Entfernung ein imposantes Ansehen. Die Einwohner sind der katholischen Kirche zugethan, und größtentheils Slaven und Ungarn. Doch gibt es hier auch der Deutschen nicht wenige.

Das Erdreich der umliegenden Gegend ist fruchtbar und der Ackerbau einträglich. Aber desto schlechter ist der Weg zwischen Neutra, Veredely und Bath oder Frauenmarkt. Es sollen zwar königliche Befehle vorhanden seyn, überall gute Landstraßen anzulegen, aber es geschieht in dieser Hinsicht doch nicht viel. Es gibt Provinzen in Ungarn, wo bey regnerischem Wetter die Wege so morastig und schlecht sind, daß man an einer Poststation einen Tag lang zu fahren hat. Nun ist es wol nicht zu läugnen, daß an vielen Orten der große Mangel an Steinen die Anlegung dauerhafter Chausseen sehr erschwert, und fast unmöglich macht; aber man findet doch mitunter selbst in vielen steinreichen Gegenden die Wege vernachlässigt und kaum fahrbar.

In Bevenz, einem großen und lebhaften Marktflecken, mußte ich vier Pferde vorspannen lassen, und auch diese zogen mich nur langsam und mit Mühe auf dem lehmigen Boden fort. In Bath oder Frauenmarkt mußte ich lange auf Pferde warten. Der Weg von diesem Orte ist sehr steinig und holperig, die Gegend waldig.

Von der Poststation Steinbach, die einsam in einem dunkeln Thale liegt, bis nach Schemnitz hat man fast

lauter Wald. Ringsherum sieht man sich von Bergen umgeben; man fährt fast immer bergaufwärts; unter den Füßen strömt und rauscht ein Waldbach; in den Wäldern hallt es von dem Geläute weidender Heerden und dem Fällen des Holzes wieder; ein melancholisches Dunkel wechselt mit erhellenden Lichtstreifen ab, und der Freund der Natur, besonders der zur Melancholie gestimmte, findet hier hinlängliche Nahrung für die Phantasie und das Gefühl.

Schemnitz wird durch eine Anhöhe gedeckt, und nur wenn man auf dem Gipfel derselben angekommen ist, erblickt man diese durch ihre Bergwerke berühmte Stadt auf einmal. Von dieser Anhöhe, die Warte genannt, öffnet sich eine sehr interessante Aussicht.

Schemnitz liegt sehr pittoresk, aber auch sehr unbequem. Fast die meisten Häuser sind an die umliegenden Berge gleichsam angepickt, und hocken eines über dem andern. Wer nicht im Klettern geübt ist, kann, besonders im Winter, nicht ohne Gefahr, jeden Augenblick zu fallen, in dieser sonderbar gebauten Stadt herumgehen, und bey Glatteis kann man hier der Steigeisen nicht füglich entbehren.

Die Berg-Akademie in Schemnitz ist mir als eine gut eingerichtete Anstalt gerühmt worden, aus der bereits viele geschickte Montanisten hervorgegangen sind. Die Einwohner dieser lebhaften Stadt sind Slaven und Deutsche. Ein beträchtlicher Theil davon ist der evangelischen Kirche zugethan. Die Protestanten haben hier zwey Gemeinden, eine Slavische und Deutsche, und ein kleines Gymnasium, das von keiner Wichtigkeit ist, und vor kurzem mit dem nahen Neusohler Gymnasium vereinigt werden sollte. Das Knaben- und Mädchen-Institut, das der nun verstorbene evang. Prediger Ambrosy in Schemnitz errichtet hatte, ging mit seinem Tode wieder ein. In mineralogischer und geognostischer Hinsicht ist diese Stadt von großer Wichtigkeit. Ihre Bergwerke sind übrigens schon lange nicht mehr so ergiebig und bedeutend als sonst.

Die Bergstädte waren in den ältern Zeiten von lauter Deutschen bewohnt, und hatten dabey das eigene Privilegium, keine andere Einwohner als Deutsche dulden zu dürfen. Sie hielten aber nicht feste Hand darauf; es siedelten sich in ihnen nach und nach Slavische Familien an, und nun haben die Slaven und ihre Sprache in diesen Städten fast die Oberhand, und die Deutschheit verliert immer mehr von ihrer Reinheit und ihrem ehemaligen Range. Es ist eine überall wahrzunehmende Erscheinung, daß da, wo Slaven sich unter Deutschen auch nur in geringer Anzahl ansiedeln, ihre Anzahl sehr bald groß, und ihre Sprache herrschend wird, so wie sich die Sitten an solchen Orten schnell slavonisiren.

Zwey Poststationen von Schemnitz, das nach allen Seiten hin von Berg-, Schmelz-, Pocht- und andern Werkenden dieser Art umgeben ist liegt Neusohl, eine lebhafte, nicht unfreundliche, und dabey nahrhafte Stadt, bewohnt von Slaven und Deutschen, unter denen ein großer Theil evangelisch ist. Viele nähren sich von dem Weinschanke. Es ist auffallend, wie viele Weinhäuser es hier gibt! Das Neusohler Deutsch ist nicht ganz rein; der slavische Accent springt bey der Aussprache merklich vor. Das hiesige evangelische Gymnasium ist von keinem großen Umfange, und die zwey Erziehungsanstalten, die hier in den neuern Zeiten für Knaben und Mädchen errichtet worden waren, sind vor kurzem wieder eingegangen. Zwey Stunden von Neusohl liegt das berühmte, sehenswürdige Kupferbergwerk zu Herrengrund, dessen Zimenter bekannt sind. Die Einwohner von Herrengrund scheinen nicht ganz gesund zu seyn: ihre Farbe ist blaß; auch haben sie große Köpfe.

Gotthold'sche Andacht bey einer Hinrichtung.

Dresden, den 25 Febr. 1815.

Leicht nimmt man einen Korf von seinem Platze weg;
Schwer setzt man einen Kopf an seinen rechten Fleck.
Martyni-Laguna.

Korrespondenz-Nachrichten.

Strassburg, 3 März.

Gestern gegen 6 Uhr Abends traf S. M. der König von Baiern auf der Rückreise von Paris unter dem Namen eines Grafen von Haag hier ein. Erst um 3 Uhr Nachmittags hatte man bestimmte Nachricht über die Ankunft des Fürsten erhalten. Schon bey der Hinreise waren herzliche Freudens-Bezeugungen der Einwohner dem Könige als ein Beweis entgegengekommen, mit welcher Liebe sich alle an die Jahre der frohen Morgenröthe des Lebens erinnern, welche er hier verlebte, hier, wo ihm auch von seiner ersten Gemahlinn der nunmehrige Kronprinz geboren ward; diese Gefühle trafen bey dem Monarchen eine theilnehmende Gegenempfindung. Er hatte es versprochen, bey seiner Rückkehr aus der französischen Hauptstadt einem Feste, welches man ihm hier zu geben wünschte, beyzuwohnen. So kurz nun auch die Frist war, versammelte der Maire, Hr. Wangen von Geroldseck, doch noch denselben Abend (da die Fortreise schon auf den folgenden Morgen festgesetzt war) eine glänzende Assemblee zu einem Ball im Hotel der Mairie. Um 8 Uhr trat der Fürst in die Versammlung ein; der Maire hatte ihn aus dem kaiserlichen Pallaste, wo Se. Maj. abgestiegen war, dahin begleitet. Man wollte den König an den für ihn bestimmten Sitz führen, er ging aber sogleich in der Versammlung umher, unterhielt sich mit vielen der Anwesenden, besonders denjenigen, die er bey seinem ehemaligen Aufenthalte allhier gekannt hatte, und dann hauptsächlich mit den Militärpersonen. Gegen 10 Uhr nahm der König ein Abendessen in den besondern Zimmern des Maires ein. Nachdem der König die Versammlung verlassen hatte, ward ihm gegen Mitternacht von den hiesigen Logen eine Serenade und ein Feuerwerk auf dem Flusse vor dem kaiserlichen Pallaste gebracht. Schon den andern Morgen um 6 Uhr erfolgte die Abreise des Königes.

Man will versichern, daß die erlauchte Kaisertochter, welche den Occidentalischen Thron mit dem großen Stifter desselben zu theilen berufen ist, und in welcher sich Vergangenheit und Gegenwart liebreich söhnend die Hand zu reichen scheinen, schon in der Mitte dieses Monats hier eintreffen würde.

Bereits ist ein äußerst kostbarer auf das ausgesuchteste mit allen Bequemlichkeiten versehener Reisewagen von Paris für die Fürstinn hierhergesandt worden.

Nro. 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. März, 1810.

— — Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglüh'n.

v. Schiller.

Zauner.

Wien, 3 März 1809.

Die biographischen Nachrichten über Zauner, die in dem ersten Hefte der bey Anton Doll in Wien erscheinenden Annalen der Literatur und Kunst des In- und Auslandes enthalten sind, haben viel Interesse und rühren von Ellmaurer, einem bey dem Bücher-Revisionsamte und der Bibliothek der hiesigen Akademie der bildenden Künste angestellten kenntnißreichen Manne her. Es ist irrig von denselben gesagt worden, daß sie schon anderwärts gedruckt gewesen wären. Sie erscheinen hier zum Erstenmale. Da gedachte Zeitschrift dem Auslande bis jetzt wenig zu Gesichte gekommen ist, so theilt Ref. einen kurzen Auszug aus jenen Nachrichten den Lesern des Morgenblattes mit.

Franz von Zauner stammt von einer armen anspruchlosen Familie zu Unter-Falpetan auf dem sogenannten Kaunzerberge im Oberinnthale im deutschen Tyrol, wo er im J. 1746 geboren wurde, her. In seinem ersten Lebensjahre schon verlor er den Vater. Die bedrängte Mutter, die für fünf Waisen zu sorgen hatte, übergab ihn nach einigen Jahren ihrem Bruder Joseph Deutschmann, einem Bildhauer aus Imst in Tyrol, der seine Kunst in St. Nicola, einer Probstey regulirter Chorherrn unweit Passau, ausübte. Hier fand Zauner eine Werkstätte, in welcher sechs Gehülfen für mehrere Prälaturen und benachbarte Klöster Kirchengegenstände verfertigten, und an Deutschmann einen redlichen Mann, der mit väterlicher Sorgfalt bereit war, seinen Neffen zu lehren, so viel er selbst wußte. Der junge Zauner fand auf den Reisen, die er mit seinem Oheim machte, hier und da Gelegenheit, etwas Besseres von Kunstwerken zu sehen, und lernte unterscheiden. Während seines zehnjährigen Aufenthalts in St. Nicola fand er bey den mannigfaltigen Arbeiten, die ihm aufgetragen wurden, Gelegenheit, sich in der Bearbeitung einer jeden Gattung Stoffes, welche dem Bildhauer vorkommen kann, eine ausgezeichnete mechanische Fertigkeit eigen zu machen, ein Vortheil, der ihm erst in der Folge im Verlaufe seines Studiums auffallend zu Statten kam. Er bereute darum auch später nie, sich diese Fertigkeit in mechanischen Kunstgriffen (eine der schwierigsten Aufgaben in der Bildhauerey) damals selbst auf Kosten der in seiner Lage nothwendig länger unterbliebenen höhern Ausbildung seines Kunstsinnes erworben zu haben. Er schnitt mit ungewöhnlicher Fertigkeit aus Holz nach, und jeder Schnitt galt; seinem sichern Meißel widerstand der Marmor umsonst, und das Metall brachte er mit Leichtigkeit in jede Form. In seinem zwanzigsten Jahre, im J. 1766, ging er, von edler Wißbegierde getrieben, nach Wien, wo er bey dem Professor Schletterer sogleich Arbeit bekam. Die Antike zog ihn sehr an. Professor Barth, als Anatom und Oculist berühmt, hatte die Idee, auf Kosten des Hofes im Universitätsgebäude ein Kabinet aus Holz geschnittener Präparate zu errichten. Barth, ein Kenner der Kunst, wurde durch die Präcision der Zauner'schen Arbeit bestimmt, ihm den Antrag zur Ausführung dieser Idee zu machen, und dieser nahm ihn an.

Ein ganzes Jahr hindurch arbeitete Zauner nach Barths Präparaten mit solchem Erfolge, daß ihn die Kaiserinn Maria Theresia durch öffentliche Ertheilung einer goldenen Medaille zum fernern Fortgange darin aufmunterte. Doch anatomischer Bildhauer wollte er nicht bleiben. Er wurde dem Mäcen der Kunste, dem Fursten Kaunitz, vorgestellt. Als oberster Leiter der Verschönerung Schönbrunns, trug dieser ihm auf, ein Modell zu einem dort zu errichtenden mit Bildhauer-Arbeit zu verzierenden Brunnen zu machen. In 15 Tagen stand das Modell vor dem fürstlichen Kenner, erhielt Beyfall, wurde der Kaiserinn als zweckmäßig vorgestellt, und die Ausführung desselben dem Verfertiger des Entwurfes überlassen.

Im Jahre 1776 wurde Zauner als östreichischer Pensionär nach Rom geschickt. Hier war er nun in seiner eigentlichen Sphäre. Mengs Busen öffnete sich ihm bald, sein gewähltes Kunst-Kabinet stand ihm zu Gebote; er war also an der Quelle, nach der er lange dürstete. Fünf Jahre schöpfte er aus ihr, und kam dann als vollendeter Künstler nach Wien zurück. Im J. 1782 wurde er als Akademie-Rath und Professor-Adjunct, zwey Jahre später als wirklicher Professor der Bildhauerey, in Wien angestellt. Die Akademie erhielt durch ihn in Hinsicht auf Bildhauerey einen neuen Schwung. Der Wiener Hof machte Bestellungen von größter Bedeutung bey ihm, und Zauner entsprach der höchsten Erwartung, die man sich von ihm machte. Im J. 1796 wurde er zum wirklichen Hof-Statuarius ernannt, und von nun an beschäftigte er sich fast ganz mit den vom Hofe bestellten Arbeiten, besonders mit dem bekannten Denkmale Josephs II. Zur Belohnung für dieses große Werk ward er in den Adelstand erhoben, und erhielt eine goldene mit Brillanten besetzte Dose mit 10,000 Gulden und einer lebenslänglichen Pension von 3000 fl. W. W.

Nach Fügers Uebernahme der Direktion der Bilder-Galerie im Belvedere wurde Zauner im J. 1806 zum Direktor der Akademie der bildenden Künste in Wien erwählt. Er ist vorzugsweise dazu geeignet, der Akademie Fügers Verlust zu ersetzen.

Der Biograph gibt noch ein Verzeichniß von Zauners bedeutendern Kunstarbeiten. Er zählt deren 15 auf. Wenn die östereichischen Annalen fortfahren, dergleichen interessante Notizen über Männer von ausgezeichnetem Talente und Verdienste mitzutheilen, so wird auch das Ausland in denselben viel Belehrendes und Anziehendes finden.

Der Seefahrer.

(Beschluß.)

Ich machte mir selbst die Rechnung, daß ich würde ertrinken müssen. Aber ich wollte es wenigstens so spät als möglich thun, und kämpfte daher mit dem feuchten Elemente den Rest des Tages und die folgende Nacht. Aber mit dem einbrechenden Morgen fühlte ich alle meine Kräfte geschwunden, und es war daher hohe Zeit, daß eine Woge mich nahe genug ans Land schleuderte, um das Ufer zu ersteigen. Dieses war hoch und schroff. Aber meine Rettung lag einmal im Plane des Schicksals, und es schien ausdrücklich zwischen diesen Klippen einige Baumwurzeln für mich erhalten zu haben, durch deren Hülfe ich das Ziel meines Strebens, die Fläche der vor mir liegenden Insel, glücklich erkletterte.

Ich kam, und sah, und schlief, oder vielmehr, ich streckte mich halbtodt auf die Erde, bis der wohlthätige Einfluß der höher steigenden Sonne meine Lebenskraft wieder in dem Grade erweckte, daß ich mich fortschleppen konnte, um eßbare Kräuter zu suchen. Meine Mühe war nicht vergebens, und mein gutes Glück führte mich zugleich an eine Quelle, deren köstliches Wasser für mich zu einem wahren Lebensbalsam wurde.

Ich war nun stark genug, meinen Stab weiter zu setzen, um mich auf der Insel umzusehen. Bald gelangte ich in eine reizende Ebene, und sah in der Ferne ein Pferd weiden.

Das Pferd ließ mich die Nähe von Menschen hoffen und fürchten: denn leider ist es nicht immer Hülfe, die der Unglückliche von seinen Brüdern zu erwarten hat. Indessen näherte ich mich ihm, und sah, daß es eine Stute von seltener Schönheit war, die man an einen Pfahl gebunden hatte. Indem ich sie betrachtete, hörte ich die Stimme eines Menschen, der unter der Erde redete, und im Augenblicke stand dieser Mensch selbst vor mir. Er fragte mich, wer ich wäre? Ich sagte ihm, was er zu wissen brauchte, und wurde von ihm in eine Grotte geführt, in welcher sich noch mehrere Leute befanden, die sich über meine Gegenwart nicht genug wundern konnten.

Während ich einige Speisen, die sie mir vorsetzten, verzehrte, erzählten sie mir auf meine Frage, was für ein Gewerbe sie an einen Ort führe, der mir völlig unwirthbar zu seyn scheine, sie wären Stalldiente des diese Insel beherrschenden Königes Mihrage. Alle Jahre um diese Zeit würden sie hieher geschickt, um einige Stuten des Königs von einem dem Meere entsteigenden Seerosse belegen zu lassen. Dieses Roß, setzten sie hinzu, würde die Stuten jedesmal nach der Begattung auffressen, wenn wir nicht durch unser Geschrey es ins Meer zurückzukehren nöthigten. Die auf diese Art erzeugten Pferde sind von vorzüglicher Güte, und werden Seepferde genannt. Morgen ist der Tag unserer Abreise, und ihr habt von Glück zu sagen, daß ihr uns noch hier getroffen habt, denn ohne einen Führer hättet ihr zuverlässig in dieser Wüste euer Grab gefunden.

Gleich nach diesem Gespräche bekam ich Gelegenheit, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß ihre Erzählung von dem Seerosse nach allen Umständen mit der Wahrheit übereinstimme. Das Unthier wollte im Ernste seine Liebkosungen damit endigen, daß es den Gegenstand derselben

ben in Stücke zerriß. Sobald es aber das Geschrey der Leute vernahm, rannte es wie im Fluge dem Ufer zu, und stürzte sich in die Fluten.

Am andern Morgen traten die Stallbedienten mit ihren Stuten die Rückreise nach der Hauptstadt der Insel an, und ich leistete ihnen Gesellschaft.

Der König Mihrage empfing mich sehr gnädig, und schien vielen Antheil an meinem Unglück zu nehmen. Er befahl für alle meine Bedürfnisse zu sorgen, und dieser Befehl fand, was nicht immer das Schicksal königlicher Freygebigkeit ist, willige und pünktliche Vollstrecker.

Als Kaufmann besuchte ich alle, die in der Stadt zu meiner Zunft gehörten, zum täglichen Geschäfte aber machte ich mirs, nach dem Hafen, in welchem beynahe stündlich Schiffe aus allen Weltgegenden einlaufen, zu gehen, theils um Nachrichten von Bagdad zu erhalten, theils um eine Gelegenheit zur Heimreise zu erfragen. Auch aus dem Umgange mit den indischen Gelehrten suchte ich Vortheile zu ziehen: denn ich hielt nicht, wie tausend Andere meines Standes, das Einmal-Eins für das Ziel alles menschlichen Wissens. Die Aufwartung bey dem Könige war endlich eine Pflicht, die ich mir desto größerm Vergnügen erfüllte, je herablassender dieser Monarch selbst war, und je angenehmer ich zugleich die Gespräche der Statthalter und der kleinen zinsbaren Fürsten, die seine Person umgaben, fand. Ich belehrte sie über unsere vaterländischen Sitten und Gebräuche, und sie mich über die ihrigen.

Eine kleine Reise machte ich nach der unter der Herrschaft des Königes Mihrage stehenden Insel, die den Namen Kassel führt, denn ich wollte doch die Gelegenheit nicht versäumen, den Teufel die Pauke schlagen zu hören, welches er dort regelmäßig jede Nacht zu thun pflegt. Auf dieser Insel sah ich Fische von hundert bis zweyhundert Ellen lang, die aber mehr furchtsam, als furchtbar waren, denn man brauchte blos mit der Hand auf ein Bret zu schlagen, um sie zur Flucht zu nöthigen. Merkwürdiger schien mir eine andere Gattung, die nicht über eine Elle lang war, aber Eulenköpfe hatte.

Nicht lange nach meiner Zurückkunft sah ich die Waaren eines so eben in den Hafen eingelaufenen Schiffs ausladen, und meine Freude war so groß, als mein Erstaunen, als ich auf einigen Ballen meinen Namen erblickte, und mich sogleich überzeugte, daß es die nämlichen waren, die ich in Bâlsora eingeschifft hatte.

Ich näherte mich dem Kapitän, den ich ebenfalls wieder erkannte, und fragte, ob er nichts von dem Kaufmanne wisse, dem diese Ballen gehörten.

Der hat aufgehört zu handeln, war seine Antwort. Er ließ es sich, fuhr er fort, während unserer Reise einfallen, in Gesellschaft einiger andern Schiffsgenossen ans Land zu steigen. Aber es ist eine schlimme Sache wenn man Wallfische für Inseln ansieht. Der, welchem unsere Reisenden diese Ehre erzeigten, war eingeschlafen. Sie zündeten ein tüchtiges Feuer auf seinem Rücken an, um ihr Mittag-Essen zu kochen, und sobald die Wärme ihn aufweckte, schüttelte er sich, tauchte unter, und der arme Sindbad hatte das Unglück, zu ertrinken. Seine Waaren denke ich hier zu verkaufen, und das Geld seinen Verwandten in Bagdad zuzustellen.

Ihr seyd ein ehrlicher Mann, erwiederte ich. Aber ihr könnt euch die Mühe, Sindbads Waaren zu verkaufen, ersparen, denn er selbst steht hier vor euch.

Ein Gauner mag vor mir stehen, versetzte der Kapitän, aber nicht Sindbad, der ehrliche Seemann. Ihr werdet freylich nicht ersaufen; denn euer Tod scheint euch in einem andern Elemente, als dem Wasser bestimmt zu seyn. Aber er ist vor meinen Augen ertrunken, und darum macht euch keine Hoffnung, mir eine Nase zu drehen.

Ists möglich, rief ich aus, daß ihr mich nicht mehr kennt? Der Wallfisch entledigte sich meiner freylich auf eine Art, die mich dem Ertrinken nahe brachte. Aber habt ihr nie gehört, daß Leute, die ins Wasser fielen, gerettet wurden? Ich erzählte ihm hierauf meine Geschichte, und sein Mißtrauen fing an zu wanken. Aber schwerlich würde er mich für den wahren Sindbad erkannt haben, wenn nicht einige Leute von seinem Schiffe, die sich meine Gestalt tiefer als er eingeprägt hatten, dazu gekommen wären, und mir ihre Freude bezeugt hätten, den todtgeglaubten Sindbad, den sie nur ein wenig abgezehrt und von der Sonne etwas braun gefärbt fanden, wieder zu sehen.

Da er jetzt nicht länger zweifeln konnte, so bat er mich um Verzeihung, daß er mir das Recht, ich selbst zu seyn, streitig gemacht hätte. Ich beleidigte euch, sagte er, aus Eifer für das Beste der Eurigen, und dieser Umstand wird hoffentlich meine Schuld in euern Augen mindern.

Ich umarmte den wackern Seemann mit allen Zeichen der Erkenntlichkeit, und bat ihn, sich ein Geschenk von meinen Waaren auszulesen. Aber er schlug alles, was ich ihm andot, mit einer Beharrlichkeit aus, die mich, so sehr ich sie auch bewunderte, doch nicht wenig kränkte.

Da ich jetzt auf demselben Schiffe, auf welchem ich meine Reise angetreten hatte, sie endigen konnte, so beurlaubte ich mich von dem Könige, der einige Seltenheiten gegen andere, nicht weniger kostbare Geschenke von mir annahm.

Meine Waaren vertauschte ich gegen einheimische, und kam mit einer Ladung von Aloe und Sandelholz, von Kampfer, Muskat, Gewürznelken, Pfeffer und Ingber, ohne ein weiteres Abenteuer in Bâlsora an, wo mich die Begierde, meine geliebte Vaterstadt wiederzusehen, nicht länger verweilen ließ, als meine Handelsgeschäfte es erforderten.

Ich schweige von dem Entzücken, mit welchem die Meinigen mich aufnahmen, und sage euch nur noch, daß ich,

als ein Mann, der über unermeßliche Reichthümer zu gebieten hatte, mein Leben von nun an zwischen Ruhe und Vergnügen zu theilen beschloß. Ich kaufte alles, was nöthig war, um dieses Vorhaben auszuführen, Sklaven und Sklavinnen, Paläste und Ländereyen, und war wirklich eine Zeit lang nicht nur der reichste, sondern auch der glücklichste und zufriedenste Sterbliche, wenn nicht auf dem Erdboden, doch in Bagdad.

Mit diesen Worten schloß der edle Seefahrer für jetzt seine Erzählung, und befahl, daß die Musik, die bisher geschwiegen hatte, wieder beginnen sollte. Man zechte bis zum Abende, und der entzückte Lastträger wurde mit einem Beutel von hundert Zechinen, und der Einladung, sich morgen wieder einzufinden, um die fernern Abenteuer seines Wirths zu vernehmen, entlassen.

Man kann denken, daß er nicht wegblieb. Er kleidete sich seinen verbesserten Umständen gemäß, und wurde von dem großmüthigen Seefahrer mit treuherziger Höflichkeit empfangen. Auch die übrige Gesellschaft hatte sich wieder eingestellt, und das Ende der Mahlzeit war der Anfang der fortgesetzten Erzählung des Wirths.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Febr.

Eine unsrer Zeitungen enthält eine Nachricht des Ober-Medicinalraths Klapproth über den so oft besprochenen großen Diamant des verstorbenen Hofraths Beireis. Er erzählt: „Bekanntlich hielt Beireis bey Besuchen von Fremden, wenn er darunter einen Chemiker oder Mineralogen vermuthete, seinen Diamant zurück. Auch ich sah ihn nur bey einem zweyten Besuche dadurch, daß ich eine Gesellschaft antraf, welcher so eben der Diamant gezeigt worden war, so daß Beireis von seiner gewöhnlichen Ausflucht, ihn nicht zu Hause zu haben, nicht Gebrauch machen konnte. Er schien dies nach seiner Versicherung unbezahlbare Kleinod mir ungern in die Hände zu geben, und auf meine Bemerkung: daß die Aechtheit wol erst noch der chemischen Feuer-Probe bedürfe, erwiederte Beireis, es sey bereits geschehen, er habe den Diamant unter die Muffel gebracht, und, nachdem er sich eine Zeitlang am sonnengleichen Feuer ergötzt habe, ihn wieder aus dem Ofen genommen, und der Verlust sey so unbedeutend gewesen, daß er kaum den Werth von 6 Millionen Thaler betrage." Wie es heißt, fährt Klaproth fort, „ist der Diamant schon vor dem Tode seines Besitzers verschwunden. Schade, daß so keine Analyse desselben mehr statt finden, und mein Urtheil bestätigen kann, daß dieser vermeintliche Diamant ein, übrigens durch seine Größe ausgezeichnetes, Topas-Geschiebe war, dergleichen kleinere man in Sammlungen unter dem Namen: Zeilanische Kiesel, oder Kai-Steine, findet."

Unsre Theater-Repertoirs sehen seit einigen Wochen gar lustig aus! Rochus Pumpernickel und Künstlers Erdenwallen wechseln ab, so daß ein: Götz von Berlichingen, eine Maria Stuart (welche Stücke sich zuweilen darin verlieren) wie ausgesetzte Kinder erscheinen. Bey Künstlers Erdenwallen mag Ifflands ausgezeichnetes Spiel, welches durchaus gesehen seyn will, Ursache seyn, obgleich auch dieser Karakter, wie alle, jedes schickliche Gefühl beleidigt. — In den nächsten Tagen gibt man Kotzebues kleines Lustspiel: Der häusliche Zwist und Franca de Foix, Oper nach dem Französischen, Musik von Berton.

Von dem als äußerst brauchbar anerkannten Werkchen: Der Pferdearzt, von Hrn. J. N. Rohlwes ist die zweyte verbesserte Auflage erschienen (bey Maurer). Das zweyte eben erschienene Heft von Seidels fürs Pianoforte komponirten Liedern ist dem Musikliebenden zu empfehlen. Es enthält: Der Geheimnißvolle und Hoffnung von Schiller, die Kindheit von Matthisson, Bergslied von Kind.

Wien, 1 März.

Die vorläufige Bekanntmachung des Systems, welches man zur Verbesserung unsrer Finanzen, besonders zur allmähligen Vertilgung der Bankozettel und Einführung der klingenden Münze, ergriffen hat und befolgen wird, hat hier, mit Recht, große Sensation gemacht. Das hierüber erschienene Patent ist höchst merkwürdig. Drey Dinge sind es besonders, die in der Sache von vorzüglicher Wichtigkeit sind: Die Einziehung der geistlichen liegenden Gründe in den deutsch-galizischen Erblanden, die Verzichtleistung der Staatsverwaltung auf das Recht, fernerhin Bankozettel zu fabriziren, und das Versprechen, daß über alle in dieser Angelegenheit vorzunehmenden Operationen den Staatsbürgern von Zeit zu Zeit öffentlich Rechenschaft abgelegt werden solle. Eine höchstens zehnprozentige Vermögenssteuer ist vorläufig angekündigt. Die Bankozettel sollen durch Einlösungsscheine, die klingende Münze vorstellen, eingezogen und vertilgt, von diesen Einlösungsscheinen aber jährlich beträchtliche Summen eingewechselt werden.

Die Urtheile über diese finanziellen Maßregeln sind — wie zu erwarten stand — verschieden. Einigen scheint es, als wenn sie allzulangsam zu dem gewünschten Ziele führen dürften; andere glauben, daß durch die festgesetzten Operationen der vorhabende Zweck allerdings nicht schnell, aber sicher und ohne zu große Belastung der Nation, so wie ohne Hemmung des innern und äußern Verkehrs werde erreicht werden u. s. w.

Da der Zeitpunkt, in welchem das angenommene System zur Ausführung kommen kann, erst nach mehrern Monaten eintritt; so hat das erschienene Finanz-Patent auf die Verbesserung des Curses noch nichts gewirkt, und dürfte auch, allem Anscheine nach, nicht früher als in jenem Zeitpunkte merklich darauf wirken.

In der kaiserlichen Burg wird an den Vorbereitungen zu den nahen Vermählungsfeyerlichkeiten Tag und Nacht aus allen Kräften gearbeitet. An Pracht und Glanz soll und wird es ihnen nicht fehlen. Auch bey vielen Privatgebäuden arbeitet man bereits an Vorkehrungen zur Illumination. An signifikanten Inscriptionen wird kein Mangel seyn. Unter den vielen, zum Theil ganz artigen Chronostichen auf die so wichtige Heirath ist das folgende eines der gelungensten:

VnIVersa stVpeMe ɛVropa tV Vna InVICtVm
sVperastI, LVDoVICa!

Es verbreitet sich so eben das Gerücht, daß der Vermählungs-Akt um einige Tage verschoben werden müsse, weil die Suite des Fürsten von Neufchatel, der morgen oder übermorgen hier anlangen soll, nicht zur bestimmten Zeit in Wien eintreffen könne. Die große Redoute, zu der bereits Eintrittsbillete an den hohen Adel und die Stellen vertheilt werden, soll jedoch an einem der letzten Faschingstage statt haben. Sie wird glänzend seyn.

Da der Fasching zu Ende geht, so sucht alles noch den Ueberrest desselben so gut als möglich zu genießen. Die Bälle werden stark besucht, und die letzten Redouten waren so voll, daß man sich in den Sälen kaum mit einiger Bequemlichkeit hin- und herbewegen konnte. Hausbälle, Pikeniks und Abendgesellschaften werden besonders in den Häusern der Kaufleute mit großem Aufwande und in ziemlicher Menge gegeben.

Nro. 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. März, 1810.

Daß ihn etwas bewege, dies ist das heißeste Dürsten
Unseres Geistes; er liebt alles, was so ihn erquickt.
Darum nennen wir schön, was gerngefühlt uns beweget,
Und erhaben das, was uns am mächtigsten trifft.
Suchet ihr andere Quellen des Schönen und des Erhabnen,
So fürcht' ich, daß ihr euch in dem Sande verliert.

Klopstock.

Ideen zu Kupfern für den Kling-Klingelalmanach.

Für romantische Künstler.

Unsern Künstlern fehlt es nur zu oft an gemüthvollen Gegenständen, indem die alten Staubäte aus der florentinischen und römischen Schule das Beste längst weggenommen haben. Der Karfunkelalmanach bietet eine Reihe herrlicher Momente dar, in welchen das tiefste innere Leben nach allen Dimensionen hervortritt. Ich will es hier versuchen, einige dieser Momente aus dem kindlich-mystischen Hohenliede vom Eiszapfen und der Frostblume, welches schon drey Recensenten wie der Dampf der Pythia begeisterte, in flüchtigen Umrissen anzudeuten. Vielleicht liest mich ein junger Künstler, welcher die hohe Kraft in sich fühlt, den irdischen Stoff zu zernichten, und das Gestaltlose zu bilden, und gibt uns einen Cyclus, der unsere Zeit auch in der Kunst auf den Indifferenzpunkt hebt, welchen bey uns zuerst die Theologie, hierauf die Philosophie und die Dichtkunst so glücklich erstiegen haben.

1.

An der Erde liegt ein Geweihter mit dem symbolischen Thierkreise um das Haupt, und bläst das Waldhorn. Aus den Tönen des Waldhorns hat sich bereits ein altes gothisches Kirchlein gestaltet, mit schmalen dunkeln Fenstern. In einem der Fenster steht sittsam-erröthend ein Frostblümlein, welches sich in ein rundes frommes Mädchengesicht endigt. An der Kirche ragt ein entblätterter Flieder aus einer Ritze, und von einem Aste desselben, Frostblümlein gegenüber, hängt ein stattlicher Eiszapf herab, unten in einen sentimentalen Jünglingskopf ausgehend, der eben anfängt, in Liebe aufzuthauen. Auf dem Flieder sitzt ein Sperling traurig, und denkt der vergangenen Zeiten seiner Liebe.

Pastor Schmolke sieht mit freudigem Erstaunen das Wunder des entstehenden Kirchleins, und scheint den Waldbornisten zu bitten, daß er ihm einen alten zerfallenen Schweinkoben neben seinem Hause wieder in Ordnung blasen möge.

Der Himmel und die Umgebungen deuten den Winter an, oder symbolisch, die eiserne Zeit, welche durch Liebe wieder in Gold verwandelt werden soll.

2.

Vom Gipfel der Cordilleras reitet ein europäischer Jüngling auf einer gefleckten Kuh durch die Luft. Ihm kommt Wischnu entgegen, dreyfaltig gestaltet, mit einem Drachenhaupte und Drachenflügeln, karfunkelnden Augen, und einem Menschenleibe, der in eine Erdkugel sich endigt. Der Dreyleibige sperrt bereits den Rachen auf, die ersehnte Vereinigung des Epopten mit dem All zu bewirken. Auf den Wolken schwebt, mit Gesang und Spiel, ein Chor himmlischer Bayaderen, und feyert den großen Moment, und aus der Tiefe blicken einige Wallfische, in deren Gebärden sich das ganze Schmachten des Gemüths nach Auflösung ausdrückt. Etwas in der Ferne sieht man einen Haifisch, der einen Brahminen verschluckt, welches sinnbildlich auf die unterste Stufe der Einswerdung der Kreatur mit dem All

bindeutet. Die Scene wird von einem Kometen erleuchtet, der einen langen Kuhschweif nachschleppt.

3.

Der Eingang in den Himmel. Ein unendliches Gebäude, von welchem aber blos die Thorsäulen und das Thor zu sehen sind. Das Thor ist alt, aber massiv, und von außen mit einem Vorhängeschlosse wohl verwahrt. Die Seele eines Romantikers steht am Eingange, mit Glaube, Hoffnung und Liebe, seinen Begleiterinnen. Die arme Seele des Romantikers ist von der himmlischen Liebe so abgezehrt, daß sie kaum noch eine Seele heißen mag; dagegen sind Glaube, Hoffnung und Liebe recht wohl bey Leibe. Der Schatten des Romantikers spielt auf dem Schatten einer Guitarre ein Pamonslied. St. Peter guckt neugierig aus dem kleinen, am Himmelsthore angebrachten Schiebfensterchen, und reicht mitleidig dem matten Sänger einen Trunk von dem Wasser des Lebens, worüber Glaube, Liebe und Hoffnung sich betroffen ansehen, und Miene machen, wieder umzukehren. Von der Seite kommen die Seelen Eiszapfens und Frostblümleins, von dem Baren des Thierkreises sittig auf den Tatzen getragen. Ein Engelein flattert mitleidig herbey, um ihnen eine Stelle an dem Fenster eines gefrornen Hallelujah anzuweisen.

Julius.

Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns.

7.

Von Neusohl stehen dem Reisenden mehrere Wege nach den karpathischen Gegenden Ungarns offen. Ich schlug den über den steilen Berg Sturetz ein. Bald hinter der gedachten Stadt wird die Gegend waldig. Man kommt in ein Thal, durch welches die Bistricza rauscht. Nach beyden Seiten hin erheben sich hohe Gebirge gen Himmel. Man fährt durch dunkle Tannenwaldungen, und wird bey den wechselnden Naturscenen bald von sanfter Melancholie, bald von stillem Schauer ergriffen. An den Ufern des Waldstromes findet man viele schöne Tropfsteine, so wie der Mineraloge überhaupt in dieser Gegend viel Interessantes vorfindet.

In dem Orte Altgebirg, nahe am Fuße des Sturetz, werden bey einem Posthalter, dem hiesigen Müller, die Pferde gewechselt. Da es schon spät Nachmittags war, und die Fahrt über den Berg im Dunkeln sehr gefährlich ist, so entschloß ich mich, in der Mühle zu übernachten. Sie liegt in einiger Entfernung von dem Dorfe, das übrigens auch ganz einsam und verlassen liegt. Räubereyen waren hier noch vor wenigen Jahren nichts Seltenes. Die Mühle wurde bereits zu verschiedenenmalen des Nachts überfallen und ausgeplündert. Ich mußte mir von der gutmüthigen Müllerinn von diesen Ueberfällen lange erzählen lassen, was eben nicht geeignet war, mir eine ruhige Nacht zu bereiten. Sie verging indeß ohne irgend eine andere Störung als jene der Mahlengänge.

Am frühen Morgen trat ich die beschwerliche Fahrt über den Sturetz an. Er ist hoch und steil. Das Fuhrwerk schleicht nur langsam aufwärts. Höchst elend ist der Weg. Lücken, große Steine, verdorbene Geleise fast überall; dabey ist der Weg so schmal, daß nur an wenigen Orten zwey sich begegnende Wagen mit Noth ausweichen können, und an vielen Stellen so stark an die fortlaufenden Abgründe streifend, daß man oft wähnt, das Fuhrwerk stürze hinab. Auf dem Wagen sitzen zu bleiben, ist gewagt. Man thut am besten, wenn man den steilen Berg zu Fuße besteigt. An mehrern Stellen wird man dafür durch interessante Aussichten belohnt. Erreicht man den Gipfel des Sturetz, so wird man von einem geheimen Schauer ergriffen, wenn man in die tiefen Thäler, über die man sich erhoben hat, zurückblickt, und den zurückgelegten, und wie es dem Auge scheint, fast senkrecht stehen Weg übersieht. Die Aussicht, die man jetzt hat, ist anziehend. Noch gefährlicher ist die Hinabfahrt vom Berge. Man ist herzlich froh, wenn man glücklich am jenseitigen Fuße des Berges anlangt. Indeß muß man es sich gefallen lassen noch eine ziemliche Strecke weit auf einem sehr schlechten Wege voll Steine fortzufahren, und tüchtig herumgeschüttelt zu werden. Wie oft wird man dabey an Göckingks Worte erinnert:

Es steht geschrieben:
Die böse Sieben,
Hypochondrie,
Aus Kreuz und Magen
In einem Huj
Heraus zu jagen,
Sey in der Welt,
Wems sonst gefällt,
Kein bester Mittel
Als solch Geschüttel.

Auf der Poststation Ossada ließ ich mir ein Paar wohlzubereitete Forellen schmecken. Der dortige Gasthof ist für diese öde Gegend ziemlich bequem, und man wird in demselben noch besser bewirthet, als in dem zu Rosenberg. Von Ossada hieher ist der Boden im Ganzen fruchtbar, und der Ackerbau einträglich. Bey Rosenberg, das an der Waag liegt, über die eine lange hölzerne Brücke geschlagen ist, bricht Marmor. Die Gegend ist nicht uninteressant. Aber der gedachte Marktflecken zeichnet sich sonst durch nichts als durch seine Jahrmärkte aus, die stark besucht werden.

Die Liptauer Gespanschaft, in der ich mich nun befand, empfiehlt sich dem Reisenden weder durch die Wege, die hier sehr schlecht sind, noch durch die Bewirthung, die er findet. Diese ist fast durchgängig elend. Die Einwohner dieser Gespanschaft sind fast lauter Slaven deren an Grobheit gränzende Derbheit zum Sprüchworte geworden

ist. Die Deutschen in dem angränzenden Zipser Komitate pflegen einen sehr unbescheidenen Menschen gewöhnlich einen groben Liptaken zu nennen. Den Branntwein liebt der Slave ungemein. Von Natur zur Fröhlichkeit gestimmt, wird er bald ausgelassen lustig und über die Maßen geschwätzig, wenn er hitzige Getränke zu sich genommen hat. Jeder Reisende ist zu bedauern, der in einem Wirthshause übernachten muß, in welchem eine größere Anzahl berauschter Slaven beysammen ist! Ihr Lärmen und Toben, ihr Streiten und Zanken, und ihre Grobheiten sind gewöhnlich unerträglich. Uebrigens ist das slavische Volk nicht ohne Talent, arbeitsam, in manchen Dingen geschickt, und genügsam.

Karakteristisch ist bey den Slaven ihre große Liebe zum Gesange. Man hört sie besonders bey ihren Feldarbeiten gern Gesänge anstimmen, die gewöhnlich erotischen Inhaltes sind, und in melancholisch-klagenden Weisen abgesungen werden. Man kann ihnen oft nicht ohne Rührung und ein Gefühl von Wehmuth zuhören. Die slavischen Bauern scheinen hier und in Ungarn überhaupt im Ganzen noch sehr roh in Ansehung ihrer Bildung, und beschränkt in Ansehung ihres äußerlichen Zustandes zu seyn. Ihre Wohnungen sehen größtentheils ärmlich aus, und man findet in denselben wenig Bequemlichkeiten. Dasselbe gilt auch von ihrer Kleidung, die in der Regel sehr gemein und dürftig ist. Es wird noch viel Zeit und Mühe kosten, bis sie in Rücksicht ihrer Kultur etwas höher gehoben werden.

St. Nicolau liegt an der Waag, die von hier an mit Flößen befahren wird. Dieser Marktflecken ist ziemlich groß und lebhaft, und zählt unter seinen Einwohnern viele Juden. Nach mehreren Seiten hin ist der Boden fruchtbar und der Ackerbau beträchtlich.

Eine der fatalsten Poststationen auf meiner ganzen Reise war die zu Okolicsna, das nicht weit von St. Nikolau liegt. Man muß hier nicht nur mehr bezahlen, als die eigentliche Entfernung der nächsten Station zu Wihodna verlangt, sondern es sich auch gefallen lassen, mit vier Pferden weiter zu fahren, wenn man auch noch so leicht ist. Der Posthalter beruft sich auf eine höhere Anordnung in dieser Sache. Nun ist es wol wahr, der Weg von hier nach Wihodna ist großentheils bergig und bey schlechtem Wetter elend, so daß es ganz billig ist, den Inhaber der Okolicsnaer Post dafür schadlos zu halten, und es wird sich Niemand darüber beschweren, wenn er bey schlechtem Wege vier Pferde bezahlen muß. Wenn man aber hiezu auch bey gutem Wege, wo man schon durch ein einziges Pferd bequem fortgebracht werden könnte, gezwungen wird, und dabey auch noch außerdem mehr bezahlen muß als eine einfache Station, so wird man sich unstreitig mit Recht über Unbilligkeit beklagen können.

Zwischen Okolicsna und Wihodna seitwärts liegt Hradek, das Niemand, der diese Gegend bereist, ungesehen lassen sollte. Es befinden sich hier die Haupt-Salz-Niederlage an der Waag und mehrere Hammer. Nach und nach ist hier eine nicht unbeträchtliche Anzahl schöner Häuser entstanden, die von Kameral-Beamten bewohnt werden. Der Ort hat auf diese Weise und durch eine fast übertriebene Ordnung und Reinlichkeit, auf die in derselben mit aller polizeylichen Strenge gesehen wird, ein ungemein freundliches Ansehen erhalten. Dazu kommt die herrliche Chaussee, die eine Strecke weit hinter diesem Orte fortläuft. Die Gegend ist rauh und wild, und der größere Theil derselben von noch sehr ungebildeten Menschen (lauter Slaven) bewohnt. Um so angenehmer wird man überrascht, wenn man in dieser waldigen Einöde Hradek erblickt. Man glaubt seinen Augen kaum, hier so etwas ausgezeichnet Schönes zu finden. Nach allen Seiten hin erblickt man Nettigkeit, Reinlichkeit, Symmetrie und Solidität. Der Schöpfer all dieses Schönen ist ein Herr Wiesner von Morgenstern, ein Mann von Einsicht, bewundernswürdiger Thätigkeit und festem, strengem Karakter. Ihm war die Direction von allen Hradeker Werken anvertraut; er hat dies in ihn gesetzte Vertrauen dazu benutzt, Anlagen zu schaffen, die freylich dem Aerario große Kosten verursachten, aber auch für die Zukunft hinlängliche Entschädigung versprechen, und unstreitig das Schönste, Herrlichste sind, was man in dieser Art in der ganzen östreichischen Monarchie sehen kann. — Wiesner von Morgenstern wurde von Kaiser Joseph II, der ausgezeichnete Vorzüge leicht bemerkte und sie zu würdigen verstand, sehr geschätzt, und weil Wiesner bey dem Geschäfte der Länder-Vermessung so eifrig war, daß er oft schon am frühsten Morgen mit seinen geometrischen Instrumenten auf dem Felde arbeitete, so verlieh ihm Joseph II den Adel mit dem significanten Prädikate von Morgenstern.

Vorzüglich sehenswerth ist in Hradek die Schule, ein wahrer Tempel dem Aeußern und Innern nach. Eine Ordnung, eine Reinlichkeit, eine Eleganz und Solidität, wie man sie hier vorfindet, wird man sonst nicht leicht in irgend einer Schul- und Erziehungsanstalt in Europa antreffen. Es werden darin auch Forst-Wissenschaften vorgetragen, und die Musik mit vielem Eifer getrieben. Auch eine Mädchen-Anstalt war damit verbunden, und die Fortschritte der Schülerinnen in weiblichen Arbeiten erregten meine Bewunderung.

Keinem Manne von ausgezeichneten Vorzügen und Verdiensten fehlt es an Neidern und Feinden. Auch Hr. Wiesner von Morgenstern hat sie. Da ich dies schreibe, ist er nicht mehr auf seinem Posten. Er hat Hradek — seine schöne, herrliche Schöpfung — verlassen müssen, und soll gegenwärtig sich in Preßburg aufhalten. Aber lange wird er in seinen lebenswürdigen Werken fortleben, und sie werden laut genug seinen Ruhm verkündigen und ein bleibendes Ehrendenkmal für ihn seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Freyburg im Breisgau, 25 Februar.

Unser verehrter Jacobi, der sich diesen Winter, Hygiäen sey es gedankt! einer bessern Gesundheit und eines heitern Geistes erfreut, arbeitet mit rastloser Thätigkeit an der neuen Ausgabe seiner Werke. Nur wenige Nebenstunden hält ihn die Sichtung der Materialien zu seiner Biographie beschäftigt. Vergebens waren bisher alle Versuche, den zu bescheidenen Dichter zur eigenen Herausgabe seiner Bildungsgeschichte zu bewegen; alles, was seine Freunde von ihm erhalten konnten, war, daß er sich entschloß, mit einem aus ihnen, Hand in Hand, noch einmal die Gefilde der Vergangenheit zu durchwandeln, jede Stätte bezeichnend, die ihm theuer oder wichtig geworden war. So bleibt uns doch die Hoffnung unverloren, die treue Darstellung eines Lebens zu erhalten, das, ununterbrochen den Grazien und Musen heilig, auf den Geschmack seiner Zeit bedeutend wirkte.

Mit inniger Jugendwärme gedenkt der vielerfahrne Mann noch jetzt der freundlichen Zeit, wo er mit so vielen interessanten Menschen in genauer Verbindung lebte, die nun alle, den ehrwürdigen Wieland ausgenommen, vorangegangen sind,

quo divus Tullus et Aucus.

Freylich fehlt es auch an mancher schmerzlichen Erinnerung nicht, und erst kürzlich hat ihn die Körtische Briefsammlung, 2r Bd., Br. 46, 47 und 48, belehrt, daß auch er dem Schicksale, von seinen besten Freunden verkannt zu werden, nicht entgangen ist. Gleim beklagt sich nämlich in den angeführten Briefen mit Bitterkeit darüber, daß Jacobi während Gleims Abwesenheit Heinsen von Halberstadt entführt habe, um sich seiner bey Herausgabe der Iris zu bedienen. Bey dieser Gelegenheit noch einmal gegen die unvorsichtige Bekanntmachung vertrauter Briefe zu eifern, wäre überflüssig, da Friedrich Jacobi über den Gegenstand gesprochen hat; allein ein paar Worte zur Beleuchtung der Thatsache, von der die Rede ist, dürften hier nicht am unrechten Orte stehen.

Als Jacobi sich zur Herausgabe der Iris entschlossen hatte, regte Gleim, dessen preußischer Patriotismus sich überall, und manchmal sogar zur Unzeit, äußerte, den Wunsch, daß diese Zeitschrift in Halberstadt gedruckt, und vorzüglich für die preußischen Staaten bestimmt werden möchte. Jacobi aber, der, obschon Kanonicus zu Halberstadt, den größten Theil des Jahres hindurch im Schoße seiner Familie lebte, hatte bereits Düsseldorf zum Verlagsorte gewählt, und konnte folglich in Gleims Plane nicht einstimmen. Dessen ungeachtet interessirte sich dieser fortwährend mit der ihm eigenen Wärme für das Unternehmen. Gleim war es, der Heinsen zum Gehülfen bey den mit der Redaction verbundenen Geschäften vorschlug; Gleim entwarf die Bedingungen des Vertrags, wodurch jenem, neben einem anständigen fixen Gehalte, ein besonderes Honorar für seine eigenen Beyträge zur Iris zugesichert wurde. Die Mißbilligung einer von ihm selbst gegründeten Verbindung ließe sich daher kaum erklären, wenn nicht der Umstand hinzugetreten wäre, daß Jacobi und Heinse gerade zu einer Zeit Halberstadt verließen, wo sich Gleim in Magdeburg befand. Eine äußerst reizbare Empfindlichkeit, besonders gegen seine Freunde, war ein auffallender Zug in dem Karakter des sonst vortrefflichen Mannes. Seine bekannte Fehde mit Ramler (auf ihn bezieht sich vorzüglich der Ausdruck: „Ich bin es gewohnt, von meinen Freunden gemordet zu werden“), liefert dazu den besten Beleg. Auch hier verleitete ihn der Verdruß, Jacobi und Heinse nicht mehr in Halberstadt zu finden, verbunden mit dem wieder rege gewordenen Mißvergnügen über die Vereitlung seiner Plane in Hinsicht der Iris, zu einem ungerechten Vorwurfe. Gleim konnte es Jacobi nicht verzeihen, daß er seine Abreise nicht bis zu des Freundes Zurückkunft verschob; und doch war es ihm bekannt, daß Jacobis Geschäfte seine Anwesenheit zu Düsseldorf erforderten; daß er nicht nur den Seinigen den Tag seiner Ankunft, sondern auch mehrern Freunden, z. B. Zachariä und Ebert zu Braunschweig, und Lessing zu Wolfenbüttel, die Zeit seiner Durchreise bereits bestimmt hatte; daß es folglich nicht mehr von ihm abhing, Gleims Rückkunft, deren Epoche ihm sogar unbekannt war, abzuwarten oder nicht.

Noch immer spricht Jacobi mit vielem Interesse von dieser Reise und dem Vergnügen, das ihm Heinses Gesellschaft gewährte. Dieser verließ zwar damals sehr gern seine Hofmeisterstelle zu Halberstadt, die seinem Feueraeiste in keiner Hinsicht angemessen war; allein auch die Geschäfte, welche die Redaktion der Iris ihm anlegte, konnten ihm nicht gemüthlich seyn. Alles, was in einer bestimmten Ordnung, zu einer bestimmten Zeit geschehen mußte, war ihm verhaßt. Die Schranken einer dem schönen Geschlechte allein gewidmeten Zeitschrift tiefen seinem Genius nicht Spielraum genug, und so dauerte denn auch seine Zufriedenheit mit dem neuen Verhältnisse nicht lange. Jacobi trat nachher die Iris an einen Berliner Buchhändler ab, und Heinsen trieben eine gewisse innere Unruhe, oft die Mitgift vorzüglicher Menschen, und die Sehnsucht nach Italien über die Alpen.

Ohne die Körtische Sammlung hätte übrigens Jacobi von diesem Mißverständnisse niemals etwas erfahren; denn die Eintracht der beyden Freunde wurde dadurch nicht im Mindesten gestört. Nicht ein Wort ist darüber zwischen ihnen gesprochen, oder geschrieben worden. Beyde liebten sich bis zu Gleims Ende, wie dessen letzte Briefe an Jacobi beweisen, im Greisenalter mit dem ganzen Feuer der Jugendliebe, und Gleims Schatten zürnt gewiß dem Sammler, daß er seinem Bruder Jacobi nicht durch Unterdrückung einiger Briefe eine unverdiente Kränkung ersparte.

v. Neuven.

Den 26 Febr.

Seit einigen Monaten lebt der berühmte Joh. Peter Frank, kaiserl. russischer Staatsrath, und erster Leibarzt, in unserer Mitte. Durch Gesundheitsumstände genöthigt, den rauhen Norden zu verlassen, und nach philosophischer Ruhe sich sehnend, beschloß er, der glänzenden Anerbietungen ungeachtet, die ihn an die Ufer der Seine riefen, den schönen Abend seines thätigen Lebens in dem vaterländischen Rheinthale ganz der Vollendung seiner Werke zu weihen; und wohl uns, daß er unsere Stadt gewählt! Dankbar ertheilte der hiesige Stadtrath dem großen Manne in den ersten Tagen seines Hierseyns das Bürgerrecht, und er nahm es in einem verbindlichen Schreiben an. So ehrt der gebildete Bürger die Wissenschaft, und der humane Gelehrte den Bürger.

Möge der Frühling bald erscheinen, und den verehrten Menschenfreund an unsere reizende Gefilde fesseln, wenn es der Liebe ihrer Bewohner nicht gelingen sollte!

Berichtigungen.

Nro. 51, S. 204. Sp. 2. Z. 1, l. Reisen, st. Reichen. — 61, — 241, — 1, — 6, l. Leidenschaft, st. Landschaft.

Nro. 65.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. März, 1810.

Erfahrung bleibt des Lebens Meisterinn.

v. Goethe.

Vorübergegangene Erscheinungen, Eindrücke, Erinnerungen, besonders aus der Menschenwelt.

Aus der Mark Ancona 1807.

Der Knabe.

Luca! rief die Mutter, und nachdem sie umgeschaut, sah sie ihn von weitem kommen. „Wie er daherschleicht, wie eine Schlange! Für jeden deiner so langsamen Schritte solltest du einen Ferientritt (calce) bekommen.“ Dann ging sie. — Einer empfindsamen Seele könnte eine Mutter, die so spricht, wie eine Rabenmutter vorkommen; in Italien gehört das Hervorbrechen des innern leichtbewegten Ungestüms zur allernatürlichsten Ordnung der Dinge. E necessario di sfogarsi (es ist nothwendig, daß man sich ausspreche, auslobe, abkühle). Lucas ließ sich auch im geringsten nicht irre machen, und setzte keinen Fuß schneller oder langsamer, doch bewegte er sich gegen die Stimme; als er aber eine gewisse Anhöhe erreicht hatte, und nicht mehr die Mutter sah, dann setzte er sich ruhig nieder und knetete aus zäher Leimerde kleine Kugeln, die er wahrscheinlich brauchen wollte, um mit seinen Kameraden das Boccia-Spiel nachzuahmen — ein Kugelspiel, bey welchem die verschiedenen Kugeln wetteifern, einen gewissen Punkt zu erreichen. — Diese philosophische Gleichgültigkeit des Knaben, bey welcher er jedoch that, was ihm besser gefiel, das scheinbare Nachgeben, ohne sich eigentlich irre machen zu lassen, kontrastirte auffallend gegen die Heftigkeit der Mutter, und zeigte im Kleinen, wie die Menschen gewöhnlich am besten miteinander auskommen, wenn sie einander Verschiedenheiten entgegensetzen, und sich auch dabey in ihre Karaktere und Rollen einspielen, so daß sie zu rechter Zeit auf- und abtreten.

Die Morgenvisite.

Don Livio führte mich — es war etwa zehn Uhr des Morgens — sogleich in das Schlafzimmer seiner Frau, damit ich dort eine Tasse Chokolade nehmen möchte. Ich war noch nie in seinem Hause gewesen, und auf eine solche Verwandlung der Scene nicht gefaßt. Donna Valeria war aber nicht in der geringsten Verlegenheit, und imponirte durch doppelte abwechselnd und meisterhaft gebrauchte Waffen. — Sie schien, da man nur den Kopf sah, blos dem Ohre zu gehören, und doch wurde das Auge auf immer neue halbversteckte Erscheinungen an der seinen Decke, welche den Körper umhüllte, hingezogen. Ihre Wange glühte. — Die Formen des zurückgesenkten Kopfes bekamen etwas versprechendes Großes; vortretende Erhabenheiten erinnerten an eine schöne Brust; kurz, ehe ichs noch wußte, daß dies eine bey den vornehmern Italienerinnen ganz gewöhnliche Sitte ist, Gesellschaft neben dem Bette zu empfangen, begriff ich, daß diese Damen ihr Spiel verstehen. Natürlich darf der Spiegel der Toilette nichts dawider haben, sonst würde man wenigstens vorher bestmöglichste Vorkehrungen treffen.

Reverien auf der Promenade bey Macerata.

An den Mahler der Natur.

Der Schlendrian, die steife Gewohnheit, oder die herzlose Etikette haben das Originelle, das Naive und die

Grazie aus der Gesellschaft verbannt. Was sah ich auf der langen gepflasterten Gasse, als steife Gewänder, hölzerne Bewegungen! Der Mönch in seiner Kutte, die Dame in ihrem Modegewande, der Stutzer (Pastorello) im englischen Frack, was sind sie anders, als Kartenbilder aus Karton geschnittene leblose Figuren für einen optischen Kasten?

Du, der du die Natur belauschen willst, sieh die steinernen Wohnungen und die breite Gasse. Setze dich an den Hohlweg, wo es bergab und bergauf geht, und der braune Pfad neben tiefen Furchen hinläuft. Da wirst du sehen den freyen lebendigen Gang des Mädchens und des Knaben, da die Sorgfalt der Mutter für das schwankend folgende Kind, da die Traulichkeit der Thiere, welche dem Menschen sich anschließen, dem Rufe gehorchen, und so treu ihm sind, daß oft selbst lockende Kräuter und Wurzeln sie nicht abhalten können, dem Fortteilenden zu folgen. Aber nichts geht über den Instinkt, welchen die Natur zwischen Mutter und Kind gelegt hat, und reizendere Bilder, als die sind, in denen sich Mutterliebe ausdrückt, gibt es nicht.

Spätrosen.

Neben einem Kornfelde saß ein Kranker und rupfte einige Feldblumen, als sagte er — es war ein Rosen-Monat — geh immer für mich diesmal vorüber, Rosenzeit! dem Kranken genüge an der Feldblume! — Bey meiner Frage, wie es ihm ginge, heiterte sich sein Gesicht auf. Er sagte etwas, welches den Sinn hatte: „es wird für mich auch noch eine Spätrose geben.“ —

Der Blick der Hoffnung in dem Gesichte des Mannes schwebte mir lange vor, wie das Bedeutende dessen, was er gesagt hatte. Hoffnung der Spätrosen im Leben! du bist das Erdtheil des redlichen Herzens. Nach Leiden und Widerwärtigkeiten entblühst du aus dem Boden des Schmerzens und erquickst den Wanderer vor seinem Weggehen aus der in immer tieferes Dunkel versinkenden Landschaft des Lebens. —

(Der Beschluß folgt.)

Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns.

8.

In Wihodna, einem von Slaven bewohnten Orte, so wie auf der nächsten Poststation zu Lucsivna, mußte ich lange auf Pferde warten. Einen herrlichen Anblick gewähren die Carpathen, denen man sich nun immer mehr annähert. Sie heben stolz ihre vielen Gipfel gen Himmel empor, und sind oben mit ewigem Schnee bedeckt. So wie man in die Zipser Gespannschaft tritt, breiten sie sich dem Blicke des Reisenden auf einmal ganz aus, und geben einen frappanten Prospekt. Die untern und mittlern Regionen sind größtentheils mit Waldungen bedeckt, die obern dagegen fast ganz kahl, und die Gipfel selbst im heissesten Sommer beschneyt. Dies herrliche Gebirge läuft mehrere Meilen weit fort, und ist Lomnitz und Käsmark gegen über am höchsten. Man findet auf demselben interessante Thäler, große Seen, eine Menge heilsamer Kräuter, und auch aus dem Thierreiche manches Merkwürdige. Edle Metalle dagegen werden hier nicht gegraben. Ein Sauerbrunnen, in der Nähe des Dorfes Schlagendorf, war ehemahls von vorzüglicher Güte. In den neuesten Zeiten soll sich mit demselben eine süße Wasserquelle vereinigt, und dadurch dem sonst so herrlichen Sauerbrunnen vieles von seiner Kraft und Vortrefflichkeit benommen haben. Zwey evangelische Prediger, Mankisch und Genersich, haben über diese Gegend sorgfältige Bemerkungen und Beobachtungen durch den Druck mitgetheilt; von jenem haben wir ein interessantes Schriftchen über das Klima in dieser Gegend, von diesem eine ziemlich detaillirte Beschreibung der Zipser Carpathen erhalten. Die letztere ist erst vor ein Paar Jahren in der Geistinger'schen Buchhandlung in Wien erschienen.

So wie man das Zipser Komitat, oder die Grafschaft Zips betritt, glaubt man in eine neue Welt zu kommen. Alles wird freundlicher und besser. Man kommt nun wieder unter Deutsche, man kommt unter vorzüglich brave Menschen und in Städte. Das Herz erheitert sich, und es ist einem wohl. Deutsche Ordnungsliebe, deutscher Fleiß, deutsche Lebensart, Sitten und Gebräuche sprechen den deutschen Reisenden wieder freundlich an, und er glaubt, in seiner geliebten Heimath zu seyn. Wahrlich, der Deutsche ist unter jeder Zone sehr achtungswerth! Man fühlt sich bey ihm heimisch und wohl.

In dieser entlegenen Gegend, wo in den alten Zeiten nur Wölfe heulten, und die Erde nur Unkraut hervorbrachte, findet man jetzt eine große Anzahl freundlicher Städte, viel Industrie, und den Ackerbau in gutem Zustande. Es gibt zwar der Slaven viele, welche die meisten Dörfer dieser Gespannschaft bewohnen, aber kultivirt wurde diese Gegend von Deutschen, und Deutsche sind nicht nur die Ur-, sondern noch immer die vorzüglichsten Bewohner derselben. Welch eine interessante Erscheinung für den ausländischen Deutschen, hier am Fuße der Carpathen, in einem so versteckten Winkel Landsleute zu treffen, die, umgeben von Slaven, Rußnjaken und Pohlen, und weiter hin von Magyaren, ihre Deutschheit doch immer rein und kräftig zu erhalten, und ihre schätzenswerthe Originalität viele Jahrhunderte hindurch zu bewahren wußten!

Außer den zwey königlichen Freystädten Leutschau und Käsmark gibt es in Zipsen noch sechzehn andere kleine, offene Städte, die unter dem Namen der XVI Kronstädte bekannt sind. Ihre Anzahl belief sich anfänglich auf vier und zwanzig. Die ersten Bewohner derselben scheinen aus Ober-Deutschland hiehergekommen zu

seyn. Höchst wahrscheinlich wurden sie von ungarischen Königen theils der Bevölkerung, theils des Bergbaues wegen ins Land gerufen. Man wies ihnen eine unwirthbare Gegend an. Ihr Fleiß wandelte sie allmählig in ein hübsches Ländchen um. Sie dafür zu belohnen, und zur Industrie noch mehr aufzumuntern, gaben ihnen verschiedene Könige von Ungarn eigene Freyheiten und Privilegien, besonders nachdem sie auch bey verschiedenen Gelegenheiten sich in militärischer Hinsicht ausgezeichnet, und dem Staate dieβ bey die wichtigsten Dienste geleistet hatten. Das wichtigste Privilegium erhielten sie von Stephan V, im Jahre 1271. Sie erklärten freymüthig, daß sie sich nicht entschliessen könnten, auf adeligem Grund und Boden zu wohnen, und daher wurden sie auch als freye Bürger angesehen und behandelt. Sie hatten ihre eigene Verfassung, die sehr einfach, aber dabey ihrem Karakter und ihren Gewohnheiten ganz angemessen, und daher zweckmäßig war. Ein aus ihrer Mitte gewählter Graf war in Angelegenheiten von minderer Wichtigkeit die höchste Instanz für sie; wichtige Fälle wurden von ihm in Verbindung mit einem königlichen Grafen entschieden. Alle Rechtshändel mußten in ihrer Provinz untersucht und beygelegt werden, und sie durften nicht über die Gränze derselben, selbst vor den König nicht, citirt werden. Auch war den XXIV Städten durch feyerliche Privilegien zugesichert worden, daß sie nie verschenkt oder veräußert werden sollten und durften. Doch diese königliche Zusicherung wurde nicht gehalten. Die Veranlassung dazu war folgende: König Sigismund riß im Jahre 1412 dreyzehn Städte von den andern los, und verpfändete sie an Pohlen. Die übrigen eilf Städte wurden unterdeß an adelige Familien von dem Könige Mathias verschenkt, der wahrscheinlich ihre Privilegien nicht kannte. Aus freyen Bürgern wurden nun die Bewohner der eilf Städte adelige Unterthanen und sind dies noch. Gegenwärtig stehen sie unter der Herrschaft der gräflich Csakischen Familie. Wie groß übrigens der Unterschied zwischen freyen königl. Bürgern und adeligen Unterthanen sey, kann man hier deutlich genug sehen. Die Einwohner der eilf verschenkten Städte sind in Ansehung der Industrie, des Wohlstandes, der Sitten und der geistigen Kultur so sehr herabgekommen, daß sie in allen diesen Rücksichten gegen die übrigen freygebliebenen Zipser Städte außerordentlich abstechen. Diese wurden unter Maria Theresia im Jahre 1772 revindicirt; aber sie verloren auch bey dieser Gelegenheit den größten Theil ihrer Freyheiten. Der adeligen Gerichtsbarkeit oder dem Komitate sind sie indeß nicht unterworfen, sondern stehen unter einer eigenen königl. Administration.

Die Zipser Deutschen sprechen einen eigenen Dialect, der in jeder Stadt wieder anders modificirt ist. Indeß verbreitet sich unter ihnen die reindeutsche oder Bücher-Sprache immer allgemeiner, und die Gebildeten sprechen sehr gut, besonders die Gelehrten, die in dieser Hinsicht vor den Gelehrten in dem eigentlichen Oestreich, welche den Landes-Dialect nur selten ganz überwinden, einen Vorzug haben. Man hat in den neuern Zeiten die Zipser Idiotismen fleißig gesammelt, und man findet dergleichen Sammlungen unter andern in Bredetzky's Beyträgen zur Topographie des Königreichs Ungarn. (Wien, bey Camesina und Geistinger).

Die Kirchen-Reformation fand in Zipsen sehr bald viele Anhänger, und der Protestantismus faßte unter den hiesigen Deutschen schnell feste Wurzel. Die neue Lehre wurde dabey Anfangs auch von Seiten des katholischen Clerus nicht angefochten; man duldete sie ohne weiters, und die zum Protestantismus übergegangenen Zipser Pfarrherren verloren dadurch weder von ihrem Ansehen, noch von ihren Einkünften. Den Zehenten von dem Getreide bezogen sie wie bisher, und blieben überhaupt in ihren alten Rechten ungekränkt. Erst späterhin, als die Jesuiten auch hier geschäftig wurden, erwachte von Seiten der katholischen Kirche der unselige Geist der Intoleranz. Die Prediger verloren nicht nur den Zehenten, sie wurden auch auf mannigfaltige Weise gedrückt, verfolgt, verjagt, eingekerkert. Den Protestanten wurde ihre Kirche mit Gewalt genommen, und ihnen der schrecklichste Gewissenszwang aufgelegt. Unter diesem Drucke seufzten sie, bis Joseph II, der Unvergeßliche, ihre Fesseln sprengte und ihnen das Kostbarste, was der Mensch besitzen kann, Gewissensfreyheit, gab.

Keine Fabel.

Die Wahrheit, schmucklos, unverhüllt,
Stand vor'm Akademie-Portale.
„Wer sind Sie?" fragte Sophus mild.
— Die Wahrheit. — „Wahrheit?" rief er wild:
„Du bist verbannt aus jenem Saale,
„Aus dieser Stadt! Geh auf mein Wort!
„Sonst jagt die mächtigste Kabale
„Dich gar mit Schimpf und Schande fort." —
Mich zu verbannen dürft Ihr wagen?
So geh' ich. Aber unbedräut
Kehr' ich zurück in Herrlichkeit.
Mein gutes Mütterchen, die Zeit,
Weiß ihrem Kind nichts abzuschlagen:
Ich werd erscheinen, euch verjagen,
Das Heilligste, was nun mißfällt,
Das Unvergänglichwahre sagen.
Und, euch zum Hohn, wird alle Welt
Mein Wort im Geist und Herzen tragen.

Hg.

Auf Manche.

Sie schminkt und pudert sich, damit sie Buhler basche;
Sie wird mit großem Fleiße — Staub und Asche.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Strasburg, 3 März.

Die nahe Vermählung Kaiser Napoleons des Großen mit der liebenswürdigen östreichischen Prinzessinn Marie Luise ist am 27ten Februar den ersten französischen Staats-Behörden zu Paris offiziell bekannt gemacht worden, und zugleich sind Befehle in diejenigen Departemente ergangen, wo die künftige Kaiserinn durchreist, um zu ihrem feyerlichen Empfange alle mögliche Anstalten zu treffen. Das Programm der bey ihrer Ankunft auf französischem Gebiete zu veranstaltenden Feyerlichkeiten wird jetzt ausgearbeitet und nach Paris abgeschickt, um dort die höchste Genehmigung zu erhalten. Es wird kein Ball statt haben. Die Ankunft der kaiserlichen Braut in Strasburg soll am 22ten erfolgen; sie wird daselbst, wie man sagt, von der Königinn von Holland und mehrern andern erlauchten Personen bewillkommt werden, und nach zwey Tagen ihre Reise fortsetzen. Der Kaiser will sie in Compiegne erwarten, und einige Zeit mit seiner jungen Gemahlinn auf dem Lande zubringen, bevor er mit derselben in Paris seinen feyerlichen Einzug hält. Mehrere Hofdamen und Kammerherren werden in den nächsten Tagen hier eintreffen, um ihrer künftigen Gebieterinn bis an die östreichische Gränze entgegen zu reisen; die Königinn von Neapel, die sich gleichfalls nach Braunau begibt, wird ihnen folgen.

Einige kürzlich aus Deutschland zurückgekommene Chasseurs und Husaren-Regimenter besetzen in kleinen Abtheilungen die von hier nach Chalons führende Straße. Die hiesige schöne Ehrengarde setzt sich in Bereitschaft, um die erlauchte Prinzessinn festlich einholen zu können, und während ihres Aufenthalts in unserer Stadt die Ehrenwache bey ihr zu versehen.

Den 5 März.

Gestern ist der neue Präfekt des Niederrheinischen Departements, Hr. Lezay, hier angekommen. Heute machten ihm alle administrative, gerichtliche, geistliche und Militär-Behörden die Aufwartung. Hr. Lezay ist als Administrator, als Schriftsteller und als Diplomatiker gleich vortheilhaft bekannt. Er ist Verfasser mehrerer interessanter politischer Schriften, die in der durch große Preßfreyheit ausgezeichneten Epoche des 9ten Thermidor und 18ten Fructidor (vom Jul. 1794 bis Sept. 1797) erschienen. Seine Freymüthigkeit setzte ihn nach dem 18ten Fructidor großen Verfolgungen aus. Er hielt sich eine Zeitlang in Deutschland auf, und liebt die deutsche Literatur. Schillers Werke waren lange der Gegenstand seines Studiums; auch beschenkte er seine Landsleute mit einer sehr gelungenen Uebersetzung in Prosa von Don Karlos. Er war eine geraume Zeit hindurch Mitarbeiter am Journal de Paris, als der jetzige Senator Röderer die Herausgabe dieses stets durch interessante Artikel ausgezeichneten Blatts besorgte. Als Diplomatiker war Hr. Lezay eine Zeitlang bevollmächtigter Minister in Würzburg, und als Administrator bekleidete er bis jetzt die Präfekten-Stelle im Rhein- und Mosel-Departement zu Koblenz.

Unser diesjähriger Karnaval ist nicht minder glänzend, als in den verflossenen Jahren. Besonders zeichnen sich diesmal Bals parés oder Redouten im geräumigen Schauspielhause durch gute Anordnung und Eleganz aus. Die Maskenbälle sind ausnehmend besucht, allein man vermißt interessante Karaktermasken. Die Kassino-Bälle im Spiegel haben diesen Winter nichts Ausgezeichnetes, und die Gesellschafts-Bälle sind bis jetzt nicht sehr häufig.

Ohne die Anwesenheit des geschickten tragischen Schauspielers Joanny und seiner Begleiterinn Mad. Delaroche verlohnte es sich wol nicht der Mühe, unsers Theaters zu erwähnen. Allein die Vorstellungen, in welchen diese beyden Künstler auftreten, werden vom Publikum sehr gern gesehen. Joanny ist in der Darstellung hochtragischer Rollen Meister, und übertrifft hierin alle französische Schauspieler, den einzigen Talma ausgenommen. Als Othello und Hamlet (freylich nach Ducis schwacher Umarbeitung) ist er wahrhaft tragisch. Auch als Cid, Orosman, Tancred, Achill (in Racines Iphigenie) und Warwick wird er mit Recht allgemein bewundert, wenn er gleich zuweilen von Exageration nicht frey bleibt, was man denn aber dem französischen Schauspieler bey seinem Publikum zu gut halten muß. Nur Schade, daß dieser treffliche Künstler sehr häufig von den übrigen Schauspielern so schlecht unterstützt wird, worüber aber weniger diesen als der Direktion Vorwürfe zu machen wären.

Augsburg.

Von dem Theater in Augsburg ist in öffentlichen Blättern lange nicht die Rede gewesen, als wenn man stillschweigend darin einverstanden wäre, daß von ihm nichts Rühmliches gesagt werden könne. Indessen bedurfte selbst Alexanders Ruhm eines Curtius, um an allen vier Wänden unserer Schulzimmer zu wiederhallen! — Wenn man bedenkt, daß selbst in mancher großen Residenzstadt die besten Theater nicht so häufig besucht werden, als das hiesige besucht wird, so hat Hr. Schauspieldirektor Müller wenigstens einen ökonomischen Grund, mit seinem Publikum zufrieden, und auf eine gute Gesellschaft bedacht zu seyn. An gutem Willen dazu scheint es ihm auch keinesweges zu fehlen. Er hat in diesem Winter eine Menge neuer Subjekte angestellt, andere verabschiedet, und nahm bey neuen Engagements genaue Rücksicht auf die Wünsche des Publikum. Indessen hat er sich dabey zu sehr von dem ersten, verblenderrauschenden Eindrucke, welchen die Anzustellenden in den Gastrollen machten, leiten lassen, und so kam es, daß er in der Anstellung mancher Subjecte keine ganz glückliche Wahl getroffen hat. Der zu öftere Wechsel, der keinen ganz festen Takt verräth, ist aber einem Theater eher nachtheilig als vortheilhaft. Doch haben wir an Mad. Dorfer, Demois. Weyel und Hrn. Genze eine glückliche Acquisition gemacht. Erstere spielt die heroischen und klugen Weiber-Rollen mit großem Anstand; die zweyte ist als erste Liebhaberinn der Liebling des Publikum, und Hr. Genze kann, wenn er sich durch einseitigen Beyfall nicht hinreißen läßt, noch immer besser werden. Unter den übrigen zeichnen sich aus: Hr. und Mad. Lanius, Hr. Schwarz, Demois. Giuliani. In Schillers Maria Stuart haben Demois. Weyel als Maria, und Mad. Dorfer als Elisabeth Alles geleistet, was die Kritik billiger Weise fordern kann, und man muß es gestehen, die Erwartung übertroffen. Würde die Direktion künftig auf ein kleineres, aber um so kunstsinnigeres Personal sich einschränken, (denn bis jetzt hat sie wirklich der Leute mehr als sie braucht), und sich bey der königl. Regierung mit mehr Unternehmungsgeist darum bewerben, daß eine der müßig stehenden Klosterkirchen in der Mitte der Stadt zu einem Schauspielhause angewiesen würde, (denn den abscheulichen Perlachberg hinunter in die entlegene Jacobi-Vorstadt hinaus wird das Vergnügen in der That theuer erkauft), so würden wir bald Ursache haben, unserm Theater noch größere Lobsprüche zu ertheilen. — Zu bedauern ist, daß Mad. Müller durch einen unangenehmen Vorfall in diesem Winter bewogen wurde, ihr interessantes Spiel dem Publikum zu entziehen, was der vernünftigere Theil sehr bedauert.

Nro. 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. März, 1810.

Holde, süße Phantasey!
Immer wirksam, immer neu!
Nur wo deine Kinder schweben,
Dämmert Morgenroth ins Leben.

S. v. Seckendorf.

An die Phantasie.

Die du auf des Aethers Schwingen —
Um die Stirn das Zauberband,
Tausendfarbig dein Gewand —
Bald im West um Blumen schwebest,
Bald im Sturm zu Sonnen strebest,
Göttinn Phantasie, dir glüht
Meine Seele, strömt mein Lied!

Ewig wandelnd die Gestalten,
Flüchtige, wer fasset dich?
Deinem Blick entschleyert sich,
Von des Himmels Flamm' entglühet,
Was kein sterblich Auge siehet.
Wer folgt deinem Adlerschwung,
Flügelt ihn Begeisterung?

Wo dein Odem weht, keimt Leben;
Blumen schenkest du Gefühl,
Bächen Sprache, Zephyrn Spiel;
Hörst, wenn Nachtigallen schlagen,
Schmerz Pandions Tochter klagen.
Du beseelest Flur und Hain,
Leben gibst du todtem Stein.

Herrscherinn in Cypris Reichen!
Was ist Schönheit, eh' die Kraft
Deines Zaubers Reiz ihr schafft?
Du nur siehst auf schönen Wangen
Liebesgötter; heiß Verlangen,
Ahnung süßrer höhrer Lust
Weckst du in des Jünglings Brust.

Und wenn ihren stillen Kummer
Dir die blöde Liebe klagt,
Zweifelt, kaum zu seufzen wagt,
Nahest du der Hoffnungslosen,
Zeigst die Myrten ihr und Rosen,
Die zum Kranz — des Harrens Lohn —
Ihr schon blühn an Hymens Thron.

Mag das Schicksal Freunde trennen,
Legen Berge, Land und Meer
Zwischen ihnen: um sie her
Sammelst du auf deinem Flügel
Die zerstreuten; alle Riegel
Brichst du; dir, o Zauberinn,
Schwinden Raum und Zeit dahin.

Geister folgen deinem Winke;
Todten rufst du: sie erstehn!
Frühere Jahrhundert gehn
Hell vorüber dir; der Schleyer
Ferner Zukunft sinkt dir; freyer
Fliegt dein Blick, und fern und nah
Steht, was du gebeutst, dir da.

Süßer Einsamkeit Gespielinn,
Du Vertraute stiller Nacht!
Wenn die Sinne schlafen, wacht
Hell dein Geistesaug', es stehen
Welten vor dir — Sternenhöhen
Ueberfliegst du, und im Glanz
Schauest du der Sphären Tanz.

Ha! wie schwindet hier die Erde!
Wie ein Gott wallt hin mein Geist
Durch die Himmel; höher reißt
Ihn dein Flug — auf kühnen Schwingen
Nahet er dem Thron, ihm klingen
Engelharfen, und empor
Schwebt er zu dem heilgen Chor.

F. v. Köpken.

Vorübergegangene Erscheinungen, Eindrücke, Erinnerungen, besonders aus der Menschenwelt.

(Beschluß.)

Die Stimme des innern Genius.

Managgia! sagte ein Landmann, der unzufrieden von einem Geschäfte mit einem Herrn zurückkam, avessi fatto quel che pensava io, hätte ich doch nur gethan, was mir vorlag!

Es liegt in jedem natürlichen und nun mehr in jedem natürlich-gebildeten Menschen ein gewisses Gefühl der Ahnung, das aus seiner Eigenthumlichkeit, aus seiner ganzen Ichheit entspringt, und gleichsam als das stille noch nicht klar ausgesprochene Resultat seiner erlangten Kraft und Erfahrung anzusehen ist. — Dies ist der Genius des Menschen, der ihn selten irre leitet, aber nur wenigen ist es gegeben, ihn in sich wahrzunehmen und seine Winke zu beachten. Der Einfluß andrer auf uns ist so gewöhnlich und so groß, daß wir in unzähligen Fällen nur mit den Augen andrer sehen, nur mit dem Gefühle andrer fühlen, und doch war die Entstehung unsrer ganzen Ansichtsweise und der mit ihr zusammenhängenden exekutiven Kraft sicher von der ihrigen ganz verschieden und ihre Bedürfnisse können nicht die unsern seyn. — Wage es, auf dich selbst stehend, auch zu fallen, du wirst dich aufrichten und gehen lernen, ohne zu fallen, selbst auf holprigem Wege. Erblindest du in dir, dann tappst du im Finstern, mögen Kant, Fichte und Schelling sich dir zu Wegweisern andieten.

Blick in die Menschenwelt.

Die Menschen sind nun einmal wie sie sind. Der Egoismus und in Italien noch insbesondere ein gewisses Gewöhnen zur Hartherzigkeit gegen Andre haben die Humanität verdrängt. Der Druck, welchen die Reichen gegen die Armen ausüben, verbreitet sich durch alle Klassen, und Jeder lauert wie auf ein Wildpret darauf, daß er den Trieb des Habenwollens befriedige. Daß er auch zu geben habe, daran denkt er nur, weil er nicht anders seinen Zweck erreichen könnte, aber in der heutigen Lebenslust hat es der am weitesten gebracht, der bey dem wenigsten Geben am meisten Wuchergewinnst hat. Wehe dem, der es mit denen zu thun hat, welche diese Kunst systematisch treiben, und sie im Großen treiben können, und wehe dem, der es vergißt oder es durch die Noth fühlen lernt, daß man im Ganzen nur so lange bey den Menschen einigen Werth habe, als man geben kann oder sonst durch uns zu gewinnen ist! —

Einfachheit des Lebens und Bedürfnisses, Anspruchlosigkeit und Verborgenheit sichern uns den Frieden in den Verhältnissen des Lebens. Irgend einmal trifft man doch auf ein Herz, dem es gar nicht möglich ist, selbstsüchtig zu seyn, das selbst in der Dürftigkeit zur humansten Liberalität geboren ist. — So war C** aus den Bergen des Abruzzo.

Bisogna avec considerazione.

Jede Sprache hat gewisse Ausdrücke, die in dieser Sprache bedeutender sind als in einer andern, und an den Geist des Volks, an die Summe oder die Art seiner Erfahrungen, u. s. w. erinnern. Ton und Artikulation eines Individuums geben nach Verschiedenheit des Anlasses und der Umstande oft noch eine schärfere Bedeutung, und — man konnte eine Geschichte eines Menschen in der Geschichte kleiner Worte schreiben, wenn man genau anzugeben vermöchte, wie und wo sich ihm der sinnvollere Theil seiner Sprache eindrückte. — Man kann daher oft vor einer einzelnen Redensart, ohne daß sie gerade einen Denkspruch enthält, wie vor einem deutungsvollen Monumente der Zeit stehen bleiben. Die italienische Sprache hat viele solcher Ausdrücke, die von dem Sinne dieses Volkes zeugen und zu einer Menge von Betrachtungen Anlaß geben, durch welche man sich das, was einem solchen Volke vorzugsweise angehört, auf die einfachste Art aneignet, indem man mit dem ganzen Volke mitfühlen, mitdenken, mithandeln lernt.

Die obigen Worte sollen zu diesen Bemerkungen nicht gerade als Beleg dienen, aber sie flößten mir für diejenige, welche sie auf eine eigne sinnvolle und gutartige Weise sprach, Achtung ein, und das Andenken an sie hing sich an jene Worte.

Minicuccia war ein junges Mädchen, etwa 15 Jahre alt, und wohnte bey einer verheiratheten Schwester, in deren Hause ich in M. ein Zimmer gemiethet hatte. An jedem Abende machte sie die Rechnung des am Tage für mich Ausgelegten, und immer war die Rechnung richtig; nur eines Abends entstand ein kleiner Streit. Die Differenz bestand in einer verschiedenen Ansicht derselben Sache, und Minicuccia vertheidigte die ihrige auf eine so verständige Weise, als hätte ich einer jungen Philosophinn zugehört. Besonders hatte mich der sanftfeyerliche Ernst, mit der sie das bisogna avec considerazione sagte, gefreut.

Sie machte mich dadurch in der That auf manche Vortheile aufmerksam, die ich in meiner damaligen Lage hatte, die ich bey einer Aenderung derselben wahrscheinlich verloren haben würde. Wenn man das Leben kennt, so thut man Verzicht darauf, alles nach seinem Wunsche zu finden, und, eins gegen das andre gewogen, gewinnt man da am meisten, wo man sich zu schicken, und mit dem Guten, das man hat, zu begnügen weiß. Diesen Sinn für die goldene Mittelmäßigkeit geben in der Regel nur die spätern Jahre, denn nur durch Vergleichung vielfacher Erfahrungen lernt man den Takt der Beschränkung, und lernt in der Summe seiner Glückseligkeit das negative Gute durch das bisogna avec considerazione in positives Glück verwandeln.

C. G.

Bemerkungen auf einer Reise durch mehrere Gegenden Ungarns.

9.

Die deutschen Städte und Dörfer in Zipsen sind größtentheils von Protestanten bewohnt. Man zählt deren gegenwärtig zwischen 43 - und 44000. Sie besolden ihre Kirchen- und Schullehrer aus eignen Mitteln. Die katholischen Pfarrherren aber genießen noch immerfort den Zehenden. In den meisten Kronstädten ist übrigens die Anzahl der Katholiken gering, und sie bilden nur schwache Gemeinen. Lesenswerth ist eine Abhandlung von dem Poprader Prediger Fabricius über den Zehend der Zipser Pfarrherren in Grellmanns statistischen Aufklärungen über Oesterreich.

Die Zipser Deutschen haben viele gutemgerichtete niedere Schulen, wie man sie selbst in Deutschland nicht besser findet. Ihre Lehrer sind nicht so eingeschränkt durch vorgeschriebene Methoden, Inspektionen u. d. m., wie in den kaiserl. deutschen Erblanden; sie können sich freyer und selbstständiger regen, und daher leisten sie auch ungleich mehr. Auch zwey protestantische Gymnasien, mit denen vor ein Paar Jahren noch zwey Institute verbunden waren, findet man in Zipsen, das eine in Käsmark, das andre in Leutschau. Jedes hat seine eigenen Vorzüge.

Ich fand unter den Zipser Gelehrten viel Sinn für Literatur. Mehrere von ihnen besitzen schöne Bibliotheken. Einige der besten deutschen Zeitschriften sind unter ihnen in Circulation. Diese Männer erhalten ihre Heimath in einer beständigen geistigen Verbindung mit dem Auslande. Mehrere von ihnen haben sich durch literarische Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht, und die besten deutschen Schriftsteller Ungarns sind fast lauter geborne Zipser. Biographische Nachrichten über sie und ihre literarischen Bemühungen müßten auch für das Ausland Interesse haben.

Die Zipser Deutschen führen eine einfache, frugale Lebensweise, und zeichnen sich durch Gewerbfleiß, gute Sitten, religiösen Sinn und deutsche Biederkeit aus. Die Städte sind fast von lauter Handwerkern bewohnt, die neben ihrem Metier auch Ackerbau treiben. Die vorzüglichsten Nahrungsquellen der Zipser sind, außer dem Ackerbau, der Handel mit Leinwand, mit Branntwein, und zum Theil auch mit Wein, der übrigens in dieser Gegend nicht wächst. Zipsen steht in Ungarn als Flachsland oben an, und die hiesige Leinwand zeichnet sich durch ihre Güte sehr aus, und wird weit und breit verführt.

Poprad ist die erste Stadt, in welche man in Zipsen auf der Poststraße kommt. Sie liegt an dem Flusse Poprad und treibt starken Leinwandhandel. Ringsherum liegen die Städte Felka, Matzdorf, Georgenberg und Michaelsdorf, die kaum eine halbe Stunde von einander entfernt sind, und gewöhnlich das Oberland genannt werden. Es fehlt ihnen nicht an Leben. Auch findet man hier schönen Kleebau, und in der Nähe von Poprad wird Torf gegraben. Der Kleebau ist erst vor einigen Jahren eingeführt worden. Ziemlich nahe liegt der Schlagendorfer Sauerbrunnen, und ein heilsames Bad zu Johannowetz.

Ich richtete meinen Weg nach Käsmark. Von Poprad bis dahin hat man zwey bis drey Stunden zu fahren. Man kommt durch das hochliegende, freundliche Städtchen Georgenberg, durch Matzdorf, das sich durch seine treffliche Pferdezucht auszeichnet, durch Gros-Lomnitz, wo der auch als Schriftsteller rühmlichst bekannte Gregor von Berseviţy wohnt, und durch Hunnsdorf, wo es viele Juden gibt.

Käsmark liegt an der Poprad oder Poper, und ist mit einer alten, schwachen Mauer umgeben. Es ist viel Leben in dieser Stadt, und die Einwohner scheinen den Luxus und das Vergnügen sehr zu lieben. An dem hiesigen protestantischen Gymnasium arbeiten mehrere kenntnißreiche und geschickte Schulmänner. Die beyden evangelischen Prediger sind gleichfalls vortheilhaft bekannt.

Ganz nahe bey Käsmark liegt Leibitz, eine XVI Stadt von beträchtlichem Umfange. Sie hat einen ansehnlichen Ackerbau und schöne Waldungen. Die hiesige katholische Pfarre ist, wegen des einträglichen Zehends, eine der besten und reichsten Pfarreyen in ganz Ungarn. In der Nähe von Leibitz gibt es ein gutes Schwefelbad.

Einige wenige Stunden von Käsmark liegt Neu-Lublau, wo sich ein treffliches Bad mit einem herrlichen Sauerbrunnen befindet. Es wird stark besucht. Die XVI Stadt Bela ist ziemlich groß und hat viel Ackerbau. Die Einwohner sprechen einen eigenen Dialekt und dienen den übrigen Zipsern oft zur Zielscheibe ihres Witzes. Ein Beler Stückchen heißt hier so viel als anderwärts ein Schildbürger Stückchen.

Von Käsmark reiste ich nach Leutschau. Man kommt auf diesem Wege über den sogenannten Rehberg, wo die Fahrstraße ungemein schlecht ist. — Leutschau liegt gegen Norden, Westen und Osten durch Berge gedeckt, und man findet daher hier eine merklich mildere Temperatur als in den übrigen Zipser Städten. Es gedeihet hier sogar der Weinstock und manches andere Gewächs des südlichern Klimas. Die Einwohner von Leutschau zeichnen sich besonders durch Frugalität und stille Bravheit aus. Das hiesige evang. Gymnasium, dessen Rektor Liedemann ein für das Gute sehr warm südlender Mann ist, hat manche Vorzüge vor mehrern stärker besuchten Gymnasien in Ungarn. Der Weg von Leutschau nach Iglo ist trefflich. Es wäre zu wünschen, daß Ungarn viele solche Straßen hätte. Iglo ist unter den XVI Städten unstreitig die freundlichste und lebhafteste. In ihr hat die Administration der gedachten Städte ihren Sitz. Der Himmel gebe, daß die Zipser ihrer alten Lebensweise noch lange treu bleiben mögen! —

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 24 Febr.

Die königlichen Personen erscheinen oft im Theater, freundlich und liebevoll wie sonst, und auch am Hofe ist noch immer Einfachheit der höchste Prunk. Ja selbst das Gewand flitternder Etikette ist, wenn es gebraucht seyn muß, beengend, und kann auch nicht verbunden werden mit der ungezwungenen Herablassung des erhabenen Paares. Der Kronprinz, der ein Freund schöner Künste ist, veranstaltet zuweilen kleine Konzerte, und verräth in vieler Hinsicht ungemeine Fähigkeit, welche gewiß nicht ungeweckt bleibt, da ihn eine Anzahl achtungswerther Männer als Lehrer umgibt.

Mit Ernst denkt man jezt daran, die Universität zu errichten und zu begründen. Der Staatsrath v. Humboldt ist für diese neue höhere Bildungs-Anstalt sehr besorgt, auch sollen, der Sage nach, bedeutende Summen angewiesen seyn, die Professoren zu besolden, und anzuschaffen, was eine solche Schöpfung begehrt.

Man sagt, es werde eine höchst bedeutende Abgabe auf einzuführende baumwollene Waaren gelegt werden, damit der Absatz von den leinenen Produkten sich vermehre.

Am 23ten erschien, nach langer Rast, Otto von Wittelsbach wieder auf unsrer Bühne, aber mit welcher Besezung! Es schien, als ob die Direction ihr lobenswerthes Bemühen, alle Stücke glänzend zu geben, einzig auf die neuern, oft schalen Erzeugnisse richten wolle, und dies wird jeder Unrecht finden, denn, wenn man für ein altes treffliches Werk nicht so viel Achtung hat, daß man es dem Publikum nen zu erhalten sucht, so bezeugt man: daß nur der Beyfall der Menge das Ziel ist, wornach man geizt! — Doch das möchte immer noch hingehen, die Hülle läßt den unbekümmert, der den Kern schäzt; aber welch eine Besezung war es! Unter allen Mitspielenden standen nur Mattausch als Otto, Herbt als Reuß von Plauen, Kafelitz als Konrad v. Aicha, an ihrer Stelle. Erstrer gab den Heiden mit einer kräftigen Biederkeit, die ihm ganz eigen ist, und ihn belohnte rauschender Beyfall. In der Scene, wo ihm der Brief vorgelesen wird, störte ihn der Leser, denn er las nicht, sondern stammelte, was indessen dem Souffleur zur Last fallen mag. Dies abgerechnet war Reuß von Plauen überall, was er seyn sollte. Hr. Lemm war für die Rolle des Kaisers viel zu jung, die Brüder Otto's und der Herzog v. Baiern gaben ihre Karaktere höchst mittelmäßig, die kaiserlichen Prinzessinnen thaten jedem Zuschauer leid, denn sie waren ihren Rollen nicht gewachsen, und den Knappen Wolf bedauerte man ebenfalls, weil er sich hier im Ernsthaften quälen mußte, da er doch durchaus der Komik angehört.

Das Journal Welt- und Zeitgeist, das in Leipzig in der Bruderschen Buchhandlung seit Anfang dieses Jahres erscheint, und wovon zwey Hefte in den Händen der Interessenten sind, wird von einem hierlebenden Schriftsteller redigirt.

Die am 25 Jan. d. J. während der Sizung der k. Akademie der Wissenschaften gehaltene Vorlesung von Buttmann: Ueber den Mythos des Herakles, ist in der Mylius'schen Buchhandlung erschienen. Der Hauptzweck des Verfassers ist zu zeigen, wie in den alten Mythen der historische Bestandtheil von dem poetischen geschieden werden müsse. Nach seiner Ansicht ist der Mythos des Herakles ursprünglich rein poetisch, und der Held das Ideal menschlicher Vollkommenheit, geweiht dem Heile der Menschen, oder vielleicht in seiner ursprünglichen Gestalt dem Heile der eigenen Nation. — Von des Grafen von Hoffmannsegg botanischem Prachtwerke: Flora portugaise, ist die 5te Lieferung erschienen, so wie Harders Kompositon der Romanze: Wettpreis der Minne von L. Brachmann, für die Quitarre im Kunst- und Industrie-Komtoir. — Morgen gibt Hr. Weitzmann ein Konzert zum Besten zweyer hülfsbedürftiger Familien.

Unsre Hande- und Spenersche Zeitung belehrt uns, daß der am 23 Jan. zu München gestorbene Baiersche Akademiker Ritter, unser Landsmann — zu Samitz bey Hägnau in Schlesien geboren — war, und daß er vor seinem Tode von seiner naturhistorischen Verirrung in dem Glauben: daß Menschen existiren, deren angeborne Sympathie zu den Metallen ꝛc. sich — wie bey Campetti — durch auffallende Thatsachen zu erkennen gäbe, und daß diese sich vielleicht mit den neuern Lehren des Galvanismus, der Elektrizität, des Magnetismus und der Polarität in wissenschaftliche Verbindung bringen lasse, völlig zurückgekommen sey.

Vor Kurzem wurde im hiesigen königl. Schlosse das Zimmer, worin sich die Invaliden-Kasse befindet, gewaltsam erbrochen, und 900 Thaler und darüber gestohlen. Der Thäter ist jezt entdeckt, ein Laternenbesorger im königl. Schlosse verübte die That aus Hang zu Ausschweifungen. Während der zehen Tage, in denen er das Geld besaß, gab er 700 Thaler aus, so daß man nur noch etwas über 200 Thlr. bey ihm fand.

Ein hiesiger Zahnarzt hat, dem Vernehmen nach, vor zwey Jahren 10000 Stück Menschenzähne gekauft, um sie zur Wiedereinsezung zu präpariren. Diese Zähne sollen von Militärs genommen seyn, die in einer der Schlachten in Preussen blieben. Wenn dieser Umstand für die Industriosität spricht, so ist er auch noch obendrein ein Beweis, daß die Geschichte eines Menschen — insofern die verschiedenen Körpertheile das physische Ganze bilden — nicht am Ende ist, wenn er sich nicht mehr unter den Lebendigen befindet, und daß fortihn der gewöhnlichste Mensch, hat er nur gesunde Zähne, zur Unsterblichkeit gelangen muß. Aber: der Zahn eines Tambours im Munde einer eleganten Dame? — — Welch ein Gedanke!

Charaden.

1.

Stagnantes undas limoso gurgite totus
Contineo: claudus mox liquor albus ero.
Cor de ventre trahas, accendo corda virorum;
Truncus, foeminea procreo mira manu.

2.

Mon premier est un ordre,
Mon second fut un ordre,
Mon tout est un désordre.

3.

Mein Erstes heißt entlassen, Helle geben,
Ausleeren, in die Höhe heben.
Mein Zweytes ist hier klein, dort kolossal,
Zu Land, zu Wassee, doch in keinem Thal.
Mein Ganzes, o Natur, dein Forscher und dein Freund,
Hat Scharfsinn, Laune, Witz, Gelehrsamkeit vereint.

Auflösung der Doppel-Charade in Nro. 60: Scheinheilig der Scheinheilige, der Heiligenschein.

Nro. 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. März, 1810.

So lang' ich bin, soll nichts von dir mich scheiden,
Natur, Natur!

v. Matthisson.

Die Insel King.

(Noch ungedruckt, aus dem zweyten Bande der Voyages aux terres australes par Humboldt etc.)

Mitten in der westlichen Oeffnung der Meerenge Baß, beynahe gleich weit von dem Lande Diemen und von Neu-Holland, liegt die Insel King, die von Norden nach Süden ungefähr 40 Meilen lang, hingegen von Osten nach Westen kaum 32 bis 33 Meilen breit ist; ihr ganzer Umfang beträgt 46 bis 48 Meilen. Der ganze westliche Theil dieser Insel hat keinen Schutz gegen die Wellen des unermeßlichen Süd-Oceans, und ist mit sehr gefährlichen Klippen besetzt; die Wassertiefe ist um die Insel her durchgehends ziemlich beträchtlich, und sogar in einer geringen Entfernung vom Lande findet man nicht leicht weniger als 6 bis 10 Faden; der Grund besteht fast überall aus einem schlammigen und schwarzen Sande, der zum Ankern sehr tauglich ist; aber unglücklicher Weise ist die Schicht desselben so wenig tief, und unter ihr sind so scharfe Felsen, daß es vielleicht keine Stellen gibt, welche der Schiffer mehr zu fürchten hätte. Zu diesem Uebel kommt bey der Insel King auch noch der schlimme Umstand, daß sie den Südwestwinden ausgesetzt und schrecklichen Strömungen unterworfen ist. Endlich findet man an dem ganzen Umfange der Insel keinen Hafen, ja nicht einmal eine tiefe Bay. Aus diesen Umständen zusammen genommen, muß sich ergeben, daß es für die Schiffe äußerst gefährlich ist, an dieser Insel zu ankern.

Die Insel King scheint, wegen ihrer Lage zwischen den hohen Bergen des Vorgebirges, der Inseln Furneaux und des Diemenslandes, wegen des Umstandes, daß sie frey und abgesondert liegt, und den Südwestwinden ausgesetzt ist, wegen der dicken Wälder, womit sie bedeckt ist, und wegen der Beschaffenheit der Felsen, woraus ihr Boden besteht, beständig eine feuchte und kalte Temperatur zu haben: wirklich, obschon wir uns zu einer Zeit daselbst befanden, welche mit dem Monate Junius der nördlichen Halbkugel übereinkommt, war doch die Atmosphäre immer wie in einem regnerischen und späten Herbste unserer Himmelsstriche beschaffen. Nebel und Thau waren daselbst immer sehr reichlich; in den vierzehn Tagen, die wir am Lande zubrachten, regnete es so zu sagen unaufhörlich; und wir hörten von den englischen Fischern, welche sich seit dreyzehn Monaten daselbst aufhielten: daß es den größten Theil des Jahres so sey. Diese Regen sind äußerst kalt und schwer; sie dauern gewöhnlich zwey bis drey Stunden, und hören nur einige Augenblicke auf, um darauf mit derselben Heftigkeit wieder anzufangen.

Der Verbindung aller hier erwähnten physischen Umstände hat die Insel King den in diesen Gegenden so schätzbaren Vortheil zu danken, daß sie mit süßem Wasser reichlich versehen ist. Ueberall, wo die Beschaffenheit des Bodens den Ausfluß und die Vereinigung des Wassers nicht hindert, findet man zahlreiche Quellen. Aber auf der nordöstlichen, auf der westlichen und südwestlichen Seite, wo der Boden besonders aus sandigen Hügeln besteht, welche das Regenwasser nicht zurückbehalten können, haben wir nirgends eine Spur von Bächen entdecken können; und da diese Hügel

gegen das Meer eine ununterbrochene Vormauer aufmachen, so läßt sich vermuthen, daß das Wasser genöthigt ist, gegen das Innere des Landes zurückzufließen. Diese Vermuthung wird durch die Erzählung der englischen Fischer einigermaßen bestätigt; sie versichern, in dem Mittelpunkte der Insel sey eine Art von großem See, dessen Wasser sehr tief sey, und in dessen Mitte sich eine kleine Insel erhebe, welche sie bis jetzt noch nicht besucht haben.

Die mineralischen Produkte der Insel King sind sehr mannigfaltig, und fast alle gehören den primitiven Felsen an. Unter diesen letztern bemerkte man einen sehr schönen Porphyr, welcher Krystallen von Eisen mit Schwefel vermengt (fer sulfuré) enthält; mehrere Gattungen von serpentinartigen und thonartigen Steinen, wovon einige in ihren Spalten gleichsam kleine Gänge von Asbest zeigten. An verschiedenen Stellen des Ufers fand man ziemlich große Krystallen von Hyalin-Quartz, Bruchstücke von Jaspis, und vornämlich sehr dicke Blöcke von einer röthlichen und sehr harten Breſche, welche aus Kieseln von jeder Größe besteht, und wegen ihrer reichen und mannigfaltigen Farben dem Steinschneider und Marmorarbeiter ziemlich große Vortheile gewähren könnte.

Alles Wasser der Insel enthält Eisen-Oxyd in einem so starken Verhältnisse, daß das Metall, welches diesem Oxyde zur Basis dient, wahrscheinlich vielen Antheil an der Zusammensetzung gewisser Steine hat.

Wir haben freylich keine Art von salziger Substanz beobachten können; aber die Fischer behaupten, daß sich im Innern des Landes ein ganz aus Steinsalz (muriate de soude cristallisé natif) bestehender Hügel befinde.

Unter allen der Insel King eigenthümlichen Steinarten ist keine merkwürdiger, als diejenige, von welcher ich noch zu reden habe; es ist eine Art von schwärzlich blauem, sehr feinkörnigem Granit, welcher mit kleinen, sehr schwarzen Krystallen von Hornblende vermengt ist, wodurch er das Ansehen von Hornstein erhält. Diese Substanz hat in ihren Massen eine Art von regelmäßiger und rautenförmiger Krystallisation, so daß jede dieser Massen eine triedrische Pyramide darstellt, deren Spitze nach oben gekehrt ist, und deren Ecken stark und schneidend sind. Wenn man einen von diesen Krystallen zerbricht, so bemerkt man, daß er sich in kleine Pyramiden auflöset, deren Form der Form der Hauptmasse ähnlich ist.

Dieser besondern Beschaffenheit hat der Granit, von welchem hier die Rede ist, den traurigen Vortheil zu verdanken, daß er der Schrecken der Seefahrer an diesen Küsten ist. Da er den größten Theil der Gestade der Insel King und der Inseln du Nouvel-An ausmacht, da er mit einer ähnlichen Beschaffenheit sich auch in dem Grunde des Meeres findet, wo er blos mit einer leichten Schicht von schlammigem Sande bedeckt ist; so ergibt sich daraus, daß von den scharfen Ecken dieses Granits die stärksten Kabeltaue bald durchschnitten werden.

Der ganze Theil der Insel, den wir haben untersuchen können, stellt das Gemählde einer sehr starken und kräftigen Vegetation dar: in verschiedenen Gegenden stehen die Bäume und Gesträuche so dicht an einander, und ihre Trümmer liegen überall so vielfach umher, daß es beynahe unmöglich ist, in die Wälder einzudringen; aber im Allgemeinen haben die Pflanzen, woraus sie bestehen, nicht die riesenmäßige Größe, welche wir an denen auf Diemensland bewundert haben; übrigens gehören sie zu denselben Geschlechtern, wie diese letztern; wie diese, bleiben sie immer grün; wie diese, sind sie ohne alle eßbare Früchte, und in dieser Rücksicht für die Bedürfnisse des Menschen und der obstfressenden Thiere unnütz.

Auf der ganzen Ausdehnung der Insel King bemerkt man keine Spur von der menschlichen Gattung, und Alles verkündet, daß diese Insel den wilden Völkerhaufen von Diemensland und von Neu-Holland gleich fremd ist.

Dagegen gibt es in den Südgegenden wenig Stellen, auf welchen so viele nützliche Thiere leben. Hr. Lesueur und ich haben daselbst eine Menge Gattungen gesammelt, die Europa nicht kennt, und unter welchen sich zwey zierliche Dasyurus, zwey Känguruhe, das sonderbare Thier, welches die Einwohner von Neu-Holland unter dem Namen Wombat kennen, und das noch viel außerordentlichere vierfüßige Thier, welches ich unter dem Namen Ehidné soyeux beschrieben habe.

Alle Gestade der Insel sind mit einer ungeheuern Menge von Amphibien bedeckt, von welchen einige nicht weniger als 8 bis 10 Meter (25 bis 30 Fuß) lang, und welche für die Engländer die Quelle eines interessanten Handels geworden sind.

In dem Innern der Wälder halten sich Kasuare in großer Menge auf; an den Elephantenfelsen leben ungeheuer viele Sturmvögel, Möwen (Mauves) und Fettgänse, wovon mehrere Gattungen für die Naturforscher neu waren; endlich fanden sich auch die meisten Vögel von Diemensland auf diesen nebligen Gestaden.

Die Familie der Reptilien hat mir nicht mehr als zwey Gattungen von Eidechsen und zwey Schlangen geliefert: diese letztern sind mit dem Geschlechte Boa in Ansehung der Schuppen verwandt, und waren beyde mit giftigen Fangzähnen bewaffnet. Ich habe mir auch eine neue Gattung von Kröten verschafft, die einzige, die ich sowol auf Diemensland, als in der Meerenge Baß, finden konnte.

Besonders an Mollusken, an Würmern und an Zoophyten gewährt die Insel King dem Beobachter gewissermaßen unerschöpfliche Schätze: in der That, ungeachtet der heftigen Stürme, welche in diesen Gegenden während unsers Aufenthalts daselbst herrschten, war ich doch so glücklich, mir dort mehr als hundert und achtzig unbekannte Gattun-

gen aus diesen drey Klassen des Thierreichs zu verschaffen. Unter diesem großen Haufen von Thieren zeichneten sich viele schätzbare Seltenheiten, dreißig bis vierzig Gattungen von Sauge-Schwämmen, von Antipathen, von Gorgonien, von Celleporen, von Reteporen ꝛc. mehrere Meernesseln, sonderbare Ascidien, zehn bis zwölf Holothurien, schöne Doris, zierliche Amphitriten, mehrere Aphroditen (Seeraupen), Nereiden, und Planarien ꝛc. aus. Der außerordentliche Ueberfluß an diesen Thieren hängt mit dem Ueberflusse an Tangen und Seepflanzen zusammen, unter welchen diese gallertartigen Stämme ihre Nahrung und ihre Freystätte suchen. (Der Beschluß folgt.)

Wichtige geographisch-statistisch-historische Neuigkeiten.

Einer der diesjährigen Pariser Taschenkalender: Etrennes mignonnes, curieuses utiles et interessantes betitelt,*) lieset dem neugierigen Leser im Kapitel: Géographie statistique et historique, eine Menge so merkwürdiger, neuer und aus den ächtesten Quellen geschöpfter Notizen auf, daß ich der Versuchung nicht widerstehen kann, einige der wichtigsten wenigstens hier zu übersetzen, um so köstliche Schätze durch dieses allbeliebte Blatt auch für blos deutsche Leser gemeinnützig zu machen.

Europa.

Der Fluß Velina in Italien ergießt sich neun Meilen weit von seinem Ursprunge in den See von Luco, und kommt noch einmal so stark wieder heraus, als er hinein geflossen ist. Die Forellen in diesem See haben keine Gräten.

In der Grafschaft Tipperary in Irland ist ein Brunnen, der demjenigen, der sich daraus wäschet, Haare und Bart augenblicklich schneeweiß färbet. Wenn er das Gegentheil bewirkte, welch ein Gedränge würde nicht bey diesem Brunnen seyn!

Deutschland.

In Deutschland herrschen bey den Begräbnissen fast dieselben Gebräuche, wie in England, denn auch dort wird ein eben so pralerischer und thörigter Aufwand dabey getrieben. Jedermann läßt sich lange vor seinem Tode seinen Sarg machen, und verwahrt ihn wie ein Heiligthum in seinem Hause. Dieser Sarg muß vom auserlesensten Eichenholze auf das künstlichste gearbeitet und polirt, das Zinn, womit er ausgefüttert wird, so rein als möglich seyn. Letzteres kostet oft 36 Gulden. Das Aeußere des Sarges wird mit einem schwarzen Tuche bedeckt, die Handhabn werden wohl übersilbert.

In England begräbt man die Leichname in Wolle, in Deutschland kleiden die Wohlhabendern sie in Seide die Armen in gewürfelte Leinwand; hauptsächlich aber ist man besorgt, jedem verstorbenen Manne seine schönste Perücke aufzusetzen und diese bestens einzupudern.

Jeder Leichenbegleiter bekommt einen Gulden, dafür muß er aber auch in einer schönen Perücke erscheinen. Je reicher an Locken und Puder diese Perücken sind, desto höher glaubt die Familie des Verstorbenen sich geehrt.

In einigen Gegenden Deutschlands ist es Gebrauch, den Leichnam in Beyseyn mehrerer Weiber in den Sarg zu legen, welchen Bisquit dabey gereicht wird. Von der Dicke dieser Bisquits hängt es ab, ob die Hinterlassenen als freygebig gepriesen werden wollen oder nicht; doch darf dabey eine Krone von Kandis-Zucker und ein Strauß von wächsernen Blumen ja nicht vergessen werden, welcher letztere, umgeben von Marzipan, auf einer sehr schönen weissen Servirte dargereicht werden muß. Hauptsächlich aber muß der Name des Verstorbenen in großen Buchstaben auf allem diesem Konfekte zu lesen seyn.

An vielen Orten wird der Sarg von den geschwornen Ausrufern getragen; je mehr deren hierzu genommen werden, desto ehrenvoller ist es für die Familie. Oft nimmt man ein Dutzend geschworner Ausrufer dazu, um ein Kind von vier Jahren zu beerdigen. Ist man nicht reich genug, geschworne Ausrufer zu nehmen, so bedient man sich der Studenten oder auch gemeiner Bürger. Der Leiche eines reichen Mannes folgen auf jeden Fall alle Studenten in der Stadt. Was aber den Leichenzug hauptsächlich ansehnlich macht, sind sechs in antikem Kostume schwarzgekleidete Klageweiber, in der Regel die Mägde des Verstorbenen oder der Familie. Diese gehen, Paarweise, so gravitätisch, als ihre Rolle dies erfordert, einher, und sie singen dabey gewisse Liedrr in einem schauderhaft kläglichen Tone, indeß die Schüler Hymnen anstimmen, die zum Lobe des Verstorbenen gedichtet worden sind.

Preussen.

Zu Potsdam findet man Treibhäuser. Friedrich aß so gern frühzeitiges Obst, daß er, ehe diese Treibhäuser angelegt wurden, eine Kirsche oft mit einem Dukaten bezahlte. Im letzten Augenblicke vor seinem Tode beschäftigte er sich noch sehr ernstlich mit seinen — Ananas.

In der Gemälde-Galerie war ehemals eine schöne Magdalena von Raphael. Friedrich vertauschte sie aber an den Kurfürsten von Sachsen für ein — Kavallerie-Regiment. Tausche der Art scheinen in jenen Ländern gar nicht selten gewesen zu seyn, denn August II, Kurfürst von Sachsen, hat einst auch vom Könige Friedrich Wilhelm I für ein schönes Dragoner-Regiment acht und vierzig große Vasen von Porzellan eingehandelt.

Schweden.

In den Bergwerken von Danmora hört man jeden Mittag Punkt 12 Uhr einen ganz fürchterlichen Knall.

*) Chez. Demoraine, imprimeur-libraire, rue du petit Pont. Aux Associés.

Schwer ist es, von diesem wunderbaren Phänomen eine physische Ursache anzugeben. *)

* * *

Doch genug, um deutsche Leser nicht auf einmal allzugelehrt zu machen! Ists aber nicht wirklich zum Erstaunen, wie genau und gründlich der verdienstvolle Herausgeber dieses niedlichen und doch so lehrreichen Almanachs von solchen deutschen Merkwürdigkeiten sogar unterrichtet ist, wovon selbst Eingeborne noch kein Wort wissen?

L. v. Wildungen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Ulm.

Da die Hainsche Schauspielergesellschaft im vorigen Herbste von hier abging, so schien das Theater für den Winter leer zu stehen. Bey den starken Durchzügen der nach Frankreich zurückkehrenden Truppen, die der Stadt täglich neue Lebhaftigkeit gaben, und der damit verbundenen fast ununterbrochenen Einquartierung, wurde zwar, außer den davon befreyten Familien, diese Unterhaltung vielleicht von wenigen vermißt. Wenigstens ließ sich aus dem geringen Besuche bey einigen durchreisenden Künstlern darauf schließen. Zuerst zeigte sich die italienische Familie Coppini, welche sich rühmte auf den Hoftheatern zu Wien, München, und in den vorzüglichsten Hauptstädten Europas einstimmigen Beyfall erworben zu haben, theils in gymnastischen Solotänzen, deren Prädikat doch keinen andern Genus hat, als das à l'antique und à la grecque in allen Moden, theils in pantomimisch-komischen Ballets, deren Gehalt aus dem Titel: Der gesoppte Arzt, oder der Zwerg aus Liebe, die neumodische Küche u. dgl. ereannt werden kann.

Um so mehr Befriedigung gewährte Mad. Renner, welche über einen Monat hier verweilte, und mit ihrem ungefähr zehenjährigen Sohn und Hrn. von Holdein mehrere Vorstellungen, selbst größere Stücke gab, worin vorzüglich ihre Geschicklichkeit bewundert wurde, mehrere Rollen zugleich zu spielen, und mit solcher Gewandtheit plötzlich von einer in die andre, und selbst von männlichen in weibliche, und wieder umgekehrt überzugehen, daß nicht nur das durch ein unbemerkt um- oder abgeworfenes Oberkleid oder eine eben so schnell als passend angebrachte Veränderung im Faltenwurfe des Gewandes veränderte Aeußere dem Auge eine ganz andre Gestalt darzustellen scheint, sondern auch Ton und Stimme, so wie die ganze Haltung, kaum noch dieselbe Person errathen läßt. Doch hatte Mad. Renner nicht nöthig durch solche Mittel Beyfall zu gewinnen; ihr feines sinniges Spiel verrath überall die Künstlerinn, welche desselben auch in höhern und bedeutendern Versuchen nicht verfehlte. Allein der Vortheil, in sich selbst gleichsam ein ganzes Theaterpersonale zu vereinigen, und also mit weniger Hülfe doch vollständige Vorstellungen geben zu können, und bey größerm Gewinn auch unabhängiger zu leben, mag bey ihr von den höhern Ansprüchen der Kunst nicht überwogen werden. Außer den dreymal gegebnen Probe-Rollen von Breitenstein, und den Demistikens-Streichen, von Kastelli, waren die meisten Stücke von Hrn. von Holdein, und ohne Zweifel auch mit besonbrer Rücksicht auf die spielenden Personen verfertigt. Auch möchte bey seinem Spiele leicht die Bemerkung gemacht werden, daß er für sich weniger Werth darauf lege, als auf den Vorzug des Dichters, da er neben Mad. Renner bey weitem nicht frey und unbefangen genug aufzutreten scheint. Dagegen hat er sich um die Maschinerie der Dekoration durch eine neue optische Erfindung, welche wirklich der bezweckten Wirkung nicht verfehlt, Verdienst erworben.

Während nun somit Thalias Tempel doch nicht ganz verschlossen blieb, bot sich auch den Freunden der Tonkunst, wenn auch nur in vorübergehenden Erscheinungen, mancher angenehme Genuß dar. Noch im vorigen Jahre gab Demois. Karoline Lunghi aus Neapel auf ihrer Durchreise ein großes Konzert, worin sie durch ihr kunst- und gefühlvolles Spiel auf der Harfe und dem Pianoforte auch hier den Beyfall erntete, der ihr überall gezollt wird, und auch in öffentlichen Blättern schon laut ausgesprochen wurde; und zu Anfang d. J. kam Hr. Häußler, dessen ein Korrespondent des Morgenblatts aus Zürich schon rühmlich erwähnte, auf seiner Rückreise hier an. Ob gleich anfangs kaum geneigt sich hören zu lassen, wurde er unvermuthet über zwey Monate hier zu verweilen veranlaßt, da die mit so vielen andern ausgezeichneten Eigenschaften auch vorzügliche Kunstliebe und Fertigkeit verbindende Gemahlinn des Hrn. Generalkommissärs Frhrn. von Gravenreuth ihn hier so lange zurückhielt, um seine eigne, oder, wie er sie nennt, italienische Manier im Singen näher kennen und üben zu lernen. Während dieser Zeit gewährte er nun auch dem größern Publikum einigemal das Vergnügen einer großen musicalischen Academie, worin doch sein Gesang weniger ungetheilten Beyfall erhielt, als die Kunst und Feinheit, womit er sein Violoncell behandelt. Wenn er durch den reinen und sanften Ton, welchen er diesem zu entlocken weiß, alle Aufmerksamkeit und Bewunderung verdient, so gibt es dagegen viele, welche in jenem nur eine beschränkte Manier und das Abstoßende des Erzwungenen finden, und selbst bey dem ungewöhnlichen Umfange seiner Stimme durch die körperliche Anstrengung, womit er hervorgebracht wird, so wie durch den kastratenartigen Widerspruch derselben mit seiner Korpulenz gestört werden. In wie weit sie Recht oder Unrecht haben, wäre hier nicht zu erörtern, wenn auch nicht das, was früher schon einmal darüber in diesen Blättern gesagt, und von Hrn. H. beantwortet wurde, es überflüssig machte. Doch den zwar nur eine Nebensache betreffenden Rath wird Hr. H. nicht misdeuten, daß er in Zukunft die Einladungszettel zu seinen Konzerten einem sprachkundigen Freunde zur Durchsicht übergebe, weil an Orten, wo nicht schon seine nähere Bekanntschaft vom Gegentheil überzeugt hat, die in solchen Einladungszetteln freylich nicht ungewöhnlichen Sprachfehler leicht einen Mangel an Bildung voraussetzen, und durch ein ungünstiges Vorurtheil auch eine auf beyden Seiten nachtheilige Wirkung hervorbringen könnten. Ein Mann, der auf der mit Recht berühmten hohen Karlsschule zu Stuttgart früher selbst sich den Wissenschaften widmete, erst durch das spätere Erwachen seines Talents für Musik von ihnen ab- ganz zu dieser hingezogen wurde, und durch seine angenehmen Kompositionen der trefflichsten Gesänge unserer auserlesensten Dichter mit den Regeln der Sprache vertraut zu werden Gelegenheit hatte, wird ihre Forderungen daher nicht mit eitelm Künstlerstolze verachten, besonders wenn er noch dazu selbst an einem Lehr-Institute angestellt ist. Der Schule zu Augsburg ist aber doch Glück zu wünschen, daß sie in ihm einen Mann besitzt, der mit Kenntniß und Eifer für sein Fach die sonst leider so häufig ganz vernachlässigte musikalische Bildung unstreitig nicht ohne glücklichen Erfolg betrieben, und den von den Alten so hoch angeschlagenen Einfluß der Musik für alle Stufen und Verhältnisse des Lebens leiten und rege erhalten wird. — Wie sehr es hier in Ulm daran fehle, ist in einem der frühern Blätter schon einmal bemerkt worden.

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Der Uebersetzer findet dieses so schwer eben nicht. Es wird jeden Mittag mit Pulver darin gesprenget.

Nro. 68.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. März, 1810.

— Sie haben hohen Genius;
Wir haben Genius, wie sie.
Das macht uns ihnen gleich.
Sie dringen in die Wissenschaft
Bis in ihr tiefstes Mark hinein;
Wir thun's und thaten's lang.

Klopstock.

Süd- und Norddeutschland.

Ne resserons pas dans quelques provinces le génie de toute la nation. Aucun pays n'est déshérité par la nature, elle ne se plait pas aux injustices. — Les talens se taisent pour l'ordinaire, quand ils ont à choisir entre le silence et la persécution. *)

So wie in der physischen Welt jedes lastende und zu Boden ziehende Gewicht über kurz oder lang von einem mit demselben in Gegensatz tretenden bekämpft, aufgehoben und endlich vergeltungsweise in die Höhe geschnellt wird, bis zuletzt die Zunge einsteht, und mit der Versöhnung der Nemesis die Adrastea, als das Maß und das beruhigende Gleichgewicht eintritt, so auch in der moralischen und intellektuellen.

Wundern kann es uns daher nicht, jetzt, als Folge der vor etwa dreyßig Jahren herrschenden, vorzüglich von Berlin ausgegangenen, ungerechten und herabwürdigenden Ansicht von Süddeutschland, durch eine ganz naturgemäße und daher vorauszusehende Reaction, von dort aus eine ähnliche Ansicht über Norddeutschland, sich verbreiten zu sehen. Aber so wie jene frühere, grundlose, hochmüthige und verderbliche Anmaßung, weit entfernt zu schaden, gerade durch die ihr beywohnende Beschränktheit und Gebrechlichkeit, die neuere, sie vernichtende, und also auch früher zur Auflösung des Zwiespalts führende hervorgerufen hat, so würden wir es auch für sehr überflüssig, ja vielleicht für schädlich halten, gegen diese, aus gleichem Dünkel entsprungene, dem Kenner der rangsüchtigen Menschennatur gleich werthlose Ansicht, auch nur ein Wort zu verlieren, hätte nicht dieser reinliterarische Streit, wir wollen nicht untersuchen aus welchen reinen oder unreinen Gründen, eine höchst verderbliche Wendung genommen.

Leichter mag es freylich seyn, einen hartnäckigen Gegner mit gewaltiger Keule zermalmend zu Boden zu strecken, als durch Gründe zu überführen; leichter durch alberne Etymologien und Abstammungen von Sueven und Sachsen, den Süddeutschen das Schweifen, also das Leben, den Norddeutschen aber das Sitzen, also den Tod, zuzutheilen. Wie sehr aber ein solches Verfahren an die Zeiten der Inquisition erinnere, wo die geistlich nicht zu überführenden Ketzer dem weltlichen Arme und der alle Schlacken des Irrthums ausglühenden Feuerflamme überliefert wurden, und wie wenig dennoch alles dieses bey Gegnern fruchte, die wie Galilei, ihren Widerruf unterschreibend, zugleich mit dem Fuße stampfend ausrufen, „eppur si muove" („und doch beweget sie sich", nämlich die Erde, deren Bewegung er gegen den Propheten Josua behauptete), wie endlich diese ganze, Oesterreich zum Norden rechnende, also von rein-politischen Grundsätzen ausgehende Ansicht, schief und verschoben sey, davon kein Wort bey Menschen, welche, auf das gelindeste zu urtheilen, nicht im Stande sich zum Gefühle der Nation zu erheben, alles außer ihrem engen Kreise

*) Siehe Mercure de France, 1810. Januar. S. 170. bey Gelegenheit eines ähnlichen, vom Grafen Caylus, zum Besten von Nord- gegen Südfrankreich, erhobenen Streites.

sich bewegende, da sie es nicht in denselben bannen können gern vernichten möchten. Aber bedauern müssen wir dich, armes Vaterland, daß Männer, die sich deine Söhne nennen, des edeln Karakters der Nation vergessen, das freye heitere Reich der Wissenschaft wieder zurückbannen wollen in die Clausur der Meinung, in den Kerker des Zunftzwangs; arme Deutsche, armes Deutschland, fürwahr du würdest kein großes und, erhebendes Ganzes mehr bilden, dem anzugehören unser höchster Stolz ist, spräche so die Hälfte deiner Kinder, welche du mit gleicher unendlicher Mutterliebe umarmest, wäre es nicht die Stimme einzelner unbesonnener Fanatiker, die keiner Nation, die der Menschheit nicht angehören! Nein, nicht die Stimme der Nation haben wir vernommen, die ewig wie sie war, auch ewig eine und dieselbe seyn wird; euch, ihr Genien des Nordens, huldigt noch das ganze vereinigte Deutschland, nicht blos ein Theil desselben, dir Winkelmann, großes, kolossales Gebilde aus Hellas, dir gewaltiger, alles durchschauender Lessing, dir trefflicher, scharfblickender Wolf, dir tiefer, demosthenischer Fichte, euch, ihr Sänger und Verkündiger des Herrn, Klopstock und Stolberg, und dir, dessen reinstem und edelstem Diener, dir, Herder, voll unendlicher Liebe, und dir, dessen großem, würdigem Sohne, Richter, mit dem weichen Herzen und dem besonnenen Geiste, groß genug für den Jammer einer Welt, wie für die Thräne eines Kindes, auch ihr gehört der ganzen gesammten Nation an, gleich wie die Genien des Südens, wie Goethe und Schiller, wie Schelling und Müller, wie Mozart und Haydn! Ewig und unvergänglich strahlt, zur Ehre des Vaterlandes, euer Ruhm vereint dahin, in den blauen, reinen und unendlichen Aether! — —

Hamburg, am 16 Februar 1810.

Dr. Nikol. Heinr. Julius.

Die Insel King.

(Beschluß.)

Wenn man die eben erwähnten zoologischen Produkte in Rücksicht auf den Unterhalt des Menschen betrachtet, so findet man, daß sie zahlreiche und wichtige Vortheile gewähren. Die Känguruhe der Insel King haben ein zarteres und schmackhafteres Fleisch, als die Thiere von eben diesem Geschlechte, welche auf dem nahen festen Lande verbreitet sind. Schon ist der Wombat von den englischen Fischern in den Hausstand versetzt; den Tag über sucht er die Nahrung, deren er bedarf, in den Wäldern, und des Abends kommt er wieder in die Hütte, die ihm zum Aufenthalte dient. Er ist ein sanftes und dummes Thier, und schätzbar wegen seines köstlichen Fleisches, welches uns vorzüglicher geschienen hat, als das Fleisch von allen andern Thieren dieser Gegenden. Die Zunge der ungeheuern Seehunde wird von den Fischern für ein gutes Essen gehalten. Der mächtige, 16 bis 22 Decimeter hohe, Kasuar gibt Eier so groß als die Straussen-Eier, und zarter als diese letztern: das Fleisch dieses Vogels vom Südpole hält gleichsam das Mittel zwischen dem Fleische des Truthahns und des jungen Schweins, und ist wahrhaft vortrefflich. Die unzähligen Haufen von Seeraben, von Sturmvögeln, von Möwen und von Fettgansen, die sich auf dem See-Elephanten-Felsen, und auf der Insel, zu welcher er gehört, aufhalten, gewähren, einen Theil des Jahres über, Eier zu Tausenden, und diese sind fast eben so gut, als die von unsern Haushühnern. Endlich machen die verschiedenen Crustaceen und die Schalthiere, von welchen es in diesen Gegenden wimmelt, den ganzen Reichthum an Hülfsmitteln vollständig, welche die Natur hier dem Menschen darbietet.

Hiermit habe ich die allgemeine Schilderung der Insel King in Kürze entworfen; nun müssen auch die umständlichen Nachrichten von unsern Arbeiten und von unsern Gefahren mitgetheilt werden. Ich habe bereits erzählt, daß die Naturforscher, am 10ten Abends, abgereiset waren, um ihren Aufenthalt in dem Hintergrunde der Elephanten-Bay zu nehmen. Diese Bay ist an der östlichen Küste der Insel, hat eine Oeffnung von nicht mehr als zwey Meilen, und endigt sich in Süden mit der Landspitze Plumier, in Norden mit der Landspitze Cowper. Sie ist bey weitem nicht so tief, als die ihr gegenüber liegende Havenbay, und hat den schätzbaren Vortheil daß sie vor den Westwinden mehr gesichert ist; aber sie ist doch nicht viel weniger gefährlich: was wir sogleich sagen werden, wird dieses hinlänglich beweisen. Der ganze Hintergrund dieser Bay war, als wir daselbst landeten, mit See-Elephanten bedeckt, welche sich durch ihre braune Farbe auf dem weißlichen Sand-Ufer stark auszeichneten, und von fern lauter große schwarze Steine zu seyn schienen. Bey unserm Anblicke stoben einige von diesen Thieren unter gräßlichem Brullen davon; andre hingegen blieben unbeweglich auf dem Sande, und sahen uns gleichgültig und gelassen an.

Kaum fingen wir an unsre Zelte aufzuschlagen, als wir sechs englische Fischer erscheinen sahen, welche uns auf die verbindlichste Weise ihre Dienste anboten; unter diesen waren zwey, wegen politischer Meinungen verbannte und zu dem elendesten Zustande verurtheilte, Irländer. Von dem Oberhaupte dieser Fischer, Namens Cowper, hörten wir, daß er sich mit zehn Mann seit dreizehn Monaten auf der Insel aufhalte, um Seethiere zu fangen, um von ihrem Thran und Pelzwerke die Ladung einiger nach Sina bestimmten Schiffe zuzurüsten; daß er diese Schiffe mit desto größerer Ungeduld erwarte, da die Tonnen, die man ihm übergeben habe, längst alle gefüllt seyen, und er sich zu einer, für ihn sehr nachtheiligen, Unthätigkeit gezwungen sehe.

Am 12 December, gegen 3 Uhr Nachmittags sahen wir, nach einem ungestümen Winde aus Südwesten, den

Geographen unter Segel gehen, und sich schnell von seinem Ankerplatze entfernen; dieses Schiff hatte eben einen von seinen großen Ankern verloren, dessen Kabeltau durch die Felsen abgeschnitten worden war.

Indem wir uns noch mit den englischen Officieren unterhielten, sahen wir den Geographen wieder erscheinen; er warf bald Anker, aber an einer andern Stelle, als vorher. Unsre Lebensmittel waren erschöpft; wir warteten mit großer Ungeduld auf andre, als wir ein Fahrzeug gewahr wurden, das von dem Schiffe abstieß, und seinen Lauf nach unsern Zelten nahm. Wir glaubten Alle, es bringe uns die Lebensmittel, die wir, wie man am Bord des Geographen wohl wußte, dringend nöthig hatten: wir betrogen uns.... Der Kommandant, welcher auf dem Lande spazieren gehen wollte, hatte die Lebensmittel, welche der Aufseher über unsern Tisch, Hr. Charidon, für uns bestimmt hatte, nicht in sein Boot bringen lassen wollen: eine solche Gleichgültigkeit kränkte uns um so mehr, da die Beschaffenheit des Himmels einen heftigen und nahen Sturm ankündigte; er brach in der Nacht aus und der Geograph, nachdem er abermal seine Anker verloren hatte, war genöthigt, aufs Neue unter Segel zu gehen, um sich, in der Finsterniß, gegen die Meerenge Baß zu flüchten. Indem man so unter Segel ging, hatten wir das Unglück, unsre Schaluppe zu verlieren, welche in dem Augenblicke, wo das Kabeltau abgeschnitten wurde, bugsirt wurde, in Stücke zerbrach, und unterſank, ehe es möglich gewesen war, sie wieder an Bord zu nehmen. Zu gleicher Zeit wurden der Träger der Ruderpinne, und die Schülpen des Steuerruders der Corvette von der Gewalt der Wogen zertrümmert. Der Himmel war schwarz, mit dicken Wolken behangen; der Regen fiel in Strömen herab, und die Stoßwinde von West-Süd-West waren so ungestüm, daß man alle Segel streichen, und blos mit dem Vorstagsegel, dem großen Stagsegel und dem Besansegel beylegen mußte.

Während daß unser Schiff soviel von dem Sturme auszustehen hatte, und unter den Riffen und kleinen Eilanden der Meerenge umher irrte, wurde unsre eigne Lage mit jedem Augenblicke bedenklicher. Das Zelt, unter welchem wir, die Herrn Leschenault, Lesueur und ich, wohnten, war von den Windstößen in Stücke zerrissen und umgestürzt, und konnte uns nicht mehr vor den Regengüssen schützen, welche Tag und Nacht auf uns eindrangen; aber diese Unannehmlichkeit war Nichts in Vergleichung mit dem Hunger, der uns drückte. Die Wogen brachen sich längs des flachen Sandufers so ungestüm, daß es unmöglich gewesen wäre, daselbst Schalthiere zu suchen, von welchen wir hätten leben können. Alle Thiere hatten sich in ihre Lager zurückgezogen, um sich den Regenströmen zu entziehen, welche vom Himmel fielen, und es fehlte uns an den nöthigen Mitteln, sie dorthin zu verfolgen. Wir hatten gar nichts mehr von Vorrath übrig, und, zu unserer noch größern Pein, enthielt das Wasser des Baches, neben welchem unsre Zelten aufgeschlagen waren, Eisen-Oxyd in einem sehr starken Verhältnisse, und verdoppelte bey uns allen den quälenden Appetit.... Da hatten wir den englischen Fischern unsre Rettung zu verdanken; und ohne den großmuthigen Beystand, den sie uns leisteten, wären wir unfehlbar die Opfer der Unvorsichtigkeit oder der Gleichgültigkeit unsers Kommandanten geworden.

Diese Fischer hatten ihre Wohnung auf dem Gipfel eines Hügels, an der nördlichen Spitze der Elephantenbay, ungefähr sechs Meilen von unsern Zelten, aufgeschlagen; sie bestand in vier Häuschen oder Hütten, welche aus Stücken Holz gebaut waren, die man in die Erde eingeschlagen, und gegen oben im Winkel zusammen gefügt hatte; die Zwischenräume zwischen den Stücken Holz waren mit einigen plumpen Rinden verschlossen. Der Anführer dieser Fischer, der gute Cowper, hatte eines von diesen traurigen Plätzchen inne, samt einer Frau von den Sandwich-Inseln, die er von Mowée mitgebracht hatte, und die bey ihm die Stelle der Frau und der ersten Haushälterinn vertrat; in eben dieser Hütte fanden sich auch die vorzüglichsten gemeinschaftlichen Vorräthe, besonders an starken Getränken, beysammen. In den andern Häuschen wohnten die übrigen Fischer. Ein großer Gluthaufen wurde Tag und Nacht von dicken Baumstämmen unterhalten, und diente zu gleicher Zeit die Menschen zu wärmen, und ihre Speisen zu kochen. Ein großer Schoppen in der Nähe enthielt eine ungeheure Menge großer, mit Thran gefüllter, Fässer, wie auch mehrere tausend getrocknete, und zur Abschickung nach Sina zugerichtete Seehunds-Häute. Zur Seite sah man eine Art von Fleischerhaken, an welchem fünf bis sechs Kasuare, eben so viel Känguruhe und zwey große Wombate hingen. Ein großer Kessel mit Fleisch von der nämlichen Gattung war eben vom Feuer genommen worden, und verbreitete einen angenehmen Geruch.

Kaum erschienen wir unter diesen Fischern, so überhäuften uns diese guten Leute mit Beweisen von Theilnahme und Wohlwollen; ihr Oberhaupt führte uns in seine bereicherte Wohnung, und hier ließ er uns, auf einer Art von Tischgestelle, eine Mahlzeit auftragen, die wir für vortrefflich hielten. Diese Massen von verschiedenem, wirklich köstlichem, in seinem Safte gekochtem Fleische gewährte eine schmackhafte Nahrung, obschon man es übrigens ohne Brot, ohne Zwieback und ohne irgend eine andre ähnliche Substanz essen mußte. Eine solche Lebensart, so sonderbar sie Anfangs scheinen mag, ist nichts desto weniger ohne Zweifel gesund; denn alle Fischer genossen der stärksten Gesundheit, ungeachtet der Beschwerlichkeiten, welche sie ausstehen mußten, ungeachtet der feuchten und kalten Temperatur der Insel, die sie bewohnten, und der verdorbenen Luft, welche sie in ihren Hütten einathmeten.

Die Fischer bedienen sich eines eben so einfachen als wohlfeilen Mittels, sich die ungeheure Menge Fleisch zu verschaffen, die sie verzehren. Auf den unbewohnten Inseln, von welchen hier die Rede ist, haben sich die verschiedenen Thiergattungen, welche die Natur dahin gesetzt hat, seit Jahrhunderten ungestört vermehren und anhäufen können; auch zählt jede dieser Gattungen daselbst zahlreiche Stämme: die wichtigsten sind auf der Insel King die Känguruhe und die Kasuare, die beyde sehr schnell laufen können, und die Wombate, welche weder fliehen, noch sich vertheidigen können. Jede Art von Jagd ist hinreichend, um sich diese letztern zu verschaffen; was die Kasuare und die Känguruhe betrifft, so haben die Fischer, um ihnen beyzukommen, Hunde abgerichtet, welche allein die Wälder durchstreichen, und, mit seltenen Ausnahmen, täglich mehrere von diesen Thieren erwürgen; wenn die Streiferey zu Ende ist, so lassen die Hunde ihre Beute liegen, kommen zu ihren Herren gelaufen, und melden durch unzweydeutige Zeichen den Erfolg ihrer Jagd. Einige Mann brechen dann auf, gehen diesen verständigen Lieferanten nach, die, ohne zu irren, sie an die Oerter führen, wo ihre Schlachtopfer liegen. Mit einem einzigen von jenen Jagdhunden fingen wir in einigen Tagen eine so große Menge großer Känguruhe, daß wir es für wahrscheinlich hielten, daß eine kleine Anzahl solcher Hunde, die man auf der Insel liesse, hinreichen würde, das ganze Geschlecht dieser unschädlichen Thiere auszurotten.

Diese Leichtigkeit, womit die englischen Fischer sich die nöthigen Lebensmittel verschaffen können, macht den Handel, der sie beschäftigt, viel wichtiger. Mit einigen geringen Vorräthen von gesalzenem Fleische, von Mehl oder von Zwieback, um gegen unvorgesehene Zufälle geschützt zu seyn, können diese Menschen sich ganze Jahre lang erhalten, ohne denen, von welchen sie ausgeschickt werden, etwas zu kosten. Die meisten von ihnen wenden auch nicht viel für Kleidung auf; denn sie geben den Häuten von Känguruhen und Seebunden einige kunstlose, einfache Bereitung, und wissen dann sich Kleider daraus zu machen. Alle diese Umstände, so kleinlich sie scheinen mögen, hängen doch wesentlich mit der Geschichte der englischen Fischereyen in den Südgegenden zusammen; dergleichen sparsame Einrichtungen haben an dem ungeheuern Gewinn, welchen die brittischen Seefahrer von ihren Fahrten nach diesen fernen Gestaden ziehen, gewiß auch ihren Antheil.

Indessen erschien der Geograph nicht wieder, obschon der Sturm seit zwey Tagen aufgehört hatte; und unsre Besorgnisse über das Schicksal dieses Schiffes wurden um so bestiger, je besser wir alle Gefahren der Meerenge Baß kannten. Ueberdies hatten die Engländer, welche bis jetzt so sorgfältig für unsern Unterhalt gesorgt hatten, eben einen von ihren Hunden verloren, der sich in den Wäldern verlaufen hatte; und da wenige Tage vor unserer Ankunft ein anderer Hund von dieser Gattung in fünf Minuten an dem giftigen Bisse einer dreyeckigen Schlange gestorben war, so war nur noch ein einziger übrig, um die gemeinschaftliche Verproviantirung zu besorgen. Indem der gute Cowper uns diese traurige Nachricht meldete, versprach er uns höflicher Weise, Alles für uns aufzubehalten, was ihm an seiner eigenen und seiner Leute Portion abzubrechen möglich wäre; aber er verbarg uns seine Besorgnisse über unser künftiges Schicksal nicht, auf den Fall, daß unser Schiff gar nicht wieder erscheinen würde. . . . Damals besonders fühlten wir peinlicher als jemals alle schlimme Folgen der elenden Hartnäckigkeit, womit unser Kommandant den Mannschaften, die er zum Aufenthalte auf dem festen Lande ausschickte, Waffen und Munition verweigerte.

Glücklicher Weise verließ das günstige Geschick, das uns während der Reise so oft gedient hatte, uns auch in dieser letzten Noth nicht; der Geograph kam am 23ten Abends wieder zum Vorscheln, und am Morgen des andern Tages machte ein Boot, welches abgefertigt wurde, um uns abzuholen, unserer Angst und unsern bangen Besorgnissen ein Ende.

Korrespondenz-Nachrichten.

(Beschluß.) Ulm.

Der lange erwartete Musik-Direktor Kienten ist nun zwar aus Paris zurückgekommen, noch ist aber nicht abzusehen, in wie weit die gefaßten Hoffnungen durch ihn werden erfüllt werden. Noch ist er mit der Vollendung und Durchsicht der schon lange angekündigten Komposition der Klaudine von Villa Bella beschäftigt, womit er vorerst nach München reisen wird, um sie dem Kronprinzen von Baiern zu überreichen, und auf dem Hoftheater daselbst zum Erstenmale aufführen zu lassen. Ob er damit Reichart den Preis abgelaufen, oder ob er, wie Goethe zu sagen pflegt, seinen leichten Versen auch Bley angehängt habe, wird sich also bald offenbaren; für seinen bestimmten Wirkungskreis hier an der Studien-Anstalt scheint aber sobald nichts zu erwarten zu seyn. —

Eine eigene Art von Unterhaltung ist seit einiger Zeit von dieser selbst ausgegangen. Die Schüler der obersten Gymnasial-Klassen eröffneten nämlich öfters des Sonntags Nachmittags öffentliche Deklamations-Uebungen, welche bey dem jüngern Theile des Publikum, und besonders des andern Geschlechtes, vielen Beyfall finden, und daher stark besucht werden. Daß dieses aber so wenig als Maßstab der steigenden Kultur anzusehen sey, als die stark beschmutzten Wände der Leih-Bibliotheken, bedarf keines Beweises. Denn außer so manchen andern Gründen, welche dazu einladen können, ist für manche wol schon die Neuheit der Unterhaltung, das Vergnügen, aus Hebels alemannischen Gedichten seine eigene Sprache sprechen zu hören, reizend genug.

Gewiß gehört eine richtige Deklamation jetzt unter die Gegenstände, welche auf einer guten Schule einer besondern Uebung bedürfen, welche daher bey der neuen Organisation der Schule hier auch nicht wird übersehen werden seyn; eben so wenig ist auch zu bezweifeln, daß es nöthig ist, diese bisweilen öffentlich anzustellen, wenn ihr Zweck wirklich dabey erreicht werden soll. Wenn dieses aber ohne die gehörige Verübung, ohne die Leitung und Aufsicht der Lehrer, ohne Rücksicht auf das so gemischte, sogar zum Theil aus Kindern bestehende Auditorium, blos zur öffentlichen Unterhaltung und selbst zur Zeit des öffentlichen Gottesdienstes, den sonst die Schüler selbst zu besuchen angehalten sind, und dem sie um so leichter mit vielen dadurch zu entgehen wissen, wie hier geschieht, so scheint es nicht auch andern Schulen zur Nachahmung empfohlen werden zu dürfen.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro 5.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1810.

Nro. 5.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Europäische Annalen 1810. 1s Stück.

Inhalt.

I. Statistische Darstellung der illyrischen Provinzen. Von J. A. Demian. Die illyrische Militär-Provinz. Erster Abschnitt. Landeskunde der illyrischen Militär-Provinz. 1. Lage und Größe. 2. Natürliche Beschaffenheit. Zweyter Abschnitt. Völker-Kunde.

II. Bemerkungen über die unmittelbaren Ursachen der Dynastie-Veränderung und der Insurrektion in Spanien, gerichtet an Don Pedro Cevallos, Ex-Staats-Minister des Königs Karls IV, Ferdinands VII und Josephs I. Aus dem Spanischen ins Französische übersetzt.

III. Beyträge zur geheimen Geschichte der französischen Politik unter Ludwig XVI. 1. Joseph II und Ludwig XVI. 2. Der bayrische Erbfolgekrieg.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind seit Michaelis 1808 bis Ostern 1809 erschienen:

(Fortsetzung.)

Humboldt (Al.) Tableau de la nature, 2 Voll. Prän. Preis 1 Rthlr. 6 gr. 2 fl. 15 kr.

Eine treue Uebersetzung der so viel umfassenden „Ansichten der Natur," wovon eine baldige Fortsetzung zu wünschen ist.

Allgemeine Justiz- und Polizey-Blätter. Herausgegeben von Hartleben. 1809. 4. 4 Rthlr. 4 gr. 7 fl.

Diese der Justiz und Polizey gewidmete Blätter haben durch die Veränderungen des Wohnorts und Amtsverhältnisse des Verfassers sehr gewonnen, und es ist nur zu wünschen, da sie der Polizey so viel Vortheil gewähren, und unentgeldlich Alles aufnehmen, was von Abonnenten eingesandt wird, daß alle Justiz- und Polizey-Behörden sich dieses schnellen Mittels der Verbreitung bedienen möchten.

Karten-Almanach. 4r Jahrg. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

Wie unerschöpflich die Phantasie des Künstlers ist, zeigt dieser neue Jahrgang der mit Geist und Anmuth entworfenen Karten; in Steindruk ausgeführt mag er in manchem verloren haben, weil die beginnende Kunst mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, auf die der Kupferstich nicht mehr stösset.

Karte von Schwaben, von Ammann und Bohnenberger, Nro. 4. 9. 24. 34. 35. 42.

Von dieser wichtigen Karte, die etwas langsam fortschreitet, weil man die möglichste Vollkommenheit ihr zu geben wünscht, sind nun 26 Blätter erschienen, denen nächstens 4 neue folgen werden.

Klüber (D. J. L.) Lehrbegriff der Referirkunst. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Zweckmäßige gerichtliche Vorträge machen zu können, ist eine Haupterforderniß des Rechtsgelehrten; in obigem Lehrbegriff ist nun alles angegeben, was in Civil- und Criminal-Relationen vorkommt, und es kann sich also Jeder über alles in diesem Fache Nothwendige daraus belehren.

Klüber (Dr. J. L.) Staatsrecht des Rheinbundes, gr. 8. 2 Thlr. 3 fl. 36 kr.

Der Verfasser hat in diesem Werk alles zusammen gestellt, was aus der rheinischen Bundesakte in staatsrechtlicher Beziehung sich folgern läßt, und dadurch ein staatsrechtliches System gebildet, worin man alles findet, was für den Rheinbund und seine Beziehungen bis jetzt Bedeutendes sich ereignet hat.

Laun (F.) Saifenblasen. 8. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.

Wie die Saifenblasen in einem leichten Gewand die schönste Form darstellen, und mit den lieblichsten Farben spielen, so weiß der Verfasser in diesen Erzählungen aus Ereignissen des Lebens liebliche Gemälde zu bilden, die anziehend und belehrend durch ihren Gehalt in fließender Schreibart den Leser ergötzen und mit nützlichen Wahrheiten bekannt machen.

Morgenblatt für gebildete Stände, 1809. 4. der Jahrgang 8 Rthlr. 16. gr. 16 fl.

Es ist eine seltene Erscheinung in der Literatur, daß periodische Schriften mit ihrem Fortgang an innerm Gehalt gewinnen, und es gereicht uns daher zum besondern Vergnügen, von dem vor uns liegenden Morgenblatt versichern zu können, daß das Bemühen des Verlegers, ein für die gebildete Stände gleich interessantes und be-

lehrendes Institut zu begründen, mit jedem Monatheft durch reichhaltigere und ausgezeichnetere Aufsätze sich seinem Ziele nähert. — Durch die ausgebreitete Korrespondenz, die für diese Zeitung unterhalten wird, ist der Leser immerhin von dem Neuesten belehrt, was in Deutschland, Frankreich, Italien ꝛc. vorzügliches in Künsten und Wissenschaften erscheint. Die Aufsätze selbst, indem sie jedes Gebiet der Wissenschaften und Künste berühren, suchen in einem gemeinfaßlichen Vortrag mit allem bekannt zu machen, was für den Leser zur weitern Bildung dienen kann.

Unter den Kupfern bemerken wir die Umrisse von den vorzüglichsten Arbeiten der neuern Kunst mit trefflichen Abbildungen alter großen Denkmale und andern interessanten Darstellungen vermischt, auch zeichnen sich die vielen Musik-Beylagen durch vorzügliche Kompositionen besonders aus. Wie sehr sich der Verleger bemüht, dies Institut, das so großen Beyfall fand, daß die Subscribenten erst durch eine neue Auflage befriedigt werden konnten, — immer gehaltvoller zu machen, beweißt die für dieses Jahr nun beygefügte Uebersicht der Literatur, und der Beytritt des berühmten Hrn. Prof. Fischer in Würzburg, welcher das Fach der Reisen übernommen, und in der schönen Darstellung, die man aus seinen Gemälden von Madrit, Valencia ꝛc. kennt, das Vorzüglichste dieses Zweigs bekannt machen wird.

Mozin (Abbé) petit Cadeau destiné aux enfants, ou nouvel ABC français, gr. 8. 6 gr. 30 kr.

— — premier ABC de l'enfance, gr. 8. 2 gr. 10 kr.

— — la correspondance familière, gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 36 kr.

— — Französische Sprachlehre in einer neuen und faßlichen Darstellung der auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln durch viele Beyspiele erläutert. 6te Aufl. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 20 kr.

Die Verdienste des unermüdeten Hrn. Abbé Mozin zur Erleichterung des Studiums der französischen Sprache sind allgemein bekannt — und wir dörfen, indem wir die Erscheinung obiger Werke anzeigen, nur darauf aufmerksam machen, daß man sich an die Original-Ausgaben halte, und sich vor den fehlerhaften Nachdrücken in Acht nehme, die auch im Druck und Papier dem Original weit nachstehen.

Nemnich (P. A.) Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise, 2 Thle. 8. 3 Rthlr. 4 gr. 5 fl. 36 kr.

Die vorliegenden zwey Bändchen einer Reise enthalten die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Fabriken, so wie überhaupt der Industrie und des Erwerbs, von folgenden Plätzen: Hannover, Göttingen, Kassel, Eisenach, Rudla, Fuld, Hanau, Frankfurt am Main, Offenbach, Mainz, Creutznach und Bingen, Johannisberg, Diez und Limburg, Siegen, Coblenz, Neuwied, Bonn, Köln, Aachen, Stolberg, Düren, Montjoye, Euven und Verviers, Malmedy und Stablo, Spa, Lüttich, Mastricht, Gladbach und Rheyd, Crefeld, Neuß, Kaiserswerth, Mühlheim am Rhein, Düsseldorf, Elberfeld und Barmen, Lennep, Remscheid, Solingen, Lüdenscheid, Altena und Iserlohn, Hagen und Enneperstraße, Schwelm, Ketwig und Werden, Mühlheim an der Ruhr, Duisburg, Meurs, Orsoy, Wesel, Cleve.

Viele andere Oerter, welche der Verfasser theils ebenfalls besucht, theils zuverläßige Nachrichten darüber aus ihren ebengenannten Nachbarschaften eingezogen hat, stehen am Ende des zweyten Bandes alphabetisch verzeichnet und nachgewiesen.

Pallas, eine Zeitschrift für Staats- und Kriegs-Kunst, von R. v. L. 1808. 1809. der Jahrg. 6 Hefte. gr. 8. broch. 4 Rthlr. 7 fl. 12 kr.

Diese Zeitschrift, welche der Staats- und Kriegskunst gewidmet ist, enthält vorzügliche Aufsätze, die besonders in Bezug der neuesten Zeitgeschichte von großem Interesse sind.

Penthesilea, ein Trauerspiel von H. v. Kleist. gr. 8. broch. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Die Genialität des Verfassers bewährt sich auch in dieser Arbeit, und es ist nur zu wünschen, daß sie sich weniger excentrisch zeigen möchte.

Pfeffel (G. C.) poetische Versuche. 8r. 9r Thl. Velinpap. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl. Schreibp. 20 gr. 1 fl. 30 kr. Druckp. 12 gr. 54 kr.

Der würdige Greis, dessen heiterer Geist und unermüdete Thätigkeit große körperliche Leiden zu überwinden wußte, zeigt sich auch in den Ergießungen seiner Muse als der vortreffliche Mensch, der er im Privatleben seinen Umgebungen war, — frohe Laune, die reinste Sittenlehre, tiefe Beobachtung des menschlichen Herzens, die heiterste Erwartung der Ewigkeit — finden sich in seinen Gedichten verwebt, wie sie der Gegenstand seiner Unterhaltungen waren.

Wir werden noch zwey Bände seiner poetischen Versuche und einige seiner prosaischen, die er geordnet hinterlassen hatte, in Kurzem erhalten.

Ploucquet (Dr. G. G. de) Literatura medica digesta sive Repertorium medicinae practicae, chirurgiae atque rei obstetriciae, 4 Tomi. gr. 4. 19 Rthlr. 33 fl.

Die neue Ausgabe eines Werks, welches längst und mit allem Recht als das reichhaltigste Repertorium der medicinischen Literatur, desgleichen kein anderes Fach der Wissenschaften aufzuweisen hat, anerkannt worden ist, und welches nun durch die unermüdet fortgesetzten Bemühungen seines Verfassers an Brauchbarkeit ungemein gewonnen hat. — Jedem Praktiker und Theoretiker gleich wichtig.

(Der Beschluß folgt.)

In der C. W. Crone'schen Buchhandlung in Osnabrück ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

A. Greve's kurzgefaßte Naturgeschichte der schädlichen Insektenarten, nebst den bewährtesten Mitteln zu ihrer Vertilgung für Forstmänner, Oekonomen und Besitzer eines Naturalienkabinets. 6 Gr.

Der Ahnenstolz oder das Duell. Ein Lustspiel in drey Aufzügen von G***. 8 Gr.

Neuigkeiten des Industrie-Comtoirs zu Leipzig zur Michaelis-Messe 1809.

Fenstervorhänge und Gardinen zur Verzierung der Zimmer, nach dem neuesten französischen und englischen Geschmack arrangirt von Emilie Berrin. 3s Heft, welches auf 8 illum. Blättern 17 verschiedene Dessins darstellt. 1 Thlr.

Leonhardi's, Prof. F. G., bildliche Darstellungen aller bekannten Völker, nach ihren Kleidertrachten, Sitten, Gewohnheiten ꝛc. Nach den besten in- und ausländischen Werken beschrieben. 29s und 30s Heft, asiatische Völker enthaltend. 4. Jedes mit 3 illum. Kupf. 8 Gr.

Magazin des Luxus und des neuesten Geschmacks. 7s Heft, enthaltend Prachtmeubles, Zimmerverzierungen und was darauf Bezug hat, ꝛc. ꝛc. quer Folio, mit 8 illum. Kupf. 1 Thlr. 12 Gr.

Müchlers, Karl, Museum des Witzes, der Laune und der Satyre. 2n Bandes 4s Heft. 8. mit einem illum. Karrikaturkupfer. 1 Band, in 6 Heften. 2 Thlr. 6 Gr.

— — — sechs Lieder, in Musik gesetzt für das Fortepiano, von verschiedenen Komponisten. qu. Fol. 16 Gr.

Rosen, die, nach der Natur gezeichnet und kolorirt, und mit kurzen botanischen Bestimmungen begleitet von Dr. Rössig; fortgesetzt von Kammersekretair Waiz. 9s Heft. Fol. mit 5 illum. Blättern. 2 Thlr.

Kupfer.

Bericht von den Schlachten auf dem Marchfelde bey Wien, Gros-Aspern und Deutsch-Wagram, von einem Augenzeugen. Nebst 4 gestochenen Planen. Herausgegeben von Schlotheim, ehemaligem preußischem Kapitain. 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Musikalien.

Jägerlied, in Musik gesetzt fürs Pianoforte oder die Guitarre, von J. D. Georgi. 4 Gr.

Rondeau facile et agreable pour le Pianoforte, par J. D. Georgi. 4 Gr.

Weinlied fürs Pianof. komponirt von Ebend. 4 G.

An alle Buchhandlungen und Interessenten haben wir jezt gesandt:

Anekdoten und Charakterzüge, auch Relationen von Schlachten und Gefechten aus den Kriegen in Süd- und Nord-Deutschland in den Jahren 1805—1809. 18s Heft. 8. 12 Gr.

Inhalt: 1) Tagebuch der denkwürdigen Ereignisse in und um Regensburg vom 4. bis zum 26. April 1809. (Eingesandt am 1. Sept. d. J.) — 2) Von v. Pichlhofen. — 3) Schreiben aus Halberstadt über das Herzogl. Braunschweig-Oelsche Korps und die daselbst am 29. Julius 1809 vorgefallene Kriegsbegebenheit. Als Fortsetzung des Aufsatzes im vorigen Heft: über die Kriegsvorfälle in und bey Leipzig im Juni und Juli 1800. — 4) Scenen und Charakterzüge aus Halle an der Saale während des österreichisch-französischen Kriegs im Jahr 1809. Von C. Stehlich. — 5) Die Marketenderin wider ihren Willen. — 6) Die Verlobte; eine Geschichte aus dem Kriege 1806, welche manches junge Mädchen beherzigen wird. — 7) Reminiscenzen aus dem letztern französisch-preußischen Kriege. Nicht viel verloren. — 8) Der Tillendorfer Schulze. (Von einem Einsamen.) — 9) Beyträge zur Charakteristik der Franzosen. — 10) Charakteristische Anekdoten aus dem vorigen Kriege. — Bitte um Quartier. — Dankbezeugung eines preußischen Stückknechts. — Der feste Schlaf. — Das merkwürdige Gastmahl. — Der Wegweiser noxens voluns. — 11) Anekdoten und Charakterzüge vom Kaiser Napoleon. — Berichtigung.

Ferner, das 2te Stück vom

Magazin der Klugheit und Weisheit, oder Sammlung von Kriegslisten und Staatsstreichen. 8. brochirt. 12 Gr.

Das vielseitige Interesse dieser Schrift für Leser aus allen Ständen bewährt sich auch in diesem Heft, und jeder Leser wird der Erscheinung des folgenden gewiß mit Vergnügen und Erwartung entgegen sehen.

Baumgärtnersche Buchhandlung in Leipzig.

Bey Friedrich Nicolovius, in Königsberg in Preußen, sind folgende neue Bücher erschienen:

Dion, ein Trauerspiel in Jamben, in 5 Akten. 8. 16 Gr.

Faber, K., Preußisches Archiv oder Denkwürdigkeiten aus der Kunde der Vorzeit. 1ste Samml. 20 Gr.

Graff, E. G., Preußens Flora, oder systematisches Verzeichniß der in Preußen wildwachsenden Pflanzen. 8. 1 Rthlr.

Jahreszeiten von höherer Ordnung, oder über einen Gegenstand der physischen Geographie von Rohke, königl. preußischer Major. 4 Gr.

Klinger's, Fr. Max., sämmtliche Werke, 1ste Lieferung, oder 8r, 9r, 11r und 12r Band, enthaltend: die Betrachtungen, Geschichte eines Deutschen, Weltmann und Dichter. gr. 8. auf Velinpapier

Pränumerationspreis	13 Rthlr.	8 Gr.
Ladenpreis	16 Rthlr.	16 Gr.
auf Schreibp. Pränumerat. Preis	6 Rthlr.	16 Gr.
Ladenpreis	8 Rthlr.	8 Gr.
auf Druckp. Pränumerat. Preis	5 Rthlr.	8 Gr.
Ladenpreis	6 Rthlr.	16 Gr.

Klubb, der, oder die vorwitzigen Weiber. Ein Lustspiel in 4 Akten nach Goldoni. 8. 14 Gr.

Können Guthsbesitzer die Aufhebung der Patrimonial-Gerichtsbarkeit wünschen? 8. 5 Gr.

Kotzebue, Aug. v., Philibert, oder die Verhältnisse. Ein Roman. 8. 2 Rthlr. 6 Gr.

Kraus, Chr. Jak., vermischte Schriften über staatswirthschaftliche, philosophische und andere wissenschaftliche Gegenstände. Nach dessen Tode herausgegeben von H. v. Auerswald. 1r und 2r Band. Aufsätze über staatswirthschaftliche Gegenstände. 1r und 2r Band. 3 Rthlr. 8 Gr.

— — Desselben Werks 3r und 4r Band. Encyclopädische Ansichten einiger Zweige der Gelehrsamkeit. 1r und 2r Band. 3 Rthlr. 4 Gr.

la Roche-Aymon, Graf von, über den Dienst der leichten Truppen. 14 Gr.

Portrait von Fr. Max. Klinger. 3 Rthlr.

Für Kattunfabrikanten

wird es von großem Nutzen seyn, wenn sie von folgendem wichtigen, und einzigen Werk in seiner Art, das in der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig erschienen ist, Notiz nehmen wollen. — Es ist das vom Hrn. Prof. Seebaß und dem Hrn. Geheimderath Dr. Hermbstädt in Berlin herausgegebene

Allgemeine Handbuch für Cattun-, Callico-, Cambrik-, Zitz- und Leinwanddrucker, so wie für die Manufakturisten dieser Waaren;

oder vollständige theoretische und praktische Anweisung zum Cattun-, Callico-, Cambrik-, Zitz- und Leinwanddruck, nach allen einzelnen dabey vorkommenden Operationen; nebst einem Versuch über Erfindung und Musterzeichnung, so wie einer Darstellung der Regeln und Vorschriften, nach welchen die Formen bearbeitet, auch das Verdrucken, Reinigen, Ausfärben und Bleichen der Zeuche, mit glücklichem Erfolg, veranstaltet werden muß.

Pallas. Eine Zeitschrift für Staats- und Kriegs-Kunst. 1810. 1s Stück.

Inhalt.

I. Du papier monnoie, et des moyens de le supprimer, par J. C. L. Simonde de Sismondi, Membre de plusieurs Académies.

II. Ueber die Ausführbarkeit einer englischen Expedition gegen Kronstadt und St. Petersburg. (Hierzu der Plan der Einfahrt von St. Petersburg.)

III. Biographische Skizze des brittischen General-Lieutenants John Moore.

IV. Notiz über die Pässe und die Festung Kufstein in Tirol.

V. Korrespondenz-Nachrichten über Tirol.

VI. Des Präsidenten der nordamerikanischen Freystaaten M. Maddissons Antritts-Rede, gehalten zu Washington den 4. März 1809.

VII. Uebersichten der Geschichte des Tages.
A. Politisch-militärische Chronik.

VIII. Monatliche Handelsberichte aus England.

IX. Neue englische, politisch-militärische Schriften.

Zu diesem Hefte gehört:
Der Plan der Einfahrt von St. Petersburg.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir in Weimar.

Folgende Journale sind erschienen:

Journal des Luxus und der Moden. 1810. 1s Stück.
Allg. geogr. Ephemeriden. 1809. 12s St.
Allgemeines deutsches Gartenmagazin. 1809. 11s St.
Wielands neuer deutscher Merkur, 1809, 12s St.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir in Weimar.

Von A. F. v. Schütz in Magdeburg sind nachstehende interessante Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen für beygesetzte Preise zu haben:

C. F. Hoff, vollständiges Hand- und Rechenbuch für angehende Kaufleute und Oekonomen, besonders für Europas Handlungsschulen. 2 Thle. Zweite verbesserte und mit einem Anhange vermehrte Aufl. gr. 8. 3 Rthlr.

A. H. Rieß, Handbuch für Lehrer in Volksschulen, 4 Abtheilungen. 8. 1 Rthlr.

Unter nachstehenden Titeln auch einzeln zu haben:

(Erste Abthl.) Bemerkungen über die erste Elementar-Unterrichtsmethode, insofern sie sich auf die intellektuelle Bildung bezieht. 4 gr.

(Zweyte Abthl.) Hülfsbuch für Lehrer bey den in Volksschulen anzustellenden ersten Uebungen der Geisteskräfte und des Sprachvermögens nebst einem Kopfbuchstabirbuche zur Uebung im Unterscheiden, Verbinden und Trennen der Sprachlaute. 8 gr.

(Dritte Abthl.) Bemerkungen über die Mittel zur Beförderung einer sittlichen und religiösen Gesinnung. 4 Gr.

(Vierte Abthl.) Moralisch-religiöse Anschauungen. Ein Unterricht, welcher das Bewußtseyn unserer innigen Verbindung mit Gott erwecken, und den moralisch-religiösen Sinn im Kinde beleben soll. 8 gr.

Auswahl von Gedichten in Nürnberger Mundart, von Grübel, für den deklamatorischen Vortrag, zur frohen Unterhaltung freundschaftlicher Cirkel bearbeitet und mit Erklärungen begleitet von C. F. Solbrig. 8. brochirt. 16 gr.

S. Lax, Elementar-Unterricht in der Religion aus der Natur und der heiligen Geschichte, besonders für jüdische Schulen und Privatunterricht. 8. 14 gr.

— — drey Tabellen zur Uebersicht der etymologischen Regeln der französischen Sprache. fol. 8 gr.

Die Familie Wangenheim. Ein Gemälde interessanter Scenen vor und nach der Uebergabe von Magdeburg im Nov. 1806. Mehr als Roman, 1r Thl. mit Kpfr. 8. brochirt. 16 gr.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben und Thaten des Erzherzog Karl, Generalissimus der österreichischen Armee. 8. brochirt. 5 gr.

Licht und Schatten, oder alte und neue Zeit; nebst freymüthigen Bemerkungen über den Herzog von Braunschweig-Oels, den preußischen Major v. Schill und über die Landung der Engländer in Holland. 8. brochirt. 6 gr.

Briefe eines Reisenden, oder freymüthige Bemerkungen über des Königs von Preußen feyerlichen Einzug in Berlin am 23 Dec. 1809. Nebst einem durch dies Ereigniß veranlaßten interessanten Gespräche zweyer Bürger. 8. brochirt. 4 gr.

Die Zeit im Gebährstuhle, oder die Ereignisse des Tages. Ein Wort zu seiner Zeit. 8. brochirt. 6 gr.

Zur nächsten Ostermesse erscheinen in unserm Verlage die berühmten Briefe der Mlle. Lespinasse, deren Verdeutschung Frau Hofräthin Spazier in Leipzig für uns übernommen hat.

Büschler'sche Buchhandlung in Elberfeld.

Die auf den 2ten Februar d. J. angekündigte meistbietende Versteigerung einer auserlesenen Bücher-Sammlung zu Stuttgart ist bis zum 24 April d. J. ausgesetzt, und der Termin zur Einsendung eines annehmlichen Bots für die seltnen in einem besondern Katalog verzeichneten Werke bis zum 9 April verlängert worden.

Nro. 69.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 21. März, 1810.

— O Glück, das Heiligthum der hohen Kunst zu finden!
Ja, glücklich, wer in ihrem Zauberkreise
Sich ganz umringt von ihren Wundern sieht,
— Daß immer höher, heißer, ihr zum Preise
Das Herz ihm schlägt, die ganze Seele glüht,
Und, staunend vor den Göttern und Heroen,
Der Zeiten denkt, die längst der Welt entflohen.

Emilie Harmes.

Historische Notiz über die Galerie des Palais Royal.

(Die vor einigen und zwanzig Jahren von dem Kupferstecher Couché begonnene Galerie du Palais-Royal ist vor einigen Monaten mit der 59sten Lieferung geschlossen worden. Eine Einleitung, welche diesem letzten Hefte des kostbaren Werkes beygefügt ward, enthält den nachstehenden Abriß einer Geschichte der Gemähldesammlung, deren einziges und sehr schätzbares Denkmal sie geblieben ist.)

Der Kardinal von Richelieu hatte im J. 1639 dem Könige, entweder aus Eitelkeit oder aus Dankbarkeit für so viel außerordentliche Gnaden- und Gunstbezeigungen, die er von ihm empfangen hatte, seinen Pallast nebst mancherley Geräthschaften und Kostbarkeiten durch Schenkung zum Eigenthum übergeben; er bestätigte dieselbe in seinem zu Narbonne im Mai 1642 aufgesetzten letzten Willen.

Am 7 Oktober 1643 verließ Anna von Oesterreich, die Königinn und Regentinn von Frankreich, mit ihren Söhnen, Ludwig XIV und dem Herzoge von Anjou, das Louvre, um von dem Kardinalspallaste als ihrer neuen Wohnung Besitz zu nehmen. Der Marquis de Tonville, damals Großmarschall und Oberaufseher der Gebäude des königlichen Hauses, stellte der Königinn Regentinn vor, daß es unschicklich sey, den König ein Haus bewohnen zu lassen, welches von einem seiner Unterthanen den Namen trage. Die Königinn befahl demnach, die Aufschrift des Pallastes zu verändern. Von dieser Zeit fing man an, ihm den Namen des Palais Royal zu geben, den er auch seither behalten hat, obgleich die nämliche Königinn späterhin auf das Ansuchen der Herzoginn von Aiguillon die Aufschrift des Palais Cardinal hatte herstellen lassen, welche dann auch bis zur Zeit, wo der Herzog Philipp von Orleans, der Vater des letzten Herzogs dieses Namens, dem Gebäude eine ganz neue Form gab, war beybehalten worden. Ludwig XIV überließ in der Folge das Palais Royal an Philipp von Frankreich, seinen einzigen Bruder, dessen Nachkommen in dessen Besitze blieben, bis zum Augenblicke, wo der letzte Besitzer in den Stürmen der Revolution sein Leben verlor.

Es befanden sich in diesem Pallaste drey durch die Gemählde und Kunstwerke, die sie enthielten, berühmt gewordene Galerien. Die erste längs dem linken Flügel des zweyten Hofes hieß die Galerie der berühmten Männer. Die Idee dazu gab der Kardinal v. Richelieu, welcher sie mit vielem Aufwande und großer Sorgfalt hatte ausschmücken lassen; später war dieselbe aber so sehr vernachlässigt worden, daß man sich im J. 1727 genöthigt sah, sie niederzureißen. Es befanden sich die Bildnisse von fünfundzwanzig berühmten Franzosen darin, alle nach der Auswahl des Kardinals. Ihre Mahler waren Philipp Champagne, Simon Vouet, Jules d'Egmond und Poerson. Neben jedem Bilde fanden sich zwey Marmorbüsten, meist Antiken, und mehrere kleine Gemählde, welche den Wahlspruch jener Helden und ihre vorzüglichsten Thaten darstellten. Unten war ein lateinisches Distichon angebracht. Die Sinnbilder hatte Deguise, des Königes Dollmetscher,

der in dieſem Fache einen gewiſſen Ruf beſaß, gearbeitet. Bourdon, ein geſchätzter lateiniſcher Dichter, lieferte die Verſe, von denen aber ein Theil aus Neid und Mißgunſt iſt verändert worden. Was die Porträte betrifft, ſo gab Philipp Champagne ſich alle Mühe, die Helden, deren Gedächtniß er erhalten ſollte, nach Originalbildern zu mahlen; ſo hat er das Bild Heinrichs IV nach Pordus, jenes der Maria von Medicis nach Vandyck, Gaſton de Foix nach Raphael, und die übrigen nach dem Beſten, was er in den Sammlungen der Liebhaber auffinden konnte, gemahlt. Vouet war weniger gewiſſenhaft; er hat vier nach Brunel, und die übrigen nach eigner Erfindung gelifert.

Die ſämtlichen Gemählde dieſer Galerie ſind durch die königlichen Mahler Heince und Bignon gezeichnet und geſtochen worden; aber man findet weder die Kunſt noch die Schönheiten der Originalgemählde in ihren Stichen.

Die zweyte, von Jules-Hardouin Manſard, im Jahre 1702 erbaute Galerie, iſt unter dem Namen der Aeneas-Galerie (Galerie d'Enée) bekannt. Der Herzog von Orleans, Regent, wollte darin durch Coypel die Geſchichte jenes Helden in dreyzehn Gemählden, welche die Decke und die Seitenwände bekleiden, vorſtellen laſſen. Der Prinz ſelbſt lieferte die Zeichnungen mehrerer aus der Aeneide hergenommener Schilderungen. Man lieſt in den Denkſchriften der damaligen Zeit: „Es habe Coypel, den der Herzog von Orleans mit öftern Beſuchen beehrte, den Sommer d. J. 1702 darauf verwandt, die Götterverſammlung ſorgfältig zu mahlen, welche im folgenden Jahre in größern Verhältniſſen mitten auf die Decke der Galerie des Palais Royal übertragen ward; den Winter habe er beſondern Studien gewidmet, und um in den kurzen Tagen auch die Abende nicht zu verlieren, während derſelben ſich mit ſeinem vertrauten Freunde, dem Hrn. de Piles, über Gegenſtände der Mahlerey unterhalten. Im Frühling 1703 begann Coypel die große Arbeit unter den Augen des Prinzen, der einſt ſelbſt den Pinſel ergriff, indem er ſagte, es ſey billig, daß der Schüler dem Meiſter helfe. — Solche Aufmunterung war in der That keine kleine Hülfe. — Man kann ſagen, daß das Gelingen dieſes Werkes zum Theile dem Herzoge zu verdanken iſt. Der Plafond der Galerie ward gegen Ende des Jahres 1705 vollendet."

Das große Deckenſtück ſowol, als die Gemählde der Seitenwände, ſind damals von Tardieu, B. Picard, Desplaces, Poilli, Duchange, Thomaſſin dem Sohne, Surugues, Beauvais u. ſ. w. geſtochen worden; die Sammlung iſt in dem Kupferſtichkabinete der kaiſerl. Bibliothek vorhanden.

Die dritte Galerie des Palais Royal endlich war jene, in der ſich die Sammlung der Gemählde der größten Meiſter befand, welche der Regent theils in Frankreich, theils in Italien angekauft hatte. Dieſer Prinz war ein Liebhaber der Mahlerey, die er auch ſelbſt übte; er beſaß außer den Eigenſchaften des Helden die Talente und die Kenntniſſe eines gebildeten Mannes, und er wollte ſeinen Geſchmack für die Kunſt, und ſeine Liebe für ihre erhabenen Schöpfungen, im weiteſten Umfange befriedigen. Er verwandte zwanzig Jahre darauf, um ſeine herrliche Galerie, die ſchönſte und gewählteſte, die damals in Frankreich vorhanden war, zuſammenzubringen. Sie war in drey Zimmer vertheilt. Das mittlere war von oben erleuchtet, und die Meiſterſtücke der Kunſt, die es enthielt, fanden ſich im günſtigſten Lichte ausgeſtellt. Ohne hier in eine Aufzählung der einzelnen Gemählde einzutreten, mag die Bemerkung hinreichen, daß der Regent den größten Eifer und alle Mittel anwandte, um ſich den Beſitz der beſten Werke berühmter Mahler zu verſchaffen. Es ſtand ihm die Auswahl der reichſten Sammlungen von Europa offen. Um ſich davon zu überzeugen, darf man nur den Katalog durchgehen, welchen Dubois de St. Gelais im J. 1727 herausgab.

Es ſey uns vergönnt, einer einzigen Anekdote hier zu gedenken, welche ſich auf jene Sammlung der Königinn Chriſtine von Schweden bezieht, die in Rom für die Galerie des Herzogs von Orleans iſt angekauft worden. Als Sebaſtian Bourdon, mit dem Karakter eines erſten Mahlers der Königinn Chriſtine, nach Schweden berufen ward, mahlte er das Bild dieſer Prinzeſſinn zu Pferde. Sie ſprach ihm von den Gemählden, die ihr Vater bey der Eroberung von Prag gefunden hätte, und die noch in Kiſten gepackt waren; ſie trug ihm auf, dieſelben zu unterſuchen. Als demnach Bourdon ihr einen ſehr vortheilhaften Bericht, inſonderheit von den dabey befindlichen Correggios, erſtattete, ſo äußerte ſich die freygebige Fürſtinn: ſie wolle ihm dieſelben ſchenken. Der Mahler ſtellte ihr aber vor, daß es die ſchönſten Gemählde in Europa wären, und daß ſie dieſelben nicht entäußern dürfe. Sie entſchloß ſich nun, ſolche zu behalten, und nachdem ſie die Regierung niedergelegt hatte, nahm ſie dieſelben nach Rom mit. Es waren ſieben und vierzig Gemählde, unter denen ſich zehen Correggios befanden, die nach ihrem Tode an Livio Odeſchalchi, den Neffen des Pabſtes Innocent XI, verkauft wurden, von deſſen Erben ſie der Regent erkauft hat.

Die übrigen Sammlungen, welche der Herzog von Orleans in Kontribution ſetzte, waren jene der Kardinäle von Richelieu, Mazarin und Dubois das Kabinet von Monſieur, von Mylord Melfort, des Herzogs von Grammont, die Sammlungen des Abbé de Meſſainville, Derats, Foreſt de Naucrés, de Noſſés, de Seignelays, Tamboneaus, Paillets, de Launays, de la Rapois, des Herzogs von Noailles, de Menars, d'Hautefeuilles, des Herzogs von Vendome, Corderons, de Bretonvilliers, du Ehers, de Lorraines, des Abbé de Camps, Dorignys, u. ſ. w.

(Der Beſchluß folgt.)

Nekrolog.

Den 31ten December des verflossenen Jahres starb an einer Anorexie in einem Alter von 89 Jahren Monsignore Antonio Martini, (geb. den 25ten Sept. 1721 in Prato), Erzbischof in Florenz, nachdem er der dortigen Kirche 29 Jahre würdig vorgestanden hatte. Ich übergehe seine übrigen Lebensumstände, und melde nur, daß er sich außer vielen gelehrten theologischen Schriften hauptsächlich durch seine italienische Uebersetzung der ganzen Bibel (freylich nur nach der Vulgata) einen großen Namen in der katholischen Kirche gemacht hat. An dieser arbeitete er über 20 Jahre, und verwendete jeden Tag nicht weniger als 9 Stunden darauf. Die Uebersetzung eines einzigen Verses, die Wahl dieser und keiner andern Phrase, kostete ihm zuweilen ganze Tage, um sie treu, richtig und dem Geiste der reinen toskanischen Sprache gemäß zu verfertigen. Zu diesem Endzwecke las er beständig die toskanischen Klassiker, und wol mehr als zumal die Komodie des Buonnaroti, betitelt: La Fiera, ein wahrer Schatz für die toskanische Sprache, und die auf Anrathen der Accademia della Crusca von Buonnaroti geschrieben wurde, um viele Arten des reinen und zierlichen Ausdrucks, der besonders den Florentinern eigen ist, dort anzubringen. —

Auch ist den 27ten Januar d. J. Abends der durch seine zu Pistoja im Jahre 1786 gehaltene Synode und durch viele vortreffliche Hirtenbriefe berühmt gewordene Monsignor Scipione, aus der edeln Familie de' Ricci, ehemaliger Bischof von Prato und Pistoja, im 69ten Jahre seines Alters auf seinem Landgute nahe bey Florenz gestorben. Er war ein liebenswürdiger, gefälliger, gelehrter und freydenkender Prälat; wurde aber wegen seiner anzustellenden, sehr vernunftigen Kirchenreform unaufhörlich von dem römischen Hofe verfolgt, und mußte, um seines Lebens sicher zu seyn, seinen Bisthümern entsagen, und in der Stille auf seinem Landgute leben. Ob er, wie einige behaupten wollen, bey der Ankunft Pius VII in Florenz, seinen ehemaligen reinen Grundsätzen untreu geworden sey, ist bis jetzt noch nicht einleuchtend bewiesen worden. Er konnte mit der Freude sterben, daß Napoleon der Große durch seine erlangte Herrschaft über Rom allen ehemaligen Ränken und Verfolgungen des römischen Stuhls ein Ende gemacht habe. —

Diesen beyden würdigen Männern folgte Monsign. Marcello Maria Benci, Bischof zu Colle in Toskana, nach. Er starb unvermuthet an einem heftigen Nervenschlage den 1 Febr. d. J. im 66. Jahre und 6ten Monate seines thätigen ruhmvollen Lebens. So hat also Toskana in kurzer Zeit drey vortreffliche Prälaten verloren, und es ist zu erwarten, daß die erledigten Bisthümer mit verdienstvollen, den Absichten Napoleons entsprechenden Männern in kurzer Zeit wieder werden besetzt werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 10 März.

Seit einigen Tagen wird das hiesige Publikum durch die Vermählungs-Feyerlichkeiten bey Hofe angenehm beschäftigt. Die Freude über Napoleons Verbindung mit unsrer Erzherzoginn Louise dauert immer fort, und unsre Aussichten in die Zukunft scheinen selbst denen, die sich nicht gleich den ersten Eindrücken hingeben, und ihre Hoffnungen nicht gern übertreiben, immer heller und freundlicher werden zu wollen. Gebe der Himmel, daß aus der so unerwarteten, wichtigen Vermählung nicht nur für Oestreich, sondern für unsern ganzen Welttheil die längstersehnte dauerhafte Ruhe hervorgehen möge!

Der Fürst von Neufchatel und Wagram ward an der Gränze von dem k. k. Kämmerer, Fürsten von Esterhazy, feyerlich empfangen und auf dem ganzen Wege nach Wien überall mit Kanonen begrüßt, und von Civil- und Militär-Autoritäten dekomplimentirt. Bey seiner Ankunft in Wien, die den 4ten März erfolgte, nahm er das Inkognito an, und bezog eine Wohnung in jenem Theile der kaiserlichen Burg, in welchem sich einst die Reichskanzley befand, und wo er eine Ehrenwache von Grenadieren und Trabanten erhielt.

Am 5ten März hielt der Fürst von Neufchatel und Wagram, als kaiserl. französischer Großbotschafter zu der feyerlichen Werbung um die Hand der Erzherzoginn Marie Louise, seinen feyerlichen Einzug des Nachmittags. Die Abfahrt geschah aus dem Fürst Schwarzenbergischen Palais vor dem Kärnthner Thore. Viele Oestreichische Fürsten und andere Große verlängerten den Zug, den zwanzig sechsspännige Gala-Wagen bildeten. Er ging durch das Kärnthner Thor, die Kärnthner Straße, über den Graben, den Hof, die Freyung, durch die Herrengasse in die Burg. Das Militär bildete Spaliere. Die Menge der Zuschauer war überall sehr groß, und bey Annäherung des französischen Großbotschafters erscholl ein frohes Vivat. Gleich nach seiner Ankunft in der kais. Burg erhielt er bey dem Kaiser und der Kaiserinn, so wie bey den Erzherzogen Audienz. Es ging dabey alles nach dem alten großen Hof-Ceremoniel. Der Großbotschafter näherte sich unter drey Verbeugungen mit entblößtem Haupte dem Kaiser, der unter einem Baldachin auf der Staffel mit bedecktem Haupte stand, und nur bey der ersten Verbeugung den Hut nach dem eingeführten Ceremoniel rückte, sich aber sogleich wieder bedeckte. Nach der dritten Verbeugung fing der Großbotschafter, nachdem er sich auf die Erinnerung Sr Majestät bedeckt hatte, seine Anrede an, und überreichte während derselben seine Kredditive und Vollmachten. So oft der Name eines der beyden Kaiser ausgesprochen wurde, entblößte der Großbotschafter das Haupt, und Se. Majestät, der östreichische Kaiser, rückten bey der Nennung des Namens Sr. Majestät des Kaisers Napoleon den Hut. Nach beendigter Anrede, die von dem Kaiser Franz beantwortet wurde, entblößte der Großbotschafter das Haupt, und bedeckte sich nicht wieder. Er stellte hierauf Sr. Majestät die ihn begleitenden Edelleute vor. Ein gleiches Ceremoniel fand auch bey der Audienz statt, die er bey Ihrer Majestät der Kaiserinn und den Erzherzogen hatte, nur daß er bey der erstern, auf ihre Erinnerung, das Haupt zwar bedeckte, aber bloß auf einige Augenblicke, und dann immer entblößt blieb. Da der Erzherzog Karl ein eigenes Palais in der Stadt bewohnt, so verfügte sich der Großbotschafter in einem zweyspännigen Wagen incognito zu Sr. kais. Hoheit, und erhielt auch dort Audienz. Abends besuchte der Hof mit dem Fürsten von Neufchatel den Ball auf dem Wolfsohnschen Apollo-Saale.

Am 6ten März brachten die Stände aller Provinzen des Kaiserstaates durch feyerliche Deputationen Sr. Majestät dem

Kaiser und Ihrer kais. Hoheit, Marie Louise, ihre Glückwünsche dar. Sie fuhren in vollem Staate auf. Mittags war Tafel im innern Appartement Ihrer Maj. der Kaiserinn. Außer der allerhöchsten Familie wurden dazu nur wenige Personen nebst dem Großbotschafter eingeladen. Abends war Bal paré in den k. k. Redouten-Sälen, wozu das Oberstkämmerer-Amt die Eintritts-Karten austheilte. Die Säle waren gedrängt voll und die Hitze fast unerträglich. Der Hof erschien gegen acht Uhr, und wurde von einem vollen Orchester mit der Melodie des Volksliedes: „Gott erhalte unsern Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!“ ꝛc. unter dem frohen Zujauchzen mehrerer Tausende empfangen. Der Kaiser führte die allerdurchlauchtigste Braut, und ging mit ihr zu wiederholten Malen durch die Säle und über die Galerien. Ihre Majestät die Kaiserinn war auch zugegen, und unterhielt sich größtentheils mit dem Palatine von Ungarn. Der Erzherzog Karl ging an der Seite des ehrwürdigen Herzogs Albert. Im Gefolge des Hofs befanden sich auch der k. k. Feldmarschall, Ferdinand, Herzog zu Würtemberg, und Se. Durchlaucht der Prinz von Neufchatel, welcher letztere höchst einfach gekleidet war. In einer Art erleuchteter Nische, die einen sehr guten Eindruck machte, prangten die goldnen, gekrönten zwey Buchstaben N. L. Erfrischungen, Weine von vielerley Sorten, Gebratenes und Gebackenes u. d. m. gab es im Ueberflusse, und wurde unentgeltlich den Gästen mit zuvorkommender Gefälligkeit gereicht. Sie erhielten, was und wieviel sie verlangten. Die Kredenzen waren daher immer gedrängt voll. — Der Hof entfernte sich vor Mitternacht. Um 12 Uhr endigte die Musik.

Am 7ten März, als an der Aschermittwoche, war Auffahrt und Audienz der Stände von Mähren und der Abgeordneten aus dem Königreiche Ungarn, Abends aber große Assemblee bey dem k. k. ersten Oberhofmeister, Fürsten von Trautmannsdorf.

Den Tag darauf, den 8ten März, fand das feyerliche Begehren statt. Der französische Großbotschafter fuhr Nachmittags um 6 Uhr in feyerlichem Staate bey Hofe auf, näherte sich dem Throne Sr. Majestät, und eröffnete in einer Anrede den ihm vertrauten Auftrag: um die Hand Ihrer kais. Hoheit, der Erzherzoginn Marie Louise, für Se. Majestät den Kaiser Napoleon zu werben. Nachdem diese Anrede der Kaiser beantwortet hatte, erschien, abgeholt durch den Oberst-Kämmerer, Grafen v. Wrbna, und begleitet von ihrer Obersthofmeisterinn und ihrem Oberstbofmeister, die Erzherzoginn Marie Louise. Sie näherte sich unter tiefer Verbeugung Sr. Majestät, neigte sich gegen den Großbotschafter, und nahm dann den für sie bestimmten Platz ein. Der Großbotschafter überreichte ihr nun das Schreiben und das Bildniß Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen. Als volljährig gab sie hierauf ihre selbstständige Einwilligung in den Antrag, und das Bildniß des Kaisers Napoleon wurde ihr nun vor die Brust geheftet. Der Großbotschafter verfügte sich nun zum Erzherzoge Karl, und überreichte ihm ein Schreiben Sr. Majestät des Kaisers Napoleon, worin ihm derselbe die Procura zur Vermählung an seiner Stelle zu übernehmen ersucht. Nachdem Se. kais. Hoheit diesen Antrag angenommen hatte, entfernte sich der Grosbotschafter.

Am 9ten März war feyerliche Renunciation Ihrer kaiserl. Hoheit der Erzherzoginn Marie Louise. Um 1 Uhr Nachmittags fuhr der franz. Großbotschafter mit drey sechsspännigen Gala-Equipagen und seinem Gefolge in die kaiserl. Burg auf, und begab sich in den Saal, welcher den Namen der geheimen Rathsstube führt, um als Zeuge der feyerlichen Renunciation der Erzherzoginn Louise beyzuwohnen. Zu diesem feyerlichen Acte erschienen auch alle obersten Hofämter, die Staats- und Konferenz-Minister, die Chefs der Hof-Kanzleyen und Hofstellen, die geheimen Räthe und der Erzbischof von Wien. Der Kaiser und die Erzherzoginn Louise nahmen unter einem Baldachin Platz. Se. Majestät eröffnete nun, als selbstherrschendes souveränes Haupt der gesammten Erb-Staaten und der k. k. erzherzoglichen Familie, der Versammlung, daß, da nach einem bey dem Kaiserhause eingeführten Gebrauche die k. k. Prinzessinnen vor ihrer Vermählung die österreichische Pragmatica-m und Successions-Ordnung durch einen feyerlichen Renunciations-Eid bestätigen müßten, die Erzherzoginn Marie Louise, als Braut Sr. Majestät des Kaisers der Franzosen und Königs von Italien, diesen Renunciations-Eid jetzt feyerlich ablegen werde. Am Ende der Anrede befahl Se. Majestät den Chefs der Hofstellen, diesen Act in ihren Archiven vermerken zu lassen. Nun trat der Minister der auswärtigen Angelegenheiten als Haus- Hof- und Staats-Kanzler, auf den ihm angewiesenen Platz, und empfing von einem als Notar zu diesem Acte bestimmten Hofrathe der geheimen Hof- und Staats-Kanzley das in lateinischer Sprache verfaßte, der durchlauchtigsten Braut schon früher mitgetheilte und nach seinem ganzen Umfange erklärte, Renunciations-Instrument, und las dasselbe mit lauter Stimme ab. Hierauf trat die Erzherzoginn Louise zu dem Tische, auf welchem zwischen zwey brennenden Kerzen ein Pult stand und das Evangelium lag. Der Fürst-Erzbischof hielt ihr sodann das Evangelium Johannis vor, sie legte zwey Finger auf dasselbe und las die lateinische Eidesformel laut ab: Sic me Deus adjuvet, et haec sancta Dei Evangelia. Die allerdurchlauchtigste Braut unterschrieb hierauf mit eigener Hand das Verzichtleistungs-Instrument, und der die Stelle eines Notars vertretende Hofrath druckte ihr Sigill bey. Der Hof besuchte mit dem Großbotschafter des Abends das herrlich erleuchtete Theater an der Wien, wo die Oper Iphigenia auf Tauris gegeben wurde. Die Zuschauer, die ihre Eintritts-Karten von den Eigenthümern des Theaters erhalten hatten, empfingen den Hof mit einem außerordentlichen Jubel.

Morgen Abends wird die Trauung der Erzherzoginn mit dem Erzherzoge Karl, als Stellvertreter Napoleons, von dem hiesigen Erzbischofe vollzogen, Frey-Theater gegeben und die Stadt erleuchtet werden. Die Abreise der hohen Vermählten ist auf den 13ten März festgesetzt.

Heidelberg, März.

Vor einiger Zeit hatten wir hier einen angenehmen musikalischen Abend. Julie Riedel, ein blindgebornes Mädchen von 13 Jahren und Vater- und Mutterlose Waise, spielte in einem öffentlichen Konzerte das Fortepiano; und wenn das doppelt traurige Geschick des Kindes, des äußern Lichtes und der älterlichen Pflege beraubt zu seyn, allgemeine Theilnahme erweckte, so gewährten zugleich die gute Art und die Kunstfertigkeit ihres Spiels den zahlreich Anwesenden viele Befriedigung. Ihre Lehrerinn, Begleiterinn und Pflegerinn ist eine Madame Gumbart, aus Schweinfurt, gebome Pixis von Mannheim, welche es sich zum schönen Berufe gemacht hat, durch mütterlich-treue Sorge für die Unglückliche ihr hartes Loos zu mildern.

Möchte es auch anderwärts dem guten Kinde nicht fehlen an freundlicher Aufnahme und Ermunterung zu fernerer Ausbildung ihres schönen Talentes, welches ihr gleich jener Paradis eine liebevolle Schadloshaltung für den Verlust des edelsten der Sinne bereitet. C. D. L.

Berichtigung.

Nro. 67. Z. 2. Description historique du Voyage aux terres australes par Peron.

Nro. 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. März, 1810.

Nur Beharrung führt zum Ziel.

v. Schiller.

Joann de Mascarenhas.

Die Festung Diu, auf einer felsigen Spitze der Küste von Guschrate (Guzurate) gelegen, von der Seeseite durch glückliche Lage, von der Landseite durch Thürme und Bastionen geschützt, deren Vertheidigung schon einem portugiesischen Krieger, dem tapfern Anton de Sylveira, herrlichen Ruhm erworben, ward im Jahre 1546 zum Zweytenmale angegriffen, als Joann de Mascarenhas seit kurzem Befehlshaber geworden war. Der indische Fürst, zu dessen Gebiete die Stadt gehörte, der König von Camdaya, konnte es nicht vergessen, daß sein Vorfahr, Sultan Badur, welcher den Portugiesen die Erbauung des festen Schlosses bewilligt hatte, von der Hand der mächtigen Fremdlinge gefallen war, und sein Feldherr Khojah Zaffar (Loje Soffar) nährte in ihm den Gedanken der Rache und das schmerzliche Gefühl der Abhängigkeit. Kriegserfahrung, Muth und Schlauheit hatten diesen Mann, der von der Insel Scio stammte, und nach manchen Abenteuern auf die indische Küste geführt ward, zu hohem Ansehn gebracht. Sieben Jahre rüstete er sich heimlich zu dem neuen Kriege, während die Streitkräfte der Portugiesen, in langem Frieden minder geübt, viel von der alten Energie verloren. Nur zweyhundert und funfzig Krieger schützten Diu, dessen Mauern seit der ersten Belagerung sehr befestigt waren; aber wie durfte die kleine Schaar hoffen, während des langen Winters *), wo auf dem stürmigen Meere kein Entsatz nahen konnte, einem wohlgerüsteten Heere zu widerstehen, dessen Kern aus 5000 erlesenen Söldnern von den tapfersten muhamedanischen Völkern und vielen abgefallenen Christen bestand. Zum Heil der Portugiesen war an ihrer Spitze ein kräftiger Mann, schon bewährt durch Waffen-Thaten, der mit festem Muthe in Gefahren und weiser vorausblickender Vorsicht die Gaben vereinte, die Gemüther seiner Krieger klug zu leiten. Er war gerüstet hinter seinen Mauern, als Khojah Zaffar (am 18 April) mit seinem Heere und zahllosem Kriegsgefolge die Stadt und ihre Umgegend besetzte. Alle Thürme und Bollwerke waren acht bewährten Offizieren anvertraut, deren jeder über zwanzig bis dreyßig Krieger gebot. Mascarenhas behielt funfzig für sich, um überall, wo die Gefahr drohend werden mochte, hülfreich hinzueilen. So erwartete er muthig den Angriff.

Khojah Zaffar erbaute mit einer Schnelligkeit, welche die Portugiesen selbst überraschte, in einer Nacht auf der nahen Anhöhe, von welcher man die Festung übersah, einen hohen Wall, der mit Geschütz besetzt und rings mit Baumwollballen umgeben ward, um das Werk gegen die Kugeln der Belagerten zu schützen. Rüstig setzte er seine Arbeit in den folgenden Nächten fort, und bald war die Festung längs der Landseite durch eine Reihe von Bollwerken und Thürmen bedroht. Mascarenhas konnte bey beschränktem Pulvervorrathe die Arbeiten der Feinde nicht kräftig hindern. Während dieser Vorbereitungen sann der kluge feindliche Anführer auf die Ausführung des wichtigen Entwurfes, den

*) Er fängt in jenen Gegenden im April an, und dauert 6 Monate.

Portugiesen einen Thurm zu entreißen, welcher in der Mündung des Flusses lag, der auf der südlichen Seite der Küstenspitze ins Meer fließt. Das Gelingen dieses Unternehmens hätte die Annäherung jedes Hülfsschiffes, das hier einen sichern Hafen fand, erschwert und die Eroberung der Festung erleichtert. Die Wachsamkeit des portugiesischen Befehlshabers vereitelte den gefährlichen Versuch, als das große Schiff, worauf Khojah Zaffar einen hohen Thurm hatte erbauen lassen, von einigen kühnen Kriegsleuten nächtlich angegriffen und im Hafen verbrannt wurde. Dieser glückliche Erfolg sicherte den Belagerten die nahe Hülfe, denn wenige Tage nachher erschienen acht kleine Schiffe, in welchen der Vizekönig, Joann de Castro, seinen jüngsten Sohn mit Soldaten und Kriegsbedürfnissen sandte. Jetzt musterte Mascarenhas seine Mannschaft, und zählte 450 Krieger, meist Männer edler Herkunft, welche sich freywillig gesammelt hatten, Ruhm zu erwerben in Diu's Mauern. Die Belagerten empfingen die unerwartete Verstärkung freudig als des Sieges gewisse Bürgschaft.

Bis zu dieser Zeit hatte Khojah Zaffar noch keine kräftigen Anstrengungen gemacht. Bey Tage ließ er die Festung beschießen, und Nachts die Belagerungsarbeiten fortsetzen. Die Ankunft des Königes von Cambaya, der ihm neue Kriegsvolker zuführte, gab Anlaß zu lauter Freude im feindlichen Lager. Aber wie überraschte hier das stolze Selbstgefühl, womit Mascarenhas den Feinden entbieten ließ: die Portugiesen freuten sich über des Königs Ankunft, denn jetzt wurden sie nicht blos über zusammengewordenes Kriegsvolk, sondern über das Heer eines mächtigen Fürsten ruhmvollen Sieg gewinnen.

Die Festung ward nun heftiger angegriffen. Unablässig wüthete das feindliche Geschütz gegen die Thürme, welche den Apostein Thomas und Jakob geweiht waren, und nach wenigen Tagen war der erste Thurm zerrissen und die Zinne des andern zerstört. Das Geschütz der Feinde ward so gut bedient daß jede Kugel die Schießscharte traf, so oft sich ein Portugiese sehen ließ. Zwey neue Werke wurden dem schwachen Joannesthurme gegenüber errichtet, und so von allen Seiten bedroht hatten die Portugiesen jeder irdischen Hoffnung entsagt. Begeistert von dem Gedanken an die Belohnung im unsterblichen Leben gingen sie mit heldenmüthiger Ergebung jeder Gefahr entgegen.

Bald lagen zwey Thürme der Festung in Trümmern, und immer neue Bollwerke errichtete die rastlose Betriebsamkeit der Feinde, deren stets wachsende Uebermacht die Thätigkeit der Vertheidiger leicht ermüden konnte. Mascarenhas schien von immer höherm Muthe beseelt, immer reicher an Hülfsmitteln zu werden, je bedrängter seine Lage ward. Mehr als die Schutzmauern, welche er aus den Trümmern abgetragener Gebäude innerhalb der Festung errichtete, mehr als die Wirkung seines Geschützes, sicherte ihm glücklichen Erfolg sein ruhiger Muth und die männliche Besonnenheit, die er nie verläugnete, so furchtbar auch die Gefahr drohen mochte. Was jedes andre minder starke Gemüth leicht zu unweiser Aufwallung verleitet hätte, konnte ihn nicht irre machen in seinen Entwürfen. Gleichgültig hörte er den Spott der Feinde, welche oft die Portugiesen aufforderten, nicht länger, ihrem muthlosen Anführer gehorsam, hinter ihren Mauern sich zu verbergen, sondern kühn hervorzutreten, und im Gefecht Mann gegen Mann zu zeigen, was Tapferkeit vermöge. Mascarenhas antwortete den Schmähern mit den Kugeln seines Geschützes.

Näher rückten die Feinde mit ihren Linien und Batterien den Mauern der Festung, und um den Graben mehr auszufüllen, als es die herabgestürzten Trümmer gethan hatten, ersann Khojah Zaffar neue Mittel, dies Unternehmen zu vollenden, ohne seine Arbeiter dem feindlichen Geschütze auszusetzen. Mascarenhas, mit dem Erfindungsgeiste des Feindes wetteifernd, benutzte einen unterirdischen Gang, der in den Graben auslief, um die untersten Lagen, womit dieser ausgefüllt war, vorsichtig wegzunehmen, und so wußte er eine Zeitlang die Arbeit der Feinde mit leichter Mühe zu vereiteln. Aber der Versuch ward nur durch die zufällige Folge wichtig, daß Khojah Zaffar, als er selbst in die Laufgräben kam, um mit eigenen Augen die glückliche List seines Gegners zu sehen, durch eine Stückkugel aus der Festung sein Leben verlor. Gewiß hätte er den Portugiesen den Sieg schwer gemacht; aber sein Tod unterbrach nur auf wenige Tage den Eifer der Belagerer, denn Rumekhan, des gefallenen Anführers Sohn, war dem Vater gleich an Feuer und Muth. Neue Thürme wurden errichtet, und endlich gelangs den Feinden, durch Baumstämme und Schiffstrümmer die Tiefe des Grabens, dem Joannesthurme gegenüber, auszufüllen. Mascarenhas ließ durch Holzbündel, die mit Pech und Harz gefüllt waren, durch ganze Fässer mit ähnlichem Brandstoffe, den Graben wieder ausbrennen; aber leicht konnten zahllose Arme im feindlichen Lager überall herstellen, was er durch sein Geschütz und durch Feuer zerstörte. Schon waren mehr als hundert und funfzig Portugiesen bey der Vertheidigung der Mauern und in einzelnen Kämpfen gefallen, oder tödlich verwundet, und noch war kein Hauptangriff gewagt. Kaum war Hoffnung, daß die Hülfsmacht, welche Mascarenhas um diese Zeit dringend vom Vicekönig verlangte, die Winterstürme besiegen werde; aber alle, von dem Beyspiele des großherzigen Anführers begeistert, selbst Männer aus dem geringsten Volke, wetteiferten an Muth und Beharrlichkeit mit den wackersten, und so geschahs, daß der Krieger, von den Feuermassen der Feinde verbrannt, oder verwundet von ihren Waffen, nicht durch der Gefährten Ermahnung, nicht durch der Anführer Befehl, bewogen ward, den heiligen Kampf zu verlassen. Keiner, wie erschöpft er auch seyn mochte von Krankheit, Arbeit und Nachtwachen, weigerte sich je der Pflicht, welche die gemeinsame Sache

gebot. In der Geschichte dieser Belagerung glänzen die Namen heldenmuthiger Frauen, die ihre Gefährtinnen ermunterten, der Krieger Arbeiten zu theilen, und den Streitern Waffen und Pulver zu reichen. Nicht wenige sah man, welche, von Pfeilen oder Wurfspießen verwundet, mit eigner Hand sich verbanden, und dann kühn den Gruppen der Kämpfenden sich wiedernahten. „Streitet für euren Gott," rief einst Isabella Fernandez den Mannern im heißen Kampfe zu — „streitet für euren König, ihr Ritter Christi, denn Er ist mit euch." Wo also die Kraft des begeisterten Gemüths, vereint mit der Kraft der Idee, mächtig wirkte in allen, konnten alle nur rühmlich siegen, oder rühmlich fallen.

(Die Fortsetzung folgt.

Entscheidung.

„Welcher Heimat ist Homer? "
„Welches Vaters Sproß? —
Führt den langen Streit nicht mehr!
Deutscher Heimat ist Homer,
Und sein Vater — Voß.

Hg.

Historische Notiz über die Galerie des Palais Royal.

(Beschluß.)

Unter die vorzüglichsten Stücke der Sammlung müssen Poussins sieben Sacramente gezählt werden. Man weiß, daß dieser unnachahmliche Mahler die sieben Sacramente doppelt mahlte, das Erstemal für den Kommandeur del Pozzo, und hernach für seinen Freund, Hrn. de Chantelou; diese letztern waren beym Tode ihres Besitzers nach Holland gekommen, wo sie der Herzog für die Summe von 120,000 Livres kaufen ließ. Raphaels berühmter Johannes in der Wüste kostete 20000 Livres, und eben so viel das Gemählde von Saint Roch und ein Engel, von Annibal Carrachi, der sich in der Kirche St. Eustache zu Paris befand. Die Auferstehung des Lazarus, von Sebastian de Venise, ward den Chorherren von Narbonne mit ungefähr 24000 Livres bezahlt, u. s. w.

Es waren überhaupt vierhundert fünf und achtzig Stücke, alle auf's sorgfältigste gewählt und erhalten, die sich zur Zeit des Regenten in der Galerie des Palais Royal befanden.

Nach dem Tode dieses Fürsten litt die Sammlung durch seinen Sohn Ludwig, welcher jetzt den Namen des Herzogs von Orleans angenommen hatte, großen Schaden. Dieser schwache und seltsame Mensch zerstörte und verbrannte in den Anfällen einer lächerlichen Frömmeley die meisten Mahlereyen seines Vaters, unter andern die Originalzeichnungen der Kupfer für die Ausgabe von Daphnis und Chloe. Er verstümmelte mehrere der schönsten Gemählde großer Meister, welche Nacktheiten darstellten. Correggios Leda ward auf diese Weise ein Opfer seiner Narrheit. Christine von Schweden hatte dieses Gemählde Ludwig dem XIV geschenkt, und der Herzog von Orleans zerhieb es in vier Stücke. Coppel der Sohn wußte sich die Stücke zu verschaffen, und ließ sie durch Delien herstellen. Nach dem Tode des Direktors der Mahlerakademie bezahlte Pasquier das Gemählde mit 16000 Livres. Bey der Steigerung der Sammlung dieses letztern im Jahre 1755 ward es für die Summe von 21060 Livres für den Könige von Preußen erstanden, der es in seinem Kabinete in Sans-Souci aufstellte. Von da ist dasselbe mit den übrigen während der Feldzüge der Jahre 1806 und 1807 durch die französischen Armeen in Deutschland eroberten Kunstsachen nach Frankreich zurückgekommen, und es wird den ihm gebührenden Platz unter den Meisterstücken des Musée Napoléon wieder einnehmen.

Neben diesen Zerstörungen und Verstümmelungen, welche der Herzog Ludwig mit eigner Hand vornahm, oder die auf seinen Befehl geschahen, ließ er auch noch einen Theil der niederländischen Schule aus der Sammlung verkaufen. Sein Kanzler d'Argenson gab das Verzeichniß davon, welches acht und achtzig Stücke begreift, heraus, und sie wurden am 28 Jun. 1727 einzeln verkauft.

Der Herzog Ludwig von Orleans starb bekanntlich als Mönch in einer Zelle der Abtey Sainte-Genevieve, und sein Sohn Philipp ward sein Erbe. Dieser in jeder Hinsicht schätzbare und durch seine Tugenden sowol als durch die Wohlthaten, die er den Gelehrten und Künstlern erwies, achtungswürdige Prinz hat zwar die Galerie nicht vermehrt; aber er wußte das Erbe seiner Väter sorgfältig zu erhalten. Seine Sammlung stand Fremden, Liebhabern und Künstlern für ihre Studien und für den Genuß der schönsten Kunstwerke immer offen. Als sein Sohn, der Herzog von Chartres, sich vermählte, überließ er ihm den Pallast mit allen Zubehörden... und er war glücklich genug, zu sterben, ehe er Zeuge der unglücklichen Verirrungen seines Nachfolgers ward.

Zur Zeit der Nationalversammlung im Jahre 1790 verkaufte der Herzog von Orleans, der letzte dieses Namens um Geld zu erhalten, wovon er so schändlichen Gebrauch machte, die sämmtlichen Gemählde der Galerie des Palais Royal. Ein Banquier von Brüssel, Namens Walkuers, kaufte die Gemählde der italienischen und französischen Schulen für die Summe von 750000 Livres; wenige Tage nachher verkaufte er dieselben wieder für 900000 Livres an Hrn. Laborde de Mereville. Dem letztern muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen. Es war ihm nicht um Gewinn zu thun; er hatte einen edlern Zweck, und er wollte die kostbare Sammlung für Frankreich erhalten. Es sollte dafür in seiner Wohnung, in der Straße d'Artois zu Paris, eine Galerie aufgeführt werden. Die Arbeiten waren

schon bedeutend vorgerückt, als die Stürme der Revolution den Hrn. Ladorde zwangen, Frankreich zu verlassen. Er begab sich nach England, und ließ seine Gemählde, zu denen er jetzt seine Zuflucht nehmen mußte, ebenfalls dahin bringen. Drey reiche Liebhaber, der Herzog von Bridgewater, die Lords Carleisle und Gower, kauften die Sammlung für die Summe von 41000 Pf. Sterl. (ungefähr eine Million französischer Livres). Diese vornehmen Britten, dem Nationalkarakter treu, rechneten auf die Neugierde des Publikum, und veranstalteten eine öffentliche Ausstellung, welche sechs Monate dauerte, und nach deren Verfluße die Gemählde um die bestimmten Preise, für die sie gewerthet waren, verkauft wurden. Obgleich die Eigenthümer eine Anzahl Gemählde zurückbehielten und unter sich theilten, so verschaffte ihnen dennoch jener Verkauf über ihre Auslagen hin noch einen sehr ansehnlichen Gewinn.

Die Gemählde der flammändischen, holländischen und deutschen Schulen verkaufte der Herzog von Orleans gleichfalls im Jahre 1790 an einen Gemählehändler, welcher ihm 500000 Livres baar dafür zahlte. Man weiß nicht, was aus ihnen geworden ist; doch läßt sich vermuthen, sie seyen zerstreut, und in die Sammlungen der Kunstliebhaber von ganz Europa vertheilt worden.

Es zeigt sich mithin, daß der Herzog von Orleans die ganze Gemählesammlung seines Aeltervaters, welche höher denn auf vier Millionen geschätzt war, für die mäßige Summe von zwölfhundert und funfzig tausend Livres dahingegeben und vergeudet hat. So haben die Verirrungen des Urenkels Frankreich der seltensten und reichsten Sammlung beraubt, die durch zwanzigjährige Sorgfalt und Nachforschungen war gesammelt worden, und die ungeheure Summen gekostet hatte; so sind Künstler, Liebhaber und lernbegierige Reisende auf einmal des Genusses zahlreicher Meisterstücke der verschiedensten Fächer beraubt worden, womit der Geschmack und die Großherzigkeit eines französischen Prinzen sein Vaterland bereichert hatten.

Glücklicher Weise war Hr. Couché im Jahre 1785 auf den Gedanken gerathen, die ganze Sammlung dieser Galerie in Kupfer zu stechen. Seine Unternehmung fand gleich anfangs vielen Beyfall, und hatte erwünschten Fortgang. Die Zeichnungen waren beynahe alle vollendet und dreißig Lieferungen bereits erschienen, als der Herzog seine Gemählde verkaufte. Dieses Ungeschick machte den Herausgeber nicht irre. Die Lieferungen wurden noch weiter fortgesetzt, bis in den unglücklichsten Zeiten der Revolution auch dieses Unternehmen in Stocken gerieth. Das Werk durfte jedoch nicht unvollendet gelassen werden. Hr. Couché hatte die Vorsicht gehabt, sich die Zeichnungen beynahe aller Gemählde zu verschaffen. Im Jahre 1806 verband er sich mit den Hrn. Laporte und Boucquet. Von diesen Herausgebern ward das Werk bis auf 59 Lieferungen gebracht, und es ist jetzt in drey Foliobänden, welche 355 nach den Schulen gereihte Kupfertafeln enthalten, vollendet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Figaros Hochzeit von Beaumarchais zieht noch immer bey jeder Vorstellung ein zahlreiches Publikum an, obgleich die vielen boshaften Anspielungen, welche diesem Stücke bey seinem Erscheinen so viel Pikantes liehen, daß es mehr als hundert Darstellungen erlebte, 50,000 Thlr. der Theaterkasse und 80,000 Frauken dem Verfasser eindrachte, jetzt nicht mehr in Anschlag kommen, und man auch jetzt noch nach jeder Darstellung nicht ermangelt auszurufen: Welch ein schändliches Stück! ein wahres Ungeheuer! — Beaumarchais antwortete einst einem Herzoge, der ihm eine große Loge zurück gab, um eine kleine zu bekommen, unter dem Vorwande, sie wäre für Damen bestimmt, welche nicht gern in seinem Stücke möchten gesehen seyn:

Ich habe keine Achtung für Frauen, mein Herr Herzog, die einem Schauspiele, das sie für unanständig erkennen, beywohnen, wenn es nur ingeheim geschehen kann. Solchen Launen füge ich mich nicht. Ich habe mein Stück dem Publikum gegeben, um es zu unterhalten und zu belehren, und nicht um unverschämten Weibsbildern das Vergnügen zu machen, in einer kleinen Loge vortheilhaft davon zu denken, unter der Bedingung, in Gesellschaften nachtheilig davon zu reden. Das Vergnügen des Lasters und die Ehre der Tugend . . . das ist die Koketterie des Zeitalters. Mein Stück ist gar nicht zweydeutig; man muß es anerkennen oder es meiden. Ich grüße Sie und behalte meine Loge.

Beaumarchais.

Die französischen Kunstrichter setzen es den besten Lustspielen von Regnard und Destouches gleich; doch geben sie dem Barbier von Seville den Vorzug. — Sie werfen dem Verfasser seinen schlechten Styl vor, der oft affektirt ist. — Uebrigens, sagen sie, findet man in Figaros Hochzeit alle Arten des Komischen: das Komische der Karaktere, der Sitten, der Intrigue und der Situationen, des Dialogs, der Satyre, das Hoch- und Niedrig-Komische; und diese Vermischung mag vielleicht der Klarheit nachtheilig seyn. — Ein solches Urtheil würde uns seltsam vorkommen, und ist vielleicht doch nicht ganz ungegründet.

Während in Dijon eine sehr strenge Kälte herrschte, genossen die Umgebungen von Semur einer sehr milden Temperatur; nirgends war Schnee zu sehen, die Sonne strahlte, man konnte leichtgekleidet seyn, und die Heerden bedeckten die Gefilde. Dies nämliche Phänomen fand in den Umgebungen von Dijon selbst statt, in geringer Entfernung und nördlich von der Stadt. Die glücklichen Bewohner, welche der Frost verschonte, waren verwundert, wenn sie sich der Winterlinie näherten, plötzlich von einer so pikanten Kälte ergriffen zu werden. — In der Nacht vom 31 Januar auf den 1 Februar waren die Einwohner von Chalons an der Saone Zeugen eines Phänomens, das unfehlbar die Aufmerksamkeit der Physiker erwecken wird. Um 10 Uhr Abends, als das Thermometer 11 Gr. über 0 zeigte, und die Luft sehr ruhig war, schossen so feurige und häufige Blitze umher, wie wenn die Atmosphäre bey einem Ungewitter ganz mit elektrischer Materie geschwängert ist.

Kupfer-Beylage:
Einige der vorzüglichsten Gebäude in Paris.

Plan et élévation de l'Arc de Triomphe des Tuileries.

Plan général et élévation du Lycée Bonaparte.

Nro. 71.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. März, 1810.

— Von Künstlern nur ward Kunst gerichtet:
Ob wahr in Farbe, Stein, Metall
Gebildet sey, ob wahr gedichtet
In Wort, Gesang, und Tanz und Schall.
Ich lerne nicht von euch, Athener!
Ihr lernt von mir! so strafte Jener;
Und Beyfall klatscht ihm überall.

Voß.

Französisches Urtheil über Goethes Wahlverwandtschaften.

(Bald nach der Erscheinung des neuesten Goethe'schen Romans erschien in Paris eine Uebersetzung davon unter dem Titel: Les affinités électives, wie sich dies erwarten ließ; aber, so sehr auch gerade dies Werk zur Uebertragung in eine fremde Sprache unter allen Werken des gefeyerten Dichters, Werthers Leiden am wenigsten ausgenommen, vorzüglich geeignet scheinen möchte, so wenig ließ sich darauf rechnen, daß es in seiner Tiefe würde durchschaut und verstanden werden. In wie fern die göttliche Klarheit der Darstellung und jener unnennbare Zauber, der in allen Werken unsers Dichters vorherrscht, in der Uebertragung in eine Sprache, die für das Gemüthvolle wenig geeignet ist, nichts eingebüßt hat, können wir nicht entscheiden, da wir die französische Uebersetzung nicht kennen; der Verlust läßt sich aber auch in dieser Hinsicht wol a priori schon als nicht unbedeutend berechnen. — Doch abgesehen hievon und auch davon, daß der weilende Gang des deutschen Romans der französischen eilfertigen Lebhaftigkeit wenig zusagen kann; so liegt auch schon die Idee, ja die ganze sinnliche und intellektuelle Welt, die sich darin uns aufschließt, dem französischen Geiste und Gemüthe so fern, daß sie diese unmöglich ansprechen kann. Wir glauben, es dürfte unsern Lesern nicht uninteressant seyn, zu erfahren, wie nun der Franzose wirklich über dies Werk urtheilt, und theilen daher hier das Urtheil aus dem Publiciste mit. — Karakteristisch scheint es uns, daß die kaltverständige stets besonnene Charlotte darin vor Allen die Palme davonträgt, welches bey dem deutschen Leser nicht so uneingeschränkt der Fall seyn dürfte. — Das Wahre vom Falschen in dieser Beurtheilung zu unterschriden, überlassen wir der Einsicht und vorzüglich dem Gefühle des Lesers; wundern uns aber keineswegs über die mancherley, größtentheils in die Augen springenden, Schiefheiten in dieser Beurtheilung, da ja selbst ein Recensent in einem unserer kritischen Institute die Wahlverwandtschaften eben so schief, und zum Theile noch weit platter beurtheilt hat. — Schätzbare geniale Beyträge zu einer Beurtheilung des geistreichsten Werks, das unsre Literatur seit geraumer Zeit aufzuweisen hat, lieferte das Morgenblatt; allein möchte nun doch bald eine besonnen prüfende vollständige Beurtheilung die Meinungen aus dem schwankenden Zustande reißen, in welchem sie sich über dies Werk gegenwärtig befinden. — Aber, daß zu einer Beurtheilung, wie wir sie wünschen, beynahe selbst ein Goethe erfordert würde, das ist's eben!) Red.

„Man muß essen um zu leben," sagt Harpagon, „nicht leben um zu essen." Man muß lesen um die Zeit hinzubringen, sagen die Franzosen, und nicht seine ganze Zeit hinbringen mit Lesen. Die Deutschen glauben gerade das Gegentheil; bey ihnen artet alles in Leserey aus, alles wird Stoff zu einem Buche, weil alles gelesen wird, und man kann wol sagen, daß wir in dieser Hinsicht essen um zu leben, und sie leben um zu essen. Uns trägt man daher, wie Leuten, die eben keinen großen Hunger haben, Saucen und nichts als Saucen auf, welche die Eßlust rei-

zen, ohne sie zu befriedigen; das für uns. Dem deutschen Heißhunger trägt man die möglich reichsten Ragouts auf; nichts wird weggeschnitten, um nichts zu verlieren; der Kopf und die Füße des Thieres, alles ist darin und alles wird verschlungen. Bey uns weiß der Schriftsteller, daß nichts schwerer ist, als die Aufmerksamkeit zu reizen; daher strebt er sogleich nach Effekt, und bekümmert sich dann wenig darum, die erregte Erwartung auch zu befriedigen: sein Hauptzweck war, ein Buch zu schreiben, das gelesen würde; würde das Buch nun auch gut, so wäre das ein ganz besonderer Glücksfall. Der Deutsche dagegen, der seiner Leser gewiß ist, gibt sich ihnen ohne Bedenken Preis; er würde ein gutes Buch schreiben können, wenn er Ursache hätte, sich die Mühe zu geben, das Schlechte vom Guten zu scheiden. Aber was soll ihn vermögen, sich dieser Mühe zu unterziehen? ja, wer wird ihm nur einmal nachweisen, was in seinem Werke schlecht ist? Der Geschmack muß, wie die Scham, durch die Furcht gewarnt werden; denn in dem Dichter liegt dem Geschmacke nichts ob, als die Mängel zu entdecken: das Talent findet die Schönheiten. Aber ein Schriftsteller erblickt die Fehler seines Werks nur durch fremde Augen; nur aus dem Gedanken, was für einen Eindruck es auf diese machen werde, entspringt die heilsame Scheu, welche ihn antreibt, die Feile zu gebrauchen. Das spöttische Lächeln, das er voraussieht, macht ihn auf die Lächerlichkeiten aufmerksam, die durch sich selbst ihm nicht aufgefallen wären. Den Aufsatz, der ihm als Verfasser unendlich interessant dünkt, denkt er sich, wie er ihn in einem zahlreichen Zirkel vorliest, und fühlt im Voraus das Mißbehagen, das ihm die Langeweile der Zuhörer machen wird; aber Zuhörer, denen nichts Langeweile macht, und die niemals über etwas lachen, das verfertigt ist, um ernsthaft zu seyn, geben dem Schriftsteller sehr leichtes Spiel.

Ist dieser Schriftsteller nun noch dazu der Verfasser von Werthers Leiden, haben die hervorstechenden Schönheiten des Werks, durch welches er am bekanntesten geworden ist, seine Bewunderer gewöhnt, selbst seine Fehler ihm zum Verdienste anzurechnen, dann wird er sich diesen mit völlig ruhigem Gewissen überlassen, er wird sie selbst übertreiben, denn gerade seine Fehler hält ein Schriftsteller für das Originalste, für das ihm Eigenste; und gewöhnt zu glauben, daß Alles von ihm gut ist, wird er dem Publikum die Pflicht auflegen, die ihm ein großes Talent vorschreibt, nämlich: die Spuren desselben selbst auf den Abwegen, auf denen es sich verliert, aufzusuchen.

Göthes neuer Roman wird gelesen werden, man muß ihn wol lesen; aber wird man nicht gleich anfänglich dem Geschmacke eines Mannes mißtrauen, der einem Romane den Titel Wahlverwandtschaften (affinités électives) gibt, einen bizarren und beynahe unverständlichen Titel den man jedoch aus Rücksicht auf eine weitläufige Unterredung über Chemie beybehalten mußte? In diesem Romane finden sich denn auch Versuche über den Magnetismus, eine Rede über das Maurerhandwerk, eine andere über die Gärtnerey, eine Abhandlung über die Baukunst, ohne die zuweilen sehr sinnreichen Bemerkungen über die Welt zu rechnen, die ein junges Mädchen anstellt, das aus der Pension unmittelbar ins Schloß gekommen ist. Beynahe möchte man versucht werden zu glauben, daß der Verfasser hier alles habe anbringen wollen, was er nirgend anderswo anzubringen wußte, und was er doch beschlossen hatte, daß wir lesen sollten, wir möchten nun wollen oder nicht, denn wir lesen es gewiß. Nicht etwa, als wäre das diesen bizarren Abschweifungen untermischte Detail immer gleich schön, als wären die Leidenschaften immer gleich gut dargestellt, oder die Karaktere immer gleich gut entwickelt. Natürliche und rührende Gemählde werden oft durch das verdorben, was wir Pinseley (niaiseries) nennen, die einzige angemessene Benennung für ein Detail, das an sich selbst kein Interesse hat, wenn es nicht mit Gemüths-Aeußerungen verknüpft ist, die ihm einen eigenen Karakter, eine eigene Farbe leihen. Im Werther z. B. ist das Detail der häuslichen Geschäfte, mit denen Charlotte sich abgibt, gar keine Pinseley: nicht ohne Interesse sieht man sie mitten unter ihren Geschwistern, wie sie ihnen das Vesperbrot austheilt. Man lächelt über den Eifer, mit dem sie ihrer kleinen Schwester in einem Brunnen das Gesicht waschen hilft, um die Spuren eines Kusses von Werther wegzuwischen, damit sie keinen Bart bekomme. Dieser Zug stellt uns sogleich dies weibliche Wesen, dessen Geist mit den zartesten Schönheiten der Dichtkunst geschmückt ist, dar, wie es sich mit allem Eifer und zugleich mit aller seiner natürlichen Anmuth der gemeinsten Geschäfte annimmt, welche es sich zur Pflicht gemacht hat. Man sieht eine höhere Vernunft sich gefällig zu Vorurtheilen herablassen, von denen sie glaubt, daß es gut sey, sie wenigstens für einige Zeit Kindern zu lassen, die nur zu einer untergeordneten Sphäre bestimmt sind, in der sie vielleicht alles dessen bedürfen werden, was ihnen gegen die bösen Rathschläge des Unglücks zu Hülfe kommen kann. Was ist uns aber daran gelegen, zu erfahren, daß Ottilie, die Heldinn des neuen Goetheschen Romans, wenn etwas peinlich sie aufregt, auf der linken Wange erröthet, während die rechte erblaßt? Diese äußerst bizarre Erscheinung dienet uns ein sehr lächerliches Bild dar ohne alles Interesse; eben so wenig liegt uns daran, zu wissen, daß Ottilie oft auf der linken Seite Kopfweh empfindet: aber was allenfalls einige Wichtigkeit haben kann, ist, daß sie, wenn sie diesen Schmerz fühlt, nicht eine Miene verändert; daß sie nicht einmal die Hand an den Kopf legt, daß der Schmerz sich in ihr nur durch Erstarrung äußert. In diesem Detail und in allem, was die Pensionshalterinn, bey welcher Ottilie ihre frühere Jugend verlebte, über sie sagt, kündigt sich ein äußerlich blos leidender, aber um so innerlich lei-

denschaftlicherer Karakter an, dessen Gefühle immer auf sie selbst zurückwirken, ohne auf ihre äußern Handlungen Einfluß zu haben. Einst wird Ottilie, durch einen Schmerz aufgerieben, den äußerlich nichts verkünden wird, sterben, ohne aufgehört zu haben schön zu seyn, so wie sie sich in einer strafbaren Liebe verzehrt, ohne aufzuhören, unschuldig, tugendhaft und resignirt zu seyn: sie hat selbst nicht einmal ihr Vergehen, vor dem sie durch keine heftige Erschütterung gewarnt wurde, empfunden: ihre immer reinen, immer sanften Gefühle haben sie mit sich fortgeführt ohne Gewalt, wie der immergleiche Lauf eines klaren ruhigen Stromes mit fortführt und in die Abgründe des Meeres stürzt. —

Schuldiger und schwächer, zuweilen durch das Uebermaß seiner Leidenschaft interessant, ist Eduard, Ottiliens Geliebter, der jedoch mehr als einmal empört durch die Entschlossenheit, wenn man so sagen darf, mit welcher er sich dieser Leidenschaft überläßt, ohne irgend einen Kampf, ohne irgend eine Rückkehr zur Pflicht, welche den Anblick des Verbrechens selbst erträglich macht, indem zuweilen dadurch an das Daseyn der Tugend erinnert wird. Zwischen beyden in der Mitte bietet Eduards Gattinn Charlotte, ihrer Seits geprüft durch eine Neigung, die sie zu überwinden wußte, das Bild der Güte und der Empfindsamkeit ohne Schwäche, des Muths ohne Undeugsamkeit und Härte dar; und dieser edle sich immer gleiche Karakter, der sich nur einen einzigen Augenblick verleugnet, wird blos am Ende durch die ruhige sanfte Erhebung Ottiliens verdunkelt, die von dem Augenblicke an entschlossen ist zu sterben, in welchem sie die Unmöglichkeit fühlt, ihrer Leidenschaft zu widerstehen, und diesen Entschluß ausführt, ohne jene Ruhe und Heiterkeit zu verlieren, wodurch sie dem Aufenthalte der Engel entgegenzureifen scheinen würde, wenn nach unsern religiösen Begriffen es möglich wäre, diese Hoffnung der Seligkeit mit dem Gedanken an einen freywilligen und folglich, mag er auch durch wer weiß welche Beweggründe bestimmt werden, strafbaren Tod zu vereinigen.

An solch einer Bedenklichkeit konnte übrigens der Verfasser des Werther sich wol nicht stoßen; er im Gegentheile zweifelt so wenig an Ottiliens Heiligkeit, daß er sie nach ihrem Tode Wunder verrichten läßt. Ich möchte in der That nicht dafür stehen, ob diese Wunder nicht eine Wirkung des Magnetismus sind, für welchen Ottilie, besonders auf der linken Seite ein auserkornes Werkzeug gewesen zu seyn scheint. Der Verf. hat es nicht für gut gefunden, sich darüber zu erklären, und alles, was ich den Eingeweihten, welchen allein darüber die Entscheidung gebührt, sagen kann ist, daß das junge Mädchen, welches, nachdem es alle Glieder zerbrochen hatte, wieder hergestellt ward, indem es Ottiliens Körper berührte, mit ihr als sie noch lebte in einer jener Verwandtschaften stand, welche, wie es scheint, dem ganzen Romane zum Grunde liegen, und daß die seltsame Zuneigung, welche Ottilie der Nanny (so heißt das junge Mädchen), eingeflößt hatte, wol darauf hindeuten dürfte, daß sie gegeneinander im Rapport standen. Werden die Magnetiseure mich verstehen? Ich weiß es nicht, denn ich selbst verstehe sie nicht hinlänglich, um mich davon überzeugen zu können; daran zweifle ich aber sehr, daß die Uneingeweihten diesen Theil des Romans ganz verstehen werden: auch zweifle ich, daß einer von ihnen sich mit der empörenden Idee wird vertragen können, daß zwey Gatten den gegenseitigen Liebesgenuß beyde in der Einbildungskraft auf den Gegenstand ihrer strafbaren Neigung übertragen. Noch schwerer wird man sich, wie ich glaube, mit Eduards Unempfindlichkeit, ja vielleicht sogar gewissermaßen Freude versöhnen, mit welcher er den Tod des Sohnes erfährt, den er mit Charlotten erzeugt hat, und den er als ein Hinderniß seiner Verbindung mit Ottilien ansah. Die Liebe kann doch nicht Hartherzigkeit entschuldigen; und auch außerdem hat diese gänzliche Hingebung an die Liebe in einem Manne etwas Erniedrigendes, seiner Bestimmung Widerstreitendes, welches, in meinen Augen wenigstens, schon dem Karakter Werthers, weit mehr aber noch dem Karakter Eduards schadet. Noch manches Andere wird diesem Romane nachtheilig werden, manches Andere aber ihn als das abenteuerliche Werk eines Mannes von Genie auszeichnen. P.

Joann de Mascarenhas.

(Fortsetzung.)

Endlich, als die Feinde ihre Werke vollendet und den Graben ausgefüllt hatten, sahen die Portugiesen von den Zinnen des höchsten Thurmes in der Nacht vom 24 zum 25 Julius die Schaaren der Beter mit Fackeln, zu den Tempeln der Stadt ziehen, dem vorsichtigen Mascarenhas das Zeichen des nahen Angriffs. Der Morgenstern war noch nicht aufgegangen, da rückten die feindlichen Schaaren gegen die Mauern. Es war der Festtag des Apostels, den alle Bewohner der pyrenäischen Halbinsel hoch verehren, und, froh an dem heiligen Tage zu streiten, eilten die Portugiesen mit dem Feldgeschrey, das so oft Sieg gebracht in den Tagen der Vorzeit: Sant-Jago! Sant-Jago! zu dem blutigen Kampfe. Es galt Portugalls Ruhm, Portugalls Herrschaft über Indien, das fühlten beyde Theile; denn die mächtigsten indischen Fürsten, längst unwillig über die fremde Beherrschung, warteten auf dieses Krieges Ausgang, um ihren Entschluß zu fassen. Alle Thürme und Bollwerke der Landseite fast schon zertrümmert, wurden mit unbeweglicher Tapferkeit vertheidigt, welche den stürmenden Feinden zahlreiche Opfer kostete. Während Mascarenhas bald hier bald dort helfend und anordnend zugegen war, wurden die Wächter, welche er vorsichtig auf die Mauer an der Seeseite gestellt hatte, von dem Rufe der kämpfenden Waffenbruder verlockt, diesen Ort zu verlassen,

welchen der schroff ansteigende Fels gegen jeden Angriff zu sichern schien. Da kamen plötzlich zwey Soldaten zu dem Befehlshaber, der von einem Pagen begleitet durch die Straße ging, und verkündeten mit lauter ängstlichen Stimme, die Feinde hätten das Schloß von der Seeseite erstiegen. Mascarenhas befahl dem Unglücksboten Schweigen, damit nicht die Kunde sich verbreite, und den Muth der Streiter lähme. Dem andern Soldaten gebot er, alle in der Festung zerstreuten Krieger ihm eilig zuzuführen. Die Feuermassen, welche die Feinde auf der andern Seite gegen die Mauern schlenderten, verbreiteten hier so hellen Glanz, daß Mascarenhas die Feinde erblickte, die sechzig an der Zahl, von der abnehmenden Flut begünstigt, den Fels erklimmt hatten. Schon waren mehrere auf die nahen Gebäude gestiegen, zwey Siegeszeichen aufpflanzend, andere, mit Plünderung zu beginnen, in die Häuser gedrungen, wo nur Weiber den einsamen Heerd hüteten. Muthvoll ergriff eine der Frauen die Lanze, und ihre furchtsamern Gefährtinnen, zu gleicher Entschlossenheit ermuntert, gingen mit ihr zu den bedrohten Häusern, deren Eingang sie besetzten, bis sich mehrere Krieger gesammelt hatten. Rasch eilte nun Mascarenhas zu der erstiegenen Mauer, und bey der Weiber lautem Geschrey wähnten die bestürzten Feinde, es dränge ein zahlreicher Kriegerhaufen heran. Sie wurden von den Dächern herabgestürzt, nach heftiger Gegenwehr von den Mauern geworfen, und fielen, an den schroffen Felsenspitzen zerschmettert, in's Meer, während manche der übrigen in den Häusern unter Weiberhänden erlagen.

Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Portugiesen, als Mascarenhas, von der Seeseite durch aufmunternden Zuruf die ermatteten Tapfern zu erneuten Anstrengungen entflammte. Die Feinde gaben das Zeichen zum Rückzuge. Das anbrechende Tageslicht zeigte ihnen die verstümmelten zerrissenen Leichen der Erschlagenen in dem Graben; da stürmten sie, von Schmerz und Wuth entzündet, wieder heran, den Tod der Waffenbrüder zu rächen. Erst Mittags eilten sie, nach neuem Verluste, zurück ins Lager. Mascarenhas ließ seine Todten bey dem Schalle der Trompeten und Pauken, und dem festlichen Gesang der Begleiter in die Kirche zu Grabe tragen; als Mäzenter wollte er sie ehren, deren Tod nicht in Trauerklagen beweint, sondern durch Danklieder und Siegeshymnen gefeyert werden mußte. So erhob er die Gemüther seiner Krieger, und sagte zugleich den Feinden, daß sie mit Männern zu thun hätten, welche der Tod ihrer Gefährten nicht entmuthigen konnte, welchen solcher Tod selbst willkommen war. Zwey Tage nach diesem Sturme wagten die Feinde einen neuen heftigern Angriff, nicht glücklicher als am Jakobstage. Verderblich war's bey diesen Kämpfen für die indischen Krieger, daß fast alle, der Landessitte gemäß, baumwollene oder linnene Zeuge trugen, welche plötzlich die Flamme durch ganze Reihen verbreiteten, wenn die Vertheidiger der Burg ihre Feuergefäße auf sie schleuderten; die Portugiesen, in wollenen Kleidern, und mit ledernen Handschuhen und Stiefeln, selbst mit einer ledernen Bedeckung der Schenkel versehen, waren mehr gesichert gegen die Feuermassen, welche die Feinde ohne Unterlaß über die Mauern warfen; und als endlich auch das Leder zu diesem schützenden Gebrauche selten ward, opferte Mascarenhas seine köstlichen Tapeten von vergoldetem Leder, die er zerschneiden, und unter die Kriegsleute vertheilen ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, 12 März.

Wir hofften vor kurzem, heute die junge Kaiserinn von Frankreich hier feyerlich einziehen zu sehen. Bekannte Umstände verzögern den festlichen Tag. Die Wege sind in der That an vielen Stellen grundlos, und durch so viele hunderttausend Militärs, wie durch den Transport des Geschützes auf lange Zeit ruinirt. — Indeß werden zu ihrem Empfange die größten Anstalten gemacht, und die öffentlichen Gebäude und selbst Plätze zu glänzender Beleuchtung eingerichtet. Im Theater baut man, um, wie es heißt, Raum für einige zwanzig Pferde zu bekommen, mit denen der berühmte italienische Opernsänger Brizzi an jenem Tage als Achilles seinen Einzug halten will. Auch an den Landstraßen arbeiten mehrere tausend Menschen, um in der Eile das Möglichste zu thun. — Es herrscht wie überall so bey uns die größte Freude über das glückliche Ereigniß: Jeder sieht diese Vermählung als das Unterpfand einer langen Ruhe an, unter deren Einfluß Bayern sich bald erholen, und in allen Zweigen seiner Administration kräftig erhalten wird; und so bereiten wir uns, der Seegensreichen zu huldigen, die gleich einer Friedensgöttinn durch die Völker zieht, zu ihren Füßen die Zwietracht und den Haß gefesselt, und zu beyden Seiten die Genien von Frankreich und Oestreich, von Deutschland und Italien in aufblühender Schönheit. — Ein hiesiges Blatt berichtet, die Kaiserinn würde vor ihrem Einzuge in München zu Alt-Oetting übernachten, wo ein uralt Muttergottesbild verehrt wird, in der Meinung aller Völker umher „durch vieler Wunder Segenskraft berühmt.“ — Als noch die Wallfahrten bestanden, kamen daselbst unaufhörlich große Züge aus dem Innern von Böhmen, Oestreich und Deutschland zusammen, und über 300 Geistliche waren beschäftigt, den Dienst dabey zu verrichten. Der Erzherzog Karl empfing hier bey Eröffnung eines Feldzuges das Abendmahl, und auch die Kaiserinn soll ihr Nachtlager dahin verlegt haben, um in der ehrwürdigen Kapelle ihr Gebet zu verrichten. Ein Zug, der ihrem weiblichen Herzen Ehre macht. — Marie, betend um den Schuz der Himmels-Königinn bey ihrem großen Berufe — ist eine Scene, die durch den Pinsel großer Mahler verewigt werden sollte! —

Die verzögerte Reise der Kaiserinn hat uns die längere Gegenwart der erhabenen Schwester Napoleons, der Königinn von Neapel, verschafft. Gestern waren, ihr zu Ehren, am Hofe Festivitäten: der Kronprinz hat mit ihr den Ball eröffnet. Auch erschien der Hof zum Erstenmale nach seiner Zurückkunft, zum großen Jubel des versammelten Publikum, im Theater, mit ihm die Königinn von Neapel, die Herzoginn von Neuburg und die verwittwete Churfürstinn von Baiern, eine Schwester der jetzigen Kaiserinn von Oestreich.

Man gab die bekannte Oper Aline, mit den ganzen Macht des trefflichen Orchesters und der herrlichen Dekorationen, die wir auf unserm Theater besonders bey solchen Gelegenheiten gewohnt sind.

Nro. 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. März, 1810.

Ein geborener Herrscher ist alles Schöne, und sieget
Durch sein ruhiges Nah'n, wie ein unsterblicher Gott.

v. Schiller.

Ueber die Vermählung der Erzherzoginn Marie Luise von Oestreich mit dem Kaiser Napoleon.

Wien, 12 März.

Es ist interessant, die Wirkungen zu beobachten, welche die Vermählung der Erzherzoginn Marie Luise mit dem Kaiser Napoleon hier und in der ganzen östreichischen Monarchie hervorgebracht hat.

Als Napoleon sich von seiner ersten Gemahlinn schied, ergriff hier wol so Manchen der Gedanke an die Möglichkeit einer Verbindung des Kaisers mit einer östreichischen Prinzessinn. Der innern höhern Gründe für diese Möglichkeit gab es wol genug, aber es fehlte an Gründen von außen. Was man im Publikum über wirklich angeknüpfte Unterhandlungen zwischen den zwey Kaiserhöfen in Bezug auf ein Ehebündniß murmelte, war von der Art, daß man geneigt war, dasselbe als ein fabelhaftes Gerücht zu betrachten und zu behandeln. Auch schien dieses Gerücht eine Zeitlang ganz verschollen zu seyn. Es kam aber plötzlich wieder in Umlauf, und diesmal schon von größerer Wahrscheinlichkeit begleitet, so daß es auf den Kurs merklich wirkte.

Am 14 Februar verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Sage, es sey ein französischer Kurier eingetroffen und habe die Ratifikation des geschlossenen Ehe-Traktats zwischen Kaiser Napoleon und der Erzherzoginn Luise mitgebracht. Am nächstfolgenden Tage bestätigte sich diese Sage als vollkommen wahr. Man überließ sich allgemein der Freude, und die klingende Münze ging binnen wenigen Tagen von 460 bis auf 300 herab, eine Erscheinung, die selbst das weiseste Finanz-Patent hervorzubringen nicht im Stande gewesen wäre.

Die Freude über das wichtige Ereigniß, das noch vor wenigen Monaten Niemand erwartet hätte, war allgemein, lebhaft, innig und rein. Alles fühlte sich geneigt, dasselbe als einen Vermittelungs- und Aussöhnungs-Akt zwischen zwey großen Mächten, als ein Mittel der Verbindung zweyer respectabeln Nationen und als ein theures Unterpfand des Friedens zu betrachten. Selbst diejenigen, die durch das Eintreten desselben bey ihren Geld-Spekulationen durch einen plötzlichen Wechsel des Kurses viel verloren, schienen sich über ihre Verluste leicht zu trösten. Die intendirten Finanzmaßregeln schienen nun allen in Ansehung ihrer glücklichen Ausführung gesichert, und frohscherzend nannte das Publikum die allerdurchlauchtigste Braut des Kaisers besten Finanzminister.

Die Ansichten, die viele von Napoleons politischen Intentionen und seinem politischen Systeme hatten, änderten sich bey den angenehmen Hoffnungen, mit denen uns seine Vermählung mit Luisen erfüllte, auf einmal, und wurden freundlicher.

Zu dem allem gesellten sich noch einige Nebenumstände, welche die Theilnahme der östreichischen Völker, besonders aber der Bewohner Wiens, an dem wichtigen Ereignisse sehr erhöhten. Die Erzherzoginn Luise hatte nämlich von jeher allgemein die vortheilhafte Meinung einer gebildeten und trefflich gesinnten Prinzessinn für sich, für die man eine

besondere Vorliebe besaß. Man wußte, daß sie mit unbegränzter Liebe an ihrem allerdurchlauchtigsten Vater hänge, und ihren jüngern Geschwistern, die immer zu ihr und ihren Aussprüchen ein unbedingtes Vertrauen hatten, eine zweyte Mutter sey. Man wußte, daß sie sich geäußert habe, sie hoffe durch ihre Verbindung mit Kaiser Napoleon den östreichischen Völkern einen dauerhaften Frieden, und ihrem geliebten Vater, von dem sie sich freylich nur mit Schmerzen trennen werde, ruhigere Tage zu verschaffen. Dergleichen Züge einer edeln liebenswürdigen Gemüthsart verfehlen ihres Eindrucks auf das gutmüthige östreichische Volk nie; es wird durch sie leicht gerührt und zum Enthusiasmus hingerissen. Wer hätte an dem Schicksal einer so gutgesinnten Prinzessinn nicht den innigsten Antheil nehmen, ihr zu ihrer glänzenden Verbindung nicht von Herzen Glück wünschen, und von der letztern nicht alles Erfreuliche für Oestreich und ganz Europa erwarten sollen?

Die Theilnahme an Luisens Verbindung mit einem so ausgezeichneten und so mächtigen Fürsten war denn auch ganz natürlich, im eigentlichsten und edelsten Sinne des Wortes, herzlich und ganz ungeheuchelt. Alles beeiferte sich, seine Freude und seine Hoffnungen an den Tag zu legen. „Möge das erhabne Band", rief der wackere Regierungsrath Ridler, der bisher die erhabene Braut in der Geschichte unterrichtet hatte, im Archive für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst aus, „das jetzt Napoleon und Ludovika von Oestreich verbindet — Sie, die einst bey der Geschichte Corneliens, der Versöhnerinn der Heldenfamilien der Scipionen und Gracchen, im heiligen Eifer ausrief: Möchte ich doch einst Cornelien gleichen! — möge dies erhabene Band auch die Freundschaft beyder Staaten so fest knüpfen, daß ein dauerhafter Friede und die vermehrte innere Kultur ihrer schönen weiten Länder die nächste Folge dieser neuen Freundschaft sey!" — In eben derselben mit Verstand redigirten interessanten Zeitschrift ließ sich auch der kraftig redende Baron v. Hormayer vernehmen. „In der Vereinigung alles Großen und Herrlichen der Vorzeit — so schloß er einen Aufsatz „Zeitgeschichte" überschrieben — mit allem Großen und Herrlichen der Gegenwart, in Napoleon und Ludovikan, liegt ein zu fruchtbarer Keim künftigen Glückes, als daß man jetzt schon den Eindruck der großen Nachricht in unzählige Wünsche und Hoffnungen und Schlüsse vereinzeln könnte — was nun zu thun zum Schirm und Flor des alten Oestreich, wie dieses Band, zugleich eine Bürgschaft dauerhafter äußerer Sicherheit, ihm vergönne nicht nur zu haben, sondern auch zu werden, seine noch sehr ungleichartige, innere Entwickelung und Nationalbildung mit ruhiger Beharrlichkeit ihrer Reife zuzuführen, die Versöhnung mit dem Zeitgeiste ohne Zerstörung zu vollbringen, und um den väterlichen Fürsten, der für der anvertrauten Völker Wohl Alles gegeben hat, einen Kreis zu ziehen, so ehrwürdig, wie sein häuslicher ist!" Auf eine ähnliche Art äußerte sich auch Friedrich Schlegel in dem von ihm redigirten, bey Strauß erscheinenden und wohlausgestatteten östreichischen Beobachter.

Der poetischen Ergießungen über das so wichtige Ereigniß kamen genug zum Vorscheine. Selbst der alte ehrwürdige Sonnenfels trat mit einer Mythe, die Geistinger drucken ließ, auf, und ergoß sein gerührtes Herz in laute Freude und Hoffnung. Alles, was in Bezug auf die so wichtige Vermählung gedruckt erschien, athmet Liebe, Freude, Glauben und Hoffnung.

Auch auf den Kanzeln blieb das erfreuliche Zeitereigniß, das auch aus dem religiösen Gesichtspunkte betrachtet von ungemeiner Wichtigkeit ist und auf eine waltende höhere Macht hindeutet, nicht unberührt. So wurde desselben in der evangelischen Kirche zu Wien, in der überhaupt nicht leicht eine Gelegenheit ungenützt vorbeygelassen wird, bey der sich patriotische Gefühle und Liebe für Fürst und Vaterland wecken und erhöhen lassen, in zwey verschiedenen Betrachtungen mit den gehörigen Anwendungen auf das Gemüth gedacht. Der Konsistorialrath Glatz hielt eine rührende treffliche Rede über den Satz: Wie unerwartete, frohe Weltbegebenheiten auf den Christen wirken müssen? — Mit herzlichen Aeußerungen und Wünschen beschloß auch der Superintendent Wächter seine Predigt über den Satz: Daß Gott oft mehr an uns thut, als wir hoffen und erwarten.

An Pracht und froher Theilnahme fehlte es den Vermählungsfeyerlichkeiten, wahrlich! nicht. Groß war überall das Gedränge, wo man Hoffnung hatte, die erhabene Kaiserbraut zu sehen. Hiezu hatte man bey dem Freyballe in den k. k. Redouten-Sälen die beste Gelegenheit. Der Anblick unsers redlichen Monarchen, der die geliebte Tochter, den Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Liebe am Arme herumführte, war in der That für jedes reingestimmte Gemüth anziehend und rührend. Mit Schmerz wird sie sich morgen von der verehrten Kaiserfamilie, und diese sich von ihr trennen. Es heißt, der Kronprinz sey über ihren Verlust untröstlich. Der Himmel geleite sie, und lasse ihre Tage glücklich seyn!

Joann de Mascarenhas.

(Beschluß.)

Zum Drittenmale, im Anfange des August, hatte Mukmekhan die zerrissenen Mauern vergeblich stürmen lassen, als er ein neues Mittel ersann, den Vertheidigern der Burg Verderben zu bereiten. Es ward eine Mine gegen den Johannesthurm hin angelegt, und durch falsche Angriffe und allerley lärmende Unternehmungen das Geräusch der unterirdischen Arbeiter den Portugiesen schlau verborgen. Glück-

lich gelang die List. Ein verstellter Ueberläufer berichtete in der Festung: Rumekhan werde am 10 August den letzten Sturm wagen, und wenn auch dies Unternehmen mißlänge, die Belagerung aufheben. Die Feinde rückten an diesem Tage unter dem Schalle kriegerischer Musik gegen die Burg, und es begann ein ungewöhnlich heftiger Angriff auf den Joannesthurm; aber als zahlreiche Krieger auf das bestürmte Bollwerk gekommen waren, eilten die Feinde schnell von den Mauern in's Lager zurück, stürmten dann wieder heran und flohen wie von plötzlichem Schrecken ergriffen. Ueberrascht durch diese ungewöhnlichen Bewegungen, ahnte Mascarenhas den verderblichen Anschlag, und ließ der Besatzung des Thurms entbieten, sich eilig zurückzuziehen. Des Anführers weise Vorsicht ward verkannt von den Verwegenen, welche in jenem Befehle nur kleinmüthige Furcht sahen. Sie zögerten; wenige Minuten nachher sprang die Mine, und gegen siebzig der tapfersten Krieger wurden in die Luft geschleudert. Bey diesem furchtbaren Anblicke war es auffallend, wie die unglücklichen Opfer ihres Uebermuths Lanze und Schild so fest umklammert hatten, daß erst in dem Augenblicke, wo die Leichname leblos auf der Erde lagen, die geliebten Waffen ihren Händen entsanken. Nur zwanzig, aber von den Flammen verletzt, retteten ihr Leben. Jetzt drangen die Feinde in den weiten Riß, den der zertrümmerte Thurm geöffnet hatte; nur wenige muthvolle Männer mußten den ungestümen Angriff aushalten, bis Mascarenhas mit siegreicher Hülfe herbeykam. In diesem Gefechte war's, wo Isabella Madera, ein blühendes Weib, als ihr geliebter Gatte an ihrer Seite fiel, die klagenden, tröstenden Freundinnen tadelnd, zur Fortsetzung der gemeinsamen Arbeit aufforderte, und sich und allen ihren Kindern den rühmlichen Tod wünschte, welchen der Vater gefunden.

In der Nacht des unglücklichen Tages ließ Mascarenhas von Männern und Weibern auf den Trümmern des gesprengten Thurms eine starke Mauer aufführen, die bey Sonnenaufgang vollendet war. Die Feinde aber, muthvoller durch glücklichen Erfolg, arbeiteten rüstig an der Vernichtung der übrigen Bollwerke. Als es ihnen endlich gelungen war, einen der festesten Thürme zu zerstören, drangen sie ungestüm durch den Riß, und tapfern Widerstand überwältigend, pflanzten sie ihre Siegeszeichen auf die eroberten Mauern. Die Kirche ward bestürmt, und mehrere Tage hier gekämpft, so daß bald dieser Theil bald jener den Ort behauptete. Jetzt galt es Kampf für Altar und Herd, und nach der muthigsten Anstrengung gelang es den Portugiesen, durch eine Mauer die Kirche zu theilen, worin nun Christen und Muhamedaner abgesondert ihre gottesdienstlichen Gebräuche feyerten.

Mit jedem Tage ward die Lage der Vertheidiger bedrängter, nach jeder tapfer verwundenen Gefahr drohte eine neue den ermatteten Siegern. Mascarenhas wachte schützend wie ein höherer Geist über ihre Erhaltung, stärkend, ermunternd durch Wort und That. Er zählte nicht hundert unverwundete Krieger, alle Lebensmittel waren so selten geworden, daß man mit eckelhafter Nahrung den Hunger stillte, der Vorrath von Pulver war erschöpft, und bey dem Mangel an den erforderlichen Bedürfnissen konnte täglich kaum so viel bereitet werden, als zu einem Stucke nothwendig war. Die stolze Haltung, welche die Belagerten bey aller Noth behaupteten, war ihre Rettung. Es ahnten die Feinde nicht den Mangel, womit die Tapfern kämpften, nicht ihre geringe Anzahl, und so unbegreiflich es war, wie über die stürmige See Beystand kommen könnte, sie glaubten fest, es wären heimlich Hülfsvölker angelangt. Der feindliche Anführer ward in dieser Meinung bekräftigt, als er einst, auf die Auslagen entflohener Sklaven, welche die Noth der Belagerer verriethen, einen Angriff wagte und tapfer zurückgeschlagen ward, oder als ein gefangener Portugiese, Qualen und Tod nicht achtend, mit stolzer Festigkeit behauptete, noch sechshundert Krieger wären bereit, die zertrümmerten Mauern zu schützen. Je mehr die Feinde das Innere der Burg selbst bedrohten, je mehr ihr Geschütz und ihre Minen überall zerstörten, desto unermüdeter war Mascarenhas, zu sichern, was die Tapferkeit der Seinigen noch behauptete. Da sah man den edeln Anführer selber auf seinen Schultern Steine herbeytragen, um die neue starke Schutzmauer in der Festung zu erbauen. Endlich, als die Pfeile und Kugeln, welche die Feinde von den eroberten Bollwerken und Mauern sandten, die Straßen immer unsicherer machten, ließ Mascarenhas die innren Wände aller Häuser durchbrechen, damit seine Krieger gefahrlos von einem Orte zum andern gehen möchten.

So schien sich alles zum Untergange der Tapfern zu neigen, so rückte immer näher der Augenblick, wo die letzten Trümmer der Mauern fallen, und jede Heldenbrust entblößen sollten; da kam ein Schiff von der Flotte, welche der Vicekönig ausgerüstet hatte, die nahe Hülfe verkündend; und bis zum 28 August landeten nach und nach, wie das unruhige Meer sie erlieh, fünfundzwanzig kleine Schiffe, welche vierhundert kampflustige Krieger brachten. Es waren Männer voll kühnen Muthes unter ihnen, aber die meisten ärmer an Kriegserfahrung, als die vielgeprüften Waffenbrüder, welche in der Schule der Noth und Gefahr Vorsicht und Besonnenheit gelernt hatten. Vorlaute Sprecher erhoben sich, den weisen Anführer zu tadeln, der auch jetzt noch, hieß es, hinter den zertrümmerten Mauern verweilen, und den Hohn eines verächtlichen Feindes ertragen wolle, statt den Sieg in offener Feldschlacht zu holen. „Will er uns nicht zum Kampfe führen, sagten sie, so wird sich unter so vielen edeln Jünglingen wol Einer finden, der würdig an unsrer Spitze stehen mag.“ Vergebens suchte Mascarenhas den heftigen Jünglingen begreiflich zu machen, wie leicht jetzt durch unbesonnenes Wagen die Herrschaft

über Indien könne gefährdet werden; vergebens bat er sie, ihren kriegerischen Muth für den Augenblick aufzusparen, wo er, durch die übrigen Hülfsvölker verstärkt, mit festerer Siegeshoffnung den Angriff gegen die überlegene Macht wagen dürfe. Ein neuer Vortheil, den die Feinde im Angesichte der Portugiesen erwarben, reizte noch mehr die unwilligen Gemüther, und um offenbare Empörung zu verhüten, mußte Mascarenhas das Zeichen zum Ausfalle geben. Der Angriff mißlang. Die lautesten kühnsten Sprecher waren die ersten, welche durch schmähliche Flucht Verwirrung unter ihre Waffenbrüder brachten, und ohne des Anführers besonnene Tapferkeit wäre unrühmlich verloren worden, was er bis dahin so ehrenvoll erhalten hatte. Dies Unheil verbreitete solche Furcht unter den Geschlagenen, und erhob so sehr den Muth der Sieger, daß Mascarenhas seine ganze Festigkeit, seine ganze Geistesgegenwart brauchte, um jene aufzurichten, und diesen kraftvoll zu begegnen.

Zwey volle Monate noch mußte er, obgleich von Zeit zu Zeit verstärkt, alle Hülfsmittel aufbieten, die Trümmerhaufen seiner Mauern und Thürme zu schützen, und die Angriffe der Feinde abzuwehren, die immer heftiger wurden, je näher des Winters Ende heranrückte. Am 7 Nov. erschien der Vicekönig, der heldenmüthige Joann de Castro, mit einer mächtigen Flotte auf der Höhe von Diu. Drey Tage nachher führte er die Portugiesen, fast dreytausend an der Zahl, dem Feinde entgegen; und voran zog Mascarenhas mit seinen Tapfern, um blutige Rache zu üben für alles, was sie sechs Monate lang erlitten und geduldet. Der Feinde zahllose Schaaren flohen; die Herrschaft über Indien war gerettet.

Dresden. Lindau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 13 März.

Das Wetter ist seit einiger Zeit hier sehr veränderlich, windig und regnerisch. Die Vermählungs-Feyerlichkeiten sind dadurch in etwas gestört und die öffentliche Theilnahme an denselben etwas erschwert worden. Am 10ten März war Ordensfest aller k. k. Orden, bey welchem eine große Anzahl neuer Ritter ernannt wurde; die meisten derselben sind vom Adel. Der bekannt gemachten Ordnung der Feyerlichkeiten gemäß, sollte an diesem Tage der Fürst von Neuschatel dem Schauspiele im k. k. Theater am Kärnthner Thore beywohnen; allein er erschien nicht. Es wurde die Schweizer Familie gegeben, die immer mit Vergnügen und Beyfall gesehen wird. Das Haus war gedrängt voll.

Sonntags, den 11ten März, fand die Vermählungs-Feyerlichkeit statt. Der Himmel klärte sich, so wie bey der Auffahrt des französischen Großbotschafters, auf, und der ganze Tag blieb heiter. Nur Schade, daß ein starker Wind immerfort wehte. Er trocknete zwar die Straßen aus, war aber der Illumination sehr ungünstig.

Um halb sechs Uhr Nachmittags versammelten sich alle diejenigen bey Hofe, die dem Trauungs-Acte beywohnten, dessen nähere Beschreibung ich dem nächsten Briefe vorbehalte.

Abends war in allen Theatern freyer Eintritt; Stadt und Vorstädte waren herrlich erleuchtet. Die Reichskanzley war fast ganz mit Lampen bedeckt, und würde einen außerordentlich imposanten, prächtigen Anblick gewährt haben, wenn nicht der stark wehende Wind die volle Beleuchtung derselben unmöglich gemacht hätte. Sie konnte nur zum Theil illuminirt werden. In der Stadt gab es eine Menge beleuchteter Inschriften und emblematischer Gemählde. Unter den erstern kam, nebst manchem Gemeinen und Abgeschmackten, auch manches Artige und Sinnvolle vor. Eine Menge Volks strömte nach der Wohnung des berühmten Mechanikus Mälzel, in der Hoffnung, seinen Trompeter zu hören. Aber der Trompeter stand stillschweigend an dem Fenster mit der artigen Inschrift: Tace! mundus concors. Dafür erschien in einem Hohlspiegel das Bildniß Louisens mit einem Regenbogen über dem Haupte, und gewährte einen angenehmen, interessanten Anblick. Fast alle Inschriften enthielten Wünsche und Hoffnungen in Bezug auf die Fortdauer des Friedens, als die nächste Folge des geschloßnen Ehebündnisses. Manche waren ganz simpel, aber brav gemeint, und im Geiste der folgenden:

Freunde sind nun beyde Kaiser!!
Drum beleuchten wir die Häuser!

Um Mitternacht fuhr der Hof mit der durchlauchtigsten Braut und dem Fürsten von Neuschatel in den Straßen der Stadt herum, um die Beleuchtung in Augenschein zu nehmen. Ihre Majestäten und die nunmehrige Kaiserinn von Frankreich empfingen überall die lauteste Huldigung des Volks.

Gestern trat ein sehr regnerisches Wetter ein; aber heute Morgen, kurz vor der Abreise der hohen Vermählten, heiterte sich der Himmel plötzlich auf. Zwischen acht und neun Uhr Morgens schied die allgemein Geliebte von der kaiserl. Familie. Die Kaiserinn begleitete sie bis an die Treppe. Sie umarmten und küßten einander, tief bewegt, auf das herzlichste. Es war ein rührender Anblick. Alle Straßen, durch welche die erhabene Reisende fuhr, waren gedrängt voll, und erschollen von herzlichen Zurufen des Volks. Ihre Rührung war groß; ihre Thränen flossen. Sie schied von einer geliebten Familie, und einem guten, treuen Volke. Als sie die Linie erreichte, wurden die Kanonen gelöst und alle Glocken geläutet. Der Kaiser ist nach St. Pölten voraus gereist, um da die geliebte Tochter noch Einmal zu sehen.

Logogriph.

Ich bin's, die Gerechtigkeit übt,
Die Ruhm und Schande bestimmt,
Und beyden Unsterblichkeit gibt.
Doch wenn man zwey Zeichen nimmt,
So hat mich Kronion geliebt.

Charade.

Damit ich Sinn dem Ersten abgewann,
Träumt' ich zwey Zeichen ohne Sinn voran,
Und vor mir stand ein Riese des Vulkan.
Mein Zweytes dient zum Spiele, Ritt' und Sitze,
Zur Wohnung, Strafe, Wehr und Stütze.
Mein Ganzes ist ein wahrer großer Dichter,
Den Alemannia mit Ehrfurcht nennt.
Verachtet seyst du, Splitterrichter,
Der seinen Genius verkennt!

Auflösung der Charaden in Nro. 66: Lacus. Couvent.
Lichtenberg.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 2.

N° 2.

Uebersicht

der

neuesten Literatur.

1810.

Chemie.

Beyträge zur Geschichte der Blausäure, mit Versuchen über ihre Verbindungen und Wirkungen auf den thierischen Organismus, von F. v. Ittner, Doktor der Medizin. Freyburg und Konstanz in der Herderischen Buchhandlung.

Ein Gegenstand, der schon längst die Aufmerksamkeit der Chemiker und Aerzte fesselte, ist in dieser kleinen, aber gehaltreichen Schrift auf eine sehr interessante Weise behandelt. Die ältern, zum Theil zweifelhaften Versuche über die Zusammensetzung, die chemischen Verbindungen und die Wirkungen der Blausäure auf den thierischen Organismus sind hier wiederholt, bestätigt oder widerlegt; mehrere neue scharfsinnig angestellte Versuche hinzugefügt. Wir setzen blos einige wichtige Resultate hieher, um das Gehaltreiche dieser Schrift anzudeuten: Die Blausäure enthält höchst wahrscheinlich gar keinen Sauerstoff; sie ist oft keine wahre Säure, wenn hiezu Oxigenation erfordert wird; sie ist es aber, wenn die Fähigkeit, Basen zu neutralisiren, den Charakter der Säuern bestimmt, denn sie geht sehr innige dreyfache Verbindungen mit Kali von Eisen und Kali von Gold ꝛc. ein; sie ist wahrscheinlich dem Stickstoff unterzuordnen; sie ist gebildeter Bestandtheil der bittern Mandeln, der Pfirsichblätter und anderer Drupaceame. Das schwere ätherische Oel, das diese Pflanzen bey der Destillation geben, läßt sich von der Blausäure abtrennen, und im Gegentheil läßt sich durch Behandlung des Therpentinöls mit blausaurem Gas ein dem bittern Mandelöl ähnliches Oel zusammensetzen, mithin den narkotischen Stoff der Pflanzen künstlich nachahmen. Die Versuche über die Wirkungen der Blausäure auf den thierischen Organismus bestätigen größtentheils das Bekannte. Die natur-philosophische Construktion dieser Wirkungen aber und die Anwendung der Blausäure in Krankheiten müssen in der Abhandlung selbst nachgelesen werden.

Geometrie.

Geometrie in raisonnirender Methode, von K. A. Limmer. Riga, in Commission bey Fr. Meinshausen.

Die Vorrede lautet folgendermaßen:

„Will man den Titel durch vernünftige Geometrie übersetzen, habe ich nichts dagegen. Denn, wie alle theoretische Mathematik bisher (wie ich dieses nicht nur in der Vorrede zu meiner Metaphysik der Größenkunde behauptet, sondern durch jenes ganze Werk auch bewiesen habe) mündlich und schriftlich sehr unvernünftig ist gelehrt worden; so trift dieser Vorwurf insbesondere noch die Geometrie. Blasphemie und der bitterste Spott über die zeitherige, seit Jahrtausenden, von Vater Euclides, bis auf das letzterschienene Kompendium solcher, ist es, wenn man sie eine Schärfung des Verstandes nennen will, da die bewunderte Methode gewiß nur die Erfindung irgend eines menschenfeindlichen Dämons zur beabsichtigten Verdummung der Jugend seyn konnte."

Dies wird hinreichend genug zur Würdigung dieses Limmer'schen Produktes seyn!

Geschichte.

Johann von Müller, von Karl L. v. Woltmann. Berlin, Hitzig, 1810. 8. 3 fl. 45 kr.

Hr. Woltmann will in diesem Buche ein strenges, aber gerechtes Urtheil über Müller ergehen lassen, weil, seiner Meynung nach, dieser Mann uns durch sein verführerisches Beyspiel vom Ziele ächter Geschichtschreibung entfernt halte. Er hielt es aber auch für nothwendig, die Züge von Müllers Individualität aufzudecken, indem der Schriftsteller hier nur aus dem Menschen begriffen werden könne. Rec. kann nicht bergen, daß es ihm gewagt vorkomme, die Wage des Todtengerichts halten zu wollen, und er denkt dabey immer an Schlossers herrliche Worte, die jeder Biograph tief beherzigen sollte: „Man muß lange und viel mit einem Mann umgegangen seyn, um es zu wagen, sein Geschichtschreiber zu werden; man muß gesehen haben das Aufblühen seines Geistes; man muß beobachtet haben die Irrthümer seiner Jugend und den Gang seines männlichen Verstandes; man muß sein Busen-Freund gewesen seyn, vor dem er die geheimsten Gedanken seiner Seele geöffnet hat; man muß ihn bey der Anstrengung seiner Kräfte und bey dem Genuß seiner häuslichen Freuden beobachtet haben; kurz, man muß seinen Verstand und sein Herz in allen ihren Stärken und Schwächen kennen gelernt haben." Wir zweifeln, ob dies mit Hrn. W. in Beziehung auf Müller der Fall sey. Auch scheint uns Hrn. W. Begriff von Historie sehr einseitig, ob wir gleich recht gut begreifen, was er mit seiner metaphysischen Darstellung wolle. Es kommt hier auf den Stoff und — auf die Absicht des Historikers

an. Machiavell mußte seine Geschichte anders schreiben, als Johannes Müller. Die Historie von Florenz bot jenem nicht viel mehr dar, als das versteckte Spiel der Parteyen, eine Reihe politischer Verwickelungen; die Geschichte der Eidgenossen hingegen ist wahrhaft episch, sie enthält den Kampf eines Volkes für seine Unabhängigkeit auf blutigen Schlachtfeldern. Hier war reine objektive Darstellung die erste Anforderung an den Erzähler. Machiavell wollte seine Landsleute aufmerksam machen auf die Mediceer, Joh. Müller hingegen ein treues Gemählde geben von den Sitten und den Thaten seiner Altvordern, von der Gründung der ewigen Bunde, von dem, was die Kraft des Menschen vermag, wenn ein gerechter Sinn ihn leitet. Die Lehre mag sich jeder selbst darin suchen, wenn ihm nicht genügt an der Erhebung seines Gefühls. Jene schiefe Ansicht hat Hr. W. durch das ganze, etwas breit und affektirt geschriebene, Buch irre geleitet, und Rec. muß den Werth desselben — zumahl neben Heeren's Schrift über Müller — sehr gering anschlagen.

Geschichte des Grafen Egmond, von August Bercht. Nebst Beschreibung der Jubelfeste der Universität Leipzig im Jahr 1809, von H. K. Dippold. Leipzig, Hinrichs, 1810. 8. 1 fl. 12 kr.

Der Leser wird nicht wol begreifen, wie eine Geschichte des Grafen Egmond mit der Jubelfeyer der Leipziger Akademie zusammenhänge? Der Vorbericht gibt hierüber einen erfreulichen Aufschluß. Es hat sich nämlich in Leipzig unter Hrn. Dippolds Leitung eine kleine historische Gesellschaft gebildet, deren Mitglieder aus Studierenden bestehen, und welchen, den Gesetzen des Instituts gemäß, obliegt, von Zeit zu Zeit historische Arbeiten einzuliefern. Eine dieser Arbeiten ist vorliegende Geschichte des Grafen Egmond, welche der Verf. nach Thuanus, Daniel, Meteren, Grotius, Strada und Burgundus im würdigen historischen Ton auf 69 Seiten erzählt. Das Uebrige des Buchs füllen Nachrichten von der auf dem Titel bezeichneten Feyer einer nun schon 4 Jahrhunderte blühenden deutschen Akademie, deren noch immer reges Streben für Kunst und Wissenschaft kein Sturm der Zeit unterbrechen möge.

Der Feldzug Frankreichs und seiner Verbündeten gegen Oesterreich im Jahr 1809. Meißen, Goedsche, 1810. 8. 2 fl. 24 kr.

Der Verf. bemerkt in der Vorrede mit Recht, daß eine Geschichte dieses Kriegs sich noch nicht schreiben lasse, denn weder sind die Gemüther ruhig genug zu einer unbefangenen Ansicht, noch sind die offiziellen Berichte der Armeen reichhaltig und erschöpfend genug, um auch nur als die vorzüglichsten Quellen benützt werden zu können. Stellt man nun noch die beiderseitigen Bulletins nebeneinander, so ergeben sich solche Varianten, daß an eine Ausgleichung nicht zu denken ist. Was übrigens aus jenen Quellen und aus den Angaben öffentlicher Blätter benützt werden konnte, hat der Verf. sorgfältig gesammelt, und es gebührt ihm sonach das Verdienst, das vielfach Zerstreute unter einen Gesichtspunkt zum leichtern Ueberblick gut geordnet zu haben.

Schlesien wie es war. Von C. Fr. Andres. Erster Theil. Breslau, Korn, 1810. 8. 2 fl. 42 kr.

Die Sorgfalt und Liebe, womit Hr. Andres die Historie seines Vaterlandes aus gedruckten und ungedruckten Quellen erzählt, müssen ihm Achtung erwerben, zumal da er sich nicht auf politische Ereignisse und Umwälzungen beschränkt, sondern die Kultur des Landes, das Entstehen der Dörfer, Klöster und Städte, die Entwicklung der Verfassung und die Ausbildung aller bürgerlichen Verhältnisse zu seinem besondern Augenmerk macht. Die Abschweifung in die polnische Geschichte hätte vielleicht kürzer seyn können. Ueber den Plan des Ganzen läßt sich aus diesem ersten Bande noch nicht urtheilen.

Kirchners, A., Prüfung der Ansichten, Nachträge und Berichtigungen oder der vertrauten Briefe eines Halbwissers über die Geschichte von Frankfurt a. M. 1s Heft, als Beylage zum ersten Theil der Geschichte von Frankfurt a. M. gr. 8. Frkf. Eichenberg.

Der würdige Verfasser der gründlichen Geschichte von Frankfurt widerlegt hier die Einwendungen und Vorwürfe seines Gegners, dem Kenntnisse und guter Willen gefehlt zu haben scheinen.

Briefe, vertraute, über Oesterreich in Bezug auf die neuesten Kriegsereignisse im Jahr 1809. Erster Band. Stralsund (Leipzig) 1810. 8. 2 fl.

Der gute Absatz, den die vertrauten Briefe über Berlin und die nun ausgelöschten Feuerbrände fanden, scheint die Idee zu dem gegenwärtigen Buche gegeben zu haben. Es hat die Form von Briefen eines Reisenden, der seinen Flug von Leipzig aus beginnt, und am Ende dieses Bandes sich schon in Wien befindet. Was der Verf. über die von ihm durchreisten Städte sagt, ist unbedeutend, und kann größtentheils in jeder Geographie gefunden werden. Eigenthümlich ist ihm aber eine große Anzahl unterhaltender und charakteristischer Anekdoten aus dem letzten französisch-österreichischen Kriege, wobey es freilich hier und da der Gewährleistung bedürfen möchte. Das Buch ist auf grau Papier sehr unelegant gedruckt.

Der Feldzug in Nord-Holland im Jahr 1799. Nach dem Englischen des Walsh von Menu von Minutoli.

Der Feldzug der Engländer in Nord-Holland im Jahr 1799 konnte von großen Folgen seyn, wenn er weniger politisch als strategisch berechnet und geführt worden wäre. Der Verf. des Originals, Walsh, wohnte dieser Expedition bey, und führte ein Tagebuch darüber, welches im Jahr 1800 mit Beyfügung der offiziellen Berichte der englischen Befehlshaber in London gedruckt erschienen ist, und hier in einer gut gerathenen Uebersetzung geliefert wird. Der Uebersetzer hat, statt der in dieser Schrift unpassenden Uebersicht der batavischen Geschichte, die in dem Original voransteht, eine zweckmäßige Einleitung über die damalige politische und militärische Lage Hollands gegeben, und aus diesen Prämissen läßt sich der Werth der englischen Anstalten und Operationen richtiger bestimmen.

Philologie.

Sophoclis Dramata quæ supersunt et deperditorum fragmenta, græce et latine, denuo recensuit et Brunkii annotatione integra aliorum et sua selecta illustravit Fried. Henric. Bothe. Lips. ap. Weidm. 1808. 2 Bände. 8.

Als die Brunkische Ausgabe erschienen war, glaubte man lange Zeit, für den Sophokles sey nun alles geschehen, was durch menschliche Kraft für die Aufhellung eines der alten Autoren könne geleistet werden. Die meisten nahmen die Brunkischen Aussprüche mit blindem Glauben an, und hielten es für einen Frevel, neben seinen Erklärungen andere aufzustellen, oder eine seiner Regeln umzustoßen. So mächtig beherrschte dieser kritische Genius sein Jahrzehend! Keiner wagte es, mit diesem Kolosse zu ringen, und die Folge war, daß diejenigen, welche Ausgaben des Sophokles besorgten, oder einzelne Stücke herausgaben, sich mit einer Art von sklavischer Indolenz nur an ihren großen Vorgänger hielten, und sich von ihm, wie die Kinder am Gängelbande, leiten liessen. Bey dieser sorglosen Ruhe konnte es nicht bleiben. Der treffliche Erfurdt war der erste, der dem Dinge eine andere Richtung gab; aber seine Ausgabe, die im Jahre 1802 begann, ist noch nicht vollendet, und wohl dem Autor, wenn Männer von Talent und Gelehrsamkeit viele Jahre ihres Lebens ihm ausschließend weihen. Hr. Bothe war rüstiger. Mit seinem gewohnten Eifer, der nicht lange an einem Gegenstande scheint verweilen zu können, ging er an den Sophokles, wie schon an manchen Autor, und schüttete über ihn aus ein ganzes Füllhorn voll neuer Emendationen, daß nun der alte Grieche, dessen Geduld wir bewundern, dasteht, nicht ungleich dem Virgil'schen Baume,

miraturque novas frondes et non sua poma.

Ganz Deutschland, wie wir vernehmen, klagt über ein solches Verfahren, aber von einer Seite können wir nicht einstimmen, sondern müssen sogar zu diesem Herausgeber dem Sophokles Glück wünschen. Hr. Bothe gleicht einem Sturmwinde, der die Natur wohlthätig aufregt, wann sie in dumpfer Unthätigkeit zu gähren anfängt. Gewiß werden die Freunde des Sophokles jetzt sich aufraffen; und durch das Bestreben, wieder in Ordnung zu bringen, was der Sturm verwüstet hat, kann nur Gutes zum Vorschein kommen. Blüten werden aus Trümmern hervorkeimen, und aus dem Chaos eine neuere und desto schönere Welt sich gestalten. Wir sind von der aufregenden Kraft der Bothischen Ausgabe so überzeugt, daß wir glauben, Sophokles selbst würde sich zum Guten angespornt fühlen, wenn er diese Ausgabe noch erlebt hätte.

Die Leser unsers Blattes müssen wir auf die gelehrten Institute verweisen, wenn sie sich von der eigentlichen Beschaffenheit dieser Ausgabe unterrichten wollen. Hier stehe nur ein Beyspiel. In der schönen Rede des Ajas, wo der Held über seine Schande wehmüthige Betrachtungen anstellt, sagt er unter andern:

Mit welchem Auge tret' ich vor den Vater nun,
Und wie vermag er's über sich, mich anzusehn,
Erschein' ich nackend, alles Siegesschmucks beraubt?

Die dritte Zeile scheint Hrn. Bothe nicht voll genug, und tautologisch oben drein. Er ändert:

Erschein' als Knirps ich, alles Siegerschmucks beraubt.

Von solchen Verschönerungen wimmelt es in der Ausgabe; doch ist bey alle dem viel braves geliefert, wie dies von dem lebhaften Geiste des Herausgebers zu erwarten war; so daß dann Hr. Bothe nicht bloß negativ, sondern in viel schönerm Sinn auch positiv als ein Sospitator Sophoclis anzusehen ist.

Politische Schriften.

Geist der neuen preußischen Staats-Organisation, von K. L. v. Woltmann. Leipzig, Züllichau und Freystadt bey Darnmann, 1810. 8. 1 fl. 30 kr.

Es ist wol kaum möglich, den ganzen Geist einer Verfassung und Verwaltung zu bezeichnen, bevor sie eine Zeit lang im Gange sind. Die Intelligenz offenbart sich freilich schon in den organischen Gesetzen, aber die Reinheit und Kraft des Willens, worauf es doch hier am meisten ankommt, werden erst aus der Administration selbst erkannt. Hr. Woltmann beginnt sein Werk mit Ausbrüchen übler Laune gegen die Feudal-Verfassung, ohne zu erwägen, daß eine jede Verfassung gut sey, so lange sie der Kultur und dem Streben eines Volks angemessen bleibt, und daß darum auch das Feudalsystem seinen wohlthätigen Zeitpunkt gehabt habe. Rec. möchte sogar behaupten, daß jenes System als die Bedingung der Entwicklung von Europa angesehen werden müsse, und wenn es auch in seinen harten, hemmenden Formen nicht mehr für uns paßt, so zweifeln wir doch, ob irgend ein großer Staat je bestehen könne, ohne mehr oder weniger von dem Geiste des Feudalwesens in sich aufzunehmen. Hr. W. hat mit allen philantropischen Staatskünstlern, welche Modelle zu Staatsmaschinen erbauen, den Irrthum gemein, daß man den Menschen nicht in der Zeit, sondern in der Idee ergreifen müsse, und verwechselt darum auch (S. 15) das Recht des Menschen mit den Rechten desselben. Wenn der Verf. S. 20 den politischen Imperativ aufstellt: „Schaffet keine Ungleichheit, und gestattet solche, welche „die Organisation der Einzelnen und die sich entwickelnde „Individualität von selbst mit sich bringen!" so streitet die erste Hälfte dieses Satzes offenbar gegen das Prinzip der Monarchie, wie schon Montesquieu zur Genüge erwiesen hat, und die zweyte Hälfte würde den Staat verbindlich machen, auch Räubern und Beutelschneidern, Fanatikern und Wahnsinnigen freyes Spiel zu lassen. Die bürgerliche Gesellschaft, auch in der demokratischen Form, besteht schon in ihrer primitiven Einrichtung auf dem ungleichen Prinzip des Befehlens und Gehorchens, sie kann überhaupt nur entstehen in und mit der Ungleichheit, denn sonst gäbe es auch Nomaden-Staaten, und in solchen würden sich, Hrn. W. Ansichten gemäß, die Ansprüche des Menschen am vollkommensten entwickeln. Der Staat ist eine Zwangsanstalt, und als der trefflichste muß jedesmal derjenige angesehen werden, der seinen Bürgern gerade so viel Freyheit läßt, als sie tragen können. In dieser Hinsicht sind die Despotien für den Orient sogar wohlthätig. Wenn S. 24 gesagt wird, daß die erbliche Regierung der

Dynastien dem reinen Staatsrechte widerspreche, so ist dies gleichfalls unrichtig. Das Recht der Dynastien beruht auf einer und derselben Basis mit dem Rechte zu zwingen.

Unsers Bedünkens hätte Hr. W., um seiner Aufgabe Genüge zu thun, folgende Fragen lösen müssen: 1.) Auf welcher Stufe von innerer und äußerer Kultur steht gegenwärtig der preußische Staat? Welche innere und äußere Hindernisse stellen sich seiner Entwicklung entgegen? In wiefern kann er seine Kraft brauchen als moralische Person, und in wiefern ist er abhängig von den gegenwärtigen politischen Conjunkturen? 2.) Hat die neue preußische Organisation ihre Tendenz durchaus auf jene Rücksichten genommen?

Theologie.

Die Schriften des alten Testaments, neu übersetzt von J. C. W. Augusti und W. M. L. de Wette. 1r—3r Band, mit drey schönen Titelkupfern. Heidelberg, Mohr und Zimmer, 1809. gr. 8. 9 fl.

Es gibt für den Uebersetzer der biblischen Bücher einen zwiefachen Standpunkt: den des Dogmatikers und Exegeten, und den des Historikers und Dichters. Auf dem ersten standen die meisten modernen Uebersetzer; sie behandelten die alten ehrwürdigen Urkunden nach dem Bedürfniß ihres Systems; der zweyte Gesichtspunkt scheint die Hrn. Augusti und de Wette bey ihrer verdienstlichen Arbeit geleitet zu haben. Höchste Treue bis auf Ton und die Form der Urschrift, wodurch sie sich als das Produkt einer bestimmten Zeit und Nationalität charakterisirt, war ihr erstes Bestreben. Es mußte ihnen daher auch gleichgültig seyn, welcher Sinn sich aus dieser oder jener Stelle ergebe, und ob er dieser oder jener Schulansicht günstig oder ungünstig sey. Mit Recht haben sie Luthers Uebersetzung im Ganzen zum Grunde gelegt, denn was auch in frühern Zeiten von Arnold, Triller, Richard Simon und andern dagegen vorgebracht worden, so wird sich der unbefangene Leser doch immer für den ehrlichen Joh. Bugenhagen erklären, welcher mit Kindern und Freunden ein jährliches Fest der deutschen Bibelübersetzung durch Luther beging. Luther hat mit dem lautern, kindlichen Sinn übersetzt, der treu wieder gibt, was und wie er es empfangen hat; alle spätere Dolmetscher hingegen haben sich und ihre Zeit in die testamentlichen Urkunden mehr oder weniger hineingetragen. Wenn Luther sich durch die Hebraismen und Gräcismen nicht immer gut hindurch zu finden wußte, wenn er bisweilen ohne Erfolg mit dem Geiste einer verhallten Sprache rang, wenn auch die Reformation mitunter auf seine Version Einfluß haben mußte, so sind dies kleine Flecken, welche denn auch in dem vorliegenden Werke billig getilgt wurden. Wo die Hrn. Augusti und de Wette am meisten auf ihre eigne Kraft trauen mußten, ist in den poetischen Stellen, besonders in dem hohen Liede, und hier ist es auch, wo die abendländische Decenz und die ungeheure Verschiedenheit von den Morgenländern in Nationalität und Begriffen in jeder Uebersetzung sichtbar bleiben wird. Uebrigens wünscht Rec. ganz aufrichtig, daß die beiden wackern Männer, die zu Luthers Kopie vom alten Testamente abgestäubt und gereinigt haben, diese gewiß nicht undankbare Mühe auch auf die Bücher des neuen Bundes verwenden möchten.

Vermischte Schriften.

Ist das schöne Geschlecht auch wirklich das schöne? Allen Schönen gewidmet von A. Frhrn. v. Seckendorf. Leipzig, Comptoir für Literatur, 1810. 8. 50 kr.

Hr. v. Seckendorf läßt seine Leser in Ungewißheit, ob es mit seiner Schrift ernstlich gemeint sey, oder ob er nicht vielmehr eine versteckte Satyre gegen sein eigen Geschlecht habe schreiben wollen. Auf die lezte Vermuthung brachte Rec. der Begriff von Schönheit (S. 15), welchen der Verf. von einer Bratwurst abstrahirt zu haben scheint. Schönheit ist ihm sinnliche Mannigfaltigkeit in wolgefälliger Einheit, und wahrlich unter diese Definition läßt sich, nebst vielen andern, auch die Bratwurst vortrefflich subsumiren. Fleisch, Fett und Gewürze geben das Mannigfaltige, welches durch glückliche Mischung in der allbekannten und allbeliebten Form sich zur wolgefälligen Einheit einer Wurst harmonisch gestaltet. Dieses Beyspiel wird noch treffender, wenn man mit Hrn. v. S. das Schöne als etwas für den Genuß und vergänglich im Genusse betrachtet. Was der Verf. noch beybringt, seine Meynung zu begründen, ist nicht minder drollig, z. B. die schöne Gestalt müsse von ansehnlicher Dimension seyn, und mit tüchtiger Faustkraft ausgerüstet; die Gestalt des Mannes sey unverwüstlicher, denn das Weib verliere seine Reize schon meist bey der ersten Niederkunft, u. dgl. m. Es scheint, dem Hrn. v. S. sey nichts kund geworden von der Würde der Mütter, in welche die fallende Jugendblüte sich verklärt, und eben so wenig habe er eine Ahnung von der zwiefachen Schönheit, der vergänglichen der Form und der unvergänglichen des Gemüths, welche auch über die mißfällige Gestalt einen unaussprechlichen Reiz verbreitet. Der Mann herrscht durch Kraft, das Weib durch Huld, aber diese Huld geht nicht hervor aus dem Ebenmaße der Gestalt, noch aus der Fülle des animalischen Lebens, sie ist eins mit der schönen Weiblichkeit, mit dem reinen keuschen Sinn, mit dem frommen kindlichen Vertrauen, mit dem unentweihten Gefühl, und hierin ruht der Adel des Weibes. Wessen der Mann sich rühmen will, das muß er erwerben im Kampfe mit sich und seiner Zeit, und nur der Geck mag den Spiegel zum Richter seines Werths machen.

Sammlung neuer Muster zum Sticken in Plattstich und Tambourin. Gezeichnet von einer Hamburgerinn. Hamburg bey A. Campe. 16 Taf. quer Folio.

Eine sehr willkommene Erscheinung für alle Damen, welche die Stickkunst lieben, denn diese Sammlung zeichnet sich nicht nur durch die Neuheit, Mannichfaltigkeit und den Reichthum der das seltene Talent der Verfasserinn rühmlichst beweisenden Erfindungen, sondern auch dadurch aus, daß alle Muster durch die Nadel ohne Schwierigkeit ausgeführt werden können, und daß für alle vorkommende Fälle, so wie für jede Fähigkeit hinlänglicher Stoff geliefert ist.

Nro. 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. März, 1810.

Der Dichter gleicht der Saite, er selber macht sich unsichtbar, wenn er sich schwingt und Wohllaut gibt.

Jean Paul Fr. Richter.

Die romantische Poesie.

Stanzen zu Erklärung eines Maskenzugs, aufgeführt in Weimar den 30 Januar 1810. *)

(Der Geburtstag unsrer durchlauchtigsten Herzoginn, den wir jedesmal als ein ausgezeichnetes Jahresfest begehen, ruft heute, bey den glücklichsten Familien-Ereignissen und der Gegenwart hoher verehrter Gäste, zu besonders lebhaften Feyerlichkeiten auf. Für die demselben gewidmete Maskenlust scheint es ein angemessener Schmuck, die verschiedenen Dichtungen, denen unsere Vorfahren und auch die Ahnherrn unsers hohen Hauses eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden mannigfaltigen Gestalten darzustellen. Ein Herold zeigt sich daher, anführend einen Minnesinger und Heldendichter, welche, vor die hohen Herrschaften zu beyden Seiten gestellt, durch nachfolgende Strophen die vorüberziehenden, theils allegorischen, theils individuellen Gestalten der modernen Poesie ankündigen und erklären.)

*) In Nro. 53 des Mgbl. wurde in dem Korrespondenz-Artikel aus Weimar der glänzenden Redoute am Geburts-Tage der allverehrten regierenden Frau Herzoginn, und des von dem Hrn. Geh. Rath v. Goethe angeordneten Aufzuges erwähnt; wir haben seitdem das Programm zu diesem Aufzuge mit der gütigen Erlaubniß, ihn unsern Lesern mitzutheilen, erhalten, und glauben, ihnen damit ein angenehmes Geschenk zu machen. Red.

Minnesinger.

Von Wartburgs Höhn, wo vor so manchen Sonnen
Uns Eure Väter freundlich angehört,
Wohin, noch froh gedenk der alten Wonnen,
Der ewig rege Bardengeist sich kehrt,
Weil jede Krone, die er dort gewonnen,
Des Gebers Ruhm durch alle Zeiten mehrt:
Das Gute, das geschehend uns ergötzet,
Wird rühmlich, wenn die Zeit es trägt und schätzet.

Heldendichter.

Da sangen wir an jedem Feyertage,
Der Eurem Stamm die frische Knospe gab;
Dem spätentrißnem Ahnherrn zog die Klage
Melodisch groß zum sieggeschmückten Grab;
Dann kundeten wir jede Wundersage,
Das Heldenschwert so wie den Zauberstab;
Und jauchzend folgten wir dem jungen Paare,
Dem frohen, schönbekränzten, zum Altare.

Herold.

Nun tritt ein Herold auf zur guten Stunde,
Der treu vor Euch den goldnen Zepter bückt.
Er bringt von jener Zeit gewisse Kunde,
Daß Fürsten selbst mit Liedern sich geschmückt,
Und führet vor Euch her froh in die Runde
Der Bilder Schaar, wie sie uns dort entzückt;
Und zweyerley vermag er anzumelden:
Der Liebe Scherz, darauf den Ernst der Helden.

Frühling.

Der Lenz tritt auf. Vom süßen Liebesmunde
Ertönt durchaus ein holder Zauberschall.
Nun wird der Welt erst recht die frohe Stunde!
So singt und sagt das Lied der Nachtigall.
Ein Seufzer steigt aus regem Herzensgrunde
Und Wonn' und Sehnsucht walten überall.
Und wer nicht liebt, wird sich des schönen Malen,
So gut er kann, doch leider halb nur freuen.

Sommer.

Der Sommer folgt. Es wachsen Tag und Hitze,
Und von den Auen dränget uns die Glut;
Doch dort am Wasserfall, am Felsenritze,
Erquickt ein Trunk, erfrischt ein Wort das Blut.
Der Donner rollt, schon kreuzen sich die Blitze,
Die Höhle wölbt sich auf zur sichern Hut,
Dem Tosen nach kracht schnell ein knatternd Schmettern;
Doch Liebe lächelt unter Sturm und Wettern.

Minnepaar.

Im goldnen Glanz, im bunten Farbenscheine
Der neuen Welt genießen sie den Tag.
Er sagt's ihr klar, wie er es freundlich meyne;
Sie sagt's ihm so, daß er es deuten mag.
Er wagt es nun und nennet sie die seine,
Er wiederholt's mit jedem Herzensschlag;
Und so beglückt, bald offen, bald verstohlen,
Des süßen Wortes ewges Wiederholen.

Tanzende.

Ein leichter Sinn erhebt sie von der Erden;
Das muntre Paar, es mag nicht stille stehn.
An Worte statt sind liebliche Geberden,
Die zwar im Takt, jedoch von Herzen gehn,
Und Schling' auf Schlinge Kettenzüge werden.
Wie lustig ist's, sich um sich selbst zu drehn!
Mit leichtem Anstand wechseln sie die Glieder,
Doch kehrt zum Auge bald das Auge wieder.

Jagdlustige.

Mit ernstem Gang, zu ernsteren Geschäften,
Zieht nach dem Wald ein frisches Jägerpaar,
Getrost in sich, schlank gleich den edeln Schäften,
Die sich zur Lust ein hoher Wald gebar.
Sie lächeln stolz, vertrauend ihren Kräften;
So trotzen sie der Müde, der Gefahr,
Und denken nicht der Macht, die uns gebietet,
Wovor Diana selbst nicht schützt, noch hütet.

Herbst.

Den Fleiß belohnend aber tritt Pomone
Mit reicher Gaben Fülle zu uns an.
Mit Freuden sehen wir den Kranz, die Krone,
Und viel genießt, wer heuer viel gethan.
Der Vater schafft, er freut sich mit dem Sohne,
Aufs neue Jahr geht schon der neue Plan;
Im Kreis der Gäste waltet frohes Leben:
Der Edle hat, und will auch andern geben.

Spielende.

Besitz ist gut! der Jedem wohl behaget;
Doch wer ihn hat, wär' ihn gern wieder los.
Und wenn er wagend nun das Glück befraget,
Fällt ihm vielleicht sogar ein doppelt Loos.
Selbst wenn Verlust ihn hin und wieder plaget,
Ist doch das Glück der Ungewißheit groß.
Mit Leidenschaft genießen sie des Lebens,
Und Amor selbst belauscht sie nur vergebens.

Winter.

Wir dürfen kaum hier noch den Winter nennen:
Denn ist wol Winter wo die Sonne scheint?
Die Augen glühn, die Herzen alle brennen,
Und jeder spricht und handelt wie er's meynt.
Von allen Jahreszeiten, die wir kennen,
Ist sie's, die eine, die uns so vereint:
Sie gab uns Dich, belebt nun diese Feste,
Und so erscheint sie uns die allerbeste.

Norden.

Doch wendet nun von diesem Blumengrünen
Zu nordischen Himmelsfeuern das Gesicht —
Woher auch uns mit Jugendglanz erschienen
Die Majestät in sterndurchwebtem Licht —
Zum alten Volk unüberwundner Hünen,
Das wandernd sich durch alle Länder ficht.
Mit welcher Kraft die Riesenfäuste schlagen,
Seht Ihr am Schwert, vom Zwergenpaar getragen.

Brunehild.

Dem Pol entsprießt die herrlichste der Frauen,
Ein Riesenkind, ein kräftig Wunderbild.
Stark und gewandt, mit hohem Selbstvertrauen,
Dem Feinde grimm, dem Freunde süß und mild.
So leuchtet, nie versteckt vor unserm Schauen,
Am Horizont der Dichtkunst Brunehild,
Wie ihres Nordens stäte Sommersonne,
Vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne.

Siegfried.

Ihr schreitet kühn der gleiche Mann zur Seite,
Der ihr bestimmt war, den sie doch verlor.
Für seinen Freund erkämpft' er solche Beute,
Durchsprengte kühn das Zauberflammenthor.
Wie schön das Hochzeitlager sich auch breite,
Die Freundschaft zieht er streng der Minne vor:
Dies Schwert, ein Werk zwergemsiger Schmiedehöhlen,
Schied Ihn und Sie! — O seltsames Vermählen!

Prinzessinn.

Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Bozanz. Ihr seht sie hier!
Als Kaiserskind trägt sie die Goldgewänder,
Und doch ist sie des Schmuckes höchste Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder,
Die Liebesboten zwischen Ihm und Ihr,
Sie bringt der Zwerg, die frohste Morgengabe:
Ein Liebespfand ist mehr als Gut und Habe.

Rother.

Ich spreche nun so heiter als bedächtig
Von König Rothers unbezwungner Kraft;
Und ob er gleich in Waffen groß und mächtig,
Hat Liebe doch ihm solches Glück verschafft.
Als Pilger gut, als Gast freygebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt sie wegerafft.
Zum schönsten Glück, zum höchsten Mutterloose:
Von ihnen stammt Pipin und Karl der Große.

Asprian.

Den mächtigsten von allen Kampfgenossen
Erblickt Ihr nun, den Riesen Asprian.
Ein Hagelwetter aus der Wolk' ergossen
Trifft nicht so blind und dreut als dieser Mann.
Die Freunde haben selbst ihn angeschlossen:
Denn wenn er gleich nicht Feinde finden kann,
So schlägt er doch, schlägt alles um sich nieder,
Und schonet nicht die eignen Waffenbrüder.

Recht und Ehre.

Die Welt, sie wäre nicht vor ihm zu retten,
Wenn nicht auch hier die Weisheit vorgebaut:
Ihn hält das Recht, ein hehres Weib, in Ketten,
Der man getrost so großes Amt vertraut;
Die andre lockt und zieht mit goldnen Ketten,
Indem sie schmeichelnd nach dem Wilden schaut.
Er geht bedächtig an dem frohen Tage,
Er sieht sich um und schaut, wohin er schlage.

Liebe.

Dann folgen Zwey. — Laß diese mich erklären! —
Sie sind einander beyde nah verwandt,
Mit Sonn' und Mondes Glanz von höhern Sphären
Zu Wohl und Weh uns freundlich zugesandt;
Doch will sich diese nicht an jene kehren,
Sie streift allein, verdirbt, erquickt das Land:
Und selten sieht man beyde Schwester-Flammen,
Wie heut, gepaart, in Einigkeit beysammen.

Treue.

Und die Bescheidne zeigt sich frey und freyer
Und irrt sich nicht am rauschenden Getön;
Sie sieht vor Euch, sie öffnet ihren Schleyer
Und will getrost so vor der Menge gehn;
Ermuthigt glänzet nun das stille Feuer,
Dem Glühwurm gleich, so anspruchlos als schön.
Sie widmet Euch den reinsten aller Triebe,
Gern folgt sie dem Verdienst, so wie der Liebe.

Ottnit.

Ein groß Verdienst weiß dieser zu erwerben,
Entbrannt für Menschenwohl von heil'ger Glut.
Er schaut umher auf klägliches Verderben,
Mann wider Mann, Volk wider Volk in Wuth.
Mit Drachenschweiß wird Berg und Wald sich färben,
Die Edne färben sich mit Räuberblut,
So daß, weil Gute dankbar nun ihm dienen,
Unholde nicht zu schaden sich erkühnen.

Weltlich Regiment.

So kommt zuletzt das Herrlichste zu Stande,
Wonach die Welt im Ganzen immer strebt;
Der Friede herrscht im unbegränzten Lande,
Wo Niemand mehr vor seinem Nachbar bebt;
Nun liebt der Mensch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt sich frey, wenn er gebändigt lebt;
Nur will er selbst, er will den Herrn erwählen,
Dem aber soll's an Glück und Prunk nicht fehlen.

Geistlich Regiment.

Mit allem soll sich auch die Schwester schmücken,
Doch Demuth soll ihr höchstes Kleinod seyn.
Sie geht mit freundlich huldgesenkten Blicken,
Und mit sich selbst so ruhig überein;
Doch würde sie der erste Platz beglücken:
Dem Hochsinn ist die zweyte Stelle Pein.
Sie scheint der Schwester Hoheit nachzusinnen
Und möchte gern den Schritt ihr abgewinnen.

Kanzler und Klericus.

Auch kleinre Wesen kommen mit zum Spiele:
Gar Manches wird durch sie geheim erregt.
Der eine, der gewandt mit spitzem Kiele
Das Reich begränzet, ja die Feinde schlägt;
Der andre, der entfernt vom Weltgewühle,
Das Wort, zum Buch erstarrt, am Herzen trägt:
Sie, beyde ruhig, wissen zu begeistern,
Sie gehen nach und oft vor ihren Meistern.

Elberich. Räthsel.

Im Stillen aber herrschet über diese,
Und weit und breit, ein wundersames Haupt,
Scheinbar ein Kind und nach der Kraft ein Riese,
Das Jeder läugnet, Jeder hofft und glaubt;
Der Welt gehört's, so wie dem Paradiese,
Auch ist ihm alles, ist ihm nichts erlaubt.
Verein' es nur in kindlichem Gemüthe,
Die Weisheit mit der Klugheit und der Güte.

Minnesinger.

Und voller Zutraun schließt sich an — die Menge;
Wir aber lassen sie in Frieden ziehn.
Ihr saht vor Euch ein liebevoll Gedränge,
Gestalten vor'ger Zeit vorüberfliehn.
Den bunten Staat, das blitzende Gepränge,
Wir bitten, seht nicht flüchtig drüber hin:
Inwendig waltet ehrfurchtsvolle Scheue,
Der Liebe Flammen, wie das Licht der Treue.

Heldendichter.

Ja selbst das Große schwindet gleich den Schatten,
Und öde wird der thatenvollste Raum;
Drum soll die That sich mit dem Worte gatten,
Ein solcher Zweig, gepflanzt, er wird zum Baum;
Lustwälder ziehn sich über grüne Matten,
So blüht er fort, der schöne Lebenstraum.
Was Eure hohen Väter, Ihr nach ihnen
An uns gethan, es soll für ewig grünen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

Auch uns war die Nachricht von der Vermählung des Kaisers der Franzosen mit einer österreichischen Erzherzoginn eben so überraschend als willkommen, und mit welchem Interesse muß nicht jeder Deutsche auf die junge Fürstinn hinblicken, die aus dem Schoße ihrer Familie als eine Friedensgöttinn hervortritt in seltner weiblicher Vollendung, und das Schicksal ihres Vatervolkes im frommen Herzen trägt. Mit so innigen herzlichen Wünschen, mit so allgemeiner gerührter Theilnahme sahen Deutschlands Völker wol noch nie eine ihrer Fürstentöchter, die für die Throne fremder Nationen geboren zu werden scheinen, durch ihre Gefilde zu ihrer hohen Bestimmung hinziehen. — Kein Wunder daher, wenn der erhabenen Fürstinn Reise einem Triumphzuge gleicht, den weniger die glänzenden Feste noch, als die frohen Hofnungen, die ihr aus jedem Blicke entgegenstrahlen, verherrlichen. — Stuttgart blieb in beyden nicht zurück. — Schon seit mehrern Tagen war Alles beschäftigt mit Zurüstungen zur Illumination, womit Hof und Stadt

den Einzug der Allverehrten zu feyern beschloß. Dienstag Nachmittag um 2 Uhr strömte Alles der Königsstraße zu, durch welche der feyerliche Zug gehen sollte, und Viele gingen auf die Landstraße hinaus, um Raum zu gewinnen, ja selbst bis Berg, eine halbe Stunde von hier, wo die königlichen Relais bereit standen, und wo die Gelegenheit, die Kaiserinn zu sehen, am günstigsten schien. — Bis Ulm waren der Oberstkammerherr, Graf Jenison, von Seiten Sr. Majestät des Königs, und der Oberstbefmeister Ihrer Majestät der Königinn, Freiherr von Schenk, von Seiten Ihrer, den höchsten Reisenden entgegengesandt, um JJ. MM. die Kaiserinn und die sie begleitende Königinn von Neapel zu komplimentiren, und nach Stuttgart einzuladen; an der Gränze des Reiches empfingen Sie der Minister-Kollege des Innern, Freiherr von Reischach, der Kreishauptmann von Scherndorf, Kammerherr von Schmitz-Grollenburg, und der Oberststallmeister, Graf Görlitz, welcher die königlichen Züge und Eskorten anbot. — Die Oberforstmeister der betreffenden Oberförste nebst vier Förstern ritten von einer Station zur andern bis hieher vor, und in jedem Orte, wo die Reise hindurchführte, wurde mit allen Glocken geläutet. — In Göppingen empfing Sie Se. Königl. Hoheit, der Prinz Paul, und mehrere Kammerherrn hatten sich zum Dienste dahin begeben. Hier nahmen JJ. MM. auf dem königlichen Schloße ein Frühstück ein, und nach 5 Uhr verkündigte der Donner der Kanonen, und das Läuten aller Glocken die Ankunft der hohen Gäste in der Residenz. — Vom Thore an bildeten die Regimenter Kronprinz, Herzog Wilhelm und Prinz Paul, die herrliche Allee hinauf, wo sich die schönen Gärten anschlossen, bis ins Residenzschloß ein Spalier, hinter welchem die Tausende von Zuschauern sich drängten, um mit einem Blicke die Züge aufzufassen, die ihren Herzen sich tief einprägten. — Die huldreiche Monarchinn begrüßte mit seelenvoller Anmuth das Volk, dessen Gefühle sie leicht zu errathen vermochte, und befriedigte so die sehr natürliche Neugierde, die in diesem Falle wol einen edlern Namen verdiente. — Vor Ihrem Wagen her eröffneten den Zug 24 blasende Postillone, der Oberpoststallmeister in geschmackvoller Uniform voraus, dann folgten der Oberforstmeister und die Förster, und dann die schöne königl. Jägergarde-Eskadron, die den Wagen in die Mitte nahm, neben welchem zwey königl. Leibpagen ritten. — Die Wagen des Gefolges beschlossen den Zug. — Die diensthuenden Hofleute waren voraus angekommen, so wie der kaiserl. Großbotschafter Fürst von Neufchatel. — Als der Wagen JJ. MM. durch die Reihen fuhr, wurden die Militär-Honneurs unter kriegerischer Musik abgegeben.

Im königl. Schlosse war der ganze Hof und Hofstaat im großen Kostume versammelt; JJ. MM. der König und die Königinn empfingen die erhabenen Gäste am Portale des Schlosses, und Se. Maj. der König führten unter Vortretung der hohen Hofämter J. M. die Kaiserinn, so wie S. K. H. der Kronprinz die Königinn von Neapel, Napoleons schöne und geistreiche Schwester, bis in die für die Kaiserinn bestimmten Apartements, von wo unser König dann die Königinn von Neapel im großen Ceremoniel in die für sie bestimmten Zimmer führte. — Dann speisten die allerhöchsten Herrschaften in dem herrlichen neuerbauten, und auf das Geschmackvollste mit lebendigen Blumen ausgeschmückten Saale en famille, wozu auch der kaiserl. Großbotschafter Fürst von Neufchatel gezogen wurde. — Nach der Tafel wurde der Kaiserinn der Hof präsentirt, worauf sich sämmtliche Majestäten und Herrschaften in's große Schauspielhaus verfügten, wo die Oper Salomo's Urtheil (Musik von Ritter in Mannheim) zum Erstenmale mit allem Pompe (eine Vermählungsfeyerlichkeit war hier hineingelegt) aufgeführt wurde. — Es waren Freibillets zu dieser Oper ausgetheilt worden, und der Zudrang war so groß, daß sehr Viele ihr Anrecht an Plätze aufgeben mußten, so sehr sie auch die Glücklichen beneideten, welche hier die Kaiserinn länger, und in der Nähe zu sehen Gelegenheit hatten. — Die Oper konnte mit allem ihrem Pompe (zwey lebendige Kameele prangten in dem über acht Minuten währenden langen Zuge von den Gebürgen herab) keinen Blick der Menge auf sich ziehen. Alles weidete sich an dem Anblicke der Erhabenen, die in reizender Jugendfülle das edelste Herz in jedem der holden Züge trägt, und durch die Majestät ihres Wuchses die Würde der Herrscherinn beurkundet. Ein strahlendes Diadem um ihr Haupt, das mit Solitairen besetzte Bild ihres erhabenen Gemahls an der Brust, und ein Brillantbouket von hohem Werthe — dies war der Schmuck, der sie umgab.

Unterdessen wurde die Illumination angezündet, und die Wirkung, welche das in Brillantfeuer strahlende edle Schloß, dessen Architektur von hoher Schönheit ist, das daneben stehende große auf gleiche Art erleuchtete Opernhaus, und der auf dem mit Herzog Friedrichs Obelisk geschmückten Platze dem Residenzschlosse gegenüber errichtete geschmackvolle Plan, machten, läßt sich durch Worte nicht beschreiben. Der Plan stellte auf hohen Terrassen und Treppen einen großen Tempel von korinthischen Säulen dar, in deren Mitte der verzogene Namenszug Napoleon und Louise in Brillantfeuer strahlte; unter demselben befanden sich ein Altar und bräutliche Fackeln; links und rechts zierten Obelisken, Denksäulen und Opfer-Dreyfüße die Terrassen.

Nicht weniger bezaubernd war der Anblick der neuen breiten Königsstraße, welche von lauter großen Wohnhäusern und öffentlichen Gebäuden, gleich voran das kleine Schauspielhaus, und gegenüber die Hotels des Kriegs-Ministeriums und des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, gebildet wird, hinauf bis zum unlängst vollendeten Thore, einer Triumphpforte ähnlich. — Hier war die Erleuchtung vorzüglich reich. — Vor dem Königsthore zeichnete sich vor Allem das Hotel des französischen Ministers aus, und strahlte weit umher die Namenzüge des erhabenen Paares, von dem französischen und österreichischen Wappen eingefaßt, und darunter der Denkspruch: Junctis Numinibus iaeto pax imperat orbi. Verfolgte man nun die Straße vom Königsthore hinunter über den sogenannten langen Graben, so boten sich der Fürstenbau, die Palais des Kronprinzen und des Prinzen Paul — und weiter hinauf das Haus des Hofbankier Rath Kauta, in reicher geschmackvoller Beleuchtung dar, und jedes der nebenstehenden Privathäuser war bis zur höchsten Spitze auf eine oder die andere Weise erleuchtet. Doch nicht blos diese Hauptstraße, sondern auch die darauf führenden Seitengassen strahlten im Feuerglanze, und besonders schön nahmen sich die artig und reich dekorirten Thore aus. — Das Wetter begünstigte diese Feyer nach vielen vorhergegangenen regnigen Tagen ganz besonders, so daß es auf den Straßen bis Mitternacht äußerst lebhaft war.

Nach neun Uhr hatte die Oper begonnen, und gegen zehn Uhr begaben Sich die Kaiserinn und die Königinn von Neapel in ihre Apartements. —

Mittwoch nach 7 Uhr Morgens war der ganze Hof wieder zum Abschiede versammelt; die Abreise erfolgte kurz vor 9 Uhr unter dem Donner der Kanonen und gleichem Ceremoniel, wie bey der Ankunft, und die innigsten Wünsche folgten aus aller Herzen der edeln deutschen Kaisertochter auf den erhabensten Thron der Welt nach. — In Enzweihingen war ein Dejeuné bereitet, welches der Hofmarschall v. Münchhausen den hohen Reisenden dort anzubieten beauftragt war.

Nro. 74.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. März, 1810.

Wenn sie kniet, in Andacht hingegossen,
Schön, wie Raphael die Unschuld mahlt,
Vom Verklärungsglanze schon umflossen,
Der um Himmelswohner strahlt;
So von Andacht, so von Gottvertrauen
Ihre engelreine Brust geschwellt,
Betend diese Heilige zu schauen,
Ist ein Blick in jene Welt.

v. Matthisson.

An Maria, die Himmelsköniginn.

Bey einem Muttergottesbilde zu Alt-Oetting in Baiern, wo die Kaiserinn Maria Ludovika von Frankreich betete.

Steig, o Hochgebenedeyte,
Nieder von dem Himmelsthron,
Nahe herrlicher dich heute
An der Brust den ewgen Sohn:

Denn in inbeindem Gewühle
Zieht Maria bey dir ein,
Um die kindlichen Gefühle
Frommer Andacht dir zu weihn.

Sanft umflittige dein Wehen,
Deine Näh' die Beterinn,
Deine Klarheit laß sie sehen,
Und erquickt von dannen ziehn.

Sieh! der Hochbeglückten steigen
Heiße Flehenswünsche nach,
Völker beten an und schweigen,
Huldigend dem großen Tag,

Der der Menschheit bangverhüllten
Genius mit Hoffnung krönt,
Und den Muth der kampferfüllten
Völker brüderlich versöhnt.

Web', o Heil'ge, deine Milde
Um ihr holdes Angesicht,
Daß am anmuthreichen Bilde,
An der Schönheit sanftem Licht

Sich des Helden Brust erfreue,
Und nach manchem Kampfgewühl
Stille sie ihm Rosen streue
Um das kühnerrungne Ziel.

Laß die Eintracht und den Segen,
Die ihr jung zur Seite stehn,
Froh gedeihen, Keime legen,
Tröstend durch die Länder gehn.

Daß sie blühend sich entfalten
An dem Frühlingsschein der Ruh,
Und Gedeihn und Glückeswalten
Führen ihren Völkern zu.

— xy

Einzug der Kaiserinn Marie von Frankreich in München.

17 März 1810.

Diesen Abend um 8 Uhr hielt die Kaiserinn Marie von Frankreich hier ihren feyerlichen Einzug. Zur Verherrlichung desselben, besonders zu einer prachtvollen Beleuchtung der obrigkeitlichen Gebäude und öffentlichen Plätze, waren die größten Anstalten getroffen: die Vorkehrungen auf dem weiten Marplatze neben dem Theater allein sollen der Regierung auf 6000 Gulden kosten; doch das anhaltende Regenwetter hinderte die Ausführung dessen, was mit vielem Sinn und Geschmack angeordnet war. Auf dem erwähnten Platze konnten nur die allegorischen Transparents eines im Hintergrunde errichteten Tempels beleuchtet werden; die 200 Schritt langen Bogengänge zu beyden Seiten desselben und die Geländer, welche, von hinten mit einem künstlichen Walde von Tannengrün umgeben, sich um den großen Platz ausbreiteten und mit Lampen behängt waren,

die sich in langen Bogen kreuzten, blieben dunkel; der beständige Regen löschte jedes freyhängende Licht aus. In den Straßen nach dem Schlosse bis durch das Zier-Thor, durch welches der Einzug erfolgen sollte, bildeten Legionisten und Linien-Soldaten zwey ununterbrochene Reihen, und trotz der Witterung war alles Volk auf den Beinen. Gegen 8 Uhr begann ein allgemeines Geläute auf allen Thürmen, das Militär kam in Bewegung, das Kommando lief durch die wogenden Reihen, und der Donner der Kanonen zu dem feyerlichen Getöne so vieler Glocken, das Gewirbel der Trommeln und der rauschendsten Musik, die von allen Seiten erscholl, verkundigten den Einzug der Monarchinn in die aufbrausende Stadt. Hinter dem Wagen ihres Gefolges, vor dem ihrigen, ritten lange Züge von Kavallerie und leiteten den Zug an dem Marplatze vorüber nach dem Schlosse. Als das Geläute begann, bereitete man sich hier zum Empfange der hohen Gäste. Am Eingange im Innern des Schloßhofes von der Thür bis zur marmornen Treppe stellten sich die königlichen Pagen mit Wachsfackeln in zwey Reihen, so daß von der Thür bis zur Treppe für den Empfang ein freyer Platz blieb. Die Stufen wurden zu beyden Seiten von den Großwürdeträgern des Königs, von den Generalen und Kammerherren eingenommen, und auf der Höhe der Treppe erschien der König und die Prinzen vom Hause: das Ganze bildete ein äußerst glänzendes Ensemble. Es verging noch eine gute Zeit, ehe die ersten Wagen ankamen, und es war interessant, während dessen einige Aeußerungen des Königes zu hören, welche, so zufällig sie auch seyn mögen, dennoch seinen humanen Sinn trefflich bezeichnen. Die Kavalleristen von den königlichen Hausfoldaten bildeten zu beyden Seiten der Treppe, hinter den Hofbeamten stehend, zwey Kolonnen, und waren bey dem ersten Lärm das Gewehr in den Arm kommandirt worden. — Als die Ankunft der Wagen sich verzögerte, rief der König ihrem Offizier zu: „Kommandiren Sie das Gewehr an den Fuß, die Arme ermüden sonst den Leuten.“ — Unter den wenigen Zuschauern, die in diesen Corridor gelangt waren, stand ein Mann in gemeiner Kleidung mit einem äußerst ehrlichen Gesichte. Als der König ihn von der Höhe der Treppe erblickte, rief er über die Versammlung ihm freundlich zu: „Nun, F—, wie geht es jetzt? — Gut?“ — „O ja, Ew. Majestät, jetzt wieder“ — antwortete der Alte und Thränen standen ihm in den Augen. — Mir wurde der Mann interessant, und auf mein Befragen hörte ich von ihm, daß er in dem Schlosse kleinere Dienste verrichte, und nach einer langwierigen Krankheit jetzt zum Erstenmale dem Könige wieder unter die Augen kam.

Endlich rollten die ersten Wagen in den Schloßhof. Der König zeigte sich jetzt mit der Königinn am Arme: der Kronprinz führte die verwittwete Churfürstinn und der Herzog Karl die Herzoginn von Neuburg herbey. Den hinteren Raum erfüllten die Damen vom Hofe. Aus dem ersten Wagen kamen Pallast-Damen der Kaiserinn, und stellten sich zu beyden Seiten in die Reihen der Hofbeamten an den Fuß der Treppe; aus dem zweyten, zwey ihrer Hof-Damen, die Gemahlinn des Herzogs von Bassano und (wenn ich recht berichtet wurde von meinem Nebenmann) die Herzoginn Montmorency, eine junge Fürstinn von der höchsten Schonheit und Anmuth. Sie trugen Reisekleider von rothem Sammt, und nahmen nach einer Verneigung gegen den Hof ihre Stelle neben den vorigen ein. Als der nächste Wagen aufging, rief der König lebhaft: „Ah! mon neveu! — Je vous salut, mon neveu! Es war der Großbotschafter vom französischen Hofe, Fürst von Neufchatel, der eintrat und den König sehr heiter begrüßte. In seinem von so vielen Feldzügen gebräunten Gesichte, in dem sichern Gange des gedrungenen und untersetzten Körpers lebt noch die feische Kraft eines rüstigen Vierzigers. Gleich der erste Anblick zeigt einen Mann, der durch innere Sicherheit und Bewußtseyn seiner Kraft Achtung und Vertrauen einflößt. Mit ihm kam der Großalmosinier der Kaiserinn, der Erzbischof, ehemals Fürst Rohan, ein jugendlicher und frischer Greis, in einfacher geistlicher Kleidung. — Während diese die Anwesenden begrüßten, hatte sich der Hof an die untersten Stufen der Treppe gegen die Thüre gezogen, wo endlich der Wagen der Kaiserinn durch das Getummel des Volkes vorfuhr. — Der König ging, sie aus dem Wagen zu heben, und sie erschien an seinem Arme, hinter ihr die Königinn von Neapel, die vom Kronprinzen geführt wurde. Die Kaiserinn war wie ihre Hof-Damen in rothem Sammt gekleidet, und verneigte sich mit Anmuth gegen unsre Königinn und die Versammlung. Ihre Erscheinung verbreitete allgemeine Heiterkeit über den Kreis, in den sie mit holder jungfraulicher Scheu plötzlich eintrat. Dieser äußerst sprechende Ausdruck von Herzens-Güte auf ihrem schönen und jugendlich-blühenden Angesichte, und die weibliche Sanftmuth ihres ganzen Wesens schienen aller Herzen zu ergreifen, und ihr auf einmal zuzuwenden. — Nach den ersten Begrüßungen setzte sich der Zug in Bewegung nach dem Appartement der Kaiserinn, welche die mit alterthümlicher Pracht dekorirten kaiserlichen Gemächer bewohnen sollte.

Der Regen hatte aufgehört und das Volk drängte sich wie ein fluthendes Meer durch die Straßen. Wo die Nässe nicht hingedrungen war, sah man prachtvolle Beleuchtung, auch zog Musik durch die Straßen und noch ist alles in Bewegung. — Morgen ist große Oper, Achilles, zu der die Billets ausgetheilt worden sind. — Heute wurde die Probe gehalten. Die Homerische Kavallerie soll dabey durch die gesprengten Thore galoppirt seyn.

— x y

Ausgabe der Iliade des Homer von Bodoni.

Bodoni hat dem Kaiser Napoleon eine Ausgabe der Iliade des Homer überreicht, die man in jeder Hinsicht für das schönste Denkmal ansehen kann, das jemals zum Ruhme dieses Fürsten der Dichter gestiftet wurde.

Das ganze Gedicht ist in 3 Bände gr. Fol. vertheilt; jeder Band ist ungefähr 370 Seiten stark, und enthält acht Bücher Text; die Typen sind von einer Größe, die nur zu einem solchen Formate dienen kann.

Der erste Band enthält noch außerdem Bodoni's Zueignung an Se. Majestät in drey Sprachen: italienisch in Cursivschrift, französisch in Antiqua, und lateinisch in großen Lettern. Dann folgt eine lateinische Vorrede, 10 Seiten stark in Groß-Antiqua, von Hrn. Ritter Lamberti, Direktor der königl. Bibliothek der Brera zu Mayland. Dieser Gelehrte hat den Text und die Korrekturen besorgt. Das Titelblatt führt das Motto aus dem Theocrit: Satis omnibus Homerus.

Um einen Begriff von der Schönheit und der Vollendung dieser Ausgabe zu geben, braucht man nur zu sagen, daß es als das Meisterwerk des Herausgebers betrachtet werden kann. Sechs Jahre sind auf den literarischen Theil, und auf die typographischen Vorbereitungen verwendet worden. Der Druck wurde in achtzehn Monaten vollendet. Die Lettern, welche von der reizendsten Form sind, wurden ausdrücklich für diese Ausgabe gegossen, deren Ausführung weit eher einem Stiche des Grabstichels, als dem Drucke mit beweglichen Lettern ähnlich sieht. Alle Exemplare, deren nur 140 abgezogen wurden, sind auf äußerst schönes Papier aus der Fabrik zu Parma gedruckt. Das Exemplar, welches Sr. Majestät überreicht wurde, ist auf Velin gedruckt, und dies war so groß, daß man, ungeachtet ausdrücklich eine Presse dazu eingerichtet wurde, doch nur halbbogenweise drucken konnte.

Diese Ausgabe, welche in typographischer Hinsicht alle vorhergehende an Pracht übertrift, ist auch selbst in literarischer Hinsicht äußerst interessant, nämlich in Hinsicht der Lesart.

So viel als möglich ist man dem am allgemeinsten angenommenen Texte, nämlich dem durch Ernesti verbesserten Clark'schen gefolgt; wo dies nicht anging, nahm man seine Zuflucht zu den von Heyne angeführten Varianten (Ausgabe von 1800). In den schwierigsten Stellen hat man sich theils nach Heyne's, theils nach Wolf's (dritte Ausgabe 1804) Meinung gerichtet. An vielen Stellen hat man die Lesart der ersten Ausgabe (Florenz 1488) wieder hergestellt, von welcher die neuern Herausgeber mit Unrecht abgewichen sind. Auch hat man die übrigen vorzüglichern Ausgaben, die von Eustachius, den venetianischen Codex von Villoison, und selbst die geachtetsten Commentatoren und Scholiasten zu Rathe gezogen.

In der Orthographie ist man fast immer der Wolfschen gefolgt, welche sehr genau ist, und mit der ersten Ausgabe sehr übereinstimmt; aber die Ausrufungszeichen hat man nicht angenommen, und auch nicht die von Reiz vorgeschlagene und von Wolf angenommene Methode, den scharfen Accent dem einfachen Comma vorzusetzen. Die Einschlußhaken (Parentheses) sind weggelassen und dafür Punkte über die Verse gesetzt. Diejenigen Parentheses, welche die erste Edition mit dem Worte bâtard bezeichnet, sind mit einem Sternchen bemerkt.

Auch wird Hr. Lamberti noch in kurzem einen Commentar über die von ihm angenommene Lesart erscheinen lassen. — Bey den äußerst pünktlichen Korrekturen hat Hr. Morali, Professor der griechischen Sprache zu Mayland, geholfen.

Postscripte von ἀλς.

Was ist ein klassischer Schriftsteller?

Herr Buttmann sagt bey Gelegenheit der Erklärung einer horazischen Stelle (Berl. Monatschr. Febr. 1806. S. 154):

„Der Dichter und Schriftsteller, der auf die Mehrheit der gebildeteren Menschen, so wie sie jedesmal gegeben sind, auf irgend eine Art wirken will — und bis auf ganz neue Zeiten hielt man dies für den Hauptzweck eines klassischen Schriftstellers — muß sich nothwendig (nicht sich über die Mehrheit erheben, sie bilden, ihnen ein großes Muster aufstellen, Nein!) an sie anschließen; und es gereicht ihm also keineswegs zum Vorwurfe, wenn er auch die fehlerhaften und, an sich betrachtet, unfeinen Ansichten und Ausdrücke mit ihnen (nämlich den gebildereren Menschen!) gemein hat, die durch ihre Alltäglichkeit ihren relativen Unwerth verloren haben."

Sonach würde in den allerneuesten Zeiten ein Schriftsteller mit fehlerhaften und unfeinen Ansichten und alltäglichen Redensarten ein klassischer genannt. — Wol möglich!

•

Zuweilen heißt es in Recensionen: Das Buch würde sehr gewonnen haben, wenn der Verf. den Raum, welchen jetzt unnöthige Abschweifungen wegnehmen, für mehr interessante Bemerkungen aufgespart hätte.

Ich bin dagegen überzeugt, daß der Verfasser, wenn er interessante Bemerkungen zu machen gewußt hätte, diese gemacht haben würde. Man kann ihn blos auffordern den Raum, den er nicht auf eine zweckmäßige Weise zu füllen weiß, lieber leer zu lassen.

•

Noch lustiger ist eine Stelle in einer Recens. der All. d. Bibl. 104 B. 1 Heft. S. 27:

Aehnliche schöne und kräftige Stellen kommen häufig vor, und sie werden ihres Zwecks nicht verfehlen, wiewohl — (wiewohl? die schönen kräftigen, zweckmäßigen Stellen?) — das Buch dadurch etwas stärker geworden ist."

Wie soll mans nun den Recensenten recht machen? Der eine fordert, daß man interessante Bemerkungen machen soll, die man eben nicht machen kann, der andre, daß man schöne,

kräftige und zweckmäßige Stellen weglassen soll, damit das Buch dadurch nicht etwas stärker werde? Jener macht sich nichts aus der Dicke, dieser will, wenn man auch das Beste wegläßt, nur dünne Schriften.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 14 März.

Nun die versprochene Beschreibung der Vermählungs-Feyerlichkeit. — Die drey Zimmer, durch welche der Zug in die Augustiner-Kirche ging, waren übervoll, Gedränge und Hitze fast unerträglich; das Vergnügen weniger Augenblicke mußte theuer erkauft werden; dabey sah sich ein großer Theil der Anwesenden, des zu großen Gedränges wegen, in der Hoffnung, die Kaiserbraut zu sehen, getäuscht. Sie wurde von Ihrer Majestät der Kaiserinn zur rechten Hand geführt.

Bey Erscheinung des Hofes in der Kirche ertönten Trompeten- und Pauken-Chöre; der Fürst Erzbischof von Wien ging demselben mit seinen infulirten Assistenten und dem Hof-Ceremoniär entgegen, und ertheilte ihm das Asperges. Der Erzherzog Karl, als Prokurator des französischen Kaisers zur Vermählung, nahm auf der Evangelien-Seite in dem Betd-Schemel Platz, die kaiserliche Braut aber kniete gegenüber der Epistel-Seite in einem mitten vor dem Hochaltare stehenden Schemel nieder, und verrichtete ein kurzes Gebet.

Der Erzbischof, als Kopulant, stieg nun hinauf zum Altare, und weihte die auf einer silbernen vergoldeten Tasse liegenden Vermählungs-Ringe. Hierauf verfügte sich der Erzherzog Karl mit der durchlauchtigsten Braut vor den Altar, und die Trauung wurde nach dem Wiener Rituale in deutscher Sprache verrichtet.

Nach der Ringewechslung nahm die kaiserliche Braut den für Kaiser Napoleon bestimmten Ring wieder zu sich, um denselben ihrem allerdurchlauchtigsten Gemahle selbst anzustecken.

Von dem Erzbischofe wurde das Herr Gott dich loben wir! angestimmt, und von der Hofmusik vollstimmig beantwortet, wobey der Hof kniete und sechs Edelknaben mit brennenden Wachslichtern aufwarteten. Auf dem Josephs-Platze ward nun die erste Salve gegeben, die Thurm-Glocken geläutet und die Kanonen gelöst. Bey der Rückkehr des Hofes in die Burg wurde die zweyte Salve mit dem Kleingewehr und den Kanonen gegeben und abermals geläutet.

Während in dem Spiegelsaale der Kaiser und die Kaiserinn mit der durchlauchtigsten Braut die Glückwünsche empfingen, sich den Adel vorstellen liessen, und der französische Großbotschafter von Seiten seines Souverains dem Erzherzoge Karl das Kompliment ablegte, wurde in dem neuen, stark beleuchteten Saale unter einem Baldachin auf der eine Stufe hohen, mit Teppichen bedeckten Estrade, die Tafel in Form eines Hufeisens aufgestellt, gehörig gedeckt und servirt. Als die Speisen durch die Truchsesse und Edelknaben aufgetragen waren, begaben sich die allerhöchsten und höchsten Herrschaften mit der durchlauchtigsten Vermählten und dem Fürsten von Neufchatel, unter großem Ceremoniel, in den Saal. Beym Eintritte in denselben ertönten Trompeten und Pauken. Die kaiserliche Braut saß zwischen dem Kaiser und der Kaiserinn; außer ihnen nahmen Theil an dieser Ceremonien-Tafel die Erzherzoge Karl, Joseph (Palatin von Ungarn), Anton, Johann, Rainer, Ludwig und Rudolph, und der Fürst von Neufchatel. Vom Anfange bis zum Ende derselben war Vokal- und Instrumental-Musik. Die Kinder des Kaisers sahen von einem besondern Platze auf der Galerie zu. Bey dem ersten Trunke wurde die dritte Salve gegeben.

Nach Beendigung dieser Schautafel verfügte sich der Hof mit dem französischen Großbotschafter unter Trompeten- und Paukenschall aus dem Saale nach der Retraite, und speiste nun en famille.

Berlin, 3 März.

Am letzten Sonntag Abend entstand im Hause des hiesigen Bildhauer Eben Feuer. Das Dach des Hinterhauses und die obere Etage brannte nieder. Eine Niederlage von seltnen Holzarten, zum künstlerischen Gebrauch bestimmt, ward ein Raub der Flammen. Seit drey Wochen war diese Feuersbrunst die dritte, doch hat keine derselben großen Schaden bewirkt.

Die Benefizvorstellung für Hrn. und Mad. Eunike am 25. v. M. war zahlreich besucht. Zwey der gewählten kleinen Piecen interessirten, die dritte langweilte. Die Verwandlungen (Singspiel in einem Akt, nach dem Französischen des Segur d. ält., Musik von Weigl) errang den Preis. Mad. Eunike war in der Karaeerwandlerinn (Wittwe Fröhlich) allerliebst. Beschort und Kaselitz (die Brüder Reich) standen ihrer würdig, ihr gegenüber. Die Musik, brav ausgeführt, erwarb gerechten Beyfall. Das Sujet hat nichts Neues, die Handlung ist schon oft (als in Becks Kamäleon, den vier Vormündern, dem Wildfange, dem neuen Proteus, Ernst und Scherz u. s. w.) da gewesen, wird aber immer unterhalten, wenn die Masken gewählt, und in den Händen eines Künstlers — gleichviel männlichen oder weiblichen Geschlechtes — sind. — Der Versucher in der Wüste, Lustspiel in zwey Akten (von einem hier lebenden ungenannten Verfasser, und der erste Versuch desselben) befriedigte nicht, obgleich die Handlung nicht ganz übel ist, und Iffland den Hauptkarakter durchführte. Außerordentlich lange Reden (meistens Reflexionen) ermüdeten, und ein Akt war zuviel da. Die Handlung ist folgende: Eine junge Wittwe ist entschlossen, in ein Kloster zu gehen; sie will der Klosterkirche ein Gemählde zum Altarblatt schenken, und trägt einem Mahler auf, die Versuchung Christi in der Wüste zu mahlen; sie schlägt ihm einen ihr bekannten häßlichen Menschen zum Original für die Figur des Versuchers vor; sie lernt diesen Häßlichen näher kennen, und findet ihn so liebenswürdig, so geistvoll und gut, daß sie — sich ihm zur Gattinn anbietet. Weite und breite Tiraden dieses Herrn Schauerlich wirkten aber auf die Versammlung anders als auf eine junge Wittwe, und obgleich Iffland diese Perioden vortrefflich sprach, und Mad. Schröck (die Wittwe) ihm ganz trefflich antwortete, so verdat doch am Ende des Stückes ein lautes Zischen der Versammlung die Wiederholung. Nro. 3. Treitschkes: Singspiel auf dem Dache (Musik von Fischer) gefiel mehr, wenn auch nicht allgemein. Ein buntes Gemisch von gewaltsam herbeygeführten Auftritten und Einfällen, das dem Singspiele an den Fenstern nachgebildet ist. Die Ouverture hat einige ganz neue Ideen, die ganze Musik ist gesangvoll. Die Späße des Musikers Schnellfinger, und seine Gefangenschaft im engen Vogelhause am Ende des Singspieles wirken auf die Menge. Die Dekoration — Platteforme eines Hauses, und mehrere Dächer und Thürme — ist neu. Man lachte, und mehr verlangt man jetzt nicht mehr von einem solchen Produkt. Hr. Weitzmann (Schnellfinger) ist hier wieder wie im Pumpernickel der angeführte und also ausgelachte Liebhaber.

Zu den ausgezeichneten Konzerten in diesem Winter gehört ein am 1ten dieses von Hrn. Gern dem Vater gegebenes. Die nächsten Konzerte, von denen etwas zu hoffen ist, sind: eine lyrische Vorfeyer des 10 März (Geburtstag der Königinn) von P. Schmidt zu geben am 7ten dieses; am 10ten eines von Semmler, eine musikalisch-deklamatorische Akademie von Schröck, und ein Konzert auf der Glas-Harmonika von einem Hrn. Pohl.

Nro. 75.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. März, 1810.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

v. Schiller.

Etwas über Xaver Bettinelli.

Von dem zu Turin bey den Gebrüdern Bomba erschienenen Werke: Vita dell' Ab. Saverio Bettinelli, con un discorso delle lodi di lui, recitato nell' adunanza publica dei Pastori della Dora ai X. di Febbrajo 1809, können wir hier leider nur einen kurzen Auszug mittheilen, würden uns aber sehr glücklich schätzen, wenn wir damit die Neugier des deutschen Publikum auf das lesenswürdige Buch zu reizen im Stande wären. Es geht der Lebensbeschreibung ein Schreiben des gelehrten Gianfrancesco Galeani Napione an die gebildete Madame Diodata Saluzzo vorher, aus welchem neben der anmuthigen Schreibart im schönsten Lichte die Empfindungen zärtlicher Freundschaft und jene rührende Ergießung des Herzens hervorleuchten, wie wir sie nur in den Briefen des Cicero an Atticus gewahr werden. Einige Bemerkungen über Seldstdiographien eröffnen alsdann den Eingang zu dem Leben Bettinelli's. Er wurde im Jahre 1718 zu Mantua geboren, und genoß seine Erziehung in verschiedenen Schulen der Jesuiten, die ihn in ihre Gesellschaft aufnahmen. Seine schnellen Fortschritte in den Wissenschaften verriethen in ihm stets den Jüngling von seinem Sinne und früh gereifter Urtheilskraft, welcher dereinst sich und seinem Vaterlande ausgezeichnete Ehre und Ruhm bereiten werde. Er studirte darauf sowol geistliche als weltliche Wissenschaften zu Bologna, von wo er als Lehrer nach Brescia, später als Professor der Rhetorik nach Venedig ging, wo ihm besonders die Herausgabe seiner Versi sciolti und einiger Trauerspiele einen ausgezeichneten Ruf erwarben.

Zu Parma hatte er gelehrten Umgang mit Tillot, Frugoni und Condillac: letzterer bewunderte besonders seinen Scharfsinn und seine Einsichten im Gebiete der Metaphysik. Als Erzieher der Grafen von Styrum, wozu ihn der Fürst von Hohenlohe bestellte, übertraf er den Ruf seiner Ordensbrüder in einem so schwierigen und verwickelten Geschäfte, und auf einer Reise nach Lothringen, die er auf jene Veranlassung unternahm, gewann er die besondere Hochachtung des Königes Stanislaus, eines durch Weisheit und ächte Liebe zu den Wissenschaften vor allen berühmten Monarchen seines Jahrhunderts, ausgezeichneten Fürsten. Während er Frankreich durchreiste, schrieb er die Lettere Virgiliane, welche den Italienern, vor allen aber dem Grafen Algarotti, so wehe thaten; denn letzterer beklagte sich in einem Briefe an Madame Du-Boccage herzlich über Bettinelli, daß er in diesen Briefen auch noch die Versi sciolti, gleich wie einen Beleg zu dem, was der vermeinte Virgil gegen die Väter der italienischen Poesie redet, beygefügt habe. Die Erzählung von Bettinellis Zusammentreffen mit Helvetius und Voltaire wird vor allen die Neugier der Leser, besonders der Liebhaber von Anekdoten anlocken. Nach seiner Rückkehr in Italien zogen ihm seine Anstrengungen in Lehrstunden und auf der Kanzel, wo man ihn besonders schätzte, eine Kränklichkeit zu, die seine Thätigkeit auf ruhigere Beschäftigungen beschränkte. Er unterrichtete die Jugend in der Religion, schrieb seinen Entusiasmo und sein noch besser gelungenes Werk: Il Risorgimento d' Italia, worin er mit männlichem Eifer als den Sachwalter seines

Vaterlandes gegen das ungerechte Ausland sich bewährte. Die Gesellschaft der Jesuiten ward aufgehoben, und Bettinelli kehrte mit dem Titel eines Segretario di belle Lettere del Duca di Modena nach Mantua zurück. Hier verstrichen ihm seine Tage, zwischen den Wissenschaften und der Religion getheilt, in glücklicher Ruhe als unermüdetem Streiter für die Ehre der italienischen Literatur und des guten Geschmacks, wie im Kampfe gegen die Manier der Ausländer (oltramontani e oltremarini). Das löbliche Bestreben vieler italienischer Frauenzimmer, näher mit der schönen Literatur bekannt zu werden, veranlaßte ihn daneben zu manchen Schriften solchen Inhalts, z. B. den Dialoghi di amore, den Lettere a Lesbia u. a., welche nur noch den Pariser Damen ihren Fontenelle und Voltaire unentbehrlich machen. Während der Belagerung von Mantua lebte Bettinelli zu Verona, und letzte dort, bereits achtzig Jahre alt, im Genusse einer allgemeinen Achtung seine Lieblings-Studien fort, noch glücklicher als Horaz, der sich eines ehrenvollen Alters schmeichelte, nec cythara carentem. Bettinellis letztes Sonett, das einigen interessanten Anmerkungen zu der obgenannten Schrift vorangesetzt ist, verdient mit Recht den Namen seines Schwanengesanges. Er starb, dieser Nestor der italienischen Literatur, in einem Alter von neunzig Jahren, einem Monate und 26 Tagen.

Der jener Lebensbeschreibung beygefügte Discorso delle lodi del Bettinelli vom Herrn Napione verdient dabey eine nicht minder ehrenvolle Erwähnung; denn die elegante Schreibart sowol als die natürliche Leichtigkeit (Nachahmung des Cornelius Nepos) und Unbefangenheit der Darstellung geben ihm, besonders in der gegenwärtigen Epoche der Literatur, einen ausgezeichneten Werth.

An die Redaction des Morgenblatts.

So gewöhnlich auch in unsrer neuesten Literatur das Paradoxe ist, so muß ich Ihnen doch gestehen, daß mich der Aufsatz eines Ungenannten im Morgenblatte vom 1ten d. Monats, über den Verfasser der von Gleim herausgegebenen ersten Kriegslieder, äußerst befremdet hat. Anfänglich schien mir dieses ohne Namen und ohne alle Gewährleistung hingeschriebene Mährchen keine Rüge zu verdienen; aber die Redaction einer der gelesensten Zeitschriften hat es aufgenommen, hat sogar in einer Anmerkung einiges Gewicht darauf gelegt *), und so könnte jetzt, bey der ziemlich allgemeinen Liebe zum Seltsamen, und bey der Menge von Nachbetern, die falsche Sage sich leicht verbreiten, und der Ehre meines Gleim nachtheilig werden. Nicht nur streitet der Ungenannte ihm seine ältern Kriegsgesänge ab, unter allen seinen Gedichten diejenigen, deren er, und mit Recht, am mehrsten sich freute; sondern der Dichter erscheint zugleich als ein Mann, der, im Angesichte von ganz Deutschland, sich einen fremden Lorber zueignete, und selbst im Kreise der von ihm hintergangnen Freunde sich ein unverdientes Lob gefallen ließ. Ich bitte Sie deswegen, einem der nächsten Stücke des Morgenblatts die Erklärung beyzufügen: daß jenes Vorgeben durchaus falsch ist, und die erwähnten Lieder von keinem Andern sind, als von Gleim. Ich weiß es eben so gewiß, als ich weiß, daß ich der Verfasser meiner eignen Lieder bin; weiß es nicht allein aus den vertrauten Gesprächen mit Gleim, mit welchem ich so viele Jahre lebte, sondern auch von denen, die, als Verwandte, Freunde und Gehülfen, gerade zu der Zeit um ihn waren, als er die Gesänge verfertigte.

Schon ist es genug, daß man meinen Freund näher gekannt hat, und von seiner frühern Jugendgeschichte unterrichtet ist, um zu begreifen, warum er, vor tausend Andern, zum Sänger der Kriegslieder berufen war. Genie und eigne Ansicht der Dinge, Schicksal und mancherley besondre Verhältnisse vereinigten sich, um den Gedanken, als preußischer Grenadier zu singen, in ihm zu erwecken, und die Ausführung desselben zu begünstigen.

Bey dem glänzenden Regierungs-Antritte Friedrichs des Großen befand sich Gleim in Berlin und Potsdam, wo er, voll leidenschaftlicher Bewunderung, jede That, jedes Wort des Königes belauschte, und so den Enthusiasmus in sich nährte, der in der Folge immer höher stieg, und den er mitnahm in sein Grab.

Während des schlesischen Krieges zog er, als Sekretär, mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, und, als dieser vor Prag geblieben war, in eben der Eigenschaft mit dem wegen seines Schnurrbarts und seiner persönlichen Tapferkeit damals überall bekannten alten Dessauer ins Feld. Er war Zeuge von Schlachten und Siegen, lernte das Soldatenleben genau kennen; und was ist natürlicher, als daß einer Einbildungskraft, wie die seinige, dergleichen

*) Die Redaction des Mgbl. konnte kein Gewicht auf die nachgesagte Sage des Einsenders K. l. legen wollen; denn sie wußte aus Voß „Mildere Barbarsinn, wie Tirtäos" aus Kretschmanns „Aesop. Tyrtäus und Anakreon," aus Gleims gedrucktem und noch ungedrucktem Briefwechsel u. s. w. zu bestimmt, daß kein Anderer, als Gleim Verfasser der preußischen Kriegs-Lieder sey. Nur, damit jene falsche noch immer unverscheuchende Sage durch Einen von Gleims noch lebenden anerkannten Vertrauten, „des Freundes Freund und Rächer" gründlich widerlegt und vernichtet würde,

„denn es rauscht des falschen Eifers Flügel
„Auch um stille Todtenhügel"

rückte sie den Aufsatz des Zweifelers ein, und ihr nach den Worten ihrer Note nicht zu verkennender Zweck ist durch den edeln Jacobi schön erreicht. Dennoch glaubt sie Hrn. K. l. auffordern zu müssen, (wie hiermit geschieht), daß er die Quelle, aus welcher er seine vermeintliche Berichtigung schöpfte, noch angeben soll.

Red. d. Mgbl.

Jugend-Eindrücke noch im spätern Alter vorschwebten? Auch blieb ihm für die Soldaten eine gewisse Vorliebe, die er durch kleine Geschenke, durch freundliche Bewirthung, durch die Art, mit und von ihnen zu sprechen, bey verschiednen Gelegenheiten bewies.

Nun begann der siebenjährige Krieg. Welch ein Stoff zur Begeisterung für einen so enthusiastischen Verehrer des Königes und einen so feurigen Patrioten! Gleim hatte ohnehin den Grundsatz, daß ein Dichter die großen Begebenheiten seiner Zeit benutzen, und durch Aufmunterung oder Warnung mitwirken sollte. Keine Begebenheit konnte ihm näher am Herzen liegen, als diese. Voll von den Wundern, die einst Tyrtäus verrichtete, fing er an, Lieder zu singen für die Krieger seines Friedrichs. Sollten sie von diesen wirklich gesungen werden; so kam alles darauf an, den rechten Ton zu treffen, und hierzu fand er kein besseres Mittel, als daß er sich in die Lage, Denkungs- und Empfindungsart eines gemeinen Grenadiers versetzte, und dessen Person annahm, welches übrigens seinen Gesängen höheres Interesse gab. Ausserdem mußte der Dichter sich so verborgen halten, als möglich, um bey dem Anrücken der Feinde vor Mißhandlungen sicher zu seyn. Bekannt ist es, daß die Lieder anfänglich einzeln erschienen. Nachher wurden sie, nicht von Gleim, sondern von Lessing gesammelt, welcher auch die Vorrede dazu schrieb. *) Gleim erzählte mir, halb unwillig und halb lächelnd, daß Lessing, wegen seines verschiedenen politischen Glaubens, ihm bey der Herausgabe einen kleinen Streich gespielt, und in dem Liede: An die Kaiserinn Königinn, da wo es heißen sollte: „Bitte Frieden nun!" das Mildere: Biete untergeschoben hätte.

Für Gleims Freunde war das, was er Andern verschweigen mußte, kein Geheimniß; ihnen sandt' er, sobald ein Kriegslied vollendet war, dasselbe zu. In der Körteschen Sammlung stehen drey Briefe von Sulzer, und einer von Salomon Geßner an Gleim, und zwar von den Jahren 1757, 58 und 59, worin ihm für jene Lieder gedankt wird **). Hätte der Ungenannte diese Briefe gelesen; so müßten sie allein ihn von dem Ungrunde seiner, mit so vieler Zuversicht gegebnen, literarischen Notiz überzeugt haben.

*) Darum sagt Gleim, in einem Briefe an Heinse, von 1778: „Er (der Sänger der neuen Kriegslieder) wird sich freuen, daß einer ist, wie Kleist und Lessing, welche die alten Kriegslieder sammelten ꝛc.," und gleich darauf: „Schade, daß Lessing nicht die Zeit hat, die neuen Lieder zu sammeln."

Briefe zwischen Gleim, W. Heinse, J. v Müller ꝛc. herausgegeben von W. Körte. Erster Band, S. 386. f.

**) Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner, aus Gleims literarischem Nachlasse ꝛc. S. 283, 294, 310, 315.

Zu den, die Entstehung der Kriegslieder betreffenden, Anekdoten gehört noch, daß Gleim mehrere Briefe gemeiner Soldaten, die sich bey der Armee befanden, an ihre Weiber oder sonstigen Angehörigen in Halberstadt zu erhalten suchte, um daraus kleinere Umstände zu entlehnen. So entstand der Anfang des Siegesliedes nach der Schlacht bey Lowositz:

„Gott donnerte, da floh der Feind!"

So die herrliche Stelle in dem nach der Schlacht bey Lissa:

„Welch hoher wunderbarer Glanz,
Uns allen wunderbar,
Erhellte da die Gegend ganz,
Wo der Gejaidte war!" u. s. w.

Es hatten nämlich viele geglaubt, über dem Könige plötzlich einen außerordentlich hellen Stern wahrzunehmen, und bey diesem Anblicke sich muthiger gefühlt.

Daß die spätern Kriegslieder den frühern nicht gleich kamen, soll doch wol nichts beweisen? Der Dichter war, seitdem er: Krieg ist mein Lied! gesungen hatte *), um zwanzig Jahre älter geworden. Auch war der Baierische Successionskrieg für die preussischen Staaten nicht so wichtig, wie der siebenjährige; daher weniger Enthusiasmus sowol bey der Armee, als unter den Bürgern. Kein Haupttreffen wurde geliefert, kein Sieg erkämpft. Und doch wird derjenige, der über Dichterwerke zu urtheilen befugt ist, in den letztern Gesängen den Verfasser der erstern wiederfinden.

Endlich müßte es gar sonderbar zugegangen seyn, daß die nicht von Gleim gedichteten Kriegslieder ihm, gleich bey ihrer Erscheinung, von seinen nahen und entfernten Freunden einmüthig wären zugeschrieben worden, und der vertrauteste unter seinen Vertrauten, der wackere Kleist sie, als von Gleim, an Salomon Geßner gesandt hätte; daß nach dem Kriege, weder in Halberstadt noch in der ganzen preussischen Monarchie, noch an irgend einem gebildeten Orte in Deutschland, nur ein Zweifel über den wahren Verfasser derselben entstanden wäre **). Gleim also blieb über funfzig Jahre lang, von 1756 bis zum 5ten December 1809, von welchem der Ungenannte seinen Aufsatz datirt, im ruhigen Besitze der ältern Kriegslieder; und nun wird auf einmal ein gewisser Preßler von Bamberg aus funfzigjähriger Dunkelheit ans Licht gerufen, eine ziemlich verworrene Geschichte von ihm erzählt, und er als der Sänger von Liedern aufgestellt, die, wenn nicht deutscher Geist völlig untergeht, fortleben werden mit den Siegen Friedrichs!

*) Bey Eröffnung des Feldzuges, 1756.

**) Ehe das Halberstädtische Bataillon in den baierischen Krieg zog, brachte es dem alten Grenadier Gleim eine feyerliche Nachtmusik, und bey seiner Beerdigung folgte das Offizier-Korps der Leiche.

Wenn es sich nicht erklären läßt, wie man Gleim, bis nach seinem Tode, fälschlich für den Verfasser der Kriegslieder sollte gehalten haben; so ist es eben so unerklärbar, daß, wenn sie von dem Bamberger herrührten, dieses nicht eher wäre entdeckt worden. Noch dazu kannte ihn Kleist, um dessentwillen er in den Kerker geriet. Und doch ward sein Name nie gehört! — Wenigstens hätte der Ungenannte anzeigen sollen, woher er seine Nachrichten hat. Den Buchstaben Kl., womit er unterzeichnet, wird man ja nicht auf ihr bloßes Wort glauben! Und wem kann man so glauben, wenn es zugleich auf den Ruhm eines der ersten Schriftsteller der Nation, und auf den ehrlichen Namen eines allgemein geachteten, bereits im Grabe ruhenden Mannes ankommt? Da will die Sache bewiesen, streng bewiesen seyn!

Der gute Gleim! dessen ganze Seele sich erheiterte, wenn wir zuweilen eins seiner Kriegslieder sangen, und er mit einstimmte; den aber — ich fordre alle seine noch lebenden Bekannten zu Zeugen auf — ein fremdes Meisterwerk nicht weniger glücklich machte, als sein eignes! Wären die Lieder nicht von ihm gewesen; er hätte mit seiner, in dergleichen Fällen oft bewiesenen, rastlosen Thätigkeit den verborgenen Verfasser ausgekundschaftet, und ihm brüderlich die Hand gereicht!

Freyburg, den 17 März 1810.

J. G. Jacobi.

An Egoist.

Hätte dein Autorwesen
Neider geweckt? — Laß seyn!
Wenn sie dein Lustspiel lesen,
Schlafen sie wieder ein.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Strasburg, 19 März.

Jetzt bestimmt ein im Druck erschienenes Programm die Feyerlichkeiten zum glänzenden Empfange Ihrer Majestät der Kaiserinn Königinn Marie Louise von Oestreich in dieser ersten Gränzstadt Frankreichs. — Auf den Glacis und den Plätzen vom Stadtthore zum Pallaste paradirt die gesammte Infanterie der Garnison; die Kavallerie und eine Abtheilung der Ehrenwache zu Pferde zieht der Monarchinn zur Begleitung entgegen. Zum Empfange begibt sich der Präfect Hr. Lezai Marnesia (da nun letzterdings Hr. Shee an seinen Posten als Senator nach Paris abgerufen worden ist) an die Gränze des Departements, und an die Gränze des Stadtbezirks, das Munizipal-Korps, woselbst sich auch die verschiedenen andern öffentlichen Behörden im Kostume vereinigen; bey Desaix Monumente ist den Zöglingen des Lyceum ihre Stelle angewiesen. Die Anrede des Maires erfolgt bey dem diesseits der Rheinbrücke errichteten Triumphbogen. (Die heretiche Rheinbrücke ziert eine große Anzahl hoher Tannen, längshin eine Allee bildend.) — Den Augenblick der Ankunft verkündet das Geläute aller Glocken und der Donner der Kanonen. In den Straßen vom Thore bis zum Pallaste sind die Einwohner eingeladen, ihre Häuser mit Blumen-Guirlanden und Tapeten auszuschmücken. Abends wird die ganze Stadt erleuchtet. Die Beleuchtung des Münsters wird vollständig bis zur äußersten Spitze des Thurmes seyn, gewiß immer der außerordentlichste Anblick, der bey einer solchen Gelegenheit gewährt werden kann. Dem Pallaste gegenüber, jenseits des Flusses, soll in Lampenfeuer ein allegorischer Allianz-Bogen des Rheins und der Donau glänzen. — Einen äußerst interessanten Anblick verspricht auf den folgenden Tag die Gesammtheit aller verschiedenen Handwerker, mit Inbegriff der Schiffer, Fischer, Gärtner, Kunstgärtner u. s. w., welche in gewähltem Kostume mit ihren Attributen, und jedes mit eigenen Kunst- oder Fleißproben, über die Terrasse des kaiserl. Pallastes vor der Monarchinn vorüberziehen wird; hier und da werden die Reihen durch Gruppen wohlgekleideter Mädchen untermischt seyn. Den Zug schließt eine Anzahl Bauern zu Fuß und zu Pferde, und auf Bauerwagen, aus dem sogenannten Kochersberg, einem der blühendsten Theile des Elsasses, dessen Bewohner sich eben so als ein schöner Menschenschlag, wie durch Fleiß und Wohlhabenheit, und dabey durch Eigenthümlichkeit in Sitten und Kostume auszeichnen; letzteres ist bey feyerlichen Gelegenheiten: zu schwarzen Beinkleidern ein rothes Kamisol mit einem ebenfalls rothen, feinern oder gröbern Tuchrocke, oder vielmehr größern Oberkamisol, von ihnen wullen (wollen) Hemd genannt, mit Weglassung des sonst darüber angezogenen Leinenkittels. Auch die weibliche Kleidung ist höchst ausgezeichnet und so kostbar, daß ein vollständiger Anzug wol eine Auslage von ungefähr 300 Franken erfordert. — Die Truppen werden (vermuthlich in der Ruprechts-Au) bewirthet; auch die Offiziere werden zu einem Bankete vereinigt. — Am Abend ist Freytheater, wo aber besondere Plätze sowol für eine Anzahl Militärs, als für die Handwerker und Landleute, welche dem Zuge beygewohnt hatten, vorbehalten werden soll. — Zum Andenken dieser feyerlichen Begebenheit läßt die Stadt eine größere und eine kleinere Schaumünze prägen. Erstere wird, wie es heißt, auf der einen Seite das Bildniß des Kaisers und der Kaiserinn mit den Namen, auf der Kehrseite das Münster mit einer die Epoche bezeichnenden Inschrift; die kleinere auf der einen Seite die Namen ohne das Bildniß, auf der Kehrseite ebenfalls das Münster darstellen. — Am Tage vor der Ankunft wird eine beträchtliche Geldunterstützung aus der Stadtkasse unter die Armen vertheilt.

Außer den durch dieses Programm angezeigten Festlichkeiten soll auch, wie es heißt, im kaiserlichen Pallaste ein ausgesuchtes Konzert stattfinden; und während Aufführung einer für die Gelegenheit komponirten Kantate, eine Anzahl junger Mädchen von den angesehensten Familien Blumensträuße als Huldigung darbringen. — Auch nimmt man in dem Hotel der Präfectur fortdauernde Anstalten zu einem glänzenden Feste wahr.

Seit Kurzem besitzen wir hier Hrn. Chladni, hauptsächlich berühmt durch seine glücklichen Untersuchungen und Entdeckungen in der Akustik. Sein schon vor mehrern Jahren über diese Wissenschaft in deutscher Sprache erschienenes Werk ist bekannt; er hat nun unlängst während seines Aufenthalts in Paris eine ganz umgearbeitete und durch viele neue Wahrnehmungen, das Resultat fortgesetzter Forschungen, bereicherte französische Ausgabe davon veranstaltet, die aber wol als ein neues Werk angesehen werden dürfte. Wir hoffen nach der Durchreise der Kaiserinn von Hrn. Chladni mit einer Ausstellung seines Clavicylinders, dessen Erscheinung den Beyfall aller Sachkundigen in Paris in so hohem Grade erwarb, erfreut zu werden. Es ist auch hinlänglich bekannt, daß Kaiser Napoleon Hrn. Chladni ansehnlich beschenkte.

Nro. 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. März, 1810.

— Ein Souverain der Zeit
Und ein Despote der Vergnügen
Kann nach Belieben lang und breit
Und ungeneckt im Bette liegen.

v. Goeckingk.

Das Bett.

Libero lectulo nihil jucundius.

Cicero.

Ich lag im Bette und konnte nicht schlafen. Man denkt dann gewöhnlich an — Allerley. Ich dachte an den versprochenen Aufsatz ins Morgenblatt und an ein Thema dazu, das nicht schon abgenutzt wäre. Daß oft das nächste das beste sey, fand ich zu meiner Freude auch hier bewährt; denn mein enges Bett selbst gab mir einen weiten Spielraum zu Betrachtungen aller Art, so tragikomisch, als vielleicht kein Schlafloser je noch angestellt hat. Möchten sie, hier eingerückt, diese liebe Zeitschrift doch Einmal wenigstens vor dem gegründeten Vorwurfe sichern, daß sie, selbst im Bette gelesen, noch nie die mindeste schlafbringende Kraft bewiesen habe!

O welch ein wichtiges Plätzchen ist das Bett! Der kleine Raum, in dem (in der Regel) unser Daseyn beginnt und endigt — bald ein Elysium, bald eine Folterbank — der Thron süßer Ruhe in mancher Hütte, ein Dornenlager in manchem Pallaste!

Vom elastischen Himmelbette des Monarchen, geschmückt mit sammetner goldgestickter Draperie — von Doktor Grahams zu London elektrisch-magnetischem Verjüngungsbette bis herab zum harten Strohsacke des Bettlers — welche zahllose Abstufungen, welche Verschiedenheit im Aeußern und Innern, sowol der Schlafstätte selbst, als aller derer, die darin oder darauf liegen!

Wenn manches uralte Familienbett reden könnte, welche Geheimnisse würde man da nicht oft erfahren! Wie unterhaltend müßte es nicht seyn, wenn es uns erzählte, wie es, bald als Brant- bald als Wochenbett decorirt, diesen und jenen einst berühmten Junlieger, der im kalten Erdenschoße längst schlummert, in seinem warmen Schoße freudig erzeugt und schmerzlich geboren werden sah; wie es in den längern Epochen seines Ehebettstandes nicht immer ächter Eintracht und Treue, sondern oft auch des unzweydeutigsten Gegentheils stets verschwiegener Zeuge gewesen: endlich aber einem der Bettgenossen nach dem andern zum wieder einschläfrigen qualvollen Siechbette, zum erlösenden Sterbebette geworden sey! Wie würde man nicht oft staunen, wenn man hörte, daß mancher die Hauptrollen seines irdischen Lust- und Trauerspiels (theils ganz ohne Zuschauer, theils nur vor wenigen) unendlich besser oder schlechter gespielt habe, als man glaubte! Ich fürchte indessen sehr, daß, im Punkte der Hymenäen, der immer tiefere Verfall altdeutscher Züchtigkeit und Manneskraft *) auch hierdurch uns noch viel anschaulicher, und was des Lebens letzten Akt betrifft, die Glaubwürdigkeit der Leichenreden, die ihn gewöhnlich als meisterhaft aufgeführt zu lobpreisen pflegen, immer noch verdächtiger werden möchte.

Was am und im Bette über das Bett sich denken läßt, davon könnte man wahrlich! ein Buch schreiben das

*) Sera juvenum Venus, eoque inexhausta pubertas. Taciti Germania cap. 20.

mehr Kapitel vielleicht, als manches Bett Federn enthielte! Ein wahres Wunder ist's, daß von den Myriaden allzeit fertiger Schreibefedern an diesem so reichhaltigen Thema nicht einige hundert schon abgestumpft worden sind. Ich begnüge mich, einige Hauptkapitel hier nur zu betreten, die Ausführung aber einem andern zu überlassen, der sich ein Bett damit zu verdienen etwa nöthig haben sollte. Ohne gelehrte Mitarbeiter aus allen Fächern wage es jedoch keiner, denn fast jede Wissenschaft wird, wie ich sogleich beweisen werde, ihr Kontingent dazu liefern müssen.

Das erste Kapitel, mit dem Motto: Wer sich gut bettet, der schläft gut, müßte zu Nutz und Frommen aller jungen Mädchen, deren Mutter dies nie gewußt oder doch im Getummel der Bälle, der Thee- und Spielgesellschaften längst vergessen haben, den bewährtesten Unterricht, gute Betten zu machen, wiederholen, und am Schlusse würde allen jungen Männern, wenn sie sich, wo nicht auf Rosen, doch wenigstens nicht offenbar auf Dornen betten wollen, wohlmeynend zu rathen seyn, selbst der Grazien keine zur Bettkonsortinn sich zu wählen, ohne sie über das höchstwichtige Bettkapitel (doch in allen Ehren, versteht sich) vorher recht gründlich katechisirt zu haben. Denn gewiß weiß es manches sonst überkluge Gänschen noch nicht, daß nach der Berechnung der leider! längst nicht mehr gelesenen klugen Hausmutter zu einem Bette von 50 Pfund Federn 200 Gänse gehören. Sind doch vielen Stadtdamen sogar die eigentliche specifische Differenz zwischen Ober- und Unterbetten, Pfühlen und Kissen eher nicht recht anschaulich werden, als bis sie (ähnlich den Wilden, die, daß es wieder Abend wird, vergessend, am Morgen lustig ihr Bett verkaufen) von ungalanten Gläubigern gedrängt, den entbehrlichsten Theil dieses Hausgeräthes desto seiner unterscheidenden Wucherern — wenigstens verpfänden müssen.

Kap. 2. Vom Brautbette, Ehebette. S. oben.
Auffallende Veränderungen am Thermometer — der Liebe.

Kap. 3. Von Kindbetten und deren mancherley Folgen.
Sehr gemischten Inhalts, also nicht blos medizinisch.

Kap. 4. Von Lotterbetten (Sophas, Bergeren u. dgl.)
Könnte allenfalls auch vor Kapitel 3 abgehandelt werden. Gewisse Sophas würden (à la Crebillon) redend einzuführen seyn.

Kap. 5. Von Gastbetten, z. B. dem jenes Riesen, in welches jeder Gast passen mußte, er mochte lang oder kurz seyn, weil er im erstern Falle gekürzt, im letztern gestreckt wurde. Hier und da soll es ähnliche gefährliche Lagen noch geben.

Kap. 6. Vom Kranken- und Todtenbette.
Medizinisch, moralisch, theologisch!

Kap. 7. Von Feldbetten, Hangebetten der Matrosen, und — dem Bette der Ehren. Letzteres gewöhnlich sehr unsanft. Militärisch, politisch, philosophisch.

Kap. 8. Vom Paradebette (Castrum doloris) dem Finale aller fürstlichen Parade, nebst einem philosophischen Anhange.

Kap. 9. Vom Bettsprunge der Alten, von den Vermählungen der Großen par procuration, mit dazwischen gelegtem bloßem Schwerte. — Antiquarisch, historisch und — erzpolitisch.

Kap. 10. Von figürlichen Betten, dem Bette des Hirsches, dem Fluß- und Flutbette.
Weidmännisch, hydrotechnisch.

Kap. 11. Von fabelhaften Betten, z. B. dem Riesenbette der Königinn Saba, dem berühmten dreyschläfrigen des Grafen von Gleichen.

Kap. 12. Von nächtlichen Erscheinungen und Träumen.
Dürften, mit Freund Wözels Erlaubniß, in ein Kapitel gehören.
Tief psychologisch, auch sehr romantisch.

Kap. 13. Von den Gartenpredigten.
Ein sehr langes und wahrscheinlich auch, wie die Sache selbst, sehr langweiliges Kapitel.

Kap. 14. Ueber den Unterschied der den schen Phrasen: Im und zu Bette liegen. (Franzosen liegen, gesund wie krank, immer blos au lit!)
Ueber den desto kräftigern französischen Ausdruck: enfans du premier, du second lit. (Aus erster, zweyter Ehe).
Ueber die Redensarten: Das Bett hüten müssen, einen zu Bette bringen, auf dem Bette sterben.
Sehr gründlich philologisch!

Kap. 15. Ob Executanten befugt sind, den Auszupfändenden das Bett zuerst wegzunehmen?
Eine sehr gemeinnützige juristische Untersuchung.

Kap. 16. Ueber Hagedorns zwar schlecht gereimte, aber doch oft als richtig erprobte Behauptung:

„Man schläft, wenn anders noch das Sprichwort gelten soll,
„Auf welchen Betten hart, auf harten Betten wohl."

Auch wer die wol seyn mögen, von denen Gellert sagte:

Sie winden sich auf ihren weichen Betten? Ueber der Lady Macbeth Furchtbares: Zu Bette! zu Bette! zu Bette!

Kap. 17. Katalog der neuesten Schriften, die im Bette zu lesen sind, um das baldige Einschlafen zu befördern. Ein sehr wichtiger Beytrag zur Literatur-Geschichte.

Kap. 18. Sprichwörter, z. B.

Etre au lit et ne pas dormir,
Attendre et ne pas venir,
Etre blamé pour bien servir,
Sont trois choses pour faire mourir.

Item: Mancher macht sich ein Bett, damit ein anderer sich hinein lege, oder zu Latein: Sic vos non vobis nidificatis aves, als Ausnahme von oben schon gebrauchtem Motto: Wer sich gut bettet, der schläft gut.

Item: Ein gut Gewissen ist ein sanftes Kopfkissen. Bey letzterm rathe ich vorzüglich, den ehrlichen Guido Panciollus de rebus deperditis zu allegiren.

Doch auf Abschlag Stoff nun genug zu einem ganz artigen Bändchen! Die Zeit ruckt heran, wo, wie Altvater Opitz sagt:

Die große, schöne, weite Welt
Schläfrig in die Bette fällt.

Auch ich fühle einen unwiderstehlichen Beruf hierzu, wünsche dem ehrsamen Leser gute Nacht und gehe nun, des Schreibens müde, zu Bette.

L. v. Wildungen.

Jean Paul.

Leicht weiß er Scherz dem Stoff abzugewinnen,
Doch wunderbar fügt sich der Ernst hinzu;
Und wieder läßt der Scherz ihm keine Ruh,
Treibt ihn der tiefe Geist, auf Ernst zu sinnen.

Spricht glühend das Gefühl aus seiner Brust,
Tritt licht und klar doch der Verstand dazwischen;
Mit Nüchternheit muß sich der Wahnsinn mischen,
Das Wachen schwimmen in des Traumes Lust.

Die Harmonie aus schweren Dissonanzen,
Die Würde hebt er aus der Frucht hervor;
Im Einzelnen kommt er dir spanisch vor,
Doch englisch, himmlisch naht er dir im Ganzen.

Chr. Schreiber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris.

Das Geschäft, wegen dessen der berühmte Orientalist, Hr. von Hammer, in Paris sich aufhielt, nämlich die Reklamation jener orientalischen Handschriften der Wiener Bibliothek, welche die Pariser schon besaß, ist glücklich beendigt, und da es keiner offiziellen Verwendung dabey bedurfte, auch die neuern Verhältnisse der beyden Kaiserhöfe erst nach Beendigung desselben eintraten, so muß dieses Ereigniß dem Freunde der Wissenschaften um so erfreulicher seyn, als es blos das Resultat der Billigkeit und Gerechtigkeit des die Wissenschaften und Künste in jedem Zweige ehrenden Ministers, und des edeln S. de Sacy ist, denen keine Bemühungen, um irgend etwas Gutes zu erreichen, zu groß sind. — Einen schönen Beleg der Kultur unsrer Zeit gewährt uns dieses Ereigniß, da es hinlänglich beweiset, daß die französische Regierung nur so weit die Schätze der Künste und Wissenschaften besitzen will, als sie ihr nützlich werden können, und das Uebrige gern andern zur Benutzung überläßt.

Im Journal de Paris steht eine sehr bittere Kritik über den Atlas, den Hr. Malte-Brun zum 11ten Bande seiner Geographie herausgegeben hat, und dessen Anfertigung ihm von dem Vers. einer Anzeige des Werks äußerst lobend zugeschrieben wurde. — Es wird darin behauptet, daß alle die im Atlas befindlichen Karten durchaus nichts weiter sind, als Kopien von ältern Karten ohne alle Kritik und ohne Rücksicht auf die neuern Berichtigungen eines Ptenrien, Humboldt u. s. w. — Die Karten der alten Welt sind aber ganz nach der Karte der Vossischen Iliade, nach den Gosselinschen und Kochschen (Tabl. des révolutions de l'Europe, T. I.) kopirt. Auch wird ihm Unwissenheit in der griechischen Sprache, welche er doch gründlich zu kennen affectire, vorgeworfen.

Hr. Parmentier hat dem Kaiser von Traubensyrop bereitetes Eis überreichen lassen, welches dem aus dem feinsten Zucker bereiteten nichts nachgibt. Er lebt der Hoffnung, daß, selbst wenn die Einfuhr der Kolonialwaaren ganz frey seyn wird, doch der Traubensyrop in der Wirthschaft den Vorzug behalten werde. Nach seinem Vorschlage hat Hr. Privat der Aeltere, Maire von Meze im Departement Herault, bereits eine große Fabrik angelegt, welche einen doppelten Syrop, sauern und süßen, in großer Vollkommenheit bereitet. — Der erstere weicht in nichts dem mit Zucker bereiteten. — Bald, sagt er, wird Frankreich nicht allein sich selbst, sondern auch den Norden, die Schweiz und die rheinischen Bundesstaaten jährlich mit Traubensyrop versorgen.

Auf Korsika wird mit Erfolg Thee gebaut. — China zog jährlich 34 Millionen Franken aus Europa für dies Produkt.

München, 18 März.

Sonntag Abend. Die Kaiserinn hatte die Reise von Braunau bis hieher, ungeachtet der schlechten Witterung und Wege, in einem Tage zurückgelegt, und kam sehr ermüdet hier an, speiste auch Abends in ihren Zimmern, nur in Gesellschaft der Königinn von Neapel und des Großbotschafters. In Braunau war am Abend nach der Uebergabe noch Ball gewesen, auf dem sie, wie man sagt, lange getanzt hat. — In Alt-Oetting frühstückte sie, und hörte in der berühmten Kapelle der Maria daselbst die Messe.

Heute um 11 Uhr drängte sich das Publikum nach der Hofkapelle, in der Hoffnung, sie während der Messe dort zu sehen; doch sie erschien nicht, und hatte ihre Andacht in einer Kapelle neben ihrem Appartement verrichtet, zu Mittag aber wieder auf ihren Zimmern gespeist.

Vor 2 Uhr schon bäuften sich die Besitzer von Billets für das Parterre vor dem Theater, und als es um 4 Uhr geöffnet wurde, war es kaum möglich, sich hindurchzuarbeiten. Wir saßen und standen, drückten und schoben uns bereits zwey Stunden, und es kam erst die Zeit, wo der Hof zur Tafel ging, an der auch die Kaiserinn, und, wie ich höre, sehr heiter Theil nahm. Ueberhaupt hatte sie mit der Erholung von der Reise in dem liebenswürdigen Zirkel der königl. Familie ihre volle Munterkeit sehr schnell wieder gefunden. — Nach 7 Uhr wurde es interessant im Theater; die Logen, in einer Beleuchtung von Wachskerzen, welche das Auge blendete, füllten sich mit einem mehrfachen Kranze schöngeschmückter

Damen, welche mit ihren Begleitern, den angesehensten Einwohnern der Residenz im größten Kostume auch hier ein Ensemble bildeten, das einer großen Kaiserinn würdig war; — und als der neue in Paris gemachte Lüstre von Glas, der von großem Umfange und trefflicher Arbeit ist, sich herabließ, und seinen Glanz über das schon so hell beleuchtete Theater ausstrahlte, floß eine mehr als sonnenhelle Klarheit über die Versammlung. Zwischen 8 und 9 Uhr erschien der Hof; der König und die Kaiserinn, nebst den Königinnen von Baiern und Neapel nahmen die Mittelloge ein. Auf das Zeichen ihrer Ankunft hatte sich die ganze Versammlung erhoben, um sie zu begrüßen, und als sie an der Hand des Königes, strahlend in dem kaiserl. Schmucke der Juwelen, und noch höher in dem weiblichen der Anmuth, in die magische Beleuchtung der Loge eintrat, brach ein lautes — mehr Freudengeschrey als Vivatrufen aus, das immer wieder von neuem begann, und gar nicht enden wollte. Es zeigte sich auch hier deutlich, was ich schon gestern bemerkte, daß die Sanftmuth ihrer holdseligen Mienen und ihres Wesens wie mit einem Zauberstabe auf alle Gemüther wirkte. Dieser begeisterte Jubel einer ungeheuchelten Huldigung, und die Bemerkungen, mit welchem nun jeder nach Stillung des Rufens und Händeklatschens seinen Empfindungen Luft machte, feyerten einstimmig den Triumph weiblicher Schönheit, der mit der Hoheit auch die Anmuth zur Seite steht. Niemand war darüber, und über seinen erhabenen Gast mehr erfreut, als unser innigvereheter König.

In dem Zwischenakte war es ein interessantes Schauspiel, vor dem jedes andre versank, die Monarchinnen, alle drey von den Huldgöttinnen geliebt, und angethan mit dem Höchsten, was moderner Geschmack und Pracht erreichen können, in der Umleuchtung der Spiegelloge nebeneinander stehen zu sehen. — Die Kaiserinn trug das Bild ihres Gemahls, das in den wundersamsten Edelsteinen strahlte, auf der Brust, so wie ein rosenfarbiges Kleid, das mit Brillanten und Silber durchwirkt war; und aus den Diademen, welche ihr und ihrer Nachbarinnen Stirnen umgaben, ergossen zahllose Juwelen in lieblicher Vermischung ein immerwechselndes Farbenmeer.

Es war italienische Oper, und man gab den Achilles. Das Stück ging mit der ganzen Gewalt über die Bühne, welche die Musik eines Pair in der vollendeten Ausführung unsers unerreichbaren Orchesters, der Pomp und Geschmack der Dekorationen, so wie Spiel und Gesang des noch immer jugendlichen Brizzi einer Oper geben können.

Gleich nach dem Anfange des zweyten Aktes brach die Kaiserinn auf, und verließ unter demselben Freudenrufe, der sie empfangen, jetzt das Theater.

Montags am Morgen 7½ Uhr. Eben beginnt das Geläute mit allen Glocken von neuem, und die Kaiserinn tritt ihre Reise — heute bis nach Ulm, unter denselben Ehrenbezeugungen an, unter denen sie vorgestern ihren Einzug hielt. Möge das Andenken an uns stets als eine heitere Erinnerung in ihrer Vergangenheit stehen; alle Herzen und Wünsche folgen ihr auf die verhängnißvolle und segensreiche Bahn!

Anmerk. Die Musen haben sich bey Anwesenheit der Kaiserinn auch vernehmen lassen. Man verkauft hier „von einem Weltgeistlichen" Lieder, zur Feyer der Neuvermählten u. s. w. — im Lenzmonde (?) die freylich keinen großen poetischen Werth haben; aber in guter Absicht gedichtet wurden. Die besten Stellen sind noch:

Lieb hin! sey glücklich! Nassen Blicks
Sehn wir dir segnend nach:
Dort sey die Förd'rinn unsers Glücks,
Für Deutschlands Glück sey wach.

Dann singen wir stets inniger
Heil unsrer Kaiserinn!
Groß mit dem Großen, — mild und hehr
Ist sie Beglückerinn.

Auf des Krieges Blutvergießen
Sehen wir schöne Bande schließen;
Kaiser bieten sich die Hand,
Und Louise, voll von Güte,
Reich an anmuthvoller Blüthe,
Krönt mit Liebe das große Band.

Wien, 14 März.

Es sind bis jetzt bereits mehrere Bildnisse von der neuen Kaiserinn von Frankreich, Marie Louise, erschienen; aber kein einziges davon ist getroffen; die mehresten stellen die in ihrer schönsten Blüthe stehende Fürstinn zu alt vor, und geben nicht einmal einen Schatten von ihrer wahren Gestalt. Es ist nöthig, dieses öffentlich zu sagen, damit der Unkundige gewarnt werde, die liebenswürdige Kaiserinn Louise nicht nach diesen mißrathenen Bildnissen zu beurtheilen.

Man sprach stark davon, daß auf die Vermählung Louisens mit Napoleon eine eigne Denkmünze geprägt und ausgetheilt werden solle. Bis jetzt ist sie indeß noch nicht erschienen.

Unter den Gedichten, die bey Gelegenheit dieser Vermählung, in Bezug auf sie, erschienen sind, zeichnet sich das von Haschka durch mehrere gelungene Stellen aus. Ref. theilt davon die Schluß-Strophen mit:

Mit Glücke denn zeuch hin, o Napoleons
Vermählte Braut! zeuch hin nach Lutetien,
Das Er durch alle Schätze aller
Künste zum Haupte der Welt erhöhet!

Zeuch im Geleite jeglicher Tugend hin,
Die, Frau auf Frau, Dein Erzhaus mit Würde stets
Umleuchteten, der Frömmigkeit, des
Hochsinns, der Güte, der Zucht und Sitten!

Besteig' an Seinem Arm den erhabnen Thron,
Der seine Strahlen bis an der Erde Saum
Versendet, Du! des ältsten Abkunft,
Blume von Rudolfs und Lothars Urstamm!

Sey Mutter ganz den tausendmahl Tausenden,
So Dich bey diesem heiligen Namen bald
Begrüßen, und Dir Kindesliebe,
Ehrfurcht und Treue gelobet werden!

Und Deinem Herren, Deinem Gemahle sey
Ein deutsches Weib, stets offen das Herz, den Mund
Voll Freundlichkeit, geraden Wandels,
Zärtlich, verschwiegen, in Noth und Tod treu!

Gedier Ihm — Höre, Juno, der Völker Wunsch! —
Den Erben Seiner Kronen, bald einen Sohn,
Den Geist, die Kraft, das Glück des Vaters
Mit dem Gemüthe der Mutter einend!

Fahr' wohl, Du milder Strahl! und erhebe nun
In einem neuen Osten Dein funkelnd Haupt,
Als Morgenstern, den Tag der Ruhe
Frankreich, Europen, der Welt verkündend!

Berichtigung.

Nro. 66. S. 262. Sp. 2 st. avec l. avere.

Extra-Beylage
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände.

1810. Nro. 4.

Die französische Kunst-Ausstellung in Rom, vom Jahre 1809.

(Beschluß.)

21. Jacob arrivant en Mesopotamie; Heim, pensionnaire. Lebensgroßes Bild. Der Künstler hat die schönen Züge der Geschichte, die so fruchtbar für mahlerische Darstellung sind, das Tränken der Schafe, die reizende Scene des Vorgrundes gänzlich vernachlässigt. Was er dafür widergegeben, ist folgendes:

Jakob im fliegenden Gewande, den Bündel an dem Stabe tragend, tritt rasch in das Bild. Er, die Hauptfigur, wird ganz von hinten gesehen. Ihm zur Linken ruht und steht ein Trupp Hirten und Frauen; sie sind entweder unthätig oder deuten auf die Rebekka hin, welche in mäßiger Entfernung mitten in ihrer Schaf- und Widderheerde herankommt.

Dies hat er sich eigen ausgedacht. Sie hat den Fremden schon gesehen, tritt neugierig vorwärts gebogen ein, und ist dabey wie in einer Verbeugung begriffen; die Arme gehen ihr daher etwas zurück und liegen am Gewande. Gewiß muß man diese Art die Gegenstände zu fassen mehr nationell modern als natürlich und würdig nennen.

Sehr zu tadeln ist auch in der Komposition, daß ein ganzer Haufen von Menschen, die Hirten, entweder gar nichts thun oder dasselbe: wäre es Mittag, lägen sie in der Schwüle sömmerlich ruhend; drückten sie überhaupt nur in etwas ihr Wesen aus, so möchte es hingehen. Es sind Hirten ohne Heerden, nur ein Hund sitzt bey ihnen; aber auch der ist der Fremdlinge gewöhnt, er läßt sich in seiner Zufriedenheit nicht stören, er bellt nicht einmal oder bemerkt den Kommenden.

Und wie sind sie gruppirt! Der vordere, welcher einem Blödsinnigen gleich sieht, steht matt auf dem Stabe gelehnt, ein anderer ruht und hat die Beine ins Unmögliche verdreht, der dritte liegt gar auf dem Bauche und streckt den Kopf herum; dann sieht man zwey Frauen, von denen die eine zärtlich gesellig die Hand über die Schulter der andern fallen läßt; sind sie aber Schwestern, so sind sie wenigstens keine Zwillinge, denn die vordere, die einen sehr häßlichen Krug hält, ist bereits hoch über das Alter jugendlicher Zutraulichkeit hinaus.

Unzufrieden muß man, wie schon einzeln erwähnt, im Ganzen mit der Zeichnung seyn; sie ist besonders im Detail ohne Gefühl. Trotz dessen läßt sich nicht läugnen, daß der Mahler etwas von dem hat, was man Styl nennt, und dies ist, selbst verunstaltet, achtungswürdig; er kann indeß nicht über das Steinerne und Todte hinaus. Möge er seinen Geist für die Erfindung ordnen; möge er in der Zeichnung fest glauben, daß nur der ganz und sicher seyn könne, welcher gründlich ist. Er wäre zu bedauern, wenn sein Talent unter dem bliebe, was es zu leisten vermöchte.

Am unglücklichsten ist er in den Farben; hier muß er nothwendig etwas ganz Falsches suchen. Er liebt die blassen, kalten Töne, bringt sie mit braungrauen Falten und einem dunkeln Blaugrüne, welches überall herrscht, noch vollends ums Leben, stellt sie wüste nebeneinander, und macht endlich mit unmäßigen, gleichfalls dunkelblaugrünen, wie mit dem Zirkel streng abgeschnittenen Schlagschatten, jedes Auge sich entsetzen. An den ganz weissen staubigen Boden zieht die weisse Widderheerde, und ein Hund macht zwischen beiden einen grellen, schwarzen Fleck. So hat auch die obenerwähnte ältliche Frau ein ganz monotones trockenblaues Gewand, was so unterbricht, daß man es kaum tragen kann. Wäre das Bild nicht so ganz unbegreiflich kolorirt, es würde, trotz seiner Mängel, einen viel günstigern Eindruck machen.

Wir erwähnen nicht, daß die Schafheerde den patriarchalischen Reichthum mehr, als nöthig ist, ausdrückt; sie erfüllt in Schatten und Licht den größten Theil des höhern Vorgrundes und einen gewundenen herabführenden Bergweg, so daß nach einer mäßigen Berechnung sie aus ein zehentausend Stück bestehen möchte. Eben so wenig halten wir uns an die mißlungenen Bäume im Vordergrunde. Aber mit Lob müssen wir der hohen Landschaft gedenken, welche den Grund ausfüllt; diese ist nicht nur äußerst schicklich für das Ganze erdacht, indem sie die anmuthige Lage eines weiten Gehöftes darstellt, sondern auch in sehr gefälligen, klaren, architektonischen Linien und überhaupt mit Geist gut ausgeführt. Sie erinnert an den in großen Massen gehaltenen Styl des Poussins.

22. Sechs kolorirte Blätter nach den Logen von Rafael, van Meulemeester; sie sind von mäßiger Kupferstichgröße in Aquarellfarben gearbeitet.

Es ist hier unmöglich von diesem Werke zu reden, welches Rafaels ganzen Genius umfaßt, welches in jeder Rücksicht das lehrreichste bildendste Studium für den Künstler und Kenner ist, in welchem Rafael mehr als irgendwo die ganze Fülle seines reichen, natürlichen, unbefleckt edeln Geistes aufschließt, wiewol wir überzeugt sind, daß wenn irgend ein Ganzes der bildenden Kunst durch eine zergliedernde Beschreibung recht in seinem vollen Werthe könnte gespiegelt werden, so wäre es dieses, daß an dichterischer Größe und Lieblichkeit, an zweckmäßiger Klugheit in der Darstellung und an mahlerisch tiefem Verstande kaum seines gleichen hat.

Wir beschränken uns hier auf einiges Allgemeine über Kolorit und Praktik. Von dem Ganzen ist vieles durch Rafaels Schüler nach seinen Kartons ausgeführt. Alle Bilder befinden sich in der von vier Seiten aneinander wölbenden Biegung, welche ununterbrochen fortlaufende Hallen zuschließt; diese Hallen bilden eine offene Galerie nach dem Vatikan-Hofe hin; sie machen den Gang der zweyten Etage aus. Alle Bilder stehen also in einer bedeutenden Höhe und müssen weither gesehen werden können. Der große Meister wußte sich durch die Farbe besonders so sehr in diese schwierige Lage zu finden, so treffend und deutlich zu wirken, daß nicht nur von dem Galerieboden aus, sondern von dem Hofe, jedes leidlichgute Auge alles ohne Anstrengung zu erkennen weiß.

Wie er dieses erreicht hat, möchte man beynahe ein physisches Wunder nennen; er hat Töne aneinander gelegt, die nur eben zusammenbestehen können, die kaum ein wenig verändert eine klägliche Ausartung zeigen würden, und die doch höchst ganz und herrlich in der Wirkung sich durchgreifen. Vorzüglich aber hat er durch die einfache klare Vertheilung der Lichtmassen das Ganze wie in die Nähe gerückt, oder wie eine doppelte Helle darüber verbreitet.

Die Praktik ist so meisterhaft fertig, daß die Züge, der Ausdruck, der vor unserm Auge lebendig ist, nicht einmal recht existiren. Der Sinn, die Einbildungskraft werden aufs bindendste gezwungen, sie zu erschaffen. Ein Auge, das von unten leuchtet und spricht, besteht, in der Nähe betrachtet, nur aus ein Paar kühnen Strichen.

Diese Wahrheit hat für Beurtheilung unserer Kopien dem Künstler einigen Schaden gethan, aber mit Unrecht; es ist wirklich so im Originale, wie er es wiedergibt: auch sind die Farben höchst treu und lebendig, und wir können uns hier nicht der Bemerkung enthalten, daß fast alle niederländische Künstler (der erwähnte ist aus Brügge) noch das angeerbte lebhafte Gefühl für Kolorirung, wie ihre Vorfahren, besitzen.

Alle Logen-Bilder sollen nach diesen Verkleinerungen von dem Künstler in Kupfer gestochen werden. Wir können die Liebhaber im Voraus auf diese Erscheinung aufmerksam machen, welche, wenn der Meister die Geschicklichkeit, die er in mehrern Arbeiten mit dem Grabstichel bereits gezeigt hat, auch hier beweist, gewiß allgemein erfreulich seyn wird.

23. Figure d'étude; Guillemot, pensionnaire. Ein Knabe, lebensgroß, sitzt an einen Fels gelehnt und bläst eine Rohrflöte; hinter ihm ist, heruntergefallen, sein Strohhut; neben den Füßen steht ein Korb mit Blumen. Der Kopf, nach dem Leben gemacht, ist besonders natürlich und gut, auch warm und lebhaft kolorirt. Minder schön und etwas mager in den Umrissen sind Schenkel und Füße, auch wird die Carnation am Leibe etwas ungleich und fleckig.

24. Figure d'étude; Blondel, pensionnaire; Lebensgröße. Ein junger meist entkleideter Wandersmann, dem ein lebhaft gelbröthliches Gewand über den Leib fällt, sitzt, den Bündel vor sich niedergeworfen, an der Steineinfassung einer Quelle und wäscht sich die Füße. Die Erfindung, wie man sieht, ist zu ihrem Zwecke passend. Während der eine Fuß fest steht, ist der andere erhöht und gekrümmt, und biegt natürlich den Unterleib. So wird der Körper enthüllt und gewendet. In der Zeichnung ist sehr viel Vortreffliches. Die Nebendinge aber sind nicht gut geordnet und behandelt. Das Wasser ist nicht ganz klar, die überhängende Stecheiche sehr trocken und dunkel, und besonders der landschaftliche Hintergrund ganz ohne Erfindung; er rollt bey bezogenem Himmel in ungeheurer Weite, die mit Höhen schließt, eine einförmige grasgrüne Wiese auf.

25. Venus; de Carlis, königl. baierischer Pensionair. Beynahe armshohe Statue aus Marmor.

Wir wünschen diesem Kunstwerke, daß es recht bald bey der Toilette einer Dame prangen möge, wozu es sich vollkommen qualificirt. Es erreicht an Ausführung und Geist ganz den Werth der Aladasterfiguren, wie sie sich auf Kaufuhren zu finden pflegen. Auch hat ihm der Künstler bereits ein sauber schwarzlackirtes Gestell mit einem goldenen Perlenrande machen lassen, wobey er die ganze Simplicität seines Geschmackes gezeigt. Es ist ohne Prunk anspruchslos so hingemacht, und würde sich auf einem Kamin oder vor einer lebhaften Tapete gar schön ausnehmen.

Um aber bey Gelegenheit des Gestelles auch von der Figur zu reden, so würde unbillig seyn, ihr den gebührenden Ruhm vorzuenthalten. Wir wünschen daher, da alle gelungene Statuen dieser Göttinn bezeichnende Namen erhalten haben, als die mediceische, die kapitolinische, die Venus, die aus dem Bade steigt, daß man diese fortan die Venus nach überstandenem Streitfieber nennen möge. Sie schlägt die Arme kreuzweis über dem Busen zusammen, beugt den einen Fuß und dreht das Köpfchen. Ihre über-

gewöhnliche Länge macht, daß man dieses erhaben nennen kann. Das Bein, wenn es die gehörige Größe hätte, müßte am Knöchel aufhören, und in dieser wunderlichen Proportion macht sich das Ganze. Sie hat ein Gewand an dem Körper hängen, das sehr schlicht ist, bis es in die untern Regionen kommt, da offenbart sich die Fülle des Künstlers: es wird fortan faltig und schlägt sich knapp über den scharfen Rand eines Schemels, von wo aus es zum Theile unsichtbar wird.

Möchten sich doch selten Künstler auf diesen flachen Weg der Unbedeutenheit begeben, die Natur und allen wahren Werth vernachlässigen, um dem allergeringsten Schein-Interesse sich hinzugeben. Möchte deutschen Künstlern am wenigsten eine solche komplette seichte Ungründlichkeit vorzuwerfen seyn.

26. Zwey Gypsbüsten, von demselben: eine männliche und weibliche, sie scheinen Geschwister; solche Hälse, Munde, Kinne, Augen, knez Köpfe, hat die Natue gewiß niemals hervorgebracht; modellirt aber sind sie, als wären sie grob aus Holz geschnitzt, und darauf mit einer sandigen Farbe überstrichen.

27. Figure d'étude, Ingre, pensionnaire. Bild von Lebensgröße. Wir schließen mit diesem vorteefflichen Werke, welchem wir voe allen den Preis zuerkennen möchten.

Eine nackte, jugendliche, weibliche Gestalt liegt schlummernd, den rechten Arm über den Kopf gebogen, in welchem dieser ins Profil gewendet ruht; der linke Arm reicht verkürzt nach dem Halse hin und hält oder vielmehr hat zwischen seiner Beugung einen Fächer von Pfauenfedern, womit der Künstlee wahescheinlich den Stolz frischer Jugendblüthe andeuten wollte; der Leib zeigt sich in seiner ganzen Form; der rechte Fuß biegt sich von der sanften üppigen Wölbung der Hüfte an unter den linken, welcher gestreckt und gerade darüber liegt.

So ist die einfache Anordnung des Ganzen. Der sanfte ruhende Schlummer ist überaus wahr, ja zauberisch ausgedrückt. Das geht bis in das Einzelne, z. B. der Augenlieder, der Lippen. Ueber alle Züge ist ein lieblicher, stiller Friede gegossen. Die Formen sind nicht eben bedeutend und groß, aber weich und in gefälliger Auflösung. Es ist ein unaussprechlich gelungenes Ganzes.

Das Koloeit ist von großer Natürlichkeit, warm und schön, ohne wollüstig zu seyn; nichts ist übertrieben oder affektirt. Gewiß behauptet dieser Künstlee eine der ersten Stellen unter den jetzigen Koloristen, und zu welchen Hoffnungen beeechtigt nicht ein solches Studium, ein so richtiges und zartes Gefühl, eine so weit gediehene Uebung.

Die Umgebung ist mit vielem Verstande und Geschmack ersonnen; bis an den Contour des Körpers reicht eine fatte Purpuewand, an deren beiden Seiten Vorhänge, gleichfalls von Purpur, aber lichtee und nur mit dunkeln Blumen durchwürkt, aufgezogen sind. Das Leinenzeug ist reich und meisterhaft gemahlt; sein silberweisser, mit lichtgrauen Schatten erhöhter Ton nimmt sich diendend schön gegen das gelbliche Farbenspiel des Fleisches aus.

Geht man auch in die kleinsten Nebendinge, so findet man noch Uebereinstimmung und Anmuth. So ist ein leichter, kaum sichtbaeer Purpursaum an einem feinen Mousselin-Tuche, was die Schöne nachlässig in der Rechten hält, noch voll Zierlichkeit und Feinheit. So sind die kastanienbraunen Haare sehr schön, welche sich scheitein und in lichten Ringeln nach dem linken Busen fallen.

Wer möchte bey solch einem Werke gern auch nur an geringen Tadel denken? Daß hier und da das Fleisch vielleicht etwas zu sehr nach dem Bläulichen greift, verliert sich größtentheils, wenn man es in recht vollem starkem Lichte sieht. Der linke Fuß ist vielleicht etwas starr und eisenbeinern; aber diese unermeßlichen Schwierigkeiten der Ausführung hat keiner das Recht zu tadeln, und die größten bekannten Meister haben bey ihnen gestrauchelt. Man darf nur in irgend einem Fache selbst Künstler seyn, und sich mit Nachdruck und Liebe bemühen, um zu fühlen, daß die Natur am Ende unerreichbar bleibt, und daß wie entweder zu streben aufhören müssen, odee uns mit Möglichkeit befriedigen. Der ahnet die Vollendung noch gae nicht, der mit dem, was er leistet, sich begnügt. Das Ohr dürfte wol eine schönere Form haben; auch möchte man an der Endpartie dee sonst so gut gedachten Haare einen eingemischten grünlichen Ton wegwünschen. Nach dem allgemeinen Urtheil ist dieses Bild unter das vortrefflichste seiner Gattung zu setzen.

Indem wir mit einem so einfachen Gegenstande unsere Betrachtung endigen, deingt sich uns die Bemerkung auf, daß, auf welche Seite sich der Künstler auch kehre, in unsern Tagen die Erfindung ihm vielleicht schwieeiger seyn möchte als je. Sieht er auf sich selbst, so schreckt ihn die gewaltsame Entfernung von der Natue ab, odee auch das Höchste, was in einee glücklicheen Zeit vor ihm vollendet worden. Sieht ee auf Beyfall, so thäte es oft Noth, er ließe ganz von seinem eigenen Innern los, er entsagte sich, damit er jenen eelangte. Bey den Urtheilen abee, die er hört, muß er oft an die Wahehelt denken, daß es wenig fruchtet, eine Sprache gut zu reden, wenn sie schlecht verstanden wied.

Um es deutlich zu sagen: Es hat sich nie etwas entwickelt und es entwickelt sich nichts, es habe denn einen belebenden Anstoß von außen bekommen. Einer solchen glücklichen Periode verdanken wir alles, was, oft mit reissenden Fortschritten, uneewartet Großes in allen Fächern hervorgebracht wurde; dann auf dem Gipfel der Kunst oder Wissenschaft ericheinen solche Geister, welche alles in sich tragen, auch den Trieb uneemüdlicher Schöpfung.

Wer kann die Kunst lieben, ohne ihr aufs neue einen solchen Anstoß zu wünschen; wer kann sie glauben, ohne

ſich nach ihm zu ſehnen! Dann tritt wieder der Moment einer fruchtbaren Ausübung ein, während jetzt vielleicht das Beſte, was zu leiſten iſt, in treuer Erkenntniß und Bewahrung des Beſten, was geleiſtet worden, beſteht. Nach mancherley Irrwegen hat ſich die Sculptur in dieſen Hafen gerettet. Vielleicht bleibt der Mahlerey auch nichts anderes übrig.

Es iſt wahr, daß man ehmals dichten konnte, wie man jetzt nicht mehr oder nur für Wenige und unempfunden dichtet. Ein hohes Ziel, nach dem alle ringen, ein edler Schwung im Volke, ein überſchwänglicher Geiſt, das feuert an, drängt zum Rechten und klärt auf über das Rechte. Der ſagt ſehr wahr, daß der Geiſt die Zeit mache (wiewol auch das Gegentheil nicht unbedingt wahr iſt), deſſen Geiſt, genau betrachtet, nichts will, als gerade was die Zeit will.

Man ſehe dieſe Blätter aber an als einen Theil der Rechenſchaft, welche ſich unſere Tage über ſich ſelbſt geben. Die Menſchheit, die immer fortwirkt, läßt ſich nie ganz unterdrücken; und wer überzeugt iſt, wie unter allen Verhältniſſen ein höherer Muth dazu gehöre, bey der guten Sache, wo und wie ſie ſich finde, feſt ſtehen zu bleiben und jede Beſchwerlichkeit für ſie zu erdulden, als feig bey dem Drucke von Widerwärtigkeit ſie fahren zu laſſen, wird an jeder Spur des Schönen und Guten ſeine Freude haben, und ſie ſorgfältig nähren und pflegen. R. —

Das Medaillen-Kabinet zu Paris.

Es gibt kein Studium, welches, wenn es einmal ſeinen Liebhaber findet, einen getreuern und anhänglichern finden könnte, als das Studium der Münzen, Medaillen und Gemmen — vielleicht auch kein koſtbareres; aber darauf kommt es dem Liebhaber nicht an. Hat der Staat oder ein Fürſt geſammelt, wie dieß im Muſeum zu Kaſſel der Fall war, ſo fällt mit dem Oeffentlichen ein Theil der Verwunderung hin. Deſto mehr ſteigt ſie im Privatmann, wie Deutſchland ehedem in Stoſch und jetzt noch im H. v. Schillersheim u. a. aufzuweiſen hat.

Die erſte Sammlung dieſer Art findet ſich unſtreitig jetzt in Paris unter der Aufſicht von Männern, die allgemeine Achtung ſich erworben haben. Millin verdient den Namen Conservateur des antiques auch in dieſer Hinſicht und Mionnet hat durch die Herausgabe ſeiner lehrreichen Abdrücke ſich Ehre und Verdienſt zugleich erworben.

Unter dem Geleite des letztern beſuchen wir das erwähnte Kabinet.

Ein ägyptiſches Beingerippe an der Thüre, der National-Verwandte von den Mumien, die unter Glastafeln weiter hin in Kaſten eingeſchloſſen ſind, Trümmer von Altären und Fragmente von Inſchriften, der ſogenannte Iſistiſch, hetruriſche Vaſen, alte Krüge, Opfergeräthe, und nun gar noch eine Menge alter Waffen und Rüſtungen — zeigen hinlänglich, daß man den Raum benutzte, bevor man noch an Ordnung und Abſonderung der alten Merkwürdigkeiten ſo verſchiedener Art denken konnte.

Götzenbilder wilder Völker — häßliche Pagoden, dreyſchneidige Dolche, Beile, für nichts anders, wie man glaubt, als für Menſchenopfer beſtimmt. Einen mildern Anblick gewähren die Geräthſchaften der kunſtvollen Einwohner von Otaheite. Wer ſie nicht ſchon in Göttingen aus den Vermächtniſſen der Reiſegefährten des Weltumſeglers Cook kennen lernte, der bewundere hier die geflochtenen Stricke und Bänder und Körbe und Käſtchen, die Haus- und Küchen-Geräthſchaften und die muſikaliſchen Inſtrumente der Inſulaner. Sie werden ihm, ſo wie die Kleidungsſtücke der Peruaner, beſſer gefallen, als die ſcheußlichen Figuren aus Indien, oder die ägyptiſchen Gottheiten, Iſis, Serapis und Oſiris, denen die Madonna von Loretto, das berühmte Wallfahrtsſtück der Chriſtenheit unförmlicher Jahrhunderte, an Unförmlichkeit wenig nachgibt.

Bis zu welchem Grade der Künſtlichkeit aber mußten die feinern Nationen hinaufſteigen, deren Werkzeuge den Kopf eines Jupiters oder Cäſars, wo nicht den ganzen Helden bis zum Fuße auf dem Raume eines Hellers in die härteſte aller Maſſen einſchneiden lernten.

Ich laſſe mir die Namen von allen dieſen Heroen des Alterthums nennen, ohne darum dem Worte zu trauen, ſeitdem der Mahler Lebrün einen Minervenkopf für einen Alexander angeſehen hat. Dieſer Azar von erſtaunender Schönheit mag wol ein Alexander ſeyn. Es laſſen ſich darin die Züge des Helden ſo deutlich, wie die Gemüthszüge in den Köpfen der erſten Kaiſer, erkennen. Aber ob dieſes Ulyß und jenes Agamemnon ſey, wer mag das behaupten, ſelbſt wenn er mit Gewißheit ſagen könnte, daß die Alten ſie dafür gehalten hätten. Aus den Beſchreibungen des Decres, der uns die Leibesbeſchaffenheit der griechiſchen Helden vor Troja ſchildert, dürfte es wol ſchwerlich zu errathen ſeyn. Der Freund der Muthen wird beym Herkules oder Antinous mit längerm Wohlgefallen verweilen, als beym Tiber und Hadrian. Mit Kleopatras Schönheit wetteifern die Meſſalinen ſo gut als wie die Agrippinen und Fauſtinen. Man zeigt uns drey ſchöne Köpfe von der Livia. Ich verweile bey der Berenice und ihrem lockigen Haare, welches unter den Sternbildern ſich verewigt.

Die ſchönſte reichſte Sammlung für den Kenner der Numismatik machen die Medaillen der macedoniſchen Könige aus. Ich betrachte ſie mit dem Vergnügen, womit ich ein chronologiſches Verzeichniß der Namen aller Päbſte leſe und danke Mionnet, daß er mir einen Sardonyx überreicht, der die Vergötterung des erſten römiſchen Kaiſers darſtellt. Ich mags wol glauben, daß dieſes Stück einzig in ſeiner Art ſey, auch wenn es nicht mit ſo koſtbaren Edelſteinen eingefaßt wäre. Aber ausruhen will ich nirgends lieber, als auf der Vaſe von orientaliſchem Agat, die das Opfer des Bacchus enthält. Mögen meine Begleiter indeß die Julia betrachten, deren Geliebten der ſtrenge, vorher nur allzugelinde, Vater ins Elend verwies, oder den Sokrates, von dem ſie mir rühmen, daß er das ſprechendſte in der ganzen Sammlung ſey.

Nro. 77.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. März, 1810.

— Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
— Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.

v. Schiller.

Bemerkungen eines Reisenden durch die Schweiz.

Basel, in den ersten Tagen des März 1810.

— Nach einem kurzen Aufenthalte in Mülhausen kam ich schon vor acht Tagen hier in Basel an. Mülhausen ist ganz Handelsort; voll Thätigkeit und Industrie. Die Zahl der Einwohner hat sich seit 15 Jahren beynahe verdoppelt, und soll jetzt über 10000 betragen. Die Kattun-Druckereyen stehen obenan. Aus allen Theilen Frankreichs finden sich Käufer ein. Eine Menge Baseler Häuser haben hier Comptoire, um so gut als möglich die Vortheile der Vereinigung und Nichtvereinigung mit dem großen Nachbar zugleich zu genießen. Ueberhaupt aber soll das Geld der Baseler vornämlich die Industrie dieser Stadt beleben, wogegen diese recht aufrichtig dem reichen Nachbar die Fortdauer seiner Unabhängigkeit zu wünschen scheint. — Für Kunst und Wissenschaft habe ich vergebens Bemerkenswerthes zu erfahren gesucht — weder Sammlungen noch literarische Gesellschaften; viel Tanz und keine Musik. Von Erziehung hörte ich mit Interesse sprechen, und für den Unterricht der niedern Volksklassen scheint ziemlich gesorgt zu seyn, unter höherer Bildung aber ausschließlich reinkaufmännische verstanden zu werden: daher auch von Wissenschaften nur Chemie und Mechanik Achtung genießen. Mehrere Fabrikanten schicken deshalb ihre Söhne nach Paris, oder lassen Chemiker von da kommen; und gegenwärtig liest ein junger Mann von Talenten einen chemischen Kurs vor einer ziemlich zahlreichen Gesellschaft.

Von Mülhausen nach Basel gehen täglich drey Diligencen; ein hinlänglicher Beweis des lebhaften Verkehrs zwischen beyden Städten. Dadurch ward ich auch verhindert, die vortreffliche Papiertapeten-Fabrik in Riren zu besehen, die mit den ersten Frankreichs rivalisirt. Der Weg nach Basel ist ziemlich einförmig; in vier Stunden war er indessen zurückgelegt, und wir langten gegen 7 Uhr in Basel an, wo das Thor uns wieder geöffnet wurde: denn noch immer werden hier die Stadtthore selbst im Sommer, wo so viele Einwohner vor der Stadt wohnen, mit Sonnenuntergang geschlossen, und sogar Fußgänger können ohne besondere Erlaubniß weder herein noch heraus. — Das letzte französische Dorf, das vor 15 Jahren noch aus wenigen Hütten bestand, zählt jetzt über 30 ganz neue, zum Theil äußerst geschmackvolle Häuser. Was doch eine Douane nicht hervorzaubern kann! Was wäre erst der Ort, wenn alle Häuser hier stünden, welche dieser Zauberruthe ihre Existenz verdankten!

Basel scheint mir im Aeußern schon seit meinem ersten Aufenthalte vor zehn Jahren nicht wenig verändert. Die Stadt hat sich um vieles modernisirt. Viele Häuser sind neu gebaut, oder wenigstens neu bemahlt; die Erker und runden Fenster fast ganz verschwunden; mehrere Plätze und Promenaden seitdem angelegt, und ein Theil der Graben innerhalb der Stadt ausgefüllt worden. Der Kirchhof, wo ehedem der berühmte, aber längst verfallene Todtentanz stand, ist in einen hübschen Platz umgewandelt — die wenigen nicht verlöschenen Reste dieser seltsamen Mahlerey

sind erhalten und in einigen Privatsammlungen zu sehen. — Der Petersplatz würde der größten Stadt zur Zierde gereichen. Von demselben führt eine angenehme Wallpromenade bis zur sogenannten Rheinschanze, wo man einer trefflichen Aussicht genießt. Frey schweift der Blik über das nahe französische Gebiet bis zu den Vogesen, und jenseits des Rheins bis zu den Schwarzwalds-Gebirgen hin. Die alten Mauern und Tourme sind abgetragen, so daß der Festung Hunningen auch keine Scheindrohung mehr entgegensteht. Die angefüllten Graben werden ohne Zweifel durch Baumpflanzungen sich bald zu hübschen Boulevards gestalten.

Eine schöne Stadt kann freylich Basel wol nie werden, wenn schon Agrippa (?) sie im Mittelalter eine herrliche konigliche Stadt nennt. Die meisten Straßen sind enge und krumm, der Boden zu hüglig; die schwierige Rheinschiffahrt läßt keine Anlegung schöner Quais erwarten. Dabey sieht man Verordnungen über regelmäßigen Bau als Beeinträchtigungen der burgerlichen Freyheit an. — Aber daß diese Stadt kein besseres Pflaster hat, keine Straßenbeleuchtung, daß dafür nicht eher, als für Promenaden gesorgt worden, die bey den schönen Umgebungen beynahe überflüssig, und auch wenig besucht sind, ist mir unbegreiflich. Würde nicht im Sommer ein geringes Einlaßgeld an den Thoren hinlänglich abwerfen? Oder sollten wirklich andere Gründe da seyn, daß man keine Beleuchtung will? Manche zucken auch die Achseln, und geben zu verstehen, daß noch wichtiger die Sorge für Erleuchtung wäre! — Und wahrlich — doch darüber nachher ein Wort!

Auch in anderm Betrachte hat Basel gewonnen; der gesellschaftliche Ton soll sich um vieles gebessert, Liebe für Kunst und Bildung zugenommen haben. Die Lesegesellschaft mit dem kürzlich damit verbundenen hübschen Casino gehört zu den wohleingerichtetsten Anstalten dieser Art, die irgend eine Stadt möchte aufweisen können, und trägt ohne Zweifel viel zur Beförderung des gesellschaftlichen Umgangs und zur Vertreibung des ehemaligen Tabagiengeschmacks bey. An der Stelle der alten Mutenscheune steht jetzt ein artiges Theater, dem nun künftig nur Theatergesellschaften statt Schennentruppen zu wünschen sind. Auch die Konzerte sollen seit einigen Jahren ohne Vergleich besser seyn. Basel zählt über 15 sehenswerthe Gemählesammlungen, welche von Fremden gesehen werden können, und gesehen zu werden verdienen, wenn gleich Ebel in seinem so musterhaften Handbuche sie übergeht. Allein schon ehemals schien es mir, daß diese größte Schweizerstadt am oberflächlichsten in diesem Buche beschrieben ist. Die herrliche Reberische Sammlung, die ich vor 10 Jahren mit Erstaunen sah, und die aus mehr als 1000 Stücken bestand, worunter viele der ersten Meister, wird leider, da sie ihren Besitzer zu Grunde gerichtet, nächstens versteigert werden. In Kurzem wird hingegen Basel an dem schweizerischen großen Panorama, welches der allgemein geschätzte Künstler Hr. Wocher verfertigt, und wozu das geschmackvolle Gebäude schon dasteht, eines der interessantesten Kunstwerke besitzen.

Ueber manche Vereinigungen, welche rühmliche Thätigkeit vieler Einzelnen für das allgemeine Beste beweisen, habe ich mancherley Nachrichten gesammelt, die ich für jetzt nicht benutzen kann. Vornämlich aufmerksam wurde ich auf die Arbeiten der Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen, die Armenpflege, die ganz von wohldenkenden Privatpersonen besorgt wird, die sehr interessante Bibelanstalt, die in wenig Jahren an 200000 Bibeln in mehrern Sprachen zum Besten der Armen durch Unterstützung von Bibelfreunden liefern wird, und z. B. schon mehrere tausend in romanischer Sprache für das Engadin erst kürzlich gedruckt hat.

Anders sieht es freylich um alle wissenschaftliche Vereine aus. Von ähnlichen Beförderungsmitteln der Kultur konnte ich nichts erfahren. Selbst die ehemalige physisch medicinische Gesellschaft lebt zwar noch in den neuesten Geographien der Schweiz (z. B. in Ehrmann), ist hier aber schon längst erstorben. Das öffentliche Lehrwesen, das fast in allen Kantonen, selbst den dürftigsten, so manche wohlthätige Veränderungen erlitten hat, muß nach allem, was ich erfahren, durchaus noch in dem alten Zustande sich befinden. Ich war um so mehr befremdet, da man sich vor zehen Jahren eben mit Verbesserungen beschäftigte. In jener Epoche war freylich nicht viel zu hoffen; aber mit der Ruhe sollte doch nicht wieder das traurige Wohlbehagen an dem alten Schlendrian zurückgekehrt seyn. Unter den Landschulen hat nur eine einzige durch Unterstützung einen Pestalozzischen Lehrer erhalten, und doch weiß man nicht genug von dieser Schule zu rühmen. Sonst zeigte man mir blos ein kürzlich von der Regierung ausgearbeitetes und allgemein eingeführtes Lesebuch vor, das ich wenigstens nicht zu erklären habe möchte. Das Gymnasium muß nach allen Schilderungen eine bloße Bürgerschule für Knaben unter 12 Jahren seyn, obschon dasselbe die oberste Schule des Kantons ist. Wer mehr verlangt, muß die Kinder nothwendig fremden Anstalten übergeben; eine humanistische Schule ist also gar nicht vorhanden — und doch eine Universität! Seltsam genug freylich; aber gewiß noch seltsamer der völlig lethargische Zustand, in welchem sie sich befindet. Der scholastische Zuschnitt dieses Gelehrten-Vereins ist bekannt genug: daß die Universität Souveränitätsrechte besitzt, die Professoren durchs Loos (!!) gewählt werden, daß Professoren der Oratorie, Rhetorik, des hebräischen, des kanonischen Rechts u. s. w vorhanden sind, aber keine der Naturwissenschaft, Philologie, Statistik, Chemie, ... daß die fleißigsten gesetzlich keine hundert Stunden des Jahrs zu lesen haben u. s. w. Beyspiellos möchte es aber seyn, daß eine Universität mit 18 ordentlichen Lehrern keine 18 Studenten zählt, und der Unterricht akademischer Kollegien im Exponiren des neuen Testaments und der leichtesten Autoren, den Anfangsgründen der Geometrie, etwas Ge-

schichte und Logik besteht — und manche Professoren seit vielen Jahren nicht eine Stunde gelesen haben, wie dies mir von den 3 Lehrern der Medicin versichert wurde. Mehrere dieser Herrn sollen zwar sehr schazbare Gelehrte seyn. Mir kommt kein Urtheil zu, da mich das Glück nicht zu einer Nichtvakanzzeit hieher führte, und sie zu literarischen Arbeiten keine Zeit zu finden scheinen.

Zwar soll gegenwärtig von neuem an einer Wiedererweckung dieser ehedem so berühmten Universität gearbeitet werden, und selbst eine ungleich bessere Besoldung im Vorschlage seyn, was bey den ansehnlichen Fonds der Universität, und geringen Opfern leicht möglich sey. Aber man hofft nicht viel. Die Lehrer selbst, für die Vertheidigung ihres Staats und ihrer Souveränetätsrechte allein thätig, sollen sich von neuem kräftig widersetzen, ihre Sinecure-Stellen mit geringem Gehalte einem doppelten mit einiger Beschäftigung vorziehen, und so fürchtet man den alten Entschluß, man müßte, um keinen in seiner Ruhe zu beeinträchtigen, erst alle absterben lassen; denn mit Recht verspricht man sich wenig von dem Aufflicken eines neuen Lappens auf ein altes Kleid.

So viel für heute. Morgen gehts nach Schafhausen.

St*.

Römisches Theater.

(Aus einem Briefe aus Rom vom Febr. 1810.)

Dieser Winter war den hiesigen Theater-Unternehmungen bis jezt nicht sehr günstig. Zwar sind die Römer noch wie in alter Zeit Liebhaber des Schauspieles. aber doch hat das Panem et Circenses! eine Einschränkung gelitten. Die gröbre Schwierigkeit sich durchzubringen, welche durch die neuesten Veränderungen für eine bedeutende Anzahl von Familien eingetreten ist, macht, daß man den Hang zum Vergnügen der Sorge für's Leben willig unterordnet. Diese im Allgemeinen stattfindende Beschränkung der sonst gewöhnlichen Consumtion bemerkte man — selbst in Dingen, wo nur von Bajocci die Rede ist. Es ist aber auch selbst das nicht zu übersehen, daß die Römer sich dermalen noch in einem gewissen Zustande des Indifferentismus befinden, der überall einzutreten pflegt, wo man lang obgewaltete Gewöhnungen entsagen muß, und noch nicht in dem an die Stelle des vorigen gekommenen Neuem sich zu Hause fühlt.

Man behauptet, daß alle hiesige Theater-Entrepreneurs in diesem Jahre zusetzen, — ein Fall, der wenigstens bey dem Theater Valle nicht gewöhnlich war. Dieses Theater hatte, wie immer, auch diesmal gute Tenoristen, und als erste Sängerinn, eine Mad. Morandi, die durch Figur, Stimme und Grazie der Gestikulation interessirte. Auch die Gesellschaft, die für die Aufführung der Stücke in Prosa engagirt war, hatte Verdienst; dennoch blieb das Schauspielhaus meistens halb leer, und beyde Opere buffe, die bis zur Mitte des Februar gegeben wurden, hatten Mühe sich zu halten. Die erste war vom Meister Farinelli, und ausdrücklich für das Theater Valle geschrieben. — Die Musik fiel zwar ins Ohr, und ein Duett zwischen der ersten Sängerinn und dem ersten Tenoristen war hinreißend gefällig; dennoch waren die schwer zu befriedigenden Römer nicht zu bestechen. Man sagte, Farinelli, dessen Verdienste man übrigens wol anerkennt, hätte sich keine Mühe gegeben, und die Oper aus hundert andern zusammengeflickt. — Die Prosa gab meistens Stücke aus dem Deutschen übersetzt, aber keine Vorstellung erregte Aufsehen, wie es im vorigen Jahre bey einigen, namentlich Kotzebueschen, Stücken der Fall war.

Das Theater Argentina schien alle andere verdunkeln zu wollen. Der Duca Cesarini, der aus Liebhaberey den Impressario oder Unternehmer bey diesem Theater macht, und alle Jahre ansehnliche Summen zuschießt, rechnete diesmal zuversichtlich auf einen glänzenden Erfolg, indem er bereits im vorigen Jahre die beliebte deutsche Sängerinn, Mlle. Häser, für diesen Winter engagirt hatte, und zwar mit der Bedingung, daß sie nirgends außer dem Theater sich hören lassen dürfe, außer wo es mit Vergünstigung Cesarinis geschähe, welches ein Paarmal beym General Miollis, außerdem nur bey dem Erbprinzen von Gotha, und bey dem Principe Avella, der Fall war. — Diese Vorsicht des Duca hätte ihres Zwecks nicht verfehlt, wenn die Wahl der ersten Oper glücklicher ausgefallen wäre. Die Oper hatte den Titel: Il Colpevole deliberato della Colpa, und die Musik war ebenfalls von Farinelli, der sie ein Jahr früher für ein venetianisches Theater komponirt hatte. Den Römern mißfiel schon das, daß ein altes Stück, das heißt, eines, welches schon anderswo aufgeführt worden, gegeben werden sollte. Indessen wußte man, daß für Dekorationen und Kleidung kein Aufwand gespart wurde. Farinelli selbst war eingetroffen, dirigirte oft die Proben, und berief sich auf die Wirkung, die das Stück in Venedig gemacht hatte. Die Erwartungen waren gespannt, und dies hätte selbst der vortrefflichsten Oper schaden müssen. Um so weniger durfte man sich verwundern, daß das Stück beynahe durchgefallen wäre, da die Musik von sehr mittelmäßigem Gehalte mit Chören und Recitativen überladen, sich selbst oft wiederholend, ohne neue Gedanken und in der Haltung und Wirkung des Orchester verfehlt war. — Mlle. Häser that ihr Möglichstes, ihre Arien durch Kunst zu heben, aber keine unter allen konnte durch die Komposition gefallen. Mit ihr wetteiferte Zachinardi, einer der ersten Tenoristen Roms, und gewiß ists, daß ohne die eben genannten Beyden das Stück, trotz des Beyfallklatschens der gedungenen oder erbetenen Lärmmacher, sich doch nicht hätte halten können, zumal da bey der ersten Aufführung einiges Uebelangeordnete Gelächter erregte. Farinelli verreiste nach der ersten Vorstellung. Man gab ihm selbst

auch in sofern an dem ungünstigen Eindrucke Schuld, als er schon vorher mehrere der Arien — seinen vornehmen Schülern oder andern Liebhabern und Liebhaberinnen, mitgetheilt hatte, durch welche sich bereits ein vorläufiges Urtheil zum Nachtheile der Oper verbreitete.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 15 März.

Das Kaiserliche Konservatorium hat unlängst eine Art Leichenfest zur Ehre Haydn's, oder vielmehr die Apotheose dieses unsterblichen Tonkünstlers gefeyert. Ein Wappenschild mit seinem Namen hing an Guirlanden, um der ganzen Versammlung den Verlust anzudeuten, den alle Freunde der Tonkunst beklagen. Ihr einmüthiges Bedauern war in einer Cantate, mit welcher die Sitzung begann, vollkommen ausgedrückt. Der ungenannte Verfasser fängt mit folgender Stanze an:

Amans des nobles coeurs, à ma douleur profonde
Mêlez de vos douleurs l'accord religieux;
Sur les bords du Danube un chantre aimé des Dieux,
Ce cygne, dont la gloire avait rempli le monde,
Expire en murmurant des sons harmonieux.

Cherubini war von Haydn gekannt und geschätzt, so er besaß die Freundschaft dieses hochverdienten Greises. Ihm kam es zu, sein Lob zu singen, und er vollzog diesen erhabenen Auftrag auf eine des Helden und seiner gleich würdige Weise. Alle Empfindungen, von welchen der treffliche Tonseyer, als er zur Feder griff, durchdrungen war, leben und sprechen gleichsam im Eingange. Die Blasinstrumente, dann die Violoncelles, und endlich die Violinen con sordini stimmten die Seele zu schauerlichen und religiösen Gefühlen. Personen, die von Fehlern der eignen Organisation verleitet die Macht der Töne läugnen, hätten wenigstens eine Art elektrischen Schlages, welcher sich dem ganzen Auditorium mittheilte, bey der Zeile des Recitativs:

Comme son nom fameux, son ame est immortelle,

wahrnehmen können, welche vom Musiker mit allen Reichthümern, allem Pompe seines Orchesters ausgestattet war. Diese Sensation läße so wenig eine Schilderung zu, als die sanftere Wirkung des dreystimmigen Gesanges:

Chantre divin, ton ame libre et fière etc.

Dies im edelsten graziösesten Style und künstlerischweise komponirte Stück allein reichte hin, den großen Meister zu verrathen, wenn auch die Stimme des Publikum nicht schon zuvor den Verfasser der Medea und Lodoiska genannt hätte. Der Beginn des Gesanges, vorerst ohne Accompagnement, nähert sich dem Kanon, welche Gattung Cherubini liebgewonnen zu haben scheint; was man ebenfalls bey Mozart, und überhaupt bey allen großen Harmonikern beobachten kann. Alle Reize der Melodie mußten verschwendet werden, um das Bild auszumahlen:

Un favori des filles de mémoire
Charma jadis le peintre des enfers,
Dans leur palais les enfans de la gloire
Pour l'ecouter, suspendront leur concerts.

Cherubini ließ uns in Wahrheit an den himmlischen Konzerten Theil nehmen, und das wiedereinfallende Orchester schien mit den Stimmen an Lieblichkeit und Anmuth wetteifern zu wollen. Es würde uns wehe thun, wenn man dies ausgezeichnete Stück nicht mehr hören sollte; denn mehrere Liebhaber der Tonkunst konnten sich dies Vergnügen nicht verschaffen, und, wer es genoß, harrt nur desto begieriger darauf.

Die ganze Sitzung war Haydn's Andenken geheiligt. Man führte daher nur Musik von ihm auf. Ein Chor seiner Oper Orpheus bietet große Schönheiten dar, welche aber jenen von Gluck nicht gleich kommen, wo mitten unter den süßesten Gesängen die tiefste Traurigkeit athmet. Noch minder günstig für Haydn fällt die Vergleichung seines Benedictus mit dem Requiem von Mozart aus. Freylich ist letzteres auch Mozarts gelungenstes Werk.

Das Konzert schloß mit einer der brillantsten und kunstreichsten Symphonien von 118, welche uns dieses eben so fruchtbare als erhabne Genie hinterlassen hat.

(Moden.) Die Kleider von Cashemire machen allmählig leichten Sommerkleidern Platz; Weiß, und Blaß-Rose sind Lieblingsfarben. Doch sind die Ueberröcke von Merinos bald scharlach, bald orange, und die von hellgrünem, amaranthfarbnem, oder blaßblauem Taffte noch immer das Allgemeinste; von weitem erblickt man wol auch Pelzwerk noch. Die kleinen Hütchen, die kaum das Ohr deckten, und die weitausgeschnittenen Schuhe à la chinoise sind beyde etwas größer geworden, und man sieht, daß die Mode einmal die Vernunft zu Rathe zog, was indeß vermuthlich ohne Consequenz seyn wird. Die Herren, in Erwartung ihrer Auferstehung und Verklärung an den Tagen von Long-Champ, wandeln einstweilen in einer wahren Kleidersasse, das ist, ohne alle Prätension, wenn anders ihr Negligé nicht selbst eine ist. So haben sie ihre Halsbinden ganz nachläßig um den Hals gewunden, als wäre ihr ganzer Kopf weiter nichts als ein kürbisförmiger Turban; und sich um die Beinkleider-Schnallen zu bekümmern ist so wenig Ton, daß die eine vorwärts auf der Kniescheibe, und die andere hinter der Kniekehle sitzen muß, wenn man anders auf Ton Anspruch machen will. Die Haare sind nicht mehr römisch, sondern schwedisch geschnitten; sie enthüllen die ganze Stirn, vermuthlich um die Organe zu zeigen, und stehen gen Berg, aus Entsetzen vielleicht, so lange Zeit so viele Schätze verdeckt zu haben; andre sagen, sie erinnern sich noch der Niederlage bey Pultawa.

Berlin, 10 März.

Herr von Kotzebue kündigt im eilften Hefte seiner Monatsschrift, in der Biene, an, daß er die Geschichte unserer Zeit, oder vielmehr seiner Zeit, schreiben wolle, und setzt hoffend hinzu, daß die Nachwelt diese Geschichte lesen werde, wenn alles, was Clios spielende Schwestern ihm eingaben, längst vergessen seyn wird. (Wahrscheinlich meint er auch die Biene selbst mit, und wahrhaftig, sie verdient recht schnell vergessen zu werden, denn sie besitzt außer ihrem oft matten oft derben Stachel, nichts Merkwürdiges.) Die Anzeige ist wichtig, denn seine Geschichte des ältern Preußen hat seinen Ruf als Geschichtschreiber gegründet, und folgt er Schlözer, — den er immer als sein Vorbild nennt — und läßt er sich nicht zu satyrischen Schleuderungen verleiten (die ihm so viel Vergnügen zu machen scheinen), so ist etwas mehr als das Gewöhnliche zu hoffen.

Unser Schadow war vor Kurzem lebensgefährlich krank; eine Leberverhärtung brachte ihn den Todespforten nahe: jetzt befindet er sich außer Gefahr, und man kann hoffen, ihn bald vollkommen hergestellt zu sehen. — Wichmanns Marmorbüste der Prinzessinn Dorothea von Kurland wurde von dem Meister seit 14 Tagen für Freunde der bildenden Kunst öffentlich ausgestellt, und wird es noch bis zum 15ten d. M. bleiben; dann geht sie nach Frankreich ab. Der Künstler hat treu und geschmackvoll gearbeitet, der Kopf ist ächt antik, der karatische Marmor größtentheils rein; nur ein Paar ganz kleine graue Adern springen — eine am Halse, eine andere zur linken Seite des Mundes, hervor.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1810.

Nro. 6.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Europäische Annalen 1810. 28 u. 33 St.

Inhalt.

I. Tagebuch des französisch-österreichischen Feldzugs im J. 1809. — Zweyter Abschnitt. Vom Uebergang über den Inn bis zum Treffen bey Ebersberg.
II. Bemerkungen über die unmittelbaren Ursachen der Dynastie-Veränderung und der Insurrektion in Spanien, gerichtet an Don Pedro Cevallos, Ex-Staats-Minister König Carls IV, Ferdinands VII und Josephs I. (Fortsetzung.)
III. Literatur der Geschichte und Politik.
IV. Relation über die Schlacht bey Teutsch-Wagram auf dem Marchfelde am 5 und 6 Juli 1809, und die Gefechte, welche derselben bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes am 12ten des nämlichen Monats folgten. Pest 1809. 4.
V. Marginalien zur Relation über die Schlacht bey Wagram. Eingesendet von einem Offizier des k. k. österreich. General-Stabs.
VI. Statistische Würdigung des österreichischen Kaiser-Staates nach dem Frieden von Wien.
VII. Kleine historische Denkwürdigkeiten. 1. Ueber den Orden vom goldenen Vließ. 2. Mark-Aurel.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind seit Michaelis 1808 bis Ostern 1809 erschienen:

(Beschluß.)

Reinbeck (G.) Heidelberg und seine Umgebungen im Sommer 1807. In Briefen, nebst einem merkwürdigen Beytrage zum Prozesse der Publicität gegen ihre Widersacher, und eine Beylage. 8. broch. Postp. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr. Schreibp. 21 gr. 1 fl. 36 kr.

Heidelberg und seine Umgebungen — wer sie gesehen hat, erfreut sich gewiß in der Rückerinnerung bey Lesung obiger Briefe, wer sie nicht gesehen hat, wird sie daraus kennen lernen — jeder aber viel unbekanntes und interessante über die Universität, deren Glieder und das berüchtigte Unwesen gegen das Morgenblatt darin finden.

Richter (J. P.) des Feldprediger Schmelzle Reise nach Flätz mit fortgehenden Noten, nebst der Beichte des Teufels bey einem Staatsmanne. 8. Velinpap. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr. ord. Pap. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Unter Jean Paul's Schriften wird die obige gewiß eine der ersten Stellen einnehmen — sie ist voll genialer Gedanken, und berührt die verschiedenartigsten Gegenstände mit Witz und Scharfsinn.

Salat (J.) Vernunft und Verstand. Zweyter Theil: Eine kritische Uebersicht des Interessanteren, was zeither im Gebiete der Philosophie erschienen ist. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr. 3 fl. 15 kr.

Mit diesem Theil wäre die Uebersicht des Interessanten, was nach des Verfassers Ansicht zeither im Gebiet der Philosophie erschienen ist, nun beendigt.

Sammlung von Beobachtungen und Thatsachen, die die häutige Bräune (Croup) betreffen, aus dem Französ. von M. M. Friedländer. gr. 8. 12 gr. 54 kr.

Die französische Regierung hat in obiger Sammlung alles zusammenstellen lassen, was bis jezt über die häutige Bräune bekannt geworden ist, um dadurch die Bewerber des von Napoleon ausgesetzten Preises für die Auffindung eines zuverläßigen Mittels gegen diese Krankheit in Stand zu setzen, das ganze Feld dieses Gegenstandes zu übersehen.

Seidensticker (Dr. J. A. L.) Einleitung in den Codex Napoleon, handelnd von dessen Literatur — Geschichte — Plan und Methode — Verbindung mit der übrigen französischen Legislation — Quellen — Verhältniß zu den ältern Gesetzen und Rechten, zu den supplementarischen Dispositionen und zur Doctrin-Verbreitung. gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Der Titel dieses Werks gibt eine vollständige Anzeige des Inhalts desselben: die Ausführung ist des berühmten Verfassers würdig und vom größten Interesse für jeden Rechtsfreund, so wie für Jeden, dem der Codex Napoleon in Staats- und weltbürgerlicher Beziehung wichtig seyn muß.

Staatsgeschichte Europa's von dem Preßburger Frieden bis zum Frieden von Tilsit. 4r Jahrg. mit 6 Portraits und 2 Charten. 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.

Inhalt: 1. Staatsgeschichte Europa's von dem Preßburger Frieden bis zum Frieden von Tilsit. 2. Constitution des Königreichs Westphalen. 3. Verfassungs-Statut des Herzogthums Warschau. 4. Der rheinische Bund nach dem Frieden von Tilsit, von Prof. Kayser. Portraits: König von Westphalen — Alex. Berthier, Fürst von Neufchatel — Grosfürst Constantin — Herzog von Braunschweig — Prinz von Brasilien — Prinz von Asturien, resignirt den 8. May 1808. Charten: Europa im Jahr 1808. — Feldzug der Franzosen und Verbündeten unter Napoleon gegen Preußen, Sachsen und Rußland im Jahr 1806 und 1807.

Es wäre überflüssig, die Aufmerksamkeit auf ein Werk lenken zu wollen, dessen Gegenstand Jeden, für den die Zeitgeschichte einiges Interesse hat, von der größten Bedeutung ist. Die beygefügten Charten und Portraits werden Jedem (diese wegen ihrer Treue und der dargestellten Personen, jene wegen des Ueberblicks, den sie gewähren) sehr willkommen seyn.

Süßkind (Dr. F. G.) Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte und Anwendung im Vortrag der Religion. 14s St. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Die Aufsätze dieses Magazins zeichnen sich durch ihre Tendenz, die reine christliche Lehre gegen jeden Angriff festzustellen und zu vertheidigen, vorzüglich aus.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1809. Mit Beyträgen von Goethe, Lafontaine, Pfeffel, Jean Paul Richter, Schiller und andern, mit Kupf. 12. geb. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Die ausgezeichnete Stelle, welche dieses Taschenbuch seit eilf Jahren behauptet, verdient es auch in diesem Jahrgang, da das Aeussere mit vieler Sorgfalt gehandhabt, und das Innere, von Männern, wie sie der Titel nennt, geliefert, nicht anders als ausgezeichnet seyn kann.

Versuch, junge Officiere zum Studium der Kriegsgeschichte aufzumuntern. Mit dem Plan des verschanzten Lagers bey Pyrna. gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.

Diese Anleitung, junge Officiers auf das Wesentlichste ihres Studiums aufmerksam zu machen, verdanken wir einem durch wichtige Erfahrungen und vorzügliche Kenntnisse sich auszeichnenden General, und sie kann ihres Zweckes nicht verfehlen bey allen, denen das Studium der Kriegswissenschaft am Herzen liegt.

Voss (J. H.) Theocritos, Bion und Moschos. 8. Postpap. 2 Rthlr. 8 gr. ord. Pap. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.

Voß's Uebersetzungen haben den wesentlichen Vorzug, daß, indem sie das Original aufs treuste geben, sie zugleich Muster für unsre deutsche Sprache sind, und also in doppelter Beziehung Gewinn für unsre Literatur.

Wagner (E.) Reisen aus der Fremde in die Heimath, 2. Band. Nebst einem Kupfer und einem Notenblatt. 8. 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr.

Wer den liebenswürdigen Verfasser in seinem Privatleben kennt, findet ihn in jedem Gewand seiner schriftstellerischen Arbeiten, die durch ihren reinen Sinn, edle Zwecke, heitre Laune und geistvolle Aeusserungen jeden Leser von Kopf und Herz aufs innigste anziehen.

Zeitung (allgemeine) 1809. 4. der Jahrgang. 10 Rthlr. 16 fl.

Dieses vortreffliche Institut, das gewiß die erste Stelle unter den politischen periodischen Schriften verdient, wird stets mit gleicher Treue und Sorgfalt gepflegt, und zeichnet sich durch die Vollständigkeit und Unparteylichkeit ihrer Darstellungen und durch die mannigfaltigsten Aufsätze und Nachrichten aus, wodurch sie sich zu einem Repertorium der Geschichte eignet, und für die meisten Zeitungen die einzige Hülfs-Quelle ist.

Auf Michaelis 1809 erschienen:

Almanach des Dames pour 1810.
Annalen (europ.) 1809, 10s 11s 12s St.
Archiv (juridisches) 6r Bd. 4s u. letztes St.
Hartlebens Polizey-Blätter 1809, 10s 11s 12s St.
Herders sämmtl. Werke, 6te Lieferung.
Hubers Nachlaß, 2r Bd.
Humboldt Recueil d'Observ. astron. Liv. II. III. IV.
— — Recueil d'Observ. de Zoologie et d'Anatomie comparée, Liv. IV.
— — Essai politique sur le royaume de la nouvelle Espagne, avec un Atlas, IIIme Liv.
— — Plantes equinox. etc. la IIIme Liv. du II Vol.
— — Monographie des Melastomes, VIme, VIIme et VIIIme Liv.
Kartenalmanach für 1810.
Morgenblatt 1809. Okt. Nov. Dec.
Pallas 1809, 4s St.
Plato in Italien, 2r Bd.
Posselt chronolog. Register der fränkischen Revolution, 2r Bd.
Taschenbuch für Damen, für das Jahr 1810.
Zeitung (allgem.) 1809. Oktober. Nov. Dec.

Neuigkeiten.

Baggesens Taschenbuch für Liebende auf 1810.
Geschichte von Bonapartes Feldzügen, Schlacht von Marengo.
von Goethe. Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman. 2 Thle.
Günstlinge (russische).
Humboldt (Alex. v.) Versuch über den polit. Zustand des Königreichs Neu-Spanien, 1r Bd. Velin mit Atlas und Drukpap. ohne Atlas.
— — Nivellement barométrique de la Cordillère des Andes.
— — Tables hypsométriques ou tables auxiliaires etc.
Klingklingel-Almanach für vollendete Romantiker und angehende Mystiker.
Klüber Kryptographik.
Mozin nouvelle grammaire allemande - françoise.
Nemnichs Tagebuch einer Reise, 3r, 4r Bd. oder Original-Beyträge zur eigentl. Kenntniß von Holland, 1r und 2r Bd.
Richter (Jean Paul Friedrich) Dämmerungen.
Schultes Reisen in Ober-Oestreich, in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808. 2 Thle. mit Kupf.
Wagner, Ferdinand Müller, ein Roman.
Weinbrenner über Theater, mit Kupf.
Wunderlich Versuch einer medicinischen Topographie der Stadt Sulz.

In der Realschulbuchhandlung ist erschienen:

Albr. Thaers Annalen des Ackerbaues. 1809. 12tes Heft.

Inhalt von No. 7 — 12, oder des 10ten Bandes.

Die Landwirthschaft auf dem hohen Flammung, von Koppe. — Ueber die Rockenraupe. Vom Herzog von Holstein-Beck. — Schädliche Raupen auf Luzerne. — Fellenbergs Berichtigung von Hoffmanns Beschreibung von Hofwyl. — Versuch das Gewicht des Schlachtviehes zu finden. — Ueber den Ackerbau im nördlichen Deutschland. — Ueber den Humus, von Crome. — Ueber die Düngung mit Eisenvitriol, von Crome. — Verbesserung des Feldbaues im Spessart, von Hoffmann. — Was ist Ursach, daß Ackerfrüchte zu gleicher Zeit reifen? — Versuche mit Lehmen. — Einrichtung des Instituts zu Mögelin. — Landwirthschaftliche Versammlung. — Bemerkungen über ökonomische Literatur, von Weber. — Werth der Arbeits-Ochsen für Mecklenburg. Von v. Ramdohr. — Chemische Untersuchung eines zum Waschen der Schaafe vorzüglichen Wassers. Von Crome. — Arthur Youngs Antworten auf die ihm vom Unterhause vorgelegten Fragen. — Ueber die Schwefel- oder Vitriolkohle als Düngungsmittel, von Blume. — Bemerkungen über Weizenarten, von Walter. Zur Berichtigung des von Essenschen Uebergangs ꝛc. Vom Herausgeber. — Meine Reise in die Schweiz, von Hoffmann. — Plan zur Errichtung einer praktischen landwirthschaftlichen Gesellschaft. — Nachricht von den Merinos-Schäfereyen in Frankreich.

Bey Beendigung des gegenwärtigen Jahrgangs der Annalen erbietet sich die Verlagshandlung die ersten fünf Jahrgänge mit Einschluß der Pränumeration auf den sechsten Jahrgang für 5 Friedrichsd'or denjenigen zu erlassen, die sich unmittelbar an sie selbst mit ihrer Bestellung bey frankirter Einsendung des Geldes wenden. Der Pränumerations-Preis für den Jahrgang 1810 allein ist wie bisher 1 Friedrichsd'or.

Anzeige von Hrn. Prof. Gilberts Annalen der Physik. Jahrgang 1810.

Die neue Folge der Annalen der Physik und physikalischen Chemie des Hrn. Professor Gilberts zu Halle, welche mit 1809 begonnen hat, erscheint auch in diesem Jahre bey mir regelmäßig in monatlichen Heften. Daß dieses allgemein bekannte und im Auslande vorzüglich geachtete wissenschaftliche Journal nun schon seit eilf Jahren, zum Theil während sehr schwierigen Zeiten, ununterbrochen fortgeht, ist die beste Anpreisung des Werths, den der Hr. Herausgeber, unterstützt von eifrigen Naturforschern, demselben zu verschaffen gewußt hat. Folgendes ist eine Andeutung der vorzüglichsten Aufsätze in dem eben geschlossenen Jahrgange, welche ich mit den Worten des Hrn. Prof. Gilberts hieher setze:

„Die scharfsinnigen und gereiften Arbeiten der HH. Scherer und v. Schreibers in Wien über die mährischen Meteorsteine, durch welche unsere Einsicht in die Natur solcher Fremdlinge um einen wichtigen Schritt weiter gebracht worden ist, und die Niemand ignoriren kann, der über die Meteorsteine ein Urtheil fällen will (H. 1), die Verwandlung, nicht blos der Alkalien, sondern auch der Erden, in Metalle von wundervollen Eigenschaften, welche Davy in seinen 1807 und 8 gehaltenen Vorlesungen in der Land-Societät vollständig bekannt gemacht hat (H. 2, 8, 11), und Davy's Beweis, daß die Alkalien und Erden keine seyen, Hydrures, sondern Metalloxide sind, sammt Ankündigung neuer noch gröſserer Entdeckungen. — Die vollständige Zusammenstellung der hieher gehörigen Arbeiten der HH. Gay-Lussac und Thenard (H. 5); die Entdeckung des Hrn. Malus neuer Eigenschaften des Lichts und der doppelten Strahlenbrechung in den Krystallen, und Hrn. Laplace tiefsinnige Meditationen über diesen Gegenstand (H. 3—8); Hrn. Alex. v. Humboldt von der Wärmeabnahme und der Strahlenbrechung in der Atmosphäre (H. 4); Hrn. Cemanus schöne Untersuchungen über Adhäsions-Veränderungen durch galvanisirte Elektricität, über eine neue Art von ihm aufgefundener galvanisirter Figuren, und über das Hellwigsche Problem (H. 7); die groſse Entdeckung des Hrn. Laplace der wahren Theorie der Kraft, welche die Erscheinungen in den Haarröhren, die Adhäsion von Platten an Flüssigkeiten, und viele ähnliche Erscheinungen bewirkt, und der Beziehung dieser Kraft zu den chemischen Verwandtschaften, frey, doch vollständig übersetzt von Brandes und Gilbert (H. 9, 10, 11, 12); eine Entdeckung, über die es nicht blos dem Physiker, sondern auch dem theoretischen Hydrauliker und Chemiker wichtig ist, sich zu belehren; die endlich einmal authentisch angestellte Prüfung der berüchtigten Andronia, und die unwiderrufliche Verweisung der Chemie des 19ten Jahrhunderts, des Hrn. Windert, in das Reich der Chimären, durch die HH. Fourcroy, Vauquelin, Berthollet und Guyton (H. 12); die Untersuchungen des Hrn. Chenevix über die Essigsäure und den Essig-Spiritus durch Feuer; Chaptal's lockende Berichte von groſsen Verbesserungen im Branntweinbrennen (H. 5); und über Mahlerfarben der Alten (H. 7); Belehrungen über rauchverzehrende Oefen und deren Anlage (H. 7); über Heizung von Manufaktur-Gebäuden mit Wasserdämpfen (H. 12), und über das Geheimniß der Lithographie oder Steindrucke (H. 4); Hrn. Gerstners Theorie der Wellen (H. 8); viel Merkwürdiges über Meer, Wind, Wellen, wunderbare Fluthen, Barometermesser, aus der Meteorologie, über die Magnetnadel, über die Meteorsteine und über viele andere physikalische und chemische Gegenstände. Schon im Jahrgang 1808 (H. 2, B. 4) dieser Annalen ist das unsichtbare Mädchen entschleiert worden, und die, welche noch jetzt das Geheimniß desselben suchen, können die einfache Einrichtung hier abgedruckt und abgebildet finden."

Der nächste Jahrgang wird des Interessanten nicht weniger enthalten. Der Preis der 12 Hefte, von denen zu Ende jedes Monats eins erscheint, bleibt 6 Rthlr. 16 Gr.

Leipzig, im Januar 1810.

Johann Ambrosius Barth,
als Verleger, in Leipzig.

Meteorologisches Tagebuch für das Jahr 1810, von Dr. C. C. Haberle. Mit 14 Kupfern. Weimar 1810. broschirt. 1 Rthlr. 12 Gr. sächs. oder 2 fl. 42 kr. rhein.

Dies von uns bereits im September v. J. unter dem Titel Witterungs-Kalender angekündigte

meteorologische Tagebuch für 1810 ist in unserm Verlage erschienen, und an alle gute Buchhandlungen versendet worden. Es macht bekanntlich den zweyten oder praktischen Theil von Hrn. Dr. Haberles allgem. meteorologischem Jahrbuche für das Jahr aus, und wir eilten, so viel bey dieser schwierigen Arbeit dem Verfasser möglich war, dem Publikum nur wenigstens das Tagebuch schnell in die Hände zu liefern, um nach demselben seine täglichen Witterungs-Beobachtungen machen zu können. Zum kompendiösen Gebrauch für den Bürger, Landmann, Reisende und jede Haushaltung hat der Hr. Verfasser einen

Kleinen Witterungs-Anzeiger für das J. 1810

auf einen einzigen Sede-Bogen (Preis 3 gr. oder 12 kr.), den man in jede Brieftasche stecken kann, und welcher die muthmaßliche Witterung für jeden Tag bestimmt, daraus ausgehoben, der gleichfalls bey uns erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Das meteorologische Jahrbuch wird nun auch unverzüglich bey uns erscheinen, und das 1ste Stück der meteorologischen Hefte zur Oster-Messe gewiß nachfolgen.

Dem Hrn. Verfasser, welcher für diese äußerst wichtige und gemeinnützige Witterungs-Lehre eine gänzlich neue Bahn bricht, wird es gewiß nicht an Beyfalle, noch auch an Widersprüchen fehlen. Beydes wird als Beweis einer lebhaften Theilnahme des Publikums ihn und uns aufmuntern, mit kühnen, jedoch bescheidenen Schritten weiter zu dringen. Wahrheit und eine neue praktische Wissenschaft wird sicher das Resultat davon seyn. Weimar, im Febr. 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Anzeige.

Im Verlag unterzeichneter Buchhandlung erscheint seit Anfang dieses Jahres eine neue Zeitschrift unter dem Titel:

Schlesische Unterhaltungsblätter für gebildete Leser,

wovon alle Wochen zwey Stück auf einen halben Bogen in 4to nebst einem literarischen Anzeiger ausgegeben werden. Zu Ende eines jeden Quartals wird ein besonderer Titel und Umschlag, so wie ein sauber gezeichnetes und gut gestochenes Kupfer, in gr. 4to, einen historischen oder andern Gegenstand betreffend, selben beygefügt werden.

Da bereits acht Nummern dieser Zeitschrift erschienen sind, bedarf es keiner weitläuftigen Erklärung über den Plan und Einrichtung derselben, um so mehr, da dieser Plan durch den Titel selbst charakterisirt wird. Nur die Versicherung kann hinzugefügt werden, daß die Herausgeber sich bestreben werden, diese Schrift so interessant als möglich zu machen; Beyträge, vorzüglich wenn sie der öffentlichen Mittheilung werthe Nachrichten enthalten, werden mit Vergnügen aufgenommen, und nach Uebereinkunft mit dem Verfasser honorirt werden. Man sendet dieselben an unterzeichnete Buchhandlung ein. Der Preis dieser Zeitschrift ist für den ganzen Jahrg. complet 4 Rthlr. 8 gr., wofür man sie auch durch alle auswärtige Buchhandlungen erhalten kann.

Breslau, im Januar 1810.

Buchhandlung von C. Fr. Barth.

Pränumerationsanzeige.

Bald nach Ostern wird von

D. Aug. Herm. Niemeyers Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Schulmänner,

die sechste durchgängig verbesserte und vermehrte Ausgabe erscheinen.

Die bey der vorigen Ausgabe im dritten Theil als Nachträge zusammengestellten Materien sollen überall an ihrem Ort eingeschaltet, oder wo es ausführlichere Abhandlungen sind, jedem Theile, zu dem sie gehören, als Beylagen zugesellt werden, so daß der erste Theil die allgemeine und specielle Theorie der Erziehung, der zweyte Theil die allgemeine und specielle Theorie des Unterrichts, der dritte die Verhältnisse des Hauslehrers und die Organisation des öffentlichen Schulwesens nebst einer Geschichte der Pädagogik enthalten wird. Die Literatur ist, jedoch mit strenger Auswahl, bis auf die neuesten Zeiten fortgesetzt, auch in dem Werke selbst überall auf die neuern Erscheinungen auf dem Felde der Pädagogik Rücksicht genommen.

Um den Ankauf auch dieser vermehrten Ausgabe möglichst zu erleichtern, eröffnen wir den Weg der Pränumeration, welche auf alle drey Theile, wovon jeder einige 30 Bogen gr. 8. enthält, 3 Thlr. 12 Gr. beträgt. Wer Pränumeranten sammelt, erhält das 11te Exemplar frey. Der Pränumerationstermin bleibt bis zum letzten April offen. Man bittet die deutlich geschriebenen Namen und die Gelder portofrey einzusenden an

die Buchhandlungen des Hallischen Waisenhauses zu Halle oder Berlin.

Bey uns ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Anekdoten und Charakterzüge, auch Relationen von Schlachten und Gefechten aus den merkwürdigen Kriegen in Süd- und Nord-Deutschland in den Jahren 1805—1809. 19s Heft. 8. brochirt 12 Gr.

Ingleichem

Museum des Wundervollen, oder Magazin des Ausserordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben. 5os Heft. 8. mit 5 Kupf. 18 Gr.

Baumgärtnersche Buchhandlung in Leipzig.

Eine Dame, die sich bereits durch mehrere mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Musterbücher im weiblichen Kunstfach vortheilhaft ausgezeichnet hat, bewährt ihren Erfindungsgeist und guten Geschmack aufs neue durch folgenden im Industrie-Comtoir zu Leipzig so eben erschienenen Artikel:

Fenstervorhänge und Gardinen zur Verzierung der Zimmer, nach dem neuesten französischen und englischen Geschmack arrangirt von Emilie Berrin. 3s Heft, welches auf 8 illum. Blättern 17 verschiedene Dessins darstellt. 1 Thlr. sächs.

und ist durch alle gute Buchhandlungen zu haben.

Nro. 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. März, 1810.

Wer wagt ein Herrschendes zu läugnen, das
Sich vorbehält, den Ausgang unsrer Thaten
Nach seinem einz'gen Willen zu bestimmen?

v. Goethe.

Anekdote aus dem Feldzuge 1805.

Bey Eröffnung des denkwürdigen Feldzuges, welcher durch die Uebergabe einer ganzen Armee in einem belagerten Platze in der Kriegsgeschichte so einzig geworden, befand ich mich eben bey einem Verwandten, dem Pfarrer B* auf dem Lande, als eines Abends, da wir friedlich beysammen saßen, einige Bauern die Nachricht ins Dorf brachten: „Die Franzosen seyen im Anzuge."

Der Pfarrer, welchem die Sache zur Zeit noch, besonders in jener Gegend, unglaublich schien, ließ den Bauer alsbald auf sein Zimmer kommen, und erfuhr von ihm: „Eben da er den letzten Holzwagen geladen, habe er mehrere berittene Jäger erblickt, und es sey ihm im Dämmerlichte vorgekommen — habe auch seinen Knechten so geschienen, als ob ein ganzer Wald Fußgänger hinter ihnen herzöge. Drey der Jäger hätten sich ihm genähert und gefragt: ob Oestreicher in dem Orte wären? Er habe die Frage wie billig bejaht, und darauf seine Mähren so angetrieben, um nicht ins Gedränge zu kommen, daß sie jetzt alle Viere von sich streckten."

Auf diese unverdächtige Aussage warf sich der Pfarrer augenblicklich in seinen schwarzen Besuchmantel, setzte die Perücke so eilfertig auf, daß die schwarzen Haare fingerbreit darunter vorstanden, nahm sein Baret unter den Arm, winkte dem Bauersmann, und begab sich stehenden Fußes auf das Posthaus zu dem kommandirenden Offiziere.

Dieser konnte sich kaum dazu entschließen, mit einem Pfaffen auf die Seite zu treten — so stark war seine Kutte[n]schen — würde auch von der ganzen Aussage Seiner Hochwürden nicht die mindeste Notiz genommen haben, wenn der Bauersmann nicht mit seinen Leuten zugegen gewesen wäre, und jedes Wort bekräftigt hätte. — Auf dies hin schickte der Kommandant einige Reiter des Weges, welchen der Bauer angab, dankte dem Geistlichen für seinen Eifer, setzte sich wieder behaglich an seinen Platz, und erzählte seinen Offizieren die Sache. Diese lachten laut auf, weil sie ihnen unmöglich schien, und sie von ihren Patrouillen ganz anders berichtet waren, stießen die vollen Gläser aneinander und tranken — was sich selten zutragen mag — auf die Gesundheit der hochwürdigen Clerisey.

Sie waren indessen mit ihrer wohlbestellten Mahlzeit kaum auf die Mitte gekommen, als einer der Reiter in voller Hast zurückgesprengt kam, und meldete: „die französischen Plänkler ließen sich schon am Rande des Waldes sehen; hinter ihnen wimmle das Hochfeld von Feinden; sie könnten keine Stunde mehr entfernt seyn." . . Dasselbe bekräftigten viele herbeyeilende Landleute, welche die Neugier auf die Höhe getrieben hatte, und welche die Waffen des Feindes deutlich im Dämmerlichte blinken sahen.

Auf sprang nun der Kommandant von der Tafel, ließ den Bissen an der Gabel, fluchte über seine Vorposten, daß Wand und Fenster zitterten, hieß sein Streitroß vorführen, und befal seinen Offizieren, ihre Leute augenblicklich zusammenzuziehen.

Sie waren in der That so schnell beysammen, als wären sie aus der Erde geschlüpft. — Die Reiterey stellte sich

vorwärts, das Fußvolk rückwärts dem Dorfe hinter einem Kirchhofe auf. Die muthige, trefflich berittene und trefflich bemannte Kavallerie warf sich den feindlichen Vortruppen mit verhängtem Zügel entgegen, sprengte sie zurück — und das Fußvolk fing bereits an, zur Unterstützung der Reiter durch das Dorf zu defiliren. — Nacht brach ein, ein panischer Schreck lag wie ein schweres Wetter über dem Dorfe: die Landleute drängten sich dahin und dorthin; man hörte das Wimmern der Weiber und Kinder — Es war ein Moment des Schreckens, dem Zurückbleibenden weit fürchterlicher, als dem, der sich mitten ins Mordgetümmel stürzte.

Der Kommandant war mit seinen Reitern voran, fand aber bald seinen Irrthum. Hier war von keinem fliegenden Korps, sondern von einer großen Armee die Rede, die wie ein regengeschwollener Strom vorwärts drang. Hunderte wies man zurück, sie kamen aber mit Tausenden wieder. — Doch konnte man sich noch immer nicht vorstellen, daß hier die Hauptmacht des Feindes auftreten werde.

Der östreichische Befehlshaber zog sofort seine Macht hinter das Dorf zurück, nahm eine brave, durch den Kirchhof und ein nahes Gehölz gedeckte Stellung ein, und beschloß, den Feind so lange aufzuhalten, bis er Verstärkung von einem nahgelegnen Korps erhalten haben würde.

Zu unserm Erstaunen blieb es die Nacht über ruhig, und die Oestreicher hatten Zeit, sich fast auf das doppelte zu verstärken, und sich sogar des Dorfes wieder zu bemeistern. — Ueberhaupt sagt man, daß die Franken keine Liebhaber von Nachtgefechten sind.

Mit dem ersten Taggrau begann der französische Angriff auf das Dorf. Nach ihrer Gewohnheit griffen sie es — erst von der Seite, dann von vorn mit solcher Lebhaftigkeit an, daß sie, ungeachtet des hartnäckigsten Widerstandes, innerhalb einer Stunde Meister desselben waren, und die Deutschen in ihre erste Stellung zurückgedrängt hatten. — Nun entzündete sich ein mörderisches Kavallerie-Gefecht, das man — wegen der höhern Lage des Dorfes, und da eben die Sonne voll aufgegangen war, in furchtbarer Nähe sehen konnte, und worin sich die Ungarschen Husaren so trefflich hielten, daß sie ihrem Fußvolke Luft machten, und den Feind mehrmals bis über das Dorf hinausdrängten.

Ein Erdbeben oder eine einbrechende allgemeine Wasserfluth hätte den guten Pastor und seine friedlichen Bauern nicht mehr erschrecken können, als dieser verzweifelte Kampf um das Dorf. Die meisten Einwohner waren schon in der Nacht entflohen, und hatten sich in den Hochwald gezogen, von wo aus sie den ganzen Kampf mit ansehen konnten. Die Franzosen, der nahen Unterstützung gewiß, vertheidigten jeden Fußbreit mit seltnem Muthe und einer Kaltblütigkeit, als übten sie sich in einem Lustlager. Die Oestreicher, durch ihre Verstärkung und den errungenen Vortheil muthig gemacht, glaubten solchen auf das äußerste verfolgen zu müssen, und ließen nicht ab vorwärts zu dringen, bis sie erfuhren, daß ihnen der Feind neuerdings in die Flanke marschire, und im Begriffe stehe, ihren Rückzug über den Fluß gänzlich abzuschneiden.

Aus der großen gegen die Flanke anrückenden Kolonne ließ sich schließen, daß die schon auf der Stelle befindlichen Franken um mehr als die Hälfte stärker seyn müßten, als die Deutschen — nicht gerechnet, was noch wie ein Sturmwolkenzug ohne Aufhören hinter ihnen herkam.

Nun galt es, sich mit möglichster Raschheit und Ordnung zurückzuziehen. Das brave Korps, durch seine Reiterey gedeckt, wandte sich im Sturmschritt gegen den Strom; machte unterwegs einigemal halt, und wies die Stürmer zurück — und erreichte mit Verlust von einigen hundert Todten und Gefangenen, welche auf dem Marsche abgeschnitten wurden, die Brücke. — Die Reiterey deckte nebst zwey Batterien den Uebergang; das Fußvolk gelangte gebückt, und schwimmend, und auf Böten hinüber; die Reiter warfen sich zuletzt in den Strom. Manche blieben vor der Brücke, manche fanden in den Wellen ihr Grab.

Es gehört nicht in den engen Kreis einer Anekdote, das nähere militärische Detail jenes Treffens, und den bald darauf forcirten Uebergang der Franken zu schildern. Genug, sie blieben den Tag und die Nacht nach diesem Gefechte noch diesseits des Stroms, trafen Anstalten zum Uebergange, und hielten das Dorf besetzt.

Unter den Gefangenen, welche sie an jenem Tage gemacht, befand sich ein östreichischer, kurzlich erst mit Verstärkung angelangter Obrist, der fechtend an der Spitze seines Regiments fiel, doch nicht tödtlich verwundet war, und mit andern gefangenen Offizieren in das Dorf gebracht wurde. Er hatte sich rühmlich unter den Seinigen ausgezeichnet, hatte dem Feinde sogar Bewunderung abgetrotzt, und wurde daher mit all der Achtung behandelt, welche der französische Krieger vor allen andern dem militärischen Verdienste darzubringen gewohnt ist. — Da in dem Flecken außer dem Rath- und Beamtenhause kein anders war, das sich für einen Offizier eignete, als allenfalls der sogenannte Pfarrhof, so ward der Obrist auf einer Tragbaare in denselben gebracht, und der sorgfältigsten Pflege der Frau Pfarrerinn empfolen.

Er war, obgleich schon nahe an funfzig, ein wohlerhaltener, schmucker, und kerngesunder Mann, dem das Feuer aus dem Auge blitzte, und der mit einem wahrhaft kriegerischen Aeußern die einnehmendste Leutseligkeit verband. — Man kann sich vorstellen, daß durch diesen Nebenumstand die Sorgsamkeit der Frau Pastorinn für seine Wiederherstellung eben nicht verminbert wurde.

Der Obrist hatte eine Schußwunde in die linke Schulter erhalten, die ihm, nebst der Erhitzung im Gefechte, ein ziemlich heftiges Fieber zuzog, und ihn die ersten Tage ganz unfähig machte, außer sich selbst Beobachtungen anzustellen. Nachdem er sich in soweit erholt, und die Wuth

des Fiebers nachgelassen hatte, fand er sich unter den Händen eines geschickten Wundarztes, in der stündlichen Pflege eines jungen liebenswürdigen Weibes, und in dem Familientreise eines biedern deutschen Dorfpfarrers — glücklich? das wagen wir bey einem Gefangenen und Verwundeten eben nicht zu sagen, aber doch getröstet.

Das erste, was er uns mittheilte, war: daß er aus dasiger Gegend gebürtig, und wol vor dreißig Jahren schon als ein Taugenichts unter die Soldaten gegangen sey; das Glück habe ihm Gelegenheit verschafft, sich im letzten türkischen, und jetzigen französischen Kriege auszuzeichnen, und Eigenschaften an den Tag zu legen, die so mancher in der Armee besitze, und so wenige, aus Mangel an Gelegenheit, geltend machen könnten; daß seine Mutter und einer seiner Brüder gestorben, habe er vorlängst erfahren: nun sey er höchst begierig zu wissen, ob etwa sein alter Vater noch lebe, und was aus seinen Geschwistern geworden? — Dabey nannte er den Namen seines Dorfes, und den seinigen.

Zufälliger Weise gehörte das Dorf — das eine halbe Meile seitwärts am Gebirge lag, in den Sprengel des Pfarrers, und der Name und die Familie des Alten war ihm sehr wohl bekannt. Er holte augenblicklich sein Kirchenbuch hervor, und erfreute den Obersten mit der officiellen Nachricht: „Der Alte lebe noch — nahe an achtzig; die Schwestern seyen gut verheirathet, und der jüngere Bruder Förster einige Stunden im Gebirge."

Das war Balsam in die Wunde des leidenden Obersten. Er befal seinem Bedienten, auf der Stelle zu dem Förster zu reiten, und — ohne ihm die Ursach zu entdecken, ihn in das Dorf zu entbieten. Zugleich bat er den Pfarrer, eine Chaise zu bestellen, und seinen alten Vater mit dessen beyden Töchtern abholen zu lassen.

Der Förster glaubte, es gelte eine Kontribution, und beeilte sich mithin ganz und gar nicht. Dem Alten hatten die Schrecknisse des nahen Treffens so zugesetzt, daß er das Bette hüten mußte; die Tochter wandelte Weibergeschen vor dem nahen Kriegsschauplatz an. — Was zu thun? — Das Fieber war gewichen, die Wunde zwar schmerzhaft, aber nicht gefährlich, die Sehnsucht nach der Heimathhütte und den theuersten Verwandten glühend, und durch Aufschub geschärft. — Der Obrist beschloß, selbst zu seinem Vater zu fahren.

Ich hatte das Glück, ein Zeuge und Theilnehmer dieses rührenden Wiedersehens zu seyn. Der alte Vater, ein reicher Pächter des Dorfes, saß — als wir seine von Bäumen umschlossene Hütte betraten, in einem großen Armstuhl das weiße ehrwürdige Haupt rückwärts gelehnt, die Augen halb geschlossen. Vor ihm sein Sohn der Förster, dessen Haus und Dorf Tags zuvor rein ausgeplündert worden, und der Weib und Kind zu seinem Vater geflüchtet hatte. Zu seinen Füßen auf einem Schemel — eine seiner Töchter, seine beyden Hände haltend, und mit dem Blicke der Liebe fragend: „Ob er nichts verlange?" — So trat der Obrist, den Arm in der Schlinge, ins Zimmer.

„Wohnt hier Pächter N.?" war sein erstes Wort.

„Ja, antwortete der Förster, hier sitzt er."

Der Obrist ging auf den Alten zu, und fragte mit freundlichem Lächeln: „ob er nicht einen Sohn in österreichischen Kriegsdiensten habe?"

„Ja, sagte der Greis. Leopold ist sein Name. Als Knabe war er ein Wildfang, und lief in die Welt. Als Mann soll er brav geworden, und wacker avancirt seyn. Kennen Sie ihn etwa?"

„Ja wol — sagte der Obrist, faßte seine Hände, küßte sein Angesicht, und weinte darauf, daß seine Thränen heiß über die Wange des Vaters rollten.

„Was ist Ihnen?" fragte der Greis.

Der Obrist. Ahnet Euch nichts? —

Der Greis. „Mein Gott, Sie werden doch nicht? — sollten Sie wol gar? — Leopold!"

Der Obrist. „Ja, seht hier Euren Leopold, der als böser Bube in die Welt lief, und als Obrist zu seinem Vater wiederkehrt."

Der Greis erhob sich rasch vom Stuhle, maß den Offizier mit großen Blicken, fragte: „Wärst Du es wirklich? — mein Sohn? mein Erstgeborner? seit dreißig Jahren verloren in den Stürmen der Welt?"

Der Obrist. „Wollt Ihr mich noch immer nicht kennen? Euern Leopold nicht, der Euch als Knabe bey aller Wildheit so lieb war? — Wohlan, so sehet diese Münze, die Ihr mir einst zur guten Stunde geschenkt, und die ich bis heute — wie theuer als alle Verdienstmedaillen auf dem Herzen getragen."

Hier zog er die Münze unter der Brustkrause hervor, und Vater und Bruder und Schwester erkannten sie sogleich, erkannten jetzt auch die theuren Züge und die Stimme ihres Lieblings, flogen in seine Arme, und stöhnten in Thränen das Entzücken des Wiedersehens aus.

Der Alte erlag diesem Sturm der Wonne, und mußte zu Bette gebracht werden. Die Schrecken des nahen Treffens schon hatten ihm beträchtlich zugesetzt; jetzt kam der jähreinfallende Blitz der Freude, und warf seine morsche Hütte um. — Er starb nach wenigen Tagen in den Armen des Obersten. Seine letzten Worte waren: „Gott hat mich nur darum bis hieher erhalten, um mir diese Freude mit ins Grab zu geben. — Lebe wohl, Sohn, und sey ein Vater den Deinigen." —

Er schlief so leicht und sanft hinüber, wie der müde Arbeiter nach vollbrachtem Tagwerke in den Schlummer sinkt. — Der Förster erhielt Ersatz für seinen Verlust aus dem Vermögen des Alten. Da seine Wunde den Obersten zum Dienste unfähig machte, so quittirte er mit Pension, und ließ sich in der Gegend nieder. An Thätigkeit gewöhnt, übernahm er die meisten Güter seines Vaters, und verwaltet sie seitdem zum Besten der Familie.

Solche Züge schöner Menschlichkeit trifft man nicht selten, wie Blumen in der Wildniß, mitten unter den Verwüstungen des Krieges an. Glücklich, wer sie gewahr wird, und sich durch ihre Schönheit wieder mit den Verirrungen einer verwilderten Natur aussöhnen kann.

Römisches Theater.

(Beschluß.)

Selbst Mlle. Häser kam in Gefahr, etwas von ihrem bisherigen mit so vielem Rechte verdienten Kredit zu verlieren. Man fand, wozu freylich auch das der Akustik nicht günstige Theater von Argentina beytrug, ihre Stimme zu schwach, ihre Aussprache ohne gehörige Artikulation, ihre Manier nicht italienisch genug. Kaum aber erschien die zweyte Oper Merope (von Cimarosa), die schon ehemals im Theater Aliberti Glück machte, und welcher jetzt neue Arien von Crescentini und andern beygefügt war, als plötzlich ihr bisheriger Ruhm aufs glänzendste hergestellt wurde. Des Beyfallklatschens und Herausrufens war kein Ende, und über die musikalischen Verdienste dieser Deutschen war nur eine Stimme e brava e bravissima! — Selbst das, daß die deutsche Aussprache des Italienischen dem Ohr der Italiener nie Genüge leisten kann, entschuldigte man nun nach Billigkeit. Es kann aber auch nicht geläugnet werden, daß Mlle. Häser (von den Italienern la Esser genannt), sich so sehr anstrengte, um bey dem so schwer zu befriedigenden römischen Publikum Ehre einzulegen, daß sogar bemerkt wurde, sie thue zu viel und ihre Stimme müsse darunter leiden, daß sie jeden Abend gleich vortrefflich singen wolle. Alle Musikverständige stimmen darin überein, daß Mlle. Häser jetzt die erste Sängerinn in Italien zu heißen verdient, und wie verlautet ist ihr von Mailand aus ein Antrag von 4000 Scudi Gehalt gemacht worden.

Die andern Sängerinnen, und so die Sänger außer dem obgedachten Zachinardi, verdienen keiner besondern Erwähnung. Gegenwärtig wird eine neue Oper für das Karneval einstudirt. Sie hat den Titel: Die Danaiden, und die so eben fertig gewordene Musik dazu, von der man günstige Erwartung hegt, ist von einem jungen talentvollen Musiker aus Perugia (der Vaterstadt des Duca Cesarini), Namens Mariachi.

Die Ballets mißfielen nicht; neue Dekorationen, reiche Kleidung, wohlausgeführte Maschinerie stellten das Publikum zufrieden, und man nahm es mit den Tänzern und Tänzerinnen nicht so gar genau. Die erste Tänzerinn, die sich die meiste Ehre machte, war eine Deutsche, wie es hieß, eine Landsmänninn der Mlle. Häser.

Bey alle dem war das Theater Argentina etwa nur an einem oder zwey Abenden ganz angefüllt, und man bemerkte, daß bey jeder Vorstellung eine große Anzahl Billete gratis ausgetheilt wurden, in der Absicht, damit das Theater sich im Kredit erhielte. — Die größte Gefahr für ein aufzuführendes Stück findet am ersten Abende statt. Der Entrepreneur eines rivalisirenden Theaters, wie das jetzt zwischen Valle und Argentina der Fall ist, sucht dann alles Mögliche zu thun, damit das neue Stück des Rivals durchfalle. Ohne Zweifel hätte die schon erwähnte Oper: Il colpevole deliberato, von Farinelli, mehr Glück gemacht, wenn es der Gegenpartie nicht gelungen wäre, Einfluß auf die Stimme des Publikum zu erhalten. Eben so suchte eine starke Anzahl solcher Miethlinge die neueste in Valle gegebene Opera buffa, vom Meister Fioravanti, durchfallen zu machen; aber der neapolitanische Unternehmer jenes Theaters, Namens de Santis, hatte solche Vorkehrungen getroffen, daß seine Partie das Uebergewicht behalten mußte. Indessen läßt das römische Publikum nur in dem Fall sich eine Intrigue gefallen, wenn die Musik wirklich gut ist; doch würde die beste Musik Gefahr laufen, verschrien zu werden, wenn das Savoir faire sie nicht unterstützte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bamberg, im März.

Das hiesige Theater wird mit Ende dieses Monats aufgelöst. Bey den ungünstigen Zeitverhältnissen und dem Mangel an Unterstützung war freylich dies zu erwarten; übrigens muß man dies in artistischer Hinsicht wahrhaft bedauern. Hätte dieses Institut Zeit gehabt, sich zu konsolidiren, so würde es unter den deutschen Bühnen bald einen bedeutenden Rang eingenommen haben.

Mad. Köhler, vormals beym Dessauer, nachher beym Würzburger Theater, ist im Fache der Anstands-Rollen und Heldinnen unstreitig eine der ersten Künstlerinnen, und kann kühn mit der berühmten Mad. Heudel wetteifern, die auch, zu ihrem Ruhme sey es gesagt, bey ihrem letzten Aufenthalte zu Würzburg ihr die größte Achtung und Freundschaft bewies. Jugend, Gestalt, Organ, Würde, Adel und Anstand vereinigen sich, um sie bey fortgesetztem Studium zur höchsten Stufe zu heben. Orsina, Elisabeth in Maria Stuart und Essex, Lady Milfort u. s. w., können schwerlich vollendeter, als von ihr, gegeben werden.

Dem. Viktorine Weyhrauch, ein reizendes, blühendes Mädchen, von 17 bis 18 Jahren, verspricht in der Oper und im Schauspiele — wahrlich ein seltner, und, unsre Jagemann ausgenommen, beynahe einziger Fall — einen gleich hohen Rang einzunehmen. Als Sängerinn hat ihre Stimme an Fülle, Kraft, Präzision und Geschmack des Vortrags, durch den Unterricht des schon mehrmalen in diesen Blättern erwähnten kenntnißreichen Hrn. Musik-Direktor Hofmann, in den letztern Monaten unendlich viel gewonnen; diese Fortschritte hat sie noch kürzlich im Sargino als Sophie, und als Briseide im Achilles, auf eine bedeutende Weise beurkundet.

Im Schauspiele eignet sich zwar ihr noch nicht ganz rundes Organ, und ihre Lebhaftigkeit und Beweglichkeit, vorzüglich zu muntern und naiven Rollen, allein auch im Fache der zärtlichen und tragischen Liebhaberinnen hat sie den Umfang ihres Darstellungs-Talents mehr als Einmal beurkundet. Noch kürzlich gab sie uns die schwere Rolle der Louise, in Kabale und Liebe, mit einer Einsicht und Wahrheit, die selbst den grämlichsten Tadlern Gerechtigkeit abdrang. — Mit einem Worte, man darf behaupten, daß der Besitz dieses liebenswürdigen, gebildeten, talentvollen, und was so wichtig ist, anspruchlosen und ihre Kunst mit Liebe erfassenden Mädchens, für jede Bühne als eine bedeutende Erwerbung zu betrachten ist.

Gerade jene Darstellung von Kabale und Liebe hat bewiesen, was auch eine kleine Gesellschaft, die nicht einmal Zeit hatte, sich zu organisiren, geschweige zu einem Ganzen (Ensemble) zu einigen, zu leisten vermag; es war eine der gelungensten auf dieser, so wie vielleicht jeder Bühne.

Mad. Köhler, als Lady Milfort, Dem. Weyhrauch, als Louise, Hr. Rousseau, als Ferdinand, Hr. Witt, als Wurm, Hr. Setting als Musikant Müller, und Hr. Jost, als Hofmarschall Kalb, ließen kaum etwas zu wünschen übrig.

B — n.

Räthsel.

Dem Schlitten nütz ich nicht, wohl geht auf mir der Wagen,
Und fehl ich mancher Uhr, so kann sie nicht mehr sagen,
Was der Herr Pfarrer sich von ihr versprichet.
Nun rathet, was ihr wollt — ein Rad? das bin ich nicht.

Auflösung des Logogryphs und der Charade in Nro. 72:
Clio. Klopstock.

Berichtigung.

In Nro. 72. Sp. 8. letzte Zeile, l. Vacarme, statt Couvent.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vierter Jahrgang.

1810.

April.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nieschlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstok.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Grosbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsäze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersezungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, ꝛc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedrukten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedrukte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsäze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsäze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen. Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Vier und zwanzig besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beilagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthl. 8 Gr. Sächsisch, wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kan. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Postamt in Stuttgart übernommen, das solche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schafhausen, so wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main ꝛc. für den besagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben ist.

Die HH. Korrespondenten belieben Ihre Briefe zu addressiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzusetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzugeben.

Inhalt.

Nro. 79. Brief aus Rom vom 1 März 1810. — Reise von Emden über St. Helena nach London. Von Fischer. — Anekdote von Heinrich VIII. Von W. Ld. — Elisabeth von England. — Korrespondenz-Nachrichten aus Kopenhagen, Paris.

Nro. 80. Empfang der Kaiserinn Königinn Marie Louise von Oesterreich in Strasburg. — Reise von Emden über St. Helena nach London. Zweyter Brief. — Bulle. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Beylage: Monats-Register vom März.

Nro. 81. Unsere Moden. Von —r—. — Empfang der Kaiserinn Königinn, Marie Louise von Oesterreich, in Strasburg. (Forts.) — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 82. Reise von Emden über St. Helena nach London. Dritter Brief. — Empfang der Kaiserinn Königinn, Marie Louise von Oesterreich, in Strasburg. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Fortgesetzter Bericht über die Rüge eines literarischen Falst in der Extra-Beylage Nro. 1 des Morgenblatts.

Nro. 83. An die Redaction des Morgenblatts. Von Lobesan Ernst. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 84. An die Rose, womit er den ersten des Brachmonats der heiligen Jungfrau Haupt bekränte. Von J. N. Gbz. — Dithyrambe. Von Weisser. — Reise von Emden über St. Helena nach London. Vierter Brief. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, aus der Schweiz. — Logogriphen. — Räthsel. — Auflösung des Räthsels in Nro. 78. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 7.

Nro. 85. Der Seefahrer. Ein Mährchen der Scheherezade. Von Weisser. Zweyte Reise. — Erläuternde Glosse über eine Stelle in der la Vallièrischen Romanze. Von Martyni-Laguna. — Die Illumination zu London, am Tage des Jubiläums 25 Okt. 1809. — Korrespondenz-Nachrichten aus Strasburg. — Musik-Beylage: Italienisches Lied Nro. VIII. Liebesbitte.

Nro. 86. Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. Die Kaskade von Taquendama. — Der Seefahrer. Zweyte Reise. (Beschluß.) — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom, Halle.

Nro. 87. Kunstbericht aus München. — Pittoreske Ansichten in den Cordilleren. (Beschluß.) — Römisches Theater. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 88. Feste in St. Cloud und Paris. 1. 2. Briefe. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Extra-Beylage, zum Morgenblatt Nro. 5.

Nro. 89. Feste in St. Cloud und Paris. 3. Brief. — Der Redner. Von Prof. Rommel. — Triumph väterlicher Liebe. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Berlin.

Nro. 90. An J. G. Jacobi. Von v. Neven. — Feste in St. Cloud und Paris. 4. Brief. — Der römische Policinello. — Anekdote. Von G. — Korrespondenz-Nachrichten aus der Schweiz. — Logogriph. — Räthsel. — Auflösung der Logogriphen und der Räthsel in Nro. 84. — Kupfer-Beylage: Der römische Policinello.

Nro. 91. Ueber die Reise des Hrn. Alex. v. Humboldt. — Feste in St. Cloud und Paris. 4. Brief. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 8.

Nro. 92. Nekrolog. Fourcroy. — Ein Brief von Joh. v. Müller. — Der Stall des Augias. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hofwyl, Mannheim. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 3.

Nro. 93. Die Hindus, von F. Balthasar Solvyns. — Nekrolog. Fourcroy. (Beschluß.) Von U. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien und Kaschau.

Nro. 94. Die Blume und der Quell. Von Fr. Thiersch. — An einen großen Künstler. Von v. Klein. — Die Hindus, von F. Balthasar Solvyns. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Frankfurt, Berlin.

Nro. 95. Ueber Erfindungen. Von P. F. — Die Hindus, von F. Balthasar Solvyns. (Beschluß.) — Vermischte Nachrichten.

Nro. 96. Geschichte eines Zwerges, wie er sie einem Edelmanne, bey dem er Dienste suchte, selbst erzählte. Von A. F. E. Langbein. — Vermischte Nachrichten. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Logogriph. — Räthsel. — Auflösung des Logogriphs und des Räthsels in Nro 90.

Nro. 97. Schah-Anlum, gegenwärtiger Kaiser von Indostan. Von Röck. — Surrogate. Von P. F. — Mythologische Erläuterung. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Strasburg.

Nro. 98. Schah-Anlum, gegenwärtiger Kaiser von Indostan. Von Röck. (Beschluß.) — Feste in St. Cloud und Paris. 5. Brief.

Nro. 99. Bruchstücke aus Haydns Leben. — Englische Miszellen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 100. Bruchstücke aus Haydns Leben. (Forts.) — Neue Erfindung. Von P. F. — Vermischte Nachrichten. — Korrespondenz-Nachrichten aus Oesterreich, aus der Schweiz.

Nro. 101. Standrede, gehalten am Allerseelentage der deutschen Schriftsteller. Von — r. — Bruchstücke aus Haydns Leben. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 102. Der Seefahrer. Ein Mährchen der Scheherezade. Von Weisser. Dritte Reise. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris. — Logogriphen. — Auflösung des Logogriphs und des Räthsels in Nro. 96.

Nro. 103. Lasset die Kindlein zu mir kommen. Von Böttiger. — Ueber die Verhältnisse der Deutschen in Warschau. Von M — n. — Korrespondenz-Nachrichten aus München.

Nro. 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. April, 1810.

In den Tagen des römischen Karnavals „scheint der Unterschied zwischen Hohen und Niedern einen Augenblick aufgehoben; alles nähert sich einander; jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten."

v. Goethe.

Brief aus Rom vom 1 März 1810.

Die Frage, ob das diesjährige Karnaval noch einmal dem vorjährigen, zu dem sich Niemand einfand, gleichen, oder wieder seine ehemalige Gestalt annehmen würde, ist nun so gut als entschieden, und das Alte: „was heute nicht geschieht, geschieht morgen," hat sich von neuem bewährt.

Die Einladung an das Publikum oder vielmehr die Bewilligung der Maskenfreyheit fand ohne wesentliche Abänderungen statt. Unanständige Masken, Masken mit Gewehr oder andern Waffen, waren verboten. Der Korso wurde erst spät, etwa eine Stunde vor dem Abrennen der Pferde, mit Militär besetzt, und die Wagen mußten früher, als sonst gewöhnlich war, sich zurückziehen.

Schon am ersten Tage fand sich, ungeachtet des schlechten Wetters, eine große Menge von Zuschauern ein. Jedermann war begierig zu sehen, für welches der vorher ausgesprochenen Urtheile der erste Nachmittag entscheiden würde. Die große Anzahl geflickter und bunter Decken, die aus den Fenstern zur Seite des Korso hingen, verriethen schon, was die herbeyströmende Menge selbst bewies, daß man im Ganzen auf das Karnaval rechnete. Wie hätte auch eine ganze Stadt, zu deren ausgezeichnetsten Belustigungen von jeher das Karnaval gehörte, mehr als einmal auf ein solches Vergnügen, das für alle Leiden des Winters zu entschädigen pflegte, oder doch den größten Theil der Sorgen wenigstens für acht Tage aus dem Laufe des Jahres hinwegnahm, freywillig Verzicht thun können? — Das Leben behauptet hier seine Rechte. Der Hang nach Genuß siegt über alles, was irgend eine Idee ihm entgegensetzen könnte, und kein Italiener hat im Ganzen für irgend etwas Vergangenes Gedächtniß oder Interesse, es sey denn, daß Eigennutz oder Rache dabey ins Spiel komme.

So muß man sichs erklären, daß Niemand in Ansehung des Veto vom vorigen Jahre weitere Skrupel empfand, und wenn bis jetzt im Korso nicht wie sonst ausgezeichnete Masken erschienen, so lag das nicht sowol im Mangel an gutem Willen, als an anderweitigen Ursachen, welche im Ganzen den großen Aufwand verbieten. — Vor dem Eintritte des Karnavals und während seiner Dauer selbst hatte der General-Gouverneur Miollis mehrere Bälle gegeben, wozu besonders der Adel eingeladen war. Auf diesen Bällen (en masque) wetteiferten Herren und Damen in Auffindung neuer und interessanter Masken, und so erwartet man, daß die letzten Tage des Korso und die Bälle (Festini) im Theater Aliberti den ehemaligen glänzenden Tagen oder Nächten des Karnavals nicht nachstehen werden.

*

Man hatte erwartet, daß statt des aus dem Korso weggenommenen Schnellgalgens die neue Guillotine in Ausübung gesetzt werden würde (man erinnere sich, daß ehemals das Karnaval zur Warnung an Ruhestörer mit einigen Exekutionen anfing). Es wurde sogar behauptet, man werde dreißig Verbrecher zu gleicher Zeit hinrichten. Die Sache war aber nur ein Geschwätz, und erst an einem der letzten Tage des Februar geschah die erste Hinrichtung mit der Guillotine. Der Delinquent war ein Sbirre, der sich eines

Mordes schuldig gemacht hatte. Der Verurtheilte war mit einem rothen Hemde bekleidet, und so war auch der Scharfrichter in seinem Gewande ausgezeichnet. Die neue oder der Mehrzahl des Volkes unbekannte Todesart machte erschütternden Eindruck, und so muß man es sich erklären, daß ein Zufall vielen gefährlich wurde und Mehrern Schaden brachte. Als nämlich nach der Hinrichtung, und nachdem der todte Körper schon weggeschafft worden war, sich viele Neugierige der Guillotine näherten, entstand vielleicht zufällig ein Gedränge, welchem die Sbirren wehren wollten, indem sie mit ihren Gewehren drohten. — Ungünstiger Weise hatten die bey der Hinrichtung selbst gegenwärtig gewesenen Gensdarmes sich entfernt. Die Römer, die es für schimpflich halten, von Sbirren sich etwas befehlen zu lassen, wurden mit letztern handgemein, bis plötzlich ein panischer Schrecken die ganze Menge ergriff, daß auf der übereilten Flucht viele der Fliehenden über einander zu Boden stürzten. Eine bedeutende Anzahl von Personen wurde beschädigt, ein Mann aus dem Volke brach das Bein. Den geringsten Verlust hatte gehabt, wer einen Hut oder sonst etwas an Sachen verloren hatte. —

*

Die officielle Nachricht aus Paris, daß Rom unmittelbar nach jener ersten Stadt des französischen Reiches den Rang einnehmen soll, macht hier große Sensation. Man sieht mit Unruhe und Verlangen den Vorrechten entgegen, welche der Kaiser dieser Stadt zu geben sich vorbehalten haben soll. Nach der Sage wird in Kurzem der ehemalige Konsul Cambaceres hier erwartet, und man schmeichelt sich, daß er erfreuliche Aufträge mitbringen werde. — Einstweilen geht alles noch im bisherigen stillen Gange fort.

Reise von Emden über St. Helena nach London. *)

Erster Brief.

Leer, März 1805.

Hier bin ich denn auf preußischem Grund und Boden, um auf das Schiff zu warten, das mich an Bord nehmen soll. Meine Abreise ist sehr schnell gekommen, indem der asiatische Rath meine Stelle durchaus besetzt wissen will. Leider muß ich aber mein liebes Weib nebst meinen drey Kindern fürs erste zurück lassen, denn es fehlt auf unserm Schiffe gar zu sehr an Raum. Dieser Abschied war das Härteste für mich, gebe nur der Himmel, daß unsere Trennung nicht lange dauern mag. *) So kam ich nach Gröningen, mußte mich der eingestellten Schuitfahrt wegen vollends zur Landreise entschließen, traf jedoch bey meiner Ankunft hier in Leer weder Kapitain, noch Supercargo an. Da nun an unsere Abreise noch gar nicht zu denken war, so miethete ich mich in ein Privathaus ein, und habe auf diese Art schon volle drey Wochen hier zugebracht.

Leer ist ein Flecken von ungefähr vier bis fünftausend Einwohnern, der hart an der Ems gelegen ist. Die Straßen sind eng, winklig und schlecht gepflastert, die Häuser altväterisch und geschmacklos gebaut. Von öffentlichen Gebäuden verdienen nur die reformirte, die lutherische und die katholische Kirche, so wie die neue Wage, einige Aufmerksamkeit. Das hiesige Klima ist feucht und unbeständig, und in den Wintermonaten ziemlich kalt. Die Lebensmittel sind gut, und — nach Verhältniß immer wohlfeil genug. Ueberhaupt glaube ich nicht, daß man hier über zu große Theurung klagen kann. So zahle ich z. B. für zwey meublirte Zimmer vorn heraus, nebst Licht, Heizung, Frühstück, Mittagsessen, Abendkollation u. s. w. nicht mehr als sieben Gulden holländisch die Woche, was gewiß äußerst billig ist.

Die Industrie und der Handel dieses Fleckens scheinen ziemlich blühend zu seyn; besonders höre ich, daß sehr viel feine Leinwand abgesetzt wird. Ueberdem befinden sich Lederfabriken, Seifensiedereyen und gute Schiffswerfte hier. Dies alles zusammen hat denn sehr großen Wohlstand verbreitet, den man besonders durch prächtige Gastmäler zu zeigen sucht. Diese pflegen, wie ich schon selbst erfahren habe, nicht selten acht bis zehn Stunden zu dauern, wobey natürlich der Bordeaux, Champagner, Hochheimer u. s. w. in Strömen fließen muß. Ueberhaupt scheinen die hiesigen Einwohner sehr gutmüthige, gesellige und lebenslustige Menschen zu seyn.

Was die Umgebungen von Leer anlangt, so sind sie wirklich recht angenehm; nur Schade, daß der fette Marsch-Boden nach anhaltendem Regen oft ungangbar ist. Ich habe indessen die jetzige trockene Witterung sehr gut benutzt, und mehrere artige Dörfer in der Nachbarschaft besucht. Dahin gehört z. B. Loga an der großen Straße nach Deutschland, ungefähr eine halbe Stunde von Leer, das beynahe selbst einem Flecken gleicht. Es gehört dem Grafen von Wedel, der ein prächtiges Schloß mit einem schönen Garten daselbst bewohnt. Eben so findet man mehrere artige Landhäuser in Loga, welche das Eigenthum vornehmer Kaufleute sind. Ein anderer benachbarter Vergnügungsort ist Bollinghusen, eine Art Gehöfte, das dem Baron von Reede gehört. Man findet hier einen schö-

*) Lotgevallen en Ontmoetingen op eene misluxte. — Reize naar de Kaap de goede Hoop, in de Jaren 1805—1806. Door H. Potter, Harlem 1808. 4 Bde., 8. Wir liefern hier nur den Hauptinhalt der beyden ersten Bände; die Quintessenz der beyden letzten haben wir bereits unter dem besondern Titel: „Kleine Reisen durch England in den Jahren 1806" Nro. 13 u. fgd. mitgetheilt.

Fischer.

*) Der Verfasser war zum Pfarrer der reformirten Gemeinde in der Kapstadt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung erwählt.

nen Park und Garten, so wie ein sehr gut eingerichtetes Wirthshaus, wo Sonntags Tanz zu seyn pflegt. Ueberhaupt wird Bollinghusen sehr häufig, und besonders im Sommer fast täglich besucht.

Wer einsame Spatziergänge liebt, der findet hierzu ebenfalls manche Gelegenheit. Da ist z. B. das kleine artige Dörfchen Esklum, am rechten Ufer der Ems, das mit sehr schönen Wiesen umgeben ist, oder der Pyptenberg, eine gute Stunde von Leer, ein ziemlich ansehnlicher Hügel, von dem man eine angenehme Aussicht auf den schlängelnden Fluß und einen großen Theil von Ostfriesland hat. Eben so kann man auch den sogenannten Oort besteigen, eine andere Anhöhe ganz nahe bey der Stadt, wo man den Lauf der Ems bis Emden verfolgen kann. Eben so mag man auch zur Abwechslung das Wirthshaus am jenseitigen Ufer der Ems besuchen, u. dgl. m. — Hier haben Sie denn alles, was ich Ihnen von Leer zu sagen weiß.

Nach langem Hoffen und Harren ist endlich unser Schiff hier angekommen, und nimmt bereits seit gestern den letzten Theil seiner Ladung ein. Es ist ein artiges, aber freylich sehr kleines Fregatteschiff, wo es allerdings gewaltig eng hergehen wird. Der Kapitän, ein geborner Ostfriese, scheint ein recht braver Mann zu seyn, hat aber noch keine einzige große Reise gemacht. Dafür haben wir aber einen desto erfahrenern Steuermann und Supercargo, die beyde verschiedenemale in Ostindien gewesen sind. Die Equipage ist etwas schwach, vielleicht kaum zehn, zwölf Mann zusammen, was für eine so weite Reise beynahe zu wenig scheint. Indessen wollen wir hoffen, daß die schöne Wilhelmine, dies ist der Name unsers Schiffes, das Zutrauen ihrer Verehrer rechtfertigen wird. Leben Sie wohl! Wahrscheinlich segeln wir schon in einigen Tagen vollends nach Emden hinab.

Anekdote von Heinrich VIII.

Als einst der König (erzählt von Heinrich VIII Hubert Thomas in seiner Lebensgeschichte des Pfalzgrafen Friedrichs II, der ihn abgeordnet hatte) lange mit mir auf und nieder gegangen war, bekam er Durst, und befahl, zwey große Pokale, einen mit Wein, den andern mit Bier gefüllt, hereinzubringen. Er überließ mir die Wahl. Er selbst, sagte er, wolle mit vortrinken, damit ich sehen möge, daß auch die Engländer und ihr König dazu nach deutscher Sitte zu trinken verständen; ich möge dann meinem Fürsten berichten, daß ihm, wenn er einmal, dem Könige sehr willkommen, nach England käme, keine Zechbrüder fehlen würden. Ich antwortete dem Könige, es sey nicht meine Gewohnheit, und mein Fürst habe es bey Verleihung eines Ringes, den ich vorzeigte, verboten, auf solche Weise Becher zu leeren. Aber euer Fürst, erwiederte der König, hat kein Recht in meinem Lande, hier bin ich allein Herr und Gebieter. Als ich noch immer zögerte, denn mich schreckte des Bechers Größe, fragte er weiter, was die Strafe des Uebertretens sey. Rückgabe des Ringes, antwortete ich, und obendrein ein Goldguiden an die Armen. Hier habt Ihr einen Goldguiden, und hier einen andern Ring, versetzte er, und leerte auf einen Zug den Becher mit Bier. Ich aber konnte meinen Weinpokal nur auf vier Züge leeren. W. Ld.

Elisabeth von England.

Sehr interessant ist die Relation Melvills, welchen die unglückliche Maria Stuart an die Königinn Elisabeth sandte, über seine Aufnahme, und zeigt uns in dieser großen Monarchinn das Weib mit allen seinen Schwächen.

Sie erschien während Melvills Anwesenheit täglich in einer andern Nationaltracht, und fragte den Gesandten: welche nach seiner Meinung sie wol am besten kleide? Melvil stimmte für die italienische, und dies schien ihr zu gefallen, weil sie in den kleinen italienischen Mützen, die man damals trug, ihre blonden (vielmehr goldgelben) Haare am besten zeigen konnte; denn mit diesen prunkte sie gerne.

Sie fragte den Gesandten: welche Farbe von Haaren man für die schönste hielte, die ihre, oder die seiner Königinn? (Maria war brunett.) Der Gesandte half sich so gut er konnte.

So wollte sie auch wissen, welche von ihnen größer sey? Maria, antwortete Melvil.

Sie muß also zu groß seyn, erwiederte Elisabeth, denn ich bin weder zu klein noch zu groß.

Sie fragte nach Mariens Ergetzungen. Melvil antwortete unter andern, sie spiele bisweilen die Laute, oder das Klavier.

Spielt sie gut? fragte Elisabeth. Gut genug für eine Königinn! war Melvils Antwort.

Nach Tisch ließ ihn ein Höfling (Lord Hansdemi) in eine entfernte Galerie gehen, um Musik zu hören, und gab ihm zugleich einen Wink: die Königinn selbst werde spielen.

Sie spielte wirklich. Plötzlich schien sie den Gesandten zu bemerken, fuhr heftig auf, empfing ihn mit Faustschlägen, und wollte wissen, wie er dazu gekommen wäre, sie zu belauschen, da sie nie öffentlich spiele.

Als der Gesandte sein Geschäft geendet hatte und sich beurlauben wollte, erhielt er Befehl, noch zwey Tage zu bleiben, und zwar um — wie er nachher erfuhr — Se. Majestät tanzen zu sehen! — Nach dem Tanze fragte sie ihn: Ob sie oder seine Königinn besser tanze? — Melvil half sich auch hier als ein gewandter Höfling, und versicherte: Ihre Majestät tanzten mit mehr Ernst und Gravität. —

Nie ist wol das Spiel der Gefallsucht, Eitelkeit und des weiblichen Neides weiter getrieben worden, die endlich der unglücklichen Maria das Leben kosteten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kopenhagen, 1 Febr.

Zur Feyer des 43ten Geburtstages unsers geliebten Monarchen wurde auf dem hiesigen Theater ein pantomimischer Prolog: „Der Traum," mit Tänzen vom Balletmeister Galeotti, und Musik vom Konzertmeister Schatt, und Aret und Voldborg, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, vom Prof. Oehlenschläger, mit Chören, komponirt vom Prof. Knudsen, aufgeführt. Zum Schlusse sprach der Schauspieler Heger einen Epilog, welchen ebenfalls Oehlenschläger verfertigt hatte.

Wattich, welcher nun 7 Jahre außer Landes zugebracht, und seine Talente vorzüglich in Rom, durch Studium der alten Kunstdenkmäler entwickelt hat, wird zurück erwartet. Wie viel sich das Vaterland von diesem Künstler versprechen darf, erhellet aus folgendem Schreiben der hiesigen Kunst-Akademie vom 2ten v. M. an seinen Vater: „Die Akademie ist Ihnen außerordentlich für das Vergnügen verbunden, das Sie ihr durch Uebersendung einiger von Ihrem Herrn Sohne gezeichneten und gemahlten Theater-Dekorationen gemacht haben. Sie hat diese Arbeiten mit beyfallsvoller Zufriedenheit betrachtet, und wünscht sich und dem Vaterlande zu einem Künstler Glück, der so viel in einem bisher bey uns wenig betriebenen Kunstfache verspricht. Da er sich durch diese Werke der Aufnahme würdig gemacht hat, so soll er, ohne weitere Receptionsstücke zu verfertigen, wenn er sich nach seiner Rückkunft anmeldet, in die Akademie aufgenommen werden."

Die Professoren Schlegel, Thorlacius, P. E. Müller, Engelstoft, Oersted und Hornemann beschäftigen sich mit Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel: „Nachrichten über ausländische Literatur," (Efterretninger om udenlandsk Litteratur), worin sie kernvolle Auszüge ausländischer Recensionen mittheilen wollen.

Paris, 15 März.

Während das Feuilleton vom Journal de l'Empire die gelehrten Sitzungen des Athenee von Paris etwas ins Lächerliche zieht, und den Professor der Dramaturgie (Hr. Lemercier) zu jung, jenen der Deklamation (Hr. Larive) nicht mehr jung genug findet und daher wünscht, daß der erstere dem letztern sein Feuer, dieser jenem seine Wichtigkeits-Miene liehe, nimmt der Mercure de France beyde in Schutz, und schnellt dafür gegen den vom Feuilleton mit Recht gepriesenen Hellenisten, Hrn. Gail, einige Witz-Pfeilchen ab. So sagte er unlängst, daß man sich mit Unrecht beklage, daß in den Sitzungen selten le mot pour rire Platz greife, da doch jener gepriesene Hellenist erst unlängst bey Gelegenheit der Vergleichung der griechischen und französischen Tragiker gesagt habe: „Daß Voltaire seinen Wachsstock an der Fackel des Sophokles angezündet hätte." Wer bey alle dem zu beklagen ist, sind die Freunde jener, die das Athenee besuchen. Wer sich dort fleißig einfindet, ist für alle Partien seiner Freunde verloren: der eine Professor liest um 2 Uhr, der andre um 3 Uhr, der dritte um 6 Uhr, der vierte um 8 Uhr; die Zwischenzeit ist kaum hinreichend, zum Restaurateur zu eilen, und seine Tasse im Café de Foy zu nehmen, und so sehen sich die Freunde von beyden Parteyen höchstens nur im Vorübergehen auf der Straße, wo der im Athenäum Abonnirte sich den Schweiß von der Stirn trocknend dem Nichtabonnirten zuruft: Pardon, je suis pressé.

Ein ganz einziger Prozeß ist vor dem Gerichtshofe von Nimes anhängig. Zwey Aerzte stritten sich über die wesentlichen Eigenschaften eines Mannes ihres Standes, und ihr Streit wurde stadtkundig. Da läßt ein junger Kaufmann in das Journal du Gard einen Brief einrücken, des Inhalts: Daß er einen einzigen Mann kenne, welcher des Doktors-Titels würdig wäre, das sey Maitre Durand, Traiteur, bekannt durch seine köstlichen Gerichte; zugleich setze er 50 Bouteillen des besten Bordeaux-Weines als Preis für den aus, der das beste Gedicht auf diesen neuen Doktor machen würde. Sogleich sind alle Federn des Departements in Bewegung; der poetische Areopag versammelt sich, um über die eingesandten Stücke zu berathschlagen: aber sie sind alle von gleichem Feuer; alle scheinen zum Voraus von dem Nektar eingehaucht zu seyn, welcher der Preis der Bewerbung seyn sollte. Wie nun entscheiden? Man nimmt endlich zu einem Mittelwege die Zuflucht, der aber auch hier das Unglück hat, nicht alle Parteyen zu befriedigen: man verordnet, daß der hochgeehrte Mäcen für den Werth von 50 Bouteillen Bordeaux-Wein ein Gastmahl bey Durand, des Traiteurs, der Preiswerber, der Richter, und des Preisvertheilers würdig, geben, und übrigens blos einen Ehrenpreis verleihen sollte. Alles war mit dem Ausspruche zufrieden, denjenigen ausgenommen, der den Ehrenpreis erhielt, und der auf den verheißenen wirklichen Ausspruch machte. Um ihn zu besänftigen, schickte man ihm ein Fäßchen gemeinen Wein, das er aber mit Unwillen zurücksandte. Nun war kein Mittel übrig, als vor Gericht die Sache auszumachen; der Prozeß ist anhängig gemacht, der rühmte Rechtsgelehrte vertreten beyde Parteyen, und man ist äußerst begierig auf die Entscheidung, ob die Hippokrene für ihre Bramanen ewig nur Wasser, oder, nach dem Beyspiel andrer Fontainen in großen Städten, bey außerordentlichen Gelegenheiten auch Wein springen lassen soll.

Ein gewisser Hr. J. Dau.... Del..., des Pyrénées hat unlängst ein Werk angekündigt, das ganz einzig in seiner Art ist. Es führt den Titel: De l'état sauvage considéré comme le dernier degré de dégénération de l'espèce humaine. Man sieht wohl, daß es gegen Jean-Jaques gemünzt sey; allein die Beweise, die er wählt, werden schwerlich je in eines andern Menschen Gehirn gekommen seyn. Alle Völker, sagt er, waren anfangs gut policirt ꝛc., aber sie verfielen alle, die Juden ausgenommen, weil sie leichtfertig, unbesonnen, frivol, enfin wahre petits-maitres wurden. Man wird nicht errathen, wie die petits-maitres in die Geschichte kommen; Hr. J. Dau.... Del.... beweist dies aus der Schrift. Die Juden, sagt er, nannten alle andere Völker gentils (gentiles); dies Wort hat offenbar einen mystischen Sinn, und enthält in sich die wahre Ursache des Verfalls der Völker, nämlich den Petit-Maitre-Geist, der sich ihrer bemächtigte. C'est aussi, fährt der Verfasser fort, le petit maitre, c'est l'homme gentil, qui a produit la classe des gentilshommes, et c'est l'institution de la gentilhomanie qui a produit chèz nous la dégénération et la barbarie. Hr. Dau.. Del.. beweist dies aus drey Gründen: 1) weil die Gentilshommes sich ihrer Unwissenheit rühmten, wie das aus der Formel hervorgeht, die man unter vielen Akten findet: Lequel a déclaré ne savoir signer, attendu sa qualité de gentilhomme! 2) weil die Gentilshommes immer suchten, sich den zwey- und vierfüßigen Thieren und Reptilien zu nähern, wie man das aus ihren Wappenschildern ersieht, wo Tiger, Schlangen ꝛc. zu sehen sind, und wodurch der gentilhomme deutlich zu sagen scheint: „Fürchte mich wie einen Tiger, wie eine Schlange," ꝛc.; 3) weil die Schrift ausdrücklich sagt: daß die gentils, von ihren Reichthümern und Künsten verführt, Feinde Gottes wurden: ein Verderben, welches immer weiter um sich gegriffen hätte, wenn nicht die christliche Religion die gentils in die Kirche getrieben hätte. Man sieht sich fast in Versuchung zu glauben, der Verfasser habe Satyre schreiben wollen. Ist es ihm aber Ernst, so hat er seine Vorbilder, die celtischen und belgischen Etymologen, weit hinter sich zurückgelassen.

Nro. 80.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 3. April, 1810.

— Im Auge Hoheit, Huld und Menschenliebe!
Im Antlitz sanfte Majestät,
Und in der Seel' erhabne königliche Triebe,
Die jede That verräth! — —
O schlagt an eure besten stärksten Saiten,
Daß es durch alle Zonen klingt,
Und Sie, von Ihr entzückt, der Barde spätster Zeiten
In seine Harfe singt.

Mastalier.

Empfang der Kaiserinn Königinn Marie Luise von Oesterreich in Strasburg.

Hohe Wichtigkeit mußte in dem Momente liegen, als die Fürstinn, von Napoleon zur Genossinn seines Thrones erkoren, Galliens Boden betrat; bedeutungsvoll der erste Eindruck seyn, der jetzt bey der Monarchinn, bey den Unterthanen, entstand.

Dem Eifer der Gewalten zur Anordnung der Feyerlichkeiten, welche diesen Augenblick zum Andenken der Nachkommen begleiten werden, begegnete der Wunsch der Bewohner Strasburgs, ihre dankbare Ergebenheit dem Beherrscher kund werden zu lassen, der so oft die drohende Gefahr von dieser Gränze abwälzte, der jetzt durch einen Bund, durch Weisheit geleitet, von Hoffnungen umschwebt, eine heitere Zukunft erblicken läßt; — ihr Wunsch, mit Liebe der Fürstinn entgegenzukommen, durch deren Hand die Ehrfurcht der Völker für Oesterreichs altes Kaiserhaus, auf Jahrhunderte von Ruhm und Macht gegründet, mit der Bewunderung verschmilzt, welche die selbsterrungene Größe des Helden gebietet, der Jahrhunderte von Ruhm in sich vereint, und die Pforte einer neuen Weltgeschichte zu eröffnen scheint. — Die Aufmerksamkeit des Souverains war selbst den Anstalten, die hier getroffen wurden, nicht fremd, und ein gütiger Blick fiel auf die rege Bereitwilligkeit der Behörden und der Bürger.

Den 22 März um Mittag hatte ein Glockenzeichen die Autoritäten versammelt; die Truppen rückten aus. Auf dem hohen Münsterthurme wehten Fahnen.

Nachmittags gegen 4 Uhr verkündeten die Kanonen von Kehl die Annäherung der Kaiserinn. — Noch auf deutschem Boden, zunächst an der Gränzscheide, stand ein Triumphbogen aus Fichtenzweigen, welchen die Badensche Gemeinde Kork errichtet hatte, mit der einfachen Inschrift: Germaniae (sic) memor. An der Gränze des französischen Kehls empfing die Kaiserinn die Bewillkommung des Präfekten.

Und nun war der glänzende Zug auf der Rheinbrücke, unter Begleitung der Abtheilungen Kavallerie und der reitenden Ehrengarde, die sich entgegen begeben hatten. Zu beyden Seiten der Brücke stand Infanterie im Spalier. Die Rheinbrücke war durch eine Doppelreihe Fichtenbäume zur Allee umgeschaffen, Fichtenzweige umschlangen in dichtem Gewebe die äußern Geländer. Ein überraschender Anblick; — aber größer die einfache Brücke in stolzer Ruhe über dem unbändigen Strome!

Um 4 Uhr war Marie Luise von Oesterreich auf Galliens Boden, empfangen vom frohen: Es lebe die Kaiserinn! Hier, an dem Triumphbogen, schon von Kaiser Napoleon an diesem Rheinufer errichtet, hatte der Maire mit dem Munizipalkorps und verschiedenen Civilbehörden die Monarchinn erwartet; Abtheilungen der Ehrengarde und der Elitenkompagnien der Nationalgarde waren links und rechts aufgestellt mit der Musik der Korps. Die Anrede des Maires erwiederte die Kaiserinn auf das huldreichste.

Auf die Rheininsel hatten sich nur die Autoritäten und dann die Zöglinge des Lyceum, die ihre Stelle bey Desaix's Monument einnahmen, begeben dürfen; denn Zuströmung der Menge hatte wegen der Lokalbeschaffenheit hier Unfälle befürchten lassen.

Ein neues Frohlocken und Vivatrufen begegnete daher der Kaiserinn, diesseits der kleinen Rheinbrücke sich immer mehrend, bis es beym Einzuge in die Stadt selbst in höchster Fülle die Wagen umhallte, um welchen die ganze Bevölkerung und unzählige Fremde zusammenwogten. Hinein tönte das festliche Geläute aller Glocken, die Artillerie-Salven der Wälle. Alle Häuser vom Stadtthore bis zum Pallaste waren mit Guirlanden behangen, so wie überall, wo die Kaiserinn während ihres Aufenthalts und bey ihrer Abreise vorbeykam. Auf dem Glacis vor dem Thore stand links und rechts Infanterie in Schlachtordnung, und dann im Spalier längs den Straßen. — Schon diesen Abend war allgemeine Beleuchtung.

Um Mittag am 23 setzte sich der feyerliche Zug der Handwerker in Bewegung, und blieb in den Straßen vom Versammlungsplatze (dem Broglie) an dem Pallaste (längs der Meisengasse, dem Paradeplatze, Fischmarkte) aufgestellt bis zum Augenblicke des Vorbeymarsches über die Terrasse. Gleich nach der Vorstellung aller Autoritäten, die eben jetzt erfolgte, erschien um halb zwey Uhr die Kaiserinn auf dem Balkon. Neben J. M. zeigte sich die Königinn von Neapel und der Fürst von Wagram und Neufchatel; auch bemerkte man außer mehrern Hofdamen und Hof-Kavalieren den Präfekt und den Maire der Stadt. Der Zug begann unter Begleitung der Musik, welche dem Balkon gegenüber aufgestellt war. Von jedem Handwerke hatten sich alle Meister und eine große Anzahl Gesellen einfinden dürfen; die Töchter der Meister, weiß gekleidet, mit Blumen und Bändern geschmückt, waren gruppenweise bey jedem Handwerke vertheilt. Alle waren in festlicher Kleidung, bey mehrern befand sich eine gewisse Anzahl Jünglinge in besonderm, meistens dem Handwerke eigenthümlichem Kostum; so zeigten sich die Bäcker in weissen kurzen Jäckchen mit blauen Bändern, die Fischer in solchen mit grünen Bändern, die Jünglinge und Mädchen der Metzger in rothen Scharlachjäckchen, die Zimmerleute in den langen blauen Röcken mit reinlichen Schurzfellen u. s. w. Mit Geschmack und Sinn waren durchgängig die Embleme und Industrie-Proben jedes Handwerkes gewählt. Die Maurer hatten das Modell des Napoleon-Theaters und eines Minerventempels, die Zimmerleute das eines Kirchthurms und Dachstuhls, die Schiffer und Schiffbauer ein in vergoldetem Silber zierlich gearbeitetes Schiff, und Modelle von Plattschiffen, die Goldarbeiter einen Aufsatz mit den reichen geschmackvollen Produkten ihrer Arbeit ausgerüstet, die Drechsler eine Weltkugel, auf welcher der Adler thront. (Die Fortsetzung folgt.)

Reise von Emden über St. Helena nach London.

Zweyter Brief.

Ich fange diesen Brief an Sie an, ohne jedoch zu wissen, wie oder wann er Ihnen zukommen soll. Indessen werden wir doch vielleicht einem Schiffe begegnen, das nach einem vaterländischen Hafen bestimmt ist, und ein Paket von uns mitnehmen kann. — Nach Abgang meines letzten blieb ich ungefähr nur noch acht Tage in Leer. Unterdessen nahm das Schiff vollends seine Ladung ein, und segelte endlich den Fluß hinunter, um auf der Rhede von Emden vor Anker zu gehen. Da nun der Wind günstig zu werden schien, so folgten wir acht Passagiere zu Lande nach, kamen glücklich an Bord, und nahmen zu zwey von unsern Hütten Besitz. Emden selbst habe ich so gut als gar nicht gesehen, indem das Schiff, des seichten Wassers wegen, wol anderthalb Stunden davon lag.

Mein erstes Geschäft war nun, die kleine Hütte in Ordnung zu bringen, die mir nebst meinem Gefährten angewiesen worden war. Denken Sie sich einen kleinen Verschlag, der ungefähr sechs Fuß lang, fünf Fuß breit und vier Fuß hoch seyn mag, und Sie haben einen vollständigen Begriff davon. Von dieser Breite müssen Sie aber wenigstens drey Fuß auf die zwey Kopen oder Schlafstellen abrechnen, die in der einen Wand, eine zu oberst, die andere zu unterst, befindlich sind. Sie sehen also wol, daß es bey uns gewaltig eng zugeht, und daß man jedes Winkelchen benutzen muß. Ueberdem fehlt es uns gar sehr an Licht, indem die Hütte nur durch ein kleines viereckiges Fenster in der Thüre erleuchtet wird. Unterdessen ging es mit unsrer Einrichtung dennoch über alle Erwartung gut, indem mir mein ehrlicher alter Reisegefährte das ganze Geschäft allein überließ. Was wir daher am nöthigsten brauchten, wie z. E. Wäsche, Kleidungsstücke u. dgl., ward unter die Matratzen gepackt, oder theils zum Haupte, theils zu Füßen der Kope untergebracht. Andere Sachen, wie z. B. Töpfe mit Eingemachtem, Thee, Kaffe, Zucker, Gläser, Seife u. s. w. fanden ihren Platz in einem Schränkchen an der andern Wand, oder wurden an der Decke der Kope zwischen den Balken befestigt, so gut es möglich war. Unsre größeren Provisionen, wie Wein, Liqueur, Selterser-Wasser u. s. w., kamen unter die Kajüten-Treppe, so daß man sie alle Augenblicke finden kann: mit einem Worte, in ungefähr drittehalb Stunden hatte ich unsre ganze kleine Haushaltung in Ordnung gebracht. Wir nahmen hierauf unser Abends-Essen ein, und schliefen diese erste Nacht vollkommen wohl.

Am andern Morgen begab ich mich auf das Verdeck, und fand daselbst alles in der größten Unordnung. Das Schiff ist so voll geladen, daß man die besten Sachen nicht mehr in den Raum bringen kann. So müssen denn die Fleisch- und Gemüse-Tonnen u. s. w. sämmtlich auf dem

Verdecke bielden, wodurch der Platz außerordentlich beengt, und das Arbeiten nicht wenig erschwert wird; dazu kommen denn eine Menge Passagier-Güter, Matrosen-Kisten u. s. w., was alles darunter und darüber steht. Man war eben beschäftigt ein wenig aufzuräumen; indessen ist es so ziemlich bey dem Alten geblieben, weil man die Sache gleich Anfangs versehen hat. Wir Passagiere machten bey dieser Gelegenheit eine Bemerkung, die uns gewaltig zu denken gegeben hat. Wir trafen nämlich von allen den schönen Provisionen an frischem Fleische, an Hühnern, Gänsen u. s. w., die uns der Kapitän versprochen hatte, nicht das Mindeste an. Zu dem Ende beschlossen wir, einige Ochsen-Viertel u. s. w. von Emden kommen zu lassen, was denn auf denselben Nachmittag wirklich bewerkstelligt ward. Indessen wußten die Emdner wie gewöhnlich die Pfeifen im Rohre zu schneiden: ein Huhn z. B. ward mit anderthalb Gulden holländisch bezahlt, u. dgl. m.

Als ich am folgenden Morgen erwachte, war das Schiff bereits unter vollen Segeln, und flog pfeilschnell durch die purpurnen Wellen dahin. Gegen Abend befanden wir uns schon am Eingange des Kanals, und konnten die hohen pittoresken Küsten von England deutlich vor uns sehen. In der Nacht bekamen wir heftigen Gegenwind, der aber zum Glück nur einige Stunden anhielt. Indessen richteten die ungeheuern Stürzeen (überschlagenden Wellen) beträchtlichen Schaden an. So wurden z. B. die Kajütenfenster eingeschlagen, und alle darin befindlichen Mobilien ruinirt. Denken Sie sich hiezu das Geschrey der Matrosen, das beständige Rufen der Kapitäns durch das Sprachrohr, das schauerliche Toben des Windes in dem Tauwerke, und das furchtbare Krachen des ganzen Schiffes überhaupt. — Gewiß, mein Freund, wer niemals auf der See gewesen ist, der hat auch keine Vorstellung davon. Mit Anbruch des Tages sprang der Wind wieder zu unserm Vortheile um, und trieb uns wie im Fluge längs der pittoresken englischen Küste den Kanal hinaus.

Ehe wir indessen Cap Lezard, die südwestlichste Spitze von England, passirten, gab es an unserm Boord einen sehr heftigen Streit, der unserer Reise auf einmal ein Ende zu machen schien. Sie erinnern sich, daß es mit den frischen Vorräthen des Kapitäns allerdings nicht zum Besten stand. Ich muß hinzusetzen, daß unsere ganze Beköstigung überhaupt über alle Beschreibung elend war. Gleichwol ward für unsere Ueberfahrt eine sehr beträchtliche Summe gezahlt, auch hatte sich der Kapitän zu einer ganz andern Tafel anheischig gemacht. Dies veranlaßte nun zwischen ihm und dem Supercargo eine Erklärung, wobey dieser von der Leber weg sprach, und von uns Passagieren aufs Kräftigste unterstützt ward. Hierüber geriet aber der Kapitän in eine solche Wuth, daß er wieder nach Emden zurückzukehren beschloß, und auch wirklich das Schiff wenden, und gegen die englische Küste antaviren ließ. Indessen besann er sich allmählich eines Bessern, nahm seinen unvernünftigen Befehl zurück, und ersäufte seinen Zorn in einigen Flaschen Port-Wein, wovon er ein großer Liebhaber zu seyn scheint. Auf diese Art sind wir denn glücklich in den Ocean gekommen, und steuern nun immer nach Südwest fort.

Unsere tägliche Lebensart ist einförmig, aber dennoch nicht ohne Genuß für mich. Ich theile meine Zeit zwischen die Lektüre, die Meditation, und die Gesellschaft, wobey jener vorzüglich der Morgen, dieser der Nachmittag gewidmet ist. Um acht Uhr wird gefrühstückt, was immer gemeinschaftlich in der Kajüte geschieht; um zehn Uhr geht es nach dem sogenannten Kaffehause, ebenfalls in der Kajüte, wo jeden Tag einer von uns den Wirth machen, und die andern mit Genever und dergleichen traktiren muß. Um zwölf Uhr folgt das Mittagsessen, wobey jeder aus seinen Provisionen ein Dessert aufsetzt, und so die ewigen Kartoffeln und das ewige Salzfleisch u. s. w. etwas erträglicher macht. Um drey Uhr Theestunde, Konversation, Kommerz-Spiel nach Belieben, wobey natürlich die Pfeife nicht vergessen wird. Um sieben Uhr Abendessen, und dann zu zwey bis drey eine Wein- oder Punschpartie, auch wol zuweilen ein leichtes Quartett, indem es uns nicht an Instrumenten fehlt. Um zehn Uhr endlich Schlafenszeit; wenigstens muß es in allen Hütten stille seyn. Den Tag bringen wir meistens auf dem Verdecke, und zwar unter einem Sonnendache vor der Kajüte zu.

So weit hatte ich diesen Vormittag geschrieben, als in Südosten ein Fahrzeug aufzutagen anfing, das bald für ein dänisches Schiff erkannt ward. Es hielt auf uns zu, und kam uns endlich vor einer halben Stunde so nahe, daß eine Unterredung möglich geworden ist. Es kommt vom Kap, und ist nach Rotterdam bestimmt. Der Supercargo hat eine lange Unterredung mit dem Kapitän gehabt, und wird ihm ein Paket mitgeben, worin auch dieser Brief ein Plätzchen finden soll. Leben Sie wohl, geliebter Freund! meinen nächsten erhalten Sie wahrscheinlich aus der Kapstadt selbst.

Bulls.

„So machen Sie's alle!“ rief ein Theaterkassier ärgerlich, als dem verdienten Schauspieler M. eine Pension ausgesetzt wurde; „Sie alten und jagen, bis sie zwanzig Jahre durch gespielt haben, um die Pension zu erschnappen.“

*

Ein Lebensatter stürzte sich zweymal in's Wasser, und zweymal zog ihn ein Taglöhner heraus, der in der Nähe arbeitete. Jetzt erhängte sich der Hypochonder am nächsten Baume. Warum hast du ihn nicht zum Drittenmale gerettet? wurde der Taglöhner gefragt. „Je nun! Er war ganz durchnäßt, und ich glaubte, er wolle sich trocknen.“

*

U. heftete folgendes an seine Thür: „Ich komme heute erst gegen Mitternacht zu Hause. Sollte es zu dunkel seyn, um dies zu lesen, so bitte man den Nachbar um Licht.“

Aufschrift an einem Gasthofe: Hier ist alle Tage vortreffliche Table d' hôte, die Werkeltage ausgenommen.

*

Stupors Angst.

O wehe mir halbverlornen Mann!
Schwillt um drey Spannen das Fußbeet an,
So läuft das Wasser in unsern Kahn.

*

Ruinen.

A.

Hier gibts Ruinen anzuschauen,
Die wol dreyhundertjährig sind.

B.

Darüber wundre sich ein Kind!
Mein Landgraf läßt Ruinen bauen,
Die tausendjährig sind.

*

In einem neuern Buche steht wörtlich von M — sch. „Er lachte immerfort, als er zum Richtplatze geführt wurde, und dort sein Urtheil erfuhr, und lachte noch, als er statt des gehofften Pardons den Todesstreich empfing. Erst nach seinem Tode wurde er von seinem Irrthum und von der Falschheit seiner Henker überführt."

*

Hier, sprach ein Sterbender, funfzig Louisdor für alle Leichen- und Begräbnißkosten! Sie müssen hinreichen. Späterhin verbitte ich mir jede Nachforderung.

*

Tag für Tag Pikeniks, Gastereyen, und Bankete — seit meiner Ankunft! — Lebt wohl, Freunde! Wenn ich noch einen Monat so fortschmauste, ich wäre in drey Tagen des Todes.

*

Seyn Sie ganz ruhig, bester Herr Schwiegersohn! Wenn Ihre Frau dem zwecklosen Geldverschwenden kein Ziel setzt, so enterbe ich sie.

*

Und Sie können das Geflügel so mitleidlos abschlachten? — „Ach, mein Herr! Im Anfange ward ich beynahe ohnmächtig. Jetzt treibe ich's aber gegen zwanzig Jahre, und da ist's das Geflügel schon gewohnt."

*

Ein Schiffsjunge, mit welchem der Kapitän unzufrieden war, wollte keinen Wein im Schiffskeller holen, aus Furcht, man segle weiter, und lasse ihn dahinten.

G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 10 März.

Iffland tritt im nächsten Monate eine Reise nach Hannover zu seiner Familie an. Bey seiner Anwesenheit in Magdeburg wird er, wie man glaubt, einige Gastrollen geben. Auch durch Braunschweig wird er reisen.

Ein Mädchen von guter Familie ertränkte sich hier vor einigen Tagen; man gibt unglückliche Liebe als Veranlassung an. Eine große Seltenheit. So weit lassen es sonst die Berlinerinnen nicht kommen; ist diese Liebe unglücklich? hinweg mit ihr, ein zweyter Versuch führt wol zu glücklichern Resultaten.

Der Debit und die Lektüre der Kotzebueschen Monatsschrift: Die Biene wurde bey uns am 6ten dieses sehr strenge verboten. Polizeybeamte versiegelten in Buchhandlungen, Journalcirkeln und Leihbibliotheken die vorhandenen Exemplare, und die Eigenthümer mußten an Eidesstatt geloben, kein Heft dieser Schrift mehr in Cirkulation zu bringen. Die Literatur darf diesen Verlust nicht betrauren, denn die Biene hatte nur das Vermögen zu stechen, und sammelte sehr wenig Honig, der überdies stets mit ätzender Lauge vermischt, und folglich ungenießbar war. Aber die Freunde des Pikanten erseufzen.

In unsern gebildeten Cirkeln ist jetzt der Aretinsche Federkrieg der Unterhaltungsstoff. In den meisten Fällen aber lacht man nur, und meint, wenn Aretin nach Celebrität ringe, so müsse sich ja wol rühmlichere Gelegenheit dazu für ihn ergeben. Die Seitenhiebe auf uns hatten wir für Lustsreiche, weil wir sie nicht fühlen, sondern nur von ihnen hören. Ein Beweis, daß sie weder gerecht noch keäftig sind. Genug davon. Uebrigens hat unser Journal-Museum durch diesen Umstand eine Zeitschrift, der Morgenbote, mehr erhalten.

Der rühmlichst bekannte Anatom, preuß. Geh. Rath und Leibmedikus Loder, ist vom Kaiser Alexander durch Ukas vom 15 Jan. zum wirklichen Etatsrathe und zum Leibarzte ernannt worden. Er setzt seine Praxis in Moskau bey einem Gehalte von 6000 Rubeln fort. — Der jetzt in St. Petersburg befindliche Musikus Möser (Violinist, Mitglied der k. preuß. Hofkapelle) spielte vor Kurzem in der Eremitage vor der kaiserl. Familie, und erhielt vom Kaiser Alexander einen Brillant-Ring von Werth. Es sollen ihm vortheilhafte Engagements-Offerten gemacht worden seyn, die er jedoch aus Anhänglichkeit für sein Vaterland Preußen abgelehnt hat. Er veranstaltet jetzt Quartets, zu welchem sich Kunstfreunde mit Enthusiasmus abonniren. Er geht von St. Petersburg nach Moskau, gibt aber in ersterer Residenz noch in den großen Fasten ein Konzert.

Das vor einigen Tagen von dem ausgezeichneten Flötenbläser Schröck gegebene Konzert gehörte zu den reichen Kunstgenüssen. Besonders interessirte die treffliche Deklamation der Madame Schröck, welche die hieher so glücklich gewählte Romanze von A. W. Schlegel: „Arion war der Töne Meister" ꝛc., mit all der ihr eigenen Innigkeit und Vollkommenheit sprach.

Demois. Unzelmann geht nun nach Prag; ihre Mutter, Mad. Bethmann, wird sie dahin begleiten, und, wie man erfährt, zugleich eine Kunstreise nach Wien unternehmen.

Die Vorfeyer des Geburtstages am 7ten dieses im Saale der Loge zu den drey Weltkugeln war für gebildete Freunde der Musik wirklich eine Feyer. Andreas Rombergs Komposition der Glocke von Schiller lieh ihr den Werth. Die Welt besitzt ein Kunstwerk mehr, und Deutschland darf sich rühmen, dessen Schöpfer zu besitzen. Der Raum gestattet dem Referenten keine Kritik der Komposition; das Gesagte muß genug seyn, und wer den Beruf zum detaillirten Urtheil fühlt, der wird mit vielen Worten das wiederholen, was hier mit wenigen ausgesprochen wurde. Die Ausführung war des Gegenstandes würdig. Hr. Gern exekutirte den Meister. Das Lokale war einfach schön mit Blumen dekorirt. Beschort sprach einen der Feyer angemessenen Prolog, von K. Müchler gedichtet; an ihn reihte sich eine von J. P. Schmidt komponirte effektvolle Hymne mit Accompagnement von Blaseinstrumenten.

Beylage: Monats-Register vom März.

Nro. 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. April, 1810.

— Sie geben Misfallen und Entzücken;
Schweigend gaukeln wir im Gängelband
Durch das Leben an der Mode Hand.

H. P. Sturz.

Unsere Moden.

Ich sah jüngst im Traume ein unermeßliches Gebäude vor mir, mit der Aufschrift über dem Portal: Pantheon der Deutschen. Dieses Gebäude war, wie die Kirche zu Hoop in Norwegen, blos aus Papier gebaut *), und vereinigte in sich auf eine wunderbare Art die verschiedenen Formen der ägyptischen, griechischen, chinesischen, hindostanischen und deutschen Architektur. Mit einem ehrerbietigen Gefühle trat ich in das Heiligthum, um den Manen meiner großen Landsleute ein kleines Todtenopfer zu bringen, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich statt der Büsten unsrer verherrlichten Dichter ein Wunderhorn, unsere genialen Strategiker auf dem Schachbrete, statt der Stifter unsrer Rumfordschen und Pestalozzischen Suppenanstalten und andrer Kandidaten der Unsterblichkeit die Muster unsrer Moden seit den letzten funfzig Jahren in chronologischer Ordnung an den Wänden aufgehangen erblickte; den Altar bildete ein ungeheurer Nachttisch, von einer ehernen Spydour und einem porcellänenen Mops getragen. Das Altarblatt bestand aus einem reichen venetianischen Trümeau, welcher die sonderbare Eigenschaft besaß, daß ein jeder, welcher hineinschaute, sich für schön und klug hielt.

Indem ich so dastand, und in meiner Verwunderung meine fünf Sinne wieder zusammensuchte, trat meine Urältermutter aus dem siebzehnten Jahrhunderte herein, deren Gesichtszüge mir von einem alten Familien-Gemählde bekannt waren, und musterte mich neugierig von oben bis unten. Doch bald zog der Trödel an den Wänden des papiernen Pantheons ihre Aufmerksamkeit auf sich; mit weitgeöffnetem Munde starrte sie die Wundererscheinung an und wollte die Hände überm Kopfe zusammenschlagen, allein die Kraft versagte ihr, sie sanken schlaff an den Hüften herab. Jetzt regte sich aber ein Ueberrest sublunarischer Eitelkeit in dem Mütterchen. Sie nahm eine Chemise à l'Enfant vom papiernen Nagel herab, warf sich hinein, und trat vor den Spiegel. Ich fing an zu lachen, meine Urältermutter lachte mit, und darüber entschwanden mir Schlaf und Traum. Meine Vorstellungskraft war aber nun einmal mit diesen Traumgestalten beschäftigt, und ich konnte mich nicht enthalten, über einen so fruchtbaren Gegenstand, wie unsre Kleidermoden sind, einige erbauliche Betrachtungen anzustellen, die ich meinen schönen Leserinnen so wenig vorenthalten will, als jenes rührende Nachtgesicht.

Unsre Damen sind ohne Zweifel treffliche Künstlerinnen; nur in zwey Stücken entfernen sie sich, wahrscheinlich aus Laune, von den ehrwürdigen Mustern der alten Malerschulen, im Kolorit des Fleisches und in der Draperie. Mir ist nicht bekannt, daß Titian, welcher bekanntlich das Fleisch am trefflichsten mahlte, sich dazu der Schminklappen bedient hätte, wie unsre Schönen zu thun pflegen. Der Ton, welchen sie dadurch hervorbringen, hat weniger die Wärme der Carnation, als die Härte von Tischler-Arbeiten, und überhaupt ist es eine mißliche Sache mit dem Retouschiren von Werken der Natur, denn die Mischung ihrer Farben ist

*) Man sehe den 1ten Band von Fischers Reisen.

bis jetzt noch in tieferes Dunkel gehüllt, als die Enkaustik der Alten.

Mit der Draperie ist es vielleicht noch schlimmer. Als Gesichtsfarbe hat sich wenigstens das Roth unabänderlich erhalten, einen einzigen Versuch einer Französinn mit Lila ausgenommen, der aber ohne Nachahmung blieb, wie Sturz in seinen Briefen aus Paris erzählt; aber Gewänder und Kopfputz wechseln mit der Mondesscheibe, und vielleicht auch unter ihrem Einflusse, der, wie Cyclerus, der Bombast von Hohenheim, der selige Doktor Löwe in Landshut und andre erleuchtete Männer an sich empfanden, gar mannigfaltig im Menschen und selbst bey Großen sich äußern soll. Welche Metamorphose von den Reifröcken an, bey deren Anblicke eine Dame aus dem Serail des Großherrn die gar zu neugierige Lady Montague fragte, ob sie das alles selbst sey, bis zu den lüftigen Feenschleyern herab, welche, wohlberechnet, das Nackte zeigen, indem sie es zu verhüllen scheinen! In der That würde ein Wörterbuch der Moden jetzt schon ein Drittheil des der Hydropisie verdächtigen Campe'schen Wörterbuches einnehmen, und was haben wir noch von der produktiven Kraft unserer Damen und der Pariser Putzhändlerinnen mit Recht zu erwarten?

Paris ist als das eigentliche Vaterland der Moden zu betrachten. Wir Deutschen haben sie nur aus der zweyten Hand. Die schöne und schwere Kunst sich zu kleiden macht in der Hauptstadt der Welt ein sehr ernsthaftes Studium aus, fast wie bey uns die Philosophie; die Französinn bemüht sich, Grazie und Mode auf eine glückliche Weise zu vereinigen, und nie wird man in Frankreich eine Dame mit dem Gemeinplatze entschuldigen, daß ihr mißrathener Anzug doch nach der Mode sey, wie wir dies nicht nur gegen unsre Weiber, sondern auch gegen unsre Dichter und Aerzte thun. Eine Französinn zeigt in ihrer Toilette immer eine vertraute Bekanntschaft mit den Gesetzen der Architektur; nie wird sie auf romantische Weise die verschiedenen Säulenarten vermischen, nie eine dorische Gestalt durch korinthische Zierrathen entstellen. Die Französinn sucht ihre natürlichen Reize durch ihren Anzug zu erhöhen; die Deutsche ist stolzer, sie glaubt in jedem Kostum zu gefallen. Dabey wird bey uns streng auf die Tagesordnung gehalten. Wer eine unsrer Damen gesehen hat, der hat sie alle gesehen. Ihre Gewänder sind so ganz überein, als wären sie von einem Major beym Regiments-Schneider bestellt worden. Nicht nur Frauenzimmer von der verschiedensten Farbe und vom verschiedensten Wuchse, sondern auch vom verschiedensten Alter lassen sich von der Sucht beherrschen, allen Unterschied in der Kleidung aufzuheben. Die Braune und die Blonde, das Mädchen von sechszehn und die Matrone von sechzig — alle schwören auf einen und denselben Kanon. Inzwischen muß man es den deutschen Frauen und Jungfrauen zum Ruhme nachsagen, daß sie in dem Wechsel ihrer Moden doch immer eine Idee festzuhalten suchen: symbolisch gestaltet sich in ihrem Anzuge jedesmal die Tendenz der Nation. Mit unsern Heldens- und Staats-Actionen kamen die Reifröcke, als Sinnbilder wohlverwahrter Tugend, mit dem kategorischen Imperativ erschienen die Schnürbrüste, und mit der Lucinde wanderte die griechische Hetärentracht ein.

Meine Ergießungen fangen an ein wenig ins Breite zu gehen, und um meine schönen Leserinnen in etwas zu entschädigen, will ich Ihnen zum Schluß eine kleine Anekdote auftischen, wobey ich Ihnen, großmüthiger, als unsre Dichter gewöhnlich sind, die Nutzanwendung selbst überlasse.

Einer meiner Freunde, ein gemüthlicher alter Junggeselle, machte neulich an einem heitern, aber etwas rauhen Novembertage eine Promenade nach dem Thiergarten. Auf dem Wege dahin sah er vor sich eine Dame, die er, ihrer jugendlichen Kleidung nach, für ein Mädchen von achtzehn hielt. Seine Phantasie lebte wieder auf, trotz der Novemberluft, er glaubte eine Hebe zu sehen, und sann auf eine poetische Begrüßung. Aber ach! die Poesie erstarb ihm auf der Zunge, als er die Donna einholte, und in ihr seine alte Base Anna erkannte. Doch — der Ehrenmann mag nun selbst das Wort nehmen.

„Nach der ersten Bewillkommnung, die ich nicht ohne Stottern hervorbrachte, liefen meine erstaunten Blicke auf ihrem Anzuge hin und her, der, mit dem veralteten Gepräge ihres Gesichts, den seltsamsten Kontrast bildete. In den Blumengehängen um ihren Kopf herrschte der Frühling, welcher längst von ihren Wangen und Augen entflohen war. Ein Gewand von Nesseltuch umkleidete sie, und verbarg nur schlecht einen künstlich emporgeschwellten Busen, der seit zwanzig Jahren keine Hand gefühlt hatte, als die Hand der Zeit. An ihrer Brust hing ein Familien-Porträt, welches zur Noth zum Schilde einer Taverne hätte dienen können."

„Da meine Base sich nicht umsonst in ihren Putz gesteckt haben wollte, so war sie ebenfalls im Begriffe, nach dem Thiergarten zu gehen, wo sich des Sonntags die schöne und häßliche Welt zu versammeln pflegt. Sie schlug mir alsobald vor, daß ich sie begleiten sollte, und schickte, ohne meine Antwort abzuwarten, ihren Bedienten und ihre Magd nach Hause zurück. Ob es mir gleich kalt übern Rücken lief bey dem Gedanken, wie wir von dem Publikum würden empfangen werden, so konnte ich mich doch nicht mehr auf gute Art losmachen, und so zogen wir zusammen unsern Weg."

„Bey unserm Einzuge in den Thiergarten mußten zwey so veraltete und dabey so zierliche Figuren, als wir waren, die ganze Aufmerksamkeit der Lustwandler auf sich ziehen. Allenthalben, wo wir uns durch die Haufen Volks drängten, das so gut als wir gekommen war, seine Herrlichkeit zur Schau zu tragen, bemerkte ich, daß wir gute Laune mit uns brachten. Die, welche zu leben wußten, bewiesen es durch ein Lächeln, und die Menge empfing uns mit el-

nem schallenden Gewieher. Base Anna, die vollkommen überzeugt war, in ihrem Anzuge keine Blöße zu geben, außer die an ihrem Busen, trug allen diesen Hohn auf meine Rechnung, indeß ich ihn, mit ruhigem Gewissen, auf die ihrige schrieb, und so geriethen wir, obgleich sonst zwey Geschöpfe, die von der Milch der Gutherzigkeit eine ziemliche Quantität eingesogen hatten, in eine etwas gallichte Stimmung, noch ehe wir hundert Schritte zusammen gegangen waren."

„Es ist doch ärgerlich, Vetter, daß ich Sie nicht dazu bringen kann, sich wie ein Christenmensch zu kleiden. Ich dachte wol, wir würden Aller Augen auf uns heften mit Ihrer verlegenen Perücke und Ihrem kleinen Muff. Es ist ein häßliches Ding um solch einen Muff, und obendrein bey dem blauen Himmel gehört er in die Schachtel."

„Nun hätte Base Anna ihre Zunge gegen jedes andre Stück meines Anzuges richten mögen, aber für meinen Muff hatte ich von jeher eine so besondre Achtung, daß ich diesen Ausfall unmöglich mit Stillschweigen ertragen konnte. Ich warf einen demüthigenden Blick auf ihren Busen, und sagte: Ich wunschte, um Ihrer willen, meine holde Base, daß mein Muff zu einem Halstuche werden möchte."

„Inzwischen befanden wir uns nun einmal in der Falle, und mußten uns herausziehen, so gut es gehen wollte. Wir ließen uns auf einer Bank unter den Akazien nieder, mit dem frommen Vorsatze, jetzt auch unsrer Seits die Vorübergehenden unter die Hechel zu nehmen. Base Anna war hier ganz in ihrem Elemente, und bewies eine seltene Kunst in Karakter-Gemählden. „Sehen Sie dort die schöne A..? sie gibt sich für achtzehn, aber ihre Mutter, die meine beste Freundinn war, ist schon an die fünfundzwanzig Jahre todt. Man sagt, sie habe schon drey Freyer ausgeschlagen; der eine war ein invalider Hauptmann auf halbem Solde, der andere ein einäugiger Kadet von einer heradgekommenen Familie, der dritte — der alte, gichtbrüchige Finanzrath, der mir gegenüber wohnt, und neun unversorgte Töchter hat. — — Die stolze Mamsell B. dort, am Arme jenes Brausewinds, welche Brillanten in den Ohren, an den Fingern und in den Haaren trägt, ist — rathen Sie einmal? — sie ist die Tochter eines Bratenwenders, — doch — die christliche Liebe verbeut mir, mehr zu sagen. — Dort kommen die beyden Fräulein von E**. Seit funfzehn Jahren — so lange mag es seyn, daß sie aus dem Zeichen des Sommers in das des Herbstes getreten sind — versäumen sie keine Predigt, und lassen vor ihrer Thüre Allmosen austheilen; ja ihre Milde geht so weit, daß sie ein Paar arme, hübsche junge Bursche prächtig kleiden, die zu weiter nichts gehalten sind, als den Abendbetstunden der devoten Damen beyzuwohnen."

„Während dieser Unterhaltung hatten sich die beyden Fräulein uns genähert. Hastig erhob sich Base Anna von ihrem Sitze, trippelte ihnen einige Schritte entgegen, und umarmte sie mit schwesterlicher Zärtlichkeit. Nach hundert Komplimenten von beyden Seiten wandelten wir zusammen nach der Stadt zurück, und brachten den Abend in freundlichen Gesprächen beym Thee zu." —r—

Empfang der Kaiserinn Königinn Marie Louise von Oesterreich in Strasburg.

(Fortsetzung.)

Auf einem aus Madagony trefflich in Form eines Triumphsbogens gearbeiteten Lehnstuhle, den die Tischler trugen, saß ein Mädchen, das vor dem Balkon aufstand, und sich vor der Monarchinn beugte. Zwey Knaben, weißgekleidet, mit Leibbinden der französischen und österreichischen Farben, hoch in der Luft emporgehalten, umfaßten das von den Schlossern verfertigte vereinte Wappenschild Frankreichs und Oesterreichs, und wechselten die Standarten beyder Nationen, so wie sie dem Balkon vorüberkamen. Eben so zogen bey den Schneidern zwey Jünglinge, der eine in französischer, der andre in österreichischer Uniform gekleidet, mit den beyderseitigen Fahnen, die sie ebenfalls vor der Kaiserinn wechselten. Die Kiefer, weißgekleidet, mit Bändern geziert, vollzogen vor dem Balkon den Reiftanz. Doch anziehend vor allem war Folgendes: Ein äußerst künstlicher Wirkstuhl der Posamentirer, an welchem emporgetragen ein niedlicher Knabe saß, und so arbeitete; ein jeder Zug lieferte eine goldene und eine silberne Borte. Dann in voller Arbeit mit brennenden Kohlen die Essen der Hufschmiede und Nagelschmiede von kräftigen Rossen gezogen; auf der Esse der letztern war ein Rad, von einem Hunde getrieben, angebracht, während die Gesellen im Vordeyziehen Nägel schmiedeten. — Die Sattler führten ein prächtiges reichgezäumtes Pferd vor; die Biechner bezeichneten außer mehrern schöngearbeiteten Biechvasen vier Ritter in glänzendem Harnische zu Pferde; die Mezger führten zwey prächtige mit Guirlanden gezierte Mastochsen vorbey, während die Mezgermädchen schöne Lämmchen trugen. Die Fischer hatten in einem grünen Schiffchen einen Rheinkarpfen von einem Alter von hundert und zwanzig Jahren, drey französische Schuhe lang, und dreißig Pfund wiegend, und dann einen ungeheuern ungarischen Weis. Die Kunstgärtner trugen ein mit allen Gaben Florens geschmücktes Parterre, während die Gärtner (die hier ansässigen Ackerleute, die mit dem Feldbaue den Gemüßbau auf eine ausgezeichnete Art verbinden) den Pflug, mit den Gaben des Feldes bedeckt, vordeyführten.

Den Zug beschlossen die Landleute aus dem Kochersberg und der umliegenden Gegend, achthundert an der Zahl, von achtundvierzig Gemeinden. Männer, Jünglinge und Mädchen, immer der Maire der Gemeinde an der Spitze, die erstern auf muthigen Rossen, die Mädchen zu Fuß, da die geschmückten Wagen, auf welchen sie eigentlich sich zeigen wollten, wegen der Lokalität die Terrasse nicht passiren

konnten. Alle waren in ihrem eigenthümlichen Kostum, doch hatten die Männer alle die schwarzen üblichen Oberkleider, zu den rothen Brustlatzen, und nicht die rothen Oberkamisöler, mit denen wir sie sonst sahen, die aber in den letzten Zeiten außer Gebrauch gekommen seyn sollen. So sehr auch das Wetter die Feyerlichkeit begünstigte, so hatten doch die meisten Mädchen, wegen der noch etwas rauhen Witterung, die Oberlackchen nicht verlassen, so daß nur der kleinere Theil in ihren seidnen Mieders, mit den feinen weissen Halskragen und Hemdärmeln prangte, was doch so trefflich mit ihren schönen rothen und grünen Röcken läßt.

Ergreifend war die Wirkung dieses Zuges, diese Entfaltung des so verschiedenartigen Gewerbfleißes, diese edelste Art der Bürger sich dem Auge ihrer Souveräne darzustellen, und sich ihrem Schutze zu empfelen. — Und dann den warmen Eindruck wahrzunehmen, den dirse Huldigung auf die in lieblicher Jugend blühende Monarchinn hervorbrachte, sie, die mit Hoheit verbunden innige Gutmüthigkeit auf ihrer Gestalt trägt! — So wie jedes Gewerb vor dem Balkon dahin zog, erfolgte bald mit lauter Stimme, bald mit ehrfurchtsvoller Schüchternheit das Vivat die Kaiserinn, und dankend lächelte die Fürstinn zu. — Sie erklärte, dieser Zug wäre einzig. Die Kaiserinn sah stehend auf dem Balkon zu, und entfernte sich nicht eher, als bis der Zug gänzlich vorüber war. — Da er über eine Stunde dauerte, wurde die Kaiserinn öfters von den Hofherren aus Besorgniß für ihre Gesundheit ersucht, den der Sonne und Luft ausgesetzten Balkon zu verlassen, aber sie erwiederte jedesmal: „Sie befürchte keinen Nachtheil von dem, was Ihr so viel Vergnügen machte.“

So wie diese Feyerlichkeit vorüber war, fuhr die Kaiserinn in die Ruprechtsau, wo die Truppen bey einem Bankette auf Kosten der Regierung versammelt waren. Die eine Hälfte der Promenade, ein langes Dreyeck durch eine Querallee in zwey kleinere Dreyecke getheilt, besetzten ringsum die Regimenter, kompagnienweise an Tische vertheilt, in der Mitte der kleinen Dreyecke die Musik, und an jedem Ende des großen Dreyecks eine Waffentrophäe; hier die Inschrift zweyer derselben:

La guerre peut durer long-tems,
Quand d'aucun coté n'est la crainte;
Mais elle est à jamais éteinte
Quand aux traités l'amour joint le serment.

Aujourd'hui les clairons,
Le bronze, les tambours,
N'annoncent que la joie,
L'hymen et l'amour.

Ein Kanonenschuß verkündete die Ankunft der Kaiserinn, die längs den Truppen vorbeyfuhr. Jede Kompagnie stand, so wie Sie sich nahte, auf, und brachte die Gesundheit der Monarchinn aus. Ein zweyter Kanonenschuß bezeichnete die Rückfahrt Ihrer Maj. Nach geendetem Banket matschirten die Truppen zurück. Abends stieg hier ein Raketen-Bouquet auf.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Hr. von Hämmer hat während seines Aufenthalts in Paris die französische Uebersetzung der noch nicht bekannt gewesenen Erzählungen von Tausend und Einer Nacht, welche er einst seinem verewigten Freunde, Joh. v. Müller, aus Konstantinopel zugesandt und von diesem der Cotta'schen Buchhandlung zum Verlag übergeben hatte, und wovon mehrere Proben im Morgenblatte erschienen sind, Hrn. Caussin überlassen, der, da er selbst bisher an die weitere Fortsetzung seiner französischen Ausgabe von „Tausend und Einer Nacht“ keine Hand angelegt, die Herausgabe und Verdesserung des Stpis auf sich genommen hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 10 März.

Neue Erscheinungen auf unsrer Bühne sind: Der Kaufmann von Venedig von Shakespear, übersetzt von A. W. Schlegel (gegeben am 5ten dieses), der bey jenem Theile des Publikum, der sich nicht blos an das rasche Fortschreiten der Handlung hält, ausserordentlich viel Glück machte, der Menge aber nur Stellenweise Theilnahme einflößte, weshalb bey dem Herabrollen des Vorhanges nach dem letzten Akte auch gezischt wurde. (Was die einzelne Meinung des Referenten betrift, so glaubt auch er, daß manches — besonders in den komischen Auftritten — hätte gestrichen, oder außerordentlich gut gesprochen werden müssen, was so eigentlich der Fall nicht war. Manche Pointe, welche im Jahre 1600 unsähr von Shakespear gedacht und geschrieben wurde, und damals allgemein ansprach, geht im Jahre 1810 begreiflich verloren. Ja, wenn alle Schauspieler Iffland wären, oder Iffland in allen Schauspielern! — was nicht der Fall ist — so würde auch das Alte interessant seyn. Ifflands Shylock und die Porzia der Bethmann sind meisterhafte Karaktergemählde. Aber viele der übrigen Partien spotten der Wünsche des Kunstfreundes und Kenners — Deodata (eigentlich: Das Gespenst) von Kotzebue, heroisches Schauspiel mit Gesang (die Musik von Weber), und Tanz (von Lauchery erfunden), heute zum Erstenmale — wie es auf den Anschlagezetteln hieß — zur Feyer des Geburtstages der Königinn gegeben. Dieses Schauspiel ist längst gedruckt in Jedermanns Händen, und also über den Werth desselben nichts. Was die heutige Vorstellung betrifft, so dürfte ein Stück dieser Gattung wol auf keiner Bühne — die Pariser ausgenommen, geschmackvoller und vollendeter dargestellt werden. Für das Ohr hat Weber durch eine theils schöne, theils kräftige Musik gesorgt. Das Auge bedachten Kotzebue und die Direktion. Es sind da: brillante Garderobe und Dekorationen, Tänze, Gruppirungen, Gefechte, ein Sturm auf die Burg, Ritterkampf, ein Hofnarr, ein wahnsinniger Greis in Ketten, am Schlusse eine brennende und einstürzende Burg, ein Feuerregen u. s. w. Nach dem Schlusse rief man Weber heraus, andre Stimmen Beschort (den Hofnarren), einzelne Stimmen verlangten sogar — vielleicht als Satyre auf das häufige Herausrufen — Kotzebue. Keiner erschien. Die beyden ersten waren angeblich schon zu Hause gegangen, und Kotzebue ist bekanntlich nicht abzurufen. Der Beyfall war rauschend, und Deodata wird sich wahrscheinlich lange erhalten.

Voran ging eine von Mad. Bethmann gesprochene Rede, welche an die Geburtsfeyer der Königinn erinnerte. In der Mittagsstunde gab Semmler ein Konzert im Saale des Nationaltheaters, das auch mit einem von Beschort deklamirten Gedichte: An die Königinn begann, und den Erwartungen vollkommen entsprach.

Nro. 82.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. April, 1810.

Fahrt ihr — und was macht schneller reich? —
Ins hohe Meer hinaus,
So sucht ihr von den Schiffen euch
Die reichsten klüglich aus.
Wer ohne Hortschiff fuhr, wie ich,
Was Wunder, wenn der gleich
Die Segel willig vor euch strich?
Denn wie entfloh' er euch?

v. Goeckingk.

Reise von Emden über St. Helena nach London.

Dritter Brief.

Insel St. Helena, Juli 1805.

Erschrecken Sie nicht, mein werthester Freund, unser Schiff ist von den Engländern genommen, und hier als gute Prise eingebracht. Noch weiß ich nicht, was aus mir werden soll; fast scheint die weitere Reise unmöglich. — Doch ich will Ihnen in der Ordnung erzählen, wie Alles zugegangen ist. Mit dem günstigsten Winde setzten wir unsere Fahrt nach Westen fort, und passirten die canarischen Inseln, wo der Pic von Teneriffa seinen gigantischen Schatten auf den glänzenden Spiegel des Meeres warf. Jedermann fühlte den Einfluß des herrlichen Klimas, und alles war voll Lust und Fröhlichkeit an unserm Bord.

So hatten wir ungefähr noch 9 bis 10 Seemeilen zurückgelegt, als auf einmal ein englischer Kutter auf uns zugesegelt kam, und uns durch einen Kanonenschuß das Zeichen zum Beydrehen gab. Wir mußten natürlich gehorchen, und erhielten bald darauf einen förmlichen Besuch an Bord. Sie erinnern sich indessen, daß wir mit preußischen Pässen fahren, eben so, daß unser Schiff wirklich preußisches Eigenthum, und unsere Ladung durchaus unschuldig ist. In der That schien auch der englische Offizier bey Untersuchung der Schiffspapiere Alles in Ordnung zu finden, und kehrte nach einem kurzen Aufenthalte an seinen Bord zurück. Natürlich ward durch diesen Vorfall unser Vertrauen auf unsere Flagge nicht wenig verstärkt.

Einige Tage darauf passirten wir den Wendekreis, und wahrlich man hat nicht zuviel von den Schönheiten des tropischen Himmels gesagt. Sonnenaufgang und Sonnenuntergang, der Mond und die Sterne, es ist ein neuer glänzender Himmel, gegen den der nördliche wie mit Nebelschleyer bedeckt erscheint. So habe ich unter anderm einen Regenbogen gesehen, welcher durch den Mond gebildet ward, und dennoch dem schönsten Sonnen-Regenbogen nur wenig nachgab. Auch ergötzten wir uns an den mannigfaltigen Fischen dieser lebendigen Gewässer, und an den schönen tropischen Vögeln, deren hohem ätherischem Fluge kaum das Auge zu folgen vermag. Die Hitze war freylich zuweilen ganz unerträglich, besonders des Abends, wo sie am stärksten zu seyn schien; indessen half man sich durch leichte Kleidung, durch öfteres Wechseln der Wäsche u. s. w.; auch waren die Nächte verhältnißmäßig noch immer kühl genug. Ein doppeltes Glück ists jetzt, daß wir Passagiere mit guten Weinvorräthen u. s. w. versehen sind, denn sonst würde es bey der schlechten Kapitänstafel sehr übel mit uns stehen.

Auf diese Art mochten wir ungefähr bis unter den 30° nördl. Br. gekommen seyn, als wir am 6 Juni Morgens gerade in Südwesten ein großes Schiff auftagen sahen. Wir hielten es für einen heimkehrenden Ostindienfahrer, beschlossen daher in der Freude unsers Herzens, darauf zuzusteuern, sahen uns aber bald sehr bitter getäuscht. Das Schiff kam näher, steckte seine Flagge auf, und ward für ein englisches Kriegsschiff erkannt. Zu gleicher Zeit gab es das gewöhn-

liche Signal zum Beydrehen, setzte ein Boot aus, und schickte zwey Offiziere nebst ungefähr zwanzig Mann Matrosen und Seesoldaten nach uns ab. Kaum befanden sich nun diese an Bord, als die strengste Untersuchung der Schiffspapiere vorgenommen, und das Schiff zuletzt für gute Prise erklärt ward.

Sogleich übernahm nun einer der englischen Lieutenants das Kommando, während der Supercargo nebst unsern sämmtlichen Matrosen Befehl erhielt, an Bord des Kriegsschiffes zu gehen. Unterdessen herrschte für einige Stunden die größte Unordnung auf unserm Schiffe. Die englischen Matrosen schlugen die Kisten und Lasten des Kapitäns in Stücke, bemächtigten sich seines Genevers, seines Tabacks u. s. w., und tobten mit ihren neuen Kameraden um die Wette herum. Nur als diese sich endlich eingeschifft hatten, ward die Ruhe allmählig wieder hergestellt. Uns Passagieren war indessen nicht das mindeste zu Leide geschehen, auch nahmen die Engländer überhaupt nur wenig Notiz von uns. Wir segelten inzwischen immer hinter dem Kriegsschiffe drein, das seinen Kurs südlich zu nehmen schien. Wohin jedoch die Reise ging, konnten uns selbst die Offiziers nicht sagen; denken Sie sich daher, wie groß unsere Unruhe war.

Am folgenden Tage neue Verwirrung, neue Angst. Die Engländer beschlossen die Ladung zu untersuchen, um der Prise desto gewisser versichert zu seyn. Da sie uns nämlich für verkappte Holländer hielten, glaubten sie auch auf Contrebande, wie Pulver, Bley, Gewehr u. s. w. zu stoßen, was bekanntlich gegen die Kriegsgesetze ist. Zu diesem Ende wurden nun alle Kisten und Fässer auf das Verdeck gebracht, theils in Stücke zerschlagen, theils angebohrt, und zu einer so furchtbaren Höhe aufgestapelt, daß fast das Ueberschlagen zu befürchten war. Man fand indessen nichts als einige Fässer Harpüse (Harz), was aber ebenfalls Contrebande seyn soll. Hierauf ward denn alles wieder darunter und darüber in den Raum geschafft, und wie sichs gerade traf über einander gestellt, mochte auch noch soviel dabey zu Grunde gehen. Diese ganze Operation hatte übrigens von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends gedauert, und zwar während der ganze Himmel mit drohenden Gewitterwolken bedeckt war. Ein einziger Windstoß, ein einziger Wetterschlag, und es würde um uns geschehen gewesen seyn. So aber brach das Ungewitter erst am folgenden Morgen los, ohne uns den mindesten Schaden zu thun.

Am 20 Juni passirten wir die Linie, was mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten geschah.

Auf diese Art steuerten wir immer tiefer nach Süden hinab, wobey uns das Kriegsschiff, unseres schlechten Segelns halber, gewöhnlich aufs Schlepptau nahm. Dies ging nun freylich nicht ohne entsetzliche Stöße ab, und war bey plötzlichem Zusammentreffen auch selbst gefährlich für uns. Zu Anfange dieses Monats indessen verließ uns das Kriegsschiff einmal, um auf ein Segel Jagd zu machen, das in Osten zum Vorscheine kam. Der Kapitän gab uns für die folgende Nacht unsern Kurs auf, und versprach am nächsten Morgen wieder bey uns zu seyn. Allein vergebens, wir bekamen das Kriegsschiff selbst am dritten Tage nicht zu Gesichte, und kreuzten daher immer in der Irre herum.

Das Schlimmste hierbey war, daß unser Wasser zu Ende ging, und daß nun jeder auf eine Kanne täglich gesetzt ward. Zum Unglücke hatten sich die Ratten auch schon längst über unser Seetrinkwasser gemacht; wir waren daher auf Wein und Branntewein eingeschränkt. Gekocht konnte nun durchaus nichts weiter werden, wenigstens in süßem Wasser nicht; dagegen waren alle mit Seewasser zugesetzten Speisen beynahe ungenießbar. Um einmal eine gute Tasse Kaffe zu haben, gab ich zwey Flaschen Genever, jede sieben bis acht Gulden werth, für eine einzige Flasche Wasser hin. An diesem großen Mangel waren jedoch die englischen Offiziers und Matrosen selbst Schuld. Einmal hatten sie beym Umladen ohne alle Rücksicht mehrere Wasserfässer, die ihnen im Wege standen, zerschlagen, und eben so hatten sie mit ihrem beständigen Waschen einen großen Theil unseres Vorrathes höchst leichtsinnig verbraucht.

So hatten wir ungefähr fünf Tage lang beständig herumgekreuzt, als endlich der kommandirende Lieutenant zur allgemeinen Freude den Kurs nach St. Helena zu nehmen beschloß. Der Wind war uns günstig, und bald zeigte sich das kleine einsame Eyland, das von fern wie eine schwarze, verbrannte, tausendfach in sich zerspaltene Felsenmasse erscheint. Aber als wir nun um die letzte Ecke herumbogen, welch ein entzückender Anblick! Es war St. Jamestown, von hohen ostindischen Bäumen beschattet, im Hintergrunde einer herrlichen Bay, wo unser Kriegsschiff bereits vor Anker lag. Unvergeßlicher Morgen! Meer und Himmel glänzten im Sonnenscheine. Wir ankerten neben unserem Kriegsschiffe, in geringer Entfernung von einem Ostindienfahrer, der diesen Abend unter Segel gehen, und diesen Brief an Sie, mein theuerster Freund, mitnehmen wird.

Empfang der Kaiserinn Königinn Marie Louise von Oesterreich in Strasburg.

(Beschluß.)

Im Lokale der Präfektur war von der Stadt ein Fest zubereitet; man hatte die Zusicherung, die Kaiserinn würde für kurze Zeit ihre Gegenwart schenken. Ein Thron, in Purpur ausgeschlagen, mit den goldnen Bienen und den Chiffres des Kaisers und der Kaiserinn Marie Louise, stand im Grunde eines in Purpur und Gold reich drapirten, durch unzählige brillantirte Kristallleuchter erhellten Saales; auf der obersten Stufe des Throns befanden sich

zuerst zwey Lehnstühle, der eine die Stelle des Kaisers bezeichnend, der andre für die Kaiserinn bestimmt, und etwas vorwärts auf derselben Stufe ein dritter Lehnstuhl für die Königinn von Neapel; am Fuße des Throns ein Sitz für den Fürsten von Wagram und Neufchatel. — Das Geländer der Haupttreppe des Hotels bot ein Blumenparterre dar. Ueber der Eingangsthür des Vorsaals zeigten sich vereint das französische und das österreichische Wappen. Links des Thronsaals zogen drey mit vorzüglichen Gemälden ausgeräumte Appartements die Aufmerksamkeit auf sich, besonders in Rücksicht der so sinnig ausgewählten Farbenabstufung. Auf hohes Orangengelb im ersten folgte sanftes Hortensia, im zweyten, beydes mit Silber garnirt. Das dritte Appartement drapirte schneeweißer Musselin mit leichter Goldeinfassung; hier war in einer Nische Napoleons Brustbild. — Zu dem Feste hatten nur die ersten Beamten, Generale und Oberofficiers, die vornehmsten Fremden und Personen der vorzüglichsten Familien Einladung erhalten; eine Beschränkung, die auch der Raum des Lokals erheischte. Gleich nach acht Uhr kam die Kaiserinn. Am Fuße des Hauptgebäudes standen zum Empfange der Präfekt, der Maire, und sechs der ansehnlichsten Damen der Stadt, darunter die Gemahlinnen jener beyden Beamten. Beym Eintritte der Kaiserinn in den Thronsaal ertönte eine sanfte Harmonie. So wie Sie Sich auf dem Throne niederließ, wurden Strophen gesungen unter Accompagnirung des Orchesters. Während des Gesanges nahten sich der Kaiserinn in taktmäßigem Schritte, und in vier Reihen zwölf weißgekleidete Mädchen aus den ersten Familien der Stadt mit Blumenguirlanden. Sie trafen mit folgender Strophe am Fuße des Thrones ein:

„Votre hymen, Auguste Princesse,
Va charmer le cours de nos ans,
Nous aimons dans notre jeunesse
L'espoir de Vous chérir long-tems.
Recevés ces simples guirlandes:
Voilà nos premières offrandes;
De nos coeurs ce sont les essais.
Voyés et ces fleurs et notre âge:
Que ce naif et pur hommage
Vous peigne celui des Français.“

Bey den Worten: Recevés ces simples guirlandes, legten die Mädchen die Guirlanden der Kaiserinn zu Füßen, und zogen sich dann in feyerlichem Schritte zurück. Nun wurde das Vivat Imperator! ausgeführt, und hierauf entfernte sich die Kaiserinn. — Für die Anwesenden folgte Bankett und Ball.

Die öffentlichen Feyerlichkeiten dieses Tages beschloß die allgemeine Beleuchtung der Stadt; in ganzer Vollständigkeit war jene des Münsters; der ganze Thurm bis zum Gipfel, alle Galerien, die außerhalb das hohe Gebäude umziehen, die Portale prangten im Glanze unzähliger Lampen, nur schadete hier und da der ziemlich starke Wind in den obern Regionen. — Doch selbst diesen einzigen Anblick verdunkelte beynahe die ganz blendende Beleuchtung der jenseits des Flusses dem Pallaste gegenüber nach der Zeichnung der Orangerie-Façade von Schönbrunn erbauten Kolonnade; vor den in Brillantfeuer funkelnden Säulen warfen drey Fontainen ihre Strahlen empor, deren Gewässer dann wieder vom Boden der Kolonnaden in dreyfacher Kaskade, zwischen eben so viel Reihen heller dem feindlichen Elemente trotzender Lämpchen, in den Fluß herabträufelten. — In gleichem Feuer mit der Kolonnade glänzte harmonisch die Gitter-Einfassung der Terrasse, und die Vorderseite des kaiserl. Pallastes. — Die Reverberation des Flusses vermehrte auf's angenehmste den Effekt der längs hin befindlichen Beleuchtung.

Noch an diesem Tage hatte die Kaiserinn eine beträchtliche Summe zur Vertheilung an die verschiedenen Klassen der Hülfsbedürftigen dem Maire zustellen lassen. Den Tag vorher war auch aus der Stadtkasse eine ansehnliche Summe unter die Armen vertheilt worden.

Den 24ten zwischen 7 und 8 Uhr des Morgens erfolgte die Abreise der Kaiserinn, unter abermaligem Geläute aller Glocken, Artillerie-Salven von den Wällen und Paradirung der Truppen. An der Gränze des Stadtbezirks, wohin sich das Munizipal-Korps begeben hatte, hielt der Maire die Abschiedsrede, welche die Monarchinn ebenfalls aufs huldreichste beantwortete.

Noch den vorigen Abend hatte die Kaiserinn an die ersten Beamten, und an mehrere Damen, besonders diejenigen, die beym Feste in der Präfektur zum Empfange als Dames d'honneurs bezeichnet gewesen waren, kostbare Geschenke in Bijouterie zustellen lassen. — Auch hatten J. M. Ihre besondere Zufriedenheit mit der hiesigen Empfangs-Feyerlichkeit erkennen zu geben geruht.

Die größere Denkmünze auf diesen Empfang wird in Paris ausgearbeitet. Die kleinere hier verfertigte wird gegenwärtig ausgeprägt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 10 März.

Hrn. Pohl's Harmonika-Konzert am 3ten d. M. gehörte in Rücksicht auf die Harmonika zu den bessern Kunst-Ausstellungen. Hr. Pohl behandelt sein Instrument mit Fertigkeit, Einsicht und Geschmack. Schade, daß der Besuch nicht zahlreicher war! Aber wober sollen die Residenzler Zeit und — Geld nehmen, um alles Offerirte zu genießen? Schwimmen wir doch gewissermaßen in einem Oceane von Konzerten, Privat- und öffentlichen Schauspielen, Deklamatorien, Bällen u. s. w. Die dramatischen Unterhaltungen nehmen fast überhand. Geburtstage, silberne und ordinaire Hochzeiten, und andre Familienfeste werden durch Schauspielvorstellungen gefeyert; auch die Kindtaufen; sobald ein junger Mensch in die Welt tritt, wird er mit dem Hahnenschlag und dergleichen begrüßt, oder mit einer Rede von maskirten Personen empfangen. Nur die Trauerfälle haben noch keine Stempel. Die Tragödien enthalten zu viele Akte.

Fortgesetzter Bericht über die Rüge eines liter. Falsi in der Extra-Beylage Nr. 1 des Morgenblattes.

Wir machten uns in No. 43 d. Mgbl. gegen unsre Leser verbindlich, ihnen den Erfolg in der Sache der norddeutschen Gelehrten in Bayern gegen den Frhrn. von Aretin mitzutheilen. Wir standen bis heute damit an, weil wir diesen Erfolg erst ganz abwarten wollten. Da es aber dem Herausgeber der Miscellen für die neueste Weltkunde gefallen hat, in No. 21 dieser Miscellen, welche Nummer uns unlängst erst zu Gesicht gekommen ist, einen Aufsatz aufzunehmen, dessen Tendenz offenbar dahin geht, diese Angelegenheit in einem zweideutigen Lichte darzustellen, und da namentlich das Morgenblatt der Parteilichkeit darin beschuldigt wird; so finden wir uns gedrungen, schon jetzt in unserm Berichte fortzufahren.

Die Klage der norddeutschen Gelehrten in Bayern gegen den Frhrn. v. A. war unterzeichnet von dem Präsidenten der königl. Akademie der Wissenschaften in München Fr. H. Jacobi, von dem General-Sekretär Schlichtegroll, den Hofräthen Breyer, Jacobs, Hamberger, und dem Ober-Studien- und Kirchenrath Niethammer.

Unter dem 21 Febr. erhielten wir von dem Frhrn. von Aretin einen Aufsatz zum Einrücken ins Mgbl., mit der Erklärung, daß er noch nirgends gedruckt sey, welches sich auf unsre Weigerung bezieht, seine erste Erklärung gegen die Rüge im Mgbl. aus der N. O. Lit. Zeitung, wo er sie eingerückt hatte, im Mgbl. abdrucken zu lassen, weil das Mgbl. nie etwas andern Tageblättern nachdruckt. — Daß es mit dem nirgends gedruckt seyn nicht so ernstlich gemeint war, beweist die Einsendung desselben Aufsatzes zur nämlichen Zeit in die Gothaer Nationalzeitung, wo er auch im 10 Stücke mit treffenden Bemerkungen des würdigen Herausgebers abgedruckt steht. — In dieser Erklärung kündigt der Frhr. v. A. dem Publikum an, daß der gegen ihn anhängig gemachte Rechtshandel bereits gegen die Kläger entschieden wäre, und läugnet, daß er der Verfasser der ihm zugeschriebenen Stellen in dem Morgenboten und in der spätern, angeblich in Strasburg erschienenen, Auflage der Schrift: Die Plane Napoleons und seiner Gegner, sey. Wir wußten bereits, daß in der Sache gar keine Entscheidung erfolgt, sondern vielmehr die Klage von dem Münchner Stadtgerichte (aus welchen Gründen ist uns unbekannt, aber doch leicht erklärbar) zurückgewiesen, und, wenn wir nicht irren, beyden Theilen Stillschweigen auferlegt worden sey. — Wir lehnten daher die Aufnahme seiner Erklärung ab, „weil wir ein- für allemal erklärt hätten, den Bericht in dieser Angelegenheit nur historisch fortzuführen, und es dem Frhrn. v. A. nicht gefallen habe uns anzuzeigen, auf welche Weise denn nun gegen die Kläger entschieden sey; wir würden also die nähere Aufklärung darüber abwarten, und dann bey der Fortsetzung des Berichts auch die uns übersandte Erklärung benutzen.“

Die Sache ging, wie voraus zu sehen war, an Se. Majestät den König von Bayern, und es erfolgte von Paris aus, wo der König sich damals befand, der (auch im Journal de l'Empire den 16 März angezeigte) Befehl an beyde Theile, daß unter Strafe augenblicklicher Cassation nichts weiter über diese Angelegenheit von ihnen sollte in Druck gegeben werden, wobey zugleich das Verbot, darauf bezughabende Schriften zu drucken oder zu verkaufen, unter namhafter Strafe an alle Buchdrucker und Buchhändler erging. —

Es versteht sich, daß rechtliche Männer, wie die Kläger, den allerhöchsten Befehlen ihres huldreichen, sie, wie jeden seiner Unterthanen, schützenden und gerechten Monarchen nicht zuwider handeln werden; auch kann es Männern der Art nie in den Sinn kommen, so bestimmte Befehle etwa zu umgehen, indem sie übrigens freylich über das Urtheil des Publikum, dem die Akten vorliegen, ganz unbesorgt seyn können. — Sie schwiegen und schweigen noch, und begnügen sich, die Mittel sich Recht zu verschaffen, welche die Landesgesetze bestimmen, zu ergreifen, und deren Erfolg abzuwarten. Wie kommt denn nun aber jener oben angeführte Aufsatz in den Miscellen für die neueste Weltkunde dazu, von Verhandlungen zu reden, welche Niemand, als nur dem Frhrn. v. Aretin bekannt seyn können, z. B. anzuführen, insoweit dies der Tendenz des ganzen Aufsatzes entsprach, was wir ihm geantwortet haben? Der Frhr. v. A. muß nothwendig mit diesem Aufsatze in der genauesten Verbindung stehen, oder — wie soll man dies Faktum erklären? — Uns wird darin Parteilichkeit vorgeworfen; bedarf es von unsrer Seite noch einer Antwort darauf? Wohl, so erklären wir denn: „Wir sind allerdings so parteiisch, als man es nur immer seyn kann, für Wahrheit, Offenheit, Rechtlichkeit; und so parteiisch, als man es nur immer seyn kann, gegen Lüge, Schleicherei und Unrechtlichkeit.“

In der uns übersandten und in der Gothaer Nationalzeitung abgedruckten Erklärung zeigt Frhr. v. A. nicht weiter an, von welchen ihm zugeschriebenen Stellen er nicht der Verfasser sey. — Die Stellen, zu denen er sich bekennen muß, weil sie in der ersten Auflage der von ihm herrührenden Schrift: Die Plane Napoleons und seiner Gegner bereits stehen, liefern aber auf jeden Fall den Grundtext zu dem, was der Morgenbote und die zweyte Auflage jener Schrift nur weiter ausgeführt haben.

Hr. Zschocke, Herausgeber der neuesten Miscellen für die Weltkunde, hat sich in No. 22 nun über diese Angelegenheit auf eine Art erklärt, daß wir nichts weiter davon sagen wollen, wie er jenen Aufsatz, dessen unlautere Quelle sich so deutlich verräth, mit den Beschuldigungen gegen uns aufnehmen konnte. Die gute Sache nur liegt uns am Herzen; das Urtheil über unser Verfahren überlassen wir getrost dem unbefangenen Publikum.

Die Redaktion des Morgenblattes.

Nro. 83.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. April, 1810.

— Hier fehlt die Feile, dort die Schere,
Dem Einen Salz, dem Andern Kraft;
Bald ist der Ausdruck pöbelhaft,
Bald gränzt er an des Unsinns Sphäre,
Wortüppigkeit, Gedankenleere —
Das ist der Modeschriften Geist.

Gotter.

An die Redaktion des Morgenblattes.

Erlauben Sie, daß ich mich in einer Angelegenheit an Sie wende, welche die Ehre unsrer Literatur zu nahe angeht, als daß sie nicht so bald und so öffentlich als möglich zur Sprache gebracht werden sollte; eine Angelegenheit, bey der von unserm bekanntlich 10000 Mann starken Schriftstellerkorps *) wenigstens Neunzehntheile ganz besonders interessirt sind. Sich um diese überwiegende Mehrzahl verdient machen, heißt natürlich, sich um das ganze intellektuelle Deutschland Verdienste erwerben, und da Ihr Blatt sich einen weniger eingeschränkten Wirkungskreis vorgesetzt hat, als z. B. die Zeitung für die elegante Welt (ein engerer Kreis im Intellektuellen), anderer ähnlicher Blätter, welche mit der Intelligenz sich gar nicht befassen, nicht zu erwähnen; so habe ich Ihnen diese Zeilen bestimmt, denen Sie (gegen ein angemessenes Honorar) die Aufnahme gewiß nicht versagen werden. Gäbe es ein Blatt, das für die deutsche Intelligenz überhaupt bestimmt wäre, so, gestehe ich Ihnen offen, würde ich (versteht sich bey übrigens gleichen Umständen) dieses gewählt haben; denn daß auch Ihr Blatt jene nicht umfaßt, werden Sie mir zugeben. Gebildete Stände, das ist noch immer ein sehr enger Begriff. Doch davon ein Andermal; jetzt zur Sache oder zur Nichtsache, denn es ist die Rede von der deutschen Literatur.

*) Ob es gegenwärtig noch komplet ist, nachdem es nun auf halbem und viertel Solde steht, der überdies nicht immer richtig bezahlt wird, läßt sich mit Gewißheit nicht bestimmen. Eins.

Daß es, seit einiger Zeit besonders, Ton in den französischen Feuilletons ist, unsrer in literarischer *) Hinsicht zu erwähnen, ist bekannt, und wie unsrer erwähnt wird, ebenfalls. Rücken die Transrhenaner auch nach und nach — wie ehemals die Griechen das Land der Hyperboreer — den Norden etwas tiefer nach Norden hinein; so sehen sie uns doch immer noch für wenigstens Halbbarbaren an, und wir können ihnen nichts recht machen. Mit Stolz blicken sie im Gefühle ihres Uebergewichts auf uns herab. Wenn sie das bey unsern Schillern, Goethen, Wielanden, Vossen, Klopstocken thun, so haben wir nichts dawider; denn, sagen wir, jede Nation hat ihr Eigenthümliches, das eine andere nicht ansprechen kann (worin nur wir Deutschen bey der Universalität unsrer Bildung eine Ausnahme machen; uns spricht jedes Eigenthümliche an, nur unser eigenes nicht). — Zwar haben sich die vorgenannten großen Dichter an den Griechen, welche die Franzosen als ihre Muster erkennen, gebildet; doch nur mit deutschem Geiste. Die Franzosen haben sich nach den Griechen gebildet mit französischem Geiste, und das will wol etwas anders sagen. Deutsche Natur neigt sich mehr zu Gedanken; französische mehr zur Form, und — ein sonderbarer Widerspruch — wenn im Leben die Franzosen nur zu rasch im

*) In Hinsicht der Sitten, Gebräuche und anderer Sehenswürdigkeiten lernt uns Frankreich (nämlich der unkriegerische Theil) aus den gelehrten Etrennes mignonnes, curieuses, utiles et interessantes kennen, aus welchen uns das Mgbl. Nr. 67 so köstliche Pröbchen zu unsrer Belehrung mitgetheilt hat. Eins.

Handeln sind, und die Deutschen dagegen nur zu bedächtig fortschreiten, so ist das in den literarischen Werken, z. B. in den dramatischen, gerade umgekehrt der Fall: hier kann der besonnene Deutsche nicht Handlung, der Franzose nicht Laune und Formen genug bekommen. Aber abgesehen von dem Eigenthümlichen, so — verstehen ja auch die Franzosen unsre Dichter nicht und wollen sie auch nicht verstehen, weil sie nicht ohne Grund befürchten, daß die Aristotelischen Gesetze und ihr Geschmack darunter leiden dürften. Der Wagehals, welcher den wohlbesetzten Mât de Cocagne bis zu einer gewissen Höhe erreicht hat, wo ihm bereits der magere Kapaun, mit vielfarbigen Bändern geschmückt, zuwinkt, läßt natürlich schon aus Point d'Honneur nicht los, bis seine Arme gänzlich erstarren, und wenn ihm auch unten der fetteste Truthahn angeboten würde. Darf man das Kleine mit dem Großen vergleichen (si parva licet componere magnis), so paßt wol dies Bild hier, da mir gerade kein anderes einfällt. Also, wie gesagt, mit unsern guten Schriftstellern und Dichtern mag's so hingehen; wissen wir ja doch, wie wir daran sind. Aber wenn sich die transrhenanischen Athener nun gar herausnehmen zu behaupten, sie hätten es auch in der Virtuosität, schlechte Bücher zu machen, höher gebracht als die Deutschen, so heißt das doch den Nationalstolz zu weit treiben, und welcher ächte deutsche Patriot kann das dulden. Hören Sie nur, was ein Hr. J. darüber im Feuilleton des Publiciste zu äußern sich anmaßt.

„Es würde schwer fallen," sagt er, „bestimmt auszumitteln, welches von beyden Ländern, Frankreich oder Deutschland, seit etwa funfzig Jahren mehr schlechte oder unbedeutende *) Bücher hervorgebracht hat. Beyde Nationen könnten sich dies Verdienst, wenn es eines seyn sollte, einander streitig machen. Unsre Buchhändler-Verzeichnisse dürfen sich gewiß mit allem Rechte gegen die deutschen messen, und haben die letztern den Vorrang in Hinsicht der Quantität, so haben ihn die unsern zuweilen in Hinsicht der Qualität, und alles ist ausgeglichen. — Aber die Deutschen und Franzosen haben jede ihre besondere Weise, schlechte Bücher zu machen. Ein elendes deutsches Werk ist nicht dasselbe, was ein elendes französisches ist. Auch hier springt der Unterschied in den Karakteren und Sitten dieser beyden Völker vor. — Die Deutschen haben den großen Fehler, daß sie unverständliche Werke schreiben; sie erdrücken ihre Leser mit Gelehrsamkeit; sie zerbrechen ihnen die Köpfe mit Systemen, mit Spitzfindigkeiten, mit Untersuchungen, um die man sich nicht bekümmert, und die oft zu nichts führen; sie verlieren die Erde aus den Augen, um sich in Wolken zu hüllen; fast allen fehlts an Maß und Grace *), welches vielleicht aus der literarischen Zucht entspringen kann, in welcher die Deutschen bis jetzt gehalten wurden. — Deutschland ist voll Universitäten; man zählt deren zwey- bis dreyunddreißig. **) — Da die Stellen daran ziemlich einträglich (?!) waren und das Lehramt sehr geschätzt (??!!) wurde, so kannten fast Alle, welche sich den Wissenschaften widmeten, keinen höhern Ehrgeiz, als den, als Professoren angestellt zu werden, so daß die National-Literatur gleichsam fast blos auf die Universitäten sich einschränkte: und das hat ohne Zweifel die Deutschen lange Zeit gehindert, und hindert sie vielleicht noch, jene Leichtigkeit, jenen Zartsinn, jenen feinen Takt für das, was gefallen kann, zu erwerben, welche nur die Bildung in der großen Welt und der Umgang mit dem, was man Gesellschaft nennt, gewähren können. Der Gott des Geschmacks versteigt sich nicht leicht im Doktor-Mantel und Hute auf den Katheder; er schreibt keine Foliobände, und die Deutschen verstanden lange Zeit nichts anders zu schreiben. Unsre Franzosen machen sich mit wenigern Kosten zu Schriftstellern; sie haben selten Universitäten besucht; sie martern ihre Leser nicht mit Gelehrsamkeit, weil die meisten selbst nicht viele besitzen; sie langweilen sie nicht mit Systemen, weil sie sich selten die Mühe nehmen, sich selbst eines zu bilden; endlich machen sie ihre Bücher kurz, weil, um sie lang zu machen, eine Portion Geduld erfordert wird, deren nur wenige unter ihnen fähig sind, und wofür ihnen, wie sie wol wissen, wenig Leute danken würden. Sie (ich meine unsre schlechten Schriftsteller) ergreifen schnell irgend eine triviale Idee, die sie aus ihrem oder aus einem andern Kopfe ziehen, einen hinlänglich gekneteten Stoff, der schon wer weiß wie vielen Schriftstellern gedient hat; diesem ziehen sie ein neues Kleid an, geben ihm eine etwas andere Form, und führen ihn aufgeblasen als eine Neuigkeit vor, von der sie sich das ganze Verdienst beymessen. — Ein schlechtes deutsches Buch ist ein Chaos, eine unverdauliche Masse voll unnützer, lächerlicher oder entschieden schlechter Dinge, worin aber noch immer irgend etwas zu finden ist; ein schlechtes französisches Buch ist oft ein Buch, das aus Nichts gemacht und aus dem durchaus Nichts zu schöpfen ist. Aber, da im Geiste des Franzosen im Ganzen mehr Reinheit ***), mehr Methode stattfindet, als im Geiste des Deutschen, so findet man auch selbst in ihren schlechtesten Werken eine Art Plan, eine äußere Anordnung, welche täuschen, und wenn es den Schriftstellern

*) Mit Erlaubniß, schlecht und unbedeutend ist nicht einerley. Es gibt manches schlechte Buch (wie z. B. das berüchtigte: Die Plane Napoleons und seiner Gegner u. dgl. mehr), das gar nicht unbedeutend ist; und manches unbedeutende, das gar nicht schlecht ist, wovon die Beweise in der französischen Literatur gewiß nicht fehlen. Eins.

*) Ich kenne keinen ganz adäquaten deutschen Ausdruck für das französische grace. Mit Grazie, Anmuth u. s. w. hat es nicht viel gemein. Eins.

**) Dieser gegründete Vorwurf wird bald nur noch in den Etrennes mignonnes stehen können. Eins.

***) Im französischen steht netteté — Soll man nun du style oder d'esprit suppliren? — wahrscheinlich beydes; oder heißt es besser Ordnung? Eins.

an Ideen fehlt, so ist doch wenigstens der Platz zu ihrer Aufnahme so gut bereitet, daß die Ideen nichts weiter zu thun haben, als zu kommen. Schon seit lange herrscht unter uns die Sage, „daß nur der Franzose ein Buch zu machen verstehe; was man uns aber doch gewiß nicht abstreiten wird, ist, daß es keine Nation gibt, die ein Buch mit so wenigem Aufwande zu machen versteht, als wir.“

Nun bitte ich Sie um Alles in der Welt, welch eine Vorstellung herrscht doch noch in Frankreich von uns Deutschen! Steht etwa in den Etrennes mignonnes auch ein Kapitel über deutsche Literatur, aus dem Hr. J. geschöpft hat? — Wie? — Unsre National-Literatur wäre nur auf die Universitäten beschränkt? Du lieber Gott, viele unsrer Schriftsteller wissen kaum was eine Universität, und herzlich wenige, was eine Schule ist — nämlich was man sonst so nannte; denn was nach dem neuesten Sprachgebrauche so heißt, davon müssen sie wol etwas wissen, da sie sich nothwendig dazu bekennen mussen, z. B. zur neuesten ästhetischen Schule und ähnlichen. Und wo ist gegenwärtig in Deutschland ein Krähwinkel, ja ein Badeörtchen, das nicht seinen Schriftsteller aufzuweisen hätte, der ein halbes Dutzend Ritterromane zu Tage gefördert oder eine Brandrakete u. dgl. losgelassen, oder wenigstens die Topographie seines Reviers angefertigt hat? — O, unsre Schriftsteller haben wahrlich auch keine andere Schule, als, wenn nicht gerade die grosse, so doch die weite Welt. — Foliobände sollen erscheinen! Foliobände! seit funfzig Jahren!! Bey uns, wo Alles, auch das Höchste und Tiefste, sich zu Duodez bequemen muß!!! Ist denn unsre Almanach- und Taschenbücher-, unsre Journal- und Magazin-Literatur dem Hrn. J. ganz unbekannt, diese einzige Niederlage unsrer Gelehrsamkeit? Welche Nation hat es wol in der Kunst, auch das Höchste und Tiefste in nuce darzustellen, daß es in eine Nußschale (ich meine die modernen deutschen Hirnschalen) gepackt werden kann, weiter gebracht als wir? O nein, wir muthen dem Gott des Geschmacks wahrlich nicht zu, im Doktor-Mantel- und Hute auf den Katheder zu steigen, welches ihm allerdings schwerer fallen möchte, als drey Treppen hoch ins Dachstübchen;*) und daß sie ihn so hoch hinauf bemühen müssen, thut unsern Schriftstellern schon gewiß leid genug; dafür erlassen sie ihm aber auch willig, sich mit einem unnützen Krame von Gelehrsamkeit zu belasten; er kann sich's so leicht machen, als er nur immer will. O nein, mein Hr. J., unsre Autoren (wir sprechen von der ansehnlichern Menge) setzen sich eben so wenig in Unkosten als die Ihrigen, so daß selbst nicht einmal das Sprichwort mehr gilt: Aus hundert Büchern das Hundertelnste machen; wo sollten sie so viele Bücher und so viele Zeit auftreiben? Sie sind weit ökonomischer: aus höchstens drey machen sie das vierte, und nehmen noch obenein ihre eigenen Werke dazu, wodurch sie vor dem Vorwurfe des Plagiats sich schützen. Ich kann Ihnen, wenn Sie's verlangen, eine Menge namhafter Beyspiele anführen. Auch gibt der Stoff, den unsre schlechten Schriftsteller wählen, jenem der Ihrigen an Trivialität und Abgebrauchtheit wahrlich nichts nach; und wo finden Sie, ich fordere Sie dreist auf, in unsern Rinaldinis und übrigen Spitzbuben-Romanen, in unsern Ritterbüchern, in den Werther-laden (und wäre es auch der neue französische Werther eines Saul Ascher), in den Werken unsrer Sand-Nepomucene, in unsern Karfunkelromanen, in den ästhetischen Schriften der neuesten Schule und in ähnlichen stehenden Sümpfen unsrer Literatur auch nur einen brauchbaren Gedanken, und wenn Sie auch alle durchwühlen? Machen Sie sich nur bekannter mit unsrer Schofel-Literatur, und Sie werden sich leicht überzeugen, daß unsre schlechten Schriftsteller so gut als die Ihrigen Nichts aus Nichts zu machen verstehen; ja, was noch mehr sagen will, sogar Nichts aus Etwas. Aber auch von dem Vorurtheile werden Sie dann zurückkommen, als herrschte nicht Methode in der deutschen Erbärmlichkeit. O, den Pfiff, einem jämmerlich zusammengestoppelten Popanz ein ästhetisch schillerndes Gewand überzuwerfen, den haben unsre Schriftsteller auch weg, und auch bey ihnen haben die Ideen nichts weiter zu thun, als zu kommen. — Wenn nun Hr. J. behauptet, daß unsre Schriftsteller ihren Lesern mit Systemen, mit Spitzfindigkeiten, mit unnützen Untersuchungen den Kopf zerbrechen*), so gibt er uns ja selbst die Waffen gegen sich in die Hände. Wie kann er denn nun so anmaßend behaupten, daß unsre schlechten Schriften wenigstens in der Qualität gegen die seiner Nation zurückstehen müßten? Hätte er nur irgend gekonnt, ich glaube, er hätte uns auch die Quantität streitig gemacht. — Unsre Schriftsteller sollen die Erde aus den Augen verlieren, um sich in Wolken zu hüllen! Du lieber Gott! was nennt er Wolken? Den Dunst, der eine Hand hoch aus dem Boden aufsteigt? — Wolken! wo soll der Troß unsrer Schriftsteller die Kraft hernehmen, sich von der nährenden Erde zu erheben? Es wird ihnen schon sauer genug, nur darauf fortzukriechen. Ja, könnten sie sich nur wenigstens, wie andres Gewürm, einspinnen, so brauchten sie doch kein Futter, und möchten sich wol als Nachtvögel entfalten; aber die Natur verlieh ihnen nun einmal leider nicht das Talent, einen Faden aus sich zu ziehen!

Ich weiß wol, daß mit dem Gesagten dieser interessante Gegenstand noch bey weitem nicht erschöpft wird; allein, wer wollte gegen einen französischen Gegner denn auch etwas erschöpfen? Das kann man ihm getrost überlassen. Meine Absicht war nur, auf die Ungerechtigkeit aufmerksam zu machen, die sich Hr. J. gegen den größern Theil unsrer literarischen Produkte erlaubt. Nehmen Sie den guten Willen für die That!

Lobesan Ernst,
der Zeit Literatus.

N. S. Da ich die Dankbarkeit unsrer Schriftsteller kenne, so muß ich erwarten, daß sie mir wol gar für die Ehrenrettung unsrer Literatur ein Exemplar ihrer Schriften verehren dürften. Wenn nun die Frachtwagen mit den Ballen von allen Seiten herbeykämen, ich würde in Wahrheit in nicht geringe Verlegenheit gerathen, da ich selbst einigermaßen eng logirt bin, und etwas hoch wohne. Ich bin daher so frey, Jeden der Herren, die mir diese Ehre zudenken, ergebenst zu bitten, seine schätzbaren Werke nur gefälligst gleich in dem nächsten Kramladen des Orts abzuladen, und mir den Erlös daraus baar zu übermachen, wofür ich dann geziemend, mit Namennennung eines Jeden, danken werde.

L. E.

*) In Paris muß er höher steigen, ist aber dort auch nicht so Embonpoint.
Einf.

*) Daß er dabey gleichsam den wackern Leuten indirekte aufbürden will, als ob sie wirklich ein selbstgeschmiedetes System hätten, ist ein etwas boshafter dialektischer Kniff.
Einf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 27 März.

Alle Zungen, alle Zeitungen sind hier ausschließend mit der Feyer der großen Vermählung beschäftigt. Die Politik tritt in den Hintergrund zurück; alles athmet Eintracht und Vereinigung. Es ist anziehend, zu sehen, wie die Völker jedem Eindrucke von oben, gleich dem Meeresspiegel unter dem Hauch der Winde, weichen. Aber wol nie hat es ein Fest gegeben, welches in jeder Hinsicht so allgemein gefeyert zu werden verdient, als das gegenwärtige; es ist zugleich das kontinentale Friedensfest. Wo man vor Kurzem nur mit Mißtrauen in die Zukunft blickte, sieht man jetzt mit Zuversicht und kindlicher Hoffnung auf ihre verklärten Pforten. Der Kaiser hat alles gethan, um das große Nationai-Fest zu Familien-Festen zugleich zu machen. Einem eben erschienenen kaiserl. Dekrete zufolge werden alle Verhafteten wegen Gerichtskosten, wegen Kronschulden (diese jedoch unter Bedingungen), und wegen Forst-Beschädigungen losgelassen; der Kronschatz bezahlt die Schulden, welche das bureau des nourrices an verschiedene Aeltern zu fordern hat; alle Ausreißer erhalten Verzeihung; die vor dem Jahre 1806 ihre Korps verliessen, eine unbedingte; die spätern, mit der Verbindlichkeit, Dienste zu nehmen; endlich werden 6000 Mädchen im ganzen Umfange des Reichs ausgestattet; 60 in Paris mit 1200 Franken; die Uebrigen in den Departements mit 600 Fr. Jedoch müssen sie sich mit Soldaten, die ihren Abschied erhielten, verheirathen.

Im ganzen Reiche sind alle Hände mit Vorbereitungen zum großen Feste beschäftigt. Es ist unglaublich, wie viel Geld dadurch in Umlauf gesetzt wird, und wie wohlthätig das auf den Stand der kleinen Verkäufer und Krämer einwirkt. Nicht die schnelle Bereicherung einiger Großen setzt die Industrie in Thätigkeit, sondern die Thälerchen, die so viele tausend Arbeiter als Ueberschuß ihrer täglichen Bedürfnisse auf Anschaffung kleiner Bequemlichkeiten verwenden können, die sie sich vorher versagen mußten. So bewässert ein Bach, in kleine Rinnsäle vertheilt, eine Wiese mit weit größerer Befruchtung, als ein Strom, in ein einziges Bett zusammengedrängt.

Selbst auf die Staats-Einkünfte wirken die Feste vortheilhaft. Man erinnert sich, daß Ludwig XIV, als er wegen Geldmangel in Verlegenheit war, seinen Colbert fragte, wie demselben abzuhelfen sey. Colbert schlug Feste zu geben vor. Die Feste zu Ehren der schönen la Baliere hatten Statt, und kosteten mehrere Millionen; aber die Staats-Einkünfte waren dasselbe Jahr um 14 Millionen höher als vorher.

Es ist fast unmöglich sich eine Vorstellung von der Thätigkeit zu machen, die gegenwärtig in Paris herrscht. Wie durch Bezauberung entstehen Triumphbogen; jener vor der Barriere de l'Etoile, am Eingange der Champs élysées, hat 144 Fuß in der Höhe. Die steinerne Grundlage sieht erst 5 Schuhe über der Erde heraus; das Uebrige wurde aus Balken und Bäumen von ungeheurer Größe zusammen gezimmert. Das Ganze gewährt einen der imposantesten Anblicke, die man sich denken kann, besonders da es auf einer Anhöhe gelegen ist. Die Erbauung selbst gab ein vollständiges Bild des Thurm-Baues zu Babel; zahllose Stricke und Maschinen von allen Seiten in Bewegung; das Zurufen, Anordnen und Antworten so vieler hundert Arbeiter; der Schein der Fackeln bey Nacht, die das große Gerüste durchschwebten, und es von der Ferne betrachtet als ein erleuchtetes Geisterschloß erscheinen liessen; das ungeheure Gewühl der Zuschauer, für die schon diese frohen Tage der Erwartung und Zubereitung wahre Festtage sind; alles das vereinigte sich zu einem Ganzen. Die Arbeiten gingen Tag und Nacht fort; die Arbeiter lösten sich ab; jeder erhält täglich 18 Franken. Die strengste Aufsicht wachte darüber, daß keiner mehr Wein als gewöhnlich zu sich nahm.

Von dieser Barriere bis zu dem Schloß-Garten der Tuillerien ist die große Allee der elysetischen Felder mit abgesonderten Beleuchtungs-Gerüsten versehen; an den Bäumen werden zahllose Lampen angebracht; am Ausgange stehen vier 74 Fuß hohe Obelisken, die ganz beleuchtet seyn werden; zu beyden Seiten der Brücke der Eintracht stehen 4 ähnliche; der ganze große Eintrachtsplatz und die Brücke sind mit zahllosen kleinern Gerüsten in Form von Schildern, von Säulen u. dgl. umgeben. Der Magdalenen-, oder künftige Tempel des Ruhms erhält eine Façade von Holz, jener ähnlich, die einst wirklich ihn verzieren wird; die Façade des gegenüber am andern Seine-Ufer liegenden Gebäudes des gesetzgebenden Korps wird aufgedeckt; beyde werden beleuchtet einen ganz einzigen Anblick gewähren. Die auf dem Eintrachtsplatze selbst liegenden Gebäude des ehemaligen Garde-meuble, deren schöne Säulengänge nach dem Louvre das geschmackvollste unter allen öffentlichen Denkmälern bilden, werden ungeheuer reich mit Glaslampen geschmückt. Statt des Gitters führt von dem Eintrachtsplatze ein zweyter geschmackvoller Triumphbogen, mit einem Peristyle versehen, in den Garten der Tuillerien selbst, dessen Alleen mit ununterbrochenen Beleuchtungs-Gerüsten, worin immer ein Bogen zwischen zwölf Säulen zu stehen kommt, eingefaßt sind. Vor dem Schlosse selbst erhebt sich ein prächtiges Orchester, in dessen Mitte ein Balkon emporsteigt, der unmittelbar mit dem Balkone des Pallastes in Verbindung steht. Von den Gipfeln der Thürme und von den Kuppeln der Tempel werden Altäre oder Dreyfüße von ungeheurer Höhe Flammen-Opfer gen Himmel schleudern; auf den Zinnen des Hotels der Minister und höhern Staats-Beamten erheben sich Sterne und Obelisken von ungemeiner Größe.

In den elysetischen Feldern werden die Speisen und Getränke ausgetheilt werden, wozu man auf den zwölf Haupt-Plätzen der Stadt die Loose vertheilt. Die beyden großen Parallelogramme, Rasenplätze innerhalb der Baumreihen, werden ebenfalls mit Beleuchtungs-Gerüsten ganz eingefaßt; hier werden Franconis Reiterkünste und all die Spiele des sommerlichen Tivoli den ganzen schönen May hindurch das Publikum belustigen, zahlreiche Orchester werden abwechselnd spielen, und den Monat zu einem wahren Wonne-Monat machen. Dann werden auch auf dem Marsfelde ein großes Karoussel und Turniere aller Art statt haben; 200 Ritter werden dazu geübt; Franconis Künste und die polnischen Lanzenträger von der kaiserlichen Garde werden es verschönern. Die Kaiserinn selbst wird die Preise an die Sieger vertheilen, und die Zauber des ehemaligen Camp au drap d'or, und des prächtigen Karroussels unter Ludwig XIV, zu Ehren der Schönsten der Schönen, werden sich erneuern.

Alle Hauptstraßen und Plätze wurden gesäubert, gepflastert, von allen Baumaterialien gereinigt; alle Gruben ausgefüllt; alle Hügel abgetragen, alle Gerüste, Planken u. dgl.; kurz alles, was nur auf die entfernteste Art Anlaß zur Beschädigung geben könnte, beseitigt. Die Thätigkeit und Vorsicht der Polizey sind über alle Beschreibung; man will Unfällen vorbeugen, wie sie am Vermählungs-Feste der unglücklichen Antonie statt hatten, wo man aus Unvorsichtigkeit die Gruben, worein auf dem Boulevard de la Madelaine Bäume gepflanzt werden sollten, offen ließ; eine Unvorsichtigkeit, die viele hundert Menschen zu Krüppeln machte oder tödtete. Alle Gauner und verdächtigen Leute sind eingesperrt; alle Bettler in ihren Depots; alle Müßige beschäftigt. Eine Menge kleiner Verkäufer von Lebensmitteln, und zahlreiche Gaukler durchschwärmen schon jetzt das frohe Gewühl des Eintrachts-Platzes.

Nro. 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. April, 1810.

Rose, Königinn der Blumen,
Du, der Götter und der Menschen
Liebling, Kunstbild alles Schönen,
Und der Weisheit und der Anmuth,
Und der Unschuld, Lieb' und Eintracht!
Holde Blume, sey gegrüßt!

v. Herder.

An die Rose,

womit er den ersten des Brachmonats der heiligen Jungfrau Haupt bekrönte.

(Dieses Gedicht von J. N. Göz befindet sich nicht in der Kamler'schen Ausgabe.)

Warum birgst du dich, Rose, du, gebildet
Nach den freundlichsten Sternen? Zeig' uns
Bald dein niedliches Haupt, des warmen Himmels
Reizende Tochter!

Vor dir fliehn schon wassererfüllte Wolken,
Von dem weissen Wagen des Wests gejaget;
Schon besänftiget dir Favons Geliebte,
Aura, den Nordwind!

Komm doch! Frag nicht lange, wo Haare glänzen
Deiner würdig! Wiß', o du Kind der Unschuld,
Schuldig bleiben sollst du hienieden nie was
Weiblicher Stirne!

Nur Altäre schicken sich für dich! nur der
Heiligen Jungfrau goldene Locken sollst du
Kränzen, daß in wehender Luft sie unaufständig nicht flattern!

Dithyrambe.

Laßt die Gläser lustig klingen;
Doch das größte schenkt mir ein!
Um vom Wein ein Lied zu singen,
Was bedarf es mehr, als Wein?

Zwar als Meister alles Schönen
Läßt Homer mich hinter sich.
Liebten mehr ihn die Kamönen?
Nein, er trank nur mehr, als ich.

Fromme seufzen: Eine Herde
Sey hienieden, und Ein Hirt!
Doch ein Gasthof ist die Erde,
Und Lyäus ist der Wirth.

Edle Zecher, euch zur Wonne
Müssen Berge heißer glühn,
Und geschaffen ward die Sonne
Blos, um Reben zu erziehn.

Doch, die Wahrheit zu gestehen,
Allzufrostig ist ihr Schein.
Tausend Zungen hört man schmähen,
Ach! und jede schmäht den Wein.

Darum — glaubt nicht, daß ich schwärme! —
Darum fleh' ich: O Natur,
Eine Doppel-Sonne wärme
Wenigstens die deutsche Flur!

Sengt auch ihr vernichtend Feuer,
Trotz der Weste kühlem Hauch,
Sengt — die Schönen schützt ein Schleyer —
Sengt es uns zu Mohren auch.

Laub und Gras mag es verzehren,
Und die Blumen obendrein!
Rosen selbst will ich entbehren,
Glüht nur feuriger der Wein.

Fliegt, den feurigsten zu holen,
Fliegt zum Rhein vom kalten Belt;
Steuert kühn nach allen Polen;
Kurz, umschifft nach ihm die Welt!

Dankend preisen alle Zungen
Euch — ist solch ein Lohn nicht süß? —
Mehr, als hattet ihr errungen
Das berühmte goldne Vließ.

Aber seht ihr Wunden bluten,
Lindert sie mit eurem Wein!
Gebt den Bösen, gebt den Guten
Ihn, wie Gott den Sonnenschein!

Alle Wesen soll sie laden,
Vater Evans Gottenlust!
Nehmt den Säugling, nehmt den Knaben,
Nehmt ihn von der Mutter Brust!

Zwar soll Milch, behaupten Kenner,
Zarten Mädchen heilsam seyn:
Doch die Milch der stärkern Männer,
Doch der Männer Milch ist Wein.

Heiden ihre Götzen rauben,
Traun, ihr Brüder! wäre toll.
Was er will mag Jeder glauben,
Trinkt nur Jeder was er soll.

Aber Libers Reich zu schirmen
Gegen Machmuds blinden Wahn,
Schickt ein Heer nach Stambuls Thürmen,
Und verbrennt den Alkoran!

Laßt sogar bey den Huronen
Bachus Siegesfahne wehn,
Und an alle Nationen
Kühn ein Trink-Edikt ergehn!

Weckt — sie werden fromm euch danken
Im erneuten Pilgerlauf —
Weckt die Todten, die nicht tranken,
Ja weckt selbst die Todten auf!

Laßt die Gläser lustig klingen;
Doch das größte schenkt mir ein!
Um vom Wein ein Lied zu singen,
Was bedarf es mehr, als Wein?

Weisser.

Reise von Emden über St. Helena nach London.

Vierter Brief.

Plymouth, Okt. 1805.

Endlich, endlich nach einer langen beschwerlichen Reise bin ich glücklich hier angelangt. Sonderbarer Zusammenhang, aus Holland über St. Helena nach England zu gehen! Indessen war das letzte meine freye Wahl. Es stand nämlich ganz bey mir, entweder in St. Helena zu bleiben, oder meine Reise nach der Kapstadt fortzusetzen, oder auf unserm Schiffe nach Europa zurückzukehren; ich durfte mich nach der Versicherung des englischen Kapitäns als völlig unabhängig ansehn. Nach reifer Ueberlegung beschloß ich daher, das Schicksal unsers Schiffes zu theilen, an dessen Bord ich durch die bestimmten Befehle meiner Obern gebunden war. Da sich nun unsere Abreise wegen eines mitzunehmenden Convoys noch um acht bis zwölf Tage verlängerte, so benutzte ich diese Zeit, um eine kleine Reise durch die Insel zu machen, deren Beschreibung Ihnen durch einen dänischen Ostindienfahrer zugekommen seyn wird. *) Meine übrigen Reisegefährten hatten sich inzwischen mit Erlaubniß des englischen Kapitäns auf ein kleines Fahrzeug nach dem Kap eingeschifft, wohin man von hier aus in ungefähr fünf Wochen kommen kann.

Auf diese Art hatten wir beynahe einen ganzen Monat hier zugebracht, als endlich der Convoy beysammen, und alles zu unserer Abreise fertig war. Meine hiesigen holländischen Freunde versahen mir einige Körbe Kapwein, wovon mir die Flasche auf keinen englischen Schilling kam, und versorgten mich überhaupt sehr reichlich mit Erfrischungen aller Art. Am 13ten August ließ endlich der Kapitän die Anker lichten, der frische Südostpassat schwellte unsere Segel, und in Kurzem war das ganze liebliche Eyland nur noch wie ein weißlicher Punkt zu sehen. Da ich jetzt meine Hütte ganz allein inne hatte, konnte ich mich der andern Koye als einer Vorrathskammer bedienen, und war überhaupt weit besser als vorher daran. Unsere Kost blieb indessen ziemlich dieselbe, denn man hatte auf unsere Provisionen natürlich nur wenig verwendet. Uebrigens bestand unser Convoy aus sechs Segeln, wobey es freylich manchen Aufenthalt gab.

Am 23ten August passirten wir die Linie zum Zweytenmale, doch diesmal ohne die mindeste Feyerlichkeit. Zehn bis zwölf Tage darauf verloren wir den Südostpassat und bekamen veränderlichen Wind, mit trübem Himmel und niedrigem Barometerstande. Dies schien besonders bey Nacht bedenklich, zumal da es auf unserm Schiffe mit der Wache sehr schlecht bestellt war. So kam z. B. der eine Ostindienfahrer vom Kurse ab, und hätte uns beynahe in Grund gesegelt, denn er schoß kaum einen halben Fuß bey unserm Vorsteven (Vordertheil) vorbey. Das Schlimmste dabey war, daß es uns abermals an Wasser zu fehlen anfing, weil man abermals mit dem uns zugetheilten Vorrathe sehr verschwenderisch umgegangen war. Zum Glück stattete aber der Kapitän einen Besuch bey uns ab, und schickte uns sogleich drey große Fässer, nebst einer Kapschen Gans und einem Kalbsviertel zu.

Ungefähr gegen Ende Septembers bekamen wir den Westpassat, und alles ward nun wieder Leben und Fröhlichkeit. Man fing jetzt an, unsere Bords nach Art eines Kriegsschiffs anzumahlen, um den French dogs, wie die Matrosen sagten, desto furchtbarer zu seyn. Es sind doch seltsame Menschen, diese Englishmen! Als sie unsre Schiffe genommen hatten, rechneten sie schon mit lautem Jubel ihre Prisengelder aus. Kaum war aber die erste Freude vorüber, so giugen sie mit Schiff und Ladung so unverantwortlich

*) Diese zwey Briefe sind bereits unter dem Titel: Briefe aus St. Helena in Nro. 280 und 281 v. J. des Morgenblattes abgedruckt.

um, daß jenes gar sehr beschädigt, und diese gewiß verdorben ist. Jetzt da wir uns nun den europäischen Gewässern nähern, bessern sie alles wieder mit großer Mühe aus. Es ist und bleibt eine „whimsical nation." das ist zuverlässig wahr. Unterdessen haben meine Kisten am meisten dabey gelitten, denn alle wurden bis auf den Grund durchnäßt. Meine Bücher z. B. bilden fast nichts als eine verschimmelte Masse, so daß ich sie nun in die See werfen kann; u. dgl. mehr.

Ungefähr auf der Höhe von Kap Finisterre begegneten wir einem englischen Kutter, der uns die Nachricht gab, daß der ganze Golf von Biscaya, und besonders die Einfahrt des Kanals mit französischen Kriegsschiffen bedeckt sey. Sie hatten beynahe einen ganzen nach Westindien bestimmten Convoy genommen, und sich ungescheut an der englischen Küste gezeigt. Unser Kapitän hielt es demnach fürs beste, seinen Kurs so nördlich als möglich zu nehmen, theilte indessen auf jeden Fall die nöthigen Befehle aus. So hatten wir denn, nicht ohne Besorgnisse, unsere Reise einige Tage fortgesetzt, als wir am 26ten Septembers Vormittags in großer Entfernung einige Kriegsschiffe erblickten, die jeder von uns für englische hielt. Allein schon Nachmittags um 1 Uhr zeigte sich wieder das Gegentheil. Es waren drey französische Fregatten, von denen die eine mit vollen Segeln auf unser Kriegsschiff loszugehen anfing.

Indessen dauerte es doch beynahe noch eine ganze Stunde, ehe das eigentliche Gefecht seinen Anfang nahm, wahrscheinlich weil man auf beyden Schiffen noch mit Zurüstungen beschäftigt war. Endlich aber schickte das französische Schiff dem englischen einige Kugeln, und bald darauf eine ganze Ladung zu, und nun begann der währende Kampf mit voller Heftigkeit. Unser Kriegsschiff wehrte sich mit unglaublicher Tapferkeit, obgleich schon in der ersten halben Stunde die zweyte, und endlich auch die dritte Fregatte dazu gekommen war. So dauerte das Gefecht, mit einer kleinen Pause von beyden Seiten, bis zum Abend fort, da endlich das Kriegsschiff die Flagge strich, und von den Franzosen in Besitz genommen ward. Wir sahen jetzt eine Fregatte auf den Convoy loskommen, benutzten aber den Vortheil des Windes und der Dämmerung, und entkamen auf diese Art wenigstens für den Augenblick. Ob dies jedoch allen zu unserm Convoy gehörigen Schiffen geglückt seyn mag, bezweifle ich.

Unsere Officiere und Matrosen waren vor Wuth ganz außer sich; indessen machten sie dennoch die besten Anstalten zu unserer Vertheidigung. Alle unsere Lichter wurden bedeckt, so wie unsere acht kleinen Kanonen, und alle unsere Gewehre in Stand gesetzt. Der Lieutenant fügte hinzu, daß er die Prise bis aufs Aeußerste zu vertheidigen entschlossen sey. Inzwischen bekamen wir diese ganze Nacht, so wie den ganzen folgenden Tag nur wenig Schiffe, und diese immer nur an der französischen Küste zu Gesichte.

So war es beynahe Abend geworden, als der Mast-Wächter gerade in Westen ein Schiff erblickte, das mit vollem Winde auf uns zugesegelt kam. — „Jetzt gilt es Leben oder Tod!" — schrie der Lieutenant, rief das Schiffsvolk zusammen, und munterte es durch eine kräftige Anrede zum Gefechte auf. Wir drey Passagiere (der vorige Kapitän, der Schiffsarzt, und ich) mußten uns in den Raum begeben, und brachten hier eine Stunde lang in wahrer Todesangst zu. Doch endlich hörten wir ein lautes Hussageschrey, wurden hinaufgerufen, und sahen, daß jenes Schiff ein englischer Lugger war. Er gab uns einige Nachrichten über die Rochefortter Escadre, zu der jene Fregatten gehört hatten, und verließ uns endlich, um südwärts zu gehen.

Den 28 und 29ten bekamen wir keine Schiffe zu Gesichte, den 30ten aber sprachen wir mit einem Amerikaner, der von New-York nach London bestimmt war, und uns ein herrliches Stück Pökelfleisch überließ. Vom ersten bis vierten Oktober hatten wir Gegenwind, am fünften aber bekamen wir die Küsten von Cornwallis zu Gesichte, und feyerten diesen herrlichen Anblick mit lautem Freudengeschrey. Der Wind war südost, und also in hohem Grade günstig für uns. Die schönen grünenden Berge mit den alten Kastellen auf den Gipfeln glänzten im Sonnenscheine, und eine Menge niedlicher Häuser ragte zwischen den romantischen Baumgruppen hervor. — O Ruhe und Ländlichkeit! — sagte ich zu mir selbst, als ich den ersten rauchenden Schornstein und die ersten fröhlichen Heumäder wieder sah. — Ueberdem waren unsere Mundprovisionen, so wie unsere übrigen Vorräthe an Lichtern, Brennholz u. s. w. fast gänzlich aufgezehrt.

Am 6ten Oktober abermals herrliches Wetter und günstiger Wind. Wir begegneten einer abgehenden westindischen Kauffarthey-flotte von mehr als hundert Segeln, die von zwey Kriegsschiffen escortirt ward: ein unaussprechlich erhabener Anblick. Eines dieser Schiffe ließ uns auf unsere Nothzeichen ein kleines Tönnchen frisches Wasser zukommen, auch fischten wir ein Netz mit Sardellen auf. Gegen Abend segelten wir um Kap Lezard herum, und als ich am folgenden Morgen erwachte, befanden wir uns in Cawsands-Bay. Welcher Mastenwald! Welches Leben, und welche Thätigkeit! Ich sage nicht zuviel, es lagen hier an vierhundert Schiffe zusammen, und zwischen ihnen fuhren unzählige Schaluppen hin und her. Nicht weniger angenehm war der Landprospekt. Ein Halbzirkel von herrlichen bebauten Bergen, an den Abhängen mit niedlichen Wohnungen, an dem Fuße mit mehrern Dörfern bedeckt. Bald kamen nun auch Böte an unser Schiff, und boten uns allerhand Erfrischungen an. Ich kaufte Wasser, Milch, Brot, Butter, und etwas Obst; ein solches Frühstück hatte ich seit Jahr und Tag nicht gehabt.

Ans Land zu kommen, war indessen keine Möglichkeit. Unser Lieutenant war nämlich nur aus Noth hier eingelaufen, und wollte mit dem Schiffe nach Portsmouth gehen. Es war freylich viel Eigensinn, und noch mehr Eitelkeit dabey. Er war nämlich aus jenem Hafen abgesegelt, und wünschte nun mit der Prise wieder dort einzulaufen: allerdings ein sehr schmeichelhafter Triumph. Nun war freylich die Entfernung sehr unbedeutend, die Sache selbst aber bey diesem Winde u. s. w. mit großen Gefahren verknüpft. Da der Lieutenant indessen auf seinem Sinne bestand, so lavirten wir am andern Morgen mit vieler Mühe zur Bay hinaus.

Vier Stunden waren wir bereits unter Segel gewesen, und hatten dennoch kaum zwey Seemeilen zurückgelegt, als der bereits schon sehr heftige Wind zu einem wahren Sturme anwuchs. Der Regen floß dabey in Strömen herunter, und die Wellen schlugen auf allen Seiten über das Verdeck hinweg. Vergebens riefen uns mehrere die Bay einsegelnde Schiffe zu, daß See zu halten unmöglich sey; unser Lieutenant beharrte auf seinem Entschlusse, und setzte unser aller Leben aufs Spiel. Unterdessen verloren wir unsre Vogspriet, so wie die Stänge vom Besanmast. Jetzt schien unser Lieutenant die Gefahr endlich einzusehen. Wir wendeten daher wieder um, riefen durch Nothschüsse einen Lootsen an Bord, und liefen endlich gegen Abend wieder in Plymouth ein. Am folgenden Morgen fuhr ich mit dem Lieutenant an das Wachtschiff, erhielt Erlaubniß, mich ans Land zu begeben, ward von dem preußischen Konsul anerkannt, und denke nun nach einem kurzen Aufenthalte weiter nach London zu gehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 17 März.

Gestern war Schillers Phädra, und das Ballet Psyche im großen Opern-Theater. Phädra ist eine der excellirendsten Vorstellungen unsers Theaters, und der Hauptkarakter der Triumph unserer Bethmann. Jenes Ballet zeichnet sich noch immer durch den Pomp aus, mit welchem man es gibt; im Wesentlichen hat es durch die seit einigen Jahren erfolgte Entfernung mehrerer Glieder des Corps de Ballet sehr verloren, wie überhaupt das Ballet.

Der Kunsthändler Bapt. Weiß kündigt die Herausgabe eines von Lud. Wolf gezeichneten und von Bollinger zu stechenden Kupferblattes, den Einzug des Königs zu Berlin am 23 Dec. v. J. darstellend — von 17 Zoll Höhe und 21½ Zoll Breite — auf Pränumeration an. Ein Gemählde dieses Gegenstandes von dem Mahler L. Wolf gab die Veranlassung zu dem Entschlusse der Herausgabe des Kupferstiches. Der gewählte Moment ist jener, als der König, umgeben von seinem Gefolge, von Prinzen und Autoritäten, zum Bernauer Thore hereinzieht. Das Gemählde zeichnet sich durch hohe Porträtähnlichkeit mehrerer Haupt- und Neben-Figuren aus.

Am Geburtstage der Königinn schenkte der König seiner Gemahlinn den schönen Tisch aus der Porzellän-Manufaktur (von der Erfindung des Mahlerey-Vorstehers Maiwald), dessen im J. 1808 im Morgenblatte gedacht wurde, und der den Kunstwerken beyzuzählen ist.

Aus der Schweiz.

Der berühmte Landschaftmahler Ducros von Yverdun, von einem langen Aufenthalte in Italien kürzlich mit reichen Kunstschätzen und eigenen Arbeiten zurückgekehrt, ist am 18 Febr. zu Lausanne, 65 Jahre alt, an einem Schlagflusse gestorben.

Lebende Nattern, die im Körper eines Mädchens aus dem Kanton Thurgau Jahre lang die seltsamsten und furchtbarsten Erscheinungen sollten veranlaßt haben, machten im vorigen Jahre in einigen Gegenden der Schweiz großes Aufsehen. Ein lebhafter Federkrieg über die Wahrheit der an's Wunderbare grenzenden Erzählungen ward in dem Wochenblatte von St. Gallen etwas voreilig geführt. Verständige Männer hielten ihr Urtheil zurück, und wollten die Berichte der Aerzte abwarten, welche die seither genesene Kranke behandelten. Hr. Dr. Keller in Frauenfeld hat jetzt die Darstellung geliefert: „Periodischer Wahnsinn mit Raserey und Fallsucht durch lebende Nattern im Körper eines Mädchens bewirkt (Frauenfeld bey Pecht, 68 S. in 8.)." — Wer so erzählt, wie dieser Hr. Dr. Keller, der will gewiß nicht täuschen, denn er selbst scheint nur gar keinen Begriff davon zu haben, daß man getäuscht werden könne. Je wunderbarer und je seltsamer die Erscheinungen sind, desto mehr Gefallen findet er daran. In seinen Kurmethoden hält er ziemlichen Schritt mit den spectakulesen Auftritten der Krankheit: da wird nämlich gelanzt bis zum ohnmächtigen Hinfallen, und hernach magnetisirt, dann kopfunter in den Fuß gestürzt u. s. w., und der berühmte Hr. Dr. Meßmer selbst findet sich als Magnetiseur dabey ein. Die Diät auch bleibt nicht zurück: Excesse in Brantewein und Kaffe, hinwieder Kartoffeln in Menge genossen, finden sich in diesem Krankheitstagebuche gar oft wiederholt. Daß die Kranke mit Liebesgeschichten viel zu thun hatte, wird ebenfalls nicht vergessen. Aber dennoch bleiben die Nattern die ausschließliche Quelle alles Uebels! Es eignet sich das Morgenblatt für ärztliche Kritik nicht; aber das Bedürfniß dieser letztern, in dem Falle, von dem hier die Rede ist, darf um so mehr hier ausgesprochen werden, als andere Blätter die Wundergeschichte bereits als sattsam erwiesen auch dem nichtärztlichen Publikum vortrugen.

Logogriphen.

1.

Sint mihi quinque pedes, vollto; sint quattuor, alma
Sum Dea; sint mihi tres, denique bestiola.

2.

Als Dichter, als Gelehrten kennt ihr mich,
Und rückwärts zeigt mein Barden-Name sich.
St. voran, so bin ein Heil'ger ich.

Räthsel.

Nie hab' ich gedroht:
„La bourse ou la vie!"
Ich lach' und entziehe
Fern, ohne viel Mühe,
Dir pöbelig dein Brot.
Was dein ist, wird mein;
Was mein wird, ist dein,
Jedoch der Gewinn
Nicht beyden gemein;
Der Glückliche bin
Ich Koper allein.
Ich mehre dein Gut
Und mindr' es zugleich;
Ich raube voll Muth
Zu Hause mich reich;
Doch nennts Toleranz
Erlaubten Gewinnst,
Und Parens ein ganz
Besondres Verdienst. G.

Auflösung des Räthsels in Nro. 78: Sand.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1810.

Nro. 7.

Nachricht an Aeltern, die ihren Töchtern eine zweckmäßige Bildung außer dem älterlichen Hause wünschen.

Schon eine beträchtliche Zeit habe ich mich mit Unterricht und Bildung junger Mädchen beschäftigt, und der Erfolg davon war so, daß ich hoffen darf, in der Wahl der Mittel nicht gefehlt zu haben. Ich darf es auch in meinen nächsten Umgebungen laut sagen, daß mir Vertrauen und Liebe meiner Zöglinginnen nie gefehlt hat; und man weiß, daß sich dadurch auf junge Gemüther Alles wirken läßt. Dies und kein anderer Grund hat mich bewogen, mich ganz ihrer Bildung zu widmen, an der meine einzige Tochter Theil nehmen kann, und worin ich bey meinem Gatten, dem Professor an dem hiesigen Lyceum, von Grainberg, Unterstützung finden werde. Christenthum, von den besten hiesigen Religions-Lehrern jeder Konfession, den Gemüthern eingeflößt. Uebung im Schön- und Rechtschreiben, im Kopf- und Tafel-Rechnen, zweckmäßige, gründliche Diätetik, Erdbeschreibung, zweckmäßig gewählte Natur-Geschichte, besonders genau anschauliche Bekanntschaft mit einländischen Küchen-, Gewürz-, Arzeney- und Gift-Pflanzen, Manches aus der Naturlehre, der Technologie und Uebung in der deutschen sowol als in der französischen Sprache, welche letztere in dem Hause gewöhnlich gesprochen, von meinem Gatten aber auch grammatisch gelehrt wird, rechne ich zu den nöthigen; Geschichte, Fabellehre, Bekanntschaft mit der deutschen und französischen, für Mädchen passenden Literatur, Zeichnen, Musik und Tanz zu der schönen Bildung. Uebung in allen Arten von weiblicher Arbeit, von dem einfachsten Stricken und Nähen an bis zu der feinsten Stickerei, und in Haushaltungsgeschäften für das Nöthigste, und ich getraue mir darin Alles zu leisten, was man irgend fordern kann, weil ich in jeder weiblichen Arbeit geübt bin. Die Haushaltung wird von einer darin erfahrenen moralisch-guten Person geführt werden; bey hinlänglichen Vorkenntnissen und in reiferen Jahren werden die Zöglinginnen abwechselnd und nach Anleitung dieser Person die Haushaltung führen. Der größte Theil des Unterrichts wird von mir und meinem Gatten gegeben, das Uebrige von gutgewählten Lehren besorgt. Die Zöglinginnen dürfen nicht jünger als 7 Jahre alt seyn, und ich möchte sie bis in das 14te oder 15te Jahr behalten, wo ihre Erziehung vollendet ist; doch hängt es von den Aeltern ab, wie lange sie ihre Töchter bey mir lassen wollen. Nur wünschte ich, daß sie nicht vor zwey Jahren weggenommen würden, weil die Aeltern selbst einsehen werden, daß ich sonst nichts versprechen kann, weil ich ungewiß bin, ob ich etwas zu leisten vermag. Außer der Uebung in Musik und im Tanzen ist der ganze Unterricht frey. Dafür, für gesunde wohlgewählte Kost mit dem nöthigen Wein, für Wohnung, Aufwartung, kurz: für alle Körperbedürfnisse außer der Wasche, die jedoch unter der Aufsicht meiner ökonomischen Gehülfin steht, werden jährlich 500 Gulden immer ein halbes Jahr voraus bezahlt. Für ein Bett mit dem nöthigen Leinen sorgen die Aeltern, oder es wird von mir besorgt und verrechnet.

Man wendet sich desfalls in postfreyen Briefen an mich oder an den Professor von Grainberg, meinen Gatten, oder auch, wenn man nähere Erkundigung einziehen wollte, an einen von den Herren, welche die Güte gehabt haben, meine Ankündigung durch ihr Zeugniß in das Publikum zu begleiten. Schon haben sich einige Aeltern gemeldet; das Institut wird also sicher zu Stande kommen, ich werde aber nicht mehr als zwölf Zöglinginnen nehmen.

von Grainberg,
gebohrne von Budberg.

Mit Vergnügen bezeugen wir, daß uns die Frau von Grainberg sowol wie ihr Gatte als treffliche Menschen, und sehr erfahren im Unterricht und Bildung der Jugend bekannt sind; daß die Frau von Grainberg schon viele Töchter gebildet hat, mehrere noch jetzt bildet, sie wie eine Mutter liebt, und von ihnen so geliebt wird. Wir sind so überzeugt, daß Mädchen hier zweckmäßig gebildet werden, daß zwey unter uns ihre Töchter der edeln Frau selbst zum Unterricht schicken, und der dritte sie auch schicken würde, wenn er Töchter hätte.

Wer übrigens die Preise, besonders in dieser Residenz, kennt, der wird von selbst einsehen, daß hier von keiner Finanz-Spekulation die Rede ist. Zu diesem Zeugnisse haben wir uns vereinigt, das Wort eines Jeden von

uns mag nun in dem Kreise der Menschen gelten, die zu jedem einzelnen Zutrauen haben.

Karlsruhe, im März 1810.

Graf von Benzel-Sternau,
Staatsrath und Hofrichter zu Mannheim.

Dr. Jung Stilling, Geheimer Hofrath. Dr. Ewald, Kirchenrath.

Interessante Erzählungen, Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen, 1r Band; (oder: historische Gemälde in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten ꝛc. 17r Bd.) Mit 1 Kupf. von Jury. 8. Leipz. 1809. 1 Rthlr. 8 gr.

Unter obigem Titel beginnt eine neue Abtheilung eines Werks, das sich durch eine lange Reihe von Jahren, ungeachtet der vielen Nachahmungen, in dem ununterbrochenen Beyfall des Publikum erhalten hat. Es bedarf also keiner weitern Anpreisung, als der Anzeige des Inhalts dieses neuen Bandes, der an Mannigfaltigkeit und historischem Interesse keinem seiner Vorgänger nachsteht:

1) Ferdinand v. Schill. 2) Der Bürger Nettelbeck. 3) Der Mamelukk Rustan. 4) Georg Canning, brittischer Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten. 5) Dee Neger Angelo Soliman. 6) Die arme Manon. 7) Don Pero Nino, ein spanischer Held des Mittelalters. 8) Peter Aretin. 9) Vermont und Karoline v. Limeuil, eine Geschichte aus dem französischen Kriege v. J. 1800. 10) Der falsche Prinz von Modena, ein politisches Räthsel. 11) Thamas Culi-Chan. 12) Der Schiffskapitän Ali. 13) Der Harfenist Kirchhof. 14) Markus Brutus. 15) Die Toilette, eine Anekdote. 16) Eine wenig bekannte Veranlassung zu Robespierre's Sturz. 17) Moritz, Graf von Sachsen. 18) Epaminondos, Züge aus seinem Leben. — Das trefflich gearbeitete Kupfer stellt vor: „Den Major v. Schill, im Begriff, einen Besuch in Stettin zu machen."

Der folgende Band, welcher zur nächsten Ostermesse erscheint, wird unter anderm einige der interessantesten Züge aus dem Leben des Herzogs von Braunschweig-Oels enthalten.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit deutschem, französischem, englischem und italienischem Texte dazu, und ausgemalten oder schwarzen Kupfern. CXV. CXVI. Heft, beyde Hefte kosten mit illum. Kupfern 1 Rthlr. 8 gr. sächs. oder 2 fl. 24 kr. rhein., mit schwarzen Kupf. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr. 4. Nebst ausführlichem Texte dazu. 8. Eben diese Hefte 8 gr. sächs. oder 36 kr. rhein.

Diese zwey Hefte sind so eben erschienen, und enthalten folgende interessante Gegenstände: CXV. Heft, Taf. 71 Arzneipflanzen. — Die Aloe von Socotora. Taf. 72 die becherförmigen Polypen. Taf. 73 sonderbare Amphibien. — Die gehörnte Kröte. Taf. 74 Scenen aus Griechenland. — Fig. 1 ein moraitischer Schäfer, Fig. 2 der neugriechische Bänkelsänger. Taf. 75 rußisches Volksfest. — CXVI. Heft, Taf. 76 der Montserrat in Spanien. Taf. 77 merkwürdige Cyklopen-Mauern des Alterthums. Fig. 78 Scenen aus Taurien oder der vormaligen Krimm. Fig. 1 der Tanz der Derwische, Fig. 2 Possenreißer in der Krimm. Taf. 79 der Peruanische Riese. Taf. 80 die Statue Josephs II vor der kaiserlichen Burg in Wien. — Vollständige Exemplare dieses Werks, so wie einzelne Hefte, sind beständig bey uns zu bekommen.

Weimar, im Febr. 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Bearbeitung von Grimoards Dienst des Generalstabs.

Von dem interessanten neuen militärischen Werke:

Traité sur le service de l'Etat-major-général des armées par M. le Général Grimoard, Paris 1809,

erscheint bey uns zur Ostermesse von einem Offiziere, der lange bey einem deutschen Generalstabe diente, eine zweckmäßige Bearbeitung (nicht blos Uebersetzung), welches wir zur Vermeidung von Collisionen vorläufig anzeigen. Weimar, im Febr. 1810.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Von den beliebten

Tulpen von Fr. Kind

wird in der bevorstehenden Ostermesse das siebente Bändchen erscheinen, und enthalten: 34) Das Prinzenband. 35) Heidchen. 36) Geistergeschichten. 37) Die Bleichermädchen. 38) Das Hochzeitgeschenk. 39) Der Rausch. 40) Die neue Psyche.

Das sechste Bändchen ist in allen Buchhandlungen zu haben und enthält: 27) Das Nachtmährchen. 28) Gisla von Geisburg (ein Seitenstück zu Wiligard im 1sten Bändchen). 29) Die Ueberraschung. 30) Buschmutter. 31) Schwanengesang des jungen Ritters. 32) Das Osterwasser. 33) Der Orangenbaum (Lustspiel in 1 Akt).

Bey Friedrich Nicolovius in Königsberg in Preußen ist erschienen:

Kraus, Chr. Jak., Aufsätze über staatswirthwirthschaftliche Gegenstände. Nach dessen Tode herausgegeben von Hans v. Auerswald. 2 Theile. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 3 Rthlr. 8 Gr.

In der Halleschen allgemeinen Literatur-Zeitung befindet sich eine ausführliche Beurtheilung dieses Werks, aus der folgende Stelle hinreichend seyn wird, um den Werth desselben beurtheilen zu können: „Die neuere Administration des preußischen Staats zeigt, wie sehr jezt die Grundsätze, welche Kraus vertheidigte, von ihr geachtet werden, und wie man diese Schrift allen Staatsdienern und allen Staatsbürgern des Landes mit Recht zum Studiren und Lesen empfehlen könne, um sie bey den neuern Anordnungen der Regierung in den Stand zu setzen, das Gute zu fühlen und zu bemerken, das die Regierung der Nation verschaffen will, und die zu erkennen, welche die alten Einrichtungen zum Theil wirklich herbeyführten, zum Theil jezt herbeyführen würden, wenn sie von der Regierung beybehalten werden sollten."

Neue Landkarten.

In dem K. Industrie- und Landkarten-Institut Adam Gottlieb Schneiders zu Nürnberg sind folgende neue Landkarten erschienen:

1) Neue Landkarte von Tyrol und Vorarlberg, mit besonderer Rücksicht auf den Zusammenhang der Gebirge, gezeichnet von A. Stieler. 1809. 48 kr.
(Dieses künstlich gezeichnete Blatt ist sehr rein und sauber in Kupfer gestochen, das auch in der Darstellung hoher und niedriger Gebirge als ein Muster dienen kann.)
2) Karte von Westindien und dem mexikanischen Meerbusen, entworfen von A. Stieler. 1809. 16 gr.
(Diese mit vielem Fleiß gezeichnete Karte ist 2 Fuß 5 Zoll breit, und 1 Fuß 7 Zoll hoch, sie enthält die großen und kleinen Antillen, die Bahama-Inseln, die beyden Floridas, den Ausfluß des Missisipi, den mexikanischen Meerbusen und Providence. Die Farben zeigen die verschiedenen Besitzungen an, wie auch diejenigen, welche die Engländer gegenwärtig in diesem neuen Welttheile in Besitz genommen haben.
3) Sotzmanns, D. F., Karte von Westphalen nach der neuesten Eintheilung. 1809. 12 gr.
4) Sotzmanns, D. F., neue Karte von ganz Deutschland, in 4 großen Blättern, nach dem Frieden von Schönbrunn (Wien). 3 Rthlr. 8 gr.
(Man findet auf ihr diejenigen kleinen Länder besonders abgebildet, aus welchen die Königreiche und Fürstenthümer bestehen.

Diese Landkarten gehören zu unserm vollständigern Atlas der neuen Geographie, deren Existenz wir den Liebhabern hiemit anzeigen, und uns alles übrige Lobes derselben enthalten, indem ihnen schon bekannt ist, daß sie etwas Vorzügliches aus diesem Landkarten-Institut zu erwarten haben.

Von der mit Beyfall aufgenommenen

Bibliothèque françoise pour la jeunesse plus avancée ou choix de lectures intéressantes tirées des meilleurs ouvrages anciens et modernes,

ist das 2te und 3te Heft erschienen, die folgende interessante Aufsätze enthalten:

Cah. II. Détails curieux sur l'Indostan. Variétés: les deux souris, fable; la veillée, conte; Ver-vert; morceaux tirés des métamorphoses d'Ovide. Cah. III. Notices sur le Japon. Leure du Roi Stanislas Leszinki à la Reine de France sa fille, contenant je récit intéressant de sa fuite de Danzig. Le cheval d'Espagne par Florian. L'héritier malheureux — Le bouquet et les etrennes, contes moraux par Imbert.

Alle drey Hefte kosten 1 Rthlr. 22 gr.

Thalie et Melpomène française. Tome VI. Cah. I.

Von dieser unter dem Titel: Thalie et Melpomène française getroffenen Auswahl der neuesten und besten französischen Theaterstücke, wovon bis jetzt mit Beyfall 5 Bände (jeder zu 2 Heften) herauskamen — ist jetzt des sechsten Bandes erster Heft erschienen, und enthält folgende zwey Komödien:

1) Les avant-postes du Marechal de Saxe, Comédie en un acte et en prose, mêlée de vaudevilles, par M. M. Moreau et Dumolard.
2) Comme ça vient et comme ça passe, Comédie en un acte mêlée de vaudevilles, par M. M. Francis et Coster.

Die Fortsetzung dieses auch zur Uebung in der französischen Sprache höchst brauchbaren Werks erscheint ununterbrochen von Zeit zu Zeit.

Rudolstadt, im Februar 1810.

F. S. pr. Hofbuch- und Kunsthandlung.

Anzeige
eines sehr nützlichen französischen Lesebuchs für die Jugend.

Zur Ostermesse dieses Jahrs erscheint im Verlage des Unterzeichneten:

Livre élémentaire pour apprendre aux enfans la langue française, par F. L. Hammer, seconde édition, révue, corrigée et augmentée par l'auteur, 8.

Der entschiedene Beyfall, welchen dieses Elementarlesebuch schon bey der ersten 1792 erschienenen Ausgabe erhielt, läßt die Verlagshandlung hoffen, daß auch diese neue Auflage sich des gleichen Schicksals freuen dürfe, besonders da sie durch eine sorgfältige Revision sehr gewonnen hat. Nächstdem breitete sich die Kenntniß der französischen Sprache seit der ersten Erscheinung ungemein aus, und ist nun als ganz unentbehrlich anerkannt. Was kann also willkommener seyn, als ein Hülfsmittel zu ihrer Erlernung und Vervollkommnung? Ein solches Hülfsmittel bietet das oben besagte Lesebuch dar, indem es, nach einem zweckmäßig geordneten Plane, neben den allerersten Anfangsgründen, stufenweise solche Materialien enthält, welche den Unterricht von 1 oder 2 Jahren ausfüllen, und besonders dazu dienen, die Lernenden in den Stunden der eigenen Uebung nützlich und angenehm zu beschäftigen.

Der Preis ist noch nicht zu bestimmen, es wird jedoch die möglichste Billigkeit dabey statt finden. Außerdem dürfen sich Schul- und Erziehungsanstalten, so wie Personen, welche eine Anzahl Exemplare zu nehmen gedenken, wenn sie sich mit Bestellungen direkte an mich wenden, eines verhältnißmäßigen Partie-Preises versichert halten, und ich lade deshalb letztere, so wie die Herrn Direktoren der erstern, ergebenst ein, sich mit mir bald über ihren Bedarf in Korrespondenz zu setzen.

Nürnberg, im Febr. 1810.

Karl Felßecker.

Bey uns ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Warezoll, Dr. Joh. Gottl., Zwey Predigten am Himmelfahrtsfeste 1809, und am Neujahrstage 1810 gehalten. gr. 8. 8 Gr.

Jena, im Febr. 1810.

Akademische Buchhandlung.

Literarische Anzeige.

In allen Buchhandlungen ist zu haben, oder durch sie zu beziehen:

Urtheile und Gutachten in peinlichen und andern Straffällen, von Johann Christian Friedrich Meister. Frankfurt a. d. Oder. 1808. gr. 8. Preis 2 Rthlr. 12 Gr. klingend Courant.

In der neuen Leipziger Literaturzeitung, im Septemberheft von 1809, befindet sich eine ausführliche kritische Anzeige dieser gehaltreichen Sammlung von Criminalfällen; auf welche Anzeige wir das Publikum hier nur aufmerksam machen können, indem wir das Resultat derselben aufstellen, daß nämlich diese Urtel die gelungensten Darstellungen aus der criminal- und arzeneygerichtlichen Praxis darbieten.

Frankfurt a. d. Oder.

Akademische Buchhandlung.

Anzeige

eines neuen interessanten Werks, welches in allen Buchhandlungen zu haben ist:

Reise durch Franken, Baiern, Oesterreich, Preußen und Sachsen, vom Freyherrn C. U. D. von Eggers. 4 Bände. 8. Preis 8 Thlr. Leipzig, bey Gerhard Fleischer dem Jüngern, 1809.

Eine Reise durch die bedeutendsten Länder Deutschlands, verfaßt von einem Manne, der zu sehen verstand, der manches Uebel weissagte, und als Reisebeschreiber wie als Kenner der Staatsverwaltungen sich schon durch frühere Schriften Achtung erwarb, kann für den Deutschen um so weniger ohne Interesse bleiben, da sie in zwey für die traurige Geschichte unserer Länder und Städte wichtigen Jahren dieses neuen Jahrzehents gemacht ist. Man trifft hier nicht blos den unterhaltenden Reisebeschreiber, der wahr und klar darzustellen weiß, was er sahe, lebendige Schilderungen von Gegenden, ihren Schönheiten und Naturmerkwürdigkeiten, von Sitten und dem geselligen Leben entwirft, und uns Wien und Prag, Hamburg, Berlin und Hannover, München und Dresden, und so viele andere Städte mit ihren Menschen, Kunstschätzen, wissenschaftlichen Anstalten und ihrem Elend sehen läßt; sondern man trifft auch den richtigen Beobachter, der freymüthig Fehler der Verfassungen aufdeckt, und mit mancherley wichtigen Bemerkungen, und mit mehreren in der Zeitgeschichte unbekannten Umständen uns bereichert. Das Werk befaßt zu viel, als daß sein Inhalt einzeln könnte angegeben werden. Für den Werth desselben bürgt des Verfassers Namen wol schon allein.

Obiges ist in Tübingen in der Cottaschen Buchhandlung zu haben.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

J. Ph. Schellenberg's kurzes und leichtes Rechenbuch für Anfänger, wie auch für Bürger- und Landschulen in drey Theilen. Dritte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer d. J. Ladenpreis 1 Thlr. 8 Gr.

Diese dritte Auflage wird den Freunden einer gründlichen, richtigen und kurzen Methode im Rechnen gewiß eine sehr angenehme Erscheinung seyn. Die ersten beyden Auflagen wurden schon mit vielem Beyfall aufgenommen, und von den Recensenten in gelehrten Zeitungen dem Publikum als ein sehr gründliches und brauchbares Werk empfolen. Diese neue Auflage hat der Verfasser nicht nur nochmals durchgesehen, sondern, wie derselbe in der Vorrede anführt, mit vielen wirklichen Verbesserungen bereichert. Die Uebungsbeyspiele, deren Anzahl sich über Eintausend beläuft, sind jetzt so korrekt gedruckt, daß sich die Besitzer auf die dem Rechenbuche angehängten Resultate derselben gänzlich verlassen können. Wer recht schnell und kurz zu rechnen lernen wünscht, der wird gewiß in diesem Buche, das alle Theile der Rechenkunst umfaßt, und das auch ohne mündlichen Unterricht gebraucht werden kann, die beste Anleitung dazu finden. Druck und Papier ist sehr gut, und der Preis, wie es bey jedem Schulbuche seyn sollte, überaus billig.

Obiges ist in Tübingen in der Cottaschen Buchhandlung zu haben.

Sammlung von Zeichnungen der neuesten Londner und Pariser Meubles, als Muster für Tischler und für Herrschaften; in 10 Folio-Heften, welche über 400 Modelle enthalten. Jedes Heft mit 10 bis 12 Kupfertafeln. 1 Thlr. sächs. Leipzig im Industrie-Comtoir.

Es werden hier genaue Abbildungen von allen Arten des geschmackvollsten Ameublements geliefert, wobey zugleich da, wo es nöthig, der Maßstab angegeben ist. Sophas, Tische, Stühle, Bureau's, Sekretäre, Betten und Kinderwiegen, Girandolen, Ofenschirme, Spiegel, Schränke, Muster zu Fußböden, Gallerien und Treppen-Geländer u. s. w., nach allen Formen und in jedem Styl und Geschmack, findet man hier beysammen. Dieses reichhaltige Werk wird nicht nur dem Kunsttischler, der nicht allemal Gelegenheit hat, sich mit den neuesten Erscheinungen und Veränderungen in seinem Fache bekannt zu machen, höchst willkommen, sondern auch jedem Freunde des guten Geschmacks bey der Wahl seines Ameublements ein guter Rathgeber seyn.

Neue Stammbücher.

Nur zu oft ist man bey der Wahl des Gegenstandes, den man einem Freunde in das Stammbuch zeichnen und malen lassen will, in Verlegenheit; und besonders, wenn die Zeit dazu zu kurz ist. Unterzeichnetes hat diesem Bedürfniß nunmehr abgeholfen, indem es 36 neue, eben so geschmackvolle als sinnreiche, Zeichnungen von guten Meistern fertigen und in Kupfer stechen ließ, so daß Jedweder für seine Wünsche etwas passendes darunter finden wird. Von diesen Zeichnungen, auf Schweizerpapier gedruckt und sauber kolorirt, kostet das einzelne Blatt 6 Gr.; alle 36 Blätter aber, nebst 42 weissen Blättern, mit goldenem Schnitt, in einer eleganten englisch gebundenen Kapsel, kosten 6 Thlr. sächs., und sind dafür in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben; wer sich aber direkte an uns wendet, erhält ein solches vollständiges Stammbuch für 5 Thlr. sächs. baare Zahlung.

Industrie-Comptoir zu Leipzig.

№ 7.

Uebersicht
der
neuesten Literatur.
1810.

Historie.

Geographiæ et historiæ ducatus magni Badensis primæ Lineæ, auct. C. G. Dümge. Pars I. Heidelbergæ 1809. gr. 8.

Es fehlte bis jetzt an einem Lehrbuche der badischen Geschichte und Statistik, und das vorliegende ist nach einem guten Plane angelegt. Bey dem kleinen Umfange des Buchs scheinen uns jedoch die häufigen Excurse in die alte deutsche Geschichte, so wie die ausführliche Aufzählung der in dem Lande einheimischen Pflanzen, Vögel, u. s. w. nicht ganz zweckmäßig, zumal da sich das meiste auch in den übrigen Theilen von Deutschland findet. Im Handel hat Baden die Bilanze nicht für sich, wie S. 87 gesagt wird. Hölzerne Uhren werden wol nur in den Hochgebirgen des Schwarzwaldes gemacht. — Bey den Papiermühlen sind die bedeutendsten in der obern Markgrafschaft übergangen. Bey dem Speditions-Handel geschieht Rastadts, welches in dieser Hinsicht so wichtig ist, keine Erwähnung. Manche der aufgeführten Exporte sind unbedeutend, und überhaupt hätte von Exporten und Importen der statistische Werth angegeben werden sollen. Ueber des Landes Verfassung, Cultur, Sicherheitsanstalten u. dgl. ist nichts gesagt, was doch wichtiger gewesen wäre, als die Liste der Raubvögel und Insekten. Neugierig sind wir, wie der Verf. die Aufgabe des 2ten Theils, der die Historie des Grosherzogthums enthalten soll, lösen werde, da dieser Staat aus so verschiedenen Bestandtheilen erwachsen ist, deren jeder seine eigene Geschichte hat. — Aufgefallen ist uns eine Stelle in der Vorrede, nach welcher alle Lehrbücher auf der Heidelberger Akademie in lateinischer Sprache geschrieben seyn müssen?

Medicin.

Meyer, J., über die Natur der Entzündung, ein historisch kritischer Versuch. Berlin, Hitzig, 1810. 8. broch. 1 fl.

Der Verf. gibt in diesem reichhaltigen Buche eine Geschichte der Bemühungen, das Wesen der Entzündungen zu erforschen, und das therapeutische Verfahren darauf zu gründen, und unterwirft die verschiedenen Ansichten und divergirenden Heilarten einer gehörig motivirten Kritik. Grosse Belesenheit, verständige Benutzung derselben, Ruhe, Klarheit und Scharfsinn sind achtungswerthe Vorzüge, und man wird sie dem Verf. im hohen Grade zugestehen müssen.

Naturkunde.

Schönbauers, J. A., neue analytische Methode, die Mineralien und ihre Bestandtheile richtig zu bestimmen. Herausgegeben von Vinc. Schönbauer. 2r Theil. Wien, Schaumburg, 1809. gr. 8. 3 fl. 30 kr.

Schönbauer, Vinc., Mineræ Metallorum Hungariæ et Transilvaniæ, pars I. sect. 2. Viennæ ap. Schaumburg, 1809. 8. 1 fl. 48 kr.

Die ausgezeichneten Verdienste des verstorbenen J. A. Schönbauer um Mineralogie sind anerkannt, und seine Methode, die Mineralien nach ihren Bestandtheilen zu bestimmen, muß nothwendig auf diesen Zweig der Naturkunde einen sehr wohlthätigen Einfluß haben. Der Tod unterbrach die Fortsetzung seines Werkes, aber sein Sohn tritt unter glücklichen Auspicien in seine Fußstapfen; er hat den 2ten Theil der analytischen Methode treu dem Plane und Ideengange seines Vaters ausgearbeitet und die erdigen Mineralien auf eine sehr befriedigende Weise darin abgehandelt.

Nro. 2. gibt einen nicht minder erfreulichen Beweis von den Kenntnissen und Bemühungen des Verf. Die Mineralien des reichen Ungarns und Siebenbürgens haben an ihm einen trefflichen Beschreiber gefunden, und es ist recht sehr zu wünschen, daß seinem edeln Streben die nöthige Unterstützung zu Theil und Hr. Sch. in den Stand gesetzt werde, seine vollständige Naturgeschichte jener beiden Reiche auf eine würdige Weise erscheinen zu lassen.

Pädagogik.

1. **Schultheß, J., genauere Einsicht der neuesten Versuche einer bessern Erziehung und Bildung der Jugend. Zürich, Näf, 1810. 8. 54 kr.**

2. **Hottinger, J. J., ein Wort an Hrn. Prof. Schultheß über dessen genauere Einsicht ꝛc. Zürich, Geßner, 1810. 8. 36 kr.**

Hr. Prof. Hottinger hatte in einer Schulrede einige Zweifel geäußert gegen die durchgängige Zweckmäßigkeit der heutigen pädagogischen Bestrebungen; Hr. Prof. Schultheß nimmt diese in Nro. 1 gegen seinen Kollegen in Schutz, und sucht zu erweisen, daß andere Zeiten auch andere Einrichtungen und Tendenzen in

Erziehung und Unterricht nothwendig machten; Hr. Prof. N. aber behauptet dagegen in Nro. 2, sein Gegner habe ihn theils mißverstanden, theils sey die höhere Bildung durch klassische Literatur jetzt noch wie ehemals die einzig wahre und sichere. Diese scheindar entgegenstehenden Ansichten lassen sich vielleicht vereinigen, wenn man die reinmenschliche Bildung von der bürgerlichen als verschieden betrachtet. Was der Mensch als Mensch bedarf, ist ein Bleibendes; was er bedarf für die Zeit, ein Vorübergehendes. Beides muß die Schule berücksichtigen, allein gerade darin liegt das Unheil aller pädagogischen Experimente, daß sie immer nur auf eine Seite des Menschen gerichtet sind. In dem klassischen Alterthume erscheint der Typus der reinmenschlichen Bildung, und bey Griechen und Römern sind alle äußere Formen als bloße Entwicklung der innern Lebenskraft zu betrachten; den spätern Völkern bleibt nichts übrig, als das schöne Erbe der Vorwelt um so treuer zu bewahren, je unersetzlicher der Verlust desselben seyn würde. Um aber auch der Zeit Genüge zu thun, bedarf es in der That nicht so vieler Lehre; das Bedürfniß treibt uns hier, und wir haben nur zu wachen, daß in diesem Bedürfnisse nicht jede edle Kraft untergehe.

Spieker, J., das Verstandesbuch für Landschulen. Marburg, akadem. Buchhandlung, 1810. 8. 30 kr.

Dieses Lehr- und Lesebuch ist berechnet, den Verstand des Schülers zu üben; die Gegenstände sind sehr zweckmäßig aus den nächsten Erscheinungen des Lebens genommen, und zerfallen in 3 Hauptrubriken: 1) die Schule, 2) der Mensch, 3) die Welt. Der erste Abschnitt enthält die Anleitung zum Lesen, Schreiben, Rechnen und Gesang. Im zweyten und dritten ist das Nöthige aus der Anthropologie und Cosmologie auf eine sehr populäre Weise vorgetragen. Das Buch hat eine sehr durchdachte Einrichtung, und im Ganzen müssen wir auch die Ausführung loben. Einiges, wie z. B. die Gebehrdung Adams bey seinem Aufwachen ins Leben, S. 81, fällt etwas ins Komische. Der Lehrer kann in solchen Dingen nicht vorsichtig genug seyn, denn die Kinder sind nur zu sehr geneigt, das Ernste in eine mimische Burleske umzugestalten.

Rechtslehre.

System der angewandten allgemeinen Staatslehre oder der Politik, von W. J. Behr. Erste Abtheil. Frankfurt a. M. Andreä, 1810. gr. 8, 2 fl. 24 kr.

Der Verf. hat schon vor 6 Jahren eine reine Staatslehre zum Drucke befördert, und das gegenwärtige Buch ist als eine Fortsetzung und Vollendung derselben zu betrachten. Auch wir sind mit dem Hr. Behr einverstanden, daß der Staat nur vorhanden sey, die Rechte des Menschen zu sichern; dahingegen theilen wir nicht seine Meynung, daß blos animalische Bedürfnisse den Menschen in einen Staatsverein nöthigen. Denn wie würde er sich sonst einer Forderung unterwerfen, welche selbst dieses ganze animalische Daseyn in Anspruch nimmt, im Vaterlandsstode nämlich? Die Entwicklung des Menschengeschlechts ist an die Sicherstellung seiner Rechte, an das Eigenthum und die Kultur des Bodens geknüpft, das Höchste kann sich aber der Mensch überall nur selbst geben, der Staat vermag nichts weiter, als ihm einen freyen Spielraum zu verschaffen, damit seine Kraft ungehindert sich üben könne; er ist bloßes Mittel, wie Erdreich und Sonnenschein und Regen zum Gedeihen der Pflanze, aber das Leben der Pflanze muß der Weltgeist geben. Wo der Staat mehr seyn will, als erste äußere Bedingung, wo er herrschen will im Reiche der Geister, da ihm doch nur Zwang zu Gebothe steht, da entstehen Inquisitionen und Bastillen, oder das wohlwollendste Bestreben scheitert an der Natur des Menschen, wie wir an Josephs II. (des Edeln, Verkannten,) Beyspiele gesehen haben.

Sprachlehre.

Regeln, die, über die französischen Participes, nebst einer Phrasensammlung, aus den besten französischen Werken gezogen und mit Anmerkungen begleitet von D. S. Michaelis. Mannheim, Schwan und Götz. 1809.

In dem mechanischen Theil der französischen Grammatik ist die Lehre von den Participien keine der leichtesten, zumal da die französischen Sprachforscher selbst über das Bildungsprinzip derselben abweichende Meynungen hegen. Hr. D. Michaelis hat in dem vorliegenden Werkchen über jene Lehre so viel Licht verbreitet, und die Sache dem Lehrlinge durch Beyspiele und Erläuterungen so leicht gemacht, daß seine Schrift als eins der trefflichsten Hülfsmittel für Lehrer und Schüler betrachtet werden muß. Wir wünschen dem Verf. Muße zur Ausarbeitung einer französischen Sprachlehre, worin neben dem Organismus auch der Geist der Sprache erscheint, wie er sie uns in der Vorrede hoffen läßt.

Schöne Redekünste.

Die Mährchen der Scheherezade. Neu erzählt von Friedr. Christoph Weisser. Erster Theil 1809, zweyter Theil 1810. (Nebst Notenblatt und Kupferstich.) Leipzig, in der Dykschen Buchhandlung. 8.

„Im Strome der Zeit fällt das Unbedeutende zu Boden und das wahrhaft Gute und Schöne nur wird fortgetragen von den Wogen.“ So pflegt man wol zu sagen, aber dann müssen die Wogen auch dazu thun, das Gute und Schöne zu ergreifen; denn bey dem Schwall des Unbedeutenden kann es doch gar leicht geschehen, daß das Bedeutendere damit bedeckt und mit in den Abgrund gezogen wird, in den, wenn der Zufall will, vielleicht nach Jahrhunderten dann einmal eine Taucherglocke niedergelassen wird, um die etwa versunkenen Schätze wieder aus dem Schlamme hervorzuholen.— Dank daher dem genialen Neuerzähler dieser lieblichen Mährchen, daß er sie ergriffen hat. Zwar scheint es nach der Art der Behandlung, welche oft zu bestimmte Rücksicht auf die Gegenwart (besonders im ersten Theile) nimmt, als habe Hr. Weisser nur bescheiden sich vorgesetzt, sie einige Zeitlang emporzuhalten, aber er trägt sie so gut, daß eine andere Woge, wenns etwa Zeit seyn dürfte, sie gewiß leicht wieder ergreifen wird, denn sie spielen gar anmuthig ins Auge.— Hr. W. ist bereits

durch seine Schriften zu vortheilhaft bekannt, als daß es noch der Versicherung bedürfte, daß diese Mährchen jedem Freunde einer geistreichen Unterhaltung einen vorzüglichen Genuß gewähren. — Der erste Theil enthält, außer der witzigen Einleitung, folgende Erzählungen: die drey Mährchen, der Fischteich, die Wunderlampe (nicht Oehlenschlägerisch-dramatisch), das Zauberpferd, der erwachte Schläfer; der zweyte Theil: die Meerwunder, die fünf Schwestern von Bagdad, Geschichte der drey Kalender (worin die unvergleichlich erzählte Fatums-Geschichte des dritten Kalenders vorzüglich ein Meisterstück ist), Geschichte der Zobeide, Geschichte der Amine. — Diese Messe verspricht uns den dritten Band, dessen Inhalt wir unfehlbar unsern Lesern gleich nach seiner Erscheinung anzeigen werden.

Henriette Hendel, über die mimischen Darstellungen und Deklamatorien derselben zu Leipzig. Leipzig, Dyk, 1810. 8. 30 kr.

Die Ansichten des Verf. sind ziemlich gemein. Von seinem Kunstsinn und seiner Sprache zeugt eine Stelle (S. 19), wo er von Lady Hamilton sagt: Ihr Gatte habe sie abrichten lassen (warum nicht lieber dressiren?), die Stellungen der Bachantinnen und Tänzerinnen auf hetrurischen Gefäßen ihm zu versinnlichen. Diese Angabe ist auch sogar historisch unrichtig. Außerdem begreifen wir nicht, wie einem Kunstrichter ex professo in vielen Stellungen der Mad. Hendel die sonderbare Verbindung des Plastischen (Fixirten) mit dem Mimischen (Transitorischen) so gar nicht habe auffallen können. Das angehängte Wernersche Dreyfußgedicht ist wol nur als Füllstein beygefügt.

Theologie.

Descôtes, J. F., Grundlinien zu einer wissenschaftlichen Moral für alle Menschen. Heidelberg, 1810. 8. 1 fl.

Es ist bekannt, daß der Verf. seine eigenthümlichen philosophischen und biblischen Ansichten hat; wo der Leser aber auch nicht mit seinen Begriffen ganz übereinstimmt, da wird er doch sein Bestreben ehren, und seinen lebendigen Sinn für Religion und Menschenglück. Es ist in der That eine erfreuliche Erscheinung, einen Greis zu sehen, der nahe am Grabe noch mit solcher freudigen Zuversicht das Reich Gottes und der Liebe zu verbreiten sucht, und wir müssen seinem Buche recht viele Leser wünschen, damit recht viele erbaut und erwärmt werden mögen von dieser milden Wärme, die keines vergänglichen Ursprungs seyn kann.

Grundmayr, F., Jesus von Nazareth, der vermenschte Sohn Gottes. München, 1809. 8.

Dieses Erbauungsbuch, in welchem die Geschichte Jesu nach den Evangelisten einfach und populär erzählt wird, empfiehlt sich durch seine religiöse Tendenz sowol als durch die Wärme und Innigkeit des Tons. Ein frommes Gemüth, voll Liebe, Hoffnung und Glaube, spricht sich in jeder Zeile aus, und Schriften dieser Art verdienen um so mehr in die Hände des Volkes zu kommen, je mehr die Frivolität der Zeit auch auf die niedrigern Stände wirkt, und je schnöder eine verächtliche Aufklärungsklique, die von wahrer Aufklärung eben so weit entfernt ist, als das Leben von der Verwesung, ihre eigene Vernichtung durch die frevle Vernichtung alles Heiligen zu maskiren sucht.

Predigten von Joh. Friedrich Haberfeld. Erster Theil. Eisenach, bey Wittekind, 1810.

Der würdige, als Philologe durch seinen Commentar zu den Horazischen Satiren und Episteln, als gelehrter Theologe durch sein Werk über die Doxologieen der Schrift rühmlichst bekannte Verfasser tritt diesmal mit einem Bande Kanzelreden auf, welche sich durch Klarheit der Begriffe, lichtvolle Ordnung und seltene Reife des Geschmackes auszeichnen, und bey ihrer milden Wärme Eingang in alle wahrhaft religiöse Gemüther finden werden. Besonders angezogen hat uns die zweyte Predigt am ersten Weihnachtstage, in welcher gezeigt wird, „daß die Verhältnisse, in denen Aeltern zu ihren Kindern stehen, etwas Göttliches in sich schließen.“ Auszeichnung verdient auch die Rede am zwölften Trinitatssonntage, in der ausgeführt wird: „wie die stille Empfindung oft mehr sage, als die lauteste, lebhafteste Aeußerung.“ Diese ward vom Verf. unmittelbar nach dem Geburtstage seines Fürsten gehalten.

Schulze, J., Predigten. Leipzig, Reclam, 1810. 8. 4 fl.

Wir müssen diesen Predigten im Ganzen ein sehr rühmliches Zeugniß sprechen. Nicht nur weht darin ein wahrhaft religiöser Geist, ein hoher, belebender Sinn; auch die Sprache ist wärmer, eindringender, rednerischer, als in den meisten unsrer Predigten. Es sind keine moralische Abhandlungen, es ist die reine Lehre des Evangeliums, was der Verf. vorträgt; und wenn wir etwas an ihm tadeln möchten, so wäre es das Einmischen moderner Schulbegriffe und Schulterminologien, wodurch die erhabene Einfalt der christlichen Lehre als durch einen fremdartigen Putz entstellt wird.

Vermischte Schriften.

Friedens- und Dankrede, gehalten in der jüdischen Synagoge zu Mannheim. Herausgegeben von Isidor Hernsheim. Mannheim bey F. Kaufmann.

Auch die badensche Regierung hat die jüdische Nation in die ihr so lange vorenthaltenen Menschenrechte wieder eingesetzt. Der Verf. dieser Rede fordert bey Gelegenheit der letztern Friedensfeyer seine Gemeinde zum Dank auf gegen ihren weisen Beherrscher für die Erlösung aus der Knechtschaft, in der sie bisher zu trauern hatte. — Nicht als wohlrednerisches Meisterstück, sondern als ein abermaliger und nicht überflüssiger Beweis von den guten Gesinnungen, welche eine milde und wohlthätige Regierung in den Herzen, selbst der am wenigsten aufgeklärten Unterthanen, erregen kann, verdient diese Rede Aufmerksamkeit.

De la paix de l'église dans les états de la Confédération Rhénane. Vœux exprimés par Charles Archevêque-Métropolitain de Ratisbonne. à Paris 1810. Ein Bogen in 8.

In dieser kleinen, aber sehr bedeutungsvollen Schrift spricht der erlauchte Verf. zuerst von den Quellen des religiösen Friedens in der katholischen Kirche, und von den Ursachen seiner Störung; alsdann kommt er auf die Staaten des Rheinbundes, und findet hier besonders diese Störung des kirchlichen Friedens, indem die meisten Sprengel ohne Bischöfe sind, und durch die Säcularisation die meisten Fonds der Seminarien und der geistlichen Benefizien andre Bestimmungen erhielten, so daß es schon an mehrern Orten an Subjekten für die Seelsorge zu gebrechen anfängt. Um den Folgen hievon vorzubeugen, schlägt der Verf. einen doppelten Weg vor: entweder die Annahme des französischen Konkordats für die Staaten des Rheinbundes, oder die Zusammenberufung eines allgemeinen Concils. Man darf wol mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der zweyte dieser Wünsche in Erfüllung gehen werde.

Murr, Ch. Th. de, dissertatio de Corona Regum Italiæ vulgo ferrea dicta, cum 2 tab. æneis. Monachii, Fleischmann, 1810. 4.

Ueber das Alter der eisernen italienischen Königs-Krone sind die Meynungen der Schriftsteller sehr abweichend. Hr. v. Murr glaubt annehmen zu dürfen, daß diese Krone schon im Jahr 605 zur Krönung Adalwalds oder Aldowalds verfertigt worden sey. Diese Meynung unterstützt der Verf. durch bedeutende Gründe, und gibt zugleich einige interessante Nachrichten von den Schicksalen dieser sogenannten eisernen Krone, welche viele Jahre hindurch mit andern Kostbarkeiten als Unterpfand in verschiedenen Händen herumwanderte, und endlich im Jahr 1319 von Matthäus Visconti wieder eingelöst wurde. Außer gedachter Eisenkrone besitzt Italien noch zwey goldene von Agilulh und Theodelinda, von welchen der Verf. ebenfalls interessante historische Notizen mittheilt. Eine Nachricht von den in Italien statt gehabten Krönungen schließt das Werkchen, welchem die Abbildungen der erwähnten Kronen beygefügt sind.

Farbenkugel, oder Construktion des Verhältnisses aller Mischungen der Farben zu einander, und ihrer vollständigen Affinität, mit angehängtem Versuch einer Ableitung der Harmonie in den Zusammenstellungen der Farben, von Ph. O. Runge. Nebst einer Abhandlung über die Bedeutung der Farben in der Natur, von Heinrich Steffens in Halle. Mit 1 Kupfer- und 1 Farbentafel. Hamburg, Perthes, 1810. 4. 4 fl.

Hr. Runge hat sich blos an die Erscheinung gehalten, und seine Beobachtungen einfach und klar dargelegt, und diese Anspruchslosigkeit muß um so mehr gerühmt werden, je seltner sie sich zeigt. In das Wesen der Farbe ist er so wenig eingedrungen, als Hr. Heinrich Steffens, der in dem Anhange ihre Bedeutung zu erörtern verspricht, sich aber nirgends über den Chemismus erhebt. Wol schwerlich läßt sich das Gesetz der Farbenharmonie klar in Worte fassen, eben so wenig, als wir nachzuweisen vermögen, was uns in Graun's, Pergolese's und Rousseau's Musikstücken so allgewaltig ergreift. Der Generalbaß reicht hier nicht zu, und auch das Prisma nicht beym Gemälde. Correggio würde schwerlich etwas von dem begriffen haben, was Hr. Steffens hier vorbringt, und umgekehrt zweifeln wir sehr, ob Hr. St. je den Correggio begreifen werde. Die physiologische Bedeutung der Farben ist durchaus keine allgemeine, denn sie verliert sich in klimatischen Abstufungen und Gegensätzen; aber über die rein menschliche Deutung möchten wir belehrt werden, falls es möglich wäre, über den Zusammenhang zwischen der Farbenwelt und dem Gemüthe, über das zarte Verständniß zwischen kindlichen Menschen und den schönen Geschlechtern der Blumen und Pflanzen. Es gilt hier die philosophische Grammatik einer Sprache, welche die Völker vom Ganges bis zur Nordsee, in einer Hemisphäre wie in der andern, ohne Lehrer gelernt haben.

Pölitz, C. H. L., können höhere Wesen auf den Menschen wirken, und sich mit ihm verbinden? 2te Aufl. Gera, Heinsius, 1810. 8. 1 fl.

Diese kleine Schrift untersucht in zwey Abschnitten: wie der Glaube an eine Geisterwelt entstanden sey und sich fortgepflanzt habe, und ob diese Geisterwelt auf den Menschen wirken könne. Die erste Frage läßt sich nur zum Theil befriedigend lösen, und der Verf. hat uns hier keineswegs Genüge gethan. Die zweyte Frage liegt jenseits der Grenze menschlicher Forschung. Wir wollen mit dieser Behauptung den Swedenborgen und Stillingen nicht das Wort reden, sondern nur die Unmöglichkeit andeuten, ein Verhältniß zwischen zwey Gegenständen zu erörtern, ohne beide zu erkennen.

Vermischte Blätter der Vorzeit. Von M. Fridr. Hopf, Pfarrer zu Winterlingen. 8. S. 179. Tübingen, bey Fues.

Diese Blätter, anspruchlos, wie sie vom Verf. mitgetheilt werden, empfelen sich durch milden liebenswürdigen Sinn zarter Humanität, durch reges Gefühl für alles Schöne und Gute und nicht gemeine Bekanntschaft mit den Denkmalen des klassischen sowol als des ebräischen Alterthums, in deren unsterblichen Denkmalen uns so viele schöne Bilder des Reinmenschlichen wohlthätig ansprechen. Die Leser finden hier theils mehr, theils weniger freye Erzählungen nach Herodot, aus dessen lieblichen Sagen griechischer Vorwelt sich wol eine interessante Anthologie zusammenlesen ließe, wofür der Verf. hier schätzbare Beyträge liefert. Sonach begegnen wir auch wörtlichen Uebersetzungen einiger der schönsten Dialogen aus den Sokratischen Denkwürdigkeiten Xenophons und aus Lucian, die mit Kenntniß, Fleiß und treuer Aneignung an den Geist der Urschrift verfaßt sind. Die morgenländischen Idyllen behandeln patriarchalische Bibel-Scenen. Sie sind hexametrisch abgefaßt, und geben meist den einfachen Ton, wodurch sie im Original sich so sehr empfelen, wieder zurück. Da und dort könnte die Erzählung mehr zusammengedrängt seyn, auch möchte sich von klauberisch-strengen Metrikern zuweilen ein nicht ungegründeter Tadel gegen Ton- und Sylbenmessung erheben lassen. Im Ganzen aber sind die Hexameter nicht übel gelungen. Von den mehr griechischen Idyllen, von eigenthümlicher Erfindung, hat uns die prosaische mit untermischten Distichen am besten gefallen. Wir wünschen der Gemeine Glück, die einen so gefühlvollen, für das Schöne und Edle aller Art so empfänglichen jungen Mann zu ihrem Seelsorger hat, und freuen uns, daß er auch in einer von den gelehrten Musen abgeschiedenen Lage bey seinem Berufe, den er treu liebt und übt, doch der Musen des Alterthums nicht vergißt.

Nro. 85.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 9. April, 1810.

Hold ist der Täuschung lachende Zauberwelt,
— — — — wenn die Begeisterung
Mit schöpferischem Zauberschlage
Rauscht durch die schlummernden Seelenbilder.

K. H. Heydenreich.

Der Seefahrer.

Ein Mährchen der Scheherazade.

Von Weisser.

Zweyte Reise.

Es ist eine schöne Sache, fing Sindbad an, um die Ruhe, wenn nur die Langeweile nicht wäre. Mich peinigte sie entsetzlich, und ich dachte, lieber will ich mich von Hayfischen und Meerwölfen fressen lassen, als mich zwischen meinen vier Pfählen zu Tode gähnen. Mein Entschluß war bald gefaßt, und mit einer reichen Ladung der ausgesuchtesten Waaren ging ich in Gesellschaft mehrerer rechtlichen und angesehenen Kaufleute zum Zweytenmale unter Segel.

Der Anfang unserer Reise war sehr glücklich, und nicht minder war es unser Handel auf verschiedenen Inseln, an welchen wir landeten.

Der letzten, die wir erreichten, schien es an nichts zu fehlen, als an vernünftigen Bewohnern. Sie prangte mit verschiedenen Arten der schönsten Fruchtbäume, und goldene Kornfelder wurden von silbernen Bächen durchschlängelt. Wir lustwandelten als die ersten Menschen in diesem Paradiese, und konnten uns nicht satt sehen an seiner Herrlichkeit. Einige lasen auf den duftenden Wiesen umher und pflückten Blumen, andere sammelten reife Früchte, ich aber warf mich mit einer Flasche Wein und einigen mitgebrachten Lebensmitteln an einer murmelnden Quelle in den Schatten einiger hohen Bäume.

Nach Endigung meiner Mahlzeit sank ich unter dem Gesange von tausend Vögeln in einen süßen Schlummer, aus welchem ich spät zu einem höchst unangenehmen Bewußtseyn erwachte: denn meine Gefährten waren verschwunden, und von dem segelnden Schiffe entdeckte ich kaum noch eine Spur in der Ferne.

Ich betrug mich bey diesem neuen Unglücke nichts weniger als standhaft, und beging alle Ausschweifungen, zu welchen eine zu späte Reue die Thoren gemeiniglich hinzureißen pflegt.

Endlich wurde ich es müde, mir die Haare auszuraufen, die Brust zu zerschlagen, und meinem Schicksale zu fluchen, und fing an über die Maßregeln, die meine trostlose Lage zu erfordern schien, nachzudenken. Vor allen Dingen wollte ich die Gegend kennen lernen. Ein hoher Baum, den ich erstieg, ließ mich gegen das Meer hin nichts als Himmel und Wasser erblicken. Aber von der Landseite her fiel mir in einem ziemlich beträchtlichen Theile ein weisser Gegenstand in die Augen, auf den ich sogleich voll Neugierde zueilte.

Ich hatte ihn bald erreicht, und was ich fand, war eine ungeheure Kugel von ungefähr funfzig Schritten im Umkreise, und von verhältnißmäßiger Höhe, die sich sehr sanft anfühlen ließ. Ich konnte, ob ich gleich rings um sie herumging, nirgends eine Oeffnung an ihr wahrnehmen, und eben so vereitelte ihre Glätte jeden meiner Versuche, sie zu ersteigen.

Ich staunte das Wunder mehrere Minuten lang an, als plötzlich die Luft wie von einer unermeßlichen Wolke verfinstert wurde. Betroffen blickte ich in die Höhe, und sah mit Schrecken keinen Himmel und keine Sonne mehr, sondern einen rabenschwarzen Vogel, dessen Flügel sich in Fernen verloren, wohin mein Auge nicht mehr reichen konnte. Sein Flug erregte einen Sturm, der Bäume aus den Wurzeln riß, und sein Geschrey glich dem Klappern von hundert Windmühlen. Ich sah jetzt erst, daß das ganze Thal ihm zum Neste diente, und daß die weisse Kugel ein Ey war, über dem er brütete. Kurz, ich konnte nicht länger zweifeln, daß ich hier den Vogel mit eigenen Augen sähe, den ich aus den Erzählungen der Schiffer unter dem Namen Roche kannte, und von dem sie behaupteten, er führe einen Elephanten durch die Luft, als ob er ein Kaninchen wäre.

Der geflügelte Gigant ließ sich mit furchtbarer Majestät nieder, und setzte sich auf sein Ey. Ich hatte mich, als ich ihn kommen sah, dicht an dasselbe geschmiegt, und da er mich gar nicht zu bemerken schien, so bekam ich Muth, einen kühnen Einfall auszuführen, der mich aus meiner gegenwärtigen Lage befreyen sollte. Der Vogel, dachte ich, taugt vortrefflich zu einem Luftschiffe, und ist gleich sein Rücken ein unübersteigliches Gebirge für mich, so gibt es doch wol noch ein anderes Mittel, ihn zu zwingen, daß er mich aus dieser verhaßten Einöde hinwegführt: denn das menschenleere Paradies, müßt ihr wissen, war mir so zum Ekel geworden, daß ich mich seiner eben so gern durch eine Todsünde, als durch eine Todesgefahr, und im Nothfalle durch den Tod selbst verlustig gemacht hätte. Ich nahm also das Tuch, das um meinen Turban gewickelt war, und schlang es zugleich um meinen Leib und um die Riesenklaue des Vogels, an welche sich ohne Gefahr noch ein halbes Dutzend Menschenkinder, wie ich, hätten anhängen können. Mit Sonnenaufgang schwang er sich empor, und zwar mit einer Schnelligkeit, daß ich nicht erst die Augen zu schließen brauchte, um nicht schwindelig zu werden: denn Hören und Sehen verging mir. Noch einmal so geschwind als das Aufsteigen geschah das Niederlassen, oder vielmehr der Sturz nach der Erde. Als ich mich in Sicherheit sah, zauderte ich keinen Augenblick, mich von ihm loszumachen. Aber es schien, ich sey nur dieher gekommen, um vor Schrecken des Todes zu seyn: denn eine Schlange von unerhörter Länge zischte mir ein so giftiges Willkommen entgegen, daß mir noch jetzt die Haut von der bloßen Erinnerung schauert. Doch auch hier war der Roche mein Retter. Er nahm das kriechende Scheusal in seinen Schnabel, deckte das Land umher mit seinen ausgebreiteten Schwingen, und stürmte davon.

(Der Beschluß folgt.)

Erläuternde Glosse über eine Stelle in der la Vallièrischen Romanze: „Les infortunés Amours du Comte de Cominge;“ als ein Beytrag zu dem: „Quantum est in rebus Inane!“

Wer kennt nicht den Stifter des Trappisten-Ordens, Don Armano Jean de Bouthillier de Rancé, den furchtbaren Wiederhersteller der rauhesten Mönchs- und Kloster-Disciplin, ihn, der den Ordensleuten durch sein strenges Buch: „De la sainteté et des devoirs de la vie monastique,“ sogar den Genuß aller weltlichen Wissenschaften verbot, eben durch diese so weit getriebene Strenge die beissendste Satyre wider sich selbst reizte, wie sie ihm in dem Buche: „Les véritables motifs de la conversion de l'Abbé de Trappe“ reichlich zu Theil geworden ist, den gelassenen und ruhiger prüfenden Mabillon aber zu den gehaltvollen Erörterungen, selbst in wissenschaftlicher Hinsicht, bewog, die er in den „Réflexions brièves sur le livre des devoirs,“ (à Paris, 1683.) zuerst anspann, dann in dem Epoche machenden Buche: „de Studiis monasticis,“ im Jahre 1691 mit mehr umfassender Umsicht und Belehrung ausführte?

Vielleicht ist es aber auf der einen Seite den Humanisten eben so wenig bekannt, als auf der andern den Moralisten und Gottesgelehrten, daß dieser strenge Ordensstifter seine Laufbahn mit einer Ausgabe und Uebersetzung des Anakreon, und zwar in einem Alter von dreyzehn Jahren begann, von der in seinen Funfzigen er das finstere Glaubensbekenntniß in dem eben erwähnten Buche: „De la sainteté et des devoirs de la vie monastique“ im Jahre 1682 der Welt vor Augen legte.

Bey weitem nicht die vollen vierzig Jahre, die von der commentirenden Ausstattung des erotischen Dichters bis zur Entwerfung und Aufstellung des disciplinarischen Gesetzbuches seines Ordens verflossen waren, hatte die Vorbereitung auf das letztere ausgefüllt; vielmehr hatte der Abbé de Rancé im Taumel des Hoflebens noch eine Reihe von Jahren ganz seinen unsteten Leidenschaften gefröhnt, und insbesondere im ausschweifendsten Genusse der sinnlichen Liebe, als ein

„albulus columbulus Dioneus“

gemäß dem Wahlspruche eines praktischen Anakreontisten, recht, was man sagt, in den Tag hineingelebt. Wahrscheinlich ersetzte entweder die spätere Leibes- und Geistes-Kasteyung, oder des Mannes herkulische Konstitution, was der vorreise Kommentator des Anakreon in der frühern Periode zu schnell gelebt hatte, denn er brachte sein Lebens-Alter auf nicht weniger denn vierundachtzig Jahre.

Doch, um den Karakter eines bloßen Glossators nicht zu überschreiten, muß ich, was auch über den räthselhaf-

ten, asotisch-monachischen Trappisten-Stifter zu sagen seyn möchte, *) dem Erklärungs-Geschäfte näher rücken. —

Nach einem langen und mannichfaltigen Umherschweifen, ganz in der Manier des bezeichneten Federthieres und seiner leidigen Genossen, fand sich der Abbé, man weiß nicht wie, mit Einemmale bewogen, vielleicht um seine lange Abwesenheit irgend wodurch gut zu machen, seine frühere Geliebte, die Herzoginn von Montbazon, unvermuthet zu überraschen. Er, der ganz aus Einbildung, Sinnlichkeit, Abwechselungssucht und Genußliebe zusammengesetzt war, schmeckte bereits im Voraus und annähernd, wodurch ein vormaliger anziehender Genuß so oft seine Wünsche befriedigt hatte. — Ihm war die verborgene Treppe noch nicht fremd geworden, welche zu dem Schlafgemache der Herzoginn führte, er gelangte dahin ungesehen, erstieg sie triumphirend, und trat eben durch die geheime Thür des Schlafzimmers, wie ein sichtbargewordener Unsichtbarer, herein, als die Herzoginn auf dem Punkte war, unter den Händen von ein Paar niedergeschlagenen, oder richtiger zu reden, verzweifelnden Wärterinnen — es auszumachen. Das, sonst durch unnennbare Reize siegende, jetzt von den wüthendsten Kinderblattern zerrissene, und auf die scheußlichste Art entstellte Gesicht der mit dem Tode ringenden Geliebten brachte eine schreckliche Erschütterung in dem lüsternen Besucher hervor, der gar nicht einmal gewußt hatte, daß die Herzoginn krank lag, und dessen Phantasie mit Anticipirung ganz anderer Bilder und Auftritte nur eben beschäftigt gewesen war. Leichenblaß, wie versteinert und sprachlos, stand er einige Zeit wie an den Boden geheftet, vor dem Bette der Hinsterbenden, entfernte sich dann mit Einemmale hastig, und zog sich auf der Stelle in die Abtey zurück, in welcher er im Jahre 1663 die strenge Reforme **) einführte, die nachher in derselben bestand, und ihm sogar den Namen des „vieux bourreau" zuzog. Auf diese besondere Begebenheit spielt der Herzog von la Vallière in der berühmten franz. Romanze:

„Les infortunés Amours du Comte de Cominge"

an in der hier mitzutheilenden herzergreifenden Stelle, wo es von dem verzweiflungsvollen Grafen heißt:

„Il abhorre l'air qu'il respire,
„Et le désespoir dans le coeur,
„Suivant la fureur qui l'inspire,
„Il vóle en ce séjour d'horreur: *)
„De la mort funeste peinture,
„Lieux affreux, qu'aux regrets l'Amour a consacrés,
„Séjour formé par la Nature,
„Pour recevoir les pleurs des coeurs désespérés.
„Rancé, dont l'ame déchirée
„Retraçoit sans cesse à ses yeux
„Son Amante défigurée
„Par le trépas le plus hideux;
„Rancé, dans ce lieu solitaire,
„Avoit à la douleur dressé ce monument:
„C'EST LA QVE COMINGE S'ENTERRE;
„UN SILENCE ETERNEL Y NOURRIT SON TOURMENT."

Dresden,
im Februar 1810. Martyni-Laguna.

*) So viel und mancherley ich auch über dies höchst merkwürdige Phänomen der Mönchsklöster und Ordenswelt zu anderer Zeit gelesen haben mag, so habe ich dennoch nie eines Buches ansichtig werden mögen, welches achtzehn Jahre nach des Helden Tode, angeblich zu Rom, mit dem Titel erschienen seyn soll: „Genuinus Character Joannis Buithilleri Rancaei, Abbatis Monasterii de Trappa." Romae 1718, 4. Es hier zu nennen, bewegt mich wenigstens etwas mehr, als schulfuchsische Sucht es anzuführen.

**) Umständlich zu ersehen aus den „Réglemens de la Trappe" à Paris 1701, einem nachgelassenen Werke des Stifters in zwey Bänden. In Ermangelung dessen, eine andere gleichzeitige französische Urkunde, doch nicht ohne sichtbare Parteylichkeit und Vorliebe abgefaßt, in des Georg. Rivii — Puritani (Lauterbachs) immer noch brauchbarer „Monasticâ historiâ Occidentis," S. 441 - 452.

*) Die Abtey de la Trappe, selbst durch ein höllartiges Klima, stockende Luft, und durch die höchst ungesunde Lage berüchtigt!

Die Illumination zu London,

am Tage des Jubiläums 25 Oct. 1809.

Wir heben wegen Enge des Raums nur das Vorzüglichste aus.

Piccadilly. Hr. Stubbs, Lichtschirmmacher (transparent blind-maker) gab drey prächtige Transparents zum Besten, welche den König in Lebensgröße auf dem Throne, neben und hinter ihm eine Fama mit der Lorberkrone, und vier Amors mit dem Füllhorne, der königlichen Eiche, und den Ansichten von St. James und Windsor.

Pall-Mall. Artilleriebüreau (Ordnance-office). Ein Transparent der Magna Charta in der Mitte; rechts die Büste des Königes, links die der Königinn en medaillon, eingeschlossen von Lampenreihen, die sich zu Pfeilern bildeten, der Balkon mit Lampen feston-artig besetzt, in der Mitte ein Stern, auf beyden Seiten der Löwe und das Einhorn en medaillon mit dem Motto: God save de King. In jede Ecke ein großer Obelisk von farbichten Lampen. Diese Exhibition war die prächtigste unter allen an diesem Tage.

Lockspur-Street. Hancock, Sheppan und Niron, Hofglaser. Eine prächtige, reiche, prismatische Verzierung von Glas, welche das Motto Rejoice (Freut euch) bildete, und einen höchst glänzenden Effekt machte.

Orford-Street. Herr Orme, Hofkupferstecher. Ein sehr schöner Transparent. In der Mitte der König, in Uniform sich an die Kreiden-Felsen Albions lehnend, en medaillon. Auf der einen Seite Britannia, liebevoll auf den König blickend, und die grauköpfige Zeit im Fortschreiten hindernd; diese hat ihr Stundenglas fallen lassen, und

Die Schlangen waren nur bey Nacht zu fürchten; denn bey Tage fürchteten sie sich selbst, und verkrochen sich vor ihren Feinden, den Rochen, in ihre Felsenhöhlen. Diese ihre Lebensweise war für mich sehr bequem; denn ich kehrte sie um, und spazierte den Tag über auf der Insel umher, und mit einbrechender Nacht bezog ich eine ihrer verlassenen Grotten, zu welcher ich den Zugang den rechtmäßigen Besitzern vorsichtig mit Steinen verrammelte. Aber kein Schlaf kam in meine Augen; das gräßliche Gezisch der Schlangen beunruhigte und ängstigte mich unaufhörlich. Ich verließ also mit Sonnenaufgang mein Lager — um einzuschlafen. Wirklich sank ich nach einem kleinen Frühstücke auf die nächste bequeme Stelle nieder, und schlief so lange, bis ein großes Geräusch mich aufweckte.

Ich sah mich nach der Ursache desselben um, und fand, daß man das Schulterstück eines geschlachteten Büffels von dem Felsen herabgeworfen hatte, welches neben mir niedergestürzt war. Dem ersten folgten im Augenblick noch mehrere, und ich wußte kaum, wo ich mich hinflüchten sollte, um nicht durch einen solchen Wurf zerschmettert zu zu werden.

Jetzt erinnerte ich mich, was ich in meiner Jugend von Schiffern gehört, aber für eine Fabel gehalten hatte. Der reichste Fleck des Erdbodens war nämlich auf der übrigen Welt nicht so unbekannt, als ich mir einbildete, und es hatte sich eine eigene Gesellschaft von Kaufleuten vereinigt, die sich jährlich eine beträchtliche Ausbeute von Diamanten blos dadurch zu verschaffen wissen, daß sie zur Zeit, wenn die Adler, die in diesem Lande der Ungeheuer zwanzigmal größer als die gewöhnlichen sind, Junge haben, zur Lockspeise für sie, und um nachher ihre Nester zu plündern, Fleischklumpen, an welche sich die Diamanten mit ihren scharfen Spitzen festhängen, von den Felsen in das Thal hinabwerfen.

Mit so scheelen Augen ich auch den Raub der Schätze betrachtete, für deren einzigen rechtmäßigen Besitzer ich mich hielt, so beschloß ich doch, den Diamantfang zu benutzen, um mich aus meinem ungeheuren Kerker zu befreyen. Ich raffte daher vor allen Dingen so viele Diamanten zusammen, als ich fortbringe konnte, und band mich sodann mit dem Tuche meines Turbans an der größten der herabgeworfenen Büffelsschultern fest. Dieser bemächtigte sich auch wirklich einer der stärksten Adler, und trug sie sammt mir, obgleich nicht ohne sichtbare Anstrengung, in sein Nest.

Die Kaufleute hatten sich in die sämmtlichen Nester, von welchen sie die Adler durch ihr Geschrey zu verjagen pflegten, getheilt, und der, welchem das meinige zufiel, war eben so erstaunt, als unzufrieden, einen Menschen darin zu finden.

Verdammter Dieb, rief er aus, weißt du nicht, daß niemand als ich ein Recht an die Schätze in diesem Nest hat? Ich werde dich an den Galgen bringen, oder besser, man haut dich in Stücke, und wirft dich die Felsen hinab, wenn dichs ja so sehr nach Diamanten gelüstet.

Ich bin kein Dieb, antwortete ich, und damit ihr sehet daß ich mich nicht an euern Diamantsplittern zu vergreifen brauche, so betrachtet hier meine Steine, die ich mir selbst geholt habe, und urtheilt, ob ich zu wählen verstehe.

Der Kaufmann und seine Kameraden geriethen außer sich beym Anblicke meiner Schätze, und noch mehr erstaunten sie über meine Geschichte. Ich machte dem ersten ein Geschenk mit einem ziemlich mittelmäßigen Diamant, und er versicherte mich unter tausend Erkenntlichkeitsbezeugungen, daß er nun reich genug sey, um für immer allem Handel zu entsagen.

Am folgenden Tage traten sie ihre Rückreise an, und ich begleitete sie. Unser Weg ging über hohe Gebirge, und wir waren mehr als einmal in Gefahr, den Schlangen, die man nirgends so groß als hier findet, zur Beute zu werden. Wir erreichten jedoch glücklich den nächsten Hafen, und schifften nach der Insel Roha, wo der Baum wächst, aus welchem der Kampfer gezogen wird. Dieser Baum ist so groß, und seine Zweige sind so dicht, daß sich hundert Menschen bequem in seinem Schatten lagern können. Sein Saft, den man durch eine Oeffnung oben am Stamm in ein Gefäß fließen läßt, gibt, wenn er geronnen ist, den Kampfer. Aber das Abzapfen kostet dem Baume selbst das Leben.

Auf eben dieser Insel findet man auch das Rhinozeros, oder das Nashorn. Dieses Thier ist kleiner, als ein Elephant, und größer, als ein Büffel. Das Horn auf seiner Nase ist ungefähr eine Elle lang, hart und fest, und hat in der Mitte von einem Ende zum andern einen Einschnitt. Das wunderbarste ist aber, daß man auf demselben die Gestalt eines Menschen durch weisse Züge angedeutet findet. Das Rhinozeros nimmt es mit dem Elephanten auf, und überwindet ihn. Es bohrt ihm sein Horn von unten in den Bauch, hebt ihn in die Höhe, und trägt ihn auf dem Kopfe. Nicht selten aber blendet das herabtriefende Fett und Blut seines Feindes ihm die Augen, und es fällt zur Erde. Nun folgt ein Schauspiel, das mir selbst unglaublich seyn würde, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Es kommt nämlich der Vogel Roche, packt die beyden Riesenthiere mit seinen Klauen, und trägt sie durch die Luft, um seine Jungen zu füttern.

Ich übergehe noch verschiedene andere Merkwürdigkeiten dieser Insel um euch, meine Herren, keine Langeweile zu machen; denn auch des Wunderbaren wird man satt, wenn sein Erzähler zu freygebig damit ist.

Ich vertauschte hier einige meiner Diamanten gegen andere Waaren, und schiffte mit meiner Gesellschaft weiter. Wir besuchten noch verschiedene Inseln und Städte auf dem festen Lande, und erreichten endlich Balsora. Von hier

kehrte ich nach Bagdad zurück, theilte beträchtliche Almosen unter die Armen aus, und fing an meine mit tausend Gefahren und Mühseligkeiten erworbenen Reichthümer auf eine anständige Art zu genießen.

Hier endigte sich die Erzählung der zweyten Reise. Der abermal mit hundert Zechinen beschenkte Träger begab sich daher nach Hause, und erschien am folgenden Tage wieder, um die Abenteuer der dritten anzuhören.

Notiz.

Mistelnize in Ostgalizien, Febr.

Wer kennt nicht die — vom ehemaligen kaiserl. Oestreichischen Hofrath und Studienpräses Edlen von Birkenstock im Lapidar-Stile klassisch verfaßte Grabschrift auf Friederich den Großen? — Die literarischen Verdienste des Erstern bewogen seinen Sohn, Carl, Offizier beym k. k. Infanterie-Regimente Weydenfeld, das Andenken seines vortrefflichen Vaters durch folgende kurze Grabschrift, ebenfalls im Lapidar-Stile, zu ehren, die auch von der Familie zum künftigen Monumente des Todten angenommen wurde. Sie ist ein schöner Beweis, daß bey diesem würdigen Krieger musae inter arma non silent, sie wird alle Freunde des Verewigten ansprechen, rühren und erfreuen.

Hic jacet
Gymnasiorum, Academiarum Coryphaeus,
In Munere, In Consilio Nestor,
In Republica Civis Egregius,
Amicis Amicus,
Dignus Regum, Principum Apologeta,
Hungariae Tyrtaeus, *)
Nullum in Helicone recessum ignorans,
Quid sibi Apelles, quid sibi Phidias
velit **)
Aurea libra probans
Verborum pondere, Carminis rotunditate
Veterum aemulus,
Forma, Ingenio — Vir.
Patri optimo, Liberi grati.
Joh. Melchior nobilis de Birkenstok,
Sac. Aust. Maj. à Consiliis etc.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 17 März.

Am 12ten März langten gegen Mittag Se. Majestät der König von Neapel hier an. Der Umstand, daß der Reise-Wagen gebrochen war, verzögerte die Eile, mit welcher der König zur Hochzeit des Kaisers einzutreffen gedenkt, um ein Paar Stunden, welche er beym General Miollis zubrachte. — In Rom erwartet man, daß bey seiner Rückkunft Feste gegeben werden dürften; man spricht von einem zweyten Karneval u. dgl. — Aus Rom ist seines Vergnügens wegen der reiche Marconi mit seiner schönen Frau zu den bevorstehenden Festivitäten nach Paris abgereist. —

So eben hat man in der Villa Palumbara einen Fußboden von Mosaik entdeckt. Die Sache erregt Aufsehen und wird Nachgrabungen veranlassen. Vor mehrern Jahren wurde in derselben Villa ein Dioscobulus gefunden. Später fiel einem Arbeiter ein schöner Kamee in die Hände, den er um 25 Paul verkaufte. Der Eigenthümer der Vigne reuirirte den Stein, und er wurde ihm vor Gericht zugesprochen, gegen Erstattung der ausgelegten obgedachten Paul. — Durch Zufall oder Nachlässigkeit ging indessen bald nachher der Kamee wieder verloren.

Auf den Vorschlag des gelehrten Antiquars Visconti ist gestern den 16ten März der Anfang gemacht worden, die an der Tiber gelegene Gegend des Tempels der Vesta zu durchgraben. Der Tempel soll in seiner ehmaligen Gestalt hergestellt werden. — Man sieht dem Erfolge dieser Unternehmung, das durch die Regierung ausgeführt wird, mit Verlangen entgegen. —

Halle, 2 März.

Mein diesmaliger Aufenthalt hieselbst war erfreulicher als der vorhergehende, wo sich noch Alles im Kampfe von mancherley Sorgen und Unruhen befand. Wenigstens sahe ich bey vielen ungleich mehr Muth und Hoffnung für die Zukunft. Bey dem Kanzler der Universität D. Niemeyer, dessen so einziger und unübertreffbarer Thätigkeit alle hiesige Gelehrte und Schul-Institute ihre Erhaltung vorzüglich zu danken haben, und der seinen Patriotismus für Vaterland und Vaterstadt schwerlich besser bewähren konnte, war eben die Nachricht eingegangen, daß alle Fakultäten nicht nur mehrere gelehrte Männer zu Mitarbeitern, sondern auch einen Zuwachs von beynahe hundert Freytischen und Stipendien von Helmstedt erhalten werden. Ich besuchte einige Kollegia, und fand manche über mein Erwarten besetzt. Einer der Professoren sagte mir auch, daß die sämmtlichen Institute, namentlich die medicinischen, desgleichen die Bibliothek, die Seminarien, bedeutende Erweiterungen und Vermehrungen zu erwarten hätten. Das ganze vormalige Residenz-Gebäude ist der Universität geschenkt, und die Regierung schien es recht darauf anzulegen, die früheren Wunden zu heilen.

Das mir aus meinen Jugendjahren noch so werthe Pädagogium konnte ich diesmal nicht besuchen. Ich sprach aber zufällig einen sehr gebildeten Zögling, der mir erzählte, wie es sich seit dem Kriege, durch den es auch litt, bedeutend vermehrt, und viele Ausländer erzieht. Was ist auch nicht aus dieser Anstalt seit 1784, wo sie Niemeyer dirigirt, geworden! Welcher herrliche Verein der Gründlichkeit mit der Liberalität des Unterrichts! Welche wahre Erziehung zur Humanität im edelsten Sinne! Im Sommer wohnte er wie ein Vater unter seinen Kindern, die sich wie Theile seiner eigenen blühenden Familie betrachten können. Ich hörte auch, daß die bisher im Kloster Bergen befindlichen Freystellen in diese Anstalt nach Ostern übergehen. Dies wird manchen Eltern, denen doch ein Kostenaufwand von 400 Rthlrn. zu hoch ist, die Benutzung des Instituts möglich machen. Von dem neuen Hallischen Bade rühmte ein vorjähriger Badegast, mit dem ich in meinem Logis zusammentraf, sehr Vieles. Es wird dies Jahr noch zahlreicher werden, wie man hofft, und muß unter Reil immer mehr gedeihen.

Man hatte ein französisches Regiment als stehende Einquartirung erwartet; allein eben als ich mich hier befand, war die Nachricht eingegangen, daß der König aus besonderer Güte die Stadt, die schon viel gelitten, damit verschonen wolle. Bey dem Reichstage in Kassel hatte Niemeyer dem Könige darüber Vorstellung gethan, wofür ihm die Stadt sehr dankt.

Die Klage über Straßendiebstahl und abscheuliches Pflaster muß wol jeder Reisende, wie ich, führen.

E. v. S.

---

*) Wegen seines schönen Gedichts ad Hungaros Hungarus.

**) Wegen seines reinen Geschmacks in Kunstsachen, wovon er eine schöne Sammlung hinterläßt.

Nro. 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. April, 1810.

Der Tempel ist euch aufgebaut,
Ihr hohen Musen all,
Und in des Künstlers Herzen ist
Das Allerheiligste.

v. Goethe.

Kunstbericht aus München.

Seit unserer letzten Mittheilung über die Kunst in dieser Hauptstadt haben wir einen trefflichen Bürger und Staatsmann, den Finanzminister von Hompesch, verloren. Die Büste Herrn Kirchmayers ausgenommen, welche den Verewigten in schon verfallenen Zügen darstellt, war bey dessen Leben nie ein Porträt von ihm genommen worden. Mit gerechter Hochschätzung an dem Andenken des Verstorbenen hängend, drang zuerst die Frau Ministerinn Gräfinn Montgelas in unsern Direktor J. Peter Langer, aus der Erinnerung sein Bild zu erschaffen. Dann bestand, von dem ersten Entwurfe schon hingerissen, des Verewigten Neffe, Graf Spee, auf einer Wiederholung. Das erstere, welches beynahe vollendet ist, unternehmen wir in den folgenden Zeilen mehr anzudeuten, als zu beschreiben.

Wenn wir uns erinnern, welch ein überwiegender Werth in der blühendsten Kunstzeit Frankreichs auf des le Brun flüchtigen Entwurf bey überlegter Auffassung gelegt worden, so wissen wir nicht, wie weit unsere Bewunderung gehen würde, wenn sie in gleichem Maße und Schritt einem gänzlich vollendeten Porträte aus der Erinnerung zugewandt werden sollte; um so mehr, da der Verewigte nicht mit den Zügen einer verfallenden Gesundheit oder in dem Krampfe des Todes, sondern als noch rüstiger blühender Mann, wie er vor vier bis sechs Jahren gewesen, dasteht. Das einzige, so das Verdienst des Künstlers verringert, ist sein langer und lebhafter Umgang mit dem jetzt Verstorbenen, und mehr noch, wie er uns versichert, die scharfsinnigen Vorschläge zur Verbesserung, die einige Freunde des Ministers angegeben haben.

Dieser nun, der ruhige, besonnene Geschäftsmann, ist sitzend abgebildet, Gesicht und Stellung etwas mehr als Profil. In der Rechten hält er eine Schrift in blauem Umschlage dem Gesichte nahe, welches nicht sowol darauf hinzustarren, als die Zeilen zu durchlaufen scheint. Die Linke ruht auf einem Buche im Schoße. Die Beine sind ungezwungen übergeschlagen, die Stellung bequem, die Brust sich etwas einsenkend; Alles äußerst individuell und dem Leben in solchem Maße abgelauscht, daß man aus diesem, ohne den Kopf anzusehen, den Gegenstand des Bildes erkennt. Bewunderungswürdig ist Zeichnung und Kolorit des Kopfes; kein Künstler oder praktischer Kenner wird sich leicht überreden, daß dies aus dem Gedächtnisse, nicht der individuellen Natur gegenüber, gemahlt worden sey.

Das Ganze macht ein vortreffliches Bild. Die Kunstfreunde scheinen ziemlich einverstanden, daß dasselbe zu den gelungensten unter den schönen Porträtbildern des Künstlers gehöre und sich ganz vorzüglich durch Farbe und bezaubernde Haltung auszeichne. Uebrigens ist es nicht das erste, welches der Künstler nach dem Tode einer ihm bekannten Person ausgeführt hat; des Verstorbenen Vater, Staatsminister unter Kurfürst Karl Theodor, und die Schwägerinn, Gemahlinn des noch lebenden Generals von Hompesch, wurden schon früher, der erstere mehrere Jahre nach seinem Tode, aus lebendig wirkender Gedächtnißkraft erschaffen.

Denen, welche an der Zweckmäßigkeit und stillen Wirkung unserer Akademie der Künste Gefallen tragen, melden wir, daß unsere Sammlung von Formen antiker Kunstwerke durch eine ausgesuchte Sammlung architektonischer Fragmente vermehrt worden ist. Die Originalien sind von Hrn. Architekten Nadi zuerst für die Kunstschule zu Bologna abgeformt worden. Sammlungen von antiken Ornamenten sind bis jetzt noch selten, und doch sind die Vortheile unermeßlich, vorzüglich für solche Künstler und Handwerker, welche die großen Vorbilder des Alterthums nicht in den Originalien bewundern und studiren können. — Ueberhaupt hoffen wir, daß aus den Einrichtungen unserer Akademie und den Bemühungen ihrer Diener jene innige Berührung der künstlerischen Handwerke mit den bildenden und freyen Künsten selbst hervorgehen werde, welche jederzeit die großen Epochen der Künste begleitet hat, so daß die Anfänge und das Studium allen gleich sey; denn nicht der Name der Kunst, sondern der in dieselbe getragene Fleiß und Geist bestimme den Rang.

Hr. Hofagent Seeligmann hat sich um die Freunde der Kunst das Verdienst erworben, bey der Verzierung seines Vorhauses so wie der Haupttreppe seines Hotels vorzüglich auf die Formen solcher Antiken Rücksicht zu nehmen, welche die öffentliche Sammlung noch nicht besitzt. Er hat demnach die besten Stücke der königl. Antikengalerie im Japanischen Pallaste zu Dresden kommen lassen, und bereits aufgestellt.

Pittoreske Ansichten in den Cordilleren.

Die Kaskade von Tequendama.

(Beschluß.)

Der Fall (Salto) des Tequendama vereinigt Alles, was eine Gegend im höchsten Grade mahlerisch machen kann. Indeß ist er nicht die höchste Kaskade auf der Erde, wie man im Lande selbst glaubt, (Piedrahita, S. 19. Julian, la Perla de la America, provincia de Santa Martha, 1787, S. 9.) und wie es die Physiker in Europa wiederholt haben (Gehler physikalisches Wörterbuch, B. IV, S. 655). Der Fluß stürzt sich nicht, wie Bouguer sagt, (Figure de la terre, S. 92.) in einen Abgrund von fünf bis sechshundert Meter perpendikulärer Tiefe; aber es wird kaum eine Kaskade geben, welche bey einer so ansehnlichen Fallhöhe eine so große Wassermasse enthält. Der Rio de Bogota hat, nachdem er die Sümpfe zwischen den Dörfern Facativa und Fontibon getränkt, noch bey Canoas, etwas über dem Salto, eine Breite von vier und vierzig Metern, und ist also halb so breit, als die Seine in Paris zwischen dem Louvre und dem Palais des arts. Nahe bey dem Wasserfalle selbst, wo die Kluft, die durch ein Erdbeben gebildet zu seyn scheint, nur zehn bis zwölf Meter Oeffnung hat, verengt sich der Fluß sehr. Aber auch zur Zeit der Dürre hat die Wassermasse, die sich in zwey Streifen hundert und fünf und siebenzig Meter tief herabstürzt, ein Profil von neunzig Quadrat-Metern. Auf der Zeichnung dieser Kaskade hat man zwey Männer als Maßstab für die Gesammt-Höhe des Salto angebracht. Der Punkt, auf welchem sie am obern Rande stehen, ist zwey tausend vierhundert sieben und sechszig Meter über den Meeresspiegel erhaben. Von diesem Punkte bis an den Magdalenen-Strom hat der kleine Fluß Bogota, welcher am Fuße der Kaskade die Namen Rio de la Mesa, oder de Tocayma, oder del Collegio annimmt, noch über zweytausend einhundert Meter Fall, welches über hundert und vierzig Meter auf die gewöhnliche Meile beträgt.

Der Weg, welcher von der Stadt Santa-Fe nach dem Salto des Tequendama führt, geht durch das Dorf Suacha und die große Pächterey Canoas, welche durch ihre schönen Weizen-Ernten bekannt ist. Man glaubt, daß die ungeheure Dunstmasse, die sich täglich aus der Kaskade erhebt, und durch den Kontakt der kalten Luft wieder niedergestürzt wird, viel zur großen Fruchtbarkeit dieses Theils des Plateau von Bogota beyträgt. In einer kleinen Entfernung von Canoas, auf der Höhe von Chipa, genießt man eine prächtige Aussicht, welche den Reisenden durch die Kontraste, die sie darstellt, in Erstaunen setzt. Man hat so eben die mit Weizen und Gerste bebauten Felder verlassen, sieht nun, außer den Aralia's, der Alstonia theaeformis, den Begonia und den gelben Fiederrinden-Baum, (Cinchona cordifolia, Mut.) Eichen, Ulmen und andre Pflanzen um sich her, deren Wuchs an europäische Vegetation erinnert, und entdeckt, wie von einer Terrasse herab, so zu sagen zu seinen Füßen, ein Land, wo Palmen, Pisangs und Zucker-Rohr wachsen. Da die Kluft, in welche sich der Rio de Bogota stürzt, an die Ebenen der heissen Region (tierra caliente) stößt, so haben sich einige Palmen bis an den Fuß der Kaskade herangemacht. Wegen dieses besondern Umstandes sagen die Bewohner von Santa-Fe, der Fall des Tequendama sey so hoch, daß das Wasser in Einem Sprunge aus dem kalten Lande (terra fria) in das heiße stürze. Indeß sieht man wol, daß eine Höhen-Verschiedenheit von bios hundert fünf und siebenzig Metern nicht hinlänglich ist, um eine fühlbare Veränderung in der Luft-Temperatur hervorzubringen. Wirklich bewirkt die Höhe des Bodens den Kontrast zwischen der Vegetation des Plateau von Canoas und der in der Kluft nicht; denn wenn der Fels von Tequendama, welcher ein Sandstein auf einer Thon-Basis ist, nicht so schroff abgeschnitten, und das Plateau von Canoas eben so gut vor Wind und Wetter geschützt wäre, so hätten sich die Palmbäume, welche am Fuße der Kaskade wachsen, gewiß schon an dem obern Rande des Flusses fortgepflanzt. Uebrigens ist diese Vegetation für die Bewohner des Thals von Bogota um so merkwürdiger, da sie in einem Klima wohnen, wo der Thermometer sehr oft auf den Gefrierpunkt herabsinkt.

Nicht ohne Gefahr iſt es mir gelungen, Inſtrumente in die Kluft ſelbſt bis an den Fuß der Kaskade zu bringen. Auf einem engen Pfade (Camino de la Culebra), der nach der Kluft de la Povaſa führt, braucht man drey Stunden zum Hinunterſteigen. Ungeachtet der Fluß in ſeinem Sturze eine Menge Waſſer verliert, das ſich in Dünſte verwandelt, ſo iſt der Strom unten dennoch ſo reißend, daß ſich der Beobachter dem Baſſin, welches ſich der Waſſerfall ausgehöhlt hat, auf hundert und vierzig Meter nicht nähern kann. Der Grund dieſer Schlucht wird nur ſchwach vom Tageslicht erleuchtet. Die Einſamkeit des Orts, der Reichthum der Vegetation und das ſchreckliche Geräuſch, welches man vernimmt, machen den Fuß der Kaskade des Tequendama zu einer der wildeſten Gegenden in den Kordilleren.

Römiſches Theater.

(ſ. Mgbl. Nro. 77 u. 78.)

Am 12ten Februar wurde zum Erſtenmal die bereits erwähnte neue Oper: Die Danaiden, gegeben. Ceſarini hatte nicht nur nichts geſpart, damit dieſer dritte Wechſel des muſikaliſchen Stücks, ſo wie die neuen Ballete Erfolg hätten; man kann ſagen, er hatte fürſtlichen Aufwand gemacht. — Jedermann war von der Menge der neuen, zum Theil groß gedachten und glücklich ausgeführten, Dekorationen überraſcht, und die Beyfalls-Aeußerung des Publikum fing mehreremal mit Beklatſchung des ſchönen Effekts an, den das Theater (Proscenium) machte. In dem größern Ballete: Der Schlitten, genannt, kam eine gebirgige Wintergegend mit hölzernen Hängebrücken, und ein durch wirkliches Waſſer ſo künſtlich nachgeahmter Waſſerfall vor, daß ſelbſt der ſtrengſten Forderung nichts zu wünſchen übrig blieb. Mehr als ſechszig Barrils (Haldtonnen von 33 Maß) Waſſers wurden dabey durch eine wohleingerichtete Maſchinerie in Bewegung geſetzt. Die größeſten Koſten hatten indeſſen die von Gold und reichen Stoffen ſtrotzenden Kleider der vielen zur Oper wie zu den Balleten gehörigen Perſonen gemacht.

Die Anweſenheit des Königes von Neapel, der ſich gerade auf ſeiner Rückreiſe aus Paris befand, gab der erſten Vorſtellung das glänzendſte Anſehen. Nie war der ganze Umfang des großen Theaters ſo mit Zuſchauern angefüllt geweſen, wie an dieſem Abende, und bey der Erleuchtung der Logen ſah man die Schönheiten Roms in ihrer natürlichen und künſtlichen Blüte. — Die ſeltene, ſonſt ungewöhnliche Stille, welche diesmal bey einer ſo großen zuſammengedrängten Menſchenanzahl ſtattfand, machte das Ganze zu einem imponirenden Anblicke. Unter dieſen Umſtänden mußte in der allgemeinſten Empfindung der Wunſch liegen, daß die Oper glücklich ausfiele, und ſchon die Ouvertüre, wiewol ſie etwas zu lang war, verſprach, daß ein talentvoller Komponiſt ſich zeigen würde. Die Erwartung wurde nicht getäuſcht, und wenn gleich im Einzelnen auch wol wiederholte und entlehnte Gedanken vorkamen, ſo hatte dennoch die Muſik im Ganzen ſo viel Eigenes und ſo viel Empfundenes und Verſtandenes, daß, außerdem daß man während der Vorſtellung öfters „bravo maestro!“ hörte, Morlachi nach dem ſchönen Finale des zweyten Akts zwey oder dreymal vom Publikum herausgerufen wurde. — Mademoiſ. Häſer hatte, beſonders in den ſchönen Arien, die im zweyten Akte zu der Rolle der Hypermneſtra gehören, nach dem italieniſchen Ausdrucke, Begeiſterungs-Taumel erregt (ha fatta furore!). Nicht minder vortrefflich hatte Tachinardi geſungen, und durch die Chöre war die Wirkung des Ganzen glücklich gehoben worden. — Das Intereſſe, das dieſe Oper auch bey den folgenden Vorſtellungen behielt, bewies, daß die erſte günſtige Aufnahme in dem Verdienſte der Sache ſelbſt lag; dennoch wurde ſelbſt im Karnaval das Theater Argentina nur am vorletzten Abend etwa ſo voll, wie jenes Erſtemal. Morlachi wurde aber noch mehreremale vom Publikum herausgerufen, und Mlle. Häſer um ſo mehr geſchätzt, da niemand es verkennen konnte, welche Mühe ſie ſich gab, auch deutlich die Worte der Arien zu pronociren. Unzähligemal hörte man von den Zuhörern aus dem Herzen gerufene Worte, wie z. B. quella canta! (Die ſingt! oder, das heißt Geſang!) oder, che sei benedetta! (o du himmliſch Geſegnete! oder: möge der Himmel dir hold ſeyn!). Als etwas, was zur Karakteriſtik des Publikum oder als Zug zur Geſchichte dieſes Theaters von dieſem Winter gehört, verdient bemerkt zu werden, daß in dem zweyten Ballete: Lindors Liſt — ein ſchwarzgekleideter Abbate (Name, der zunächſt Welt-Prieſter ausdrückt, aber auch ſonſt Advokaten, Gelehrten und andern Perſonen gegeben wird, die keinen beſondern Titel haben) mit Dorfmädchen tanzte, und von den Liebhabern der Mädchen, unter welchen er ſich durch eine ſchnelle Verwechslung der Perſonen befand, Ohrfeigen erhielt. Dieſe Scene mußte jedesmal wiederholt werden, und man rief mit fürchterlichem Lärm nicht nur l'abbate! ſondern il prete! il prete! — („der Prieſter ſoll noch einmal tanzen!“). Mehreremale ging die Sache ſo hin. Endlich wurde das Stück abgeändert, und ein früheres beliebtes Ballet: Die muſikaliſchen Konvulſionen, an die Stelle geſetzt; wie es hieß, war jene Scene verboten worden.

Unter den kleinen Theatern machten das ſeit vielen Jahren nicht mehr eröffnet geweſene Theater Capranica und beſonders Clementino einiges Aufſehen, doch lag das mehr in zufälligen Dingen. So z. B. hat Capranica ein günſtiges und bequemgelegenes Lokal. Ein ehmaliger Tänzer trat als Sänger auf, und gefiel u. dgl. Clementino zog eine Menge Menſchen herbey, weil etwas Neues oder ſonſt nicht auf öffentlichem Theater Geſehenes, das heißt, eine Legende in geiſtlicher Komödie dargeſtellt, gegeben wurde. — Man

erzählte sich, daß der Entrepreneur — ein Mayländer — nachdem er als Kaufmann das Seinige verloren — durch Errichtung einer Truppe, durch welche er eine Comedia Sacra — die heilige Margarita von Cortona aufführen ließ, in kurzer Zeit sich ein beträchtliches Vermögen zusammengebracht hatte. Dieser war, nachdem er mehrere Städte Italiens besucht, auch nach Rom gekommen, und die heilige Margarita machte auch hier Lärm (fracasso). — Selbst Geistliche besuchten das Theater Clementino. Es hieß, man gehe hin, gleichsam aus Andacht (per devozione), und dies Schauspielhaus war jeden Abend gedrängt voll. Nach und nach bekam die Sache ein andres Ansehn. Es war die heilige Margarita, welche das Publikum so sehr interessirte, und zwar — nicht gerade wegen ihrer Heiligkeit — sondern, weil sie in dem ersten Theile ihrer Rolle als Buhlerinn auftritt. In der Folge entdeckt sie das Grab ihres Geliebten, und bekehrt sich. Engel und ein abgerichteter Hund spielen in dem Stücke mit; auch der Teufel hat eine Rolle. — Mit einemmale hieß es im Publikum: è un Scandalo (dem Gläubigen ein Anstoß und Aergerniß)! — Der Zulauf wurde wo möglich noch stärker, aber — man ereiferte sich, nachdem man sich vergnügt hatte, über das Scandalo — und wo die erste Schauspielerinn — die zu der Rolle wie gemacht war, — sich sehen ließ, wurde sie begrüßt: Santa Margarita. — So geschah es, daß das Stück, wie es verlautete, verboten, und mit andern wiewol ebenfalls geistlichen aber minder auffallenden Komödien vertauscht wurde, zu großem Leidwesen vieler, die als Zuschauer Interesse an dem Stücke gefunden hatten, und besonders des Impressario oder Theaterunternehmers.

Moriachi ist nach dem Karnaval von Rom abgereist, indem er als Kapellmeister nach Dresden berufen worden.

Notiz.

Im Intelligenz-Blatte Nro. 7 zum Mgbl. vom 7ten April kündigt Frau v. Grainberg von Karlsruhe eine Pensions-Anstalt für Töchter an, auf welche wir unsre Leser aufmerksam machen. Das angehängte Zeugniß eines Benzel-Sternau, Stilling, Ewald bürgt für die Fähigkeit der würdigen Frau zur weiblichen Erziehung, und der von ihr selbst abgefaßte Plan zeugt, wie richtig und in welchem Umfange sie den Begriff der weiblichen Bildung aufgefaßt hat. — Wenn gebildete Frauen den hohen Beruf fühlen und zu erfüllen entschlossen sind, praktische Bildnerinnen ihres Geschlechts zu werden (welche wir, nebenbey gesagt, den theoretischen weit vorziehen), so verdient ein solches gemeinnütziges Unternehmen die vorzüglichste Unterstützung: denn wahrlich, gute Gattinnen, Mütter, Hausfrauen bilden ist kein kleines Verdienst um die Menschheit, besonders in unsern Zeiten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 27 März.

Seit einiger Zeit ist die eine Hälfte von Paris in Entzücken, die andre in Verzweiflung. Man hört nichts als die Frauen: „Haben Sie's gesehen?" — „Nicht gesehen? o Sie Unglücklicher!" — „Wie? Sie haben's gesehen? Nun da können Sie von Glück sprechen; ich habe so viel Glück nicht gehabt!" — Was man gesehen, oder nicht gesehen habe, wird nie gesagt; es versteht sich darunter. Es ist die neue Oper in Feydeau, Cendrillon, nach dem Volksmährchen dieses Namens von Hrn. Etienne bearbeitet, mit Musik von Nicole Isouard de Malte. Sie ist aber auch allerliebst diese Cendrillon: mit Zartheit vom Dichter ergriffen, und ganz bezaubernd von Demois. Alexandrine St. Aubin gegeben. Demois. St. Aubin vereinigt ein kühnes, sichres, freyes Spiel mit ungemeiner Natur und Naivetät, mit Grazie und Schönheit. Ist dieser Verein ein Werk der Kunst, so hat die Kunst die höchste Stufe erreicht; ist es Natur, so ist sie eine der schönsten und lieblichsten Erscheinungen, die je aus ihren Händen hervorging. Neid und Eifersucht haben ihr daher auch schon einige der allerglänzendsten Abentheuer angedichtet. Das hindert nicht, daß Demois. St. Aubin schon Medaillons à la Cendrillon trägt, mit ihrer Devise Simplicité et Constance. Nun sagen zwar Leute, denen man nichts zu Danke macht, daß diese Devise weder der Mode, noch ihren Verehrerinnen passe; allein an letzterm Umstande haben wol die Männer die meiste Schuld. Das unstäte Leben, wozu unsre kriegerische Zeit die Männer verurtheilt, macht sie auch unstät in ihren Verbindungen; sie wollen schnell genießen, weil sie schnell vorüber müssen; sie wollen sich des Genossenen rühmen, um dadurch für die Kürze des Genusses sich zu entschädigen: beydes erbittert die Frauen, und treibt sie am Ende zu Repressalien. Nie galt mehr als jetzt:

Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Diese Unstätigkeit der Franzosen hat die Deutschen in großen Ruf bey den Damen gebracht. Einige Damen erhielten sich ihre Freunde mehrere Jahre hindurch treu, und rühmten sich dessen als einer Wirkung ihrer Schönheit. Andere, mit Recht über solche Ausnahme eifersüchtig, dachten, das geht mit rechten Dingen nicht zu, denn wir sind so schön, so geistreich wie jene, und sind alle 8 Tage mehr um einen neuen Liebhaber, als nm eine neue Mode verlegen. Sie stellten nun genauere Untersuchungen über die wundertreuen Freunde jener Damen an, und brachten heraus, daß sie größtentheils über dem Rheine ihr Vaterland hätten. Dadurch kamen die transrhenanischen Freunde in so großes Ansehen, daß es jetzt ordentlich zum Tone gehört, einen zu haben, und daß man im Nothfalle auch die Belgier zu Transrhenanern umformt. Ils sont plus amans, plus fidèles! —

Noch eine Anecdote, die aufbewahrt zu werden verdient, weil sie von beyden Seiten von einem unbegränzten Edelmuthe zeugt. Kaiser Napoleon besuchte vor mehrern Tagen die Kaiserinn Josephine, und beklagte sich, bey mehrern Bijoutiers gewesen zu seyn, und da nichts von großem Belang gefunden zu haben, und was der neuen Kaiserinn an Edelsteinen und Diamanten würdig darzubieten seyn möchte. Der Kaiser schien darüber um so mehr betreten, da er fürchtete, die Kaiserinn Marie Louise habe unstreitig in ihrer Vaterstadt bessere Stücke dieser Gattung gesehen oder gehabt; indeß wolle er anderntheils das Geld dafür doch auch nicht außer Landes schicken. Josephine sagte dem Kaiser, sie kenne zwey Bijoutiers, die ihr sonst wol sehr schöne Stücke geliefert hätten, und sie werde sie kommen lassen. Hierauf geht der Kaiser hin, und ist nicht wenig überrascht, am Abende in seinem Kabinete den prachtvollen Schmuck der Kaiserinn Josephine mit einem verbindlichen Briefe zu finden, in welchem sie Napoleon inständig bittet, denselben von ihr anzunehmen, und darüber zu disponiren, da sie dessen nicht mehr bedürfe, und außerdem seiner Freygebigkeit noch viele Edelsteine zu verdanken habe, die ihr blieben. Der Kaiser, von diesem neuen Beweise der Herzensgüte Josephinens gerührt, wagte es nicht, das so reiche Geschenk abzulehnen; dagegen gab er sogleich seinem Domainen-Intendanten den Auftrag, das eben zu verkaufende Schloß Navarre an sich zu bringen, dessen Einkünfte jährlich 800 000 Livres betragen sollen, und machte damit der Kaiserinn Josephine seinerseits ein Geschenk, die heute dahin mit ihrem Hof abgegangen ist.

Nro. 88.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. April, 1810.

Voll holdee Majeſtät, der Völker Luſt und Liebe,
Beleitt Sie Ihre große Bahn,
Und glänzet ſchon mit jeder Fürſtentugend
Am Morgen Ihrer Herrlichkeit.
So bricht des Tags Geſtirn in ſeiner neuen Schönheit
Vom goldnen Thoe des Oſt hervor,
Und zeiget ſich dem lichtgeblend'ten Erdball
Ganz Sonne ſchon beym eeſten Schritt.

Maſtalier.

Feſte in St. Cloud und Paris.

I.

Paris, 30 März.

Die Menge der ankommenden Feemden iſt zahllos. Seit langem ſah Paris kein ſolches Leben. Ein Theil der Garden iſt zueückgekehrt. Ein Infanterie-Regiment des Großherzogs von Berg liegt hier in Beſatzung.

Vor allen Bilderhändlern iſt jetzt großes Gedränge. Man ſieht wenigſtens zehnerley Poeträte der neuen Kaiſerinn, von denen keines dem andern gleichſieht. Das ſchönſte, wenn auch nicht das ähnlichſte, iſt nach einer Wienee Zeichnung hiee von Prot geſtochen woeden. Das erſte Gemählde, ſo erſchien, ging die erſten Tage zu Tauſenden ab. Man hat ſogar ein Bildniß der Kaiſerinn Joſephine, um zurecht zu kommen, mit dem Namen Maeie Louiſe verkauft. Die Porträre der öſterreichiſchen Prinzen ziehen jetzt die Pariſee ſehr an.

Die Gebäude, die längs dee Hauptſtraße der elyſeiſchen Felder liegen, werden nun ſehe einträglich. Man vermiethet ein Zimmer mit zwey Fenſteen zu 400 und 500 Livres, und auf einee Gartenterraſſe zunächſt der Barriere bietet man Plätze zu einem Louis an: 2000 Perſonen ſollen daſelbſt auf Bänken Platz finden; über derſelben hat man Leinwand zu Zeiten geſpannt. Wenn alle Plätze gemiethet weeden, ſo würde das einen Gewinnſt von 45000 Fr. abwerfen. Eten 10 gewinnen die Wagenveemiether; da keine numerieten Lohnkutſcher zur Galerie zugelaſſen werden, ſo zadit man einen Remiſe-Wagen jenen Tag mit 5 und 6 Louisd'or.

Man hat nun zwey neue Aufgänge in die Galerie du Louvre unter dem kleinen Thürmchen zu Stande gebeacht; den einen von der Seine bee, den andern vom Platze Carousſel aus. Der gemeinſchaftliche Eingang geht duech die unteee offene Galerie, die mit Tapeten und Oeangebäumen veeziert iſt. Man hat deeechnet, daß, wenn depläufig 4000 Kutſchen kämen, und jede zum Ausſteigen eine halbe Minute bedürfe, ſie zuſammen wenigſtens 33⅓ Stunde Zeit zur Entladung brauchen. Es ſind nur zwey Abſteigorte, daher das Abſteigen erſt in 16⅔ Stunden vollbracht ſeyn könnte. Da nun das Polizey-Reglement nur 4 Stunden (von 9 bis 1 Ude) dazu ausetzt, ſo fürchtete man, daß viele wieder müden zurückkeheen müſſen, ohne den Trauungs-Zug geſehn zu haben; doch verſicheet man, daß 10 Wagen zugleich ſich entladen ſollen, folglich auf beyden Seiten 20, ſo daß in einer Stunde 2400 Wagen entlediat würden. Auch iſt zugleich angeordnet worden, daß die Miniſtee und die Staats- und Geſetz-Korps-Deputationen (ungefähe 400 Perſonen) unmittelbar in die Trauungs-Kapelle ſich verfügen, und daher auf dem Platze von Auſterlitz (am Eingange des Muſäums Napoleon) abſteigen ſollen, und dies wird die Zahl der Kutſchen, die zur Galeeie wollen, mindeen. Die Feyerlichkeit der Civil-Vermählung wird in St. Cloud künftigen Sonntag, 1 April, ſtatthaben, und am folgenden Tage wird ſich zwiſchen 12 und 2 Ude das eelauchte Brautpaar mit ſeinem glänzenden Gefolge von St. Cloud durch

das Bois de Boulogne und die elyseischen Felder in die Tuillerien verfügen, und von da den Zug durch die Galerie du Louvre in die am Ende derselben zubereitete Trauungs-Kapelle antreten. Nach der Trauung ist kaiserl. Bankett, und Abends allgemeine Beleuchtung, Feuerwerk ꝛc. Die Schauspielhäuser sind Sonntags und Dienstags dem Publikum frey geöffnet.

Man sagt, der Kaiser erwartete mit Sehnsucht seine geliebte Braut. Sie wechselten täglich mehrere Kuriere und Briefe, und der Telegraph ging immerfort. — Die Kaiserinn kam den 27 Abends um 10 Uhr in Compiegne an; der Kaiser war ihr 15 Stunden weit bis außer Soissons mit dem Könige von Neapel entgegengefahren. Am 30 frühe werden beyde Majestäten sich nach St. Cloud begeben, wo große Feste und Beleuchtungen stattfinden werden. In Compiegne wohnte die Kaiserinn im Schlosse und der Kaiser im gegenüberliegenden Hotel des Herzogs von Bassano. Die erste Zusammenkunft des erlauchten Braut-Paares sollte außer Compiegne im Walde unter Zelten geschehen, wobey sich die Kaiserinn nach alter Sitte auf ein Knie niederlassen, aber sogleich vom Kaiser wieder aufgehoben werden sollte; allein das Zuvorkommen des Kaisers machte alle diese Vorbereitungen unnütz. Seine Absicht war eigentlich, die Kaiserinn zu überraschen; daher ließ er im Namen des Kaisers den Wagen der Kaiserinn anhalten, und sich als Marschall, mit Botschaft vom Kaiser beauftragt, ankündigen. Allein ein Stallmeister, welcher den Monarchen erkannte, rief: l'Empereur! und öffnete die Wagen-Thüre. Der Kaiser konnte nun sein Incognito nicht länger behalten, und stieg in den Wagen, in welchem sich die Kaiserinn und die Königinn von Neapel befanden. Er umarmte recht herzlich die Kaiserinn und blieb gleich im Wagen; die Königinn von Neapel stieg in den Wagen ihres Gemahls. Man versichert, daß die Kaiserinn außerordentlich munter und vergnügt sey.

Außer den Bühnen für Franconi, für Ravel, für Gaukler aller Art, außer den zahllosen Schaukeln und Ringspielen, wird auf dem einen großen länglichen Vierecke der elyseischen Felder auch ein Theater von ungemeiner Größe erbaut. Die Dekorationen haben die Höhe der Bäume, an die es rückwärts sich anlehnt. Der Himmel bildet die Decke. — In der Hauptallee sind bey 40 Orchester aufgestellt; die ganze Allee ist mit Guirlanden, welche beleuchtet werden, eingefaßt. Auf den beyden Triumphbogen sieht man zweyerley Chiffres: NF. (Napoleon, Franz), NL. (Napoleon, Louise) ineinander geschlungen. Um den großen Triumph-Bogen vor der Barriere ist ringsherum eine Tribune, die als Postament erscheint, angebracht worden. — Während der Zeit, daß Franconi im Freyen spielen wird, bleibt sein Circus in der Stadt verschlossen.

Der Schmuck der neuen Kaiserinn soll von außerordentlicher Schönheit seyn. Das Brautkleid besteht blos aus Brüßlerspitzen und Perlenreihen, und ist auf eine halbe Million Franken geschätzt. Den Halsschmuck bilden 13 Reihen Diamanten, die ohne alle Fassung wie Perlen durchbort, und an einander gereiht sind. Zwölf Dutzend der feinsten Hemde werden ihr auf eine eigne Art überreicht; jedes Hemd ist in ein niedliches kleines Körbchen gepackt. — Der Halsschmuck gehört zum Kronschatze. Als ihn die vorige Kaiserinn übergab, soll sie gesagt haben: Gern geb' ich ihn zurück, denn es wird ihn nur eine Kaiserstochter nach mir tragen. — Die Königinn von Neapel soll, wie man versichert, zur grande-maitresse de la maison de l'imperatrice ernannt seyn.

Die große Triumphpforte außer der Barriere der elyseischen Felder, wo eine Deputation des Pariser Stadtrathes die kaiserl. Majestäten empfangen, und der neuen Kaiserinn die goldnen Schlüssel der Stadt überreichen wird, ist mit (gemahlten) Basreliefs nach Lafittes Zeichnung, und mit Inschriften überdeckt. Obenauf steht in 3 Schuh hohen Buchstaben:

A Napoleon et à Marie Louise
La ville de Paris.

Die beyden großen Basreliefs gegen St. Cloud zu stellen vor, links: Die Verschönerung von Paris. Der Kaiser ist vom Minister des Innern und von Architecten mit Rissen umgeben; rechts: Der Kaiser verzeiht seinen Feinden (Kriegsgefangenen).

Die beyden Basreliefs gegen die Stadt zu, rechts: National-Industrie. Der Kaiser hält mit einer Hand den Code de Commerce; mit der andern ertheilt er das Kreuz einem Fabrikanten. Man sieht den Ourcq-Kanal mit Barken; links: Gesetzgebung. Der Kaiser im kaiserl. Ornate zeigt dem französischen Volke den Code civil, und den Code criminel.

Basrelief auf der Außenseite gegen Ronle: Ankunft der Kaiserinn zu Paris. Der Kaiser reicht ihr die Hand, und empfängt von den Magistraten die Schlüssel dieser Stadt.

Basrelief auf der Außenseite gegen Passy: Vermählung ihrer k. k. M. M., welche sich über einem Altare der Friedensgöttinn die Hände geben. Die Attribute der beyden Reiche umgeben sie.

Basrelief innerhalb der Wölbung des Bogens. Von Paris aus rechts: Der Kaiser mit der Kaiserinn im Wagen, die Provinzen ihres Reichs durchreisend; links: Beyde Majestäten auf dem Throne, wie sie die Tribute der schönen Künste und des Ackerbaues empfangen. Beyde Basreliefs spielen auf die öffentliche Glückseligkeit an.

Kleinere Basreliefs in Medaillons-Form an den Seiten der größern stellen vor: die Büsten beyder Majestä-

ten; die Adler beyder Reiche; den Rhein und die Donau (letztere mit der Unterschrift: Sie gab uns das Kostbarste was sie besaß), den englischen Leoparden, wie er über die durch diese Heirath vermegelte Eintracht des Continents knirscht u. s. w. Unter jedem Medaillon stehen Stellen aus der Rede, durch welche dem Senate diese Vermählung bekannt gemacht wurde.

Der Großherzog von Würzburg hatte sie heute zu Fuß in Augenschein genommen. — Die vorige Kaiserinn Josephine ist nach Navarre, einem Schlosse in der Normandie abgereist, das ihr der Kaiser geschenkt hat.

2.

St. Cloud, 1 April.

Heute um 11 Uhr frühe versammelten sich die zum Cortège (feyerlichen Gefolge) Ihrer beyden kaiserl. Majestäten bestimmten Personen in den ihnen angewiesenen Sälen des Pallastes von St. Cloud: die vom Dienste der Kaiserinn in ihren Gemächern, dem Garten zu; die vom Dienste des Kaisers in seinen Gemächern, die auf den Schloßhof sehen.

Um 12 Uhr führten die Ceremonienmeister die geladenen Personen in die Galerie, und wiesen ihnen ihre Sitze an. Am Ende der Galerie standen auf einem erhabenen Platze unter einem Thronhimmel zwey Armsessel; rechts einer für den Kaiser, links einer für die Kaiserinn. Etwas seitwärts, an den Stufen des erhabenen Platzes stand eine mit reichem Stoffe überdeckte Tafel, auf welcher die Register des Civil-Etats lagen.

Um 2 Uhr war das ganze Gefolge Ihrer Majestäten geordnet. Der Groß-Ceremonienmeister, der diensthuende Kolonel-General der Garde, und die Groß-Officiere der Krone von Frankreich und von Italien, holten J. J. M. M. ab, und der Zug ging nun durch das Kabinet des Kaisers, den Prinzen-Saal, den Thron-Saal und den Mars-Saal in folgender Ordnung nach der Galerie vor sich:

Die Huissiers, die Wappen-Herolde, die Pagen, die Ceremonien-Gehülfen, die Ceremonienmeister, die Haus-Officiere des Königs von Italien, die kaiserl. Stallmeister, Kammerherren und Adjutanten; die beyden diensthuenden Stallmeister, die vier diensthuenden Kammerherren, der diensthuende Adjutant, der Gouverneur des Pallastes, der Sekretär des kaiserl. Familien-Etats, die Groß-Officiere der Krone von Italien, der Groß-Kammerherr der Krone von Frankreich, und jener der Krone von Italien, die Fürsten-Großwürden, die Prinzen der Familie, der Kaiser, die Kaiserinn.

Auf J. J. M. M. folgten der diensthuende Kolonel-General der Garde, der Großmarschall des Pallastes, der Groß-Haushofmeister von Italien, die Groß-Almoseniere von Frankreich und Italien, der Ehren-Ritter und der Fürst-Stallmeister der Kaiserinn, die Schleppe ihres Mantels tragend, die Ehren-Damen von Frankreich und Italien, die Staats-Dame (Dame d'atour), die Prinzessinnen der Familie, die Damen des Pallastes, die Ehren-Damen der Prinzessinnen, die diensthuenden Haus-Officiere der Prinzen und Prinzessinnen: alle mit entblößten Häuptern. Als das Gefolge bey der Galerie anlangte, stellten sich die Hulssiers, die Wappenherolde und Pagen zu beyden Seiten des Einganges derselben im Mars-Saale in Reihen. Die Officiere und Groß-Officiere von Frankreich und Italien, die Ehren Damen und die Staats-Dame nahmen hinter den Armstühlen J. J. M. M. Platz.

Sobald J. J. M. M. unter dem Thronhimmel Platz genommen hatten, reihten sich die Prinzen und Prinzessinnen zu beyden Seiten des erhabenen Platzes, nach ihrem Familien-Range, in folgender Ordnung:

Zur Rechten des Kaisers: Madame, (die Kaiserinn Mutter); der König von Holland; der König von Westphalen; Fürst Borghese, Herzog von Gnastalla; der König von Neapel; der Vicekönig von Italien; der Fürst Erz-Kanzler; der Fürst Vice-Groß-Wahlherr.

Zur Linken der Kaiserinn: Die Königinn von Spanien; die Königinn von Holland; die Königinn von Westphalen; die Prinzessinn Elisa; Großherzoginn von Toskana; die Prinzessinn Pauline (Borghese); die Königinn von Neapel; der Großherzog von Würzburg; die Prinzessinn Auguste, Vicekönigiinn von Italien; die Erb-Großherzoginn von Baden; der Erb-Großherzog von Baden; der Fürst Erz-Schatzmeister; der Fürst Vice-Connetable.

Bey Ankunft J. J. M. M. standen alle Damen, und blieben bis ans Ende der Feyerlichkeit stehen. Als der Kaiser sich niedergelassen hatte, verbeugte sich der Fürst Erz-Kanzler vor demselben, und sprach:

„Im Namen des Kaisers!"

(Ihre M. M. erhoben sich.)

„Sire! Erklären Sich Ew. k. k. Majestät, die hier gegenwärtige Erzherzoginn von Oesterreich, Ihre kaiserliche und königl. Hoheit, Marie Louise, zur Ehe zu nehmen?" —

Der Kaiser antwortete:

„Ich erkläre, die hier gegenwärtige Erzherzoginn von Oesterreich, Ihre kais. königl. Hoheit, Marie Louise, zur Ehe zu nehmen." —

Hierauf wurde die Erzherzoginn befragt:

„Erklären Sich Ihre kais. königl. Hoheit, Marie Louise, Erzherzoginn von Oesterreich, Se. Majestät, den hier gegenwärtigen Kaiser und König Napoleon, zur Ehe zu nehmen?" —

Die Erzherzoginn antwortete:

„Ich erkläre, Se. Majestät, den hier anwesenden Kaiser und König Napoleon, zur Ehe zu nehmen."

Hierauf verkündete der Fürst Erzkanzler die Heirath in folgenden Ausdrücken: „Im Namen des Kaisers und des Gesetzes erkläre ich, daß Se. Majestät Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien, und Ihre kais. kön.

Hoheit, die Erzherzoginn Marie Louise, durch die Ehe verbunden sind." —

Hierauf trugen die Ceremonienmeister und Gehülfen die Tafel mit den Civil-Registern vor beyde Majestäten hin, und begaben sich nach einer Verbeugung wieder auf ihre Plätze. Der Sekretär des kais. Familien-Etats überreichte dem Kaiser und dann der Kaiserinn eine Feder zum Unterzeichnen, und beyde Majestäten unterzeichneten ohne sich vom Platze zu erheben. Hierauf reichte benannter Sekretär den Prinzen und Prinzessinnen, die sich nach ihrer Rang-Ordnung der Tafel näherten, die Feder, und sie unterzeichneten nach gemachter Verbeugung. Den Schluß machten der Fürst Erzkanzler und der benannte Sekretär, worauf die Ceremonienmeister und Gehülfen die Tafel wieder wegtrugen. Der Groß-Ceremonienmeister kündigte nun J. J. M. M. mit einer Verbeugung an, daß die Feyerlichkeit geendet sey. J. J. M. M. erhoben sich, und kehrten in die Gemächer der Kaiserinn zurück.

Die Kaiserinn war im großen Hofkleide, mit einer geschlossenen Krone von Diamanten. Um 2 Uhr ward die Feyerlichkeit der bürgerlichen Vermählung durch Artillerie-Salven in St. Cloud und in Paris verkündet.

Nach dem Mittagsmahle begaben sich J. J. M. M. in den Familien-Saal, und von da durch die Gemächer der Orangerie in das Schauspiel, von Ihrem Gefolge begleitet. Die für das Fest geladenen Personen hatten auch ins Schauspiel Eintritt. J. J. M. M. nahmen in der großen kais. Loge Platz. Die Orangerie war prächtig erleuchtet. Nach dem Schauspiele führte der Kaiser die Kaiserinn in ihre Gemächer; sie begleitete ihn, als er sich entfernte, bis in den ersten Saal.

Abends waren der ganze Garten von St. Cloud, der ganze Ort und viele benachbarte Lustgebäude aufs prächtigste erleuchtet, und die Wasser sprangen bey Lichterschein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 17 März.

Was bey der ersten Vorstellung des Drama der Kaufmann von Venedig, Sachkundige über den Erfolg in Hinsicht auf die Kasse vorhersagten, ist verificirt; bey der ersten und zweyten Wiederholung war der Schauplatz leer, und man fragt mit Recht, warum die Direktion nicht eine Abkürzung vollzog. Die Sünde gegen Shakespear wäre damit entschuldigt, daß einige der Darstellenden (z. B. Jessica und Lorenzo) die herrlichsten poetischen Stellen so kalt und herzlos sprechen, wie seelenleere Automaten. Daher der geringe Besuch. Der Leser des Schauspiels wird gewiß von der kühnen und kräftigen Poesie erwärmt, allein der Hörer erstarrt. Mad. Bethmann (Porzia), Iffland (Shylock), Bethmann (Bassanio), und Lemm (Antonio), gebührt das Lob, daß sie des Dichters würdig waren.

Deodata und Rochus Pumpernickel sind an der Tagesordnung; mit jeder neuen Aufführung des letztern kommen immer neue derbere Späße an die Reihe, und der Haufe lacht immer lauter, so daß man für die Zwerchfelle zu fürchten anfängt. Wollte man in Deodata alle alte Bekannte — dagewesene Ideen und Auftritte — komplimentiren, so fände man kein Ende der Höflichkeitsbezeugung. Der alte Dietrich und der alte Moor aus Schillers Räubern sehen sich so ähnlich wie Kopie und Original u. s. w.

Der Geburtstag der Königinn wurde auf mannigfache Weise gefeyert. Die würdigste Art war wol immer die Bewirkung der Waisen in verschiedenen Institulen, und die Speisung der Dürftigen in einer freywilligen Arbeitsanstalt, welche von zwey ächtpatriotischen Bürgern errichtet ist, und 225 Arme beschäftigt und ernähret. Abends war ein Theil der Stadt erleuchtet. — Am 18ten fand um die Mittagszeit im weissen Saale des königl. Schlosses eine große artistische Nachfeyer des Tages statt. In Gegenwart des ganzen Hofes wurde das große Rigbinische Te Deum, das der Meister eigentlich für die Friedensfeyer und zur Ankunft des Hofes gedichtet hatte, von beynahe 500 Individuen (Sängern und Musikkünstlern) ausgeführt. An Sängern zählte man über 300 Personen, die Singeakademie unter Zelter, der Chor vom National-Theater, das Singe-Institut des Sängers Franz, der für Kirchenmusik bestimmte Chor des Hrn. Organisten Hansmann, und 50 bis 60 Dilettanten von entschiedenen Fähigkeiten. Der Instrumentalisten waren 172, wovon 36 die erste Violine, 36 die zweyte, 15 die Bratsche, 22 das Violoncell, und 10 den Kontrabaß handhabten. Weniger stark besetzt waren die Blaseinstrumente, wie sichs gebührt, doch stark genug für die beste Wirkung. Unter Rigbini dirigirte noch Herr Haack die ersten Violinen, Herr Schick die zweyten, Herr Semmler die Bratschen, Herr Duport die Violoncelle, und Hr. Gürrlich die Contrabässe. Wesenbolz, Tausch, Krause, Bär u. s. w. befanden sich unter den Musikern, Eunike, Gern, Tombolini, Fischer, Ambrosch u. s. w. unter den Sängern, indem die letztern die Solopartieen vortrugen. Eine Beurtheilung in unserer vorgestrigen Zeitung von einem einsichtsvollen Musiklehrer nennt diese Komposition: „eine unvergängliche Blume in Rigbinis Kranze, welche mit der Dauer seiner übrigen Arbeiten wetteifern wird." Dieses von Andern gebilligte Urtheil suspendirt jedes übrige. Seit 1787 ward in Berlin keine große Musik aufgeführt. 1786 wurde Händels Messias von einem aus 190 Personen bestehenden Orchester exekutirt; aber zu einer Parallele mit dieser dürfte sich bey den Fortschritten der Kunst jene Musik wol nicht eignen.

Herr Schuar hat zu Königsberg sein sogenanntes unsichtbares Mädchen, nebst dem Geheimnisse, an einen Privatmann für 100 Stück Friedrichsd'or verkauft, nachdem sein Begleiter auch mit einem invisiblen Mädchen aufgetreten war. Ein Zufall hat es übrigens höchst wahrscheinlich gemacht, daß der Ton aus einem Nebenzimmer in die Kugel kommt, und daß sein Weg unter dem Fußboden fort, und durch das Gestell, welches die Kugel umgibt, hingeht.

Am Montage war eine große Parade veranstaltet; der König musterte die zur Garnison gehörenden Truppen, deren Anzahl wol 6000 Mann betragen mag. Niemand hatte eine Ahnung davon, als plötzlich um 11 Uhr Trommeln wirbelten und Trompeten schmetterten. Die unvorbereiteten Militäre strömten auf den Lärmplätzen zusammen, formirten sich dort, und wurden dann auf dem großen Platze zwischen der Operubrücke und den Linden, und auf beyden Seiten der Promenade bis zum Brandenburger Thor hin, aufgestellt. Die langen Reihen geschmackvoll- und gutgekleideter Garden, die Kavallerie-Korps (die Garde du Korps und Ulanen), imponirten. Tausende von Menschen hatten sich versammelt, und folgten dem Könige, welcher die Front hinabritt.

Nro. 89.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 13. April, 1810.

Schlagt hoch, ihr lodernden Flammen
Der Herzen und Lieder, zusammen!
Führt, Orgel und Pauke, mit festlichem Klang
Entgegen des frohen Willkommens Gesang!

Bürger.

Feste in St. Cloud und Paris.

3.

Paris, 2 April.

Gestern Abends war der Park von St. Cloud erleuchtet. Durch die langen Baumreihen waren Feuerströme ausgegossen, die sich schlangenartig durchs dichte Gebüsch den Berg hinauf- und hinabwanden. Jubel und Musik wogten mit dem Flammenschimmer in die Lüfte; überall sah man fröhliche Gesichter, der ganze Park schien zu einem Theater umgestaltet, wo Bäume die Coulissen, und der Berg den Hintergrund bildeten. Alles war schön durcheinander gemengt; die Zuschauer wurden sich wechselnd zu Schauspielern, und die Schauspieler wurden in den Pausen der Ruhe zu Zuschauern. Ein ganzes Heer von Gauklern, Taschenspielern, Optiken-Männern, Marionettenspielern, Polichinellen, Hanswurſten, Seiltänzern und wandernden Komödianten, größtentheils auf mannigfaltige Art maskirt, bevölkerte die große Allee, die vom Sevres-Eingange zur Baum-Rotunde zunächst der Springwasser führt. Alle, vom Hofe bezahlt, gaben ihre Spektakel gratis, und es war ein inniger Genuß, diese Leute so mit ganzer Seele ihr Bestes thun zu sehen, da sie nun an einem Tage mehr gewannen, als sonst eine Woche hindurch. Alles, was sich meldete, wurde zugelassen; sogar die armen Männer, die nur ein elendes Schiff aus Pappe, oder das Urtheil Salomonis und den Kaiser Octavianus, fresco gemahlt, unter schlechten grünen Gläsern zeigten, die nur die Form von optischen Gläsern hatten. So genossen nun wieder einmal auch die, welche andern Genüsse zu verschaffen zur Bestimmung des Lebens gewählt haben. Jedes kleine Marionetten-Theater hatte seinen eignen Virtuosen, welcher das Orchester agirte; und was nur Töne hervorbringen konnte, machte Musik und Schauspiel. Hier sah man einen Einhändigen mit der einen Hand die Geige wenden und die Saiten greifen; der Fidelbogen war an den Stumpf der andern festgemacht, und strich die Saiten auf und ab. Dort machte ein Bucklger den Pallasse; er hätte noch natürlicher einen Polichinello gemacht. Das allgemeinste Kunststück der Hanswurste war Werg in den Mund zu stopfen, und dann es in Rauch und Flammen auszuspeyen, oder es als Bänder herauszuziehen. Aller Orten sah man den gottlosen Polichinell seine Grausamkeiten an Weib und Kindern und Hausfreunden ausüben, bis ihn endlich der Teufel unter Schwefelfeuer holt. Thespis Nachfolger zeigten hier einen Poltron, dem ein Mädchen in Männerkleidern Furcht einjagt; dort einen ehrsamen bejahrten Jokrisse, der nach drey Jahren Abwesenheit nach Hause kommt, gerade recht, um die Gevattern zur Kindtaufe zu bitten. Er erkannte das Kind für das seine, weil es ihm beym Eintritte gleich ni=ais — ni=ais entgegenschrie. —

Die Marionetten repräsentirten meist Liebesgeschichten; aber auch die beliebte Entbindungsgeschichte der Madame Gigogne, die mit sieben Kindern auf einmal niederkommt, Harlekins und Colombinens Abenteuer u. dgl. und beschlossen die Vorstellung mit einem Feuerwerke nach ihrer Art. — Hier liessen sich athletische Kerle, von Liebe und Wein und

der Feyer schon elektrisirt, von den wandernden Fourcrois und Lavoisiers noch einmal elektrisiren, und diese durften die Flasche tüchtig laden, um die starken Nerven zum Zucken zu bringen. Dort verwunderte sich die Menge über den Hocus pocus des Taschenspielers, der ihnen die leeren Becher und Taschen unter der Versicherung zeigte: il est impossible de tromper plus fidèlement. Aber Künstler höherer Art nehmen die rechte Seite der Baumreihe ein, die von der großen Baum-Rotunde zum Haupteingange des Parkes nächst dem Schlosse führt. Hier sind Physiker, die recht artige Kunststücke machen. Die Marionetten-Theater sind zierlicher; ihre Garderoben reicher. Ein Wachsfiguren-Kabinet zeigt die Potentaten Europas u. s. w.

Welch ein Genius schwebt hier hoch im Dunkel der Bäume? Es ist ein niedliches Mädchen, als Knabe angezogen, das kühn auf einem Seile das Reich der Vögel durchstreift. Zwey schnelle kleine Pferdchen werden da von Pseudo-Franconis unter lärmender Musik herumgeritten; hastig galoppiren sie, und schwingen sich, und springen, als wollten sie die fliegende Zeit einholen, und drehen sich doch nur immer im Cirkel, wie Philosophen, und wie wir armen Menschen insgesammt, die wir mit unsrer Perfectibilität wunder wie weit zu kommen glauben, und am Ende unsrer mühevollen Bahn uns da wieder finden, von wo wir ausgingen. — Hier zeigt man seltne Vögel und Affen, denen blos das herrliche Gefühl der Langenweile abgeht, um auf die Stufe der Menschenwürde zu steigen. — Allenthalben sind Marionetten-Bühnen dazwischen gepflanzt; unsrer eigenen Fäden vergessend, belustigen wir uns, andre daran gezogen und mit ewig lachenden Gesichtern komische Sprünge machen zu sehen. Doch hier und da werden über den Köpfen der Zuseher andre Köpfe sichtbar, die nach dem Takte der Musik bald einzeln, bald alle in die Höhe springen, ohne daß man die Fäden bemerkt, die sie in Bewegung setzen. Sind auch das Marionetten? — Tänzer sind es und Tänzerinnen, welche den hüpfenden nationalen Gegentanz tanzen, diesen in Noten und Schritte gesetzten Alltags-Lebenslauf des Menschen. Man tritt Paarweise auf die Bühne des Lebens; man trennt sich, und vereinigt sich, dreht sich wechselnd den Rücken und macht sich Reverenzen, wählt sich von Zeit zu Zeit einen andern Tänzer, eine andre Tänzerinn, jagt in froher geschlossener Runde herum, und tritt dann endlich von der Bühne mit der Tänzerinn wieder ab, mit der man sie betreten hat.

Die ganze linke Seite der großen Allee ist mit prächtig erleuchteten Glasbuden besetzt, die einen vollkommenen Jahrmarkt bilden. Pfeffernüsse und Romane, Fabrikate für den Magen und für seine Bekleidung, Spielzeug für große und kleine Kinder werden hier nebeneinander verkauft, und über die Buden herüber lachen vom Hügel herab die hellen Fenster der Restaurations-Säle, und der frohe Gläserklang lockt mehr als alles. Ehe wir hineilen, kehren wir nochmals zur Baum-Rotunde zurück, um die herrlichen Springwasser bey Lichterschein zu sehen.

Ein großes Viereck, auf beyden Seiten mit Treillagen, die statt der Früchte Tausende von Lampen tragen, eingefaßt, öffnet sich. Vor uns breitet ein ungeheurer Wasser-Spiegel sich aus; mit zahllosen Lampen ist der feuchte Bord besetzt. Im Hintergrunde steigt ein Wasserbecken über dem andern auf; Delphine und Ungethüme kreuzen ihre Wasser, die sie in weiten Bogen von sich strömen; hinter den Wasserschleyern, die aus den Becken herabströmen, brennen Lampen, vermählen ihr Licht mit dem Schimmer des Wassers, und scheinen unter der nassen Hülle, von beständigem Thau beträuft, nur heller zu schimmern. Tausend Flammen spiegeln sich im Teiche; tausend Flammen gibt der Teich zurück. Hoch oben, über dem letzten der zwanzig Becken, die sich gegenseitig leeren und füllen, schweben wie ätherische Gestalten zwey Najaden, die aus ihrer Urne all das wogende Leben gießen. Ueber ihnen wölbt sich ein Triumphbogen, glänzend beleuchtet; er scheint unmittelbar die schwarze Hülle der Nacht zu berühren, so hoch erhebt er sich in die Luft.

Aber am anziehendsten, am königlichsten ist das hohe Springwasser, das dort ganz einsam, mitten zwischen dichtem Gebüsche, wie eine Ceder, mehr als 100 Fuß hoch gegen die Wolken steigt, und wie ein Trauungsschleyer niedersinkt. Sein Becken ist ebenfalls mit Lampen besetzt; aber rückwärts und seitwärts sind keine, und diese einfache Beleuchtung von unten auf erzeugt eine magische Wirkung. Schwäne schweben stolz durch die beleuchtete Fluth, und ziehen feurige Furchen, wie Schiffe im leuchtenden Meere: sie scheinen zu glauben, das Fest sey ihretwegen da, und spiegeln sich in den nassen Flammen mit Wohlgefallen. Theilen ihren süßen Wahn nicht viele Menschen, und sind sie nicht glücklich, wenn sie ihn theilen? —

Hoch vom Hügel herab leuchtet ein Obelisk, nur mäßig erhellt. Wir klimmen hinauf, und finden ihn auf einer großen Terrasse, von welcher der glühende Park, und der Ort, und die ganze umliegende Gegend mit ihren zahllosen beleuchteten Schlössern wie ein Feenland vor uns ausgebreitet liegen. Spärlich brennt ein blaues Flämmchen im Gipfel des Obelisks, der Diogenes Laterne heißt. Diogen, wärst du zugegen — das Flämmchen brennte nicht mehr! —

Der Redner.

Es gibt zehn Dichter gegen einen Redner, weil der Redner den Dichter und Philosophen, und den Deklamator und Mimiker in sich vereinigen muß; und schon Cicero, der sich darüber wunderte, daß so wenig große Redner aufstünden, fand die Ursache davon in der Größe der Kunst.

Die Beredsamkeit ist, gleich der Baukunst und Gartenkunst, für große öffentliche Zwecke bestimmt, nicht für

Dinte und Feder. Denn wenn der Redner erfunden hat, was zu seinem Zwecke dient, so muß er dies nicht nur ordnen und ausdrücken, sondern auch darstellen, gerich dem Schauspieler. Diese öffentliche Darstellung ist Mimik und Deklamation, und hierin liegt die Rednerkunst. Denn die (innere) Beredsamkeit, welche ihren Zweck nicht in sich selbst trägt, ist keine Kunst im höhern Sinne des Wortes, (weil die Dichtkunst die einzige Kunst in der Wortsprache zu seyn scheint, und weil eine Rede noch kein Gedicht ist), ob sie gleich mit der Baukunst und Gartenkunst, die ebenfalls dem Nutzen fröhnen, auf gleicher Stufe steht, und ob sie gleich ihren eigenen Stil hat, den Wenige treffen, der Dichterphantasie mit philosophischer Gedanken-Entwickelung vereint, der den Karakter der großen anschaulichen sinnlichen Klarheit hat, und der eben so wenig Poesie als Prosa ist.

Aber die äußere Beredsamkeit beruht auf der Deklamir-Kunst und Gebehrden-Kunst, und dies sind zwey schöne Künste, die der höchsten Vollkommenheit fähig sind.

Nichts ist größer, als ein solcher Redner, der zu einem hohen Zwecke und in einer feyerlichen Versammlung auftritt, um durch große und treffliche Gedanken, durch Gradation in der Entwickelung, durch einen schicklichen und würdigen Ausdruck, und durch eine wahre und schöne Darstellung die Herzen der Menschen zu rühren; und es zeigt immer von dem Pflegma und dem amphibienmäßigen Verstande einer Nation, wenn sie keinen Sinn für die Rednerkunst hat, und sich noch damit zu trösten glaubt, daß sie einen verschlossenen zurückgezogenen Geschäftsgang der lebendigen offenen Rede um des kalten Verstandes willen vorzieht. Als ob dieser kalte Verstand nicht ein genieloser und kleiner Verstand wäre, als ob Empfindung nicht mehr sey, als Verstand, und als ob sich Alles durch Verstand ausmache? Als ob der Germane mit seinem Verstande gescheuter sey, als der Grieche, und größer als der Römer, und als ob nicht alle große Völker der neuern Zeit Redner gehabt, und durch Redner geglänzt hätten?

Die kleinliche und winzige Rhetorik der deutschen Gelehrten, die in einer bloßen Stilistik statt in einer Theorie der großen öffentlichen, feyerlichen und lebendigen Beredsamkeit besteht, hat endlich noch dazu beygetragen, um alles Interesse für eine Kunst zu ersticken, welche allein fähig ist, den knechtischen Sinn der Menschen zu vertilgen, und durch welche Staaten gehoben und regiert werden können. Aber wenn eine neuere Verfassung den Staaten Deutschlands wenigstens die gerichtliche Beredsamkeit schenkt (denn die geistliche kann nur durch einen neuen Stoff belebt werden), und wenn das Interesse der Menschen eine politische Beredsamkeit hervorbringt, so ist zu erwarten, daß auch dies Hinderniß hinwegeräumt werde, um einem Volke eine allseitige Kultur zu geben, das bis jetzt nur eine vielseitige Kultur hat.

Prof. Rommel.

Triumph väterlicher Liebe.

(Freye Nachbildung einer Romanze von Jauffret. Der edle Greis, der in den stürmischen Tagen der Revolution sich, statt seines Sohnes, der Guillotine preisgab, hieß Lolferolles).

„Wehklagetöne hallen durch die Nächte;
Bleichflimmernd zückt der Leichenfackeln Stral.
Die Kerker all sind weite Gräber worden.
Blut rieselt — kalte Henker morden —
Schlachtopfer fallen ohne Zahl."

„Was bin' ich? — Wehe! — Meinen Namen!
So ist's gethan! Mich weckt kein Morgen mehr. —
Ihr Schmachtenden in jener Schauerhöle!
Mein Sohn! O Gattinn, treue Seele!
Ich scheid' ach! ohne Wiederkehr."

„Dort naht ein Sklave der Tirannen,
Ein Herold des abscheulichsten Gerichts.
Sein hämischgrauses Antlitz lacht Verderben;
Er brüllt mir: „Heute mußt du sterben!"
Allein mich Greis erschüttert nichts."

„Gott! Wie? Nicht mich — den holden Jüngling,
Voll Thatendurst, wollt ihr ermorden? Ihn?
Mich treffe, nicht den Sohn, das Beil der Schergen.
Er kommt! — Mein Opfer muß ich bergen.
Fließt Blut, so fließe meines hin!"

„Sohn, lebe wohl! — Mein Lauf vollendet —
Mein Herz ist rein; ich liebe mein Geschick.
Sey deiner guten Mutter Hort und Stütze.
Nicht immer droh'n und rödten Blitze.
Euch weissag' ich Befreyung, Glück."

„Lebt! — Laßt um diesen Preis mich sterben!
Heil, daß mein Untergang ihm Rettung ist! — —
Empfangt denn euern falschen Raub, ihr Hyadern!
Ihr könnt ja mich nur tödten, nicht erniedern:
Die Unschuld trotzt dem Blutgerüst." —

So sprichst du, groß, verehrungswürdig.
Drin Sohn — er weint, verflucht dies Machtgebot.
Dir, Greis, genügt, ihn still' an's Herz zu drücken.
Gelungen! *) rufst du mit Entzücken
Und stirbst für ihn den Heldentod.

Doch voll ist nun das Maß der Sünder;
Der Rache furchtbarn Engel sandte Gott.
Jetzt donnerten gerechte Todessprüche,
Und ihr, bluttrunkne Wüteriche,
Bestirgt verzweifelnd das Schavott.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 30 März.

Noch immer ist die Vermählung unsrer Erzherzoginn Louise mit Kaiser Napoleon der Gegenstand des Tagesgespräches. Alles nimmt an dem Schicksale der nunmehrigen Kaiserinn von Frankreich den innigsten, herzlichsten Antheil, und die bey Strauß erscheinenden Berichte über die Reise derselben nach Paris werden stark gekauft und gelesen. Die Wiener Zeitung gibt mehrere Antworten der französischen Kaiserinn auf Anreden, die an sie von den Deputationen der verschiedenen Provinzen der Monarchie gehalten worden sind. Aus allen spricht Herzlichkeit und Güte. Noch immerfort er-

*) J'ai reussi!

scheinen Gedichte auf die hohe Vermählung, und zwey Büchlein enthalten eine Sammlung von jenen Inschriften, welche bey der am 11ten März stattgefundenen Beleuchtung der Stadt Wien und seiner Vorstädte angebracht worden waren.

Gestern, als an dem Tage der Vermählung in Frankreich, war unsre Kaiserstadt von neuem beleuchtet. Das Wetter war hiezu weit günstiger als am 11ten März. Es war kein Wind, und der Himmel heiter. Das leztemal konnte der Theil der Hofburg, der unter dem Namen der Reichskanzley bekannt ist, des Windes wegen nur zum Theil beleuchtet werden; gestern dagegen wurde er ganz illuminirt. Es brannten gegen fünfzigtausend Lampen; dies gab über der Burg eine so große Helle, daß es in der Entfernung den Schein hatte, als sey in der Nähe der Residenzgebäude eine große Feuersbrunst. Der Anblick der so stark beleuchteten Façade war in der That höchst imposant; man kann nicht leicht etwas Schöneres sehen. Etwas schwache Augen konnten den prächtigen Glanz kaum ertragen. Die zwey angebrachten Inschriften waren einfach, aber deutungsvoll. Die eine hieß: Faustum connubium felicitatis publicae pignus; die andere: Ex unione pax, opes, tranquillitas populorum. Unter den übrigen beleuchteten Gebäuden zeichneten sich das Palais des Grafen Fries und die Kriegskanzley aus. Eine außerordentliche Menge Menschen wogte in allen Gassen herum, und an lautem Jubel fehlte es nicht, auch nicht an Gedränge; jedoch war diesmal gute Ordnung.

An dem gestrigen Tage, der auch für Oestreich ein Fest war, hatten wir auch noch andere Genüsse. Ein ausgezeichneter Mechaniker, Hr. Leppich, hat hier ein musikalisches Werk gebaut, das er Panmelodicon nennt, und das aus messingenen Stäben besteht, die, durch Tasten und einen in Bewegung gesetzten Cylinder in Vibration gebracht, herrliche Töne geben. Es wird gerade wie das Fortepiano gespielt, und verbindet in seinem herrlichen Tone die Harmonika mit der vox humana in der Orgel, ohne das Schneidende, und für schwache Nerven zu Angreifende der erstern zu haben. Gestern gab nun Hr. Leppich in Verbindung mit dem geschickten Tonkünstler Creuzer mit seinem Panmelodicon, das der leztere spielte, ein Konzert im k. k. Redoutensaale. Das Leppichsche Instrument erhielt allgemeinen Beyfall. In Begleitung desselben wurde außer einem idyllenartigen Liede, die Entstehung der Harmonie, auch eine Hymne auf Napoleons Vermählung, von Karl Unger gedichtet, gesungen. Einige Stellen machten einen guten Eindruck. Leppich sieht so eben im Begriff, mit dem Panmelodicon über München und Stuttgart nach Paris zu reisen. Er verdient, da er auch in andern Theilen der Mechanik viele Einsichten besizt, und schöne Erfindungen gemacht hat, überall eine wohlwollende Aufnahme, Ermunterung und kräftigere Unterstüzung.

Friedrich Schlegels Vorlesungen über die Geschichte der drey lezten Jahrhunderte haben ihren ungestörten Fortgang, und es wohnen denselben mehrere durch Geist und Rang ausgezeichnete Personen bey. Es ist Schade, daß sein Vortrag nicht frey ist. Der von ihm redigirte Oesterreichische Beobachter, den Strauß äußerlich gut ausstattet, scheint immer interessanter werden zu wollen, und fängt nun auch an, kritisch-literarische Aufsäze zu liefern, unter denen eine Beurtheilung des Goetheschen Werks, die Wahlverwandtschaften, brav gearbeitet ist.

Das lezte Stück der bey Degen erscheinenden vaterländischen Blätter theilt einige (zu fragmentarische, und in Rücksicht auf Watsany), falsche Notizen über die Schriftsteller mit, welche nach dem lezten Kriege aus den österreichischen Staaten freywillig ausgewandert sind, und sezt auseinander, wie das Land an ihnen im Grunde wenig oder nichts verloren habe. Es sind deren, streng genommen, nur drey. „Welche Lücken, heißt es am Ende des Aufsazes, hat nun die österreichische Literatur durch diesen Verlust gelitten? und welchen das Vaterland? — Oder ist es nicht vielmehr Gewinn, Menschen entfernt zu wissen, die nur ihr Vaterland lieben, wenn ihm die Sonne des Glücks leuchtet, und die zu einem fremden, feindseligen Interesse übergehen, wenn diese Sonne hinter eine Wolke tritt?“

Man würde sich im Auslande sehr irren, wenn man glaubte, daß die während des lezten Krieges in Oestreich erschienenen Piecen, durch die größtentheils übelwollende Fremdlinge das biedre östreichische Volk zu bearbeiten, und zu revolutioniren suchten, z. B. der Morgenbothe, und die famöse Schrift: Ueber die Gegner der Plane Napoleons, auf die Gesinnungen dieses Volks auch nur im geringsten gewirkt haben. Sie empörten blos gegen ihre Verfasser.

Berlin, 27 März.

Am 23ten reiste der Feldmarschall, Graf von Kalkreuth, von hier nach Paris, um im Namen des Königes dem Kaiser von Frankreich die Glückwünsche zur Vermählung zu überbringen. — Am 25ten gab der französische Gesandte, Graf von St. Marsan, Ball und Souper, wobey die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses zugegen waren. Ueber der Einfahrt zu seinem Hause sah man das französische und österreichische Wappen transparent erleuchtet.

Da die zur Staats-Anleihe erforderlichen anderthalb Millionen durch freywillige Beyträge nicht gedeckt sind, so wird die Regierung das Fehlende von den Begüterten einfordern. — Zuweilen hört man jezt Klagen über die Langsamkeit, mit welcher die Prozesse entschieden werden, doch hofft man, eine solche Beschwerde bald gehoben und der Ruf wieder hergestellt, welchen die Schnelligkeit der preußischen Richter, verbunden mit hoher Urtheilskraft, sich stets erwarb. Wahrscheinlich liegt es nicht am verminderten Fleiße, sondern an überhäuften Arbeiten. — Die sinkenden Gehalte und Pensionen werden jezt mit der Pünktlichkeit ausgezahlt, welche wir gewohnt sind. Was die rückständigen Zahlungen betrift, so erwartet man von den Vermögenden eine Verzichtleistung, damit die Hülflosen, welche Schulden machen mußten, dem Wuchergeiste ihrer Gläubiger schneller entzogen werden können. Erbarmenswürdig ist besonders der Zustand einzelner, außer Thätigkeit gesezter, Officianten, und mit einigem Rechte darf man hier von der Gerechtigkeit erwarten, daß man ihnen, wie dies bey den überflüssigen Militär-Personen durchaus geschieht, die Hälfte ihres vormaligen Gehaltes gibt, bis sie wieder angestellt werden können.

In unsrer Zeitung steht eine Lobpreisung der Musik zur Deobata, welche den kleinlichen Zeitgeist darthut. Ohne der, gewiß sehr vortrefflichen, Musik unsers Kapellmeisters Weber im geringsten nahe treten zu wollen, darf man es dennoch tadeln, daß der Lobredner sagt: eine Simphonie von Hayden klang alltäglich gegen die Ouvertüre zur Deobata. Muß man denn einen so verdienten Mann herabwürdigen, um einen andern zu loben? Bey den Vorstellungen auf dem Opern-Theater wird die Direktion ihre Rechnung nicht finden, denn die Preise der Plätze sind bedeutend theurer als im Theater, und das Haus selbst ist minder traulich.

Morgen gibt man im Schauspielhause den Don Karlos, nach der vom Dichter für die Darstellung bearbeiteten Handschrift.

Der rühmlichst bekannte Sänger, Jos. Fischer, kommt in den ersten Tagen des Aprils hier an, und gibt uns bald darauf ein Konzert.

Nro. 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. April, 1810.

— Durch deinen Seraph send' herab ihm
Heilende Würze vom Baum des Lebens,
Auf daß er ausfing' allen Gesang, den du
Ihm eingehaucht hast!

Voß.

An F. G. Jacobi.

Im Lenz.

Sieh, der Lenz erwacht und träufelt Segen
Auf die knospenreiche Flur;
Jugendlich, in raschen, vollen Schlägen,
Gehn die Pulse der Natur.

Frische Saaten drängt ein mächtig Sehnen
Aus der Tiefe Schoß hervor,
Und die Rebe rankt mit Freudethränen
Am vermählten Zweig' empor. —

Aber ach, sie währt nur wenig Tage,
Die erflehte Blüthenzeit;
Kaum begrüßet, folgt ihr schon die Klage
Irdischer Vergänglichkeit.

Rosen, die mit schüchternem Verlangen
In des Daseyns Fülle glühn,
Bleichen schneller, als der Jungfrau Wangen,
An dem Strahl des Sommers hin.

Nur dem Weisen blühen ew'ge Lenze —
Freund, sie blühn in Deiner Brust —
Unverwelklich schweben seine Kränze
Ueber Erdenschmerz und Lust.

Und des Sängers Harmonien tönen,
Und es tönt sein Götterwort,
Schaffend, bildend, noch den letzten Söhnen
Kommender Geschlechter fort;

Und unsterblich weht in seinem Liede,
Was das Herz zum Herzen zieht,
Und mit ihm, des Pilgerlebens müde,
Zu den ew'gen Sternen flieht.

v. Neven.

Feste in St. Cloud und Paris.

4.

Paris, 3 April.

Einzug in Paris.

Vorgestern stürmte es gewaltig in Paris; gestern, an dem zum Einzuge des erlauchten Brautpaares bestimmten Tage, stieg das schönste Frühlingswetter vom Himmel nieder. Wie der Kaiser St. Cloud verließ, brach die Sonne durchs Gewölke, und allmählig verschwand letzteres gänzlich. So war es in Rom bey Augusts Festen, von denen Virgil sang:

Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane;
Divisum Imperium cum Jove Caesar habet.

Um 10 Uhr früh versammelte sich in St. Cloud das zum Einzuge bestimmte Gefolge. Als die Kaiserinn mit ihrer Toilette bald zu Ende war, wurde der Kaiser davon benachrichtigt, und begab sich zu ihr. Die Ehrendamen von Frankreich und Italien und die Staatsdame traten nun in ihr Gemach, und setzten ihr die Krönungskrone auf. Der übrige Schmuck bestand aus Kron-Diamanten, dem zu dieser Feyer bestimmten kostbaren Kleide, und einem Hof-Mantel, den ein Haus-Offizier nachtrug.

Als alles in Bereitschaft war, gab der Kaiser Befehl zum Aufbruche, der unter Kanonendonner in folgender Ordnung vor sich ging: Voraus die Wappenherolde zu Pferde; ein Wagen für die Ceremonien-Meister; 9 für die kaiserlich-französischen und italienischen Kammerherren; 4 für die Reichs-Groß-Offiziere; 4 für die Minister; 8 für

die Damen des Pallastes von Frankreich und Italien; 1 für die Groß-Offiziere der Krone von Italien; 1 für den Groß-Kammerherrn und Groß-Ceremonien-Meister; 2 für die Fürsten-Groß-Würden; 4 für die kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen; 1 für die Kaiserinn (leer); 1 für den Kaiser, worin sich beyde Majestäten befanden; 1 für den Groß-Almosenirer, den Großmarschall des Pallastes und den Groß-Jäger-Meister; 1; für die Ehrendamen von Frankreich und Italien, die Staatsdame und den Ehren-Ritter der Kaiserinn; endlich die Wagen der Prinzen und Prinzessinnen, worin sich ihr Gefolge befand.

Die Wagen des Kaisers und der Kaiserinn waren zu 8, die übrigen zu 6 Pferden. Die Maeschälle, Colonel-Generale der Garde umgaben zu Pferde den Wagen des Kaisers zunächst den Kutschenthüren; der Marschall-Kommandant der Gensdarmerie ritt hinterdrein, die Adjutanten neben den Pferden, die Stallmeister neben den hintern Rädern; die Pagen standen rückwärts und vorwärts auf den beyden kaiserlichen Kutschen. Alle Stallmeister und alle Adjutanten des Kaisers waren zu Pferde, und erstere umgaben die Wagen ihrer Herrschaften.

Die schönen polnischen Lanzenträger mit ihren Fähnchen eröffneten den Zug, dann folgten die Husaren der Garde, die Guiden, dann die Dragoner der Kaiserinn. Den Zug schlossen die Grenadiere zu Pferde und die Gensdarmerie d'Elite. Von der Barriere bis an den Pallast der Tuillerien standen Truppen zu beyden Seiten in enggeschlossenen Reihen.

Um ½ auf 1 Uhr kam der Zug bey der großen Triumph-Pforte außer der Barriere an. Die Trommeln wirbelten, zahlreiche Musikchöre ertönten, und eine benachbarte Batterie von 12 Kanonen donnerte, von den Kanonen der Invaliden wiederholt. Unter dem Triumphbogen wurden J. J. M. M. von dem Seine-Präfekten, dem Polizey-Präfekten, den 12 Mairen der Stadt, den Gliedern des Gemeinde-Rathes und den Stadtbehörden empfangen und bewillkommt. Der Kaiserinn wurden die Schlüssel der Stadt von Gold überreicht. Ein allgemeines Vivatrufen beschloß diese Feyerlichkeit, die 10 Minuten dauerte. Ein Kind wurde von ihrer Mutter in die Höhe gehoben, und überreichte der Kaiserinn ein Körbchen mit Blumen, und J. M. nahmen es mit Wohlgefallen an. — Die Autoritäten von Paris folgten dem Zuge zu Fuß ins Schloß nach.

Als der Zug weiter ging, erklangen die Glocken; die zahlreichen Orchester längs der Haupt-Allee der elyseischen Felder ertönten, und ein noch stärkeres verkündete ihre Ankunft unter dem Triumphbogen am Eingange des Tuillerien-Gartens. Eine neue Batterie, auf der Seine-Terrasse des Gartens aufgestellt, mengte ihre Donner mit dem Vivat-Rufen der zahllosen Zuschauer, und die Kanonen der Invaliden beantworteten es. Innerhalb des Triumphbogens (der nun aus Stein aufgeführt werden soll, wie ihn das Modell aus Holz darstellt), standen die 60 Mädchen von Paris, die der Kaiser ausstattet, in weissen Kleidern. Der Zug ging nun durch den Garten der Tuillerien; wo Wasserbecken im Wege lagen, theilte sich das Gefolge vorwärts und rückwärts der Wagen in zwey Theile, was einen herrlichen Anblick gewährte; die Wagen aber nahmen links in einer Reihe ihre Richtung. Vor dem Pallaste ritt die militärische Begleitung in Schlachtordnung auf. Der ganze Zug fuhr in die Halle des Pallastes hinein; die Personen des Gefolges stiegen am Fuße der Treppe aus, und versammelten sich auf derselben in zwey Reihen, um J. J. M. M. zu empfangen, und sie in das Kabinet des Kaisers zu begleiten, wobey jeder in dem Saale blieb, der ihm angewiesen war. Der Kaiser, die Kaiserinn, die Prinzen und Prinzessinnen verfügten sich in das Kabinet des Kaisers; die Kaiserinn begab sich von da in das Schlafgemach. Die Ehrendamen und die Staatsdame fanden sich daselbst von einer andern Seite ein, und besorgten die Toilette Ihrer Majestät. Sie nahmen ihr den Hofmantel ab, und kleideten sie in den kaiserlichen Mantel. Die Prinzen und Prinzessinnen wurden zur Toilette zugelassen. Während derselben ordnete sich das Gefolge, welches J. J. M. M. in die Trauungs-Kapelle begleiten sollte, in der Galerie der Diana, wo bald darauf J. J. M. M. unter Vortretung der Groß-Officiere und Prinzen, und begleitet von den Prinzessinnen anlangten.

Der Zug ging nun aus der Galerie der Diana durch die schöne lange Galerie des Louvres (Gemählde-Gallerie), nach der Trauungs-Kapelle im Louvre in folgender Ordnung vor sich:

Die Huissiers (Pfortenöffner), Wappenherolde, Pagen, Ceremonienmeister und Gehülfen, die Haus-Officiere des Königes von Italien, die kaiserl. Stallmeister, Kammerherren, Adjutanten, die zwey dienstthuenden Stallmeister, die vier dienstthuenden Kammerherren, der dienstthuende Adjutant, der Pallastes-Gouverneur, die Groß-Adler der Ehrenlegion, die Groß-Officiere des Reichs, die Minister des Königes von Italien, jene des Kaisers, die Groß-Officiere der italienischen Krone, der Groß-Kammerherr, der Groß-Ceremonienmeister, der Groß-Stallmeister, der Vice-Groß-Wahlherr, der Fürst Erzschatzmeister, der Fürst Vice-Connetable, der Fürst Erzkanzler; der Vicekönig von Italien, der König von Neapel, der Herzog von Guastalla, der König von Westphalen, der König von Holland, der Kaiser, die Kaiserinn.

Auf den Kaiser folgten: Der dienstthuende Kolonels-General der Garde, der Großmarschall des Pallastes, der erste kaiserl. Almosenier, und fünf Prinzessinnen Schwestern oder Schwägerinnen des Kaisers: nämlich die Königinn von Spanien, die Königinn von Holland, die Königinn von Westphalen, die Großherzoginn von Toskana, die Herzoginn von Guastalla. Die Mäntel der Prinzessinnen wurden jeder von einem ihrer Haus-Officiere getragen.

Hinter der Kaiserinn folgten die Ehren- und die Staats-Dame, zur Rechten vom Ehren-Ritter der Kaiserinn, zur Linken vom ersten Stallmeister und ersten Almosenier J. M. umgeben; hierauf Madame (die Kaiserinn Mutter), die Königinn von Neapel, der Großherzog von Würzburg, die Vicekönigiun von Italien, die Erb-Großherzoginn von Baden, der Erb-Großherzog von Baden. Die Mäntel der Prinzessinnen wurden von Haus-Officieren getragen. Die Damen des Pallastes der Kaiserinn und die Ehrendamen der Prinzessinnen machten den Schluß.

Trauungsfeyerlichkeit in der Kapelle des Louvres.

Zu beyden Seiten der langen Gemählde-Galerie waren zwey Reihen Sitze für die Damen, und zwey Reihen für die Herren, welche hinter ihnen standen. Die Galerie war durch kleine Balustraden in mehrere bezeichnete Säle abgetheilt, auf welche die Eintritts-Billette lauteten. Die Maire der 12 Stadttheile hatten unter die am meisten besteuerten Bürger ihres Quartiers eine beträchtliche Anzahl Billette vertheilt, so daß also auch die nützlichen Glieder des Staates, Bäcker, Fleischer, Schmiede, einen Beweis von der Werthschätzung ihres Monarchen, und doppelten Beweggrund erhielten, sich an seinem Feste mitzufreuen. Nur die beyden ersten Säle zunächst der Kapelle waren für die Senatoren, Staatsräthe, Gesetzes-Korps-Glieder, die Gerichtshöfe und Ober-Behörden von Paris und ihre Frauen und für die von ihnen eingeführten Personen aufbewahrt. Vor den ersten Bänkereihen waren kleine Schranken gezogen, damit der Weg für den Zug vollkommen offen blieb. Die geladenen Personen stiegen an der untern zur Orangerie umgestalteten Galerie, die auf jeder Seite 6 bis 8 offne Eingänge hatte, ab, wodurch es möglich wurde, daß eine Anzahl Wagen auf einmal sich entladete. Der Aufgang geschah über zwey zu beyden Seiten des Glockenthürmchens in der Mitte der Galerie angebrachte Treppen; nur das feyerliche Zuggefolge trat durch die Thüre ein, die aus dem Flora-Pavillon der Tuilerien in die Galerie führt. Die Thüre der Kapelle blieb bis zur Ankunft des Zuges verschlossen. Der Großmarschall des Pallastes hatte die Ober-Aufsicht über die Galerie und die Kapelle. Die Galerie faßte beyläufig 8000 Menschen, und gewährte durch den Putz der Damen, und den Anblick so vieler sie umgebenden Meisterwerke der Mahlerkunst, die das große Fest mit verschönerten, eine herrliche Ansicht.

(Der Fortsetzung folgt.)

Der römische Policinello.

(Hierzu das Kupfer.)

Der Policinello, der sich aus Italien nicht selten nach Deutschland verpflanzt, gehört zu den besuchtesten Vergnügungen des römischen Volkes. Er hält sich wandernd auf den größern Plätzen auf, und die Zuschauer können seiner nicht satt werden. Meist erweist er sich komisch, und erregt ein allgemein herzliches Gelächter. Wenn er sich aber zuweilen rührend geberdet, als wie hier, wo sein kläglicher Tod abgebildet ist, so theilt sich der gaffende Haufe. Einige sind hingerissen und weinen, die andern, die nun einmal kein rührbares Herz haben, fahren zu lachen fort, noch andere stehen erstarrt vor Verwunderung, und wir haben auch wol bemerkt, daß sich eine dritte Partey einschleicht, die, weil sie fürs Puppenspiel nichts bezahlt, sich während des Puppenspiels für ihre Gegenwart bezahlt macht.

Anekdote.

„Ihr Herren!" begann im Predigertone
Fadull: „die seltenste Seltenheit
„Auf meinen Reisen von Zon' in Zone
„War doch in Persepolis eine — Kanone.
„Sie trug den Namen Unendlichkeit.
„Von ihrer Größe nur Eins zu berühren:
„Wir ritten darin zu Drey spazieren,
„Und brauchten wol eine Stunde Zeit." —
So magst du Thoren, nicht uns, verliren!
Rief lachend das Auditorium.
„Ihr zweifelt?" versetzt ein Spötter. „Warum?
„Als Zeuge muß ich das Gelächter verbitten:
„Denn ich war damals mit einem Britten
„In jener Kanone weit vorgeschritten.
„Huich! jagte Fadull in Saus und Braus
„Dader mit einem Zweoten und Dritten;
„Sie hätten beynah' uns niedergeritten,
„Doch sprangen wir glücklich am Zündloch' hinaus."

G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz.

Von der, eigentlich schon vor einem Jahr geschlossenen Zeitschrift: Der schweizerische Beobachter (Bern) ist dennoch das letzte Heft des zweyten Jahrganges erst vor wenigen Tagen ausgegeben worden. Die sechs Bände dieses nun geschlossenen Ganzen enthalten, neben manchem entlehnten Aufsatze, nichts desto weniger eine große Zahl, für schweizerische Geschichte, Naturbeschreibung, Oekonomie, Biographie, Statistik u. s. w., schätzbarer Beyträge und werthvoller Materialien; und sie reihen sich füglich, an des nämlichen Herausgebers (Dr. Höpfners) frühere Sammlungen, das Magazin für die Naturgeschichte Helvetiens, von welchem vier Bände, und die schweizerische Monatsschrift, von welcher sieben Hefte erschienen waren. Daß der neue bündnerische Sammler während des Jahrs 1809 nicht erschien, erregt, bey der eben so zweckmäßigen Einrichtung, als dem reichhaltigen Inhalte dieser Zeitschrift, Bedauern. Man macht inzwischen Hoffnung, daß sie für 1810 wieder solle fortgesetzt werden. Die Schulthessischen Beyträge zur Kenntniß und Beförderung des Schweizerischen Kirchen- und Schulwesens rücken hinwieder ziemlich rasch vor, und der vierte Band derselben ist bereits geschlossen. Unter die merkwürdigern Aufsätze der neuesten Hefte möchten wol folgende gezählt werden dürfen: Der treffliche Kommentar über das Studia senectutem oblectant, welchen der 74jährige Pfarrer Tobler zu

Stallikon (ein Bruder des vor wenigen Jahren verstorbenen Archidiakon Joh. Tobler), voll jugendlicher Munterkeit, und in der herzlichsten Sprache, seiner Pastoraigesellschaft in einer Vorlesung lieferte, welche die Aufschrift hat: Wie vortheilhaft es für den Geistlichen ist, wenn er neben seinen eigentlichen Amtsgeschäften sich auch mit andern Zweigen der Gelehrsamkeit und Literatur bis in sein höheres Alter beschäftigt; — des Antistes Sulzberger, zu Frauenfeld, Eröffnungsrede des neuverordneten Sittengerichts; und die Kanzelrede des Pfarrers Devaya in Altorf, dem Hauptorte des Kantons Uri, über die Pflichten der Obrigkeit gegen das Volk, und des Volkes gegen die Obrigkeit — die ein seltenes Muster eines angemessenen religiösen Vortrages über jene Verhältnisse in einem demokratischen Kanton genannt werden kann.

In der romanischen Sprache, die in einem Theile Graubündtens fortlebt, und deren Geschichte durch den Hrn. von Salis zu Marschlins nächstens beleuchtet und dargestellt werden soll, ist zu Bregenz ein Erbauungsbuch erschienen, dessen Daseyn zu erfahren den Sprachforschern angenehm seyn muß. Der vollständige Titel desselben lautet also: Cudish da Devozivn, quei ei, da christianeivlas Urativns, salideivlas Consideravivns, a Bagieivlas spirtuales Canzuns, tier Diever da minchia gi, ei seig ner da Damauns ner da Seras; da Festas a Firans, sco er par Malsauns, a Moribunds- Scritta da Mathli Conrad, Mussader da la Religivn ad Andeer en Schns, Cunmember de la Societad ascetica da Turig, a da la Oeconomica Grischuna. A Bregenz. 1809. 480 S. in 8. — Der Verfasser kündigt zugleich die Herausgabe einer deutsch-romanischen Sprachlehre, und eines Wörterbuches an.

Von dem großen Bücherschatze, den der verstorbene Zunftmeister Heidegger von Zürich zusammenbrachte, ist im verflossenen Jahre allerdings eine Partie der seltensten und kostbarsten Werke nach Paris und Mayland verkauft, und die Sammlung der alten Klassiker vereinzelt worden. Noch sind indeß die meisten, und zum Theil auch noch sehr kostbare Abtheilungen der Bibliothek diesjährigen Veräußerungen aufbewahrt. Neben dem Katalog der bibliographischen Partie, der an seltenen Bibliothekkatalogen überaus reich ist, erscheint so eben ein besonderer mit der Aufschrift: Selecta Artis Typographicae monumenta L. Catalogus librorum Seculo XV. impreshorum. Es sind nahe an eintausend Nummern dieser sogenannten Inennabeln, die hier ausgeboten werden.

Die zehnte Vorlesung des Stadtarztes Hirzel in Zürich vor der dortigen Hülfsgesellschaft am zehnten Jahresfeste desselben (21 Sept. 1809), die seither im Druck erschienen, gibt unter anderm sehr umständliche Nachrichten von den wohlthätigen Anstalten zweyer, mit der Gesellschaft in einer für diese höchst ehrenvollen Verbindung stehender deutscher Frauen, der Fürstinn Pauline von Lippe, und der Gräfinn von Truchseß-Zeil; von beyden werden insbesondere auch die belehrenden Volkskalender, für welche sie Sorge tragen, gelobt. Auffallend und in hohem Grade befremdend muß es immer seyn, daß die Schweiz, die während einiger Jahre an dem Kalender des Schweizerboten ein ganz tadelloses, und jedes Beyfalls werthes Volksblatt dieser Art besaß — nun (es ist nicht bekannt geworden, warum?) sich desselben wieder beraubt, und offenbar im Kalenderwesen um einige Jahrzehende zurückgesetzt sieht. Selbst die Staatskalender der Kantone, überall wo sie etwas mehr als die Verzeichnisse der Behörden und der Beamten liefern, sind unter jeder Kritik. Man sehe z. B. wie derjenige von Basel allen Wust des veralteten medicinischen Aberglaubens, oder wie derjenige von Tessin (il vecchio al focolare Almanacco del Cantone Ticino per l'anno 1810. In Lugano) Zoten jeder Art den Regentenlisten zur Seite auftischt. Der gemeinnützige Taschenkalender für den Kanton Graubündten a. d. J. 1810 (Chur bey Otto) verdient jedoch ehrenvolle Ausnahme, und selbst seine Einrichtung als Staatskalender dürfte manchem andern zum Muster dienen.

Das Andenken der Freundschaft für das Jahr 1810, welches der unermüdet thätige und hochverdiente Generalvikar von Wessenberg seine Freunde in Deutschland und in der Schweiz beym Jahreswechsel zu empfangen gewöhnt hat, ist auch diesmal nicht ausgeblieben, und keiner der frühern Kränze hat den neuen an lieblichem Dufte übertroffen.

Den Deutschen ist das Lied: Der deutsche Mann gewidmet, von dem wir die letzten Strophen hersetzen:

Wer in der verschwiegnen Brust
Deutscher Tugend Thatkraft säuget,
Und sich, deutschen Werthes bewußt,
Nicht vor Götzenbildern beuget:
Der ist traun' ein deutscher Mann,
Der die Deutschheit retten kann!

Wer der Deutschheit hohen Werth
In der Männer ernster Tugend,
In der Weiber Treu' verehrt,
Und in Zucht und Scham der Jugend,
Traun! der ist ein deutscher Mann,
Der die Deutschheit retten kann!

Wer der Freyheit hehren Geist
Um kein Gold der Welt verhandelt,
Den ihm auch kein Joch entreißt,
Unter dem es aufrecht wandelt:
Der ist euch ein deutscher Mann,
Der die Deutschheit retten kann!

Wem kein Lustern seiner Zeit
Deutscher Treue Sehnsucht dämpfet,
Wenn mit fester Männlichkeit
Er für Recht und Wahrheit kämpfet: —
Reicht die Hand dem deutschen Mann,
Der die Deutschheit retten kann!

Logogriph.

Vier Zeichen: Wie so wundernärrisch!
Noch zwey als Kopf: Vordem wie herrisch!
Ein andrer Kopf: Es reizt zum Lachen,
Und kann nichts Kluges, Gutes machen.
Kopf weg, und her mit einem frischen:
Weh, kann es feindlich dich erwischen!

K. St.

Räthsel.

Rathet aus, rathet ein,
Wie heißt des Kaisers Töchterlein?
Wie heißt das genannte Mädchen?
Es spinnt am blutigen Rädchen;
Es bläst die hellen Flammen an,
Und bratet Menschen lobesan;
Es zeichnet rothe Stickerey
Auf Juden-Haut zu guter Frist.
Noch sind ihm ernste Männer treu,
Ob's gleich jetzt alle Jungfer ist.

Auflösung der Logogriphen und des Räthsels in Nro. 84:
Musca. Denis. Nachdrucker.

Nro. 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. April, 1810.

Nichts war um uns, als Gott und die Natur.
Da schauderte durchs Herz die Kraft sich aufzuringen,
Sich loszuretten von den Dingen,
Und freyer sah der Geist ins Ewige hinaus,
Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
Vom hohen Unsichtbaren aus.

Tiedge.

Ueber die Reise des Hrn. Alex. v. Humboldt.

Die Reise des Hrn. Alex. v. Humboldt gehört unter die seltensten Erscheinungen unsrer Zeit. Nicht leicht hat ein Privatmann so viel aufgeopfert und so viel gewagt, als dieser berühmte Reisende; wenige mögen wol mit gleichen Kenntnissen und Talenten begabt gewesen seyn, und der Eifer, der ihn beseelte und ihn die größten Schwierigkeiten durch das anhaltendste Bemühen zu überwinden fähig machte, erhebt ihn mit Recht unter die kleine Zahl der großen Männer, die sich durch ihre Entdeckungen in der Erdkunde und in den Wissenschaften überhaupt unsterbliche Verdienste erworben haben. Es ist daher kein Wunder, daß die Resultate dieser Reise so wichtig und beynahe für jeden Zweig des Wissens so gehaltvoll waren.

Die botanischen Bereicherungen sind in den plantes équinoxiales (Livr. I-II) und in den Monographies des Melastoma (Livr. I-9) beschrieben.

Das Astronomisch-Geographische findet man in den Observations astronomiques (Livr. I-5), von welchen durch Hrn. Oltmanns eine bereicherte deutsche Ausgabe zur Ostermesse erscheint.

In den Ansichten der Natur und der Geographie der Pflanzen findet der philosophische Naturbetrachter die vollste Befriedigung, so wie die Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie (von welchen 3 Hefte im Deutschen erschienen sind) diesen wissenschaftlichen Zweig bereichern.

Der Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien legt uns durch die Menge neuer Ansichten über die Länder-, Völker-, Gewerbs- und Handelskunde gleichsam eine neue Welt dar. — Drey Bände wird dieses Werk enthalten, von welchen die zwey ersten mit dem Atlas zu Ostern in der deutschen Ausgabe erscheinen.

Die eigentliche historische Beschreibung der Reisen darf nun das Publikum mit Nächstem erwarten. Hier der Inhalt dieses und der andern vier Theile:

Der erste Band enthält die Reise auf dem Orinoko, nach Cumana, auf die Küste von Carracas u. s. w.; der zweyte die Reise nach Cuba, dem Königreiche Neu-Granada, dem Magdalenen-Strome; der dritte die Reise nach Quito; der vierte die Reise nach Mexiko. Zu diesen vier Bänden gehören zwey Atlasse, ein geographisch-physischer und ein pittoresker.

Von diesem pittoresken Atlas ist nun die erste Lieferung in französischer Sprache erschienen, und zur Ostermesse auch die deutsche Uebersetzung mit den Kupfern des Originals in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen zu haben. Die Leser des Morgenblattes kennen schon einige Bruchstücke aus der jenen Atlas begleitenden Beschreibung, welche den Titel: Ansichten der Cordilleren und der Denkmäler der amerikanischen Völker führt. Wir dürfen wol noch einiges hierüber beyfügen.

Die Denkmäler alter Völker können uns auf gedoppelte Art interessiren: Denkmäler von sehr ausgebildeten Völkern

erfreuen durch die Schönheit oder Majestät ihrer Formen, während die von rohen Völkern gleichsam stumme Zeugen der Ereignisse sind, welche das Dunkel von Jahrhunderten einhüllt — sie sind der unerschöpfliche Gegenstand des Nachdenkens für diejenigen, welche dem Ursprunge der Nationen nachforschen. Die ungeheuern Pyramiden Egyptens, die gehauenen Felsen Persiens, die runischen Steine Scandinaviens, die celtischen Grabmäler, die Götzenbilder der Tartarey, überhaupt jede Spur vergangener Geschlechter hat für den gelehrten Forscher, der bis zur Wiege des Menschengeschlechts die Geschichte verfolgen möchte, ein hohes Interesse. Unter diesem Gesichtspunkte müssen die bizarren Denkmäler der Mexikaner und Peruaner betrachtet werden; Denkmäler, die außer Amerika fast unbekannt sind, und von welchen in diesem Atlas Hr. v. Humboldt eine sehr merkwürdige Sammlung mittheilt. Die Büste einer aztekschen oder mexikanischen Priesterinn muß auch wenig geübte Beobachter durch die Aehnlichkeit in Erstaunen setzen, welche ihre Haarverzierung mit der Calantica der Köpfe der Isis, Sphinx, des Antinous und verschiedener egyptischer Statuen hat. Eine Flechte von Perlen, die sich in den egyptischen Denkmälern nicht findet, beweist, daß die Mexikaner mit Californien, wo dieses reiche Meerprodukt gefunden wird, in Verbindung gestanden sind.

Die Pyramide mit verschiedenen Schichten, die man zu Cholula in Mexiko findet, erinnert an die egyptischen zu Feyoum. Nun gibt es auch mehrere Aehnlichkeiten zwischen den Mexikanern und den Nilbewohnern, allein dessen ungeachtet ist Hr. v. Humboldt weit entfernt, hieraus eine gewagte Hypothese zu gründen, im Gegentheile gibt er eben so offen die Abweichungen, die zwischen diesen beyden Völkern stattfinden, an. So weicht z. B. das mexikanische Jahr, welches dem ersten Urtheile nach das nämliche wie das egyptische zu seyn scheint, wesentlich von diesem durch seine Länge ab, die nach de Laplace genau die Länge des arabischen Jahres ist, welches durch die Astronomen des Kalifs Almamoun bestimmt wurde.

Der Abbildung der Pyramide von Cholula ist eine sehr interessante Nachricht über die Teocallis oder gottesdienstlichen Gebäude der Mexikaner beygefügt, deren Aehnlichkeit mit dem Tempel des Jupiter-Belus in Babylon äußerst auffallend ist. Das Detail über dieses Denkmal ist sehr merkwürdig, so wie das Relief zu Oaxaca und das Denkmal zu Xochalaco, die in dieser ersten Lieferung abgebildet sind. Die Talente der Mexikaner beweisen, und können als Belege dienen, daß man wol annehmen dürfe, diese Völker würden schnelle Fortschritte in den schönen Künsten gemacht haben, wenn sie, nicht unterjocht und unterdrückt, in friedliche Berührung mit den Europäern gesetzt worden wären; denn, hätten sie mit ihrer Geduld und Gewandheit, welche die Bearbeitung der härtesten Steine erfordert, Beyspiele eines gereinigten Geschmacks gefunden, so hätten sie Meisterwerke hervorbringen müssen.

Das Papier, welches die alten Mexikaner aus den Fibern der Aloes agave verfertigten, diente ihnen zur Aufzeichnung hieroglyphischer Gemählde, welche die Stelle der Schriftsprache vertraten. Die ersten Eroberer fanden eine ungeheure Menge solcher Manuscripte. Ein Italiener, Namens Bothurni, fing vor 80 Jahren an, diese Schätze, welche die spanische Unwissenheit nicht zu würdigen wußte, zu sammeln; da aber die Nachforschungen dieses Reisenden nicht, wie die des Hrn. v. Humboldt, des Schutzes der Regierung sich zu erfreuen hatten, so wurden seine sequestrirten Sammlungen in die Archive des Vice-Königes von Mexiko vergraben, wo sie größtentheils durch die Feuchtigkeit oder durch Insekten zu Grunde gingen. In Hrn. v. Humboldts Atlas findet man zwey solcher hieroglyphischen Gemählde, von welchen das eine eine Genealogie, das andere einen Prozeß vorstellt — in beyden bedeuten die Zungen, welche an der Seite der dargestellten Personen angebracht sind, daß sie lebend und mächtig waren; in dem Prozeß-Gemählde sind die Zungen sehr ungleich vertheilt: der Einheimische hat kaum eine, mit der er spärlich seine Sache vertheidigen darf, während die Fremdlinge mit langen Bärten jeder mit drey Organen der Sprache versehen sind, zum Beleg, daß sie als Abkömmlinge des erobernden Volkes mit lauter Stimme und mit Nachdruck sprachen.

Der für jede Klasse von Leser anziehendste Theil dieses Atlasses ist unstreitig derjenige, der die imposanten Natur-Scenen darstellt; diese sind aber auch am schwierigsten zu beschreiben. Worte können nur einen schwachen Begriff von dem Wasserfalle von Tequendama geben, welches der pittoreskeste auf der Erde ist, weil er mit wenigee Umfange als der Niagara und mit geringerer Höhe als der Staubbach doch in schönerem Verhältnisse alles das vereinigt, was die einzelnen Vorzüge der andern Wasserfälle ausmacht.

Und wie soll man jene natürlichen Brücken von Icononzo beschreiben, die 100 Metee hoch über einen Strom führen, und wovon die eine aus einer steinernen Bank besteht, untee welchem die weichern Theile duech die Wasser weggespühlt wurden, und die andern aus drey Felsenstücken bestehen, die, indem sie herabrollten, so in einander trafen, daß sie einen festen Bogen bildeten.

Dieser kurze Auszug beweist hinreichend, welche verschiedene und für die Leser anziehende Gegenstände die historische Reise des Hen. von Humboldt enthalten wird; und da die deutsche Ausgabe (welche in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen erscheint) mit oder ohne Kupfer zu haben seyn wird, so können auch weniger Bemittelte dieses wichtige Werk sich anschaffen.

Feste in St. Cloud und Paris.

4.

Paris, 3 April.

Trauungsfeyerlichkeit in der Kapelle des Louvre.

(Fortsetzung.)

In der Kapelle waren zwey Reihen Tribunen errichtet, deyläufig für 400 Personen. Die Tribunen hatten mehrere Abtheilungen. Die Tribunen des ersten Ranges waren für das diplomatische Korps, für die konföderirten Fürsten, für die Officiere und Damen vom Hause des Kaisers und der Prinzen die nicht beym Cortège waren, und für die Frauen der Minister und Groß-Officiere des Reichs bestimmt. In den Tribunen des zweyten Ranges befanden sich verschiedene Staats-Beamte mit ihren Frauen.

Dem Altar gegenüber, in einer Entfernung von dreißig Schritten, befanden sich unter einem Thronhimmel zwey Armstühle und zwey Betschemel für J. J. M. M. Zunächst am Altare standen 2 große Leuchter mit Wachskerzen; jede enthielt 20 Goldstücke eingegossen, und beyde waren zur Opferung bestimmt. Auf den Stufen des Altares lagen 2 Kissen für J. J. M. M. Auf dem Altare selbst stand ein Becken mit dem Trauringe und 13 Goldstücken. Nebenan war ein Armstuhl für den pontificirenden Groß-Almosenier, und rückwärts zwey für die ihm assistirenden Bischöfe. In weiterer Entfernung waren rechts vom Altare Stühle für die Kardinäle, und links Bänke für die Bischöfe. Vom Thronhimmel bis zum Altare führte ein erhabener Boden; zu beyden Seiten desselben waren Sitze für die Deputationen des Senates, des Staatsrathes und des Gesetz-Korps. Der Eintritt in die Kapelle geschah durchs Museum der Statuen, und über die Hauptstiege; nach 1 Uhr wurde niemand mehr in die Kapelle, nach 12 Uhr niemand mehr in die Galerie gelassen. Die Geistlichkeit begab sich um 1½ Uhr aus der Apollo-Galerie in die Kapelle, wo sie von dem geistlichen Ceremonienmeister empfangen wurde. Die officirende Geistlichkeit war in Chor-Röcken, die übrigen Bischöfe in Mänteichen und engen Chor-Hemden; der Pfarrer von St. Madelaine (in dessen Pfarre die Tuillerien liegen) war ebenfalls im Chorhemd und Meß-Gewand (Stole) zugegen.

Als der feyerliche Zug an den Thüren der Kapelle anlangte, stellten sich die Pfortenöffner, Pagen und Wappen-Herolde außerhalb derselben in Reihen; die Ceremonien-Meister wiesen unter der Thüre jedem seinen Platz an; die Haus-Officiere von Frankreich und Italien stellten sich in der Kapelle links, die Groß-Officiere des Reichs und die Minister rechts an der Mauer der Kapelle auf. Der Kardinal Groß-Almosenier von Frankreich (Kardinal Fesch), von jenem von Italien und der Geistlichkeit begleitet, empfing J. J. M. M. am Eingange der Kapelle, und reichte Ihnen Weihwasser und Weihrauch. J. J. M. M. traten, unter Vorausgehung des Groß-Ceremonienmeisters, des Groß-Kammerherrn, des Groß-Stallmeisters, und begleitet vom Groß-Marschall des Pallastes und dem dienstthuenden Kolonel-General der Garden, ein, und ließen sich auf dem Throne nieder; die Kaiserinn dem Kaiser zur Linken. Zur rechten Seite des Thronhimmels nahmen die Prinzen, zur linken die Prinzessinnen, mit der Kaiserinn Mutter an der Spitze, in oben beschriebener Ordnung Platz. Die Minister und Groß-Officiere des Reichs setzten sich hinter den Prinzen, die Personen, welche den Kaiser (s. oben) beym Eintritt in die Kapelle umgaben, stellten sich hinter seinen Armstuhl; die Ehren-Damen von Frankreich und Italien, die Staats-Dame, der Ehrenritter, der erste Stallmeister und erste Almosenier der Kaiserinn hinter den übrigen. Die Damen des Pallastes und hinter ihnen die Damen der Prinzessinnen reihten sich auf der linken Seite des erhabenen Bodens. Die Officiere Mantelträger der Prinzessinnen blieben hinter denselben stehen. Der Groß-Ceremonienmeister mit seinem Gefolge stand zur Seite des rechten Betschemels unterhalb der Stufen des erhabenen Bodens. Hinter demselben nahmen die Haus-Officiere des Kaisers, der Prinzen und Prinzessinnen auf mehrern Bänken Platz. Die Pfortenöffner blieben am Eingange, die Wappen-Herolde und Pagen in der Galerie stehen.

Als das ganze Gefolge Platz genommen hatte, wurde es dem Groß-Almosenier vom Ceremonienmeister angezeigt. Er erhob sich von seinem Sitze, machte J. J. M. M. eine tiefe Verbeugung, und stimmte das Veni Creator an, während deß alles auf den Knieen lag.

Hierauf setzte sich der Groß-Almosenier wieder; ein kais. Almosenier brachte ihm das Becken mit dem Trauringe und den 13 Goldstücken, die jener einsegnete. Als diese Feyerlichkeit zu Ende war, machte der Groß-Ceremonienmeister J. J. M. M. eine Verbeugung. Beyde M. M. begaben sich nun an den Fuß des Altares, und reichten stehend sich die rechte Hand, nachdem sie die Handschuhe abgezogen, und der Kaiser die seinigen dem Groß-Kammerherrn, die Kaiserinn die ihrigen der Ehren-Dame gegeben hatte.

Der officirende Groß-Almosenier (Kardinal Fesch) richtete hierauf an den Kaiser folgende Worte:

„Sire, Sie erklären und schwören vor Gott und im Angesichte seiner heiligen Kirche, daß Sie jetzt zu Ihrer Frau und rechtmäßigen Gemahlinn Ihre kais. kön. Hoheit, die hier gegenwärtige Madame Marie Louise, Erzherzoginn von Oesterreich, nehmen?“ —

Der Kaiser antwortete: „Ja, mein Herr!“ (Oui, Monsieur!)

Der Officirende fuhr fort: „Sie versprechen und schwören, Ihr Treue in allen Stücken zu halten, wie ein treuer Gatte es seiner Gattinn schuldig ist, nach dem Gebote Gottes?“ —

Der Kaiser antwortete: „Ja, mein Herr!"

Der Officirende richtete sich nun an die Kaiserinn: „Madame, Sie erklären und schwören vor Gott und im Angesichte seiner heil. Kirche, daß Sie jetzt zum rechtmäßigen Gemahle den hier gegenwärtigen Kaiser Napoleon nehmen?"

Die Kaiserinn antwortete: „Ja, mein Herr!"

Der Officirende fuhr fort: „Sie versprechen und schwören, Ihm Treue in allen Stücken zu halten, wie eine treue Gattinn es ihrem Gatten schuldig ist, nach dem Gebote Gottes?"

Die Kaiserinn antwortete: „Ja, mein Herr!"

Der Officirende überreichte hierauf dem Kaiser die 13 Goldstücke, der sie der Kaiserinn (als Trauschatz) einhändigte. Die Kaiserinn gab sie der Ehren-Dame, und diese einem Ceremonien-Gehülfen. Eben so gab der Officirende dem Kaiser den Trauring, den Se. Maj. der Kaiserinn an den Ringfinger der linken Hand mit den Worten steckte: „Ich gebe Ihnen diesen Ring zum Zeichen der Ehe, die wir schließen."

Der Officirende machte nun das Zeichen des Kreuzes über der Hand der Kaiserinn, und sagte: In nomine Patris et Filii et S. S.

J. J. M. M. liessen sich auf die Kniee nieder; der Officirende streckte die Hand über die Gatten aus, und betete die Gebete: Deus Abraham etc,, und Respice, quaesumus, Domine! etc.

Nach diesen Gebeten kehrten J. J. M. M. zu ihren Armstühlen zurück. Der erste assistirende Bischof brachte ihnen das Evangelium zum Küssen, und räucherte sie ein. Nach dem Offertorium setzten sich der Officiant und die Assistirenden; ein Ceremonien-Gehülfe nahm die Wachs-Kerze, vom Kaiser zur Opferung bestimmt, und kniete damit an den Stufen des Altares nieder. Der Groß-Ceremonienmeister deutete dem Kaiser durch eine Verbeugung an, sich zur Opferung zu begeben; der Kaiser erhob sich (mit dem oben genannten kleineren Gefolge), und kniete auf einem Kissen vor dem Altare nieder. Der Groß-Ceremonienmeister nahm nun die Wachskerze dem Gehülfen ab, und überreichte sie dem Prinzen Ehrenträger des Kaisers (dem Könige von Holland), der sie Sr. Majestät einhändigte. Der Kaiser überreichte sie dem Officirenden, und begab sich hierauf zu seinem Armstuhle zurück.

Mit ähnlicher Feyerlichkeit ging die Opferung J. M. der Kaiserinn vor sich, nur daß sie zur Prinzessinn-Ehrenträgerinn die Königinn von Neapel hatte, und von weiblichem Gefolge begleitet war.

Nach dem Pater begaben sich J. J. M. M. neuerdings zum Altare, und knieten auf den Küssen nieder. Der Bischof von Versailles, erster Almosenier des Kaisers, und der Erzbischof, Kardinal von Roban, erster Almosenier der Kaiserinn, hielten über den Häuptern J. J. M. M. einen Trauschleyer von Silberstoff während des Gebetes Propitiare und der Prefation ausgespannt. Nach geendeter Prefation besprengte der Groß-Almosenier J. J. M. M. mit Weihwasser, und fuhr mit der Messe fort; J. J. M. M. kehrten zu ihren Stühlen zurück.

Nach dem Agnus Dei gaben zwey Almoseniere des Kaisers, unter Vortretung zweyer Ceremonienmeister, J. J. M. M. das Pax zum Küssen, und räucherten sie ein.

Bey dem Ite, missa est warfen sich J. J. M. M. auf die Kniee; der Groß-Almosenier sprach, gegen Dieselben gewendet, das Gebet: Deus Abraham, Deus Isaac, und der Officierende gab den bischöflichen Segen.

Hierauf reichte der Groß-Almosenier J. J. M. M. das Weihwasser, gab ihnen das Corporale (Meßtuch) zum Küssen, und stimmte am Altare das Te Deum an. Als es gegen das Ende ging, ordneten die Ceremonienmeister und Gehülfen das Gefolge, das J. J. M. M. vortreten sollte, und als es ganz vollbracht war, deutete der Groß-Ceremonienmeister J. J. M. M. an, daß die Feyerlichkeit geendet sey. Nun nahm alles seinen alten Platz im Gefolge wieder ein, J. J. M. M. erhoben sich; der Kaiser gab der Kaiserinn die Hand. Der Zug ging durch die Galerie des Louvre in die Galerie der Diana zurück, wo das Gefolge verblieb. J. J. M. M. und die kaiserliche Familie begaben sich in den Salon des Kaisers. Die Kaiserinn verfügte sich ins Schlafzimmer; die Ehren- und die Staats-Dame nahmen ihr den Kaiser-Mantel und die Krone ab, und übergaben sie dem Groß-Kammerherrn, der sie nach Notre-Dame mit eben der Feyerlichkeit zurückbringen wird, mit der er sie abgeholt hatte.

J. M. die Kaiserinn machte hierauf ihre Toilette für das Gastmahl, das um 7 Uhr Statt hatte. Nach Endigung desselben war große Serenade im Tuilleriengarten, Feuerwerk in den Champs élisées, und allgemeine Beleuchtung.

Während der Serenade zeigten sich J. J. M. M. auf dem Balkone des Gartens, und wurden mit allgemeinem Jubel empfangen. Die Holdseligkeit, das ungezwungene und doch königliche Betragen der jungen Kaiserinn hatte ihr schon während des Zuges alle Herzen gewonnen. Man will demerkt haben, daß sie sich während des Einzuges von St. Cloud beständig bey der Hand hielten, und sich gleich am ersten Tage duzten.

Paris, 4 April.

Gestern am 3ten dauerten die Feyerlichkeiten noch fort. J. J. M. M. ertheilten den Glückwunschungs-Deputationen der verschiedenen Reichskörper Audienz. Wappenherolde fuhren über die Boulevards, und warfen Vermählungs-Denkmünzen aus. Abends war wieder freyer Einlaß in alle Theater. Bey allen diesen Feyerlichkeiten, die eine ungeheure Menschenmenge nach Paris zogen, fiel nicht die geringste Unordnung, und, außer einer etwas gequetschten alten Frau, nicht das geringste Unglück vor, was der Polizey und dem Volke gleich Ehre macht. Heute gehen J. J. M. M. nach St. Cloud, und morgen von da nach Compiegne, wo Sie den ganzen Aprilmonat verbleiben werden. Man spricht viel von der Schönheit des Schlafzimmers der Kaiserinn daselbst, das ganz mit rothem Cachemire, mit Gold verbrämt, umhangen und mit Spiegeln an der Decke getäfelt seyn soll. Als J. M. die Kaiserinn zuerst dort eintraf, sah sie sich gleich nach einem Piano um, auf dem sie eine große Künstlerinn ist.

Die beyden Adler, der kaiserl. Französische, und der kaiserl. Oesterreichische, sind auf allen Wappenschildern der Triumphpforten vereinigt.

Man versichert, General Moreau komme aus Amerika zurück, und werde zum Duc d'Hohenlinden ernannt werden.

Die Dichter aller Art, und die Bühnen sind nun in vollem Athem die große Feyerlichkeit zu verherrlichen. Vermuthlich hat diese Vermählung auf die schönen Künste einen wohlthätigen Einfluß; einen Hof, an dem die Liebe herrscht, besucht die Dichtkunst bald. So war es nach Ludwigs XIV frühern Kriegen vom Jahre 1660 an, wo er sich mit Maria Theresia von Oestreich vermählte.

Der russische Gesandte Prinz Kurakin war ebenfalls bey der Trauungsfeyerlichkeit in der Hofkapelle zugegen, aber die Anfälle des Podagra setzten ihm so heftig zu, daß er sich vor Endigung derselben wegbegeben mußte.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1810.

Nro. 8.

Nachtrag
zu einer Anzeige der Ansichten, Nachträge und Berichtigungen zur Geschichte von Frankfurt am Main im Morgenblatte; eingesandt vom Verfasser der Gesch. v. Frkf. a. M.

Bereits im letzten December hat es einem Korrespondenten des Morgenblattes gefallen, meiner Prüfung der vertrauten Briefe über die Geschichte von Frankfurt am Main *) mit einem ironischen Beywort zu gedenken, und dem Verfasser der Briefe Weihrauch zu streuen. Ich gönnte dem Einsender die seltne Freude, mit kaustischem Witze zu glänzen, und den süßen Trost, eine Freundschaftspflicht zu erfüllen.

Um aber künftigen Herzenserleichterungen dieser Art vorzubeugen, säumte ich nicht, den würdigen Verleger des Morgenblattes auf die trübe Quelle dieser Einschaltungen aufmerksam zu machen; ich bat — weil der Mehrheit der Lesewelt wenig an meinem Buche, noch weniger an dem Verfasser gelegen seyn wird, beyde künftig das selige Glück der Verborgenheit genießen zu lassen. Diese Bitte ward zugestanden, es sollte meiner und des meinigen nicht mehr gedacht werden.

Dennoch ist obengedachten vertrauten Briefen in der ersten diesjährigen Uebersicht der neuesten deutschen Literatur im Morgenblatte ein neues Cenotaphium auf Unkosten der Geschichte von Frankfurt gestiftet worden. Schade, daß der lobpreisende Anzeiger weder die Geschichte von Frankfurt noch meine längst erschienene Antwort auf die vertrauten Briefe kennt. Ein Richter, der nur die Akten der einen Parthey vor Augen hat, ist wenigstens verdächtig. **)

Hätte der Referent die Geschichte von Frankfurt mit den vertrauten Briefen, diese mit meiner Antwort verglichen, er würde bald den ganzen Zweck der Briefe errathen, und die kleinliche Fehde mit der Gleichgültigkeit angesehen haben, welche sie verdient; wenigstens hätte er sich gehütet, als Beweis für die mir zugemutheten Blößen zwey leicht zu erkennende Druckfehler *) anzuführen; er würde lieber von der ungeheuern Geduld, womit der Verfasser der Briefe mir Schritt vor Schritt nachgefolgt sey, geschwiegen haben, da bekanntlich zwey Drittheile der vertrauten Briefe Episoden enthalten, welche meine Geschichte von Frankfurt gar nichts angehen.

So überflüßig es ist, etwas zur Vertheidigung eines Buches zu sagen, das bereits vor mehrern Jahren ausführlich und gründlich beurtheilt ward, oder Einwürfen zu begegnen, die längst in der Prüfung der vertrauten Briefe widerlegt sind; so kann ich doch nicht umhin, den Grund anzugeben, warum ich den guten Rath des Referenten: den ersten Theil meiner Geschichte umzuschmieden und abzukürzen, nicht benutzen kann. — Ich will diesen Grund mit den Worten sagen, die mir der verewigte Johannes v. Müller kurz vor seinem Tode als Vale zuschrieb: „Lassen Sie Sich nicht irre „machen. Gehen Sie — ich bitte Sie — Ihren eignen „Weg. Kürzen Sie Ihre Bahn nicht ab. Diejenigen „Leser sind gleichwol die besten, welche die Sache recht „wissen wollen. Für andre, und wenn sie auch Fürsten wären, schreiben wir nicht."

Indessen kenne ich einen Fürsten — so weise als hieder — der mir noch vor wenigen Wochen befahl, die Geschichte von Frankfurt, seines Beyfalls gewiß, gerade so fortzuschreiben, wie ich begonnen hätte.

Anton Kirchner,
Pfarrer an der heiligen Geistkirche zu Frankfurt a. M.

*) Sie haben noch einen zweyten Titel: Ansichten, Nachträge und Berichtigungen zur Geschichte von Frankfurt am Main. Unter diesem letztern nur werden sie im Morgenblatte angezeigt.

**) Desto unverdächtiger ist eine Anzeige beyderseitiger Akten in dem 24sten Stücke der Göttinger gelehrten Zeitung.

*) Einmal heißt es in einer Note der Geschichte von Frankfurt bey Anführung eines Schriftstellers: Günther Ligurinus, statt Günther im Ligurinus. Ein andermalwo namentlich von dem sächsischen Lothar die Rede ist, Lothar IV statt Lothar II. — Quelle misère? —

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben Kaiser Karl des Grosen, beschrieben durch Hans Karl Dippold. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Diese Biographie, von welcher schon im Morgenblatte Fragmente zur Probe abgedruckt worden, hat nun die

Presse verlassen. Schwerlich möchte eine günstigere Zeit gefunden werden, um der Erinnerung das Leben dieses großen Kaisers wieder vorzuführen, und die Gegenwart mit der Vorzeit zu vergleichen. Sorgfältig hat sich der Verf. alles Parallelisirens enthalten, nur die reine, auf Quellen begründete Geschichte gegeben. Er hat nichts gespart, um seinem ersten Produkte, wodurch er in die Rennbahn der Geschichtschreiber zu treten begehrt, die größtmöglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu verschaffen, und alle frühere Schriften über Karl den Großen entbehrlich zu machen. Es darf wol angeführt werden, daß dieser Versuch dem Verf. Johannes von Müllers ganze Freundschaft erworben, da sie sich doch nie gesehen; daß der Verewigte noch kurz vor seinem Tode das Ganze mit Sorgfalt durchgelesen, und dem jungen Historiker die erfreulichsten Beweise seiner Zufriedenheit und väterlichen Wohlwollens gegeben hat. —

Observations sur les causes immédiates du changement de dynastie et de l'insurrection de l'Espagne. Adressés à Don Pedro Cevallos. Ttraduites de l'Espagnol. gr.8. 1 fl. 12 kr.

Die Geschichte unsrer Tage hat unsre vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Vorfälle in Spanien geleitet, und was Cevallos hierüber berichtet hat, findet in obigen Beobachtungen einen Widerleger, der vertraut mit den geheimsten Triebfedern und Planen der bey der spanischen Revolution thätigen Personen Aufschlüsse gibt, welche ein ganz neues Licht verbreitet. Als wahrem und warmem Freund der spanischen Nation wird man ihm die heftige Sprache verzeihen, die gegen die Ruhe, welche den unparteyischen Geschichtschreiber auszeichnet, in etwas starkem Contrast stehet — die Thatsachen entscheiden am sichersten für die Wahrheit.

Ankündigung.

Während so viele erleuchtete Männer Gott danken, daß er in die sündhafte Zeit noch hier und da einen Strahl der Erquickung fallen läßt, erhebt sich der Kakodämon in den gemeinen Naturen, denen zu bangen anfängt um ihr Mückendaseyn, und möchte mit frevler Hand zerstören, was unzerstörbar gegründet ist in den tiefsten Tiefen der Unergründlichkeit. Kaum begann der freundliche Maymorgen unsrer wiedererweckten Poesie in das trübe Winterleben herein zu blicken, kaum erhoben die ersten Nachtigallen ihre ersten Lieder auf den bewegten hoffnungsgrünen Zweigen und von den prangenden Blütendolden, als auch schon das Gelener gemeiner Waldhäher die heiligen Liebesstimmen unterbrach. Nirgends hat sich jedoch die Ruchlosigkeit frivoler Witzfeuerkünstler hämischer und dämischer ausgesprochen, als in dem sogenannten Kling-Klingelalmanach, und gegen solchen Unsug muß sich mit Macht rüsten, in wessen Brust noch ein Fünklein vom Heiligen pulsirt. Wenn das Höchste so entwürdigt wird, wie in der fleischlichen Froschgeschichte und in dem priapischen Eiszapfen, so brechen die dirae von selbst hervor. Ich habe mein indignirtes Gefühl ausgesprochen in einem Büchlein, welches so eben in unsrer neuen Societätshandlung erschienen ist unter dem Titel: Die Binde der Nemesis, ein Umschlag um den Karfunkelalmanach. Dieses Büchlein enthält folgende Rubriken: 1. Aurora am Froschteich, ein Strafgericht. 2. Das Höchste, Mittelste und Niedrigste. 3. Die Klingklingler, eine Nachtwächter-Phantasie. 4. Der Tod und der Hummer, eine Parabel. 5. Ein Sündflutspsalm. 6. Die Geburtswehen der Zeit, eine Melodrama ohne Musik. 7. Gigantomachie, ein mathematisches Opus in 366 §§. gesungen in einem Schaltjahr.

Büsum, am 12. Dec. 1809.

Nils Thiessen,
Lehrer der Naturwissenschaft am Lyceo.

Obige Schrift, 18 B. stark, elegant gedruckt, ist so eben bey uns fertig geworden, und kostet im meergrünen Umschlag 1 Rthlr. 4 Ggr. Sie wird jedoch nicht à condition, sondern blos auf Bestellung versandt. Zugleich machen wir bekannt, daß in unsrer neuetablirten Handlung nächstens einige naturhistorische Prachtwerke erscheinen werden, wovon das eine: Vom Leben des Seesterns oder der Seegallerte, bereits bis auf das Koloriren der Kupfertafeln fertig ist.

Neue priv. Societätshandlung
in Büsum.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ansicht der Stadt Jena in den Oktober-Tagen 1806, nebst einem Anhange, kl. 4. mit schwarz und illuminirten Kupfern. Jena, bey Seidler, 1809. 2 Rthlr. 12 gr.

Wer sich seiner in Jena verlebten Tage noch mit Wohlgefallen erinnert, oder wer Theil nimmt an den Schicksalen einer von feindlichen Heeren tief gedrängstigten Stadt, oder überhaupt an den Bewegungen und dem Treiben, an den Gedanken und Empfindungen friedegewohnter Menschen unter dem Druck des Krieges; ja selbst wen nur das Auffallendste des Kriegs, und sein Schrecklichstes, die Schlachten, interessiren — der wird diese Schrift, die einen berühmten Mann zum Verfasser hat, nicht nur mit großem Wohlgefallen, sondern auch nicht ohne wahre Befriedigung lesen. Was sich für den Menschen Merkwürdiges in den Oktobertagen 1806 in Jena zugetragen, findet man hier mit Geschmack und ächter Menschenkenntniß erzählt, und das Wichtigste davon in den beygelegten Kupfern, die von Hrn. Roux, der auch hier sein hohes Künstlertalent bewährt hat, gefertigt sind, anschaulich dargestellt. Die Kupfer haben folgende Gegenstände:

1) Der Napoleonsberg von der Seite, wo der Apoldaische Steiger hinaufführt, nebst der Straße nach Weimar.
2) Ansicht der Stadt Jena von Morgen her.
3) Bivouac der Franzosen im Mühlthale.
4) Der Griesbachsche Garten in den ersten Stunden des 14 Oktobers 1806.
5) Nachtlagerplatz Napoleons des Großen vor der Schlacht bey Jena.
6) Die Franzosen sind bemüht, ihre Kanonen den Apoldaischen Steiger hinauf zu bringen.
7) Die Stadtkirche Abends nach 7 Uhr den 14 Oktober 1806.
8) Der Napoleonsberg von Abend her den 7 Oktober 1808.

Anleitung zum Zeichnen, als ein Hülfsmittel der feinern Bildung, von Hans Veit Schnorr v. K. Mit 60 Kupf. in Folio, nach den schönsten Werken der Kunst.

Lehrer der Jugend, die das Zeichnen nicht blos als einen unschuldigen Zeitvertreib für die Reichen, oder als Mittel zu mancherley Erwerb für die Aermern im Volk, sondern im Sinne jenes klassischen Volkes im Alterthum, von dem alle Ideale und der Canon aller Richtigkeit und Schönheit in Formen ausgegangen sind, als einen unerläßlichen Theil wahrer Erziehung und als Mittel zur höhern Ausbildung und Veredlung des Zöglings ansehen, müssen mit dem Verfasser dieses Werkes gestehen, daß dazu keins der bisher bekannten Zeichenbücher ausreiche. Dies bewog Hrn. Schnorr, Lehrer bey der hiesigen Akademie der bildenden Künste — der sich, auch außer seinem Amte, dem Unterrichte der Jugend mit Nachdenken und Liebe seit vielen Jahren gewidmet, und als ausübender Künstler sich bekanntlich wohlverdienten Ruhm erworben hat — die herrlichsten Muster der alten und neuen Kunst, die zu seinem Zwecke dienlich waren, in Conturen, nach Bedürfniß aber auch mit Licht und Schatten, möglichst treu zu zeichnen, und selbst in Kupfer zu ätzen. Er war dabey eifrigst bemüht, durch Studium der besten Schriftsteller, durch Unterredung mit einsichtsvollen Künstlern, Pädagogen und gründlichen Kennern der Kunst seine Ideen zu erweitern und zu berichtigen. So entstand dieses Werk, welches bestimmt ist, den Lehrern der Jugend, vornämlich des weiblichen Geschlechts der feinern Welt, die zweckmäßigen Mittel bey dem Unterricht in die Hände zu geben, bey den Schülern die Liebe für die Kunst zu wecken, das Studium und die Ausübung derselben zu erleichtern und angenehm zu machen, durch zweckmäßige Wahl, überdachte Anordnung, Vollständigkeit ohne Ueberladung, edeln Vortrag der Form und der Gestalt, durch klare Ansichten, richtige Bestimmung, durch Contraste des Schönen und Edeln mit dem weniger Schönen und selbst dem Häßlichen, durch Verbindung einer einfachen Theorie mit der Praxis u. s. w.

Aus dem hier angedeuteten Plane sieht der Liebhaber von selbst, daß auch für ihn eine solche Sammlung der schönsten Werke der Kunst, verbunden mit einem erklärenden und beurtheilenden Text, äußerst interessant und lehrreich seyn muß. Hr. Schnorr ist weit entfernt von der Anmaßung, Künstler von Profession unterrichten zu wollen; doch wird auch jeder Schüler der ausübenden Kunst sein Werk mit großem Nutzen gebrauchen. Er hat sich vorzüglich die menschliche Gestalt zum Gegenstand erwählt, aus der Ueberzeugung, daß, wer diese gut zeichnen kann, auch die übrigen Gegenstände der Kunst zu zeichnen mit wenig Aufwand von Zeit und Mühe erlernen wird, und daß man auch nach seinem Plan dem Gesetze treu bleiben kann, vom Leichten zum Schweren stufenweise hinauf zu gehen. Ueberdies hat man Anweisungen zu Blumen und Landschaften genug, wie denn bey mir selbst die vollständige Anleitung zum Landschaftszeichnen von dem ehrwürdigen Professor Zingg in Dresden unlängst erschienen ist.

Alle sechzig zu dem Werke gehörige Platten in Folio, nebst einem Band Text in gr. 8. sind fertig, und werden in der Ostermesse dieses Jahres gegen baare Zahlung abgeliefert. Wer bis dahin bey mir oder in der ihm bekannten Buchhandlung 12 Thlr. sächs. voraus bezahlt, der erhält solches auf starkem Schweizer-Kupfer-Papier; für 8 Thlr. sächsisch auf eben solchem Papier, schwächerer Sorte. Nach der Messe kostet das erstere 15 Thlr. und das andere 10 Thlr. sächsisch.

Unbegüterten wird die Anschaffung dadurch erleichtert, daß ich den Liebhabern, die sich bis zur Ostermesse melden, das Ganze in 4 Lieferungen von zwey Monaten zu zwey Monaten, oder nach ihrer Bequemlichkeit von dreyen zu dreyen, liefern will, wenn sie für die erste Lieferung 2 Thlr. sächsisch voraus bezahlen, und bey deren Empfang 2 Thlr. für die nächste und so fort.

Lehrer, die Gelegenheit haben fünf Käufer zu finden, erhalten das sechste Exemplar frey, wenn sie sich unmittelbar an mich wenden. Wer mit diesem Werke auch Zinggs Anleitung zum Landschaftszeichnen in 27 Blättern in Folio nebst 7 ausgeführten trefflichen Landschaften kaufen will, dem überlasse ich solches in der Ostermesse für 5 Thlr. sächsisch. Nachher kostet solche wieder wie bisher 7 Thlr. 8 gr.

Leipzig im März 1810.

Georg Joachim Göschen.

Bey Friedrich Perthes in Hamburg wird unter dem Titel:

Vaterländisches Museum

eine neue Monatsschrift erscheinen, deren Veranlassung einzig in den drängenden Umständen einer Zeit zu suchen ist, dergleichen von so ausgebreiteter Gewalt, von einem so in die geringsten Umgebungen eingreifenden Umschwunge der Dinge seit der Völkerwanderung her keine gefunden werden kann.

Jetzt wo Jeder, der Gegenwart überdrüssig, in die Zukunft, hoffend oder zagend hineinschaut, scheint es mehr als je nothwendig, sich rettend, einen Mittelpunkt zu gewinnen, um von ihm aus den mancherley Strudeln und Wirbeln zu begegnen. — —

Es wird daher diese der Wiederbringung und Verbreitung des innern Friedens geweihte Zeitschrift nicht politisch seyn, in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, der auf Mittheilung oder gar Beurtheilung der öffentlichen Handlungen und Begebenheiten des Tages geht.

Die wahre politische Richtung, das Interesse für Staat und Geschichte aber, meinen wir keineswegs von unsern einer würdigen Beschäftigung gewidmeten Blättern ausschliessen und reinen Sinn für geschichtliche Wahrheit verläugnen zu dürfen, den wir im Gegentheil als das erste achten, und die wir unumwunden auszusprechen uns ohne Scheu bestreben werden.

Eben so halten wir uns für verpflichtet, ernste Sorge zu tragen, für Erhaltung deutscher Bildung und für Bewahrung deutsch-eigenthümlicher Art und Wissenschaft und Kunst; und befürchten nicht, uns dadurch den so neu aufgekommenen Vorwurf der Germanomanie zuzuziehen. Im Gegentheil scheint die Zeit mit ihrer Noth, anstatt in solcher Eitelkeit und solchem Stolz, uns vielmehr zu der Ueberzeugung zu bringen, daß nur von einem ernstlichen Streben nach Wahrheit und reiner Gottergebenheit etwas Besseres ausgehen könne. Lange genug ist in Wissenschaft und Religion gekämpft, Meinung gegen Meinung gestellt worden. Vernunft und Religion, die in Eintracht ne-

neben einander hergehen sollten, haben aus Mißverstand und Blödsinn oder Uebelsinn oft wider einander seyn, einander vernichten, und jede allein herrschen wollen, und so ist die Welt bald mit Dummheit und Aberglauben, bald mit Afterweisheit und Unglauben heimgesucht worden; die Folgen dieses verrückten Verhältnisses liegen am Tage.

Demnach bietet auch hier das v. M. Gelegenheit, daß des Wissens aller Art kundige Männer sich vereint bemühen mögen, den geschehenen Schaden zu bessern, und den Karakter des von Natur viel und tief forschenden, Gott und Menschen treuen Deutschen in seine alte Würde herzustellen. Redlicher Eifer und guter Wille der Redaktion können nur in soweit dazu beytragen, indem diese

religiösen Sinn,
wissenschaftliche Tüchtigkeit,
geschichtliche Wahrheit

allein zum unverletzlichen Maßstab nehmend, in Form und Inhalt übrigens ungehinderte Freyheit gestattet.

Als Anhang wird das v. M., durch günstige Verhältnisse aufgefordert, Materialien zu einem Gemählde europäischer Kultur liefern, indem wir dadurch dem karakteristischen Streben des deutschen Geistes nach universeller und vielgestalteter Erkenntniß zu entsprechen glauben. Treue Berichte aus allen Ländern, von unterrichteten und wohlgesinnten Korrespondenten gegeben über Glauben, Wissen und Handeln der Nationen, werden den Stoff liefern. Durch treffende Zusammenstellung, durch Heraushebung wechselseitiger Einwirkung der verschiedenen eigenthümlichen Bildung, durch Würdigung aller auf der Wagschale allgemeiner Humanität, hoffen wir uns dem Ideale eines Kulturgemähldes, das uns vorschwebt, zu nähern.

Das v. M. wird übrigens anspruchslos erscheinen, lesbar für das grosse Publikum. Obwol von Gelehrten, ist es doch nicht für Gelehrte geschrieben; nur die Blüthen und Früchte der Gelehrsamkeit und Wissenschaft, nicht die Arbeiten und Werkzeuge ihrer Pflege, soll es aufstellen.

Den Titel wählten wir mit dankbarer Erinnerung an das deutsche Museum, wo treffliche und wackere Männer gleichfalls strebten, deutsche Bildung und Ansicht zu vereinigen.

Das Aeussere wird einfach seyn, und das Ganze nicht zu theuer, wie es den Umständen der Zeit geziemend ist.

Obwol im Stande, jetzt schon hervorzutreten, wird das Journal, um an innerer Anordnung zu gewinnen, doch erst vom Juli dieses Jahres an, monatlich erscheinen.

Hamburg 1810 im Februar.

Die Redaktion des vaterländischen Museums.

Pränumerations-Anzeige einer neuen und sehr wohlfeilen Ausgabe der Oeuvres complètes de M. de Florian. 12 Volumes. Mit 12 Kupfern. 8. Leipsic 1810. (220 Bogen stark.)

Zu einer Zeit, wo die Fertigkeit in der französischen Sprache ein grosses Bedürfniß jedes Gebildeten ist, verdiente dieser so allgemein beliebte Schriftsteller wol eine neue Auflage, da der Inhalt seiner Werke so anziehend ist, seine Darstellungen so lieblich, und seine Sprache in so leichter und reiner Klarheit dahinfließt. Wem, der auf gebildeten Geschmack Anspruch macht, wären Florians sinnreiche Novellen, sein Ritterroman, der Gonsalvo von Kordova, die idyllische Estelle, seine netten Fabeln, seine Schäfererzählung Galatée, seine beliebten Schauspiele, so wie so vieles andere Schöne — unbekannt?? und wen hätten nicht die reinen, schuldlosen und einfachen Sitten in allen seinen Schriften angezogen? Für unsere Jugend zumal wird es kaum eine Schrift geben, aus welcher sie leichter und lieber ein reines Französisch erlernen möchte. Der Inhalt sämmtlicher 12 Bände ist folgender: Tom. 1. Nouvelles et nouvelles Nouvelles. Tom. 2. Numa Pompilius. Tom. 3 et 4. Théatre. Tom. 5. Galatée et Estelle. Tom. 6 et 7. Gonzalve de Cordove. Tom. 8. Fables et Guillaume Tell. Tom. 9. 10. 11. Don Quichotte de la Manche. Tom. 12. Eliezer et Nephtaly, et petites Pieces.

Der unterzeichnete Verleger, welcher seinerseits an Druck und Papier nichts gespart hat, die Gefälligkeit dieses Werks zu erhöhen, hofft es dadurch gemeinnütziger zu machen, daß er die Pränumeration zu dem höchst billigen Preis für alle 12 Theile auf 5 Thlr. 8 gr. sächs. setzt, und den Liebhabern, die Pränumeranten sammeln wollen, noch auf 5 Exemplare das 6te gratis gibt, welches Frey-Exemplar aber einzig und allein nur von ihm selbst und keiner andern Buchhandlung zu fodern und zu erhalten ist.

Die ersten 3 Bände dieser neuen Ausgabe sind bereits im Druck beendigt und an alle gute Buchhandlungen versandt worden, damit jeder, der auf diese Ausgabe pränumeriren will, sie zuvor in Augenschein nehmen kann.

Jeden Monat soll ein Band erscheinen und mit Ende des Jahrs 1810 die Ausgabe komplett und vollendet seyn. — Der Pränumerations-Termin dauert gleichfalls dieses ganze Jahr, und nach ihm tritt der Ladenpreis mit 8 Thlr. wieder ein.

Leipzig, im Januar 1810.

Gerhard Fleischer der Jüngere.

Die Cottaische Buchhandlung in Tübingen nimmt auf obiges Werk Pränumeration an.

Die Tugenden und Thaten unserer Vorfahren müssen ein ernster Antrieb für uns werden, ihnen mit Eifer nachzustreben. Eine Rede vor dem königl. preußischen Garde-Regiment zu Fuß in der Oberkirche zu Frankfurt a. d. Oder, gehalten von C. V. Spiecker, Prediger und Professor. Nebst einigen Erläuterungen und Belegen aus der Geschichte des Vaterlandes.

Diese über Hiob VIII, V. 8 und 10 gehaltene Predigt, die in einer kraftvollen männlichen Sprache abgefaßt ist, sucht in der Brust treuer Bürger die heilige Liebe zum Könige und Vaterlande, die heldenmüthige Ausdauer in einer schwerbedrängten Zeit und das unwandelbare Vertrauen auf Gott zu stärken und zu beleben. Um diese Absichten desto sicherer zu erreichen, und um seinen Worten durch die Thaten der Väter mehr Kraft und Nachdruck zu verschaffen, fügte der Verfasser Erläuterungen und Belege aus der Geschichte des Vaterlandes hinzu.

Frankfurt a. d. Oder im Febr. 1810.

Akademische Buchhandlung.

Nro. 92.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 17. April, 1810.

Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken.
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.

v. Schiller.

Nekrolog.

A. F. Fourcroy (geb. 15 Jun. 1775, gest. 16 Dec. 1809).

(Im Auszuge aus der biographischen Notiz des Mr. E. Pariset. Mercure de France, 10 Febr. 1810.)

Anton Franz Fourcroy, lebenslänglicher Staatsrath, Reichsgraf, Kommandant der Ehrenlegion, General-Direktor des öffentlichen Unterrichts, Mitglied des National-Instituts und Professor der Chemie an den medizinischen und polytechnischen Schulen und am Museum der Naturgeschichte — war zu Paris von armen adeligen Aeltern geboren. Sein Vater bekleidete die Stelle des Apothekers beym Herzoge von Orleans. Von schwächlichem Körperbau, war Hr. Fourcroy in seiner Jugend oft kränkelnd. Im siebenten Jahre starb ihm seine Mutter, die ihn zärtlich geliebt hatte. Dieser Verlust zerriß sein Herz, und man hatte Mühe, ihn in seiner Verzweiflung davon abzuhalten, sich in die Grube zu stürzen, welche die geliebte Leiche decken sollte. Im neunten Jahre ward er ins Collège d'Harcourt gebracht, wo er im vierzehnten seinen Studien-Kurs vollendet hatte. Durch lebhaften Geist, muntere Laune, vortreffliches Gedächtniß und leichte Fassungskraft unterschied er sich von seinen Mitschülern; aber er mißbrauchte die herrlichen Gaben, und überließ sich regellosen Zerstreuungen.

Sein Vater hatte inzwischen seine Stelle aufgegeben, und lebte in dürftigen Umständen. Der junge Fourcroy, stets kränkelnd und schwächlich, fühlte die Nothwendigkeit eines Berufes, unentschlossen, welchen er wählen sollte. Seine Liebhaberey für Musik und Dichtkunst, und seine Versuche in Theaterstücken führten ihn auf den Gedanken, Schauspieler zu werden. Bereits waren alle Einleitungen dafür getroffen, als glücklicher Weise das Mißgeschick eines seiner Freunde, der ihn auf die schlüpfrige Laufbahn hinzog und ihm darin vorgegangen war, der Neigung zum Theater auf immer ein Ende machte.

Müßig konnte er jedoch nicht bleiben. Er wollte sich jetzt dem Handel widmen, nahm Schreibunterricht und beschäftigte sich mit dem Wechsel-Studium. Ein seiner Familie befreundeter Kanzleybeamter verschaffte ihm ein kleines Amt, wodurch er, in Verbindung mit Schreibstunden, die er in Privathäusern ertheilte, sich eine tägliche Einnahme von neun Franken erwarb. Dies dauerte zwey Jahre. Jetzt ward eine Stelle in der Kanzley erledigt, auf die Hr. Fourcroy durch seine Arbeit und seinen Fleiß sich gegründeten Anspruch erworben hatte. Man überging ihn, um einen Neueingetretenen zu begünstigen. Empfindlich über diese Kränkung verließ er seine Schreibstube, um nie dahin zurückzukehren; allein jetzt befand sich der junge Mann ohne Stand und Vermögen, voll Leben und Thätigkeit, zum Drittenmale in Verlegenheit und Ungewißheit über die Laufbahn, die er sich wählen sollte. Dieser Zeitraum fällt in die Jahre 1770 bis 1772.

Eben damals war glücklicher Weise für Hrn. Fourcroy der berühmte Vicq-d'Azyr Kostgänger seines Vaters geworden. Diesem entging im vertrauten häuslichen Umgange des Jünglings Geist, und was er in den Wissen-

schaften leisten könnte, nicht. Vicq-d'Azyr hatte kurz zuvor seine Studien beendigt, sein Ansehen und sein Ruf nahmen täglich zu. Das Beyspiel, die Rathschläge, die Aufmunterung und die Unterstützung, die er Fourcroy darbot, entschieden diesen, sich der Arzneykunst zu widmen. So wie sein Entschluß gefaßt war, so wurden nun auch sein Fleiß und seine Anstrengung gränzenlos. Mit gleichem Eifer widmete er sich der Anatomie, der Chemie, der Botanik und der Naturgeschichte. Zwey Jahre später übersetzte er die Schrift Ramazzinis von den Krankheiten der Künstler, und begleitete sie mit Anmerkungen, welche den Eingeweihten in die neuesten Entdeckungen der Scheidekunst bezeichneten.

Fourcroys erste Arbeiten waren unter den Auspicien der königlichen Gesellschaft der Arzneykunst erschienen, welche auf Hrn. Vicq-d'Azyrs Veranlassung im J. 1776 zu Stande kam; dieser Umstand versetzte seinen in ein seltsames und schwieriges Verhältniß gegen die Fakultät. Diese nämlich sah die neue Gesellschaft mit scheelem Auge und als einen Eingriff in ihre Rechte an, und die Aerzte, welche in die Gesellschaft übergetreten waren, behandelte sie als Rebellen und Abtrünnige. Im Besitzthume der akademischen Würden glaubte sie durch strengere Maßnahmen bey ihrer Ertheilung an die Kandidaten die alte Disciplin zu handhaben und ihre gekränkten Rechte herzustellen. Während dieser Kampf eben am lebhaftesten geführt wurde, sollte im J. 1778 ein Stipendium vergeben werden, welches dem würdigst befundenen unter den Studirenden die akademischen Würden unentgeldlich verschaffte. Fourcroy, der alle Bedingnisse für die Zulassung erfüllt hatte, ließ sich zu den Prüfungen einschreiben, und übertraf in jeder Hinsicht seine Konkurrenten; aber als ein Günstling Vicq-d'Azyrs ward er zurückgewiesen, und man freute sich, in seiner Person die ganze königliche Gesellschaft demüthigen zu können. Der Dr. Bucquet versuchte umsonst, die Schande seiner Kollegen zu tilgen, indem er ihnen vorschlug, die Kosten für Fourcroys Aufnahme zusammenzulegen; sie wollten davon nichts hören, und glaubten sehr großmüthig zu seyn, wenn sie sich dazu verstünden, ihn mit der für dürftige Studirende gebräuchlichen Formel usque ad meliorem fortunam zuzulassen. Dies schlug nun aber Fourcroy hinwieder aus; er beendigte seine Studien, unterwarf sich allen Prüfungen und fand bey seinen Freunden hinlängliche Unterstützung, um alle Kosten zu zahlen. Im J. 1780 erhielt er denn also die Doktorwürde; aber Docteur-régent (der Zusatz berechtigte zu öffentlichem Lehramte) sollte er nicht eher heißen, bis er der Fakultät das Gelübde gethan hätte, jede Verbindung mit der königlichen Gesellschaft abzubrechen. Dies war nun zu dumm: Fourcroy gelobte zwar, was man so unbesonnen forderte, er blieb dabey aber nicht minder einer Gesellschaft treu, die ihn früher durch die Aufnahme unter ihre Mitglieder geehrt hatte.

Die Ausübung seiner Kunst und die Chemie beschäftigten ihn jetzt mehrere Jahre hindurch. Er war Armen-Arzt, an des Doktor Cocqueau Stelle, in den dürftigsten und volkreichsten Vorstädten St. Laurent und St. Marceau. Seine chemischen Vorlesungen wurden überaus zahlreich besucht, und sein glänzendes Lehrtalent hatte ihn schon sehr berühmt gemacht. Im J. 1784 starb Macquer, und die Lehrstelle der Chemie am königl. Garten, ward von Buffon, dem ihre Vergebung zustand, auf die Empfelung des Herzogs von Larochefaucauld, an Fourcroy übertragen. Ein Jahr später erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften, wo er anfänglich in der Abtheilung der Zergliederer, nachher aber freylich passender in jener der Scheidekünstler Platz nahm.

Die Wissenschaft erhielt damals eine gänzliche Umgestaltung. Lavoisier hatte einen Verein der trefflichsten Köpfe um sich gebildet: Condorcet, Laplace, Monge, Berthollet, Vicq-d'Azyr, Baume, Vandermonde, Poulletier de la Salle u. a. m. Ihnen trug er seit dem J. 1778 die zahlreiche Reihe seiner folgenreichen Entdeckungen vor. Fourcroy erhielt im J. 1782 dabey Zutritt. Vier Jahre später ging aus eben diesem Vereine, und im Einverständnisse mit dem Hrn. v. Morveau, die reine wissenschaftliche Nomenklatur hervor, welche, auf das Wesen des neuen Systems gegründet, demselben hinwieder schnellere Ausbreitung, längere Dauer und höheren Glanz verhieß. Im J. 1787 machte Fourcroy die Resultate der denkwürdigen Arbeit auf eine ihrer sehr würdige Weise bekannt.

Man will hier weder ein Verzeichniß der zahlreichen Schriften geben, die Hr. Fourcroy in schneller Folgenreihe erscheinen ließ, und die auf Arzneykunst, Natur-Beschreibung und Scheidekunst Bezug haben, noch die Verbindungen aufzählen, in welche er mit einer großen Zahl, durch Rang und Wissenschaft berühmter Männer gerieth; es mag die Bemerkung hinreichen, daß der Ruhm seiner wundervollen Redekunst (son admirable talent à manier la parole), welchen ganz Europa anerkannt hat, den höchsten Gipfel erreichte, und daß jede seiner öffentlichen Vorlesungen, im königl. Garten, in der Ecole d'Abfort, in den Sälen des Lycäum, oder in seinem Laboratorium, davon ein neuer und stets glänzenderer Beweis ward.

Einem Manne von so ausgezeichnetem Rufe und Verdienste konnten die Ereignisse der Revolution nicht fremd bleiben. Die Theilnahme, welche Hr. Fourcroy, als Mensch, als Bürger, als Gelehrter, daran äußerte, war groß und lebhaft, und mit Enthusiasm ergriff er jede schönere Hoffnung. Auf den politischen Schauplatz drängte er sich nicht hin, und nur erst im J. 1792 ward er als Mitglied des Wahlkorps von Paris zum fünften Suppleanten für den National-Konvent gewählt. Ein Jahr später, und geraume Zeit nach des Königes Tode, erfolgte sein Eintritt

in diese Versammlung. Seine Thätigkeit blieb eine lange Weile auf die Arbeiten des Ausschusses für den öffentlichen Unterricht beschränkt. Nur zweymal trat er während dieses ersten Jahres in der Versammlung als Redner auf: Das Einemal im Namen des Ausschusses, um einen Beschluß für die Ertheilung der gleichen Maße und Gewichte zu empfehlen; das Andremal, um in eigenem Namen über den öffentlichen Unterricht zu sprechen. Den akademischen Einrichtungen und den lebenslänglichen Stellen abgeneigt, empfahl er damals die Maxime des Laissez faire, und die Aufmunterung des Verdienstes, wo es sich immer finden möge, durch Ehre und Belohnung. Den politischen Debatten blieb er fremd, und die bescheidene Offenheit, mit welcher er sein Stillschweigen, diesen besten Beweis seiner von Ehrsucht reinen Bestrebungen, bey den Jacobinern, die ihm darüber Vorwürfe machten, vertheidigt hat, mag man in seiner eigenen Sprache lesen. *)

(Der Beschluß folgt.)

Ein Brief von Joh. v. Müller.

Wenn einer mit einem Trunke Wasser an den Wanderer in der Wüste, wie Christus und Mahomed einstimmig wollen, den Himmel verdienen kann, welches Paradies, werthester Freundinn haben Sie durch Ihren lieben Brief an mich nicht verdient. So selten ist in unserer verschrobenen Zeit reine Sprache des Herzens wie die Ihrige; und so groß ist das Bedürfniß des meinigem nach Genüssen aus jenen bessern Jahren, wo wir einander näher gewesen. M** sandte mir den Brief mit andern Sachen, und ich habe ihn sehr spät bekommen; seither habe auch ich, unter tausend Hindernissen, ihm etwas bereitet, was erst endlich vor einer Stunde fertig ward. Aus keiner andern Ursache schreibe ich so spät, und Ihr Brief hatte meine ganze Seele bewegt, eine der süßesten Stunden mir gemacht. Edle, liebenswürdige Freundinn. Ich danke Ihnen. Längst ehre ich Sie, Ihren festen, ich möchte sagen männlichen Sinn, wenn zu unserer Zeit Männer nicht sogar unmännlich geworden wären. Auch ich habe Ihren Schicksalen gefolgt; manchmal mit Wehmuth: denn verstanden habe ich Sie, wie Sie gewiß auch mich verstehen werden, wenn einst noch das Schicksal uns eine trauliche Unterredung gestattet. Sie sind schwer geprüft worden, und Ihrer selbst würdig gedultet. Man muß solche Beyspiele zu eigner Stärkung bedenken, um noch an Kraft der Menschheit zu glauben. Wie alt ist Ihr Sohn? noch bey Ihnen? was wollen Sie aus ihm machen? Möge er Ihnen Ersatz werden! Vergessen Sie nie, daß Sie an der Spree einen liebenden Freund haben, dem der eifrigste Wille zu Rath und That für Sie und ihn nie fehlt, und welcher einst vielleicht von Umständen begünstiget wird, es zu beweisen. Bilden Sie den Knaben nach den Erfahrungen Ihres Lebens. Wenn Plato und Aristoteles zu M** wären, sie könnten ihn schwerlich so gut lehren. Schreiben Sie mir doch in einem freyen Stündchen etwas mehr von Ihrer gegenwärtigen Existenz. Haben Sie endlich durch so viel Muth sich mit dem Schicksale abgefunden, daß es weiter Sie nicht plage? Die Zeiten sind sehr arg, und schwer; schwärzer lastet das Gewölk als noch da wir 1792 uns sahen. Es ist gleichwol kein andres Mittel, als möglichste Geistesgegenwart, und keine andre Labung, als im Vertrauen der Freundschaft, und in dem höhern Schwunge in Zeiten der Entwicklung des vielgestalteten Räthsels. Kein Mensch weiß, welchen Gang und Ausgang es noch nehmen wird; aber die Tendenz bleibt und die Sympatie. An letztrer zweifeln Sie meiner Seits nie; und jene ist immer noch wie in jenen Jugend-Briefen, auch verzweifle ich noch nicht. Bleiben Sie, theuerste Freundinn, meiner eingedenk als Ihres Freundes.

Berlin, 18 Sept. 1806.

Joh. v. Müller.

Der Stall des Augias.

Mehr als sonst etwas mag diese Partie aus der Geschichte des Alkiden zum Beweise dienen, daß mancher Gegenstand, welchen der Theoretiker nach seiner Ansicht für der schönen Kunst unwürdig erklären möchte, unter der schaffenden Hand des genialischen Künstlers Beyfall und Bewunderung erzwingt, und daß nur dann, wenn gemeine Köpfe sich an gemeine Gegenstände wagen, das Horazische:

Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi,

anwendbar ist. Als vor 50 Jahren ein französischer Gelehrter unter andern Sujets aus dem Mythos von Herkules auch die Reinigung des Stalls des Augias zum Stoffe eines Gemähldes vorgeschlagen hatte, erhob in der Folge Kloß *) seine Stimme gegen den Vorschlag, und wollte darin, daß man die ganze übrige Geschichte des Herkules auf Steinen lesen könne, die vom Augiasstalle aber auf keinem zu finden sey, einen Beweis für die feine Empfin-

*) Je n'entrerai pas dans le détail de la continuité de mes travaux depuis mon enfance. Je dois la facilité de m'exprimer autant à l'art qu'à la nature. Si cette facilité a été remarquée dans mes cours de médecine, je la dois à l'étude approfondie que j'ai faite de mon état pendant plus de 20 ans. Après ces 20 ans de travaux, je suis parvenu en professant la médecine à nourrir mon père et mes soeurs. J'ai parlé à la Convention toutes les fois que j'ai cru pouvoir y dire quelque chose d'utile: mais l'étude des sciences et des arts ne m'a pas permis de m'occuper également de politique et de législation; et j'ai cru que le sage ne devoit point parler de choses qu'il ne connoissoit pas parfaitement, mais au contraire se renfermer dans son état. (Monit. 12 Dec 1793.)

*) Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, S. 138.

dung der Künstlers des Alterthums wahrnehmen. Aber schon damals wurde *) nachgewiesen, daß allerdings unter den noch vorhandenen Denkmälern der alten Kunst auch die Vorstellung der Reinigung des Auglasstalls vorkomme, und in unsern Tagen ist nun eben an diesem Gegenstande gezeigt, daß Geist und Geschmack auch Unedles veredeln können. Joseph Hoffmann aus Kölln hat nämlich vor einigen Jahren eine die Reinigung des Stalls des Auglas durch Herkules darstellende Zeichnung nach Weimar eingeschickt, die ihm nicht allein einen Preis von 60 Dukaten, sondern auch das Zeugniß eines Goethe **), daß unter den damaligen Preisbewerbern kein anderer ein so verdienstlich erfundenes Werk geliefert habe, und daß Rubens selbst sich zur Erfindung dieses Bildes hätte bekennen dürfen, erworben hat.

J. K. Höck.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hofwyl.

Erst am 18ten Januar kam ich halb erstarrt vor Kälte und weiß gepudert von Duftkrystallen hier an.

Die großen Wirthschafts-Gebäude, ein im einfachen und edeln Stile gebautes Landhaus, aus dessen Mitte sich ein Observatorium erhebt, umgeben von Gärten, einem schönen Wäldchen im Hintergrunde, und ringsumlagert von Aeckern und Wiesen, sagten mir bald, daß ich hier in Hofwyl sey. Ich traf Hrn. Fellenberg an seinem Schreibtische. Die gefährliche Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte, ließ noch eine Schwächlichkeit zurück; doch allmählich verschwindet auch diese, und bereits gibt derselbe seine gewöhnlichen Vorlesungen. Hr. Fellenberg empfing mich so, wie ich es von einem edeln Schweizer erwarten konnte. Offen, herzlich, einfach in seinem ganzen Benehmen, hat er sich alle Herzen und das Zutrauen der ihn Umgebenden in einem sehr hohen Grade erworben.

Das Institut der Landwirthschaft, wie das der Erziehung, ist in vollem Gange. Hr. Fellenberg und 4 Lehrer arbeiten mit einem Eifer fort, von dem sich unser Zeitalter noch manches Gutes versprechen darf. — Es befinden sich mehrere junge Leute aus der Schweiz, aus Süd- und Nord-Deutschland hier, um sich über Landwirthschaft Kenntnisse zu sammeln. Sie werden die Gegenstände, worüber hier gelesen und Unterricht ertheilt wird, aus den Blättern von Hofwyl vernommen haben; bald wird das dritte Heft erscheinen, das mehrere sehr interessante Aufschlüsse geben soll.

Hr. Fellenberg arbeitet noch immer an den Verbesserungen der Ackermaschine. Die Vereinfachung der großen, aber kostbaren Säemaschine ist jetzt vollendet, und die des Pfluges soll folgen. Hier gibt es kein Stillestehen, alles ist ein immerwährendes Fortschreiten, denn mehrere Verbesserungen in Hinsicht der Ackergeräthe, des Bodens, der Behandlung der Pflanzen und Thiere, deren unser Zeitalter sich erfreut, genügen Fellenberg nicht, da alles dies sein aufgestelltes Ideal noch nicht erreicht. Fährt Hr. Fellenberg auf diesem Wege, wo immer die Erfahrung und die Theorie, sich gegenseitig unterstützend, Hand in Hand gehen, fort, so muß Hofwyl zum Typus der Landwirthschaft werden.

Der größt-mögliche ergiebige Geldgewinn ist nicht der höchste Zweck einer Landwirthschaft, wie Fellenberg sie aufstellt. Dieser Zweck wird nothwendig auch da erreicht wo Fellenbergs Idee realisirt wird; allein er ist untergeordnet. Die Bedingungen der Landwirthschaft, welche immer die Resultate derselben bestimmen, hängen nicht nur von Witterung und Boden, sondern auch von den Ackermaschinen und den arbeitenden Menschen ab. Die erstern auf die einfachste Art zur größten Zweckmäßigkeit zu bringen, und die Kräfte der letztern allseitig zu entwickeln, und solchen Vollendung zu geben, dies scheint dermalen das vorzüglichste Ziel zu seyn, auf welches Hr. Fellenberg losarbeitet. Sie werden hieraus ersehen, daß man hier mehr handelt als spricht. Alles dies geschieht aber mit einer so festen, jedoch bescheidenen Entschlossenheit, die das Unmöglich-scheinende zur Wirklichkeit bringt. Dieses thätige Leben macht mir den Aufenthalt so schön und angenehm, daß ich mit meiner vorgemessenen Zeit wieder nicht auslangen werde.

Hr. D. Albrecht hat die Mineralogie, worüber er liest, für den Zweck der Landwirthschaft auf eine originelle und genügende Art bearbeitet.

Mannheim, 2 April.

Gestern wurde auf dem hiesigen Hoftheater zum Erstenmale der Zitterschläger, ein Singspiel in einem Akt, aufgeführt. Das Süjet ist von Heinrich Seidel, und steht im Freymüthigen. Unser verdienstvoller Kapellmeister Ritter hat diese interessante Bagatelle sehr glücklich in Musik gesetzt. Treue der Karaktere, Mannichfaltigkeit der Ideen, meisterhafte, originelle effektreiche Führung der Harmonie eignen dies Werkchen zum schönsten süßduftenden Kranz.

Möchte doch der lebhafte Beyfall des überraschten entzückten Publikums diesen großen Künstler, den die Natur mit den seltensten Gaben beschenkte, bewegen, nicht lang auf Fortsetzung seiner Meisterwerke warten zu lassen. — Gleicher Dank, gleicher Beyfall gebührt auch dem Theaterpersonale und Orchester, die dieses schöne Singspiel vollkommen darstellten. Hr. Gerl gab den Bertram mit der heitern schalkhaften Natur, wie Dichter und Komponist ihn zeichnen.

Mad. Gervais, als Röschen, bewies uns wieder, daß wir eine große Künstlerin an ihr besitzen. Sowohl das liebende, unglückliche, verlassene, als auch das verstellte, gleichsgültige, leichtsinnige Mädchen spielte und sang sie mit der reinsten Wahrheit. Noch nie fiel uns ihre Mimik so lebhaft auf, als bey dieser Darstellung. — Hr. Berger als Zitterschläger rang mit Mad. Gervais um den Kranz. Sowohl als Sänger, als auch als Schauspieler bewies er sein vorzügliches Talent. Seine Deklamation im Gesange ist einzig, vorzüglich wenn er sich mit der Guitarre begleitet, wie er es in diesem Singspiele thut. Wahrheit ist das Hauptmotif seines Gesanges, ohne künstliche Ausschmückung. Auch sein Guitarrenspiel weicht von dem gewöhnlichen todten Geklimper ab. Man glaubt volle Harfenakorde zu hören. Wir sehen täglich mehr ein, was wir an diesem Künstler besitzen, und was wir leider! bald an ihm verlieren; denn er ist nach Stuttgart engagirt.

Hrn. Hoffmann als Ritter Maidlingen gebührt unser Dank, daß er zum Gelingen des Ganzen half. Mit Sehnsucht sehen wir einer zweyten Vorstellung dieses Singspiels entgegen.

*) In der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste, Th. 7. S. 88.

**) In s. der Jenaischen Allg. Lit. Zeitung von 1806 als Peegramm vorgesetzten Beschreibung der siebten Weimarischen Kunstausstellung vom J. 1805. S. IV.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 3.

№ 3.

Uebersicht
der
neuesten Literatur.
1810.

Astronomie und Mathematik.

Schröter, J. H., kronographische Fragmente zur genauern Kenntniß des Planeten Saturn, seines Ringes und seiner Trabanten. 1r Thl. mit 2 Kupf. Göttingen, Vandenhök, 1809. 4 fl. 45 kr.

Huyghens und Cassini waren die ersten, welche den Ring des Saturn zum besondern Gegenstande häufiger Beobachtungen machten, allein sie gelangten zu keinem befriedigenden Resultate, und nach Cassini's Meinung bestünde jener Ring aus einer gehäuften Menge von Trabanten, deren kleine Zwischenräume wir nicht zu unterscheiden vermöchten. Hr. Schröter zeigt nun aus den neuesten Forschungen mit mathematischer Gewißheit, daß der Saturnusring im engern Verstande überall nicht rotiret, sondern, als ein festes Himmels-Gewölbe, immerfort eine und dieselbe feste Lage in der erweiterten Ebene des Aequators der Saturnskugel behalte. An diese Entdeckung knüpfen sich noch mehrere andre merkwürdige Beobachtungen über das eigenthümliche Naturverhältniß dieses großen Weltkörpers, wovon der vorliegende 1ste Band die Bemerkungen, Folgerungen, ꝛc. über den Bau der festen Kreisgewölbe des Saturnusringes und seiner Atmosphäre enthält.

Mayer, J. T., gründliche und vollständige Anleitung zur praktischen Stereometrie, mit 7 Kupfern. Göttingen, Vandenhök und Ruprecht, 1809. 8. 5 fl. 20 kr.

Eine vollständige, durchaus praktische Anleitung zur Körpermessung vermißte man bis jetzt noch, und zum Glück suchte diesem Bedürfnisse ein Mann abzuhelfen, der seines Stoffes mächtig ist, und die Gabe der Mittheilung in hohem Grade besitzt. In zweckmäßiger Ordnung gibt der Verf. seine Anleitung zur Berechnung sowol des körperlichen Inhalts, als der Oberfläche der Körper, wie sie in der Visirkunst, Baukunst, Fortifikation, Forstwissenschaft und sonst im Leben täglich vorkommen, und nimmt dabey immer die gehörige Rücksicht auch auf die Grundsätze, wodurch der Lehrling in den Stand gesetzt wird, sich in Fällen, welche im Buche nicht berühret sind, selbst zu helfen. Die höhere Analysis konnte und wollte Hr. Mayer nicht ganz hintansetzen, sie war ihm unentbehrlich zur Abkürzung mancher Beweise, doch sind in seinem Buche blos die ersten Grundformeln der Integralrechnung vorausgesetzt, und die zusammengesetztern jedesmal daraus abgeleitet worden.

Witz, P., allgemein faßliches und vollständiges Rechenbuch für Kinder. Bern, Walthard, 1809. 2 Thle. gr. 8. 4 fl. 24 kr.

Wo das Rechnen blos mechanisch getrieben wird, für den täglichen Hausbedarf, da wird dieses Buch, welches mehr Beyspiele als Regeln enthält, und die Uebung überall vorangehen läßt, mit Nutzen gebraucht werden können.

Historische Schriften.

Beyträge zur genauern Kenntniß der alten Welt, von J. G. Scheibel. 2r Thl. Breslau, Korn, 1809. 8. 2 fl. 20 kr.

Auch in diesem Bande zeigt sich der Verf. als forschender und prüfender Sammler, der das Zerstreute oft glücklich unter einen bestimmten Gesichtspunkt zu bringen und zur Aufhellung dunkler Partien in der alten Geschichte zu benutzen weiß. Nur beschränkt er sich meist zu sehr auf den blos historischen Standpunkt, ohne tiefer in die Nationalität, in das innere und äußere Leben der Völker einzudringen, wovon gleich der erste Aufsatz des vorliegenden Bandes, „Ueber die wohllüstigen Ausschweifungen bey den vornehmsten Völkern der alten Welt", einen Beweis gibt. Am meisten befriedigt hat Rec. in diesem Bande der Aufsatz über Theben, und es wäre zu wünschen, daß Hr. Scheibel auch noch ferner auf die einzelnen, zumal kleinen Staaten Griechenlands sein Augenmerk richten möchte.

Arius Multiscius primus Islandorum historicus. Monographia auct. E. Chr. Werlauff. Hafniæ 1808. 8. 1 fl.

Arius (gewöhnlich Are Frodi), mit dem ehrenden Beynamen des Vielwissenden, wurde 1067 im westlichen Island geboren. Diese Insel konnte nur spät einen Geschichtschreiber hervorbringen, wegen des Landes Armuth und spätem Anbau. Arius erwarb sich dieses Verdienst, und er war es allerdings würdig, daß Hr. Werlauff sein Andenken zu erneuern suchte. Nach einer kurzen Nachricht von Arius Leben handelt der Verf. von dessen verlornen oder in spätere Chroniken übergegangenen Schriften (dieser Punkt ist mit großer Erudition und Unbefangenheit erörtert), von den verschiedenen Handschriften und von dem historischen Werthe der Scheda de Islandia des Are, wobey Hr. Werlauff

den alten Chronisten mit Erfolg gegen Abelung vertheidigt. Möchte der Verf. gleichen Fleiß auf die übrigen historischen und poetischen Denkmähler des alten scandinavischen Nordens verwenden!

Medicinische Schriften.

Baumes, von der Lungensucht, eine gekrönte Preisschrift, übersetzt von D. Chr. Ph. Fischer. 2 Thle. Hildburghausen, Hanisch, 1809. gr. 8. 4 fl. 12 kr.

Die Erfahrungen nüchterner Aerzte über einzelne Krankheiten verdienen in unsern Tagen um so mehr Beachtung, je allgemeiner das Bestreben auf hohen Schulen wird, den Schülern eine verachtende Abneigung gegen alle Empirie beyzubringen, und sie vom Krankenbette an das Universum zu verweisen, oder — an die alten Lebenselixire und das Uringlas, wie neulich sogar ein kritisches Jahrbuch that. Hr. Baumes hat freilich über die Lungensucht wenig Eigenes und Neues vorgebracht, aber er weiß mit Urtheil zusammenzustellen, was ältere und neuere Aerzte bis auf seine Zeit über diese täuschende Krankheit erfahren und zu Papier gebracht haben, und eine solche Reihe von Beobachtungen ist mehr werth für den ausübenden Arzt, als alle Schul-Construktionen des Organismus und des Durchfalls und alles versteckenden Spielens hinter dem Schleyer der Natur. Die Uebersetzung ist getreu, richtig und fliessend, doch hier und da, wie billig, mit zweckmäßigen Abkürzungen des Originals.

Marcus, A. F., über die Natur und Behandlungsart der häutigen Bräune. Bamberg und Würzburg, Goebhard, 1810. 8. 1 fl.

Eine auf Befehl des französischen Kaisers aufgestellte Preisfrage über den Croup oder die häutige Bräune veranlaßte den würdigen Verf. zur Abfassung der vorliegenden Schrift, die nicht nur die Aufmerksamkeit des Arztes, sondern auch der Eltern und Erzieher verdient, da jener Krankheit schon so viele blühende Opfer gefallen sind, und sie doch, wie Hr. Marcus versichert, so heilbar ist als jede andere. Seiner Ansicht nach ist der Croup — seiner Heftigkeit und Gefährlichkeit ungeachtet — doch nur ein Catarrh, sein Sitz — der Kehlkopf, und sein Wesen — Entzündung. Von dem gewöhnlichen Catarrh unterscheidet sich der Croup, daß, nebst der Luftröhre, der Kehlkopf jedesmal ergriffen wird. Kälte, Nordostwinde rufen diese Krankheit hervor, und hierin liegt schon die Möglichkeit, sich dagegen zu verwahren. Unstreitig gebührt dem Verf. das Verdienst, ein bis jezt noch im Dunkeln schleichendes Uebel glücklich entlarvt zu haben, und tausend Eltern werden ihm die Erhaltung ihrer Lieblinge danken; ein Preis, dem kein andrer gleichkommt, selbst der Ruhm eines Naturphilosophen nicht!

Physik und Chemie.

Annalen der Physik. Herausgegeben von L. W. Gilbert, Prof. der Physik und Chemie zu Halle. Jahrg. 1809. Erstes bis viertes Stück. Leipzig, Barth 1809. 8.

Der Zweck dieser schon vor 20 Jahren von dem verstorbenen Gren zu Halle angefangenen und von Hrn. Gilbert fortgesetzten Zeitschrift ist: die vorzüglichsten Untersuchungen und Entdeckungen in der Physik und Chemie zu sammeln und der Vergessenheit zu entreißen. Mit Vergnügen bemerkt man, wie Vieles deutscher Fleiß bey oft beschränkter Lage in dieser Wissenschaft geleistet habe, und noch täglich leiste. Von den vielen reichhaltigen Abhandlungen erlaubt der Raum nur folgende auszuzeichnen: Ob Oel die Wellen zu stillen vermöge? von Robinet. Franklin bemerkte zuerst, daß, wenn man ein mit Wasser und Oel angefülltes Gefäß hin und her bewege, die Oberfläche des Oels ruhig bleibe, indeß die Oberfläche des Wassers unter dem Oele beträchtliche Wellen bildet. Der Verf. erklärt diese Erscheinung aus zwey bekannten hydrostatischen Gesetzen, die man noch nicht in dieser Verbindung betrachtet hat, aus dem Grundgesetze, nach welchem jede Flüssigkeit sich mit der horizontalen Oberfläche in Ruhe setzt, und aus demjenigen, nach welchem ein Körper durch eine Flüssigkeit nur mit dem Ueberschusse seiner specifischen Schwere über die Schwere der Flüssigkeit fällt. Der Verf. ist dadurch überzeugt worden, daß die dünnste Schicht Oel über dem Wasser seine Wellen sehr vermindern müsse. — Ueber die Bereitung des von Descostil erfundenen Knallsilbers, von Wagenmann in Tübingen. Der Verf. beschreibt hier eine leichtere und sicherere Art der Bereitung, und lehrt zugleich Vorsichtsmaßregeln bey der Bereitung dieses gefährlichen Präparats. — Davy's Entdeckungen über die Zersetzungen der feuerbeständigen Alkalien, und die neuen Körper, welche ihre Basen ausmachen; gesammelt und mit Zusätzen vermehrt von Gilbert. Diese wichtige Entdeckung, wodurch ein bisher unzerlegter Körper zersetzt worden, gibt bereits schon neues Licht über die Natur der Metalle, und wird gewiß einst zur nähern Kenntniß der wahren Elemente aller Körper führen. Theorie der Zersetzung und Zusammensetzung der Alkalien, aus der Methode abgeleitet, wodurch die Zersetzung bewirkt wird. Natur ihrer Basis: sie wirkt, gleich einem Alkahest der Alten, beynahe auf alle Körper, hat alle Eigenschaften der Metalle, nur nicht die Schwere, indem sie unter allen bekannten tropfbaren Flüssigkeiten die leichteste ist; selbst im festen Zustande bey einer Temperatur von 3 Grad Reaumur schwimmt sie auf der Naphta. Ihre specifische Schwere zu der des Wassers ist wie 6 zu 10. Wirft man sie auf Wasser, das mit der Luft in Berührung ist, so wird das Wasser zersetzt, und es entsteht eine Explosion mit Flamme (welche Erscheinung manche an das griechische Feuer der Alten erinnerte). Mit Metallen verbindet sich diese Basis leicht; Metalloxyde reducirt sie. Eigenschaften der Basis des Natrons. Vorschlag einer Benennung derselben, Potassium und Sodium. Der Herausgeber hält bis zu näherer Aufklärung ihrer chemischen Natur die Benennung Kali-Metalloid und Natron-Metalloid für zweckmäßiger. Aussichten in der noch dunkeln Lehre von den Erden. — Beschreibung einer neuen Luftpumpe von Wright, wo die Luft mehr als in den gewöhnlichen verdünnt wird. — Nachrichten von Degens in Wien Versuchen mit seiner Flugmaschine. Sie war in Verbindung mit einem Luftballon, stieg jedoch nicht durch denselben allein. So unvollkommen der Versuch anfangs ausfiel, so verdient er doch alle Aufmerksamkeit. — Bemerkungen über Elektricität, von Raschig in Dres-

den. Eine schwache Ladung tödtet ein Thier eher, als eine starke, weil in jenem Fall der Strom über das Thier, seiner ganzen Länge nach, fährt, in diesem aber in seine Substanz eindringt. Hierauf gründet der Verf. die Erklärung, warum Metalle an Menschen geschmolzen werden, ohne ihn zu tödten, und warum oft schwache Blitze eher zünden, als starke. — Ueber das Schwärzen des Hornsilbers durch das Licht, von Bucholz. Es geschehe nicht sowol durch Entziehung des Sauerstoffs, als durch Abscheidung eines Antheils von Salzsäure. — Mehrere Beschreibungen von Meteorsteinen. — Ueber die astronomische Strahlenbrechung, von Humboldt. Während des Sommers ist das Gesetz der Wärmeabnahme und die Horizontal-Refraktion in der gemäßigten Zone dasselbe, als in der heissen. — Anweisung zur Kunst des Steindrucks, von Nicholson.

Philologie.

Platonis Dialogi selecti cura L. Fr. Heindorfii. Vol. IV. P. 1. continens Phädonem Berol. 1809.

Belesenheit und Scharfsinn zeichnen auch diesen Band eines Werkes aus, das längst von philosophischen und grammatischen Lesern des Platon anerkannt ist und bewundert wird.

M. T. Ciceronis epistolæ ad Atticum etc. recensuit selectisque superiorum interpretum suisque annotationibus illustravit Chr. Godofr. Schützius. Tom. 2. Hal. Hemmerd. 1810.

Die Noten sind mit Sorgfalt gewählt, die eigenen Zuthaten sind lehrreich; doch darf man ihnen, wie überhaupt den Arbeiten des gelehrten Verf., keinen unbedingten Glauben schenken.

M. T. Ciceronis de legibus libri tres, ex recensione Jo. Davisii, cum ejusdem animadversionibus et notis variorum edidit R. G. Rath, accedunt Gebhardi et editoris notæ. Hal. 1809.

Der Abdruck des Dav. Textes und der Dav. Anmerkungen, welchen die von Turnebus, Gouter, Cambin u. a. beygefügt sind, ist ein sehr verdienstvolles Unternehmen. Die Zuthaten des Herausgebers, der, wie wir glauben, eine zu scharfe Kritik hat erdulden müssen, sind von ungleichem Werthe.

Versuch eines Lehrbuches der griech. und römischen Literargeschichte und klassischen Literatur von Dr. Karl Sachse. Halle, bey Hemmerde und Schwetschke, 1810.

Außer dem gewöhnlichen Zwecke eines Compendiums: Erweckung der Aufmerksamkeit bey der Vorbereitung durch Andeutung und Hervorhebung des Vorzüglichsten und Merkwürdigsten; Erleichterung der Wiederholung durch Aufstellung allgemeiner Uebersichten; Verhütung von Fehlern, die bey schneller Auffassung der Rede, ja selbst beym Dictiren vorfallen, u. s. w. — hatte der Verf. den Gedanken im Auge: dem jugendlichen Geiste keine, in sich selbst möglichst abgeschlossene Ganze zu geben, welche durch faßliche Ordnung und zweckmäßige Kürze eine leichte Uebersicht gewährten, und weder ihn zu zerstreuen noch zu überladen geeignet wären. Darum sind meistens nur die durch übriggebliebene Schriften für uns merkwürdigen Autoren der Griechen und Römerwelt aufgeführt, und wird mit den Zeiten kurz nach M. Aurelius Antonin. philos. die klassische Literatur der beiden Völker geschlossen. Darum sind auch die Literarnotizen nur sparsam eingestreut, und manches an sich Wissenswerthe dem mündlichen Vortrage des Lehrers überlassen. Die ganze Einrichtung dieses Büchleins, das nach dieser Angabe mehr für Gymnasien als für den akadem. Vortrag geeignet seyn dürfte, die geistreiche und verständige Einleitung, der treffliche Plan, Wärme und Eifer, die überall, wo es nicht die trockene Aufzählung der Namen verbietet, hervorblicken, bewähren den Ruf, den der Verf., obgleich noch jung, doch schon längst als ausgezeichneter Schulmann sich erworben hat. Das Einzelne durchzugehen, und die paar Fehler zu rügen, welche sich eingeschlichen (wie z. B. p. 160, wo vom Phädrus des berühmten Hrn. Schwabe in Weimar nur die Ausgabe von 1779 aufgeführt wird), ist nicht Sache unsers Institutes. Aeußerst beherzigungswerth ist auch die Tendenz dieses Buches, die Jugend von der griechischen Sprache zu der römischen, von den griechischen Autoren zu den römischen fortgehen, nicht aber umgekehrt sie von diesen zu jenen hinaufsteigen zu lassen. Es ist wahrlich mehr ein modernes Bedürfniß, als eine Berücksichtigung der alterthümlichen Eigenthümlichkeit, wenn unsere Schulen noch immer mit der lateinischen Sprache den Anfang machen. Aber wann sollen wir den Weg zu gehen anfangen, den die Natur der Sache fodert? Vor allem müßte das Vorurtheil weggeräumt werden, die griechische Sprache — dieser Spiegel der edelsten Herzen, die jemals schlugen! — sey dem dumpfen Stubengelehrten nothwendig, entbehrlich aber und unnütz dem Layen.

Ueber Aulus Persius Flaccus, Sat. VI, 37—40, 78 und 79. Von J. E. Fr. Meister. Leipzig und Züllichau bey Darnmann, 1810.

Ueber diesen Beytrag zur Erläuterung eines der schwierigsten Dichter aus dem ganzen Alterthum, mit dem uns der gelehrte und geistvolle Verf., dem wir schon mehrere Schriften über Persius verdanken, jezt von neuem beschenkt, enthalten wir uns alles Urtheils, da in der J. A. L. Z. ganz kürzlich eine erschöpfende Anzeige erschienen ist von dem Manne, den unser Verf. S. 71 „den vollendeten Kenner und Erklärer des Persius" nennt. — „Ich kenne nun keine einzelne Stelle mehr (heißt es gleich darauf), über welche einen Nachtrag eigener Commentation zu geben mir Bedürfniß wäre. Aber ich habe in der Zukunft der gelehrten Welt noch Resultate meiner täglichen Lektüre des Persius zugedacht: über die Individualität und Lebendigkeit persianischer Charaktergemälde, mit bestimmter Ausführung meiner Gründe, warum ich noch immer der Casaubonischen Idee getreu bleibe, in der vierten Satire eine mir unverkennbare Anspielung auf den Nero zu finden." Daß doch der Verf. recht bald sein Versprechen erfüllen wolle!

Schöne Redekünste.

Die göttliche Komödie des Dante; herausgegeben von C. L. Kannegiesser. Amsterdam, Industrie-Comptoir, 1809. 8. 3 fl. 20 kr.

Diese Uebersetzung der Hölle des Dante ist vom verstorbenen A. Bode angefangen und von den HH. Kannegiesser und Hain zu Ende gebracht und stellenweis überarbeitet worden. Rec. gesteht, daß er die Comoedia divina schon der terzerime wegen für unübersetzbar halte. Auch hat das Werk so manche dunkle, verworrene und unpoetische Partien, daß selbst die gelungenste Uebertragung in unsre Sprache wenig Glück machen würde. A. W. Schlegel hat in den Horen gezeigt, wie Dante in einer Verdeutschung behandelt werden müsse, und diesem Beyspiel hätten die HH. K. und H. folgen sollen. Wie die Kopie jetzt vor uns liegt, ist sie als höchst mißlungen zu betrachten. Durch den Drang der weiblichen Reime ist alles gereckt und gezerrt geworden, und geistlos und undeutsch. Die erste beste Stelle kann zur Probe dienen:

O du, der naht der schwarzenreichen Wohnung,
Rief Minos aus, sobald er mein ansichtig,
Einstellend des gewalt'gen Amtes Frohnung.

Schau, wie du eintrittst, ob dein Hort auch tüchtig,
Nicht täusche dich die Räumigkeit der Pforte,
Mein Führer drauf zu ihm: Dein Schrei'n ist nichtig;

Nicht hindre, daß er wallt durch diese Orte;
Allda, wo, was man will, man mag erlangen,
Will man also; darum laß deine Worte.

Auswahl von Gedichten in Nürnberger Mundart, von Grübel, für den deklamatorischen Vortrag bearbeitet, und mit Erklärungen begleitet von C. Fr. Solbrig. Magdeburg, Schütz, 1809. 8. 1 fl. 12 kr.

Bey einmal gefaßter Vorliebe für einen Gegenstand pflegt man denselben leicht zu überschätzen. So geht es Hrn. Solbrig mit Grübel, den er sogar über Hans Sachs stellen zu dürfen glaubt, welchen er doch weder an Erfindung, noch an der Kunst der Bildungen, an Sinn und Gemüth erreicht. Will man das poetische Talent des verstorbenen Verf. würdigen, so versuche man es nur einmal, eines seiner Lieder von dem Nürnberger Dialekt zu entkleiden, und man wird überall die nackte Gemeinheit finden. Ein ähnlicher Versuch mit einem allemannischen Gedicht von Hebel würde ein erfreulicheres Resultat geben. Uebrigens begreifen wir ganz nicht, wie Poesien in dieser breiten, hauchenden Mundart zur Deklamation empfolen werden können. Das Organ muß früh zu einem eigenthümlichen Dialekt gebildet worden seyn, wenn es denselben rein und mit allen belebenden Nüancen wiedergeben will. Alles Bestreben der Kunst kann höchstens eine Annäherung hervorbringen. Für den Kenner bleibt es eine widerliche Grimasse. Ueberhaupt muß man das Bänkelsängerlied vom Bänkelsänger selbst hören, auf einer ländlichen Kirmse, oder auf einem Dorf-Jahrmarkte. Aller Natur-Gesang ist wirkungslos, sobald er aus der Umgebung der Natur gebracht wird.

Vermischte Schriften.

Reichardt, J. F., vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien und den österreichischen Staaten in den Jahren 1808 und 1809, in 2 Bänden. Erster Band. Amsterdam, Industrie-Comptoir, 1810. 8. Beide Bände 7 fl.

Der Geograph und der Statistiker werden diese Briefe unbefriedigt aus der Hand legen, wer aber Sinn hat für Kunst und Wissenschaft, wem der Mensch bedeutender ist, als eine neue Waschmaschine, wem es ein Interesse gewährt, die Wirkung mannigfaltiger Erscheinungen auf die Individualität eines geistvollen Mannes zu beobachten, der wird in den vorliegenden Briefen reichen Genuß finden. Der Neugierde bieten sie außerdem eine vielfache Unterhaltung durch die vielen Notizen über ausgezeichnete Personen unserer Zeit, welche der Verf. auf seiner Reise kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Sein Weg geht über Eisenach, Gotha, Erfurt, Halle, Leipzig, Dresden und Prag nach Wien, und von allen diesen Städten theilt Hr. Reichardt Nachrichten mit, die sich zunächst auf Gelehrte, Bibliotheken, Kunstsammlungen, Musik und Theater beziehen. Am längsten verweilt er bey Wien, bey dem Zustande der Künste in dieser Kaiserstadt, und bey den Großen, welche ihnen ihren Schutz angedeihen lassen. Der Ausdruck könnte mitunter sorgfältiger gewählt und korrekter seyn.

Sperre, die, des festen Landes, und ihr Einfluß auf den Handel, die Finanzen, den Kredit und das Wohl der brittischen Inseln, nach Franz d'Ivernois, mit berichtigenden Erklärungen und Zusätzen von D. J. Schmidt. 1810. 8. 2 fl.

In einer geharnischten Vorrede tritt Hr. Julius Schmidt gegen Spence und d'Ivernois auf, und übersetzt das Werk des letztern, um dasselbe zu widerlegen. Die Ursache, welche Hrn. Schmidt bestimmt hat, ein Buch zu übersetzen, welches, seiner Meynung nach, aus halbwahren Prämissen abgeschmackte Schlüsse zieht, gibt er etwas naiv dahin an, daß es doch sonst durch einen andern geschehen seyn würde, und daraus hätten schlimme Folgen für die öffentliche Meinung entstehen können. Wir ehren, wie billig, den Patriotismus des Hrn. Julius Schmidt, können aber desungeachtet nicht umhin, seine Arbeit für etwas sehr überflüssiges zu erklären, denn gerade die Männer, welche einen Spence und d'Ivernois lesen, bedürfen schwerlich eines warnenden Fingers. Rec. ist mit Hrn. Schmidt darin einstimmig, daß d'Ivernois sich manche Sophismen zu Schulden kommen lasse, allein der Uebersetzer hat nirgends gezeigt, daß er im Stande sey, die Blößen seines Gegners zu benützen, und besonders in den Prinzipien, von welchen der Verf. des Originals ausgeht, scheint jener noch nicht so ganz orientirt zu seyn.

Nro. 93.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 18. April, 1810.

Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born.

v. Schiller.

Die Hindus,

von

F. Balthasar Solvyns. *)

(Nach L. Langlès gehaltvoller Anzeige im Moniteur vom 5 November 1809.)

Die Indier sind, bey den Europäern wie bey den Asiaten, seit den frühesten Zeiten berühmt. Wir haben nicht nöthig, Beweise dieser Behauptung in den morgenländischen Geschichtbüchern aufzusuchen, deren Genauigkeit und Glaubwürdigkeit in Zweifel gezogen werden können. Die Nachrichten, welche Herodot, Diodor, Plinius, Arrian, von der frühen Civilisirung Indiens und der verschiedenen Nationen, von welchen dieses schöne Land bewohnt ist, geben, stimmen in vielen Punkten mit der Art zu seyn überein, die man heut zu Tage bey den Hindus findet. Und in ihren Yoguy und Sangasy und andern Büßenden, welche Hr. Solvyns sorgfältig gezeichnet und gemahlt hat, erkennt man leicht die Abkömmlinge jener berühmten Gymnosophisten oder Nackten-Weisen, deren philosophische Grundsätze und strenge Lebensweise von den eben erwähnten Schriftstellern mit Lob und Bewunderung dargestellt werden. Plinius und Arrian setzen die Gründung der indischen Monarchie ungefähr siebentausend Jahre vor Alexander, und scheinen damit eine so allgemein anerkannte Thatsache auszusprechen, daß sie sich auf kein Zeugniß zu Unterstützung derselben berufen, und offenbar nicht einmal den Gedanken haben, daß sie mit irgend einem, zur Zeit wo sie schrieben, angenommenen chronologischen Systeme unverträglich seyn möchte.

Da diese Frage dem Werke, welches wir hier anzuzeigen haben, fremd ist, so wollen wir blos bemerken, daß durch die Behauptung des beredten Geschichtschreibers der Natur und des Verfassers der Geschichte Alexanders, in Ansehung des Zeitpunkts, in welchem die indische Monarchie gegründet wurde, die Meinung eines Gelehrten, welchem seine ausgebreitete orientalische Gelehrsamkeit und seine verständige Kritik einige Ansprüche auf das Zutrauen seiner Leser geben, einen neuen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält. Der berühmte Sir William Jones trägt kein Bedenken,

*) Les Hindous par F. Balthas. Solvyns. Orné de gravures coloriées — T. I. fol. Paris. Dieses wichtige Werk wird zweyundvierzig Lieferungen enthalten; jede Lieferung besteht aus sechs Platten, bey welchen das Maß der Kupferstiche mit dem Unterschiede der Formate im Verhältnisse ist.

Jede Platte ist der Vorstellung eines besondern Gegenstandes bestimmt, und stellt auf dem ersten Plane die Hauptfigur, und auf dem zweyten die zu dem Gegenstande gehörigen Nebensachen dar, so daß man, nach dem abgebildeten Gewerbe oder Geschäfte, alle Attribute, Geräthe, Handwerkszeuge, Handlungen oder Verrichtungen welche demselben eigenthümlich sind, und es vollständig entwickeln, leicht finden und unterscheiden kann. Zu Anfange jeder Lieferung findet sich eine Platte von doppelter Größe, welche mehrere Gegenstände zusammen vorstellt. Diese Platten beziehen sich alle auf allgemeine Ansichten des Landes, auf Naturbegebenheiten und Erscheinungen, welche Hindostan eigen sind, oder auf Feste, Büßungen und Religionsgebräuche der Hindus. —

die Verfassung des ersten von den vier Veda in das sechzehnte Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung zurückzusetzen. Ueberdies scheinen die allgemeine Meinung der alten und neuern Europäer von dem hohen Alterthume der Indier, und die Ansprüche, welche diese machen, durch unzählige und unermeßliche alte Gebäude, deren Trümmer noch die Bewunderung der Reisenden und der Eingebornen selbst erregen, gerechtfertigt zu werden. Die Indier wissen nicht, in welchem Zeitpunkte diese Denkmäler errichtet worden sind; sie haben so zu sagen sogar die Spuren der Künste und der Verfahrungsart verloren, deren man sich bey Erbauung derselben bedient hat; endlich gewähren auch die Sanskritbücher, die man bis jetzt zusammengebracht hat, keine Urkunde über diese Denkmäler. Die meisten Inschriften, die man daran entdeckt hat, sind für die gelehrten Hindus eben so unverständlich, als für die Reisenden, welche sie abgeschrieben, und für die gelehrten Europäer, welche sie untersucht haben. Man bemerkt blos eine auffallende Gleichförmigkeit zwischen den Karakteren jener Inschriften und den äthiopischen Buchstaben; eine Gleichförmigkeit, welche nicht nur außerordentlicher, sondern auch unwidersprechlicher erscheint, wenn man weiß, daß das System des äthiopischen Alphabets, oder vielmehr der Sylbenschrift, viele Aehnlichkeit mit dem Systeme der ehemaligen indischen, dewanagary genannten, Schrift, und aller davon abstammenden Schriftzüge hat, dergleichen sind; das Tamulische, das Talinga, das Tibetische ꝛc. Aber ohne bey dieser, schon in den Erläuterungen (éclaircissemens) unserer neuen Ausgabe von Nordens Reise, und in unsern Anmerkungen zu der französischen Uebersetzung von den zwey ersten Bänden der Recherches asiatiques vorgetragenen Beobachtung zu verweilen, scheint nicht die Unwissenheit der Hinduer und das Stillschweigen ihrer heiligen und weltlichen Bücher für das hohe Alterthum eben dieser Denkmäler zu zeugen, deren Daseyn man wenigstens nicht in Zweifel ziehen kann?

Noch wollen wir hiebey bemerken, daß alle andere Länder, z. E. Persien, Aethiopien und Aegypten, deren Einwohner auch Ansprüche, und sogar Rechte, auf ein sehr hohes Alterthum haben, ebenfalls unermeßliche Gebäude aufweisen, deren Ursprung und Bestimmung nicht mehr bekannt sind. Der gänzliche Mangel an dergleichen Denkmälern bey den Sinesen widerspricht, wie mich dünkt, ihren dienstfertigen Chronologen, und gibt der sinnreichen Meinung des Hrn. de Guignes, des Sohnes, einen neuen Grad von Wahrscheinlichkeit. (Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Fourcroy.

(Beschluß.)

Wie nach Robespierre's Sturze der Heils-Ausschuß neu besetzt ward, erhielt Fourcroy eine Stelle in demselben, und damit die besondere Aufsicht und Leitung des Artillerie-Wesens. Aber auch jetzt blieben es immer nur wissenschaftliche Gegenstände, die ihn beschäftigten; die Ecole centrale des travaux publics, aus welcher später die Ecole polytechnique hervorging, die drey großen Ecoles speciales de médecine, die Ecole normale, verdankten ihm guten Theils ihr Daseyn; seine Berichte über diese Anstalten, so wie jene über die Fabrikation des Salpeters, über die Gerbereyen von Seguin u. s. w., müssen ihm stets zur Ehre gereichen. Er setzte inzwischen seine Vorlesungen fort, und als im J. 1795 ein Parteyblatt ihm den Vorwurf machte, daß er die gehäuften Besoldungen von fünf verschiedenen Stellen (als Mitglied der Legislatur und des Instituts, und als Professor an der Ecole polytechn., an der Ecole de santé und am Lycäum), mit jährlichen 24,630 Fr. beziehe, da erklärte er alsobald: „Auf bestimmte Verläumdungen halte er es für Pflicht zu antworten, während er unbestimmte Anklagen nur verachten könne: die Zeugnisse der Administratoren der vier Institute, die er drucken ließ, würden darthun, daß er seit drey Jahren seine Stellen ohne Besoldung bekleidet, und einzig den Gehalt als Mitglied der Legislatur bezogen, mithin dem Staate wenigstens dasjenige erspart habe, was andere an diesen Stellen gekostet hätten."

Aus dem Konvente trat Fourcroy in den Rath der Alten über, und er widmete die nunmehrige größere Muße der Ausarbeitung seines Système des connoissances chimiques, (10 Bände in 8.), diesem schönsten Denkmale, welches bisdahin der französischen Scheidekunst ist errichtet worden. Wenige Wochen nach der Revolution des achtzehnten Brumaire berief ihn der erste Konsul zu sich ins Luxemburg, und noch am Abend des nämlichen Tages ertheilte er ihm Sitz im Staatsrathe. Aufgemuntert durch diese Beweise des ehrenvollsten Zutrauens, setzte Hr. Fourcroy seine früheren Arbeiten über den öffentlichen Unterricht weiter fort, und er arbeitete den umfassenden Plan aus, der nachher vielfältig umgearbeitet, und durch die Einsicht und Klugheit des erhabenen Hauptes der Regierung, in seinen einzelnen Theilen abgeändert und modificirt — in Vollziehung gebracht ward. Nachdem die Leitung dieses wichtigen Verwaltungszweiges während einiger Zeit dem Hrn. Grafen Roederer anvertraut war, gelangte sie wieder an Hrn. Fourcroy zurück. Die Stelle des General-Directors des öffentlichen Unterrichts verpflichtete ihn während der Jahre XI und XIII (1802 und 1804), für die Einrichtung der Lyceen einen Theil der Departements zu bereisen. Unpartheyische Gerechtigkeit und ein humaner Sinn leiteten seine Auswahl der Lehrer sowol, als der auf Kosten des Staates zu unterrichtenden Schüler. Seine Thätigkeit und sein Eifer haben den Flor der Schulen, so viel es die Umstände gestatten konnten, befördert: mit der Errichtung der kaiserlichen Universität ging sein Ministerium in die Hand ihres Großmeisters, des Grafen von Fontanes, über.

Die Gesundheit des Hrn. Fourcroy war durch so mannigfache Anstrengungen und Arbeiten erschöpft geworden. Ein nur selten unterbrochenes Gefühl von Schwäche und Beklemmung drückte ihn nieder. Er verglich den Schmerz in seiner Brust einer Kralle von Eisen, die ihm das Herz zerreiße, und sein Schlaf ward durch krampfhaftes Herzklopfen und furchtbare Erstickungsanfälle oft mitten in der Nacht verbrängt. Die Krankheit stieg immer höher, und sie täuschte den Kranken nicht. Mit Ergebung und Entschlossenheit sprach er von seinem nahen Ende, und am 16 Dec. (1809) früh 9 Uhr, nach ein Paar Stunden leichter Arbeit und ruhiger Unterhaltung, entriß ihn ein Schlagfluß seiner Familie und seinen Freunden. Er starb, als er eben neue Beweise der Großmuth und des Vertrauens des Kaisers erhalten sollte.

Dies ist die Skizze des Lebens eines Mannes, der Frankreich zum Ruhme gereicht hat. Eine umständlichere Darstellung wird ihren Platz an der Spitze der vollständigen Sammlung seiner Werke finden. Es sey hier einzig vergönnt, noch einen Augenblick bey demjenigen Theile seines Ruhmes zu verweilen, dessen Andenken nicht erlöschen wird. Fourcroy war zum Redner geboren, und er hat sein natürliches Talent zur höchsten Vollkommenheit erhoben. Ordnung, Klarheit und Ausdruck, alle Eigenschaften des Redners, besaß er in gleicher Vollkommenheit. Sein Vortrag hatte Zauberkraft. So wie er den Mund öffnete, fühlten Herz und Geist der Zuhörer sich mächtig ergriffen. Die zartesten Erscheinungen, die tiefsinnigsten und verworrensten Sätze, erhielten durch seinen Vortrag eine zum Erstaunen und zur Bewunderung hinreißende Klarheit und Einfachheit. Sein lebhafter, leichter, abwechselnder, zierlicher und dabey doch sehr ungekünstelter Ausdruck schien jedes Hinderniß spielend zu beseitigen, und gleichsam im Fluge den Schleyer abzuheben, der die Natur der Dinge verhüllt. Denkt man sich dazu das Gewicht der zum Theil neuen Gegenstände des Vortrages, den Wohllaut der biegsamsten Stimme, und das lebendige Spiel einer ausdrucksvollen Physionomie des Redners; so vermag man es einigermaßen sich von der wunderbaren Kraft jener, ich möchte beynahe sagen, dramatischen Vorstellungen einen Begriff zu machen. Man verließ den Hörsaal mit Eindrücken, wie diese letztern sie zu geben vermögen: der Geist fühlte sich von Wahrheiten, das Herz von Bewunderung getroffen, und dem Ohre schmeichelte noch immer die erhabene Harmonie der Rede, der man nicht satt ward, weil sie unerschöpflich zu seyn schien.

Ein in dieser Vollkommenheit bisher unbekanntes Talent hat der Scheidekunst vielleicht größere Dienste geleistet, als es die glänzendsten Entdeckungen thun konnten. Die Wissenschaft ward eine Lieblingssache und gewissermaßen das Idol des Publikum. Man war erstaunt, Reize und Wunder zu finden, die man da nicht vermutet hatte, und deren magische Kraft durch die Beredsamkeit Fourcroy's noch erhöht ward. Auch fand sich sein Hörsaal, wo er ihn immer wählen mochte, nie groß genug für die Menge der Zuhörer. Man sah Männer, welche die ersten Staatswürden bekleideten, oder die dem Throne zunächst stehen, auch fremde Fürsten, sich als seine Zuhörer aufzeichnen, seine Werkstätte besuchen, und mit ganz Paris das Entzücken und die Bewunderung theilen, deren Niemand sich enthalten konnte. Es mag auch nicht minder bemerkenswerth seyn, daß Hr. Fourcroy am nämlichen Tage, und in nicht sehr von einander entfernten Stunden, seine Vorträge in der Ecole de Médecine, im Lyceum und im Pflanzengarten hielt, und immer mit gleicher Leichtigkeit und Zuversicht, mit gleicher Fülle und gleichem Glanze des Talentes.

Es bleibt noch übrig, ein Wort von dem Karakter des Hrn. Fourcroy zu sagen. Man hat sehr ungleich über ihn geurtheilt. Sein lebhafter und heftiger Geist, und der Ungestüm seiner ersten Empfindungen konnten Blößen geben; aber sein Herz war der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit und den heiligen Pflichten der Freundschaft stets offen und treu ergeben. Nie haben Ruhm und Würden ihn der Einfachheit häuslicher Sitten und den Gefühlen seiner ersten Neigungen entfremdet. Den Einfluß, den er als Staatsmann genoß, und den Antheil, den er an der öffentlichen Verwaltung hatte, wandte er anders nicht, als zum allgemeinen Wohle, zum Dienste seiner Freunde und zur Tröstung des Unglücks an. Tausende von Hausmüttern erkennen in ihm ihren Beschützer, ihren Retter und Wohlthäter. Dies sind die Stimmen, die man aufrufen muß, wenn eine Rechtfertigung nothwendig seyn könnte.

Fourcroys Körper ist in einen bleyernen Sarg verschlossen worden. Man hat an seiner Brust eine Kette von Platina befestigt, an der auf einer Platte von gleichem Metall sein Name und seine wichtigsten Schriften verzeichnet sind, um gleichsam die Ueberreste eines um die Menschheit verdienten Mannes der frommen Achtung der Nachkommen zu empfehlen. U.

Notiz.

Hauptmann Karl v. Lobdauer, ein Würtemberger, der im Kampfe gegen die Vorarlbergischen Insurgenten den Tod fürs Vaterland starb, ist den Musenfreunden längst durch eine Sammlung ernster Gedichte und seine poetischen Beyträge in der eleganten Zeitung bekannt. Herr Pfarrer Pflaum zu Helmbrechts im Bayreuthschen, Lobdauers Schwager, kündigt nun einen Select seiner Gedichte, eine romantische Oper, Erzählungen, Romanesken und moralische Aufsätze, nebst einer Skizze seines Lebens, in zwey Bänden auf Velinpapier für Subscribenten (den Band zu 1 fl. 30 kr. rhein) mit freundschaftlicher Herzlichkeit an, und hofft dem Frühvollendeten durch eine geschmackvolle Ausgabe dieser seiner Schriften „ein Denkmal zu setzen, das seiner würdig sey, dem Wunsche seiner Freunde entspreche, und allen, die das Edle und Schöne lieben, willkommenen Genuß gewähre.“ Hier zur Probe ein noch ungedrucktes Gedicht:

Der Genius des neuen Jahres 1809.

Die Stunde schlug. Die Feyertöne schallen
Mit ernstem Ruf in mein erwachend Ohr,
Und aus der Zukunft nachtumwölkten Hallen
Steig' ich zur hellen Gegenwart empor.
Den blauen Strom der Zeiten seh' ich wallen,
Und mich begrüßt des Lebens lauter Chor.
Der Hoffnung Weh'n umfächelt meinen Schleyer,
Und auf dem Altar flammt das Opferfeuer.

Ihr Sterblichen, die ihr mit bangen Blicken
Dem schweigend Nahenden entgegenschaut!
O, möchte dieses Füllhorn euch beglücken,
Ihr, die der Erdenschickung Nacht umgraut!
O, flöße stets nur menschlichem Entzücken
Die Thränenzahl, die in die Urne thaut!
O, könnt' ich euch der Menschheit Ehrenzeichen,
Des Friedens Palmenkrone segnend reichen!

Doch, ach! wer kann des Fatum Räthsel lösen?
Wer tritt hinüber in sein Wunderland?
Wer hat in seinem Buche je gelesen,
Der noch am Strom der Zeiten harrend stand? —
Der Sand verrinnt; bald bin auch ich gewesen,
Und reiche still dem Kommenden die Hand,
Der an der düstern Schwelle mir begegnet. —
Wohl dann, ihr Sterblichen! wenn ihr mich segnet!

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, im April.

Seitdem uns die nunmehrige Kaiserinn von Frankreich verlassen hat, ist hier eine merkliche Stille eingetreten. Es mangelt auffallend an interessanten inländischen Neuigkeiten. Mit der frohsten Theilnahme lesen wir immerfort die Berichte über die Reise der Kaiserinn **Louise**, und ihren Empfang in der Fremde, und unsre Gelegenheitsdichter fahren unermüdet fort, **Louisen** und **Napoleon** zu besingen. Eine Sammlung aller über die Vermählung erschienenen Gelegenheitsschriften würde bereits einen starken Band geben. Ein Beweis, wie groß hier die Freude über dieses Ereigniß ist, und wie viel man sich von demselben für die Ruhe Oestreichs und Europens überhaupt verspreche, ist auch der Umstand, daß selbst Männer von ausgezeichnetem Talente und vortheilhaftem Rufe es nicht unter ihrer Würde hielten, sich diesmal der Reihe der übrigen Gelegenheitsschriftsteller anzuschließen.

Unser Blick ist gegenwärtig auf die Sendung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von **Metternich**, nach Paris gerichtet, und man ist allgemein begierig, den Zweck dieser Sendung und das Resultat derselben zu erfahren. Aber es ruht auf diesem Gegenstande der Schleyer des Geheimnisses. Alle unsre Wünsche zielen gegenwärtig darauf, daß es der neuen Kaiserinn von Frankreich wohlgehe, daß die Höfe von Paris und Wien sich immer inniger an einander schließen mögen, und daß Oesterreich durch eine längere Reihe von Friedensjahren in den Stand gesetzt werde, sein großes Ziel, den Finanzen ganz aufzuhelfen, zu verfolgen und zu erreichen.

Es gab viele, welche hofften, das Patent wegen der Einlieferung der Silbergeräthschaften würde entweder ganz zurückgenommen, oder doch merklich modificirt werden. Aber mehrere seit einiger Zeit erschienene Verordnungen vereiteln alle diese Hoffnungen. Auf der strengen Befolgung jenes Patentes wird feste Hand gehalten, und mit der Einlieferung des Silbers soll es in der Hauptstadt einen guten Fortgang haben. Auch aus Ungarn, heißt es, kommen freywillige Beyträge in Silber und Gold, und nur in wenigen Komitaten sind die Einladungen hiezu unfreundlich aufgenommen worden.

In unsern Theatern haben wir in der letztern Zeit manches Neue gesehen. **Kleist's Käthchen von Heilbronn** wird sehr verschieden beurtheilt, aber immer stark besucht. Da das Stück viel Handlung hat, und bey den Dekorationen nichts gespart worden ist; so wird es demselben nicht so leicht an Zuschauern fehlen. **Das Räthsel**, so wie: **Es spukt**, von Mad. **Weissenthurn**, gewähren eine angenehme Unterhaltung.

Zu dem **Rochus Pumpernickel** hat der Verfasser dieses Quodlibets eine Fortsetzung: **Die Familie Pumpernickel** gedichtet. Der gute Geschmack hat gegen beyde Stücke sehr viel zu erinnern, aber dem fröhlichen Wiener Publikum, das gern lacht, geben sie hiezu Veranlassung genug, und das Haus ist bey jeder der oft wiederholten Vorstellungen derselben voll.

Die Braut von Messina hat bey der ersten Vorstellung nicht eben den tiefsten Eindruck gemacht, besonders wurde gegen den Chor manches mit Grund erinnert. Indeß ist die Vorstellung dieses **Schiller**schen Werkes bereits mehrmahls und immer mit steigendem Beyfalle wiederholt worden. Die Darstellung hat nach und nach an Vollkommenheit zugenommen, und der Chor läßt jetzt fast nichts mehr zu wünschen übrig.

Nächstens soll **Goethes Egmont**, und **Schillers Wilhelm Tell** (der letztere jedoch stark umgearbeitet) auf unser Hoftheater kommen.

An die baldige Ausführung der Idee, in der Josephsstadt ein neues, großes und splendides Theater zu errichten, wird mit allem Ernste gedacht. Baron **Braun** steht an der Spitze dieser Unternehmung, die, wenn sie gelingt, den zwey Stadt-Theatern einen großen Eintrag thun dürfte. **Schikaneder**, der nun hier lebt, sich gut konservirt hat, für sein Alter noch sehr munter und thätig, und ein Mann von vieler Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit ist, soll bey dem neuen Theater als Volksschauspieldichter angestellt, und bey der Einrichtung desselben zu Rathe gezogen werden. Da er hier noch immer ein großes Publikum hat, und im Theaterwesen schöne Erfahrungen und Einsichten besitzt, so wird schon seine Anstellung an der neuen Bühne ihr bedeutende Vortheile verschaffen. In Brünn, wo **Schikaneder** zuletzt einige Jahre hindurch ein Theater unterhielt, soll er keine Seide gesponnen haben.

Kaschau, 20 März.

Der Adel unsrer Gegend, für den Kaschau ein Central-Versammlungs-Ort ist, veranstaltete in diesem Faschinge, besonders nachdem man von der hohen Vermählung unsrer Erz-Herzoginn hier Nachricht hatte, viele und mannigfaltige Feste und Lustbarkeiten, zu denen viele Honoratioren vom Bürgerstande Eintritts-Billete erhielten. Es gab Karoussele, Frey-Bälle, Maskeraden und andere Unterhaltungen der Art. Selbst durch die eingetretenen Fasten läßt man sich in seinen Belustigungen nicht irre machen, und es fehlt nicht an Haus-Bällen, bey denen es sehr fröhlich zugeht. Die freudige Theilnahme an der so wichtigen Vermählung muß und wird dies alles entschuldigen.

Vorgestern gab eine Gesellschaft von Magnaten in unserm Theater, wobey alle Logen und Sallerien auf das glänzendste beleuchtet waren, den **Karolus Magnus** zu Ehren der Gräfinnen **Josephine Andreossy** und **Forgaes**, heute aber das **Epigramm**. Wir haben Ursache, mit unsrer diesmaligen Schauspieler-Gesellschaft zufrieden zu seyn, aber schwerlich würde sie die beyden Stücke besser gegeben haben, als die Magnaten.

Nro. 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. April, 1810.

Jenseits schon des geahneten Glücks, der bethörenden Hoffnung,
Mir gleichgültig und fremd gleitet das Leben vorbey;
Ruhiger weilt am Gestade mein Geist; in die tanzende Welle
Schöner Empfindungen Grab, lächelt er weinend hinab.

v. Brinkmann.

Die Blume und der Quell.

Der Quell.

Du schauest still in meine Fluth
Und schweigend manchen Tag,
Drum sag', worauf dein Auge ruht,
Daß ich es deuten mag.

Die Blume.

Nach deinem Bild, du holder Quell,
Senkt sich mein Angesicht:
Du bist so mild, so liebehell,
Ach! und verweilest nicht!

Der Quell.

Ich weder ruhn noch weilen kann,
Dein Sehnen anzuschaun;
Das junge Blut treibt rasch mich an,
Zu rauschen nach den Aun.

Die Blume.

Mein tiefstes Leben nähret sich
An deinem Balsam auf;
Ich blüh' und dufte nur für dich,
Und achtest nicht darauf.

Der Quell.

Wo sich des Lebens Athem regt,
Muß Blümlein duftend stehn;
Ich kann nur schaffen, was dich pflegt,
Nicht theilen deine Wehn.

Die Blume.

Und theilst du nicht, was in mir glüht,
Mich füllt mit Weh und Lust,
So laß mich, die es niederzieht,
Nur ruhn an deiner Brust.

Der Quell.

Darfst nicht an meinem Busen glühn,
Nur kühlend mich beschaun:
Mein Kuß ist kalt, mein Herz umziehn
Des Abgrunds feuchte Graun.

Das Blümlein neigte sich zum Kuß
In Lebesglut hinab,
Und angerafft vom Wellenguß
Versank es in sein Grab.

Fr. Thiersch.

An einen großen Künstler.

Kaum sahn vom Schöpfer Phidias
Die Laien und die Eingeweihten
Das höchste Kunststück aller Zeiten;
Da drückt' ihn schon der Stümper Haß.
Ist das, rief man von allen Seiten,
Ein Kopf, ein Fuß, und eine Hand?
Vernunft ließ bald sich überreiten,
Daß man nichts schön am Bilde fand.
Der Künstler wich den Pöbelschwärmen,
Von keiner Zunge mehr geschont;
Ins Grab wird er vielleicht sich härmen?
Nein, Freunde, nein! Er ist belohnt.
Zwey Kenner folgten seinen Schritten;
Der Troß erblickts, das Bild ward schön,
Es schweigt des Neides Froschgequön;
Die Siegeskrone ist erstritten.

v. Klein.

Die Hindus,

von

F. Balthasar Solvyns.

(Fortsetzung.)

Wenn ich nicht besorgte, in eine allzugroße Abschweifung zu gerathen, so würde ich eine Beobachtung ausführen, die ich bloß anzeigen kann. Das Stillschweigen der sanskritischen Werke, in welchen die Panditen *) und die gelehrten Akademiker von Kalkutta nachgeforscht haben, läßt vermuthen, daß die Denkmäler, von welchen die Rede ist, vor der Einführung der Sanskritsprache und sogar der Religion des Brama in Indien erbaut worden sind; überdies scheint die Gesichtsbildung der Personen, welche auf diesen Denkmälern ausgehauen sind, anzuzeigen, daß sie das Werk einer, von den jetzigen Einwohnern völlig verschiedenen Menschenrasse seyen. Die dicken Lippen, die eingedrückten Nasen und die krausen Haare dieser alten Bildsäulen bezeichnen äthiopische Gestalten, von welchen man kaum einige Spuren in den Zügen der Anhänger des Brahma erkennt. Ich muß jedoch zugeben, daß diese äthiopischen Züge, ganz eben so auffallend und eben so unerklärlich, als die Schriftzüge der Inschriften, welche man noch in den Höhlen von Canarah findet, sich bey den Bewohnern der Gebirge von Garrauh ziemlich gut erhalten haben, und daß überhaupt die Gesichtsbildung der Hindus Verschiedenheiten darbietet, welche stark genug ausgedrückt sind, um zu beweisen, daß diese Nation eine Mischung von mehrern andern ist. Diese wichtige Thatsache wird durch die Folge von Köpfen mit den karakteristischen Zügen „aller indischen Nationen, welche Hr. Solvyns in dem Laufe seiner Reisen sowol in dem Innern von Indien, als auf den nahegelegenen Inseln angetroffen hat," aufgestellt und vielleicht auf eine befriedigende Weise ins Licht gesetzt werden. Diese für den Philosophen und Physiologen gleich interessante Folge wird den vierten und letzten Band des prächtigen Werkes schließen, welches wir ankündigen.

Dieses Werk ist das Resultat funfzehnjähriger Forschungen, Beobachtungen, eben so beharrlicher als beschwerlicher Reisen und Arbeiten, und vornämlich einer besondern vertraulichen Freundschaft mit verschiedenen Personen aus den vier indischen Casten, und aus den zahlreichen Unterabtheilungen dieser vier ursprünglichen Casten. Man weiß, durch welche strenge Gesetze seit undenklichen Zeiten und wol noch für lange Zeit die Familien, aus welchen diese Casten bestehen, und welche weder das Verlangen noch die Möglichkeit, aus derselben zu treten, fassen können, darin festgehalten werden. „Diese Unterschiede sind, wie der unsterbliche Verfasser des Esprit de lois (Liv. 24. chap. 22) sehr richtig bemerkt hat, an einen gewissen Abscheu vor andern Menschen gebunden, der von den Gesinnungen sehr verschieden ist, welche aus den Verschiedenheiten der Stände entstehen müssen, die unter uns die Liebe für die Geringern in Schranken halten." Wir glauben, den leidenschaftlosen Zustand der Indier, ihre gänzliche Gleichgültigkeit gegen das Leben, ihre blinde Unterwerfung unter die Aussprüche ihrer Brahmanen, unter die Befehle ihrer Radschah, die Verläugnung der Menschenwürde und aller mit dem gesellschaftlichen Zustande verträglichen Rechte, und besonders ihre Unwissenheit in den schönen Künsten, weit mehr jenen Unterschieden und jener Absonderung der Casten, als dem Klima zuschreiben zu müssen, so daß es scheint, die schon erwähnten unermeßlichen Denkmäler müssen vor der Errichtung der Casten erbaut worden seyn, oder wenigstens aus einem Zeitpunkte stammen, wo die erst kurz vorher festgesetzte Scheidelinie noch nicht die traurigen Wirkungen hervorgebracht hatte, die wir eben beklagt haben.

Die erste und verehrteste von den vier Casten ist jene der Brahmanen. Als Ausleger der göttlichen Gesetze und als Diener der Gottheit haben sie sich den Rang über alle Stände der Gesellschaft, über die menschlichen Gesetze, zu verschaffen gewußt, und haben nichts über sich, als das Feuer. „Das Feuer, sagt Wischnu Sarma, ist der Obere des Brahmanen, der Brahmane ist der Obere der Casten. Der Mann ist der einzige Obere seiner Frau." Man wird bald sehen, daß diese Obergewalt auch der Obergewalt des Brahmanen, und vornämlich einer großen Menge herumschweifender und liederlicher Büßenden untergeordnet ist, welche die Ehrerbietung und die äußerste Unterwürfigkeit der indischen Weiber oft auf eine ärgerliche Weise mißbrauchen.

Fünf Platten sind der Darstellung der vornehmsten Brahmanen-Familien gewidmet, z. E. „der Scherutery, welche nur in Bengalen bekannt sind, und dennoch unter denen von ihrer Caste den ersten Rang ansprechen, weil sie sieben Zweige der Wissenschaften besitzen; einige besitzen deren sogar neun.

Die Brahmanen des Landes Zanudsche scheinen die nachlässigsten zu seyn, denn sehr viele von ihnen treten in Kriegsdienste, welche ihrer Caste durch das Gesetzbuch von Menu so streng verboten sind. Die von dem Lande Bridschybasi geben der vorhergehenden an Herzhaftigkeit nichts nach; aber sie werden vornämlich wegen ihrer bewährten standhaften Treue geschätzt. „Sie übernehmen die Bewachung und den Transport der Waaren, und erfüllen ihre Verbindlichkeit mit Gefahr ihres Lebens; es gibt kein Beyspiel, daß ein Brahman von Bridschybasi die Sache im Stiche gelassen hätte, die man ihm anvertraut hatte."

Die Brahmanen der Provinz Orissach haben ausschließlich die berühmte Pagode von Dschagrenät zu Balassore zu bedienen. Sie beten mit beständig gegen die Sonne gewandtem Gesichte: dies ist bey weitem nicht der einzige Zug von Uebereinstimmung, die sich noch heut zu Tage zwischen den alten Religionen von Hindostan und Persien findet. Gewiß, es ist leichter, diese Uebereinstimmungen zu läug-

*) So heißen die Brahmanen, welche das Sanskrit verstehen und in den heiligen Büchern bewandert sind.

nen, als zu beweisen, daß sie ungereimt sind, wenn das Resultat der tiefsten Forschungen ihr Daseyn unwidersprechlich darlegt. Ich trage daher kein Bedenken, hier Behauptungen zu wiederholen, die ich schon in mehrern meiner Werke vorgetragen habe, und die, mehr entwickelt, in den Anmerkungen zu der neuen Ausgabe von Chardin's Reisen, mit welcher ich mich beschäftige, wieder vorkommen. Die Perser und die Indier scheinen sich ursprünglich zu der nämlichen Religion bekannt zu haben, welche in der Folge bey den ersten von Zoroaster, und bey den andern von Brahma, nachmals Budcha, reformirt wurde. Diese alte Religion, oder vielmehr diese Urreligion, war der Dienst der Gestirne, und vornämlich der Sonne. Die zwey Völker redeten auch eine gemeinschaftliche Sprache, von der man in dem Zend oder dem alten Persischen, in dem neuern Persischen, in dem Sanskrit, welches wol jene Sprache selbst seyn konnte, in dem Griechischen, in dem Lateinischen, und hauptsächlich in dem Deutschen, zahlreiche Spuren antrifft. Jedoch wir dürfen die neuern Brahmanen und die andern Casten der Hindus, über diesen Forschungen und Muthmaßungen, in Hinsicht auf Religion und Sprache ihrer Voraltern nicht aus dem Gesichte verlieren.

Es ist sehr zu bedauern, daß Hr. Solvyns über die Brahmanen Drauber, deren er in dem ganzen Laufe seiner Reisen nur drey oder vier angetroffen hat, sich keine Nachrichten hat verschaffen können. „Diese halbwilden Brahmanen wohnen auf dem Gebirge Gattes (Gate), reden eine für die andern Brahmanen unverständliche Sprache; sie scheinen die Religion ihrer Voraltern in ihrer ganzen Reinheit erhalten zu haben." Hr. Solvyns glaubt daher, wie wir, daß die neuere Religion Hindostan's, und selbst auch die Sprache große und nachtheilige Veränderungen erlitten habe, und wir sehen mit Ungeduld neuen Beobachtungen über die Drauder entgegen, sie mögen nun unsre Muthmaßungen über die persisch-indischen Alterthümer bestätigen, oder sie alle über den Haufen werfen.

Unser Reisender sagt: „Die Radschah seyen gewöhnlich von der Caste der Brahmanen," und wir wollen die Richtigkeit dieser Behauptung bey dem gegenwärtigen Zustande der Sachen nicht in Zweifel ziehen; denn verschiedene Züge der neuern Geschichte Indiens bezeugen die ungebundene und unrechtmäßige Ehrsucht der Brahmanen. Nur die Bemerkung wollen wir uns erlauben, daß die Regierung und die weltliche Gewalt an die Caste Kschetrya gefallen sind, vermöge folgender Stelle aus dem Manava Dherma Schastra, oder dem Gesetzbuche von Menu *), welches mit dem Weda in gleichem Ansehen steht, weil der Verfasser sie unter der Eingebung Brahma's geschrieben hat.

„Die Pflichten der Brahmanen bestehen darin, das Weda zu lesen, es zu lehren, Opfer darzubringen, und denen anzuwohnen, welche dargebracht werden, Almosen zu geben und Geschenke zu empfangen."

„Das Volk beschützen, Almosen geben, das Weda lesen, die Versinchungen der Sinne vermeiden, dies sind, in wenigen Worten, die Pflichten der Kschetrya."

„Es ist den Waissya vorgeschrieben, die Herden zu weiden, Geschenke auszutheilen, Opfer darzubringen, die Schrift zu lesen, sich dem Handel zu widmen, auf Zinsen zu leihen, die Güter zu bauen."

Die Hauptpflicht, welche der höchste Gesetzgeber einem Sudra vorgeschrieben hat, ist, den eben erwähnten Klassen zu dienen, ohne sich den leichtesten Tadel derselben zu erlauben."

Die zwey Radschah, deren Bildniß Hr. Solvyns uns vorlegt, sind wegen ihres kostbaren Anzugs, und vornehmlich wegen der übermäßigen Dicke und Fülle ihres Körpers merkwürdig. „Man sieht ihrer, sagt er, sehr wenig magere, oder auch nur kleine von Statur." Die Nothwendigkeit eines großen Körperumfanges für Personen von Wichtigkeit ist ein nicht allein in Indien, sondern auch in Sina, in Japan, und sogar in ganz Asien verbreitetes Vorurtheil. Dieses Vorurtheil ist hinreichend, einen richtigen Begriff von der Philosophie und von dem Karakter der Nationen, bey welchen es eingewurzelt ist, zu geben.

Hr. Solvyns gibt uns noch die Abbildung von einer Person aus den drey andern Casten, die durch Wortverderbung im Bengalischen Kottery, Bayse und Süder heißen, und zeichnet und beschreibt alsdann ihre verschiedenen wissenschaftlichen Professionen und andre Gewerbe; die einfachen und kurzen Erklärungen, womit jede Figur begleitet wird, gewähren oft sonderbare und neue Aufschlüsse, welche man in den geschätztesten und umständlichsten Berichten der andern Reisenden vergebens suchen würde. Die Einfachheit, mit welchen er sie darlegt, verbürgt ihre Richtigkeit. Diese Erklärungen können nur das Resultat eines langen Aufent-

*) Nro. CI XIX der sanskritischen Manuscripte in der kaiserl. Bibliothek. S. den Catalogue dieser Handschriften, S. 82. 90. „Das Weda und seine Anga (geoffenbartes medicinisches System), die Purana (oder heiligen Geschichten) und das Gesetzbuch von Menu, sind vier Werke von höherem Ansehn, welche nie durch blos menschliche Schlüsse verdunkelt werden dürfen." Dies ist der Ausspruch Wyassa's, des von der Gottheit begeisterten Urhebers oder Verfassers des Weda, des Mahabharata und des Ramayana. Ich kann diese Note nicht schließen, ohne zu bemerken, daß der P. Paulin de St. Barthélemy, der oft mehr geheimnißvoll als glücklich die Arbeiten des P. Hanxleben benutzt hat, in mehrern von seinen Werken das Daseyn des Weda förmlich läugnet, obschon wir drey Stücke von diesem heiligen Buche der Indier besitzen, unter den Nummern unsrer indischen Handschriften 31. 40. 52. 80 und 81, Seite 435, 438 des Catalogus manusc. orient. Biblioth. regiae. Noch will ich hier anzeigen, daß mein gelehrter Freund, der verstorbene Oberste von Pollier, eine authentische Abschrift des Weda in Dewanagary-Karakteren, aus elf dicken Folio-Bänden bestehend, in dem brittischen Museum niedergelegt hat.

haltes in Indien, und eines vollkommen vertraulichen Umgangs mit den Eingebornen seyn; und diese scheinen zu Hrn. Solvyns alles das Vertrauen gehabt zu haben, das sein sanfter und biederer Karakter in der That einflößen muß. Er beschreibt auch, als ein verständiger und unterrichteter Beobachter, die Verfahrungsarten der Hindus bey ihren Gewerben, wie man sich überzeugen kann, wenn man blos den Artikel von den Beraidschen durchgeht. Diese Pflanzer des Pawn (oder Betels) muß man unter die einfachen und friedlichen Landbewohner zählen; sie treiben keine andre Geschäfte, als die, welche der Pawn erfordert. Um sich einen Begriff von der gänzlichen Absonderung der Gewerbe zu machen, darf man nur bemerken, daß der Beraidsche nicht einmal seinen Pawn auf den nächsten Markt zum Verkauf bringt. Ein Kaufmann kommt, handelt ihm denselben ab, und thut seiner Seits wieder nichts, als den Pawn kaufen und verkaufen.

„Uebrigens erfordert und verdient der Pawn viele Sorgfalt. Man muß mit anhaltendem Fleiße auf ihn acht haben, und dazu oft Tag und Nacht verwenden. Man muß ihn vor den Insekten sichern, vor allzugroßer Hitze verwahren, und sogar vor gewissen Winden, welche die Pflanzung zerstören, und dadurch den Eigenthümer vielleicht ganz zu Grund richten würden, weil er gar keine Ernte hätte, bis eine neue Pflanzung Blätter hätte treiben können, welche zur Aufnahme in den Handel stark genug wären.

„Diese Blätter, die mit Betel-Nuß, Tabak, allerley gewürzhaften Körnern und lebendigem Kalk zubereitet werden, gebrauchen die Hindus sehr stark. Sie kauen beständig davon, und reichlich mit Pawn aufzuwarten, ist für sie zugleich ein Beweis von Gewogenheit und Freundschaft, und ein Gebrauch des Luxus. Bey Feyerlichkeiten und Zusammenkünften wird davon sehr viel verbraucht."

Obschon der Künstler dafür gesorgt hat, seine Personen in malerischen, mit Gebäuden, innern Theilen der Häuser, Flüssen und Landschaften verzierten Lagen darzustellen, welche einen richtigen Begriff von der Bauart, dem Geräthe, der Schiffahrt und dem Kunstfleiße der Indier, der Ansicht und den Erzeugnissen aus dem Pflanzenreiche ihres Landes geben, so hat er doch auch noch viele Platten von doppelter Größe, nämlich so groß als der aufgeschlagene Band, der Darstellung der Feste und Ceremonien der Hindusischen Religion gewidmet. Diese Kupferstiche und die Erklärungen dabey dürfen nicht als leere Gegenstände der Neugierde betrachtet werden; sie gewähren dem Philosophen Stoff zum Nachdenken, und dem Gelehrten, der die Grundsätze der Religion Brahma's in den besten Berichten europäischer Reisenden und selbst in den aus dem Sanskrit übersetzten Werke studirt hat, viele Belehrung.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt am Mayn, 31 März.

Die vorletzte Sitzung des Museum, dieses wohlgepflegt fortblühenden literarisch-artistischen Instituts, verdient eine besondere Erwähnung. E. K. H. der Fürst Primas und Großherzog war wie gewöhnlich zugegen, nach der einige Tage vorher geschehenen Rückkunft von Paris.

Die Gegenstände waren: 1) Eine reichhaltige Ausstellung der Gemälde altdeutscher Schule, von Martin Schön, Wohlgemuth, Dürer, Burgmayer, Baldung, &c. in chronologischer Folge geordnet nach ihrem Entstehen und Fortgang, als worüber Hr. Georg Schütz, der Vetter, als Vorsteher der zweyten Klasse (bildender Künste) eine erklärende Abhandlung las, die das Ganze voll Einsicht entwickelte. Imposant war es, diese so schönen aneinander gereihten Denkmahle der alten deutschen Kunst zu sehen, welche vordem ungeschaut und unbenutzt im ehemaligen Dominikaner-Kloster standen, und jetzt dem Museum zweckmäßig einverleibt wurden. Sonderbar und groß war der Kontrast, im Vergleiche von alter und neuer bildlicher Darstellung, religioser und historischer Gegenstände. Zeichnungen und Kupferstiche waren zugleich aufgestellt, auch einige Bilder von jetzt lebenden Künstlern, z. E. ein Bildniß in Oehl gemahlt von Hrn. Cornelius aus Düsseldorf, und zwey schön gefühlte Zeichnungen in sehr bestimmten Umrissen vom nämlichen; ferner eine Landschaft von Hrn. Ulprich, mit artigem Farbenspiel und praktischem Pinsel gemahlt, dem man hie und da mehr Karakter und Natur-Wahrheit wünschen möchte, als welche kein Künstler der Manier aufopfern darf. 2) Ward von der dritten Klasse unter Leitung des Hrn. Musik-Direktors Schmitt, eine Symphonie von Haydn aufgeführt, dann: 3) Die Rückkehr, Ode nach Horaz, 4 B. 5. deklamirt. — 4) Die Ehre, oder vom Geiste des ehristlichen Gesanges, vom Freyherrn Fried. von Dalberg, eine den hohen Gegenstand voll Würde, Kenntniß und Wahrheit darstellende Abhandlung, vorgelesen. 5) Verschiedene geistliche Musikstücke von Haydn, mit Gesang von Mad. Schönberger, Mad. Lang &c. trefflich aufgeführt, wobey Hr. Schmitt seine tiefe Einsicht in den Geist des unsterblichen Komponisten bewies. 6) Beschloß das Ganze das zauberische Harfenspiel der Demois. Longhi, einer Tonkünstlerinn aus Italien.

In der gestrigen letzten Sitzung waren auch zwey Gemälde des eben hier anwesenden preiswürdigen Landschaftsmahlers Hrn. Schönberger aufgestellt, welche der Großherzog für das Museum kaufte, wo diese wirkungsreichen Bilder, in der Manier des Claude Lorrain und der eigenen des trefflichen Künstlers, der unbefangenen Beurtheilung einsichtsvoller Kenner, die jedes Gute zu schätzen wissen, sich erfreuen mögen.

Berlin, 31 März.

Die Vergrößerung des Prinzen Louis'schen Palais und die Verbindung desselben mit dem Palais des Königes durch einen Schwiebogen scheint nun beweretstelligt zu werden. Eine Mauer, welche den Garten, der zum Palais des Prinzen Louis gehört, umfaßte, ist bereits niedergerissen; statt der unscheinbaren Mauer wird künftig die Façade des Palais an der sehr besuchten Straße, oder vielmehr an dem Platze vor dem Zeughause, sichtbar seyn.

Am letzten Sonntage gab der kaiserlich-französische Gesandte Graf St. Marsan bey Gelegenheit der bevorstehenden Vermählung des Kaisers ein glänzendes Fest, bey welchem auch mehrere Prinzen unsers königlichen Hofes, als der Erbprinz von Mecklenburg-Strelitz, der Prinz von Hessen-Homburg, und der Fürst Radzivil, gegenwärtig waren. Abends war das Hotel des Grafen erleuchtet. Das Portal wurde von einigen mit mehreren hundert Lampen bedeckten Säulen gebildet, und über denselben befanden sich im transparenten Gemählde der blitzeschleudernde goldne französische Adler mit dem Doppelhaupte, jetzt im freundlichen Vereine, und beyde von dem mit goldnen Bienen besäeten Purpur umgeben. Da das Hotel an der Lindenpromenade gelegen ist, so konnte es nicht an Zuschauern vor demselben mangeln, und besonders an einem Sonntage. Schon die am Tage vorgenommenen Rüstungen zu der Illumination versammelten eine Menge von Neugierigen in dieser Gegend.

Nro. 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. April, 1810.

Wer unruhvollen, hellen Geist hat, scharfen Blick
Und auch viel Glück,
Entdeckt!
Doch wer, um Mitternacht vom Genius geweckt,
Urkraft, Verhalt und Schönheit tief ergründet,
Der nur erfindet.

Klopstock.

Ueber Erfindungen.

Es ist sehr merkwürdig, daß die größten Erfindungen in Handwerken und Künsten nicht von Meistern derselben, sondern von Laien gemacht worden sind. Der Steinmetz Jürgens erfand das Spinnrad, der Predigee Tresfurt erfand die Doppelspinnräder, und der Barbier Arkwright die trefflichen Spinnmaschinen zu Baumwolle. Der Magister Lee brachte zuerst den Strumpfwirkerstuhl ans Licht, der Mechanikus Everet die Schermühlen zum Scheren der Tücher. Der Zimmermann Harrison erfand die See- oder Längen-Uhren; der Mathematiker Huygens verband zuerst das Pendel mit den großen Uhren, und der Doktor Hook erfand die Spiralfeder für Taschenuhren. Der Musikus Herschel brachte die trefflichen Spiegelteleskope zu Stande, womit so wichtige Entdeckungen am Himmel gemacht worden sind. Der Bauer Drebbel erfand unsern jetzigen Scharlach; der Apotheker Böttcher war der Erfinder des europäischen Porcellans. — Solche Beyspiele aus den neuern Zeiten könnte ich leicht noch mehrere mittheilen, derjenigen aus ältern Zeiten nicht einmal zu gedenken. Wie viele Erfindungen und Entdeckungen, welche man gegenwärtig in Handwerken und Künsten nützt, sind außerdem nicht durch Mechaniker und Chemiker gemacht worden!

Viele Schwierigkeiten stellten sich anfangs der Anwendung fast aller neuen Erfindungen entgegen. Neid, Vorurtheile und so manches andere mußte erst bekämpft werden, ehe jene Anwendung gelang. Lees Bruder, welcher das Strumpfmachen auf dem Stuhle gelernt hatte, mußte unter der Erde arbeiten, um den vielen Verfolgern zu entgehen, die auf ihn lauerten. Wollkämmer und Spinner drohten dem Arkwright mit dem Todtschlage, und Everets erste Schermühle wurde ihm von Tuchscherern über dem Kopfe angezündet. — Alle diese Hindernisse wurden aber mit der Zeit über den Haufen geworfen.

P. F.

Die Hindus,

von

F. Balthasar Solvyns.

(Beschluß.)

Wir wissen aus eigener Erfahrung, welcher Unterschied zwischen der Theorie und der Ausübung einer Religion ist. Dieser letzte Theil wird beständig durch den National-Karaktee und durch die herrschenden Gewohnheiten der Anhänger verändert, und kann daher einen richtigen Begriff von ihren Neigungen und von ihrem sittlichen Zustande geben. Diese durch die Erfahrung gerechtfertigte Art zu urtheilen ist freylich den Hindus nicht sehr günstig. Ihre meisten Feste stellen ein abscheuliches Gemälde der ekelhaftesten Ausschweifungen und der gräßlichsten Auftritte dar. „Das Tschan-Jatrah oder die Begehung des Bades von Dschaganat z. E. ist eines von jenen Festen, wo sich die zügellosesten Ausschweifungen öffentlich zeigt. Ein Ehemann kann seine Frau, ein Vater seine Tochter nicht hindern, unter dem

Vorwande der Andacht dahin zu laufen, so daß die Frau, die vielleicht außer dem Gesichte ihres Ehegatten noch nie das Gesicht eines Mannes gesehen hat, oder das junge Mädchen, welches sich zum Erstenmale von der väterlichen Wohnung entfernt, Opfer der schändlichen Lust derer werden, welche die Zügellosigkeit des Festes herbeygezogen hat.

„Bey den Dschamp (Djhamp) oder Büßungs-Festen errichtet man Gerüste von mehrern Stockwerken, von welchen die Andächtigen sich auf eine Art stroherner oder daumwollener Matratzen, die stark mit scharfen und spitzigen Klingen besetzt sind, herabstürzen. Die Brahmanen, welche diese Matratzen halten, gebrauchen gewöhnlich die Vorsicht, sich nach dem Falle des Andächtigen zu richten, so daß sie den Stoß schwächen und allzutiefe Wunden verhüten; denn man hält die wirkliche Größe des Uebels nicht für so wichtig, als ein reichliches Blutvergießen: dieser Anblick erregt die Andacht und die Begeisterung der Zuschauer."

Diejenigen, welche sich dieser Art von Opfer weihen, müssen sich mehrere Tage lang durch Enthaltsamkeit und Fasten dazu vorbereiten, denn man glaubt, dies trage dazu bey, sie unverwundbar zu machen; aber der vornehmste und geheime Zweck derer, welche diese Vorschriften geben, und diese Gaukelspiele leiten, ist, die Heilung des Verwundeten zu erleichtern, zu beschleunigen.

„Die Personen beyderley Geschlechts (denn die Weibspersonen wollen mit den Mannspersonen an diesen Handlungen des Wahnsinns und heidenmüthiger Wuth Theil nehmen), welche sich dieser Opferung weihen, werden feyerlich und unter dem Klange der Instrumente in die Stadt oder in die Dörfer geführt, welche der Schauplatz dieser heiligen Tragödie seyn sollen; diese freywilligen Schlachtopfer sind mit rothen Blumen geziert, und werfen den Zuschauern Früchte zu, welche von diesen mit andächtigem Eifer aufgenommen werden."

Des Abends, wenn das Dschamp zu Ende ist, laufen die handelnden Personen bey diesem frommen und ärgerlichen Possenspiele haufenweise nach den Mandara oder Pagoden. Dort durchstechen und zerschneiden sie sich die Zunge mit verschiedenen Instrumenten. Einige durchstechen sich die Finger durch und durch, und lassen das Eisen in der Wunde; andere fordern, man soll ihnen auf die Stirne und auf die Brust hundert und zwanzig Wunden machen. Es ist nicht bekannt, welcher Begriff bey ihnen mit dieser geheimnißvollen Zahl verbunden ist... Wir verschonen unsere Leser mit der eckelhaften und mühsamen Beschreibung aller andern Martern, welchen sich diese Wahnsinnigen unterwerfen: wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß sie die Absicht haben, für die Lügen zu büßen, indem sie sich die Zunge durchstechen, für den Diebstahl, indem sie sich die Finger durchbohren; die Wunden an der Stirn und an der Brust sind Abbüßungen der bösen Gedanken, der wollüstigen Blicke, der unordentlichen Begierden und des Gebrauches des Weines oder anderer starker und berauschender Getränke. Die Schnüre, die Schilf- und Pfeifen-Röhre, welche sie sich in den Lenden, unmittelbar über der Hüfte, durch und durch ziehen, sind freywillige Martern, welche sich die Sünder auflegen, um in diesem Leben den verbotenen Umgang abzubüßen, den sie etwa mit freyen öffentlichen Weibspersonen und wol gar mit verheiratheten Weibern gehabt haben, denn die Hindus sind durch die Gewißheit, nach ihrem Tode, welcher den Tod ihrer Weiber nach sich zieht, keine Nachfolger zu haben, doch nicht vor Theilhabern gesichert, welche ihnen diese während ihrer Lebzeiten geben mögen. Ein anderer ähnlicher Zug, welchen die Hindus noch mit mehrern andern Nationen gemein haben, ist, daß bey ihnen die Reichen mit ihrem Gelde die Verdienste kaufen können, welche sich die Armen durch die schmerzhaftesten Martern erworben haben, und für welche Käufer zu finden diese sich noch überglücklich schätzen.

Das Bußfest, welches zu Ehren der Caly *) in einer dieser Göttinn geweihten und eine Meile von Calcutta gelegenen Pagode begangen wird, ist mit mehr Feyerlichkeiten verbunden. Hr. Solvyns ist während einer von diesen Feyerlichkeiten in diese Pagode gegangen: „die Füße der Schauspieler und der Zuschauer standen im Blute."

Dieses Fest ist bey weitem nicht das einzige von dieser Art, das die Hindus feyern, und wir verschonen unsre Leser mit der Beschreibung des Rauth-Dschatrah, bey welchem Hr. Solvyns sogar dreißig Personen ihr Leben unter den Rädern des wandernden Tempels, in welchem man die Bilder der Götter umherführt, aufopfern gesehen hat. Verschiedene andere nicht minder blutige Feyerlichkeiten sind ebenfalls in diesem ersten Bande gemahlt und beschrieben.

Es ist Zeit, unserer von diesen klägtichen Scenen ermüdeten Einbildungskraft unter den Dschugny, einer zahlreichen und arbeitsamen Caste, Erholung und Ruhe zu geben. Man muß diese Caste ja nicht mit den Yogui oder herumziehenden Mönchen verwechseln, welche die meisten Provinzen Indiens verheeren. Die Dschugny halten sich vornämlich in der Landschaft Orissah (Orira) auf, wo sie sich mit Verfertigung der in Europa so gesuchten Musseline und andrer Baumwollenzeuge beschäftigen und Handel damit treiben. Das Garn, welches sie dazu gebrauchen, ist so dünn und zart, daß man es bey der Bearbeitung beständig naß halten muß. Diese kostbaren Waaren

*) Caly, ein Wort, das von Cala, die Zeit, abstammt, ist der Name der Bhawany in ihrer zerstörenden Eigenschaft. Man brachte dieser Göttinn, in dieser Eigenschaft, Menschen-Opfer, um das Unglück, womit man bedroht war, abzuwenden. Recherches asiat. Tom. I. pag. 293, Not. 152, von Hrn. L(anglès). Ich will hier zu meiner eigenen Note noch den Zusatz machen, daß die Stadt Calcutta (auszusprechen Calcotta), ihren Namen von einer dieser Göttinn geweihten Pagode hat. Calycotta, Haus, Wohnung der Caly.

werden in großen verschlossenen, auf hölzerne Rollen gesetzten, Kisten aufbewahrt, damit man sie schnell von einem Orte zum andern bringen kann. Eine solche Vorsicht ist unumgänglich nothwendig, da das Land häufigen und fürchterlichen Feuersbrünsten ausgesetzt ist, vor welchen man von Bambu gebaute Häuser unmöglich sichern kann. Die Weiber der Dschugup rechtfertigen durch ihren Gewerbfleiß und ihre Liebe zur Arbeit den Ruf ihrer Caste. Sie unterscheiden sich von den andern Indierinnen durch einen auffallenden und sehr traurigen Umstand: Die Wittwen begraben sich lebendig, anstatt sich neben dem Leichname ihrer Männer verbrennen zu lassen. Dieser Gebrauch wird von den Brahmanen nicht verworfen, welche wirklich bey der Abschaffung oder Abänderung desselben nichts zu gewinnen oder zu verlieren haben; denn der Putz dieser bescheidenen und einfachen Weiber begreift keines von den Kleinodien, welche die Habsucht der Diener des Brahma reizen. Sie nehmen sich wol in Acht, einen solchen Gebrauch in wohlhabendern Castien einführen zu lassen, und ein eben so genauer als verständiger Reisender hat richtig errathen und angezeigt, aus was für einem Grunde sie den leichtgläubigen und furchtsamen, dem Scheiterhaufen geweihten, Schlachtopfern zum Gesetze machen, sich mit ihren reichsten Kleidern und kostbarsten Kleinodien zu schmücken; *) die Asche und die bedauernswerthen Ueberreste des entsetzlichsten Opfers sind heilige Gegenstände, welche kein Unheiliger anrühren darf. Die Brahmanen allein haben das Recht, sie zu sammeln und in den Ganges zu tragen, nachdem sie die Dinge herausgenommen haben, welche das Wasser dieses heiligen Flusses verunreinigen könnten.

Alle diese Nachrichten stimmen freylich nicht mit dem Begriffe überein, den wir uns von dem Karakter und von den Sitten der Hindus gemacht hatten: aber sie sind denn doch streng der Wahrheit gemäß, und dem Beobachter und wahren Philosophen kommt es zu, das Verdienst und die Wichtigkeit des bescheidenden Theiles von dem schönen Werke des Hrn. Solvyns zu würdigen. Dabey ist noch zu bemerken, daß es zehen Jahre später unmöglich gewesen wäre, von dieser Nation ein zugleich so anziehendes und so treues Bild zu zeichnen. Ihr häufiger Verkehr mit den Europäern hat einen merklichen Einfluß auf ihre Sitten, und schwächt immer mehr den Eifer in ihren Religionsübungen. Mit einem Worte, die karakteristischen Züge ihrer moralischen und physischen Physionomie fangen an sich zu verändern, und man kann leicht voraussehen, daß die Eingebornen in wenigen Jahren aufhören werden, Indier zu seyn, ohne zu dem Zustande der Europäer übergehen zu können. Es ist daher wichtig, diese Züge in dem Augenblicke aufzufassen, wo eine Veränderung vorgehen soll, die unfehlbar kommen muß, deren Folgen aber unmöglich vorausgesehen werden können, kurz, dieses Volk so darzustellen, wie es seit einer langen Reihe von Jahrhunderten noch heutiges Tages ist.

Hr. Solvyns hat sich nicht darauf beschränkt, uns die physischen und moralischen Züge der Hindus, ihr häusliches Leben und ihre vornehmsten Religionsgebräuche vor Augen zu stellen. Wir haben schon bemerkt, daß der Hintergrund der Kupfer, welche der Darstellung einzelner Figuren nach ihrem Anzuge gewidmet und, mit sehr vielen Gegenständen ausgestattet ist, die einen richtigen Begriff von dem Andicke jener fernen Gegenden, und von den Sitten der Einwohner gewähren; überdies werden die folgenden Bände (das Werk wird aus vier Bänden bestehen) die vornehmsten Erzeugnisse ihres Gewerbfleisses, die zum Nutzen oder zum Vergnügen dienen, z. E. die Saiten- und Blase-Instrumente, die Barken, womit man auf den Flüssen und auf dem Meere schifft, die von Menschen getragenen Palankine und die von Büffonen oder Buckelochsen gezogenen Fuhrwerke mit Rädern darstellen.

Obschon wir noch nicht von den Weibern gesprochen haben, so muß man daraus doch nicht schliessen, daß ihrer in dem Werke des Hrn. Solvyns gar keine Erwähnung geschehen seyn werde. Aber da sie in Indien bey weitem nicht die Achtung und den Einfluß genießen, wovon sie in Europa zuweilen einen schlimmen Gebrauch machen, so hat unser Künstler der Richtigkeit die Galanterie aufopfern müssen, und ihnen in seinem Werke nur eine Nebenstelle einräumen können. Als ein gewissenhafter Beobachter des Gesetzbuches von Menu, welches die Weiber in einem Zustande von beständiger Unterwürfigkeit gegen ihren Vater, ihren Gatten, und sogar gegen ihre Kinder erklärt, hat er sie für die folgenden Bände aufbehalten. In den Augen vieler Leser wird dieser Theil nicht der minder anziehende seyn, und man wird von dem Verfasser ohne Zweifel mit Recht vermuthen, er habe klüglich Gegenstände und Nachrichten zurückbehalten, welche noch die Wißbegierde des Lesers reizen, und die, vielleicht durch die Betrachtung sehr vieler Gegenstände, von denen wir nur den kleinsten Theil angezeigt haben, ermüdete Aufmerksamkeit wieder erwecken können. Dies wird uns selbst Stoff zu einem, für unsere Leser beyderley Geschlechts, durch die umständliche Nachrichten von der Lebensweise der indischen Weiber, durch die Beschreibung ihres Putztisches ꝛc. interessanten Artikel geben. Wenn die europäischen Weiber sich nicht versucht fühlen, die muthvolle Aufopferung der hindostanischen Wittwen nachzuahmen, so werden sie vielleicht doch in den Kleidern und in dem Schmucke der Bewohnerinnen jenes fernen Landes manche ihrem Geschmacke viel gemäßere, und ihrer Kleidungsart entsprechendere Gegenstände der Nachahmung finden. Die Shawls von Kaschmire sind sicherlich nicht die einzigen Putzwaaren, welche von unsern liebenswürdigen Landsmänninnen aufgenommen und verschönert zu werden

*) Diese Beobachtung findet sich in Voyage pittoresque de l'Inde par M. Hodges, Tom. I, p. 187 der Uebersetzung.

verdienen. Sie werden hievon selbst bald durch die Ansicht der Kupfer urtheilen können, welche Hr. Solvyns ihnen in kurzem vorlegen wird; denn er arbeitet mit einer unbegreiflichen Thätigkeit. Man wird ohne Zweifel mit Erstaunen hören, daß er, bey dieser schönen und kostspieligen Unternehmung, sowol die Zeichnung, den Stich und das Ausmahlen der Figuren, als auch die Verfassung der Schrift besorgt. Aus den kurzen Bruchstücken, welche in diesem Auszuge zerstreut sind, hat man beurtheilen können, wie deutlich, genau und merwürdig seine Erklärungen sind. Nur eine einzige Bemerkung wollen wir uns erlauben, und dies ist weit weniger ein Tadel, als ein Vorschlag, welchen wir dem Gutdünken des Hrn. Solvyns unterwerfen. Er hat bey sehr vielen indischen Göttern, Festen, Casten, und sogar bey Büchern, die unter den Bengalen üblichen Benennungen angenommen, deren Sprache bekanntlich eine Verderbung des Sanskrit ist. Vielleicht wäre es, um den Gelehrten Genüge zu leisten, gut, wenn die Wiederherstellung dieser verderbten Worte, nach der ächten sanskritischen Rechtschreibung und Aussprache abgefaßt, am Ende des Werkes einen Platz fände; man würde dann sehen, daß zum Exempel crysna aus Krichna (Krischna) verderbt ist, sib, aus Schiwa, kotterp aus kschetrpa, wie ich schon angemerkt habe.

Die Kupferstiche sind radirt und so ausgemahlt, daß sie einen richtigen und bestimmten Begriff von den Gegenständen geben, welche der Künstler hat vorstellen wollen, und man wird ihm das Verdienst nicht streitig machen, die erste mahlerische, originale und authentische Sammlung über Indien ausgearbeitet und herausgegeben zu haben, die je in Europa erschienen ist. Wir können auch nicht unbemerkt lassen, daß diese Unternehmung, im umgekehrten Verhältnisse zu allen Unternehmungen dieser Art, in ihrem Fortgange immer vollkommner wird. Die Platten des zweyten Bandes, von welchem siebenzehn *) Lieferungen erschienen sind, und welcher am Schlusse des Jahres wird geendigt werden, haben uns, in Vergleichung mit jenen des ersten Bandes, in Rücksicht auf Vollendung und Wirkung unverkennbar vorzüglich geschienen.

Der typographische Theil ist von der Arbeit der HH. Mame, und beweist ohne Widerrede, daß die berühmten Didot nur zu Paris, wo nicht ihres gleichen, wenigstens würdige Nachahmer finden können; und wenn ein tiefes Studium der Buchdruckerkunst in allen ihren wesentlichen Theilen uns erlaubt unsere Meinung mit einer gewissen Zuversicht auszusprechen, so können wir den Druck dieses Werks den gepriesensten typographischen Meisterstücken der Ausländer gleichstellen, und ihm sogar einen der ersten Plätze nach der kostbaren und unnachahmlichen Sammlung klassischer Schriftsteller zuerkennen, welche die Hrn. Gebrüder Didot herausgegeben haben.

Die Arbeiten über Indien werden also nicht blos jenseit des Meeres mit Eifer aufgenommen und mit Pracht ausgestattet, dem Publikum übergeben. Die Engländer haben kein ausschließendes Verrecht, uns zuverläßige Kenntnisse von diesem alten und bewundernswürdigen Lande zu geben. Sollten wir auch nichts weiter haben, als das Werk des Hrn. Solvyns, so können wir ihnen diesen Ruhm streitig machen. Wenn es diesem achtungswürdigen unermüdeten Verfasser nicht alle die Vortheile verschafft, welche er mit Recht davon erwarten kann, so wird die Achtung der Personen, welche sein Verdienst zu würdigen wissen, ihn entschädigen, und ihn auf der mühsamen und ehrenvollen Laufbahn, die er betreten hat, unterstützen.

Bereits hat er einen Theil dieser Entschädigungen und Aufmunterungen in dem Beyfalle des Instituts, welches die Zueignung seines Werks mit Geneigtheit aufgenommen, in der rühmlichen und öffentlichen Erwähnung, welche der beständige Sekretär der Klasse der schönen Künste mehrere Male davon gethan hat, endlich in der lebhaften Theilnahme gefunden, welche ein, wegen seines angenehmen Karakters sowol, als wegen seiner vorzüglichen Talente, achtungswerthes Mitglied ebenderselben Klasse, Hr. Vincent, ehemals der Lehrer, nun der Freund des Hrn. Solvyns, ihm beweist.

*) Eigentlich, vermöge der am Schlusse beygefügten Anzeige, nur fünf; denn die Lieferungen 1 — 12 machen den ersten Band aus. Der Uebers.

Vermischte Nachrichten.

Die Klasse der schönen Künste des kaiserl. Instituts in Paris hat in einer sehr glänzenden Sitzung die beyden Preise der Beredsamkeit zuerkannt. Der eine Preis für das literarische Gemählde von Frankreich im 18ten Jahrhunderte sollte zwischen Hrn. Victorin-Fabre und Hrn. Jay getheilt werden; allein der Minister des Innern, Hr. v. Montalivet, verdoppelte den Preis, so daß beyde Sieger ihn ganz erhielten; der zweyte Preis für die Lobrede auf Labruyere fiel dem Hrn. Victorin-Fabre allein zu. — Der Preis in der Dichtkunst konnte nicht zuerkannt werden, weil keines der eingelaufenen Gedichte dessen würdig war.

Zur nächsten Concurrenz sind folgende Aufgaben bestimmt: Für die Dichtkunst: 1) Die Verschönerungen von Paris, (wie im vorigen Jahre); 2) Der Tod des Dichters Rotrou, Verfassers des Venceslas, der in seinem 42ten Jahre in seiner Vaterstadt Dreux, als Opfer seiner großmüthigen Bestrebungen für seine Mitbürger bey einer ansteckenden Krankheit, starb; und für die Beredsamkeit — eine historische Lobrede auf Michel Montaigne.

Von Goethe's Wahlverwandtschaften ist in Paris eine zweyte Uebersetzung erschienen, unter dem Titel: Ottilie ou le pouvoir de la sympathie, 2 Vol. 12mo; doch ist es schwer zu bestimmen, welche von beyden Uebersetzungen mißrathener ist.

Nro. 96.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 21. April, 1810.

Der nur erringt der Schönheit höhern Kranz,
Dem Grazien den Geist zum leichten Fluge heben.
Talente sind die Feder blos; den Glanz
Muß ihnen erst die Hand der Huldgöttinnen geben.

F. v. Köpken.

Geschichte eines Zwerges,
wie er sie einem Edelmanne, bey dem er Dienste suchte, selbst erzählte. *)

Mein Name ist Zachäus Trill. Ich bin der Sohn eines Arztes. Er war nur zwey oder drey Zoll größer als ich, hob sich aber durch Schuhe mit sehr hohen Absätzen und eine hochgekräuselte Perücke aus dem Pygmäengeschlechte heraus, und war, trotz seiner liliputischen Gestalt, ein tapferer Gegner des Todes. Seine Siege an den Krankenbetten wurden ihm reichlich vergolten. Die Heirath mit meiner Mutter vermehrte seinen Wohlstand. Sie brachte ihm eine so beträchtliche Mitgift zu, daß sie über die aufgethürmten Geldsäcke nicht hinweg sehen konnte: denn sie war noch kleiner als mein Vater. Gleich und Gleich hatte sich gesellt.

Die einzige Frucht dieser Miniatur-Ehe schauen Ew. Gnaden hier vor sich.

Vater und Mutter freuten sich, daß ich ihnen nicht über die Köpfe wuchs: ich hingegen war mit dem kurzen Maßstabe, womit mich die Natur gemessen hatte, von Jugend auf unzufrieden, und sann Tag und Nacht, wie ich, dem bekannten Bibelspruche gleichsam zum Trotz, meiner Länge eine Elle zusetzen könne. Dabey spielt' ich immer auf die lächerlichste Weise den Gerngroß.

Ich übergehe die Eulenspiegelstreiche meines Knabenalters. Auf der Universität, wohin mich mein Vater sandte, damit ich einst in seine Fußstapfen treten sollte, gewann meine Thorheit ein freyeres Feld zu merkwürdigern Thaten. Ich machte einen ungeheuern Aufwand, hielt Reit- und Wagenpferde, hatte eine fürstliche Garderobe von gestickten und galonirten Kleidern, gefiel mir aber am besten in bunten, kecken, soldatischen Trachten, die mit meiner Figur auf die seltsamste Weise im Widerspruche standen, und mich dem öffentlichen Gelächter aussetzten. Doch das kümmerte mich nicht. Ich erregte Aufsehen, und das war mein Ziel.

So trieb ich's zwey Jahre, und lernte nichts dabey. Anstatt der Hörsäle besucht' ich Kaffeehäuser, und machte schönen Damen den Hof. Sie verlachten mich wegen meiner Kleinheit; aber die großen Geschenke, die ich ihnen darbrachte, liessen sie sich in Gnaden gefallen.

Einst befand ich mich, nebst mehrern angesehenen Männern, in einer zahlreichen Gesellschaft muthwilliger Frauen und Mädchen. Sie waren sehr aufgelegt, sich über mich lustig zu machen. Ich erlrug das ein Weilchen; da mir aber ihre Ausgelassenheit nach und nach lästig fiel, verließ ich den Kreis der Spötterinnen, und verfügte mich in ein Nebenzimmer zu den Männern, die sich bey einer Pfeife Tabak mit gelehrten Gesprächen unterhielten. Hier setzte ich mich auf einen Sopha und — schlief ein.

Plötzlich ward ich aufgerissen; ein junger, starker Mannaffe hielt mich an den Armen hoch empor, und schrie: „wer kauft ein lebendiges Nadelkissen?" — Die Damen, mit Lichtern in der Hand, standen um mich her, beleuchteten

*) Aus einem noch ungedruckten Romane: Der Bräutigam ohne Braut.

meine Beine, und lachten sich aus dem Athem. Das hämische Volkchen war nämlich dahinter gekommen, daß ich mit künstlich ausgepolsterten Waden prangte, und hatte, während ich schlief, in eine derselben einige Schock Stecknadeln tief eingepflanzt, ohne daß ich darüber erwacht war. Ich strampelte mich aus den Händen des Maulaffen los, rannte fort, und sann auf Rache.

Die Hauptthäterinn bey dieser Beschimpfung war die Tochter eines Professors, die sich durch unweibliche, fast riesenhafte Länge vor allen Frauenzimmern der Stadt auszeichnete. Man wies überall mit Fingern auf sie, und lachte hinter ihr her. Sie aber bildete sich auf ihren hohen Wuchs nicht wenig ein, und trug auf Promenaden gewöhnlich ein Amazonenkleid, um die zierliche Schlankheit ihres Körpers ins vortheilhafteste Licht zu stellen. Auf diese Umstände gründete ich den Plan meiner Rache. Ich kannte einen Studenten, der ein eben so entschiedener Riese war, als ich, leider! ein Zwerg bin. Diesem that ich den Vorschlag: er solle zum Scherz einmal in Frauenzimmerkleidern mit mir spazieren gehn. Der einfältige Tropf — denn das war er in einem hohen Grade — willigte ein. Ich ließ für ihn auf meine Kosten ein Amazonenkleid fertigen, das nicht anders aussah, als ob es aus dem Kleiderschranke meiner Feindinn, der Professorstochter, gestohlen wäre. Dazu kaufte ich noch einen Hut mit Federn, wie sie gewöhnlich trug. So putzte ich an einem May-Sonntage, dessen anmuthiges Wetter alle Menschen auf die Beine gebracht hatte, meinen Enacksohn an, und wir nahmen unsern Weg nach der Straße, wo sein Vorbild wohnte.

Eine gewaltige Volksmenge, die sich bey jedem Schritte vermehrte, umströmte uns jubelnd von allen Seiten, und hundert Stimmen schrien: „Mamsell Goliath! Mamsell Goliath!“ (So nannte der Pöbel auch zu andern Zeiten die Riesenjungfer.) Das Getümmel hatte sie ans Fenster gelockt. Sie lag mit dem halben Leibe heraus, erblickte die ungeschlachte Amazone an meiner Seite, und erschrak so heftig, wie etwa — wenn man alten Gespenstergeschichten glauben darf — die Menschen erschraken, die sich selbst sahen. — Todtenbleich fuhr sie vom Fenster zurück, und ich hörte nachher, sie sey in Ohnmacht gefallen.

Als ich meinen Rachdurst so gestillt hatte, setzten wir, unter dem Jauchzen des Volks, unsern Triumphzug durch mehrere Straßen fort, und wanderten endlich hinaus vor ein Thor, wo immer Miethwagen zur Fahrt nach benachbarten Lustörtern bereit standen.

Wir wollten uns zu gleicher Absicht eines solchen Fuhrwerks bedienen. Schwärme von lumpigen Kutschern umringten uns mit dem Anerbieten ihrer Fiaker. Jeder rühmte den seinigen, und pries die Schnelligkeit der vorgespannten Pferdegerippe. Ich überblickte stolz die Wagenburg, tadelte die Geschirre sammt und sonders, und war unentschlossen, welchem ich die Ehre, von uns gebraucht zu werden, zuwenden wollte.

„Ey, was machen wir da viel Federlesen!“ rief ein vierschrötiger Kerl, und nahm mich rasch wie ein Kind auf den Arm, um mich in seine Kalesche zu tragen, und so zu seinem Kunden zu pressen.

Ein tausendstimmiges Gelächter brach aus, und erschallte so stürmisch, daß sogar die vierbeinigen Kopfhänger vor den Wagen darüber scheu wurden, und zum Theil ausrissen.

Ich maulschellte indessen den gewaltsamen Werber links und rechts, und stieß ihm meine gestachelten Fersen in die Seiten. Dessen ungeachtet hielt er mich fest, rannte mit mir zu seinem Wagen, warf mich hinein, sprang auf den Bock, ergriff die Zügel und jagte fort. Wüthend zog ich mein langes Renommistenschwert, um ihn von hinten zu durchbohren; doch, schnell besonnen, schenkt' ich ihm das Leben, und zeichnete nur seine Fäuste mit einigen Hieben. Er schrie mörderlich wie der Riese Polyphem, als ihm Ulysses einen glühenden Pfahl in sein einziges Auge stieß. Und wie dort die nachbarlichen Cyclopen dem geblendeten und vor Schmerz brüllenden Menschenfresser zu Hülfe eilten, so stürzten auch hier zwanzig bis dreyßig Lohnkutscher herzu, und wollten über mich herfallen. Ich aber huschte aus dem Wagen, hieb mit meinem Sarras gräßlich um mich her, und versetzte den Hülfstruppen verschiedene Wunden in Schenkel und Waden: denn höher konnt' ich von ebener Erde nicht reichen. Unterdessen erhielt ich Succurs von meiner gigantischen Dame, die ihren Sonnenschirm auf den Schädeln meiner Feinde entzwey schlug. Sie steckten freylich auch ihre Hände und Peitschen nicht in die Tasche; doch wär' uns wahrscheinlich ein glücklicher Rückzug gelungen, hätte sich nicht ein eben vorbeystreifendes Policey-Korps in den Streit gemischt, und mich und meine Heiden-Amazone gefangen genommen.

Wir ruhten einige Monate auf unsern Lordern im Carcer. Mein Vater mußte mich mit zweytausend Thalern auslösen. So hoch beliefen sich meine akademischen Schulden, die Kriegs- und Untersuchungs-Kosten, das Schmerzengeld und die Heilung der verwundeten Kutscher. Das alles ward honett bezahlt, und ich zum Dank — relegirt.

Meine Rückkehr ins Vaterhaus war keine joyeuse entrée. Doch veranstaltete mein Vater ohne große Kosten ein kleines Feuerwerk. Er beschenkte mich nämlich fünf Minuten lang mit so geschickten Ohrfeigen, daß mir Funken aus den Augen sprangen. Diese Feyerlichkeit wiederholte er des folgenden Tages bey dem Examen, das er mit mir anstellte. Doch schien er weder mit meinen gelehrten Antworten, noch mit meinem bescheidenen Stillschweigen auf seine Fragen, zufrieden. Er behauptete im Gegentheil: ich sey nicht würdig, Arzeneyen für einen kranken Hund zu verschreiben, geschweige denn für einen Menschen. . .

In der Folge errichtete er in seinem Hause eine hohe Schule, setzte sich selbst zum Lehrer an, und hielt mir medicinische Vorlesungen, die ich nicht schwänzen durfte wie die Kollegien auf jener Universität, von welcher man mich (ohne gebührende Rücksicht auf meine verdienstvolle Betriebsamkeit, viel Geld unter die Leute zu bringen) schimpflich verwiesen hatte. Unsere Hausakademie ging jedoch nach kurzer Dauer wieder ein. Indem mein Vater eifrig beschäftigt war, mich zu einem rüstigen Widersacher des Todes zu bilden, überfiel ihn dieser, wie ein Dieb in der Nacht, und schlug ihn mit einem einzigen Streiche zu Boden.

Auch meine Mutter hatte bald darauf dasselbe Schicksal. Ich war eben kein lachender Universalerbe, doch gereichte mir die Vorstellung, daß ich nun unbeschränkter Herr eines stattlichen Vermögens sey, zu einigem Troste.

Wie sehr betrog ich mich! Mein Vater — ein eben so leidenschaftlicher Gernreich als ich ein Gerngroß — hatte die Goldmacherkunst im Stillen getrieben, und sich dadurch um sein Geld gebracht. Ich fand kaum ein Zehntheil des Erwarteten. Das verdroß mich etwas. Ich konnte nun in meiner Vaterstadt auf keinem großen Fuße leben, und setzte deshalb meinen kleinen Fuß hinaus vor's Thor, um auf Reisen zu gehen. „Omnia mea mecum porto!" rief ich mit dem alten Bias. Ich hatte die ganze Erbschaft in guten Wechselbriefen in der Tasche.

Sie war immer noch ansehnlich genug, daß ich ungefähr anderthalb Jahre in verschiedenen Hauptstädten Europens lustig damit wirthschaften konnte. Doch in Petersburg — ein Ort, dessen Andenken mir in der That nicht heilig ist, ungeachtet er immer in Schrift und Druck ein Sanct an der Stirne führt — in Petersburg versiegte die goldne Freudenquelle. Ich bemühte mich, sie durch allerley Finanz-Spekulationen wieder in Gang zu bringen, und es gelang eine Weile nicht übel. Zuletzt aber gerieth ich, wegen elender zweyhundert Dukaten, ins Schuldgefängniß, und ich sollte daraus nicht entlassen werden, bis ich den letzten Heller bezahlte.

Jetzt hatte ich zum Erstenmale in meinem Leben einige Ursache, Gott zu danken, daß ich ein Zwerg war. Bey natürlicher Mannslänge wär' ich wahrscheinlich ein ewiger Gefangener geblieben; kein Mensch hätte sich um den alltäglichen Menschen bekümmert: aber mein Zwergthum reizte die Gewinnlust eines Bären- und Affenführers, mit mir in Unterhandlung zu treten. Er lieh mir die benöthigten zweyhundert Dukaten auf unbestimmte Zeit, und ich verschrieb ihm dafür zum Unterpfande meinen Leib, und statt der Zinsen die Befugniß, mich überall, wo es ihm beliebte, so lange zur Schau aufzustellen, bis ich ihm das vorgeschossene Lösegeld wieder bezahlte. Es war kein ehrenhafter Vertrag, das gesteh' ich; doch ich wußte keinen andern Weg aus dem Schuldthurme, und es dünkte mich ein Leichtes, durch Geschenke von Fürsten und andern Standespersonen bald so bereichert zu werden, daß ich mich von meiner Sklaverey loskaufen könne.

Aber diese Rechnung war falsch. Ich stellte zwey Jahre lang vielen großen und kleinen Erdengöttern, die mich in höchsten und hohen Augenschein zu nehmen geruhten, meine traurige Lage vor, ich bettelte mündlich und schriftlich, in Prosa und in Versen, und brachte dennoch nicht mehr als hundert Dukaten zusammen, die ich meinem Gläubiger nach und nach abtrug. Das zweyte Hundert bin ich ihm noch schuldig. O, möchten sich doch Ew. Gnaden entschließen, mich durch diese Kleinigkeit von meiner Leibeigenschaft zu erlösen, und sich damit einen getreuen Diener einzuhandeln! Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein Tausendkünstler. Sie können mich als Leibarzt, Barbier, Sekretär, Vorleser, Tanz- und Sprachmeister, Hauspoeten, Kammerdiener, lustigen Rath — mit einem Worte: als Factotum — brauchen.

Uebrigens werden Sie darum, weil ich vor Zeiten ein Gerngroß war, keine schlimme Meinung von mir hegen. Ich ward in der Schule der Trübsal von meiner Narrheit geheilt; es gibt aber noch Tausende, die zwar nicht, wie ich, auf körperlichen, doch auf geistigen Stelzen herum schreiten, und durch diesen Kunstgriff hier und da als wahrhaft große Männer gelten. Wer kennt nicht irgend einen Gernwitz, einen Gernklug, einen Gerngelehrt und so weiter? Allen solchen Gerntäuschern kann mein Beyspiel zur Lehre dienen. Wer höher strebt, als er dazu gediegene Kraft in sich hat, an dem rächt sich endlich die beleidigte Natur. Die Stelzen, auf denen er übermüthig einherwandelt, brechen einst plötzlich unter ihm, und es wird an ihm erfüllt, was die Schrift sagt: Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden.

A. F. C. Langbein.

Vermischte Nachrichten.

So eben erscheint: Essai sur la nature et l'origine des droits, ou déduction des principes de la science philosophique du droit, par J. A. Brückner, (à Leipsic, Paris, St. Petersbourg), das Werk eines tiefen Denkers, das zwar zunächst für Frankreich bestimmt ist, allein auch das Interesse des deutschen Rechtsgelehrten, wie des Philosophen überhaupt, in einem hohen Grade auf sich ziehen muß. Der Verfasser ging nicht mit Kantischen Ansichten in Kantischer Terminologie an diese Bearbeitung der Philosophie des Rechts, sondern mit freyem Kantischem Geiste in einer äußerst verständlichen klaren Sprache. Das Aeußere des Werks macht der Verlagshandlung Ehre. Der Ladenpreis ist für Deutschland auf 2 Rthlr. 8 Gr. bestimmt.

Daß auch unsre Zeit nicht ganz den deutschen ausharrenden Geist in der Literatur verläugnet, davon zeugt die verdienstvolle Bearbeitung eines Wörterbuchs zum Behuf der Aesthetik, der schönen Künste, deren Theorien und Geschichte und Archäologie von J. G. Gruber, von welchem des ersten Theiles er-

ster Band im Verlage des Landes-Industrie-Comtoirs in Weimar erschienen ist. — Sulzers bekanntes Wörterbuch nebst den schätzbaren Blankenburgschen Nachträgen reicht bey den mächtigen Fortschritten der Theorie der schönen Künste nicht zu, und schon das Bestreben, die sich ergebende Lücken auszufüllen, würde allen Dank verdienen, der noch gerechter wird, wenn man auf die Erweiterung des Plans, und auf die Art der Ausführung sieht. — Möge nur die Ausdauer des Verfassers und der Verlagshandlung sich bewähren, und die Fortsetzung nicht zu lange zurückbleiben. Vorzüglich reich und schätzbar sind die Artikel, welche die Geschichte der schönen Künste und die Archäologie betreffen.

Der geniale Bildhauer, Hr. Fr. Tiek (der Bruder des Dichters, welcher sich noch Kränklichkeit wegen in München aufhält), ist auf der Reise nach Rom begriffen, wohin er zurückkehrt, um dort acht Büsten für das Pantheon großer Deutschen, welches der Kronprinz von Bayern zu stiften beschlossen hat, zu verfertigen. Unter diesen acht Büsten sind die von den beyden Hohenstaufen, von Bernhard von Weimar, von Lessing, von Goethe (bereits in Weimar von Hrn. Tiek angefertigt), von Hutten u. s. w.

Die Danneckersche Büste von Schiller ist bereits vor längerer Zeit nach München für den Kronprinzen von Baiern von Stuttgart abgegangen, und dort zur Bewunderung der Kenner und Freunde der Kunst aufgestellt. Der berühmte Künstler hat nun dreymal die Büste seines berühmten Freundes nicht blos in verschiedener Größe, sondern auch in ganz verschiedenem Karakter dargestellt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 31 März.

Die Unerklärlichkeit des sogenannten unsichtbaren Mädchens ist nun größtentheils aufgehoben. Das Februarstück des Hermbstädtschen Bulletins ꝛc. gibt ziemlich befriedigende Auskunft über das Wie dieser Erscheinung. Die Forschungen eines Sachverständigen in Preussen — des Apothekers Kranse zu Elbingen, gewährten folgendes Resultat: Von einem dunkeln Nebenzimmer aus gingen im Fußboden kleine Röhren von Blech — etwa einen Zoll breit — in die vier hohlen Pfeiler des Gitters, das vom Boden bis an die vier abwärtsstehenden Trichter der Kugel reichte. Dort also sprach die Unsichtbare sehr wahrscheinlich, und der getäuschte Besucher vernahm die Stimme und den Wiederhall aus der Kugel. Dort (vielleicht mit einem Blasebalge) blies man, und die Kerzen in den Trichtern verlöschten im gewaltigen Luftstrome. Durch zwey kleine cylindrische Oeffnungen (von etwa 1½ Linien Breite) im obern Theile der Thüre des Nebenzimmers, und in den in dem Nebenzimmer vor diesen Oeffnungen angebrachten Glasluften sah und hörte die Versteckte die Gegenstände und Fragen, und antwortete nun der Wahrheit gemäß. Zweckmäßige Anwendung mehrerer Regeln der Optik, Akustik und Pneumatik ist das Verdienst, welches Hrn. Schuar bleibt.

Am 28ten dieses wurde zum Benefiz für Mad. Schröck, Don Karlos von Schiller, nach dem, für die Darstellungen vom Verfasser eingerichteten, Manuscripte gegeben. Zuviel des Schönen! Die Vorstellung währte von 6 bis 11½ Uhr.

Wenn Referent meint, dieser Don Karlos sey anziehender für den Leser als für Hörer und Zuschauer, so glaubt er nichts Paradoxes gesagt zu haben. Die Phantasie des Lesers schafft allein dem Fluge des Dichters, der Zuschauer und Hörer leidet oft von den Umgebungen; von den Darstellern, auch wenn dort Regelmäßigkeit und Ordnung, und in diesen ächter Kunstsinn lebt. Wenn z. B. die Scene in einem königl. Vorsaal seyn soll, und nun statt dessen ein ärmliches bürgerliches Zimmer da ist, wie es hier war; wenn obendrein in dieses Vorzimmer im Irrthum das Ruhebette der Prinzessinn Eboli zu frühe gebracht wird; wenn Schauspieler den Dichter nicht verstehen, und im Zweifel den Hauptgedanken wie die Nebenidee aussprechen: wo ist da der ungetrübte Genuß? Wer wird nicht durch solche Dinge aus den Regionen der Begeisterung herabgezogen? Kömmt nun noch die Zeitlänge hinzu, so wird die Einbuße noch größer. Dieser Karlos sollte in zwey Abenden hintereinander gegeben werden, wie die Iphigenien aus zwey Theilen bestehen. Was die Darstellung betrifft, so gab Iffland den König; Herr Bethmann den Don Karlos, größtentheils würdig, nur sprach er oft zu gedehnt; Demoif. Maas (Eboli) verlor in der Vergleichung mit der frühern Darstellerinn, Mad. Bethmann, bewies sich aber übrigens als denkende Künstlerinn; trefflich gab Mad. Schröck die Königinn; unerreichbar Beschort den Posa, den Mann mit dem für das Hohe, Herrliche entglühenden Herzen. Dank der Direktion, daß sie diesen Karakter nicht anders besetzt hatte! Wer hätte ihn so gegeben? Und stellte Beschort nur den Posa allein dar, und keinen andern Karakter, so würde er als erster deutscher Schauspieler genannt werden müssen.

Heute war Titus, und Demoif. Herbst, jetzt Mitglied unsers Theaters, debutirte in der Vitella. Was vor einiger Zeit, als Demoif. Herbst hier Gastrollen gab, über sie, über ihr Talent, ihre treffliche Stimme, ihr von allem Manierirten freyes Spiel gesagt wurde, kann jetzt nur wiederholt werden. Das ward auch heute durch vielstimmigen Beyfall bey jeder Gelegenheit ausgesprochen. Aber seeptisch zischten auch wieder einige Individuen, und es wird wol noch öfter Gezisch geben, wenn sie aktiv ist. Die Frühlingsmänner wollen dem Herbste nun einmal keinen Vorzug zugestehen. Demoif. Herbst scheint indessen anspruchlos und verständig genug, um nur die nothwendigste Notiz von der Sache zu nehmen. Dazu wird sie fortbin Nigvinis Unterricht genießen, und da sich denn wahrscheinlich in der trefflichen Schule die kleinen Mängel verlieren werden, welche die Gegner in ihrem Vortrage bemerken, so fällt auch der Scheingrund zur Unzufriedenheit hinweg, und man wird ja wol einsehen, daß der Herbst sein Gutes hat, wenn er auch nicht so auffallend schön, wie der Frühling ist.

Logogriph.

Ich bin ein Leckermund, ein froher Tischkumpan;
Doch ohne Kopf zieht mich der Himmel an.

Räthsel.

Bin ich zwischen dir und Gottes Himmel,
So beschirm' ich dich, allein nicht sehr;
Aber du beschirmst mich desto mehr
In der Winde rasendem Getümmel;
Doch zuweilen drücket dein Arm mich schwer.
Wo du hingehst, auf der weitsten Reise,
Trennst du dich nie von mir.
Selten bin ich im Gesellschaftskreise,
Oefter unter einem Zelt bey dir.
Raum, Gehalt und Farbe sind verschieden:
Leider! waltet auch die Mode hier;
Doch sie läßt oft lange mich in Frieden.

Auflösung des Logogriphs und des Räthsels in Nro. 90:
Affe, Pfaffe, Laffe, Masse. Carolina, (peinliche Halsgerichts-Ordnung.)

Nro. 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. April, 1810.

Ein jeder Schurk' ist Herr von meinem Leben,
Wie Ravaillac von Heinrichs Leben war.
Was sollt' ich denn vor dir, o Tod, noch beben?
Da ist mein Leib! — Mein Geist lacht der Gefahr.

v. Goeckingk.

Schah-Aulum,
gegenwärtiger Kaiser von Indostan.

(Nach einem orientalischen Manuscripte in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris.)

Schah-Aulum bestieg 1759 den Thron und nahm zuerst seine Residenz in der Stadt Allahabad, verlegte sie aber nach Delt, das eigentlich für die Hauptstadt des Reichs anerkannt ist. Eine seiner ersten Handlungen war, daß er die englisch-ostindische Kompagnie zum beständigen unumschränkten Oberherrn der reichen und fruchtbaren Provinzen von Bengalen, Bahar und Orissa erklärte, deren Einkünfte sich auf drey Millionen Pfund Sterling belaufen.

In seiner Jugend hatte dieser Fürst Muth und Thätigkeit bewiesen; aber er war von Natur schwach und unentschlossen. Dieser Karakter, der für die stürmischen Zeiten, in welche seine Regierung fiel, so wenig geeignet war, brachte ihn dahin, daß er sein ganzes Leben hindurch von seinen Ministern abhängig war, und zuletzt einem Thronräuber unterliegen mußte. Unter seinen Generalen zeichnete sich ein Maratte vorzüglich durch Talente aus, der berühmte Sindia, welcher 1785 erster Minister wurde. Zwey Jahre später zog sich derselbe, nachdem er eine Niederlage erlitten, vom Hofe zurück, und ob er gleich nachmals sich wieder an die Spitze der Heere stellte, so ließ er wenigstens für einige Zeit den Machinationen des Parteygeistes der Aufrührer und der Feinde des Prinzen freyes Spiel. Der furchtbarste der letztern, dessen Hinterlist auch endlich Schah-Aulums Untergang bewirkte, war ein Rohilla-Chef, Namens Golanm Caudir Can. Die umständliche Erzählung, wie dieser Treulose es dahin brachte, seinen rechtmäßigen Herrscher zu entthronen, würde uns zu weit führen; wir müssen uns nur auf die letztern Begebenheiten beschränken, wohin alle seine Machinationen zielten.

Im Jahre 1788 brütete Golaum Caudir über seiner Verschwörung. Zu dem Ende verband er sich mit Ismael Beg, einem andern Anführer, mit welchem er zuvor entzweit war, den aber Ehrsucht und Verbrechen ihm wieder nahe brachten. Die Garnison der Stadt und Festung Delt bestand noch aus Maratten. Budel Beg Can, Soliman Beg und andre Vornehme umgaben den König. Die Verschworenen fanden, als sie auf das östliche Ufer des Jumnastromes dem Pallaste gegenüber angelangt waren, einen Boten an den Kaiser, der auf eine übermüthige und drohende Weise um eine schnelle Audienz anhalten sollte. Von den Absichten dieser Anführer unterrichtet, schlug Schah-Aulum ihr Begehren ab, und beschloß, im Vertrauen auf die Liebe des Adels, der ihn umgab, dem Angriffe der Rebellen zu widerstehen. Aber er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Die Adligen selbst gaben den Eingebungen eines treulosen Nazir (Ober-Intendanten des Pallastes) Gehör, die Rebellen zu begünstigen, und der Kommandant der Garnison überlieferte ihnen den Posten, den er hätte vertheidigen sollen.

So blieb Schah-Aulum ohne Vertheidigung den Machinationen des Golanm Caudir und seiner Helfershelfer Preis gegeben. Mit 2000 Rohillas begaben sie sich nach dem Pallaste. Der Nazir kam ihnen entgegen und führte sie zum

Kaiser. Golaum Caudir und Ismael Beg nahmen zu beyden Seiten des Thrones unter den gewöhnlichen Begrüßungen Platz; dann sagte der erstere zum Monarchen, er sey gekommen, ihn gegen die Feinde zu vertheidigen, welche sich ein Geschäft daraus machten, ihn zu verläumden.

Schah-Aulum erwiederte, daß er mit Golaum Caudirs Betragen in jeder Rücksicht zufrieden zu seyn Ursache habe, und zum Zeichen seiner Achtung umarmte er den Verräther. Hierauf wurde dem Monarchen angezeigt, daß die Stunde der Tafel da sey, und daß er sich in den Harem verfügen möchte. Als er den Audienz-Saal verlassen hatte, besprachen sich die Anführer über ihren Plan und verabredeten die Mittel ihn auszuführen. Auf des Nazir Rath erhielt Seetul Doß, der Schatzmeister des Pallastes, den Befehl, sich zum Monarchen zu verfügen und ihm zu erklären, daß es unumgänglich nothwendig sey, einen Prinzen aus der kaiserlichen Familie an die Spitze der Armeen in den Provinzen zu setzen; daß Golaum Caudir es über sich nähme, die Maratten zu bekämpfen, und daß er als Unterpfand der Treue demjenigen, welchen der Monarch dazu bestimmen würde, die Citadelle übergeben wollte. Nach diesen Grundsätzen wurde ein gegenseitiger Vertrag geschlossen; der treulose Rohilla schrieb ihn mit eigener Hand und verpflichtete sich darin, die Person und die Sache seines Herrn, als ein Zeichen seiner Dankbarkeit für dessen Vertrauen, gegen Jedermann zu vertheidigen. Seetul Doß, welcher beauftragt war, diesen Vertrag dem Kaiser zur Unterschrift zu überbringen, sagte ihm offenherzig, daß er zu dem, welcher ihn schickte, kein Vertrauen haben dürfte. Er legte ihm die ganze Verschwörung und alle Entwürfe der Aufrührer dar, und erbot sich endlich, Galaum Caudir zu tödten, wobey er versicherte, daß noch Truppen genug zu des Monarchen Befehl stünden, um die Rohillas in Zaum zu halten. In blinder Sicherheit lehnte der Monarch die Anerbietungen des Getreuen ab und sandte ihn mit dem unterschriebenen Vertrage zurück.

Während dieser Unterhandlungen verbreiteten sich die Rohillas, welche ihrem Anführer bis in den Pallast gefolgt waren, auf eine tumultuarische Weise darin, ohne daß daran gedacht wurde, sie zurückzuhalten. Als Schah-Aulum dies hörte, verließ er den Harem, begab sich wieder in den Audienz-Saal und verlangte von Golaum Caudir, daß er den Unordnungen ein Ende machen sollte. Der Verräther stellte sich als wolle er gehorchen; kaum aber hatte er das äußere Thor der Citadelle erreicht, als er die Maske abwarf und allen seinen noch zurückgebliebenen Leuten befal, in den Pallast zu kommen, welches denn auch sogleich geschah. In wenigen Augenblicken waren Pallast und Citadelle in den Händen der Aufrührer, welche auch die dem Pallaste nahegelegene Citadelle von Selim Gur besetzten.

Sobald dies vollführt war, wurden die kaiserl. Garden entwaffnet, und die Offizirre in ein enges Gefängniß geworfen. Als der Monarch von dieser neuen Gewaltthätigkeit hörte, sandte er einen seiner Leute an Golaum Caudir ab, und ließ ihm seine Treulosigkeit vorwerfen. „Die Dinte," sagte der unglückliche Monarch, „die Dinte, mit welcher Ihr den von uns so eben unterzeichneten Vertrag geschrieben habet, ist noch nicht einmal getrocknet, und schon habt Ihr das mir gegebene Wort gebrochen." Aber alle Vorstellungen waren vergebens. Alle, welche dem Monarchen mit Hülfe oder Rath beystehen konnten, waren verhaftet; der Usurpator fand keinen Widerstand mehr, und mißbrauchte auf eine unwürdige Weise seine Gewalt. Er ging frech ganz bewaffnet in den Audienzsaal, und begehrte Bürgschaft für die Bezahlung der Truppen, welche ihren rückständigen Sold verlangten. Vergebens berief sich der Monarch auf die Unmöglichkeit, ihnen Genüge zu leisten; vergebens willigte er in alle Maßregeln, welche der Rohilla dafür, etwa durch Plünderung des Pallastes, ergreifen möchte: der unerbittliche Empörer schickte nach langem Wortwechsel Schah-Aulum mit Erniedrigungen und Gewaltthätigkeiten aller Art in den Harem zurück.

Am folgenden Morgen ganz früh verfügten sich die Empörer bewaffnet nach dem Audienzsaale, wo Schah-Aulum auf seinem Throne saß. Sie umringten ihn mit drohenden Mienen, und geboten allen kaiserl. Prinzen, sich in den Harem zu begeben. Die Prinzen gehorchten. Hierauf ließ Golaum Caudir aus der nahen Festung einen Sohn des letzten Kaisers, Namens Beedar Shah, holen; dann näherte er sich dem Throne, ergriff den Schild und den Säbel, die Zeichen der kaiserl. Würde, welche auf einem Kissen vor dem Monarchen lagen, gab sie einem aus seinem Gefolge, und befal Schah-Aulum vom Throne herabzusteigen. Durchbohre lieber meine Brust mit diesem Schwerte!" sagte der Monarch. Der Rohilla runzelte die Stirn, und griff an sein Schwert; allein der Nazir sprang hinzu, und hinderte, daß er es zog: doch wandte er sich zum Monarchen, und sagte zu ihm mit Uebermuth, aller Widerstand sey vergebens, er würde am besten thun sich zu unterwerfen. Von Allen verlassen, erhob sich der unglückliche Monarch, und begab sich in den Harem. Einige Augenblicke darauf erschien Beedar Shah, wurde von den Rebellen unter dem Namen Jehaun Shah als Kaiser begrüßt, und seine Thronbesteigung wurde den Bewohnern Delis bey Trompetenschall und unter dem Freudengeschrey des Pöbels verkündet.

Zur Belohnung für einen so wichtigen Dienst ertheilte der neue Kaiser dem Golaum Caudir eine Anweisung über sechsunddreißig Lak Ruppien auf die Staatseinkünfte; ein dem Anscheine nach sehr beträchtliches, im Grunde aber nichtssagendes Geschenk, weil die Quellen der Staatseinkünfte völlig erschöpft waren, so, daß der Empörer nicht hoffen konnte, eine solche Summe sich auf andere Weise zu verschaffen, als durch unzählige Gewaltthätigkeiten.

Die Familie des entthronten Kaisers erhielt den Befehl, sich in die Festung Selim Gur zu verfügen, und die Familie Johann Shads bezog den Pallast. Bald aber bemerkte Johann Shad, daß ihm nur der Schatten der Macht blieb. Er begehrte von Solaum Caudir, daß er ihn zur großen Moskee begleiten sollte, um dort unter den gewöhnlichen Gebräuchen mit der kaiserlichen Würde bekleidet zu werden. Solaum Caudir antwortete: dazu sey es noch nicht Zeit; wichtigere Angelegenheiten erforderten noch seine Aufmerksamkeit.

Unterdessen erschallte der Harem von Jammergeschrey und Wehklagen. Weit entfernt, sich das Unglück der Verzweifelnden zu Herzen zu nehmen, dachte der Empörer nur auf neue Gewaltstreiche. Er sandte Mannschaft nach dem Pallaste zweyer alter Fürstinnen, Wittwen eines der verstorbenen Kaiser, welche seit mehr als zwanzig Jahren zurückgezogen, und von der Welt ganz entfernt lebten. Da sie reich waren, und auf die übrige kaiserl. Familie vielen Einfluß hatten, so erhielten diese Fürstinnen den Befehl, sich unverzüglich in den Harem zu verfügen, und die darin eingesperrten Weiber dahin zu bringen, ohne Widerstand ihre Kleinodien und alle ihre Kostbarkeiten herauszugeben.

Einige Oelier versichern, die Fürstinnen hätten sich dieses verhaßten Auftrages geweigert; andre aber behaupten, sie wären der Verschwörung nicht so ganz fremd gewesen und hätten mit Vergnügen den neuen Kaiser, mit dem sie verwandt waren, den Thron besteigen sehen. Wie dem auch sey, genug sie verfügten sich nach dem Harem, erlangten aber nicht, was der Tirann begehrte. Aufgebracht ließ dieser die Fürstinnen alles des Ihrigen berauben, und befal ihnen dann, sich in ihre alte Wohnung zurückzuziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Surrogate.

Die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war so reich an Erfindung von Surrogaten, und man pries diese so angelegentlich an, daß wir fast alle durch die jetzigen Zeitumstände so theuer gewordenen Materialien schon müßten entbehren können, wenn man mit jenen Anpreisungen nicht viel zu weit gegangen wäre. Die Wolle einheimischer Pflanzen, z. B. die Distelwolle, Pappelwolle, Weidenwolle, die Wolle der Seidenpflanze, können uns nie die Stelle der Baumwolle zu Zeugen ersetzen, wenn auch alle in dieser Absicht angestellte Versuche mit Dank zu erkennen sind. Den Zeugen aus einheimischer Pflanzenwolle fehlte es immer, selbst wenn man sie mit ächter Baumwolle vermischte, an der nöthigen Dauerhaftigkeit. Mit einem bessern Erfolge wurden die Bemühungen gekrönt, Hede oder Werg der Baumwolle ähnlich zu machen. Aber auch hier war der Unterschied zwischen ächter Baumwolle noch immer gar zu sichtbar. Die Anwendung aller dieser vegetabilischen Produkte zu Hüten und zu gestrickten Waaren ist ebenfalls nicht nach Wunsch gelungen. Wem sind wol nicht die rühmlichen Versuche in frischem Andenken, die der Ritter von Wehrs zu Hannover unternahm! Die sogenannten Pflanzenhüte, welche man in Hannover verfertigte, waren anfangs wegen ihrer Feinheit und Wohlfeilheit sehr beliebt; aber ihr geringer Grad von Haltbarkeit brachte sie bald wieder aus der Mode. Man fing auch an, vorzüglich durch die Ermunterungen des Superintendenten Schäfer zu Regensburg aus Saamenwolle, aus verschiedenen Pflanzenblättern und Stängeln, aus Holzspähnen, aus Heu, Stroh u. dgl., Papier zu machen. Aber wie kurze Zeit dauerte diese Papierfabrikation! Selbst des Engländers Koops große Strohpapier-Manufaktur, die so viel zu versprechen schien, kam bald wieder in Stillstand. Das Papier wurde nie recht weiß, und besaß sehr wenige Haltbarkeit. Klaproths Erfindung, aus bedruckter Makulatur neues weisses Papier zu verfertigen, ist nicht minder bald wieder der Vergessenheit übergeben worden.

So wie es den Baumwollen-Surrogaten, Lumpen-Surrogaten, Biber- Hasen- und Kaninchenhaar-Surrogaten ging, so ist es auch noch vielen andern Surrogaten gegangen. Die Skorpionsienne sollte ein Surrogat des Indigs abgeben; aber auch sie blieb im äußersten Falle dios Nothbehelf. Noch immer kann man den ächten aus der Anil-Pflanze bereiteten Indig in keiner ordentlichen Färberey entbehren. Den Indig-Surrogaten des Schönfärbers Carus zu Leipzig dürfte es wol nicht besser ergehen. Achard zu Berlin erwarb sich viele Verdienste um die Runkelrüben-Zuckerfabrikation. Seine Unternehmungen wurden gelobt und nachgeahmt. Aber auch bey diesen wurden die Erwartungen nur theilweise erfüllt. So ging es mit noch andern Zucker-Surrogaten. Ahorn-Zucker (aus Zucker-Ahorn und Silber-Ahorn), wie ihn die Engländer bereiten lehrten, würde nach dem ächten Zucker noch der allerbeste seyn.

Es ist allerdings zu beklagen, daß fast alle Versuche zur Gewinnung brauchbarer Surrogate nicht nach Wunsch ausgefallen sind. Aber man sollte doch auch nicht gleich alle Hoffnung bey Seite setzen; man sollte bey manchen Surrogaten neue Versuche anstellen, welche die bessere Zubereitung und Anwendung derselben beabsichtigen, und nicht ermüden, stets auf neue Entdeckungen auszugehen.

P. F.

Mythologische Erläuterung.

Mars und Venus Liebesbande
Dienen zum Bescheid:
In dem lieben Ehestande
Wechseln Kuß und Streit.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Am 18ten d. verloren die Welt, Berlin, und der preussische Staat durch den Tod einen eben so achtungswerthen Gelehrten als königl. Beamten, den geheimen Ober-Justizrath Ernst Ferdinand Klein, Herausgeber der Annalen der Rechtsgelehrsamkeit, und Verfasser mehrerer in dieses Fach einschlagenden Schriften. Er war im Jahre 1744 am 3 Sept. geboren, und widmete seit 1767 sein Leben dem Dienste des Vaterlandes in verschiedenen Aemtern, und den Wissenschaften. Im Jahre 1781 kam er nach Berlin als Assistenzrath, und nahm hier thätigen Antheil an der Ausarbeitung des Gesetzbuches; 1786 stieg er zum Kammergerichtsrathe, und 1791 zum geheimen Justizrathe; 1792 ward er Professor Juris, und Direktor der Universität zu Halle. 1800 kehrte er nach Berlin zurück als geheimer Ober-Tribunalrath, wo er in der Folge Mitglied der Gesetzkommission ward. Seit 1789 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in der philosophischen Klasse; Korrespondent der kaiserl. russischen Gesetzkommission wurde er später. Auch im Privatleben nützte er. Als Großmeister der Freimaurer Loge Royal York und dann einige Zeit als Direktor der Gesellschaft der Freunde der Humanität gewann er viel Liebe und Achtung. Der König erkannte noch vor Kurzem das Verdienst des würdigen Staatsdieners an, indem er ihn zum Ritter des rothen Adlerordens 3ter Klasse ernannte. Am 21ten ward die Leiche zur Erde bestattet, und der geheime Rath Delbrück sprach an der Gruft eine Lobrede voll Weihe und Würde. Klein hat seine Autobiographie in den Loweschen Gemählden Berlinischer Gelehrten geschrieben. Dort ist das Nähere über ihn für alle, welche der Geachtete interessirt, zu finden. Diese Selbstbiographie ist jetzt besonders (bey Starke) zu haben, und das Lowesche Bildniß des Verewigten begleitet die kleine Schrift.

Das königliche Paar begibt sich nach Potsdam, um dort einen Monat hindurch zu bleiben, und dann nach Schlesien zu gehen.

Am 1 April wird eine Messe und das Te Deum laudamus von Righini, zum Besten der deutschen Stadtarmen, im Opernsaale aufgeführt.

In Warmbrunn hat ein Mahler aus Bamberg, Anton Päz, mehrere der schönsten schlesischen Gegenden mit Moos und Baumrinde auf Pappe aufgetragen, und die Zwischenräume mit Farben gedeckt. Besonders der Baumschlag soll auf diese Art der Natur sehr treu nachgebildet seyn.

Von Ostern dieses Jahrs an erscheint hier (bey Schüppel) eine Abbildung der deutschen Holzarten, herausgegeben von dem Kupferstecher Hrn. Gutmpel, mit Text von C. L. Wildenow.

Von den mancherley erschienenen ganz verschiedenen Abbildungen der jetzigen Kaiserinn von Frankreich trifft man, daß eine derselben ähnlich seyn wird, man weiß nur noch nicht welche!

Strasburg, 7 April.

Eine zahlreiche ausgesuchte Gesellschaft fand sich bey der Ausstellung des Clavicylinders ein, welche wir im Laufe dieser Woche Hrn. D. Chladni verdankten. An Vollkommenheit gränzet in vieler Rücksicht die Wirkung dieses neuen Instruments. In den hohen Octaven in Klarinettöne, in den tiefen in Fagottöne übergehend, doch ohne ungleichartig zu werden, schmeicheln sich die vollen Harmonika-Töne des Clavicylinders aufs lieblichste dem Gehöre ein. Da das Aushalten und Tragen der Töne und zugleich das Anschwellen und Verlieren derselben hier so trefflich erreicht wird, so gewinnen das Adagio, die Romanze, mit einem Worte alle langsamen Tempos, den vollen Ausdruck und die ganze Fülle der Harmonie, sonst nur das Eigenthum des Vereins mehrerer blasenden Instrumente. Aber auch geschwinde Tempos lassen sich ganz gut vortragen, da sich das Instrument über Vermuthen leicht anspielt, doch sind diese Ausführungen nicht die glänzendere Seite. Eine durch ein Pedal leicht zu drehende Glaswalze, die zuweilen angefeuchtet wird, reibt die tönenden Körper, die durch die Tasten in Bewegung gesetzt und an die Walze angedrückt werden. Die Bestandtheile der tönenden Körper und der innere Mechanismus werden fürs erste noch von dem Erfinder geheim gehalten. Das Instrument verstimmt sich nicht, und kann so klein und so groß als man will konstruirt werden, so daß es vielleicht einst mit Vortheil statt der Orgel anzuwenden seyn dürfte. Der Clavicylinder, welchen Hr. Chladni bey sich führt, ist nur ungefähr 2½ französische Fuß lang, und 1½ Fuß breit bey einer Dicke von etwa einem halben Fuß. Es ist gewiß, daß der Clavicylinder mit dem Melodion viele Aehnlichkeit hat; letzteres spielt sich jedoch viel schwerer, und das Ungleichartige der verschiedenen Octaven setzt der Execution besondere Schwierigkeiten entgegen. — Das ebenfalls von Hrn. Chladni erfundene Euphon besteht aus Glasröhren, und wird mit benetzten Fingern gestrichen; da es dem Zerbrechen mehr ausgesetzt ist, so läßt es sich schwerer auf Reisen mit sich führen, und wir mußten hier dem Wunsche dasselbe ebenfalls zu hören entsagen.

Hr. Chladni gab hingegen der Gesellschaft eine kurze Demonstration seiner so interessanten akustischen Theorie, und begleitete sie mit den beweisenden Versuchen, die, auf eben so viel beharrlicher Geduld als glücklicher Wahrnehmungsgabe beruhend, ihrem Erfinder einen ausgezeichneten Rang unter den neuern Physikern anweisen. Hr. Chladni besitzt in der Hervorbringung derselben eine besondere Fertigkeit. Diese Versuche beziehen sich bekanntlich auf die vorher nicht beobachteten Longitudinal-Schwingungen, und die Bildung der Schwingungs-Linien auf tönenden Flächen. Kaiser Napoleon, welcher Hrn. Chladni zu sich zu berufen geruhte, ward besonders auf die große Wichtigkeit des Einflusses aufmerksam, welchen eine, alle die Phänomene, die hier dem Auge sichtbar werden, erklärende genaue Theorie für Physik und höhere Analyse haben müßte. Er verlangte daher von der Klasse der Physik des französischen Instituts eine Preis-Aufgabe über diesen Gegenstand. Diese Preis-Aufgabe ist nun folgende: „Die mathematische Theorie der Schwingungen akustischer Flächen zu geben, und sie mit den Erfahrungen in Vergleich zu bringen.“ Der Preis besteht in einer goldenen Medaille von 3000 Franken, und soll am 15ten Jäuner 1812 ertheilt werden; die Memoires müssen bis zum 15ten Oktober 1811 eingeschickt seyn.

Ein Russe, Hr. Ivan Ministersky, gab unlängst ein Konzert auf einem Instrumente, welches er Susly nennt, und dessen Erfinder zu seyn versichert. Es soll jedoch vielmehr eine Vervollkommnung der in Liefland und einigen Gegenden Rußlands nicht unbekannten liegenden Harfe seyn. Das Instrument nimmt sich ganz gut aus, und wird von Hrn. Ministersky mit Fertigkeit und mit Geschmack gespielt.

Auch Mad. Michaelis aus Rastadt, die Violinspielerinn, deren wir schon einmal mit Vergnügen erwähnten, hat sich wieder hier eingefunden, und verspricht uns nächstens einen musikalischen Abend.

Nro. 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. April, 1810.

— Daß selbst im Schoß der ird'schen Seligkeit
Ein leichtgerühetes Herz des Todes Bild nicht scheut,
Dies ist der Weisheit Werk! Nur sie schafft Heldenherzen,
Und lehrt den Sokrates dem Tod' entgegen scherzen.

Wieland.

Schah-Aulum,
gegenwärtiger Kaiser von Indostan.

(Beschluß.)

Da aus den angeführten Umständen die sechsunddreißig Lak Rupien nicht in den Schatz eingingen, so erlaubte sich Golaum Caudir gegen den neuen Kaiser die unverschämtesten Drohungen und erklärte ihm geradezu, es würde ihn nicht mehr kosten, ihn wieder vom Throne zu stoßen, als es ihn gekostet habe, ihn darauf zu erheben. Um seinen Zorn zu besänftigen, begab sich Schah Aulum in den Harem und erhielt hier durch Drohungen und Verheißungen von den Weibern die Kostbarkeiten, die sie besaßen und die er dem Golaum Caudir zusandte. Diese Maßregel verdoppelte die Betrübniß der kaiserlichen Familie; Jammergeschrey erfüllte den Haeem, mehrere Weiber brachten sich vor Verzweiflung um, andere starben im Elende. Gefühllos gegen ihre Leiden und immer raubsüchtiger, ließ Golaum Caudir, da er von dem neuen Kaiser nichts mehr zu hoffen hatte, seinen Gewaltthätigkeiten freyen Lauf. Er beschied den entthronten Kaiser und alle kaiserliche Prinzen in den Audienzsaal. Sobald sie dort waren, befahl er in einem strengen Tone Schah-Aulum, ihm seine verborgenen Schätze zu entdecken. Vergebens führte der unglückliche Fürst seine Erniedrigung, seinen verlassenen Zustand, sein Elend an; vergebens berief er sich auf die Unmöglichkeit, in einer solchen Lage das Geringste vor seinen Unterdrückern zu verbergen: von Zorn entflammt, Ausschweifungen ergeben, welche diese wüthende Leidenschaft bey ihm erhöhten, brach er in Verwünschungen aus und drohte zuletzt seinem rechtmäßigen Herrscher, ihm die Augen auszureißen. „Wie?" rief der Fürst, „Augen, die seit sechzig Jahren den Koran lesen?"

Ohne sich durch diesen sanften Vorwurf rühren zu lassen, befahl der grausame Rohilla seiner Wache, den alten Monarchen zu ergreifen. Er streckte ihn selbst auf den Boden hin, kniete ihm auf die Brust und stieß mehrmals seinen Dolch in die Augen des Greises. Nach dieser scheecklichen That ließ er sein Opfer in den entferntesten Theil des Pallastes schleppen. Zitternd und blutriefend wurde der unglückliche Schah Aulum fortgeschleppt und seinem Schmerze überlassen. „So dunkelte," sagt ein muhamedanischer Geschichtschreiber, „ein schändlicher Bösewicht den glänzenden Stern des erlauchten Hauses Timur und gab das erhabene Schiff des Reichs den verheerenden Stürmen Preis." Aber im Unglücke bewies der entthronte Kaiser einen Muth und eine Standhaftigkeit, des größten Lobes würdig. Hier drängt sich die Bemerkung auf, daß gewöhnlich die Asiaten vielleicht als Folge ihres Glaubens an die Lehre der Vorbestimmung, im Unglücke Beyspiele von Standhaftigkeit darbieten, welche werth sind, den europäischen Christen als Muster der Nachahmung aufgestellt zu werden.

Schah-Aulum überlebte diese scheeckliche Marter. Des Augenlichtes beraubt suchte er einigen Trost in der Dichtkunst. Unter andern dichtete er eine Elegie über sein eigenes Unglück in persischen Versen, von denen wir nach der englischen Uebersetzung einigen Begriff zu geben versuchen wollen.

„Ein grauser Sturm brach ein auf den Herrscherthron und zerstreute die Zeichen der Herrscherwürde in die Lüfte.

Es gab eine Zeit, Monarch! wo, mit der höchsten Macht bekleidet, Du den Nationen Gesetze gabst. Jetzt siehst Du, ein Opfer der Habsucht, eine Beute den Böswichten, Deinen Thron dem Meuldietenden zugeschlagen. Siehe den grausamen Afgan *), von dessen ungestümer Wuth der Pallast erbebt und der sich wie ein verderbliches Meteor darin verbreitet. Der Finstere, Schreckliche, er eröffnet das Grab, das Deine Nachkommen, o Timur! verschlingen soll. Aber alle Unmenschlichkeiten, welche dieser Feind an mir verübt, mein Thron, den er in den Staub stürzt, zerreißen nicht so grausam mein Herz, als Deine treulose Hinterlist, o Nazir! Doch, wenn auch spät, die gerechte Strafe Deines Verbrechen erreicht Dich gewiß. Der Tyrann, dem Du gedient, hat Dein Verdammungsurtheil unterzeichnet und Dich von der glänzenden Höhe, welche Du misbrauchtest, herabgestürzt; er hat Deinen Monarchen gerächt!"

„Und Ihr, keusche Gattinnen, die Ihr einst so glücklich lebtet, ach! wie ist Euer Geschick verwandelt! Ihr beweint mit mir unser gemeinschaftliches Elend und den traurigen Zustand unsrer Kinder, die ihres Unterhalts beraubt sind!"

„Die Natter, die ich in meinem Busen erwärmte, hat ihr schwarzes Gift darin ergossen. Der Verräther, der mich verfolgt, badet sich im Blute und tritt die heiligsten Verträge mit Fußen, um seinen Herrscher zu Grunde zu richten. Undankbarer, Adel! Du den ich mit Wohlthaten überschüttet habe! Siehe, in welchen Abgrund des Elendes Deine Treulosigkeit die Kinder Deiner uralten Herrscher gestürzt hat!"

„Glänzender Stern des Nordens! komm von dem Königreiche Caboul, o Timur! **) bewaffne Dich mit der rächenden Lanze. Eile, diese elenden Verräther zu züchtigen, vertheidige meine Rechte; gib mir die Würde wieder, die man mir geraubt hat. Und Du, Sindia, erlauchter Feldherr, der Du mir Beystand verhießest, eile herbey, ich flehe zu Dir in meinem Jammer; sey großmüthig, schmettere den Blitz Deines Schwertes auf ihre Häupter herab! Und auch Du, Säule meines Reichs, Du, den Freundschaft mit mir verband und den meine Macht auf den Gipfel der Ehre erhob, Azuf ***) und Ihr Heerführer der Engländer, bedeckt Euch mit Ehre und rächt einen unterdrückten Monarchen!"

„Aber, besänftige, o meine Seele, Deine Wuth! Lerne den Verlust eines Thrones und des Augenlichtes ertragen! Bedenke, daß all dieser stolze Glanz, der Dich umstrahlte, nur ein vergänglicher Schein war. Im Tiegel des Unglücks erprobt, wird jeder unreine Zusatz von Dir scheiden und der Schmerz Dich nicht mehr ergreifen können. Ihrer Strahlen beraubt, wirft die Sonne keinen Glanz mehr; aber die Vorsehung kann dem erbleichten Gestirne neue Glut ertheilen. O Monarch! behaupte den Ruhm Deines erlauchten Stammes, öffne Dein Herz dem Troste und endige Deine Tage in Frieden!"

Kaum hatte Sindia diese tragischen Begebenheiten vernommen, so befal er seinem Generale Rana Kan auf Deli anzurücken, den Thronräuber zu vertreiben, und Shah-Aulum in Freyheit zu setzen. Dieser Befehl wurde mit so großer Geschwindigkeit vollführt, daß der Vortrab des Maratten-Heeres im Angesichte der Hauptstadt war, ehe Golaum Caudir, blos beschäftigt, seinen Leidenschaften, die kein Maß mehr kannten, zu fröhnen, von dem Anzuge dieses Heeres Nachricht erhielt. Er sahe wol ein, daß er sich in Deli unmöglich halten könne, und zog sich mit seiner Beute, dem treulosen Nazir, und allen Prinzen der kaiserl. Familie in die Stadt Meerut zurück. Der Maratten-Feldherr zog in die Hauptstadt ein, und setzte Shah-Aulum wieder auf den Thron.

Nach mancherley Begebenheiten wurde Golaum Caudir von den Maratten gefangen genommen, und Zebaun Kan, den seine Hand gekrönt hatte, wurde in die Festung zurückgesandt, aus welcher der Empörer ihn hatte hervorgehen lassen. Der Thronräuber selbst wurde in einen eisernen Käfig gesperrt, den Beleidigungen seiner Feinde Preis gegeben, an allen Gliedern verstümmelt, und in diesem Zustande nach Deli gesandt. Allein der Tod kürzte seine Martern, ehe er der Hauptstadt, welche Zeuge seines kurzen Triumphes gewesen war, zum Schauspiel konnte ausgestellt werden. Der Nazir wurde verurtheilt, von einem Elephanten zertreten zu werden.

Im Jahre 1793 bereitete sich Sindia zu einer Unternehmung, welche die Blicke der Völker Indostans auf ihn hinzog, als er krank darnieder fiel und starb. Dieser Feldherr hatte stets an seiner Erhebung gearbeitet, und hätte er gelebt, so würde er zuletzt für Großbrittannien ein furchtbarer Feind geworden seyn.

Das übrige Leben Shah-Aulums bietet der Geschichte wenig Stoff mehr dar. Abhängig in Hinsicht seines und des Unterhalts seiner zahlreichen Familie von einer fremden Macht, herrscht er nur noch dem Namen nach. In der Zeit (1794 ungefähr), als der englische Schriftsteller seine Geschichte schrieb, hatte er sein 75 Jahr angetreten. Dieser Fürst war von hohem Wuchse, seine Züge waren edel, und er hatte Würde in seinem Anstande. Auf seinem Antlitze, sagt der Verfasser, liegen die Spuren der Verwüstungen der Zeit und des Grams. In seiner Jugend strebte er mehrmahls edel aber vergebens, den alten Glanz des kaiserl. Thrones wiederherzustellen. Sein Betragen in dem Kriege gegen den Rebellen Gazooden Kan verdient das höchste Lob; allein der größere Theil seines Lebens bietet nichts Aehnliches dar. Seine Unschlüssigkeit vereitelte die Entwürfe seiner Freunde zur Erhaltung seiner Herrschaft.

*) Golaum Caudir Kan.

**) Timur Schah, König von Caboul, hatte eine kaiserliche Prinzessinn geheirathet; und dies gab seinem Sohne Zimaun Schah Ansprüche auf den Thron von Indostan.

***) Azuf Al Dovla, Reichs-Vizier.

Sein Hang zu Vergnügungen, und seine Anhänglichkeit an unwürdige Günstlinge erniedrigten ihn in den Augen seiner Bundesgenossen, und brachten Unglück über alles, was er unternahm. Alle seine Minister, Nujuff Kan ausgenommen, waren Verschwender und Räuber. Da sie die Schwächen ihres Herrn kannten, so suchten sie nur seiner Eitelkeit zu schmeicheln, und seine thörigen Leidenschaften zu befriedigen. Dafür versicherten sie sich einer unumschränkten Macht, die sie zu allen Unterdrückungen und Gewaltthätigkeiten gegen das Volk misbrauchten.

Shah-Aulum hatte eine liberale Erziehung genossen, und durch eigenes Nachdenken und Studiren seine natürlichen und erworbenen Talente ausgebildet. Er war aller Sprachen des Orients mächtig und schrieb sie mit weit größerer Zierlichkeit und Leichtigkeit, als die meisten Personen seines Standes. Sein Briefwechsel mit verschiedenen indostanischen Fürsten zeugt von einem sehr gebildeten Geiste, und die von uns aus dem Englischen übersetzte Elegie von einiger Dichteranlage. Er war ein guter Vater, ein guter Herr, ein großmüthiger Beschützer. Aber man muß gestehen, daß er nie seine glorreichen Ahnherren in der schweren Kunst ein großes Reich zu beherrschen erreichte. Er würde ein sehr schätzbarer Privatmann gewesen seyn; aber berufen in einer Zeit zu herrschen, wo kaum die erhabensten Eigenschaften hingereicht haben würden, einen erniedrigten Thron wieder zu erheben, und aufrührerische Unterthanen im Zaum zu halten, zeigte er sich tief unter dieser Aufgabe. Mit ihm erlöscht ohne Zweifel in Dunkelheit der erlauchte Stamm, welcher lange über ganz Indostan herrschte.

Rbck.

Feste in St. Cloud und Paris.

5.

Paris, 7 April.

Ich bin noch einiges über die Volksfeste und die große Beleuchtung vom 2ten zu sagen schuldig.

Kaum war das große feyerliche Cortège des erlauchten Brautpaares in die Hallen und Höfe der Tuillerien verschwunden, als alle Welt in die elysäischen Felder hinausströmte, und die ungeheure Volksmenge verstärkte, die daselbst den Vorüberzug des Cortège angesehen hatten. Manche dieser Zuschauer hatten sich schon um 5 und 6 Uhr früh mit wohlgefüllten Speisekörben längs der Hauptallee gelagert, um ja die Vordersten in den Reihen zu seyn, die als freywillige Volks-Ehrengarde die beyden Seiten der Straße einfaßten, auf welcher der Zug kam. Als er vorüber war, leerten sich allmählich die Orchester längs der Straße in jene über, welche im Innern der Baum-Quadrate eine Anzahl der immer tanzlustigen Pariser hüpfen machten. Die Trompeten der umziehenden Gaukler schmetterten lustig darein. Am meisten zeichnete sich unter letztern die Familie Sacchi aus, welche im ehemaligen Montansier-Theater im Palais royal ihre gymnastischen Uebungen macht, heute aber ebenfalls gekommen war, um die Augen des Volks gratis zu vergnügen. Eine Fahne voraus, Wachen zu beyden Seiten, und ein Volksstrom hinterdrein wie ein Kometenschwanz, zog sie mit Triumphatoren-Stolz durch die Abtheilungen der elysäischen Felder. Rothe Balancier-Stangen ragten als die Adler dieser idealisirten Voltigeurs in die Luft; unter ihrem Schutz betraten sie endlich ihr Kapitol, eine dreyeckte Bühne.

Ihnen gegenüber, in ziemlich weiter Entfernung, hatten die Franconi ihre edlere Arena; unter dem Schalle türkischer Musik tummelten sich Roß und Ritter im Kreise, gleich gelehrig und gleich behende. Das große Theater im Hintergrunde des Vierecks stand allein leblos da; es wird seine Vorstellungen erst an den Festen des Maimonats geben.

Noch ist das linke Baum-Quadrat, wo wir alles dies sehen, mit einer Menge Ringspiele und Schaukeln aller Art angefüllt, wovon der Brelan in Deutschland wenig bekannt zu seyn scheint. Es ist eine Walze, deren Enden sich in zwey Kreuzhölzern umdrehen. Auf dieser Walze versucht nun ein Wagehals, in klafterhoher Entfernung vom Boden, von einem Kreuzholze zum andern hinüberzureiten; zum Halt- und Leitpunkte dient ihm ein Seil, welches parallel hinübergespannt ist. Wie er nur im Geringsten das Gleichgewicht verliert, dreht sich die Walze, und der Reiter liegt zu Boden.

Die Außen-Seite des Quadrates gegen die Seine zu ist mit 24 Buden versehen, wo der Pöbel die auf den zwölf Hauptplätzen der Stadt ausgetheilten Loose in Wein und Braten umsetzt. Freundlicher ist der Anblick des über die Straße liegenden rechten Baum-Quadrates. Hier sind artige Kaffehäuser, und eine elegantere Welt hat sich hier unter die Volkshaufen gemischt. Freundlich locken die Ortgein und die baskische Trommel. Die Künstler, die hier das Publikum amüsiren, sind zwar nur Dii minorum gentium, aber um so possierlicher. Hier ist der Katheder des weitberühmten Primaciers, dieses in seiner Art einzigen Künstlers. Mit einer bewundernswürdigen Herrschaft über seine Mienen geht er aus einem Gesichte schnell in das entgegengesetzte über: aus einem Bramarbas in einen schmachtenden Liebhaber, aus einem Doktor-Gesichte in das eines Charlatans. Das Allerwunderbarste ist gewiß, wie er mit seinem Gesichte, mit Beyhülfe seiner dichten Haare, einen zweyköpfigen Adler zum Entsetzen ähnlich bildet, und dann diesen schnell in einen einköpfigen verwandelt. Dann setzte er sich zwey Trompeten von Birch auf die beyden Backen, eine auf die Stirne, eine auf die Nasenspitze, und eine auf das Kinn, — und blies aus allen fünfen einen schnarrenden Ton. Zur Vergrößerung des Erstaunens blieben die Trompeten, ohne sichtbares Verbindungsmittel, auf seiner Haut wie Dolche stehen.

Dort gegenüber grinzt eine etwas manierirte Kopie dieses Originals von einer Bühne herab: es ist ein welscher Improvisatore, der an eine mehr als klafterlange Latte eine mit Luft gefüllte Schweinsblase befestigt, und über diese von einem Ende der Latte zum andern zwey dicke Darm-Saiten gespannt hat. Diese Saiten mit einem Geigen-Bogen streichend, gibt er einen kunterbunten Refrain zu seinen extemporirten Stanzen, die er überdies mit einem bald abscheulichen, bald komischen Grinzen begleitet. Unter allen Spielen und Belustigungen schienen diese beyden Gesichterschneider für Kinder das Anziehendste zu seyn: nirgends befanden sie sich in so großer Menge; die nebenstehenden Marionetten und Pollchinellen hatten bey weitem kein so zahlreiches Auditorium. Auch dieses Baum-Quadrat war mit Ringelspielen und Tanzplätzen versehen; unter letztern darf man sich keine eigens zugerichteten Plätze denken.

Mitten im Quadrate erhob sich einer der herrlichen Bäume, wie sie in Utopien wälderweise mit goldnen Früchten prangen, aber in unser frostiges Klima nur bey feyerlichen Gelegenheiten einzeln verpflanzt werden (mat de Cocagne). Diesmal hatte man den Früchten die Trauben nicht so hoch als gewöhnlich gehängt, und sie waren bald weggenascht. Mancher zeigte seine Kühnheit, indem er, mit einer Hand an der Stange sich haltend, unter den Preisen recht mit Muße den Besten auswählte, ihn hoch in die Höhe hielt, mit den Füßen schlenkerte, und sich dann gemächlich den glatten Baum hinabgleiten ließ. Wir in unserm Deutschlande haben zwar auch ähnliche Bäume, die Kirchtags- (Kirchmesse)-Bäume; aber sie tragen keine goldnen Uhren, keine Beutel und Schnallen und keine ostindische Schnupftücher aus Tour: eine Flasche sauren Weins auf dem erklimmten Gipfel zu leeren, ist des glücklichen Baumsteigers spartanischer Ehrenlohn.

Doch es ist Zeit zu Mittage zu essen, denn die Sonne hat nur noch eine kleine Stunde bis hinter die Hügel von St. Cloud. Hier am Eingange der Felder der Seligen haben einige Restaurateurs das Paradies der Wiener, den Prater, hingezaubert; hier stehen einige dreißig Tische im Freyen unter Bäumen, und die dampfenden Schüsseln verkünden dem staunenden Volke, daß man auch warme Speisen und nicht blos Bier und Echaudets unter freyem Himmel ohne Schaden zu sich nehmen könne. Gewiß waren die Herren, à la suite de la grande armée, Restaurateurs in Wien, und haben sich das Ding gemerkt; und den stattlichen Kriegern muß es dort wohlgefallen haben, denn mit ihren Freundinnen besetzen sie die meisten Tische, und wol mancher mag sich an die deutsche Gastfreyheit und an die dortige Freundinn erinnern.

Endlich wird es Abend, um bald wieder Tag zu werden, ja um den schönen, vertauschten Tag wider Willen über die Berge heraufzubannen. Hunderttausende von Lampen durchstradlen die blaue Luft, und machen die Sterne erblassen. Von der Barriere bis zum Schlosse der Tuillerien bilden die Beleuchtungsgerüste Reihen von Feuersäulen, durch Guirlanden und Portiken verbunden. Nur der Eintrachtsplatz unterbricht die Reihen um den schönsten Anblick zu gewähren, den man sehen kann. Hier neben den seligen Feldern das prächtige Doppelgebäude der Garde-Meubles, seine Säulengänge in tausend scheinenden Glaslampen abstrahlend; — hier durch die Rue royale, welche das Doppelgebäude trennt, die Aussicht auf die aus Holz und Lampen hervorgezauberte Façade des künftigen Tempels gegenwärtigen Ruhmes; — dort, dem Ausgange aus den elysischen Feldern gegenüber, die kleine Triumphpforte am Eingange des Schloßgartens, mit rothen und grunen Lampen wie mit Blumenkränzen umwunden; — dann die rings um den großen Eintrachtsplatz herumstehenden beleuchteten Gerüste in Form von Orangenbäumen; — die prächtige Brücke mit mehr als 100 feurigen Pilastern zu beyden Seiten, und mit acht großen Feuer-Obelisken an beyden Enden auf dem Gestade; — jenseits des Wassers die gewiß einzige Beleuchtung des Pallastes des Gesetz-Korps, den man einen griechischen Tempel im Schimmer der Verklärung glänzend nennen könnte; — weiter aufwärts das Hotel des Kriegs-Ministers reicherleuchtet, in der Mitte mit einem transparenten, äußerst geschmackvollen Basrelief geziert, in welchem das erlauchte Brautpaar von den Grazien, alles in Lebensgröße, gekrönt wird; noch weiter aufwärts die Gebäude der Ehren-Legion, des Pallastes der Künste, des Münzgebäudes mit herrlich beleuchteten Façaden; — die Häuser aufwärts und abwärts längs der beyden Ufer der Seine, die man von der Eintrachtsbrücke wie ein Panorama übersieht, in Feuer; — drüberhineinragend in das Flammenmeer, die ganz erleuchtete Kuppel des Pantheons, und zahllose Sterne und Adler, die von Pfeilern, auf den Zinnen verschiedener Pallaste und Tempel aufgepflanzt, aus dem dunkeln Grau der wolkenlosen Nacht wie Meteore herüberleuchten; dann Strom abwärts die Aussicht auf die Hügel von St Cloud, wo tausend Lichter aus den weit umher zerstreuten Gebäuden, wie glänzende Johanniswürmchen aus dichtem Gebüsche, ausglänzen. Stellen Sie sich vor, all diese Fülle von einem Standpunkte aus übersehen zu können, und dazwischen Ströme regen Menschenlebens hingegossen, und zur Hülle den reinsten, lauesten Frühlingsäther — und Sie haben ein schwaches Bild von der Feyer dieser Brautnacht.

Ich könnte nun noch viel erzählen von allem dem, was ich nicht gesehen habe: von der Beleuchtung des Invaliden-Gebäudes und des Stadthauses, von den beleuchteten Elephanten, und Elsbären und Kameelen, die aus Holz gezimmert längs der Wasserseite des Jardin des plantes von reinen Flammen brannten; von andern durch die Stadt zerstreuten Pallästen mit und ohne Inschriften. Nur von einem habe ich gesehen, daß es nicht zu sehen war: von dem Flammen-Opfer, das der Clerus von dem 50 Schuh hohen Gerüste über den Thürmen von Notre Dame gegen Himmel lodern lassen wollte. Aber Flammen und Rauch schlugen abwärts; das Opfer konnte nicht zum Hellodern gebracht werden, und unterblieb.

In den elysäischen Feldern wurde ein großes Feuerwerk abgebrannt, und von den Spitzen der zahlreich verbreiteten Feuerstangen spieen Drachen ihre Wuth in Flammen aus. Die Feuerwerke sind hier nicht so groß, nicht so stark wie im nördlichen und östlichen Europa, aber die Beleuchtungen sind ohne Vergleich geschmackvoller und reicher.

Allmählich verlor sich die sehensmatte Welt in die Kaffe-Häuser, obgleich noch einzeln der Jubel bis tief über Mitternacht fortdauerte. Auch die elysäischen Felder wurden allmählich geleert von Schauspielern und Zuschauern; nur eine Klasse blieb noch da — sollten Sie's schon errathen haben? — die der Fiedler und Tänzer, die, in sparsamere Gruppen vertheilt, bis in die Geisterstunde d'rein forttanzten. Und doch bannte sie kein Oberons-Horn, sondern die grellsten Mißtöne verstimmter Fiedeln.

Nro. 99.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 25. April, 1810.

Von Gaben, Tonkunst, die du selbst verliehen,
Soll stets dein Opferaltar glühen;
Und wer mit reiner Brust dir Weihgeschenke gab,
Sinkt lächelnd einst, bey Geisterharmonien
Und Sphärenklang, ins Grab.

Fr. Rochlitz.

Bruchstücke aus Haydns Leben. *)

Achter Besuch.

Den 28 Mai 1805.

Haydn war heute zu fröhlicher Laune gestimmt, und erzählte folgenden komischen Vorfall mit überraschender Lebhaftigkeit.

Haydns gewöhnlicher Winteraufenthalt war zu Eisenstadt. Er stand ungefähr 14 bis 15 Jahre in fürstlichen Diensten, als er — wie zuweilen geschah — in Geschäften nach Wien reisen mußte. Es war Winter; und Haydn hatte über eine ziemlich abgetragene Kleidung einen Pelz geworfen, dem das Alter durchaus anzusehen war. Dieser Anzug, für die Reise gut genug, wurde noch von einer ungekämmten Perücke und einem alten Hute zweckmäßig unterstützt. Haydn, ein so großer Freund der Reinlichkeit, war diesmal beynahe nicht zu erkennen: er schien maskirt zu seyn. So gekleidet fuhr Haydn durch das Thor in Wien ein. In der Kärnthner-Straße hörte er in der Wohnung eines Grafen Musik, und zwar eine seiner eigenen Symphonien. Das Orchester war stark und mit guten Spielern besetzt. Plötzlich ruft Haydn: „Halt! Kutscher, halt!" Der Kutscher hält; Haydn springt aus dem Wagen, stürzt in das Haus, eilt die Treppe hinauf, öffnet im ersten Stocke ein Vorzimmer, in welchem eben kein Bedienter gegenwärtig ist, und da er im nächsten Zimmer die Musik hört, so legt er sein Ohr an die Thüre, um ruhig zuzuhören. Ohne daß es Haydn bemerkt, tritt nun ein Diener durch eine Seitenthür ins Vorzimmer, bleibt in betrachtender Stellung hinter Haydn stehen, mißt ihn mit forschendem Blicke vom Kopf bis zum Fuß, und donnert endlich die fragenden Worte heraus: was hat der Herr da zu schaffen? „Ich möchte gern ein wenig zuhören." „Hier ist kein Ort zum zuhören; geb der Herr seiner Wege!" Haydn stellte sich als hörte er die Grobheiten des Bedienten nicht, bleibt an seinem Platze stehen, und nimmt wahr, daß der Bediente ihn mit Aufmerksamkeit als einen Menschen, der vielleicht Lust zu stehlen hätte, beobachtet, endlich aber so unhöflich ist, Haydn bey dem Pelze zu fassen und ihm zu sagen: „der Herr hat genug gehört; ich sag's dem Herrn, pack er sich jetzt, sonst wird man ihm die Thüre weisen."

Das war so deutlich geredet, daß es Haydn verstehen mußte. Um den fernern Grobheiten des Dieners nicht länger blosgestellt zu seyn, greift er in die Taschen und schenkt demselben ein Paar Siebzehner.

Die Sache bekommt nun eine andre Wendung: Haydn erhält die Erlaubniß, das erste Allegro bis zum Ende anhören zu dürfen.

*) Der Verfasser dieser Bruchstücke hat eine vollständige Biographie Haydns ausgearbeitet, aus welcher jene genommen sind — sie mögen als Probe des Ganzen dienen, und zugleich diejenigen abhalten, Haydns Leben zu beschreiben, welche nicht, wenigstens in Hinsicht der genauern Kenntniß des berühmten Tonkünstlers, gleichen Beruf mit dem Verfasser haben, der seines vertrautesten Umganges genoß, und der nichts bekannt machen wird, als was nach strenger Prüfung der Wahrheit gemäß gefunden wurde.

Red.

Das Ende erfolgt. „Jetzt muß der Herr aber auch weggehen; ich darf ihn wahrhaftig nicht länger da zuhören lassen.“ Haydn dachte, sich die Erlaubniß, das Adagio anzuhören, durch die beredende Kraft einiger Siedzehner aufs neue zu erkaufen, als zu seinem Glücke die Thüre geöffnet, und er von einem Virtuosen wahrgenommen wurde. Im Augenblicke erschallt im Konzert-Saale ein lautes Gerede; der Name Haydn ist in jedem Munde; die Thür wird aufgerissen; mehr als zwanzig Personen stürzen heraus, umringen Haydn, ziehen ihn mit Gewalt in den Saal, und schließen einen engen Kreis um ihn her, theils um ihn als Bekannte zu begrüßen, theils als Unbekannte oder gar Fremde kennen zu lernen.

Mitten unter diesem lauten Gerede ertönt — wie von oben herab — eine durchdringende Stimme: „das ist Haydn nicht — unmöglich kann er's seyn! — Haydn muß ein großer, schöner, fetter, und kein so kleiner unansehnlicher Mann seyn, wie der da in der Mitte des Kreises.“

Allgemeines Gelächter. —

Alle blicken hoch auf, und Haydn, mehr als Alle verwundert, blickt umher, den zu sehen, der ihm seine Existenz streitig machen will. In der Gesellschaft war ein italienischer Abbate gegenwärtig, der sich seit kurzer Zeit in Wien befand, viel von Haydn gehört hatte, und dessen Muse liebte. Da dieser Mann vernahm, daß Haydn im Zimmer sey, und er zu spät gekommen war, sich in den Kreis zu drängen, so hatte er, um denselben zu sehen, den Einfall gehabt, auf einen Tisch zu steigen. Das Bild, welches seine Phantasie im voraus von Haydns Gestalt entworfen hatte, glich der Wirklichkeit nicht, und da verführte ihn die Eigenliebe und das Vorurtheil, lieber die Natur eines Irrthums zu beschuldigen, als zu bekennen, daß er sich selbst betrogen hatte. Es scheint, dieser Mann gehörte zu der zahlreichen Menschenklasse, welche das Kleid für den Mann anzusehen pflegen. Die Ernsthaftigkeit, mit welcher er seinen Zweifel gegen Haydns Person geäußert, hatte, wie ich vorhin sagte, ein allgemeines Gelächter erzeugt, welches so lange fortdauerte, bis das Adagio der Symphonie die Gemüther in eine andere Stimmung versetzte, und die Lust zum Lachen verscheuchte. Haydn blieb bis zu Ende der Symphonie, und empfal sich darauf der Gesellschaft.

Zehnter Besuch.

Den 10 Jun. 1805.

So munter, als ich Haydn heute fand, hatte ich ihn noch nie gesehen. Die Unterredung dauerte länger als jemals; aber ich kann die Materialien größtentheils erst in dem Fortgange der Erzählung einschalten. — Haydn erzählte mir eine Anekdote, die ich des Einrückens werth halte.

Ich habe schon gesagt, daß Haydn, während er im Dienste des Fürsten Nicolaus Esterhazi stand, oft von Eisenstadt nach Wien reisen, und sich daselbst mehrere Wochen hindurch aufhalten mußte. Weil er nicht in Gesellschaft seiner Frau reiste, so hatte er einen Bedienten, der Geschicklichkeit genug besaß, ein Frühstück und andere Dinge dieser Art, welche die Bequemlichkeit heischt, besorgen zu können. Dieser Mensch liebte seinen Herrn unaussprechlich; er hatte ihn ganz beobachtet, und kam jedem seiner Winke zuvor. Freylich waren die Beobachtungen ganz besonderer Art und größtentheils naiv.

Haydn war eben in Wien, wo er, wie gewöhnlich, an jedem Morgen bey verschlossener Thüre seine Studierstunden hielt. Der Bediente hütete indessen das Vorzimmer, ging jedem Kommenden auf den Zehen entgegen, bedeutete durch Geberden, daß man keinen Lärm machen möchte, und sagte dann ganz leise: „St! St! der Herr studiert.“

Drey Fremde, die Haydns Bekanntschaft zu machen wünschten, wurden von dem Bedienten auf obige Art empfangen, und mußten sich gefallen lassen, das Ende der Studierstunden abzuwarten. Sie machten zwar mehrere Vorstellungen, und meinten, es könne doch zuweilen eine Ausnahme in der Regel gemacht werden; aber der Bediente ließ sich nicht überreden, legte mehrmals mit bedeutender Miene das Ohr an die verschlossene Thüre, und vertröstete die Fremden von einer Viertelstunde zu der andern. Endlich sagte er mit einer Art von Gewißheit: „es wird bald gar seyn, der Herr arbeitet schon im Groben.“

Der Bediente hatte die Bemerkung gemacht, daß Haydn am Schlusse seiner Phantasien gern dem Basse zueilte, und darin endigte.

Die Fremden wurden nun eingelassen; sie erzählten Haydn den vorgefallenen Auftritt, und die Naivetät des Bedienten erhob die Unterredung zu einem Grade von Munterkeit, die oft in lautes Gelächter ausbrach. —

Derselbe Bediente blieb, wenn er Haydns Zimmer ausräuchern mußte, und allein zu seyn glaubte, mit dem Rauchfaß vor seines Herrn Bildnisse stehen, und räucherte ihm, um seine Verehrung auszudrücken. Es wurde bemerkt. So unbedeutend dieser Zug seyn mag, kann er doch dienen, Haydns menschenfreundlichen Karakter kennen zu lernen, der hier gleichsam auf der That ertappt wird. Oft spielt die Verstellung in der Gesellschaft eine erborgte Rolle, und erwirbt sich durch ihre Heucheley den Namen einer liebenswürdigen Person, während sie sich zu Hause ihren Dienstboten ohne Larve zeigt, und von ihnen verabscheut wird. Haydns menschenfreundliches Betragen gegen Hohe und Niedrige ist Natur; von Jedermann geliebt, wagt nur der Kunstneid ihn im Verborgenen anzugrinsen u. s. w.

Zwölfter Besuch.

Den 29 Nov. 1805.

Da Haydns Reise zum Hauptzwecke hatte, ohne großen Zeitverlust in London einzutreffen, so wurde mit

der Zeit gegeizt, nur dann nicht, wenn er Gelegenheit fand, große Tonkünstler kennen zu lernen. So war ihm die Bekanntschaft, die er in Mannheim mit dem Konzertmeister Cannabich machte, noch jetzt eine angenehme Erinnerung.

In der Residenz-Stadt Bonn wurde er auf mehr als eine Art überrascht. Er traf daselbst an einem Sonnabende spät ein, und bestimmte den folgenden Sonntag zur Ruhe.

Salamon führte Haydn am Sonntage in die Hof-Kapelle, eine musikalische Messe anzuhören. Kaum waren beyde in die Kirche getreten, und hatten sich einen schicklichen Platz gewählt, so nahm die Messe den Anfang. Die ersten Akorde kündigten ein Werk der Haydnschen Muse an. Unser Haydn hielt es für einen Zufall, der sich so gefällig gegen ihn bezeigte, ihm schmeicheln zu wollen; indessen war es ihm sehr angenehm, sein eig'nes Werk mit anzuhören. Gegen das Ende der Messe näherte sich eine Person und lud ihn ein, sich in das Oratorium zu begeben, woselbst er erwartet würde. Haydn begab sich dahin, und war nicht wenig erstaunt, als er sah, daß der Churfürst Maximilian ihn dahin hatte rufen lassen, ihn gleich bey der Hand nahm, und ihn seinen Virtuosen mit den Worten vorstellte: „da mache ich Sie mit Ihrem von Ihnen so hochgeschätzten Haydn bekannt." Der Churfürst ließ beyden Theilen Zeit einander kennen zu lernen, und um Haydn einen überzeugenden Beweis seiner Hochachtung zu geben, lud er ihn an seine Tafel. Haydn kam durch diese unerwartete Einladung in nicht geringe Verlegenheit, denn er und Salamon hatten in ihrer Wohnung ein kleines Diner veranstaltet; es war schon zu spät eine Abänderung zu treffen, Haydn mußte also zu Entschuldigungen Zuflucht nehmen, welche der Churfürst für gültig annahm.

Haydn beurlaubte sich darauf, und begab sich nach seiner Wohnung, woselbst er von einem nicht erwarteten Beweise des Wohlwollens des Churfürsten überrascht wurde: sein kleines Diner war nämlich auf des Churfürsten stille Ordre in ein großes zu 12 Personen verwandelt, und die geschicktesten Musiker dazu eingeladen worden.

Englische Miszellen.

(Kur nach der Methode des D. Sangrado.) Ein amerikanisches Blatt enthält folgendes außerordentliches Beyspiel einer Blut-Depletion, die man mit einem 30jährigen Manne, dem Kapitän James Riblett, bey einer Lungen-Entzündung vorgenommen hat. Vom 28ten May bis 28ten Julius zapfte man ihm 600 Unzen Blut, 683 Unzen 6 Drachmen im Gewicht, ab; die größte Quantität, die je den Adern eines menschlichen Wesens in der gegebenen Zeit, auf ärztliche Vorschrift und ohne den Patienten aufzureiben, entzogen worden ist. Funfzigmal wurde ihm zur Ader gelassen, und außerdem wurde er täglich mehrere Wochen hindurch geschröpft und mit Blut-Igeln und Haarseilen bedient.

(Emphatische Anpreisung von Lotterie-Loosen.) Weihnacht-Bondonnieres (boxes) und Neujahrs-Geschenke. Die allerbesten, welche man austheilen oder annehmen kann, sind zu haben bey Carter, Nro. 8, Charing-Croß. Wenn Sie Lotterie Loose kaufen, so verschaffen Sie sich und Ihren Freunden einen entschiedenen Reichthum. Das Risiko übersteigt die Kräfte keines einzigen, die glücklichen Folgen werden von jedem gewünscht. Anstatt also Ihren Kindern oder Freunden nur ein glückliches Jahr zu wünschen, machen Sie ihnen eins, indem Sie ihnen eine wahrscheinliche Aussicht auf lebenslänglichen Wohlstand geben.

(Gemählde-Auction.) Die prächtige Gemählde-Sammlung Walsh Porter's soll den 23ten Februar und folgende Tage in London, in seinem großen Saal in Pallmell verauctionnirt werden. Sie enthält Proben von beynahe allen großen Meistern jeder fremden Schule, namentlich Titians Bacchus und Ariadne, Rubens und seine Familie, als St. Georg und andere Heilige, aus dem Pallaste Baldi in Genua, heilige Familien von da Vinci, del Sarto, Parmegiano und Baroccio, einen englischen Gruß von Titian, prächtige Gallerie-Stücke von Paul Veronese und Carracci, eine heil. Cecilia von Domenichino, zwey von Guido, eine von Guercino, drey Landschaften von Claude Lorrain, eine von Salvator Rosa, drey von Murillo aus dem Benediktiner-Kloster zu Sevilla, einen Pan und eine Syrinx von Rubens, einen heil. Sebastian von Vandyk, die Fischer von Tenniers, andere Gemählde von Rembrant, Gerhard Dow, Ostade, Wouvermans und Ruysdael — sämmtlich wohl konditionirt. Der Katalog wird wirklich ausgefertigt.

(Satyrische Verse über die neue Art, Promotionen zu machen.) Die Admiralität hatte bey der aus Gelegenheit des Jubiläums vorgenommenen großen Promotion bey der Marine auch einige schon verstorbene Officiere zu höhern Stellen avancirt. Ueber diese menschliche Schwachheit der ehrenwerthen Lords wurde in den Oppositions-Blättern viel Lärm gemacht. Einer der muthwilligsten Ausfälle ist folgendes Gedicht, dessen Verfasser sich J. H. E. unterzeichnet, und welches wir mit Beybehaltung des englischen Versmaßes, aber mit Erlaubniß der Leser reimlos, mittheilen:

So lang man noch lebt, so ist Hoffnung noch da!
Doch gilt nun das Sprüchwort nicht mehr;
Denn jenseits der dunkeln Gestade des Tod's
Versendet izt Hoffnung ihr Licht.

Denn wahr ist's, ich sag's euch, so toll es auch scheint,
Talente auf Erden sind rar,
Drum haben die Herren ein Plänchen entdeckt,
Phantome zu Hülfe zu ziehn.

Weils überall mangelt an Köpfen dem Staat,
So wirbt man im Reiche des Tods,
Und übt für so manchen zerstörenden Streich
Die Wiedervergeltung an ihm.

Die Schelme mit Hülfe des Mütterchens Gans,
Sie haben ein Kunststück verübt,
Und alte gestorbene Admirals
Zu höheren Stellen erweckt.

So wird doch auch todtes Verdienst noch belohnt;
Das haben sie trefflich gemacht.
Nur fragt sich: Mit welcher Gelegenheit schickt
Man ihnen die Gage jetzt zu?

O hätten den prächtigen Plan sie befolgt
Beym Angriff auf's Jammer-Gestad
Von Holland, und hätten den seeligen Moore
An Brausekopfs Stelle gesandt.

Und hätten auf Schiffen hinübergeführt
Die Helden aus Azincourts *) Feld;
Die hätten zu Sumpfinst und Fiebern gelacht,
Die schlage mir einer zu Tod!

Doch, leider, (so wollt' es das Schicksal) es ward
Geopfert das brittische Heer,
Und aus den Knochen ein Dummheits-Altar,
An Walcherens Pest-Strand erbaut.

(Der römische Vater in Covent-Garden.) Am 26ten December sollte in Covent-Garden-Theater der römische Vater aufgeführt werden. Da zwischen der Ouvertüre und dem Aufziehen des Vorhanges eine ungewöhnlich lange Pause statt fand, so gerieth das Publikum begreiflicherweise in Aufruhr. In der zweyten Scene entdeckte sich die Ursache dieser Zögerung, als Hr. Cooke in der Rolle des römischen Vaters auf die Bühne hereintaumelte, einige unartikulirte Töne ausstieß, dann wieder hinaustaumelte, und so seinen Kindern, die ganz verwirrt auf der Bühne dastanden, ein nicht sehr väterliches Beyspiel gab. Nach seinem Verschwinden trat Hr. Young mit folgender Rede auf: „Meine Damen und Herren, aus dem Zustande, in welchem sich Hr. Cooke gezeigt hat, ergibt es sich klar, daß er schlechterdings unfähig ist, seine Rolle diesmal zu spielen. Es hängt nun einzig von Ihrer Nachsicht ab, ob das Stück überhaupt gespielt werden kann. Wir hoffen, Sie werden die Gewogenheit haben und erlauben, daß Hr. Egerton die Rolle diese, die Hr. Cooke hätte spielen sollen." Man nahm den Vorschlag mit Wohlwollen an; da aber Hr. Egerton selbst eine Rolle zu spielen hatte (die des Tullus Hostilius), und da die Scenen, in welchen er hätte auftreten müssen, nothwendig weggelassen wurden, so kann man sich vorstellen, mit welchem Eclat die Tragödie endigte.

*) Großer englischer National-Sieg über die Franzosen im J. 1415.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Das Deklamatorium zu Krähwinkel (von Klingemann) machte kein Glück, und wird schwerlich wiederholt werden. Hätte der Verfasser es eine Posse genannt, so würde es ein etwas besseres Schicksal gehabt haben. An das Lustspiel macht man Forderungen, welche in diesem leichten Produkt nicht befriedigt werden. In der Meynung über dieses Stück einigten sich einmal die sonst getrennten Parteyen, und alle sprachen von seinem äußerst geringen Werthe. Die Gründe für dieses Urtheil sind zahlreich. Einmal. In dem Sujet müssen nothwendig Reminiscenzen vorkommen; sind nicht schon zwey Fortsetzungen der Kleinstädter vom Verfasser selbst da? — Was konnte Hr. K. noch Neues erfinden? So verlor mancher witziger Einfall die Spitze, und man sah dagewesene Dinge. Mehrere Späße sind ganz veraltet. Die Schauspieler fordern im Gasthofe ein Glas Wasser und die Zeitung. Wie verbraucht! Der Kinderanzug war in den Kleinstädtern und in Herodes vor Bethlehem schon da. Der Wirth fordert eine Sauvegarde, statt Sauvegarde. Die Kleinstädter erscheinen hier gar zu albern. Sperling wird zum Prodigus erklärt, und Alle, den Bürgermeister ausgenommen, halten das Wort für einen römischen Ehrentitel; der Bürgermeister will 1000 Mann gegen 2 Feinde senden, und die 1000 Mann sollen das Centrum der zwey Mann starken Armee sprengen. Zu Tollhäuslern hat Kotzebue den Bürgermeister nebst Familie nicht gemacht, und ein Lustspiel ist keine Travestie. Ueberhaupt aber konnte die Piece hier nicht amusiren, wo die Anspielungen auf die Schillsche Geschichte dem Einen eine Aergerniß, dem Andern eine Thorheit sind, so wie man auch die Erinnerung an die letztere Vergangenheit scheut. Die zum Gegenstande des Spottes aufgestellte übertriebene Furcht vor dem Feinde dürfte jetzt wol nirgends so recht von Herzen belacht werden; wer in seinen Busen greift, wird finden, daß er seit 1805 wol auch hie und da zum Kriegsrathe ward. Dies alles veranlaßte gegen das Ende der Vorstellung laute Aeußerungen von Unzufriedenheit. Einige Worte in Versen schließen das Lustspiel. Beschort, der Benefiziant, sprach sie, und die Achtung für B. und den sonst rühmlichbekannten Verfasser minderte die üble Laune. Man verließ ruhig das Schauspielhaus. Ungerechtigkeit wäre es, wenn man nicht auch sagte, daß das Lustspiel einige gelungene Momente, mehrere glückliche Diktionsstellen hat. Eben so ist es Wahrheit, daß der Geist der deutschen Kleinstädter, die Manier, der Dialog hier aufgefaßt und getroffen sind. Die Aufführung war lobenswerth. Iffland hatte aus Gefälligkeit für den Dichter, die Versammlung, und Beschort eine unbedeutende Partie — den Schauspieler Schrumpel — übernommen, und erhob sie so viel thunlich zur bedeutenden. Dem Gebrauche gemäß wurde Beschort nach der Vorstellung hervorgerufen. Er erschien und sprach im Rückblicke auf das Deklamatorium: „Ich verdanke Ihnen die schonende Nachsicht. Vollkommenheit ist in der Poesie wie in der Kunst selten!" Diese Worte und der Epilog retteten das Stück vom gänzlichen Falle. Wollte man noch etwas über das Produkt sagen, so wäre es das Aussprechen der Ueberzeugung, daß Hr. Kl., wenn er vorsichtiger in der Wahl des Sujets verfährt, auch als Lustspieldichter sich über das Gewöhnliche erheben wird, wie er als ernster dramatischer Maler bereits einen Namen gewann.

Zu diesem Lustspiele wurde: Zofenherrschaft (sogenannter) dramatischer Scherz, mit Gesang in Akten, nach dem Intermezzo: La Serva Padrona, frey bearbeitet durch Herklots, gegeben. Die Ouverture ist von Guglielmi, die übrige Musik von Pergolesi. Die Bearbeitung ist in gereimten Alexandrinern. Die Musik ist überalt. Gern der Vater, und Demois. Ennike waren als Pandolfo und Serbine unübertrefflich, aber dennoch langweilte das Ganze. Zwey Personen (die dritte ist stumm) und zwey Akte! Wahrlich, wenn es am jüngsten Gericht mit jedem unnützen Worte zur Rechenschaft kommt, so ist hier viel zu verantworten: ein ganzer Akt, worin bekanntlich viele Worte vorkommen. Der Werth der übrigen Vorzüge wiegt diesen Mangel nicht auf.

Wir haben wieder eine Menge von Konzerten gehört, doch wenig ausgezeichnetes darin.

Nro. 100.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 26. April, 1810.

Von der letzten kleinsten Erde
Bis zu Gottes Thron empor,
Tonkunst! sey von tausend Zungen
Preis und Jubel dir gesungen,
Schalle dir ein Freudenchor.

Meißner.

Bruchstücke aus Haydns Leben.

Dreyzehenter Besuch.

Den 9 Dec. 1805.

Haydn fand über den fernern Fortgang der Reise bis London nichts anzumerken. Er traf seinem Wunsche gemäß glücklich daselbst ein, und fand in der Wohnung des Salamon einige Zimmer zubereitet, die er bezog. In der Folge miethete sich Haydn in einer entlegenen Vorstadt eine kleine Wohnung, wo er täglich mehrere Stunden zubrachte, um sich zum Komponiren in der nöthigen Ruhe zu befinden. Er fand sich gezwungen, den häufigen Besuchen der Neugierigen auszuweichen.

Sallini war höchst erfreut über Haydns Ankunft; er traf mit demselben einen Accord, dessen nähere Zergliederung die Leser nicht interessiren würde, darum übergehe ich ihn mit Stillschweigen. Die Opera seria, Orfeo e Euridice war das erste Produkt, welches Haydn in London hervorbrachte. Ich weiß nicht, ob er mir in der Folge nähere Nachrichten über diese Oper ertheilen wird; ich hielt nicht für schicklich, ihn daran zu erinnern, und in der Rede zu unterbrechen, da er auf ein Thema verfiel, worin eine vieljährige Erfahrung ihn zu einem unfehlbaren Lehrer gemacht hat, obgleich die Sache bey dem ersten Anblicke von nicht großer Erheblichkeit scheinen könnte.

Selten wird ein Kapellmeister seinen Zweck erreichen, sein Werk mit der möglichsten Vollkommenheit vortragen zu hören, wenn er die ausübenden Virtuosen (Sänger und Spieler) nicht vorher bey den Proben für sich zu gewinnen suchte: versäumt er das, so wird selbst das beste Orchester höchstens jede Note richtig angeben, das Ganze vielleicht richtig zusammenstimmen; dessen ungeachtet wird der Zuhörer glauben, das geistlose Spiel eines Uhrwerkes zu hören — weil das Ganze von der Anmuth nicht beseelt seyn wird. Anmuth muß sich zu der richtigen oder strengen Form gesellen, wenn letztere auf unsere Empfindung wirken, wenn sie mehr als blos gefallen — wenn sie bezaubern, entzücken soll.

Ich rede hier aber nicht von dem Anmuthsvollen, welches ein Komponist in den harmonischen Gang der Akkorde verwebt, und das sein beständiges Eigenthum bleibt, sondern von jener Anmuth, welche der Sänger oder Spieler, indem er ein Stück vorträgt, ausüben soll, wenn Mangel an Empfindung, Kabale, Eigensinn, oder sonst eine Leidenschaft ihn nicht daran verhindert.

Glucks Iphigenie gefiel den Ohren der Pariser bey der ersten Aufführung ganz und gar nicht, weil die Sänger und das Orchester nicht vorher gewonnen waren, und daher die Musik maschinenmäßig vortrugen; Gluck suchte diesen Fehler abzuändern, er bediente sich dabey (wie erzählt wird) sogar des Zwanges, und erreichte erst unter vielen Verdrießlichkeiten seinen Endzweck, den er durch die Güte auf eine viel leichtere Art erreichen konnte.

Haydns Betragen gegen das Orchester, welches seine Oper erheben oder stürzen konnte, war einnehmend und gütig; er gewann dasselbe bey der ersten Probe zu seinem Vortheile. Er hatte eine Symphonie aufgelegt, die mit

einem kurzen Adagio anfing; drey gleichtönende Noten eröffneten den Gesang, da aber das Orchester die drey Noten zu nachdrücklich anschlug, so unterbrach Haydn mit Winken und St! St! Das Orchester schwieg und Salamon mußte Haydns Meinung verdollmetschen. Darauf wurden die drey Noten wieder, aber mit nicht glücklicherm Erfolge, angestrichen. Haydn unterbrach abermals mit St! St! Während der erfolgten Stille äußerte ein deutscher Violinspieler ganz nahe bey Haydn seine Meinung gegen seinen Nachbar, und sagte in deutscher Sprache: „Du, dem sind schon die drey ersten Noten nicht recht; wie wird's mit den übrigen aussehen?" Haydn war froh, Deutsche reden zu hören, nahm ihre Worte als eine Warnung an, und sagte mit der größten Höflichkeit: „daß er um eine Gefälligkeit ersuche, die ganz in ihrer Macht stünde, und daß es ihm sehr leid wäre, sich in englischer Sprache nicht ausdrücken zu können, sie möchten ihm daher erlauben, seine Meinung auf einem Instrumente vortragen zu dürfen." Er nahm darauf eine Violine und machte sich durch den wiederholten Anstrich der drey Töne so verständlich, daß das Orchester ihn vollkommen begriff. Dabey ließ es Haydn in der Folge noch nicht bewenden; er bat, wie kleine Kinder zu bitten pflegen, mit aufgehobenen Händen; nannte bald diesen bald jenen „mein Schatz, oder mein Engel," lud die vorzüglichsten Virtuosen oft zu Tische, damit sie gern bey den Privatproben in seiner Wohnung erscheinen möchten; ertheilte ihnen Lob und verwebte den Tadel, wenn er nöthig war, auf die feinste Art in das Lob. Ein solches Betragen gewann ihm die Zuneigung aller Virtuosen, mit welchen er in Verbindung kam, so daß sie sich aus Liebe gern zu der Begeisterung hinaufstimmten, die zum Vortrage eines Haydnschen Werkes erfordert, und wodurch jene Anmuth erzeugt wird, von welcher hier die Rede ist. Wer erinnert sich hierbey nicht der äsopischen Fabel, wo der Sturmwind und die Sonne ihre Kräfte versuchen, einen Mann zu zwingen, seinen Mantel abzulegen? Der Sturmwind verschwendete seine Kraft vergeblich; je ärger er tobte, desto fester hielt der Wanderer seinen Mantel: hingegen mußte dieser den Strahlen der gütigen Sonne nachgeben, seinen Mantel öffnen, und endlich gar abwerfen.

Haydn sah mit vielem Vergnügen, daß selbst die italienischen Sänger, ob sie gleich an den, zwar immer melodischen, aber allen Verwickelungen und Dissonanzen ausweichenden, Opernstyl ihres Vaterlandes ihre Ohren und Kehlen von zarter Kindheit an gewöhnt hatten, sich dennoch Mühe gaben, seine (sehr oft) überraschenden Modulationen und Intonationen nicht zu verfehlen, und solche mit Grazie vorzutragen. Freylich liessen die italienischen Sänger ihn oft wahrnehmen, daß sie aus besonderer Gefälligkeit gegen ihn sich solchen Schwierigkeiten unterwürfen; ja, selbst die berühmtesten machten davon keine Ausnahme, und wenn Haydn von den gewöhnlichen in weniger gewöhnliche Harmonien überging, wenn er erschütternde Situationen nicht blos durch lärmende Töne, sondern durch überraschende, erschütternde Modulationen schilderte, so machten sie die Anmerkung, daß dergleichen Stellen sehr schwer zu singen wären.

Haydn wußte, wie oft Sänger in Italien einen Kapellmeister zwingen, in seiner Komposition dem Schwierigen in jeder Rücksicht auszuweichen; dadurch wird aber der große Umfang der Harmonie sehr enge beschränkt, und durch diese Einschränkung Monotonie erzeugt, die so leicht Ueberdruß bey Zuhörern hervorbringt. In dieser zwangvollen Lage bleibt dem Komponisten nur ein einziges Mittel übrig: er muß auf eine leichte, fließende, gefällige, reizende Melodie bedacht seyn, und so viel er kann, das Herz zu rühren suchen. Das ist alles sehr löblich, und dadurch wird freylich der Sinn des Publikum gekitzelt, und die Empfindung rege gemacht. Der Komponist ist vielleicht so glücklich beyden Forderungen ganz zu entsprechen, aber der wahre Kenner bemerkt doch bald, daß, ungeachtet die reizende Melodie den Verstand einzuschläfern und durch ihren Zauber zu bestechen sucht — jene Musik an innerm Gehalte leer ist, weil der Verstand bey näherer Untersuchung wenige, ja oft genug eine triviale Nahrung findet, die von der Veredlung nicht die geringste Spur zeigt. Allen diesen Bemerkungen, die ich in das Gespräch einmischte, widersprach Haydn nicht; er fügte aber hinzu: „daß das Zeitalter in Erwägung gezogen werden müsse; denn später — fuhr er fort — haben sich mehrere Männer Italiens über den gewöhnlichen Schlendrian ihres Landes erhoben; sie bewegen sich, nach Erforderniß, mit Leichtigkeit in allen Kreisen der Harmonie, wie z. B. Cherubini."

Haydns Vorzweck (so viel ergibt sich aus seinen Kompositionen für den Gesang) war immer, zuerst den Sinn durch eine rhytmisch richtige und reizende Melodie zu gewinnen; dadurch führt er den Zuhörer auf eine verborgene Art zu dem Hauptzweck, das Herz auf mancherley Weise zu rühren; und endlich, wenn die Rührung längst vorbey ist, und der Verstand, selbst nach Jahrhunderten, das Kunstwerk kritisch zergliedern wollte, demselben reichen Stoff zur Befriedigung zu überliefern. — Er wollte ein klassischer Autor seyn, doch nahm er das (nach seinem eigenen Geständnisse) nicht so streng, daß er pedantischen Grübeleyen seinen Vor- und Hauptzweck aufgeopfert hätte. „Wenn ich etwas für schön hielt, so, daß das Gehör und das Herz nach meiner Meinung zufrieden seyn konnten, und ich eine solche Schönheit der trockenen Schulfuchserey hätte aufopfern müssen, dann ließ ich lieber einen kleinen grammatischen Schnitzer stehen."

Der mächtige Zauber der Grazie behauptet selbst dann noch eine unwiderstehbare Macht über die Empfindung, wenn sich Grazie mit nicht strenger Form

paart; wie man täglich an Personen erblicken kann, die, wenn sie gleich nicht glücklich gebaut, oder der Form nach selbst häßlich sind, dennoch viel Anmuth besitzen, und sehr reizen können. Um wie viel mehr muß das Wohlgefallen vermehrt werden, wenn die Unrichtigkeit der Form nicht in das Auge, nicht in das Gehör fällt, sondern blos von dem richtenden Verstande entdeckt werden kann, der dazu viel Zeit fordert?

(Der Beschluß folgt.)

Neue Erfindung.

Es ist bekannt, wie viele Mühe man sich in den neuesten Zeiten gegeben hat, Lampen, Laternen und andere Beleuchtungsinstrumente zu vervollkommnen. Argand hatte durch seine Erfindung die Bahn gebrochen, auf der hernach andere weiter fortgingen. Dochte und Oelbehälter, vorzüglich aber die Reflektoren (Reverberen) zur gleichförmigen und ungeschwächten Verbreitung des Lichts mußten allerley Reformen erleiden, deren Zweck war: Ersparniß des Brennmaterials, Erhaltung eines möglichst hellen Lichts und Conservirung der Augen. Aber nicht immer wurden diese Zwecke zu gleicher Zeit erreicht. Nicht alle neue Lampen und Laternen waren durchaus zweckmäßig. Im Gegentheil hatte man an den meisten noch immer bald dieses, bald jenes auszusetzen. Der sehr thätige Maurermeister Keyßer zu Frankfurt am Main fand schon lange an der Einrichtung und Verbesserung der Lampen eine Lieblingsbeschäftigung. Besonders war er unermüdet darauf bedacht, die Straßenlaternen seiner Vaterstadt in einen bessern Zustand zu setzen. Er machte zu diesem Zwecke selbst weite Reisen in fremde Länder, und lernte die gerühmten Beleuchtungsarten mancher Städte kennen. Dadurch erlangte er einen Schatz von Erfahrungen, den er trefflich zu sichten wußte. Und so kam er denn endlich mit vieler Mühe dahin, Stubenlampen und Straßenlaternen zu Stande zu bringen, die von ausnehmend guter Würkung, und dabey sehr einfach sind. Eine Keyßersche Straßenlaterne, in den kranzförmigen Durchschnitt von vier Straßen gehängt, leuchtet mit einem Dochte besser als zwey andere Laternen mit doppelten Dochten. Eine solche Laterne, die messingene mit Silber plattirte Reverberen hat, kostet 6 Karolins. Hr. Keyßer hat sich erboten, für Frankfurt die Anschaffung und Erhaltung dieser Laternen, und die jährliche Beleuchtung mit denselben, um einen mäßigen Preis zu besorgen.

P. F.

Vermischte Nachrichten.

Fünf und zwanzig französische Officiere und zehn Gemeine haben sich aus ihrer beynahe zweyjährigen Gefangenschaft auf den Pontons in der Rhede von Cadix auf eine höchst kühne Weise befreyt.

Am 22ten Februar Vormittags brachte ein Boot ihnen Wasser an den Ponton. Sobald es nahe war, stürzen sie sich hinein, überwältigen den Führer, stoßen vom Ponton ab, ziehen das Segel auf, und rudern aus allen Kräften davon. Die Wache des Pontons eilt herbey, schießt auf sie, zieht die Sturmglocke und gibt Lärmzeichen. Die nächsten Linienschiffe rufen dem Boote zu anzuhalten.

Die beyden spanischen und englischen Admiralschiffe schießen auf dasselbe, und geben den übrigen Schiffen das Signal ein Gleiches zu thun, und Jagd darauf zu machen. — Die unerschrockenen Franzosen vertrauen sich mitten unter dem Kugel- und Kartätschenregen ihrem Glücke und der Kleinheit ihres Fahrzeuges, das kaum über Wasser erscheint; sie verdoppeln ihre Anstrengung, und schiffen so dreyviertel Stunden, bis sie endlich im Hintergrunde des Meerbusens die Küste in dem Augenblicke erreichen, wo eine englische Brigg, die sie ganz nahe verfolgte, eben im Begriffe war sie einzuholen. Da stürzen sie sich ins Wasser, um schneller ans Ufer zu gelangen, und lassen nur den braven schwerverwundeten Franziskus, einen Marseiller, zurück; zwey andere ihrer verwundeten Kameraden laden sie auf ihre Schultern, und nahmen sie mit ans Land. Die Mannschaft der englischen Brigg landete gleich nach ihnen, und verfolgte sie mit Flintenkugeln; allein sie schiffte sich bald wieder ein, als ein Detachement aus dem nächsten Fort den Flüchtlingen zu Hülfe eilte.

Unter diesen befanden sich zwey Chirurgiens-aides-majors, die HH. Denvers und Burret, welche sogleich ihrer verwundeten Kameraden sich auf das sorgfältigste annahmen. Den nämlichen Abend noch wurden sie alle nach Santa-Maria gebracht, wo der Marschall Soult sie aufs liebreichste aufnahm, und ihnen die nöthige Kleidung zukommen ließ, um ihre schreckliche Blöße zu decken; am andern Morgen wurden sie in Xeres dem Könige von Spanien selbst vorgestellt, der sie mit Lobsprüchen überhäufte.

Zwey ihrer Unglücksgefährten, die HH. Marbot und Turenne, hatten sich einen Monat vorher auf die Küste von Tanger gerettet.

Der berühmte Paisiello hat zur Vermählungs-Feyerlichkeit des Kaisers eine Messe komponirt, und dafür durch den Herzog von Friaul nebst einem sehr schmeichelhaften Schreiben 4000 Franken zum Geschenk erhalten.

In Neapel starb im Invalidenhause ein Jean Guernand in einem Alter von 104 Jahren. Er war zu Brest geboren, und hatte 55 Jahre gedient; 25 Jahre unter französischer Fahne. Sein Gedächtniß hatte nichts gelitten; er erinnerte sich noch sehr genau seiner ersten Feldzüge, und sprach sehr deutlich darüber. Er war sehr groß, sehr gesund, und hatte, als er starb, noch keinen Zahn verloren.

Hr. Esmenard hat mit seiner schönen Oper Trajan beträchtliche Veränderungen vorgenommen, die als Verbesserungen gepriesen werden; auch hat er mehrern Couplets Beziehung auf die kaiserliche Vermählung gegeben. Der Komponist Hr. Persuis ist nicht hinter dem Dichter zurückgeblieben, und Trajan, dessen prachtvolle Darstellungen in Erstaunen setzen, erfreut sich jetzt noch eines zahlreichern Zuspruchs und lebhaftern Beyfalls. — Unter andern singt Licinius, nachdem er die Ankunft der Kaiserinn Plotine angekündigt hat:

Compagne d'un héros que la gloire environne
Par les soins les plus doux, par ses nobles attraits,
Elle rend à César le bonheur qu'il nous donne;
Elle embellit pour lui la victoire et la paix.

Nos coeurs qui le suivoient au milieu des allarmes,
Des destins irrités ne craignent plus les coups;
Enchainant l'avenir par un noeud plein de charmes,
Des bords les plus lointains César veilloit sur nous.

Und folgende Strophe, welche Claudius singt, wird vom Volke wiederholt:

Plotine elle-même s'avance:
A son aspect si cher à notre coeur,
Que nos chants de reconnoissance
Célèbrent le héros vainqueur
Et sa plus douce récompence.
Aimable ornement de la paix,
Prix glorieux de la veillance,
Plotine vient, et sa présence
Est le plus doux de ses bienfaits.

Der Café Paris hat bereits den Pont neuf verlassen müssen, weil sogleich mit Errichtung des Granit-Obelisk, dem Ruhme des französischen Volks geweiht, der Anfang gemacht werden soll. Dieser Obelisk wird 180 Fuß hoch werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Oesterreich, März.

Noch dauert in Ungarn in einigen Gegenden das Erdbeben fort, das bekanntlich im Januar vorzüglich in der Stuhlweissenburger Gespannschaft beträchtlichen Schaden verursachte. Zu Ezakvas war am 23ten Februar gerade der vierzigste Tag, während welcher Zeit die Einwohner Erdstöße, und mitunter sehr heftige verspüreten. Zu Anfang März spürten auch die Einwohner der Städte Ofen und Pesth neuerdings das Erdbeben.

Siebenbürgen hat seinen gelehrten kritischen Geschichtforscher, den Abbé Karl Eder, Direktor der Normalschule zu Herrmannstadt, und korrespondirendes Mitglied der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, verloren. Er starb am 11ten Februar. Er war geboren am 20ten Januar 1761. Seine wichtigen historischen Handschriften hat Se. kaiserl. Hoheit, der Palatin Joseph, für das ungarische Museum angekauft.

Die Kaiserinn Mutter, Maria Beatrix, hält sich noch immer in Großwardein auf.

Der Freyherr Lusinszky, Oberster des Graner Insurgenten-Kavallerie-Regiments, hat vor der Entlassung desselben 1000 Gulden bey diesem Regiment gesammelt, und den Einwohnern des im letzten Kriege abgebrannten österreichischen Dorfes Auerkla zur Unterstützung geschickt.

Das neue österreichische bürgerliche Gesetzbuch ist bereits Sr. Majestät dem Kaiser zur Sanction vorgelegt worden, und seiner Bekanntmachung nahe. Der berühmte Hofrath v. Zeiller wird dasselbe mit einem Kommentar begleiten.

Außer den Kreisärzten, die bereits in Mähren und im österreichischen Schlesien angestellt sind, erhält, nach einem neuen wohlthätigen Befehle des Kaisers, jeder der sechs Kreise von Mähren, und der zwey Kreise von Schlesien, einen mit 400 Gulden besoldeten Kreis-Wundarzt, welcher zugleich über seine Kenntnisse in der Geburtshülfe und in der Thier-Arzney-Kunde sich durch Diplome und Zeugnisse ausweisen muß.

Aus der Schweiz.

Eine französische Schauspielergesellschaft unter der Direktion des Hrn. Pepin, bey der sich auch die beliebten Akteurs, Hr. und Mad. Delpé, welche nach Kassel engagirt sind, und nach Ostern dahin abgehen, befinden — hat während zwey Monate in Lausanne die neuesten kleinern französischen Stücke meist alle, nicht ohne Beyfall, und unter zahlreichem Besuche der Nachbarschaft, und aus den sämtlichen kleinen Städten des Waadtlandes, aufgeführt. Die Gesellschaft geht nun vor Ende Aprils auf Bern, wo sie den Sommer über und während der Tagsatzung ihre Vorstellungen fortsetzt. In Nyon hatte sich eine Liebhabergesellschaft gebildet, die ihre dramatischen Wintervergnügungen mit zwey öffentlichen Vorstellungen beschloß, deren Ertrag die ersten Fonds für eine Armenschule darbieten soll. Ein Mitglied der Gesellschaft eröffnete den Zuschauern die freundliche Bestimmung in folgenden Couplets:

Un jour la timide indigence,
Tremblante et se mourant de faim,
Marchoit tristement, en silence;
La voilà qui tombe en chemin . . .
Survient une jeune étourdie,
Qui lui dit d'un ton vif et doux:
Qu'avez-vous donc, ma pauvre amie?
Prenez mon bras; relevez-vous.

Ah! vous êtez trop sémillante;
Laissez-moi: je hais la gaité,
Repond notre pauvre souffrante.
L'autre reprit avec bonté:
De vos maux je suis attendrie;
Venez, je ne ris pas toujours.
C'étoit . . oui . . l'aimable Thalie,
Qui lui prodigue des secours.

Ici, dans ce tems trop funeste,
Le malheur n'est pas oublié;
Vos mains, d'un théâtre modeste,
Font le temple de la pitié.
Honneur à cette aimable ville!
C'est un bienfait que vos loisirs;
Et le pauvre dans son asyle
Bénit son sort et vos plaisirs.

Den Schweizer-Reisenden und den Kurgästen für die Bergschotte bietet sich dies Jahr in den nächsten Umgebungen von St. Gallen (wo bis dahin an guten Wirthschaftseinrichtungen ein befremdender Mangel war) eine empfehlenswerthe Anstalt dar. Alle Reisebeschreibungen über die östliche Schweiz erkennen einstimmig, die Höhe von Vögelisegg im Kanton Appenzell A. Rhoden für einen der schönsten Standpunkte, von welchem aus der genußreichste Ueberblick des Bodensees und seiner blühenden Ufer, dann des milden Thurgau, in sanftem Abhange sich ausbreitend, gewährt wird. Einen gleich günstigen, wo nicht noch vortheilhaftern Standpunkt für eben jene Aussicht, bietet die neuerbaute Behausung, Freudenberg genannt, dar. Das Gebäude steht auf dem Gipfel eines hohen Hügels bey St. Gallen, welcher wie eine zweyte Schichte über den andern, mit klaren Teichen besetzten, emporragt, und weit umher die Gegend beherrscht. Was man bey Vögelisegg ungern vermißt, wird hier erreicht: die Gegenstände erscheinen näher und fallen bestimmter in's Auge; überdies wird die Ansicht des lieblichen Thals von St. Gallen in seiner Richtung von Osten nach Westen gewonnen, die Stadt mit ihren reizenden Umgebungen liegt zu Füßen. Der Zauber der ganzen herrlichen Scene wird um vieles erhöht. Zum Freudenberg führt von St. Gallen, durch eine Allee mit jungen Bäumen eingefaßt und mit einladenden Ruheplätzen versehen, allmählig ein bequemer Weg auf die Höhe. Von Schritt zu Schritt entwickelt sich der herrliche Schauplatz je mehr und mehr in seiner Vollkommenheit.

Nro. 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. April, 1810.

Der Witz ist eine Gabe der Natur, wodurch sie ihren Haß gegen die Thoren feyerlich erklärt hat.

Weisser.

Standrede, gehalten am Allerseelentage der deutschen Schriftsteller.

Lauter sterbliche Leute.
Sir John Fallstaff.

Die Sterblichkeit, meine Zuhörer, ist eine uralte Einrichtung in der menschlichen Natur, und zwar meines Bedünkens eine sehr weise! denn da die Erde nicht zunimmt, so ist es wol recht gut, daß die Menschen abnehmen; den Tod aber können wir betrachten als das indifferenzirende Princip, welches alle scharfe Gegensätze ausgleicht, und in friedliche Harmonie bringt. — Vielheit! Einheit! Allheit! Seht da die drey Potenzen alles Seyns! Die Vielheit erblickt Ihr hier vor Euch in den Grabstätten der fünf und zwanzig tausend dreyhundert sechs und sechzig deutschen Schriftsteller, welche unserm Vaterlande in den letzten funfzig Jahren entnommen wurden; zur Einheit versammelt sie Herr Mensel in sein Todtenregister, und als Allheit schwebt über ihnen der unvergängliche Ruhm mit der Doppeltrompete, wie ihn der Verfasser der Pucelle sahe, jener Ruhm, der durch nichts begrenzt wird, als durch sich selbst — oder mit andern Worten: ein Ruhm frißt den andern, damit auch hier das Gesetz ewiger Verdauung und ewiger Assimilation sich bewähre.

Lauter sterbliche Leute! — Diese goldenen Worte sollen heute den Stoff meines Sermons geben, denn in ihnen ist alles ausgesprochen, was wir mit Gewißheit behaupten können.

Ach, wie viel Herrliches treten wir auf diesem Friedhofe der deutschen Schriftstellerwelt fast etwas irreligiös mit unsern Füßen! Wie manches Meteor, das glänzend an unserm nächtlichen Himmel dahinflog, löste sich, dem Sternbutzen gleich, in ein Bischen Schleim auf, und wer weiß, ob die Knochen der Hand, welche den Grafen Waltron schrieb, nicht als Salmiak in irgend einer Apothekerflasche figuriren! Doch der hohe sentimentale Geist konnte nicht zersetzt werden; wie einst von der Bretterbühne herab ergreift er Euch noch zu Thränen, sobald Ihr die Nase an die geöffnete Büchse bringt.

Alles Unsterbliche ist sterblich! und die Herrlichen, die da um uns liegen, sie starben blos um unsertwillen, die wir die Nachwelt ausmachen; sie eilten durch das Leben, um desto gewisser zu uns zu gelangen. Aber eine Nachwelt, wie wir, kommt auch so bald nicht wieder. Durch unser Bemühen hat sich endlich die südliche Poesie neben unsern Holzäpfeln und selbst im märkischen Sande neben den Runkelrüben acclimatisirt, und gedeiht schon überall im Freyen. Unsre Buchstabirmethoden, unsre elastischen Hosenträger, unsre Moralsysteme, unsre Bruchbänder, unsre Theodiceen, unsre Kaffeesurrogate, unsre Aerzte, welche den Tod läugnen, und unsre Juden, die ans Kreuz glauben — mir schwindelt, wenn ich schaue in das Meer unsrer Glorie, und auf dem Fels, auf welchem ich stehe, erscheinen mir in der grausigen Tiefe die Giganten der Vorwelt um nichts größer, als die Heroen der Batrachomyomachie.

Doch ich muß mich losreißen von dem erhebenden Selbstgefühle, und mich wieder zu meinem Texte wenden.

Lauter sterbliche Leute! Wunderbar sind aber die mancherley Todesarten, durch welche unsre Unsterblichen wieder mit dem All vereinigt wurden. Unter den vor uns rasenden 25366 Genien wurden wenigstens 18000 durch Menschen getödtet, welche man Kunstrichter nennt, und die überall einen Staat im Staate bilden, und nicht sowol mitstehen in der großen Allianz der Menschenkinder gegen die Erde, sondern gleichsam in einem geheimen katholischen Tugend-Verein gegen ihre frommen Brüder. Viele unsrer Schreibenden sind aber auch verschmachtet in ungestillter Sehnsucht nach Vereinigung, während andre mitten in dieser Vereinigung ihre Trennung fanden. Manche liegen hier, und scheinen noch auf Erden zu wandeln, und haben wol selbst den bittersüßen Wahn, als sey ihr Leben noch ein reales; aber ihr Körper ist von einem neckischen Kobolde aus blauem Dunste gewebt, und ihre Seele eine bloße Assonanz, weswegen man auch nichts von ihnen vernimmt als Windesfang und Geisterbraus, Sturmwindsflügel und Steigbügel.*)

Und für wen haben alle diese Männer und Weiber ihr schönes Streben begonnen? Für wen haben so viele unter ihnen ihre fünf Sinne verläugnet? Für wen haben sie sich als toll geberdet? Für wen ließen unsre Dichterinnen mit ächtem Spartanersinne ihre Kinder barfuß und ihre Männer in zerrissenen Strümpfen laufen? Für wen brachen so manche Dichter durch die einengenden Formen des bürgerlichen Lebens, und holten die Glut des Südens herbey, um das nördliche Eis des Protestantismus zu schmelzen? Für wen übten Tausende die brotlose Kunst, verschmähten nicht die dumpfen Kreise der Rockenstuben und Handwerksbursche, um das Leben in seiner schönen kindlichen Entwickelung zu schauen, und Naturtöne von schmuzigen Lippen zu saugen? Alles geschah für die Nachwelt, für uns, die wir diese Nachwelt ausmachen, bis wir, den Fügungen des Himmels gemäß, zur Vorwelt eingehen.

Welch eine glänzende Posterität wir aber immer auch seyn mögen, und wirklich sind, so gereicht uns doch der Mangel an Gedächtniß zu einigem Vorwurfe. Wer kennt noch die Namen derer, welche: Maikäfer, flieg! — Maienwürmchen setze dich! und anders Unaussprechliches in kindlicher Demuth sangen! Wer gedenkt noch der süßen Thränen, die wir in unsern frischen Jugendtagen um Henriettens im Husarenraub, um Klara von Hoheneichen, um Evchen Humbrecht und andre hohe Naturen vergossen? Und wie manche Liebe, wie manches Sonnet, wie manche Ehe sogar ist aus der Saat jener Thränen aufgekeimt, und die wohlthätigen Schleusen ergossen sich nicht selten sogar noch in der Ehe fort! Jetzt haben wir nur noch prosaische Zähren, wenn etwa eine Stadt abbrennt, in der wir ein Haus besitzen, und lachen wol gar jener Zeiten, wo das frische Leben aus hundert Röhren in uns und um uns sprudelte. Viele unsrer Genien brachten ihre Namen nicht einmal in den Meßkatalog, und darum auch in keine Literatur-Zeitung, und wenn nun auch ihr Ruhm, wie das Licht eines Nebelsterns, nach zehntausend Jahren endlich matt durch den irdischen Dunstkreis bricht, wer weiß, welch eine verkrüppelte Nachwelt alsdann der Mutter Erde auf dem Kopfe herumtanzt!

Lauter sterbliche Leute! Das ist es, was mein Gemüth in seinen Tiefen erschüttert. Wie mancher von uns geht vielleicht eben jetzt mit einer Pallas im Kopfe, und läßt sich auch ein Verleger erbitten, dem Kreisenden den Schädel zu spalten, und die Göttergestalt tritt hervor, so rufen muthwillige Zungen: eine Lumpenpuppe! und werfen die herrliche Gestalt dem Papiermüller in den Stampfgang.

Alles Vergängliche ist leider! vergänglich, und selbst der erste Lehnstuhl in einer Akademie ist so gebrechlich, daß man sich nicht so viele Mühe darum geben sollte, als der Morgenbote, denn hinter dem Stuhle steht der Abendbote, und wirft, wenn es ihm einfällt, den Vorsitzer herab und man hat kein Beyspiel, daß der hinterdrein folgende Panegyrikus ihm je wieder auf die Beine geholfen hätte.

Doch — die Nemesis hält noch immer die alte Wage! Ein geheimnißvolles, wunderbares Leben regt sich in Mitternächten auf den Gradstätten unsrer Unsterblichen. Wo die zarten Blumenstaubsänger schlafen, da tanzen flimmernde Irrwische, an den Hügeln der Kothurngänger tönt begeistert der trimetrische Chor der Unken. Um die Leichen-Steine der mystischen Liebeskinder athmet es, wie die Frühlings-Sehnsucht des gemüthvollen Sperlings. Im romantischen Beinhaus, wo die Köpfe der namenlosen alten Märchen-Leyermänner aufgethürmt stehen, beginnt mit dem Glockenschlage Zwölf ein schauerlicher Geisterspuck, die Schädel hüpfen, und in das Beingeklapper mischt sich das gebrochene Gequäcke eines Dudelsackes. Aber — mirabile dictu! sobald die heiligen Schatten der Nacht im ersten Morgenlichte verschwinden, so verstummt auch das poetische Geisterleben, ernste Stille herrscht, wie das Schweigen der Vergessenheit, über dem Friedhofe, auf welchem wir stehen, und nur dort, auf dem kleinen Gottesacker wo abgesondert die Gräber der ungesalbten deutschen Klassiker zerstreut umherliegen, beginnt nun das vergängliche Leben des Lichts und der Farbe. Die kecken Palmen rauschen auf Klopstocks Hügel, prunkende Thautropfen zittern auf dem Immergrün um Kleists Urne, profane Tauben girren in den Myrthen um Geßners Grab, die eitle Rose brüstet sich auf Hagedorns Standkissen, das vergängliche Veilchen drängt sich durch das Moos auf Höltys Hügel, gemeine Bienen summen um Gellerts Leichenstein, und aus Lessings Gruft schallt eine Hohnlache, die selbst das höchste südliche Leben erstarren macht. — r.

*) Man vergleiche die erste Recens. im 4. Hefte der Heidelb. Jahrbücher 1810.

Bruchstücke aus Haydns Leben.

Dreyzehenter Besuch.

(Beschluß.)

Ich muß die Leser von einer andern Verbindung benachrichtigen, die Haydn im ersten Jahre mit den Vorstehern des Konzerts der Musiker (professional-concert) einging. Dieses Konzert wurde wöchentlich einmahl im neuen Konzertsaale in der Hanover-Square gegeben, und Haydn hatte sich verpflichtet, in jedem Konzert ein neues Produkt, in Allem 12 Stücke verschiedener Gattung, zu liefern, und sich dabey ausbedungen, daß seine Werke immer im zweyten Akt aufgeführt werden sollten. Auf einer Seite legte sich Haydn dadurch einen mächtigen Zwang auf, denn er mußte, um Beyfall einzuernten, die im ersten Akte gegebenen Stücke an Schönheit übertreffen; auf der andern Seite hatte er dagegen den Vortheil, daß — wenn er den ersten Akt verdunkelte, sein Werk desto länger im Gedächtnisse blieb, und ihm ein größeres Lob zu Theil ward: doch konnte das auch mißrathen; denn er stand natürlicher Weise in Gefahr, wenn er die Schönheiten des ersten Aktes nicht erreichte, desto bitterern Tadel erdulden zu müssen, und um so viel tiefer herabzusinken.

Salamon bekleidete in diesem Konzert der Musiker das Amt des ersten Violinisten. Haydn, ganz mit seiner Kunst beschäftigt, bemerkte nicht, daß sich zwischen Salamon und den übrigen Vorstehern Zwistigkeiten entspannen, die eine Trennung verursachten, wodurch ein zweytes wöchentliches Konzert zu Stande kam, welches im neuen Theater auf dem Hay-market gegeben wurde. Gallini und Salamon waren die Unternehmer, die ihren sichern Gewinn auf Haydns Ruhm berechneten, und sich in ihrer Erwartung nicht betrogen fanden.

Das Konzert der Musiker war inzwischen darauf bedacht, seinen vorigen Ruhm zu behaupten, und wo möglich zu vermehren. Nach Salamons Austritt wurde der berühmte Cramer erster Violinist. Männer, vom ausgezeichnetesten Ruhm, als z. B. Clementi, wurden für ihre Kompositionen reichlich belohnt, überhaupt wurde nichts unterlassen, wodurch das Aufkommen des neuen Konzerts verhindert werden konnte. Das Publikum folgte indeß seinem Triebe, der allgemeinen Stimme, die Haydn mit Lorbern krönte, Gehör zu geben, drängte sich in das Theater, und besuchte das Konzert der Musiker seltener, welches auch die Abnahme sehr bald verspürte, und auf Mittel sann, wie es seinen vorigen Ruhm am besten behaupten könnte.

Man wollte den Sieg über Haydn fast mit Gewalt erringen. Clementi mußte wahrscheinlich, ohne die Absicht zu wissen — eine Symphonie komponiren, die des berühmten Künstlers würdig ausfiel. Mit dieser Symphonie wurde der erste Akt eines Konzerts eröffnet: die Zuhörer gaben ihren lauten Beyfall zu erkennen. — Haydn wußte von dem Vorfall nichts, und mußte des Vortheils entbehren, durch eine eigens verfertigte Symphonie sich auf den Wettstreit gefaßt zu machen; so hätte es die Billigkeit erfordert: aber, da die Absicht war seinen Ruhm zu schmählern, so legte man im zweyten Akte eine schon bekannte Haydnsche Symphonie auf, und glaubte dadurch die Absicht zu erreichen. Die Erwartung schlug fehl; der Beyfall war unglaublich; Clementi entfärbte sich, und drückte seinen Unwillen in einigen Worten über die für ihn unglückliche Wahl der Haydnschen Symphonie aus. Dieser Vorfall konnte nicht lange verschwiegen bleiben; er lief von Munde zu Munde, und diente nicht wenig, Haydns Namen berühmter zu machen.

Die Vorsteher des Konzerts schritten nun zu andern Mitteln; überzeugt, daß sie, ohne in Verbindung mit Haydn zu stehen, das Publikum nicht dahin vermögen würden, dem Konzerte den ersten Rang einzuräumen, entschlossen sie sich an Haydn sechs Deputirte zu senden, ihm vortheilhafte Bedingungen anzubieten, und ihn durch Bitten zu einer Verbindung geneigt zu machen.

Die Deputation versuchte ihr Möglichstes; „Haydn wollte aber dem Gallini und Salamon nicht wortbrüchig werden, oder ihnen durch eine schmutzige Gewinnsucht Schaden zufügen; da sie seinetwegen so viel unternommen und so große Ausgaben bestritten hatten, glaubte er, sey es billig ihnen auch den Gewinn zu vergönnen.

Die Deputation wurde bald darauf ein Zweytesmal an Haydn abgesandt; sie wiederholte die gleichen Anträge der ersten Sendung, und fügte hinzu „sie habe Vollmacht ihm 150 Guineen und noch mehr über den Akkord, der zwischen ihm und Salamon existire, anzubieten, wenn er mit den Vorstehern des Konzerts in Verbindung treten wolle." Haydn gab hierauf dieselbe Antwort, welche die Leser schon vorhin vernommen haben.

Einige Zeit nachher wurde Haydn von seinen Freunden auf eine Zeitungsnachricht aufmerksam gemacht, die ihn selbst betraf. Ich bedauere, daß ich das Blatt nicht vor Augen habe, und nicht angeben kann, in welcher Zeitung der Artikel eingerückt war. — Haydn erinnerte sich dies „daß er darin alt, schwach und unfähig etwas Neues hervorzubringen geschildert war; er habe sich längst ausgeschrieben, und sey aus Geistesmangel gezwungen, sich zu wiederholen; man sey deswegen mit Haydns berühmtem Schüler J. P. in Verbindung getreten, der bald nach London kommen, und daselbst für das Konzert der Musiker komponiren würde."

Haydn durchblickte die boshafte Kabale ganz, und zweifelte nicht, daß sie alle ihre Kunstgriffe benützt habe, P. zu überreden, nach London zu kommen. Da man sich erlaubte, in öffentlichen Blättern Haydn als einen abgelebten schwachen Mann zu schildern, so war mit Recht

zu vermuthen, daß man in den an P. gerichteten Briefen noch viel übertriebnere Schilderungen gemacht habe, um denselben desto sicherer in's Garn zu locken. Solche Folgerungen machte H. und bedauerte, daß sein Schüler der Kabale zum Spielwerk dienen sollte, welches letzterer leicht verhütet haben würde, wenn er den Einfall gehabt hätte, sich bey H. selbst über die Lage der Dinge zu erkundigen. Wahrscheinlich wäre das auch geschehen, wenn P. sich hätte mehrere Zeit nehmen dürfen; aber aus seiner plötzlichen Ankunft in London war das Gegentheil zu vermuthen.

Nach P. Ankunft konnte H. deutlich an dessen Betragen erkennen, daß er an seinem Schüler einen Gegner habe, der mit ihm um den Preis kämpfen wolle. Haydn verspürte nichts von der ihm angedichteten Schwäche, er blieb also von dieser Seite in der ruhigsten Fassung, und vertraute auf sein Genie und seinen Geschmack. Als er aber zu bemerken glaubte, daß sein ehmaliger Schüler sich gewissermaßen zurückhaltend gegen ihn betrug, und sogar seine Gesellschaft nicht mehr so häufig wie ehemals aufsuchte, ward er traurig, und über die Kabale erbittert, durch deren Ränke P. überlistet, und gezwungen wurde, die Rolle des Undankbaren gegen seinen Lehrer zu spielen.

Sobald P. seine neue Laufbahn antrat, mußte sein Ruhm und die Neuheit der Sache dem Konzert der Musiker allerdings günstig seyn. — So viel konnte ich aus Haydns Erzählung schließen; um aber in derselben keine Lücke zu lassen, vermuthe ich, daß die Kenner bald bemerkten, P. könne ungeachtet seiner gefälligen Melodie doch nicht wagen, mit Haydns ganzem Umfange der Kunst zu wetteifern, zumal, da H. fortfuhr, wöchentlich im neuen Theater ein neues Meisterwerk aufführen zu lassen. Es ist ferner zu vermuthen, daß das Konzert der Musiker den Sieg über das Konzert im neuen Theater nicht erfechten konnte, sondern sich mit dem zweyten Range begnügen mußte. Hier nehmen meine Vermuthungen ein Ende, und ich kann mit Gewißheit behaupten, daß P. endlich der Kabale auf die Spur kam, das seinem Lehrer angethane Unrecht erkannte, und bey Gelegenheit eines eigens dazu bestimmten Schmauses denselben um Vergebung bat.

Ich will Haydns kurzgefaßte Worte, womit er die heutige Unterredung beschloß, den Lesern wörtlich mittheilen. „Ich vergab meinem Schüler gern, und seitdem sind wir wieder Freunde wie zuvor."

Aus dem vierzehenten Besuche.

Die Haydnsche Muse wurde schon lange zuvor, ehe sie in London persönlich auftrat, verehrt, die Verehrung nahm aber, seitdem sie daselbst gegenwärtig war, mit jedem Tage zu. Ein Jeder wollte sehen und hören, und drängte sich, die Neugierde zu befriedigen, in den Konzertsaal, oder in das neue Theater. Hier war es, wo sich im zweyten Jahre ein Zufall ereignete, der leicht hätte tragisch werden können, aber es zu gutem Glücke nicht ward.

Als Haydn im Orchester erschien, und sich an das Pianoforte setzte, um eine Symphonie selbst zu dirigiren, verliessen die neugierigen Zuhörer im Parterre ihre Sitze, und drängten sich gegen das Orchester, in der Absicht den berühmten Haydn in der Nähe besser sehen zu können. Die Sitze in der Mitte des Parterres wurden dadurch leer, und kaum waren sie leer, so stürzte der große Kronleuchter herunter, zertrümmerte, und setzte die zahlreiche Versammlung in die größte Bestürzung. Sobald die ersten Augenblicke des Schreckens vorüber waren, und die Vorgedrängten sich die Gefahr, der sie glücklich entflohen, denken, Worte finden, und zum Ausbruche derselben kommen konnten, drückten mehrere Personen ihren Gemüths-Zustand laut genug durch das Wort: Mirakel! Mirakel! aus. Haydn selbst war innigst gerührt, und dankte der gütigen Vorsehung, die es geschehen ließ, daß er auf gewisse Art als Ursache oder Werkzeug dienen mußte, wenigstens dreyßig Menschen das Leben zu retten. Nur ein Paar Zuhörer hatten unbedeutende Quetschungen empfangen. Dieses Ereigniß hatte ich auf verschiedene Art, und fast immer mit dem Zusatze erzählen hören, man hätte in London der Symphonie den schmeichelhaften Namen: „das Mirakel" beygelegt. Es kann seyn, daß es sich so verhält, aber als ich deswegen bey H. Erkundigung einziehen wollte, sagte er: „davon weiß ich nichts."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16 April.

(Moden.) Es ist halber April, gestern konnte man noch nicht ohne Ueberrock ausgehen; heute hat sich ein italienischer Avrile über Paris niedergesenkt. Es ist der erste Tag von Longchamp; die Baumgänge der elysäischen Felder strotzen von Menschen, die Hauptreihe von Reitern und Equipagen, die dies Jahr, wegen der großen Menge anwesender Fremden, geschmackvoller waren als gewöhnlich. Die beliebtesten Lacke auf Wagen sind dunkel zitronenfarb; so waren die 27 neuen Hofwagen lakirt. Sänger und Orgelspieler mischen sich in die dunten Reihen. Von neuen weiblichen Moden sieht man als die beliebtesten ganze Anzüge von einerley Farbe: blaß apfelgrün, oder ganz weiß Musselin, mit durchbrochener Garnirung. Die Hüte, Schuhe, selbst die Gürtel sind — nicht Bänder, sondern von demselben Stoffe wie das Kleid; die Hüte sind gewöhnlich mit Reseda umkränzt, zum Staat trägt man Diademe von Federn à la mexicaine.

Die Fashionables (das ist jetzt der Ausdruck für Elegant oder Müßiggänger) tragen keine Spencer oder Cashimir-Westen mehr; der Kragen der Fracke wird jeden Tag niedriger, und die Aufschläge länger. Lederne Beinkleider zum Morgen-Anzuge und zur Morgen-Promenade um 12 Uhr sind von gutem Tone; jedoch muß man Sporn dazu tragen, man mag reiten oder nicht.

Auch auf die Spiele erstreckt die Mode ihr Reich: die Bouillote ist in die Provinzen verwiesen; das Quinze und Biribi ist an der Tages-Ordnung. Das Boston und Reversi, dessen Tradition sich nur in den Marais erhielt, ist in die glänzenden Säle der Chaussée d'Antin hinübergewandert; das allerbeliebteste Spiel ist aber das Ecarté, weil man es im Augenblicke lernt und nur zu Zweyen spielt.

Nro. 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. April, 1810.

Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

v. Schiller.

Der Seefahrer.

Ein Mährchen der Scheherazade.

Von Weisser.

Dritte Reise.

Auch die Unglücksfälle meiner zweyten Reise, sprach der Seemann, waren nicht groß genug, um mich an die Heimat zu fesseln. Ich glaube sogar, daß der Gedanke an glücklich überstandene Gefahren gewöhnlich mit einem Reize verbunden ist, sich in neue zu wagen.

Balsora war abermal der Ort, wo ich mit meinem Waarenvorrathe mich einschiffte.

Wir landeten in verschiedenen Häfen, und trieben unsern Handel nicht ohne beträchtliche Vortheile. Aber bald verschlug uns ein schrecklicher Sturm von unserer Bahn. Er dauerte mehrere Tage, und trieb uns endlich in die Nähe einer Insel, in deren Hafen der Kapitän, wie er uns sagte, nimmermehr eingelaufen wäre, wenn der Zustand unsers Schiffes es nicht unmöglich gemacht hätte, für jetzt weiter zu segeln. Er erzählte uns, die Insel wäre von Zwergen bewohnt, die so zahlreich als Heuschrecken, und eben dadurch so furchtbar wären, als Riesen.

Seine Beschreibung dieser mißgeschaffenen Unholde machte uns schon zum voraus zittern, und nur zu bald hatten wir Gelegenheit, sie mit den Originalen zu vergleichen.

Sie waren am ganzen Leibe mit rothen Haaren bedeckt; ihre Länge betrug nicht über zwey Schuh und ihr ganzes Ansehen erregte Ekel und Grausen. Ein zahlloser Schwarm kam zu uns an Bord, ohne daß wir es zu verhindern wagen durften. Sie redeten uns in einer uns völlig unverständlichen Sprache an, und durchschwärmten alle Räume des Schiffes mit einer so unglaublichen Hurtigkeit, daß sie zu fliegen schienen. In der That hatten sie auch, die rothen Haare abgerechnet, sehr viel Aehnlichkeit mit den Fledermäusen.

Sie nahmen ohne Umstände die Segel auseinander, zerschnitten das Ankertau, ohne sich die Mühe zu geben, es aufzuziehen, und nachdem sie uns ans Land gesetzt hatten, entfernten sie sich mit dem Schiffe, um es nach der Insel zu führen, woher sie gekommen waren.

Wir begaben uns vom Gestade in das Innere der Insel, und stillten unsern Hunger mit einigen Früchten und Kräutern. In der Ferne entdeckten wir ein großes Gebäude, und nahmen unsern Weg nach demselben. Es war ein prächtiger Pallast von ungewöhnlicher Höhe. Durch die Flügelthür von Ebenholz, die wir mit einem Stoße öffneten, gelangten wir in einen Hof, und von diesem in ein ungeheures Zimmer mit einem Vorgemache, in welchem auf der einen Seite ein Haufen Menschenschädel und Knochen, und auf der andern eine Menge Bratspieße lag.

Dieser fürchterliche Anblick schien uns entweder irgend einen Arzt, der sich der neuerfundenen Kunst, die Eigenschaften der Leute aus ihren Schädeln zu entdecken, befliß, oder einen Menschenfresser, oder beydes zugleich anzukündigen. Auf alle Fälle weissagte er uns nichts Gutes, und die bloße Möglichkeit, gebraten zu werden, erfüllte uns

mit einem so heftigen Entsetzen, daß wir uns nicht mehr auf den Füßen halten konnten, sondern ohne Bewußtseyn zu Boden sanken.

Aus diesem Zustande erweckte uns ein entsetzliches Knarren, mit welchem sich die Pforte des Zimmers öffnete, um das Urbild der Häßlichkeit in Gestalt eines schwarzen Riesen hereinzulassen. Er war nicht lang, sondern hoch, und der größte Palmbaum würde ihm nicht bis an die Achseln gereicht haben. Die Natur hatte ihm, um mit dem Abscheulichsten nicht zu verschwenderisch umzugehen, nur ein Auge gegeben. Es saß mitten auf der Stirn, war glühend roth, und glich einer Höhle, worin man ein großes Feuer angezündet hat. Aus dem ungeheuren Maul ragte eine Reihe langer und scharfer Vorderzähne hervor, und die hangende Unterlippe bedeckte die Brust. Siebenfache Eselsohren richteten sich nicht in die Höhe, sondern hingen ihm wie die Lappen eines zerfetzten Trauermantels die Schultern herab. Seine Tatzen waren ungeheuer genug, um eine Hufe Lands zu bedecken, und Krallen, so lang und so häßlich gekrümmt, als die seinigen, hat der König der Raubvögel selbst nicht aufzuweisen.

Ihr könnt euch leicht einbilden, wie uns bey dem scheußlichen Anblicke des vermeinten Schädellehrers zu Muthe war. Er rollte das Feuerrad auf seiner Stirne, das ihm, wie wir vermutheten, die Dienste eines Auges leistete, nach dem Orte, wo wir uns befanden, und stierte uns mit sichtbarem Wohlgefallen an. Aber eben dieses Wohlgefallen vermehrte unser Entsetzen. Auch zeigte es sich bald, daß der Riese kein Wort von den Organen des Gehirns wußte, und selbst nur das einzige Organ des Mordsinns, und zwar in einem ungeheuern Grade besaß: denn kurz, er war Unmensch genug, ehrliche Leute, statt sie in die geheimsten Tiefen der Natur blicken zu lassen, mit Haut und Haaren aufzufressen.

In einer Sprache, die wir noch nie gehört haben, und von welcher wir doch, zu unserem Erstaunen, sogleich jedes Wort verstanden, brüllte er: Der gute Geist läßt den armen Wauwau nicht Hungers sterben; der arme Wauwau hat wieder auf dreymal sieben Tage Mäuse zu essen. Es zeigte sich bald, wer diese Mäuse waren, und daß der Riese täglich einen von uns zum Frühstücke aufzufressen gedachte: denn kaum hatte er ausgesprochen, als er die Faust nach mir ausstreckte, und mich beym Genick packte. Er drehte mich herum, und betastete mich vom Kopf bis zu den Füßen auf eine Art, die mich, da er bey dem ersten den Anfang machte, abermal die Vermuthung schöpfen ließ, er sey ein Eingeweihter in jener eben so erhabenen, als untrüglichen Wissenschaft, kraft welcher die Hände errathen, was in dem Kopfe versteckt ist. Endlich aber sagte er: Der Kerl muß noch besser gemästet werden! ließ mich los, um die übrigen auf die nämliche Weise zu befühlen, und der Kapitän, welcher das Unglück hatte, der fetteste zu seyn, wurde sein erstes Schlachtopfer. Nach der Mahlzeit streckte das Ungeheuer sich nieder, und fing an so laut zu schnarchen, daß man das Gedröll des Donners zu hören glaubte.

Der Gedanke an den fürchterlichen Bratspieß des Riesen hatte uns die ganze Nacht kein Auge schließen lassen, und als am folgenden Tage ein Zweyter das Schicksal des Kapitäns hatte, erreichte unsere Verzweiflung einen so hohen Grad, daß wir den einmüthigen Entschluß faßten, uns durch einen Sturz ins Meer aus den Klauen des Ungeheuers zu befreyen. Doch der schwarze Gedanke wurde noch zu rechter Zeit von einem bessern verdrängt. Wir erinnerten uns, daß der Selbstmord, wenn er nicht aus Liebe begangen wird, unter die unerlaubten Handlungen gehört, und hielten es daher für räthlich, unser Leben vor der Hand noch zu schonen, und wo möglich dem Riesen das seinige zu nehmen.

Da aber der beste Anschlag mißlingen kann, so unterließen wir nicht, so viele Flöße, jeden für drey Personen, zu bauen, als wir nöthig hatten, um im schlimmsten Falle unser Heil in der Flucht aufs Meer zu suchen; denn so gefährlich auch dieses Rettungsmittel war, so schien doch auf alle Fälle der Tod im Wasser weniger fürchterlich, als derjenige, mit welchem uns die Faust des Riesen bedrohte.

Unsere Flöße beschäftigten uns den ganzen Tag und einen Theil der Nacht, und der folgende Morgen sah abermal das Blut eines meiner Gefährten fließen.

Konnten wir jetzt länger zaudern, die Welt und uns von dem Würgerich zu befreyen? Er lieferte sich selbst unsrer Rache aus: denn kaum hatte er sein Opfer aufgefressen, als er sich, wie gewöhnlich, auf den Rücken niederwarf und einschlief. Jetzt waren uns die Bratspieße willkommene Waffen. Jeder von uns ergriff einen derselben, steckte die Spitze ins Feuer, bis sie so roth war, als ihr Ziel, das Auge des Riesen, welches auch jeder so glücklich zu treffen wußte, daß es in derselben Minute mit fürchterlichem Zischen seiner ungeheuern Höhle entfloß.

Das geblendete Monstrum brüllte fürchterlich vor Wuth und Schmerz: denn leider hatten achtzehn glühende Bratspieße ihm nur das Augenlicht und nicht das Lebenslicht ausblasen können. Er spielte eine Zeitlang blinde Kuh mit uns. Da es ihm aber schlechterdings nicht gelang, Einen zu greifen, so taumelte er endlich mit Heulen zur Pforte, nach welcher er lange vergebens herum getappt hatte, hinaus.

Wir eilten, unsere Flöße ins Wasser zu ziehen, um, wenn der Cnaksohn an den Folgen seiner Wunde die schwarze Seele nicht ausröcheln würde, unser Heil in der Flucht zu suchen, und leider war sein verbaßter Anblick das erste, was der anbrechende Morgen uns wahrnehmen ließ. Zwey Riesen, die aber, mit ihm verglichen, nicht viel besser als Zwerge waren, führten und ein ganzes Heer derselben begleitete ihn.

Der Trupp näherte sich der Küste, und wir ruderten aus allen Kräften, um uns von ihr zu entfernen. Aber

unsere Verfolger wagten sich bis an den Hals ins Wasser, um ungeheure Felsenstücke nach uns zu schleudern, und wirklich wurden alle unsere Flöße, das, worauf ich mich befand, ausgenommen, von ihnen zerschmettert.

Als ich mit meinen beyden Unglücksgefährten die offene See erreichte, war unser Floß ein Spiel des Windes und der Wellen, und erst der folgende Tag machte unserer Todesangst ein Ende. Wir erreichten eine Insel, auf der wir, da sie uns einen Ueberfluß von vortrefflichen Lebensmitteln anbot, die Ankunft eines Schiffes zu erwarten beschlossen.

In der Nacht, als wir kaum eingeschlafen waren, weckte uns ein Geräusch, und als wir uns nach der Ursache umsahen, wurden wir mit Schrecken eine Schlange von der Länge eines Palmbaums gewahr, die mit ihren Schuppen rasselnd auf dem Boden einherkroch. Noch ehe wir uns aufraffen konnten, hatte sie denjenigen meiner Gefährten, der ihr am nächsten lag, ergriffen, und trotz seinem Schreyen und Ringen schüttelte sie ihn, schleuderte ihn in die Luft, und schmetterte ihn gegen die Erde. Noch in der Ferne hörte ich mit meinem andern Gefährten das gräßliche Husten des Unthiers, mit dem es die Knochen unsers unglücklichen Freundes wieder von sich gab, und wirklich fanden wir auch diese traurigen Ueberreste, als wir des Morgens nach dem Schauplatze des Unglücks zurückkehrten.

In der folgenden Nacht suchten wir unsere Sicherheit auf einem der höchsten Bäume. Aber kaum war es dunkel geworden, als unsere Feindinn herbeygerasselt kam. Sie wand sich um den Stamm, ergriff meinen Kameraden, der am niedrigsten saß, begrub ihn in ihren Rachen, und ringelte sich wieder davon.

War es ein Wunder, daß ich bey diesem neuen Unfalle den Muth gänzlich sinken ließ? Wirklich fing ich an, bey mir zu überlegen, ob es denn ein so großes Verbrechen wäre, wenn ein Mensch, wie ich, den heute ein Riese, und morgen eine Schlange fressen wolle, sich durch einen Sturz ins Meer irgend einem dritten Ungeheuer, wäre es auch ein Krokodil, oder ein Hayfisch, freywillig in den Rachen liefere? Aber mein besserer Genius, oder vielmehr die Liebe zum Leben, flüsterte mir ein neues Mittel zu meiner Rettung ein.

Ich sammelte Dornen, und umgab nicht nur den Stamm des Baums, auf welchem ich die Nacht zubringen wollte, damit, sondern verfertigte auch eine Art von Verschanzung aus ihnen, worein ich mich, sobald ich auf meinem Aste saß, gleich einer Schnecke verkroch.

Die Schlange belagerte mich die ganze Nacht. Aber die Dornen vereitelten jeden ihrer Versuche, sich zu mir hinaufzuwinden, und beym Anbruche des Tags machte sie sich ohne ihre Beute davon.

Ich hatte Ursache, dem Himmel für meine Rettung zu danken. Aber die gestrige Anstrengung, die lange Todesangst und der giftige Athem der Schlange hatten mit meinen Kräften zugleich meinen Muth so sehr geschwächt, daß ich mich jetzt mit dem festen Vorsatz an das Ufer des Meers schleppte, allen meinen Leiden in den Fluthen deſſelben ein Ende zu machen.

Ich kam, und das erste, was ich erblickte, war in einer ziemlichen Entfernung vom Ufer ein Schiff. Ich schrie laut vor Freude, und da ich jetzt die gewaltsame Abkürzung meines Lebens durch keine gültige Ursache mehr zu rechtfertigen gewußt hätte, so war ich nur darauf bedacht, den Leuten auf dem Schiffe meine Gegenwart kund zu machen. Ich entdeckte auch bald zu meiner unaussprechlichen Freude, daß ich das Tuch meines Turbans nicht vergebens hatte wehen lassen. Eine Schaluppe näherte sich dem Ufer, und nahm mich auf.

Die ganze Mannschaft auf dem Schiffe drängte sich um mich her, um die Erzählung meiner Abenteuer zu vernehmen, und einige der ältern belehrten mich, daß sie schon oft von den beyden Inseln, wovon die eine von lauter menschenfressenden Riesen, und die andere von lauter Schlangen mit derselben Neigung bewohnt wäre, gehört hätten. Die Riesen, setzten sie hinzu, pflegten die Menschen nicht nur gebraten, sondern sogar roh zu verzehren.

Man erquickte mich mit Trank und Speise, und da ich nicht nur ausgehungert, sondern auch nackt war, so hatte der Kapitän die Großmuth, mich mit einem Anzuge aus seinem eigenen Vorrathe zu beschenken.

Wir berührten auf unserer Fahrt verschiedene Inseln, und erreichten endlich die, welche den Namen Salahat führt, und das in der Arzneykunst so berühmte Sandelholz hervorbringt.

Die Kaufleute luden ihre Waaren aus, um sie zu verkaufen, oder umzutauschen, und mir sagte der Kapitän: Bruder, wolltet ihr euch nicht gegen eine billige Belohnung einem kleinen Geschäft unterziehen? Ich erklärte mich bereitwillig, und er fuhr fort: Die Waaren, die ihr hier seht, haben ihren Herrn durch den Tod verloren. Er reiste eine Zeitlang mit mir, und bis ich nach Bagdad komme, um die Erben des guten Sindbad auszuforschen, ist es billig, daß ich die Stelle des Verstorbenen vertrete, und keine Gelegenheit versäume, sein Vermögen zu vergrößern. Diese Insel ist dem Handel vorzüglich günstig, und da ihr ein Kaufmann seyd, und gerade kein anderes Geschäft habt, so denke ich, ihr werdet nicht abgeneigt seyn, einem Verunglückten mit euren Kenntnissen zu dienen.

Ich stutzte nicht wenig, als ich den Kapitän meinen Namen nennen hörte, und da ich ihn, als ich ihn schärfer ins Gesicht faßte, für denjenigen erkannte, der mich bey meiner zweyten Reise auf einer Insel, wo ich einzuschlafen war, zurückgelassen hatte, so trug ich kein Bedenken, mich ihm zu erkennen zu geben.

Ihr hättet, sagte ich, Sindbads Angelegenheiten in keine bessere Hände geben können, als in die meinigen; denn ich bin er selbst. Ihr werdet mich hoffentlich wieder

erkennen, wenn gleich die Zeit mich eben so wie euch ziemlich verändert hat. Daß ich nicht todt bin, habe ich freylich nicht euch, sondern dem Vogel Roche zu danken. Indessen, da ihr mich wieder aus einer Noth errettet habt, so will ich die, worein ihr mich stürztet, vergessen.

Gottlob, daß ihr noch lebt, sagte der Kapitän. Ich habe mir euren Tod tausendmal vorgeworfen. Ohne daran zu denken, daß ihr euch noch nicht wieder an Bord befandet, ließ ich bey günstigem Winde die Anker lichten, und als man euch nach vier Stunden vermißte, machte der Wind es gerade unmöglich, das Schiff zu wenden, um euch abzuholen.

Meine noch übrigen Waaren, und die Summe, die der Kapitän aus den Verkauften gelöst hatte, machten mich aufs neue zum reichen Manne.

Wir verliessen die Insel Salahat, und auf der nächsten, wohin wir gelangten, kaufte ich Zimmt und andere Gewürze, die zu Balsora gesucht werden.

Das Merkwürdigste, was wir auf unirer Reise dahin zu sehen bekamen, war eine Schildkröte, deren Länge, wie ihre Breite, zwanzig Ellen betrug; ein Fisch, der einer Kuh ähnlich war, und Milch gab, und einer, der an Gestalt und Farbe einem Kameele glich. Die Haut des ersten ist so hart, daß gewöhnlich Schilde daraus verfertigt werden.

Bey meiner Ankunft zu Bagdad unterließ ich nicht, einen Theil meiner unermeßlichen Reichthümer an die Armen auszuspenden, und von dem übrigen Gelde vermehrte ich meine Liindereyen beträchtlich.

Die Erzählung der dritten Reise endigte sich, wie die vorigen, mit der Beschenkung des Trägers, und mit einer Einladung auf den folgenden Tag.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 18 April.

Als J. M. die junge Kaiserinn zu Compiegne anlangte, wurde sie aufs angenehmste überrascht, als sie ihren Lieblings-Hund ihr entgegenspringen sah, und ihren Vogel im Zimmer erblickte. Beyde waren bey ihrer Abreise in Wien geblieben; sogar die Tapeten-Stickerey, die sie zuletzt in Wien angefangen, und unvollendet zurückgelassen hatte, stand am Fenster. An diesem Zuge erkennt man die altfranzösische Galanterie.

Die Zimmer der Kaiserinn (in Compiegne) sind aufs geschmackvollste zugerichtet. Im Schlafzimmer allein befindet sich für mehr als 500,000 Livres rother Cashemire. Das Badezimmer, das Boudoir, alles athmet Vergnügen und Pracht.

Das 50 Schuh hohe Gerüste auf den Thürmen von Notre Dame, von dem schon einige Male die Rede war, stellte Hymens Tempel vor. Er wird gegenwärtig abgetragen, ohne für die Beleuchtung im May zu dienen.

Der Palmsonntag wurde mit vieler Erbauung gefeyert. Ganze Wagen voll Buchsbaum (Taxus) wurden geweiht und an die Gläubigen ausgetheilt. Es fehlte auch kein Lohnkutscher und Wasserträger und kein Trägerweib, ihre Pferde, Wasserfässer und Tragkörbe damit zu schmücken. Die Vornehmern liessen Palmkätzchen holen, und die Kinder zogen mit geweihtem Rohre heim. Ein Ecrivain (Abschreiber), der nebenher auch Courriers und Briefe für Verliebte macht, hat auf seinen Aushängeschild nächst der Post ein geistliches Lied geschrieben, worin er aufmuntert, sich vom Sündigen die 6 Fasten-Wochen hindurch zu enthalten — sur cinquante deux — ça n'est pas trop. —

Alle Beleuchtungs-Gerüste stehen noch. Die großen 83 Schuh hohen Feuer-Obelisken sind von allen Seiten mit Stiegen versehen, die an Pflöcke in der Erde befestigt sind. Wenn einer daher durch einen Zufall zum Fallen käme, so würde er von den Seilen zurück gehalten. Man kann in der That die Maßregeln der Polizey zur Verhütung alles Unglücks nicht genug bewundern.

Cendrillon, die neue Oper von Hrn. Etienne, hat in 20 Vorstellungen der Kasse der Opera-comique 110 000 Livres eingetragen.

Die Häuser zwischen dem Ende der rue de Seine, und dem Anfange der rue de Tournon, welche beyde Straßen in gerader Linie aneinander stoßen, werden nun endlich weggerissen, und man wird eine gerade Anfahrt zum Pallaste Luxemburg erhalten, wohin man bis jetzt nur durch Umwege kam. Neben dem griechischen Dom des Pantheons sollen 2 Thürme erbaut werden. Die Triumph-Pforte am Thore St. Denis ist endlich nach drey Jahren Arbeit von Hrn. Colvier beendigt. — Auf der Spitze der Insel, worüber der Pont-neuf wegläuft, werden ebenfalls die Kaffehäuser weggebrochen, da man mit Grundlegung zum Obelisken, welchen der Kaiser der französischen Nation errichtet, nächstens den Anfang machen wird. Auf demselben Platze stand einst Heinrichs IV Bild-Säule zu Pferde. — Die beyden Trianon im Parke von Versailles, die bisher durch Mauern getrennt waren, werden nun in einen zusammenhängenden Lustort vereinigt. Man glaubt, daß JJ. MM. den Sommer daselbst zubringen werden.

Der Kaiser hat am 1ten Februar den Entwurf des Grafen Daru zur Wiederherstellung von Versailles genehmigt.

Von D. Galls und Spurzheims neuer Theorie des Nervensystems, der Verrichtungen des Gehirns und der darauf gegründeten Lehre von den Organen, sind die 1te u. 2te Abtheilung des 1ten Theils der deutschen Uebersetzung bey Schöll hier erschienen, und es gehört zu den Sonderbarkeiten unsrer Zeit, so wie zum Vortheile der Wissenschaft, daß dies System zweyer Deutschen in Paris und in französischer Sprache zuerst erschien, und daß es gerade da erschien, wo es die letzte Feuerprobe der scharfsinnigsten Gegner hindurchzugehen hatte.

Für die bevorstehenden Maifeste werden bereits auf dem Marsfelde, wo das große Carrussel gehalten werden soll, Vorbereitungen getroffen. Die Stadt wird dem kaiserl. Paare prächtige Feste im Stadthause geben, und man versichert, der ganze Weg vom Louvre bis dahin (eine halbe Stunde zum Gehen) soll eine zusammenhängende Gallerie von Triumph-Bogen seyn. — In der ehemaligen Ecole militaire, dem jetzigen Garten-Gebäude, welches vor dem Marsfelde liegt, wird der ganze große Hof zu einem bedeckten Saale umgestaltet, wo 25.000 Menschen Platz haben werden. In der Mitte wird ein Tanzboden zugerichtet, und man versichert, daß 10,000 Damen geladen werden sollen.

Logogriphen.

1.

Integram si conspicies, venerabilis adsum;
Partem unam tollas, ecce ego turpe malum.

2.

Einst fand mich eine Göttinn liebenswerth,
Und wenn ihr mich um eine Sylbe mehrt,
So werd' ich eines Heros Lieblingspferd.

3.

Ich wurde vor Zeiten als Göttinn verehrt,
Und wenn um zwey Zeichen mein Name sich mehrt,
So wurd' ich als höhere Göttinn verehrt.

Auflösung des Logogriphs und des Räthsels in Nro. 96:
Gastronom. Hut.

Nro. 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. April, 1810.

— Wie könntet ihr des schönen Winks verfehlen,
Womit euch die Natur hülfreich entgegenkam?
Die Kunst, den Schatten ihr nachahmend abzustehlen,
Wies euch das Bild, das auf der Woge schwamm.

v. Schiller.

Lasset die Kindlein zu mir kommen.

Wie oft sind die Worte der Ueberschrift, der gemüthlichste Aufruf des erhabensten aller Kinderfreunde, gebraucht und gemisbraucht worden! Man denke z. B. nur an die zahllosen pädagogischen Aushängeschilde, die nicht einmal, wie jener Gott Amor beym Plato, Kinder des Pluτus und der Penia (Armuth), sondern des Thrasos (des frechen Sinnes) und der Penia genannt werden müssen. Denn wie oft schreit nicht noch in unsern Tagen der pädagogische Thrasonismus durch seine Ankündigungen von neuen Erziehungsinstituten und Erziehungsschriften sein: Lasset die Kindlein zu uns kommen! dis zur Heiserkeit aus! Wie oft wird in dergleichen Anstalten, welche der Hunger erzeugt, und die Unverschämtheit an ihren Brüsten säugt, das Wort zur vielfachen Wahrheit, was ein deutscher Reisender erst kürzlich auf einer Aushängetafel in einer entfernten Vorstadt von Paris las: Ici on tond des chiens et on élève des enfans!

Aber der Misbrauch hebt bekanntlich den Gebrauch nie auf. Das Beste ist eben darum das Edelste, weil es durch den Misbrauch zum Verderblichsten werden kann. Das Urbild und der Vereinigungspunkt alles Organismus unter dem Monde ist der menschliche Körper. Aber gerade deswegen verpestet er, wenn er nicht in Unschlitt, sondern in Fäulniß übergeht, die Luft am ärgsten.

Lasset die Kindlein zu mir kommen! Welch ein dankbarer Stoff für die zeichnende und bildende Kunst, im Verhältnisse zu so manchen Heiligenleiden und Märtyrer-Szenen viel zu wenig benutzt! Und doch sollte kein geschmackvoll eingerichteter Betsaal, keine große Halle in einem würdiger auszuschmückenden Schulgebäude gefunden werden, wo nicht dieser Gegenstand gerade den jungen Gemüthern, auf welche die Bilder einen so lebhaften Eindruck fürs ganze Leben machen, zur täglichen Anschauung vorgehalten würde. Vor einigen Jahren lasen wir in öffentlichen Blättern eine ausführliche Beschreibung eines Bildes, auf welchem der berühmte vormalige Direktor der Mahler-Akademie in Neapel, Wilhelm Tischbein, diese Aufgabe aus der heiligen Geschichte mit der ihm eigenen Gemüthlichkeit ausgeführt hatte. Wir wissen durch Augenzeugen, daß Tischbein länger als ein Jahr in Hamburg mit diesem Lieblingskinde seiner Phantasie sich beschäftigte und vieles darin zwey- bis dreymal ganz umänderte, weil er sich immer nicht genugthat. Man sagte damals, der preiswürdige Herzog von Oldenburg habe dies Bild gekauft. Ist dem also? Warum haben wir in keinem unserer der Kunst und dem Geschmacke gewidmeten öffentlichen Blätter wenigstens eine Skizze davon erhalten? Ein gutes Gemählde mehr ist wahrlich nichts Undedeutendes, ist in gewisser Rücksicht Zuwachs unsers geistigen Besitzthums und unserer National-Ehre. Eben jetzt ist ein sehr wackerer Künstler in Dresden, Matthäi, der schon vor mehrern Jahren den Mahler-Preis in Florenz davontrug und in allen Tiefen seiner täglich schwerer werdenden Kunst eingetreten ist, in Dresden mit der Ausführung desselben Gegenstandes beschäftigt. Es ist eine sehr große und reiche Komposition von dreyßig Figuren. Die vordersten sind alle in Lebensgröße, und

Leben haucht im Ganzen wie im Einzelnen. Das Bild würde vielleicht schon vollendet seyn und zur Ausstellung im März dem Auge des Publikum haben dargestellt werden können, wenn der fleißige Künstler nicht zugleich durch mehrere Porträte und einige große Altargemählde, die für russische Kirchen bey ihm bestellt worden sind, in der Vollendung unterbrochen worden wäre. So mußte Matthäi seine Kindereinsegnung auf einige Zeit ruhen lassen und das Dringendere besorgen. In diesem Augenblicke vollendet er für eine russische Kirche in Kasan eine Taufe des Heilandes durch Johannes, in welcher die zwey Hauptfiguren weit über Lebensgröße sind.

Allein auch durch den lebendigen Hauch der Rede soll das Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen, in unser Aller Herzen dringen. Warum wählten Pauins Diaconus oder Alcuin, oder wer sonst die berühmten evangelischen Pericopen zuerst angab, über welche nun schon so viele Jahrhunderte lang die christlichen Gemeinden oft dürftig genug abgespeist worden sind, nicht auch diese Stelle zu einem jährlich wiederkehrenden Predigt-Texte? Eine Predigt im Jahre sollte wenigstens überall eine feyerliche Schulpredigt, eine Erweckung und Anleitung zur wahren christlichen Kinderzucht seyn. Dies fühlte der ehrwürdige Oberhofprediger D. Reinhard in Dresden, und wählte für die zweyte Reihe biblischer Texte, über welche auf das Jahr 1810 in der evangelischen Hofkirche in Dresden gepredigt wird (während über die erste Reihe, über welche er im verflossenen Jahre predigte, nun durch einen Befehl des königl. sächsischen Kirchenraths in diesem laufenden Jahre in allen evangelischen Kirchen des ganzen Königreiches gepredigt werden muß) *), auf das Fest der Reinigung Mariä diesen schönen Text. Denn gerade für dieses Fest, das uns an die jüdischen Sitten erinnert, den Erstgebornen in den Tempel zu bringen und der Gottheit darzustellen, scheinen die Worte: Da werden Kindlein zu ihm gebracht u. s. w. sehr angemessen zu seyn.

Bey jeder Predigt, die Reinhard vor mehrern tausend Zuhörern aus den obersten und hier auch gebildetsten Ständen der Residenz hält, geht jeder Zuhörer, und andere als Zuhörer gibt es in dieser Kirche nicht, gestärkt, erleuchtet, begeistert und mit der Ueberzeugung nach Hause: Dies sind Worte des Lebens. Möchten sie nur gleich durch den Druck allen Edeln in allen Gegenden Deutschlands bekannt werden können! Indeß kann es doch nicht fehlen, daß manche Materie ganz besonders in die Bedürfnisse und Wünsche der Zeit eingreife. Eine solche war nun auch die am 2ten Februar dieses Jahrs über das große Wort: „Lasset die Kindlein zu mir kommen" gehaltene Predigt. Dringenden Aufforderungen von mehrern Seiten konnte der Verfasser nicht ausweichen, und so wurde von ihm sogleich ein besonderer Abdruck veranstaltet. *) Das Thema: daß wir alle dazu beytragen können und sollen, die Kleinen unter uns bey Zeiten Gott zu weihen, ist mit der eindringlichen Consequenz und Klarheit durchgeführt, die das ganze christliche Deutschland — denn viele hundert Exemplare werden auch von Katholiken gekauft — längst bey diesem ehrwürdigen Redner erkannte und beherzigte. Meisterhaft ist die Deduction, wie alle Erwachsene, sie mögen selbst Kinder haben oder nicht, den Kleinen jene heilige Scheu schuldig sind, die einst Juvenal in seiner berühmten pädagogischen Satire (der 15ten) seinen ausgearteten Zeitgenossen so nachdrücklich zu empfelen wußte. Tief eingreifend und überzeugend ist aber auch die Widerlegung des durch unsre neue Erziehungs-Weisheit so heillos geförderten Vorurtheils: es sey widersinnig und schädlich, die Religion Kindern mittheilen zu wollen, die sie noch nicht zu fassen vermögen. Gerade ihnen ist die lehrbegierige Unbefangenheit, Unschuld und reine Empfänglichkeit eigen, welchen das Himmelreich versprochen wird. Die ganze darauf Beziehung habende Stelle sollte jeder Fibel und Bibel vorgedruckt werden. Sie stimmt in allem mit dem überein, was kürzlich der weltkundige Brandes in Hanover in seinen Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland, und der jede Erwartung redlich bethätigende Joh. G. Müller in Schaffhausen, in seinem wohlzubeherzigenden Aufrufe: Ueber den christlichen Religions-Unterricht, so beredt und andringlich ausgesprochen haben. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Böttiger.

*) Der erste Theil der Reinhardischen Predigtvorträge über diese neugewählten Pericopen fürs Jahr 1809 (Reinhards Predigten. 9. Sammlung. 1. Band) ist so eben bey Seidel in Sulzbach erschienen, wo in der Vorrede von dieser neuen Einrichtung ausführlicher die Rede ist.

*) Predigt am Feste der Reinigung Mariä, 1810 gehalten, von Fr. V. Reinhard, Leipzig, Hartknoch, 30 S.

Ueber die Verhältnisse der Deutschen in Warschau.

Im jetzigen Herzogthume Warschau leben sehr viele Deutsche, besonders im vormals preußischen Antheile. Kaufleute, Professionisten, Kolonisten, dann auch Offizianten, Eigenthümer, Gelehrte und Künstler dieser Nation findet man allenthalben in Polen, vorzüglich in Thorn, Posen und Warschau; in letzterer Stadt, wie im ganzen alten Herzogthume machen die Deutschen den fünften Theil der Volksmenge aus: rechnet man Gallizien hinzu, so beträgt ihre Anzahl wenigstens den achten Theil der sämmtlichen Bevölkerung. Ungeachtet die Polen höchst nöthig Menschen brauchen, also jede Ursache der Entvölkerung sehr scheuen sollten, ungeachtet die Deutschen gerade die nützlichsten Einwohner Polens sind, (indem die Polen keine große Lust zum

Ackerbau und zu Künſten zu beſitzen ſcheinen, wenigſtens nicht dazu, das auszuüben, was ſie bey ihrer leichten Faſſungskraft gelernt haben) und, wenn nicht deutſche Hände in Polen arbeiteten, dem Auslande noch weit mehr Artikel abgekauft werden müßten, als jetzt ſchon der Fall iſt; ungeachtet alles deſſen, ſind die Deutſchen nicht ſehr geliebt: ja als die Oeſterreicher im Junius 1809 Polen verlaſſen hatten, gab man ihnen ſogar große Vergehungen ſchuld, die zu ſo mancher ſcharfen Unterſuchung und ſtrengen Beſtrafung Anlaß gab.

Am grauſamſten verfuhr man mit den vormaligen preußiſchen Officianten; doch waren auch in Warſchau geborne, längſt anſäſſige, eingebürgerte, ſelbſt Beamte, und ſolche, die für Polen ſchon 1795 gefochten hatten, nicht ſicher.

Einen Beweis hievon liefert folgende Geſchichte, welche zugleich darthut, in welchem Grade die polniſchen Aerzte in Warſchau elend ſind.

Herr Gudeit, Medicinalrath, Generalinſpektor der Pharmacie bey der polniſchen Armee, Inhaber einer der erſten Apotheken in Warſchau, ſeit länger als dreißig Jahren Bürger dieſer Stadt, einſt Koſziuskos Adjutant bey der Belagerung Warſchaus, zwar in Deutſchland geboren, aber der patriotiſchſte Pole von der Welt, der alle ſeine Kinder in polniſcher Sprache unterrichten läßt, der ſchon oft die größten Aufopferungen für das Beſte des Staates, in welchem er lebt, nicht geſcheut hat, kam deſſen allen ungeachtet im Junius 1809 in die größte Gefahr, Leben, Eigenthum, alles zu verlieren. — Auf Befehl Sr. Durchl. des Fürſten Joſeph Poniatowski hatte er im Februar deſſelben Jahres Arzeneyen vom franzöſiſchen Kommiſſär Deſtrat übernommen, welche die Franzoſen nach Evacuation ihrer Lazarethe nicht mehr brauchten. Dieſe Arzneyen ſollten in die fünf Feſtungen des damaligen Herzogthums Warſchau, Praga, Madlin, Sierodz, Czeſtochowa und Thorn vertheilt werden; die nach Praga beſtimmten blieben in Warſchau eingepackt ſtehen, wo die Oeſtreicher ſie fanden, auspackten, davon herausnahmen, und den Reſt zurückließen, der im Junius, nach Abmarſch der Feinde, nach Praga geſendet wurde. Zwey ſogenannte Lazarethwundärzte daſelbſt wollen aus einem Faſſe Magneſia holen. In der Leſekunſt wenig geübt glauben ſie das rechte gefunden zu haben, und erſchrecken nicht wenig, als ſie ſtatt der weiſſen Bittererde eine kohlſchwarze Subſtanz zum Vorſchein kommen ſehen. Ein Apotheker zu Praga, ein Menſch, der von Hrn. Gudeit die größten Wohlthaten genoſſen hatte, wird von dieſen Wundärzten zu Rathe gezogen, und urtheilte eben ſo einſichts- als liebevoll: Hr. Gudeit habe die an die polniſchen Lazarethe geſchickten Arzneyen vergiftet; dies ſey die Urſache, warum die im Faſſe lange gepackt geſtegne Magneſia ſich dermaßen verändert habe.

Gerade damals war der Warſchauer Arzt Dr. Czekirski in Praga anweſend, um den öſtreichiſchen Kapitän Rzewuski, der verwundet in polniſche Gefangenſchaft gerathen war, zu heilen. Dieſer hört die enorme Anklage, und erkennt ſogleich, daß die unwiſſenden Menſchen Magneſia ergriffen und für Bittererde gehalten haben. In allen franzöſiſchen Spitälern in Polen nämlich war auf Befehl Sr. Durchl. des Reichsmarſchalls Fürſten von Eckmühl der Braunſtein zum Behufe der Gayton-Morveauſchen Räucherungen eingeführt worden. — Hr. Czekirski unterſucht nun die übrigen hundert Artikel in dem nach Praga geſendeten Faſſe, und findet von denſelben einundzwanzig verdorben oder verdächtig; dieſe läßt er nach Warſchau ſchaffen, und gegen Hrn. Gudeit den fiskaliſchen Prozeß intendiren. Es wurde eine Kommiſſion von Aerzten und Apothekern ernannt, an deren Spitze Hrn. Dr. Brand, Czekirskis Buſenfreund und Stadtphyſikus von Warſchau ſtand. Dieſe Kommiſſion erkannte von den einundzwanzig ihr vorgelegten Artikeln ſiebzehen für unbedenklich, acht aber für wirklich verdorben und ſchädlich. Dieſe 8 Artikel waren 1) Roſenblätter, in welchen Würmer geweſen wären. 2) Ein Pflaſter mit der Aufſchrift: Emplastrum pro vesicatoriis, in welchem ſich keine Spur von Kantharіden gefunden hätte. 3) Unguentum de styrace und 4) Balsamum Arcaei, welche weder richtig nach der preußiſchen Pharmakopöe bereitet, noch friſch genug geweſen wären. 5) Von vier Globulis martialibus ſeyen zwey roſtig geweſen, zwey aber ohne Tadel. 6) Das Pulvis Anthelminticus wäre zu gröblich geſtoßen. 7) Die Species aperitivae enthielten keine Rhabarbar, die doch nach der preußiſchen Pharmakopöe darin ſeyn ſollte. 8) Das Heftpflaſter wäre ausgetrocknet. Das Gutachten der gerechten und billigen Kommiſſion endete, daß die ſchlechte Beſchaffenheit der angezeigten Artikel überwiege, folglich auf die Tauglichkeit der übrigen keine Rückſicht genommen, und der fiskaliſche Prozeß fortgeſetzt werden müſſe. Unterſchrieben waren ermeldeter Hr. Stadtphyſikus Dr. Brand, vormals Hrn. Gudeits Bardier, Hr. Dr. Künzel, Cielinski und Lottich.

So ſprachen Sachkundige, die wohl wußten, daß Roſenblätter faſt nie ohne Würmer ſind, daß ein paar Salben, die lange Zeit im Sommer umhergeſchickt, und der Sonne preisgegeben werden, natürlich ranzig werden, daß Pflaſter an der Luft austrocknen, daß roſtige Stahlkugeln eher noch beſſer ſind, als nicht roſtige, daß alle die erwähnten Arzneyen höchſt unbedeutende, unwichtige Mittel ſind, die ſogar ganz fehlen könnten, ohne daß man deswegen berechtigt wäre, der größten Officin, geſchweige denn einer Feldapotheke, Vorwürfe zu machen. Doch nein! nicht Sachkundige ſprechen ſo, denn ſie wähnten ja, die franzöſiſchen Apotheker müßten nach der preußiſchen Pharmakopöe arbeiten. Sie wußten wirklich nicht, daß Wurmpulver grob geſtoßen ſeyn müſſen; ſie wußten nicht, daß das Harz der Pflaſter die Kantharіden verderbt, und deswegen in der franzöſiſchen Militärpharmakopöe verboten iſt, ſie dem Pflaſter in Vorrath beyzumiſchen; nicht, daß die espèces apéritives der franzöſiſchen Pharmakopöe was anders ſind, als die der preußiſchen.

Ohne Rückſicht darauf, daß die franzöſiſchen Apotheker dieſe Arzneyen gemacht, Hr. Gudeit ſie blos übernommen habe; ohne zu bedenken, daß ſie in feindlichen Händen geweſen, herumgeworfen und vielleicht ſogar von den

Oestreichern vertauscht worden seyn konnten, schickte sich das Tribunal zur Sentenz an. Im ersten Verhöre machte man Hrn. Gudeit förmlich den Vorwurf vor Gericht, daß er kein gebornet Pole sey. Dennoch wurde der Beklagte, wahrscheinlich weil man seinen militärischen Karakter respektirte, seiner persönlichen Freyheit nicht beraubt. Gleichwol durfte der wackere Mann von solchen Gegnern das ärgste erwarten.

Da erschien auf einmal eine Ordre des Fürsten Poniatowsky, dieses gerechten, edeln Mannes, dem die Gesetze nie zu Werkzeugen abscheulicher Leidenschaften dienen, und zog die Sache, als ganz militärischen Ressorts, vor eine Militär-Kommission.

Dennoch sprach das Tribunal, aber behutsam: es begnügte sich mit gelindem Tadel und Condemnation in die Kosten. Aber der Fürst kassirte das ganze Verfahren der Bosheit und dies Urthel, und ließ dem unbescholtenen, nie vorher irgend einer Sache wegen vor Gericht belangten, thätigen und verdienten Manne volle Gerechtigkeit widerfahren. N — n.

Korrespondenz-Nachrichten.

München.

Unser Karnaval hatte durch die Abwesenheit des Hofes wenig von seinen Freuden, nichts von seinen Tänzen und Festen verloren. Bey gewissen Gelegenheiten fühlte man die Lücke, wo man gewohnt war, die geliebten Herrscher in der Mitte ihrer Unterthanen zu finden. Besonders lebhaft wurde es am Ende während der drey Haupt- und Schlußtage, wo auch die Geschäfte ruhten. An dem schönen Abende vom 5ten März zeigten sich Züge von 100 — 200 Masken mit Musik und Gesang auf den Straßen. Man konnte hier Figuren aus allen Zeiten und Ländern sehen; es schien als sollten diese Abende über die ganze Weltgeschichte aufgeführt werden. Mehrere Masken waren sehr sinnreich und geschmackvoll gekleidet.

Zu besonderer Ehre gereicht es dem hiesigen Publikum, daß bey dem gewaltigen Lärm kein einziger Exceß vorfiel, was um so mehr sagt, da die Einwohner aus den niedern Ständen an der Vermummung sehr großen und lebhaften Antheil nahmen. Verkleidete Soldaten mit einem Fuße und altmodische Weiber, Landleute und Bierbrauer, Veitel-Musikanten und Bauernhochzeiten drängten sich aller Orten lustig durcheinander; selbst Kapuziner und Nonnen zogen ungestört Arm in Arm durch den buntscheckigen Haufen.

Der letzte Abend begann mit einem Kinderballe in dem großen Redouten-Saale. Eine treffliche Einrichtung, die auch den Kleinen ihren Theil an der öffentlichen Freude des großen Volksfestes zugesteht: und welch ein Anblick, mehrere hundert Knaben und Mädchen von etwa 10 — 15 Jahren, die lieblichsten Bilder der Freude, der Schönheit und Unschuld, oft in den niedlichsten Verkleidungen, durcheinander ziehen und hüpfen zu sehen! — Die Eltern, Mütter besonders, sind dabey gegenwärtig und um die Kleinen beschäftigt. — Dieses und die Hülfleistungen von mehrern Tanzmeistern bringen Ordnung in die Anstalten und Tänze, die mit großer Leichtigkeit sich durch den langen Saal auf- und abziehen. Nie habe ich mehr Theilnahme und reinere Freude an einem Orte beysammen gefunden, als in dieser bewegten Idyllenwelt der Jugend. — Gegen 8 Uhr verliert sich das anmuthige Gewühl, um der letzten Redoute Raum zu machen, welche die Fastnachtslust beschließt.

Zur maskirten Akademie, deren das Mgbl. unlängst erwähnte, versammelt man sich in dem Redouten-Saale des Museums, gegen Erlegung von 48 Kreuzern. Im Hintergrunde ist ein kleines Theater aufgerichtet, auf welchem von 7 — 9 Uhr Pantomimen gespielt werden. — Vor dem Orchester sind mehrere Reihen Sitze für die Damen, auf beyden Seiten Spiel-Tische, der übrige Raum ist für die Gesellschaft offen. Masken, einzelne und in Zügen, kommen und gehen, ein Theil der Gesellschaft neckt sich mit ihnen, ein anderer sieht auf die Pantomime, andere spielen oder unterhalten sich. In einem Seitenzimmer sind Erfrischungen feil. — Das Eigenthümliche dieser Gesellschaften wäre also die Verbindung einer mehrfachen Unterhaltung durch Pantomime, Spiel, Maskerade und Conversation. Sodann ist aber auch in dem Zusammenseyn ein eigner Styl. Die Herren behalten gewöhnlich die Hüte auf, und an denselben oder an einem Knopfloche, oder auf einem Arme ist eine Maske, oder doch eine Maskennase befestigt. Dieses Abzeichen muß jeder haben, der ohne Maske vor dem Gesichte passiren will. Bey Wenigen sieht man dazu noch einen Domino, oder der Art etwas. — Woher diese Eigenheiten? — Gewöhnlich ist der Hof und die königl. Familie dabey gegenwärtig, zugleich wird der Zutritt allen Ständen gestattet, Nach der allgemeinen Etikette aber ist der Regent nur mit denen in Gesellschaft, die hoffähig sind, oder ihn repräsentiren. Nimmt er also Theil an Zirkeln, die auch andere Klassen seiner Unterthanen einschließen, so muß darin der Unterschied der Stände aufgehoben seyn; die Gesellschaft ist demnach maskirt, und trägt, um die Bedeutung auszudrücken, und doch nicht durch das lästige Visir beschwert zu seyn, die bloßen Zeichen der Maskirung, erlaubt daher auch das Haupt zu bedecken. — In der letzten Gesellschaft erschienen die Königinn und der Kronprinz zum Erstenmale nach ihrer Rückkehr.

Eine Gesellschaft französischer Schauspieler, im Gefolge des Fürsten von Eckmühl und seines Armeekorps, hat uns die Faschingszeit über durch eine Reihe Vorstellungen auf dem Hof-Theater recht angenehm unterhalten. Man sagt, daß jedem Korps der französischen Armee eine Gesellschaft dieser Art nachreise. — Jeder nach seiner Weise! Wenn der deutsche Soldat in ein Standquartier kommt, so erholt er sich beym Kruge oder schläft. Der Ungar richtet vor allen Dingen Bahnen für Kegel her, die er mit sich führt. Die Spanier gruppiren sich auf der Straße, die Arme in ihre Mäntel eingeschlagen, singen einförmige National-Melodien, oder ziehen jeder Padrona nach, die ihnen aus einer Küche entgegen kommt. Die beweglichern Franzosen, die in jedem Augenblicke der Ruhe eine interessante Anregung suchen, versammeln sich um ihr Vaudeville, um sich an den lustigen Scenen des häuslichen Lebens zu ergötzen, die ihnen aus ihrer Heimath über den Rhein nachgefolgt sind. — Diese Einrichtung erinnert den Krieger sehr gelegen auch im Gewühle des Feldzuges an die friedlichen Vorgänge des Lebens und der Gesellschaft, woran ihn manche Liebesbande knüpfen. — Solche Artistes militaires beschränken sich auf kleine Operetten und Vaudevilles, und die, welche wir hier sahen, spielten trefflich. So rasche und geläufige Darstellung, niefehlendes Ineinandergreifen der Rollen, richtige Deklamation und angenehme Bewegung habe ich noch bey keinem Ensemble deutscher Schauspieler in dem Grade vereint gefunden, wie hier. —

Unter andern gaben sie les Visitandines, wo dem überraschten Publikum auf dem Theater — ein Nonnenkloster eröffnet wurde, das erste, seitdem die Nonnenklöster in der Stadt geschlossen sind. Der Eindruck, den die Nonnen und ihre keineswegs strenge Disciplin machten, war verschieden, im Ganzen angenehm, und als endlich gar ein Pater Kapuziner, als Beichtvater, in großer stattlicher Figur, im vollen Ornate auftrat, löste sich die Stimmung in ein allgemeines Beyfalls-Klatschen und Bravorufen auf. — Hr. Levasseaux, der den Kapuziner gab, scheint das vorzüglichste Mitglied der Gesellschaft.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vierter Jahrgang.

1810.

Mai.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nieschlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstok.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Grosbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsäze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersezungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, ꝛc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedrukten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedrukte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsäze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsäze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen. Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Vier und zwanzig besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beilagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthl. 8 Gr. Sächsisch, wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kan. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Postamt in Stuttgart übernommen, das solche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schafhausen, so wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main ꝛc. für den besagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben ist.

Die HH. Korrespondenten belieben Ihre Briefe zu addressiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzusetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzu geben.

Inhalt.

Nro. 104. Die Dioscuren erscheinen dem Oreſt. (Zur Erklärung des beyliegenden Umriſſes.) — Warum trinken die Deutſchen ſo gern? — Novellen aus Rom vom 1 April. — Trübe Ahnung. Wunſch. Beyde von Hg. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Strasburg.

Nro. 105. Der Leichenfeind. Von Fr. Laun. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Rom.

Nro 106. Kurze Ueberſicht über die Arbeiten und Fortſchritte im Fache der Naturwiſſenſchaften in Frankreich während des Jahres 1809. — Der Leichenfeind. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Stuttgart. — Beylage: Monats-Regiſter vom April.

Nro. 107. Der Leichenfeind. (Fortſ.) — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Stuttgart. (Beſchluß.)

Nro. 108. An die Wohlthätigkeit. Von Hg. — Beſchreibung des Hochzeitfeſtes von Vazir Ali, Sohn des letztverſtorbenen Nabobs von Aude. — Bemerkungen über den Aufſatz: „Reiſe nach Rio Verbice in Süd-Amerika" in Nro. 42 des Morgenblattes. Von Lenhard. — Notizen. Von Hl. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin. — Chronoſtichon. — Logogryph. — Auflöſung der Logogryphen in Nro. 102.

Nro. 109. Bruchſtücke zur Literatur- und Sittengeſchichte Frankreichs ſeit der höhern Ausbildung der Sprache und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe dieſes Landes. — Der Leichenfeind. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 9.

Nro. 110. Naturhiſtoriſche Miszellen aus Descourtils Reiſen. Von Fiſcher. — Der Leichenfeind. (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 111. Zwey Gleichniſſe. Von Caroline Pichler. — Naturhiſtoriſche Miszellen aus Descourtils Reiſen. (Beſchl.) — Bruchſtücke zur Literatur und Sitten-Geſchichte Frankreichs ꝛc. (Fortſ.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 112. Der Todtengräber. Von Weiſſer. — Bruchſtücke zur Literatur und Sitten-Geſchichte Frankreichs, ꝛc. (Beſchluß.) — Vermiſchte Nachrichten. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg, Breslau, Paris, Bamberg. — Beylage: Ueberſicht der neueſten Literatur Nro. 4.

Nro. 113. Ein Blick in das Bücherverzeichniß von der Oſtermeſſe 1810. — Sendſchreiben des Amtmanns Rübezahl an den Oekonomierath Zwölffinger. — Notiz. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Hamburg.

Nro. 114. Das Feſt der Todten in den römiſchen Kirchen. — Ein Blick in das Bücherverzeichniß von der Oſtermeſſe 1810. (Beſchluß.) — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien, Hamburg und aus der Schweiz. — Charade. — Räthſel. — Auflöſung des Logogryphs in Nro. 108.

Nro. 115. Die Vetteuburg in Franken. — Als v. Matthiſſon am 6 Mai 1810 ſich vermählte. Von Hg. — Die beyden ſchweizeriſchen Kunſtmahler Fridolin und Joh. Georg Otto. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Kaſſel.

Nro. 116. An S. Nach dem Tode ſeiner Gattinn. 1809. Von Couz. — Die Vetteuburg in Franken. (Beſchluß.) Von Denneken. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 117. Cavendiſh. Von G. — Römiſches Theater. Von G. — Korreſpondenz-Nachrichten aus Kaſſel. — Extra-Beylage Nro. 6.

Nro. 118. Joseph v. Hammer. — Kurze Uebersicht über die Arbeiten und Fortschritte im Fache der Naturwissenschaften in Frankreich während des Jahres 1809. II. — Korrespondenz-Nachrichten aus St. Petersburg und Paris.

Nro. 119. Augustreise zum Monte Cavo im Jahre 1806. — Joseph v. Hammer. Von B. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Antwerpen, Paris.

Nro. 120. Rede des persischen Helden Sam aus dem Originale des Schah-nameh von Hirdusi, treu übersetzt von Othm. Frank, Prof. — Augustreise zum Monte Cavo im Jahre 1806. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Charaden. — Auflösung der Charade und des Räthsels in Nro. 114. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 10.

Nro. 121. Das heimliche Sittengericht. Novelle. — Empfindungen eines Katholiken bey einer evangelischen Konfirmations-Handlung. — Ueber den Weinbau in Preussen. Von J. S. Rosenheyn. — Korrespondenz-Nachrichten aus Antwerpen.

Nro. 122. Der Ruhm der Holländer. Von Prof. Christian Fr. Haug. — Das heimliche Sittengericht. Von Rbck. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Antwerpen, Berlin. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 5.

Nro. 123. Kunst in München. Von —xy. — Der Ruhm der Holländer. (Forts.) — Potors Gebet. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Pesth und Rudolstadt.

Nro. 124. Agamemnons Rückkehr aus Troja. Von C. Näf. — Der Ruhm der Holländer. (Forts.) — Naturhistorische Miszellen aus Descourtils Reisen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hamburg, Paris, Ulm. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 6.

Nro. 125. Schillers Gedächtnißfeyer in Weimar. — Der Ruhm der Holländer. (Beschluß.) — Werther an Lotten. Von Hg. — Vermischte Nachrichten. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Paris.

Nro. 126. Prinz Eugen von Savoyen. Von J. E. der v. Sartori. — Der Tarantelbiß. — Korrespondenz-Nachrichten aus Mannheim. — Räthsel. — Charade. — Auflösung der Charaden in Nro. 120.

Nro. 127. Der Verleger des Morgenblattes und der Dämmerungen für Deutschland an Hrn. Tullian Lipe. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Augsburg.

Nro. 128. Der alte und der neue Kalender. Von E. — Naturhistorische Miszellen aus Descourtils Reisen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Petersburg. — Musik-Beylage: Italienisches Lied Nro. IX. Sehnsucht.

Nro. 129. Verdanken wir den Deutschen oder den Engländern die meisten und wichtigsten Erfindungen? Eine Parallele. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Petersburg, Berlin. — Extra-Beylage Nro. 7.

Nro. 130. An Deutschlands Schriftsteller und Künstler. — Die Gans und der Wolf. Eine Fabel. Von Karl Müchler. — Verdanken wir den Deutschen oder den Engländern die meisten und wichtigsten Erfindungen? (Beschluß.) Von F. — An Parasit. Von Hg. — Naturhistorische Miszellen aus Descourtils Reisen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Straßburg.

Nro. 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. Mai, 1810.

— O wenn vergoßnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft:
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

v. Goethe.

Die Dioscuren erscheinen dem Orest.

(Zur Erklärung des beyliegenden Umrisses.)

Es war eine glückliche Idee, welche Herr Friedrich Matthäi, ältester Sohn des Inspektors des Mengsischen Musäums in Dresden, bey einem Gemählde, welches er bey der großen Ausstellung in Dresden 1808 mit lobenswürdiger Bescheidenheit nur als eine Skizze angesehen haben wollte, ob es gleich völlig in Oel ausgeführt war, aus dem noch vorhandenen Trauerspiele Elektra des Euripides auffaßte und mit großer Einsicht in Komposition und Haltung darstellte. Man erkannte allgemein in der Wahl des Sujets den gelehrten, in der Ausführung den geübten, durch verständige Studien nach den Antiken in Italien selbst gebildeten und überall denkenden Künstler, und dieser treffliche Entwurf verdiente und erhielt den gerechtesten Beyfall der Kenner, obgleich manches darin dem verweichlichten Halbkenner oder der überzarten Empfindsamkeit männlicher und weiblicher Beschauer eben kein Götterschmaus war. Schon die Wahl verdient Empfelung und Nachahmung. Wie viel Situationen, besonders in den Schlußscenen, finden sich in den geretteten Trauerspielen der drey Meister des griechischen Kothurns, die einem genialen Künstler noch heute den dankbarsten Stoff zu einem trefflich gruppirten und beleuchteten Gemählde darbieten könnten; so wie es wol keinem Zweifel unterworfen ist, daß nicht nur die alten Mahler, sondern auch die Bildhauer der Griechen von den mit großem Verstande geordneten Scenerey en und Figuren der tragischen Schaubühne, besonders in den Theilen, welche die deos ex machina erscheinen liessen, häufig vor Augen gehabt und, so weit es ihr Zweck erforderte, benutzt haben. Freylich mußte dort gerade der Theil, in welchem die neuere Kunst ihren Triumph feyert, Beleuchtung und Helldunkel bey ihren Tagschauspielern verloren gehen. Dem neuern Mahler darf es daher auch wol gestattet werden, daß er, so wie hier Matthäi gethan hat, die Tageszeit ändere, um desto freyer in Schatten- und Lichtmassen gebieten zu können. Wirklich ist die Licht- und Schattenvertheilung gerade in dieser Vorstellung eine der gedachtesten und effektvollsten Partien, von welchen der Umriß natürlich keine Andeutung geben kann. Außerdem ist die den Orest umschließende Gruppe, vor allen die herrliche Figur des in sich versunkenen Muttermörders, so wie die seine Knie umschlingende, vermittelnde, unbeschreiblich holde Elektra, ein so genußreicher Anblick, daß man das Widrige der weislich in Schatten gelegten Leichname gar darüber vergißt. Nicht ganz ungegründete Zweifel liessen sich vielleicht gegen die Einführung Castors und Pollux in dieser Stellung und Schwebung erheben. Allein wie mag der leicht überhinfahrende Tadler wol das Bessere an seine Stelle setzen? Besser, der wackere Künstler erzählt uns selbst, wie er es gedachte und ausführte. Hier also seine eigenen Worte.

Böttiger.

Als Orestes und Pylades nach Argos gingen, nach dem Ausspruche des Delphiers, Rache an den Mördern Agamemnons zu nehmen, fanden sie unweit der Stadt des Orestes Schwester Elektra; die Wasserurne auf dem Haupte, eilte

sie vom nahen Gestade des Stroms (Euripides, Elektra v. 55) ihrer ländlichen Wohnung zu (v. 340). Von ihr unerkannt erfährt Orest, daß ihre Mutter um ihr Geschlecht, von dem sie Rache fürchtet, zu veredeln, sie einem armen, aber edelschonenden Landmanne vermählt hat. Orest bringt seiner Schwester Nachricht von sich selbst, und, um einen solche frohe Botschaft bringenden Gast würdiger zu bewirthen, als sie es vermag, schickt sie nach dem Pädagogen, dem hochbetagten Greise (v. 285), durch dessen Hülfe einst Elektra den Knaben Orest den Nachstellungen der Mutter entzog. Durch ihn erkennt Elektra ihren Bruder. Entworfen wird der Plan zur Rache. Orest und Pylades sollen den im nahen Haine opfernden Aegisth tödten, während Elektra durch einen Boten ihre Mutter, unter dem Vorwande, für die Tochter das Entbindungsopfer zu verrichten, zu ihrer Wohnung lockt. Orest und Pylades vollbringen glücklich ihren Anschlag und bringen den Leichnam des Aegisth triumphirend in die Hütte; alsbald erscheint Klytämnestra. Elektra nöthigt sie einzutreten, und bald werden ihr und des Aegisths Leichnam herausgebracht und hingeworfen. Jetzt überblickt Orest seine That; verzweiflungsvoll klagt er sich an: umsonst sucht seine Schwester die Vorwürfe, die er sich macht, auf sich zu wälzen. Da erscheinen Kastor und Pollux, die Brüder der erschlagenen Klytämnestra, und verkünden ihm sein künftiges Schicksal. Dies ist der Augenblick der Darstellung des Gemähldes: Vollbracht ist des Orestes schreckliches Tagewerk, finster wird es in seiner Seele; die Nacht, durch welche die Furien ihn verfolgen sollen, bricht an: nur einen Augenblick wird sie noch durch die Erscheinung der Götter erhellt, welche die zwey großen Perioden im Leben des Orestes trennen. Blutige Streifen zwischen schwarzem melancholischem Gewölke hat die hinter hohen Gebirgen hinabgesunkene Sonne am Horizonte zurückgelassen, die sich in dem vorüber wallenden Strome spiegeln und im Einklange mit der blutigen Scene des Tages die schauerliche Dämmerung noch etwas aufhalten. In einiger Entfernung sieht man Argos. Dem Vorgrunde näher die Wohnung der Elektra; bey derselben den vergebens zur Rückkehr gelenkten Wagen, auf dem Klytämnestra ankam; traurig stehen die Mauler, weinend bey demselben ihr Führer. Sklaven blicken in die Thüre der Hütte, mit Schaudern eines Andern Erzählung vorhend. Hier liegt Aegisth und Klytämnestra, ersterer erstarrt — denn ihn traf zuerst das Todesloos, — verhüllt, denn er ward von fern hieher getragen, aber absichtlich wurde ihm das Haupt nicht vom Rumpfe gesondert vorgestellt. Ueber ihm weg liegt Klytämnestra, den Busen entblößt, womit sie um Erbarmen flehte; eben ist ihr Geist gewichen, noch schiene der Tod nur Schlaf, verriethe nicht ihre hingeworfene Stellung die erlittene Gewaltthätigkeit. Castor und Pollux schweben über den Leichen herab, denn nicht auf sterblicher Bahn (v. 1226) kamen sie. Bey seinem Werke steht Orestes; als Mittlerinn zwischen ihrem Bruder und seiner That kniet Elektra: mit der rechten Hand auf der Brust sich anklagend, mit der linken dem Bruder abwehrend, ist ihr Blick flehend nach den Göttern gewandt.

Den Orest erfüllt einzig und allein seine That, und, als sey außer dieser nichts auf der Welt, steht seine Bewegung außer aller Verbindung mit dem, was außer ihm vorgeht; man kann alle übrige Figuren wegnehmen, und seine Empfindungen werden sich gleich deutlich aussprechen. Dies gilt aber nicht von den übrigen Figuren, die alle unter sich in Verbindung auf die Hauptidee oder den Gegenstand, woran sie den meisten Antheil nehmen, hinwirken. So steht neben dem Orest über der Elektra ihr Gatte, ihr bis jetzt der Nächste, und so ist auch sie, die sittsame Griechinn — welcher der erste Platz unter denen ihres Geschlechts gebührt — zu entschuldigen, wenn ihre Leidenschaft sie im Kreise der Männer hinriß. Der Gatte erinnert den Orest, seinen Blick weg von seiner That, hin nach den helfenden Göttern zu wenden, während daß zwischen ihm und dem Orest sich der greise Pädagog hervordrängt, mit ausgebreiteten Händen den Beystand der anwesenden Götter zu erflehen. Orests linken Arm hält sein treuer Pylades, der ihm zur Seite steht, umschlungen; sich ihm anschmiegend ist er ihm Stütze, seine Hände beschäftigen sich allein mit ihm, während er sich mit sehnsuchtsvollem Blicke nach den Göttern wendet; sein Blick bittet für den Gegenstand, den er umfaßt hält.

Mit diesen Figuren stehen einige Frauen des Chorus in Verbindung, die auf dieser Seite die Hauptgruppe der handelnden Personen schließen, und deren Theilnahme immer einseitiger wird, und so sich gleichsam den Figuren des Hintergrundes anreiht. Diese Frauen sind nicht Theilnehmer der That. Nur die Alte da war Augenzeuge der schrecklichen Schicksale, welche die Götter über Atreus Geschlecht verhängten; die Götter zu fürchten, lehrt sie die Jüngeren, die neugierig und schüchtern ihren Willen folgen: die Aeltern, Erfahrnern mit mehr Ergebung; ein schuldloser Knabe froh und unbefangen. Die verkündenden Götter nahen sich ihm friedlich, seine Schuld dem Verhängniß zuschreibend, und darum schweben sie auf die Stelle herab, wo die Leichname liegen: die Sterne auf ihren Häuptern breiten ihr helles Licht über sie aus, und so beschatten sie selbst die entseelten Körper; mit dieser Idee ist die malerische Wirkung des Gemähldes verbunden. Der ruhige Schatten, das Bild der Nacht und des Todes, bedeckt die Leichname, und entfernt, so weit es erlaubt ist, das Schauderhafte todter Körper. Die Götter, die im höchsten Lichte prangen, empfangen die ersten Strahlen der Sterne, Orest, Elektra, Pylades die nächsten. So mindert sich das Licht, bis es auf den letzten entfernten Figuren gänzlich verschwindet, und die eindeckende Nacht obsiegt. Aber die liebliche Erscheinung der Götter soll bald verschwinden; sie eilen

nun hin (v. 1335) nach dem Sikuliſchen Meer, zu erretten die wogenden Schiffe durch Aethergefild hinſchwebend. Mit des Oreſtes Schickſal iſt die Annäherung der fruchtbaren Cyprusinſeln verbunden; die Rächerinnen fleuch, ſpricht Kaſſandra (v. 1530), denn fürchterlich raſſen dir nach ſie den Scheitl mit den Drachengeiſſeln in ſchwarzem Gewand, daereichend der Unthat ſchmerzliche Furcht. Und dieſe Warnung habe ich zugleich in dem Gemählde auszudrücken verſucht; man laſſe die Dioskuren verſchwinden, und es erſcheinen die Furien, die auf den Oreſt einſtürmen.

Die Figuren im Vordergrunde ſind nicht allein hier, um den Kreislauf des Lichtes zu unterhalten, und durch die gegen den Zuſchauer gekehrten kräftigen Schattenſeiten die Hauptfiguren auf ihren zweyten Plan zurückzuhalten; ſondern ſie deuten noch auf mehrere Figuren, die blos Zuſchauer der Begebenheit waren, und am Schluſſe der Tragödie vorkommen. Fr. Matthäi.

Warum trinken die Deutſchen ſo gern?

Dieſe Frage beantwortete ſchon zu Ludwigs XIII Zeiten ein Franzoſe gründlich. „In Deutſchland," ſagt er, „gibt man den Kindern, welche noch an der Mutter Bruſt ſind, ſchon kleine Fläſchchen, mit Gerſtentrank gefüllt, in die Hände, um ſie nach und nach von der Muttermilch zu entwöhnen. Die Fläſchchen ſind oben wie die Bruſt geſtaltet, und die leicht zu betrügenden Kleinen ergötzen ſich, zum Theil aus Zeitvertreib, an dem langſam auszuſaugenden Getränke. Auch iſt dieſe Erfindung, wenn man blos auf die nächſten Folgen ſieht, nicht ohne Nutzen. So erzogene Kinder werden ſtark, und ſtrotzen von blühender Geſundheit. Aber die dadurch erzeugte beſtändige Gewohnheit zu trinken bringt in der Folge die beſtändig trockenen Kehlen hervor, welche, werden ſie nicht immer überſchwemmt, ſogleich ausdörren." Freylich ſetzt der nämliche Schriftſteller hinzu: „In Deutſchland iſt Verrath unbekannt, ſelbſt bey den gemietheten Soldaten. Man hat nicht einmal Sinn für Betrug, oder für Haß, der unter der Maske der Freundſchaft ſich verbirgt; und überhaupt kennt das einfache und moraliſchreine Volk keine ungeheure Laſter. Sogar die Ausſchweifung verbirgt ſich dort, ohne ſich, wie in andern Ländern, öffentlich zu brüſten." Allein mit Recht hat bey uns nun der Gebrauch der Saugfläſchchen, wo man irgend ſeinen Kindern eine ſorgfältige Erziehung gibt, längſt aufgehört.

Joannis Barclaii Icon. Animorum.

Novellen aus Rom vom 1 April.

(Ertheilung des Danebrog-Ordens an den Bildhauer Thorwaldſen.) In den letzten Tagen des vorigen Monats erhielt der Bildhauer Thorwaldſen das Ritterkreuz des der Auszeichnung der Verdienſte ganz eigentlich beſtimmten Danebrog-Ordens. Dieſe ſo ehrenvolle Auszeichnung des rühmlichſt bekannten Künſtlers war von einem königl. Schreiben begleitet. —

(Inſchrift zu dem für den deutſchen Kirchhof bey der Pyramide des Ceſtius beſtimmten Monumente der Mylady Temple.) Dieſe Inſchrift, die ſich durch ihre Einfachheit und die Wahrheit ihres Inhalts auszeichnet, rührt von einem Freunde des Hrn. Temple, dem als Reiſenden und Gelehrten bekannten ſchwediſchen Baron, Hrn. v. Akerblad, her. Sie kommt auf der entgegengeſetzten Seite des vom Bildhauer Goethe verfertigten Basreliefs zu ſtehen, und man hat zu der Aufrichtung des Monuments bereits den Anfang gemacht. Folgendes ſind die Worte des Epitaphs:

QUIETI AETERNAE
ELISAE GEORGII WATSON
E. MASSACHUSETENSIS
FOEMINAE SANCTISSIMAE
FORMA VIRTUTEQUE INSIGNI,
AMORE IN MARITUM, PIETATE IN LIBEROS,
OFFICIO IN AMICOS, IN OMNES BENEVOLENTIA
EXIMIAE
VIXIT AN. XXXVIII. M. VIII. D. XIII.
OBIIT PR. NON. NOV. A. M.
DCCC. VIIII.
GRENVILLIUS TEMPLE, EQUES
BARONETTUS
UXORI DULCISSIMAE ET INCOMPARABILI
QUAM VIVAM UNICE AMAVIT
MORTUAM ACERBE LUGET.
H. M. CUM LACRUMIS P.

(Neueſtes Unternehmen der Austrocknung der Paludiſchen Sümpfe durch die franzöſiſche Regierung.) Dieſe ungeheure Arbeit, die von Auguſt, Trajan, Theodorich, Leo X, und zuletzt von Pius VI verſucht wurde, ſcheint nun beſtimmt zu ſeyn, die Zahl der vielen unſterblichen, unter den Auſpicien des großen Napoleon begonnenen und ausgeführten Werke zu vermehren. — Bereits im November des vorigen Jahres beſchäftigte ſich die Conſulta in anhaltenden Sitzungen aufs ernſtlichſte mit dieſem wichtigen Gegenſtande, und erließ ihr Dekret vom 20 Nov., worin eine außerordentliche Kommiſſion ernannt wurde, die das große Werk an Ort und Stelle weiter berathſchlagen und einleiten ſollte.

Die Kommiſſion vereinigte ſich am 15 März. Sie beſtand aus einem Mitgliede der Conſulta, dem Präſidenten der Kommiſſion, Hrn. Degerando, Hrn. Tonnon, Präfekten des Departements von Rom, des durch ſeine Einſichten und Erfahrungen in der Waſſerbaukunſt ſo aus-

gezeichneten und vielgesuchten Ingenieur-Chefs, Andreas Vici u. a. Der Ingenieur Astolfi u. a. hatten ihre Vorarbeiten und Plane zu dieser Zusammenkunft in Cisterna, dem ersten Orte der Paluden, auf der Seite von Velletri eingesandt. Die Besichtigungen, Untersuchungen und Erfahrungen der Kommission dauerten 9 Tage, und nichts wurde unterlassen, um sich eines glücklichen Erfolgs zu versichern.

Die Kommission nahm zuerst alle ältere und neuere Arbeiten zur Austrocknung der Paluden bis aufs kleinste Detail in Augenschein. Sodann überzeugte sie sich von dem großen Schaden, den die Ueberschwemmungen im vorigen Winter verursacht haben. Sie untersuchte ferner alle ihr vorgelegten Plane, theils um dem obern Theile der stehenden Wasser einen Ausfluß gegen das Meer zu verschaffen, theils um die Dämme des Ussente herzustellen, theils um das Bette des Amaseno breiter zu machen (Ussente und Amaseno sind die Namen der beyden Hauptflüsse, die durch die Paluden strömen), theils um den Lauf der Neben-Kanäle glücklicher zu leiten, und endlich um die projektirten Häfen zu bilden, die das Werk gleichsam krönen sollen. Man hat in Terracina und andern Orten die Einwohner versammelt, ihre Beschwerden, Bemerkungen und Rathschläge angehört. Ueberall ließ die Kommission die genauesten Nivellirungen und Sondirungen anstellen, so daß sie sich die umfassendste Uebersicht, die ein solches Werk erfordert, verschaft hat.

Die größtentheils elenden unglücklichen Bewohner des ausgedehnten Gebietes der Paluden liefen überall schaarenweise herbey, und segneten den Tag der neuen Hoffnung. — Unermeßlich würden die Vortheile seyn für Kultur des Bodens und den Handel, wenn der gefaßte große Plan zur Ausführung gebracht werden sollte, und ein ganzer zum beständigen Elendseyn gleichsam verurtheilter Menschenstamm würde des Lebens sich wieder erfreuen dürfen. — Indessen läßt sich nur von der persönlichen Anwesenheit des Kaisers erwarten, daß das Werk mit jener außerordentlichen Masse von Kräften, die es erfordert, betrieben werden wird.

Trübe Ahnung.

„Zum Drittenmale frei'n ist kühn;
„Allein ich wag' es, spricht Lupin;
„Vielleicht ich erst im Alter glücklich bin." —
Wir hegen starke Zweifel:
Die erste Frau war seine Teufelinn,
Und er der Zweyten Teufel.

Hs.

Wunsch.

O daß ich Julchen glücklich sähe,
Und Theodor nicht ledig blieb!
Dort fehlt die Liebe zu der Ehe;
Hier fehlt die Ehe zu der Liebe.

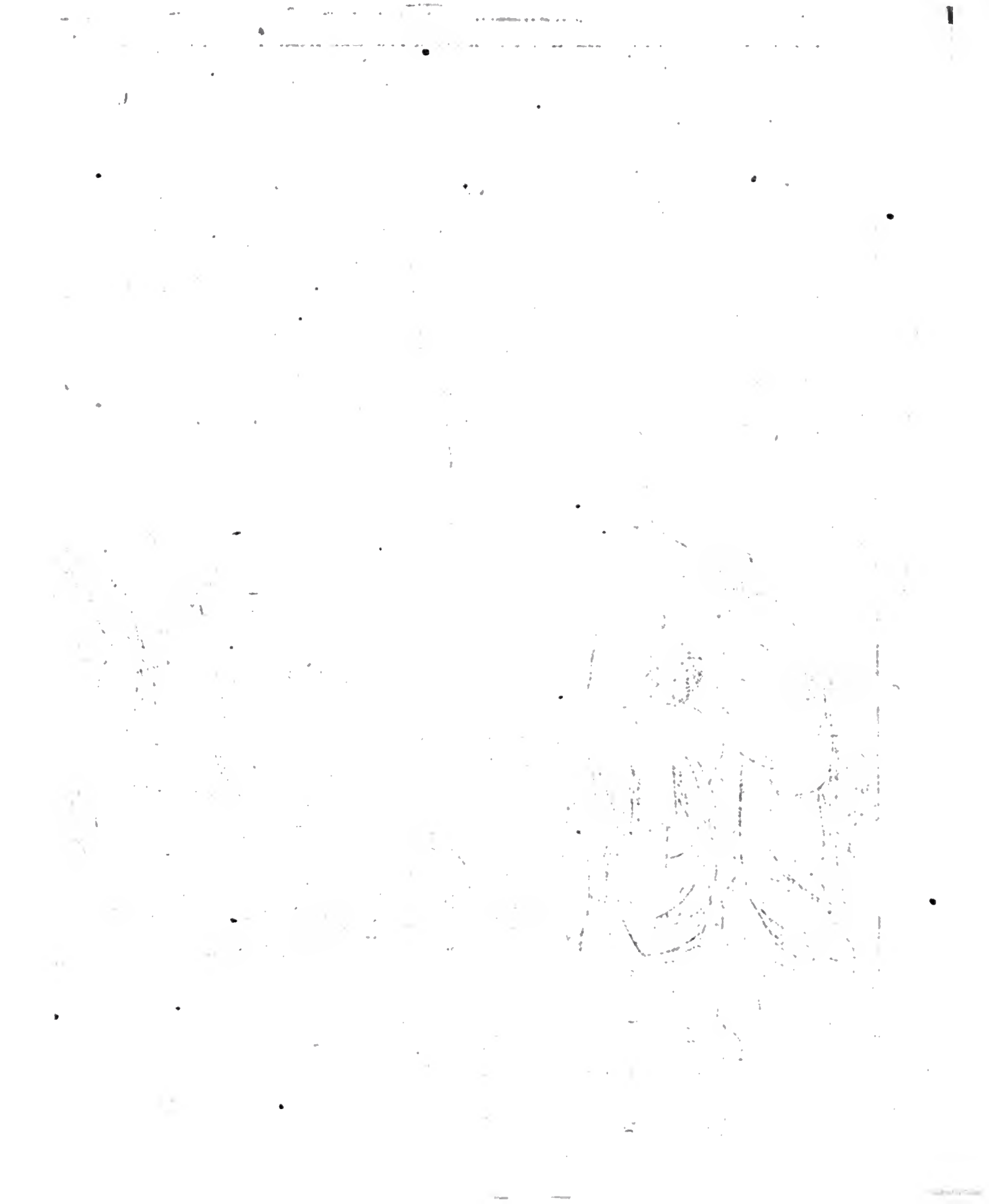
Hs.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, 24 April.

Gestern (Montags) erfolgte hier die Verheirathung der, dem kaiserl. Dekret gemäß bey Gelegenheit der Hochzeitsfeyer JJ. KK. MM., von der Stadt ausgesteuerten zehn Ehepaare. Die Bräutigame mußten retirirte Militärs seyn, und Mädchen aus der Gemeinde freyen. Die Ceremonie war auf den Sonntag bestimmt gewesen, wurde aber durch eine spezielle Ministerial-Depesche auf den folgenden Tag verlegt. Nach 10 Uhr hatten sich alle zehn Paare in einem festlich zubereiteten, mit der Büste Napoleons und Militärtrophäen geschmückten Saale des Hotels der Mairie in Gegenwart eines zahlreichen Publikum versammelt. Der in Abwesenheit des Maires funktionirende erste Adjunkt eröffnete die Feyerlichkeit durch Vorlesung des kaiserl. Dekrets, und des vom Präfekten bestätigten Schlusses des Municipal-Conseils über die Wahl der zehn Ehepaare. Dann trat jedes derselben vor, und es sprach der Civilbeamte nach der Reihe die Verheirathung in den gewöhnlichen Formen aus; nach Unterschrift der Heirathsurkunde ward allemal sogleich die Aussteuer von 600 Franken in goldnen Napoleons überreicht. — Der erste Adjunkt, einer seiner Kollegen, und zwey Deputirte des Municipalraths unterschrieben die Heirathsurkunde als Zeugen. — Nachmittags wurden sämmtliche Hochzeitleute zu einem Bankett auf dem Hotel der Mairie abgeholt; die Generale, und die ersten Beamten der hiesigen Behörden waren dazu gebeten; der erste Adjunkt und dessen Gemahlinn, nebst einer Deputation des Municipalraths, machten die Honneurs. Bey dem Nachtische wurden folgende Toasts ausgebracht: durch den die Territorial-Division commandirenden General Debureaux: A. S. M. l'Empereur des Français et Roi d'Italie! Durch den in Abwesenheit des Präfekts funktionirenden Präfekturrath: à S. M. l'Impératrice des Français et Reine d'Italie! durch den ersten Adjunkt: à la famille Impériale et royale! und durch einen der ausgesteuerten Militärs: Aux Généraux et aux armées françaises! Alle Gäste waren durch Wohlwollen und herzliche Fröhlichkeit, und überdies durch die Gefühle innerer Ergebenheit und Dankbarkeit gegen den großen Herrscher belebt, der die glücklichste Begebenheit auch noch durch die Gründung einer Menge glücklicher Familien verewigen will.

Am Charfreytage gaben die Studiosen der protestantischen Seminarien im Auditorium bey der Predigerkirche ihr Concert Spirituel. Es waren Klopstocks Vaterunser, von Schwenke komponirt, und Schmidt Phiseldecks Halleluja der Schöpfung, von Kunzen. Der besonders trefflichen Kompositien des letztern entsprach ganz die Ausführung. Die Chöre, selbst in den schwersten Fugen, gelangen recht sehr. In den Arien entzückte uns das, wir dürfen sagen, sich immer vervollkommnende Talent unsrer Mad. Lobstein geb. Schuler, trefflich sekundirt durch Hr. Kuttner. (Mad. Lobstein hatte sich auch in der vor der Kaiserinn aufgeführten Kantate bemerkbar gemacht, und war mit einem reichen Schmuckästchen beschenkt worden.) — In dem Zwischenakte des Concert Spirituel, war Mad. Michaelis, welche sich noch hier befand, so gefällig nochmals ihr schönes Violinspiel zum Besten zu geben. — Ihr einige Tage vorher mit großem Beyfall stattgehabtes Konzert, gab uns zugleich die Gelegenheit, die großen Anlagen eines Knaben von zehn Jahren, Sohns des hiesigen geschickten Musikers Rhein, zu bemerken, der mit einer seltenen Präcision und Fertigkeit ein Klavierconcert, dabey auch etwas als ersten Versuch eigener Komposition, ausführte, und zu Erwartungen berechtigte.



Nro. 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Mai, 1810.

Die Nacht schuf tausend Ungeheuer.

v. Goethe.

Der Leichenfeind.

(Von Friedrich Laun.)

Ungelegener Besuch.

Der Syndikus Löfler war schon als simpler Student ein so abgesagter Feind von Kirchhöfen und Todtenköpfe, daß er durchaus nicht begriff, warum sein Vater das Haus im Thale kaufte, in dessen Fenster alle Leichensteine und Todtenkreuze der Stadt hereingukten. Bey Mondscheinnächten konnte der junge Löfler daselber gar nicht einschlafen, denn da zeigten sie sich, seiner Aussage nach, besonders neugierig, und machten so lange Hälse, daß es erschrecklich mit anzusehen war. Und wenn er die Augen fest zuschloß, um nur die unerlaubten Bewegungen der leblosen Steine und Kreuze nicht wahrzunehmen, so waren sie im Stande, an die Fenster selbst anzupochen. Wenigstens behauptete der junge Herr Löfler einigemal, daß er's mit seinen eigenen Ohren gehört habe.

Dem Vater durfte er freylich nicht mit solchen Behauptungen kommen, denn der glaubte an nichts, wie seine Mutter gar oft mit Seufzen versicherte. Desto willigern Glauben aber fand der Feind der Kirchhöfe bey dieser, welche manche Freudenthräne darüber vergoß, daß sie an ihrem Sohne keinen so ungläubigen Thomas erzogen hatte.

Ihr Mann hatte auch kaum die Augen geschlossen, so wurde das Haus mit einem andern vertauscht; doch dieses verkaufte der junge Herr Löfler ebenfalls wieder, so bald die zwey Jahre darauf selig verstorbene Mama einmal gegen Mitternacht in ihrem Leichenornate der alten Wohnung einen freundschaftlichen Besuch abgestattet hatte.

Ehedifferenzen.

Das Haus, welches der nunmehrige Advokat Löfler sodann an sich brachte, hatte dem reichen Bürgermeister zugehört. Da ihn der Handel darum oftmals in des Bürgermeisters Wohnung führte, so glaubte er bey dieser Gelegenheit nichts bessers thun zu können, als um seine Tochter mit anzuhalten. Sobald er nun Senator geworden war, bekam er diese auch wirklich und zeugte mit ihr die nämliche Mamsell Emma, von der in den künftigen Abschnitten allem Vermuthen nach häufig die Rede seyn wird.

Wenn es aber auch in dieser Ehe zu keinem förmlichen Treffen kam, so gab es doch taxtäglich kleine Scharmützel in ihr, und die Kirchhöfe und der liebe Mond waren gar nicht selten die Ursache. Die Frau Senatorinn und Syndikussinn liebte nämlich die damaligen Romane voller Kirchhöfe und Mondschein mit Passion. Daher mußte auch in jedem Liede, mit dem sie sich abgeben sollte, wenigstens ein Gottesacker gelegen seyn, und ein Vollmond flimmern.

Und sie konnte die Elements-Lieder — wie der Syndikus sich etwas kühnig ausdrückte — noch immer nicht aus dem vermaledeiten Kopfe bringen, als sie schon lange altväterisch gewordeu waren.

Da die Frau Syndikussinn in einer Vollmondsnacht starb, so vermuthete ihr Gatte auch gleich, daß sie sich den Wiederbesuch im Mondscheine nicht würde nehmen lassen, und er hatte es getroffen. Sein Töchterchen wurde zwar nicht das Mindeste gewahr, er aber ließ sich's nicht ausreden, daß seine verstorbene Frau alle Nächte richtig am Klaviere

stehe und klimpere. Wollte er doch sogar ihre Lieblings-Melodien — nur leise, ganz leise, wie Gespenster zu spielen pflegen — zu seinem großen Schrecken vernommen haben.

Neuer Häuserwechsel.

Das damalige Haus wurde nun schon wieder, und zwey Jahre später, wegen des Todes seiner alten Ausgeberinn, das darauf folgende Haus mit dem vertauscht, welches er eben jetzt bewohnte.

Daß die Stadt über diesen Häuserwechsel ihre Glossen machte, das wußte er wohl. „Aber," sagte er einmal Abends im Kränzchen, „kann ich denn anders? Und bin ich denn Schuld daran, daß aller Teufel wiederkommt, der in meinem Hause gestorben ist, und daß die verwünschten Gespenster — Gott vergib mir die schwere Sünde! — grade an mir den Narren gefressen haben?"

Um jedoch künftigen Wiederbesuchen und dem Häuserwechsel, der ihn noch um sein ganzes Vermögen zu bringen drohte, möglichst vorzubeugen, beschloß er, Leute, die über vierzig Jahre alt waren, gar nicht mehr in seinem Hause zu dulden, und auch die jungen auf der Stelle zu verweisen, sobald sich nur irgend eine bedenkliche Krankheit an ihnen offenbarte. Und fast jede Unpäßlichkeit war ihm bedenklich. Daher wurden jährlich mehr als ein Paar Dutzend Mägde, manchmal beym leichtesten Schnupfen, weggeschickt, und seiner Tochter hatte nur bis dahin noch kein Fingerchen weh gethan, denn sonst hätte er gewiß auch mit dieser keine Ausnahme gemacht.

Ueberhaupt fing er an, allerley Skrupel wegen des Mädchens zu haben.

Wer weiß?

Der Syndikus hing nämlich sehr an alten Familiengebräuchen. Seine Mutter und Großmutter waren beyde verheirathet gewesen, daher sollte seine einzige Tochter auch einen Mann haben. Und das je eher je lieber. Zwar hatte Emma das sechzehnte Jahr kaum angetreten, aber der Syndikus wußte, daß zwey von seiner Mutter Schwestern, die zehn Jahre lang immer auf bessere Männer, und nachher zwanzig Jahre auf den ersten den besten vergebens gehofft hatten, endlich ganz ohne Mann aus der Welt gegangen waren.

Ueberdies wuchs eben eine gar leichtfertige Generation herauf, deren Ränken sich der Syndikus nicht gewachsen fühlte. Hatten doch schon einige Primaner in der Kirche das Gesangbuch immer vergessen, um nur mit seiner Tochter in das übrige zu sehen. Bey solchen Gelegenheiten konnte manches Wort geflüstert werden, und dies am Ende Gott weiß wohin führen. Und nicht in die Kirche allein kamen diese Leichtfüße. Ueberall drängten sie sich an Emma heran. Noch gestern, als er mit ihr aus der Komödie ging, gesellte sich einer zu ihnen, und bot ihr den Arm an. Das ließ nun zwar der Syndikus hingehen. In meiner Gesellschaft, dachte er, will's weiter nichts bedeuten. Aber er sah wol, daß er sich darin geirrt hatte. Denn während er bald darauf ganz unbefangener Weise nach dem Abend-Sterne hinblickte, von dessen Schönheit die jungen Leute viel Redens machten, fuhr der Primaner wie ein hungriger Wolf auf Emma's Lippen los, und der Syndikus würde schwerlich etwas davon inne geworden seyn, wenn Emma nicht aufgeschrieen hätte.

Wer weiß indeß, ob dem Mädchen nicht eingefallen wäre, daß es unschicklich sey, auf der Straße zu schreyen, wenn ihr Führer nur ein klein wenig hübscher ausgesehen hätte?

Herr Kohlkopf.

Diese Frage hatte dem Syndikus die ganze Nacht verdorben.

Um so erwünschter kam daher am Morgen der Stadtschreiber Kohlkopf, welcher um Emma's Hand in der besten Form bey ihm anhielt. In der That war Herr Kohlkopf ein prächtiger Mann für seine Pläne. Denn außerdem, daß sein ziegelrothes Gesicht eine grenzenlose Gesundheit ankündigte, so hatten auch seine Protokolle Hände und Füße, und in Steckbriefen war er ein Mahler wie Vandyk oder wenigstens Reynolds. Vermögen hatte ihm zwar sein Vater, der Einnehmer, nicht hinterlassen; aber vey den seinen überall von ihm vorgezeigten Talenten konnte ihm kaum die Bürgermeisterstelle einmal künftig entgehen, und seit Menschengedenken war kein Bürgermeister dasiger Stadt mit seiner Familie Hungers gestorben.

Ueberdies fuchte er im deutschen Solo seinen Meister, rauchte dabey einen ganz erträglichen Knaster, half auch wol die Welthändel schlichten, wenn der vierte Mann zum Spiele fehlte. Kurz der Syndikus hätte sich, seiner Meinung nach, keinen bessern Schwiegersohn verschreiben können.

Emma's Reflexionen.

Kurios war es freylich, daß Emma ebenfalls nicht die geringste Einwendung gegen den Stadtschreiber hatte, als der Vater voller Freuden mit der Nachricht zu ihr gelaufen kam. Aber das Mädchen war klug, und dachte weiter. Sie dachte: Es ist doch ein ander Ding, sein eigener Herr seyn, als von den Launen eines wunderlichen Vaters abhängen. Das frühe Aufstehen, das er immer verlangt, hätte noch ein Nagel zu meinem Sarge werden können. Auf Bälle führt er mich auch nur alle Jubeljahre einmal. Mit einem Worte, besser ist besser. Denn Herr Kohlkopf thut mir ja schon jetzt alles zu Gefallen, und sieht mir alles an den Augen ab. Was wird er nicht erst künftig auf meine Bitten thun. Und die Putzhändlerinn neben an soll auch keinen Schaden von der Veränderung haben.

Mit einem Worte, die künftige Häuslichkeit mit allem Zubehör stand und wiegte sich schon vor Emma's fröhlichem Geiste.

Herr Kohlkopf selbst gehörte zwar, seiner weniger als alltäglichen Figur halber, zu den Schattenpartien dieser

Häuslichkeit. Doch Schatten muß auch seyn, wo Licht ist, und Emma ließ es nicht daran fehlen, dem Bilde ihrer Zukunft überaus helle Lichter aufzusetzen.

Versprechen.

Eben fielen ihr die schönen Tapeten ein, die sie vor ein Paar Tagen bey Amtsraths Mathilden bewundert hatte, und sie warf schleunigst den Mantel um, sich eine Probe von diesen Tapeten zu holen.

Da die Freundinn an Emma's ganzem Wesen merkte, daß etwas Wichtiges vorgegangen war, und daß sie solche Tapeten in ihre eigene Haushaltung haben wollte, und Emma kein Schloß vor ihren Mund zu legen pflegte, so war das blut unge Geheimniß bald über ihre Lippen geschlüpft.

Aber Mathilde schuttelte gewaltig den Kopf wegen des Brautigams. Vor Kurzem erst, sagte sie, wäre der Mann aus einem Hause sehr unfreundlich entfernt worden, dessen Erbe er mit Gewalt hätte werden wollen. Ueberhaupt rühme man ihm zwar nach, daß er seine Vorliebe zu fremdem Eigenthume nicht so weit treibe, um solches durch Leitern, oder Dietriche zu acquiriren, doch solle er eine Menge anderer Mittelchen auszuwenden wissen, um zu dergleichen Eigenthume zu gelangen, und, wie man sich ausdrücke, das Bret allzeit da zu bohren, wo es am dünnsten sey.

Die Freundinn suchte ihr die Sache obendrein durch Beyspiele zu erläutern, welche dem guten Kinde wie ein Hammer am Herzen arbeiteten.

„Das muß ich gleich meinem Vater erzählen!" sagte Emma, die Tapeten mit schwimmendem Auge betrachtend. Aber Mathilde bat um Gotteswillen, daß sie so was nicht thun, sondern irgend einen andern Vorwand zur Abiehnung des Stadtschreibers nehmen möchte.

Wer kann alle Versprechungen halten.

Emma hätte ohne das Versprechen der Verschwiegenheit nicht aus dem Zimmer gedurft, daher hatte sie es auch richtig gegeben. Daß jedoch nicht alle Versprechungen so ganz pünktlich gehalten werden können, das wußte sie längst, und wie sie aus der Hausthüre eilte, hoffte sie schon, daß es unfehlbar mit diesem Versprechen grade so werden würde. Wie sie aber zu Hause ihrem Vater in der Thüre begegnete, da blieb ihr gar kein Zweifel mehr.

„Denken Sie, lieber Vater," fing sie ganz weinerlich an, „was man mir eben von dem Stadtschreiber in's Ohr gesagt hat."

Als sie hierauf dem ungestümen Nun? ihres Vaters das Gehörte haarklein erzählt hatte, da sprach er: „Liebes Kind, das gefällt mir gar nicht von Deiner Freundinn, daß sie Dir solche Dinge in den Kopf setzen will. Es geschieht Dir aber schon recht, Plaudermäulchen! Denn was hattest Du denn nöthig auf der Stelle herzulaufen, um nur die Sache unter die Leute zu bringen. Die Leute sind neidisch, das ist's. Sitze ich doch den ganzen Vormittag in der Rathsstube mit dem Stadtschreiber, und habe nicht das Mindeste an ihm gemerkt! Doch vermuthlich ärgert sich die Mamsell, daß der Stadtschreiber sie vorbey gegangen ist, und möchte daher gern, daß Du ihn vorbey schicktest!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, April.

In diesen Tagen hat sich ein Vorfall ereignet, der um so mehr bekannt gemacht zu werden verdient, da er selbst hier in Rom, und zwar von denselben Personen, mehreremale mit Erfolg wiederholt worden ist. Nicht unwahrscheinlich hat die Sache schon öftees statt gehabt, und es ist zu vermuthen, daß jene Personen, weil sie nicht entdeckt worden sind, ihren Handel noch an andeen Orten einzuleiten suchen werden. Als Warnung machen wir nachfolgende Geschichte eines Juweien-Handels bekannt.

Zu einem Hrn. C., der in Rom als ein angesessener Mann bekannt, und dem Vermuthen nach nicht ohne Mittel ist, kam vor einiger Zeit ein unbekegesetzter wohlgekleideter Mann. Er gab sich für einen Mailänder aus, und nannte sich Santi. Ich bin schon vor drey Jahren, sagte er zu Hrn. C., bey Ihnen gewesen, beauftragt dazu von einem Ihrer Verwandten, den ich bey dem General Lachier auch außerdem gekannt habe. (Die Nachrichten, die er von dem jungen Menschen gab, von welchem die Rede ist, liessen in Ansehung ihrer Richtigkeit keinen Zweifel übrig.) Ich fand Sie nicht. — fuhr er fort, — und ließ bey meiner Rückkehr von Neapel einen Brief an Sie zurück, worin ich Sie bat, mir nach Mailand die Antwort zu senden. Hr. C. versicherte, nichts der Art empfangen zu haben. — Der Fremde nahm von neuem das Wort. — Ich bin jetzt auf einer Reise nach Neapel, und die Sache, um derentwillen ich mit Ihnen sprechen wollte, ist seitdem liegen geblieben. Sie betrifft ein Gemählde von Sassoferato, in der Kirche . . . das ein Oheim von mir, der Kanonikus in Cremona ist, zu kaufen wünscht. Hr. C. erbot sich, ihn an irgend einem Tage zu dem Kloster der . . . zu begleiten, äußerte aber zugleich seine Zweifel, daß jene Mönche das Gemählde würden veräußern dürfen. — An dem anberaumten Tage erschien der Fremde. Er sah, ehe sie zu der Klosterkirche gingen, verschiedene Gemählde, die Hrn. C. gehörten, und wählte sich etliche davon aus, die er kaufen wollte, eben für jenen Oheim. — Ueber den Preis wollte er sich mit Hrn. C. verständigen, wenn sie wegen des Sassoferatischen Gemähldes Auskunft haben würden. Man ging zu der Kirche. Aus dem Handel konnte wegen eines auf allen Klostergütern liegenden Interdicts der Regierung nichts werden. Der Fremde sprach mit Hrn. C. wegen einer Kopie, und als letzterer sich erboten, sie so genau zu machen, daß man sie vom Originale nicht unterscheiden würde, war der vorgebliche Santi damit zufrieden, sagte aber, daß er zuvor die ganze Sache nothwendig seinem Oheim unterlegen müsse. So ging man auseinander.

Nach einigen Tagen kehrt er wieder. Geschäfte rufen ihn nach Neapel, wo er einen Prozeß gewonnen hat. — Froh weist er die zur Sache gehörigen Beiefe Hrn. C., und läßt gleichsam zufällig eine Rolle von 100 Louisd'ors sehen, die er der größeen Sicherheit wegen bis zu seiner Rückkunft in sichere Hände zu deponiren wünscht.

Indessen geben Beyde aus, um noch da und dort alte Gemählde in Kirchen und Klöstern in Augenschein zu nehmen, und da sie in der Gegend des Campo Vaccino sind, fragt Hr. C. seinen Gefährten, ob er schon die Cloaca maxima gesehen habe. Er erwiedert, nein, und Beyde wenden sich jener Gegend zu. Nahe beim Janustempel begegnen sie einem schlecht-

gekleideten hagern Manne, der in einem schlechten Deutsch-Italienisch nach dem Ghetto oder Juden-Quartier fragt. — Hr. C. beschreibt ihm den Weg, und der Mailänder forscht, ob er — der nach dem Wege Fragende, etwas zu verkaufen hätte? — Die Noth, spricht der angebliche Deutsche, zwingt mich, diese goldene Uhr zu verkaufen. — Nie bin ich so elend daran gewesen, als seit ich auf katholischem Boden bin. Die hiesigen Christen haben kein Mitleiden und kein Erbarmen. Unter Heiden ist es mir besser gegangen. —

Seine Rede war übrigens von allen Zeichen einer gekränkten, mißtrauenden Empfindung begleitet. — Der Mailänder wie Hr. C. waren von einem gewissen Mitleiden durchdrungen, und äußerten, daß es nach ihrer Ueberzeugung in Ansehung der Menschen überall gleich seyn möchte. Der Mailänder besah indessen die Uhr, und sagte zu dem Deutschen: Die Uhr brauche ich nicht — Gebt acht, daß ihr euch nicht ausführen lasset. — Verkaufen muß ich etwas, erwiederte letzterer — ich habe heute noch nichts gegessen; der Hunger saß auf des Klagenden Gesicht, und sein ganzes Aeußeres schien, was er sagte, zu bestätigen. — Neue Fragen und Antworten bringen an den Tag, daß der sogenannte Deutsche noch mehr zu verkaufen hätte, wenn er sich jemand anvertrauen könnte. Der Mailänder und C. versichern ihm, sie seyen beyde Fremde, er dürfe ungescheut ihnen seine Angelegenheit sagen. Sie geben ihm ihr Ehrenwort, ihn seines Weges gehen zu lassen, im Fall die Sache, die er verkaufen wolle, ihnen nicht convenire. — Der angebliche Deutsche spielt seine Rolle äußerst natürlich fort. — Er ist erfreut Fremde anzutreffen, und zieht einige Steine aus einem Papier hervor, die der Mailänder sogleich für Juwelen erkennt. Der Mailänder forscht nach dem Preise — und als der Deutsche, der von dem eigentlichen Werthe nicht unterrichtet zu seyn vorgiebt, 3 Scudi für's Stück fordert, gibt Santi Hr. C. einen geheimen Wink, und man bewegt den Deutschen, sein Papier zu öffnen. — Dreyhundert Brillanten blenden beyden Kauflustigen die Augen. Der Mailänder sagte heimlich zu Hr. C.: hier sind Hunderte zu gewinnen. Hr. C. äußerte Bedenklichkeit, von einem Unbekannten Sachen zu kaufen, die verdächtig seyn könnten. Man fragte, wie der Deutsche zu diesen Kostbarkeiten gekommen sey? — Dieser erzählt kürzlich seine etwas abenteuerliche Geschichte, wie er mit seinem Herrn, einem englischen Kapitän, in Alexandrien, Kairo, Smyrna u. s. w. gewesen, wie bey einem aus Misverstand an der Küste von Ankona entstandenen Gefechte mit einem Seeräuber der Kapitän getödtet worden sey, und wie hierauf die Schiffleute in einer Schaluppe dem Lande zuzueilen gesucht, wie jeder das Beste, dessen er hätte habhaft werden können, mit sich genommen habe u. s. w. So komme er zu der Uhr und zu den Edelsteinen. Er erzählte den romanhaften Vorgang auf solche Weise, daß wenigstens der Reiz, den die Steine erweckt hatten, seine Wirkung behielt. Der Mailänder verlangte für eine halbe Stunde drey Steine aus dem Papier zu nehmen; händigte vier Louisdor dem Deutschen ein, und Hr. C. legte einen Piaster hinzu. Der Deutsche wollte lange nicht sich überreden lassen. Endlich nahm er das Geld, und forderte die beyden bey Ehre und Gewissen auf, ihn in einem bestimmten Wirthshause aufzusuchen.

Die Steine wurden von einem Juwelier das Stück 7 Scudi Werth geschätzt. Der Mailänder schien immer lüsterner nach dem Handel. Er äußerte sich gegen Hr. C. mit allem Vertrauen eines Freundes. Sie wogen alle Bedenklichkeiten ab — und der Entschluß wurde gefaßt, wenigstens eine kleine Summe daran zu wenden. Man sucht den Deutschen wieder auf. Der Mailänder bietet ihm 2½ Scudi für jeden Stein. Unwillig fordert der Deutsche sie zurück, und giebt das empfangene Geld wieder. Man gibt ihm ein Rendezvous für den Abend. Der Mailänder entschließt sich seine 100 Louisdor daran zu wagen. Hr. C. hat etwa nur 80 Thaler, legt aber an Ringen und Münzen etwa noch andre 40 Thaler hinzu. Der erste Handel wird gemacht. Die sämmtlichen Steine bleiben bis zur bevorstehenden Rückkehr des Mailänders aus Neapel versiegelt in Hrn. C's. Händen. Nur einen nimmt er heraus, und übergibt ihn Hrn. C. „Diesen will ich in Gold gefaßt an der Hand Ihrer Frau sehen." Einstweilen hatte Mad. C. nichts von dem Handel wissen dürfen.

Nach einigen Tagen kehrte der Mailänder wieder. Freund! sagte er: Es ist ein noch größrer Handel zu machen. Tausende sind zu gewinnen. — Bey meiner Rückkunft aus Neapel behalte ich alles, wenn ihr nicht gemeinschaftlichen Antheil nehmen wollt. — Mad. C. wird in's Spiel gezogen. Die versiegelten Steine werden geöffnet. Der Mailänder schildert die übrigen, die ihm der Deutsche zuletzt gewiesen, mit der Beredsamkeit der Leidenschaft. Ein Solitair ist darunter, der allein 5000 Scudi Werth seyn dürfte. Mad. C. wird von der Sache zuerst überzeugt. Sie überredet ihren Mann, einen solchen Gewinn den Seinigen nicht zu entziehen, und bewegte ihn endlich, 500 und mehr Thaler, die er in einer Bank stehen hatte, zurückzunehmen. — Der Handel wird auf die vorige Weise gemacht. Der Deutsche ist glücklich. Er dankt seinem günstigen Schicksale, auf solche Freunde gestoßen zu seyn. Er freut sich im Geiste, zu seiner Mutter mit baarem Gelde aus der Fremde zurückzukehren. Er bittet sogar: seine neuen Freunde möchten, im Fall er auf der Reise unglücklich würde, Seelenmessen für ihn lesen lassen. — Kurz er erscheine von Anfang bis zu Ende seiner Rolle getreu, indem er in Sprache und Geberden sich durchaus gleich bleibt, und selbst durch sein Mistrauen, dem es natürlich ist, schnell in Vertrauen überzugehen, — wie durch sein ganzes Ansehen, wenn nicht Zutrauen, doch Mitleid einflößt. Der Mailänder ist glücklich. Er bestellt in der nämlichen Nacht die Post. Die sämmtlichen Steine werden versiegelt dem Hrn. C. übergeben. Die neuen Associés trennen sich nach der genauesten Abrede, sich wechselseitig Nachricht zu ertheilen.

Hr. C. wartet acht Tage lang vergebens auf Briefe, und schreibt umsonst. Er wird besorgt. Personen, denen er seine Unruhe mittheilt, warnen ihn auf seiner Hut zu seyn. In Gegenwart von zwey Zeugen ward das Papier eröffnet. Die Steine sind da, — aber, als man sie den Juweliers zeigt, findet sichs, daß alle falsch sind.

So wurden gegen 800 Scudi in der Hoffnung eines großen Gewinns verloren. Man könnte, und vielleicht mit Recht, sagen: Hr. C. muß die Welt nicht kennen. Er war indessen nicht der einzige. Ein sehr gewandter Mann, der fast alle Länder Europas sah, wurde fast zu gleicher Zeit von jenem angeblichen Mailänder und seinem einverstandenen Deutschen, der in einem andern Falle den Toskaner machte, um 500 Scudi betrogen. Die Sache wurde dort mit einem Weinhandel eingeleitet — Eben das begegnete einem reisenden Fremden mit einer ähnlichen Summe. Die sämmtlichen Vorfälle sind vor die Polizey gebracht worden, ohne daß sich bisher eine Spur entdeckt hat, wekin die beyden Betrüger sich gewandt haben möchten. Vor drey Jahren wurde ein anderer in Rom angesessener Fremder, ein Schweizer, auch von zwey Unbekannten in einen Münzenhandel verwickelt, der vielleicht mit einem Morde geendigt hätte, wenn gedachter Fremde nicht schnell seine Pistolen ergriffen, und die Unbekannten, die ihn anzufallen Miene machten, zur Flucht genöthigt hätte. Auch dieser Vorgang ist vor die Polizey gebracht, und nach aller Wahrscheinlichkeit waren jene zwey eben diese, die jetzt von neuem ihre Künste in Rom versuchten.

Nro. 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Mai, 1810.

Nicht eine Wissenschaft, nicht eine Kunst auf Erden,
Die sich der Erde nützlich macht,
Sey mir zu klein, von mir geübt zu werden,
Sey mir zu groß, daß ich sie nicht durchdacht.

Michaelis.

Kurze Uebersicht über die Arbeiten und Fortschritte im Fache der Naturwissenschaften in Frankreich während des Jahres 1809.

I.

Mit dem Jahre 1809 fängt der 70ste Band des Journal de Physique, jener nützlichen und vortrefflichen Zeitschrift, an, worin die neuen Entdeckungen in den Naturwissenschaften, und die Arbeiten derer, welche sich denselben widmen, verzeichnet werden, und worin so zu sagen jeder Schritt, welchen die einzelnen Zweige derselben machen, ausgedrückt wird. Der fleißige Redakteur dieser Zeitschrift, Herr de Lamétherie, hat in der Einleitung einen Ueberblick über alles Merkwürdige, was im verflossenen Jahre in diesem Fache erschienen ist, gegeben, welchen wir hier auszugsweise mittheilen.

Mathematische Wissenschaften: Die Herren Lagrange, Laplace und Poisson haben ihre Untersuchungen fortgesetzt. Der erstere hat seine Theorie über die Veränderungen der Elemente der Planeten erläutert. Der zweyte ist mittelst einer andern Methode zu ähnlichen Resultaten gelangt. Der dritte hat neue Bemerkungen über die rotatorische Bewegung der Erde mitgetheilt.

Astronomie: Herschel hat neue Beobachtungen über den Saturn angestellt. Laplace ist auf den Gedanken gerathen, und hat zu beweisen gesucht, daß der Ring des Saturns aus mehrern concentrischen Ringen zusammengesetzt sey. Flagnerges hat zahlreiche Beobachtungen über die Flecken des Mars gemacht. Er ist der Meinung, daß diese Flecken von dem Dazwischentreten der in der Atmosphäre dieses Planeten herumschwebenden Wolken herrühren.

Die Alten kannten nicht mehr als sechs Planeten, und keinen Trabanten, außer dem Monde. In den letzten Jahrhunderten entdeckte man die vier Trabanten des Jupiter, den Ring des Saturn und fünf seiner Trabanten. Inzwischen hat man noch fünf Planeten und acht Trabanten entdeckt, so daß man jetzt 28 Planeten und Trabanten, und ungefähr 100 Kometen kennt. Die Zahl der Sterne, welche Herschel wahrgenommen hat, beläuft sich auf mehrere tausend Millionen.

Zoologie: Man fährt fort, die Naturgeschichte der Thiere zu studiren, und wirklich hat man auch die Kenntnisse in diesem Fache der Naturwissenschaften schon sehr weit gebracht. Nur meint Hr. de Lamétherie, man vervielfältige die Gattungen allzusehr.

Mehrern Beobachtungen gemäß scheint es eine erwiesene Thatsache zu seyn, daß die Fische in sehr tiefen Wassern leben können. Nach Biots Versicherung fängt man zuweilen Fische in einer Tiefe von 500 Klaftern oder 2500 Schuhen, was einen Druck voraussetzt, der ungefähr achtundsiebzigmal stärker ist, als jener der Atmosphäre; ein ungeheures Gewicht, durch welches ein lebendes Wesen dem Anscheine nach erdrückt werden sollte.

Botanik: Erfahrungen haben bewiesen, daß die Pflanzen, wie die Thiere, eine ihnen eigenthümliche Wärme besitzen, welche, wie im Thierreiche, durch den Athmungsprozeß der Pflanze und durch die Gährung der verschiedenen

Flüssigkeiten, welche in ihren Gefässen cirkuliren, erzeugt wird. Aus glaubwürdigen Beobachtungen geht hervor, daß diese Wärme zur Zeit der Befruchtung der Pflanzen zunimmt.

Als eine interessante Bemerkung, welche neuerlich gemacht wurde, verdient angeführt zu werden, daß die Pflanzen, bevor sie Samen tragen, nichts aus der Erde an sich ziehen; woraus man geschlossen hat, daß sie bis zur Blüthezeit, mit Einschluß derselben, ihr Wachsthum blos allein dem Wasser und der Atmosphäre zu danken haben, daß aber vom Augenblicke der Befruchtung an alles sich auf Kosten des Bodens und seiner Bestandtheile bildet.

Mineralogie: Auch diese hat in den letzten Zeiten große Fortschritte gemacht. Wir kennen jetzt 28 Metalle. — Nach der Uebersicht, welche Hr. de Lamétherie über die Zahl der in den drey Naturreichen bekannten Gattungen, mit Abzug der fälschlich unter die Gattungen aufgenommenen Spielarten, mittheilt, haben wir 50000 Thiere, 50000 Pflanzen, 300 Mineralien.

Seit einiger Zeit wurden viele Beobachtungen und mehrere Entdeckungen in der Mineralogie gemacht. Wir heben davon eine sehr merkwürdige aus, welche Hr. Curandeau in den Werkstätten seiner Alaun-Fabriken gemacht hat. „Eine Mischung von 1 Theile Schwefelsäure, von 2 Theilen pulverisirten gebrannten Thons, und von 3 Theilen Wasser, bildet unter gewissen Umständen einen sehr festen Körper.“ Hr. de Lamétherie besitzt ein Stück von dieser Masse, die an Härte den Marmor übertrifft.

Auch die Lehre von den Krystallisationen (cristallographie) wird fortwährend mit Erfolge bearbeitet. Hierher gehört Hauy's Werk: Tableau comparatif des espèces minérales. Hr. de Lamétherie aber gibt zwar zu, daß die krystallinische Form ein sehr gutes Merkmal ist, bleibt aber dennoch seiner Behauptung treu, daß solches unzureichend sey, um den spezifischen Karakter der Gattungen des Mineralreichs darnach festzusetzen. Er hält die chemische Zerlegung für das allerbeste Mittel, um diesen Zweck zu erreichen; übrigens räumt er ein, daß auch diese Analyse nicht immer zureiche. Zum Glück für die Wissenschaften geht aus der Reibung der Meinungen immer etwas Vortheilhaftes hervor. Als die beste Methode für die Mineralogie empfielt Hr. de Lamétherie die von ihm vorgeschlagene Eintheilung der Mineralien in 10 Klassen.

In der Geologie haben Humboldt und Bonpland viele Bereicherungen der Kenntnisse über Mexiko und Pern mitgetheilt. — Maclure gab eine allgemeine Ansicht der verschiedenen Erdarten, welche den Boden der vereinigten Staaten ausmachen. — Dunin Borkowski hat interessante Beobachtungen über die verschiedenen Beschaffenheiten der Erde nach Werners Theorie angestellt. — Ferner hat man die Erscheinungen des Zirknizers Sees in Krain, welcher sich wechselsweise füllt und leert, beschrieben und erklärt. — Auch wurde die Höhe mehrerer Berge oder Hügel in der Nähe von Paris genau gemessen.

Cuvier fährt in seiner schönen Bearbeitung der Fossilien fort. — Die Coexistenz der fossilen Knochen des Elephanten mit jenen des Pferdes scheint allgemein zu seyn. — Aus den Torfgruben des Thales de la Somme hat man den Kopf eines Bibers mit einem Schneidezahn ausgegraben. — Die Untersuchung der Knochen-Breschen veranlaßte Cuvier zu dem Schlusse, daß sie weder in einem ruhigen Meere, noch durch das Austreten des Meeres entstanden seyen; daß sie erst nach dem letzten Aufenthalte des Meeres auf unserm festen Lande sich gebildet haben; und endlich, daß diese Knochen von grasfressenden Thieren herrühren, welche größtentheils bekannt, und in der Gegend, wo sich diese Breschen finden, einheimisch sind.

Anselme Desmarêts und Prevost haben See-Muscheln in der Gipslage von Montmartre gefunden. Es ist demnach keinem Zweifel unterworfen, daß diese Gips-Lage mitten in dem Meere abgesetzt wurde.

Humboldt hat die Geschichte der Entstehung des Vulkans von Jorallo, welcher 36 Meilen von dem Meere, und mehr als 42 Meilen von jedem andern Vulkan entfernt liegt, mitgetheilt. Diese Bildung eines neuen Vulkans schreibt sich von dem Jahre 1759 her.

Das Vorhandenseyn von Basaltsteinen in den Gegenden, wo er entstanden ist, beweist, daß letztere in ältern Zeiten der Schauplatz vulkanischer Feuer waren; woraus sich die Folge ziehen läßt, daß längst erloschene unterirrdische Feuer sich wieder erneuern können.

Aus allen diesen und noch mehrern andern Thatsachen, welche Hr. de Lamétherie erzählt, folgert er, daß die Geologie bedeutende Fortschritte mache; daß die geologischen Beschreibungen täglich besser werden, und daß man sie auf allgemeine und bestimmte Grundsätze zurückzuführen suche.

Der Zeitpunkt, äußert er sich, ist nicht fern, wo man geologische Beschreibungen und Zeichnungen von der ganzen Erdoberfläche machen wird. Man wird solche Karten sogar illuminiren können, wie Maclure es versucht hat, so daß man auf den ersten Anblick einen allgemeinen Begriff von der Beschaffenheit der verschiedenen Erdarten einer Gegend erhält.

Der Leichenfeind.

(Fortsetzung.)

Nein!

Emma wußte nun freylich, daß ihres Vaters Nichtmerken wenig sagen wollte. Doch der Neid, auf den er sie hingewiesen hatte, war eine Deutung, die sich wohl hören ließ. Wegen der Aufmerksamkeit der Primaner war sie schon von einigen Freundinnen neidisch angesehen worden,

daher konnte man sie ja wohl um den Stadtschreiber ebenfalls beneiden. Denn, schloß sie, heut zu Tage ist wahrhaftig für den Neid kein Gegenstand zu geringfügig.

Der Glaube kam ihr auch sogleich in die Hände. Der Stadtschreiber übersandte ihr nämlich seine schriftliche Erklärung, und mit dieser eine goldene Halskette, weit schöner als sie sich jemals eine gewunscht hatte.

„Lieber Vater!" sagte sie, und stellte sich, ehe sie noch den Brief ausgelesen hatte, jauchzend mit der Kette vor den Spiegel. Und der Glanz der Kette, der nunmehr auf den Brief fiel, gab dem steifleinwandenen Protokollanten-Style eine solche Geschmeidigkeit, daß er sich in diesem Augenblicke dem Mädchen wie angegossen an's Herzchen schmiegte.

„Nein" dachte sie, doch ohne sich des Gedankens bewußt zu werden, „ein Mensch, der so herrliche goldene Ketten wegschenkt, der muß unstreitig auch ein herrliches Herz besitzen!"

Das aber gestand sie laut, daß sie der Freundinn Rede für die schwarzeste Verläumdung halte, welche sie auf ewig von ihr entfernen müßte. Dabey ärgerte sie sich sehr, daß sie über dieser Verläumdung den Zweck des Besuches vergessen, und kein Pröbchen von der Tapete mitgenommen hatte.

Urtheile.

Es war aber doch wirklich, als ob der Stadtschreiber in der Stadt nicht viel Freunde hätte. Wenigstens flüsterte man sich das und jenes über ihn zu, und wenn nicht geflüstert wurde, so machte man die Bewegung, als ob man sich Geld in die Hand drücken wollte, und legte dann die Hand auf die Augen als wäre man blind davon geworden.

Der Fischmarkt und seine lieben Angehörigen schienen noch am wenigsten Partey zu nehmen, und sich dies an den äußern Anschein zu halten; das aber ziemlich laut und ohne Schmeicheley. Denn wenn er mit seiner Braut am Arme vorbeyging, ließ sich nicht selten ein ganz unverschämtes Gelächter hören. Ein andermal hieß es, was will nur die Schlafmütze mit dem muntern Dirnchen? oder: Den armen Strohwisch werden diese blitzenden Augen gar bald eingeäschert haben. Man rief auch wohl nur: hm, hm! reckte aber dazu zwey Finger über die Stirne hinaus, die Gott weiß was alles bedeuten sollten.

Die Gefahren der Freundschaft.

Emma sah in der That jetzt noch einmal so munter aus als zuvor, und das war ganz natürlich. Die dumpfe Stube, aus der sie sonst so selten gedurft hatte, und des Vaters Moralleſen konnten das Feuer und Leben in ihr freylich nicht anfachen. Seitdem aber der Alte den Stadtschreiber als Schildwache vor ihr Herz gesetzt hatte, dachte er, nun mag der deinen Polen versehen. Der aber mußte sie wohl auf Promenaden und Bälle führen, wenn er hübsch freundlich angeblickt seyn wollte.

Das hatte indessen auch sein Böses für den Stadtschreiber, und wenn er nicht bald Anstalt machte, als Ehemann eine eingezogene Lebensart wieder einzuführen, so starb er wohl gar noch an den Folgen einer übertriebenen Freundschaft. Denn die Bekanntschaften, die sich ihm auf Bällen und Promenaden aufdrangen, wurden immer auf der Stelle so herzlich, daß es ein Wunder war. Alle Tage drückte ihn ein neuer Herzensfreund an die Brust, von dessen Existenz er einen Tag früher noch kein Wort gewußt hatte. Wie Kletten hingen sich die Leute an sein Herz und an den Arm seiner Braut, und das war noch sein einziger Trost, daß bis dahin keiner von allen große Vorschritte in ihrer Gunst gemacht zu haben, und Ball wie Promenade ihr dies darum so sehr zu gefallen schien, weil ihr beyde zuvor versagt gewesen waren.

Das konnte aber plötzlich ganz anders werden, meinte der Stadtschreiber, und es war ihm äußerst empfindlich, daß der Krieg, der eben ausbrach und die Durchmärsche, welche er herbeyführte, dem Rathe jetzt so viel zu thun gaben, daß ihm das Hochzeitmachen, welches in dieser Familie ohne einen überaus glänzenden Schmaus nicht abgehen durfte, in so betrübter Zeit gewiß recht übel ausgelegt worden wäre.

Unzeitige Arbeit.

Inzwischen fing Emma an etwas unzufrieden mit ihrem Verlobten zu werden. Denn er entschuldigte sich jetzt zuweilen mit seiner Arbeit, wenn sie zum Konzert, zum Balle oder zur Promenade eben am besten aufgelegt war. Besonders war dies einmal der Fall, wie ihr Schneider sich selbst übertroffen, und ein Kleid nach einem Schnitte gebracht hatte, der in der ganzen Stadt noch gar nicht existirte.

Emma würde kein Auge die Nacht über zugethan haben, wenn sie dieses Kleid erst am folgenden Tage hätte anziehen müssen. Gleichwohl fiel ihr, außer Amtsraths, keine Familie ein, wo sie sich hätte melden lassen können, und mit Amtsraths Mathilde war sie seit dem erwähnten Besuche nicht zusammen gekommen.

Je unzufriedener sie aber heute grade mit dem Stadtschreiber war, desto unbilliger kam ihr die Feindseligkeit gegen die arme Mathilde und die Voraussetzung vor, daß der Neid sie damals zur Verläumdung gegen den Stadtschreiber bewogen hätte. Der Neid? so spottete Emma über sich selber. Was war denn an dem Manne zu beneiden, der sie boshafter Weise um das heutige Konzert brachte? Denn daß selbst die nothwendigsten Geschäfte keine Entschuldigung zum Absagen eines Balles oder Konzerts sind, das brauche ich vielen Leserinnen gar nicht erst auseinander zu setzen.

Das erste Wort!

Als nun die erste Umarmung im Hause des Amtsraths vorüber war, und Mathilde eine Offizierskokarde lächelnd wieder zur Hand nahm, um ein Paar Nadelstiche daran zu thun, da erkundigte sich Emma, ebenfalls lächelnd, wie ihre Freundinn denn zu einer Arbeit dieser Art käme?

„Einem so hübschen Manne“ erwiederte Mathilde, „kann man ja wohl solche Kleinigkeiten zu Gefallen thun — Nicht wahr?“

„Welchem Manne?“

„Still, still, Mamsellchen! — Doch ich vergebe Dir alles. Nur must Du mir nicht weiß machen wollen, daß Du, nach so langem Ausbleiben, Dich ohne alle Veranlassung eines Bessern besonnen hättest. Nein, nein, gute Emma meinetwegen bist du wahrhaftig nicht hier!“

„Mathilde, ich weiß gar nicht,“ sagte Emma, und schien sich der Thür nähern zu wollen.

„Aber ich weiß. Und ich wäre längst in Deinem Hause gewesen, wenn Du mich nicht überall so absichtlich vermieden hättest,“ erwiederte Mathilde, sie freundlich zurückhaltend.

„Und wenn es nun geschehen, und ich jetzt gekommen wäre, Dich um Verzeihung zu bitten?“

„So würde ich mich herzlich freuen, und darüber ganz wegsehen, daß der Zufall Deinen schönen Vorsatz grade auf den Tag verlegt, wo ein Offizier bey uns einquartirt ist, der für den schönsten in seinem Regimente gehalten wird.“

„Wahrhaftig das erste Wort, das ich höre.“

„Wie gut sich doch die liebe Unschuld aufs Läugnen versteht!“ antwortete Mathilde, die Freundinn umarmend, welche über das schreyende Unrecht, das ihr widerfuhr, ernstlich böse werden wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

Unsere Bühne erhält sich in gleichem Werthe, und die betriebsame Direction sorgt so viel als möglich für alle Klassen von Zuschauern, die bekanntlich eine andere Rangordnung behaupten, als im bürgerlichen Leben. — Von ältern Stücken wurden in den verflossenen zwey Monaten mit besonderm Stücke gegeben: Maria Stuart, worin Mad. Gehlhaar, vorzüglich in der Abschiedsscene, den ungetheiltesten Beyfall verdiente und einerntete; das Schreibepult, eine sehr brave Darstellung; Wallensteins Tod, worin besonders die HH. Miedke, Lembert, Pauli, Reinhard (als Buttler), und die Damen Leibnitz und Gehlhaar sich auszeichneten; die Jungfrau von Orleans, Mad. Leibnitz die Johanna. Ganz vortreffliche Darstellungen waren: Lorenz Stark, das Räuschchen, die Lästerschule; sie bewiesen uns untäugbar, daß ein sorgfältiges Spiel uns für unsre ältern Bekannten mit neuem Interesse beleben kann, und die allgemeine große Sensation, welche Lorenz Stark machte, war uns noch besonders ein höchst angenehmer Beweis, daß der tiefere Sinn für Karakter- und häusliche Gemählde noch nicht so ganz erstorben ist, als man gemeinhin wähnt. Unser braver Schwarz seyerte als Lorenz Stark einen hohen Triumph; er hat aber auch diesen Karakter mit wahrer Künstlerliebe aufgefaßt, und gibt ihn bis in die kleinsten Nüancen mit einer Wahrheit und Sinnigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Herrlich wurde er von Mad. Gehlhaar als Doctorinn, und von Hrn. Hartmann als Doctor unterstützt; so wie Mad. Leibnitz als Wittwe, Mad. Fossetta als Mutter, und Hr. Schtooz als Buchhalter ihren Rollen ganz genügten. Das Publikum war entzückt über diese Meister-Darstellung; der schmeichelhafteste und ehrendste Beyfall ertönte überall, und ein Jeder verließ das Theater mit der dankbaren Aeußerung, daß ihm ein seltener hoher Genuß geworden sey. — Das Räuschchen gab Hrn. Reinhard in der Rolle des Raths Brand Gelegenheit, den sinnigen Künstler, als den wir ihn in mehrern Rollen kennen lernten, ganz untäugbar zu beurkunden. Hr. Reinhard ist nicht allein ein sehr routinirter, gewandter Schauspieler, besonders im Fache der Chevaliers, sondern er ist auch ein fleißiger, denkender Künstler, der nach einem höhern Ziele strebt; unsre Bühne darf sich seiner rühmen und freuen, besonders da einige Zeit lang gerade dies nothwendige Fach entweder ganz unbesetzt war, oder mit Subjecten besetzt, die keine Ansprüche machen konnten, und daher viele brave Stücke verloren gingen, oder nicht gegeben wurden. Als Elsasser verbindet Hr. Reinhard noch den seltenen Vortheil, daß er das Französische mit ächt französischem Accente und sehr geläufig spricht. — Vor allen glänzte Julchen Schwarz als Julchen.

Die Lästerschule ist zwar in manchen Karakteren und Theilen veraltet, allein der Fond ist so gut, daß sie, besonders bey einer Darstellung, wie ihr hier ward, immer noch Wirkung macht. Dies brave Lustspiel sollte unsrer Bühne durch eine neue Bearbeitung erhalten werden.

Von neuen Stücken sahen wir:

Herr Rochus Pumpernickel viermal bey überfülltem Hause, und zwar zum Viertenmale im großen Theater. Wäre die Ausführung eben so glücklich, als der Gedanke es ist. Molieres Pourceaugnac als Vaudeville-Stück auf die Bühne zu bringen, so würde Hrn. Stegmayr auch von der Kritik der Dank gebühren, der ihm von den Theater-Directionen gewiß nicht entstehen wird. Hr. St. hat bey der Bearbeitung weit mehr die nach dem Pourceaugnac frey für die deutsche Bühne bearbeitete Posse von Reinbeck: Herr von Hopfenkeim (bey Rein in Lpzg. 1805) vor Augen gehabt, als das Original; allein er hat den reichen Stoff nicht zu benutzen verstanden, oder nicht benutzen mögen, weil er mit dem Wenigen schon auszureichen hoffte. In der wiederholten Darstellung in Weimar hat der Hr. v. Hopfenkeim seiner Wirkung nicht verfehlt, ob er gleich im übersprudelnden Muthwillen dem eckelzarten Geschmacke nicht wenig Anstoß gab; der Verfasser strich und änderte, und wäre die neuere Bearbeitung bekannt geworden, so hätten wir höchstwahrscheinlich schon seit einigen Jahren das Vorbild des Hrn. Rochus Pumpernickel als reutirende Posse auf den Repertoiren. Die gegenwärtige Form ist aber höchst zweckmäßig dafür, und in der Wahl der Musikstücke äußert sich wirklich eine gewisse Genialität. — Hier wird der Hr. Rochus Pumpernickel von Vinzens dargestellt, und also unübertreffbar und mit unerschöpflicher Laune, und nicht wenig wird der Künstler in seinem ersten Auftritte von Michele, dem niedlichen Pferdchen, unterstützt, das mit wahrem Muthwillen seine Rolle durchführt, besonders, wenn es das Brot zu erhaschen sucht, das es mit seinem Herrn gemeinschaftlich verzehrt. — Daß wir gar nicht gemeint sind, bey dieser Posse etwa über Mangel an Geschmack zu jammern, versteht sich von selbst; wir selbst haben zu viel Geschmack daran gefunden, als daß wir uns dergleichen sollten zu Schulden kommen lassen. Das Aufjauchzen der Volkslust — und darin gehören alle Stände zum Volke — hat etwas sehr Anziehendes und Erfreuliches, und ein guter Genius befreye uns ja von den engherzigen Vorurtheilen, die den darauf berechneten Produkten bis jetzt den Zugang zu unsern Bühnen erschwerten. Das desipere in loco ist ein goldenes Wort! Nur wünschen wir uns bessere Produkte.

Zenobia, Trauerspiel aus dem Französischen von Hrn. Schaul. — Die Uebersetzung ist nicht gelungen zu nennen; die Darstellung war äußerst sorgfältig.

(Der Beschluß folgt.)

Beylage: Monats-Register vom April.

Nro. 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Mai, 1810.

Den Mädchen ist es nicht gegeben,
Daß Stunden lang mit festem Muth
Ihr Geist auf Einem Dinge ruht.
Sie ahnen, seh'n, genießen, schweben,
Nach Art der Honigträgerinn,
Um etwas Andres zu erstreben.

Jacobi.

Der Leichenfeind.

(Fortsetzung.)

Der Begleiter.

In diesem Augenblicke trat der Amtsrath mit dem Offizier herein.

Mathildens Argwohn aber machte die arme Emma nur um so schüchterner, je mehr diese beym Erblicken des schönen Mannes das Natürliche dieses Argwohns einsehen mußte. Indessen sie blieb, so oft sie auch auf dem Sprunge stand, beym kleinsten Anlasse länger; auch merkte sie erst spät, daß sie den Abschied des Tageslichts, über den helleuchtenden Augen des jungen Heiden, die sehr fleißig bey den ihrigen vorsprachen, ganz vergessen hatte.

Als sie endlich ernste Anstalt zum Gehen machte, und der Bediente grade weggeschickt war, so wollte der Amtsrath selbst sie nach Hause bringen. Aber bewahre! der Officier ließ sich das durchaus nicht nehmen.

Unterweges versicherte er das Mädchen, daß dieser Tag der seligste seines Lebens sey, und dergleichen, und er würde vielleicht seine Versicherungen noch viel mehr gehäuft haben, wenn er nicht schon bey Amtsraths gehört hätte, daß Emma an einen Andern versprochen war.

„Morgen früh!" sagte er vor des Syndikus Hause, „da werde ich im Vorbeireiten recht hinauf nach Ihren Fenstern sehen."

„Marschiren Sie zeitig?"

„So zeitig, daß ich leider! blos auf leere Fenster rechnen kann. Um sechs Uhr schon."

„Um sechs Uhr?" sagte Emma. „Da bin ich gewöhnlich am Fenster, um die Nachtigallen zu hören. Denken Sie, daß man hier so lange schläft?"

Emma macht finstre Gesichter.

Ein Licht auf der Treppe, das sich jetzt näherte, zerriß das Gespräch plötzlich. Emma eilte hinauf.

Mit dem Stadtschreiber, den sie bey ihrem Vater fand, kam dem Mädchen auch sogleich der Gedanke an das versäumte Konzert zurück, das ihr seit drey Stunden ganz aus der Seele gewichen war.

Ein herrlicheres Mittel, um die finstern Gesichter zu entschuldigen, die sie ihm aus der militärischen Gesellschaft mitbrachte, konnte es schwerlich geben.

„Ja, hier haben Sie Zeit!" fing sie an, als der Vater den Rücken gewandt, und der Bräutigam gefragt hatte, was ihr widerfahren sey.

Umsonst wiederhohlte er, daß er vor Kurzem erst hereingetreten wäre, denn sie deprezirte alle Ausreden, und ließ sich auch in Gegenwart des Vaters nicht von ihm anfassen, so daß dieser endlich sagte: Was hat denn die Närrinn wieder einmal?"

Aber der Stadtschreiber nahm ihn ehe er fortging auf die Seite, und flüsterte ganz zuversichtlich ihm zu, daß sie morgen früh schon wieder aufgeräumt werden sollte.

Das Pferd.

Am andern Morgen aber stand Emma's Behauptung, daß sie allemal vor 6 Uhr die Nachtigallen beborche, so ziemlich wie eine kleine Nothlüge da. Denn der Syndikus, der

überhaupt leicht erschrak, hätte beynahe einen Rosenstock, den er trug, aus der Hand fallen lassen, als er sie beym Hereintreten im Fenster liegen sah.

„Ih, Kind," rief er, „Du schon aus den Federn, und doch wird es eben erst sechs schlagen?"

„Leider!" sagte Emma, „eine häßliche Maus hat mich die ganze Nacht kein Auge zuthun lassen. Ich bin herzlich froh gewesen, wie endlich der Tag anbrach."

„Von deinem Bräutigam!" sagte der Syndikus hierauf, indem er schmunzelnd den Rosenstock auf das Fenster setzte, und ihr ein Gedicht mit buntgemahlter Einfassung in die Hände gab.

„Der hat auch wunderliche Einfälle!" erwiederte sie verdrüßlich.

„Es ist ja heute Dein Geburtstag. Willst Du's denn nicht lesen?"

„Ein andermal," sagte sie und legte das Papier auf die Seite. „Die Maus hat mich völlig verstimmt."

„So hole nur dir gleich die Katze herzu."

„Aber hören Sie nur jetzt erst die allerliebste Nachtigall da drüben."

„Ach, was Nachtigall! Die Nachtigall bezahlt mir die Perrucke nicht, die mir inzwischen die Mäuse zerfressen. Hole die Katze!"

Aber jetzt eben schlug die Stunde des Abmarsches, und sie sagte in der größten Angst: „ich muß doch wol erst ein wenig lesen."

Allein kaum hatte sie das Gedicht zur Hand genommen, so ließ sich ein Pferd von weitem hören, und sie warf sich plötzlich so weit zum Fenster hinaus, daß der Syndikus Maus und Perrucke vergaß und ausrief: „Blitz! und Du, wenn Du nun einmal hinausstürzest! Wer hat denn da wol die Leiche, als ich?"

„O sehen sie nur, lieber Vater, das wunderbare Thier!" rief sie. Sie war übrigens gar nicht böse, daß ihr Vater sich die Mühe verdrießen ließ. Küssen hätte sie vollends den alten Rathsfrohn mögen, der jetzt eben hereintrat, um den Syndikus abzurufen.

O Rosenstock!

Der Offizier ritt indessen langsam und immer langsamer heran, so daß es fast unmerklich wurde, als er unter dem Fenster einen Augenblick halten blieb.

„Möchten Sie immer, wie jetzt, von Rosen angeblickt und angehaucht werden!" flüsterte er hinauf.

„Ich gebe Ihnen denselben Wunsch zurück!" sagte Emma, brach die beyden schönsten Blumen vom Stocke, wickelte sie in die erhaltenen Verse und warf sie hinunter.

Aus des Offiziers Auge loderte dankbares Entzücken, als er nach dem Auffangen davonsprengte.

Er war der Entzückten schon aus dem Auge, als ihr erst einfiel, daß dergleichen Dinge gar nicht in der Regel wären, und daß ihre selige Großmama ihr darüber eine tüchtige Predigt würde gehalten haben. Die Nachbarschaft, welche sie bis dahin ebenfalls außer Acht gelassen hatte, war obendrein Zeuge gewesen. Wenigstens schienen ein Paar finstre weibliche Physionomien darauf hinzudeuten.

Und der Rosenstock! — Lieber Himmel, wie war wol der schrecklichen Verwüstung des Rosenstocks eine natürliche Ursache unterzuschieben?

Die Katze.

Die Angst schien ihr aber gar bald merklich größer als die Noth. Denn das wäre mein Mädchen von sechszehn Jahren, das nicht für dergleichen verzweifelte Dinge eine Menge wahrscheinlicher Ursachen in seinem reizenden Köpfchen herumtrüge!

Die Katze! dachte Emma. Zwar pflegte das Thier, seitdem es die Kinderschuhe ausgezogen hatte, nicht mehr so barbarisch mit Blumenstöcken umzugehen. Aber konnte man es ihrem mannbaren Alter doch andichten. Und war auch der Papa eben kein sonderlicher Freund von Gedichten, so ließ er sich doch wol eine kleine Erdichtung gefallen, wenn er sie nämlich für Wahrheit hielt, wie er nicht selten zu thun pflegte.

„Denken Sie nur, Papa!" so kam Emma ihm, als er hereintrat, mit dem Rosenstocke entgegen. „Statt die Maus wegzufangen, hat sie die Rosen so zugerichtet!"

Der prächtige Papa der! dachte das Mädchen hierauf, als er die unschuldige Katze tüchtig ausgeschimpft hatte.

Das Gedicht.

„Sehen Sie einmal!" damit fing der Syndikus seine Erzählung des Unfalls an, als der Stadtschreiber ein Paar Stunden später vor dem zerstörten Rosenstocke stand.

„Ja, sehen Sie nur!" wiederholte Emma, als der Vater geendigt hatte.

„Was haben Sie aber zu dem Kinde meiner Laune gesagt, liebe Emma?" fragte der Stadtschreiber freundlich, und fügte, als die Antwort sich verzögerte, lächelnd hinzu: ob sie sich nicht an einigen Stellen des Gedichtes gestoßen hätte.

„Ein wenig freylich!" antwortete die Verlegene, um nur los zu kommen. Aber der Stadtschreiber fragte weiter, ob sie auch den Sinn davon vollkommen gefaßt habe?

„Lassen wir das jetzt!" sagte sie, als sie merkte, daß es etwas verfängliches gewesen seyn mochte. Doch der Syndikus rief lustig: „Nein, nein, vermuthlich haben sie die Mamsell tüchtig getroffen, und ich muß das auch sehen. Nur immer her mit dem Gedichte!"

Emma suchte darauf und suchte, und sagte dann: „Hier auf dem Fenster hat es gelegen. Ich will nicht hoffen, daß der Wind —"

„Es rührt sich aber kein Lüftchen!" sprach der Stadtschreiber.

„Ei vorhin, wie die Katze dem Rosenstocke so mitgespielt hatte, und der Vater zur Thüre hereintrat, da blies er gar tüchtig.“

„Ja,“ sprach der Syndikus, „es ist mir auch wie so, und wenn ich nicht irre, so sah ich da wirklich etwas Weisses flattern.“

Nein, einen bessern Papa hätte sich Emma heute gar nicht wünschen mögen!

Der Inhalt.

Darauf aber sollte sie dem Syndikus wenigstens etwas von dem Spaße in den Versen sagen. Doch Emma hatte über den Spaß, den sie mir den Versen zum Fenster hinunter gemacht hatte, gar nicht dazu kommen können, den Spaß in den Versen zu entdecken. Daher sprach sie zum Syndikus recht treuherzig: „Sie kennen ja mein schlechtes Gedächtniß, lieber Vater!“

„Das ist wahr,“ erwiederte der, „schon als Kind vergaß sie immer, daß ihr das Naschen und dergleichen tausendmal war verboten worden. Aber warum kannst Du Dir denn die Tage, wo es Bälle und Konzerte gibt, so gut merken, hey?

Nach einem Handkusse, den sie hierauf dem Vater lächelnd gab, während er dem Stadtschreiber mehrere Beyspiele ihres guten und schlechten Gedächtnisses aus der spätern Zeit anführte, schlich sie sich, hinter seinen Rücken herum, aus dem Zimmer.

„Nun muß ich Ihnen doch aber auch erzählen,“ sagte der Bräutigam recht selbstgefällig, „was ich unter andern in dem Gedichte gesagt habe,“ und er und der Syndikus hatten ihre wahre Freude darüber. Denn die Stellen betrafen einige von den hunderttausend Vorwürfen, welche dem weiblichen Geschlechte seit Menschengedenken, zuweilen unüberlegt genug, von den Männern gemacht worden sind. Es war darin vom Putze, von Spiegeln und von der Verschwiegenheit die Rede, und zwar alles auf die altbackenste Weise von der Welt.

Daß er die weibliche Untreue nicht mit hineingebracht hatte, darüber entschuldigte sich der Stadtschreiber mit dem ebenfalls nicht allzuneuen Worte; daß man den Teufel nicht an die Wand malen müsse.

Mädchengebet.

Emma sah indessen in der Nebenstube zum Fenster hinaus, und sah doch keinen einzigen von den vielen Menschen, die auf der Straße gingen. Aber dafür sah sie auch ein Pferd und einen Reiter, die sonst kein Mensch mehr gewahr wurde, noch immer vor ihrem Hause halten. Noch immer bewegte sich in ihrem Ohre der liebliche Wunsch, der dem Rosenstocke so schädliche Feuchte getragen, und der schriftlichen Gratulation eine Bestimmung gegeben hatte, von der sich der Gratulant nicht das geringste träumen ließ.

Trotz dem aber, was Emma sah und hörte, wußte sie doch recht gut, daß das ein bloßes Spiel der Phantasie und der Offizier selbst über alle Berge geflogen war. Und obendrein in den heillosen Krieg! Sie verwünschte auch alle die ihn dahin gedikt hatten. Denn wenn dieser Offizier, wie sie steif und fest glaubte, der erste Soldat in Europa war, so war es ja eine wirkliche Torheit oder Einfalt, ihn den blind zufahrenden Knaeln und Degen des Feindes blos zu stellen! Wenn der Offizier zum Exempel, nur ein' von seinen wundersüssen Augen einbüßen, oder einen Defekt an der griechischen Nase erleiden sollte, hätte dann nicht die ganze fühlende Menschheit darüber in Empörung und Aufruhr gerathen mögen?

So viel ist ausgemacht, daß des Mädchens Beichtvater einem Freunde, dessen Verschwiegenheit er kannte, wie seine eigene, hat versichern wollen, Emma hätte diesen Offizier von nun an tagtäglich in ihr Gebet geschlossen, und die Bitte für ihn so gestellt, daß der liebe Gott, wenn er ja beschlossen haben sollte, die ganze Armee umkommen zu lassen, wenigstens diesen einzigen Offizier unversehrt und bey gutem Wohlseyn erhalten möchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Der geschickte Bildhauer Hr. Kirchmeyer in München hat kurz nach dem Tode des als innerer Mensch und als Chemiker gleich trefflichen Ritter eine Laeve auf seinem Antlitz abgenommen, um darnach seine Buste versertigen zu können. Die Freunde des Verstorbenen glauben vielleicht manchen Verehrer desselben damit ein angenehmes Geschenk zu machen, und der Betrag soll für seine hinterbliebenen unerzogenen Kindee, und zur Bezahlung kleiner Rückstande an bedürftige Handwerker u. s. w. bestimmt seyn. — Auch wünschen sie Subscription zu einem einfachen Denkmahle zu sammeln. — Mögen ihre Wünsche und Hoffnungen erfüllt werden!

Bey dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, die, auch uns von unserm Berliner-Korrespondenten mitgetheilte Nachricht (No. 66 des Mgbls. v. d. J.), als ob Ritter in seinen letzten Tagen seine neuern physikalischen Ueberzeugungen für Irrthümer erklärt habe, nach den authentischsten uns unmittelbar zugekommenen Berichten, gänzlich zu widerrufen. Hr. D. Adolf Ferdinand Gehlen hat auch in No. 27 der Miscellen für die Weltkunde einen weitläufigen Aufsatz zur Widerlegung dieser Sage abdrucken lassen und da er nebst mehrern Andern das Bette des Verstorbenen während seiner Krankheit selten verließ, so ist er allerdings der gültigste Zeuge. Was zu dem Mißverständnisse Anlaß gegeben haben kann, ist Ritters Aeußerung, daß er (bey der stets genährten Hofnung der Besserung) viele frühere interessante Arbeiten von Neuem vornehmen wolle. —

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

(Beschluß.)

Das Vehmgericht, Trauerspiel in 5 Aufzügen, von A. Klingemann, hat hier trotz des äußerst braven Spiels aller Personen, und ungeachtet von Seiten der Direction in Garderobe und Dekorationen nichts gespart war, eine nicht vortheilhafte Sensation gemacht. Die Wahl des Sujets und die Art der Bearbeitung scheinen uns verfehlt. Daß eine trockene Hererzählung der Fabel eines dramatischen Werks nie einen genügenden Begriff von dem Werke selbst zu geben vermag, ist uns sehr wohl bekannt; allein hier liegt gerade der Hauptfehler in der Fabel, und ohne damit bekannt zu machen, kann man kein Urtheil motiviren. Ein tadelndes Urtheil über das Werk eines Dichters aber, der in mehrern seiner Arbeiten zu einer höhern Stufe sich zu erheben nicht ohne Erfolg gestrebt hat, erfordert vorzüglich, daß es motivirt werde; es stehe daher hier der Inhalt ganz in der Kürze:

Adelheid, die Verlobte des Grafen Hugo, wird von ihrem Vater gezwungen, ihre Hand dem Ritter Veit von Hohenau zu reichen. Dieser, ein roher Wüterich, der seiner Unthaten wegen bereits verfehmt und dem Tode geweiht ist, mißhandelt

die Arme auf das Unmenschlichste. Der Zufall führt den Grafen Hugo in seine Hände, und in der Wuth reißt er Adelheid von dem Altare, wo sie betet, hinweg und schwört, daß Hugo nicht den folgenden Tag überleben solle. In dieser Noth naht sich der Unglücklichen ein von Hohenau gemißhandelter Leibeigener, und verkündet ihr Rettung durch einen Schierlings-Trank, den er ihrem und seinem Wüthrich reichen wolle. Sie hindert es nicht, und Hohenau stirbt des Nachts in der Trunkenheit angeblich am Schlage; von Vielen verflucht, von Niemand bedauert. Der gerettete Hugo verbindet sich mit Adelheid, die ihn und die er unaussprechlich liebt, sie macht ihn ganz glücklich als Gattinn und als Mutter von drey Kindern, sie ist ein Muster der Frömmigkeit und der Tugend. Allein sie versinkt in Schwermuth zu eben der Zeit, als jener alte Leibeigene Anfälle von Wahnsinn hat. Das Bild des gemordeten Hohenau's verfolgt sie überall, selbst bis an den Stick-Rahmen, wo sie unbewußt die Schreckensthat ausübt, und der Leibeigene verräth seinen Mitknechten in seinen wahnsinnigen Reden das Geheimniß. Der erste Freyschöffe des Vehm-Gerichts erhält Kunde davon, und fordert den Grafen Hugo, den Freygrafen des Vehmgerichts, auf, das Verbrechen auszuforschen. Dieser, durch Eid und Pflicht den Unterirdischen verbunden, darf sich dem nicht entziehen; er forscht, entdeckt es leicht, und tritt als Ankläger seiner Gattinn wegen einer That auf, durch deren Zulassung sie ihn allein dem gewissen Tode entreißen konnte; er verläßt die Unglückliche, die nur nach einem Blicke seiner Liebe schmachtet; er ist verkappt gegenwärtig bey ihrer Verurtheilung, entdeckt sich ihr, zerrissen von Schmerz, im letzten Augenblicke, in welchem sich noch ihre uneudliche Liebe für ihn ausspricht, sieht sie zum Altare des Todes treten, und sie versinkt vor seinen Augen in die mit aufstehenden spitzigen Schwertern versehene Grube. Zum Lohne, daß er seiner Ordenspflicht trotz des äußersten Kampfes aller menschlichen Gefühle Alles geopfert hat, wird er mit der Würde des Stuhlherrn belehnt. — Doch nicht genug des Entsetzlichen! — Auch zwey schuldlose Wesen werden mit in das Schicksal der Gräfinn verwebt, und ihr Lebensglück wird grausam gemordet. Heinrich von Westerburg liebt Bertha, Hugo's Schwester, und ist mit ihr verlobt. An ihn wendet sich die Unheil ahnende Bertha, und entreißt ihm den Schwur, Adelheid, ihre mütterliche Freundinn, zu schützen, wenn sie je in Gefahr kommen sollte, oder ihrer Liebe und ihrem Besitze zu entsagen; auch Hugo setzt eine Art von Hoffnung auf ihn, Adelheid zu retten, allein — Heinrich läßt sich unter die Vehmrichter aufnehmen, und kann den Bertha geleisteten Schwur nicht halten, ihr Band ist auf immer zerrissen. — Den Schwur der Entsagung wagt er nicht zu brechen, Adelheidens Rettung will er nicht versuchen, aber — er bricht den Schwur des Bundes — das jedoch weiter keine Folgen hat. — Zu diesen Schreckuissen wird nun der Zuschauer durch nichts vorbereitet, gleich der erste Auftritt stürzt ihn mitten hinein; Adelheid näht am Stickrahmen die Mordscene, und Bertha erkennt Hohenau im Bilde; es kommt die Kunde von des Leibeigenen Wahnsinn und seltsamen Reden, und fünf lange Akte hindurch sieht der Zuschauer das einem gewissen schmählichen Tode geweihte, durch alles, was dem Menschen heilig ist, interessante Opfer auf die Folter gespannt, und fühlt, wie mit feinem Raffinement alles aufgeboten wird, sein Innerstes zu empören; und durch nichts, durch so gar nichts wird unser Gefühl beruhigt — denn die Vertheidigung Adelheidens durch den ersten Freyschöffen, dessen Bruder einst Hugo dem Vehmgerichte überlieferte, ist viel zu schwach dazu; sie vermehrt nur noch die Quat des Zuschauers, da sie, ungeachtet ihres Gewichts, ohne Erfolg bleibt. — Und von einem solchen Stoffe, und so bearbeitet, konnte Hr. Kl. sich Wirkung versprechen? — Wahrlich, das Vehmgericht ist ein warnendes Beyspiel, wohin das Haschen nach Effekt bringen kann. — Wehe unsrer dramatischen Ehre, wenn dies Trauerspiel über den Rhein gelangen sollte!

Aber auch abgesehen von dem unästhetischen Stoffe, so hat das Stück schon an sich wenig Kunstwerth. Es ist aus lauter losen Fäden zusammengeknüpft, die sich nicht in einander schlingen, einander nicht gegenseitig halten und tragen. Bertha und Heinrich, auf welche doch das Interesse in einem hohen Grade hingeleitet wird, sind durchaus müssige Personen, die auf den Gang der Handlung auch nicht den mindesten Einfluß haben; Adelheidens drey Kinder sind stumme Personen, die uns vorgeführt werden, einmal wechend ohne allen Zweck, und das Zweytemal schlafend, zum Behuf eines Theatercoups — Adelheidens Abschied. — Aber alle Theatercoups, so viel deren auch angebracht sind, verfehlen ganz der Wirkung, und besonders die mit der Stickerey und mit dem Gemählde der betenden Adelheid. Für Hugo, dessen Karakter überhaupt weder motivirt noch ausgeführt ist, und der doch im Grunde die Hauptperson seyn soll, vermag sich Niemand zu interessiren. — Die Jamben sind sehr vernachlässigt; die gereimten Strophen größtentheils ziemlich matt: dagegen ist die Diction in einzelnen Stellen sehr schön, obgleich viel Lohensteinscher Bombast mit unterläuft, und einzelne Auftritte sind gut angelegt, viele jedoch auch wieder schleppend und langweilig, wohin vorzüglich der Schluß zu rechnen ist mit den Reden voll Salbung des alten Stuhlherrn. (Hr. Kl. hat eigentlich mit Adelheidens Apotheose geschlossen, die aber hier sehr zweckmäßig wegfiele.) — Erfreue uns doch Hr. Kl. bald mit einem glücklichern Werke in Stoff und Haltung, damit wir das Vehmgericht vergessen! — Er vermag es, wenn er mit größerer Ueberlegung dabey zu Werke geht, und mehr berücksichtigt, was darstellbar ist und was nicht. —

Ja, wenn Hr. Kl. es nicht für Anmaßung halten sollte, so möchten wir ihm selbst eine Umarbeitung des Vehmgerichts anrathen; vielleicht ist es noch für die Bühne zu retten. — Wenn eine weniger grause Einleitung stattfände, wenn die ersten Auftritte uns in Adelheiden erst die beglückende Hausfrau zeigten, und dann zuletzt Hugo sich ihrer Rettung opferte, oder Heinrich es wenigstens versuchte — oder der Stuhlherr, kurz, es müßte etwas von denen, die ihre Beschützer seyn sollten, zu ihrer Rettung geschehen, wodurch unser menschliches Gefühl versöhnt würde, auch wenn sie nicht gelänge — Adelheid kann, ihr Retter kann unterliegen; unser Herz wird zerrissen, aber nicht empört seyn. — Von den langweiligen Ceremonien des Bundes, dergleichen jetzt keine Wirkung mehr macht, müßte viel gestrichen, und dadurch Raum für die Handlung selbst gewonnen werden. —

Die Darstellung erfüllte jede billige Forderung. Herr Miedke gab den Hugo mit Anstrengung und Erfolg; Mad. Leibniz die Adelheid mit allem Aufwande der Kunst; Mad. Gehlhaar als Bertha war eben so reizend als ihr Spiel überdacht und brav; Hr. Lembert genügte als Heinrich, so wie die HH. Schwarz und Reinhard als Stuhlherr und erster Freyschöffe; Hr. Pauli spielte den wahnsinnigen Alten äußerst brav. — Wir haben wahrlich manches Stück von höherm Werthe mit weniger Fleiße darstellen sehen.

An neuen Opern sahen wir die schon früher erwähnte Ritterische Oper: Salomons Urtheil, die aber auch bey der Wiederholung keine Wirkung machte; und Ulysses nach einer neuen Bearbeitung, oder vielmehr nur Unterlegung eines neuen Textes unter die Musik von Cimarosa, und Einschaltung einiger neuen Scenen von unsers braven Sutors Komposition.

Nro. 108.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Mai, 1810.

— Ich, ich sollte Mensch noch seyn,
Und Gott in Brüdern nicht erfreu'n?

Gellert.

An die Wohlthätigkeit.

Du trautes Himmelskind,
Wohlthätigkeit!
Die uns der Erde Labyrinth
Mit Rosen überstreut.

O wer vergäße dein,
Der fühlen kann?
Du wallst im schwesterlichen Reih'n
Der Tugenden voran.

Warum bist du verkannt
Im Weltgewühl?
So stirbt bey Scheingenuß und Tand
Das heiligste Gefühl?

Ach, wem Geburt, wem Glück
Das Füllhorn gab,
Schaut herzlos auf das Misgeschick
Der Leidenden herab.

O komm in mein Asyl,
Vom Städter fern!
Mir gab das karge Glück nicht viel,
Allein ich theile gern.

Mein Glutverlangen schon
Nach Wohlthun lehrt
Des Mitleids zauberischen Ton,
Der Tröstung hohen Werth.

Du ernteſt, wo du bist,
Des Dankes Zoll;
Des Menschenfreundes Busen ist
Von deinen Schätzen voll.

Heil, wer für dich entbrennt!
Willkommne Pflicht!
Unglücklich ist, wer dich verkennt,
Der arme Bruder nicht.

Ja, Himmelsliedlinginn,
Wohlthätigkeit!
Dir huldigen, ist Hochgewinn.
Sey mir gebenedeit!

O schlüg' in jeder Brust
Ein Menschenherz!
Du mischest in die Thränen Lust,
Versüßest Gram und Schmerz.

Du lässest fröhlich ruh'n,
Du sonnst den Blick,
Und, was wir heute Gutes thun,
Ist morgen unser Glück.

Beseelig' immer neu,
Wohlthätigkeit!
Bis ich hinüberschlummre, sey
Dir Herz und Hand geweiht!

Hs.

Beschreibung des Hochzeitfestes von Vazir Alli, Sohn des letztverstorbenen Nabobs von Aude.

(Aus dem Asiatic annual Register 1806.)

Man kann sich in Europa unmöglich einen Begriff von der ungeheuern Pracht und Verschwendung machen, die an den Höfen der indischen Fürsten herrschten, ehe noch die Engländer die Länder derselben unter ihre Botmäßigkeit gebracht hatten. Es wird daher nicht unangenehm seyn, hier eine kurze Beschreibung von diesem Hochzeitfeste zu finden, die in einem Briefe von Ludw. Ferdinand Smith an den Herausgeber des oben genannten Journals enthalten ist.

Ich bin kürzlich nebst mehrern meiner Landsleute zu dem Hochzeitfeste von Wazir Alli, ältestem, wirklichem oder angeblichem Sohne von Asuf updowla, Nabob von Aude, in dessen Residenz Lucknow wir damals eben anwesend waren, eingeladen worden. Ich sage mit Fleiß: seinem wirklichen oder angeblichen Sohne, denn obgleich Asuf updowla funfhundert der schönsten Frauenspersonen aus Indien in seinem Serail besitzt, so wird doch allgemein versichert, daß er keine andere als angenommene Kinder hat. Die Anzahl von diesen beläuft sich auf 60, nämlich 32 Söhne und 28 Töchter. Um sie ihm zu verschaffen, werden schwangere Frauen gekauft, die im Serail niederkommen müssen. Wird ein Sohn von ihnen geboren, so läßt man sogleich alle Kanonen abfeuern, und in der ganzen Stadt öffentlich bekannt machen, daß ein Nabob auf die Welt gekommen ist. Ist es aber ein Mädchen, so wird das Ereigniß mit Stillschweigen übergangen, denn das weibliche Geschlecht wird in diesem Lande blos für ein Meubel, für eine Zierrath des Harems gehalten, und die Geburt desselben ist daher nicht interessant genug, um gefeyert zu werden. Der Vater weiß aus seinem eigenen Betragen, was für ein Schicksal auf seine Töchter wartet. Er weiß, daß sie blos reichgeschmückte Sklavinnen seyn, daß sie ihr ganzes Leben hindurch in dem Harem eingeschlossen bleiben, und es niemals, oder höchstens um von Zeit zu Zeit bey einer andern Frau einen Besuch abzustatten, verlassen werden, und daß sie niemals andere Mannspersonen, als ihre Tyrannen, außer nur durch die Gitterfenster ihres Kerkers, sehen dürfen.

Der Bräutigam, dessen Hochzeitfest wir beywohnen sollten, war 13 Jahre alt, sehr garstig und von einer schwarzen Gesichtsfarbe. Die Braut war erst 10 Jahre alt, und wo möglich noch schwärzer und häßlicher. Wir begaben uns der Einladung gemäß gegen Abend an Hof. Unsere Gesellschaft bestand aus 4 Damen und 12 Herren, und man hatte uns zu diesem Ende Elephanten, die mit reichen Decken behängt waren, zugeschickt. Der Nabob hatte in der Ebene nahe bey der Stadt mehrere Zelte aufschlagen lassen, von welchen die zwey größern aus den allerschönsten Baumwollen-Zeugen verfertigt, mit buntfarbigen Streifen von den allerfeinsten englischen Tüchern besetzt, und mit seidenen Schnüren befestigt waren. Jedes von diesen Zelten war 120 Fuß lang und 60 Fuß breit; die äußern Wände waren 20 und der Mastbaum 60 Fuß hoch. Beyde zusammen genommen kosteten 5 Lack Rupien oder mehr als 300,000 Reichsthaler. In dem einen derselben waren Gitterfenster für die Frauenspersonen aus dem Serail des Nabobs und denen der vornehmsten Personen des Landes angebracht. Das andere war zu unserm und der vornehmsten Gäste Empfange bestimmt, und gegen demselben über befand sich ein Pavillon, der aus dem feinsten englischen Tuche verfertigt, und von sechzig langen, massiv versilberten Stangen getragen wurde. Seine Länge betrug 100 Fuß und seine Breite eben so viel.

Als wir ankamen, wurden wir von dem Nabob auf die höflichste Art empfangen; er führte uns in das eine große Zelt, wo wir ungefähr eine Stunde ausruhten. Der Nabob war vom Kopf bis auf die Füße mit Juwelen bedeckt, deren Werth sich wenigstens auf 2 Millionen Pfund Sterling (12 Mill. Rthlr.) belief. Hierauf verließen wir das Zelt, und begaben uns in den Pavillon, der durch zweyhundert äußerst prächtige europäische Armleuchter von Silber, durch eben so viele andere Leuchter, die sämmtlich zum Schutze gegen den Luftzug unter buntfarbigen Glasglocken standen, und durch mehrere hundert Wandleuchter von dem nämlichen Metall erleuchtet war. Diese zahllosen Lichter, deren Schein durch die große Menge von Spiegeln zurückgeworfen und vermehrt wurde, verbreiteten eine blendende Helle. Hundert junge reichgeschmückte Mädchen tanzten in dem Pavillon, und sangen dabey persische und indische Lieder.

Um 7 Uhr des Abends stellte sich auch der Bräutigam ein, der so sehr mit Juwelen überladen war, daß er sich kaum bewegen konnte. Hierauf stiegen wir wieder auf unsere Elephanten, um uns in einen großen, eine kleine halbe Stunde entlegenen Garten zu begeben. Der Zug dahin gewährte einen majestätischen Anblick. Er bestund aus mehr als 1200 Elephanten, die mit den reichsten Decken belegt, und wie ein Regiment Kavallerie in zwey Reihen geordnet waren. In der Mitte derselben gingen hundert besonders große Elephanten, die ganz mit Silber überdeckt zu seyn schienen, und Thürme, oder sogenannte Houdas, auf dem Rücken trugen. In dem Mittelpunkte befand sich der Nabob auf einem ungeheuer großen, ganz mit Goldstoff überdeckten Elephanten, der einen mit massivem Goldblech beschlagenen Thurm trug, an welchem die Nägel sämmtlich mit Edelsteinen bedeckt waren. Rechts von ihm ritt der englische Resident an seinem Hofe, und links der junge Wazir Alli. Die übrigen Engländer, Herren und Damen, so wie die vornehmen Personen des Landes, schlossen sich auf beyden Seiten an den Zug an.

Von den Zelten bis in den Garten hatte man auf beyden Seiten des Weges von Bambusholz Bastionen, Thürme, Tempel u. dgl. erbaut die sämmtlich mit bunten Lampen erleuchtet waren, was einen äußerst schönen Anblick gewährte. Auf beyden Seiten des Zuges, etwas vorwärts vor den Elepdanten, tanzten junge, prächtig gekleidete Mädchen auf Altanen, die von Männern getragen wurden, und mit Gold- und Silberstoffen bis auf die Erde herab überhängt waren. Auf jedem Altan befanden sich zwey Tänzerinnen und zwey Musikanten, und auf jeder Seite des Zuges waren ungefähr hundert solcher Altane. Auf dem ganzen Wege wurden auf beyden Seiten beständig Feuerwerke abgebrannt, und außerdem wurden noch vor dem Zuge dreytausend Fackeln von Männern getragen, so daß durch alles

dieſes zuſammen genommen die ſonſt ſehr dunkle Nacht in den hellſten Tag verwandelt wurde.

Der Zug ging äuſerſt langſam vorwärts, um die Feuerwerke bequem mit anſehen zu können; wir brauchten zu der kleinen halben Stunde Wegs zwey volle Stunden Zeit. Als wir endlich an dem Thore des Gartens anlangten, ſo ſtiegen wir von den Elephanten herab, und begaben uns in den Garten. Er war mit einer zahlloſen Menge papierner Laternen von allen möglichen Farben, die an den Aeſten der Bäume hingen, erleuchtet, und in der Mitte deſſelben befand ſich ein groſes beſonders dazu aufgeführtes Gebäude, in das wir geführt wurden. Der unermeßlich groſe Saal war mit einer im ſtrengſten Verſtande unzählbaren Menge von ſilbernen Arm- und Wandleuchtern, und mit den koſtbarſten engliſchen Kronleuchtern erleuchtet. Hier wurde der Geſellſchaft eine im höchſten Grade ſchwelgeriſche und ausgeſuchte Mahlzeit aufgetragen, die zum Theil in europäiſchen, zum Theil in indiſchen Gerichten, und in den ſeltenſten Früchten, Weinen und Konfitüren beſtand. Hundert der ſchönſten Tänzerinnen ſangen dabey frohliche Lieder, und beluſtigten die Geſellſchaft durch Aufführung ihrer landesüblichen Tänze.

Auf dieſe Art verſtrich uns die Zeit auf eine ſehr angenehme Art bis zum Anbruche des Tages; alsdann begaben wir uns, erſtaunt und entzückt von allem, was wir geſehen hatten, wieder nach Hauſe. Es war zuverläſſig das allerprächtigſte Feſt, das ich jemals auch nur habe beſchreiben hören. Aber der Nabob ſagte uns auch mit einer Miſchung von Unbefangenheit und aſiatiſcher Eitelkeit, daß Indien niemals etwas Schöneres geſehen hätte, noch ſehen würde. Das Feſt wurde übrigens drey Nächte hintereinander ganz auf die nämliche Art, und mit derſelben Pracht und Verſchwendung wiederholt, und die Koſten deſſelben ſollen ſich auf mehr als 300,000 Pf. Sterl. (1,800,000 Rthlr.) belaufen haben.

Bemerkungen über den Aufſatz: „Reiſe nach Rio Berbice in Süd-Amerika" in Nro. 42 des Morgenblattes.

In der obengenannten Reiſebeſchreibung ſind mehrere Irrthümer enthalten, welche Berichtigung verdienen.

Eine Reiſe nach Rio Berbice kann wol nicht eine Reiſe nach Süd-Amerika genannt werden, da R. B. 6 Gr. 10 M. Norder Breite — liegt.

Porto Santo iſt keineswegs unbewohnt; es hat ein Städtchen am Ufer und einen guten Ankerplatz; auch ſind darauf viele Landhäuſer, welche der Vorüberſegelnde deutlich ſieht. P. S. kann wol nicht unbewohnt ſeyn, da es Thatſache iſt, daß dort viele Gemüſe-Gattungen gebaut werden, Federvieh gezogen wird, u. ſ. w., das man nach Madera zum Verkaufe bringt.

Von dem ewigen Schnee auf den Bergen von Madera habe ich keine Spur erblickt, ob ich gleich mehrere Male dort war, und mich einmal 20 Tage auf Madera aufhielt. Im Winter wird allerdings Schnee auf den Bergen, wie auf andern, liegen, aber der Sommer bringt ihn um die Exiſtenz; mit einem Worte, ich habe den ewigen Schnee nicht geſehen.

Daß der Verfaſſer den 13ten Teneriffa, und den 24ten die Linie paſſirte, iſt ſchon an ſich ganz unmöglich. Teneriffa liegt 28 Gr. 13 M. N. B., welches auf den Tag 704 Meilen — 15 auf einen Grad berechnet — beträge, welche der Verfaſſer zurückgelegt haben müßte, wenn man annimmt, daß er gerade nach Süden zu geſteuert wäre, welches indeſſen bey ſeiner Reiſe-Beſtimmung gar nicht anzunehmen iſt, und weshalb alſo die Diſtanz noch gröſer wird. Dieſe Diſtanz kann man ſchwerlich mit einer ſchnellſegelnden Fregatte in ſechs Tagen durchfliegen, noch weniger aber mit einem beladenen ſchwerfälligen Kauffahrer; am allerwenigſten mit Convoi, bey welcher der Schnelle immer auf den Langſamen warten muß.

Daß der Verfaſſer aber die Linie gar nicht paſſirte, wollte ich allenfalls verbürgen, weil er ſie ſeiner Tour gemäß gar nicht paſſiren konnte. Was er die Linie nennt, iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit der Tropus geweſen. Bey dem Paſſiren von dieſem machen die Matroſen auf den nach Weſtindien beſtimmten Schiffen einen ähnlichen Spaß, wie die Oſtindienfahrer beym Paſſiren der Linie. Und dieſer Scherz mag den Verfaſſer zu dem letztern Mißverſtande verleitet haben."

Berlin. Lenhard. *)

Notizen.

Zwey ſehr intereſſante und jedem Freunde des Edeln und Schönen höchſt willkommene literariſche Erſcheinungen ſind dieſer Tage aus den Orelliſchen Preſſen in Zürich hervorgegangen: Der erſte Band von v. Matthiſſons Erinnerungen, und der vierte Band von Jacobis ſämmtlichen Werken. Was die Leſer von dem erſtern Werke zu gewärtigen haben, das ſagt eben ſo kurz und einfach, als kraft- und nachdrucksvoll die von H. H. Füßli, nach von Matthiſſons eigenem Auftrage, abgefaßte Vorrede. Dieſer zufolge wurde der noch ſo anſpruchloſe Titel des Werks bereits alles in ſich faſſen, wenn nämlich von Erinnerungen eines Mannes die Rede iſt, den Deutſchland ſchon lange nicht blos unter ſeine klaſſiſchen Schriftſteller, ſondern in jeder andern Rückſicht unter die Edelſten ſeines Volks zählt. Wer wie der Verfaſſer, von ſeinen Jünglingsjahren an bis zum männlichen Alter in den mannigfaltigſten Verhältniſſen, ſo viele Menſchen und Dinge mit hellem Blicke geſehen, mit weiſem Gleichmuthe erfahren und mit nie befangenem Scharfſinne geprüft hat, der

*) Hr. Lenhard iſt, nach dem Hrn. Einſender dieſer Berichtigungen, für deren Mittheilung wir ihm recht ſehr danken, ein in Berlin lebender Amerikaner, ein praktiſcher Seemann, und dabey ein wiſſenſchaftlich gebildeter und zuverläſſiger Mann. Red.

wird seinen Zeitgenossen und Nachkommen, meist zu ihrer Belehrung, zur Bildung ihres Geschmackes, zur Veredlung ihres sittlichen und ästhetischen Gefühls, bisweilen auch zu ächter Belustigung, doch immer nur Wissenswürdiges zu erzählen bemüht seyn. Alle seine Anschauungen werden das Gepräge der Nüchternheit, so wie seine, von Meinungen und Schulen ganz unabhängigen, Urtheile den Stempel strenger Gerechtigkeit und zugleich der menschenfreundlichsten Duldung tragen. So wird man auch durchaus die hier gefällten Urtheile finden. Sie sind aber auch überdies noch mit der bey der Prose des Verfassers längst anerkannten eignen Würde, in durchaus verständlicher Kürze, in der Sprache ausgedrückt, welche noch allein die Deutsche genannt zu werden verdient, seitdem so viele andere, zum Theil nicht unberühmten Namens, dieselbe durch Ueberbildung entehrt haben. Mehrere der im Jahre 1802 in einer zweyten verbesserten Auflage erschienenen Matthissonschen Briefe sind ihrem wesentlichen Inhalte nach mit diesem ersten Bande der Erinnerungen verwebt, wo denn der Leser mit Erstaunen bemerken wird, wie viel jene, ihrer schon damaligen Vorzüglichkeit ungeachtet, in dieser gänzlich neuen Umarbeitung noch gewonnen haben. Der vorliegende Band erhält: 1) Der große Bernhardsberg. 2) Die Felsenkuppe von Mayenne. 3) Darstellungen aus Frankreich. 4) Feyer des Wiedersehens auf dem Schlosse Bodmer. 5) Vaterländische Besuche. Unter den Aufschriften: Seefahrt nach Kopenhagen; Wanderung nach dem Stockhorne; die borromäischen Inseln; Reise von Lausanne nach Aosta; acht Tage in Paris; acht Tage in den Alpen; Wallfahrt nach der großen Karthause bey Grenoble, soll in den drey folgenden auf Michaelis dieses Jahrs und Jubilate 1811 erscheinenden Bänden eine Reihe Aufsätze von dem anziehendsten Inhalte nachfolgen; und unter dem Titel: Fragmente aus Tagebüchern und Briefen, das Werk sich mit dem Bedeutendsten von allem schließen. — Die Fortsetzung von Jacobis Werken enthält nebst mehrern kleinen Liedern, Episteln und andern Gedichten drey größere Stücke: Rekir und Zulima, eine Erzählung nach Raphael. den Tod des Orpheus, ein Singspiel in drey Aufzügen, und die Wallfahrt nach Compostel, ein Lustspiel in einem Aufzuge. Auch diese Sammlung macht neuerdings den lebhaften Wunsch rege, daß die Götter dem edeln Greisen sein den feinsten unter den Grazien und den liebenswürdigsten unter den Musen geweihtes Leben noch lange fristen mögen, auf daß ihm vergönnt sey, ein Werk zu vollenden, dessen sich auch noch die späteste Nachwelt, wie nur weniger seines Gleichen erfreuen wird.

Es ist allerdings an dem, daß, wie einige öffentliche Blätter melden, Hr. Dr. und Hofrath Horner einen neuen und sehr vortheilhaften Ruf nach Petersburg als Astronom der Marine erhalten hat; seine Vaterstadt nährt jedoch die angenehme, und, wie Referent glaubt, gegründete Hoffnung, daß er nichts desto weniger seinen hier auf sich genommenen Engagements getreu bleiben werde.

H l.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 7 April.

In einem hiesigen Blatte (der preußische Hausfreund) nennt ein Ungenannter die rohen Kaffebohnen ein Mittel wider das Fieber, und will die Wirkung derselben an sich und andern erprobt haben. Merkwürdig ist dieser Umstand darum, daß der Prof. Grindel in Dorpat schon früher die Kraft der Kaffebohne in Heilung der Fieber preis. Wenigstens wäre es der Mühe werth, daß Sachkundige ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand wendeten, und ihre Beobachtungen der Publicität übergäben, um so mehr als frühere chemische Untersuchungen die Aehnlichkeit in den Bestandtheilen der China und der Kaffebohnen ahnen lassen. Jener Ungenannte, der im Hausfreunde Fieberkranken ein Heilmittel ankündigt, räth, die Bohnen zu trocknen, und das Pulver Theelöffelweise zu nehmen. Nach seiner Behauptung reichen in der Regel zwey Loth dieses Pulvers hin, den Kranken von seinem Uebel zu befreyen. Kinder und schwache Kranke sollen das Mittel als Decoct nehmen.

Am Mittwoch fand hier ein Pferde-Wettrennen (im Geschmack der Englischen) statt. Der Major von Stöffel, und der Lieutenant von Eckarhstein ritten von hier nach Potsdam und zurück. Der Major gewann den Preis von 60 Friedrichsd'or, indem er der erste am Ziele, und in 2 Stunden und 19 Minuten 3 Postmeilen geritten war. Das Pferd des Lieutenants soll das Opfer der Wettlust geworden seyn.

Hr. Robertson stieg am Sonntage vor einer zahllosen Menge von Zuschauern — von welchen jedoch nur wenige sich in dem Cirkel, wo man bezahlte, befanden — im Garten der Thierarzney-Schule mit seinem Ballon in die Lüfte. Ball und Goudel waren ungewöhnlich klein, und Hr. Robertson bewerkstelligte seinen Aufstug mit geringen Kosten. Im Momente des Aufsteigens fürchtete man deshalb für ihn, als er an den Zweigen der Pappeln, welche den Platz einschließen, hängen blieb; aber schon nach einer Minute war er wieder los, und flieg nun unaufhaltsam bey einem frischen Ostwinde zur Höhe; die genommene Richtung wurde stets durch herabgeworfene Blätter (mit Gedichten in französischer und deutscher Sprache) bezeichnet. Ungefähr 2½ Meilen von hier, bey Seegefeld unweit Spandau, ließ er sich wieder zur Erde nieder. Komisch genug glaubten die Landleute in seiner Erscheinung Zeichen und Wunder zu sehen. Als er nämlich über eine Wiese hinschwebte, wo er keine Ankerstelle fand, erblickten die Landleute die ungewohnte Gestalt, und ihre Furcht ließ sie mehr als das wirklich Vorhandene sehen, denn sie eilten zum Gutsherrn, und erzählten ihm: es fahre auf der Wiese ein großer Wagen mit feurigen Rossen einher, der wahrscheinlich mit Krieg, Pestilenz oder theurer Zeit beladen sey. Der Gutsbesitzer sah indessen die Sache aus einem andern Gesichtspunkte; er eilte nach der Wiese, half dem Aeronauten seinen Ballon in Sicherheit bringen, und nahm den Gast freundlich bey sich auf, der dann am folgenden Morgen wieder hier ankam.

Chronostichon.

PAX, AVE!
MARTIS TV VICTRIX,
LVDOVICA,
VIVE!

Logogriph.

Ich streite für klassischen reinen Geschmack;
Ich geißle für dummen Schadernack,
Ein juvenalischer Richter,
Und lehrend spottender Martial,
Dich, scribelndes stolzes Gelichter;
Mich kennt, wer mein textes Zeichen stahl,
Als Lust- und Trauerspiel-Dichter.
Und, raubt noch das mittelste Zeichen ihr,
So ziemt der Vernünftigen Huldigung mir.

Auflösung der Logogriphen in No. 102: Virtus, virus. Cephalus, Bucephalus. Phoebe, Hebe.

Nro. 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. Mai, 1810.

— Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte redneriſch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt.
v. Schiller.

Bruchstücke zur Literatur- und Sitten-Geschichte Frankreichs, seit der höhern Ausbildung der Sprache, und der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes.

Corneille und seine Zeitgenossen.

Die dramatischen Werke nehmen in der französischen Literatur einen verhältnißmäßig weit größern Raum ein, und werden besonders von den Kunstrichtern und Kritikern als eine weit wichtigere Sache behandelt, als bey andern Völkern. Nach diesem einzelnen Theile der gesammten Dichtkunst beurtheilen die Franzosen hauptsächlich die Literatur andrer Nationen, und die Unregelmäßigkeit der ältern englischen und der meisten deutschen Trauerspiele ist die Hauptursache der ungünstigen Urtheile, welche in Frankreich so oft über die gesammte Literatur dieser Völker gefällt werden. Diese Ansicht hängt mit dem Zustande der Gesellschaft in Frankreich genau zusammen; da sich die höhere Klasse derselben beynahe ganz in Paris concentrirt, und sich in den Theatern gleichsam in vollständigem Ausschusse persönlich versammelt, so ist die Wirkung eines Kunstwerkes, welches dieser Versammlung genußbegieriger und gebildeter Richter vorgelegt wird, ungleich größer als in andern Ländern, wo die Liebhaber getrennter leben, und oft mehr Genuß am stillern häuslichen Lesen andrer Geisteswerke finden. Man muß sich daher um so weniger über den Einfluß wundern, welcher den ersten etwas vollkommern Theaterstücken, die hier erschienen, zugeschrieben wird. Der große Kunstrichter Laharpe nennt diesen Einfluß den schönen Tag, den Corneille über Frankreich leuchten ließ, und Voltaire sagt: der große Condé, der bey den Meisterwerken des großen Corneille weint, bezeichne eine der merkwürdigsten Epochen des menschlichen Geistes.

Was die Ausbildung des französischen Trauerspiels ganz besonders begünstigen mußte, war, daß es hauptsächlich auf die Nachahmung des griechischen gegründet wurde. Schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts und im Anfange des 16ten waren mehrere griechische Stücke ins Französische übersetzt, jedoch nicht gespielt worden. Aber gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts dichtete Jodelle eine Cleopatra und eine Dido mit Chören nach griechischer Art, die er, weil die damals privilegirten Schauspieler der heiligen Mysterien und Moralitäten sie nicht spielen wollten, selbst mit einigen der besten Dichter seiner Zeit in Gegenwart Heinrichs II und seines Hofes mit dem größten Beyfalle aufführte. Der König gab ihm dafür 500 Thaler aus seiner Sparkasse, und bald nachher nahmen sie die Schauspieler, denen das Parlament die fernere Vorstellung der heiligen Mysterien verboten hatte, auf ihre Bühne auf. Im J. 1554 ließ la Peruse eine aus dem Seneca übersetzte Medea vorstellen, die auch vielen Beyfall fand. Doch hatten diese Stücke und die ihnen zunächst nachfolgenden noch wenig Geist und Handlung, sondern bestanden großentheils aus langweiligen Konversationen, und der Styl war ein Gemisch von Ronsards hochtrabenden barbarischen Versen und von frostigen Wortspielen in dem damaligen italienischen

Geschmacke. Die erste etwas regelmäßiger und besser geschriebene französische Tragödie war Mairets Sophonisbe, die nur sieben Jahre vor dem Cid gespielt wurde, aber von diesem noch himmelweit entfernt war.

Nichts glich dem Enthusiasmus des Publikum bey der Erscheinung dieses Meisterwerks, als die Wuth, in welche es die auf den Verfasser eifersüchtigen Dichter seiner Zeit, an deren Spitze sich der Minister Richelieu selbst stellte, versetzte. Eine spanische Armee vor den Thoren von Paris hätte nach Fontenelles Ausdruck die Thätigkeit des Kardinals nicht mächtiger aufregen können. Die eben gestiftete Akademie wurde aufgefordert, das Stück zu kritisiren; sie that dies mit einer Unparteylichkeit und Anerkennung der Vorzüge des Dichters, womit Richelieu höchst unzufrieden war, das Publikum hingegen fand die Akademie noch viel zu streng und verdoppelte seine Beyfallsbezeugungen; in manchen Gesellschaften wurde der Ausdruck „schön, wie der Cid" eine Art von Sprüchwort. In der That zeigte sich hier zum Erstenmale in der französischen Dichtkunst eine natürliche Darstellung der Leidenschaften, ein wohldurchgeführte Fabel und eine Sprache voll einfacher Schönheit und schwulstloser Erhabenheit. Corneille hatte schon vorher eine Medea gedichtet, die aber bey weitem nicht dieselben Vorzüge besaß. Auf den dem spanischen Dichter Guilano de Castro nachgeahmten Cid folgten die Horazier, welche dem Genie Corneilles noch eigenthümlicher angehörten, und worin er anfing, jene erhabene Größe der Römertugenden und Römerseelen zu schildern, die Niemand tiefer gefaßt und schöner ausgedrückt hat, als er. Cinna vereinigte hohe moralische Schönheiten mit einer regelmäßigern Fabel, obgleich von dieser letztern Seite alle Stücke dieses Dichters nicht ganz tadellos genannt werden können. Die religiösen Gefühle, worauf sich die Katastrophe des Polyeuktes gründet, waren dem damaligen Zeitgeiste angemessener als dem jetzigen, und erregten gleichfalls ein lebhaftes Interesse. Rodogune spannt, besonders im letzten Aufzuge, die tragischen Gefühle des Mitleids und des Schreckens aufs höchste, und wurde von dem Dichter selbst allen seinen übrigen Werken vorgezogen. Der nachher erschienene Heraclius ist zu dunkel und verwickelt, und schließt die Laufbahn der bessern Stücke dieses früh abnehmenden Genies. Unter den spätern zeichnen sich noch Nicomedes und Sertorius aus; die andern sind unter aller Kritik, und die Ungleichheiten des Styls, selbst in den bessern seiner Werke, veranlaßte Moliere zu sagen, daß Corneille einen eigenen Spiritus familiaris habe, der ihm oft die schönsten Verse diktire, ihn aber alsdann wieder unglaublich tief sinken lasse. Merkwürdig ist die Uebereinstimmung, die in dieser Rücksicht zwischen den Gedanken und dem Ausdrucke herrscht; wo jene würdig und erhaben sind, da wird es auch dieser; wo die Ideen gemein und platt werden, sind auch die Worte niedrig und oft lächerlich. Wer nie an poetischen Enthusiasmus geglaubt hätte, müßte sich bey Lesung dieses Dichters davon überzeugen, besonders da man außerdem weiß, daß derselbe im persönlichen Umgange nicht nur still und melankolisch, sondern sogar ungeschickt und ohne Lebhaftigkeit der Ideen war, und selbst seine Verse sehr schlecht herlas oder hersagte. Uebrigens hat sich die Sprache seit Corneille sehr verändert, und man findet selbst in seinen besten Werken viele veraltete Wörter und Wendungen. Es ist daher doppelt lehrreich, ihn mit Voltaire's Commentar zu lesen, der seine Schönheiten enthusiastisch anpreist, aber, zum großen Aergerniß der leidenschaftlichen Liebhaber des ersten Gründers des französischen Trauerspiels und derjenigen Dichter, die sich gern Entschuldigungen für ihre Nachlässigkeit offen behielten, keinen seiner Fehler verschweigt. Selbst Fontenelle, der Neffe und partheyische Lobpreiser Corneilles, rief einst, als man ihm einige schlechte Verse desselben, ohne den Verfasser zu nennen, hersagte, aus: „welcher Ronsard hat diese barbarischen Zeilen geschrieben?" Ihr Herr Oheim, antwortete man dem beschämten Kunstrichter. Besonders in Schilderungen der Liebe ist Corneille weit von jener Zartheit Racines entfernt, und sein Mangel an Weltkenntniß macht ihn sogar zuweilen in ziemlich unschickliche Ausdrücke versinken. Seinen Zeitgenossen blieben die meisten seiner Fehler verborgen, weil noch keine bessere Beyspiele da waren. Ein Beweis des großen Ruhms, den er genoß, waren die vielen Wohlthaten, die er vom König und andern Großen empfing; der Schatzmeister Montauron schenkte ihm für die bloße Zueignungsschrift seines Cinna 10000 Livres.

Derselbe Dichter schrieb auch zwanzig Jahre vor Moliere die erste gute Komödie, den Lügner, der zwar von nicht sehr lebhaftem dramatischem Interesse, aber doch über alles vorher Erschienene sowol an Erfindung als an Sprache weit erhaben ist. Auch dichtete er zuerst einige mit Gesang und Maschinenwerk verbundene Stücke, und gründete so die Oper, die nachher Quinault vervollkommnete.

Die Lebensart Corneilles war sehr einfach; er war ein schlechter Hofmann, und scheint überhaupt mehr auf sein Jahrhundert gewirkt zu haben, als dieses auf ihn. Als Freund, Gatte und Vater war er sehr schätzbar, und von sehr gutmüthigem, obgleich etwas aufbrausendem Karakter. Sein zwanzig Jahre jüngerer Bruder, von dessen vielen Trauerspielen nur zwey, der Graf Essex und Ariadne ein bleibendes Verdienst zeigten, der aber in den schönen Künsten sehr viele theoretische Kenntnisse hatte, und ein gutes Lexikon derselben geschrieben hat, lebte mit dem ältern in großer Einigkeit. Er hatte eine gleichfalls zwanzig Jahre jüngere Schwester der Frau seines Bruders geheirathet, und sie lebten zusammen in derselben Haushaltung und in ungestörtem Hausfrieden bis an den Tod des ältern im J. 1684. (Er war im J. 1606 geboren.)

Unter den Zeitgenossen Corneilles, die auch für die tragische Bühne arbeiteten, verdienen besonders Rotron und Durper genannt zu werden; jener hatte schon vor Corneille einige Theaterstücke geschrieben, aber das Einzige, das sich erhalten hat und wahre Schönheiten enthält, Venceslas, erschien erst nach den ersten Meisterwerken jenes Vaters der Kunst. Durper schrieb eine große Menge von Trauerspielen, von welchen aber nur Scävola und Alcyonee einiges Verdienst haben; sein Styl ist voll lächerlichen Schwulstes und geschmackloser Ziererepen.

Der Leichenfeind.

(Fortsetzung.)

Veränderte Gesinnung.

Emmas Liebe zu dem Stadtschreiber, welche niemals unmäßig und zügellos gewesen war, wollte nun vollends weder hinten noch vorne mehr zulangen. Hinten langte sie nicht, um ihr den unausstehlichen Haarzopf zu verbergen, von dem sich der Mann nicht trennen mochte, und vorne ließ sich die Tabakspfeife nicht mehr zudecken, die ihm in jeder geschäftlosen Stunde wie ein krankhafter Auswuchs am Munde hing. Seiner Figur nicht einmal zu gedenken, an der ihr ästhetisches Auge von jeher viel zu kritisiren hatte. Selbst die in zwey frühern Abschnitten enthaltenen vernünftigen Gründe für das Heirathen überhaupt, und für die Verbindung mit dem Stadtschreiber insbesondere, fingen ihr an etwas unvernünftig zu erscheinen, und das Bild des Officiers, welches ihrem Geiste überall Gesellschaft leistete, brachte sie schon einmal auf den Gedanken, ihren Vater so etwas von der Abnahme ihrer Neigung zur Ehe merken zu lassen.

Der aber fuhr sie schön darüber an. „Damit komm mir nicht wieder" sagte er: „Denkst Du, daß man, wenn man mit iemand sich so weit eingelassen hat, sein Wort gradezu, ohne alle Ursache, zurücknehmen könne? Oder hast Du Ursachen?"

Darauf schüttelte sie langsam und schwerfällig ihr Köpfchen denn wenn sie auch Ursachen hatte, so wußte sie doch, daß ihr Vater keinen Sinn für ihre Ursachen gehabt hätte.

Der Stadtschreiber merkt etwas.

Der Tabaksrauch, worein der Syndikus und der Stadtschreiber sie Abends oft zu verhüllen pflegten, fing nun an, ihr gewaltig zuwider zu werden. Auch dehnten sich ihr die Sonn- und Festtage, die ihr Bräutigam allezeit mit ihr zubrachte, so lang und breit, als ob eine zehnjährige mißliche Ehe ihnen vorausgegangen wäre.

Selbst von den Promenaden mit ihm machte sie sich los, so oft sie konnte, weil es ihr jetzt selber vorkam, als ob der oder jener sich über ihn etwas Lächerliches in's Ohr zischelte. Ausser dem Umgange mit Amtsraths Mathilden, welche das Wohlgefallen der Braut an dem Bräutigam auch nicht sehr beförderte, waren die Bälle noch ihre einzige Erholung.

Der Stadtschreiber merkte aus allen Umständen, daß es die höchste Zeit zu dem Schritte nach dem Altare mit ihr werde, und traf zu Emma's Leidwesen alle Anstalten dazu. Um ihre Mädchenlaunen, wie er es nannte, nur zu vertragen, versäumte er in der letzten Zeit weder Ball, noch Konzert, noch Deklamatorium, und hatte in der That durch den Rausch, in dem er sie damit erhielt, so viel gewonnen, daß sie sich in ein Schicksal zu ergeben schien, dem nun einmal schwerlich zu entrinnen war.

Die Invaliden.

Zu nicht geringem Vergnügen der Einwohner hatten die Truppendurchmärsche endlich aufgehört. Jetzt aber wurden einige Wagen solcher angesagt, welche durch den Krieg untauglich für den Krieg geworden waren.

Das Mitleid der Stadt lief ihnen bis vor das Thor entgegen, und die Barmherzigkeit der Rathsmitglieder nahm sich ihrer besonders an. Seither hatten nämlich diese Mitglieder ihre schönen Häuser mit der Einquartirung verschont und dazu tausend Gründe gehabt. Aber das unablässige Gerede der Einwohner darüber war gar zu laut geworden, daher der Rath vor einiger Zeit in einer bey verschlossenen Thüren gehaltenen Sitzung auf einmal den Muth gefaßt hatte, seine tausend Gründe alle an den Nagel zu hängen, und beym nächsten Durchmarsche Soldaten in seine Häuser zu nehmen.

Daß dieser in Invaliden bestand, gefiel freylich dem Syndikus durchaus nicht, weil Invaliden hinfälliger, als andre, zu seyn pflegen. Indessen glaubte er doch, daß der Himmel so viel Gnade für ihn haben werde, und den Offizier, der auf ihn kam, nicht in der Nacht grade, die er in seinem Hause zubrachte, würde zur Leiche werden lassen.

Bedenkliche Umstände.

Um zu dem bösen Spiele gute Miene zu machen, stellte sich der Syndikus an die Hausthür. Aber der schöne Reisewagen, der auf sein Haus zugefahren kam, hatte keinen tröstlichen Inhalt. Eine junge Dame, die neben dem Invaliden saß, grüßte zwar freundlich; auch sah der Wundarzt, welcher ihr heraushalf, nicht sehr barbarisch aus, aber es waren doch zwey Personen mehr, als der Quartierzettel besagte. Der Syndikus schien daher eben diesen wehmüthig mit dem dreyfachen Gastgeschenke zu vergleichen, und seine Achsein wegen Mangels an hinreichendem Gelaß in die Höhe ziehen zu wollen, als der Blick des todtenbleichen Kranken, welcher auf des Wundarztes Geheiß in's Haus getragen wurde, so voller Zorn auf den armen Wirth fiel, daß dieser gänzlich verstummte. Erst als die Träger mit dem Patienten hinein waren, sagte er dem Manne, der sich als Wundarzt ankündigte, in's Ohr: „Der Herr wird doch nicht etwa gar in meinem Hause sterben wollen?"

„Ich denke wohl nicht," antwortete der Wundarzt, „und behalte mir vor, in einigen Minuten mehr darüber mit Ihnen zu sprechen."

Die Gäste eilten hierauf in ihre Zimmer. Der Syndikus sah ihnen mit starren Augen nach, ließ dann die Arme an den Leib herunter und den Quartierzettel auf das Pflaster fallen und wiederholte mit einem Blick zum Himmel des Wundarzts Worte: „Ich denke wohl nicht!"

Könnten Sie mir kein hübsches Mädchen zuweisen?

Er stand noch da, um über diesen zweydeutigen Text nachzusinnen, als der Wundarzt zurückkam, und sagte: „Ihre Einrichtung, Herr Syndikus, ist ganz scharmant, und wir sind alle zufrieden. Sie müssen wissen, daß die Dame des Herrn Lieutenants Schwester ist, welche auf die Nachricht seiner Verwundung sogleich herzueilte, um des Bruders Pflege selbst zu übernehmen."

Und dies verhielt sich auch wirklich also, was ich darum hier besonders versichern will, weil ich aus guten Gründen fürchten muß, daß der Wundarzt der Wahrheit nicht immer so treu bleiben werde.

„Aber mein Gott" rief der Syndikus, „er wird doch nicht etwa sterben?"

„Nein, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich glaube schwerlich. Die Wunden an sich wären gar wenig bedeutend, wenn sein Zustand nicht durch ein Seelenleiden fast unheilbar würde. Er hat sich nämlich kurz vor dem Kriege in ein Mädchen verliebt, das ihr Vater schon früher an einen andern versprochen hatte. Jetzt hört und sieht nun der Kranke nichts mehr, als dieses Mädchen, und ich glaube, daß wir beyde gewonnen Spiel hätten, wenn irgend ein ähnliches Mädchen in der Stadt zu bewegen wäre, sich bey ihm einzustellen. In seiner fortdauernden Fieberphantasie würde er unfehlbar die Fremde für seine Geliebte halten, wenn sie dieser nur etwas ähnelte, und ich meines Orts würde durch den Geist auf seine körperlichen Uebel zu wirken im Stande seyn. Herr Syndikus eine Gewissensfrage: „Könnten Sie sie mir kein hübsches Mädchen für den Offizier zuweisen?"

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 26 April.

Die 13 Medaillen, welche J. Maj. der Kaiserinn nach der Trauungs-Ceremonie überreicht wurden, waren auf diese Feyerlichkeit von den HH. Andrieux Galle und Jouannin geschnitten worden. Sie stellen auf der Vorderseite die Köpfe beyder MM.; auf der Rückseite die ganzen Gestalten derselben vor, wie sie in römischem Kostüme sich bey einem Altare die Hand geben. Diese Medaillen ahmen die bey den Hochzeiten der römischen Kaiser geprägten Münzen nach. Derselbe Gegenstand befindet sich auch auf den goldenen und silbernen Medaillen von der Größe eines Centimes, die am Tage nach der Trauung auf den öffentlichen Plätzen ausgeworfen wurden.

Von der Kaiserinn erscheinen immer noch neue Porträte in Kupfer; man sieht schon mehr als 20 von verschiedenen Künstlern; aber auch nicht eins ist ähnlich. Das von Demoyers kommt der Aehnlichkeit noch am nächsten. Im Palais Royal findet man aber vom Mahler Senty ein Miniatur-Gemählde ausgehangen, welches ganz vorzüglich ist; aber der Künstler will es nicht verkaufen, und auch keine Kopie davon machen.

Der erste Tag von Longchamp war ein herrlicher Sommertag; die beyden folgenden verdarb eine regnerische rauhe Witterung. Am 20ten soll sich der Kaiser mit der Kaiserinn in Longchamp eingefunden haben. Es scheint, daß die Art Volksbelustigung, welche am ersten Tage eine Polizey-Person, von zahlreichen Civilbeamten, alle in gestickten Kleidern und zu Pferde, umgeben, eröffnet, nach und nach eingehen werde.

Unter den schon erwähnten neuen Moden sah man auch einige Spencer von rothem und schwarzem Sammt wieder zum Vorscheine kommen, aber auf eine besondere Art gemacht; rückwärts werden sie in Bauschen zusammengeknüpft. Die Damen tragen häufig Halbstiefeln von rosenfarbem oder blaßgelbem Maroquin; die Schuhe der Männer sind dafür übertrieben und ausgeschnitten, und die Schnallen sitzen beynahe auf den Zehen. Der weibliche Putz im großen Staate richtet sich ganz nach dem Hofe; lange schmale Schleppemäntel von himmelblauem gestreiftem Sammt, amerika-grünem oder immortelle-farbenem Atlasse. Letztern Namen erhielt seit Kurzem die helle Amarauthen-Farbe. Die Tocks mit breiten Blättern von geschlagenem Gold und Silber, und Gaze mit Flittern, sind noch immer Mode; die Kämme mit Diamanten und Perlen aber sind durch Guirlanden von Frühlingsblumen ersetzt, die ziemlich in die Stirn hineinragen. In weniger geputzten Zirkeln lassen die Röcke der Damen ein Drittheil des Fusses sehen. Unter den leichten Sommerstoffen ist vorzüglich sogenannte Schweitzee-Leinwand beliebt, die von ferne durchbrochnen Musselin mit durchscheinender rother Folie ganz einzig nachahmt.

Man spricht von einer bevorstehenden Vermählung der Herzoginn von Montebello mit dem Marschall Macdonald, Herzog von Tarent.

Der geschickte Bildhauer Chaudet ist am 19ten d. M. gestorben. Er war nach Compiegne berufen, nebst andern Künstlern, um verschiedene Arbeiten auszuführen. Als er hinkam, fand er bereits einen andern mit dem Brustbilde der Kaiserinn beauftragt, und dieser Umstand soll so heftig auf seine zarte Organisation gewirkt haben.

Kotzebues alte Geschichte von Preußen wird eben ins Französische übersetzt; aber ein Stück von ihm, welches unlängst auf dem Theater der Kaiserinn gegeben wurde, les Indiens genannt, erhielt wenig Beyfall und viel Gezische; und die Kritiker, die sich noch immer seiner Erinnerungen aus Paris erinnern, haben ihn in ihren Feuilletons hart mitgenommen. Komisch war die Art, daß ein Schauspieler, als man nach der Aufführung den Namen des Verfassers verlangte, ihn mit folgenden Worten nannte: Mons. Kozebue, un allemand. Auf demselben Theater wurde eine kleine Komödie von Pain und Dümersan: Encore une partie de chasse, ou un tableau d'histoire, mit Beyfall aufgenommen. Es ist eine Anspielung auf die bekannte Anekdote, wo der Kaiser in eine Bauernhütte tritt, in welcher er als Zögling der Militär-Schule öfters Milch genommen hatte, und die Besitzerinn den hohen Gast erkennt. Ein junger Mahler, in die Tochter verliebt, zeichnet die Scene, und erhält dadurch die Hand des Mädchens.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1810.

Nro. 9.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen ist erschienen:

Europäische Annalen 1810. 4s St.

Inhalt.

I. Statistische Würdigung des österreichischen Kaiserthums nach dem Frieden von Wien.
II. Pabst und Kaiser im neunzehnten Jahrhundert.
III. England im Jahre 1809.
IV. Anmerkungen zu der Schrift: Bemerkungen über die unmittelbaren Ursachen der Dynastie-Veränderung und der Insurrektion in Spanien, im 1. u. 2. Stück.

Das Porträt der

Kaiserinn Königinn Marie Louise

ist bey mir erschienen. Es ist nach dem ähnlichsten Wiener Porträt sehr schön gestochen. Der Preis ist 16 Gr. sächs. Bey Bestellungen auf mehrere Exemplare erhält man verhältnißmäßigen Rabbat.

Leipzig. A. Kühnel.

Ankündigung
für
Forstmänner und Botaniker.

In unserm Verlage wird von Ostern dieses Jahres an heftweise in gr. 4. erscheinen:

Abbildung der deutschen Holzarten für Forstmänner; herausgegeben von Friedrich Guimpel, mit Beschreibung derselben von C. L. Wildenow.

Dieses Werk soll die Abbildung und Beschreibung aller in Deutschland (von der Nord- und Ostsee bis an die hohen Alpen, so wie von dem Rhein bis zur Weichsel) wildwachsenden Bäume und Sträucher, sauber in Kupfer gestochen und nach der Natur ausgemahlt enthalten, und aus zwey Bänden, jeder circa von hundert Kupfertafeln mit dazu gehörigem Text, bestehen. Die Abbildungen sind nach der Natur, unter Aufsicht des Herrn Professor und Ritter Wildenow, von Herrn Guimpel (durch seine Abbildungen zum Hortus Berolinensis schon als ein vorzüglicher Pflanzenmahler bekannt) verfertigt. Sie enthalten von jeder Art einen blühenden Zweig, Zergliederung der Blume und Frucht und genaue Abbildung der Knospe. Der Text ist nach dem Linneischen System abgefaßt, und enthält eine zweckmäßige Beschreibung, die richtige lateinische und deutsche Benennung, alle in Deutschland gebräuchliche Namen, Standort, Boden, Nutzen und Art der Fortpflanzung. Auf die richtige und genaue, bisher wirklich verabsäumte Kenntniß dieser Gewächse kommt viel an, und wir hoffen den Forstmännern und Liebhabern der Dendrologie durch Herausgabe dieses Werks, an dem wir keine Kosten sparen werden, ein recht brauchbares Geschenk zu machen, da, nach dem Urtheile sachkundiger Männer, bisher noch keines vorhanden war, was ihren Wünschen entspräche.

Jedes Heft von 6 Tafeln nebst Text (deren jährlich 3 bis 4 erscheinen sollen) wird für den sehr billigen Preis von 1 Rthlr. 12 gr. Courant in allen Buchhandlungen zu haben seyn, welche auch schon jetzt Bestellungen darauf annehmen. Berlin, im März 1810.

Schüppel'sche Buchhandlung.

Die von dem National-Institute zu Paris gekrönte, kürzlich herausgekommene Preisschrift des Hrn. Oelsner erscheint zur bevorstehenden Ostermesser bey Varrentrapp und Wenner in Frankfurt a. M. in einer deutschen Uebersetzung unter dem Titel:

Von den Wirkungen der Religion Mohameds während der drey ersten Jahrhunderte nach ihrer Gründung auf den Geist, die Sitten und die Regierung der Völker, bey denen diese Religion eingeführt worden ist. Mit Zusätzen des deutschen Herausgebers.

Die Zusätze, welche sich sowol in dem Text, als auch in den Noten eingeschaltet finden, sind aus einer Handschrift des Verfassers genommen, die zur Grundlage der Ausarbeitung der Preisschrift diente, in welcher jedoch manche treffliche Stellen um der engern Grenzen willen weggelassen werden mußten. Diese Uebersetzung wird daher vor der französischen Urschrift bedeutende Vorzüge haben.

Neue Verlagswerke
von Wilh. Rein in Leipzig.

Amaliens Strick-Käſtchen, oder: Anweiſung zum Petinett-Entoillagen- und Spitzen-Stricken; eine Sammlung von dreißig feinen durchbrochenen Strick-Muſtern. 1809.

Dieſes äußerſt ſaubere Werkchen verdient gewiß auf den Toiletten kunſtfleißiger Damen einen Ehrenplatz. Die niedlichen Muſter ſind auf zwölf Karten ſehr fein geſtochen, und die dabey befindliche Beſchreibung zeichnet ſich durch Faßlichkeit aus. Es iſt unſtreitig eins der nützlichſten und geſchmackvollſten Geſchenke für Damen. Verfaſſerinn und Verleger haben nichts geſpart, ihm die möglichſten Vorzüge zu ertheilen.

Walcheren, in geograph. ſtatiſt. und militäriſcher Hinſicht betrachtet. Nebſt Bemerkungen über die Urſachen, welche die Engländer beſtimmt haben, dieſe Inſel wieder zu räumen. 1810.

Dieſe 11 Bogen wichtigen Inhalts verdanken wir einem ehemaligen preußiſchen Officiere, der in franzöſiſche Dienſte trat, und unter dem ſogenannten Yſenburgſchen Regimente auf Walchern diente. — Ueberall beurkundet ſich der Mann vom Metier, und der aufmerkſame einſichtsvolle Beobachter. In Hinſicht der Darſtellung mag man wol dies Werkchen eine Muſterſchrift nennen: auch der Laye iſt bald mit dem Verf. auf der in Hinſicht der Politik ſo wichtigen, in Hinſicht der Geſundheit ſo verderblichen Inſel heimiſch. — Da Walcheren noch immer ein merkwürdiger Punkt für den gegenwärtigen großen Kampf der beyden Nationen iſt, ſo ſind dieſe mit Unparteilichkeit und Ruhe verfaßten wenigen Bogen von hohem Intereſſe für jeden, der mit Aufmerkſamkeit die Welthändel verfolgt.

Glorwina, das wilde Mädchen in Irland, von Miß Sidney Owenſon. Aus dem Engliſchen, überſetzt von dem Verf. des Romans Heliodora. Drey Bändchen. 1809.

Glorwina iſt im höhern Sinne des Worts eine Dichtung von ſeltenem Intereſſe, und zeichnet ſich ſo ſehr von alltäglichen Erſcheinungen in der ſchönen Literatur aus, ſowol in Hinſicht der Fabel und Kompoſition, als der Karakterſchilderung und der Darſtellung, daß wir mit gutem Gewiſſen behaupten können: wer ſie nicht geleſen hat, entbehrt eines hohen Genuſſes. — Unſre kritiſchen Blätter (unter andern die mit dem Morgenblatte vereinigte Ueberſicht der neueſten Literatur 1809 No. 9) haben dieſem ſchönen Werke der reinſten und blühendſten weiblichen Phantaſie die vollſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Flüchtige Bemerkungen auf einer Reiſe von St. Petersburg über Moskwa, Grodno, Warſchau, Breslau nach Deutſchland im Jahre 1805. In Briefen von G. Reinbeck. Zwey Theile, mit einem Titelkupfer. 1806.

Dieſes Werk hatte das ungewöhnliche Schickſal, daß alle öffentliche Blätter den Titel für zu beſcheiden erklärten; und alle ſtimmen darin überein, daß es zur innern Kenntniß des Ruſſen und ſeiner Verhältniſſe den reichſten Beytrag liefere, und zwar in einem obgleich freymüthigen, ſo doch würdigen Tone, der das Gepräge der Wahrheitsliebe unverkennbar trage. Auch wurden fremde Nationen bald aufmerkſam darauf. Der berühmte däniſche Gelehrte Malte-Brun nahm es ſehr ausführlich in ſeine zu Paris erſcheinenden Annales de Voyages auf; es wurde ins Holländiſche überſetzt, und unſre geleſenſten Blätter nahmen häufig Bruchſtücke daraus auf. — Die Darſtellung eignet es dabey ganz zu einem ſehr unterhaltenden Leſebuche, ſelbſt für Damen, welche, wie Ref. aus eigener wiederholter Erfahrung weiß, ein beſonderes Intereſſe daran finden.

Erzählungen von G. Reinbeck. Enthalten 1) Eitelkeit, Unſchuld und Liebe. 2) Schwärmerei. 1809. (Nebſt einem Kupfer und Muſik.)

Das Talent des Verfaſſers als erzählender Dichter iſt bekannt und allgemein anerkannt. Alle unſre kritiſchen und andre Tageblätter haben dieſe Erzählungen mit dem größten Lobe angezeigt, und daß eine ſolche Uebereinſtimmung für den Werth eines Werks entſcheidend iſt, leidet wol keinen Zweifel. Eine reine, flieſſende, blühende Diction bey der ſchwerern Kunſt der Kompoſition und dem ächtdramatiſchen Talent, die Geſtalten zu beleben, ſind die Vorzüge, die man dem Verfaſſer einſtimmig zugeſteht, und wir fügen noch aus Ueberzeugung hinzu: Reinheit des Herzens und der Phantaſie, wodurch ſich die Schriften dieſes Verfaſſers ganz ausgezeichnet dazu eignen, eine Lieblingslings-Lektüre des ſchönen Geſchlechts zu ſeyn.

(Mit Vergnügen zeigen wir vorläufig an, daß in der bevorſtehenden Meſſe ein neues Bändchen Erzählungen und Novellen unter dem Titel: Winterblüten von Hrn. Prof. Reinbeck in obiger Verlagshandlung erſcheinen wird.)

Schauſpiele von G. Reinbeck. 1) Graf Raſowsky, oder: Nicht alles iſt falſch, was glänzt. 2) Herr von Hopfenkeim, nach Moliere.

Das erſtere Schauſpiel — ein (ächtes) ruſſiſches Sittengemälde in 4 Aufzügen, gelangte zuerſt in Berlin auf die Bühne und erfreute ſich dort, in Breslau und wo es nur gegeben ward, des größten Beyfalls. Es iſt unſtreitig eines der vorzüglichern Erzeugniſſe unſrer dramatiſchen Literatur, beſonders in Hinſicht der Karakter-Darſtellung und des Dialogs. — Das zweyte Schauſpiel iſt eine Faſtnachts-Poſſe in 4 Aufzügen nach Monsieur de Pourceaugnac frey bearbeitet, und wurde von einem Goethe werth gefunden, in Weimar auf die Bühne gebracht zu werden. Es iſt der reine harmloſe Muthwille, der ſich darin ausſpricht, und was im beliebten Rochus Pumpernickel Witziges und Komiſches ſich vorfindet, iſt (allerdings mit vielen elenden langweiligen Zuſätzen) — nicht unmittelbar von Moliere, ſondern — von Hrn. Reinbecks Bearbeitung entlehnt. Auf das Zwergfell wirkt es unwiderſtehlich, und würde — mit einiger Milderung des überſprudelnden Muthwillens, mit der es auch nachmals auf der Weimarer Bühne gegeben wurde — gewiß auf jedem Theater Glück machen.

Bey Samuel Flick in Baſel iſt ſo eben erſchienen und an Buchhandlungen verſandt worden:

Geiſter und Geſpenſter in einer Reyhe von Erzählungen dargeſtellt. Ein nothwendiger Bey-

trag zu des Herrn Hofrath Jungs gen. Stilling Theorie der Geisterkunde. 2 Bände, 8. Preis 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl.

Seit einem Jahrhundert machten würdige Männer es sich zum angelegenen, ehrenwerthen Geschäft, den Wahn- und Aberglauben zu bekämpfen, die Thorheit des Glaubens an Gespenster und an Geister, welche sinnlich auf den Menschen zu wirken vermöchten, zu erweisen. Ihre Bemühungen waren nicht ganz ohne Erfolg. Hier und da hellte sich der Nebel wirklich auf; und wenn auch nicht gleich die ganze lebende Generation von der Sonne der Wahrheit erleuchtet wurde, so waren doch schöne Hofnungen für die aufkeimenden Geschlechter vorhanden. Regierungen und Pädagogen wetteiferten seit mehrern Dezennien rühmlich zur Verbesserung des öffentlichen Unterrichts, dem sichersten Mittel, den Verstand künftiger Geschlechter aufzuhellen. Einen wesentlichen Triumph hatte die Vernunft bereits erkämpft: beynahe seit einem Menschenalter loderte kein Scheiterhaufen mehr, und Unglückliche wurden nicht mehr der Unwissenheit und dem Aberglauben als Hexen oder Zauberer zu Opfern geschlachtet. — Allein ein Mann, dessen frühere Schwärmerey im Alter bis zur Selbsttäuschung zu steigen scheint, hätte beynahe das ganze Werk wieder zernichtet, indem er Meinungen wieder in Umlauf, ja sogar in ein förmliches System brachte, die der helle Menschenverstand allmählig abgestreift hatte. Der badische geheime Hofrath Stilling nämlich setzte seinen bisher geäußerten Schwärmereyen die Krone auf durch seine Theorie der Geisterkunde, ein Buch, welches unendlich mehr schadete, als eine Menge anderer Bücher vorher nützten, die zur Bekämpfung des Aberglaubens geschrieben worden waren. Mehrere aufgeklärte Regierungen verboten zwar diese schädliche Ausgeburt der höchsten Schwäche, doch meist erst, nachdem sie zu allgemein verbreitet war.

Dem Einfluß jenes Werks entgegen zu arbeiten sowol, als um dem Publikum ein nützliches und zugleich unterhaltendes Buch in die Hände zu bringen, das besonders auch die nachtheiligen Folgen entkräften sollte, welche bey einem großen Theil der Menschheit schon von der Wiege an durch Ammen- und Kindermärchen in unsern Köpfen bewirkt worden sind, bewogen einen rühmlich bekannten deutschen Gelehrten zur Herausgabe dieses hier angekündigten Buchs, über das er selbst folgende Rechenschaft ablegt. „Die meisten dieser Erzählungen sind aus einem Werke entlehnt, welches der preußische Feldprediger, Herr Wagener, unter dem Titel:

die Gespenster

vor verschiedenen Jahren herausgab, das wegen seiner Vortreflichkeit in einem kurzen Zeitraume mehrere Auflagen erlebte. Wegen seines hohen Preises aber ist dieses Buch nicht so allgemein bekannt und verbreitet worden, als es verdient hätte, weshalb ich glaubte, daß ein Auszug aus demselben so nützlich als eben jetzt zeitgemäß seyn würde. Ich habe daher die merkwürdigsten Geschichten aus Hrn. Wageners Buch ausgewählt und nach meiner Weise erzählt, wobey ich den doppelten Zweck hatte, sie allgemeiner verständlich vorzutragen, als dieses zuweilen im Original geschieht, dabey auch sie abzukürzen und von dem Wunderbaren zu entkleiden, das Hr. Wagener oft in die Darstellung verwebt. Beygefügt habe ich etliche Gespenstergeschichten aus eigener Erfahrung, so wie auch die bekannt gewordene Aufklärung einiger, welche Herr Jung erzählt, und sie als wichtige Beweise seines Glaubens aufstellte."

So entstund diese, von 6 Bänden auf zwey reduzirte, interessante Sammlung wahrer Begebenheiten, wobey Personen, Zeit und Ort des Vorfalls, jedesmal mit der gewissenhaftesten Genauigkeit angegeben sind, damit dem Aberglauben auch nicht der mindeste Spielraum gelassen werde.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Deutsche Anthologie oder Auswahl deutscher Gedichte von Opitz bis auf unsere Zeit; ein praktisches Handbuch zum Gebrauch junger Freunde der vaterländischen Dichtkunst. 2 Bde. gr. 8. Halle, Hemmerde. 3 Rthlr. 12 gr.

Da es an einer ganz zweckmäßigen Dichtersammlung zum Gebrauch in obern Klassen der Schulen, so wie zum Selbststudium junger Leute bisher noch fehlte, so glauben wir durch die Anzeige dieser in unserm Verlage erschienenen Anthologie von der Hand eines Schulmannes und in diesem Fache längst bekannten Literators dem Publikum einen Dienst zu thun. Das Werk liefert von 200 deutschen Dichtern auserlesene Proben, die entweder den Karakter der Verfasser und ihrer Zeit aussprechen, oder in ästhetischer und moralischer Hinsicht hohen Werth haben; es liefert sie — gegen die Unsitte der neuern poetischen Sammlungen — in ihrer wahren Gestalt nach dem ächten Text, wie er aus der Hand der Verfasser ausging; es sorgt durch die große Mannigfaltigkeit der Stücke für das Vergnügen der Leser sowol als ihre Belehrung, und bietet zu Sprach- Geschmacks- und Deklamations-Uebungen reichhaltigen Stoff dar. Ein kritischer und erklärender Kommentar, der besonders erscheint, wird den zweckmäßigen Gebrauch des Werks erleichtern.

Wir erbieten uns, bey unmittelbarer Bestellung einer Anzahl von 4 und mehrern Exemplaren und bey freyer Einsendung des Betrags das Exemplar für 2 Rthlr. 14 gr. abzulassen.

Hemmerde und Schwetschke
zu Halle.

Neue Musikalien, welche im Verlag der Breitkopf- und Härtelschen Musikhandlung in Leipzig erschienen sind.

Für Violin, Violoncell ꝛc.

Baillot P., 3me Concerto p. Violon. (F dur) Op. 7. 1 Thlr. 12 Gr.

Beethoven L., v. 6me Sinfonie pastorale arr. en Sestetto p. 2 Violons, 2 Violes et 2 Violoncelles arr. p. M. G. Fischer. 2 Thlr.

Melliant (de), Fantaisie p. la Lyre ou Guitarre. 6 Gr.

Riotte P. J., 3 Quatuors p. 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op. 21. 2 Thlr. 12 Gr.

* Romberg, Andr. 3 Quatuors p. 2 Violons, Vla et Violoncelle. Op. 7. 4me Suite des Quatuors (nouv. édition) D. E. C, dur. 2 Rthlr. 12 Gr.

* — 2me Concerto p. le Violon. Op. 8. (C dur) 1 Rthlr. 12 Gr.

* — Rondeau à la mode de Paris p. Violon princip. av. acc. de l'Orchestre. Op. 10. 1 Thlr.

* Romberg And. Quatuor brillant p. 2 Violons, Viola et Violoncelle. Op. 11. (A dur) 16 Gr.
* — Bern. Fantaisie p. le Violoncelle av. acc. de 2 Vlons, Alto, Basse, Flute, Hautbois, Clar. et Basson. Op. 10. (D dur) 1 Rthlr.
* — Ouverture à gr. Orchestre (nouv. édit.) Op. 11 (D dur) 1 Rthlr. 12 Gr.

Für Blasinstrumente.

Dulon L. Caprices p. une et 2 Flutes. Op. 4. 16 Gr.
— 3 Duos p. 2 Flutes. Op. 5. 1 Thlr.
— 3 Duos p. Flute et Viola. Op. 6. 1 Thlr. 8 Gr.
Dressler R. 3 Duos concert. pour 2 Flutes. Op. 3. 1 Thlr. 8 Gr.
Hugot A. 3me Concerto p. la Flute. (E moll) 1 Thlr.
— 4me do. la do. D dur. 1 Thlr. 12 Gr.
Tuch H. G., Harmonie pour 2 Clarin. 2 Cors, 2 Bassons et 2 Hautbois non obligés. Op. 22. 16 Gr.

Für das Pianoforte.

Beethoven L. v. Sonata quasi Fantasia. Op. 27. Liv. 1. 2. à 12 Gr.
— 2 Trios av. Violon et Vle. Op. 70. No. 1. 1 Thlr. 12 Gr.
— 2 do. do. — 2. 2 Thlr.
Cramer, J. B., 4 Divertissemens consistant en Marches, Andante et Walses. 16 Gr.
— Suite ou 2me Partie des Etudes pour Piano. 2 Thlr. 16 Gr.
Dussex, J. L., gr. Sonate. Op. 35. No. 3. 16 Gr.
— gr. Sonate. Op. 43. 1 Thlr.
— Nottvrno pour Pforte et Violon, av. un Cor ad libitum. Op. 68. 1 Thlr.
Dumonchau, C., 3 Sonates et 3 Fugues dans le style de Mozart, Haydn etc. Op. 30. 1 Thlr. 8 Gr.
Fischer, M. G., Sonate à 4 ms. Op. 12. 1 Thlr. 12 Gr.
Geiineck, Abbé. Variations s. l'air: J'ai de la raison etc. Jugend ist ein Gut. Op. 27. 12 Gr.
Göpfert, C. A., 16 Anglaises, Eccossoises et Walses. 8 Gr.
— 8 Walses avec Code. 8 Gr.
Lindemann, D., 6 Walses, 6 Eccossoises, 2 Angloises, 2 Quadrilles et 1 Polonoise. Liv. 2. 12 Gr.
*Louis, Prince de Prusse, grand Trio av. Violon et Violoncelle. Op. 10. 1 Thlr. 12 Gr.
* — Larghetto varié av. accomp. de Violon, Alto, Violoncelle et Basse obligés. Op. 11. 1 Thlr. 12 Gr.
Pollini, Fr., Caprice et Variations sur un thème de Viotti. 12 Gr.
Riotte, P. J., Thème (Canon) av. Variations. Op. 21 10 Gr.
*Romberg, A., 3 Sonates av. Violon obligé. Op. 9.
Schneider, Fr., gr. Concerto. Op. 18 (C dur) 2 Thlr. 12 Gr.
Steibelt, D., Pianoforteschule (franz. und deuts.) 2 Thlr. 12 Gr.
— 12 Exercices tirées de la Methode. 1 Thlr. 12 Gr,
— 3me Concerto. (F dur.) Op. 35. 2 Thlr.
— gr. Sonate avec Violon obligé. Op. 79. 12 Gr.
— do. do. Op. 80. 16 Gr.
— do. do. Op. 81. 1 Thlr.
— Fantaisie avec 9 Variations sur une walse russe. 16 Gr.
— Fantaisie avec 6 Variations sur Bellsaire. 20 Gr.
— Fantaisie avec des Variations sur le clair de Lune de Lina ou le Mystère. 16 Gr.
Steibelt, D., Fantaisie militaire et Variations sur l'air de la Sentinelle. 12 Gr.
— Fantaisie sur les couplets militaires de Virtuosi ambulanti. 12 Gr.
— Fantaisie avec Variations sur un air des Mystères d'Isis. 16 Gr.
— Variations sur un air favori de l'Op. Leonce. 12 Gr.
— Airs du Ballet de la fête de l'Empereur. 16 Gr.
— Les Papillons, Rondo. 16 Gr.
— 6 Sonates avec Violon obligé. Op, 27. No. 4 1 Thlr. 4 Gr.
Tomascheck, W. J., Quatuor avec Violon, Vla, et Bass. Op. 22. 1 Thlr. 12 Gr.
Sterkel, Trio p. Pianoforte, Violon et Violoncelle. Op. 47. (A dur) 1 Thlr.
Wölfl, J., gr. Marche. 6 Gr.

Für Gesang, mit oder ohne Begleitung.

Abeille, L., Lieder und Elegieen von Mathisson mit Begleitung des Pianoforte. 20 Gr.
Danzi, F., 8. Volkslieder von Schubart. 16 Gr.
Haydn, J., der Versöhnungstod, Cantate für 4 Singstimmen mit Begleitung des Orchesters aus 6 Adaglos arrangirt v. F. A. Schulze, Partitur. 2 Thlr.
— Motette, f. 4 Singstimmen mit Begleitung des Orchesters (des Staubes eitle Sorgen). Partitur. 1 Thlr.
Jenisch, A., das Gebet Christi von Witschel für 4 Singstimmen mit Begleitung des Orchesters. Partitur. 1 Thlr.
— Dasselbe im Klavier-Auszug. 12 Gr.
Riel, J. F. G., Gesänge mit Begl. des Pianoforte. 1 Thlr.
Righini, Tigranes, Oper, mit italienischem und deutschem Text, im Klavierauszuge von M. G. Fischer. 3 Thlr.
Sutor, Lieder f. 2 Tenor- und 2 Bassstimmen. 1s Heft 16 Gr.
Schneider, F., 12 dreystimmige Gesänge für 2 Tenöre und Bass. 16 Gr.
Schreiber, D. Chr., 12 Balladen und Lieder für Gesang und Pianoforte. Op. 3. 20 Gr.

Die mit * bezeichneten Werke haben wir aus dem Werkmeisterschen Verlage an uns gebracht.

Rüge.

Das zweyte Heft des dritten Jahrgangs der „Heidelbergischen Jahrbücher der Literatur für Medicin und Naturgeschichte" enthält eine Beurtheilung meiner Abhandlung: Ueber die Natur und Heilung der Lungenschwindsucht, welche Kritik der Aufschrift zufolge von einem gewissen Hrn. Loos herrührt. Ich bin zwar weit entfernt, mich durch die hämische Sprache, welche in derselben herrscht, für beleidigt zu halten; aber die Bemerkung muß ich mir erlauben, daß der ganze Inhalt dieser sogenannten Recension klar darthut, daß Hr. Loos meine Schrift weder ganz gelesen noch verstanden habe. Wäre es der Mühe werth, gegen Hrn. Loos eine Lanze zu brechen, so würde ich die Belege zu meiner Behauptung dieser Rüge beyfügen. Ich begnüge mich aber, nur die Herausgeber der Heidelberger Jahrbücher darauf aufmerksam zu machen, daß ein Mitarbeiter, der sich, wie Hr. Loos, erlaubt, einem Autor ganz falsche Ansichten unterzuschieben, und andere geflissentlich zu entstellen, ihrem literarischen Institut wenig Ehre bringen kann. Stuttgart, im April 1810.

Hofmedikus D. Storr.

Nro. 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. Mai, 1810.

Hohee Genuß der Schöpfung, wenn wie, von des Denkens
Feuee entflammt, sie empfinden, sie erblicken,
Höeen, staunen vor ihr!
Diesen Genuß eehebt uns beynah, wer uns darstellt,
Schöpfung, wie du dich dem Sinne, dich dem Geiste
Offenbarest.

Klopstock.

Naturhistorische Miszellen aus Descourtils Reisen.

1.

Kaum ist in St. Domingo die Sonne untergegangen, so kommen die Mosquitos, Maringouins, Scolopender, Krabbenspinnen, Chiquas, Scorpionen u. s. w. in ungeheurer Menge aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und quälen die Einwohner die ganze Nacht hindurch. Dies ist besonders in den Ebenen, und am meisten in solchen Plantagen der Fall, die in der Nähe eines Flusses oder an der Küste gelegen sind. Dagegen werden in den Mornes oder Gebirgs-Gegenden, die Chiqua (Pulex penetrans) vielleicht ausgenommen, wenig oder gar keine von diesen beschwerlichen Insekten bemerkt.

2.

Die Scorpionen halten sich besonders in wurmstichigem Holze unter der Schaale, oder an feuchten Oertern, unter Badewannen, Wassergefäßen u. s. w. auf. Sie scheinen paarweise zu leben, wenigstens hat Descourtil zwischen männlichen und weiblichen Scorpionen eine gewisse Anhänglichkeit bemerkt. So ward z. B. ein männlicher Scorpion eines Tages in einer Badewanne erdrückt, und am folgenden Morgen lag der weibliche neben ihm, und dergleichen mehr. Bey Scorpionenstichen ist besonders das flüchtige Alcali von großer Wirksamkeit.

3.

In St. Domingo gibt es eine Krabbenspinne, die bey einigen Schriftstellern unter dem Namen Phalange vorkommt, und 7 Zoll 10 Linien lang ist. Ihr Stich scheint nur zuweilen tödtlich, in den meisten Fällen wird er durch Eau de Luce u. s. w. ohne Schwierigkeit geheilt. Das Gift, welches die Spinne dabey fahren läßt, sieht gerade wie Eyweiß aus, coagulirt sich aber auf der Stelle, so daß es sich reiben läßt. Die Neger vermischen es mit einer gleichen Quantität Wachs, und machen Pillen daraus, die bey Schmerzen von hohlen Zähnen ganz vortrefflich sind. Diese Krabbenspinne hat übrigens eine solche Stärke, daß sie selbst junge Perlhühner bezwingen kann, und in der Wuth sogar starke Stiefeln durchsticht. Die Schweine sind sehr begierig nach diesen Spinnen, und verzehren sie ohne alle Gefahr.

4.

Eine andere Merkwürdigkeit von St. Domingo ist die kleine grüne Eidechse, die alle Eigenschaften des Kamäleons hat. Wenn man diesem artigen Thierchen eine Prise Schnupftaback in den Mund steckt, so stirbt es auf der Stelle, während sein glänzendes Grün durch eine Menge Nüancen in das Kapuziner-Braun übergeht. Man kann diese Eidechse aber augenblicklich wieder lebendig machen, sobald man ihr etwas Sauerampfer-Saft einflößt. Beyläufig noch die Bemerkung, daß das Pulver von verbrannten Eidechsen ebenfalls bey Zahnschmerzen gute Dienste thut.

5.

In mehrern Gegenden von St. Domingo sind die Wege mit der Mimosa pudica bedeckt. Beym Darüberreiten bleiben also noch lange nachher große röthliche Furchen darin zurück. Bemerkenswerth ist es, daß sich diese Mimosen

auch zusammenziehen, sobald man nur die Hand dagegen bewegt (also auch ohne eigentliche Berührung), daß dieses Zusammenziehen aber durch kein Fächeln mit einem Fächer u. s. w. bewirkt werden kann.

6.

Die Jagd ist auf St. Domingo beständig offen, weil es so viel und so mancherley Wild auf dieser Insel gibt. Vorzüglich lebhaft und glänzend aber ist sie in der Regenzeit, weil dann die Wasservögel in ungeheurer Menge vorhanden sind. Man glaube indessen ja nicht, daß die Jagd auf St. Domingo so angenehm ist als in Europa. Im Gegentheile, sie ist mit großen Mühseligkeiten verknüpft. Einmal sind wenig oder gar keine Hunde vorhanden, weshalb man also Negerknaben zu diesem Dienste brauchen muß. Zweytens sind die Gebirgsgegenden so steil und unwegsam, daß man die Fährte nur mit großer Mühe verfolgen kann. Drittens muß man in der Ebene häufig durch Lachen und Moräste waten, was besonders bey der Wasserjagd unvermeidlich ist u. dgl. — Ich werde noch einige Details über die Lebensart und die Jagd verschiedener Thiere hinzufügen, und hoffe, daß man das Ganze nicht ohne Interesse lesen wird. Fischer.

Der Leichenfeind.

(Beschluß.)

Erläuterung.

Erst als der Vorschlag heraus war, merkte der Wundarzt wie seltsam er sich ausgedrückt hatte, und verbreitete sich daher zu seiner Entschuldigung weitläufiger über die gänzliche Hinfälligkeit des Patienten und darüber, daß auch der Anstand dadurch nicht im mindesten verletzt würde, weil des Kranken Schwester keinen Fuß aus dem Zimmer setze. Vielleicht, fügte er hinzu, vielleicht hätte der Syndikus entweder selbst Töchter, oder doch weibliche Verwandte, die zu dem edlen Zwecke tauglich wären; auch könnte er sicher darauf rechnen, daß, wenn sein Mittel anschläge, sich nicht nur die reichen Aeltern des jungen Mannes äußerst dankbar für die Erhaltung ihres Sohnes zeigen würden, sondern auch alle Zeitungen und Intelligenzblätter seinen Namen unter die Wohlthäter der Menschheit setzen sollten.

Das letztere schmeichelte dem Syndikus ungemein, denn um einen wohlfeilern Preis schien ihm der Ruhm im Auslande gar nicht erreichbar.

Anerbieten.

„Ich hätte selbst eine Tochter" sagte der Hauswirth.

„Allerliebst! — Nur fragt sich's" — setzte der Wundarzt bedenklich hinzu, „ob sie auch der Geliebten meines Kranken nicht allzuwenig gleich kommt. Hat sie z. B. ganz dunkles Haar?"

„Leider nicht. Vielmehr ganz hellgelbes."

„Vortreflich! Denn das ist die Farbe. Aber klein von Statur, nicht wahr?"

„Ach leider braucht sie zu jedem Kleide eine Elle mehr, als ihre Freundinnen."

Excellent! Nun ist alles so ziemlich richtig. Ich überrede meinen Patienten gewiß, daß es die rechte sey, sollte sie auch keine blauen Augen haben, wie das Original."

„Sie hat aber wirklich auch blaue Augen."

„Dann, bester Herr Syndikus, hatte ich die Sache für ganz abgethan, und eile des Kranken Schwester vorzubereiten. — Noch eins „sagte er," lassen Sie Ihre liebe Tochter nichts von dem Plane wissen, weil er ihr bey aller Unschuld anstößig seyn könnte, und schicken Sie sie bald möglichst. Sie selbst indessen bleiben vor der Hand ja zurück. Denn aus den rollenden Augen zu schließen, mit denen Sie mein Patient betrachtete, hat er Sie, wie fast jeden Mann in gewissen Jahren, für den Vater seiner Geliebten angesehen, und eine solche Idee dürfen wir nicht ohne Einleitung in ihm erneuern.

Emma ist verdrüßlich.

Emma, welche eben im Hinterhause mit einer Garnirung für den heutigen Ball alle Hände voll zu thun und darüber von den Ankommenden nichts gesehen und gehört hatte, konnte ihre Unzufriedenheit gar nicht verbergen, wie ihr vom Syndikus gesagt wurde, was über sie beschlossen war. Ein schwärzeres Verhängniß, als den Flug mit einem fröhlichen Tänzer um den andern der Gesellschaft eines unbeweglichen Invaliden aufopfern zu müssen, schien ihr gar nicht ersinnlich.

Um dem Vater seine Grausamkeit in ihrem ganzen Umfange vorzustellen, zeigte sie ihm die Namen der herrlichen Elegants, welche auf ihrer Engagementsliste prangten; aber alles vergebens. Ja, als ihre Einwendungen gar kein Ende nehmen wollten, da erboste er sich dermaßen, daß er sie am Arme zur Thüre hinausführte, und ihr drohend gebot, ihrer Bestimmung ohne Widerrede zu gehorchen.

Auf ihrem langsamen Wege über den Gang in's Vorderhaus zu den unwillkommenen Gästen wußte gar niemand, wie er mit ihr daran war. Joli, der an ihr hinaufsprang, verkannte in der Ohrfeige, die er bekam, die Hand völlig, die ihm sonst so leise, leise den Rücken strich, und die kleine Katze, die sich freundlich an die gütige Gebieterinn hinaufdehnte, lief schüchtern in eine Ecke, um das Füßchen von weitem anzustaunen, mit welchem Emma die Schmeichlerinn äußerst unsanft entfernt hatte.

Erst im Vorsaale fiel dem guten Mädchen ein, daß sie sich doch ein wenig zusammenraffen müsse, und da wickelte sie die silbernen Tropfen, mit denen ihr ganzes Gesicht überzogen war, sorgfältig in das weiße Taschentuch, ehe sie das Zimmer eröffnete.

Ah!

Es fragt sich noch immer, ob es wahr ist, daß Emma beym Hereintreten ein ganz leises Ah! von sich gegeben habe. Das aber kann man mir getrost nachreden, daß der Patient ihr sein leichenblasses Gesicht kaum zugekehrt hatte, als auch schon das ihrige so aussah, als ob es einen ganzen Sommertag lang den drückendsten Sonnenstralen exponirt gewesen wäre; denn selbst seine Todtenblässe konnte ihr nicht verbergen, daß es der nämliche Offizier war, den sie tagtäglich in ihr Gebet geschlossen hatte.

Und die Thränen, welche vom Verdrusse in ihre Augen geführt, und vom Anstand zurückgewiesen worden waren trieb nunmehr das Mitleid mit Macht über Emma's purpurne Wangen.

Man hatte noch kein Wort gesprochen, als die junge Dame, welche am Sopha saß, auf sie zukam und also anfing: „Ihre sichtbare Theilnahme beweist, daß mein Bruder sich nicht verrechnet hatte, als er in diesem Hause das beste Unterkommen zu finden hoffte."

„Wenigstens werde ich nichts versäumen, was ich zu seiner Erleichterung beytragen kann!" sagte Emma mit schwankender Stimme, und wollte noch etwas hinzufügen, als eine große Veränderung sie so betroffen machte, daß sie auf einen schleunigen Rückzug zu denken schien.

Bekenntniß.

„Ihre Verzeihung ist das erste, was ich nöthig habe!" sagte der Patient, wischte den Puder von seinem Gesichte und sprang von seinem Sopha auf.

Emma hielt schon den Griff der Thüre in der Hand, aber der Offizier erfaßte sie noch und rief: „Sie haben mir eben Erleichterung zugesagt!"

„Dem Kranken, nicht dem —"

„Betrüger! meinen Sie. Aber hören Sie, bevor Sie mich verurtheilen. — Sie erinnern sich meines Ausmarsches. Noch hingen die Rosen an meiner Brust, die er mir eindrachte. Der Glückwunsch, worin sie gewickelt waren, bewies mir ihre Geringschätzung des Verlobten, von dem ich ohnehin in Amtsraths Hause manches Nachtheilige erfahren hatte. Mir blieb indessen nichts übrig, als meiner Bestimmung nachzugehen. Doch schon im ersten Gefechte warf mich ein Säbelhieb in's Lazareth. Es fand sich, daß er meinen rechten Arm gelähmt, und mich zum Dienste, wenigstens für einige Zeit, untüchtig gemacht hatte. — Doch auch die Schmerzen der Kur konnten Ihr liebes Bild nicht aus meiner Seele verdrängen, und so wenig Hoffnung ich auf Ihren Besitz fassen durfte, so benutzte ich doch die hiesige Bekanntschaft meines sogenannten Wundarztes, eines sehr aufgeweckten Verwandten, dem Schwesterchen meine Neigung vertraut hatte, zu Nachrichten von Ihnen. Ihr Widerwille gegen den Verlobten erhielt Bestätigung, und da ich so weit hergestellt war, um reisen zu können, läßt mein Freund auch sogleich Wagen und Pferde bestellen, so daß wir mit mehrern Invaliden, welche schon einige Tage früher abgefahren waren, zugleich hier eintreffen konnten. Daß wir in Ihres Vaters Haus einquartirt wurden, dazu war die Vorbereitung leicht gemacht. Uebrigens mußte ich meinem Freunde blinden Gehorsam geloben. In einem Gasthofe nahe vor der Stadt wurde ich nun von Fuß bis zum Kopf wie ein Wickelkind eingepackt, und im Gesichte eingepudert, ohne den eigentlichen Zweck zu wissen. Blos das stellte mir mein listiger Freund vor, daß ich unfehlbar in diesem Zustande mich eher, als in meinem gewöhnlichen, Ihres Umgangs ungestört würde erfreuen können. Da dies einleuchtend war, so ließ ich mir die Maßregel um so lieber gefallen. Ueberdies gebot er mir, Ihrem Herrn Vater bey der Ankunft ein Paar recht finstre Augen zu machen. Und nun sage mir sogleich, wozu das?

„Zu Deinem Besten," antwortete der sogenannte Wundarzt. „Ich habe die Sache und die bekannte Abneigung Ihres Herrn Vaters vor Leichen in seinem Hause bis dahin trefflich benutzt, liebe Mamsell, und denke morgen früh meinem Werke die Krone aufzusetzen. Was meinen Sie, Mamsell, wären Sie wol zufrieden mit mir, wenn ich Ihnen für Ihren überlästigen Bräutigam den Invaliden hier eintauschte?"

Zur Beschleunigung Ihrer Antwort aber ergriff der Invalide ihre Hand mit seiner Hand, und ihre Blicke mit seinen Blicken, und nun mögen meine lieben Leserinnen mir sagen, ob Emma unter solchen Umständen noch länger zürnen konnte über den allerliebsten Betrüger, oder ob sie nicht vielmehr der offenbaren Liebeserklärung, die nun erfolgte, ihr Ohr und Herz leihen, und ob sie nicht vor allen Dingen mit der Schwester des Geliebten Schwesterschaft machen mußte?

Die unruhige Nacht.

Emma hätte auf dem Balle keine stürmischere Nacht verlebrn können, als die war, die sie in ihrem einsamen Bettchen aushalten mußte. Kein Gedanke zwar an Ball und Engagementsliste, denn ihr Köpfchen war viel zu voll von dem Engagement, das sie eben eingegangen war, und von der überaus zweifelhaften Zukunft. Obendrein pochte ihr Herzchen so ungebührlich laut, daß sie in Sorgen stand, der Vater in der Nebenstube möchte es gar hören, und ihm auf die Sprünge kommen. Er schlief indessen ganz ruhig, bis er am Morgen, gerade wie sie eingeschlummert war, von seinem Plagegeiste, dem sogenannten Wundarzte, herausgeklingelt wurde.

Der Syndikus ist in Todesangst.

„Schon abreisen?" fragte der Syndikus mit einer Miene, die deutlich zu erkennen gab, wie gern er sich um diesen Preis die Störung würde gefallen lassen. Aber die Antwort hieß: „Leider nicht! — Ich hatte wol berechnet, daß mein Kranker Ihre Tochter für seine Geliebte halten wür-

de, aber die weitern Folgen nicht genug. Seit Mamsell Emma ihn gestern Abend verlassen, liegt er nun in tollen Phantasien, und will mit ihr auf der Stelle getraut seyn. Keine Vorstellung, nichts hilft dagegen, und wird ihm sein Wille nicht gethan, so stirbt er mir in den ersten vier und zwanzig Stunden."

„Dann bitte ich Sie doch um Gotteswillen, Herr Chirurgus, reisen Sie sporenstreichs mit ihm fort, oder erlauben Sie mir wenigstens, daß ich für ein andres Quartier Sorge trage."

„Wo denken Sie hin, Herr Syndikus? Wir müßten Gewalt gegen den armen Verblendeten brauchen, das aber dieße ihn mit eigner Hand todtschlagen! Und so wenig man auch hoffen darf, ihn durchzubringen, so weiß doch ein so guter Rechtsgelehrter, wie Sie, daß es dem Arzte nicht erlaubt ist, den Tod eines Menschen, auch nur um Augenblicke, zu beschleunigen."

„Aber, mein Gott im Himmel!" rief der Syndikus mit Händeringen auf- und niedergehend.

Guter Rath.

„Da fährt mir eben ein Gedanke durch den Kopf, Herr Syndikus!" Damit faßte ihn endlich der Galgenvogel, im Tone der Hoffnung, rasch beym Arme.

„Nun?" rief der rathlose Rathsherr schnell und etwas weinerlich.

„Aber" fügte der Rathgeber hinzu, indem er die Stimme trostlos fallen ließ, „aber, so durchgreifend auch das Mittel ist, Sie werden sich nicht dazu verstehen wollen?"

„Mein Gott, warum denn nicht? So reden Sie doch nur grade heraus, ich verstehe mich ja zu allem, was mir die verwünschte Leiche ersparen kann."

„Es kostet Ihnen auch in der That nur ein einziges kleines Wort."

„Aber welches denn? Muß ich denn hier erst mit lebendigem Leibe in der Hölle verbrennen, ehe ich das Wort erfahre?"

„Ein Wort an Ihre Tochter. Sie stellen ihr nämlich die betrübte Lage der Sache vor, und beschwören Sie, den Todtkranken sogleich zum Manne zu nehmen."

„Zum Scheine? Was soll das heißen?"

„Im ganzen Ernste vielmehr. Denn eher bis nach der Kopulation getraue ich mir nicht, ihn mit guter Manier aus dem Hause zu bringen."

Unterhandlungen.

„Wie kommen Sie mir denn vor, Herr Chirurgus?" sagte der Syndikus. „Sie wissen vielleicht nicht, daß der Stadtschreiber —"

„O ja. Aber was wird denn dem abgehen, wenn er seine Mamsell Braut vierzehn Tage später, als sogenannte Wittwe, zurück bekommt, und obendrein ein Vermögen von ein funfzigtausend Thaler mehr?"

Die letzte Aeußerung wirkte so auf des Syndikus Hör-Nerven, daß er den Plan nicht übel fand, den er gänzlich billigte, als der Rathgeber ihm von dem Vermögen des Patienten ganz unzweydeutige Beweise gegeben, auch ihm versprochen hatte, daß die Erbeinsetzung seiner Tochter noch vor der Trauung durch ein Testament geschehen solle.

Der Stadtschreiber, welcher sogleich herzu mußte, hatte bey diesen günstigen Aussichten um so weniger Bedenken, da ihm obendrein auf der Stelle einige tausend Thaler für die Abtretung versprochen, und bald darauf die Urkunden darüber vollzogen wurden.

Emma, welche der Wundarzt selbst herbeygeholt und vorbereitet hatte, mußte sich große Gewalt anthun, um ihr entzücktes Herz hinter den Thränen zu verbergen, welche dem Kummer fälschlich zur Last gelegt wurden.

Schluß.

Der Syndikus war herzlich froh, als sich der Kranke bey der Trauung wieder recht gut auf den Beinen erhalten konnte. Am Tage nachher aber, als es zur Abreise kommen sollte, da warfen sich die Neuveredlichten zu seinen Füßen und gestanden alles ein, und des Lieutenants schönes Vermögen bat beynahe noch kräftiger um Vergebung, als das Pärchen selbst.

Der Stadtschreiber wollte freylich Lärm erheben, und auf eine größere Summe für die Abtretung Anspruch machen, als die Gesundheit des jungen Ehemannes so plötzlich hervorbrach; allein seine Stimme verlor jetzt auf Einmal allen Klang, da ein Paar Tage später aus der Residenz ein Befehl einlangte, daß wegen verschiedener grober Ungebührnisse eine Untersuchung gegen ihn unternommen werden sollte.

Als er in der Folge wirklich abgesetzt wurde, so freute sich der Syndikus ungemein, daß ihn der sogenannte Wundarzt so zum Besten gehabt hatte, denn ohne diese Maßregel würde seine jetzt so glückliche Tochter unverdient in sehr verdrüßliche Verhältnisse gerathen seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 7 April.

Am Sonntag Abend war ein großes Konzert im Opernhause. Righinis neues Te Deum, und eine Messe waren die Bestandtheile. So sehr Righinis Komposition excellirt, so hat sie doch einen wesentlichen Fehler, der immer gerügt werden wird. Im Sanctus werden Kanonenschüsse durch Trommelschläge exprimirt, wobey dem Zuhörer wird, wie dem Lustwandler im Sommer, dem plötzlich einige Schneeflocken ins Gesicht fallen. Eben so kontrastirt das Schreyen der Piccolflöten mit dem übrigen erhabenen, frommen Karakter der Musik. Das Konzert war zum Vortheil der deutschen Armen. — Die Einnahme war bedeutend.

In einem am Montage von den HH. Wiesener und Tausch gegebenen Konzerte zeichnete sich die kleine Sängerinn Johanna Eunike im Vortrage eines Rondo von Pär bewundernswürdig aus, und erregte hohe Erwartungen für die Zukunft. Der Harmonikaspieler Hr. Pohl führte auf seinem Instrumente ein Adagio und Thema mit Variationen so wacker aus, daß man ihn der verewigten Kirchgeßner in mehrfacher Hinsicht zur Seite stellen darf.

Demois. Herbst hat ein schwieriges Problem in der Partie der Diana (im Baum der Diana) gelöset. Hier war Margaretha Schick an ihrer Stelle, und man ist jetzt mit Demois. Herbst nicht ganz unzufrieden. Das ist doch erstaunlich viel; ja man geht so weit, zu hoffen: daß die junge Künstlerinn nach einem Jahre vielleicht die verewigte Schick ersetzen werde. Daß diese — in unsern öffentlichen Blättern ausgesprochene — Hoffnung zu stark ist, will Ref. nicht geradezu behaupten, glaubt es aber, was man Niemand wehren kann.

Nro. III.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Mai, 1810.

Wem Selbstgefühl den Busen schwellt,
Der trägt im Inneen eine Welt,
Wo nimmer Stüeme dräu'n.

v. Matthisson.

Zwey Gleichnisse.

(Aus den nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Tübingen herauskommenden Gleichnissen von Caroline Pichler, geb. v. Greiner.)

1. Das Wäldchen.

Nimm mich auf in deine Schatten, hoher schützender Ahornhain! Der Sturmwind brauset durch die Obstbäume des Gartens, die ihm keinen Widerstand zu leisten vermögen, fährt sausend über die Blumenbeete hin, und schüttelt ihren bunten Staub unbarmherzig auf die Erde. Ein unruhiger Aufenthalt! gleich unangenehm, wenn die Sonne des Mittags sengende Strahlen verbreitet, vor denen kein Schatten schützt, und wenn ein stürmischer Westwind auf nassen Fittichen durch die Flueen brauset, wo dann kein dichtbelaubter Baum den Wanderer bedeckt. Aber hier, welcher Unterschied! Unter diesem Laubgewölbe herrscht eine grünende Nacht, die kein Sonnenstrahl durchblickt, kein Stuem beunruhigt; am heißen Mittage findet der Ermüdete hier kühle Schatten, und sanft säuselnde Lüfte, und wenn ein Sturm sich erhebt, wandelt er unbesorgt in den luftigen Säulengängen der Bäume, und fühlt wenig von der Gewalt des Windes, der nur in den höchsten Wipfeln tobt.

So wandelt der wahre Weise still und sicher in der schützenden Verborgenheit eines einfachen anspruchlosen Lebens, das ihn dem täuschenden Schimmer des falschen Glückes entzieht, und wenn die Stürme des Schicksals drohen, ihn freundlich in seinen Schatten nimmt. Zufrieden mit seinem mäßigen Loose, läßt er die sogenannten Glücklichen auf der offenen Straße des Ruhms und des äußern Schimmers wandeln, wo sie von Vielen bemerkt, beynahe von eben so Vielen beneidet und getadelt werden, wo sie in dem blendenden Glanze immer ihre Ruhe, oft auch ihre Tugend verlieren, und wenn sich die Stürme des Unglücks erheben, ohne Schutz und Rettung auf dem offenen Pfade irren, indeß ihn seine glückliche Verborgenheit allen diesen Unfällen entzieht.

2. Der Berggipfel.

Welche herrliche gränzenlose Aussicht ist hier vor unsern Blicken verbreitet! Wie unermeßlich dehnt sich das Land vor uns aus! Dort liegen die Wohnplätze der Menschen, eine große geräuschvolle Stadt, zahlreiche Dörfer von Gärten und blühenden Feldern umringt, königliche Schlösser, die ihre weitumschauenden Zinnen hoch erheben, niedliche Landsitze, die Wohlstand und Bequemlichkeit verkünden! Und dann im Hintergrunde des Gemähldes der majestätische Strom, der seine blauen Arme in mannigfaltigen Krümmungen um die reizende Landschaft schlingt! Alles lebt, alles webt da unten: Karossen rollen durch die Straßen der Stadt; Menschen gehen hin und her und treiben ihre Geschäfte; Handwerker und Künstler arbeiten nicht ohne Geräusche; beladene Wagen rasseln über die Landstraßen; Lärmen, Getöse und Geschäftigkeit belebt und belästigt jene ungeheure Hauptstadt — und hier! welche Ruhe, welche feyerliche Stille! Bis an diesen erhabenen Gipfel verbreitet sich das Gewühl nicht, erhebt sich nicht das kleinste Geräusch!

Jeder lautere Ton verhallt am ruhigen Fuße des Berges, und nur Töne der Natur, nur Quellengemurmel und Vögelgesang unterbricht die feyerliche Stille, und mischt sich ins sanfte Geflüster der Freundschaft, die gern in dem Schatten dieser Bäume weilt.

Erinnert dich, o Freundinn, dieser Berggipfel und seine Einsamkeit nicht an die Tugend, die in ewig reinem Lichte, erhaben über Leidenschaften, über Eigennutz und alles rastlose Streben und Trachten gewöhnlicher Menschen, in seliger Ruhe und Stille wohnt? Auf ihrem erhabenen Standpunkte zeigen sich ihr die Gegenstände und ihre Verhältnisse so wie sie wirklich sind. Nie erhebt der Ehrgeiz seine gebietende Stimme bis zu ihr; die Lockungen der Wollust erreichen ihren hohen Sitz nicht, kein täuschender Wahn stört ihre Ruhe, und jede Forderung einer unedeln Empfindung verhallt leer und wirkungslos an der unerschütterlichen Grundfeste ihres wahren Glücks. Nur die Natur spricht zu ihr mit allen ihren leisen und doch so mächtigen Stimmen, sie ruht im Arme der Freundschaft, und fühlt auf ihrer Höhe sich dem verwandten Himmel näher.

Naturhistorische Miszellen aus Descourtils Reisen.

7.

Der **Agouti** ist von der Größe eines Hasens, und läuft mit derselben Schnelligkeit. Er grunzt wie ein Schwein, ist aber keineswegs gefräßig, sondern blos leckerhaft. Wenn er sich daher satt gefressen hat, so verscharrt er die Ueberbleibsel für ein andermal. Er ist von sanftem Karakter und zähmt sich leicht; wird er aber gereizt, so beißt er, sträubt die Haare empor, und schlägt dabey mit den Hinterpfoten auf die Erde, nach Art der Kaninchen. Wie diese gräbt er sich auch einen Bau, der aber nur einen Ausgang hat. Hier hält er sich während der heißen Stunden auf, hat auch gewöhnlich seine Vorräthe von Pataten, Bananas, u. s. w. darin. Er wird auf dem Stande geschossen, in Schlingen gefangen, oder mit Hunden gejagt. Wer nicht gut im Laufe schießen kann, der braucht nur zu pfeifen, worauf er sich augenblicklich niedersetzt und mit Bequemlichkeit treffen läßt. Sein Fleisch ist weiß wie das Kaninchen-Fleisch, aber sehr trocken und ohne alles Fett. Es behält überdem trotz alles Abbrühens einen gewissen Wildgeschmack, der nicht jedermann angenehm ist. Gleichwol wird es von den Eingebornen außerordentlich geschätzt, besonders wenn der Agouti an der Küste gelebt hat, wo es viele Salzpflanzen gibt. Man hat daher diesen Thieren so häufig nachgestellt, daß sie in gewissen Gegenden beynahe ausgestorben sind.

8.

Der **wilde Stier**, oder boeuf Marron ist nichts anders, als ein ehemaliger zahmer Zuchtstier, der aber seine Heerde verlassen hat, und nun in der Wildniß lebt. Wiewol er zuweilen mit mehrern andern entspringt, so sucht er dennoch sogleich die Einsamkeit, und bekommt in Kurzem alle die Kühnheit und Wildheit, die dem ursprünglichen wilden Stiere eigen ist. Er brüllt selten, wahrscheinlich weil er sich zu verrathen denkt. Indessen wird er dennoch sehr leicht entdeckt, so bald man nur in seiner Nähe ein großes Feuer anmacht. Bey diesem Anblicke geräth er nämlich in solche Wuth, daß er entweder die Flucht ergreift, oder auf die Jäger loszustürzen sucht, wobey er denn leicht geschossen wird. Zur Brunstzeit pflegt er sich den zahmen Heerden wieder zu nähern, um ein Bedürfniß zu stillen, das er doppelt zu fühlen scheint. Er greift dann den Zuchtstier mit großer Erbitterung an, und nimmt auch wirklich zuweilen seine Stelle ein. Die Kühe lassen ihn aber nicht an sich kommen, sondern eilen mit lautem Gebrülle nach der Hatte (dem Viehstande) zurück.

Die wilden Stiere richten in den Reis- Hirse- Mais- und Pataten-Feldern sehr großen Schaden an. Man macht daher von allen Seiten Jagd auf sie. Außer der oben angeführten Art werden sie auch noch in Wolfsgruben gefangen, oder auf dem Stande (von hohen Bäumen) geschossen, oder mit Hunden gejagt. Sind sie wenig oder gar nicht verwundet, so rennen sie wütend auf ihren Gegner los. Zum Glück nimmt aber ihr Gesicht in der Wildniß so außerordentlich ab, daß man ihnen leicht entkommen kann. Eben so pflegen sie sich auch, selbst bey schweren Wunden, noch häufig an dem Jäger zu rächen, der ihnen zu zeitig zu nahe kommt. Das Fleisch und die Häute dieser Stiere werden sehr geschätzt.

9.

Der **Cabrit Marron** ist nichts anders, als die europäische ausgeartete Gemse, die anfangs als Hausthier gelebt hat, aber wieder wild geworden ist. Die Cabrits-Marrons wählen die höchsten, unzugänglichsten und unbebautesten Felsen zu ihrem Aufenthalte; sie zeigen die ganze Schnelligkeit ihrer Art, und vertheidigen sich gegen die Hunde mit großer Schnelligkeit. Beym Schnaufen geben sie vermöge der Aktion auf die Sphinkter-Drüsen einen unangenehmen Bisam-Geruch von sich; während der Brunst-Zeit suchen sie wieder die zahmen Heerden auf, und bleiben bey ihnen, bis ihr Bedürfniß befriedigt ist. Man fängt die Cabrits-Marrons in Schlingen, oder schießt sie im Stehen; wiewol letzteres viele Geschicklichkeit verlangt. Das Fleisch, die Haut und der Talg sind sehr geschätzt, und immer besser, als bey zahmen Cabrits.

10.

Die große **gehörnte Eidechse** gehört ebenfalls zu der hiesigen Jagd. Sie wird geschossen, oder mit Wurfschlingen gefangen, da man sie denn mit einem leichten Schlage auf die Nase augenblicklich tödten kann. Die Neger essen diese Eidechse, wiewol das Fleisch ziemlich fade

ist; sie benutzen überdem die Haut zu Sandalen, und schreiben ihr gute Wirkungen bey Gelenkschmerzen zu.

II.

Mit den Pintades marronnes oder wilden Perlhühnern hat es dieselbe Bewandniß, wie mit den wilden Stieren u. s. w., von denen oben die Rede gewesen ist. Nur findet dabey der Unterschied statt, daß sich die Perlhühner auch im wilden Zustande vermehren, und immer in Haufen von zwanzig, dreyßig, ja sechzig Stück beysammen sind. Man fängt die Perlhühner auf vielerley Art. Entweder paßt man ihnen unter den Bäumen auf, wo sie gewöhnlich in den heissesten Stunden im dichtesten Laube zu sitzen pflegen; oder man sucht sie zur Brutzeit in ihren Nestern zu überfallen; oder man nähert sich ihnen mit einer künstlichen Kuh u. dgl., was ihre Neugierde erregt; oder man lockt sie mit einem zarten Perlhuhn; oder man fängt sie endlich in Netzen und mit Angelhacken, die gehörig angeködert und an starken Schnüren befestigt sind. Der Karakter der Perlhühner erleichtert dem Jäger seine Mühe ausserordentlich. Das geringste Geräusch schreckt sie nämlich aus ihrem Lager auf; der geringste Gegenstand zieht ihre Aufmerksamkeit an. Ueberdem verrathen sie sich auch in ihren geheimsten Schlupfwinkeln von Zeit zu Zeit durch jene durchdringenden Töne, die ihnen eigenthümlich sind. Beym Brüten besonders kommt es häufig zwischen dem Männchen und Weibchen, die beyde auf dem Neste sitzen wollen, zu heftigen Kämpfen, von denen der Jäger immer Vortheil zieht.

Das Fleisch der wilden Perlhühner wird sehr geschätzt. Man ißt die alten gedämpft, die jungen aber gebraten, welches am besten mit Citronen- oder Kujaoa-Blättern geschieht. Bemerkenswerth ist es, daß die Eyer der Pintades marronnes schwarz und weiß punktirt sind, während die der zahmen eine einfache gleiche Farbe haben, die dem Milchkaffe ähnlich ist. Die wilden Perlhühner vermehren sich übrigens ausserordentlich, theils weil die Männchen sehr hitzig sind, theils weil die wilden Banden unaufhörlich die zahmen an sich ziehen. Zu diesem Ende fliegen sie unter dieselben, vereinigen sich mit ihnen, und locken sie endlich mit sich fort. Auf Plantagen, die mitten in Gehölzen oder Steppen liegen, erhält man daher nur selten ein zahmes Perlhuhn. Eben so lassen sich junge wilde Perlhühner durchaus nicht zahm machen, wie viele Mühe man auch darauf wenden mag. Fischer.

Bruchstücke zur Literatur- und Sitten-Geschichte Frankreichs, seit der höhern Ausbildung der Sprache und der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes.

Vervollkommnung der Sprache durch Port-Royal. Anfang des Jansenismus.

Der Genius war nun geweckt, ein höheres Gefühl des Schönen hatte die Busen durchbebt und die Gemüther entflammt, die blutigen Fehden der Religions-Kriege und der Fronde waren gestillt, und ohne den unruhigen Ehrgeiz des Königes hätte Frankreich zwar weniger glänzende, aber friedliche glückliche Tage im Genusse des gesellschaftlichen Wohlstandes und der süßen Geschenke der Musen durchleben können. Doch so wie vielleicht jener blutige Glanz des Ruhmes manches Talent höher entflammte und zu größern Anstrengungen aufforderte, trugen auch zur gänzlichen Ausbildung und Vervollkommnung der Sprache andre innere und dunklere Streitigkeiten mächtig das ihrige bey. Der menschliche Geist tritt, wie die groben Körper der Natur, nur durch Reibung und Stöße in lodernde Flammen. Die Religion war noch immer der mächtigste Hebel, wodurch solche Bewegungen hervorgebracht werden konnten. Nachdem das Feuer der calvinistischen Trennung, wodurch die Gemüther so unbändig waren aufgeregt worden, etwas verlohr hatte, erhoben sich in der katholischen Kirche selbst Streitigkeiten, welche die Herrschsucht und der Partheygeist zu einem unendlichen Federn- und Intriguen-Krieg anfachten.

Die Jesuiten hatten sich seit einiger Zeit beynahe allgemein der damals so wichtigen Beichtstühle, und der Direktion der Gewissen überhaupt, ja sogar der öffentlichen und Privat-Erziehung bemächtigt. Dies verdroß andere Männer von Geist und Talent, und die allzunachsichtigen, der menschlichen Verderbtheit alle Zügel nachlassenden Grundsätze jener Gesellschaft in der Moral und Casuistik liefersten Vorwand genug, sie siegreich anzugreifen. Schon hatte der Bischof von Ypres Jansenius gegen den Jesuiten Molina die strengern Grundsätze des h. Augustinus über eine willkührliche Gnadenwahl, und die absolute Nothwendigkeit einer thätigen göttlichen Gnade zur Vollbringung guter Werke, in seinem seitdem so berüchtigt gewordenen Buche, der d. Augustinus, vertheidigt, und der P. Seguenor, ein Oratorianer, war in die Bastille geworfen worden, weil er gegen eine vom Kardinal Richelieu in seiner ehmaligen Diöces in Luçon aufgestellte Meinung behauptet hatte, daß zur Vergebung der Sünden bey der Absolution nicht nur die Furcht vor der Hölle, sondern auch die Liebe Gottes nöthig sey. Aber diese einzelnen Angriffe wurden erst dann als wichtig behandelt, als sich die Gegner der Jesuiten um einen bestimmten Mittelpunkt vereinigten, und diese an ihrem Lieblingsgeschäfte, der Erziehung der Jugend, und an ihrem großen geistlichen Kredit überhaupt zu schmälern anfingen.

Ein im Jahre 1104 gestiftetes Frauenkloster, Port-Royal genannt, wurde in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts durch eine Verwandtinn des berühmten Theologen Arnauld mit großer Strenge verwaltet und zu einem hohen Grade der Heiligkeit erhoben. Der Direktor des Klosters, der Abt St. Cyran, kam in Streit mit den Jesuiten, der Advokat Antoine Arnauld führte eine Rechts-

sache der Pariser Universität gegen diese Gesellschaft, der Doktor Arnauld, dessen Mutter nebst sechs seiner Schwestern und sechs Nichten in diesem Kloster waren, schrieb eine Vertheidigung des Jansenius. Als dies Kloster ein Haus in der Gegend um Paris, welches in einer sehr ungesunden Lage war, verließ, um ein von Mad. Arnauld gekauftes Haus in der Vorstadt St. Jaques zu bewohnen, zog sich Arnauld mit mehrern andern Gelehrten in jene ländliche Einsamkeit zurück; sie und ihre Gefährten erhöhten durch eigne Handarbeit den Boden des Hauses, und machten es gesunder und bewohnbarer. Die Gelehrten schrieben vortreffliche Erziehungswerke, und versammelten um sich her talentvolle Schüler aus einigen der ersten Familien des Staates. Hier entstanden die vortrefflichen Grammatiken der alten Sprachen, die noch jetzt unter dem Namen der Grammaires de Port Royal einen verdienten Ruf genießen; die Logik, die Mathematik und die Moral, in welcher letztern sich besonders der berühmte Nicole auszeichnete, wurden hier in großer Vollkommenheit gelehrt. Alle Werke dieser Schule zeichneten sich nicht nur durch tiefe Gründlichkeit, sondern auch besonders durch eine große, vorher unbekannte, und seitdem von den Jesuiten nur unvollkommen nachgeahmte Reinheit der Sprache aus. Mehrere große Staats-Männer und Gelehrte, als der Präsident Lignon, der Präsident Harlay, der Staatsrath de Bagnoles, der gelehrte Sammler der Materialien zur Kirchengeschichte le Nain de Tillemont u. s. w. gingen aus dieser Schule hervor; Racine und Boileau benutzten ihre Lehren.

Dies konnten die Jesuiten nicht ruhig geschehen lassen; sie griffen zuerst Arnauld direkte an, weil er in der Vorrede zu seinem Werke über die häufige Communion (welches aber eigentlich im Gegensatze der jesuitischen Meinungen von den Schwierigkeiten handelte, sich der h. Sakramenten würdig zu machen, gesagt hatte), daß Paulus und Petrus zwey gleich große Häupter der Kirchen seyen. Aber da selbst in Rom diese Behauptung nur bedingter Weise misbilligt wurde, so ersonnen sie einen indirekten Angriff, der ihnen besser glückte, und dessen Folgen sich bis auf die neuesten Zeiten erstreckten, ja kaum durch die französische Revolution ganz getilgt wurden. Sie ließen durch Hrn. Cornel, den Syndikus der Universität, einen ehmaligen Jesuiten, fünf Sätze über die göttliche Gnade als ketzerisch anklagen, und machten, daß dieselben nachher in einer Versammlung von Bischöfen und in Rom, als aus dem Buche des Jansenius gezogen, verdammt wurden. Arnauld erklärte in einem Briefe, daß er die Sätze nicht im Jansenius gefunden habe, und führte zugleich als einen Beweis seiner Meinung von der absoluten Nothwendigkeit der thätigen göttlichen Gnade das Beyspiel des h. Petrus an, der aus Mangel derselben seinen göttlichen Meister verläugnete. Diese Sätze wurden auf's neue, der eine als gewagt (téméraire), der andre als ketzerisch verdammt. Zugleich wurde seine Schule so wie er selbst als der Religion und dem Staate gefährlich verschrien. Der Minister Mazarin wollte durch Unterstützung dieser Klage dem päbstlichen Stuhle gefällig seyn, und der König, der Religionsfehden müde, und über jede Neuerung, so wie über jeden Widerstand entrüstet, war noch außerdem über das Kloster Port-Royal erbittert, weil sich mehrere in Ungnade gefallene Großen dahin zurückgezogen hatten. Die Schulen wurden geschlossen, die Gelehrten verjagt, und Arnauld selbst mußte sich endlich nach Brüssel zurückziehen, wo er im höchsten Ansehen bey seiner Partey, und selbst vom römischen Stuhle mit großer Achtung behandelt, aber arm und ohne öffentliche Wirksamkeit, ein hohes Alter erreichte. (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Eine der genußvollsten Winterunterhaltungen für Fremde war unstreitig der thée lisant, jeden Mittwoch, beym kais. Bibliothekar Mittin. Auf einer langen Tafel waren alle literarische Neuigkeiten, die Italien, Frankreich und Deutschland wöchentlich ins Daseyn brachte; hier konnten die literarischen Gourmands im eigentlichsten Sinne sich restauriren, und die humane Unterhaltung des Herrn vom Hause fügte noch neue Reize hinzu.

Das Karnaval hatte dies Jahr sehr lange gedauert. — Die starke Natur der Pariserinnen ist wahrhaft zu bewundern, die mancher Dame erlaubte zwey Monate hindurch nie vor 5 Uhr Morgens ins Bette zu gehen, und sich manche Nacht auf drey Bällen zu zeigen. Natürlich müssen so viel süße Strapazen die Gesichtsfarbe etwas verändern; allein man kann darüber nicht urtheilen, da man diese Damen nie bey Tage sieht. Diese Gunst ist für jetzt nur den Ehemännern vorbehalten.

Ein Journal du Carneval, welches zu Anfang der Fasten verkauft wurde, kündigte für diese Zeit Soirées économiques amusantes et sentimentales an, worin irgend jemand den Abonnenten d'Arnaud's épreuves du sentiment, verschiedene moralische Bücher oder moderne komische Opern u. dgl. vorlesen, und zur Schärfung der literarischen Beurtheilungskraft die Schönheiten der Pucelle von Chapelain — zergliedern wird. Das Ganze soll eine Satyre auf die hiesigen Athenäen seyn, von denen unlängst ein Vaudeville sagte: daß man in Frankreich Windmühlen statt Academien, und Ställe statt Opern sieht. Man könnte hinzufügen: und Vaudevilles voll attischen Salzes.

Bisher hatte man die Blindheit so weit getrieben, die Mythologie der Griechen als eine Welt voll schöner Dichtungen und glücklicher Versinnlichung der düstern Naturgesetze, als den Triumph menschlicher Einbildungskraft, anzusehen. Die berühmte Mad. Genlis beweist aber in ihren eben erschienen Arabesken, daß die Athenienser das melancholischste Volk des Erdbodens waren, und daß es nichts Traurigers geben könne, als seine mythologischen Mährchen.

Die HH. Bourdogne und Lamégie, Chimisten-Apotheker, haben die Kaffebohne unter ihre Retorte genommen, und wissen sie in alle mögliche Formen zu verwandeln; sie verkaufen Kaffe in Quintessenz, in Syrop, in Pastillen, in Tabletten, und selbst als Bonbon, und so kann künftig ein Liebhaber nach Tische seine halbe Tasse Kaffe gleich in seiner Bonboniere finden.

Am Schlosse von Versailles arbeiten bereits 800 Arbeiter; JJ. MM. dürften den Sommer über Trianon bewohnen.

Nro. 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Mai, 1810.

— Was arm und reich, was gut und arg,
Was klein und groß, muß in den Sarg.

A. Gryphius.

Der Todtengräber.

Den Todtengräber achtet
Gering der Unverstand,
Doch wer sein Thun betrachtet,
Drückt freundlich ihm die Hand.

Gelehrte Zünftler nennen
Zwar einen Layen mich;
Doch Jeder muß bekennen:
Ein Lehrer sey auch ich.

Sie sprechen vom Katheder
Der Worte viel herab:
Ich ohne Buch und Feder,
Ich lehr' auf einem Grab.

Bleibt auch die Welt stets sündlich;
Bleibt manches Ohr gleich taub,
Ich lehre dennoch stündlich:
O Mensch! was bist du? — Staub!

Ich lehre: Werdet besser;
Denkt an des Moders Graus!
Bewohner stolzer Schlösser,
Denkt an das enge Haus!

Mir selber sag' ich: Haben
Wird es dereinst auch dich!
Für Andre muß ichs graben;
Ein Andrer gräbts für mich.

Entrückt dem Land voll Kummer,
Entrückt der langen Pein
Den Redlichen ein Schlummer,
Ich senk' ihn segnend ein.

Und fröhlich mehr, als schmerzlich,
Denk' ich: Er hat vollbracht!
Und sag' ihm stumm und herzlich
Die letzte gute Nacht.

Und denk': Er wird erstehen,
O Erd', aus deinem Schoß.
Verwesen, nicht vergehen,
Ist unser Pilgerloos!

Am Sarg der Bösewichter
Denk' ich in meinem Sinn,
Daß ich nicht Todtenrichter,
Nur Todtengräber bin.

In ihre dunkle Kammer,
O schreckliches Gericht!
Stöhnt Fluch der Wittwen Jammer;
Ich aber fluche nicht.

Ich fühl' in tiefer Seele
Des Mitleids sanftern Trieb,
Und denk' an eigne Fehle,
Und bitte: Herr, vergib!

Ich seufze schwer, und klage,
Verkürzt oft freventlich,
Verkürzt die kurzen Tage
Der Mensch noch selber sich.

Ich traure, wenn der Seuchen
Pestvoller Athem weht;
Ich schaudre, wenn mit Leichen
Der Krieg das Feld besät.

Denk' ich der Trennung Schmerzen
An manchem Grabe mir,
Und die zerrißnen Herzen,
So bricht das meine schier.

Ich lasse, tief erschüttert,
Den Thränen freyen Lauf,
Und meine Rechte zittert,
Und hört zu graben auf.

Wol schimmern manche Reiche;
Doch wer trägt Leid um sie?
Wer weint bey ihrer Leiche,
Voll süßer Sympathie?

Von dumpfen Trauertönen
Der Gräcke nur beklagt,
Bleibt ihrem Staub der Thränen
Geweihter Zoll versagt.

Denn ach! die Armen fühlten
Nicht Andrer Lust, noch Schmerz;
Dem Gold, in dem sie wühlten,
Dem Gold nur schlug ihr Herz.

Ein Menschenherz, wie kläglich!
Erstarrt, durch Geiz erstarrt!
Die Thoren scharren täglich,
Bis man sie selbst verscharrt;

Und Keiner sie bedauert,
Und Niemand sie vermißt,
Und selbst der Freund nicht trauert,
Und Jeder sie vergißt.

Drum liebt, liebt eure Brüder,
Und lindert ihre Noth!
Wer liebt, den liebt man wieder,
Im Leben und im Tod.

Gießt Oehl in jede Wunde;
Fühlt des Erbarmens Lust!
Bannt noch zur guten Stunde
Den Haß aus eurer Brust!

Seyd rasche Schuldvergeber,
Und zürnt nicht ewig, nein!
Denkt an den Todtengräber,
An ihn denkt, Groß und Klein!

Weisser.

Bruchstücke zur Literatur- und Sitten-Geschichte Frankreichs, seit der höhern Ausbildung der Sprache und der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes.

Vervollkommnung der Sprache durch Port-Royal. Anfang des Jansenismus.

(Beschluß.)

Die schwürige Frage, ob die fünf Sätze im Buche des Jansenius stehen oder nicht, gab besonders zu vielen Streitigkeiten und Verfolgungen Anlaß. Da diese Sätze zwar vielleicht aus dem ganzen Geiste des Buches hervorgehen mochten, aber sicher nicht buchstäblich darin stehen, und da man sogar ganz entgegengesetzte Behauptungen daraus anführte, so glaubten alle Anhänger der Partey, daß es gegen ihr Gewissen sey, diese Thatsache anzuerkennen. Die Gegner aber behaupteten, daß der päbstliche Stuhl nicht nur in der Glaubenslehre, sondern auch in weltlichen Thatsachen für unfehlbar gehalten werden müsse, und brachten es endlich dahin, daß durch bischöfliche und königliche Verordnungen jeder Geistliche gezwungen wurde, eidlich zu bejahen, daß er nicht nur die fünf Sätze verdamme, worin jedermann einverstanden war, sondern auch glaube, daß sie wirklich aus dem Buche des Jansenius genommen seyen, eine Erklärung, die bis auf die Zeit der französischen Revolution von vielen Bischöfen bey der Ordination ihrer Untergebenen verlangt wurde, ob sie gleich den sonstigen Behauptungen der französischen Kirche, nach welchen der Pabst nur an der Spitze einer allgemeinen Kirchenversammlung unfehlbar ist, schnurstracks entgegenläuft. Der Bücherstreit dauerte indeß immer fort, und im Jahre 1738 waren nach einem Katalog, den die Jesuiten darüber verfertigen liessen, schon gegen 300 Jansenistische Erbauungs- und andre geistliche Schriften und Werke erschienen. Wie dieser Streit die Frauenabtey des Port-Royal noch bis zu ihrer gänzlichen Zerstörung unter der Regentschaft nach und nach in Ruin brachte, wie diese Verfolgung eine Zeitlang durch ein angebliches Wunder, das in diesem Hause geschah, wo nämlich eine unheilbare Augenfistel durch die Berührung eines Dorns der Dornenkrone Christi geheilt ward, unterdrochen wurde, wie standhaft die Nonnen ihr Unglück ertrugen u. s. w. dies alles ausführlich zu erörtern, möchte wol hier nicht der Ort seyn, obgleich der grose Racine eine eigne Geschichte dieser Vorfälle geschrieben hat, die eines der ersten rein und angenehm geschriebenen historischen Werke Frankreichs ist, und woraus auch besonders die für die Sittengeschichte nicht unmerkwürdige Wichtigkeit, mit der diese Sachen damals behandelt wurden, erhellt. Aber ganz in unsern Plan gehört die Meldung eines der wichtigsten Werke, das aus diesen Streitigkeiten hervorging, und worin, nächst einer Uebersetzung des Curtius von dem alten Grammatiker Vaugelas, die französische Prosa zuerst in ihrer jetzigen Form und Reinheit erschien.

Der junge Pascal, der sich schon in seiner frühesten Kindheit durch ein ganz eignes Genie für die mathematischen Wissenschaften ausgezeichnet hatte, und nachher eine Rechen-Maschine und die Schubkarren erfand, und mit Torricelli die Schwere und den Druck der Luft entdeckte, die er vermittelst des auf die Berge von Auvergne getragnen Barometer bewies, machte durch eine seiner Schwestern, die sich in das Kloster Port-Royal begab, Bekanntschaft mit den Freunden dieses Hauses, und schrieb zu Arnalds Vertheidigung die ersten seiner Lettres Provinciales im Anfange des Jahres 1656. Er behandelte zuerst die dunkle Frage von der göttlichen Gnade mit großer Klarheit und mit eignem Witze, und deckte nachher unter derselben Form die verschmitzte Kasuistik der Jesuiten auf, die, durch den Satz, daß man sich nach der Meinung eines einzigen Schriftstellers selbst gegen die Wahrheit und gegen sein eignes Gewissen ohne zu sündigen richten könne, durch die subtilsten Un-

terscheidungen in der Direktion der innern Absicht bey unerlaubten Handlungen, und durch viele andre Schleichwege in ihrem Beichtstühlen alle Pforten des Lasters eröffnet hatten. Diese sogenannten kleinen Briefe erregten gleich bey ihrer Erscheinung die größte Aufmerksamkeit, und setzen immer mehr in Erstaunen, wenn man sie mit vielen der nachher erschienenen prosaischen Werke selbst der ersten Schriftsteller, sogar Boileaus und Racines, vergleicht. Statt des schleppenden Tons, und der vielen veralteten Wörter und Wendungen der andern, herrscht hier überall die größte Klarheit und Präzision, und nach der nicht übertriebenen Aussage Voltaires findet sich in denselben kein einziges zu seiner Zeit veraltetes Wort, keine schlefe unangenehme Wendung. Pascal erreicht, wie bey den Deutschen Lessing, den wahren Geist seiner Sprache, während die andern sich noch mühsam im alten Gängelwagen schleppten, und stellte ein vollendetes Muster des prosaischen Stils auf, das noch jetzt seine volle Autorität, und den höchsten Ruf genießt und verdient.

Wir vorthilhaft diese neue Vervollkommnung der Sprache auch auf die Dichtkunst wirkte, werden wir in der Folge bemerken; unter den prosaischen Werken jener Zeit führen wir vor der Hand nur noch die moralischen Reflexionen des Herzogs la Rochefoucauld an, die zwar dem Inhalte nach manchen Tadel verdienen, da das ganze kleine Buch keinen andern Gegenstand hat, als den Satz, daß der Eigennutz überall seine Rolle spiele, und wenigstens seinen geheimen Einfluß ausübe, hundertfältig herumzudrehen und zu wiederholen — deren Sprache und Wendungen aber auch ganz jene vorher unbekannte Reinheit und Präzision haben; so daß dieselben auf den Stil und die Bündigkeit des Ausdrucks so vortheilhaft wirkten, als sie in späterer Zeit die Moral selbst verwirrten, verdunkelten und verdarben.

Vermischte Nachrichten.

Zu Rimes hat man auf der Baustelle des Hospice de l'humanité noch zwey ziemlich gut erhaltene und sehr schöne Mosaikfußböden aufgefunden. Sie sind von dem zuerst gefundenen und auch im Mgbl. seiner Zeit erwähnten Fuß-Boden nur in der Dicke einer Mauer entfernt, welches vermuthet, daß sie zu dem nämlichen Gebäude gehörten, und man wird gewiß noch mehr auffinden. Es sind bereits Stücke davon losgebrochen, und ins viereckige Haus gebracht; man fährt mit der äußersten Sorgfalt damit fort, so daß die Stücke wieder an einander gefügt werden können, und die unvermeidliche Beschädigung beym Losbrechen so gering als möglich wird.

Das neue Marktgebäude im Temple-Bezirke in Paris ist bereits seiner Vollendung nahe; es bildet eine ungeheure Halle. Zwey einander kreuzende Straßen theilen den Markt in vier Theile. Der Raum gegen Mitternacht bildet sieben Reihen in der Länge, und vierzig in der Breite, so daß 1200 Linnenbuden vollkommen Platz finden; die andre Seite ist von gleicher Länge zwar, aber die Eintheilung verringert einen Theil der Breite. Im Ganzen wird dieser neue schöne Bazar einen beständigen Markt von 1800 Buden enthalten, wenn man nur auf jeden Pfeiler eine rechnet.

A. W. Schlegel war einige Tage in Paris, um die Uebersetzung seines neuesten trefflichen Werks: Ueber dramatische Kunst und Literatur, durchzusehen; dann kehrte er nach Chaumont auf ein Landgut des Hrn. Rez, nahe bey Blois, zu Frau von Stael zurück, mit welcher er wahrscheinlich in Kurzem nach Amerika übergehen wird. — Mögt er seinem Vaterlande und seinen verdienstlichen literarischen, besonders kritischen Arbeiten nicht ganz entzogen werden. — Ob das von der Frau von Stael begonnene Werk über die deutsche Literatur noch vor der Reise, oder während ihres Aufenthalts in Amerika erscheinen wird, ist unbekannt! — Nur ist zu befürchten, daß nun die Uebersetzung des Shakspear unvollendet bleiben wird.

Der berühmte unlängst in London verstorbene Chymiker Cavendish, ein jüngerer Sohn des Herzoges von Devonshire, hinterläßt ein Vermögen von 1,200,000 Pf. Sterl.

Palmardi hat das Begräbniß Christi, al fresco Gemählde von Daniel Volterra in der Kirche Trinità de Monti in Rom glücklich auf die Leinewand übergebracht; es erscheint jetzt auf der Leinewand, wie noch vor wenigen Tagen auf dem Kalke. Wir erwähnten des Verfahrens dabey in Nro. 198 d. Mgbl. von 1809. Das Gemählde geht nach Paris und wird der Transfiguration von Raphael, der Kreuzigung von Michael Angelo und dem Abendmahle des h. Jeronimus von Domenichino gleich geschätzt.

Auf einem Landgute bey Bern hat man in einer Tiefe von zwey Fuß ein menschliches Skelett von beynahe 6 Fuß ausgegraben. Es ist vollkommen gut erhalten und war mit Armbändern von sonderbarer Form geschmückt, deren Stoff man nicht sogleich erkennen konnte. Ganz dicht daneben fand man zwar keinen Sarg, aber wol verweste Binden und Spangen von vergoldetem Metall, womit wahrscheinlich die Kleidung befestigt war. Hr. Stouder, dem das Land-Gut gehört, hat Alles sogleich auf die öffentliche Bibliothek nach Bern bringen lassen. Das Skelett scheint sehr alt. Man glaubt, es müsse einem Vornehmen angehört haben, vielleicht einem Druiden.

Aus Plaisance (Piacenza) meldet man folgende seltsame Naturerscheinung: Den 17ten Januar fiel rother Schnee auf dem Gebirge, besonders auf Cento-Croci. Eine Lage weissen Schnees hatte schon den Gipfel des Gebirges bedeckt, als man Donner von Blitzen begleitet hörte — da fiel rother Schnee und dies hielt einige Zeit an, bis wieder weisser darauf folgte, so daß der rothe Schnee zwischen den beyden Lagen sich befand. An einigen Stellen war dieser Schnee pfirsichblüthfarben, an andern dunkelroth. Man schmelzte davon, und das Wasser behielt dieselbe Farbe. Hr. Guidotti, ein Chemiker in Parma, hat es untersucht und verhelßt uns interessante Resultate. — So würde vielleicht sich aufklären, was jener Blutregen war, dessen die Alten erwähnen.

Bey den Nachgrabungen zu Pompeji ist man auf ein großes säulengeziertes Gebäude gestoßen, welches wahrscheinlich eins der öffentlichen Stadtgebäude war. Außer einigen Urnen hat man nichts Merkwürdiges darin gefunden. — Die Nachgrabungen bey Ostia sind seit einiger Zeit ganz eingestellt; jetzt weiden wieder Büffel und wilde Stier-Heerden wie vormals auf den Dächern von Ostia, so daß man sich nicht ohne große Vorsicht nahen darf. — In Ostia war es wo Fegan nebst andern Alterthümern auch eine Venus fand, welche der Capitolinischen gleichgeschätzt, ja vorgezogen wird. Sie ist nach England gekommen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, 27 April.

Zur Feyer der Vermählung des großen Kaisers mit Marie Louise von Oesterreich sind hier zwey glänzende Feste begangen worden, die diesem glücklichen Bunde der beyden Kaiserhöfe von so günstigen Vorbedeutungen für die Ruhe des festen Landes sehr bezeichnend gewidmet waren. Am ersten Ostertage ward von dem französischen Gesandten in dem schönen Saale, den die Stadt in dem Garten des vordem von dem Prinzen von Ponte-Corvo bewohnten Güntder'schen Hauses vor zwey Jahren erbauen ließ, eine Pracht-Messe und ein Te Deum angeordnet. Die Kanonensalven von unsern Wällen hatten dieses Fest Tags vorher angekündigt, und begleiteten es den ganzen Tag über. Der Anblick des mit dem von einer Glorie umstrahlten Altare glänzend und geschmackvoll dekorirten Saals war schön und groß. Romberg leitete im stark besetzten Orchester den von ihm komponirten Lobgesang, und das Hochamt von Mozart. Die eingeladene Versammlung war mehr als 1200 Personen stark, und die für die Armen von der ältesten Tochter des Gesandten mit vieler Anmuth und gefälligem Anstande angestellte Sammlung betrug über dreytausend Mark. — Einer Pracht-Parade des französischen Militärs folgte dann ein von dem Gesandten gegebenes großes Mittagessen.

Gestern gab hierauf Hamburg seinerseits ein nicht minder glänzendes und allgemeineres Fest durch eine Illumination der ganzen Stadt und einen großen Ball. Das Fest ward durch vierhundert Kanonenschüsse eingeleitet, die Minutenweise abgefeuert in vier Reprisen sieben Stunden dauerten. — Der schöne Apollo-Saal war neu — ringsum mit großen Spiegelgläsern belegt und sonst allegorisch dekorirt. Eine glänzende Namens des Senats geladene Gesellschaft von fünfhundert Personen versammelte sich Abends zum Tanz, Spiel und Souper, und trennte sich erst mit dem Tage. Eine schöne Frühlingsnacht begünstigte die allgemeine Erleuchtung und das Anschauen der zahllosen Menge, die bis zum Frühmorgen durch die Gassen wogte. Das Rathhaus und die beyden Gesandtenhäuser der glücklich vereinigten Mächte waren am glänzendsten und mit vielen allegorischen transparenten Bildern erleuchtet. An dem erstern sah man zwey Kauffartey-Schiffe frey die Elbe heraufsegeln. — Verschiedene Inschriften an dem Hotel des französischen Gesandten zeichneten sich als bedeutend aus, als: Le bonheur du monde est dans ses mains. — La terre applaudit à cet hymen. — Elle charmera les loisirs du héros. — An dem österreichischen Hotel stand unter den vereinten Adlern: Ex hac unione salus. —

Breslau, April.

In den ersten Monaten dieses Jahres haben wir manche Erscheinung auf unsrer Bühne gesehen. Unter die besten kann man die Darstellung des Wilhelm Tell, von Hrn. Nagel, die Vorstellung der Minna von Barnhelm (am Geburtstage Lessings den 23 Januar gegeben), die Jungfrau von Orleans (dargestellt von Mad. Devrient, Talbot, von Hrn. Devrient), und des Kolumbus, welchen Hr. Naget meisterhaft gab, rechnen. Das letztere Stück wurde zum Benefiz des Hrn. Regisseur Becker gegeben. Unter den Schauspielern zeichnen sich fortwährend Hr. und Mad. Becker, Hr. und Mad. Devrient, Hr. und Mad. Julius und Hr. Nagel so aus, daß unsere Bühne in neuem Glanze erscheint. Unter den Sängern erheben die HH. Häser, Kalmes und Wagner, und die Damen Becker und Köhl die Oper. Man muß gestehen, daß, da sich auch talentvolle Anfänger, wie Hr. Mevius, Hr. Neumann und Hr. Bunte sehr vortheilhaft ausbilden, die Bühne in neuen Flor kommt, und sie verdient mit Recht neue Auszeichnung. — Sorgen ohne Noth ꝛc., von Kotzebue, hat auch hier Spektakel gemacht, da dieses an sich sehr mittelmäßige, uninteressante Stück dadurch Aufsehen machte, daß es Partien, die da pfiffen und klatschten, erweckt hat. Es geschah Unfug dabey, und das Stück mußte liegen gelassen werden. — Anakreon, Oper, mit Musik von Hrn. Edeli, wollte nicht gefallen; das Sujet ist zu mager, und die schöne Musik vermochte nicht das Publikum zu entschädigen. Es ist zu bedauern, daß der wackere Komponist nicht einen würdigern, oder wenigstens besser bearbeiteten Stoff zum Gegenstande gewählt hatte.

Theater-Kritiken und Wochenschriften vegetiren aufs Neue in starker Anzahl; ob sie nutzen werden, wird die Zeit lehren, wenn anders Vegetabilien dieser Art von Gewicht sind. Sie gehören zur Mode, wie der Kleiderwechsel!

Auch ein sogenannter Kunstverein hat sich hier klubsartig gebildet. Es besteht eine Gesellschaft, die ein Entrepreneur wars, der da Privatpersonen musiziren, deklamiren, agiren und tanzen läßt, und dabey Kindern Probestückchen ablegen zu können Gelegenheit gibt. Nach dem Plane wäre der Zweck nicht übel, wenn die Ausführung nur nicht zu kaffeehausmäßig wäre! Das stete Amusiren der großen und kleinen Kinder kann aber nicht zur Kraft- und Geistes-Erstarkung führen, und die haben wir wol nöthiger.

Paris, 26 April.

Hr. Soiron, der vorzüglichste Porträtmahler auf Email, von dem das Blatt schon einige Male Erwähnung that, und der sich besonders durch das Collier der Herzoginn von Montebello auszeichnete, welches auf fünf Emaillen die fünf Köpfe der Kinder der Herzoginn, mit Engelsfittichen in Wolken schwebend, enthält, ist von dem Könige von Westphalen zu seinem Hofmahler ernannt worden, und wird nächstens nach Kassel abgehen.

Baggesens Parthenaide ist ins Französische übersetzt worden. Der Verfasser lebt gegenwärtig auf einem Landsitze bey Paris.

Bey Martinet findet man bekanntlich eine Sammlung militärischer Kostüme, und darunter auch donische Kosaken. Diese beyden Worte sind auf folgende Art übersetzt unter dem Kupferstiche zu lesen: Cosaques du pays de Donische.

Bamberg, April.

Madame Renner und ihr Begleiter, Hr. Holbein, Verf. des Fridolin, der Myrina ꝛc., vormaliger Gatte der Gräfinn v. Lichtenau, gaben hier, nach Auflösung des Theaters, einige Vorstellungen.

Die Talente der Mad. R. in mnutern, leichten, scherzenden, auch naiven Rollen sind bekannt genug. Diese Künstlerinn ist ein neuer Beweis, daß die Reize des Geistes dauernder, als die körperlichen sind; die Anmuth ihrer Conversation, ihre innere Bildung, drücken ihrem Aeußern den Stempel ewiger Jugend auf. Möchten doch alle ihres Geschlechts dies beherzigen!

Hr. v. H. hat nach dem allgemeinen Urtheile mehr Dichtungs- als Darstellungs-Talent. Im Komischen möchte er noch am ersten etwas Vorzügliches leisten. —

Unter den Darstellungen der Mad. R. und des Hrn. v. H. haben der Talisman, eine niedliche Fortsetzung des Räthsels von Countessa, und die Kunstproben, hier am meisten Glück gemacht. — Wie es heißt, wird Hr. v. H. im Herbste die Regie des hiesigen Theaters übernehmen, wozu Apollo segnend lächeln möge! F.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 4.

Uebersicht
der
neuesten Literatur.
1810.

Almanach und Taschenbücher.

Kartenalmanach. Tübingen, Cotta, 1810. 12.

Wo der Künstler in freyer, heiterer Laune eine Galerie humoristischer Gruppen hervorgebracht hat, wie in dem vorliegenden Kartenalmanach, da ist es für den Schriftsteller keine leichte Aufgabe, diese bestimmten, lebendig bewegten Gestalten in den Kreis der Wortsprache zu bannen. Beschreibung oder poetisch-historische Erklärung (wie bey unsern Mythologen) würde unendlich langweilig seyn. Nur der Dichter, der mit dem Plastiker durch die nächste Wahlverwandschaft zusammenhängt, kann hier etwas genügendes leisten, indem er den Moment, auf welchen der Zeichner sich beschränken mußte, angeregt von diesem, ergreift, und dramatisch oder episch fortbildet, oder auch nur den ersten Eindruck in sich aufnimmt, und sich dann in seiner eignen Welt gehen läßt. Auf solche Weise hat Hr. Prof. Reinbeck seine Aufgabe gelöst, und seinen Lesern, die sich aus dem trüben Ernste der Zeit auf einige Stunden retten wollen, einen reichen Genuß bereitet. Wo ihn der Gegenstand nothwendig wieder auf die Zeit zurückführen mußte, da sucht er, wie billig, eine Versöhnung zwischen der Zeit und ihren Kindern zu vermitteln. S. 5 finden wir eine alte Fabel mit trefflicher neuer Anwendung. Die Herzensbeklemmungen, welche nebst den Magenbeklemmungen das große Triebwerk im Menschen ausmachen, sind S. 6 und 9 fast etwas muthwillig commentirt worden. Die Coeur 6, S. 10, könnte vielleicht auch mystisch gedeutet werden. Drollicht mystisch ist das Pik-Aß S. 45; symbolisch erscheinen uns die Erklärungen des Verf. S. 59 und 64; sinnvoll ist, was S. 33 über Treffel V gesagt wird. — Die angehängten neuen mythologischen Briefe sind nicht gemein burlesk wie Scarrons und Blumauers Bambocciaden, sondern harmlos komisch, und hier ist es, wo der Zeichner und der Dichter gemeinschaftlich ihren Triumph feyern. Diesem Jupiter, der mit seinem Donnerkeil jetzt klüglich die Tobackspfeife anzündet, sieht man an, wie sauer ihm ehedem das Regieren wurde, zumal da, wo die Repräsentation aufhörte, hinter den Gardinen. Dieser Zierbengel von Amor muß unwiderstehlich wirken durch die Kraft seiner Lenden, und dieser Hephaistos schickt sich so gutwillig in seine Entgötterung, als ehemals in seine Hahnreyschaft. Möchte es Hrn. Prof. Reinbeck und Hrn. Osiander, von welchem die Zeichnungen herrühren, gefallen, uns den alten Götter-Himmel auch das nächste Jahr wieder in einem andern Sinn der Zeit vorzuführen! Der Dank gebildeter Leser kann ihnen nie entstehen.

Geschichte.

Ludwig, der Bayer und 1809. Von Jos. von Mussinan, Rath des königl. Appellations-Gerichts zu Straubing, bey Franz Lerno. 8. S. 253. Nebst Einleitung und 2 Kupf.

Jeder schätzt und ehrt den Mann, der getreu dem Fürsten und Vaterlande seine Tage dem Dienste des Staats widmet; aber bewundern muß man den Staatsdiener, der bey der genauesten Erfüllung seiner Berufsgeschäfte auch noch einige Stunden der Woche den Musen weihen kann, und keine Gelegenheit unbenützt vorübergehen läßt, edle Gesinnungen zu verbreiten, und auf das Schöne und Gute, das vor uns da war, oder neben uns liegt, aufmerksam zu machen. Das vorliegende Werk ist die Frucht feuriger Thätigkeit und rein patriotischer Gefühle, welche selbst der Drang häufiger Amtsgeschäfte nicht zurückhalten konnte. Der Verf. wollte das thatenreiche Jahr 1809 nicht unbemerkt vorübergehen lassen. Eine Menge edler Gefühle und patriotischer Gedanken drangen sich ihm auf, da er über die Begebenheiten dieses Jahrs nachdachte: hiezu kam noch, daß die historische Aufgabe der königl. Akademie der Wissenschaften in München unter dem 28. May 1809, eine ausführliche Biographie König Ludwigs IV. zu liefern, dem Hrn. Verf. die Veranlassung gab, mehrere klassische Geschichtschreiber hierüber zu lesen, zu prüfen, und die merkwürdige Epoche unter König Ludwig IV. mit dem Jahr 1809 in Vergleichung zu bringen. In dieser Absicht las er — Leuchs Versuche einer auf Thatsachen gegründeten und freymüthigen Charakteristik der Kaiser und Könige Deutschlands; Schmids Geschichte der Deutschen, und Westenrieders historischen Kalender, nebst dessen Geschichte für die Jugend und das Landvolk.

Die eingetretenen Zeitumstände verleiteten ihn, diese Skizze sogleich aufzustellen, da ohnehin die Aufgabe der königl. Akademie von niemand hinlänglich gelöset werden kann, der nicht in den Archiven, in der Hofbibliothek ꝛc. die eigentlichen Quellen bey Verfertigung dieser Biographie benützen kann.

Die Absicht des Hrn. Verf., drey der vorzüglichsten Geschichtschreiber über die nämliche Epoche zu vergleichen, diese für Bayern und ganz Deutschland merkwürdige Epoche mit dem folgereichen Jahre 1809 in Parallele aufzustellen, und seine eigenen hiebey entstandenen patriotischen Gedanken und Empfindungen den Zeitge-

nossen mitzutheilen, war schön und gut, wie es wol niemand verkennen wird.

Das Werk selbst theilt sich in 7 Kapitel: 1. K. Ludwigs wesentliche Charakterzüge aus Schmid und Westenrieder; 2. K. Ludwigs Charakterschilderung mit historischen Thatsachen, und dessen Widerwillen gegen den Kaiserthron; 3. K. dessen Liebe gegen Rudolph, seinen Bruder, gegen die Bayern und Deutschen; 4. K. Thaten als Held und Staatsmann, und die von den Päbsten erlittenen Verfolgungen; 5. K. vorzügliche Aufmerksamkeit auf das Wohl des deutschen Reichs; 6. K. Bemühungen für die wissenschaftliche und sittliche Bildung Deutschlands; 7. K. sein Tod.

In dem ganzen Werke ist Patriotismus, Liebe und Achtung für das Gute, so wie unermüdeter Eifer, dasselbe allenthalben zu befördern, unverkennbar. Schade, daß dieser rühmliche Eifer den Hrn. Verf. nur gar zu oft zu Deklamationen dahinreißt, welche sich in den Schriften nicht so gut ausnehmen, als beym mündlichen Vortrage, wo ihre Wirkung durch Ton und Gebehrde erhöhet wird! — Vermuthlich hätte man auch eine reinere Schreibart und an mehrern Stellen, z. B. Seite 200, 209, 241 u. f. f., gemäßigtere Ausdrücke erwarten dürfen, wenn nicht der Drang der Geschäfte den Hrn. Verf. gehindert hätte, das Werk, nachdem es einmal fertig dalag, mit geschärfter Feile noch einmal zu durchsehen, und wenn nicht dasselbe schon im Jahr 1809, in welchem es sein Hauptinteresse haben sollte, dem Publikum hätte in die Hände geliefert werden sollen.

Von dem nämlichen Hrn. Verf. darf sich das Publikum, gemäß dem 2ten Jahresbericht der königl. Akademie der Wissenschaften, Beyträge zur Geschichte des Schwedenkriegs in Bayern, und — Nachrichten von römischen Alterthümern um Straubing, ehestens versprechen.

So weiß der thätige Mann die Stunden der Muße zu nützen;
Arbeit wird ihm zur Lust, Ruhe ein Antrieb zum Fleiß.

Anmerkung. Diese Recension lag bereits fertig, als in der obyrd. allg. Lit. Z. vom Jahr 1809 Nro. 132, und in dem krit. Anzeiger für Literatur und Kunst, Nro. 1. 1810 über das nämliche Werk Recensionen erschienen. Obschon die vorstehende Recension mit den beyden früher erschienenen in mancher Hinsicht übereinkömmt, so dürfte sie doch nicht überflüssig dastehen. Auch will man hier noch bemerken, daß Nro. 132 allg. Lit. Z. die unüberlegte Rüge macht, als ob Hr. v. Mussinan S. 188 und 189 mit Pfaffen und Pfaffheit herumwürfe, da doch nur die buchstäblichen Ausdrücke der Salzburger Nachrichten aus der Münchner Zeitung, St. 108, J. 1809, angeführt sind, und Hr. v. Mussinan dergleichen Ausdrücke in seinen Schriften für sich selbst nie gebraucht. — Eben so auffallend ist die Bemerkung Nro. 1 im krit. Anzeiger 1810, daß Hr. v. Mussinan sein Werk aus andern Schriftstellern zusammengeschrieben habe. Hr. Ref. hätte nur die eigenen Worte des Verf. in der Einleitung lesen dürfen, so würde er diese Bemerkung unnöthig und unpassend gefunden haben, so wie er, wenn ihn gleicher Patriotismus beseelt hätte, den Vorwurf erspart haben würde, daß der Verf. Ludwigs mit Bitterkeit gegen Oesterreich gesprochen habe.

Abrifs der alten Geschichte bis auf Karl den Grofsen, von A. C. Wedekind. gr. 8. Lüneburg bey Herold und Wahlstab, 1810.

Mit einer in unsern Tagen seltenen Bescheidenheit gibt der schätzungswürdige Verf. diese gründliche, mit der größten Treue und Umsicht ausgeführte Arbeit als einen bloßen Versuch an — weßwegen er auch nur 150 Exemplare abdrucken ließ, und die Beurtheilung unparteyischer Kritiker erwartet. Wir glauben ihn versichern zu dürfen, daß ihm diese das Zeugniß geben werden, seine Arbeit gehöre unter die gelungensten und stelle in einer gedrängten Uebersicht, wo kein wesentlicher Moment der Geschichte übergangen ist, das Gemälde der gleichzeitigen Ereignisse so klug ausgewählt dar, daß es denjenigen, der die Geschichte kennt, so wie denjenigen, der sich ihrem Studium erst widmet, gleich lebhaft interessiren muß.

Schöne Redekünste.

Gedichte von Ulrich von Hutten und einigen seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Aloys Schreiber. Mit Huttens Portr. Heidelberg, gedruckt und verlegt von Jos. Engelmann, 1810. 163 S. gr. 8.

Dem fleißigen Sammler altdeutscher Gedichte können nur zweyerley ineinandergreifende Absichten zum Grunde liegen. Als Beyträge zur Bildungsgeschichte unserer Sprache sind diese zu gleicher Zeit Monumente des Geistes der Nation, der ihnen Gestaltung gab, und durch sie unmittelbar auf die Zeitgenossen und mittelbar auf die nachfolgenden Geschlechter wirkte. Die Sammler verdienen Lob, sofern sie, diesen doppelten Zweck nicht aus dem Auge verlierend, wirklich nur dasjenige aufs neue ausstellen, was auf den Geist wirkend den Sprachschatz bereicherte, — nicht aber mit Knabenübermuth und dreistem Dünkel allen aufzutreibenden Schofel zusammenraffen, das aufgefundene Niedrige zum selbstgeschaffenen Garstigen, das Garstige zum Widrigeckeln, zum Abgeschmackten hinzufügen, und so das Zusammengeraffte mit kecker Possierlichkeit sogar als ein Wunderding auf den literarischen Jahrmärkten ausschreyen lassen, um dem Volke das Geld aus der Tasche heraus und Unsinn in den Kopf hinein zu spielen.

Der ehrwürdige Herausgeber der Gedichte Huttens und einiger seiner Zeitgenossen hat durch dieselbe ein Muster gegeben, wie das beliebte Sammeln auf eine zweckmäßige Weise getrieben werden kann. Seine Auswahl bietet im Ganzen wie im Einzelnen das mannigfaltigste und anziehendste Interesse dar.

„Den Mann, den ich hier wieder in das Publikum einführen möchte", sagt er in der Zueignungsschrift an seinen Geistesverwandten, Heinrich Voß, den Sohn, „ist dessen werth — wenn auch nicht durch die höhere Gabe des Gesangs, doch durch seine lautere, reinmenschliche Gesinnung, die du nicht verkennen kannst, weil sie auch die deinige ist, über dem zu Kräftigen und zu Rohen, was Zeitalter und Verhältnisse ihm gaben." Nur die verzärtelten, auf ihren Stelzen sich großdünkenden Zeitgenossen dürften es wagen, ihren kleinlichen Maaßstab an die einzelnen kraftvollen Ausdrücke und Wendungen zu

halten, um sibenstechend die Form zu bekritteln, in welcher die Satyre des Reformators, sprudelnd fast, sich ergießt. Ein großer Theil des Reichthums unserer Zeit bestehet — in Wendungen. Die Reformatoren nahmen die Sache anders: „Ein sicher Gewissen, das der Sache gewiß ist, sitzelt und setzelt nicht: es sagt dürr und frisch heraus, was es an ihm selber ist", spricht Luther.

Wir kennen keine Schriften aus den Zeiten der Reformation, die den damaligen Zustand des Vaterlandes und seiner immer gemißhandelten Bewohner lebendiger darstellen, als diejenigen, welche von dem edeln Hutten zu uns gelangt sind. Dieser übertrift selbst Luther, — der ihn anfänglich sogar seiner Kühnheit halber tadelte, freylich aus liebender Fürsorge für das persönliche Wohl des edeln Kämpfers für die Sache der Menschheit, deren blutendes Opfer er am Ende auch fiel.

Der Herausgeber hat in der Vorrede, in der kurzen Lebensbeschreibung Huttens und in der Nachrede aus Herders Denkmal dem großen Manne, „dem Mit-Reformator, dem Freyheitsredner, dem Demosthenes unserer Nation," wie Herder ihn nennt, ein neues, seiner würdiges Denkmal errichtet. Werden aber die beschäftigten Zeitgenossen die Zeit haben sich damit zu beschäftigen? Wir wollen es hoffen, obgleich der Herausgeber sehr richtig bemerkt: „Wir Lebende finden kaum Zeit uns selbst zu lesen, geschweige denn die Todten." — Die Periode, in welcher wir leben, ist indessen ganz geeignet zur freundlichen Aufnahme der aus dem Staube Erweckten, welche Muth einflößen und Lebenskraft aushauchen können.

Huttens Gedichte ziert keine hellenische, wol aber eine moralische Grazie; nicht sein Kunstsinn nach dem Kunstgeschmacke seiner Zeit soll und kann uns Muster seyn, — wol aber seine erhabene Deutschheit. „Wer kann sein Auge auf ihn wenden, den Verfolgten, den Verlassenen", sagt der Herausgeber, „und ihn sehen, unerschütterlich und ruhig seine Brust dem Schicksal darbieten, und ihn hören, wenn er ausruft:

„Von Wahrheit will ich nimmer lan
Das soll mir bitten ab kein Mann,
Auch schadet zu stillen mich kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fest und sehr
Man mich damit zu schrecken meint,
Wie wohl meine fromme Mutter weint,
Daß ich die Sach hätt g'fangen an,
Gott will sie trösten, es muß gahn.
Und sollt es brechen auch vom End,
Wills Gott, so mags nit werden g'wend,
Darum will brauchen Fuß und Händ.
Ich hab's gewogt!"

„Wer mag dies hören, ohne daß seine Wange wenigstens ein leichtes Roth überhauchte?" —

Huttens zahlreiche Schriften sind, Herders patriotischen Aufrufs ungeachtet, noch immer nicht gesammelt worden. Der Herausgeber der Gedichte hat die Titel derselben der Lebensgeschichte beygefügt. Möchte durch diese erneuerte Rückerinnerung an den großen Mann der Wunsch nach dem Besitz alles dessen, wodurch er sein wirkungsreiches Leben verherrlicht hat, aufhören — bloßer Wunsch zu bleiben. Niemand wäre wol geschickter zur Ausführung des Werkes, wodurch die Nation sich nicht weniger wie ihren großen Genossen ehren würde, als der Aussteller der Gedichte, welche als die Einleitung zu dem Theil der übrigen Schriften Huttens in Sachen der Reformation betrachtet werden können. — Diese enthalten: 1) Herrn Ulrich von Hutten Gesprächbüchlein, das erste Feber (Fieber) genannt. 2) Gesprächbüchlein, das andere Feber genannt. Die Vorrede, an Franz von Sickingen, den Beschützer Ulrichs und dessen Freund in der Noth, wird niemand lesen, ohne beide liebzugewinnen. Wer hehren Adel der Gesinnungen in seiner Herrlichkeit schauen will, der wende seinen Blick diesen unsterblichen Deutschen zu. 3) Auferwecker der deutschen Nation. a) Klagrede Hutteni an alle hohe und niedere Stände deutscher Nation; b) Ein Klag über den lutherischen Brand zu Menz. Wol hat der Herausgeber recht, wenn er in der Vorrede bemerkt: „Die Zeit hat seitdem nichts geändert. Wahn und Irrthum wechseln bloß ihre Formen, und der Mensch bleibt immer ihr Spiel. In Huttens Tagen galt es noch eine Idee, jetzt ist das Heiligste selbst ein Phantom geworden, und während auf der einen Seite eine liederliche Aufklärung sich hinter das Feigenblatt der Vernunft beegen möchte, schafft auf der andern Seite kindischer Aberwitz seine Götzen aus Papierschnitzeln, und holt die innere Erleuchtung aus Bordellen. Der Katholicismus so wie der Protestantismus, die trotz ihres scheinbar feindseligen Widerstrebens doch in ihrem innersten Prinzip nicht verschieden sind, sondern nur als getrennt und sich einander beschränkend in der Zeit erscheinen müssen, damit die begonnene Selbstzernichtung des Menschen nicht ihr Werk vollenden möchte, beide scheinen endlich ihrer Auflösung nahe gekommen, und es ist wol das furchtbarste Problem unter denen, die wir zu lösen bestimmt sind, wie sich in so allgemeiner Verwesung ein neuer Lebenskeim bilden und entwickeln könne?"

Die ältern Gedichte aus Huttens Zeit stehen als Gedichte in ihrem Werthe höher als Huttens Poesien, und dienen an der Stelle, wo wir sie hier finden, gewissermaßen zur Erholung von den peinlichen Gefühlen, die Huttens Klagen in jedem Deutschen aufregen müssen, der in der Vergangenheit die Gegenwart wieder findet, und in welchem egoistische Selbstsucht die Nationalliebe nicht ausgetilgt hat. — Die Verf. dieser Gedichte sind unbekannt. Nro. 1. Ein hübscher Spruch von etlichen Ständen der Welt, muß von einem damaligen Wieland gedichtet seyn. Es ist ein geistvoll eingeleitetes und belehrendes Mährchen, und mag den allerneuesten Romantikern zum Beweise dienen, daß die Verabschiedung des gesunden Menschenverstandes nicht hinlänglich sey, um als Dichter aufzutreten. Der Unbekannte erzählt sehr naiv, wie er auf den Krebsfang ausging, und wie ihn eine Wassernixe in die Tiefe hinunterzog, in einen Pallast, von da er seinen hübschen Spruch mitgebracht. Er erzählt, wie es ihm da unten ergangen, und begnügt sich mit dem Ansinnen, ihm seine wunderbare Untertauchung und Rückkehr aufs Wort zu glauben, — sucht aber nicht, wie es in einer eben erschienenen romantischen Zeitschrift geschiehet, dem Leser Wahnsinn auszukramen, wie z. B. daß der Dichter auf dem Rheine einen Fischer sah, „dem das Netz am Kinn gewachsen, woran Fische hingen, welche blutige Mäuler hatten" u. s. w. — oder vielmehr nicht, u. s. w.; denn diese feine Dichtung, welche sich in einer sogenannten Romanze, vom Tode Herzogs Bernhard von Weimar, befindet, hat

mit dieser durchaus keinen Zusammenhang. — Nro. 3. Von Sankt Peter und einem Mönch ist eine geistvolle Satyre auf den Mönch- und Obscurantenunfug. — Nro. 4. Das weltliche Klösterlein, „scheint allen denen, welche nach den verborgenen Schätzen unserer Literatur graben, entgangen zu seyn;" sagt der Herausgeber in der Vorrede. „Es ist eine fröhliche Phantasie, die einen scherzhaften Traum recht angenehm zu gestalten weiß." — Nro. 5. Gespräch des Herrn mit Sanct Peter, gefällt durch seinen hochkomischen Ton, durch seine drollige Naivetät, und gibt ein treues Bild von den Sitten jener Zeit. — Das Titelkupfer, Huttens Portrait, ist eine so schöne als passende Zierde dieser gehaltvollen Sammlung altdeutscher Gedichte.

Glockenspieler, der kleine, nach Ducray-Dumenil bearbeitet vom Verf. der Heliodora. 1r und 2r Bd. Leipzig, Hinrichs. 1810. 8. 3 fl. 36 kr.

Der Verf. gefällt sich, in seinen Romanen Kinder aufzuführen, und sie in wunderbare Situationen zu verwickeln. Diese Situationen erhalten zugleich etwas Grauenvolles durch das tiefe Dunkel, in welchem er seine Figuren hält. Zugleich versteht er die Kunst, seine Leser durch das Unerwartete seiner Verwickelungen fortzureißen; nur darf dabey die Reflexion nie eintreten, denn die Unwahrscheinlichkeit der Charaktere und Motive beunruhigt ihn eben nicht sehr, und er scheint es überall blos auf Effekt anzulegen. Die Uebersetzung des vorliegenden Romans ist in diesen beyden Theilen noch nicht vollendet. Sie ist übrigens in gute Hände gefallen, wenn anders das Buch einer Uebersetzung werth war.

Vermischte Schriften.

Lettres écrites en Allemagne, en Prusse et en Pologne dans les années 1805—1808. par J. Ph. Graffenauer. à Paris et à Strasbourg 1809. 314 S. gr. 8.

Als Feldarzt bey dem französischen Heere hatte der Verfasser die schönste Gelegenheit, vieles zu sehen und zu beobachten. Daß er diese Gelegenheit bestens zu benutzen gesucht habe, davon zeugen seine Bemerkungen. Sie sind historischen, statistischen, literarischen, physischen und medicinischen, also mannigfaltigen, interessanten Inhalts. Die Schreibart hat nichts Gesuchtes.

Ueber das Eigenthümliche der Pestalozzischen Methode. Den in Heilbronn anwesenden Geistlichen protestantisch- und katholischer Confession gewidmet. Tübingen, Heerbrandt, 1810. 8. 30 kr.

Ueber Pestalozzi's Methodenlehre findet sich in diesen Blättern manche feine, treffende Bemerkung. Nur sieht man, unsers Bedünkens, noch überall zu wenig ein, daß mit verbesserten Methoden so gut als nichts gethan sey, daß alles auf den Geist des Lehrers ankomme, und daß in einem Jahrhundert nur wenige Männer erscheinen, welche den Kindern seyn können, was ihnen Pestalozzi ist. Den Jugendlehrer bildet kein Steinmar, wenn ihm die Natur den Beruf dazu versagte, und darum wird und muß in den meisten Schulen die Lehrweise des edeln Helvetiers, wie jede andre unter profanen Händen, zum kalten, starren Mechanismus herabsinken. Was Pestalozzi's Schule so eigenthümlich auszeichnet, ist die Individualität des Meisters. In den nachgeformten Instituten sieht man nur das Bestreben, intellektuelle Bildung hervorzubringen, während er mit seiner hohen Kraft den ganzen Menschen ergreift, und ihn, was hauptsächlich Noth ist, zum Gefühl seiner angebornen Menschenwürde bringt. Nicht Angewöhnung zum Erwerb des täglichen Brots, zur Gewandheit im Leben, ist unserer Zeit und unserm Geschlechte Bedürfniß, sondern innere Erhebung, Mannheit, ohne welche alles Uebrige nicht der Rede werth ist. So lange bey unsern Schullehrern nicht zunächst auf den Menschen geachtet wird, so lange eine flache Aufklärung, wie sie sich in den letzten zwanzig Jahren des achtzehnten Jahrhunderts aus dem Schlamme moralischer Verwesung gebildet hat, noch für Verdienst gilt, so lange der Staat die Besetzung von Volksschulen nicht mit eben dem Ernste behandelt, wie die Besetzung der Kollegien, und gerade hier, wo es den Nerv der Nation gilt, dem Spiel von gemeinen Insinuationen, Intriken und Fraudasen-Empfelungen freyen Raum läßt, so lange dabey Neigungen und Abneigungen selbst von — Köchinnen entscheiden, so lange ist mit allem Geschreibe und mit aller Deklamation nichts gerathen.

Ploucquet, D. v., Mittel, dem Mangel eines zur Gerberey erforderlichen Materials abzuhelfen. Tübingen, Heerbrandt, 1810. 8. 12 kr.

Die Resultate dieser kleinen Schrift, deren Gegenstand für die Gewerbskunde von äußerster Wichtigkeit ist, bestehen in folgendem: 1.) Beym Gewinnen der Eichenlohe ist der Safthieb dem Winterhieb in jeder Hinsicht vorzuziehen. 2.) Auch die Hochwaldungen könnten zur Gewinnung des Gerbmaterials dadurch benützt werden, daß man dem Eichbaum jährlich einige Seitenäste nähme. 3.) Nicht blos die Rinde der Eiche, sondern auch die übrigen Theile derselben würden vielleicht mit Vortheil zum Gerben benützt werden können. 4.) Außer der Eiche möchten wol auch die Rinde und Wurzel der Schlehen, viele Weidenrinden, die Rinde der wilden Kastanien, ꝛc. ꝛc. ꝛc. zu jenem Zwecke angewendet werden können.

Noch ein ernstliches, wol das letzte Wort über das Cölibatgesetz der katholischen Geistlichkeit. 1810. 8.

Es hat etwas Widerliches, wenn der Verf. von der harrenden Sehnsucht seiner Amtsbrüder so klagend spricht, wenn er S. 12 den Geschlechtstrieb das Edelste im Menschen nennt, und S. 21 sogar behauptet, das einzige Heil der katholischen Geistlichkeit hänge vom Heirathen ab. Fühlte der gute Mann denn nicht, daß es noch etwas Höheres gebe? daß es ungleich weniger sey, sich die Freuden des Ehestands zu versagen, als sich zu trennen von Weib und Kind, wenn der Tod fürs Vaterland ruft, oder der Tod auf dem Siechenbette? Auch die Hinweisung auf den Protestantismus ist falsch; dort gibt es keine Priester, und es wäre noch sehr die Frage, ob der Cölibat nicht tief in dem Wesen des eigentlichen Katholicismus gegründet sey: eine Frage, welche Rec. nächstens bey einer andern Gelegenheit zu lösen suchen wird.

Nro. 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Mai, 1810.

Böse Büchee tügen auch, guten zu der Gegenprobe:
Finstres macht, daß jedermann desto mehe das Lichte lobe.

v. Logau.

Ein Blick in das Bücherverzeichniß von der Ostermesse 1810.

Auf die Quantität der neuen literarischen Waaren, welche uns die bevorstehende Osteemesse zuführet, haben die ungünstigen Zeitläufe keinen Einfluß gehabt; wol aber einen sehr bedeutenden auf die Qualität. Von ungefähr 1400 neuen deutschen Schriften (Journale, Magazine, Tagesblätter u. s. w. nicht gerechnet), worunter nue einhundert etliche funfzig Fortsetzungen seyn mögen, läßt es sich höchstens annehmen, daß einige Dutzende innern Weeth für Wissenschaft und Kunst haben. — Wir bemerken von ernsterm Inhalte: Adelungs Mithridates, fortgef. v. Vater, 3e u. letzter Bd.; Beckees Augusteum, 7e H. u. 2. Bd. 4. H.; Bachs Grundzüge zu einer Pathologie der ansteckenden Krankheiten, mit einer Vore. v. Curt Sprengel; Beneckes Beytr. z. Kenntn. d. altdeusch. Spr. u. Liter., 1n B. 1r Th.; Bohnenbergees Lehrb. der Astron.; Böttiger die aldobrandinische Hochzeit, eine aechäol. Ausdeutung; Bouterwecks Gesch. d. Poes. u. Beredf. 8r B.; Brandes üb. d. Einfluß und die Wirkungen d. Zeitgeistes auf d. höhern Stände Deutschl., 1. u. 2. Abth.; Fr. Buchholz, Hermes, od. üb. d. Nat. d. Gesellsch. mit Blicken in die Zukunft; Buttmann üb. d. Mythos des Herakles; Campes deutsch. Wörterb. 4r B. S. u. T.; Cannabichs Kritik der peakt. Religionsl. 2r Thl.; Creuzees Symb. u. Mythol. d. alt. Völk., bes. d. Griechen 2 Thle.; Cromes Handb. d. Naturgesch. f. Landwirthe nebst einer Vorr. v. Thaer, 1r Bd.; Damms Myth. d. Gr. u. Röm., aufs neue bearb. v. Levezow, verb. u. verm. v. J. D. Sander; Eichhorns Gesch. d. Liter., 4n Bd. 3. Abth.; Feßlee, d. alt. u. d. neuen Spanlee, 1r u. 2r Thl.; Feuerbachs Blick a. deutsche Rechtswiss.; Fichte, d. Wissenschaftslehee in ihrem allgem. Umrisse daegestellt; For. Gesch. d. früh. Regierungsz. James II, übees. v. Seltau; Fried. Soph. Wilhelm. Markge. v. Baieuth, Memoleen z. Gesch. v. Preußen i. d. J. 1699 bis 1773, von ihe selbst geschrieben; Füßlis allg. Künstlerlexikon 2r Bd. 5. Absch.; Galls u. Spurzheims Anat. u. Phys. des Nervensyst. überh. u. des Gehienes insbes., m. Bemeek. üb. die Möglichkeit verschied. Anlagen dee Thiere aus der Gest. ihrer Köpfe zu beueth., e. u. 2. Abth.; Galletti neueste Staatengesch. 1r Bd. Oestreich; dessen Gesch. v. Span. u. Port. 2e Bd.; A. Schreiber, Gedichte v. Ulr. v. Hutten u. einigen s. Zeitgen.; v. Goethe, zue Faebenlehee, 2 Bde.; dessen Pandoras Wiederkunft, mit 4 Umrissen v. Grunee; Henkes Grundriß d. Kirchengesch. zu Vorles., beend. u. herausg. v. Vater; Herders sämtl. Werke, 7. Lfr. in 4 Bdn.; dessen Schulreden; Hermbstädts Handwörteebuch üb. d. techn. Künste u. Gew., 1n Bds 1e Hälfte; Holzschnitte alt. deutsch. Meister, herausg. v. R. Z. Becker, 2. Lief.; v. Humboldts Vers. üb. d. polit. Zust. d. Könige. Neu-Spanien, 2r Bd.; dessen u. Bonplands Reise. astron. Th. 1e Bd.; dessen pitoreske Ansichten dee Cordilleren u. Monum. amerik. Völker, mit Atlas (fehlt im Veezeichnisse); Jacobis sämtl. Werke 4r Bd.; Jördens Lexik. deutsch. Dichtee u. Proef. 5r Thl. T—Z. (Das ganze Werk kann jedoch auf Vollständigkeit, auch nur in Rücksicht dee bekannten Schriftsteller, nicht Anspruch machen.); Klopstock und seine

Freunde. Br. v. d. Famil. Klopstock, von Fanny, Meta, Schmidt und Gleim, herausg. v. Klamer-Schmidt (jedoch unter Protest der Familie Klopstock); Kluders Beschrb. v. Baaden u. seinen Umgeb., 2 Thle.; Prof. W. T. Krug, der Staat u. d. Schule, pd. Polit. u. Pädag. in ihrem gegens. Verh. in. s. Begrund. einer Staatspädag.; dessen System d. theor. Phil. 3r Thl. Aesthetik; Krunitz ökon.-techn. Encycl. forts. v. Flörke, 112—114 Thl.; Lacretelles d. J. Gesch. v. Frankr. während d. 18 Jahrh., mit Erläut., Zus. u. Bericht., a. e. vollst. Reg. vers. v. J. D. Sander, 3r Thl.; Langsdorfs arithm. Abhandl. üb. jurist. staats- und forstwissens. Fragen u. s. w.; Frhrn. v. Liechtensterns Grundlin. einer Encycl. der Kosmogr. u. Statist.; Lossius allg. moral. Bilderspiel 4n Bd. 1e u. 2e Lief.; Machiavelli, von Rehberg; v. Matthissons Erinnerungen, 1r u. 2r Bd.; Meusels Lexik. von 1750 bis 1800 verst. deutschen Schriftst., 10r Bd.; dessen im 19ten Jahrh. 2r Bd.; Joh. v. Müller 24 Bücher allg. Gesch., 3 Bde. (Hierbey müssen wir bemerken, daß es der Weidmannischen Buchhandlung gefallen hat, den allgemeinen Titel: Joh. v. Müllers sämtl. Werke, herausg. v. J. G. Müller, 1r u. 2r Bd., von welchen die allg. Weltg. nur die erste Lieferung ist, wegzulassen; da nun aber die Weidmannische Buchhandlung den Meßkatalog nicht für sich, sondern für Andre druckt, so müssen wir dies Verfahren der Willkührlichkeit rügen.); Nestors russ. Ann., v. Schlözer, 5r Thl.; v. Nicolay verm. Ged. u. prosa. Schr. 8r Bd.; Niemeyers Feierstunden während des Krieges, 2te Samml.; Oelsner, von den Wirk. der Religion Mohamets währ. der drey ersten Jahrh. seit ihrer Gründ. auf den Geist, die Sitten und die Regierung derjenigen Völker, bey denen diese Rel. eingef. wurde; Parrots Grundriß der theor. Physik z. Gebr. für Vorles. 1r Bd.; Perrins Reise durch Hindostan, v. Th. Hell, 2r Th.; Pfeffels poet. Vers. 10r Th.; dessen prosa. Vers. 1r Bd.; Reinhards Pred. über neue Perikopen im J. 1809, 2 Bde.; A. W. Schlegels Vorles. über dram. Kunst u. Lit. 2r Th. 2te Abth.; Schröckhs christl. Kirchengesch. fortges. v. Tzschirner, 9r Thl.; Sismondi Gesch. der ital. Freystaaten im Mittelalter, 5r Thl.; Stolbergs Gesch. der Religion Jesu Christi, 6r Bd.; Studien von Daub u. Creuzer, 5n Bds. 1s u. 2s St.; Tennemanns Gesch. der Phil. 7r u. 8r Bd.; Wiedekings Beytr. zur Hafen- Seeuf. u. Flußbaukunst; dessen Beytr. zur Brückenbaukunst; v. Zimmermann, Australien, 1r Bd.; dessen die Erde u. ihre Bew. nach den neuesten Entd. 1r u. 2r Thl.; dessen hist. geogr. polit. Versuche über Ostindien, nach Le Gouz de Flaix, 2r Bd.; Zoega, d. antik. Basrel. v. Rom, 1—6 Lief. — Die meisten von diesen sind, wie man sieht, Fortsetzungen.

Frh. v. Aretin beschenkt uns mit einer system. Anleit. zur Theorie u. Prax. der Mnemonik, nebst den Grundlinien zur Gesch. u. Krit. dies. Wissensch.; und mit einer Biographie Kaiser Napoleons; — L. A. v. Arnim mit Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores; eine wahre Gesch. zur leser. Unterh. armer Fräulein aufgeschrieben. (Bürgermädchen dürfen sich also nicht bemühen, dieses Werk des Hrn. v. A. zu lesen.) Von demselben Verf. finden wir auch unter der Rubrik Schauspiele: Halle und Jerusalem, ein Trauerspiel. — In Wien ist herausgekommen: Biogr. Schillers u. Anleit. zur Critik. s. Werke v. J. K. S., und auch zu Basel: Friedr. v. Schillers Leben und Beurth. s. vorzügl. Schr. — Möchten doch alle Unberufene ihre Hand von diesem Heiligthume zurückhalten! — So ist der Buchhändler Müller in Erfurt jetzt hinter den Tonkünstlern her; er liefert von Haydn, Jumsteeg, Cherubini u. s. w. kurze Biogr. u. ästhet. Darst. ihrer Werke — höchst wahrscheinlich eine ähnliche Spekulation wie die Vollmerschen Ana. — Hr. Dr. Albrecht prangt wieder mit 6 neuen medicinischen Schriftchen und drey neuen Auflagen. — Geschmackvoll und puristisch deutsch ist folgender Titel: Mein Unterwegs von Danzig über St. Petersburg nach Neapel, Herzensergüsse an einen Jugendfr. vom pilgernden Erasmus. — Warnen müssen wir vor J. F. v. Meyers Hades, ein Beytr. zur Theor. der Geisterkunde; dagegen hat: Geister u. Gespenster, in einer Reihe von Erzähl. dargestellt (2 Theile, bey Flick in Basel), eine vernünftigere Tendenz. —

Unter die erfreulichen Erscheinungen gehören noch: Das Gebeimniß des Steindrucks in seinem ganzen Umfange; praktisch und ohne Rückhalt beschrieben und mit eigenen Proben des Verf. begleitet: als Einladung zum Nachdenken und Mitwirken an Alle, denen die Vervollkommnung dieses neuen Kunstzweiges angelegen seyn kann (Tübingen, Cotta'sche Buchd.). Mit seltner Liberalität wird hier ein von Hrn. Dr. Cotta und dem Verf. dieser Schrift, Hrn. Direktor Rapp, theuer erkauftes und durch viele mühsame aber gelungene Versuche des Letztern vervollkommnetes Geheimniß dem Publikum mitgetheilt. Sal. Geßners Schriften 3 Bde.; v. Goethes Werke 13r B. (die Wahlverwandtschaften); Mahler Müller, über den Rhytmus; der Nibelungen Lied, krit. Ausg. d. Orig.-Textes v. v. d. Hagen; Fr. Rochlitz, Denkm. glückl. Stunden 1r Theil; Dr. St. Schützes Gedichte; dessen Gedanken und Einfälle über Leben und Kunst; Spätlinge, Erzählungen und Gedichte, herausg. von A. Schreiber; Torquato Tassos befr. Jerus. zw. umgearb. Ausg. 1r Th. von Gries; Dippolds Leben Karls d. Gr.; Hebels (Verf. d. allem. Ged.) Schatzkästlein aus den Papieren des deutschen Hausfreundes; Heeren, Joh. v. Müller der Historiker; F. u. J. Riepenhausen Gesch. d. Mahlerei in Italien nach ihrer Entwick., Ausbild. u. Vollend. 1s u. 2s Heft mit Kupfern (fehlt im Verzeichnisse).

Von Hrn. v. Nicolay sind noch erschienen: Balladen, und: Das Landgut Monrepos; von Caroline Pichler: Gleichnisse; von Joh. Car. Wilh. Spazier geb. Mayer:

Briefe der Lespinasse (aus dem Franz.); von J. F. Reichardt: Denkwürdigk. m. Lebens 11 Bd.; dann ein Rhinoceros lyr. didact. Ged. in 1 Geſ., Seltenſt. zu Tiedges Urania; von C. G. Salzmann: Joſeph Schwarzmanteis Erzieh. Geſch. zur Unterh. f. d. Jugend; von M. Röller eine matte lat. Ueberſ. der Schillerſchen Ode an die Freude; ein Hr. J. H. Voß gibt heraus: verm. Ged., od. Knospen m. Muſe, nebſt einer Ode, Thuiskos Söhnen gewidmet, und: Bitten eines Deutſchen an S. M. Napoleon I, K. d. Fr. u. ſ. w. in einer Ode. Hr. Voß ſollte ſchon aus Beſcheidenheit, da er mit unſerm großen Dichter ſogar gleichen Vornahmen führt, ſich durch irgend einen Beyſatz unterſcheiden; er gehört, ſo viel Ref. weiß, nicht einmal zur Familie deſſelben, und ſollte ja jeder möglichen Vergleichung ausweichen.

Iſt der von Geiſtinger in Wien im Mßk. angezeigte Kartenalmanach der nämliche, den Ref. vor ſich hat, ſo muß er davor, als vor einem äußerſt erbärmlichen Machwerke, warnen.

Die Zahl der philologiſchen Schriften (neue Ausgaben der Klaſſiker und andrer alter Schriftſteller, Commentare u. ſ. w.) beläuft ſich beynahe an vierzig. — Wir zeichnen darunter vorzüglich aus: Dr. Jo. Jac. Griesbachii commentarius crit. in text. graec. novi testam. Partic. II. — P. E. Jablonskii opusc. quib. ling. et antiq. Aegypt. diff. libror. sacr. loca et hist. eccl. capita illustrantur etc. T. III., ed. atque animadv. adj. J. G. te Water — Musaeos, Urſchrift, Ueberſ., Einleit. u. krit. Anmerk. v. Franz Paſſow; Platos Werke v. Schleiermacher 2 Ths. 3r Bd.

(Der Beſchluß folgt.)

Sendſchreiben des Amtmanns Rübezahl an den Oekonomierath Zwölffinger.

Ich erſehe aus Deinem Schreiben, daß Du alle Tage älter wirſt, aber auch alle Tage grämlicher, und daß Du eine ganz verkehrte Anſicht hast von Zeit und Menſchen. In meinem Armſtuhle, wo jetzt eben das Podagra ſeine Liebkoſungen an mich verſchwendet, erſcheint mir die Welt ganz anders, und ich behaupte dreiſt weg, daß unſer Vaterland der höchſten Stufe der Kultur und des Wohlſtandes mit Gigantenſchritten entgegen eile. Beſitzen wir nicht bereits die koſtlichſten einheimiſchen Surrogate für Kaffe, Zucker, Indigo, Religion, Patriotismus und die alte Ehrlichkeit? Wenn wir in einem Tage mehr Geld ausgeben, als unſre Großväter in einem Monate, ſo iſt es doch klar, daß wir deſſen auch mehr beſitzen müſſen? Wenn ehemals die Aeltermutter ein Kleid von vielfarbigem Damaſt oder Gros de Tour an ihrem Ehrentage erhielt, ſo blieb es ihr Staats-Kleid für alle Ehrentage ihres Lebens, und vererbte noch wohlbehalten auf die haushälteriſche Enkelinn, die zuletzt noch einen Sofa oder Armſeſſel recht ſtattlich damit bekleiden ließ. Welche honette Bürgersfrau würde heut zu Tage ihren guten Namen auf ſolche Weiſe preisgeben? Damals waren aber die Einnahmen gering, man ſtreckte ſich nach der Decke; jetzt ſind ſie um vieles größer, und folglich ſind wir um vieles geldreicher, wir ſtrecken die Decke nach uns, und wenn es auch einen Riß gibt, ſo geht ſelten mehr eine Ehre dabey verloren.

Es war geſtern Palmſonntag. Ich ſtand an meinem Fenſter, und hatte ſo meine Luſt an dem ſchönen Geſchlechte, wie es zur Kirche wallte. Dieſe heitern Titusköpfe, dieſe Roben von Levantine mit Wülſten von Atlas, dieſe frommen Pilgrimskragen, dieſe herrlichen Shawls — Wahrlich, alter Stulkamerad, dabey wird einem das Herz weit! Ehemals hätte eine Prinzeſſinn dergleichen für Feerey gehalten, jetzt — waren es meiſt hübſche junge Dienſtmädchen, die meinem Auge dieſes Schauſpiel gewährten. Sprich nun ſelbſt, welche hochſtrebende Induſtrie in der dienenden Klaſſe jetzt dieſes voraus, welche Blüte des Wohlſtandes in allen Familien! Nach geendigter Predigt hüpften ein Paar muntere Dingerchen zu meinem Nachbar, der eine Leihbibliothek hält, und holten ſich die Geſchichte einer Marketenderinn, und die Jüngſte fragte: ob denn der zweyte Theil der Lucinde noch immer nicht erſchienen ſey? — Zu unſerer Zeit konnte ein Dienſtmädchen ſelten leſen, und ein ſo ungeheurer Fortgang der Kultur, den vor vierzig Jahren niemand ahnen konnte, iſt, frey und ſelbſtſtändig, unter den Stürmen der Zeit geſchehen. Ich möchte daher die Emigration und den Krieg betrachten als die beyden Hebel unſrer Entwickelung.

Meine Hauswirthin, die Frau Regierungsräthin von **, iſt zwar ein wenig ärgerlich über alle dieſe herrlichen Dinge, und meint, die Leute comme il faut könnten ſich nachgerade von dem gemeinen Haufen nicht mehr gehörig unterſcheiden; auch erzählte ſie mir, wir faſt täglich einige Dienſt-Mägde wegen Veruntreuungen, oder wegen ſonſt eines Verſehens gegen die zehn Gebote, von ihren Dienſtherren und Dienſtfrauen weggejagt werden müßten; wie andre die Krankheit, welche uns Amerika mit den Kartoffeln zugeſchickt und die der Arzt Fracaſtor in einem zierlichen lateiniſchen Poem beſungen, in Familien gebracht hätten, u. dgl. ehrbare Dinge mehr. Die gute Dame begreift aber nicht, daß dergleichen kleine Unbequemlichkeiten unzertrennlich ſind von der höheren Kultur, und von dem univerſellen Streben der Zeit. Unſer Polizey-Kollegium faßte freylich wirklich den ſonderbaren Gedanken, eine Kleider-Ordnung für das Geſinde zu entwerfen, und darin das Tragen aller Seidenzeuge, aller Bijour und ſelbſt die Titusköpfe und den franzöſiſchen Schnitt der Gewänder zu verbieten, allein das Kommerz-Kollegium trat dazwiſchen, und bewies, wie ſehr dadurch die freye Konkurrenz gehemmt werden müßte. In der That würde ja unſre elegante Welt um zwey Drittheile ſich vermindern, wenn man ſich überall zur ſtrengen

Observanz bequemen wollte, und warum sollte ein armes Dienstmädchen nicht gleiches Recht mit der Dame haben, ihre Gestalt aufs Vortheilhafteste herauszuheben, zumal da diese Gestalt gewöhnlich ihr ganzes bewegliches und liegendes Kapital ausmacht?

Jetzt tragen sich unsre Damen mit einem andern Plane. Die Veranlassung dazu ist ein wenig drollig. Vor einigen Tagen kam ein junger Mann aus B. hier an. Er war bestimmt, die Tochter des geheimen Finanzraths von X. zu heirathen, und die Sache war zwischen den Vätern schon abgemacht. Als der junge Mann ins Haus trat, war der Finanzrath mit seiner Familie in Gesellschaft; auf dem Sofa saß das Kindermädchen, einen Roman in der Hand, und in grüner Levantine gekleidet. Der Freyer hält sie für die ihm bestimmte Braut, er ist von den Reizen des Mädchens entzückt und sagt ihr tausend Schmeicheleyen. Beyde werden in ihrem Irrthume bestärkt durch die wiederholte Aeußerung des jungen Mannes, daß er sich glücklich schätze, die Einwilligung ihres Vaters schon im voraus zu besitzen, denn, sonderbar genug, wohnt der Vater des Mädchens, ein Friseur, ebenfalls in B. Endlich kommt die Familie nach Hause, das Qui pro quo löst sich, allein der junge Mann ist darüber so beschämt, daß er Hals über Kopf davon eilt, und nach seiner Vaterstadt zurück kehrt. Die Frau von X. hat nun, wie man sagt, in Verbindung mit allen übrigen Frauen unsrer feinern Welt, den großmüthigen Entschluß gefaßt, künftig sich dadurch auszuzeichnen, daß sie samt und sonders nur noch Baumwolle tragen, überall geschmackvolle Simplicität zum Toiletten-Gesetze nehmen, und der erstaunten Welt das erste große Beyspiel einer weisen Eitelkeit geben wollen.

Nun, alter Schulkamerad, was dünkt Dich davon? Nächstens sollst Du eine zweyte Bekehrungs-Epistel von mir erhalten.

Joh. Simon Rübezahl,
ehemals der Justiz Beflissener.

Notiz.

Der Einsender des Artikels aus Petersburg im Morgenblatte Nro. 51 d. J. hat dem Hofrath Langsdorf einen schlechten Dienst geleistet, indem er versucht hat, für die von ihm herauszugebenden Reisenachrichten durch Herabwürdigung der Krusensternschen Reisebeschreibung eine unnöthige Erwartung zu erregen. Die Nachrichten, die man an einem isolirten Oertchen der brasilischen Küste von einem so ausgedehnten und Fremden so argwöhnisch verschlossenen Reiche sammeln kann, können weder bedeutend noch besonders zuverläßig seyn. Auch konnte die Fähigkeit, das Portugiesische zu sprechen, wenig Vortheile gewähren, da es in St. Katharina an Leuten nicht fehlte, welche deutsch, englisch oder französisch sprachen. Die Reise nach Japan hat Hofr. Langsdorf weder als Arzt noch als Dollmetscher, sondern als Naturforscher mitgemacht. Seine glänzendste Partie ist vielmehr seine Beschreibung von Kamtschatka, und die sehr zu erhebenden Bemühungen, welche er seit seiner Zurückkunft aus jenen Gegenden zur Verbesserung des Schicksals der dortigen Einwohner versucht hat.

Von einem Freunde des Hofr.
Langsdorf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, im April.

Wir haben nun die schöne Gewißheit, daß unser Schröder den Vorsitz in der Direktion der deutschen Bühne in Hamburg wieder übernehmen werde. — In der That es ist ein großes Opfer, das der edle, dem Greisesalter nahe Mann damit dem Publikum und der Kunst bringt, von welcher letztern er sich seit vielen Jahren mit laut bekannter Abneigung entfernt, und in ländliche Einsamkeit zurückgezogen hat. Er gibt nun die wohlthätige durch nichts gestörte Ruhe seines Lebens, deren er so lange gewöhnt war, wieder auf; er verwechselt die glückliche Muße, die einer sehr edeln und weitwirkenden Beschäftigung, der Reorganisation und Veredlung des Bundes der Freymaurer, der Korrespondenz mit vielen großen, berühmten und guten Männern, und literarischen Arbeiten, die einst noch das lesende und beschauende Publikum hoch erfreuen werden, gewidmet war, mit so mannigfaltigen Lasten, Mühen, Unruhen und Verdrießlichkeiten, die von der Direktion einer Bühne, nach seinem Sinne und Geiste, unzertrennlich seyn werden. — Heil Ihm, und Gesundheit und Ausdauer! Wir sehen einer schönen und großen Wiedergeburt unsrer Bühne, und der dramatischen Kunst und des Geschmacks der Deutschen überhaupt, mit der Epoche von Schröders Antritt der Direktion der Hamburgischen Bühne entgegen, welche mit dem Theaterjahr auf Ostern 1811 beginnen wird. — Mit seiner Zustimmung war es vor einigen Wochen das hier zweymal in der Woche erscheinende Tageblatt, Archiv für Literatur und Kunst, welches jene frohe Botschaft dem hiesigen Publikum brachte, und dadurch das Interesse erhöhte, das dieses Blatt in mehrerer Hinsicht schon hat. Wer im Auslande den Gang, die Reihe, den Gehalt der öffentlichen Unterhaltungen und Vergnügungen edlerer Art in Hamburg, seine literarischen Erscheinungen u. s. w. kennen, und ihnen folgen will, der findet in dem Herausgeber des Archivs, Hrn. Reinhold, einen aufmerksamen und feinsinnigen Beobachter, und einen, wenn gleich nicht immer ganz unbefangenen, doch billigen und bescheidenen Beurtheiler. Wenn man die Schwierigkeiten berechnet, die schon an sich selbst und bey der Konkurrenz mit so vielen ähnlichen deutscher Blättern von etablirtem Rufe, die Redaktion und Herausgabe eines neuen Tagesblattes dieser Art hat, so muß man Hrn. Reinholds, eines gebornen Hamburgers, Muth und sein Bestreben ehren, die Stimmen des Publikum durch Mannigfaltigkeit und Abwechslung, durch gute Korrespondenz und concentrirte Darstellungen der Tagesbegebenheiten, kurz, durch Gegenstände und Gehalt seines Journals immer mehr für sich zu gewinnen.

Unser als braver Schauspieler und dramatischer Schriftsteller bekannte Schmidt hat ein hanseatisch-vaterländisches Sujet aus der Geschichte der Unruhen in Bremen des funfzehnten Jahrhunderts dramatisch bearbeitet. Es ist das Trauergemählde des Sturzes eines Bürgermeisters von Bremen, Johann Basmers, durch eine anarchische Partei des Raths. Das Trauerspiel ist mit Liebe, Wärme, Würde, und in einer edeln Sprache geschrieben. Indeß wird der Vers. ihm noch die letzte Feile in mehrern Karakteren, Situationen und Scenen geben, um einen an sich selbst schon sehr düstern und peinlichen Gegenstand — die Verfolgung und hülf- und rettungslose Marter einer edeln, unschuldigen Patricier-Familie, deren Haupt, ein hoher trefflicher Greis, auf dem Schaffote von einer Bande schändlicher Buben geopfert wird — auf der Bühne einigermaßen haltbar zu machen.

Nro. 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Mai, 1810.

Liebe kann nicht untergehen;
Was verwest, muß auferstehen.

Jacobi.

Das Fest der Todten in den römischen Kirchen.

Den zweyten November, so wie das Fest aller Heiligen vorüber ist, begeht die römische Kirche das Fest der Todten. Es verknüpft die Erinnerung an die Verstorbenen mit Gebeten für diejenigen, deren Seelen sich in der Qual des Fegefeuers befinden. Es wird in allen Parochial-Kirchen mit Aufwande, in denjenigen aber, welche größere Kirchhöfe haben, vorzüglich karakteristisch gefeyert. Am sehenswerthesten ist es daher in St. Spirito und St. Giovanni in Laterano, mit welchen bedeutende Krankenanstalten verbunden sind, und in der Chiesa della morte, die der frommen Brüderschaft angehört, welche die Gebeine der armen im Felde Verunglückten unentgeltlich bestattet.

Das Ganze währt acht Tage, während welcher das Volk häufig zuströmt. Die Kirche, das Oratorium und die Begräbnißstätte machen die dreyfache Bühne der Handlung aus.

In der Kirche, welche man schwarz ausgeschlagen findet, ist das Allerheiligste ausgestellt. An ihrem Eingange stehen Tische für die Allmosen. Die Altäre, welche das Privilegium haben, büßende Seelen ungewöhnlich schnell gen Himmel zu fördern, indem man sie, nebst Gebeten für den Geliebten, beschenkt, oder gar bey ihnen eine Messe für ihn lesen läßt, werden in diesen Tagen häufiger als sonst besucht. Außerdem hört man die Messe in ihr, und darauf die Predigt.

Die Predigt ist meist nicht eben tiefsinnig oder würdig abgefaßt. Der Redner, der sich diesmal auf der länglichen Kanzel ungeschickt hin- und herbog, in einem einförmigen Rhythmus mehr sang als sprach, und nicht selten mit lateinischen Phrasen die, welche es nicht verstanden, sehr gründlich überzeugte, schilderte umständlich die Strafen des Purgatorium, so daß sie keine angenehme Aussicht über das Grab hin gewährten. Und nun, rief er aus: diesen Jammer, diese Angst, diese gehäufte Qual, euern Brüdern, euern Vätern, euern Freunden, die von ihnen leiden und verzehrt werden, könnt ihr sie durch eine geringe Gabe mildern! Er setzte dafür sehr billige Preise, und unterließ nicht, am Ende Hoffnung zu machen, daß, wer recht mit vollen Händen gäbe, für sich selbst es nicht gerade ganz vermeiden, aber doch nur eben daran vorbeystreifen könnte.

Die Zerknirschung der guten Herzen, die dadurch erfolgen würde, schienen die Bettler und Lahmen voraus zu ahnen, und hatten sich daher in Menge auf den Weg nach der Kirche begeben, um ein Feuer nicht ungenützt zu lassen, das vielleicht bald wieder erkälten könnte.

In dem Oratorium sieht man eine Begebenheit der Schrift bildlich, meist in Wachs pouſirt, dargestellt. Man wählt am liebsten solche, welche zugleich Pflichten des Lebens in Erinnerung rufen und auf die schnelle Vergänglichkeit des Menschen aufmerksam machen. So hatte man für dieses Jahr das Urtheil Salomons ausgelesen.

In der Mitte der Begräbnißstätte ist ein Katafalk errichtet. Auf seiner Höhe thront ein Gerippe mit der

Sense, als König, oder nach Umständen auf eine andere Weise, welche die allgemeine Herrschaft des Todes ausdrückt, gekleidet. Sein Gerüste ist mit einem Kreise zierlich, ja geschmackvoll zusammengefügter Gebeine umgeben. Mit Gebeinen und Schädeln sind alle Wände rundum besetzt, ja sogar die Nischen ausgefüllt, welche sich in Höfen der Art vorzufinden pflegen. In manchen dieser letztern bringt man gleichfalls Anspielungen auf den Grund des Festes an. So war in einer eine Knochenuhr; Gefäße der Sanduhren hatte man sinnreich mit Kreuzbeinen nachgeahmt, u. s. w. In andern stand, kaum unter der Gebeinwand bemerkbar, die Puppe eines Mönches, in seiner gewöhnlichen Kleidung, einen Schädel als Antlitz, jedoch mit dem Barte besetzt; an seinen vermoderten Fingerspitzen hatte er einen Zettel hängen, auf dem er in Versen, welche den Arien des Metastasio an Metrum und Sprache ähnelten, ermahnte, auf Schönheit und Jugend nicht stolz zu seyn, da der Tod uns bald alle entstelle und gleich mache.

Der Gedanke an den Tod ist rührend, und erschüttert entweder die Seele, oder erhebt sie. Seine Vorstellung dämpft die zu heftig wallende, für den Augenblick strebende, unmäßige Begierde. Sich des Todes zu erinnern, ist dem Hoffnungslosen durch die Mühseligkeit des Lebens, dem Gläubigen durch die Gewißheit eines seligern Daseyns, natürlich.

Alles aber, was durch sich selbst ergreift, kann durch zwecklos gehäufte Mittel wirkungslos werden. Diese so erkünstelte Erinnerung an unsre Vergänglichkeit wird wie ein eitler Zierrath betrachtet. Man empfängt durchaus keinen angemessenen Eindruck. Das Ganze ist eine grauenvolle Spielerey. Der Leichtsinnige geht, wie an allem, ungerührt vorüber, der Gefühlvolle empfindet den Ekel, der uns überall trifft, wo etwas an sich tief Bedeutendes einen schiefen, entstellenden Ausdruck erhält.

Auch drängten sich unter dem heitern Himmel das Volk und die Frauen nur neugierig hin und her. Man schien eher auf einer verfehlten Maskerade, als bey einem Feste zu seyn, dessen Gegenstand dem Schicksale des Menschen so nahe liegt.

Ein Blick in das Bücherverzeichniß von der Ostermesse 1810.

(Beschluß.)

Die schöne Literatur bietet eine noch weniger erfreuliche Ausbeute dar. Die Zahl der angezeigten Romane beläuft sich auf 121, wovon 73 neue Produkte sind, oder doch seyn sollen. — Wir bemerken darunter: Dr. C. A. Buchholz (Verf. d. Marc Aurel) Idalia 2 Bde.; Edmunds Prüfungen, v. Verf. d. Heliodora, 2 Thle.; Fr. Kinds Tulpen 7s Bdch.; Kotzebue, kl. Rom. Erzähl. Anekd. u. Misc., 6s Bdch.; A. Lafontaine (ein unbegreiflich zahlreicher Beytrag): Amalie Horst, od. das Geheimniß glücklich zu seyn, 2 Bde.; Gem. d. menschl. Herzens in Erzähl., 15r Th.; das Testament, 3r u. letzt. Bd.; der Hausvater, od. Das liebt sich! und warum? - Kl. Rom. u. mor. Erzähl., 12r Thl.; Aug. Fr. Ernst Langbein: Der Bräutigam ohne Braut (Auch ist von ihm erschienen: Vorrede zu (Pseudo) N. Langbeins neuesten Schwänken u. Erzähl. samt Anhang); Fr. Laun, die Fehdeburg; dess. Seifenblasen, 2r Thl.; das Geisterbuch, von Aug. Apel u. Fr. Laun; Lilienblätter, eine Sammi. romant. Erzähl. v. Verf. d. Heliodora; Karl Müchlers Spiele müßiger Stunden, 3r u. 4r Thl. (Auch ist von ihm erschienen: Der neue Anekdotenfreund, 1s Hft., Anekdoten-Almanach 1810-1811); Gust. Schillings samtl. Schriften, 1r bis 6r Thl.; Schmiedchens: Andeutungen, od. kl. Erzähl., 2s Bdch.; dess. Clementine, oder mein Wonneleben am Friedrichsbrunnen; Seidel, Gedichte, 2r Thl.; Karl Stein: der Hausnarr; dess. der Herr Nachbar, 2r Bd.; Jul. v. Voß: Jni, ein Rom. a. d. 21 Jahrh., dess. der berlinische Robinson; Fr. Christ. Weisser: die Mährchen der Scheherezade, neu erzählt, 3r Thl.; von G. Reinbeck sind: Winterblüten, erst. Kranz (Samml. Novellen und Erzähl.) angezeigt. —

An Banditen, unterirdischen Gefängnissen, Feuerflammen, geheimen Verbundeten, Räubern, verkappten Rittern, Zauberinnen und ähnlichen Gräßlichkeiten fehlt es keineswegs. — Auch wandeln damit Hand in Hand einige humoristische und komische Romane. —

Unter den 37 neuen dramatischen Werken sind zu nennen: Die Mennoniten, Famil. Gem. in 3 Aufz., von Ludw. v. Baczko; Mäon, Trsp. in 5 Aufz., von H. J. Collin; Theod. Hells neue Lustsp., 3r Bd.: die Muttermilde, der Flatterhafte, das Strudelköpfchen; Kotzebues: Almanach dram. Spiele, 9r Jahrg.; dess. neue Schauspiele, 15r Bd.: Das Intermezzo, die kleine Zigeunerinn, der blinde Gärtner, oder die blühende Aloe, Lstsp. in 1 Akte; Gust. Linden: Die Bundesgenossen, Lstsp. in 4 Aufz.; dessen Ivar, König der Normänner, Trsp. in 5 Aufz.; Oehlenschlägers Hakon Jarl, Trsp.; Shakespears von Schlegel noch unübersetzte dram. Werke, 2r Bd.: Viel Lärmen um nichts, von G. W. Keßler, und ein Wintermärchen von Ludw. Krause; Shakespears Schauspiele, übers. von H. Voß, und Abr. Voß, 1r Bd. (dieser Titel läßt uns also mehrere Shakespearsche Stücke von diesen Meisterhänden hoffen); Jul. v. Voß, Lstsp., 3r Bd.: Künstlers Erdenwallen, die Sterbekasse, die Wittwenkasse, Chamaraute (das erste, und besonders das letzte haben auf der Berliner Bühne Glück gemacht); Werners Wanda, Trsp. mit Gesang; von Schröders: Die Kinderzucht oder das Testament, ist eine neue Orig. Ausgabe erschienen; von Zschokkes Molière, 6 Bde. eine wohlfeile Ausgabe.

Die Rubrik: Fertig gewordene Schriften in ausländischen Sprachen enthält 358 Nummern — größtentheils

Sprachwerke; Musik 293 Nummern; neue Auflagen sind 453 erschienen; künftig herausk. Schriften 256 Nummern, und darunter: Büschings und v. d. Hagens Handbuch der altdeutschen Sprache, mit einer Grammatik und einem Glossar u. s. w. 2r Bd.; Cicero's Briefe, von Wieland, 4r u. 5r Bd.; Eichhorns Einleitung in d. n. Testament, 2r Bd.; Essai politique sur la Nouv. Esp. p. Alex. de Humboldt édit. in 8. 4. Vol.; Fessler's pragm. Geschichte der Hungarn und ihrer Landsassen, 1r u. 2r Bd.; deutsche Ged. d. Mittelalters, herausg. von v. d. Hagen und Büsching, 2r Bd.; Gehlers physik. Wörterb., 7r Thl. oder 2s Suppl., herausg. von Gilbert; Hacens Gemählde der Kreuzzüge, 3 Bd.; v. Hammer, topogr. Ansichten, gesammelt auf einer Reise in die Levante; Nemnichs Tageb. eine der Kult. u. Industr. gewidm. Reise durch Frankreich die Schweiz und Italien; Perons Entdeckungsreise nach den Südländern, 2r Bd.; Pestalozzi, Ans., Erfahr. und Mittel zur Beförd. einer der Menschennatur angem. Erzieh., 1n Bds. 2s Heft; Plato in Italien, aus einer griech. Handschr. ins Italien. übers., verdeutscht von Rehfues, 3r und letzt. Bd.; Relat. hist. du voyage d' Alex. de Humboldt, Vol. I., cont. le voyage sur l' Oronoque, à Cumana et à la côte de Carracas etc.; Gräter, neuest. Schriften über die nord. und altdeutsche Liter.; Schleiermachers Darst. d. theolog. Studiums; Ludw. Tieck's, altenglisches Theater, 1r Bd.; dessen Volksmährchen, 6 Bde., neue umgearbeitete Ausgabe.

Eine eigentliche Tendenz unsrer Literatur ist aus diesem Verzeichnisse nicht zu erkennen, es müßte denn die zur Realität seyn, denn die meisten der angezeigten Schriften sind technischen Inhalts, und für Gewerbe. — Ueber Pestalozzi und seine Methode, übrigens das Thema des Tages, ist weniges erschienen; wahrscheinlich ein erfreulicher Beweis, daß man doch erst prüfen will. — Rühmlich sind die Bemühungen zur Wiederbelebung des Studiums der altdeutschen Literatur, besonders da sie mit Gründlichkeit und ohne Schwärmerey betrieben werden. — Auffallend gering ist bereits seit einigen Messen die Zahl der Schriftstellerinnen; allein diese Erscheinung gehört gewiß nicht zu den unerfreulichen. — Wenn man aber bedenkt, was für Summen denn doch der Druck von 2500 Schriften kostet, und nun dagegen in Betracht zieht, wie gering die Ausbeute nach dem innern Werthe ist, so muß man doch gestehen, daß wol in keinem Zweige bürgerlichen Gewerbes so viele Kräfte muthwillig vergeudet werden. —

Wichtig für Buchhändler und Bibliothekare ist noch die Ankündigung der neuen Ausgabe des allgemeinen Bücher-Lexikons von Wilhelm Heinsius in Gera, welches die Jahre 1701-1810 eingeschlossen enthalten wird. Die Subscription ist 30 Rthlr. baar, und der Preis wird nachmals erhöht werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, April.

Auch in der diesjährigen Fastenzeit fehlt es uns nicht an musikalischen Akademien, die bey der hier herrschenden Liebhaberey für die Tonkunst fast durchgängig stark besucht werden, ungeachtet die Eintrittspreise seit einiger Zeit merklich erhöht worden sind. An durchreisenden Tonkünstlern, die sich hier hören lassen, mangelt es das ganze Jahr hindurch nicht. Wien steht nicht ohne Grund in dem Rufe, daß daselbst besonders Musik sehr geschätzt werde: allerdings hat man für diese Kunst hier eine sichtbare Vorliebe; sie gehört auch bey der bürgerlichen Erziehung in der Kaiserstadt zu den Unterrichts-Gegenständen, auf die man ein großes, hie und da zu großes, Gewicht legt, und die Anzahl derer, die sich durch eine nicht gemeine Fertigkeit in dieser Kunst auszeichnen, ist bey uns nicht gering. Man darf nur Reichardts in dieser Rücksicht noch einigermaßen instruktive Briefe über Wien lesen, um sich davon zu überzeugen. Bey allem dem gibt es doch hier der geschickten Tonkünstler nicht wenige, die im eigentlichsten Sinne des Wortes darben, und sich der verdienten Unterstützung nicht zu erfreuen haben, so wie Neid und Kabale auch unter den hiesigen Musikern gewöhnliche Geschäftsmänner sind. Gute historische Notizen über die ausgezeichnetsten hier lebenden Virtuosen und Dilettanten in der Musik enthält der erste Jahrgang der vaterländischen Blätter. Unter den Prinzen unsers Hofes zeichnet sich vorzüglich der Erzherzog Rudolph als Kenner und Beschützer der Tonkunst aus, dessen Liebe für Musik auch unser genialischer Beethoven eine gemächlichere Existenz in Wien verdankt.

In der Charwoche hoffen wir mannigfaltige musikalische Genüsse, besonders an den Tagen, an welchen nach alter Sitte die Theater geschlossen sind. Da das Konzert, welches Hr. Franz Leppich auf seinem Panmelodicon vor Kurzem gab, vielen Beyfall gefunden hat: so dürfte dieser ausgezeichnete Mechaniker sein treffliches Instrument wol noch Einmal außer seiner Wohnung öffentlich hören lassen. Er ist aus Müdesheim, im Würzburgischen, gebürtig, und hat von der Natur ein so ausgezeichnetes Talent zur höhern Mechanik erhalten, daß er schon in seinem dreyzehnten Jahre, ohne noch ein Pianoforte gesehen zu haben, ein ähnliches Instrument verfertigte, das noch jetzt von einem seiner Verwandten gebraucht wird.

Unser gegenwärtiger Finanz-Minister, Graf Odonell, wird als ein einsichtsvoller und zugleich edler Mann geschildert und verehrt. Der ökonomische Zustand der Beamten und die Verbesserung ihrer Lage soll ihm sehr am Herzen liegen. Es heißt, er habe in dieser Hinsicht Vorschläge gethan, die seinem humanen Karakter Ehre machen würden. — Da die gegenwärtige üble Lage der letztern von dem schlechten Kurse der Bankozettel herrührt, so ist nicht zu zweifeln, daß ihr Zustand sich zum Bessern ändern werde, so wie das Papiergeld im Kurse steigt, oder der allgemein ersehnte Zeitpunkt eintritt, wo wieder klingende Münze circulirt.

Die Freunde des Kaffe sind gegenwärtig hier in großer Bewegung. Seit ein Paar Tagen geht nämlich das Gerücht, die Staats-Verwaltung werde den Verkauf des Kaffes übernehmen und allein besorgen lassen, so wie bisher den Verkauf des Tabaks. Andere behaupten wieder, der Einfuhrzoll desselben werde verdoppelt werden. Auf jeden Fall dürfte er um ein Beträchtliches im Preise steigen. Alles kauft daher jetzt ein, und die Materialisten haben vollauf zu thun, um die herbeyströmenden Käufer zu befriedigen. Es wäre kein Schade, wenn dieses Getränke ganz aus dem Gebrauche käme. Aber so viele, besonders in der Damenwelt, sind einmal so sehr daran gewöhnt, daß mit dem Kaffe auch ein großer

Theil ihrer Lebensfreude verloren ginge. Für viele iſt er in Sanitäts-Rückſichten unentbehrlich. Ueberdies würde es ſchwer halten, bey den gegenwärtigen hohen Preiſen aller Lebensmittel, ein wohlfeileres Kaffe-Surrogat ausfindig zu machen. — Auch von noch andern Kolonial-Produkten heißt es, daß ſie in Oeſtreich bald ganz würden verboten werden.

Hamburg, 29 April.

Die lange, kaum nur durch einige Tage der Woche unterbrochene Reihe der Konzerte iſt mit Oſtern geſchloſſen, wo noch zuletzt die Direktion der deutſchen Bühne zum Beſten der Schauſpieler-Penſions-Kaſſe in einer großen muſikaliſchen Akademie die drey Meiſterwerke Rombergs, „das Lied von der Glocke, die Macht des Geſangs und die Kindermörderinn“ ausſtellte. — Kurz vorher hatten noch die Gebrüder Bohrer aus München, dieſe Meiſter auf dem Violoncell und der Violine, und Doctor Romberg Konzerte gegeben. — Jetzt hat den Platz jener ganz genoſſenen geiſtvollen Unterhaltungen, „die Rednerinn“ (ſo nennt ſie ſich in ihrer öffentlichen Ankündigung ſelbſt), Mad. Eliſe Bürger, okkupirt, ohne ihn bey weitem zu erſetzen. Der Verſuch, vor unſerm Publikum, bey welchem ſie nie Glück gemacht hat, in der Rolle „Klara von Hohenaichen“ wieder aufzutreten, mißlang ſo ziemlich, und die Meinung des Publikum ſprach ſich, die zwiſchenden Intermezzo's ungerechnet, vernehmlich genug dadurch aus, daß es an demſelben Abend, ſtatt ihrer, Mad. Kühne hereinrief. Ob ſie in dem bevorſtehenden Deklamatorium mehr Glück machen wird, ſteht dahin.

Aus der Schweiz, April.

Die Stadt Luzern verlor am 8ten April einen ihrer verdienteſten Mitbürger, den geweſenen Standesſekelmeiſter von Balthaſar, deſſen reiche Sammlungen für die vaterländiſche Geſchichte, durch eine nicht gar lange vor ſeinem Tode geſchloſſene Uebereinkunft, glücklicherweiſe das Eigenthum der Stadtgemeinde geworden ſind. Seine ausgedehnten Arbeiten, die man in Hallers Schweizer-Bibliothek verzeichnet findet, ſetzte der unermüdete Sammler auch im höchſten Alter noch emſig fort; und obwol er ſeit der Staats-Umwälzung der Schweiz von Regierungsgeſchäften zurückgezogen lebte, hatte ſeine Vaterſtadt nicht aufgehört, ſich ſeiner Einſichten, ſeiner Kenntniſſe und ſeines Anſehens zu erfreuen.

In Zürich ſcheint die Fehde, die zwiſchen ein paar öffentlichen Lehrern über Erziehungs- und Unterrichts-Syſteme waltet, auch andere Stimmen geweckt zu haben. Ein Hr. J. R. Heß hat einen Plan zur Erziehung von Knaben in Städten (bey Erni), und ein Ungenannter einen wehmüthigen Blick auf die ſinkende Moralität der minderjährigen Jugend des Kantons Zürich (bey Bürkli) drucken laſſen. Der erſtere verwirft die alte und die neue Unterrichts-Methode, auf Selbſterfahrungen hin, wie er glaubt, die ihn zu Geſtändniſſen bewegen, welche dem „o mihi praeteritos referat si Jupiter annos“ gleich kommen. Aber was er dann thun würde, das muß — nach dem Plane, den er jetzt mittheilt, in der That nicht wenig bedenklich erſcheinen. Er will nämlich die Knaben in omni scibili unterrichten, (wozu die tabellariſche Einrichtung der Lehrſtunden vom 6ten bis ins 21te Jahr geliefert wird): „damit der Menſch nie durch ein Unglück niedergeſchlagen werde, und wenn ein Aſt bricht, er ſich ſogleich auf einen andern Aſt ſchwingen und auf dem Lebensbaum ſich erhalten, und in jeder Lage ſein eigen Recht mit Gründlichkeit vertheidigen kann.“ Oekonomie, Menſchenkunde und Thieraczneykunſt ſind die drey letzten Glieder der langen Kette des ſechsten Lehrkurſes, woraufhin dann „das edle Studium der Alten das Ende der Erziehung bilden, und dem Menſchen gleichſam die Politur des Geiſtes und den Adel der Seele ſchenken ſoll. — gleichwie der Bildhauer zuerſt das Grobe, und zuletzt die feinen Züge ausmeißelt.“ — Der ungenannte Verfaſſer des wehmüthigen Blicks ſeinerſeits iſt der Meinung: daß durch die Verbeſſerung der Schulen das Mechaniſche und das Intellectuelle bey den Kindern merkliche Fortſchritte machen, und daß, obgleich dadurch die Empfänglichkeit für das Unſittliche vermehrt wird, dennoch auch einiges moraliſch Gutes hervorgebracht werde; aber ein dreyfaches moraliſches Uebel drücke die aufwachende Jugend, vereitle alle Plane zu beſſerer Erziehung, und reiße diejenigen dem Untergange entgegen, die man auf dem Wege der Vervollkommnung glaubte. Die dreyfache Furie nun iſt nichts Geringeres, als durch diebiſchen Sinn zerſtörtes Gefühl für Recht und Unrecht, mangelnde Gottesfurcht und Gottesliebe, und jene Greuel alle, welche zur Kehrſeite der sera juvenum Venus gehören — Von ihren Verwüſtungen dann nur einiges: „Geſchwächte Gedächtniſſe, ein thieriſcher, viehiſcher Sinn, Unvermögen auch die andern Inſtincte zu regieren, Hang zum Vergnügen, Eigenliebe, die ſich über die ganze Lebensweiſe erſtreckt, Gefühlloſigkeit für das moraliſche Schöne, für das Gemeinnützige, für große und edle Handlungen, Verachtung göttlicher und menſchlicher Geſetze, Hang zur Laxität, Anarchie. — Dies iſt das moraliſche Schickſal der ältern Menſchenklaſſe unſers Kantons. Hier ſehen wir aber auch zugleich, wie in einem Spiegel, was der minderjährigen Jugend bevorſteht: — denn ähnliche Urſachen werden auch ähnliche Wirkungen hervorbringen, ja ſtärkere ſchlimmere Urſachen werden auch ſtärkere ſchlimmere Wirkungen hervorbringen.“

Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem.

An die Spitze etlicher Vorſchläge der Rettung ſtellt der Züricherſche Karl von Karlsberg „eine Schilderung der jetzt ſchon vorhandenen Uebel, welche gedruckt und den Eltern des Landes zugeſandt werden ſollte.“

Charade.

On presse
Avec mon premier.
Tout cesse
Avec mon dernier.
Jeunesse
Orne mon entier. M.

Räthſel.

Ich bedien' euch, Menſchen, Thiere!
Ich verkünde Tag und Nacht.
Niemand ohne mich erführe,
Wie ſo hold die Schöpfung lacht
In der Frühlingsſonne Pracht.
Trotz der Kunſt, den Weg vorauszugehen,
Und mit Blitzesflug zurückzuſpähen,
Bleib' ich und verlaſſe niemals dich.
Kannſt du mich bey Andern ſehen,
Dann iſt's ein Beweis, du habeſt mich.
Um das Räthſel ſelbſt dir anzuſagen,
Stellt es hier vor deine Augen ſich;
Biſt du nicht mit Blindheit ganz geſchlagen,
So errätheſt du mit zwey Andern mich. G.

Auflöſung der Logogryphs in Nro. 108: Weiſſer.

Nro. 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Mai, 1810.

— — — Noch gebricht es nicht
An wackern Rittern, und an schönen Frauen,
Die ihres Dienstes werth sind.

Wieland.

Die Bettenburg in Franken.

Bey meinem Aufenthalte in Franken ward ich auf eine höchst täuschende Art in die Zeit des Ritterwesens zurückgezaubert, als ich dort einen Abkömmling jener unsrer alten Helden auf seiner von diesen ererbten Burg besuchte, aus welcher, so wie aus ihm selbst, der Geist seiner biedern Vorfahren uns anspricht.

Herr von Truchseß, aus einer der ältesten adeligen Familien Frankenlandes, bewohnt dort zwischen Schweinfurt und Bamberg am Main die in der Haßberger Bergkette auf einer waldigen Anhöhe anmuthig thronende Bettenburg, die man mit ihrem runden Thurme aus weiter Ferne erblickt. Das fruchtbare dorfreiche Mainufer verbreitet in einer freundlich lachenden Ebene einen bunten lieblichen Teppich bis an die dunkeln Eichenwälder, aus denen sich in mahlerisch schönen Formen die Bergreihe erhebt, wo einst auf einer der romantischen Höhen diese Burg erbaut ward, welche im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts von Sachsen an den mit Margaretha von Seckendorf vermählten Dieterich von Truchseß, genannt der Alte, kam.

Ich ward bey dem edeln Besitzer dieser Burg durch einen seiner vertrautesten Freunde eingeführt, und von demselben mit einer biedern Herzlichkeit, als ob er mich schon lange gekannt hätte, bewillkommt und aufs gastfreundlichste bewirthet. Dieser etwa fünfundfunfzigjährige, groß und edelgebildete kraftvolle Mann hat sich, seitdem er vor vielen Jahren die Hessischen Militärdienste verließ, hier auf seinen väterlichen Sitz zurückgezogen, wo er entfernt von allen bürgerlichen Verhältnissen, unverheirathet, in philosophischer Einsamkeit ein bey einer göttlichen Muße höchst zufriedenes nützliches Leben führt. Sein natürlich gesunder und in frühern Jahren zweckmäßig gebildeter Geist hat sich frisch und in stets reger Thätigkeit erhalten, die, von seinem trefflichen Herzen geleitet, die schönste Richtung nimmt. Eine sehr beträchtliche wohlgeordnete Büchersammlung vorzüglicher Schriftsteller, insbesondere der alten und neuern deutschen Dichter, und dann die reizende Natur, welche in der üppigsten Fülle ihn hier überall umgibt, schaffen seinem Geiste und seinen Gefühlen die kräftigste Nahrung. Ohne ein Gelehrter von Profession zu seyn, besitzt er einen seltenen Schatz nützlicher Kenntnisse.

Oft wird die Einsamkeit, in welcher er lebt, durch den Besuch seiner Freunde angenehm unterbrochen, die zu jeder Zeit ihm willkommen sind — und von denen er herzlich geliebt und innig verehrt wird. Er weiß den hohen Werth der Freundschaft zu schätzen — hat ganz den Sinn dafür, und sein munterer Witz bringt bald frohe Laune in jede Gesellschaft, die er gern um sich sieht. Sein gerades offenes Wesen macht die Unterhaltung mit ihm leicht — man fühlt sich bey ihm durchaus ungezwungen.

Bey seinem treuherzigen Händedrucke und bey dem Anblicke seiner rüstigen durch Freundlichkeit gemilderten Kraft erwachte in mir lebhaft das Bild eines alten Ritters, so wie uns in der Geschichte z. B. das eines Franz von Sickingen oder Ulrich von Hutten dargestellt wird — und, als

ein enthusiastischer Verehrer der Zeit, in welcher diese lebten, hat unser Herr von Truchseß denn auch dies Bild eines solchen edeln sich freywahlenden Ritters ganz richtig aufgefaßt, und es sowol in seinen eigenen von der Natur schon dazu gestimmten Karakter, als auch in alle seine nächsten Umgebungen in dieser ohnehin so romantischen Gegend hineingebracht.

Er hat sich die originelle Aufgabe gemacht, aus den so vollständig hier noch vorhandenen Resten der Vorzeit seine weit sich erstreckende Besitzungen zu einer großen Garten-Anlage in dem Geschmacke des Rittergeistes zu bilden — und diese so schwierige Aufgabe hat er glücklich gelöst; obgleich er die Ausführung noch nicht ganz vollendet hat. Das Vergnügen des Schaffens bleibt ihm noch für folgende Jahre vorbehalten. Die allmählige Entwickelung dieses mit ächtem Geschmacke entworfenen schönen Plans gibt seiner nie ruhenden Thätigkeit eine mannigfache, ununterbrochen angenehme Beschäftigung, welche seinen Geist in der stillen einsamen Wohnung stets heiter erhält und ihn gegen die Furie der Langeweile schützt.

Diese, wenn gleich nicht zu den Fehde-Schlössern gehörige, dennoch aber äußerst feste und geräumige Burg ist, als nach der Abschaffung des Faustrechts und vorzüglich in dem Deutschland verheerenden dreißigjährigen Kriege die meisten Ritterburgen in Ruinen verwandelt wurden, von der Hand dieser Zerstörung unberührt geblieben und als ein ehrwürdiges Monument aus dem Mittelalter unbeschädigt und unverstümmelt auf den jetzigen Herrn von Truchseß gekommen, der dessen Werth ganz zu würdigen versteht.

An dem Aeußern dieser Burg hat er nichts verändert. Der an dem Berge in manchen Krümmungen zwischen dem Gehölze sich hinanschlängelnde Weg — das alte Burgthor — der geräumige, mit verschiedenen Gebäuden eingefaßte Vorplatz, der gewölbte klösterliche Eingang, die dicken Mauern und der darauf befindliche feste Thurm mit den Schießlöchern, dies alles ist so geblieben, wie es unsre Vorfahren in den frühern Jahrhunderten schon sahen. Das Innere des Schlosses aber hat Herr von Truchseß zu einer sehr bequemen Wohnung, worin jedoch alles auf die Ritterzeit hindeutet, modernisirt, und hat dabey seinem originellen Geschmacke einen freyen Spielraum gegeben.

Man steigt eine steinerne Wendeltreppe hinauf. Oben führt ein langer schmaler Gang zu einer Reihe von Zimmern, über deren Thüren die Haupt-Partien der Gartenanlagen sehr treffend gemahlt sind. Rechts tritt man ins Wohnzimmer und wird gleich beym Eintritte durch den bezaubernd reizenden Anblick der weit ausgebreiteten lachenden Landschaft, die man von hier aus übersieht, entzückt. Nahe am Fenster steht der Arbeitstisch, so daß der Geist des daran Arbeitenden durch die herrlichste mannigfaltigste Aussicht stets erheitert und erfrischt wird.

Ueber den Thüren sowol in diesem als auch in mehreren andern Zimmern liest man auf schwarze Tafeln mit goldnen Buchstaben geschriebene sehr passende Regeln der Weisheit, die aus den besten Dichtern und Philosophen trefflich gewählt sind. Der Tabaksraucher findet hier eine vollständige Sammlung von Pfeifenröhren und Pfeifenköpfen in mannigfaltigen Formen und Größen. Ein Zimmer gränzt ans andere: keines ist prächtig, aber alle sind sie einfach, gemüthlich und geschmackvoll meublirt. Ueber den drey Thüren des Speisezimmers erblickt man höchst anziehende karakteristische Vorstellungen von den verschiedenen Trinkgelagen aus den ältesten Zeiten Heemanns — aus der mittlern Zeit der Ritter und aus der neuern Zeit der französischen Galanterie unter Ludwig XIV. Die Kontraste sind auffallend, und da der geschickte Mahler, nach der Angabe des Hrn. von Truchseß, den eigenthümlichen Geist eines jeden dieser verschiedenen Zeitalter mit originellem Witze und zugleich mit treffender Wahrheit dargestellt hat, so wird die Aufmerksamkeit des Beobachters, welcher nur einigermaßen Sinn für dergleichen hat, aufs angenehmste beschäftigt.

Daß es hier nicht an Pokalen und allerley Trinkgeschirr in mannigfachen Formen und Größen, und nicht an einem reichen Vorrathe köstlicher Weine, womit dieselben gefüllt werden können, fehle, kann man leicht denken, und aus der Gastfreundschaft des Hrn. von Truchseß kann man schon vermuthen, daß er auch hierin die Rittersitte nicht versäumen werde, die bey jedem frohen Gastmahle einen guten deutschen Trunk verlangte. Er selbst ist indessen mäßig, und obgleich er gern sieht, daß seine Gäste den reichlich ihnen dargebotenen Trunk nicht verschmähen, so ist dennoch sein Nöthigen nur einladend, nicht zwingend. Wollen seine Gäste aber trinken, so geht es ihnen bestimmt mit gutem Beyspiele immer vor, und dies auch sich zur Lust — mit eigenem Wohlbehagen.

(Der Beschluß folgt.)

Als v. Matthisson am 6 Mai 1810 sich vermählte.

Zu lange, Freund, schwieg Dein Gesang.
Laß zu Louisens Lob jetzt Deine Lyra klingen!
Dir muß ein hohes Lied gelingen,
Wie selbst Petrarchen kein's gelang:
Er konnte nicht von Gegenliebe singen.

Hg.

Die beyden schweizerischen Kunstmahler Fridolin und Joh. Georg Ott.

(Aus der noch ungedruckten fünften Abtheilung, der Fortsetzung von Füßlis Künstlerlexikon.)

Fridolin Ott, Miniaturmahler, geb. zu Bischoffzell im Kanton St. Gallen, im Jahre 1775, zeichnete von Kindheit an zum Zeitvertreib ohne alle Anleitung, machte allmählig Versuche in Bildnissen in Kreidenmanier, und fing in seinem siebenzehnten Jahre an, in der Schweiz und Deutschland damit seinen Unterhalt zu gewinnen. Um diesen zu verbessern, unternahm er, ebenfalls ohne Anleitung, in Miniatur zu mahlen, wodurch er in Stand gesetzt wurde, eine Reise in Italien zu seiner Bildung und einen mehrjährigen Aufenthalt in Florenz, Rom und Neapel zu machen, von wo er seit 1804 wieder in sein Vaterland zurückgekehrt ist, und sich nun seit ein paar Jahren hauptsächlich in Zurich aufhält. Mehrere seiner Bildnisse, die sich theils durch Ausarbeitung und eine karakteristische Kenntlichkeit, theils durch den guten Geschmack in dem kräftigen, aber deswegen nicht minder blühenden Colorit auszeichnen, sah man auf den dortigen Kunstsalons von 1807 — 1809.

Johann Georg Ott, geb. zu Schaffhausen, im J. 1782, eines dortigen Predigers Sohn, erhielt, nachdem er seinen Vater bald nach seiner Geburt verloren, bey seinem mütterlichen Großvater eine gebildete Erziehung, und war anfänglich für die Handelschaft bestimmt. Allein seine Neigung ging auf die bildende Kunst, welche durch die Kriegsscenen in der Schweiz, wo nicht zuerst geweckt, doch vorzüglich genährt wurde. Während er sich nämlich im Jahre 1799 zu Zürich in Pension befand, waren es die kosakischen und tatarischen Lager in der Nähe dieser Stadt, deren seltsamer Anblick ihn außerordentlich reizte, so daß er sie mit dem lebhaftesten Interesse täglich betrachtete, und allmählich den Versuch wagte, mancherley Gruppen, einzelne Stellungen und Personen derselben (einige mit der Radirnadel) zu skizzieren. Diese und andere mahlerische Auftritte des Krieges, die er nachher bey den verschiedenen Armeen, auf Vorposten und im Gefechte, bald als Zuschauer, oft auch als wirklicher Militär (er interessirte sich für den Ausgang des damaligen Feldzuges sehr), zu sehen Gelegenheit hatte, und wobey er keine Gefahr scheute, um sie recht in der Nähe in's Auge zu fassen, fachten den in ihm schlummernden Funken zur Flamme an, und der Tausch der Kaufmannschaft gegen die Kunst kam im Jahre 1801 nun wirklich zu Stande. In Zürich, wo er sich hierauf noch an die anderthalb Jahre aufhielt, gewann er bald die Zuneigung und Freundschaft mehrerer dortiger Künstler, die ihn (vor allen Landolt und Breitinger) durch Rath und Ermunterung förderten. Von letzterm wurde er noch besonders in der Anatomie und den Stellungen des Pferdes unterrichtet. Im Herbste 1802 ging er mit dem Kupferstecher C. Merz nach Wien. In dem dortigen gut eingerichteten Thierspitale studirte er nun weiter die anatomische Kenntniß des Pferdes mit dem größten Fleiße, machte die sehr nützliche Bekanntschaft des Hippologen von Högelmüller, besuchte die kaiserl. Stutereyen in Ungarn und im Bannate, und sammelte sich in Skizzen den Stoff zu künftigen mahlerischen Ausarbeitungen. In Wien genoß er die Gunst mehrerer der angesehensten Personen, und es fehlte ihm nicht an mancherley Reizungen, sein Vaterland gegen Oesterreich zu vertauschen. Aber mächtiger als diese wirkten in ihm die Liebe zu seinem Geburtslande zu seiner treuen Mutter, und zu einer liebenswürdigen Braut. Nach dreymonatlichem Aufenthalte bereiste er noch einen großen Theil von Deutschland, Holland und Frankreich, und kehrte im Spätjahre 1805 nach Schaffhausen zurück. Hier fing er sogleich seine Arbeiten in der Bataillenmahlerey an, wovon er verschiedenen einen hohen Grad von Vollendung gab. Mit einer genauen und richtigen anatomischen Gestaltung des Pferdes in allen möglichen Stellungen verband er eine gute Zeichnung der menschlichen Figur, genaue Beobachtung des Kostume und der karakteristischen Physiognomie und Körperbildung der Nationen, aus welchen er Personen vorstellen wollte, eine reiche seltene Erfindungskraft, und eine feurige geistvolle Komposition. Seine Zeichnungen und Gemählde befriedigen den Kenner auch darin, daß sie allenthalben nicht nur militärische und taktische Kenntnisse, sondern auch jene der Gesetze der Reitkunst zeigen, wogegen so manche neue Bataillenmahler fehlen. Seine Landschaften sind gut gewählt, und seine spätern Gemählde von warmen Kolorit. Mit Recht war von ihm zu erwarten, daß er bey den strengen Forderungen, die er an sich selbst machte, und bey seinem unermüdeten Fleiße in dem schweren Fache der Schlachtenmahlerey einst einen sehr bedeutenden Rang einnehmen, und (wie er selbst vor hatte) manches wichtige Ereigniß unserer Zeit, getreu und mit Geist ausgeführt, durch den Pinsel auf die Nachwelt bringen werde. Ein besonderes Glück war es für ihn, welches er auch dankbar schätzte, daß ihn günstige Glücksumstände in den Fall setzten, die freye Entwicklung seiner Talente nicht durch ängstliche Nahrungssorgen hemmen zu müssen. Von Zeit zu Zeit versuchte er seine Kräfte auch in historischen Gegenständen mildrer Art, und seine erste Arbeit in diesem Fache war seinem von ihm enthusiastisch geliebten Mitbürger Johann von Müller bestimmt: sie stellte den Bruder Klausens von Flüe in dem schicksalsvollen Zusammentritte zu Stanz (1481) vor. Mit Begeisterung arbeitete er an diesem Werke, um es sowol in historischer Wahrheit als in artistischer Schönheit zu seinem Meisterstücke zu machen als ihn (1808) ein fast plötzlicher Tod in der Vollendung desselben unterbrach. Zum Glück sind die Köpfe das Wesentlichste, daran noch am meisten ausgearbeitet, und ihr karaktervoller Ausdruck verräth den Künstler von Genie und Seele,

der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. „In allen seinen Verhältnissen" — (heißt es am Schlusse eines schönen Nekrologs: An die Freunde von J. G. Ott, 1808," — waren reine Achtung für das Heilige und Sittliche, ein fester biederer Karakter, Herzhaftigkeit in Unternehmungen und Gefahren, strenge Rechtlichkeit, eine Menschenliebe, die keine Mühe noch Gefahren für Andere scheute, unverstellte Bescheidenheit, Herzlichkeit und Munterkeit, seine ausgezeichneten Karakterzüge, die ihm die Achtung seiner Mitburger und das Wohlwollen Aller, die ihn näher kannten, verschafften, und bey seinem Geradsinne und originellen gutmüthigen Witze den Umgang mit ihm so leicht und angenehm machten, daß man jedesmal bey seinem Weggehen wünschte, ihn bald wiederzusehen."

Schon auf den Kunstsalons in Zürich sah man von ihm 1802 eine kaiserl. Husaren-Patrouille in Sepia; 1804 ein wüthendes Pferd, das einen todten Chasseur nachschleppt, und von einem Husaren verfolgt wird, und 1805 eine Bataille, diese beyden letztern in Oel. Von ihm urtheilte Füßli in Wien 1805: „Derselbe hat zu dem Bataillenfache, das er gewählt hat, sehr viel Talent, eine feurige und reiche Einbildungskraft, und einen anhaltenden Fleiß. Seine Reise in die kaiserl. Stutereyen in Nieder-Ungarn, und das anatomische Studium im hiesigen Thierspitale haben ihm viel genützt, und seine Pferde haben immer den wahren Karakter. Nur muß er sich noch in der Zeichnung menschlicher Figuren besser üben, um solche mit Bestimmtheit darstellen zu können, so wie Rugendas und van der Meulen solches gethan haben."

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel.

Die öfteren Wiederholungen derselben Stücke müssen wir der französischen Bühne zwar zu gute halten, weil täglich außer einem Ruhetage in der Woche Theater ist, und doch nur eine Truppe spielt; doch findet sie der abonnirte Zuschauer hauptsächlich sehr langweilig, so daß er das Alte voriger Zeiten wieder neu nennt. Bey der Vorstellung von Zemire und Azor war schon um 5 Uhr kein Billet mehr zu haben; sie sollte mit einem Divertissement schließen. Eine Mlle. Landier trat darin als Zemire auf; sie war, bemerkten viele Franzosen mit Stolz, so eben aus der Pariser Singschule gekommen, worauf einige Musikkenner erwiederten: das möchte für ihren Gesang noch kein Lob seyn. — In der ersten großen Arie wurde der Beyfall durch Gepeche übertönt, weil man es anmaßend gefunden hatte, daß sie den Gesang der hiesigen ersten Liebhaberinnen der französischen Oper abscheulich nannte. Es war aber doch der jungen Sängerinn etwas Schule, eine klare reine Stimme und recht guter Wille, ihren Platz gut auszufüllen, nicht abzusprechen, und das versöhnte das billige Publikum, so daß der lauteste Beyfall ihren gesunkenen Muth wieder ermunterte. Ihr Spiel war kalt und ohne die Nüancen des Gefühls. Im Gesange ist sie eigentlich erst Anfängerinn.

Wir werden wol bis zur Errichtung einer italienischen oder deutschen Oper dem Genusse der bessern Musik entsagen müssen.

Die Anordnung des Divertissements, womit die Oper schloß, war sehr hübsch. Die Zahl der guten Solo-Tänzerinnen hat sich vermehrt. Mlle. Laraneour, Julie und Laure tanzten unter lautem unausgesetztem Beyfallrufen, neben Mlle. Courton und Mad. Durant, die gleichfalls jedesmal, wenn sie erschienen und abtraten, applaudirt wurden.

L'honnête criminel, drame en cinq actes, wurde meisterhaft gegeben. Es liegt etwas Ergreifendes in der französischen Deklamation, das der an den gemäßigten Ausdruck der Gefühle gewöhnte Deutsche Uebertreibung nennen würde. Selbst ein neben mir sitzender Franzos meinte qu'on abusoit de la sensibilité du public ce soir là. Denn die armen Zuhörer hatten auch keinen Augenblick Ruhe, indem alle Rollen tragisch waren, und mit furchtbarer Energie vorgetragen wurden. Besonders befleißigte sich Hr. Merville, nach der Art des berühmten Talma das Tragische seiner Rolle zu geben. Nicht allein seine Stimme, seine Stellungen und Mienen, seine Züge und jede Muskel, alles bildete ein übereinstimmendes Ganzes, das auf tiefen Eindruck des Zuschauers berechnet war, und seine Wirkung nicht verfehlte, denn die Rührung war allgemein, so wie der fast zu oft wiederholte Beyfall bey jeder mit Kraft und lebhafter Gestikulation gesagten Tirade. Das Drama war in fließenden Versen. Die edle Diction und deutliche Aussprache der Spielenden thaten dem Ohre sehr wohl. Ein Divertissement von Gardel, les jeux de Paris, dessen Anordnung und Ausführung sehr schön waren, erheiterten wieder das Publikum, obgleich manch schönes Auge den ganzen Abend nicht trocken wurde. Komödien und Dramas werden jetzt gut aufgeführt, auch das Ballet vervollkommnet sich; nur müßte die Oper verbessert werden.

Zum Benefice von Hrn. und Mad. Durant ward neulich, wie der ellenlange Anschlagzettel verkündete, Abonnement généraiement suspendu, Raul barbe bleue, aufgeführt, und ein deutsches kleines Stück, welches uns jetzt etwas ganz Neues ist, und die Neugierde um so mehr spannte, als die Rollen mit französischen Schauspielern besetzt waren. Und zuletzt le Barbier de Seville zum Ballet eingerichtet. Gewiß kann man nicht mehr für Geld verlangen. Gegen alle Erwartung ward Raul sehr gut gegeben, und Mlle. Thevenau, die auf Ostern weggeht, sang fast gut und spielte mit vielem Ausdrucke. Das deutsche Stück hieß der alte Freyer: es ging mit dessen Aufführung wie mit der Aussprache ungeleuk und etwas ungeschickt. Das Ballet in drey Akten fiel aber allerliebst aus. Statt der Singstunde, die Rosine in der Oper nimmt, war es hier im Ballet eine Tanzstunde, die sie vor einem Spiegel nahm, in dem sich ein ganzes Gemählde zeigte; der Vormund saß davor und nickte freundlich zu den schönen Stellungen und Pas. Die Täuschung war allerliebst, denn statt des Spiegels, der freylich mehrere Gegenstände als diese mit aufgenommen, und ein wahres Chaos von Lichtern und Dunkelheit, Menschen und Köpfen gezeigt hätte, sah man, daß ein Stück Gaze zwischen den gleich gekleideten Personen, die im Spiegel figurirten, gespannt war, und der präcise Tanz die Täuschung bewirete. Ungern verlieren wir Hr. und Mad. Durant, die nach Mailand gehen. Sie ist die beste Tän-rinn; hier zwar schon durch eine Elevinn der Pariser Schule, Mlle. Laraneour, ein schönes Mädchen, ersetzt. Auch durch ihn war die Stelle des komischen Alten gut besetzt; sowol in der Oper als im Ballet wußte er das Zwergfell des Publikum gut zu erschüttern, und dafür ist es immer sehr dankbar.

Noch ein Benefice erhielt Mlle. Thevenau zum Abschiede; Oper und Ballet vereinigten sich, um die Logen zu füllen.

Nro. 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Mai, 1810.

O! die Thräne der Empfindung,
Wenn das Grabgeläut verklingt,
Schmückt die Kette der Verbindung,
Die ins Geisterreich sich schlingt.

v. Salis.

An S.

nach dem Tode seiner Gattinn. 1809.

Als in das Land unsterblicher Ideen,
Ihr Vaterland, Beatrix war entflohn,
Und nicht ihr Irdisches mehr durfte sehen
Der Lieb' und des Gesanges ernster Sohn,
Da stand in Trau'r versenkt der große Dante
Vom Schmerz, der ihm sein Innerstes durchbrannte.

Doch als er sich vom herben Gram ermannte,
Trat in erhabnem Lichtglanz vor ihn hin
Das schöne Bild, das heilige, bekannte,
Und stärkt' ihm zu dem hohen Lied den Sinn.
Durchs All der Welt trug ihn der Geist der Lieder;
Wie in sich selbst, fand er sie dort auch wieder.

So Du, den früh die Gottheit auserkohren,
Der Welt und ihre Wunder zu durchspäh'n,
Obschon des Herzens Kleinod Du verloren,
Wag' es entgegen doch dem Schmerz zu gehn!
Vertraut dem Reich der Liebe und der Wahrheit,
Hast Du es stets in ungetrübter Klarheit.

Zwar sind des Todes Pfeile unabwehrbar,
Vom Irdischen; das Geist'ge doch besteht
In angeflammter Herrlichkeit unversehrbar,
Nur neu durch sehnsuchtsvolle Lieb' erhöht.
So bleibt auch Lieb' und Treue stets erhalten
Glorreich trotz allen feindlichen Gewalten.

Vollende kühn, was muthig Du begonnen!
Sie selbst, als Führerinn auf ernster Bahn,
Sie leuchtet aus dem Reich der ew'gen Sonnen
Des Wahren und des Schönen Dir voran,
Und wie in Dantes Schöpfungen die Seine,
Leb' in den Deinen ewig auch die Deine.

Conz.

Die Bettenburg in Franken.

(Beschluß.)

In einem andern Zimmer sind die berühmtesten Ritter nach denen von ihnen noch vorhandenen Porträts en buste und unter jedem eine Scene aus seiner Geschichte an den Wänden gemahlt, und deren Namen und die Jahre, wann sie lebten, bemerkt. In der Lambris sieht man ihre Wappen.

In einem Billard-Zimmer sind die Gemählde aus Veit Webers Sagen der Vorzeit und in einem vierten, Gemählde aus Wielands Oberon. In den dreiten Bordüren, welche mit Arabesken abwechseln, und auf den großen blauen Füllungen hangen die Kupfer zu Wielands Werken der Göschen'schen Prachtausgabe — und so wird man bey dem Eintritte in jedes Zimmer durch neue unerwartete Gegenstände auf verschiedene Weise angenehm überrascht, und fühlt sich durch die Kunst, womit dies alles ausgeführt ist, angezogen.

In einem Umkreise von mehr als 200 Morgen, größtentheils Waldes, der zwey Berge und mehrere Thäler befaßt, verbreiten sich die Besitzungen des Herrn von Truchseß, die er nach einem großen Plane, den Rittergeschmack mit der schönen Natur zu vereinigen, allmählig zu einem herrlichen Landschaftsgemählde ausbildet.

Zunächst um die Burg schlängeln sich schattige Gänge durch die Gemüse- und Obstgärten. Eine besondere Liebhaberey setzt Herr von Truchseß in die Kultur von Kirschbäumen, die er in allen ihren verschiedenen Sorten zu besitzen und diese immer mehr zu veredeln sich bestrebt.

Unvermerkt führen die Gartengänge in die dunkeln Eichen- und Tannenwälder, die im heiligen Schatten an den mannigfach geformten Bergen herabhangen. Ueberall sind Durchblicke auf malerische Punkte, woran diese liebliche Gegend so reich ist. Selbst die alte Burg gewährt von mehrern Seiten und aus verschiedenen Standpunkten eine höchst malerische Ansicht. Die Wirkung, welche gewisse Bäume, vorzüglich die Birken zwischen den Eichen und Tannen, und dann die Pappeln, Akazien, Lebensbäume und Weimuthskiefern, theils in einzelnen Gruppen, theils in Verbindung mit den dunkeln Wäldern, theils isolirt auf dem Wiesengrunde hervorbringen, sind vortrefflich berechnet. Die Einförmigkeit wird durch eine solche liebliche Farbenmischung angenehm unterbrochen, und die Schattirungen des verschiedenen Grüns sind dem Auge äußerst wohlthätig. Im Thale zwischen den beyden Bergen wird ein Teich von mannigfachen Bäumen und Gesträuchen beschattet. In der Mitte des Teichs liegt eine kleine Insel, worauf zwey Silberpappeln und Sumar stehen, welche vorzüglich im Herbste durch das sich rothfärbende Laub der letztern und das Weisse der Silberpappeln einen angenehmen Kontrast hervorbringen.

Wege aus verschiedenen Gegenden vereinigen sich hier. Wir wurden von unserm freundlichen Wirthe, der in seinen verständigen Gesprächen, so wie in diesen seinen Anlagen, einen richtig gebildeten Geschmack für die schöne Natur bewies, durch einen unter hohen Buchen feyerlich dunkeln Philosophengang den zweyten Berg allmählig hinangeführt. Ueber eine Schlucht, in deren Tiefe ein Bergstrom rauschte, führte eine Brücke. Nackte und bemooste Felsenstücke lagen wild und zerstreut umher. Stämme alter ehrwürdiger Eichen und Buchen bogen sich gekrümmt über dem Abgrunde und eine gewisse geheimnißvolle süße Schwermuth herrschte hier in dieser tiefen Einsamkeit, die sich dann bald wieder durch den erheiternden Blick ins fruchtbare dorfreiche Thal verlor, welches wenige Schritte weiter dem Auge sich öffnete und dann wieder durchs dunkle Gebüsch verschlossen wurde. Wie in einem Konzerte bey den Uebergängen von einer Tonart zur andern verschmolzen sich auch hier bald sanfte wehmüthige, bald muntere erhebende Gefühle, und diese stimmten den ruhig sich hingebenden Geist zu manchen Gedanken, die er sonst auf einem andern Wege nicht würde gefunden haben.

Diesen Gefühlen und Gedanken ist Herr von Truchseß bey denen, die sich nicht lieber dem Strome eigener Ideen ungestört überlassen mögen, durch kräftige Maximen alter und neuer Weisen und Dichter zu Hülfe gekommen, die man, doch durchaus nicht zu überhäuft, an einer Grotte, an einem Baume, an einem Steine, gerade an solchen Plätzen, wo ihr Sinn am klarsten gefühlt und verstanden wird, in höchst passenden Inschriften liest.

Gern läßt man sich bey der heiligen Stimmung, worin man hier wandelt, durch eine solche Sprache der besten Geister in seinen einsamen Betrachtungen unterbrechen. Mancher helleuchtende Funke wird dadurch aus der Tiefe unsers Denkens hervorgeschlagen, der nachher in einer wohlthätigen Flamme auflodert, und für uns ein neues stärkeres Licht auf dem weitern Wege des Lebens anzündet.

Von dem schaurigen Thale kommt man, ehe sich wieder die Aussicht in das dorfreiche Thal nach Westen öffnet, auf eine Waldwiese, die gegen Morgen liegt, und an einer mit Stroh gedeckten Rotunde von unbeschlagenen Eichenstämmen, welche dem Genusse des Morgens gewidmet ist, liest man die wehmüthig rührende Inschrift:

O Morgen!
Deine Jugend verwelkt nimmer, die meinige
Welkt in Kurzem. Nicht lange, siehe, so suchst du
Mich vergebens im Felde,
Rufst vergebens den Schlummerer.
Tief im Staube ist mein Schlaf, niedrig mein grünendes Haus
Thaue Thränen darauf, Holder! und röthe es sanft,
Bis dein himmlischer Bruder
Mich zum ewigen Tage weckt.

Prophetische Worte von Götz von Berlichingen, Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen erblickt man an den Monumenten, welche das Andenken an diese edeln Ritter durch deren in Stein gehauene treffende Bildnisse zurückrufen.

Wandeln wir weiter, so öffnet sich uns in dem heiligen Dunkel des Waldes ein runder Rasenplatz mit einer Kapelle. Hr. von Truchseß nahm an, daß Margaretha von Truchseß, geb. von Seckendorf, im zwanzigjährigen Wittwenstande, auf Andringen des Klausners Paul, nach dem Geiste jener Zeit, eine Kapelle und Klause dort erbaut habe, und setzte über den Eingang die Zeilen:

Erbaut von Seckensdorfs Margret,
So den alten Dietz Truchseß zum Hauswirth hätt.
Mutter von zwey Buben und Mädlein sie war,
Und nun Wittib 20 lang Jahr.
Anno Dom. 1455.

Unter dem Hügel, auf welchem die Kapelle steht, zieht sich eine Bergschlucht hin, und vor dieser liegt eine Einsiedeley, worin 2 Klausner al fresco gemahlt sind. Ueber dem erstern dieser Gemählde stehen die Worte:

Der Klausner Paul uß Mähren kam,
Die Wittib Margret ihn freundlich ufnahm,
Und baut ihm Kirchli und Klause
Nicht fern vom Ritterhause.
Doch ihre Freud, die währt nicht lang,
(Anno Dom. MCCCCLVII.)
Der grimmig Todt beyd verschlang.

Und dann noch:

Wer schawet uf dies Kunterfey
Der leugnet nit den, der es sey,
Drum malt's Euch säuberlich hiemit
Sein Schüler Klaus der Eremit.

Auf der Wand gegenüber, ganz bescheiden in der Ecke, verewigte sich sein Schüler und Nachfolger Klaus durch seine von ihm selbst verfertigte Abbildung und folgende Inschrift:

Hier steh' ich Klaus der Eremit,
Nach mir wird irer auch diese Hütt',
Des Menschen Kind verargt ist sehr,
Drum ich sind' keinen Jünger mehr.
Du Paul — ich schaue bessere Zeit
Zu dir uf in die Himmelsfreud ipse fecit.

So deutet die Einsiedeley, welche so oft in Gartenanlagen gemißbraucht wird, hier auf die Vorzeit und auf eine historische Möglichkeit. Um diese Täuschung noch weiter zu führen, ist über der andern Bergschlucht ein Altar von unbehauenen Steinen errichtet, wo der Eremit seine Morgenandacht halten konnte, und daneben sind einfache aus Kiefern verfertigte Sitze für die Andächtigen aus den umliegenden Gegenden.

Wir stiegen dann die Anhöhe hinauf, und fanden dort zwischen dem wilden Gebüsche die Ruine einer zerstörten Ritterburg, die man schon aus der Ferne erblickt, und welche die Kunst so täuschend nachgeahmt hat, daß es der Versicherung des Hrn. von Truchseß bedurfte, um uns zu überzeugen, daß hier keine Burg zerstört, sondern diese Ehrfurcht einflößende Ruine von ihm dort hingebaut sey. In einem ziemlich geräumigen Umfange zeigt das alte bemooste Gemäuer noch deutlich die ehemalige Einrichtung einer Ritterburg. Unter einem Pförtchen sieht man das Hennebergische Wappen mit der Jahrzahl MCLXII, um anzudeuten, daß zu jener Zeit die Veitenburg Hennebergisch war. Dann erblickt man ein in einer Nische gemauertes Epitaphium: zwey kniende Ritter und ein Weib vor dem Kruzifixe.

Wir wurden nun wieder in den dunkeln Wald geführt, und durch den Anblick einer niedlichen Kapelle überrascht, über deren Portal die Worte stehen: „Der Erinnerung und Hoffnung." Vor dem Eingange rechter Hand ist die Gestalt des Knochenmanns oder Freund Hains in Birkstifts-Manier auf einem Schiefer-Täfelchen angedeutet, mit der Bemerkung, daß die Deutschen und einige andere Nationen den Tod auf diese scheußliche Weise abbildeten. Linker Hand liest man die meisterhafte Beschreibung Schillers aus den Worten der Louise in dem Trauerspiele „Kabale und Liebe," wie die Griechen den Tod so lieblich versinnlicht haben, — und beym Eintritte erblicken wir diese griechische Darstellung. In der Mitte der mit heitern, hellen Farben gemahlten Kapelle löscht ein schöner jugendlicher Genius mit einem freundlich ernsten Blicke seine umgekehrte Fackel aus. Hinter ihm ermahnt eine goldne Inschrift: „Mache Dir deine lebenden Freunde täglich neu und werther; damit Du nicht erst zu spät, nach ihrem Tode entdeckest, wie viel Du an ihnen hattest!"

Eine andere Inschrift mahnt: „Sey willfährig gegen deinen Widersacher, dieweil du mit ihm noch auf einem Wege bist; denn der Todte kann dir nicht mehr die Rechte zur Versöhnung reichen." Daneben liest man die Namen der Verstorbenen, die dem edeln Besitzer dieses Gutes theuer waren. An den Seitenwänden sieht man zwey Figuren en haut-relief — das Nachdenken und das Stillschweigen, welche auffordern an den Tod zu denken.

Das Ganze macht einen sanften, heitern und doch ernsten Eindruck, welcher mit ächt religiösen Gefühlen das Herz füllt, und den Geist zu würdigen Betrachtungen und edeln Entschließungen stimmt. Der Genius und, wenn ich nicht irre, auch die übrigen Figuren sind von dem Bildhauer Klauer in Weimar.

Von dieser Todten-Kapelle führt ein Weg zu einem kleinen obeliskartigen Monumente, dessen Mitte durch einen Würfel unterbrochen wird, auf dem eine eingesponnene Puppe liegt, und ein Schmetterling dem Schlangenringe der Ewigkeit zufliegt. So schließt dies Monument, als Symbol der Fortdauer und Wiedervereinigung jenseits des Grabes, die Scene der ernsten Todesbetrachtungen.

An einem einsamen, von hohen Eichen beschatteten und mit heiterem Gebüsche lieblich umgebenen Platze ladet eine Bank zu traulichen Gesprächen ein. Hinter dieser erblickt man die erhabenen Worte Schillers: „Dem ist der große Wurf gelungen" u. s. w., und unter diesen hat Hr. von Truchseß den Namen eines jeden seiner auserwähltesten Freunde in einen besondern Stein gegraben, und so an diesem der Freundschaft gewidmeten Platze eine ganz eigene Art eines Stammbuchs erfunden.

Tief im Gehölze stand eine runde Säule mit den Worten: Geschwisterliebe, bezeichnet. Oben sind 7 Medaillons mit den Namen und den Geburts- und Sterbe-Jahren des Herrn von Truchseß und dessen 6 Geschwistern zu einem Kranze verflochten. Von dem ersten derselben hangen an einem steinernen Bande 3 Medaillons mit den Namen des jetzigen Herrn von Truchseß, dessen verstorbener Schwester und dessen noch lebenden Bruders, und unter diesem letztern sieht man drey leere, für dessen drey Kinder bestimmte Medaillons. Als Herr von Truchseß diese Säule vollendet hatte, führte er seinen Bruder mit dessen 3 Kindern dahin — umarmte vor dieser Säule mit der innigsten Herzlichkeit den Vater, und sagte: Wenn das Jüngste von Euch das 30ste Jahr seines Alters erreicht hat, so kommt an diese Säule, und wenn ihr Euch dann mit eben so aufrichtiger und zärtlicher Geschwisterliebe umarmen könnt, wie ich jetzt euern Vater umarmt habe, so seyd ihr erst würdig, daß dann auch euere Namen in diese noch leeren Medaillons eingegraben werden.

Hr. von Truchseß versicherte, daß dies einen tiefen dauernden Eindruck auf die Kinder gemacht hätte, und daß

er hoffe, sie würden die Geschwisterliebe unter sich erhalten, die seit mehreren Generationen auf eine fast beyspiellose Art in seiner Familie geherrscht habe.

Endlich sind auch die Minnesänger und Harfner in dieser Ritterburg nicht vergessen. Für sie ist ein mit einer Mauer umschlossener, durch einige Stufen erhöhter Platz ganz in dem Kostum der damaligen Zeiten mit steinernen Tischen und Bänken eingerichtet, und eine sehr nett in Stein gehauene Abbildung zeigt die Art und Weise, wie die Minnesänger vor den Rittern in ihren Gesängen mit einander wetteiferten. Der eine Harfner singt und spielt in der Familie eines Ritters, und der andre horcht, auf seine Harfe gestützt.

Alles, was man hier sieht, vergegenwärtigt lebhaft das Zeitalter des Ritterwesens, dessen Kenner und Verehrer Hr. von Truchseß im hohen Grade ist.

Immerhin mag man den Zweck seines Lebens ein Spiel nennen, so ist es doch wahrlich ein sehr verständiges Spiel, worin er den Karakter eines edeln biedern Menschenfreundes gewonnen hat, den er auch dann mit sich nimmt, wenn jenseits des Grabes eine Scene höherer Bestimmung für ihn sich öffnen wird.

Bremen. Deneken.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 28 April.

Von jeher stieg hier der Kurs um die Leipziger Jubilate-Messe herum. Dies ist auch in diesem Jahre der Fall. Man hatte gehofft, daß sich die Konventionsmünze bey 300 herum halten werde; allein sie ist bereits wieder über 360 hinaufgegangen. Es ist indeß zu erwarten, daß in der letzten Hälfte des Jahres, wo das neue Finanzsystem in Ausübung gebracht werden soll, der Kurs sich merklich bessern werde.

Friedlicher sind bey uns die Zeiten allerdings geworden, und das schon ist von großem Werthe. Aber wohlfeiler will es durchaus nicht werden. Die Theurung steigt vielmehr fast mit jedem Tage.

Laut und allgemein sind besonders in Wien die Klagen über das Gesindewesen. Ein großer Hang zur Bequemlichkeit, zur Zerstreuung, und zu einem übertriebenen, dem Stande nicht angemessenen Luxus ist unter den hiesigen Dienstboten nach allen Seiten hin sichtbar. Viele von ihnen suchen es ihren Herrschaften durch einen unvernünftigen Aufwand in der Kleidung zuvorzuthun, und da sie durch bestehende Polizey-Verordnungen gegen eine oft sehr verdiente strengere Behandlung von Seiten ihrer Herrschaften nur allzusehr geschützt sind, so erreicht ihre Unbescheidenheit und Keckheit oft den höchsten Grad. Allgemein wünscht man schon seit vielen Jahren in dieser Hinsicht eine bessere polizeyliche Ordnung. Diese Wünsche des Publikums dürften von Seiten der höhern Behörden nicht unbeachtet, und nächstens erhalten wir eine bessere Dienstbotenordnung.

In diesen Tagen haben die hiesigen Bäckerknechte den jährlichen feyerlichen Umgang in der Stadt gehalten. Die Veranlassung dazu gab das, bisherisch nicht ganz erwiesene, Faktum, daß bey der letzten Belagerung Wiens durch die Türken eine Mine schon bis unter die Stadt gegraben worden war, von einem Bäckerjungen aber, der des Nachts das Arbeiten unter der Erde vernahm, entdeckt und angezeigt ward, wodurch die Absicht des Feindes vereitelt, und Wien gerettet wurde. Die Bäckerknechte sollen dafür die Erlaubniß erhalten haben, das Andenken an diese Begebenheit durch einen jährlich zu haltenden Zug durch die Stadt zu feyern, wobey sie zugleich in der kaiserl. Burg zu erscheinen und Gesundheiten auf das Wohl des Kaisers, der Kaiserinn und einiger hohen Behörden aus einem sehr großen, schweren und alten silbernen Becher zu trinken pflegen, den man aus billigen und humanen Rücksichten von der Einlieferung in das Münzamt mit aller Willigkeit befreyt hat.

Das Pfund Rindfleisch kostet hier bereits dreyßig Kreuzer, und doch soll der Kaiser noch bey jedem Pfunde 5 kr. als Entschädigung für die Fleischhauer zahlen, was wöchentlich eine Summe von wenigstens 50000 Gulden betragen soll. Aehnliche Entschädigungen erhalten auch die Bäcker, und der Monarch thut auch in dieser Hinsicht für seine Hauptstadt ungemein viel.

Noch immer ist hier die Sterblichkeit sehr groß. Am 13 April z. B. gingen 90 Personen mit Tode ab.

Da die Wiener im vorigen Jahre, der eingetretenen Kriegsumstände wegen, von dem Landleben fast gar nichts genossen hatten, und gleichsam aus einem Winter in den andern übertraten; so sehnt sich jetzt dafür alles um so mehr auf das Land. Es sind daher fast alle Wohnungen auf demselben schon längst in Beschlag genommen. Alles grünt bereits; aber noch immer haben wir eine empfindliche Kälte.

Die vaterländischen Blätter liefern so eben den Abdruck einer allerhöchsten Resolution über das bekannte famöse Libel: der Morgenbot, und dessen Verbot in den österreichischen Staaten.

Unser Kaiser hat den Staatsbeamten von neuem eine bedeutende Zulage bewilligt, die sich auch, wie es heißt, auf das Militär und die Pensionisten erstrecken soll. Durch diese Zulage ist der Gehalt derjenigen, die nicht über tausend Gulden stehen, auf 2000 fl. erhöht worden. Diese dem Herzen des Kaisers Ehre bringende Verfügung erleichtert die Lage vieler Staatsdiener sehr.

Viele der hiesigen Mahler und Künstler gaben sich bisher Mühe, von der neuen Kaiserinn von Frankreich ein getroffenes Bildniß zu liefern. Aber noch keinem ist es bisher gelungen. Kein einziges von den vielen bis jetzt erschienenen Porträten der erhabenen Gemahlinn Napoleons kann man wol getroffen nennen und empfelen; man hüte sich, nach irgend einem davon sich eine Vorstellung von dem Aeußerlichen der frischblühenden Fürstinn zu bilden. Manche von ihnen sind ganz verfehlt und schlecht. Unter diesen ist wol das von Weigl verlegte, und von Mansfeld nach Manfredo gestochene, das schlechteste. Man wundert sich, daß der Verleger die Keckheit haben konnte, dies höchst mißlungene Bildniß, das dessen ungeachtet sehr theuer verkauft wird, Sr. Maj. dem Kaiser Franz zu dediciren. Wahrscheinlich werden wir ein gelungenes Porträt von Frankreichs Kaiserinn erst durch französische Künstler erhalten.

Von den Schlachten bey Wagram und Aspern verkauft man hier seit einiger Zeit mehrere bildliche Vorstellungen; aber sie haben keinen großen Kunstwerth. Dasselbe kann man auch von den Bildnissen Napoleons und Louisens sagen, die man jetzt auf Tüchern, Fächern, Dosen und andern Gegenständen dieser Art nach allen Seiten hin erblickt. Die auf die Vermählung Louisens erschienene Denkmünze, die aus Silber und Gold geprägt worden ist, findet man fast zu einfach. Auf der einen Seite sieht man zwey brennende mit einander verbundene Fackeln, mit der Umschrift: NAPOLEONIS GALL. IMP. ET M. LVDOV. FRANC. A. IMP F. A A. FELICIBVS NVPTIIS. Auf der andern Seite liest man die von einem Kranze eingefaßten Worte: VOTA PVBLICA. VINDOB. XI. MART. MDCCCX.

Nro. 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Mai, 1810.

Der Weise ist vergnügt, die Tugend still zu üben.
Sie krönt mit Himmelsglanz die Seltnen, die sie lieben.

Wieland.

Cavendish.

Die Wissenschaften verloren sehr viel an Hrn. Cavendish, Mitgliede der k. Gesellschaft in London, und Ehren-Mitgliede des französischen Instituts. Er starb zu Anfang des vorigen Monats. Aus einer der ersten Familien Englands entsprossen, ein naher Verwandter des Herzogs von Devonshire, genoß er — das Loos der jüngern Söhne in England — nur eines mittelmäßigen Glücks; aber bey seiner Liebe zu den Wissenschaften, bey seiner Mäßigung genügte dies einem großdenkenden Jünglinge, der alle Mittel zum Vorrücken in Stellen, zu welchen seine Geburt ihn berechtigte, unbeachtet ließ. Seine Familie, im Wahne, daß er zu nichts tauge, behandelte ihn mit Gleichgültigkeit, und zog allmählig die Hände von ihm ab.

Er wußte sich bald zu entschädigen, lag den Wissenschaften mit Feuereifer ob, und errang durch wichtige Entdeckungen mehr Berühmtheit und persönliche Hochachtung, als er auf einer andern Laufbahn wol je hätte erbeuten können.

Hr. Cavendish trug am meisten zu den Fortschritten der neuern Chemie bey. Seine Memoires sind nicht zahlreich, aber reich an Erfindung, Feinheit, Pünktlichkeit und Treue, ein Muster in der Experimentirkunst. Er war nicht blos ein großer Chemist, sondern auch ein vortrefflicher Physiker, besonders im Fache der Meteorologie; allein dieser seiner Verdienste hier ausführlich zu gedenken, läuft gegen die Tendenz unsers Blattes.

Cavendish mochte etwa vierzig Jahre zählen, als ein reicher Oheim, ein General, aus Indien zurückkam, und, aus Groll, daß seine Familie den Ehrenmann so vernachlässigte, und um dies Unrecht zu vergüten, im Testamente ihn zum Erben seines ganzen Vermögens einsetzte, das mehr als hunderttausend Thaler Einkünfte betrug, so daß Cavendish auf einmal weit der reichste aller Gelehrten, und wahrscheinlich auch der gelehrteste aller Reichen ward. Nun erst wollten seine Verwandten sein Verdienst anerkennen, und sich ihm nähern, umsonst! Er blieb unabänderlich bey seiner Lebensart und seinen freundschaftlichen Verbindungen; blieb bis an seinen Tod der einfache Hr. Cavendish.

Seiner Einfachheit in der Kleidung und in seinen Manieren ist aber auch in Wahrheit Originalität nicht abzusprechen. Seine Domestiken und der Hausärm fielen ihm am lästigsten; darum ging alles bey ihm nach eben so ganz bestimmten ewigen Gesetzen, als bey den Bewegungen der himmlischen Körper. Für alles hatte er voraus so genaue Formeln angeordnet, daß jedes Nothwendige schnell abgethan war. Seine Diener glichen Automaten, und sein Haus einer Uhr, die niemals aufgezogen werden durfte. Bey seinen Kleidern änderte sich weder Zeug, noch Farbe, noch Schnitt. Da er beständig nur graues Tuch zum Anzuge wählte, so wußte man schon vorläufig nach dem Kalender, wenn ein neues Gewand nöthig war, und von welcher Farbe, von welchem Stoffe. Ward zufällig die Epoche dieses Kleiderwechsels versäumt, so durfte er blos sagen:

der Schneider! Auch war seine übrige Lebensweise weder verwickelter, noch kostspieliger.

Cavendish, der so wenig für sich brauchte, bewies eine wahrhaft königliche Großmuth für die Wissenschaften und in Hinsicht auf geheime Wohlthätigkeit. Er hatte eine unermeßliche sehr auserwählte Bibliothek zum Besten der Gelehrten und aller wißbegierigen Personen gestiftet, und zu diesem Behufe Eintrittskarten, um die Werke zu benutzen, und, je nachdem es Gegenstände oder Personen betraf, Erlaubnißscheine, die Bücher nach Hause zu nehmen, drucken lassen. Damit jedoch er durch Visiten nicht gestört wurde, hatte er seine Bibliothek zwey Stunden von seiner Wohnung verlegt, und zwar in eine Gegend, wo sie den Gelehrten am leichtesten Vortheil schaffen konnte. Er stellte sogar selbst einen Empfangschein aus, wenn er ein Buch holen ließ, und gab es mit der größten Gewissenhaftigkeit zurück. Edle bewundernswürdige Uneigennützigkeit!

Bey dieser Einfachheit, bey dieser Güte des Karakters hatte doch Cavendish nie geheirathet, weil gewisse frühere Wünsche, wie man sagt, nicht in Erfüllung gingen. Er war von strenger Moral, und religiös, wie Newton und Locke. Eine Blasenkrankheit nahm Hrn. Cavendish, als 77jährigen Greis, hinweg. Ohne seine äußerste Zurückhaltung hätten ihn vielleicht die Aerzte noch auf längere Zeit der Menschheit gerettet.

Man begreift leicht, daß ein in seinen Bedürfnissen so mäßiger Mensch, der vielen Wohlthaten, die er verbreitete, ungeachtet, dreymalhunderttausend Livres Einkünfte nicht aufbrauchen konnte; auch nahm sein großes Vermögen beträchtlich zu. Er hinterließ zwölfmalhunderttausend Pfund Sterling, also über 13 Millionen rhein. Gulden. Er disponirte zu Gunsten mehrerer entfernter Verwandten, und setzte einem würdigen Manne, seinem besten Freunde, dem Chevalier Blagden, einem Mitgliede der königl. Gesellschaft zu London, ein Legat von viermalhunderttausend Franken aus.

Es ist beyspiellos, daß ein Gelehrter ein so ansehnliches Vermögen hinterläßt; Newton und Leibnitz starben beyde reich, aber bey weitem nicht so reich. Uebrigens mag Hrn. Cavendish Leben darthun, daß Genie und Mäßigkeit mit Reichthum nicht unverträglich sind, wie man nach andern weit häufigern Erfahrungen zu glauben versucht werden könnte. S.

Römisches Theater.

Am 5 März war die letzte Vorstellung der Danaiden im Theater Argentina. Der Duca Cesarini soll nach einem ungefähren Ueberschlage bey dieser diesjährigen Theater-Unternehmung gegen 7000 Scudi zugesetzt haben. Wie es heißt, wurde er durch die Regierung dazu vermocht, und es sollte ihm sogar ein Zuschuß von 6000 Scudi versprochen worden seyn; es ist indessen nicht wahrscheinlich, daß schon jetzo die allgemeinen Kassen Ausgaben der Art gestatten. —

Noch ehe die Theater geschlossen wurden, sann man auf Unterhaltungen für die langweilige Quaresima, und es wurde als ausgemacht versichert, daß die Gesellschaft von Capranika auf dem Theater Argentina Stücke in Prosa didiscischen Inhalts aufführen würde. — Die Sache war dem Publikum nicht befremdend. Man wußte, daß in Florenz schon seit ein paar Jahren selbst in der Fastenzeit Schauspiele gegeben wurden, und erwartete dasselbe in Rom; doch da die Sache nicht zu Stande kam, machte man sich auch nichts daraus, und das aus dem einfachen Grunde, weil die Römer ihrer hergebrachten Gewöhnung anhänglicher sind, als es irgend anderswo der Fall seyn dürfte. Viele erfahrne Römer behaupteten sogar, daß in der Fastenzeit keine Art von Theater-Vorstellung Erfolg haben würde. Il Romano, sagte man, non va, quando non è avezzo (der Römer bleibt zurück, wo ihn nicht Gewöhnung treibt). Hierin möchte man sich aber doch eben sowol irren, als es in so mancher andrer Hinsicht der Fall war, und das im Theater Valle zu Stande gebrachte musikalische Oratorium hat dies bewiesen.

Vierzig der angesehensten Personen verbanden sich unter Direktion des Principe Bischi zu dieser Unternehmung, zu der namentlich Mlle. Häser, Mad. Morandi, Taschinardi und eine Römerinn Maddalena Sallandri, die sich bey ihrem Debüt auf dem Theater Argentina als zweyte Sängerinn Ehre gemacht hatte, engagirt wurden.

Das aufzuführende Stück hieß: La distruzzione di Gierusalemme. Die Musik war von Zingarelli, einem nach Verdienst bekannten neapolitanischen Tonkünstler. Diese Musik war nicht erst jetzt verfertigt: sie war bereits in Florenz gegeben worden, und in einer Privat-Akademie, welche bey der musikliebenden Duchessa Landi im Winter 1808 gehalten wurde, fanden vierzig Wiederholungen jenes Dramma sacro statt. — Fürs Theater Valle war das ganze Stück nun zum Theil unter des Komponisten eigener Leitung einstudirt worden. Der Theaterdichter hatte einige Aenderungen gemacht und ein Paar neue Arien hinzugefügt. So hatte das Ganze einen neuen Zuschnitt erhalten.

Alle Musikliebhaber sahen mit Ungedult dem Augenblicke entgegen, da zwey so beliebte Sängerinnen, wie Mlle. Häser und Mad. Morandi, neben einander auftreten sollten. Beyde hatten Verehrer ihres Talents, die man Enthusiasten nennen konnte. Der Augenblick schien gekommen zu seyn, da sich's unwiderleglich entscheiden würde, was jeder dieser Virtuosinnen mit Recht gebührte. Man konnte nicht genau wissen, wie die Stimme der Einen gegen die Andere abstechen würde; aber es war vorauszusehen, daß beyde ihre ganze Geschicklichkeit aufbieten würden, und durch die Sache und Lage selbst zu Rivalinnen werden müßten.

Die erste Vorstellung war zahlreich, doch nur das Parterre und die ersten Reihen der Logen besetzt. Mlle. Häser erschien in einem einfachen, aber reichen jüdischen Kostume, Mad. Morandi war als Mann gekleidet. — Sie stellte den Abgesandten des Titus vor. Mit lautem Beyfalle wurden Beyde empfangen, und fast schien es, als hätte die Letztere mit ihrer sonoren Bruststimme den herrschendern Eindruck zurück gelassen. Uebrigens war man mit der ganzen Vorstellung nicht blos zufrieden, man war davon begeistert. Die einander antwortenden Chöre der Weiber und Männer, ein mit allen Zaubreyen der Harmonie gesungenes Duett der beyden genannten ersten Donnen, und ein Quartett, worin der Komponist seine ganze Kunst gezeigt hat, rissen hin mit orpheischer Gewalt. — Die Stimmen oder Empfindungen aller Zuhörer vereinigten sich in Einen Laut, der unwillkührlich hervorbrach und mehr sagte, als alles nachfolgende Beyfallklatschen, weil er aus einem Uebermaße des Vergnügens entsprang. — Die ersten nachfolgenden Abende erneuten dieselbe Wirkung. Beyden Sängerinnen ließ man Gerechtigkeit wiederfahren. Man sagte aber: Beyde hätten verschiedenes Verdienst, z. B. Mlle. Häser habe mehr Umfang in den hohen, Mad. Morandi dagegen in den Tieftönen u. s. w. Das Duett und Quartett mußten öfters wiederholt werden, und einmal war, nach dem erstern, der Lärm des Beyfalls so arg, daß die Wache hereinzutreten Befehl erhielt. Die zweyte Donna konnte ihre Arie nicht singen, oder sang sie ein Paarmal absichtlich nicht, wodurch sie bey einer übrigens vortrefflichen Stimme, sich neue Aufmerksamkeit verschaffte.

Solchen ausgezeichneten Beyfalls hatte sich im ganzen Winter kein Stück zu rühmen gehabt. Bald nach der Hälfte der Vorstellungen, die auf zwanzig festgesetzt waren, hatten die Unternehmer alle Unkosten gewonnen, und man schlug nach einer mäßigen Berechnung ihren reinen Gewinnst auf 2000 Scudi an. Der Erfolg dieser Spekulation war die Ursache, daß alle Hauptpersonen, die in dem Stücke gesungen hatten, von neuem für den Frühling engagirt wurden.

Nie errang Mlle. Häser sich höhern Ruhm, als während dieser Vorstellungen. Der Beyfall, den Mad. Morandi bisher auf dem Theater Valle genossen hatte, und eine starke Partie im Publikum, vielleicht auch eine gewisse bey den großen Tonkünstlerinnen nicht ungewöhnliche Mäßigung, welche Mlle. Häser an den ersten Abenden beobachtete, machten, daß es für eine kurze Zeit gleichsam unentschieden blieb, welcher von beyden Künstlerinnen vorzugsweise die Palme gebührte? Es erschienen Sonette, von denen das schmeichelhafteste der Morandi gewidmet war. Aber nichts vermochte länger auch nur den leisesten Zweifel darüber zurückzulassen, wer die Meisterinn sey, als Mlle. Häser sich ihrer ganzen Gewalt in immer neuen Modulirungen der Töne bediente. Nun stand sie selbst neben der immer lieblichen und verdienstvollen Nebenbuhlerinn einzig da. Man sagte, wenn beyde das Duett sangen: Queste non sono cantarine, sono due angelini. Wenn nun aber Mlle. Häser mit ihrer letzten Solo-Arie: Ombra cara a te d'intorno auftrat, dann ging das reinste Entzücken der Zuhörer in bedeutendes Verstummen über. — Alles war Ohr und Todesstille herrschte, bis sie ausgesungen hatte, und bis der Jubel, sie gehört zu haben, mit einer Art von Wuth hervorbrach. Es gab Abende, an welchen Mlle. Häser sechsmal aufeinanderfolgend hervorgerufen wurde, und der Zulauf zu Valle war zuletzt so stark, daß Hunderte von Personen abgewiesen werden mußten, weil keine Billete mehr zu haben waren.

Wir haben uns eine solche detaillirte Schilderung erlaubt, weil wir voraussetzen dürfen, daß alle deutsche Leser sich eines solchen ausgezeichneten Triumphs dieser verdienstvollen Landsmännin erfreuen werden, da um so weniger zu bezweifeln ist, daß Rom nicht minder in der Tonkunst, als in den andern Künsten vom ersten Range, von jeher das Vorrecht hatte, den höchsten Lorber zu ertheilen. Es gilt daher als Sprichwort: Roma sta l'orecchio di tutta Italia. (Rom ist das Ohr des ganzen Italiens.)

Der erste und der letzte Abend haben bey den Vorstellungen auf den römischen Theatern fast immer etwas Ausgezeichnetes. Die Stimme und Empfindung des Publikum verbirgt sich da nicht, möchten auch noch so starke Partieen die Meinung zu lenken suchen. Das war auch den Abend der Fall, als zum Letztenmale das zeither so beliebt gewesene Oratorium: Destruzzione di Gierusalemme, (Zerstörung Jerusalems) gegeben wurde. — Die Partey der Mad. Morandi suchte darzuthun, daß M. M. auch diesmal wie am Schlusse der Opere buffe mit triumphirendem Beyfalle abtreten würde. Das Beyfallklatschen, das hauptsächlich von jener Partey herrührte, war so ausgelassen, daß die Wache herbeygerufen werden mußte, dem Lärm Einhalt zu thun. Das Theater war übrigens so voll, daß man bey dem großen Menschengedränge nichts als Köpfe sah. — Unter den Zuschauern bemerkte man, wie auch schon bey früheren Vorstellungen, eine große Anzahl Ebräer und Ebräerinnen. Die Aufmerksamkeit des Publikum war aufs höchste gespannt, und Sänger und Sängerinnen erschienen wie zur frohen Feyer eines glücklichen Erfolgs. — Es ist gewiß, daß dieser Abend unzählige wonnevolle Augenblicke zurückrief, welche die so meisterhafte Aufführung einer trefflichen Musik allen, die sie gehört hatten, verschaffte. Diejenigen, denen sie noch ganz neu war, befanden sich wie in einem Taumel der Begeisterung. — Gewiß ist, daß seit Jahren kein Stück und keine Musik solchen Erfolg in Rom gehabt hat. Das Interesse stieg mit jeder Vorstellung, und dieses Stück hätte in vierzig und mehr Vorstellungen sich Beyfall und Zulauf versprechen dürfen. Mit den Sängern und Sängerinnen wetteiferte das Orchester. Eine Davidsharfe,

die im ersten Akte ein Solo spielt, als das Chor der jüdischen Priester und Frauen im Tempel erscheint, und das Accompagnement des ausgezeichneten Violinspielers Pelicia bey der letzten Arie der ersten Sängerinn, riß immer zu lautem Beyfallklatschen und Rufen hin. — Die Dekorationen waren nicht das Vorzüglichste bey der Aufführung dieses Stücks, doch wurde am Schlusse der Tempelbrand und die brennende Stadt meisterhaft und in wahrhaft zauberischem Effekte dargestellt.

Ich komme zu dem zurück, wovon ich zunächst etwas sagen wollte, zu unsrer Mlle. Häser. — An diesem Abende sah man es unwidersprechlich, daß sie in ihrer immer bescheidenen anspruchlosen Art des Erscheinens, wobey sie jedoch immer als die Meisterinn auftritt, sich alle Herzen gewonnen hatte. Welche Ausrufungen und Laute flogen ihr entgegen und ihr nach, und das sagte mehr als alles Beyfallklatschen. — Alles lauschte dem Augenblicke ihrer letzten Arie. Sie sang sie, wie immer, mit unbeschreiblicher Zaerheit und mit jener Kühnheit, die nur der ausgezeichneten Kunst zu Gebote steht. Es war als zitterte alles für sie, wenn sie sich in die höchsten Töne verlor, und man wußte, wenn man nur sie iheer Sache gewiß sah, nichts zu sagen, als: E quella! (Es ist sie und keine Andre.) — Kaum hatte sie die Arie gesungen, als ein noch nie gehörtes Beyfallsklatschen begann. Man hörte die Töne des Danks, dee Freude, der Liebe. Unzählige Schnupftücher flogen in die Luft. Sie mußte sechsmal wiederkommen, und als Mlle. Häser nun gar die außerordentliche Gefälligkeit hatte (wozu feeylich auch das erklärte Verlangen aus der Loge des Generals mitwirkte), da wae ihe Andenken in den Herzen der Römer für immer gesichert, denn daß sie die Siegerinn sey, darüber war lange kein Streit mehe.

Am gleichen Abend erschienen zwey Sonette: eins zur Ehre der Mad. Häser, worinn die veeichiedenen Hauptrollen, in denen sie sang, karakterisirt werden, und worin es zuletzt heißt: Du warst es werth im Tempel Gottes zu singen. Das Sonett auf die Moeandi ist mit ihrem getroffnen Bilde begleitet, worunter die unpassenden Worte aus dem Petraeca stehen: Costei per firmo nacque nel Paradiso. — Der Mann der Morandi, der ein Musiker ist, und dem Mad. Morandi ihee Kunst verdankte, wird daein Oepheus genannt, der sich eine zweyte Eneidice gewonnen hätte. — Die Geschichte der Bildung der Mad. Morandi zne Sängeeinn ist inteeessant. Sie diente in einem voenehmen Hause, und lernte durchs Gehör, was an der Tochter des Hauses, die den Unterricht erhielt, verloren ging. Ihr Talent wurde bemerkt, hervorgezogen und belohnt. G.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kassel.

Die Messe hat nun auch begonnen, und zwar dies Jahr sehr zum Vortheile der Kaufleute, welche gewiß die Unkosten der Patente und andern Steuern reichlich ersetzt erhielten. Das in Eile aufgerichtete Meßgebäude vorigen Jahrs ist in der Zeit noch ausgebaut worden, und in der untern Etage mit Buden versehen, so daß jetzt alle Kaufleute in drey verschiedenen Stockwerken sämtlich Platz finden, und nur die Nürnberger und eigentlichen Trödelbuden mit wenig Ausnahme in den Straßen stehen. Die elegante Welt wollte diese Messe nicht glänzend nennen, weil viele durch den häufigen Zulauf der erwerbenden Volksklasse ihr eigentliches Promeniren in den sonst leeren Gallerien, wo gewisse Stunden zu ihren gemeinschaftlichen Zusammenkünften bestimmt waren, hinderten und unangenehm machten. Gewiß war in diesem Gedränge von Käufern bey den Handels- und Handwerksleuten, die besonders alle Kattunladen für andre unzugänglich machten, der durch die täglich noch zunehmende Menschenmenge der Residenz so wohlthätige Wohlstand zu erkennen. So hat auch überall der Handel sich in allen Fächern erweitert. Drey sehr schöne Mendels-Magazine, von welchen zwey die inländischen Arbeiten um recht billige Preise verkaufen, rivalisiren miteinander, und gewähren die angenehme Möglichkeit, das größte Haus binnen wenig Tagen eben sowol häuslich als auch prachtvoll meubliren zu können.

Die Meßvergnügungen konnte man sich an den Straßenecken nach der Farbe wählen, wo die Zettel einer neben dem andern in gehöriger Rangordnung angeschlagen waren. Hr. Berdaut lies sehr oft seine Pigmäen-Gesellschaft spielen, die stets ihr zahlreiches Publikum hatte. Ein bretternes Theater war mit viel Gemächlichkeit eingerichtet; die Dekorationen und das spielende Personal waren recht hübsch. Die Puppen waren kaum mit Marioneiten zu vergleichen: sie tanzten Ballette, und auf dem Seile mit täuschender Leichtigkeit. Am meisten Beyfall fanden die Verwandlungen. Bauern wurden zu Puterhähnen, andre Menschen zu Wagen, zu Crocodillen ꝛc. Einmal erschien die Fontaine des Königplatzes, und verwandelte sich bald in eine das Füllhorn des Ueberflusses ausgießende weibliche Gestalt. Da in kurzer Zeit das Monument, welches Westphalen seinem Stifter Napoleon setzt, an der Stelle erscheinen wird, so wollten viele darin eine Anspielung finden. Hier, wie überall, wurde oft seiner erwähnt. So stieg eine drohende Wolke herab, und theilte sich, als sie die Erde berührte: umstrahlt von einer Glorie und von einer Victoria bekränzt, saß in der Mitte Napoleon in Uniform. Diese Verwandlung fand allgemeinen Beyfall, so wie überall fast alle Vorstellungen, die Jedermann doch Einigemale sehen wollte.

Unter den Vergnügungen der farbigen Zettel fanden sich auch Konzerte, deren innrer Gehalt keiner in die Augen leuchtenden Farbe bedurfte. Auch einmal war eins der Harmonica gewidmet, die nur zu sehr die Hauptrolle spielte, so daß viele Musikliebhaber sie lieber gar nicht, als auf Unkosten ihrer Nerven einen ganzen Abend hören wollten.

So beschloß sich die Messe mit ihrem bunten Getümmel, das jenem der Frankfurter Messe auch wenig nachgab. Am Karfreitage und ersten Ostertage war geistliche Musik in der katholischen Kapelle, wo die brave Sängerinn Willmann mit Herrn Denys sang. Ihre Kaßler Freunde sind sehr erfreut, sie noch hören zu können, und haben die Hoffnung und den Wunsch, man möchte sie zum Besten der Tonkunst ferner besitzen.

Die Resultate der kürzlich geendeten Reichsstandsberathschlagungen macht jetzt nach und nach die Regierung bekannt. Die Personal- und Vermögens-Steuer ist demnach nun eingeführt.

Ein unglücklicher Zufall zündete vor wenigen Tagen das Wohnhaus des Inspektors des Pulvermagazins an. Ein günstigeres Ohngefähr führte einen Artillerie-Officier des Weges, der alles Pulver in Eile herausschaffte, denn wäre das Magazin aufgeflogen, so war die Stadt ein Raub des Feuers. Das Wohnhaus brannte aber bis aufs letzte Stockwerk ab.

Extra-Beylage
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände.

1810. Nro. 6.

Antwort auf eine Anfrage.

Schreiben Hrn. Karl v. Villers,
Mitglieds des National-Instituts,
an den Herausgeber des Morgenblatts.

Lübeck, 1 März 1810.

..... Im Morgenblatte vom 9 Jan. d. J. ist, bey Gelegenheit der in Dijon gekrönten Abhandlung des Hrn. Lemoine und der so merkwürdigen Preisaufgabe der dortigen Akademie, die Frage aufgeworfen: „warum „ich die Beantwortung nicht übernommen hätte?" — Ihr Korrespondent scheint mir also den Beruf dazu einigermaßen einzuräumen. Allerdings ward ich, als ich Kunde von der Aufgabe bekam, von ihr stark elektrisirt, und dachte die Gelegenheit nicht vorüber zu lassen, lange in mir im Verborgenen gebrütete Wahrheiten ans Tageslicht zu befördern. Doch ein halbes Jahr, was noch bis zum Termin übrig war, schien mir hiezu kaum hinreichend. Was mich aber gänzlich abhielt, war eine Krankheit, die mich den ganzen Frühling und den Sommer 1808 zur Unthätigkeit verdammte. Anhaltende kephalische Schmerzen, verbunden mit mancherley Nervenanfällen, die seit der Zeit mich häufig wieder heimsuchen, zwangen mich, mein Vorhaben aufzugeben. Indessen hoffte ich, daß ein solcher Stoff von keinem Concurrenten in einem so kurzen Zeitraume würde befriedigend bearbeitet werden können; und so blieb mir noch die Hoffnung, daß die Akademie den Concours noch auf Ein Jahr aussetzen würde. Um dieses noch sicherer zu bewirken, und die Herrn in Dijon auf den ganzen Umfang und die Schwierigkeiten des Themas aufmerksam zu machen, entschloß ich mich, noch vor Ablauf des Termins einen anonymischen Brief, diesen Gegenstand betreffend, an die Akademie, durch deren Sekretär, zu richten. Es mögen nun die Herrn Richter mich unter der Larve ausgewittert haben oder nicht; sie mögen sich vor einer Beantwortung ihrer Preisfrage, in einem solchen Sinne, gescheut haben? oder die Abhandlung des Hrn. Lemoine mag ihren Forderungen Genüge geleistet haben?... ich lasse dieß dahingestellt; die Sache ward eilig abgethan, und Hr. Lemoine gekrönt. Ich vergaß selbst den Vorfall; und wurde theils durch Kränklichkeit, theils durch anderweitige Arbeiten gehindert, meinen ersten Plan auszuführen; bis ich die besagte Anfrage im Morgenblatte vernahm. Da mein Brief an den Hrn. Sekretär der Akademie doch eine Beantwortung der Frage in nuce enthält, und manchem Sachkundigen vielleicht schon hinreichen wird (Sapienti sat!), so übersende ich ihn Ihnen zum beliebigen Gebrauch. — Ehe er aber gelesen wird, muß man wieder die Preisfrage in ihrer ganzen Ausdehnung vor Augen haben. Sie lautet wie folgt:

— „La nation française mérite-t-elle le reproche de Légèreté que lui font les nations étrangères?"

— „Trouve-t-on des preuves de cette Légèreté dans le caractère et les moeurs des Français, dans le genre et l'état des sciences, des arts et de la littérature cultivés en France?"

— „Appliquer ces considérations aux Français des siècles passés, et, par un examen comparatif, leur opposer sous ces différens rapports les Français du siècle présent?".

Au Sécrétaire perpétuel de l'Académie de Dijon. 1, Novembre 1808.

Mr.

Retenu loin de ma patrie, sur les bords de la Baltique, je n'ai eu que fort tard connaissance de l'importante question proposée par l'Académie de Dijon; question bien digne de l'illustre Société qui a constamment été placée par l'opinion de l'Europe au rang des premiers corps savans de France; qui s'est toujours montrée si libérale et si élevée dans les sujets de prix qu'elle a proposés, et qui a vu un de ces prix devenir l'illustration d'un écrivain célèbre, dont la France et Genève s'honorent également. Mais, quant à la question actuelle, le terme est devenu trop imminent pour songer à y faire une réponse, et à me présenter au concours,

Et quand bien-même j'aurais eu une demi-année entière pour vâquer à cette tâche, j'ose vous le demander, Mr., ce tems eût-il suffi pour embrasser l'ensemble d'une telle question, et pour en traiter convenablement toutes les parties, qui demandent les unes beaucoup de réflexions, et les autres beaucoup de recherches? Je ne le crois pas; et, pardonnez-moi cette observation qui m'échappe: il me semble qu'il y avait un peu de Légèreté à fixer un terme aussi prochain à un tel travail. . . . . .

Pour décider, „si la nation française mérite en effet le reproche de Légèreté que lui font les nations étrangères?“ — il conviendrait d'abord d'établir le fait, de voir comment, en quel sens, et par qui ce reproche a été articulé, et quels sont les griefs allégués par les Etrangers? Puis il faudrait ajouter, que ce même reproche a surtout été fait par des nationaux, et nous le trouvions souventes fois répété dans nos meilleurs écrivains. Le fait bien établi de la sorte, il serait indispensable d'entamer une discussion philosophique sur l'essence de la Légèreté, les élémens qui la composent, ses racines dans l'esprit de l'homme et des nations. On trouverait, en la considérant du côté de la moralité des actions qui en résultent, qu'elle doit être distinguée fort soigneusement de la Frivolité, que l'on peut aussi reprocher à notre nation avec quelqu' apparence de justice, et qui n'est par la même chose que la Légèreté. Celle-ci, en effet, semble être plutôt une qualité négative, un oubli, une omission des motifs, des considérations, qui si on les pesait sérieusement devraient détourner de faire telle chose, ou engager à faire telle autre. Un homme, à qui ses passions, son intérêt, son goût ou son caprice du moment font désirer d'atteindre un certain but, se précipite vers ce but, avec l'ardeur de le voir rempli, sans s'inquiéter si les pas qu'il doit faire pour y parvenir sont possibles, séans, ou convenables, s'ils sont dans l'ordre, s'ils sont rigoureusement conformes aux lois éternelles du juste et de l'injuste; enfin, il suffit pour lui que le but soit atteint! Selon ce dicton favori, que le but justifie les moyens; cet homme, dis-je, agit avec Légèreté. Et certes, on est fort léger, on franchit lestement tous les obstacles, quand on a jeté loin de soi cet importun fardeau des réflexions, des considérations, des appréhensions timorées, des si et des mais, qui rendent les gens réfléchis et scrupuleux si lourds et si lents dans leur marche. La Frivolité, au contraire, est un goût positif; c'est le goût exagéré des bagatelles, des petites choses, de la parure, des modes, des danses, par exemple; et je crois qu'elle est devenue chez les Français une aimable habitude, par leur longue condescendance pour un sexe qu'ils aiment, qu'ils flattent à l'excès, et à qui ils laissent prendre un ascendant marqué sur leurs goûts et leurs occupations; et particulièrement à l'époque de l'âge où ce sexe est le plus livré à l'attrait des choses frivoles. Delà ce penchant de traiter certaines bagatelles avec une importance extrême, de rire au contraire et de chercher l'aspect ridicule des choses les plus sérieuses; et ainsi du reste. — Cette discussion préliminaire, M., mènerait nécessairement à quelques considérations sur l'individualité des diverses races d'hommes, sur ce phénomène singulier et presqu' inexplicable des caractères distinctifs et originaires qui leur sont imprimés, comme à la race egyptienne et à l'arabe, à la race judaïque et à la grecque, à la germanique et à la gallique. Il faudrait faire au moral, ce que l'habile et ingénieux Blumenbach a fait pour le physique, un traité de l'Unité et de la diversité de l'espèce humaine.

Revenant en suite à la partie historique, il faudrait d'abord fixer avec précision depuis quelle époque il a existé proprement une nation française dans le sens où nous l'entendons aujourd'hui? Sans nul doute, on ne serait pas autorisé à admettre l'existence de cette nation sous les deux premières Dynasties de nos rois, ni même sous la troisième, qu' après l'affranchissement entier des communes, la réunion des grands et des petits fiefs à la couronne, et le mélange insensible des grands et des nobles avec le corps de la bourgeoisie. C'est alors seulement qu'il put exister une nation, et un caractère national. Et si on le prenait à la rigueur, on ne trouverait guères peut-être de manifestation claire et positive de ce caractère avant François Ier, qui fut un Français par excellence; et en qui la nationalité se prononça avec élévation à une puissance supérieure, pour parler le langage des mathématiques.

Ces bases posées, et une nuance prononcée de Légèreté étant reconnue dans la masse de la nation française, comme cette nation n'est pas homogène dans l'origine, et composée d'aborigènes seulement, mais de celtes ou gaulois, de romains et de peuplades germaines, il faudrait remonter dans les vieux siècles, et rechercher à laquelle de ces trois races principales appartient cet élément éthéré et mobile d'où procède la Légèreté, et peut-être aussi la Frivolité? — Sans doute qu'on se trouverait fondé à reconnaitre, que cet élément était un attribut particulier de la nature gallique; et que la Légèreté ne devint un trait tout-à-fait national des Français,

que quand la race gallique eut absorbé entièrement les deux autres, et se les fut assimilées.

Quelles recherches infinies, Mr., ne demanderait pas la question subsidiaire: „Si l'on trouve des „preuves de cette Légèreté dans le genre et l'état „des sciences, des arts et de la littérature cultivés „en France!“ — Quant aux sciences, proprement dites, on trouverait difficilement dans le genre de leur culture des traces bien distinctes d'un caractère national. La physique, la chimie, les mathématiques, etc., se traitent à-peu-près de même partout; et la démonstration du quarré de l'hypoténuse doit être la même à Pekin et à Alexandrie, à Paris et à Londres. C'est plus particulièrement le genre et l'état des belles-lettres et des beaux-arts, qui donnera des lumières sur le point en question. C'est là ce qui est vraiment national. C'est le théâtre, ce sont les romans, les chansons, qu'applaudit, que lit, que chante le peuple, qu'il conviendra d'observer de très-près. C'est, par exemple, la manière dont les poètes nationaux ont chanté le sentiment de l'amour, comparée à la manière des poètes des autres nations. Et à ce propos, il ne sera pas inutile de distinguer en général la littérature et la poésie des anciens de celle des modernes, et de fixer la physionomie de chacune.

Les principales opinions philosophiques qui ont régné en France, qui y ont été le plus répandues, comparées à celles qui ont régné en Orient, en Grèce, en Italie, en Allemagne, en Angleterre; un coup-d'oeil sur l'esprit religieux, sur le mode adopté et constamment suivi d'instruction publique, seraient encore des points lumineux qui pourraient servir de phares dans l'obscurité de telles recherches. — Par où il est évident, que celui qui voudrait traiter dignement la question de l'Académie, devrait être doué d'une instruction très-cosmopolite, être versé dans la langue, la littérature, l'esprit et le caractère de presque tous les peuples anciens et modernes.

Et comment se résoudre enfin à l'examen comparatif que demande l'Académie? Sans doute qu'on pourrait parler avec orgueil des Français d'aujourd'hui; mais de ceux d'hier? Grand-Dieu, qu'en pourrait-on dire? Aujourd'hui, un Héros placé à la tête d'un gouvernement brillant, a caché par une immensité de gloire l'immensité de toutes les années qui ont précédé sa venue; les cyprès, qui couvraient le sol de la France, sont cachés à jamais sous les lauriers; mais l'histoire sera obligée de faire renaître ces cyprès dans ses tristes pages. Comment traiter, en discourant de la Légèreté française, le chapitre de la Révolution du 18ème siècle, laquelle présente en masse une application si frappante de la définition qui a été donnée ci-dessus? — et comment, d'un autre côté, la passer sous silence? l'Ecrivain aurait-il assez fait, en couvrant sa tête du voile d'Agamemnon, pour cacher une douleur, inexprimable à tout pinceau humain? . . . . .

Mais je m'appercois, Mr., qu'en parlant des difficultés de la question, j'en ai presque tracé le programme. Si au premier concours, l'Académie ne juge pas devoir décerner le prix, qu'elle remette sa décision à l'année d'ensuite, j'essayerai de travailler dans le sens que je viens d'indiquer. C'est pour cette raison, Mr., que vous voudrez bien me permettre de garder ici l'anonyme, en vous assurant de la haute considération avec laquelle je suis, etc.

Neuerschienene englische Bücher.

Theologische Schriften.

A general and connected view of the prophecies etc. Allgemeine und zusammenhängende Uebersicht der Prophezeihungen, in Bezug auf die Bekehrung, Wiederherstellung, Vereinigung und künftige Herrlichkeit der Häuser Juda und Israel, den Fortgang und endlichen Sturz der antichristischen Verbindung im Lande Palästina, und die schließliche allgemeine Verbreitung des Christenthums, von Georg Stanley Faber, bey Rivington.

A Help and Guide to Christian families. Hülfsbüchlein für christliche Familien mit Gebetformeln und geistlichen Liedern, von W. Burkitt, bey Mawman.

Illustration of the four Gospels. Erläuterung der vier Evangelien aus den persönlichen Verhältnissen unsers Herrn und der Evangelisten, von John Jones, bey Longman.

Medicinische Schriften.

An inquiry into the seat and nature of fever. Untersuchung über den Sitz und die Natur des Fiebers, von Henry Clutterbuck, bey Bosey.

Historische Schriften.

A narative of the campaign of the british army in Spain etc. Erzählung des Feldzugs der brittischen Armee in Spanien unter dem Kommando Sir John Moore's, beglaubigt durch offizielle Papiere und Originalbriefe, von dessen Bruder James Moore, bey Johnson. 3te Auflage.

The history of the Helvetian Republics. Geschichte der helvetischen Freystaaten, von Francis Hare Napier. 4 Bände, bey Mawman.

Land- und Reisebeschreibungen.

Voyages and Travels to India etc. See- und Landreisen nach Indien, Ceylon, dem rothen Meer, Abyssinien und

Aegypten in den Jahren 1802—1806 von dem Viscount Valentia. 3 Bände, 72 Kupfer, bey Miller. Preis 9 Guineen.

Twenty four large views in Arabia etc. Vier und zwanzig große Ansichten von Arabien, Abyssinien und Aegypten, nach Zeichnungen des Hrn. Salt, Begleiters des Lords Valentia, 24 Zoll lang und 17 hoch. Preis 26 Guineen.

Continental Excursions etc. Wanderungen auf dem Continent, oder Reisen nach Frankreich, der Schweiz und Deutschland in den Jahren 1782, 1787 und 1789, von Thomas Pennington, bey Rivington.

Naturwissenschaftliche Schriften.

Figures of plants etc. Abbildungen schöner, nützlicher und seltener Pflanzen in 300 Kupfertafeln, von Philipp Miller, bey Rivington.

The natural history of british fishes etc. Die Natur-Geschichte der brittischen Fische, mit 120 Kupfern, von E. Donovar, bey Rivington.

The economy of human life. Die Oekonomie des menschlichen Lebens, von Robert Dodsley, mit Kupfern, bey Sherwood.

Mathematische Schriften.

The improed practical navigator. Verbesserter praktischer Unterricht für Seefahrer, enthaltend alle nöthige Anleitungen, um die Zeite durch verschiedene Methoden und die Länge durch Mondsbeobachtungen zu bestimmen; erläutert durch Planisphären der Sterne und andre Kupfer, von Nathanael Bowditch, neu durchgesehen von Thomas Kirby, bey Hardy.

Erziehungsschriften.

Letters from an elder to a younger brother etc. Briefe eines ältern Bruders an den jüngern über das im Leben zu beobachtende Betragen, bey Taylor und Hessey.

Essays on professional education etc. Versuche über die Erziehung mit Rücksicht auf die Bestimmung des Zöglings als Geistlicher, Soldat, Seemann, Arzt, Landökonom, Rechtsgelehrter, Staatsmann und Prinz, von R. L. Edgeworth, bey Johnson.

Sprachkunde.

The preceptor and his pupils. Der Lehrer und seine Schüler, 2ter Theil, oder Syntax aller Sprachen untereinander verglichen, mit speziellen Regeln, Uebungen, Gesprächen für das Englische, einem praktischen System der englischen Komposition und einer gedrängten Geschichte der Bildung der Sprachen, von George Crabb, bey Boosey.

Romane, Schauspiele und Gedichte.

Old Times revived etc. Die wiederauflebenden alten Zeiten, ein Roman aus dem 9ten Jahrhundert, mit Parallelen der Charaktere und Ereignisse des 18. und 19ten Jahrhunderts, von Egestas (wahrscheinlich ein pseudonymer Verfasser). 4 Theile, bey Cawthorn.

Matilda Montfort, ein Roman von Peter Peregrine. 4 Theile, bey Spencer.

The Farmhouse. Die Pachterswohnung, eine Erzählung von James Murray Lacey, bey Vernor.

Coelibia chusing a husband. Die Wahl des Ehmanns, ein Roman von Kapitain Torrens, 2 Theile, Seitenstück zu der „Wahl der Ehefrau", (Coelebs in search of a wife) bey Hughes.

Nubilia in search of a husband. Nubilia, die einen Ehemann sucht; zweites Seitenstück, bey Ridgway.

Mantrone or the one-handed monk. Mantrone oder der Mönch mit einer Hand, von Mary Radcliff. 4 Theile, bey Hughes.

Seraphina or a Winter in Town. Seraphine oder ein Winter in der Stadt, ein Roman, von Karoline Burney, 3 Theile, bey Hughes.

Gothic Legends. Gothische Legenden, 2 Theile, ebend.

The mysterious Florentine. Der geheimnißvolle Florentiner, 4 Theile, ebendas.

The Exile of Portugal. Der portugiesische Exulant, 2 Theile, ebendas.

The mysteries of Ferney Castle. Die Gebeimnisse in der Burg Ferney, von Georg Lambe, 4 Theile, bey Colburn.

Rosa in London, 4 Theile, ebendas.

Caroline Ormsby, oder die Vortheile der Erziehung, ebendas.

The Castle of Arragon. Das aragonische Schloß oder die Banditen des Waldes, von Miß Smith, 4 Theile, ebend.

Mercy, a Poem, das Mitleiden, ein Gedicht über Lord Erskines Bill, um boshafte und muthwillige Mißhandlung der Thiere zu verhindern; zu Liverpool.

Death. Der Tod, ein Gedicht in Jamben von dem verstorbenen Lord Bischof von London, Beilby Porteus, bey Spencer.

The satires of A. Persius Flaccus, übersetzt von Howes, bey Mawman.

The works of Horace, übersetzt von C. Smart, ebend.

Elements of Art. Die Anfangsgründe der Kunst, ein Gedicht über die Mahlerey, in 6 Gesängen, von Martin Archer Shee, bey Miller.

Salomon a sacred Drama. Salomon, ein biblisches Drama, aus dem Deutschen von Klopstock übersetzt durch Robert Huish, bey Hatchard.

Vermischte Schriften.

The Philosophical Transactions. Ein Auszug vom J. 1665 bis 1800 inclus. durch Hutton, Shaw und Pearson. 18 Bände in 4, bey Baldwin. Preis 38 Pf. St. 6 Sch. 6 D.

The Harleian Miscellany. Sammlung seltener merkwürdiger und unterhaltender Flugschriften aus der Bibliothek Eduard Harleys, Grafen von Orford, mit Anmerkungen von Thomas Park, 4 Bände, denen noch sechs folgen werden, bey White und Murray. 2te Aufl.

Nro. 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Mai, 1810.

— Nicht eigensüchtig wirbt er Seines;
Sein Herz, entbrannt für Allgemeines,
Verschwendet Kraft und Fleiß und Gut.

Voß.

Joseph v. Hammer.

Selbst in politischen Zeitungen ist mehrmals einer Verhandlung gedacht worden, welche die Abführung der orientalischen Handschriften aus der kaiserlichen Bibliothek in Wien durch den Ritter Denon nach Paris betrifft, und sich damit endet, daß eine bedeutende Anzahl dieser Handschriften nach einem franz. k. Dekrete in Paris selbst für die Wiener Bibliothek wieder zurückgegeben wurde. Ein deutscher Mann hat mit festem Zutrauen auf die Achtung, welche der große Sieger allen nützlichen Stiftungen und Lehranstalten selbst in den eroberten Ländern bewies, und mit unerschütterlichem Muth, ohne alle diplomatische Beyhülfe und Vorsprache, blos durch sich selbst diese Zurückgabe durch seine Gegenwart in Paris bewirkt. Die ganze Unterhandlung bietet reichen Stoff zu mancherley Betrachtungen. Da mir nun die dazu gehörigen Aktenstücke, aus der ersten Quelle geschöpft, vor Augen liegen, so hielt ich es für Pflicht, auch für ein größeres Publikum Gebrauch davon zu machen. Eine beglaubigte Erzählung der Art mag für die Leser des Morgenblattes leicht eben so viel Anziehendes haben, als ein Bericht über die Insel King oder von einem portugiesischen Helden aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Der Ritter Denon, welcher im Juli und August 1809 nach und nach an 800 Kisten mit naturhistorischen und artistischen Merkwürdigkeiten aus den öffentlichen Sammlungen Wiens requirirte und nach Paris sandte, kam auch den 24 Juli auf die kaiserl. Bibliothek und nahm daselbst alle orientalische Handschriften, selbst die hebräischen und syrischen nicht ausgenommen, in Beschlag. Auf dringende Vorstellungen, welche der General-Intendant Graf Daru als ein Freund aller Gelehrsamkeit selbst nachdrücklich unterstützte, fand sich zwar, daß die Konservatoren der Pariser Bibliothek nur eine geringe Zahl von persischen und arabischen Handschriften nach dem davon vorhandenen Verzeichnisse des Lambecius gefordert hatten; allein der General-Direktor und Senator Ritter Denon glaubte, alles nach Paris senden zu müssen. Die Summe der auf diese Weise requirirten Handschriften betrug selbst, nachdem er die Korans und türkischen Gebetbücher zurückgeschickt hatte, noch einige Hundert. Da man mit Nachdruck in den Gegenvorstellungen darauf bestand, daß die kaiserliche Bibliothek in Paris dies alles, oft in 5 bis 10 Exemplaren, schon besitze, was hier requirirt werde, so hatte man anfangs Hoffnung, daß vor der Entscheidung der Konservatoren Langles und Dacier in Paris nichts würde abgeschickt werden; allein es blieb bey der ersten Verfügung. — So schienen an 300 Handschriften und mit ihnen alles, was die kaiserliche Bibliothek im Fache der orientalischen Literatur besaß, selbst die in der Druckerey des Sultans gedruckten türkischen Bücher und Wörterbücher mit eingerechnet — sogar Meninski wurde requirirt — für den Platz, wo bisher eine rege orientalische Akademie blühte, und von woher uns so eben ein neuer Stern in der orientalischen Literatur aufgehen sollte, auf immer und ohne Wiederkehr verloren.

Doch ein wackerer Zögling jener orientalischen Akademie, der Hr. v. Hammer, ward ein Schutzengel dieser Anstalt und kämpfte für sie mit der edelsten Unerschrockenheit und — nicht ohne Erfolg. Einige Worte über diesen Mann selbst stehen hier wol an der rechten Stelle.

Hr. Joseph v. Hammer hatte in der hauptsächlich für die diplomatischen Verhältnisse des Wiener Hofes in Konstantinopel seit länger als einem Jahrhundert bestehenden Akademie der orientalischen Sprachen seine frühere Bildung erhalten. Als ein feuriger, talentvoller und höchst wißbegieriger Jüngling hatte er sich auch das Zutrauen des großen Geschichtschreibers der Schweiz, der damals bey der geheimen Kanzley in Wien seine Anstellung hatte, völlig erworben und seinem väterlichen Rathe, seinem Beyspiele, seinem Unterrichte verdankte er mehr, als irgend eine andere Schule einem Jünglinge gewähren konnte, dessen Durst nach gründlichem Wissen alle Quellen des Morgen- und Abendlandes in allen klassischen Sprachen gleich begierig aufsuchte und sich aneignete. *) Seine Erstlinge als Schriftsteller sind unter der Aufschrift: Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest und Tirol im Jahre 1798 in Berlin gedruckt worden. Im folgenden Jahre wurde er zum Dienste der Gesandtschaft nach Konstantinopel geschickt, und dort vollendete er, wozu er schon in Wien manches vorbereitet hatte, das merkwürdige Gedicht Schirin in zweymal sieben Gesängen, von welchen die Weihe des ersten Theils an der Mündung des schwarzen Meeres, die zum zweyten auf der Ebene von Troja gedichtet ist. Das Gedicht selbst blieb mehrere Jahre in den Händen seiner Freunde in Berlin und Weimar, und erschien erst im vorigen Jahre in Leipzig gedruckt. Selbst die tadelsüchtigste Kritik stand nicht in Abrede, daß durch diese aus mehr als 20 persischen Handschriften und Liebesgedichten zusammengesetzte kunstreiche Mosaik die deutsche Literatur eine sehr namhafte Bereicherung erhalten habe. Wie Calidas Sakontala uns mit der zartesten Dichterblüthe Indiens umduftet, so führt uns diese Schirin in die üppigsten Zauber-Paläste und Rosenlauben von Schiras ein. Nur die Einkleidung in freygereimte Stanzen gibt dem Gedichte hier und da ein zu abendländisches Ansehen. Man bedenke aber, daß der Verfasser mehr den Gästen als den Köchen mit seiner Schüssel aus dem Morgenlande zu gefallen suchte. — Von Konstantinopel, wo er in türkischer Kleidung und die Landessprache mit der Fertigkeit eines Eingedornen sprechend überall Zutritt fand, ergriff Hammer die günstige Gelegenheit, eine Reise durch den Archipelagus über Cypern und Syrien bis nach Aegypten zu machen. Seine Verbindung selbst mit dem damals allmächtigen Kapudan Pascha eröffnete ihm auch dort jeden Zugang zu literarischen Schätzen, von welchen ein für die Entzifferung der Hieroglyphen in Rosette gefundenes sehr wichtiges Werk noch in den Händen des großen Orientalisten Wilkins in London sich befindet; denn dahin hatte sich Hr. v. H. auf seiner Rückreise von Aegypten eingeschifft. In Cairo fand er eine vollständige Handschrift der Tausend und Eine Nacht und übersetzte daraus die noch fehlenden Stücke ins Französische. Es war nicht Hrn. Cottas Schuld, dem er den Verlag übergeben hatte, daß diese Uebersetzung nicht unter seinem Namen im Publikum erschien. Hr. v. H. überließ später seine Handschrift dem Hrn. Caussin in Paris, der gewiß die Anmaßung nicht haben wird, seinen eigenen Namen an die Stelle des wahren Uebersetzers zu setzen. Vor dem Ausbruche des letzten Krieges zwischen Rußland und der Pforte befand sich Hr. v. H. als kaiserlich-österreichischer General-Agent in Yassi, und ging erst beym Einrücken der Russen in die Moldau nach Wien zurück.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der Einsender besitzt darüber eine Reihe von Briefen von Joh. v. Müller mit den unverwerflichsten Zeugnissen.

Kurze Uebersicht über die Arbeiten und Fortschritte im Fache der Naturwissenschaften in Frankreich während des Jahres 1809.

II.

In der Physik hat man sehr schöne Erfahrungen gemacht. Bertholet hat versucht, die Menge der durch Stoff und Druck sich erzeugenden Wärme zu bestimmen. Als Resultat ging hervor, daß in diesem Falle die Wärme nur allein der Aenderung der Ausdehnungs-Verhältnisse der Körper zuzuschreiben sey, und daß, sobald diese Ausdehnung nicht mehr vermindert werden kann, der Stoff in den festen Körpern nicht mehr Wärme hervorbringe, als in den flüssigen, welche bekanntlich auf diese Weise keiner Wärme-Erzeugung fähig sind. — In dem Luftfeuerzeuge (briquet pneumatique) scheint die Entzündung blos von der durch den Druck bewirkten Entwickelung des Wärmestoffs abzuhängen. — Das Licht war der Gegenstand mehrerer Untersuchungen. Biot hat dargethan, daß in dem leeren Raume, wo der Schall sich weder bildet, noch fortsetzt, der schallende Körper diese Eigenschaften wieder erlangte, sobald eine dunstartige Substanz hineingeleitet wurde. Es geht ferner aus den von ihm angestellten Beobachtungen hervor, daß der Schall sich schneller durch feste Körper fortpflanzt, als durch die Luft. — Hrn. Paroletti schien es, daß das Licht Einfluß auf den Schall habe, und daß man solchen am Tage in einer größern Entfernung höre, als im Finstern, ungeachtet dem Anscheine nach die Stille der Nacht seine Wirkung begünstigen sollte.

Desseignes hat mehrere Versuche über das Phosphoreesciren angestellt. Er hat gefunden, daß solches auf vier verschiedene Weisen entstehen könne; einmal durch Erhöhung der Temperatur; dann durch die Einwirkung des Sonnenlichts; ferner durch Reibung (Collision); und endlich von feeyen Stücken. Er hat die Phosphoreescenz unter diesen viee Beziehungen untersucht.

Volta hat die Ursachen des Hagels zu erörtern gesucht; er schreibt seine Bildung der Verdunstung dee Wolke zu, von welcher das Gewittee ausgeht. Auf eine jeve befriedigende Weise erklärt er, mittelst Annahme zweyer Wolken mit verschiedenee Elektrizität, wie sich jene mehreee Loth schwere Hagelsteine bilden.

Die Beobachtungen, welche man übee die Abweichung der Magnetnadel angestellt hat, lassen vermuthen, daß dieselbe im Stillstande sey, oder sogar vielleicht rückwärts gehe. Ihre Neigung nimmt ab.

Bonvard setzt seine meteorologischen Beobachtungen auf der Sternwarte fort. Er hat an dem Thermometer der Kellergewölbe einen mehr als gewöhnlichen Wechsel wahrgenommen.

In der Chemie werden immerfort die bedeutendsten Fortschritte und die mannigfaltigsten Versuche gemacht. Indem Davy in seinen Versuchen, durch welche es ihm gelang, die fixen Laugensalze mittelst der galvanischen Säule zu zersetzen, und metallische Substanzen daraus zu gewinnen, fortfuhr, fand er, daß die letztern auch die Baßis dee meisten Erden ausmachen. Diese merkwürdige Entdeckung ist das Resultat einee großen Menge von Erfahrungen, welche er über die alkalischen und andern Erden, z. B. Kiesel-Erde, Thon-Erde u. s. w. anstellte.

Derselde Davy hat auch den Stickstoff, welchen er Salpeterstoff (Nitrogène) nennt, analysirt. Er hält ihn für zusammengesetzt aus Sauerstoff und Wasserstoff. Seine Versuche mit dem Phosphoe und Schwefel haben ihn auf den Gedanken geleitet, daß diese beyden Substanzen, wenn sie ihres Sauerstoffs beraubt wäeen, zue Klasse der Metall-Körper gehören müßten. Gay-Lussac nnd Thénard sind über mehrere diesee Punkte anderee Meynung, als Davy. Weitere Versuche weeden entscheiden, wer Recht hat. — Auch über die Borax-Flußspath-Salz-Säure verbreitete Davy seine Untersuchungen. — Alle diese schönen Erfahrungen, so wie die von mehrern andern Physikern gemachten, ändern nach dee Aeußerung des Hrn. de Lamétheele größtentheils die Ansichten, welche man gegenwärtig von der Natur der Körper hat. Er glaubt daraus folgern zu müssen, daß man sich mit dee Aufstellung eines eigenen Systems übee die Bildung derjenigen Substanzen, welche die neue Chemie als Grundstoffe ansieht, viel zu sehr beeilt habe. So scheint ihm z. B. der so allgemein angenommene Ausdruck: Sauerstoff, unpassend, weil es anerkannt ist, daß, ungeachtet derselbe eine große Anzahl Körpee säuert, dennoch nicht alle Säurung von ihm herrührt. Aus demselben Grunde findet Hr. de Lamétheele die Benennungen des Wasserstoffs und Stickstoffs unrichtig. Er behauptet sogar, daß es wol möglich wäre, sofern diese aus den neuesten Erfahrungen gefolgerten Thatsachen sich bestätigten, daß man sich genöthigt sähe, zu der Theoeie der alten Philosophen, welche nur eine kleine Anzahl von Grundstoffen annahmen, statt der 40 — 50, welche die neuern Lehren angeben, zurückzukehren; so daß man alsdann nue noch das Feuer hätte, welches alle ätherischen Fluida in sich begriffe; die Luft, und unter diesee Benennung die sogenannte eeine, die entzündliche, und die unreine oder Stickluft; das Wasser, welches den gewichtigen Theil diesee Luftarten ausmachte; und die Erde, von der vielleicht kein Grundstoff vorhanden ist.

Trotz dee allgemein angenommenen Theorie von der Zersetzung des Wassers scheint Hr. de Laméthérie fortwährend die Meinung zu hegen, daß solches nur aus den Gasaeten entbunden werde. Ee führt zu diesem Behufe die allerdings bedeutenden Ansichten eines de Luc und Davy an.

Auch mit den Pflanzen wurden chemische Versuche angestellt. Foueeoy und Vauquelin haben die Beschaffenheit einer Kalkeede untersucht, welche sie bey der Einäscherung von Vegetabilien wahrgenommen hatten. Letzteree hat auch den Tabak analysirt, und entdeckt, daß die Farbe des spanischen Tabaks von einer eisenhaltigen Erde herrühre, welche ein Zehentheil seiner Bestandtheile ausmacht. Ebenderselbe hat auch die Salsola tragus analysirt. Chevreul hat den bittern Stoff unteesucht, welcher duech die Einwirkung der Salpetersäure auf den Indigo entsteht. Dieser Stoff schlägt die Gallerte niedee, wie der Gärbestoff. Es wurden ferner auch verschiedene Zusammensetzungen, welche durch die Einwirkung der Schwefelsäure auf den Kampfer entstehen, einer Untersuchung unterworfen. —

Die chemischen Untersuchungen übee thierische Stoffe waren weniger zahlreich. Hr. de Laméthérie führt Fourcroys und Vauquelins Analyse der menschlichen Knochen an, so wie auch die Veesuche, die aus dem Haene grasfressendee Thiere gewonnene Benzoesäure von dem unangenehmen Geruche, den solche beydehält, zu befeeyen. Mittelst gewisser Vorkehrungen gelang es, derselben einen süßen und gewürzhaften Geschmack zu ertheilen, und sie völlig derjenigen gleichzustellen, welche man aus dem Benzoeharze erhält.

Auch die Künste und Gewerbe machten schöne Fortschritte und bildeten sich neue Manufakturen an. Die zu St. Denis errichtete Manufaktur zu Gewinnung der Soda aus dem Meersalze, welche anfangs nicht den gehofften Erfolg hatte, hat sich durch die Bemühungen des jüngern Hrn. Darcet aufs neue gehoben. In mehrern Fabriken gewinnt man den Zucker im Großen aus Traubenmoste; und

nach der Versicherung eines Chemikers kann die rothe Rübe einen Zucker gewähren, von welchem das Pfund nur zwölf Sous kosten würde. St.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, im April.

Die Benefize allein sind es vorzüglich, welche uns hier in den Theatern einige Neuigkeiten verschaffen, deren Wahl übrigens nicht immer den Benefizianten zu großem Ruhme und Vortheile gereichen, obgleich im Durchschnitte die diesjährige Benefiz-Vorstellungen ziemlich, bey manchen sogar sehr einträglich ausgefallen sind. Im französischen Theater sind es gewöhnlich drey bis vier kleine Stücke, Opern und Tanz-Divertissements, wovon immer eins toller und närrischer, als das andere ist; denn man liebt nun einmal zu lachen, und die neuengagirten Herren Talon, Durand, Leblanc und Grandville sowol als die ältern Mitglieder, Mees, Andrieux, Fleuriot, Maizieres, Mongautier, Andre ꝛc. nebst den Damen Mees, Toussaint-Maizieres (sonst eine vortreffliche Soubrette), Bonnet, Milen, Devin, Julie Evra (diese mit ihrer liebenswürdigen Naivetät) wissen das ihrige dazu reichlich beyzutragen; so wie die lange von uns vermißte Mad. Philis-Andrieux und ihre Schwester Bertin die größern und kleinern Opern beleben; dahingegen die Mlle. George und Bourgoing im höhern Trauerspiele glänzen. Erstere ist unlängst mit Hrn. Duport von Moskau und ihren dortigen Gastvorstellungen zurückgekommen. Von größern Opern hat man uns Glucks Alceste, zwar mit vielem daraufgewandten Fleisse, jedoch ohne sonderlichen Erfolg gegeben; auch erschien einmal Martinis Arbre de Diane. Dahingegen wir einige vorzügliche sonst gegebene Opern seit lange auf dem Repertoir vermissen: z. B. Cherubinis Medea, Steibelts (des jetzt hier selbst Gegenwärtigen) Romeo und Juliette ꝛc.

Das Ballet ist jetzt nach Duports Zurückkunft wieder in vollem Gange, obgleich ihm durch den Tod einer der liebenswürdigsten jungen Tänzerinnen eine große Wunde geschlagen ist. Es ist die 17jährige Danilowa, seit Duports Hiersein erst aus dem Haufen der Tanzschülerinnen herausgewählt, und von ihm mit so glücklichem Erfolg in der schweren Kunst unterrichtet, daß sie schon seit einem Jahre im Besitze der ersten Tanzpartien war, und Jedermann entzückte. Ihr Triumph war besonders in Duports Ballete Venus et Adonis, in le Jugement de Paris, und zuletzt die Rosine in dem zu Duports Benefiz gegebenen Barbier von Sevilla ꝛc. Sie starb noch als Zögling der kaiserl. Theater-Tanzschule, und zeigte, so wie die einst auch daraus entlassene brave Tänzerinn Kolossowa, welcher Ausbildung die jungen Russinnen in Tanz, Gesang und dramatischer Darstellung fähig sind, und welche fähige Schüler und Schülerinnen dieses treffliche Institut ziehe.

Indessen fangen wir nunmehr wieder an, bisher liegen gebliebene Didelot'sche Ballette zu sehen, in welchen außer dem Meister die lieblichen Tänzerinnen Ikonina, Sainclair, Kolossowa, Nawitzky und andere hoffnungsvolle weibliche Zöglinge des Tanz-Instituts aufs neue glänzen, so wie uns die Debüts des Hrn. und der Mad. Bartisi, (Duports Schwester, vom Pariser Theater, einer ganz kleinen magern und gewandten Figur), ein Paar Ballette von Gardel sehen liessen, z. B. Telemaque dans l'Isle de Calypso, der uns an die Boildieu'sche treffliche Oper gleiches Namens mit den reizenden Balletten von Didelot mahnte.

Von den neuen kleinen Operetten und Stücken des französischen Theaters sind: Les rendezvous bourgeois, le confident par hazard, le Docteur tuant tout, le desespoir de Jocrisse, la coupe enchantée, le voyage interrompu ou les deux Martillieres etc., voll nicht eben unzweydeutiger Zweydeutigkeiten, wobey aber Talon vorzüglich amüsirt, rühmlich zu nennen. Auch hat man uns einen französisch bearbeiteten Deserteur aus Kindesliebe, hier unter dem Titel: Le soldat Prussien, (oder wie Hr. Talon, der das Stück zu seinem Benefiz gab, gar wegen der durch ihn besetzten Stelle des weichlichen Kadetten vorangesetzt hatte: Mimiflue), und einen gleichfalls nach einem deutschen Sujet gemodelten Herrmann und Werner gegeben, worin Mainville, Durant, Grandville und Deglignv, so wie die Delles Burgoing, Julie Evra und Devin, die Hauptrollen in ihrer Manier mit Beyfall exekutirten. Zwey interessante Neuigkeiten gewährte uns das Benefiz der beliebten Madame Philis-Andrieux in einer aus dem Italienischen übersetzten Oper: Die reisenden Komödianten, und dem von der Pariser Bühne schon neuerlich bekannten lustigen Vaudeville: Les femmes soldats, wo 7 Damen in Uniform erscheinen, und, von Mad. Philis als Korporal kommandirt, mit dem Gewehre exerciren. Der Tänzer Auguste hatte ein ihm sehr ergiebiges Benefiz an einem neuen, von ihm arrangirten Ballette: Die Nymphen und die Jäger, und an einem komischen, zum Ballette gemachten Mütter, nebst einem, dem neuen Sterne (Lustspiel) angehängten Divertissement. Das gegenwärtige neueste Zugspectakel ist ein neues Ballet von Didelot, Amor und Psyche, in 5 Akten, vermuthlich dasselbe, welches im vorigen Jahre vor dem Hofe in der Eremitage in Gegenwart der königl. Majestäten von Preußen gegeben ward. Das große Zudrängen des Publikum ließ Referenten dieses noch keinen Platz zu diesem Ballette finden.

Das russische Theater hat eine mit trefflichen Chören von Kosolowsky ausgestattete Debora, aus der israelitischen Geschichte, von einem hiesigen vornehmen Dilettanten, eine sehr gelobte Bearbeitung der französischen Operetten: Paul und Virginie, und der zwey Worte, einen Rhadamist und Zenobia, eine übersetzte Maria Stuart, ein Helden- und Amazonenstück, ein Paar Kotzebue'sche Nachspiele: Die Erbschaft, die Brandschatzung ꝛc., und mehrere andere geliefert, und mit Präzision und vollem Beyfalle gegeben.

Paris, 26 April.

Von dem in Paris gehaltenen Sanhedrin der Juden hat Dematrait ein großes Blatt in geschabter Manier herausgegeben. Ohne großen Werth zu besitzen, hat es doch viel Abwechslung in den Physiognomien der Versammelten; vorzüglich nimmt sich eine Gruppe links im Vordergrunde aus durch ihren Kontrast; ein höchst eleganter Jude, und ein polnischer Jude in sarmatischem ziemlich wildem Kostume sprechen zusammen; letzterer hält eine Rolle in der Hand, worauf man liest: Discurs sur l'usure.

An Eröffnung der großen Straße vom Louvre bis zur Barriere du Tron. Faub. St. Antoine wird gearbeitet. Das Pantheon soll zwey Thürme, und der Tempel des Ruhmes vorwärts ein Schiff, und rückwärts den Dom mit der Kuppel erhalten, nach dem Muster der Invalidenkirche. Die schöne Colennade, die noch vor der alten Kirche steht, fiele demnach weg. Doch ist zu vermuthen, daß diese Versündigungen gegen griechischen Geschmack in der Baukunst bloßes Gerücht seyen.

Nro. 119.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. Mai, 1810.

— Plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald gibt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.

v. Schiller.

Augustreise zum Monte Cavo im Jahre 1806.

(Dieser Berg liegt drey Miglien weit von Albano und etwa achtzehn Miglien von Rom. Er ist wegen der schönen Aussicht, die man von seinem Gipfel hat, berühmt, und wird von allen Fremden, welche die schönen Landgegenden um Rom nicht unbeachtet lassen, besucht. Die nach der Natur gezeichneten Linien dieses Aufsatzes wurden ohne weitere Bestimmung wie ein anderes Naturstudium entworfen, um einem Freunde der Gegend des Monte Cavo und Albanos mitgetheilt zu werden. — Daher sollten diese Umrisse nicht sowol darstellen, was man in jeder Reisebeschreibung finden kann, als vielmehr einiges zufällig berühren, welches dieser kleinen Reise zum Monte Cavo ein besonderes, in Erinnerungen an die Menschenwelt Italiens gegründetes Interesse gab.)

Die Ausflucht nach Albano.

Du kennst sie, lieber D., jene drückende Empfindung, von der man in den heißern Sommertagen in Rom wie gefangen gehalten wird. Wie sehnte ich der Stunde entgegen, die mir endlich erlaubte, meine Arbeiten abzubrechen, und mich der Freude zu überlassen, die freundlichste Landgegend Roms wiederzusehen.

Unser Freund C. begleitete mich, und wir stiegen bey Andrea della Valle, wo man fast immer Retourwagen antrifft, die in jene Gegend gehen, in die erste beste Kutsche.

Ein stiller freundlicher Mann, der sich seit Kurzem in Albano niedergelassen hatte, war unser Gefährte. Wir wurden bald mit ihm bekannt, denn unsre Herzen waren voll Freude, und die Freude hat etwas Elektrisches. Als wir die Höhe erreicht hatten, wo die jetzige Straße in die alte Via Appia fällt, fühlten wir uns wie in eine andre Welt versetzt.

Glücklicher Mann! sagten wir zu unserm Gefährten, der K..ti hieß, daß ihr in dieser Luft immer wohnen könnt, in dieser Gegend ein eigenes Haus besitzt. — E casa vostra — „es ist euer Haus," erwiederte K..ti, und überzeugte uns, daß es mit seinem Anerbieten, bey ihm zu wohnen, ernst war. So fanden wir durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen, was Fremden in der Landgegend nur selten gelingt, ungesucht eine der schönsten Wohnungen, und fühlten uns bey dem neuen Freunde so daheim, wie wenn wir plötzlich zu alten Bekannten versetzt worden wären.

Wie viel hängt oft von kleinen Zufällen ab, daß eine Sache gelinge, daß eine Freude unvergeßlicher werde! und wie beglückend sind die Geschenke des Zufalls! Sie lehren uns an unser gutes Glück glauben, und dieser Glaube setzt das Leben gleichsam unter den Einfluß guter Götter und Genien.

Es war uns, als wären wir noch nie in Albano gewesen; es war das Erstemal, daß wir in der römischen Landgegend in einen Familienkreis traten, wie zu ihm gehörend.

Nina.

Mehrere Fremde haben sich geäußert, wenn sie Italien wieder verliessen, daß sie, die schöne Form der Gestalt

abgerechnet, den Italienerinnen kein Interesse hätten abgewinnen können, das auf irgend etwas Eigenthümlichem beruhte. Viele gingen darin bis zur Ungerechtigkeit, und vergaßen, daß ein Fremder in Italien selten Anlaß hat, sich dem häuslichen Leben zu nähern; sodann wäre es wol noch eine Frage: ob wir Deutsche mit genugsamer Biegsamkeit des Geistes in das Naturell und die feinen Nuancen weiblicher uns fremder Karaktere eindringen? — Unsre, mehr der ossianischen Welt entlehnte, Ideale passen sie für den südlichen Himmel?

Ich freue mich daher, lieber D., dich mit einer Römerinn bekannt zu machen, durch die unsre kleine Reise zum Monte Cavo uns unvergeßlicher wurde, und ich hoffe, selbst durch das Wenige, was ich dir von Nina sagen werde, dir das Geständniß abzulocken, daß sie viel eigenes Liebenswürdiges hatte.

Gleich beym Eintritte in das Haus unsers neuen Freundes wurde uns Nina als eine Kranke vorgestellt, die mit einer ältern Freundinn sich der Luftveränderung wegen in Albano aufhielte. — Auf ihrem Gesichte ruhte noch die bleiche Fiederfarbe, aber auch ohne Farbe war es schön, und das dunkle sprechende Auge sagte, ehe Nina gesprochen, daß es kein gewöhnliches Frauenzimmer wäre. Nie hatte ich das io sono Romana, „ich bin eine Römerinn," so bedeutend vernommen, als seit ich es aus ihrem Munde hörte.

Frage nicht, wer Nina war. Höre sie sprechen. Zuvor aber laß mich dir ihr Bild zeichnen, so gut ich's vermag. — Dunkles Haar umwallte den schöngeformten Kopf. Ein dunkles volles Augenbraun beschattete das glühende Auge. Schwermuth und Leidenschaft mahlten sich darin, aber verbunden mit Kraft der Bestimmtheit und Entschlossenheit. Auch das Schweigen ihrer Lippen war beseelt. Man hatte beym ersten Blicke Vertrauen zu Nina, aber zugleich lag etwas Gebietendes in ihrem ganzen Erscheinen.

Das Gespräch mit Nina.

Nachdem wir eingerichtet waren, führte uns K..ti in das Gesellschaftszimmer. Einige spielten Karten. Wir Fremde benutzten den Augenblick besser, indem wir mit Nina ein Gespräch anknüpften. Es war das Zweytemal, daß wir sie sahen. Ihre natürliche Unbefangenheit machte uns mit ihr und ihrer Lage so weit bekannt, als zur Stillung unsrer Neugier nöthig war. Wir erfuhren — als ihre wichtigste Angelegenheit — daß sie liebe, daß sie mit Sehnsucht ihren Geliebten erwarte, daß sie bey unserm Kommen aus dem Hause herab, ja fast bis zum Wagen gestogen sey, weil sie ihn vermuthet hätte. — Sie zeigte uns den Ring, welchen der geliebte Glückliche ihr gegeben, ja sie holte nach einer Weile mit kindischer Freude sein en medaillon gemahltes Bildniß herbey, mit den Worten: Che bel giovine! (Welch ein schöner junger Mann!) Sie verlor sich dann in dem Anblicke des Bildes, daß es schien, als hätte sie es nur herbeygebracht, um einer gewohnten Unterhaltung nicht zu lange zu entbehren.

Durch diese Offenheit hatte Nina alle Galanterien abgewiesen, die man sich sonst wol bey einer hübschen Italienerinn erlaubt, ja die sonst wol selbst zum Conversationstone gehören. Wer hätte auch die gemüthvollen Aeußerungen eines schwärmerischliebenden Herzens durch irgend ein eigennütziges Wort stören mögen? — Aber recht viel von der interessanten, offnen, so unbefangen ihr Inneres aussprechenden Römerinn hören zu wollen, war doch ein natürlicher Wunsch, und machte es verzeihlich, wenn wir mit unsern Fragen fast ein wenig zudringlich waren. —

Du siehst es voraus, lieber D., daß mit einem solchen Frauenzimmer, wenn auch im Allgemeinen, von nichts Geringerm die Rede seyn konnte, als von Gegenständen, bey welchen man dem schönen Geschlechte die erste Stimme einräumte. Eine Aeußerung, die wir von Nina hörten, setzte uns in Erstaunen, wie sie dich in Erstaunen setzen wird. Sie, die so leidenschaftlich liebte, sie, die der Verbindung mit Ungeduld entgegen sah, war in ihrer Theorie gegen das Heirathen. —

Hier sind die eignen Worte der sonderbaren Römerinn. Ich kann, sagte sie im Allgemeinen, nicht anders als bekennen: wenn ich ein Mann wäre, ich heirathete nicht. Alles, sobald ein Mann sich bindet, wird für ihn Fessel und Last.

Aber, schöne Amazone! erwiederten wir; ohne das Weib verliert der Karakter des Mannes seine Haltung, und erlangt nie seine Vollendung.

Nina. Es mag das seine Richtigkeit haben, aber wo sind die Männer, die ein solches Bedürfniß hätten?

Unsre Antwort war: ihr solltet vielmehr fragen: wo wäre die Italienerinn, (wir durften ja unsern Landsmänninnen nichts vergeben!) die einer dauernden Liebe fähig wäre? Ihr selbst würdet keine Ausnahme machen.

Nina. Wenn ich einen Mann gewählt hätte, wäre mir Wechsel zuwider.

„Und die Bürgschaft?"

Nina. Man kennt am Morgen den Tag. Si conosce il giorno della mattina. Dies sagte sie mit unbeschreiblicher Zartheit, die nur der edlern Weiblichkeit eigen ist.

Das Gespräch war einmal angeknüpft, und über die Liebe mit einem geistreichen Frauenzimmer zu reden hat immer etwas Verführerisches. Unter andern sagte Nina: Nur diejenige Liebe nenne ich Liebe, die langsam wächst und nie aufhört. — Ich finde nichts Abgeschmakters, fuhr sie fort, als wenn ein Augenblick des ersten Sehens und Begegnens die Leute um ihre Besinnung bringt, und Rom ist voll von solchen Beyspielen. Nina erzählte uns die Geschichte einer ihrer Freundinnen, als einen Beleg von vielen ähnlichen. Die deutsche Empfindsamkeit läßt sich

mit jener verzehrenden Gluth gar nicht vergleichen. Die jungen Liebenden welken und schmachten hin, so daß die Eltern gezwungen sind einzuwilligen, und so entstehen viele unglückliche Heirathen.

Einem schönen Frauenzimmer, das so über die Liebe sprach, mußte man doch wol ein recht glückliches Loos vorhersagen und wünschen. Die leise Vermuthung, daß Nina selbst bey früherer Leidenschaft nicht glücklich gewesen seyn möchte, veranlaßte die etwas kühne Frage: „Welche Ahnung habt ihr, schöne Nina, von eurem künftigen Schicksal in der Liebe? — Schon war Nina im Begriffe zu antworten, als sie mit reizender Verschämtheit den Kopf senkte, dann heftiger schüttelte, wie wenn sie krampfhafte Zuckungen bekäme. Ah! — sagte sie, wir wollen im Allgemeinen sprechen, nicht von mir. — In der Folge erfuhren wir, daß der einzige Sohn einer der Ersten Familien Roms sie zur Ehe verlangt, der Vater aber nicht eingewilligt hatte, weil er ein Principe und Nina bürgerlicher Herkunft war. Indessen sind in Rom die Beyspiele nicht selten, daß auch Mädchen geringrer Abkunft Principessen wurden, sobald sie entweder durch Schönheit oder durch Stimme zu bezaubern wußten. (Der Beschluß folgt.)

Joseph v. Hammer.

(Beschluß.)

Da beym schnellen Einrücken des siegreichen französischen Heeres in Wien Hr. v. H. die Befehle zur Abreise nach Ungarn nicht zeitig genug erhalten konnte, blieb er um so lieber zurück, als er so eben das erste Heft eines mit dem Grafen Rewutzki gemeinschaftlich unternommenen orientalischen Journals: Fundgruben des Orients betitelt, wirklich vollendet, und die Versendung derselben an alle Freunde der orientalischen Literatur in und außer Deutschland noch nicht beendigt hatte. *) Eine Handitze fiel auf das Haus, das H. bewohnte, und zerschmetterte alles in seinem Wohnzimmer, das er wenig Augenblicke vorher, um seinen Bedienten zu rufen, verlassen hatte. Er hatte nur noch so viel Zeit, um in einem anstoßenden Zimmer seine wichtigsten Papiere zu retten, und verließ dann die brennende Wohnung. Als hierauf Ritter Denon, wie schon erwähnt worden ist, die sämtlichen orientalischen Handschriften, deren Daseyn ihm bekannt worden war, in Beschlag nehmen wollte, bot H. alles als Privatmann und Gelehrter alles auf, um dies Ansinnen abzuwenden oder doch zu mildern. Graf Daru, ein Gönner der Musenkünste, hatte dem Hrn. v. H. ein Paket von dem edeln Sylvester de Sacy in Paris mit einem verbindlichen Handschreiben überschickt. Hammers Name war ihm von der rühmlichsten Seite bekannt worden, denn das Institut von Frankreich hatte Hammern kurze Zeit vorher das Accessit wegen der Preis-Frage über den Einfluß des Islamismus auf Sitten und Kultur des Mittelalters zuerkannt, und diese Preisschrift war in den franz. officiellen Papieren mit verdienter Auszeichnung gelobt worden. Jetzt flehte Hr. v. H. des französischen Mäzens Vermittelung an, schrieb eine Bittschrift an den Kaiser, deren Uebergabe Graf Daru selbst übernahm, und bestürmte bald ihn, bald den Ritter Denon selbst mit muthigen Gegenvorstellungen. Die Fundgruben des Orients, wovon der Prospectus in Jedermanns Händen war, bewiesen hinlänglich, daß die orientalischen Handschriften in Wien wirklich benutzt wurden. Dies und die 3000 orientalische Handschriften in Paris, welche durch die Wiener 300 kaum irgend einen neuen Zuwachs erhalten konnten, benutzte der unerschrockene Vertheidiger in allen seinen Briefen. Als die Handschriften doch die Reise nach Paris antreten mußten, da schrieb H. an Langles, an Jaubert und alle, die auf die Zurückgabe einigen Einfluß haben konnten, rührende Bitten, herzbrechende Vorstellungen, und verdoppelte seinen Eifer, als nach dem Friedens-Schlusse die französischen Gewalten die Kaiserstadt geräumt hatten.

Seine erleuchteten Vorgesetzten konnten die reine Quelle dieses rastlosen Eifers nicht mißkennen. Er erhielt zu Ende des verflossenen Jahres Urlaub, selbst nach Paris zu gehen, um die Dondletten zurückzufordern, wenn er es durch sich selbst dahin bringen könnte; denn der östreichische Botschafter sollte sich mit diesem Handel durchaus nicht bemengen, und keine einzige officielle Einschreitung thun. Dieser nahm also auch nicht die geringste Notiz von seinem Begehren. Doch glückte es ihm zu einer Zeit, wo von den seitdem bekannt gewordenen ganz Europa beglückenden Annäherungen von ferne noch keine Muthmaßung seyn konnte, besonders durch die großmüthigste Berathung des unvergleichlichen Sylvester de Sacy und mehrerer wahrhaft humanen Staatsmänner, wenige Tage nach der berühmten Rede des Grafen Montalivets, an welchen er sich gerade wenden mußte, auf einen Bericht des Ministers vom Innern ein Dekret vom 7ten Februar zu erhalten, nach welchem 107 Handschriften als überflüssig und unnütz zurückgegeben werden. Hammers Triumph ist in den Augen aller Freunde der Wissenschaften und aller derer, die den Fundgruben des Orients den Vorzug vor dem neuesten Almanach des Gourmands ertheilen, glänzend. Seine Briefe aus Paris sind voll des Lobes der humanen Aufnahme, die er dort fand. Mit Entzücken spricht er von S. de Sacy: „Er ist," sagt er, „das gründlichste, reinste, uneigennützigste Verdienst selbst. Seine eben erschienene Grammatik ist ein Meisterwerk. Auch Chezy, der sich ganz dem Sanskrit gewidmet, und Quatremère,

*) Von diesem durch Mannigfaltigkeit und Fülle des Inhalts gleich empfehlungswürdigen Journale sollen in einem der nächsten Blätter einige interessante Auszüge mitgetheilt werden.

der sich ins Koptische, Tatarische und Mogulische geworfen hat, sind wackere Gelehrte, bey denen sich reiche Ausbeute und reines Korn erwarten läßt, und nicht bloße Noten-Spreu!" B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Antwerpen, 1 Mai.

Unsre Stadt war gestern das glänzende Theater der Ankunft Sr. Maj. des französischen Kaisers und seiner vielgeliebten kaiserl. Gemahlinn. Ungeachtet wir erst vor einigen Tagen von dieser bevorstehenden glücklichen Begebenheit unterrichtet waren, so hatte man jedoch in aller Eile auf der Straße von Mecheln, durch welche Ihre JJ. MM. anlangen sollten, innerhalb der Stadt einen schönen, freylich aber nur gemahlten Triumphbogen, und sowol außerhalb als innerhalb der Mauern, noch mehrere andere geschmackvolle Denkmähler errichtet, und alle Hauptstrassen mit kleinen, in der Gegend abgehauenen Tannenbäumen verziert, so wie auch Vorbereitungen zu einer glänzenden Beleuchtung gemacht. Die ersten Autoritäten des Departements erwarteten den Kaiser jenseits Mecheln auf der Gränze des Departements. Gestern Morgens erhielten wir aber plötzlich die Nachricht, daß JJ. MM., die den vorigen Abend in Brüssel angekommen waren, durch einen unvermutheten Weg auf der Schelde hier eintreffen würden. Der Kaiser, um keinen Augenblick zu versäumen, wo er irgend einen wichtigen Theil seiner Macht in eignen Augenschein nehmen kann, fuhr nämlich von Brüssel, oder vielmehr von dem Schlosse Laecken, auf dem Kanale nach Willruck, am Zusammenflusse der Dyle, der Senne, und der beyden Nethen; stieg bey den Schleusen, die an diesem Orte den Kanal schließen, und wohin sich die Autoritäten von Mecheln aus begeben hatten, einen Augenblick aus, und fuhr dann weiter zu Wasser, den Rupel (so heißt das vereinigte Wasser jener Flüsse) hinunter, wo ein Theil der hiesigen Flotte steht, weil man die Schiffe diesen Winter nicht den von der Ebbe und Fluth unaufhörlich herumgetriebenen Eisschollen der Schelde Preis geben durfte. Der schon seit einigen Tagen angekommene Minister des Seewesens, und der neue Präfekt dieser Verwaltung, Hrn. von Lanssac, hatten sich auch an den Kanal begeben. JJ. MM. fuhren fort den Rupel hinunter, und dann auf die Schelde, bis ans Gestade längs dieser Stadt, wo man in aller Eile ein Thor zum Eintritte dieser hohen Gäste verziert hatte. Sie kamen um halb 7 Uhr an, und wurden durch den Donner der Kanonen zweyer Kriegsschiffe, die vor die Stadt gekommen waren, viele Kanonier-Schaluppen und mehrere Batterien, so wie durch das Geläute der Glocken und ein gewaltiges Jubelgeschrey, aufs lauteste angekündigt. Am Thore empfingen Sie die Municipalautoritäten der Stadt; der Kaiser, die Kaiserinn, und ihr Gefolge stiegen in die zu diesem Zwecke herbeygesandten Wagen, und fuhren durch eine doppelte Reihe von Truppen, und unter dem Zujauchzen des Volks nach Ihrer Wohnung in der Civil-Präfektur. Viele Häuser waren mit Draperien, Kränzen und andern Verzierungen behangen. Die Ehrenwache des Departements ritt voran; ein Theil der kaiserl. Garde zu Pferde folgte; besonders zeichneten sich die polnischen Lanzenträger, mit den an ihren Lanzen wallenden Fahnen aufs prächtigste aus. JJ. MM. begaben sich in ihre Zimmer, und speisten mit anbrechender Nacht zu Mittag. Die abendliche Beleuchtung der Stadt war prächtig und geschmackvoll. Heute frühe um 7 Uhr war der Kaiser schon wieder in Thätigkeit, und besah zu Pferd die Schiffswerfte, die Arbeiten des großen Wasserbeckens, das hier für die Schiffe gegraben wird, so wie die umliegenden Festungswerke, die beträchtlich vermehrt werden sollen. Er frühstückte alsdann im Hause des Ministers vom Seewesen, wohin auch die Kaiserinn gekommen war. Ihre MM. schifften sich dann in das für sie zubereitete Prachtschiff ein, und fuhren an Bord eines vor der Stadt stehenden Kriegsschiffes, wo sie sich gegen zwey Stunden zusammen aufhielten, während welcher Zeit dieses Schiff und mehrere andere dabey liegende Schiffe verschiedene Manövres machten, und zum Theil in entgegengesetzter Richtung segelten. Der Kaiser fuhr alsdann noch weiter die Schelde hinunter, und besah noch andre Kriegsschiffe; er kam nach etwa anderthalb Stunden zurück, und holte die Kaiserinn wieder ab, um mit Ihr an den Strand zurück zu fahren. Bey der Ankunft und der Abfahrt Ihrer MM. wurden auf allen Schiffen und auf den Batterien am Gestade Kanonen gelöst, und das Schiff, welches JJ. MM. bestiegen, war mit vielfarbigen Flaggen verziert (pavoisé). Besonders interessant war der Anblick der vielen Matrosen, die bey der Ankunft und Abfahrt alle auf den Segelstangen standen, und ein lautes Vivat riefen.

Morgen soll ein seit einiger Zeit fertiges Kriegsschiff, der Friedland, vom Stapel gelassen werden.

Man hofft, daß sich JJ. MM. mehrere Tage hier aufhalten werden, und bereitet denselben auf dem Rathhause ein glänzendes Fest. — Auch soll bey dieser großen Gelegenheit die sonderbare Lokal-Feyerlichkeit des in der Stadt Herumführens des Antwerper Riesen gehalten werden. Diese ungeheure Figur, die einen sitzenden römischen Soldaten vorstellt, ist nach der Zeichnung und unter der Anleitung des großen Rubens fabricirt worden; der Kopf soll von ihm selbst gemahlt seyn, ist aber öfters restaurirt worden.

Schon das am Ostermontage gehaltene Heirathsfest von 10 invaliden Soldaten wurde hier durch eine sonderbare National-Belustigung gefeyert; außer einem mit Schinken und andern Preisen verzierten Maste, der erklettert werden mußte, einem Ringelrennen zu Pferde, und einem Wettlaufe zu Fuße, hielt man nämlich auch ein Aalspiel, wozu ein immer aufs neue durch Seife glatt gemachter Aal an einem horizontalen Seile angebunden wird, unter welchem junge Mädchen auf einem Fasse, das auf einer Schleife liegt, durchgeführt werden. Jede packt den Aal und sucht ihn abzureißen. Dies gelang aber erst nach anderthalb Stunden; vorher sprang immer der der Hand entgleitende Fisch wieder an dem schlafen Seile hoch in die Luft. Die Siegerinn erhielt ein seidenes Kleid, und wurde von ihren Gespielinnen mit Jubel nach Hause begleitet.

Paris, 9 Mai.

Die nach Wegwoods Art kolorirten neuen irdenen Geschirre der HHrn. Fabry und Uyschneider zu Sargnemines haben wegen ihrer Festigkeit und Dauer öffentliches Lob erhalten.

Madame Maitenon telle qu'elle est, peinte par elle même, ist der Titel einer Sammlung von Briefen und Anekdoten; ein Panegyrikus auf diese berühmte Frau, der der Verfasserinn (einer geistvollen Dame) viele Ehre macht, ohne seinen Zweck zu erreichen. Nie wird man ein Weib edel und liebenswürdig finden, das der Eitelkeit alles aufopferte, diejenige, welche sie an den Hof brachte (die hochherzige Montespan), mit Undank überhäufte, und gegen ihre vormaligen Glaubensgenossen (Maintenon war in der reformirten Religion erzogen worden) die Dragonaden und die Aufhebung des Edikts von Nanles verhängte. Selbst einst flüchtig und verfolgt, hätte sie nicht die Vertreibung der Hugenotten zulassen, und das Ende von Ludwigs schöner Bahn in Kapuzinaden und theologische Streitigkeiten untertauchen sollen. Man lese selbst diesen Panegyricus, und die schleichende, empfindelnde Heuchlerinn, der ihre Maske oft so schwer wurde, wird man überall durchblicken sehen.

Nro. 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Mai, 1810.

— Nun feyern die Schwerter,
Durch Scharten uns werther,
Als Demant und Gold.
Wie schön, sie zu gürten,
Umschlungen von Myrten,
Der Tapferkeit Sold.

v. Matthisson.

Rede des persischen Helden Sam aus dem Originale des Schah-nameh *) von Hirdusi, treu übersetzt von Othm. Frank, Prof.

Da der König, der Weltbeherrscher, zeigte das Antlitz,
Küßte Sam die Erde, und trat vor ihn.
Manutscheher erhob sich vom Throne aus Elfenbein,
Von Zakut und Saphir auf seinem Haupte die Krone.
Er forschte nach Weiem und bezeigte ihm Huld;
Zu sich selbst auf den Thron ließ er ihn setzen;
Und von der Macht der Eroberer und der Kampfführenden
Und von den Riesen Mazenderans
Wollte er viel wissen, und — sog Kummer.
Der Heerführer that von einem nach dem andern von Allem Meldung.
„Froh sollst du leben, Schah! ewig!
Von deiner Seele sey entfernt das Uebel der Feindseligen!
Ich zog gegen jene Stadt der kühnen Riesen.
Welche Riesen! Löwen voll Schlachtwuth,
Schneller als die arabischen Rosse,
Kühner als die iranischen Helden!
Einen Heerestheil, den sie Sekfar nennen,
Halten sie für die Leoparden des Treffens.
Als von mir zu ihnen die Kunde kam,
Ward von meinem Rufe ihr Gehirn zerrüttet.
Im Innern der Stadt erhoben sie ein ungeheures Gedrüll;
Dann durchliefen sie die ganze Stadt;
Das aufgeregte Kriegsheer ist in Bewegung, der Tag dunkelt,
Jetzt steigt die Masse empor mit dem Vortrab.
Furcht befiel meine Armee.
Ich gestehe, daß ich Sorge dieser Art empfand,
Obschon ich allein siebenhundert Streitkolben führte,
Und die Truppen nicht in jene Gegend ließ.
Nun rückte ich an, und schlug sie aufs Haupt.
Ich entblößte ihre schönen Gestalten. —
Der Neffe des Königs Salem des Starken
Kam an der Spitze herauf zum gräßlichen Werk.
Diesen Weltgierigen nannte man Kerkui.
Einer hohen Cypresse glich er
Durch seine Mutter vom Samen Sohaks;
Die Unbändigsten waren gegen ihn nichts.
Da sich der Staub vom Vortrab erhob,
Ward die Wange meiner berühmten Krieger bleich.
Ich schwang den Streitkolben, und mit einem Schlag
Durchbrach ich zugleich auf dieser Stelle die Schlachtordnung.
Ungestüm reißt mein Roß wie einen Elephanten in den Angriff;
Die Erde ward wogend wie das Nilmeer.
Jetzt kam zugleich der Muth in die Armee zurück;
Sämmtlich dahnten sie sich in das Treffen den Weg.
Als Kerkui hörte meine Stimme,
Und solche Hiebe meines köpfezerschmetternden Streitkolbens,

*) Vom Schah-nameh, einem Gedichte, das, 120.000 Verse oder 60.000 Brits stark, die Geschichte der alten Beherrscher und Helden des persischen Reiches und ihrer Kriege mit den Königen von Turan besingt, soll sich die schönste Kopie zu Florenz in der Mediceischen Bibliothek befunden haben.

Kam er näher mir, zum Schlagen sich rüstend
Wie ein schrecklicher Elephant; mit einem langen Wurfstrick
Suchte er mich in seine Schlinge zu bringen.
Da ich sah und erkannte die Größe der Gefahr,
Ergriff ich den Keianischen *) Bogen mit der Hand
Und den Pfeil von der weissen Pappel Holz mit der stählernen Spitze,
Ich schoß ihn ab wie einen rüstigen beflügelten Adler;
Wie Feuer goß ich Pfeile auf ihn;
Ich dachte, sein Haupt wäre so ein Ambos;
Sein Gehirn ward von seinem Helm durchbohrt;
Ich sah ihn aus dem Staube wie einen wüthenden Elephanten
Hervorrennen, in der Hand einen indischen Säbel.
So, o König! kam ich, anstehend,
Ob die Berge vor ihm Schutz suchten,
Er hastig, ich zaudernd;
Mit Verlangen wartete ich, bis er mir in die Klaue käme.
Da er sich näherte, der stolze Krieger,
Streckte ich von meinem Schimmel die Hand aus,
Ergriff des kühnen Mannes Gürtelband,
Aus dem Sattel riß ich ihn mit der Gewandtheit eines Löwen,
Wie ein wüthender Elephant warf ich ihn auf die Erde;
Den indischen Säbel schlug ich mitten durch ihn.
Da der Anführer so erniedrigt hingeworfen war,
Zog sich das Heer fliehend aus dem Schlachtfelde
In Thäler und Hügel und Wüsten und Berge,
Nach allen Seiten wandten sie sich aufs Aeußerste gebracht
sämmtlich hordenweise.
Reiter und Fußgänger zwölftausend
An Zahl waren dorthin gestürzt,
Mit dem König und dem Bürger und dem muthigen Ritter.
Dreymalhunderttausend sind ihrer gewesen.
Was vermag die Bosheit vor deinem Glück
Wider die Verehrer deines Thrones?" —
Als der König des Feldherrn Rede gehört,
Hob er gegen den Mond die glückliche Krone;
Wein und Mahle wurden bereitet, er war fröhlich,
Und sah die Welt rein vom Uebel der Feindseligen.

*) Unter der Keianischen Dynastie, der dritten in Persien, ward das Pfeilschießen zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß die Perser noch einen starken Bogen, dessen Gebrauch besondere Geschicklichkeit fordert, Kemani keiani, einen Keianischen Bogen nennen.

Augustreise zum Monte Cavo im Jahre 1806.

(Beschluß.)

Der Augenblick, in welchem Nina uns die Antwort auf die obige Frage abschlug, und die Art, wie sie es that, waren zu interessant, als daß wir sogleich den Muth hätten aufgeben sollen. — C. sagte: Ihr seyd eine seltene Erscheinung, und das Seltene wünscht man länger zu beachten. Also verzeiht, und beichtet immerhin etwas von den Angelegenheiten Eures Herzens. — Mit Feinheit und lebhaft erwiederte Nina: Ich habe schon zu viel an der Beichte beym Priester.

„Und doch geht Ihr beichten?"

Nina. Ja; aber jedesmal thut es mir leid, die Geständnisse des Herzens so hinzugeben. Gesetzt z. B. ich hätte einem Freunde vorzugsweise einen Kuß gegeben, nun gehe ich hin und beichte es; da scheint die Sache ihren Werth zu verlieren. — Konnte eine Italienerinn etwas Naiveres sagen?

Ninas Ausdruck war immer gewählt, ihre Sprache schnell, und in allem, was sie sagte, war Geist; aber sie wußte es auch, und verbarg es nicht, daß sie es wußte. Eigen kontrastirte mit ihrem hellen Sinne die Schwärmerey, die sie für ihre Leidenschaft hatte. Oft verließ sie mitten im Gespräche die Gesellschaft, und schlug in einem Nebenzimmer für sich allein die Karten auf, um doch durch irgend ein Mittel, und wäre es selbst durch eine Täuschung, etwas von ihrem Geliebten zu erfahren. Sie konnte unruhig werden, wenn sie die Worte des Orakelbuches fand: „er ist krank" oder gar: „er ist in Gesellschaft einer schönen Dame."

Dies Wenige mag genug seyn, eine Idee von Nina zu geben. Die folgenden Tage, die wir in ihrer Nähe zubrachten, machten sie uns immer werther, denn bey unzähligen kleinen Anlässen sprach sich ihr innerer Reichthum von Gemüthlichkeit aus. Ihre ganze Art war von der gewöhnlichen Art der Italienerinnen verschieden. Uebrigens aber konnte man von ihr sagen, daß sie den Kindern glich, denen man kein langes Leben weissagt, weil die Erscheinungen, die Blitze des Geistes, mit ihrer körperlichen Kraft in ungleichem Verhältnisse stehen. — Ninas beglückende und lebenverbreitende Heiterkeit ging oft in einem Augenblicke zur ernstesten Niedergeschlagenheit über, und eben so kehrte die Blüte ihrer Wangen für Augenblicke wieder, um von neuem zu verschwinden. — Sie hatte ehemals eine glühende Leidenschaft für den Tanz gehabt, und Rom bewunderte sie. Seit einem Jahre tanzte sie nicht mehr, aber es war zu fürchten, daß der Keim zur Schwindsucht bereits in ihrer Brust Wurzel gefaßt hatte.

Nemi.

Nie hatten wir in der Landgegend glücklichere Tage gelebt, als so lange wir von unsern Exkursionen zu immer freundlicherm Empfange in das Haus K.. tis zurückkehrten. Dennoch trieben Arbeiten, die in unserm Plane lagen, uns von Albano fort, zu dem romantisch liegenden Nemi. — Erinnere dich, wie der kleine Ort, einer alten Ritterburg gleich, am Fuße des Monte Cavo, von Eichen- und Kastanien-Hügeln umschattet, in den See herabschaut. — Erinnere dich der hohen Substruktion zur Seite des Schlosses, wo man zwischen den mit Epheu und Weinlaub umschlungenen Felsen in die Tiefe herabschaut. Erinnere dich, vor dem Eingange in Nemi, des Blicks auf den stillen Spiegel

des Sees, wenn in der Morgen- oder Abend-Beleuchtung die dunkellaubigen Ufer im See wiederglänzen, und wie über die niedere Hügelseite des Sees hinaus das Auge neben Genzano hin zur Meeresferne fliegt. Welchen Frieden, welche Wonnegenüsse gab uns einst die stillsepeeliche, ernstfreundliche Natur um Nemi! — Noch ist alles, wie damals. Die Pinie zur Seite des Klosters ragt noch neben dem schönen Nußbaume und über ihm empor. — Der reizende Weg, der zwischen umgrünten Felsenstücken hin zur Einsiedeley von St. Michele führt, ist wieder im höchsten Grade mahlerisch geworden, seit der Einsiedler sich eingefunden hat. Es ist derselbe, der schon ehemals da war, aber, weil er nicht hinlängliches Allmosen fand, Nemi verließ. — Etwas Neues aber ist die reizend verschönerte Gartenanlage auf engem Felsenraume, unter den hohen Mauern des Schlosses. Diese Galanterie, wie es die Italiener nennen, hat der Ducheſſa Braschi, die fast im ganzen Jahre Nemi nicht verläßt, ihren Ursprung zu danken. Diese Dame zeichnet sich durch ihre Liebhaberey für die schöne ländliche Natur aus. Der kleine Garten ist das Geschmackvollste, was man in dieser Art sehen kann. Eine Laube, aus breitblättrigen schattenden Pflanzen gezogen, sieht über den hohen Rand der Felsen hinab. Blumenbeete umfluden die kleinen Pfade, die duech die Anpflanzung laufen. Ein kleiner Orangenhain begränzt die äußerste Seite. Hinter ihm plätschert ein Wasserfall, welcher den ganzen Garten wässert, an dem Felsen herab, auf dem die ansehnlichen Fundamente des Schlosses ruhen. — Einsamkeit, Tiefe, Feene, und reizendes Nahe vereinigen sich hier, die freundlichste Eremitage zu bilden. —

Nachdem wir etliche Tage in Nemi dem Fleiße, den die Stille der Abgeschiedenheit so sehr begünstigt, gewidmet hatten, trieb das Verlangen, Nina wiederzusehen, uns zu einem Besuche nach Albano zurück. — Wie sahen sie, und mit Freude kündigte sie uns an, daß das Fieber sie verlassen habe, ja, daß sie es wagen wolle, eine Reise auf den Monte Cavo zu machen. Wir fragten, wann? und schlugen den nächsten Tag vor, da das Wetter schön war. Nina sagte Ja! — und um sie desto mehr zur Ausführung des Vorhabens zu reizen, verabredeten wir mit ihr einen Plan, von dem unser Freund K..ti vorläufig nichts wissen sollte.

Schattenriß eines glücklichen Tages.

Der folgende Tag war in jedem Falle zu unsrer Weiterreise bestimmt. Mit dem Blicke von Monte Cavo wollten wir Abschied von der Gegend nehmen. — Wird Nina Wort halten? fragten wie uns, indem wir nach Nemi zurückkehrten, und unser Vertrauen zur weiblichen Eitelkeit war so groß, daß wir Ja sagten. Mit Sonnenaufgang traten wir am letzten August die kleine Bergreise an, und liessen uns durch den Wald, über die von Pius VI. angelegte nunmehr wieder verlassene Straße vorbey, an dem Kapellchen Madonna del Justo genannt, zu dem Orte Rocca di Papa führen. Unterwegs erzählte uns unser Führer, wie vor Jahren die Königinn Karolina, als östreichische Prinzessinn, mit großem Pomp und Glanze auf dieser Straße nach Neapel gezogen sey. Unwillkührlich blieben wir auf der Stelle stehen, wo er dem Zuge zugesehen hatte, und was in unsern Tagen vorgegangen war, erschien uns wie eine Sage der grauen Vorzeit. — In ein paar Stunden hatten wir Rocca erreicht, und genossen auf dem sogenannten Campo di Annibale (Feld des hannibalischen Lagers) der Aussicht gegen Rom, als wir aus der Ferne Frauenzimmer zu Pferde erblickten. Wir erkannten die Erwartete und eilten wie auf Flügeln den Ziehenden nach.

Der Morgen war umwölkt gewesen. Wir hatten immer einigen Zweifel gehabt; nun war unsre Sache gewonnen, und die Sonne ging triumphirend aus den Wolken. Die Gegend entfaltete sich immer mehr, die Nebel flohen, und prächtig wölbte sich der Himmel über die weit umherliegende Gegend. Mit klopfendem Herzen nahten wir dem Gipfel; wir waren sicher, einen unvergeßlichen Tag zu leben.

Vergebens würde ich Dir, th. D., die Ueberraschung unsers Freundes und dieses Morgens schildern. — Nina und ihre Gefährtinn saßen, als wir anlangten, unter der dreiten Buche, die sich über einem aus Stein vom Tempel des Jupiter latialis erbauten Quadrate erhebt. Als sie uns erblickten, sprangen Beyde von ihrem Sitze auf, und Nina, die Federleichte, schwebte uns entgegen. Der weisse Schleyer, durch welchen ihr dunkles Haar durchschimmerte, flog von der Sonne beglänzt in der Luft. — So hatten wir Nina noch nicht gekannt. Keine Spur der vorigen Unpäßlichkeit war zu sehen. Ihr Gesicht blühte, als blühte es in dem schönsten Momente eines Mädchenlebens. Welche Faebe! Welches Auge! Welcher glühende Mund — und immer war es dieselbe schwärmerisch liebende, naive, natürliche, von Schmerz und Freude gleich zart bewegte Nina.

Kein Mönch liess sich sehen, weil es die Regel verbietet, wenn Frauenzimmer zu dem Berge kommen. Wir waren dafür dem Ordensstifter herzlich verbunden. — Man scheezte, man tändelte, man genoß der unbeschreiblich großen herrlichen Aussicht, und ein frohes Mahl belebte die Unterhaltung. Auf deutsche Weise wurde Gesundheit getrunken. Wir fühlten uns wie zur Heimath versetzt, und doch nie mehr in Italien.

Hier auf der ausgezeichnetsten Stelle der Landschaft teennten wie uns von unserm Freunde, und sagten der guten Nina unsern Dank und unsre Wünsche für das Glück ihres Lebens. — Nina blickte ernst gegen Rom hinab. — Schön war dieser Tag, sagte sie, aber die Zukunft ist dunkel, und das Glück der Menschen dem Wechsel unterworfen. —

Diese Woete fesselten uns noch einmal. — Wir wandten sie schweigend auf die Begebenheiten der Zeit an, und auf das Beglückende, was die Zukunft auch für Rom verhüllte.

So schieden wir nach wenigen himmlischen Stunden von dem schönsten Punkte des großen Umfeitses, und von einer

Reihe glücklicher Tage, die der Zufall uns so herbeygeführt hatte. — Wir gelobten Nina, auf dem Monte Cavo auch, wenn wir sie nicht mehr wiedersehen sollten, ihr Andenken zu erneuern.

Nach zwey Jahren, nach mancherley Wechsein der Dinge, sahen die beyde Freunde, welche jene Reise gemacht hatten, den Monte Cavo wieder, und segneten das Andenken der lieblichen Nina, aber Nina war nicht mehr. — Bey ihrer Rückkehr nach Rom fiel sie in eine neue Krankheit. Alle Sorgfalt ihres Geliebten und ihrer Aerzte vermochte nicht sie zu retten. Sie starb in den Tagen des Mays 1807 an der Auszehrung. Ihre Krankheit war Folge einer frühern starken Erkältung nach einer zur Zeit des Karnavals durchtanzten Nacht. —

Einer jener Wandrer dichtete ein Lied zu Ninas Andenken. Der andre mahlte eine Landschaft mit ihrer Urne. — Gedachte Landschaft befindet sich nun in der Sammlung des Hrn. .... in München.

Hier sind einige Strophen aus dem Liede: Dem Andenken Ninas auf dem Monte Cavo gesungen.

O des Tags der hohen Wonnefeyer,
Als in sanftem Liliengewand,
Einer Rose gleich, in lichtem Schleyer
Nina schwebte an des Gipfels Rand,
Und mit Blumen, die sie liebend pflückte,
Die sie froh zu schönem Kranz verband,
Sich die Stirn und Locken bräutlich schmückte:

Einer Göttinn gleich war ihr Erscheinen,
Wie die Charis selbst war Nina schön,
Und der Wandrer konnte glücklich meinen,
Rückkehr goldner Dichterwelt zu sehn,
Als die Himmlischen im Hirtenkleide,
Pflegten auf der Menschen Flur zu gehn,
Gütig spendend Himmels Lust und Freude.

Heil'ge Roma! wie so reizend lehnte
An dem Flusse deiner Hügel Kranz,
Und um deine weiten Ebnen dehnte,
An den Küsten hin, des Meeres Glanz.
Der Sorakte stand in Purpurgluten,
Und das Ferngebürg verlor sich ganz
In des Himmels rosenfarb'ne Fluten.

Flächen gleich verschmolzen tiefe Hügel,
Wälder schienen gleich versunknem Hain;
Aus dem Dunkel glühten Wasserspiegel,
Eingefaßt von altem Katerstein.
Wie ein Goldfuß schwamm die ferne Tiber,
Und mit leuchtend hellem Schein,
Hing des Vorgrunds Tiflisus hinüber.

Ist dies nicht derselbe Hügel,
Wo das holde Mädchen hoffend sann?
Glänzt die Landschaft nicht im Zauberspiegel,
Wie sie einst in Zauberduft zerrann? —
Aber kehren wieder goldne Stunden,
Die kein Gott mehr wiederbringen kann,
Wo der Liebe schönstes Bild verschwunden? —

Klag' o Wehmuth. Ihr der schönern Triebe,
Ihr der Freundschaft Genien,
Charitinnen, Himmelskind der Liebe,
Floras Kinder und ihr Grazien,
Weinet alle, streut die Trauergabe!
Nina kehrt nicht mehr zu diesen Höhn,
Nina! Nina schläft im dunkeln Grabe! —

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 28 April.

Zelters musikalische Kunstausstellungen, sowol am Charfreytage: Der Tod Jesu von Ramler und Graun, als am Osterfeyertage: Die Auferstehung und Himmelfahrt von Ramler, komponirt von Zelter, wurden mit gebührender Würde und Vollendung ausgeführt. Der königl. westphälische Kammersänger Fischer gab vorgestern sein Konzert, und wurde allgemein bewundert. Diese Sicherheit und Zartheit im Vortrage, sowol in der Höhe als Tiefe, sind selten das Eigenthum eines Sängers. Daß er, der Deutsche, das Italiänische so vorzüglich rein ausspricht, ist allgemein mit Vergnügen bemerkt worden. Die Wahl der Piecen war — bis auf eine Menge kleiner, am Schlusse vorgetragener, französischer und italiänischer Romanzen, welche bey aller ihrer Niedlichkeit wol nicht in ein sogenanntes großes Konzert, das er angekündigt hatte, gehören — lobenswerth. Unter andern sang er nach eigner Komposition das Goethesche Lied: Kennst du das Land, wo die Citronen blühen, am Forlepiano, womit er sich selbst akkompagnirt, zum hohen Vergnügen der Versammlung. Bey dem Vortragen der Romanzen begleitete er sich selbst mit der Guitarre, was dem Ganzen mehr Einheit und Rundung gibt. Am Dienstage betritt er als Massetu im unterbrochenen Opferfeste unsere Bühne. Man sieht dieser Vorstellung mit Erwartung entgegen.

Iffland ist vorgestern nach Hannover abgereiset, und wird, wie man hört, sechs Wochen entfernt seyn. Als gestern wollte er schon auf der Magdeburger Bühne eine Gastrolle geben. Auch in Bremen wird er auftreten, und zu seinem Benefiz ein neues Lustspiel: Die Mißverständnisse, vermuthlich von seiner eignen Arbeit, geben.

Das Bernauer-Thor und die Bernauer-Straße — durch welche das Königliche Paar im December v. J. einzog, — werden auf Befehl des Königes, welcher den Wunsch der Bürger in dieser Hinsicht erfüllen will, das Königsthor und die neue Königsstraße genannt. Von kommender Woche an geben unsre Schauspieler auch Vorstellungen in Potsdam, so lange nämlich der Hof sich dort befindet.

Charaden.

1.

Mein Erstes sollt ihr fürs Gute nähren,
Ihr Freunde der Tugend, und loben und ehren;
Jedoch zum Bösen erwach' es nie!
Mein Zweytes ist überspanntes Begehren,
Ja, mehr noch tadelnswerthe Manie.
Mein Ganzes (oft leider! wol zu erklären;
Oft, ohne zu wissen warum? und wie?)
Pflegt Amors Vasallen an seinen Altären
In Sklaven Tisiphones zu verkehren.

2.

Niemand hat mehr Böses und mehr Gutes,
Als mein erstes Sylbenpaar, gethan;
Meine Zweyte, schwingt, voll Göttermuthes,
Sich zu Mavors Günstlingen hinan;
Wenig thut mein Ganzes oder nichts:
Doch von seinen Wunderthaten spricht's.

Auflösung der Charade und des Räthsels in Nro. 114:
Vis-age. Die Augen.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro 10.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1810.

Nro. 10.

Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist zur Ostermesse 1810 erschienen:

Anleitung zum Steindruck
mit Steindrücken, 4. 2 Thlr. 4 gr. 3 fl. 48 kr.
ohne — — — 1 Thlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Annalen (europäische) 1810. 4 Thlr. 8 gr. 6 fl. 54 kr.

Anweisung zum Boston-Spiel. Französisch und deutsch. 8. 6 gr. 24 kr.

Deigendesch (J.) Pferd- oder Roß-Arzneybuch. Neue verb. Auflage. 12. 8 gr. 30 kr.

Dippoldt (H. K.) Leben Kaiser Karls des Großen gr. 8. 1 Thlr. 12 gr. 1 fl. 48 kr.

Goethes Werke 13r Bd. (Wahlverwandschaften).
Weiß Velinpap. 3 Thlr. 12 gr. 6 fl.
blau — — 2 Thlr. 16 gr. 4 fl. 30 kr.
Schw. Pap. 2 Thlr. 16 gr. 4 fl. 30 kr.
Schreibp. 2 Thlr. 12 gr. 4 fl. 12 kr.
Weiß Dkp. 2 Thlr. 6 gr. 3 fl. 45 kr.
ord. Dkp. 1 Thlr. 18 gr. 3 fl.

— (v.) zur Farbenlehre 2 Bde. mit 16 Kupfern.

Hartleben Allgemeine Justiz- und Polizey-Blätter. 1810. 4 Thlr. 4 gr. 7 fl. 30 kr.

Herders sämmtliche Werke, 7te Lief. in 4 Theilen. gr. 8.
Velinpap. Subscr. Pr. 11 Thlr. 18 gr. 20 fl. 42 kr.
Weiß Dkp. — — 6 Thlr. 6 gr. 11 fl.
ord. Dkp. — — 4 Thlr. 4 gr. 7 fl. 18 kr.
in einzelnen Abtheilungen:
I. Abth. 1. Religion und Theologie 11r, 12r Bd.
Weiß Dkp. Subscr. Pr. 3 Thlr. 12 gr. 6 fl. 12 kr.
ord. Dkp. — — 2 Thlr. 8 gr. 4 fl. 6 kr.
II. Abth. 1. Philosophie und Geschichte 9r, 10r Bd.
Weiß Dkp. Subscr. Pr. 2 Thlr. 18 gr. 4 fl. 48 kr.
ord. Dkp. — — 1 Thlr. 20 gr. 3 fl. 12 kr.

Herder (J. G. v.) Sophron. Gesammelte Schulreden. Herausgegeben durch J. G. Müller. gr. 8. 1 Thlr. 1 fl. 48 kr.

Huber (E. F.) sämmtliche Werke seit dem Jahre 1802. 2r Bd. 2 Thlr. 3 fl. 36 kr.

Humboldt (Fr. A. v.) Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neuspanien, gr. 8.
1r Bd. mit Atlas 15 Thlr. 16 gr. 27 fl.
ohne — 2 Thlr. 18 gr. 4 fl. 40 kr.
2r Bd. mit Atlas 15 Thlr. 16 gr. 27 fl.
ohne — 2 Thlr. 18 gr. 4 fl. 40 kr.

Humboldt (Fr. A. v.) Pittoreske Ansichten der Cordilleren und Monumente americanischer Völker. gr. 8.
mit Atlas 20 Thlr. 33 fl.
ohne — — — 9 gr. — 40 kr.

Kampf (der) ein Gedicht, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Laun (F.) Seifenblasen 2r Bd. 8. 1 Thlr. 4 gr. 2 fl.

Magazin für christliche Dogmatik und Moral, deren Geschichte, und Anwendung im Vortrag der Religion. Fortgesetzt von D. F. G. v. Süskind. 15s Heft. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Marschall de Biberstein, Flora taurico-caucasica. 4. 4 Thlr. 7 fl. 12 kr.

Morgenblatt für gebildete Stände 1810. 4. 8 Thlr. 16 gr. 16 fl.

Mozin, französische und deutsche Uebungsstücke zum Uebersetzen in beyde Sprachen, mit Nachweisungen auf die letzten Ausgaben der französischen Sprachlehre. 4te umgearbeitete und verbesserte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 1 fl. 30 kr.

— — Anecdotes françaises-allemandes zum Uebersetzen in beyde Sprachen, mit Nachweisungen auf die letzten Ausgaben der französischen Sprachlehre und des fürs zarte Alter ꝛc. bestimmten Auszugs. Zweyte Auflage. gr. 8. 1 Thlr. 1 fl. 30 kr.

— — Neue Sammlung französ. und deutscher, neuer und aus den besten französischen und deutschen Briefstellern ausgewählter Handlungsbriefe zum Uebersetzen in beyde Sprachen. 3te vermehrte Ausgabe. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 30 kr.

Müller (Joh. v.) sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. G. Müller, 1r, 2r Bd. gr. 8.
weis Dkp. Subscr. Pr. auf 3 Bde. 4 Thlr. 12 gr. 7 fl. 48 kr.

— — vier und zwanzig Bücher Allgemeiner Geschichten, besonders der europäischen Menschheit. Herausgegeben von J. G. Müller, 1r, 2r Bd. gr. 8.
weis Druckpapier Subscriptions-Preis auf 3 Bde. 4 Thlr. 12 gr. 7 fl. 48 kr.
ord. Druckp. 3 Thlr. 12 gr. 6 fl.

Napoleons Feldzüge:

Bericht von der Schlacht bei Marengo, den 25 Prairial, Jahr 8 gewonnen von Napoleon Bonaparte über die Oesterreicher. Entworfen von A. Berthier, und er-

läutert von Sanson. Aus dem Französischen übersezt von Widemann, gr. 4.
mit Kupfer 1 Thlr. 12 gr. 2 fl. 40 kr.
ohne — 12 gr. 54 kr.

Observations sur les causes immédiates du changement de Dynastie et de l'insurrection de l'Espagne adressées à Don Pedro Cevallos. Traduites de l'Espagnol. 8. 18 gr. 1 fl. 12 kr.

Oehlenschläger Hakon Jarl. Ein Trauerspiel. 8. 20 gr. 1 fl. 20 kr.

Pfeffel (G. C.) poetische Versuche, 10r Thril. 8.
Velinpap. 1 Thlr. 4 gr. 2 fl.
Schreibp. 20 gr. 1 fl. 30 kr.
Drkp. 12 gr. 54 kr.

Pfeffel (G. C.) prosaische Versuche, 1r Thril. 8.
Velinpap. 1 Thlr. 1 fl. 48 kr.
Schreibp. 18 gr. 1 fl. 20 kr.
Drkp. 12 gr. 54 kr.

Pichler (Caroline, gebohrne v. Greiner) Gleichnisse, 8. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Rauschenbusch (Dr. C.) de manifestis in organismo vivo mutationibus usu chinae, quercus et tormentillae productis. gr. 8. 6 gr. 24 kr.

Riepenhausen (F. u. J.) Geschichte der Mahlerei in Italien nach ihrer Entwikelung, Ausbildung und Vollendung. 1s, 2s Heft mit Kupf. Fol. Subscr. Preis 6 Thlr. 6 gr. 10 fl. 48 kr.

Schultes (J. A.) Reisen durch Oberösterreich in den Jahren 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 u. 1808. 2 Thle. gr. 8. 5 Thlr. 9 fl.

Shakspeare (W.) Schauspiele, übersetzt von Heinrich Voß und Abraham Voß, 1r Thl. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. 2 fl. 45 kr.

Simsons (K.) drey erste Bücher von den Kegelschnitten, übersetzt und mit Zusätzen herausgeg. von J. W. Camerer, mit 18 Kupfertafeln. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr. 2 fl. 45 kr.

Staatsgeschichte Europa's von dem Frieden von Tilsit bis zur Abreise Napoleons zur Armee in Spanien 5r Jhrg. mit Kupfern und Karten. 12. br. 2 Thlr. 3 fl. 36 kr.

Weinbrenner (F.) Ueber die wesentlichen Theile der Säulen-Ordnungen und die jetzige Bauart der Italiäner, Franzosen und Deutschen. Mit 6 Prospecten. 4. 18 gr. 1 fl. 12 kr.

— architektonisches Lehrbuch, 1s Heft. 18 gr. 1 fl. 12 kr.

Werner (F. L. Z.) Wanda, Königinn der Sarmaten. Eine romantische Tragödie mit Gesang in 5 Akten. 8. 18 gr. 1 fl. 20. kr.

Wiebeking (C. F.) Beyträge zur Brückenbaukunde, worin auch die neue Bauconstruktion wohlfeiler und dauerhafter Bogenbrücken, nach welcher mehrere große Brücken vom Verfasser angegeben und ausgeführt sind, dargestellt ist; welche als eine Fortsetzung des Perronnet'schen Werkes betrachtet werden können. Mit 20 Kupf. gr. 4. geb. 25 Thlr. 44 fl.

Zeitung (allgemeine) 4. 1810. 10 Thlr. 18 fl.

Mannheim und Heidelberg bey Schwan und Götz:

Die Regeln über die französischen Participes, nebst einer Phrasen-Sammlung, aus den besten französischen Werken gezogen und mit Anmerkungen begleitet. Ein Anhang zu allen bisher erschienenen französischen Sprachlehren, von Dr. Micharlis, Lehrer der Philosophie der Sprache, der französischen Sprache, Geschichte und Literatur in Heidelberg.

Wir glauben den Werth dieser Schrift nicht sicherer bezeichnen zu können, als durch die Mittheilung eines Auszugs aus der Beurtheilung derselben, welche sich von einem der kompetentesten Richter in diesem Fache (von dem Ritter und geistlichen Rath Herrn Heury, Professor in Jena) in dem Dezember-Heft 1809 der Bibliothek für Pädagogik, herausgegeben von Guts Muths, befindet. Nachdem der würdige Verfasser dieser Rezension auf die Schwierigkeit dieses grammatischen Theils aufmerksam gemacht und gezeigt hat, wie wenig selbst die Franzosen, sowohl ihre besten philosophisch-n Sprachlehrer als ihre klassischen Schriftsteller, einig unter einander sind über die Anwendung dieser Regeln, fährt er folgendermaßen fort:

„Der Verfasser des genannten Werks gehört keineswegs unter die große Zahl der Afterschriftsteller, welche die Feder nur mechanisch laufen lassen; sein Werk zeugt durchaus von philosophischem Geiste, und ist nach Grundsätzen abgefaßt, welche einst die grammatische Kunst zur Wissenschaft bilden werden. Es wäre zu wünschen, daß kein Deutscher, der sich mit dem Studium des Französischen beschäftigt, diese Schrift ungelesen liesse, und daß keine Grammatik der französischen Sprache in der Folge auftreten möchte, ohne von Wort zu Wort die 39 Seiten aufzunehmen, auf welchen der Verfasser den Gegenstand erschöpft hat. Das wäre so ein Buch, welches die französische Universität unter die Zahl der Elementarbücher aufnehmen sollte; ein Buch, das die Meinungen über einen so streitigen Gegenstand mit einemmale feststellt. Mehr als einmal hat Rez. zu seiner eigenen Belehrung den Anhang von Beyspielen und vorzüglich die Bemerkungen über das Supinum und Gerundium gelesen, welche das Buch beschließen."

Dieses Urtheil eines gelehrten französischen Grammatikers ist so ehrend für den deutschen Verf., als es jeden, den der Gegenstand interessirt, zum voraus überzeugen muß, daß ihn das Studium dieser Schrift zu der beabsichteten Kenntniß leiten wird.

(Ist in allen guten Buchhandlungen für 1 fl. zu haben.)

Berlin in Kommission der Realschul-Buchhandlung:

Hufeland und Himly Journal der praktischen Heilkunde. December 1809. Mit 3 Kupfern.

Inhalt: I. Die Armen-Krankenverpflegung zu Berlin, nebst dem Entwurfe einer Armenpharmacopöe. Von Hufeland. II. Die Zeit- und Volkskrankheiten des Jahres 1808 in und um Regensburg, beschrieben von Herrn Geheimenrath Dr. Jac. Chr. Schäffer. III. Beachtung und Beschreibung des Finnenwurmes bey dem Menschen, von K. Himly. Register.

Hiermit wird ausgegeben:

Hufeland und Himly Bibliothek der praktischen Heilkunde. December 1809.

Inhalt: I. Wissenschaftliche Uebersicht der gesammten medicinisch-chirurgischen Literatur des Jahres

1808. (Beschluß.) II. Verzeichniß der im Jahre 1808 erschienenen medicinischen Schriften. Register.

Zugleich wird ausgegeben:

Hufeland und Himly Journal der praktischen Heilkunde. Erstes Stück. Januar 1810.

Inhalt: I. Beyträge zu Verhütung und Heilung der Lungensucht, auf Erfahrung gegründet von Hufeland. II. Fragmente über die Grundkräfte der Natur und über die Ableitung der animalischen Kräfte von jenen, vom Standpunkte des Empirismus. Vom Medicinalrath Dr. Kausch. III. Selbst bey der größten Todesgefahr ist noch Rettung möglich, vom Dr. Jördens. IV. Bemerkungen und Erfahrungen über verschiedene Krankheiten. Vom Medicinalrath Dr. Wolff. V. Bitte um Rath. VI. Kurze Nachrichten und Auszüge. 1. Ueber Arsenik als Fiebermittel. Von Hufeland. 2. Eine zwey Jahre lang verkannte Ursache des peinlichsten Augenübels. Vom Wundarzt Arnold. 3. Photophobie durch Wurmmittel geheilt. Von Ebend. 4. Anzeige wegen der Monikhoffschen Preisaufgaben.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Hufeland und Himly Bibliothek der praktischen Heilkunde. Erstes Stück. 1810.

Inhalt: K. S. Neumann allgem. Therapie.

Besonders abgedruckt ist zu haben:

Hufelands Armenpharmacopöe mit der Taxe für die Armen. 8. geh. 12 gr. Pr. Cour.

Eine neue und vollendete Ausgabe von Gustav Schillings Schriften.

Seit ein paar Jahren sind mehrere von Gustav Schillings frühern Romanen bey der Verlagsbuchhandlung ganz ausgegangen.

Der Hr. Verfasser ist geneigt, diese fehlenden Schriften mit Rücksicht auf die ihm darüber gewordenen Winke der Kritik aufs neue zu bearbeiten.

Um aber dem Leser zugleich auch immer neue Dichtungen von ihm geben zu können, soll von Zeit zu Zeit, so wie die ältern Ausgaben vergriffen sind, eine Lieferung von 6 Bänden erscheinen, wovon drey bis vier Theile umgeschaffen werden, und die übrigen ganz neu seyn sollen.

Die erste Lieferung erscheint in der Ostermesse d. J. und wird

Emma, oder das Weib wie es ist, die Ignoranten in 3 Theilen, und neue komische Erzählungen enthalten.

Wer bis zur Ostermesse an uns selbst, oder an die ihm zunächst gelegne Buchhandlung 4 Thlr. 12 gr. bezahlt, erhält dafür alle 6 Bände auf schönem Schreibpapier.

Der Ladenpreis jeder Lieferung von 6 Bänden, die nicht getrennt werden können, beträgt 6 Thlr. —

Wir hoffen, daß das Subscriptions-Anerbieten vielen Freunden und Verehrern dieses originellen Dichters, so wie den Lesegesellschaften und Leihbibliotheken sehr willkommen seyn wird.

Namen und Karakter der Herren Theilnehmer sollen dem Werke vorgedruckt und auf 01 Exemplare das 11te freygegeben werden.

Dresden. Arnoldische Buchhandlung.

Friedenspräliminarien. 6tes Heft. 12 Gr.

NB. Jedes Heft kostet 12 Groschen. Auf Kosten der Herausgeber.

Inhalt. Napoleons Bestimmung. Ein Fragment. — Blicke auf das Königreich Westphalen. — Blicke auf das Königreich Bayern. — Bemerkungen über Ungarns Staatsverfassung in Bezug auf die neuesten Zeiten. — Einige Nachrichten von dem östreichischen Operationsplane bey den Ereignissen, welche dem Waffenstillstande vorangingen. — Kaisers Franz I Thaten bis zum August 1809 (Beschluß.) — Ueber den Frieden zu Wien. — Anekdote vom Tiroler Insurgentenchef Hofer. — Alphabetisches Verzeichniß der französischen Großen, welche mit Ertheilung des Adels andre Namen bekommen. — Inhalt des vierten und fünften Bandes des Intelligenzblatts zu den Friedenspräliminarien.

Bey Orell Füßli und Comp. in Zürich werden zur nächsten Leipziger Ostermesse folgende neue Artikel fertig, und sind dann bey uns und auch durch alle soliden Buchhandlungen in der Schweiz und Deutschland zu erhalten:

Blumenlese aus Herven's Werken, französisch und deutsch. 8. 18 gr. od. 1 fl. 8 kr.

Cramers, J., Anrede bey der Konfirmation mehrerer Töchter. 8. 6 gr. od. 24 kr.

Ebel, J. G., Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen, 3te ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage, mit Karten und Kupfern, 4 Bde. gr. 8.

Füßlis, J. R., allgemeines Künstlerlexikon, oder kurze Nachricht von dem Leben und den Werken der Mahler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Kunstgießer, Stahlschneider ꝛc. 2r Bd. 5r Abschnitt. fol.

Heß, J. J., Geschichte und Schriften der Apostel Jesu, 2r Bd. 3te umgearb. und stark vermehrte Auflage. 8.

Jacobi, J. G., sämmtliche Werke, 4r Bd. Auf weiß Druckp. gr. 8. à 1 Rthlr. 16 gr. od. 2 fl. 30 kr. derselbe auf Velinp. à 2 Rthlr. 4 gr. od. 3 fl. 15 kr.

Lettres de Mr. Jean de Müller, auteur de l'Histoire de Suisse à Mr. Charles de Bonstetten et à Mr. Gleim; trad. de l'Allemand par Mad. ***. 8.

Matthisson, Fried. von, Erinnerungen, 1r und 2r Bd. mit Vignetten. Schreib- und Druckpap. gr. 8.

Reliquie, eine, von Klopstock, gr. 4. 6 gr. od. 24 kr.

Wirz, L., helvetische Kirchengeschichte, 3r Thl. gr. 8.

Wyß, J. R., Schönheit und Kunst in einem Gedicht. 8. 4 gr. od. 15 kr.

Neue wohlfeilere Ausgaben.

Bronners, Fr. Xav., Leben, von ihm selbst beschrieben, 3 Bde. 8. à 3 Rthlr. od. 4 fl. 30 kr.

Brunners, Joh., Unterhaltungen in Predigten für Kranke, Arme, Schwermüthige und Trostbedürftige, 2 Bde. gr. 8. 3 Rthlr. od. 4 fl. 30 kr.

Gemählde, kleine und Reminiszenzen, mit vielen Vignetten. 8. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl. 15 kr.

Daselbst sind auch von jetzt ein Jahr lang folgende Werke um die herabgesetzten Netto-Preise zu bekommen, nachher treten aber die vorigen Preise ein:

Bougins, C. J., Handbuch der allgem. Literaturgeschichte, 5 Bde. nebst C. F. Bougins Dupl. od. 6r Band in 2 Theilen. gr. 8. 789—802. sonst 13 Rthlr. 8 gr. jetzt 8 Rthlr. od. 12 fl.

Coxe, W., Reisen durch Polen, Rußland, Schweden und Dänemark, mit Kupfern und Karten aus dem Engl. 3 Bände. gr. 4. 785—95, sonst 7 Rthlr. jetzt 5 Rthlr. od. 7 fl. 30 kr.

Donnerats Reise nach Ostindien und China v. J. 1774—81. Aus dem Franz. 2 Bände, mit 140 Original-Kupfern. gr. 4. 1783. sonst 15 Rthlr. jetzt 8 Rthlr. od. 12 fl.

Waser, J. H., historisch-diplomatisches Jahrzeitbuch, zur Prüfung der Urkunden. Auch einzelne Begebenheiten der heiligen und Weltgeschichte nach der wahren Schöpfungs-Epoche in eine richtige und ununterbrochene Zeitordnung zu bringen und mit den Erscheinungen am Himmel zu verbinden; nebst nöthigen Kupfern und Tabellen ꝛc. gr. fol. 1779. sonst 5 Rthlr. 8 gr. jetzt 3 Rthlr. od. 4 fl. 30 kr.

Die neue Jugendzeitung,

welche unter der Redaction des Hrn. Vice-Direktors Dolz allhier mit Anfang dieses Jahres in unserm Verlage neu begonnen hat, wird ununterbrochen fortgesetzt. Wöchentlich erscheinen 3 Stücke, und alle 14 Tage wird ein Kupfer geliefert, das einen interessanten Gegenstand aus der Naturgeschichte, der Erdbeschreibung, den mechanischen Künsten oder dergleichen darstellt. Durch diese treffliche Zeitschrift — die einzige bis jetzt in Deutschland — und deren vorjähriges Einschlafen allgemein bedauert ward, suchen die würdigen Herausgeber mit neuem Eifer der vaterländischen Jugend, durch Belehrung und Unterhaltung zugleich, zu nützen.

Diejenigen Aeltern und Erzieher, welche auf den gegenwärtigen Jahrgang noch pränumeriren wollen, bitten wir, ihre Bestellungen ohne Verzug an uns gelangen zu lassen, da nur noch wenige komplette Exemplarien vorhanden sind. Man kann sich deshalb an die löbl. Postämter, Zeitungsexpeditionen oder Buchhandlungen seines Orts wenden. Der Preis ist 5 Thlr. sächs.

Leipzig, März 1810. Industrie-Comptoir.

Rüge eines schändlichen Nachdruckes.

Zu Bamberg und Würzburg ist bey J. A. Göbhardt abermals ein Nachdruck unter folgendem Titel erschienen:

> Lateinische Grammatik mit leichten Lektionen, neu umgearbeitet, vermehrt und zum bessern Schulgebrauch eingerichtet, nach der kleinen lateinischen Grammatik von Christian Gottlob Bröder.

Dieses Buch ist nichts weiter, als ein schändlicher Nachdruck der siebenten Auflage meiner kleinen Grammatik, und von dem, was auf dem Titelblatte von Umarbeitung, Vermehrung und Verbesserung geprahlt wird, ist im ganzen Buche nichts zu finden. Alles, alles ist aus meiner Grammatik ganz nach der Reihe von Wort zu Wort abgedruckt, daher auch in der ganzen Syntax vom Anfange bis zu Ende die Paragraphen-Zahlen völlig übereintreffen. Der unverschämte Herausgeber hat weiter nichts gethan, als daß er nur hie und da etwas eingerückt, und so sein Exemplar in die Druckerey geschickt hat. Seine Umarbeitungen bestehen darin, daß er meine lateinische Terminologie in deutsche Umschreibungen verwandelt. Wenn es z. B. in meiner Grammatik §. 20 heißt: Zur dritten Deklination gehören alle diejenigen Substantiva, die im Genitivo singulari is haben, so heißt es dagegen im Nachdrucke: Zur dritten Beugungsart gehören alle diejenigen Nennwörter, die in der zweyten Endung einfacher Zahl is haben. Ist denn das verständlicher? Neutrum nennt er allemal das ungewisse Geschlecht! Wie albern! Daher drückt er meine sehr verständliche Regel §. 106 im Nachdrucke §. 106 sehr unverständlich so aus: Wenn unter den Eigenschafts- und Fürwörtern kein Hauptwort verstanden wird, so werden sie zu Hauptwörtern des ungewissen Geschlechts. So albern sind alle seine Umarbeitungen. Seine angebliche Vermehrung besteht darin, daß er in der Syntax hie und da einige Beyspiele, die er theils aus meinem elementarischen Lehrbuche, theils aus meiner großen Grammatik genommen, hinzu geschrieben hat, aber so blindlings, daß er nicht einmal nachgesehen, ob sie nicht in demselben Paragraphen schon standen. So sahe er nicht, daß der Satz, den er §. 103 Nr. 10 hinzuschrieb, nur zwey Zeilen vorher schon dastand. Eben so §. 184. Ein deutlicher Beweis, daß der saubere Nachdrucker nicht einmal erst durchlas, was er nachdrucken lassen wollte. Wie viel hätte ich noch zu sagen, wenn ich nicht kurz seyn müßte. Nur dies muß ich noch anführen, daß die kürzlich erschienene achte Auflage meiner kleinen Grammatik eine Menge erhebliche Vorzüge vor den vorigen Auflagen, also auch vor diesem elenden Nachdrucke erhalten hat, der also der rechtmäßigen Auflage weit nachsteht.

Nicht anders verhält es sich mit dem angehängten Lesebuche, welches Naturgeschichte, Erzählungen und Fabeln enthält, die, laut der Vorrede, aus verschiedenen Quellen gesammelt seyn sollen. Eine schändliche Lüge! Alle diese drey Abtheilungen hat der Niederträchtige aus meinem Lesebuche der kleinen Grammatik von Wort zu Wort abdrucken lassen, ohne auch nur eine Sylbe zu ändern oder hinzuzusetzen. Nur das zweyte Buch meines Lesebuchs, welches Gespräche enthält, hat er, wie er schreibt, aus gutem Grunde ganz weggelassen. Diesen Grund möchte ich doch wissen; da Gespräche in so vieler Hinsicht jungen Leuten am angemessensten sind, daher auch die ehemals so beliebte Langische Grammatik zu den ersten Leseübungen für Anfänger nichts anders vorlegte, als Colloquia. Sie sind also ein wesentlicher Vorzug der rechtmäßigen Auflage, der darin nicht fehlen darf. Der Nachdrucker hat zwar dafür auf vier Blättern etwas Mythologie aufgetischt, aber ist denn das eine Lektüre für Knaben? Zuletzt beschließt er mit einigen Bruchstücken aus Cornelius Nepos. Beydes kein Ersatz für die fehlenden Colloquia.

Ohne Zweifel wird sich Niemand mit diesem schändlichen Nachdrucke befassen, und jeder verständige Lehrer der Jugend die rechtmäßige achte Auflage, die so offenbare Vorzüge hat, unfehlbar vorziehen und bey Anfängern zum Grunde legen.

Von meiner kleinen lateinischen Grammatik ist unlängst die achte stark vermehrte Auflage, und von dem dazu gehörigen Wörterbuche die siebente verbesserte Auflage bey J. Ch. W. Vogel in Leipzig (sonst Crusius) erschienen, und jedes Exemplar derselben zur leichtern Kenntniß des Originals von ihm eigenhändig unterschrieben worden.

Buchte. C. G. Bröder.

Nro. 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. Mai, 1810.

O! Freuden, die euch Thoren schmecken,
Sind nicht der edlen Liebe Ziel,
Nein, ihr vergötterndes Gefühl
Soll mächtig euch zu jeder Tugend wecken,
Soll euch weit über Erd' und Zeit
Des Daseyns großes Ziel entdecken.

Wieland.

Das heimliche Sittengericht.

Novelle.

Markis d'Orboisson genoß des glänzendsten Rufes eines Roué de la cour; er war der Mann des Tages am Versailler Hofe, ein Schrecken den Vätern und den Ehemännern. Genuß war alles, was er in der Welt suchte und was sie ihm gewähren mußte, mochte darunter leiden oder zu Grunde gehen was wollte. Das einnehmendste Aeußere erleichterte ihm bey einem sehr beträchtlichen jährlichen Einkommen die Siege über die weiblichen Herzen, deren ihm, wie er sich oft laut rühmte, keines widerstand; doch nahm er's nicht so gewissenhaft damit und rühmte sich allenfalls auch da errungener Siege, wo er nicht die kleinste Gunstbezeugung genossen hatte: kein weiblicher Name, selbst der ehrwürdigste nicht, schützte davor, seiner Eitelkeit als Opfer zu dienen. Daß er Schulden hatte, die Sorge für die Bezahlung aber seinen Gläubigern überließ, versteht sich von selbst.

Einst rühmte er sich ungescheut der Gunstbezeugungen einer Dame vom höchsten Range, und gab sie den Lästerzungen von Paris Preis. — Die Dame erfuhr es bald und beschloß, den frechen Verläumder weiblicher Ehre zu züchtigen. — Wenige Abende nach dieser Unbesonnenheit fährt der Markis in einem Cabriolet, als es bereits dunkel war, über den Platz Ludwig XV. Plötzlich wird er von einem Trupp wohlbewaffneter maskirter Reiter angehalten, die ihm durch Zeichen zu verstehen geben, daß er sich ihrer Leitung überlassen solle, oder daß sie ihn bey dem mindesten Widerstande niederstoßen würden. Den Kopf voll Eitelkeit und glänzender Abenteuer, fällt es ihm gar nicht besonders auf, daß man sich seiner auf diese Weise versichere; er hält es für eine Art von Entführung, das Geheimnißvolle wird ihm pikant und er versteht sich gutwillig zu dem, was man von ihm verlangte. Einer der stummen Reiter verbindet ihm die Augen, setzt sich neben ihn ins Cabriolet, ergreift die Leine, die übrigen nehmen das Fuhrwerk in die Mitte, und so gehts mit verhängten Zügeln zur Stadt hinaus. Nach einer halben Stunde ungefähr wurde ihm das Tuch von den Augen abgenommen, doch half ihm das nicht viel, denn es war so dunkel, daß er den Weg nicht zu erkennen vermochte, um so weniger, da man von der Heerstraße abgewichen war.

Die Weite des Weges ließ dem Markis hinlänglich Zeit, sich das seltsame Abenteuer auf das reizendste auszumahlen; er hoffte immer, jetzt würde ein hellerleuchtetes prächtiges Schloß seinen erstaunten Blicken sich zeigen, Amoretten und Amorinen ihm entgegenflattern und ihn in die Arme der reizendsten Fee führen, die ihn zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen beschlossen habe; schon sahe er die blumengeschmückten reichen Säle, hörte die lieblichsten Harmonien und setzte sich zum köstlichsten Mahle an die Seite der Schönen, wornach er ein ganz besonders Verlangen fühlte, weil er gerade auf dem Wege zu einem der interessantesten petits soupers gewesen war, als die Reiter ihn auffingen. — Aber, wie sehr sah er sich getäuscht, als nach zwey Stunden das

Cabriolet vor einem alten gothischen Schlosse stillehielt, das mit tiefen Graben umringt und von einer hohen Mauer umschlossen war. — Auf ein Zeichen des Anführers der stummen Ritter, das von dem Thurmwächter beantwortet wurde, ging die Zugbrücke nieder, das Cabriolet rasselte in ein tiefgewölbtes wohlverwahrtes Thor, dessen Flügelthüren knarrend sich öffneten und sogleich wieder hinter dem Zuge sich schlossen, fuhr über einen langen Hof in einen zweyten und hielt hier vor einem finstern Thurme still. Der Anführer winkte ihm, auszusteigen und ihm in den Thurm zu folgen. Der Markis wollte sich nicht sogleich dazu bequemen; allein die Schwerter blitzten aus den Scheiden und geboten ihm unwiderstehlich Folgsamkeit. — Eine brennende Fackel voraus, ging es eine schmale Wendeltreppe hinauf; eine große eiserne Thür mit starken Schlössern und Riegeln öffnete sich zu einem geräumigen Zimmer, dessen grausenvolle Dunkelheit bey dem schwachen Schimmer einer einzigen Lampe nur noch schauerlicher hervortrat. — Bestürzt fragte der Markis, was das bedeuten solle, was man mit ihm vorhabe; allein keine seiner Fragen wurde beantwortet, die Thür schloß sich hinter den Reitern mit furchtbarem Gerassel, die Schlösser schlugen ein, die Riegel wurden vorgeschoben, und er sah sich allein. Ein kalter Schauer überlief ihn, als sein scheuer Blick in der Dunkelheit etwas zu unterscheiden versuchte, und er außer einem zwar reinlichen aber ärmlichen Lager, einem Strohstuhle und einem fichtenen Tische, von dem ein Todtenkopf ihn angrinste, in dem weiten Raume nichts entdeckte; doch verließ ihn die Hoffnung noch nicht ganz, daß dies Abenteuer, seines schauerhaften Anfangs ungeachtet, einen fröhlichen, glücklichen Ausgang gewinnen würde. Er hielt alles für Scherz, vielleicht darauf berechnet, ihn für die Entzückungen, die seiner harrten, um so empfänglicher zu machen, ob er gleich diese seltsamen Vorbereitungen seiner launischen Fee gern erlassen hätte. „Endlich!" rief er, als nach einer Viertelstunde die Schlösser und Riegel sich öffneten; allein es trat ein Mann mit furchtbar finsterer Miene herein, setzte einen Krug mit Wasser auf den Tisch, legte ein Stück schwarzes Brot daneben und entfernte sich mit den schauderhaften Worten: „Geh in Dich!"

Todtenstille umfing ihn wieder; matt flackerte die Lampe. Mit beklommenem Herzen setzte er sich auf den Stuhl und lauschte, ob nicht ein Menschentritt sich nahe; er hörte nur das Pfeifen und Krächzen der Fledermäuse und Käuzchen, welche den alten Thurm bewohnten, und das Knüsern der Ratten und Mäuse, die von den ungewohnten Leckerbissen auf dem Tische, die er verschmähte, herbeygelockt wurden.

„Was heißt das?" fragte er laut — „Was hat man mit mir vor?" — Die Wände hallten ihm seine Worte zurück. Erschöpft warf er sich endlich, als die Lampe völlig zu erlöschen drohte, auf das Lager hin, von dem ihm keine Rosen entgegendufteten, und es kam kein Schlaf in seine Augen. — Endlich drang das Tageslicht durch das eiserne Gitter eines Fensters, das er nicht abzureichen vermochte, und erweckte neue Hoffnungen in seinem Herzen. — Er hörte Fußtritte, die Schlösser und Riegel rasselten. — Gewiß hat der Spaß nun ein Ende, dachte er, und deiner wartet die reichste Entschädigung. Seine gestrigen Begleiter traten von Kopf bis zu Füßen bewaffnet und maskirt herein und geboten ihm durch Zeichen, ihnen zu folgen. —

(Der Beschluß folgt.)

Empfindungen eines Katholiken bey einer evangelischen Konfirmations-Handlung.

(Auszug eines Schreibens aus Göttingen, 30 April 1810.)

. . . . Einer großen liturgischen Handlung der evangelischen Kirche hatte ich noch nie beygewohnt, und ich hegte die unter uns Katholiken gewöhnliche Meinung, als wäre wol da für den kalten Verstand, allenfalls für die stille Betrachtung eines frommen Gemüthes, Befriedigung zu finden, weiter aber nichts; und Gefühl, Herz, höhere den himmlischen Mächten verwandte Phantasie hätten dabey wenig Theil zu nehmen. Eines ganz Andern belehrte mich gestern der treffliche Herr Konsistorialrath, Superintendent Trefurt, der in der Johannis-Kirche allhier die Konfirmation an vier und sechszig Kindern beyderley Geschlechts verrichtete. Die so einfach als edel angeordneten Ceremonien bildeten von Anfang bis zu Ende einen schönen in sich selbst vollendeten Cyclus, ich möchte sagen, ein antikes Drama, ein Gedicht, welches die ernste und heilige Idee, die der Handlung zu Grunde liegt, klar und würdig aussprach. Diese Idee sowol als ihre praktische Beziehung ergriff mich sehr tief, und ich konnte ihrer herrlichen Zweckmäßigkeit meinen Beyfall nicht versagen. Bekanntlich ist bey uns die Konfirmation weiter nichts, als das erneuerte Andenken an das jüdische, von den Aposteln aber modificirte Pfingstfest; weswegen diese Handlung auch in unsrer Kirche am Pfingsttag immer geschieht. Der heil. Geist soll durch das Händeauflegen des Bischofs auf die Konfirmanten herunter steigen, und das dadurch angelegte Verhältniß mit dieser Person der göttlichen Dreyeinigkeit ist der eigentliche Zweck der Handlung. Ich sahe sogar mehr als einmal in katholischen Tempeln, daß man durch die kleinen Oeffnungen, die an ihren gothischen Gewölben befindlich sind, eine weisse Taube und entzündeten Werg-Zunder, der vorher in Spiritus getaucht war, herabließ, um sinnlich den heil. Geist und die feurigen Zungen der Apostelgeschichte darzustellen. Der Zweck der evangelischen Konfirmation, die Haupt- und leitende Idee dabey ist völlig verschieden, und, wie ich glaube, richtiger und der Religiosität zuträglicher. Der gleich nach seiner Geburt und unbewußt getaufte Christ hat eine Reihe von Jahren, als Neophyt gleichsam, unter den Christen gelebt, hat den Unterricht der christlichen Lehrer genossen, den hohen Sinn

der Taufe, der Buße, des Erlösungswerks kennen lernen; und nun soll er, mit vollem Bewußtseyn, mit Freyheit und Ueberzeugung, feyerlich in die ethische Gesellschaft der Christen treten, im Angesichte der ganzen Kirche versprechen, einen christlichen Wandel zu führen, der Lehre des Evangelium treu zu bleiben bis in den Tod, wie ihr erhabener Stifter. Darum genießt auch zugleich hier der Konfirmirte zum Erstenmale die heiligen Agapes, die Liebes-Mahlzeit der Christen; welches bey Katholiken der Fall nicht ist, weil dort nur von einem Empfange des heil. Geistes die Rede ist. Ich bin in meinem zwölften Jahre von dem Kardinal de Montmorency, Groß-Almosenier von Frankreich, Bischoff zu Metz, konfirmirt worden. Hunderte von Kindern, aus dem ganzen Sprengel versammelt, füllten die prächtige, von Weihrauch duftende Kirche. Der ganze Klerus mit hohen Kreuzen und Fahnen ging voran, unter Absingung lateinischer Kantiken; zuletzt kam der Bischof mit seinen zahlreichen Assistenten. Seine imponirende Gestalt, sein von Gold und Edelsteinen strotzender Ornat, machten auf uns Kinder einen gewaltigen Eindruck, und versenkten uns vollends in unser Nichts. Wir sahen vor uns nicht den Lehrer, den Vater, wir sahen den Fürsten der Kirche, und fühlten uns in dem Verhältnisse des geringen Unterthans gegen einen Monarchen. Die Ohrfeige, welche die bischöfliche Hand uns leise gab, verdoppelte unsere Ehrfurcht, und sollte uns daran erinnern, daß der Christ bereit seyn muß, die schimpflichsten Mißhandlungen zu ertragen.

Mit den Einsegnungsworten: „Confirmo te chrismate salutis, in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti," bestrich uns Monseigneur die Stirne mit geweihtem Oehle, worüber uns eine Binde umgelegt ward, die wir mehrere Tage lang nicht abnehmen durften. Es möge, wer Lust hat, solche heidnische Gebräuche erbaulich finden, und in ihnen die wahre Religiosität suchen. Allerdings liegt eine Ahnung des Unsichtbaren, Unnennbaren, Göttlichen, selbst in den abergläubischsten Fetisch-Verehrungen; allein je reiner die Einsicht wird, je reiner auch die Form. Gott will nur in Geist und Einfalt verehrt werden, und jede unnütze Verbrämung seines Dienstes führt auf ganz irrige Wege. Wahre religiöse Bedeutung habe ich nirgends in solchem Grade gefunden, wie in der gestrigen Konfirmations-Handlung. Wenn gesagt wird, Religion sey Poesie, so kann man darunter nicht den Tand eitler Künsteley verstehen. Religion ist mehr als Poesie; sie begreift mächtig in sich das Ideale der Poesie und das Reale der Wirklichkeit; sie ist die Vereinigung (andere würden sagen die Indifferenz) beyder. Religion ist die Sache des ganzen Menschen, ist ein vollkommen göttliches Leben. Diese erhabene Erscheinung des poetischen Ideales und des wirklich Lebendigen zu einer Gesammtheit verschmolzen zeigte sich gestern besonders in einem Wechselgesange zwischen der christlichen Gemeinde und den Neophyten, (deren Initiation sich nun ihrer Vollendung näherte). Die Gemeinde der alten Christen sprach feyerlich und väterlich, mahnte und segnete: fromm, demüthig und verheißend antworteten die Neophyten. Stark waren alle Herzen bewegt, wenige Augen blieben trocken. Solch ein Tag erstreckt seine Wirkung auf alle Tage des Lebens der jungen Christen. Alles, was der Hr. Superintendent Trefurt sprach, war edel, zweckmäßig und rührend. Er bewährte sich dabey als einen der würdigsten Religionslehrer, und der geschicktesten Liturgen der evangelischen Kirche. An der Spitze der Konfirmanten weiblichen Geschlechts bemerkte man zwey Enkelinnen des sel. Schlözer, welche die so zartfühlende als richtigdenkende Mutter von Lübeck hierher gebracht hatte, um die feyerliche christliche Weihe zu empfangen, wo sie selbst, in einem gleichen Alter, dieses ihr unvergeßliches wichtiges Ereigniß erlebt hatte. —

Ueber den Weinbau in Preußen.

In Nr. 92 des Morgenblattes v. J. S. 368 befindet sich eine Nachricht von den Beschäftigungen französischer und deutscher Gelehrter mit der Bestimmung der Linie, wo der Weinbau aufhört für die Kelter getrieben zu werden. Daselbst heißt es: „Merkwürdig ist es, daß die letzten Weinberge im Norden bey dem Schloße Finkenstein liegen, wo einst das Hauptquartier des Kaisers Napoleon war."

Sollte jenen Gelehrten die hier folgende kurze Nachricht noch zeitig genug zu Gesichte kommen; so werden sie dadurch leicht vor einer falschen Combination können gesichert werden, und Einsender dieses würde sich freuen, in einem so kombinationsreichen Zeitalter sich als Ursache zu betrachten, daß wenigstens eine derselben weniger wäre.

Die quästionirten Weinberge existiren zwar zu Graudenz und Finkenstein, aber nur wie etwa Gelehrte, die weiche werden sollten, oder wie Worte, die ihr Bezeichnetes lange noch überlebten. Doch sind sie Spuren einer sehr edeln Lust der Vervollkommnung; denn was wäre wol edler, als dem gewaltigen Bacchus zu gleichen, dem die Sterblichen das edle Gewächs des Weinstocks verdanken?

Im Jahre 1788 machte der Fleischermeister Ehlert *), ein Kolonist aus dem Württembergischen, zu Stemoczyn, einem zur Stadt Graudenz gehörigen Vorwerke, im Kleinen den ersten Versuch zum Anbaue des Weines. Der Versuch gelang. Und was verfolgt der Mensch nicht weiter, wo er ein glückliches Gelingen hoffen darf? Die Anlage wurde erweitert, und bestand im Jahre 1796 aus 8244 Stöcken, woraus in selbigem Jahre 3 Oehoft, und einige Anker gekeltert wurden. Der im Ganzen immer noch gute

*) In den Akten heißt er Ehlert und Oehlert. Seine eigene Handschrift habe ich nicht gesehen.

Einf.

Erfolg hatte noch drey ähnliche Anlagen veranlaßt, zu Kallinken, am Schlosse Graudenz und auf den Festungsbergen. Ehlerts Unternehmen wurde auch von der Regierung unterstützt, welche bekanntlich zu allen Zeiten das Gute jeder Art zu befördern geneigt und bemüht gewesen ist. Er empfing von ihr 1200 Rthlr. Vorschuß, wovon 600 ihm erlassen wurden. Aber nur der Mensch genießt des hohen Vorzugs, unter allen Klimaten zu gedeihen, wiewol auch er sich anfangs gegen kalten Himmel sträubt, bis er ihn lieb gewinnt in Weib und Kindern, und im Freunde. Der Winter von 1799 bis 1800 richtete in Ehlerts Schöpfung große Verwüstung an, und jener von 1802 vernichtete sie ganz. Bald darauf starb Ehlert, und Niemand hat es für gut gefunden, sein von der Natur nicht begünstigtes Unternehmen nochmals zu wagen.

Die Weinanlagen zu Graudenz erregten im Fortgange ihres Gedeihens Aufmerksamkeit, besonders die des Hrn. Obermarschalls, Grafen zu Dohna, welcher sich im Jahre 1790 mit Ehlert wegen einer ähnlichen Anlage bey Finkenstein in Unterhandlung setzte. Zu dieser Absicht ließ Ehlert seinen Halbbruder Seiter *) nebst dessen Familie im folgenden Jahre aus der Pfalz kommen. Seiter brachte zwanzig Weinrebensorten mit, und begann sogleich sein Werk mit Ehlert vereint auf einem sehr wohl gelegenen Platze, der unmittelbar an seiner Nordseite durch einen Wald vor den hier zu Lande besonders zerstörenden Nordwinden geschützt ist. Die Natur erschwerte das Unternehmen. Doch wurden im Jahre 1800 3½ Orhoft gekeltert, und im folgenden Jahre fand man 4000 tragbare Stöcke. Aber, sey es, daß das kältere Klima den Trauben die nöthige Reife nicht zu geben vermochte, oder daß die Winzer in der Behandlung des Mostes fehlten, der Wein war trübe und herb, säuerte, und wurde bald ganz untrinkbar.

Schon im Frühjahre 1800 waren 2500 Stöcke erfroren; 1805 vernichtete der kalte Winter die ganze Anlage, und die kostbaren vergeblichen Versuche waren nicht geeignet, zu neuen zu ermuntern. Noch stehen etwa 100 verkrüppelte Weinstöcke auf dem Platze, der noch den Namen Weinberg führt, aber freylich nur, um an die edeln Bemühungen des Besitzers zu erinnern, der sein Vaterland vergeblich von den Vorwürfen eines strengern Klimas zu befreyen suchte.

Von diesen in der neuesten Zeit mißlungenen Versuchen des Weinbaus dürfte sich eben kein günstiger Schluß auf die frühere Kultur desselben in diesen Gegenden ergeben, ob wol zu Folge der Geschichte ehemals die Ritter in Preußen sich einen großen Theil trinkbaren Weines sollen gezogen haben. Mögen dies Forscher des Alterthums prüfen. Mir lag blos ob, zu zeigen, daß Finkenstein keineswegs in jene obengedachte Grenzlinie gehöre.

Marienwerder in Westpreußen.

J. S. Rosenheyn.

*) In den Akten zu Graudenz heißt er Seiler, Seiter in denen zu Finkenstein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Antwerpen, im Mai.

Den 2 Mai ritt der Kaiser Morgens 7 Uhr aus, um andre Theile der umliegenden Gegenden und der Festungswerke zu besehen. Um 3 Uhr wurde das prächtige Kriegs-Schiff, der Friedland, vom Stapel gelassen. Auf der einen Seite des Schiffes, nahe am Ufer, war für JJ. MM. und ihr Gefolg ein prächtiges Gezelt, auf der andern ein kleines Amphitheater für die ausgezeichnetsten Zuschauer errichtet worden. An den beyden zur Seite stehenden noch nicht ganz geendigten Schiffen waren auch verzierte Galerien angebracht worden, die so wie ein großer Theil des weiten Hofes des Seezeughauses mit Menschen angefüllt waren. Die Schiffe werden auf einer etwas schief ins Wasser ablaufenden Fläche auf einem besondern Beete oder Stapel gebaut, der aus ungehauenen Balken besteht, worauf zuerst der Kiel auf niedrigen aber festen Blöcken befestigt wird, um alsdann auf und um denselben die ungeheure Maschine zu erbauen. Wenn alles fertig ist, so wird unter dem Schiffe ein besonderes verhältnißmäßig ziemlich schmales und niedriges Gerüste erbaut, dessen horizontale Balken unten stark mit Talg bestrichen sind, um desto leichter auf den feststeibenden abzugleiten. An den beyden etwas höhern Enden dieses Gerüstes, welches die Wiege heißt, wird der untere Theil des Schiffes mit vielen starken Seilen an- oder vielmehr aufgebunden. Diese Seile werden genetzt, und durch die daher entstehende Zusammenziehung derselben geht das Schiff ein wenig in die Höhe, so daß die den Kiel unterstützenden Blöcke abgeschlagen werden können. Kurz ehe das Schiff von Stapel gelassen werden soll, werden die zu beyden Seiten unterstützenden großen Balken weggenommen, und es steht nun nur noch auf seiner Wiege, über die es zu beyden Seiten weit überhängt, im Gleichgewichte. Diese Stützen wurden weggenommen, während man JJ. MM. erwartete. Vorne stellen alsdann noch einige kurze Blöcke, und hinten einige Taue das Schiff auf. Auf ein gegebnes Zeichen, gerade im Augenblicke wo die Fluth am höchsten ist, werden jene Blöcke mit Keulen von der Seite her abgeschlagen, und hinten die Taue mit scharfen Beilen durchgeschnitten. Nun gleitet das ungeheure, gegen zwey Millionen Pfund wiegende Gebäude zuerst ganz langsam, dann etwas schneller hinunter ins Wasser, und kann fortan von den schwachen Händen der Erbauer nur noch vermittelst der Elemente bewegt und geleitet werden. Im Augenblicke, wo das Schiff das Wasser berührt, erhebt sich vor demselben eine ungeheure Welle, der Strom tritt über die Ufer, und benetzt jedesmal einige Zuschauer, die sich demselben zu sehr genähert haben, bis an die Hüften mit seinen Fluten. Dies geschah auch diesmal; übrigens ging alles in der größten Ordnung von Statten, und bey dem majestätischen Ablaufen des Schiffs erhoben sich JJ. MM. vor Bewunderung gleichsam unwillkührlich von ihren Sitzen, und folgten dem Schiffe einige Schritte weit nach. Dieses glitt wie gewöhnlich langsam bis gegen die Mitte des Flusses, fuhr dann von der Fluth getrieben etwas aufwärts, und wurde sofort an großen Tauen bey der in diesem Augenblicke stille stehenden Fluth wieder heruntergezogen, und vor der Stadt befestigt. Die an lange Seite angebundene Wiege bleibt zurück, sobald das Schiff flott ist und wird zu einem neuen Gebrauche wieder heraufgezogen. Als alles fertig war, stieg der Kaiser zu Pferd, und machte noch einen Ritt außerhalb der Stadt. Die Kaiserinn fuhr eine Stunde spazieren.

Nro. 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Mai, 1810.

Wahrheit du, und du o Geschichte, wenn ihr vereint seyd,
Schreibet Flammen der Griffel. — —
— — — Die Zeit thut einst des Bemerkenden Spruch kund,
Und dann schwindet, was Blendung war.

Klopstock.

Der Ruhm der Holländer.

Ein historischer Versuch über den Erfindungsgeist der Holländer und über ihre vorzüglichsten Erfindungen und Entdeckungen.

(Von Prof. Christian Fr. Haug.)

Gegen keine Nation in Europa ist das Vorurtheil allgemeiner, über keine das Urtheil der größern Menge härter, und für keine die Undankbarkeit fremder Nationen drückender, als für das niederländische Volk. Schriftsteller und reisende Dilettanten, Fürsten, Minister und Privat-Personen, selbst Land- und Erdbeschreiber und allgemeine Geschichtschreiber haben häufig den Holländer, von sittlicher sowol, als von geistiger und literarischer Seite, mit unerbittlicher Härte unter den Ambos ihrer schwerfälligen Laune oder gereizten Empfindlichkeit gesetzt, und ihm förmlich, wo nicht einen der fünf Sinne, doch nur allzuoft Geist und Herz, richtiges Gefühl und aufgeweckten Sinn abgesprochen.

Französische und deutsche Dichter scheinen sich oft das Wort gegeben zu haben, diese gewiß achtungswürdige Nation herabzuwürdigen, und höchstens von den Holländern zu sprechen, blos um sie zu — persifliren, und ihre Tugenden zu — Schwächen, ihre Schwächen aber zu — Lastern zu stempeln. Viele — sehr viele Reisebeschreiber, wenn sie auch nur im Fluge dies Land ihrer nähern Blicke würdigten, liessen keine Gelegenheit vorbey, die minder günstigen Seiten dieser Nation so possierlich oder hämisch als möglich darzustellen, und das Gute, das Löbliche, das Glänzende entweder zu übersehen oder doch zu — verschweigen. Nur wenige waren im Stande (und selbst diese wenigen — wollten nicht alle), die wissenschaftlichen Kenntnisse, das Kunstgenie, den Eifer und die tiefeindringenden Kennerblicke dieser so sehr miskannten Nation nach Verdienst zu würdigen, und dem Auslande bekannt zu machen.

Doch es ist hier, so leicht es auch wäre, mein Zweck nicht, in moralischer Rücksicht die Ehre der Holländer gegen so viele wiederholte unverdiente Angriffe zu vertheidigen. Die Geschichte, jene unbestochene Lobrednerinn dieser Nation, die tägliche Erfahrung, und ein gerades unparteyisches Urtheil werden jeden vernünftigen Mann von selbst zu der richtigen Ueberzeugung führen, daß der Holländer gerade nicht minder und nicht mehr, als andere Nationen, einen unverdorbenen sittlichen Karakter und moralisches Gefühl für das Schöne, Wahre und Gute besitzt, und daß einzelne Fälle, z. B. der Mord der unglücklichen Brüder de Witt, die Barbarey einiger Matrosen, und die Grausamkeiten einzelner holländischer Pflanzer, eben so wenig auf die ganze Nation anwendbar sind, als die Pariser Bluthochzeit und die Gräuel der Terroristen auf das französische Volk. Auch haben in Ansehung der Grausamkeit gegen Sklaven die Spanier und Portugiesen jederzeit den Holländern den Rang abgelaufen.

Doch ich bezwecke hier allein die Ehre der Holländer in geistiger und literarischer Hinsicht, im Fache wissenschaftlicher Universal-Kenntnisse und der schönen Künste, vorzüglich aber in Hinsicht auf ihren Erfindungsgeist, und

ihre wichtigen Erfindungen und Entdeckungen aller Art. Englische, französische und auch deutsche Schriftsteller fallen mit unverantwortlicher Härte über die Holländer her, und schelten sie ohne Untersuchung geist- und gefühllos, brutal und stumpf! Ja noch mehr! Die Verfasser der „Universal-history," eine ehrwürdige Gesellschaft von (unpartheyisch seyn wollenden) Geschichtschreibern finden keinen Ausdruck zu hart, den der geist- und herzlose (phlegmatic, uninventive) Holländer nicht doppelt verdient hätte. Wer kennt nicht die schöne Vertheidigung der holländischen Nation gegen diese eben so ungereimten als hämischen Beschuldigungen durch den berühmten Engelberts? *) Der noch lebende verdienstvolle Professor van Hamelsveld zu Amsterdam hat in seiner Beschreibung des sittlichen Zustandes der niederländischen Nation am Ende des 18ten Jahrhunderts dieser Beschuldigungen gleichfalls erwähnt und sie gemißbilligt, jedoch ohne seine sonst so treffliche Feder zu Widerlegung derselben durch sprechende und entscheidende Beweise im Fache der Wissenschaften und Künste aus der Geschichte zu gebrauchen. Auch Engelberts vertheidigt den Holländer blos von der moralischen Seite, und führt keineswegs so viele glänzende Beweise aus der Geschichte der Gelehrsamkeit und der schönen Künste für die großen literarischen Verdienste, den Geistesweith und das Genie der Holländer an.

Was der thätige und talentvolle Le Francq van Berckhey **) und der edle und arbeitsame Martinet ***) (vormals Prediger zu Zütphen) in ihren gepriesenen Werken zu Ehren der Holländer schrieben, war, leider! größtentheils nur für den kleinen Wirkungskreis berechnet, der bis jetzt der holländischen Sprache offen stand, und das Wenigste ward in andern Ländern bekannt. Voltaire selbst, wie sehr er auch, historisch betrachtet, die niederländische Nation erhebt, gibt sie oft mit dem beißendsten Spotte seiner Laune, seinem Witze, und oft selbst kleinlicher Rachsucht Preis.

Hätten doch wenigstens die stolzen Britten bedacht, daß schon im Jahre 1368 der König von England drey Künstler aus Delft kommen ließ, um Uhrwerke in seinem Reiche zu verfertigen, daß im Jahre 1662 der Holländer Fromantil die erste Pendul-Glocke in England machte — daß so viele große holländische Mahler-Genies von den Britten nach England hinübergezogen wurden, und die schönsten holländischen Gemählde die englischen Kabinete zieren — daß so mancher große holländische Astronom und Naturforscher Mitglied ihrer Gesellschaften war, und daß die königliche Societät zu London den berühmten Leeuwenhoek nicht entbehren konnte, um ihre Entdeckungen in der Physik und Astronomie zu vervollkommnen.

Eine Nation, die mit beyspielloser Geduld, und mit einem durch Unterdrückung und Unglücksfälle kühner gewordenen Geiste 70 bis 80 Jahre lang für Freyheit und Unabhängigkeit focht; die sich mit unbegreiflicher Beharrlichkeit von der stiefmütterlichen Natur ein Land erzwang; die durch die rühmlichsten Beyspiele von Heldenmuth und Geistesgegenwart die Augen der ganzen Welt auf sich zog; eine Nation, die, ursprünglich auf einen kleinen morastigen Strich Landes eingeschlossen, in allen Welttheilen durch Handel und Seemacht sich festsetzte; — eine Nation endlich, die unter ihre Seehelden einen Tromp, De Ruyter, Waßenaar und van Galen, unter ihre berühmtesten Aerzte einen Boerhave, Rupsch, van Swieten und Camper, unter ihre Universal-Genies einen Grotius und Erasmus, einen Vossius und Gronovius, unter ihre zahlreichen Gelehrten und Naturforscher einen s'Gravesande, Musschenbroek, Swammerdam, Leeuwenhoek, Nieuwentyt, Nieuwland u. s. w., unter ihre Dichter einen Vondel, Hoogvliet, Poot, van Winter u. s. w. zählen konnte, bedarf wahrlich keines Vertheidigers ihres wissenschaftlichen Ruhms und ihrer thatenreichen Größe.

Daß aber die Holländer auch geistreich und erfinderisch sind, daß sie ungemein nützliche Entdeckungen und Erfindungen jeder Art gemacht haben, und daß wir ohne diese Lehrmeister (die vielleicht den Deutschen allein in dieser Hinsicht weichen müssen) im Fache der Schiffahrt und des Handels nicht allein, sondern auch in vielen Fächern der Literatur und Kunst noch weit zurück seyn würden, dies würde mir mancher, selbst vorurtheilsfreye, Mann ohne Beweise schwerlich glauben wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Verdediging van de eer der Hollandsche natie. 8. 1776. dor Engelberts, Redienaar des Heiligen Evangeliums te Hoorn.

**) Natuurlyke Historie van Holland. Deel I.

***) Vaderlandsche Historie, verkort. 8. 1791.

Das heimliche Sittengericht.

(Beschluß.)

Es ging die Wendeltreppe hinunter über den Hof, eine andere beynahe noch schmalere Stiege hinauf, durch lange gewölbte Kreuzgänge, die von jedem der Fußtritte und dem Geklirre der Waffen wiedertönten, und endlich in eine große Halle, in welcher verkappte Männer in schwarzen Mänteln auf liliengestickten Sitzen, wie in einem königl. Gerichtshofe, in einem Halbkreise umherßaßen. — Dem Markis wurde ein niedriger unbedeckter Sitz ohne Lehne angewiesen. Man verlangte von ihm die Angabe seines Namens, Standes, Geburtsorts und Alters, und nachdem dieses niedergeschrieben war, fragte man ihn: ob er wisse, vor welchem Gerichte, und warum er hier stehe. Da er dies verneinte, sagte der Präsident zu ihm:

„Ihr steht vor dem heimlichen Sittengerichte, und seyd auf Tod und Leben angeklagt; höret die Klage an, und verantwortet Euch, wenn Ihr könnt.“

Vergebens erklärte der Markis, daß er ein solches Gericht nicht erkenne, und keine der Fragen beantworten würde.

„Das wird sich finden,“ erwiederte der Präsident ernst, „für jetzt schweigt und hört!“

Der Gerichtsschreiber stand auf und las mit lauter Stimme das vollständige Register der Sünden des Markis ab. Er war als Verschwender, als böser Schuldner, der seine Gläubiger darben lasse, während er schwelge, als ein ausschweifender, sittenloser Mensch von den verderblichsten Grundsätzen, als Verführer der Unschuld, und als Verläumder der weiblichen Ehre, der weder Stand noch Tugend schone, angeklagt.

„Die Abgeschmacktheit der Klage überzeugt mich,“ sagte er, als man ihn zur Verantwortung aufforderte, „daß dies alles nur ein übelangebrachter Scherz ist, mit dem ich mich ferner zu verschonen bitte; habe ich doch nie von einem Gerichtshofe gehört, der sich um das Privatleben des Einzelnen bekümmert.“

„Ihr irrt,“ antwortete der Präsident mit furchtbarem Ernste. — „Dieser ehrwürdige Gerichtshof ist nicht weniger gültig, weil er Verbrechen, welche der öffentliche Gerichtshof nicht ahndet, im Geheim richtet. Was sollte aus der Welt werden, wenn Laster, wie die Curigen, ungeahndet blieben. Unserm Richterstuhle kann sich Niemand entziehen, er stehe so hoch oder so niedrig er wolle, und wir kennen nur zwey Urtheilssprüche: Leben oder Tod! Geringere Verbrechen, als deren Ihr angeklagt seyd, haben den Tod zugezogen. — Eures Bekenntnisses bedurfen wir nicht; als Gnade wollen wir jedoch Eure Vertheidigung anhören. Antwortet Ihr nicht, so seyd Ihr gerichtet!“

Dem Markis wurde gar nicht wohl zu Muthe; er wußte nicht, wie er sich aus dem verdrießlichen Handel ziehen sollte. Er fing an seine Lebensart mit dem Tone der Welt, mit dem Leichtsinne der Jugend, und was bey Menschen seiner Art für Entschuldigungsgründe gelten mögen, zu vertheidigen. Man hörte ihn schweigend an, und als er ausgesprochen hatte, gab der Präsident den Befehl, den Angeklagten ins Gefängniß zurück zu führen, wo er alles eben so fand, als er's verlassen hatte. —

Nach einer halben Stunde trat der Gefangenwärter wie gestern ein mit einem Krug Wasser und schwarzem Brote. d'Ordoissons Fragen blieben unbeantwortet, seine Goldbörse wurde streng zurückgewiesen, seine Bitten, ihm zur Flucht behülflich zu seyn, und seine Verheißungen der ansehnlichsten Belohnungen schlugen an taube Ohren. „Gehe in Dich!“ war der einzige Laut des finstern Mannes beym Weggehen.

Das ging dem armen Markis doch über allen Spaß hinaus, und die Einsamkeit, und die magere Kost veranlaßten ihn zu sehr ernsten Betrachtungen, zu denen er den langen Tag über hinlänglich Zeit und Gelegenheit fand. — Die Natur forderte ihr Recht, und erschöpft schlief er endlich ein, nachdem er sich mit etwas Brot und einem Trunk klaren Wassers erquickt hatte. Das Rasseln der Schlösser und Riegel weckte ihn um Mitternacht aus dem tiefen, ängstlichen Schlafe; die Bewaffneten traten ein, er mußte aufstehen und ihnen folgen. Auf dem Hofe überraschte ihn der Anblick eines schwarzbehängten Schafots, von den leuchtenden Fackeln im Vorübergehen erhellt, eben nicht aufs Angenehmste. Es ging wieder durch die langen Kreuzgänge schweigend in die Halle, die zu seinem größten Schrecken gleichfalls schwarz ausgeschlagen war. Ein handfester Hesser zwang ihn gleich bey seinem Eintritte niederzuknien, und sein Urtheil anzuhören. Der Gerichtsschreiber stand auf und eröffnete ihm:

„Da es bewiesen ist, daß Ihr, Markis d'Ordoisson, durch Eure verschwenderische sittenlose Lebensarts und verderblichen Grundsätze in so vielen ehrwürdigen Familien Unglück gestiftet, und so manches weibliches Herz vergiftet, ja Euch selbst nicht entblödet habt, Euch der Gunstbezeugungen von tugendhaften Frauen zu rühmen, welche Ihr kaum kanntet; so seyd Ihr des Todes schuldig, und es soll Euer Haupt durch das Beil des Henkers vom Körper getrennt werden.“

Jetzt verließ dem armen Markis die wenige Standhaftigkeit vollends, deren er noch Herr gewesen war; er suchte seine Richter durch Bitten zu erweichen, durch Drohungen zu schrecken, er raste, verzweifelte — allein umsonst. Man führte ihn mit Gewalt in eine Kapelle, wo ein Priester ihn in Empfang nahm, um ihn zum Tode zu bereiten. Hier war kein Ausweg möglich, die Nemesis trat in der furchtbarsten Gestalt vor ihn. Er war zerknirscht, er beichtete, empfing die letzte Oehlung, und als die dumpfe Glocke Eins schlug, und der Anführer der Wache eintrat und ihm ankündigte, der ernste Augenblick sey gekommen, vermochte er kaum, sich hinter dem Sarge, der vor ihm hergetragen wurde, in Begleitung des ihm Trost zusprechenden Priesters zum Schafot hinzuschleppen. Ein Fackelkreis erhellte das grausenvolle Gerüste, auf dem die Richter Platz genommen hatten, in der Mitte stand der Scharfrichter mit dem entblößten Beile neben einem Blocke, der Markis mußte sich entkleiden, die Augen wurden ihm verbunden, er mußte den Kopf auf den Block legen, und — in diesem Augenblicke erscholl der Ruf: „Gnade!“ Ohnmächtig sank der Markis auf den Boden hin.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich auf einem weichen Bette in einem artigen Zimmer; mehrere Aerzte waren um ihn beschäftigt; man hatte ihm eine Ader geschlagen, und durch stärkende Mittel stellte man ihn bald gänzlich wieder her. — Nach einem langen erquickenden Schlafe fand er eine schmackhafte Tafel bereitet, bey welcher er von

masklirten Personen bedient wurde, und am Abende dieses schrecklichen Tages erschien der Gerichtsschreiber, und las ihm das Urtheil vor:

„Der Gerichtshof der Sitten läßt für diesmal dem Markis d'Ordoisson Verzeihung angedeihen, in der Hofnung, daß er sich in Zukunft nie wieder in den Fall setzen wird, vor ihm erscheinen zu müssen."

Dieser Urtheilsspruch war schriftlich ausgefertigt, und wurde dem Markis zugestellt, sein Cabriolet fuhr vor, er stieg bey dunkler Nacht ein, der Bewaffnete neben ihn, die Reiter umgaben das Fuhrwerk, eine halbe Stunde vor Paris wurden ihm die Augen verbunden, und nicht eher eröffnet, als auf dem Platze Ludwigs XV, wo seine Begleitung ihn wieder verließ.

Diese Lehre war zu eindringlich gewesen, als daß sie nicht bey unserm Markis den tiefsten Eindruck hätte zurücklassen sollen. Je unerklärbarer ihm das ganze schauderhafte Abenteuer war, um so mehr fürchtete er die Folgen; auch mochte der erschütternde Anblick des Todes den tiefverschlossenen Keim des bessern Gefühls in ihm erweckt haben. Genug, er traf Vorkehrungen zur Bezahlung seiner Schulden, gab das wüste Leben auf, und wurde eben so vernünftig und rechtlich, als er vorher unbesonnen und ausschweifend gewesend war.

Was sagen die Roués zu einem solchen Gerichtshofe? Was unsre schönen Leserinnen dazu sagen, bedarf keiner Frage. Rbck.

Korrespondenz-Nachrichten.

Antwerpen, Mai.

Den 3ten besuchte der Kaiser allein die Schiffswerfte und das Zeughaus; er stieg gleich innerhalb des Thors aus seinem Wagen, und besah mit seinem Gefolge und mit den Präfekten des Seewesens alle Theile des Werftes und des Zeughauses. Er war nur von zwey seiner Garden und von einigen Gensdarmes, beyde zu Fuße, begleitet. Er erklärte den Oberverwaltern die neuen Plane seiner Festungswerke, und unterredete sich mit ihnen über die auf dem Werfte nöthigen Veränderungen, und ging dann in alle Werkstätte. Die wenigen eingelassenen Zuschauer hatten hier die vortrefflichste Gelegenheit, den großen Mann in der Nähe zu sehen und selbst sprechen zu hören. Er schiffte sich alsdann ein, um noch ein anderes Kriegsschiff zu sehen, das, wie zwey Tage vorher der Anversois, mit allen Fahnen verziert war, und seine Kanonen erdonnern ließ.

Unterdessen war in der Stadt die sonderbare Spazierfahrt des Riesen vorbereitet worden. Sie besteht aus mehrern großen Wagen, die See-Ungeheuer oder allegorische Scenen vorstellen, und die mit verkleideten Menschen besetzt sind, während andere ebenfalls in allerley fremden Kleidungen zu Pferde nebenherreiten. Die Prozession wird durch einen ungeheuern Wallfisch eröffnet, der durch Maul- und Nasenlöcher Wasser auf die unzählig herbeygeströmte Menge sprützt. Dann kommt eine kleine Fregatte mit Matrosen auf allen Masten, und einige Schaluppen mit Ruderern. Dann ein Wagen mit Seegöttern und einem jungen Amor, der Pfeile unter die Zuschauer oder auch in die Fenster der Häuser schießt. Ein andrer Wagen stellt die ganze Geschichte Josephs vor. Auf einem Wagen Vulkans ist eine Schmiede, auf welcher während des Fahrens gearbeitet wird. Ein sich hoch in die Luft erhebender Wagen stellt einen Berg ganz voll junger Mädchen vor. Endlich kommt der Riese und schließt den Zug. Ob er gleich sitzend vorgestellt ist, so ist dennoch sein Kopf so hoch, als die ersten Stockwerke der Häuser. Im Innern desselben ist ein Junge, der den Riesenkopf hin- und herdreht. Während der Zug vor dem Pallaste des Kaisers vorbeyzog, war die Kaiserinn an einem Fenster, vor welchem sich eine so ungeheure Menge Menschen versammelt hatte, daß die Wagen kaum mehr fort konnten, und daß sogar ein runder Korb, den ein Mensch hindurchtragen wollte, auf den Köpfen fortgerollt werden mußte und konnte. Der Kaiser kam erst, nachdem der Zug vorbey war, vom Schiffe zurück.

Abends war Zirkel am Hofe, und die ausgezeichnetsten Frauen, so wie auch mehrere Männer wurden dem Kaiser und der Kaiserinn präsentirt, die sich huldreich und freundlich mit mehrern derselben unterhielten.

Am 4ten Abends gab die Stadt Ihren Monarchen einen glänzenden Ball auf dem Rathhause. Ihre MM. kamen gegen 10 Uhr in die Versammlung, und liessen zweymal drey Contratänze von ausgesuchten Paaren in ihrer Gegenwart tanzen. Sie gingen alsdann in dem Hauptsaale herum, und sowol der Kaiser als die Kaiserinn sprachen mit den meisten der gegenwärtigen Personen. Die Kaiserinn versicherte sogar, daß sie sehr gern selbst getanzt hätte, wenn sie sich nicht beym Einsteigen in ihren Wagen den Fuß etwas übertreten hätte. Ihre MM. blieben dreyviertel Stunden auf dem Balle, und Jedermann war von Ihrer huldreichen Leutseligkeit entzückt.

Den 5ten besuchten JJ. MM. noch ein anderes Kriegs-Schiff, den Pultusk, und einige der vornehmsten Damen der Stadt, die bey dem gestrigen Balle die Honneurs gemacht hatten, speiseten mit denselben zu Mittag.

Abends wurden Vorbereitungen zur Abreise gemacht, welche diesen Morgen um halb 7 Uhr erfolgte. JJ. MM. werden etwa 8 Tage in den neuvereinigten Provinzen zubringen, sollen aber alsdann wieder hierdurch zurück kommen. Ein großer Theil ihres Hauswesens ist zurückgeblieben.

Berlin, 28 April.

Die neue Organisation der Bürger-Garde, von welcher nun schon so lange die Rede ist, dürfte nun nächstens verwirklicht werden. Ein allgemeines Gerücht will, daß sie nach denselben Grundsätzen geleitet werden soll, wie die Pariser Bürger-Garde.

Die Seehandlungs-Kasse fährt fort, auf Obligationen und Actien, welche sich noch in der ersten Hand befinden, Zinsen zu bezahlen.

Der verstorbene Amtmann Hr. Honkeny hat der Gesellschaft naturforschender Freunde ein kleines Legat zu einer botanischen Preisaufgabe ausgesetzt, und diese hat folgende Fragen aufgeworfen: „Wie lassen sich die Pflanzen-Gattungen Cheiranthus, Erysimum, Hesperis, Heliophila, Arabis, Turritis und Brassica durch andre, beständige, leicht aufzufindende Merkmale, als die der Drüsen, unterscheiden? Wie viele Arten gehören zu denselben, und sind alle Varietäten wirklich solche, oder sollten beständige Arten unter ihnen verborgen seyn?" — Mit dem 7ten Julius 1813 wird die Gesellschaft ihr Urtheil über die eingegangenen Schriften aussprechen, und der gründlichsten Beantwortung den Preis von 100 Thlrn. zuerkennen.

Herr Schmalz wird in diesem Sommer juristische Vorlesungen halten. Hr. Rellstab hat seinen lehrreichen Vortrag über den Generalbaß mit der Anzeige geschlossen, daß er im nächsten Winter sich weiter über diesen Gegenstand verbreiten werde.

In unsrer Kriminal-Justiz-Verfassung werden bedeutende und zweckmäßige Veränderungen gemacht.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 5.

№ 5.

Uebersicht der neuesten Literatur.

1810.

Botanik.

Sprengelii, C., historia rei herbariae. Amsterdam im Industrie-Comptoir. 2 B. 1809.

Ein treffliches Werk, wie es außer dem berühmten Verfasser wohl kein Mitlebender schreiben konnte. Vielleicht möchten doch hin und wieder den Verf. Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu weit geführt haben. Oder sollte sich wirklich jeder Pflanzenname, der bey den alten Dichtern vorkommt, botanisch bestimmen lassen? Wir meynen, so wenig, wie bey neuern Dichtern, wenn wir die Namen Rose, Moos u. s. w., besonders in Verbindungen, wie Ros' im Walde, lesen. Wer mag hier immer genau die species (manchmal gar das genus) angeben, welche dem Dichter vor Augen schwebte, oder nur verbürgen, daß der Dichter überhaupt an eine bestimmte species gedacht habe? In solchen Fällen ist es rathsam, einen Dichter nicht klüger zu machen, als er ist und seyn will.

Geschichte.

Europa's Palingenesie, Sammlung der wichtigsten Materialien zur neuesten Geschichte des europäischen Continents. Erster Theil. Leipzig und Altenburg, Richter, 1810. gr. 8. 2 fl.

Manche Bücher kommen zu ihren Titeln, wie manche Menschen. Es ist dabey immer auf einen kleinen Vortheil des Titulaten oder des Titelverleihers abgesehen, und für das Publikum gibt es dann gewöhnlich einen ersten Aprilltag. Diese Palingenesie enthält weiter nichts als eine Skizze der neuesten Zeitgeschichte mit den bekannten Aktenstücken, wie sie bereits in den Europäischen Annalen und andern politischen Blättern gesammelt sind. Gleich die Einleitung beginnt mit der sonderbaren Aufschrift: „Ueberblick von Campo Formio bis Presburg," was aber keineswegs geographisch, sondern rein historisch zu verstehen ist.

Oekonomie.

Anweisung, kurze, zur Obstbaumpflege, als Leitfaden für Schullehrer auf dem Lande, von M. Fr. W. Hagen. Erlangen, Palm, 1810. 8. 24 kr.

Die Errichtung öffentlicher Gemeinde-Baumschulen im Bayreuthschen, welche zugleich zum Unterrichte der Jugend in der Baumzucht benutzt werden, verdient allgemeine Nachahmung, und die Folgen davon müßten weit ersprießlicher seyn, als ein Cursus der Physik oder Technologie, wie sie da und dort für Volksschulen vorgeschrieben werden. Leder, Traht, Eisen u. dgl. lernt der Knabe in der Werkstätte seines Vaters besser kennen, als bey seinem Lehrer, welcher dies alles nur im Funke oder Beckmann nachweisen kann; allein die Baumzucht kann nur dadurch verbreitet und veredelt werden, daß man die Kinder schon frühe mit den Handgriffen bekannt macht, und ihnen eben dadurch Lust und Liebe zur Sache beybringt. Die vorliegende Schrift entspricht ganz ihrem Zwecke, und wird überall, wo man den Menschen nicht fürs Blaue erzieht, mit Nutzen gebraucht werden können.

Benutzung, die beste, der deutschen Landesprodukte. Ein ökonomisch-praktischer Katechismus für jung und alt. Gera, Heinsius, 1810. 8. 1 fl. 30 kr.

Dieses Buch, an welchem wir blos die dehnende Form mißbilligen, enthält im populären Ton zweckmäßige Vorschriften für den Landmann in Hinsicht auf Ackerbau, Viehzucht, Obstbaumzucht und Weinbau. Der Verf. hat die neuesten Erfahrungen in der Agrikultur gehörig benutzt; nur möchte, wie es bey solchen Schriften immer der Fall ist, manches blos in der Provinz anwendbar seyn, in welcher der Verf. lebt. Dies gilt zumal von dem, was er über den Weinbau sagt.

Philologie.

De strigibus ab Aristotele, Plinio ceteroque scriptorum veterum grege commemoratis disseruit H. L. Sal. Billerbeck. 1809.

In dieser kleinen Schrift ist viel Gutes enthalten; doch ist der Verf. nicht ganz unbefangener Untersucher, und findet daher manchmal, was ihm seine Wünsche schon vorher vorspiegelten. Unter den Hülfsmitteln vermissen wir, wie schon andere vor uns, die französische Ausgabe von Aristoteles Thiergeschichte von Camus, die wenigstens nicht hinlänglich genug benutzt worden ist.

Siona, Darstellungen, das alte Testament betreffend, von W. N. Freudentheil. Hamburg, 1809.

Man kann die Siona, wenn man will, auch eine Olla potrida nennen; denn sie ist ein Gemengsel von allerley ungleichartigem, und genießbar für den, welcher den Gaumen dazu mitbringt. Die einzelnen Ingredienzen dieses Gerichts sind folgende: 1) Ruth, in Hexametern, wie das jetzt Mode ist, stark modernisirt und holprig. 2) Ueber die Siegslieder der Hebräer, worin manche artige Bemerkung enthalten ist. 3) Der Messias, eine Ekloge nach Virgils Pollio von Pope; übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Voran einige gute Bemerkungen über die seltsame Annahme, daß Virgil alttestamentliche Vorbilder vor Augen gehabt habe. Die Uebersetzung ist gerathen, wie es eben gehen wollte, aber doch mehr gut als schlecht. 4) Ueber den Einfluß des A. T. auf Klopstocks Messias. Dieser letzte Aufsatz scheint uns die Würze des Gerichts zu seyn.

Aeschylos Sieben gegen Thebe, von M. Gottfried Fähse. Schneeberg bey Schill. Ohne Jahrszahl.

Hr. Fähse, seit 10 Jahren ein rüstiger, wenn auch nicht immer glücklicher Uebersetzer, hat sein Original in grammatischer Hinsicht gut verstanden, aber der Geist des Aeschylos scheint in ihm nicht recht lebendig geworden zu seyn; wenigstens gelingt es seiner Darstellung nicht, uns ein recht schönes Bild dieses großen Tragikers vorzuzaubern. Statt der ruhigen Hoheit des Aeschylos finden wir meistens die athemlose Ohnmacht, welche sich zur Genialität stachelt, und mit vollen Backen sich müht, eine meilenlange Posaune zum Organe der Kraft zu machen. Einige Stellen indeß sind nicht ganz übel ausgefallen. Vom Verse versteht Hr. Fähse gar nichts. Was er uns für Senare gibt, sind Verses without a name, und seine dochmischen Chorzeilen gleichen stößigen Ziegenböcken, die recht antispastisch einander mit den Hörnern keifen, und sich dabey in ihren eigenen Haaren verwickeln. Daß diese Uebersetzung tief unter der Stolbergischen steht, welche auch Süvern nicht erreichen konnte, braucht kaum bemerkt zu werden. Als Zugabe erhalten wir eine Seite voll Conjekturen, die Verstand zeigen, aber gleichwohl alle unnöthig sind. Am wenigsten darf v. 199: Χῶ τι τῶν μεταλχμιον, und 556: χεὶρ δ' ὀρχ̃ τὸ δράσιμον angefochten werden. Beide Stellen strotzen von Gesundheit, und es ist eine Art von Gewissensache, ihnen durch Emendation die frische Lebensfarbe zu rauben.

Rechtswissenschaft.

1. **Rechtmäßigkeit, die, der bürgerlichen Ehescheidung in Bayern. Von einem bayerschen Pfarrer. München, Lentner, 1810. 8.**

2. **Ueber die Unmöglichkeit der Ehescheidung im moralischen, und also auch im bürgerlich rechtlichen Gesichtspunkt, 1810. 8.**

Nach dem Titel von Nro. 1 sollte man glauben, der Verf. halte die Ehescheidung nur in Bayern für rechtmäßig. In der Schrift selbst behandelt er aber den Gegenstand im Allgemeinen, theils historisch, theils knüpft er seine Gründe an den allgemeinen Begriff des Vertrags, den er aber durchaus einseitig aufgefaßt hat. Neues hat Rec. in diesen Bogen nicht gefunden, und des Ueberzeugenden noch weniger.

Weit genauer und bündiger ist derselbe Gegenstand in Nro. 2 abgehandelt, und der Verf. hat sehr gut das Besondre und Eigenthümliche des ehelichen Contrakts auseinandergesetzt, der jedesmal unbedingt und auf Lebenslang geschlossen wird. Rec. hätte gewünscht, daß der Verf. hauptsächlich auch auf die Heiligkeit des Familienlebens Rücksicht genommen hätte, welche sich mit den Begriffen von der Unauflöslichkeit der Ehe nothwendig verlieren muß, und auf die Gefahren, welche dem Staate drohen, sobald die Menschen nichts mehr bindet, als das Strafgesetz.

Schöne Künste.

Heinrich Füßli's sämtliche Werke. 1r und 2r Heft. Zürich, bey Füßli und Comp. 1810. quer Fol. 9 fl.

Hr. Füßli ist ein Mann von reger Bildungskraft, er strebt überall nach dem Großen und Kräftigen, und dies verdient Achtung, aber er sucht dieses Große meist in Ungestalt und Verzerrung, und verkennt darin offenbar die Bedingungen der Kunst. Bey den alten Plastikern hätte er die edle Mäßigung lernen können, die schon Lessing so überzeugend im Laokoon empfielt, und ohne welche zumal das Pathetische in der bildenden Kunst gar leicht zur gemeinen oder theatralischen Grimasse wird. Wir wollen damit den vorliegenden Umrissen keineswegs ihr wahrlich nicht geringes Verdienst absprechen. Es ist schon erfreulich, daß uns der Künstler mit heiterm Sinne aus dem alltäglichen Kreise der modernen Kunstpinseleyen in eine höhere Welt führt, wo das Leben selbst schon eine poetische Gestalt hat, weil es der Mensch aus sich bildet, oder weil das Schicksal es noch der Mühe werth hält, den freyen Gang einer kräftigern Natur zu hemmen. Manches in diesen Skizzen ist auch trefflich gedacht und tief empfunden, und wir empfelen das Werk, zumal jungen Künstlern, nicht zum Nachzeichnen, sondern damit sie sich dadurch angeregt fühlen zum eignen Schaffen und Wirken.

Theologische Schriften.

D. Christiani Theophili Kuinoel Commentarius in libros novi Testamenti historicos. Vol. 2. Evangelia Marci et Lucæ. Lips. 1809.

Grammatische Interpretation nach Grundsätzen, die man auf Profanscribenten anwendet, und „Bestimmung des Sinnes der einzelnen Stellen vermittelst des Zusammenhanges und einer genauen Rücksicht auf die Vorstellungs- und Ausdrucksart der damaligen Zeit" (S. Heidelb. Jahrb. Erster Jahrgang, 9 Heft) zeichnen diesen vom gelehrten Verf. mit Liebe gearbeiteten und für angehende Theologen besonders nützlichen Commentar aus. Hr. Kuinoel sucht sich immer mehr frey

zu halten von der aufklärerischen Behandlung der h. Schrift, die ein wackerer aus anfänglicher Befangenheit in seinem Alter heraustretender Theologe einführte, und nach ihm, durch ein schlechtes Streben der Zeit und Unkunde der Sprache unterstützt, andere bis zum höchsten Gipfel emportrieben. Das Einzelne des vorliegenden Commentars zu prüfen sey kritischen Blättern überlassen. Uns erlaube man die Bemerkung, daß die recht altgläubigen Theologen, wenn sie die gehörige Gelehrsamkeit besitzen, viel ehrwürdiger und zu Wegweisern tauglicher scheinen, als die modernen, auf Teufel und heiligen Geist ergrimmten, alles, was nur entfernt nach einem Wunder schmeckt, mit Feuer und Schwert bedrohenden Neologen. Jene, wenn sie auch selbst nie zu einer richtigen Ansicht der h. Schrift gelangen, können doch Tausende dahin führen, da sie nie in Versuchung gerathen, den Worten des Textes Gewalt anzuthun, und die Beyspiele sind nicht selten, daß ihr dogmatischer Glaube sich in heller schauenden zu einem wahrhaft poetischen Glauben verklärt hat. Diese dagegen bahnen nicht bloß zur frivolen Ungründlichkeit den Weg, sondern sind, wenn sie fein und künstlich zu Werke gehen, wol im Stande, indem sie gegen den dogmatischen Glauben zu Felde ziehen, auch allen Sinn für Poesie im Keime zu ersticken. Völlig erbärmlich aber, wenn nicht vielmehr in ihrer totalen Nichtigkeit possierlich und drollicht, sind die sogenannten Halb-Neologen, jene aus Eis und geschmolzener Butter zusammengekneteten Aufklärer, die mit einem Fuße im verflossenen, mit dem andern im künftigen Jahrhundert stehend, die Gläubigkeit der Großväter verdammen, und doch der hereinbrechenden Ungläubigkeit das Wort nicht reden wollen; die Wunder zu Hülfe nehmen, um Wunder todtzuschlagen, und wenn sie deren 100 gewürgt haben, ein Paar, mit denen sie nicht fertig werden konnten, desto liebreicher hegen und pflegen; die viel zu klug und gescheut sind, um an Gespenster bey Tage zu glauben, sich aber doch ein Gespenstchen in der Geisterstunde nicht nehmen lassen; die mit einem Worte Gott nicht zu sehr dienen, um es auch mit dem Teufel nicht ganz zu verderben — — oder umgekehrt. Man glaubt kaum, wie weit noch vor Kurzem diese Zwitterbrut von altväterischer Herkömmlichkeit und neologischer Afterweisheit verbreitet war. Ein Reisender kam nach P...., um auf der Königsbrücke den heiligen Nepomuck, von dessen Wunderthaten er gehört hatte, in Augenschein zu nehmen. Er fragte einen Vorübergehenden, „ob sich der marmorne Heilige wirklich jede Nacht um 12 Uhr mit dem Glockenschlage rund umdrehe?" — „Nur á Bissel", erwiederte der Fremde, „es will nicht viel deuta".

Anweisung zum Rhythmus in homiletischer und liturgischer Hinsicht, von Dr. Gräffe. Göttingen bey Dietrich, 1809.

Schon des Zweckes wegen, den der wackere Verf. sich vorsetzte, auf die Annehmlichkeit, die Würde und den Eindruck der Predigten zu wirken, verdient dies Buch eine rühmliche Auszeichnung; denn leider! gilt es von der größern Zahl unserer Kanzelredner, daß sie keine Ahnung vom Rhythmus haben, und doch kann nichts gegründeter seyn, als die Behauptung: daß nicht bloß durch die Kraft der Gedanken eine Rede ins Herz dringe, sondern auch ganz vorzüglich durch die Gewalt und die Fülle eines angemessenen Rhythmus. Der Verf. ist begeistert für seine Sache, wie für eine Sache der Religion, und wir hoffen, daß diese Begeisterung in die Gemüther vieler andrer eindringen werde. An seiner Theorie, die der Moritzischen nahe kommt, ist vieles auszusetzen, was wir hier nicht entwickeln können. Besonders ist der Verf. mit der Quantität der Sylben, und der technischen Einrichtung des Verses, Wahl der Versfüße, und was dahin gehört, nicht im Klaren. Ein Vers, wie:

Himmlische Vollkommenheit,

an dem auch nicht das mindeste auszusetzen, dünkt ihm fehlerhaft. Doch, wen die Natur nur mit einigem Gehör ausgerüstet hat, wird sich vom Verf. nicht irren lassen. Am besten gelungen ist der dritte Abschnitt, in welchem die passenden Rhythmen für Anfang, Mitte und Schluß der Rede erwogen werden. Hier sind treffliche Vorschriften gegeben, die immer wahr bleiben, wenn auch hin und wieder die Beyspiele unglücklich gewählt sind. Wir wünschen mehr solche Bücher, und vor allen eins, nach welchem der Rhythmus in allen Schulen könne gelehrt werden. Dann erst, wenn dies geschieht, kann man bey uns der goldnen Zeit von Athen und Rom entgegensehen, wo das Volk bey einem einzigen Mißlaute zu murren anfieng, dagegen laut auffauchzte, wenn eine Rede mit einem Rhythmus schloß, wie folgender: Drum nehmet ihn auf, Bürger, ihn, der mit

– ∪ ∪ – – ∪ – ∪

Siegestriumph wiederkehret.

Stephani, D. H., Winke zur Vervollkommnung des Konfirmanden-Unterrichts. Erlangen, Palm, 1810. 8. 1 fl. 15 kr.

Bey Herausgabe seines Leitfadens zum Religions-Unterricht hatte Hr. Stephani einen Commentar dazu versprochen, und er löst nun dieses Versprechen auf eine Weise, die ihm Liebe und Achtung erwerben muß. Er hat das Uebel der Zeit in seiner Quelle erkannt, und sucht ihm entgegenzuarbeiten mit männlichem Sinn. Das Christenthum in seiner hohen Einfalt und Herrlichkeit darzustellen, ist sein Bemühen, und er dringt vorzüglich darauf, daß die moralisch-religiöse Bildung schlecht und gerecht, entfernt von aller Schulgelehrsamkeit, betrieben werde. Möge Hr. St. empfängliche Gemüther finden für seine Lehren! Mit diesem schlecht und gerecht ist so manchen nicht gedient, die nichts zu geben haben als gleißende Worte.

Hieber, P. K., Versuch einer Uebersetzung der Psalmen Davids aus dem hebräischen Grundtexte, als Gebet- und Unterrichtsbuch eingerichtet. Ingolstadt, Attenkover, 1810. 8. 1 fl.

Da die Psalmen-Uebersetzungen eines Mendelsohn und protestantischer Theologen nur in die Hände von wenigen Katholiken kommen, so muß es einem katholischen Religionslehrer zum Verdienste gerechnet werden, eine solche zum Behufe seiner Confessionsverwandten aus dem Grundtexte zu verfertigen. Hr. Hieber hat mit Sinn und Gefühl übersetzt, und sein Buch wird manchem zur Erweckung und Erbauung dienen. Nur hätte er es nicht an erklärenden Anmerkungen fehlen lassen sollen.

Thieß, D. J. O., Kommunionbuch für aufgeklärte Christen. 4te Ausgabe, mit 1 Kupf. Gera, Heinsius, 1810. 8. 1 fl.

Die dogmatischen Ansichten des Verf. sind bekannt. Er hätte vielleicht am allerwenigsten ein Kommunionbuch schreiben sollen, denn im Grunde gibt er blos ein Tischbuch für Seelendiätetik. Die Aeußerung des Verf. in der Vorrede: „daß für die (übrigens schätzbare) Klasse gemeiner Christen noch nicht der Gesichtspunkt der Abendmahlsfeyer gegeben werden könne, wie für die aufgeklärten", für welche Hr. Thieß schreibt, hat etwas Verächtliches. Es ist frecher Leichtsinn, das Heiligste zum Gaukelspiele des Betrugs herabzuwürdigen, und dessen nicht einmal Hehl zu haben. Was müssen die Redlichen unter dem Volke, denen der Zufall ein solches Buch doch leicht in die Hand bringen kann, was müssen sie denken von einer Religion, die solche Lehrer hat, und von Lehrern, die ein doppeltes Evangelium verkündigen, und ihre Täuscherey öffentlich zur Schau tragen?

Hoffmann, Ch. A., Sammlung der auserlesensten Bibelstellen zum Gebrauche in Schulen sowohl als zur häuslichen Erbauung, und zugleich als Hand-Concordanz für Prediger. Giessen, Tasche und Müller, 1809. 8. 36 kr.

Die einschlagenden Bibelstellen sind hier unter dogmatische und moralische Rubriken geordnet, und für den auf dem Titel bezeichneten Zweck sehr brauchbar.

Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne ou le Swedenborgianisme. Ouvrage posthume de Henri de Bülow. à Philadelphie (Berlin, Hitzig) 1809. 8. 1 fl.

Dem Vorbericht zufolge übergab Hr. v. Bülow diese Bogen, das letzte Produkt seiner schriftstellerischen Thätigkeit, einem Freunde, als er von Colberg nach Königsberg gebracht wurde. Als Quellen benützte er die englischen Uebersetzungen der Swedenborgschen Schriften; man lernt hier mehr das Materielle als den Geist der Swed. Lehre kennen. Der Verf. scheint aber hauptsächlich auf Leser in Frankreich gerechnet zu haben, und scheint auch von daher die Erfüllung der Vaticinien seines Apostels zu erwarten, wie S. 64, wo von der Trennung der römischen und gallikanischem Kirche die Rede ist.

Vermischte Schriften.

Der Organismus menschlicher Wissenschaft und Kunst, dargestellt von K. Fr. Burdach. Leipzig, Mizky, 1809. 8. 1 fl. 12 kr.

Der Verf. nimmt ein dreyfaches Prinzip an, welches nicht nur in der Natur und ihren einzelnen Erscheinungen walten, sondern auch in jedem Produkte der Wissenschaft und Kunst sichtbar hervortreten soll. Diese Dreyheit besteht aus Einheit, Vielheit und Allheit. Mit solchen spielenden Klassifikationsformeln ist im Grunde wenig gewonnen, und ihre Unzulänglichkeit zeigt sich auch bey Hrn. Burdach besonders, wenn er auf Jurisprudenz und schöne Kunst kommt. So heißt es S. 45: die dramatische Poesie stelle in der Dichtkunst die Vielheit dar, denn sie führe das Objekt selbst in seiner äußern Erscheinung auf. Thut denn das homerische Epos nicht dasselbe, und tritt in seiner rein objektiven Darstellung je die Subjektivität des Dichters hervor? — Ebendaselbst behauptet der Verf. von der lyrischen Poesie, daß sie durchaus nur den durch ein Objekt erregten Gemüthszustand des Subjekts zur Anschauung bringe. Kennt denn Hr. B. die alten Hymnen Homers und der Homeriden nicht? Selbst manche der schönsten Horazischen und Ramlerschen Oden konnten ihn eines Bessern belehren. — Rec. kommt es überhaupt vor, als ob es mit unsrer wissenschaftlichen Architektonik sich zum Ende neige. Die babylonische Sprach- und Begriff-Verwirrung deutet ganz auf diesen Zustand hin.

Tablettes genealogiques des illustres maisons des Ducs de Zaeringen, Margraves et Grand-Ducs de Bade. à Darmstadt, chez Leske, 1810. 8. 2 fl.

Die vor zwey Jahren in französischer Sprache erschienene Geschichte des Badischen Hauses von einem Hrn. Biton hatte zu geringen historischen Werth, als daß sie den Kenner der Geschichte auch nur einigermaßen hätte befriedigen können. Der Verf. des vorliegenden Werks, dem Vernehmen nach ein Herr von Türkheim, zeigt überall eine vertraute Bekanntschaft mit den Quellen der deutschen Historiographie, und sein Werk übertrifft jenes frühere sowohl in Hinsicht auf Genauigkeit als in Ansehung des Plans und der weisen Oekonomie. Schöpflins unsterbliche Verdienste werden freilich auch durch diese neue Schrift um nichts vermindert, obgleich der Verf. ihm nicht selten kleine Irrthümer und menschliche Schwächen nachweist. Wir bedauern nur, daß Hr. v. T. sich, wie auch Schöpflin grösstentheils, blos auf Genealogie und die Geschichte des regierenden Hauses beschränkte, die Historie des Landes aber, seiner Kultur und seiner Verfassung, ganz ausser seinem Plane liegen ließ.

Böcklin's, Freyh. von, Paragraphen, theils philosophischen, theils historischen Inhalts. München, Fleischmann, 1809. 8. 2 fl.

Es ist erfreulich, einem Manne zu begegnen, der, wie Hr. v. Böcklin, in seinem Alter noch diese seltene Thätigkeit — als erfahrner Landwirth und als Schriftsteller — und diese Heiterkeit und Freyheit des Geistes zeigt, welche nur der Lohn eines wohlangewandten Lebens seyn können. Das vorliegende Werk hat eine schöne anziehende Individualität: der Verf. spricht darin seine Ansichten, Erfahrungen, Gesinnungen und Urtheile aus. Die Gegenstände sind mannigfach, wie das Leben in seinen verschiedenen Momenten sie darbeut. Die Ruhe und Unbefangenheit des Tons gewinnen den Leser, und wo er auch anderes Sinnes seyn sollte, als der Verf., da wird er ihn doch seiner Herzlichkeit wegen lieben müssen.

Nro. 123.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Mai, 1810.

Mit Athenäens Rüstung angethan
Geht tadellos der Ehre Bahn,
Und streitet all des Ruhmes Streit
Mit ungeschwächter rascher Tapferkeit!

Bürger.

Kunst in München.

I. Acquirirte Kunstwerke.

Die Ankunft der beyden Köpfe von Albrecht Dürer, welche der Kronprinz aus einer Privat ammlung zu Nürnberg gekauft hat, ist schon aus andern Notizen bekannt. — Vorzüglichen Kunstwerth hat der Kopf seines Lehrers Wolgemut, im Gesicht voll von Liebe und warmen Leben, das noch in jeder Ader zu schlagen scheint und den Beschauer unwillkührlich festhält.

Noch wichtiger ist der Ankauf eines Original-Gemähldes von Raphael aus Florenz, ebenfalls auf Rechnung des Kronprinzen besorgt — eine Acquisition aus Italien, die mehr werth ist als die eines ganzen Distriktes. — Das Gemählde, sein Brustbild von ihm selbst gemahlt, fast Lebensgröße, war bisher in einer reichen Privatsammlung zu Florenz gewesen, von wo aus es auch durch mehrere Stiche, unter denen jener von Morghen nicht der gelungenste scheint, allgemein bekannt geworden ist. — Der Kronprinz hatte bey Versteigerung der genannten Sammlung seinem Agenten, dem Galerie-Inspektor Tillis, aufgetragen, den Raphael um jeden Preis zu erstehen. Herr Tillis, wol wissend, mit welcher Eifersucht die Italiener ihre Raphaels im Lande als National-Heiligthum bewahren, überträgt die Kommission einem jungen italienischen Künstler, der es sofort auch für 18,000 Gulden erfleht, indem die Liebhaber sich mit der Beruhigung zurückziehen, daß doch der Schatz in Florenz bleibe. Die ganze Stadt soll beunruhigt worden seyn, als es nun eingepackt wurde, um nach Deutschland geschafft zu werden. — Die Gemählde des Raphael behalten nicht die Frische und Jugendlichkeit, wie die Correggios und andrer; aber auch aus seiner Verdüsterung dringt dieser Kopf mit der erstaunlichen Kraft und Anmuth der Genialität beynahe überirdisch hervor, und von einer Färbung umleuchtet, die aus einer fast nächtlichen Dunkelheit durch alle Lichtmassen bis zur höchsten Klarheit ausstrahlt. — Ich enthalte mich einer ausführlichen Karakteristik, bis ich mit dem wundersamen Bilde mehr vertraut geworden bin.

Noch darf unter dieser Rubrik wol einer goldenen Denkmünze erwähnt werden, etwa von der Größe eines Thalers, mit den Brustbildern des Königs und der Königinn, welche auf ihre Anwesenheit in Paris geprägt worden ist. Man bewundert darauf besonders den Kopf der Königinn, dessen Züge voll Hoheit und Anmuth von der Kunst noch nie so rein und geistvoll sind dargestellt worden, als hier in Metall.

II. Neue Kunstwerke.

Voran müssen wir hier vier Büsten stellen, welche durch Tieck, den seine Kunst jetzt wieder nach Rom geführt hat, die letzte Zeit in Gyps sind ausgeführt worden: der Gräfinn Montgelas, an Schönheit der Formen und weiblicher Würde ein Aspasienkopf; des Kronprinzen, voll von jugendlicher Kraft und besonders um die Stirn äußerst bedeutend durch Tiefe und hervordringende Reflexion, welche sich um den Mund in sanfte Züge und Lieblichkeit verliert; des Präsidenten Jacobi, ein Bild, das man nicht ohne Erheiterung betrachten kann, indem die Klarheit und Ruhe dieser ehrwürdigen Züge unwillkührlich in das

Gemüth des Beschauers übergehen; und endlich die Büste des Dichters Fr. Tieck, der hier in voller Jugendlichkeit, schön und sinnig wie seine Gesänge, uns anspricht. — Möge den trefflichen Künstler ein heiteres Schicksal durch Italien leiten: findet er Gelegenheit, sein herrliches Talent in großen Kompositionen zu bewähren, so dürfen wir Werken von ihm entgegen sehen, welche der deutschen Kunst Ehre machen. Sein Stil ist durchaus frey von Manier; rein, groß und sicher: aus den kalten Massen, die er formt, haucht wahres und frisches Leben hervor. —

Unter den Gemählden zeichnen wir einige Landschaften aus: Der Ammersee von Contgeia, sichere Zeichnung und schöne Farben; doch sind die Gewitterwolken verfehlt, und die Haltung ist nicht durchgehend. Zwey kleine Landschaften, von Dorner d. J., und eine große, von demselben, vorstellend den Uebergang der Baiern und Franzosen über die Ströme, welche sich bey Passau vereinigen. Die Scene ist nach der Natur und aus dem letzten Kriege. Der Standpunkt ist trefflich gewählt, die Stadt tritt imposant mitten ins Gemählde, und die Gegend, die Flüsse und Menschen gruppiren sich zu einem schönen Ensemble. Doch verliert das Bild neben den beyden kleinern, die mit weit größerer Sorgfalt ausgeführt, und in jeder Hinsicht lobenswerth sind. — Noch bemerken wir ein großes allegorisches Fresko-Gemählde, welches Kloz am Plafond im neuen Münz-Gebäude ausgeführt hat. Mehrere Partieen sind ausgezeichnet schön, z. B. die Schmiede des Vulkan, der mit seinen Cyklopen, vom Feuer gebräunt, in gigantischer Kraft auftritt. Die Verkürzung und Perspective der Figuren ist fast durchgängig getroffen, doch die Färbung bey vielen zu schwach. —

III. Musik.

Auf dem Theater haben wir zum Erstenmale gesehen, Helene, Oper in 3 Akten, nach dem Französischen von Treitschke, Musik von Mehul. Sowol die Situationen als die Komposition erinnern sehr an den Wasserträger, und nicht immer zu ihrem Vortheile. — Im Ganzen ist die Handlung unterhaltend, und aus der unsteten arabeskenähnlichen Musik treten nicht selten sehr erfreuliche Einzelnheiten, Arien und Duette hervor, so daß die Oper einen Abend sehr angenehm ausfüllt. — An den HH. Hanmüller, Weichselbaum und Mittenmeyer haben wir drey ausgezeichnete Sänger, und der erstere hat auch als Schauspieler vorzüglichen Werth.

Doch das merkwürdigste musikalische Produkt, welches die letzte Zeit auf hiesigem Boden hervorbrachte, ist ein Oratorium: Jesus Christus, aufgeführt in der protestantischen Hofkapelle am Charfreytage 1810, in Musik gesetzt von Kapellmeister Winter. Der Text, von einem mir unbekannten Verfasser, hat bey vielem rednerischem Aufwande manche poetische Schönheit, und die Musik wirkt mit wunderbarer Gewalt, bald erschütternd und in kühnem Schwunge hereinbrechend, bald herabsinkend bis zur leisesten Anmuth. Nichts gleicht den lieblichen Akkorden, durchtönt von den Klängen einer Harfe, in denen das Quartett hervorquillt:

Sanfte Trauerharfen klagen:
Wann wird neu der Morgen tagen?
Diese Erdensonne sinkt hinab.
Ach! es schlaft in stillen Grüften,
Wo die Glaubens-Palmen duften,
Der uns liebend seinen Frieden gab.

In der letzten Oper dieses Meisters, Colma, und in diesem Oratorium herrscht ein durchaus origineller Geist, der durch einfache Hoheit, und frey von kleinlicher Mahlerey durch freye und große Züge ergreift und rührt. —

IV. Theater.

Im Laufe des April wurden drey neue kleine Stücke an einem Abende mit Beyfall gegeben: 1) So sind sie gewesen, ein Schauspiel; 2) So waren sie, ein Lustspiel; 3) So sind sie, ein Lustspiel, jedes in einem Akte. Der Verfasser, wie ich höre, ein Sohn unsers trefflichen Hügel, der als Regisseur und Schauspieler gleichbedeutende Verdienste hat, führt den glücklichen Gedanken aus, zwey alt-adeliche Familien in den Zeiten des Ritterthums, des alt-französischen Geschmacks und der modernen Mode darzustellen. — Im ersten Stücke sind natürlich Gelübde, Kloster und Pomp an der Tagesordnung. Am Ende wird von einem lustigen Ritter, Otto von Bärmbusch, (Hr. Stentsch), von den betrogenen Klosterknechten, statt des blühenden Ritterfräuleins, eine bejahrte Tante in die Sänfte praktizirt, und schreyend durch das Thor geschafft, um nach dem Kloster gebracht zu werden. — Im zweyten Stücke, einige Sekula später, liest die gnädige Mama aus der Familien-Chronik ihrer Tochter und Nichte den Ausgang der Geschichte vor. Hier amüsiren die Reifröcke, die ungeheuern Frisuren und altfränkischen Manieren nicht weniger als die Intrigue, welche ein alter Anselmus v. Bärmbusch, ein Nachahmer und Bewunderer des Otto (Hr. Hügel), anspinnt, um seine Nichte mit einem nicht hoffähigen Geheim-Sekretarius zusammenzubringen. Im dritten und letzten Stücke wird von den neuesten Editionen der alten Familien spazieren gefahren, durch die Brille geluckt, betriegen gelernt, von den Töchtern Guitarre und Naivetät gespielt, deklamirt, und von Allen Schonungslosigkeit und Frivolität zur Schau getragen, so daß ieboch ein besserer Genius zuweilen hervorblickt. — Wir wollen mit dem Verfasser nicht rechten wegen mancher Mängel: es durchkreuzen sich in seinen Stücken eine Menge trefflicher Gedanken, interessanter Situationen, und der Dialog hat größtentheils raschen und lebendigen Fortgang. — Möge ihm Muse und Gelegenheit zur Ausbildung seines entschiedenen Talents zu Theil wer-

den. Hr. Hügel, der Vater des Dichters, geb den humoristischen Anselm v. B. mit Kraft und Gewandtheit, und Hr. Steursch bewährte auch diesen Abend sein sehr vortreffliches Talent. — Das Kostüme war in dem mittlern Stucke bis in die größten Kleinigkeiten, z. B. bis zur Form der Weinflasche herab, mit der äußersten Sorgfalt befolgt, und die Regie verdient deshalb Lob und Anerkennen. — xy.

Der Ruhm der Holländer.

(Fortsetzung.)

Freylich legen sich die Holländer beynahe niemals auf Erfindungen der Gegenstände des Luxus, der Pracht und Bequemlichkeit, wie die Franzosen, die Engländer, und selbst die Deutschen; aber desto mehr sind sie darauf bedacht, alles, was nur einigermaßen dem Lande und den Einwohnern nützlich seyn könnte, zur höchst möglichen Vollkommenheit zu bringen, — besonders in Hinsicht auf Dämme, Schleusen, Mühlen, Kanäle, Wasserwerke aller Art, und von allem, was in dieser Hinsicht noch gethan und verbessert werden könnte, wird man ohne Zweifel dem Holländer, dem man schon so viele dahin abzweckende Erfindungen und Verbesserungen verdankt, auch in der Folge noch stets viel zu verdanken haben. weil Temperament, Beharrlichkeit, Betriebsamkeit, unermüdete Geduld bey allen möglichen Hindernissen, Erwerbgeist, und die geographische und politische Lage dieses Landes zusammenwirken, um bey dem Holländer diese Zweige der Erfindungen und Entdeckungen zu vervollkommnen. Die zahlreichen gelehrten und wohlthätigen Anstalten, die vielen Belohnungen, Preis-Austheilungen, Ehrenbezeugungen, von welchen man besonders in den neuesten Zeiten wieder viele glänzende Beyspiele hat, müssen, bey einiger Mitwirkung des Gouvernements, diesen Zweck noch viel mehr befördern.

So lange die Holländer unter dem Drucke des spanischen Jochs seufzten, konnten sie wenig ausführen: Geist und Körper unterlagen lange Zeit. Sobald aber der Niederländer sich aus seinem Schlummer erhoben, und rühmlich freygefochten hatte, sobald die Geissel des spanischen Tyrannen und zugleich auch Aberglaube und Fanatismus verschwunden waren, verbreitete die Aufklärung ihre wohlthätigen Folgen vorzüglich über die Niederlande: der Geist der Thätigkeit, der Eifer für das Wohl des Vaterlandes und die Nothwendigkeit, sich diesen frey-erfochtenen Boden durch alle mögliche Anstrengungen zu erhalten, gaben dem Genie dieser Nation einen bewundernswürdigen Schwung; von allen Seiten sah man auffallende ruhmvolle Beweise von Schlauheit, Geduld, Tiefsinn, Schnellkraft und Erfindungs-Geist, und es traten jetzt Männer auf, die alle Nationen Europens mit Stolz die Ihrigen genannt haben würden: Genies, wie man damals bey andern Nationen, einen Newton und Leibniz ausgenommen, vielleicht wenige gleichzeitige sah. Der Handel, und durch diesen die Wohlfahrt der Nation blühte von allen Seiten; Fabriken, und Manufakturen wurden mit jedem Jahre zahlreicher und vollkommener, und da der Grund und Boden den Holländern nicht Erhaltungsmittel genug anbieten konnte, so mußten sie alle ihre Arbeitsamkeit, Geduld und Schlauheit anwenden, um durch neue Erfindungen und Entdeckungen, durch Vervollkommnung der schon vorhandenen Fabriken, Handwerke, Maschinen u. s. w. der stiefmütterlichen Natur zu Hülfe zu kommen. In allen Fächern der Wissenschaften und Künste (Bildhauerkunst und Musik ausgenommen) wetteiferten sie mit andern Nationen, und in so manchen Fächern, (um nur Medizin und Philologie hier ausdrücklich zu nennen), waren sie selbst die Lehrmeister anderer Nationen. Ihr unermüdeter Eifer, ihre eiserne Beharrlichkeit, allen Gefahren und Hindernissen zu trotzen, und das ihnen ganz eigene Streben nach größerer Vollkommenheit, mußte sie nothwendig in denen Fächern, welche die Hauptstützen ihres Staates waren, in Handel und Schiffahrt und in allen davon abhängenden Zweigen, groß machen. Aber auch die Erdbeschreibung, die mathematischen Wissenschaften, die Glas-Mahlerey, die Mikroskope, Teleskope, Feuerspritzen, Mühlen u. s. w., liefern uns eben so viele glänzende Beweise des Feuereifers und des Erfindungsgeistes dieser Nation.

Die Industrie der Holländer ist nicht blos, wie die meisten Ausländer behaupten, eine Folge ihres Temperaments, oder wie die Engländer sagen, ihres Instinktes, sondern auch ihrer geographischen und politischen Lage, eine natürliche Folge der Hauptmittel, welche sie zu ihrem Unterhalte, zu ihrer physischen und politischen Existenz wählen mußten. Daher der durch alle Welttheile ausgebreitete Handel dieser Nation, daher die merkwürdigen Wasserwerke, die eben so kostbarn als ungeheuern Dämme, die Schleusen, die zahllosen Wasser- und Windmühlen, die Austrocknung der inländischen Meere (Polders), welche in fruchtbare gesegnete Landstriche umgeschaffen sind, die Ziegelbrennereyen, die Fabriken, die ruhmwürdigen Institute für Handel und Schiffahrt, die Zimmerwerfte, und so viele allgemein bewunderte Merkwürdigkeiten mehr. Auf den ersten Blick schon muß der unpartheyische Reisende, der zum Erstenmale Süd- und Nord-Holland durchkreuzt, diese allgemeine Betriebsamkeit, diesen Erwerbgeist, diese Geduld und Beharrlichkeit, und zugleich die gerühmten Folgen derselben bewundern. Der Liebhaber der Geschichte, der überdies schon dem Niederländer in seinem Riesenkampfe gegen seine Unterdrücker zujauchzte, wird auch in der besondern Geschichte der einzelnen Provinzen, im Leben und in den Thaten einzelner großen Männer, mit innigem Vergnügen jene merkwürdigen Hauptzüge in dem Karakter des Holländers

entdecken, welche sein Land zu der Größe erhoben haben, der es seit mehrern Jahrhunderten theilhaftig ward; nämlich jene unermüdete Geduld, Beharrlichkeit und Standhaftigkeit, welche zugleich mit einer richtigen Beurtheilungs-Kraft, tiefer Einsicht und Erfindungsgeist sich paaren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Potors Gebet.

Will dein gerechter Zorn, o Herr, uns Kettensklaven
Der Sünde mit Entbehrung strafen,
So mag dein Hagelschlag der Feldfrucht uns berauben.
Ach, Gott! Verschone nur die Trauben!

Hs.

Korrespondenz-Nachrichten.

Pesth, im April.

Nirgends in der ganzen österreichischen Monarchie reist man mit so großen Kosten, als auf der Straße von Wien nach Pesth. Man beklagt sich schon in Wien über die herrschende Theurung, und wer diese Residenzstadt in dieser Hinsicht vor etwa zwey Decennien kannte, wird diese Klage allerdings gerecht finden. Welch ein außerordentlicher Abstand zwischen den damaligen und jetzigen Preisen aller Lebensmittel! Indeß ist doch in Wien fast alles billiger zu haben, als auf der ganzen Straße von da nach Pesth, und in dieser letzten Stadt. Das Maß Wein, das man in Wien um einen Gulden besser bekommt, muß hier mit einem Thaler bezahlt werden. Wiener Landkutscher haben Bündel Heu nach Wien mitgenommen, um sie ihren Kameraden zu zeigen, und ihnen begreiflich zu machen, wie auffallend theuer das Futter in den Gegenden nach und um Pesth sey. Man wird sich wundern, daß so etwas in einem gesegneten Lande, wie Ungarn, statt finde. Vielen wird dies mit Recht unbegreiflich seyn. Aber so ist es.

Die Vermählung Louisens mit Napoleon hat auch hier mancherley Festivitäten veranlaßt. Man fühlt es, von welchen gesegneten Folgen dieses wichtige Ereigniß für die ganze Monarchie und insbesondere für Ungarn seyn könne. Der Kurs der klingenden Münze ist dadurch merklich herabgedrückt worden; aber auch hier, so wie überall, hat dies auf die Preise der Lebensbedürfnisse nicht gewirkt, wie man gewünscht und gehofft hatte; manches ist vielmehr noch theurer geworden.

Vor einiger Zeit ist hier ein Brief von dem berühmten Historiker Johannes von Müller an Hrn. Friedrich Nicolai in Berlin im Druck erschienen, in welchem Müller über die National-Ungarn sehr günstige Urtheile fällt. „Es bewegt mich mit inniger Rührung, heißt es unter anderm, die Erinnerung des herrlichen Ungarns, an edeln Seelen so fruchtbar, als an allen Gaben von Ceres und Bacchus. Wie merkwürdig seine Geschichte! Und was könnten diese Männer seyn! Was sind sie aber auch wirklich so schon! Immer werde ich ihr Freund und Bewunderer seyn; einst sollen sie es sehen, wenn meine größere Geschichte herauskommt.“

An literarischen Neuigkeiten sind wir jetzt arm; die Lektüre des hiesigen größern Publikums beschränkt sich größtentheils auf unterhaltende, besonders auf Feßlersche und Kotzebuesche Schriften.

Rudolstadt, 25 April.

Das tiefgedachte, zarteste Werk Haydns, die Worte des Erlösers am Kreuze, ursprünglich zum kirchlichen Gebrauche für Cadix bestimmt, wurde stets von Kennern der Musik seiner Würde gemäß verehrt. Wenn es gleichwol weniger auf das größere Publikum wirkte, als andre Kompositionen unsres Haydn, so lag es wol darin, daß man, gegen die ursprüngliche Tendenz des Werkes, bey der Aufführung die sieben Adagios, aus denen es besteht, unmittelbar und ohne Unterbrechung auf einander folgen ließ. Es entstand auf diese Art allerdings eine peinliche Monotonie, die selbst den gebildetern Freund der Musik in einer unangenehmen Spannung erhielt. Um diesen Fehler zu vermeiden, und das herrliche Werk in seine Rechte auf das Publikum einzusetzen, wurde in Rudolstadt eine Karfreytags-Feyer veranstaltet, die eben so einzig in ihrer Art, als würdevoll und genußreich war.

Das Oratorium selbst wurde unter der verständigen Direktion des als Komponisteur und ausübender Musiker gleich rühmlich bekannten, für seine Kunst wahrhaft begeisterten Kammer-Musikus Max Eberwein von der vortrefflichen fürstlichen Kapelle, in Begleitung einer starken und ausgesuchten Vokalmusik, am Karfreytage dieses Jahres Abends 5 Uhr in der Stadtkirche aufgeführt. Das weitläufige Lokale war passend zu akustischen Zwecken verändert, und die ganze Kirche von einer Menge Wachskerzen glänzend erleuchtet. Der Eintritt war ohne Unterschied der Stände für jedermann frey, und obgleich weit über 2000 Menschen aus der Stadt und aus nähern und entferntern Gegenden zuströmten, dennoch für Platz und Ruhe gesorgt.

Während der Introduktion trat unbemerkt und anspruchlos der geistvolle, wegen seiner gehaltreichen Predigten von allen Gebildeten verehrte Redner aus Weimar, Professor Johannes Schulze, auf die Kanzel, und rollte in der ihm eigenen, kraftvollen Sprache den Vorhang des großen Trauerspiels der Kreuzigung Jesu auf. In wenigen großen Zügen entwickelte er den Gang der Geschichte, bis zu den Worten des Erlösers: „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!“ Vier Stimmen wiederholten ohne Begleitung in einfachen Harmonien diese Worte. Sie schienen, vom tiefsten pianissimo nach und nach zur aushaltenden Stärke heranschwellend, unmittelbar aus einer andern, weit abgelegenen Welt zu uns herüber zu dringen. Die Wirkung war so stark auf die große, gemischte Volksmenge, daß außer den verhaltenen Athemzügen nicht das geringste Geräusch gehört wurde. Nun begann das erste Adagio, meisterlich exekutirt, nach dessen Endigung der Redner, die Leidensgeschichte weiter verfolgend, und mit tiefgedachten Reflexionen sie durchwebend, die folgenden Worte: „Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn“ herbeyführte. Jetzt folgte die Wiederholung derselben von vier Stimmen, dann das dazu gehörige Adagio, und in diesem Wechsel von Rede und Musik wurde das Ganze, mit einigen wohlberechneten Abänderungen, bis zum Ende durchgeführt, doch so, daß zwischen dem letzten Adagio, und dem darauf folgenden Allegro, welches das Erdbeben bey dem Tode Jesu ausdrückt, nichts gesprochen wurde.

Es ist in Wahrheit unbeschreiblich, wie das Ganze jeden ansprach, und die fortwährend anhaltende, tiefe Stille bezeugte das allgemeine Interesse und die tiefe Rührung, welche dies aus Rede und Musik harmonisch zusammengewebte Kunstwerk hervorbrachte. Es war die schönste, wahreste Feyer dieses Tages, die, begünstigt durch die liberalste Unterstützung und das Zusammenwirken mannigfaltiger Talente, selten in diesem Umfange, und mit dieser Würde mag veranstaltet werden.

Die Rede des Professors Schulze wurde noch denselben Abend und am andern Morgen an die Zuhörer unentgeltlich vertheilt, um dem schönen Abende und der durch ihn geweckten Stimmung eine längere Dauer in dem Gemüthe der Anwesenden zu sichern.

Nro. 124.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. Mai, 1810.

— Mit gewaltsamer Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band. —
Schützende Götter des Hauses, entweichet!
Lasset die rächenden Göttinnen ein!

v. Schiller.

Agamemnons Rückkehr aus Troja. *)

Nulla salus bello, pacem te poscimus omnes.

Priams stolze Veste war gesunken
Durch der Griechen grause Flammenwuth,
Als die Myrmidonen siegestrunken,
Reich an Trojas langgehäuftem Gut,
Eifrig auf Poseidons Wogen
Die belebten Schiffe zogen,
Steuernd mit der Siegerhand
Nach dem theuren Vaterland.
Schön ists, wenn sich die Helden befeuern
Kühn in der tobenden Schlachten Gewühl;
Schöner, wenn hin zu dem Kreise der Theuern
Ziehet die Sieger der Liebe Gefühl.

Und der König hieß die raschen Kiele
In des Hellespontos Fluthen zieh'n;
Brust und Segel schwollen, nach dem Ziele
Süßen Heldenfriedens zu entflieh'n.
„Heute," fleht er zum Kronіden,
„Heute lohne dem Atriden
„Mit der Gattinn Wiedersehn
„Auf Mycenes fernen Höhn!"
Glücklich der Mensch, der das nächtliche Grauen
Kommender Stunden niemals erspäht;
Daß in die Zukunft die Götter nur schauen,
Wenn um Erhörung der Sterbliche fleht.

Und Kronion hört das heiße Flehen
Auf dem schneeumwölbten Herrscherthron,
Dreymal donnernd aus den blauen Höhen;
Doch sein Adler stürzt mit Siegerhohn
Jählings auf ein Täubchen nieder. —
Auch der Mächt'ge büßet wieder:
Rasch auf Jovis stolzen Aar
Stößt ein rächend Eulenpaar.
Kühn zu dem Himmel die Augen geschlagen,
Trotzet der Sieger auf sicherem Grund;
Siehe da stürzt er — und über ihm ragen
Lodernde Flammen aus höllischem Schlund.

In des Eurus Hauch die Wimpel rauschen
Nach der Heimath Wonneziel voran;
Frohen Wechselschlag die Ruder tauschen,
Weit und weiter flieht die feuchte Bahn.
„Frey von jeglicher Gefährde!
„Schon steigt Rauch vom Vaterheerde!"
Ruft der Held und himmelwärts
Hebt er dankbar still das Herz.
Flüchtig entgleitet das irdische Hoffen
Stets auf den Wellen des Wechselnden fort
Nach dem Ziel; — an den finstern Schroffen
Sinkt es in Trümmer vom rettenden Bord.

Durch der Warte nächtlich Fackelglänzen
Kundig, daß der theure Gatte nahr,
Klytemnestra streut mit Freudenkränzen
Reichlich ihm den heimathlichen Pfad;
Eilt hinaus zum Felsenriffe,
Und sie leitet ihn vom Schiffe

*) Ein Zögling der Kantons-Schule in Aarau, welche klassischen Geist und hellenischen Geschmack in den ihr anvertrauten Jünglingen weckt, C. Näf von Hausen im Kanton Zürich, wagt hier seinen ersten Dichterflug. Ein kraftvoller Keim, der schöne Blüthen verheißt, und dem die Geister der Bodmer und Geßner freundlich zuwinken, daß er nie den betretenen ernsten Pfad, von täuschenden Sirenen-Stimmen gelockt, gegen Irrbahnen verlassen möge. U.

Auf den langersehnten Strand
Schmeichlerisch mit welcher Hand.
Heil dem, wenn von der Heimath geschieden,
Ob auch der tobende Kampf ihn umkracht,
In der Erinnerung der häusliche Frieden
Trauender Gattinn entgegen ihm lacht.

Froh wie in Elpinors Hainen, wallen
Beyde Arm in Arm, zu Gotterglück
Sich erhebend, nach den stolzen Hallen
In der süßen Eintracht Schoß zurück.
Den Ermatteten zu laben,
Reicht Poseidons kuhle Gaben,
Rein zu baden seinen Leib,
Ihm das treugeschätzte Weib.
Traue dem Scheine nicht: trügende Asche
Nährt in dem Schoße verzehrende Glut,
Heuchelt dir Ruhe, daß sicherer hasche
Wehrloses Opfer die lauernde Wuth.

Hebt, wie Phöbos aus dem Teich sich schwinget,
Hebt sich der Atride aus der Fluth,
Und die Gattinn ihm das Tuch umschlinget,
Winkt dem Bubien, und aus dunkler Hut
Trifft er; — blaß vom blanken Stahle
Sturzt der Held im Vätersaale!
Es erlischt des Lebens Rest
Mit dem Rache-Ruf: „Orest!“
Wehe! der Hauch des erschlagenen Gatten
Dringt zu der Furien horchendem Ohr,
Und aus den nächtlichen Gruften der Schatten
Steiget zum Lichte der rächende Chor!

Der Ruhm der Holländer.

(Fortsetzung.)

Es ist überdies schon durchaus nicht zu läugnen, daß das physische Naturell des Holländers und sein phlegmatisches Temperament ihn vor allen andern Nationen geschickt machen, langwierige, mühsame und lästige Arbeiten zu Ende zu bringen. So viel es auch hin und wieder Holländer gibt, denen dies Phlegma nicht anklebt (und wo wäre eine Regel ohne Ausnahme, vorzüglich bey der physischen Natur des Menschen?) und welche gegen die allgemeine tägliche Erfahrung, ja gegen ihre eigene Ueberzeugung behaupten wollen, daß sie um nichts mehr noch weniger phlegmatisch seyen als der Deutsche oder andere Nationen; so ist doch diese Bemerkung nichts desto weniger ganz allgemein als wahr anerkannt, und selbst durch viele holländische Schriftsteller vom ersten Range bestätigt worden, und die so ganz verschiedene geographische Lage der andern Nationen läßt überhaupt keine Vergleichung zu. Auch führe ich diesen Punkt blos als einen Beweis mehr für die vorzügliche Geneigtheit des Holländers zu tiefer und genauer Erforschung der Dinge hier an. Was sagt z. B. der Menschenkenner und ausgezeichnete Forscher des holländischen National-Karakters Ockerse *) von seiner Nation?

„Man braucht den Niederländer nur oberflächlich zu beobachten, und seine Bewegungen und Handlungen nur von fern zu beschauen, um in ihm jene Grundzüge des kalten gesetzten, trockenen Phlegmatikers zu entdecken, dessen Blut kalt, und reichlich mit wässerigen Theilen vermischt ist, dessen Sehnen zäh, weich und gezogen, dessen Feuchtigkeiten dickschleimig, dessen Nerven schlaff und unelastisch sind, und der noch überdies eine gute Dosis schwarzer Galle besitzt. Er hat also ein ihm eigenthümliches Volks-Temperament, welches aus der feuchten Beschaffenheit seines Bodens und Klimas, und aus der schleimigen Schwere seiner vaterländischen Nahrungsmittel sehr erklärbar wird. Der Holländer besitzt ein Mittelding zwischen der wilden Lebhaftigkeit der sanguinischen Franzosen, und der trotzigen Düsterheit der mit dickem Blut und Galle begabten Engländer: er temperirt diese beyden mit einer guten Portion deutscher Kaltblütigkeit, mit welcher jedoch noch etwas spanische Gravität (aus der frühern gräflichen Regierung) amalgamirt ist. Der Niederländer ist also vermöge seiner physischen Beschaffenheit langsam, zaudernd, bedächtlich, vorsichtig, mißtrauisch, kalt, weder einnehmend auf den ersten Anblick, noch leicht faßbar für Voreingenommenheit, geduldig bis zur Unterwürfigkeit, wenn er beleidigt wird: aber auch zugleich standhaft, gesetzt, durchgreifend, fest ausharrend in seinen Gefühlen und Pflichten, Feind aller Veränderlichkeit, und hartnäckig, wenn er einmal erbittert ist. Wenige Leidenschaften bringen sein Naturell in Bewegung, oder stören ihn in seiner Ruhe; nur langsam werden sie bey ihm rege gemacht: sind sie aber einmal bey ihm in Gährung gebracht, dann steigen sie auch zu einem Grade von Heftigkeit und Dauer, der ihn wütend und halsstarrig macht. Alles, was langes und tiefes Nachdenken, mühsame Anstrengung und fortdauernde Arbeit erfordert, ist für seine Natur berechnet. Er ist mehr Tiefdenker, als schöpferisches Genie, oder schnell wirkender Geist u. s. w.“

Und bey einer andern Gelegenheit sagt derselbe Schriftsteller: „Der Niederländer verräth selbst in seinen Schriften jenes langsame phlegmatische Naturell. Sein Stil gleicht ihm selbst vollkommen. Ich getraue mir jedesmal, hinlänglich unsere vaterländischen Schriften an diesen Merkmalen von allen andern zu unterscheiden.“

Mit diesem Gefühle stimmen die holländischen Schriftsteller van Hinlopen, van Berckhey, Hamelsveld und viele andere überein. Hiezu kommt noch die den Holländer stets belebende Hoffnung des Gewinns, welche ihn anspornt, eine Sache, die ihm Vortheile verspricht, auch durchzuführen. Kurz, Klima und Naturell, Karakter und Lebensart, alle wirken zusammen, um jenes Streben nach Vervollkommnung, jenen eisernen Fleiß und jenen unermüdeten Eifer in dem Holländer hervorzubringen, und gaben den vorigen Jahrhunderten

*) Karakterkunde Deel III. bl. 43, 44. Vaderl. Bibliotheek van wetenschap, kunst en smaak. Derde Deel. Nr. 10 en 11.

Gelegenheit, die kolossale Gelehrsamkeit eines Grotius, Erasmus, Vossius, Gronovius, Schultens, Hemsterhuis und so vieler andern berühmten Männer anzustaunen. Besitzt der Holländer jene schnelle Fassungs-Kraft, jene reiche Einbildungskraft, und den hohen Geistes-Flug nicht in dem Maße, worauf andere Nationen stolz sind, er ersetzt diese, immer preisenswerthe, Gaben durch ein richtiges reifes Urtheil, durch allumfassende Kenntnisse, durch eine tiefe Ergründung alles dessen, was wissenschaftlich ist, und durch ausharrenden Forscher-Geist: daher findet man auch bey dem Holländer mehr solide als glänzende Köpfe; mehr Denker und Gelehrte, als Genies und beaux-esprits; mehr Cartesianer und d'Alemberts, als Voltaire's und Boufflers; zwar viele große Dichter, aber doch keine Klopstok's, Wielande und Schiller, dagegen aber viele Forscher in Kantischem Geiste und Sinne! Daher auch die außerordentliche Kultur der Philologie, Mathematik und Medicin bey dieser Nation! Daß gerade diese Eigenschaften es sind, welche den Verstand des Menschen vorzüglich schärfen, und auf diese Weise dem Niederländer zur Vervollkommnung seines Erfindungsgeistes, zum Nachsinnen und Zustandebringen neuer Erfindungen und Entdeckungen ganz besonders günstig seyn müssen, bedarf wol keines Beweises mehr: und diese Eigenschaften sowol, als das Daseyn dieser zahllosen Erfindungen und Entdeckungen beym Niederländer läugnen zu wollen, beweist eben so große Unwissenheit in der Geschichte der wissenschaftlichen Kultur und der bildenden Künste, als tadelnswürdige Vorurtheile und unbesiegbare Parteylichkeit. Wenn man hiebey noch die unendlichen Vortheile, welche dem Niederländer sein Reichthum, seine Kenntniß aller Welttheile, seine vortrefflichen und zum Theil einzigen Maatschappyen (gelehrte Gesellschaften), und die reichlichen Belohnungen und Ehren-Bezeugungen, welche sie jährlich austheilen, schon an die Hand geben müssen, so wird man dem Niederländer volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das wissenschaftlich-lobenswürdige Ausharren, was man in succum et sanguinem vertere nennt, das zwar langsame aber sichere Fortschreiten — ut gutta cavat lapidem — (was freylich bey Manchem in's Steife, Pedantische und Halsstarrige übergeht), hat nicht leicht eine andere Nation in dem Grade besessen und ausgeübt, als die holländische. Auch haben — der vielen parteyischen und ungerechten Ausländer ungeachtet — sehr viele, vorzüglich deutsche Schriftsteller, manche große Monarchen und Staatsmänner, und eine beträchtliche Zahl von Reisenden, worunter selbst Engländer, z. B. Temple-Cogan-Fell, waren, diese Vorzüge vollkommen erkannt, und einer nähern Untersuchung oder wenigstens einer lobpreisenden Beurtheilung gewürdigt.

(Der Beschluß folgt.)

Naturhistorische Miszellen aus Descourtils Reisen.

12.

Die Ringeltaube von St. Domingo (Ramier, Columba palumb. Bizet Briss.) wird auf sehr verschiedene Art gejagt. — Man schießt sie entweder mit der gewöhnlichen Nummer, wobey man ihnen ganz nahekommen kann, wenn man nur immer während ihres Girrens heranschleicht; oder man lockt sie durch zahme Ringeltauben herbey, und schießt sie dann mit gleicher Leichtigkeit; oder man fängt sie in Schlingen, mit Fallnetzen, u. dgl. mehr. Das Fleisch der Ringeltauben, besonders der jungen wird sehr geschätzt. Zu gewissen Zeiten hat es jedoch einen etwas bitterlichen Geschmack, was von den Beeren des Kandelbaums (changle) herkommt, wonach sie sehr begierig sind. Bemerkt zu werden verdient, daß die Ringeltauben die Beeren des Zederachs (chelia azedarach) ebenfalls sehr gern fressen, und daß ihr Fleisch dennoch dem Menschen durchaus nicht schädlich ist, obgleich jene Beeren ein Gift für ihn sind.

13.

Die Papagayen von St. Domingo ziehen zu ihrem Aufenthalte die höchsten Berge vor. Man sieht sie selten in den Ebenen, wenn es nicht gerade bey der herannahenden Reife gewisser Früchte ist. Da diese Vögel sehr streitsüchtig sind, so schießt man sie während ihrer Kämpfe mit Leichtigkeit. Man muß sich aber vor ihrem Schnabel in Acht nehmen, denn so lange sie noch zappeln können, beissen sie immer wütend um sich. Das Fleisch, auch die Zunge der Papagayen wird gegessen, doch macht man eigentlich deshalb niemals Jagd auf sie. Dies geschieht vielmehr, weil sie in den Kaffeplantagen sehr gefährliche Gäste sind. Sie fressen nämlich das Fleisch von den Beeren, so daß die Bohne nicht zur Reife kommen kann. Will man die Papageyen lebendig fangen, so braucht man ihnen nur Mais hinzustreuen, den man vorher gehörig in Rum eingeweicht hat. Sie fressen mit Begierde davon, werden berauscht, und fallen bald darauf wie todt von den Bäumen herab.

14.

Der Flamingo ist leicht zahm zu machen, und verträgt sich beynahe mit allen Thieren, die man im Hause halten kann. So hatte Descourtil eine zahme gehörnte Eidechse, und einen Flamingo in kurzer Zeit an einander gewöhnt. Die Eidechse neckte den Flamingo, und nahm ihm häufig seine Insekten weg, dennoch ließ es der große Vogel ganz ruhig geschehen. Häufig legten sich auch die beyden Gesellschafter mit einander nieder, und sonnten sich. Die Nester der Flamingos glichen kleinen Hügeln, die oben konkav geformt sind. Dies ist nothwendig, wenn der Vogel mit seinen langen Beinen über den Eyern Platz finden soll. Die Männchen setzen sich nur selten aufs Nest, indem diese Stellung äußerst beschwerlich ist. Zuweilen müssen sie sich aber dennoch unter lautem Geschrey der Weib-

chen dazu verstehen. Der Flamingo wird geschossen, doch macht man aber nicht besondere Jagd darauf. Das Fleisch ist öhlig, und wird wenig geschätzt, die Zunge indessen soll vortrefflich seyn. Die Beinknochen werden von den Negern zu Hirtenflöten und Tabackspfeifen gebraucht. Das Lärmgeschrey der Flamingos hat viel Aehnlichkeit mit einem Trompetentone, wie auch schon Mauduit sehr richtig bemerkt hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, 2 Mai.

Vor einem fast leeren Hause, doch mit Beyfall, hat die Rednerinn Mad. Elise, genannt Bürger, ihren Redeakt gehalten, und auf deren Ankündigungszettel, außer der erwähnten anderswo „genoßnen ehrenvollen Aufnahme" — gesagt, es sey das einzige Deklamatorium, das sie hier geben werde. Dieser Belohnung ungeachtet zog an einem der schönsten Frühlingsabende das Publikum den Spaziergang vor. — Die Schwierigkeiten, welche ein breites Organ und eine gedehnte Aussprache der Kunst des Deklamirens entgegenstellt, bemühte sie sich zu bekämpfen, und der Kampf gelang ihr in dem Vortrage mehrerer Stücke. Sehr unangenehm aber fällt dann wieder das Singende des Tons, und das fatale Skandiren ganzer Stanzen auf. Auch sind die begleitenden, lufdurchschneidenden Gestikulationen im Vortrage von Gedichten unpassend, und in jedem Falle viel zu häufig; denn Hände und Arme sind bey ihr keinen Augenblick ruhig. — Die Wahl der vorgetragenen Stücke war gut. Es gelingen ihr aber launige und komische Vorträge besser, als ernsthafte und besonders sentimentale. Die Lenore von Bürger trug sie indeß brav vor; besser aber den Kaiser und Abt, und die Weiber von Weinsberg von ihm, so wie St. Peter von Goethe, und die Punsch-Traunngs-Rede.

Die Ankunft von Mad. Hendel-Schütz — denn sie hat in Bremen ihren Begleiter aus Sachsen Hrn. Professor Schütz geehligt — steht in dieser Woche bevor, und wir sehen einer Reihe großer dramatischer Darstellungen von ihr entgegen, als Donna Isabella, Phädra, Merope, Medea, Margarethe u. a. Da so Manchem noch hohe Erinnrungen an Künstlerinnen, wie die Seyler, Rennschüh, Boudet, in den drey leztern Rollen, vorschweben werden, wird es diesen schwer seyn, sich der Vergleichungen zu erwehren. Indeß ist, dem vorangehenden großen Rufe der vielseitigen Kunst der Mad. Hendel nach, zu erwarten, daß sie selbst bey einem solchen Vergleiche nicht verlieren werde — und die öffentlichen überlauten Erhebungen werden diesesmal der bis zu den Sternen Erhabenen doch keinen schlechten Dienst haben leisten wollen.

N. S. In dem heute erscheinenden Wochenblatte kündigt die vorgenannte Rednerinn doch noch ein zweytes Deklamatorium an, und unterzeichnet sich: „Elise Bürger, Prof. der Deklam." (sic!). Die burleske Abbreviatur wird auf dem heutigen Anschlage der Altonaer Bühne, wo sie als Maria Stuart auftritt, im genere foemininо, mit „Professorinn der Deklamation" — erklärt. — — —

Paris, 9 Mai.

Wir werden hier die Maifeste wol erst im Junius feyern, denn JJ. MM. werden schwerlich vor Ende Mais nach Paris zurückkommen. Die Zurüstungen dazu auf den öffentlichen Plätzen, besonders vor dem Stadthause, gehen indessen vorwärts. Im Grunde ist diese Vertagung auch ganz gut; denn hier heizt man abwechselnd einen Tag noch ein, während es den andern so warm ist, daß man um Mittagszeit die Sonnenhitze im eigentlichsten Verstande nicht mehr ertragen kann. Schnupfen, und zwar ziemlich gefährliche, sind daher hier an der Tagesordnung; doch ist das Klima von Paris so vorzüglich gesund, daß die ganze medicinische Chronik noch nie das Beyspiel einer Epidemie in Paris selbst, die Influenzas abgerechnet, aufweisen kann.

Nahe am Palais Royal ist ein automatischer Elephant zu sehen, der ißt und trinkt, und in 24 Stunden das Verdaute von sich gibt. Auf seinem Rücken sind Musiker, ebenfalls Automaten; viertausend achthundert Springfedern setzen alle diese Automaten in Bewegung, die Vaucons sons Ente und Flötenspieler und Mälzls Trompeter vereinigen.

In der Straße Tournon F. S. G. treibt nun eine Karten-Aufschlägerinn ihr Spiel im Großen, hat Equipage, ein Dutzend Bediente und Listen im Vorzimmer, worin man sich zur Audienz aufschreibt. Le grand jeu ist zu 1 Louis, le petit jeu zu 6 Livr., und man kann leicht errathen, daß Letztere nicht so viel Angenehmes hören werden, als erstere. Die Menge Bedienten dienen übrigens der Kartenprophetinn zu eben so vielen Kundschaftern, um ihre pythische Weisheit zu inspiriren.

Ulm.

Unlängst hatten wir auch hier Gelegenheit, die so viel besprochenen Kunststücke der Mnemonik näher kennen zu lernen. Hr. Mandel, aus Schlesien, der schon einige Jahre in Deutschland herumreist, und auch in öffentlichen Blättern hin und wieder erwähnt wurde, zeigte sich auch hier damit, sowol in einigen öffentlichen Stunden in dem Saale eines Gasthofes, als auch am Gymnasium, und allgemein wurde seine Kunstfertigkeit bewundert. In weniger als zwey Minuten wußte er z. B. eine Reihe von 25 aufgegebenen, theils unbekannten Namen, theils unzusammenhängenden Partikeln, und andern Worten, oder eben so vielen Zahlen, oder auch seitenlange Stellen aus deutschen, lateinischen oder französischen Schriften so gut auswendig, daß er sie nicht nur ohne Anstoß vorwärts und rückwärts wiederholen, sondern auch außer der Ordnung die Stelle eines jeden Wortes der Zahlreihe nach angeben oder von den Aufsätzen in den drey verschiedenen Sprachen abwechselnd immer von jedem ein Wort ums andere wieder herzusagen wußte. In einem kurzen Vortrage gab er auch den Schlüssel zu seiner Kunst, wie er schon in dem Intelligenzblatt Nro. 38 der Leipziger Literat. Zeitung 1806 ausführlich angegeben ist. Allein so sehr diese bewundert werden muß, so bald überzeugt man sich bey näherer Kenntniß der Methode auch, daß man weder für die Wissenschaften, noch für das praktische Leben sich einen nützlichen Gebrauch und wichtigen Erfolg davon versprechen dürfe; denn unstreitig erfordert nicht nur das Einstudiren der nach Pentaden eingetheilten Steff- und Ordnungsbilder, denen 100 Namen als Bindungsmittel dienen, schon so viele Mühe und Zeit, daß jeder diese lieber sogleich auf seinen Zweck selbst, als nur auf dieses Hülfsmittel zu verwenden geneigt seyn wird; sondern es reicht auch bey Fällen, welche über diese Zahl hinausgehen, wie z. B. längere Reden u. dgl. nicht hin, die gewünschte Erleichterung zu gewähren. Außerdem gehört auch schon eine an die dazu erforderlichen Sprünge sehr gewöhnte Phantasie dazu, um z. B. an Aeneas, der auf einem hölzernen Pferde reitet, oder Adonis, der Blumen pflückte u. dgl., jeden vorkommenden Begriff anreihen zu können, so daß also das Urtheil, welches Bernegger schon 1619 in seiner Rede de parandae doctrinae modis illegitimis über solche Gedächtnißkünste fällte, daß sie mehr zur Ostentation, als zu wissenschaftlichem Gebrauche dienen, auch noch jezt gelten dürfte.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 6.

N° 6.

Uebersicht

der

neuesten Literatur.

1810.

Arzneykunde.

Wand, G. C., über das natürliche und göttliche Prinzip des Organismus. Würzburg, Stahl, 1809. gr. 8. 24 kr.

Derselbe: Die elliptische Blutbahn, ebendas. 1809. gr. 8. 1 fl. 30 kr.

„Wenn wir im Organismus (z. B. der Pflanze?) das Bild unsers Weltkörpers durch alle Dimensionen und Systeme durchblicken, so schauen wir den Organismus klar. Der kosmologische Stand der Medicin ist der einzige wahre. Alles Erscheinende ist blos ein Reflex des Weltgeistes. (Der Arzt hat demnach nur Reflexe zu curiren?) Wesen und Form sind nicht identisch in organischen Wesen, denn der Weltkörper ist ihnen Substanz." — Soll dies so viel heißen, als: der organische Körper ist bloßer Reflex des Weltkörpers, und die Seele Reflex des Weltgeistes, so sind die Ideen des Verf. freilich nicht neu, und der alte Spinoza erscheint auch hier wieder mit dem anders gestülpten Gellertschen Hute. Wir können überhaupt nicht begreifen, was mit dem leeren Spiele willkührlicher Begriffe und mit dem willkührlichen Gebrauch hohler Worte für die Wissenschaft gewonnen werden könne. Wenn man sagt: der Organismus des Hrn. V. ruht im Systeme seiner Willkührlichkeit, anstatt, Hr. V. schläft, so liegt doch wol der Unterschied nur darin, daß man im zweiten Falle etwas verständliches sagt, und im ersten etwas unverständliches, weil man sich eher alles andre dabey denkt, als den Schlaf.

In der Vorrede zur zweyten Schrift versichert der Verf., ihm sey nichts verhaßter, als das — secundärer Kopf seyn; sein Streben gehe ganz auf Erweiterung der Wissenschaft. Die Idee der elliptischen Blutbahn und der Geist der ihr einwohnenden Gesetze habe nirgend früher als in seinen Elementen des organischen Prozesses existirt. (Also nicht einmal in der Natur waren sie früher vorhanden?) Im Buche selbst heißt es, in gleichem Sinne: „Männer von tiefer Einsicht, von Scharfsinn und vorzüglichem Forschungsgeiste hätten sich umsonst bemüht, die Verhältnisse des Systems der Irritabilität zu erblicken und zu fassen: vor ihm sey keiner zum Urprinzip und zum wahren Stande gelangt, von welchem aus Irritabilität überhaupt geschaut werden müsse." Was es mit dem Schauen des Verf. für eine Bewandniß habe, werden die kritischen Blätter nachweisen.

Cheyne, J., Versuch über den akuten Wasserkopf; aus dem Englischen übersetzt von A. Müller. Bremen, Heyse, 1809. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Während so viele unsrer deutschen Aerzte in der dunkeln Kammer sitzen, und wie die Hexen im Makbeth das Ding ohne Namen bereiten, wandeln die englischen Aerzte mit heiterm Sinne im Lichte des Tages, und sind bemüht, anstatt die Natur poetisch zu construiren, die Gesetze derselben in ihren wechselnden Erscheinungen zu erkennen. Das vorliegende Buch ist ein neuer erfreulicher Beweis des noch immer regen und besonnen fortschreitenden brittischen Beobachtungsgeistes. Das Original enthält drey von einander unabhängige Abhandlungen über Krankheiten der Kinder. Der Uebersetzer hat sich in seiner Verdeutschung auf die dritte beschränkt, welche eine eben so verheerende als in ihrem Ursprunge und Wesen dunkele Krankheit zum Gegenstande hat. Hr. Cheyne sucht die Entstehung des akuten Wasserkopfs in einer spezifischen Erregungsvermehrung im Gehirne, und reiht die Krankheit an die Hirn-Entzündungen, von welchen sie jedoch wieder wesentlich verschieden erscheint. Besondere Sorgfalt hat der Verf. auf die Untersuchung über den Zusammenhang der Organe des Unterleibes mit dem Gehirn verwendet, und überall seine Meynungen durch Thatsachen bewahrt.

Kilian, D. C. J., medicinische Studien. 1r Bd. Giessen, Tasche und Müller, 1809. 8. 1 fl. 24 kr.

Die beiden ersten Aufsätze dieser Schrift sind gegen Schelling und die von ihm ausgegangene medicinische Schule gerichtet. Wenn wir auch den Ton des Verf. nicht billigen, so können wir doch dem Verdienstlichen seines Unternehmens unsern Beyfall um so weniger versagen, je mehr die Arzneywissenschaft selbst, so wie die Philosophie, sich durch ein hohles Bestreben der Verachtung Preis gibt. Es ist in der That, wie auch Hr. Kilian bemerkt, lustig genug, einen sogenannten Natur-Philosophen am Krankenbette zu beobachten, wo ihn nun auf einmal das Absolute verläßt, und er bald mit ängstlicher Verlegenheit in die alten Humoral- und Nerven-Pathologien, bald in die Brownische Opiumflasche, bald in den mystischen Tiegel des Paracelsus greift, bis er den armen Patienten selbst ins Absolute befördert. Da dieses Unwesen immer allgemeiner wird, und von unsern Akademien unmittelbar ausgeht, so möchten die Folgen schwer zu berechnen seyn. Besonders auffallend ist es aber, daß alle diese Tollheiten nur in

Deutschland gedeihen, und daß wir das einzige Volk in Europa sind, welches in seiner Verrücktheit seinen Ruhm sucht. — Den Beschluß der vorliegenden Schrift machen: „Ideen zur Philosophie der Medicin", deren Beurtheilung für ein kritisches Blatt gehört.

Jörg, D. J. Ch. G., über die Verkrümmungen des menschlichen Körpers und eine rationelle und sichere Heilart derselben, mit 6 Kupf. Leipzig, Mitzky, 1810. 4. 6 fl. 20 kr.

Die Verkrümmungen des menschlichen Körpers gehören zu denjenigen Uebeln, gegen welche man bey unsern Aerzten und in ihren Schriften am seltensten Rath findet. Hr. Jörg verdient daher vielfachen Dank, daß er in dem vorliegenden Werke bekannt macht, was ihm eine glückliche Erfahrung über eine große Reihe solcher furchtbaren Gebrechen an die Hand gegeben hat. Sein Heilverfahren ist einfach, und der Verf. sucht sich so viel möglich überall an die Natur anzuschließen. Mit Recht tadelt er den Sibyllinischen Ton so vieler unsrer neuen Schriften, wo die Unwissenheit sich mit der Miene des Tiefsinns brüstet, und statt des leidenden Individuums das Universum kuriren will.

Geschichte.

Kreußler, H. G., Geschichte der Universität Leipzig von ihrem Ursprunge bis auf unsre Zeiten, mit 3 Bildnissen. Leipzig, Solbrig, 1810. 8. 2 fl. 40 kr.

Ein nicht unwichtiger Beytrag zur Geschichte deutscher Kultur-Anstalten, unter welchen die Leipziger Akademie von jeher eine bedeutende Stelle einnahm. Sie hat, neben Tübingen und einigen andern Universitäten, das noch zu wenig gewürdigte Verdienst, nicht blos von jeher ausgezeichnete Lehrer besessen, sondern sie auch selbst gebildet zu haben, wodurch denn auch ein reineres Streben und ein besserer Gemeingeist hervorgebracht wurde, als da möglich ist, wo man, fast absichtlich, Neid und Geldgier zum Prinzip erhebt, vermuthlich in dem Glauben, daß nur agirende und reagirende Kräfte, oder Dünkel auf der einen und Verachtung auf der andern Seite das Heil zu Tage fördern könnten.

Philologie.

Böckh, A., über die Versmaaße des Pindaros. Berlin, Realschulbuchhandlung. 1809. 8. 2 fl.

Wir achten das Streben des Hrn. Böckh und seine Bemühung, in das Dunkel der Pindarischen Metrik Licht zu bringen; nur müssen wir aber zugleich gestehen, daß uns sein Ton ein wenig anmaßend vorkomme, und wenn er künftig, wie er in einer Note verspricht, eine Geschichte der Hellenischen Völker schreiben will, so kann er von den Lacedämoniern lernen, welche Sitte dort die Jugend gegen das Alter zu beobachten hatte. Mit den einleitenden Begriffen ist der Verf. noch nicht überall im Reinen. So paßt, was er S. 7 vom Epos sagt, mehr auf das Schauspiel. Ebendas. nennt er die Musik den abstraktesten (warum nicht unmittelbarsten?) Ausdruck der innersten Empfindung. Nach S. 8 soll die Elegie die früheste lyrische Dichtart seyn, sie ist aber nothwendig bey jedem Volke die letzte, und entsteht erst dann, wenn die Natur und das Leben sich trennen, darum bleibt sie auch vorherrschend bey den Modernen. S. 11 äußert Hr. B. eine etwas wunderliche Meynung. Die dorischen Dichter sollen nämlich ein ineinander gearbeitetes System von Gefühlen und Ideen dargestellt haben. Welche Ungeheuer von Poesie hätten daraus hervorgehen müssen! Auch soll in allen ihren Formen sich architektonischer Ernst zeigen. Und etwas weiterhin heißt es: Fertigkeit und Geschicklichkeit hätten den Dithyrambus als die höchste Form erfunden. In keinem organischen Gebilde entsteht aber die Form allein und getrennt von dem innwohnenden Geiste; sie wird nicht ergrübelt, sondern erzeugt in dem begeisterten Momente, in welchem die Freyheit zur Nothwendigkeit wird. Auch ist keine Form die höchste, sondern jede gleich wesentlich. Ein wenig auffallend ist der Tadel des Horazischen fervere, welches Hr. B. nicht vom Pindar gelten lassen will, welcher nie dahergebraust, sondern sich immer sanft erhoben habe. Wie sich aus dem Zusammenhange der Horazischen Ode (B. IV, 2) ergibt, hatte der Römer zunächst die Dithyramben des Griechen im Auge, und wo hat Hr. B. diese kennen gelernt? Noch sonderbarer ist die Bemerkung: Pindar habe, nach alter Art, eine kalte Lieblichkeit. Eine solche Lieblichkeit kommt uns vor, wie eine Hetärenunschuld.

Noch müssen wir Hr. B. auf die Ehre aufmerksam machen, welche der Sprache gebührt. Ein Schriftsteller, der über Metrik schreibt, und von sich selbst sehr viel zu halten scheint, sollte nicht Erkenntniß mit Kenntniß und nicht Wissenschaft mit Kenntniß verwechseln, nicht das Aeußerliche mit dem Aeußern. Er sollte sich auch vor gemeinen Ausdrücken hüten, wie: Pindar war in verschiedenen Formen fest. Sattelfest wäre noch matter.

Physik und Chemie.

Annalen der Physik. Herausgegeben von L. W. Gilbert, Prof. der Physik und Chemie zu Halle. Jahrg. 1809. Fünftes bis achtes Stück. Leipzig, Barth. 1809. 8.

Untersuchungen über die Zersetzung der Flußsäure, von Gay-Lussac und Thenard. Die Versuche gaben kein gewisses Resultat, welches auch daher kam, daß die Flußsäure sich durch kein Mittel rein erhalten läßt, und man ihre Natur nur aus ihren Verbindungen kennt. — Untersuchungen über die Einwirkung des neu entdeckten Kalimetalls auf die Salzsäure und auf Salze, Metalloxyda und Erden, von Ebendenselben. Auch hier kamen sie nicht ganz zum Zwecke, doch erhielten sie folgende Resultate: Alle Körper, die mit Sauerstoff verbunden sind, werden durch das Kalimetall zersetzt, unter Entbindung von Licht und Wärme. — Versuche mit einer sehr großen voltaischen Säule in Paris, von Monge: sie besteht aus 600 viereckigen Plattenpaaren, deren Seite 11 Pariser Zolle lang ist. Die Versuche waren nicht so merkwürdig, als man von ihrer Größe erwarten sollte, welches, wenn die Säule keinen Fehler hatte, nach des Herausgebers Vermuthung

daher kommen konnte, daß die Haupt-Versuche zu der Zeit angestellt worden sind, wo die Wirksamkeit der Säule schon abgenommen hatte. — Untersuchungen über die Essigsäure und essigsauren Salze, von Chenevix. Allgemeine Untersuchungen über die Einwirkung der Metalle und der vegetabilischen Säuren auf einander. — Ueber den Einfluß der Feuchtigkeit auf das Höhen-Messen mit dem Barometer, von Soldner in München. — Ueber das gleichzeitige Entstehen von mechanischer Cohärenz und chemischer Verwandtschaft, von Erman in Berlin. Der längst vermuthete Zusammenhang zwischen Adhäsion und chemischer Verwandtschaft wird durch den galvanischen Prozeß bestätigt. — Ueber einige zu Pompeji aufgefundene Farben, von Chaptal. Sie beweisen, daß die Alten bey manchen Farben eine Bereitung derselben kannten, die jetzt verloren gegangen ist. — Untersuchungen über die Zersetzung der Erde, von Davy. Der berühmte Entdecker der Metalle aus den alkalischen Erden dehnt hier seine Versuche auch über die übrigen Erden aus, und macht es hier durch seine Versuche sehr wahrscheinlich, daß auch diese Metalloxyde seyen. Diese bevorstehende Verbannung der Erden aus der Klasse der einfachen Körper, und sogar der Benennung: Erden, würde eine große Veränderung in der ganzen Chemie herbeyführen. Wenn nur nicht einst (welches auch Davy selbst für möglich hält) eine hier so leicht stattfindende Täuschung entdeckt wird! wie vor 25 Jahren bey den Versuchen von Tondi und Ruprecht, wo das Metall den Erden schon vorher mechanisch beygemischt war. — Ueber das Wellenschlagen, welches zuweilen dem Sturm auf dem Meere vorangeht, von Nicholson. Mit vielen Gründen erklärt er es aus einem herabwärtsfahrenden Luftstrom, der aus einer plötzlich zu Tropfen condensirten Wolke entsteht. — Theorie der Wellen, von Prof. Gerstner zu Prag. Wegen mehrerer hier wirkenden Ursachen ist die Aufgabe sehr verwickelt. Der Verf. gibt hier einstweilen mathematische Formeln, um die Beobachtungen in ein Gesetz zu bringen. — Ueber die doppelte Strahlenbrechung im isländischen Krystall, von la Place. Er erklärt sie aus einer Wirkung anziehender und zurückstoßender Kräfte.

Rechtslehre.

Henrici, G., Ideen zu einer wissenschaftlichen Begründung der Rechtslehre, oder über den Begriff und die letzten Gründe des Rechts. Hannover, Helwing, 1809. 8. 3 fl.

Der Titel sagt nichts davon, daß der Leser hier nur den ersten Theil eines Werks über die Rechtslehre erhalte, und dies hätte doch billig angemerkt werden sollen. Dieser erste Theil enthält eine historische Uebersicht der verschiedenen Meynungen und Begriffe von Recht und Sittlichkeit, wie sie von den Ebräern und Griechen bis auf unsre Zeiten im Umlaufe waren. Verdienstlich ist die vergleichende Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten am Ende des vorliegenden Bandes, obgleich gegen die vom Verf. unternommene Prüfung derselben sich noch hin und wieder Einiges einwenden lassen möchte.

Schöne Redekünste.

Gruber, J. G., Wörterbuch zum Behuf der Aesthetik, der schönen Künste, deren Theorie und Geschichte und Archäologie. 1sten Theils 1ster Band, mit Kupf. Weimar, Industrie-Compt. 1810. gr. 8.

Ein neues ästhetisches Wörterbuch war allerdings Bedürfniß, und wir freuen uns, daß die Unternehmung in so gute Hände gefallen ist. Hr. Gruber hat schon in der Revision der Aesthetik (in den Ergänz. Bl. zur Hall. Lit. Z.) seine Bekanntschaft auf dem Gebiete der Kritik des Geschmacks bewiesen, und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß die in diesem Theile vorkommenden Artikel mit Scharfsinn, Fleiß und Klarheit gearbeitet seyen. Daß Hr. Gr. auch die Archäologie mit in den Umfang seines Plans aufnahm, und der Literatur eine reichere Ausdehnung gab, als es in den übrigens verdienstlichen Blankenburgischen Nachträgen zu Sulzer geschehen konnte, muß ebenfalls als ein Vorzug mehr an seinem Werke gepriesen werden, welches durch diese Reichhaltigkeit für einen weit größern Kreis von Lesern sich eignet. Möge nur das Fortrücken des Unternehmens nicht zu langsam geschehen, wie dies in Deutschland gerade mit den bedeutendern Werken, so bald sie eine Anzahl von Bänden ausmachen, gar oft der Fall ist!

Beneke, G. F., Beyträge zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur. 1r Bd. 1r Thl. Göttingen, Dietrich, 1810. 8. 2 fl. 50 kr.

Der Inhalt dieses 1sten Theils wird durch einen zweyten Titel: Minnelieder, Ergänzung der Sammlung von Minnesingern, näher bezeichnet. Da die Bodmersche Ausgabe der Minnelieder lückenhaft ist, und die Stücke zum Theil verstümmelt gibt, so verdient das Unternehmen des Hrn. Beneke, diesem Uebelstande abzuhelfen, alle Achtung. Er bediente sich der Bremischen Handschrift, und wie reich seine Nachlese ausgefallen sey, beweist schon das Volumen seines Buches, welches das von Bodmern Uebergangene auf 267 Seiten enthält. Sehr zweckmäßig hat er in einem Anhange die von der Züricher Ausgabe abweichenden Lesarten des Br. Coder aufgeführt. Es wäre sehr zu wünschen, daß jetzt, wo die Liebe zur alten Poesie wieder aufgeweckt ist, eine vollständige correkte Ausgabe unsrer Minnesinger veranstaltet werden möchte. Ein Glossar dürfte aber dabey nicht fehlen, indem das Scherzische doch nicht überall Genüge thut.

Mit der ebenangezeigten Schrift steht in Verbindung das

Museum für altdeutsche Literatur und Kunst; herausgegeben von F. H. v. d. Hagen, B. J. Docen und J. G. Büsching. 1sten Bandes 2ter Heft. Berlin, Unger, 1810.

Dieser Heft beginnt ebenfalls mit dem Anfange eines Nachtrags zu der Bodmerschen Ausgabe aus dem Maneff. Coder der Pariser Bibliothek, den B. bekanntlich seiner Edition zum Grunde gelegt hatte. Indem auf solche Weise die beyden Handschriften (in Paris und Bremen) vollständig und genau zu Tage gefördert werden, ist für einen künftigen Herausgeber schon ein Großes gewonnen. Unter den übrigen Aufsätzen dieses Heftes wird besonders die Abhandlung von Büsching —

vom heil. Grab und seinen Hütern, und die Nachricht von den altdeutschen Handschriften in der kaiserl. Bibliothek zu Wien, den Freunden der ältern Literatur sehr willkommen seyn.

Agathokles, von Carol. Pichler. Wien, Pichler, 1809. 3 Bde. 8. 7 fl.

Gegen den Plan dieses anziehenden Romans, gegen die zu lose Verknüpfung der Episoden mit der Haupthandlung, und auch gegen die unbequeme Briefform kann die Kritik mit Recht einiges erinnern; aber es herrscht in demselben ein so zarter, reiner Sinn, eine so tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens, die Tendenz ist so edel und so würdig, das Reinmenschliche so schön mit dem Religiösen verschmolzen, und manche Situationen sind so ergreifend, daß wir dem Buche recht viele Leser und zumal — Leserinnen wünschen. Die Verfasserinn hat die Scene in die letzte Zeit von Diocletians Regierung verlegt, und aus dem Conflikt des Paganismus mit dem Christenthume verschiedene höchst interessante Momente gezogen.

Vermischte Schriften.

Oeuvres choisies, littéraires, historiques et militaires du maréchal Prince de Ligne, précédées de quelques détails sur sa vie et publiées par un de ces amis. 2 Vol. 8. à Paris chez Buisson, et à Geneve chez Paschoud.

Durch die Lettres et Pensées du maréchal Prince de Ligne (s. Uebersichten 1809 Nro. 21.) hat Frau von Stael eine Fundgrube eröffnet. Die zahlreichen Werke des erlauchten Verf. enthalten allerdings mancherley, das als Produkt des Augenblicks und der oft unbedeutenden Umstände, welche ihm Daseyn gaben, sein Interesse wenigstens zur Hälfte verloren hat. In den Billeten, in mehrern der Briefe, in den kleinen Abhandlungen oder einzelnen Bemerkungen drückt sich zwar immer der scharfsinnige und heitere Witz wie das seltene Beobachtungstalent des originalen Denkers aus; allein die Veranlassungen müssen dem Leser, vermöge der Urkunde der Umstände, oft allzuunbedeutend scheinen. Eine Auswahl aus den sämmtlichen Werken des Prince de Ligne zu veranstalten, war also, besonders wenn sie von so gediegener Urtheilskraft geleitet ward, als es hier geschiehet, ein sehr verdienstliches und würdiges Geschäft. In den Briefen, welche Frau von Stael uns gegeben hat, lernten wir den geistvollen, liebenswürdigen und scharfsehenden Menschen in dem erlauchten Verf. kennen; diese Oeuvres choisies führen uns zur Bewunderung des weisen und tiefen Denkers.

Der erste Theil enthält die historisch-politischen Schriften des Fürsten; der zweyte ist vermischten Inhalts, und umfaßt mehrere Abhandlungen und einzelne Bemerkungen über Gegenstände der Literatur, Moral-Philosophie, Erziehung u. s. w. und seine Betrachtungen über die französische Revolution. — Wir zeichnen in dieser interessanten Sammlung als besonders merkwürdig aus den Rath an die polnische Nation, und nehmen keinen Anstand, diese Schrift der Rousseauschen zur Seite und in mancher Beziehung noch höher zu stellen; denn Rousseau hat im Grunde eine bloß theoretische, freilich tiefgedachte Abhandlung geschrieben: unser fürstlicher Verf. aber läßt sich als praktischer Menschenkenner vernehmen, der die Geschichte der menschlichen Leidenschaften studirt, und aus dieser Weisheit für die Völker abstrahirt hat. — In den Mémoires sur les Juifs sind die den Geist und das Herz des Verf. gleich ehrenden liberalen Ideen dargelegt, welche durch die französische und durch die westphälische Constitutionen zur Realität gelangt sind. „Ces pauvres juifs", sagt der erlauchte Verf., „qui n'ont jamais été à la mode depuis „que Dieu les a abandonnés, ne sont plus un peuple à part „dans la vieille Europe." Unsere Leser erinnern sich wol noch mancher entgegengesetzten Behauptung, welche seit Kurzem in mehrern öffentlichen Blättern fast etwas bösartig ausgesprochen sind. Wir ergreifen mit Freuden diese Gelegenheit, alle diejenigen, welche gleiche Gesinnungen hegen mögen, auf dies Mémoire, wie auf genannte Constitutionen hinzuweisen. — In den Fantaisies militaires befindet sich der erlauchte Krieger in seinem Elemente. Als der Verf. vor 30 Jahren die Militair-Conscription in einer öffentlichen Schrift vorschlug, welche Beurtheilungen mögen da über ihn ergangen seyn! Die Geschichte unserer Zeit hat ihm auch hier die Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche die Schriftsteller, die neue Bahnen zu brechen berufen sind, selten bey ihrer Lebezeit erfahren. — Die Remarques sur l'armée autrichienne, worin der österreichische Patriot zwar vorherrschend erscheint, sind deshalb nicht weniger belehrend, und für den Geschichtschreiber von sehr grosem Werth. — Ueber die zur Zeit des Aufenthalts des Fürsten zu Paris emporgekommene Anglomanie finden wir geist- und gehaltvolle Bemerkungen, über die auch jetzt noch mit Nutzen nachgedacht werden kann. — In den Aeußerungen über die damaligen Philosophen in Frankreich ist sehr viel Treffendes und Wahres, obgleich aus dem Wegläugnen des Fortschreitens der Bildung in Europa Paradoxie hervorleuchtet. — Durchaus unvergleichlich ist unser fürstlicher Moralist in seinen Bemerkungen über das weibliche Geschlecht. Mancher scheinheilige Heuchler dürfte ihn freilich als zu nachgiebig verschreyen, — weil er Schwachheit nicht in die Categorie des Lasters versetzt, und nicht als ein Systemfabrikant, sondern als Kenner des weiblichen Herzens urtheilt. — Eben das wird dem erlauchten Verf. bey seinen Ideen über Erziehung begegnen, — abermals weil mehrere der allerneuesten Pädagogen in der Erziehung mehr ihr System als den zu erziehenden Menschen berücksichtigen. Wie hätte sonst Pestalozzi, der menschlichste Erzieher, so elende Gegner und noch elendere Verderber dessen, was er will und beabsichtet, finden können! — Die Remarques sur le Goût gehören nicht zu den flachen französischen Geschmackslehren, die Zucker statt des Salzes empfehlen. Kann man auch nicht in alle Behauptungen des Verf. einstimmen, so verdient er dennoch gehört zu werden; man lernt immer bey ihm.

Der Raum verengt sich; wir können unmöglich alles Treffliche in dieser Sammlung, auch nur den Ueberschriften nach, anzeigen, und also noch weniger mit kritischer Strenge dasjenige prüfen, wo wir den erlauchten Verf. nicht durch Unaufmerksamkeit, sondern durch Nebenrücksichten befangen finden, — wie z. B. daß der Styl des manierirten Dorat durchaus anspruchlos sey; daß St. Lambert sich nie zu erheben fähig sey und daß Rosset weit höher stehe, u. m. dgl. Solche Behauptungen, so fern sie aus wohlwollender Gunst hervorgehen, lassen sich höchstens entschuldigen, aber gewiß nie rechtfertigen.

Nro. 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. Mai, 1810.

Ehrt ihn nicht durch Thränen, noch feyert sein Leichenbegängniß
Wehmutvoll; er durchfliegt athmend die Lippen des Volks.

Voß.

— Nicht Ein Vaterland nur windet ihm Kränze des Ruhms.

Jacobs.

Schillers Gedächtnißfeyer in Weimar.

Auf dem Weimarischen Theater wurden am 9ten Mai zu Schillers Gedächtniß zuerst mehrere einzelne Scenen seiner Stücke aufgeführt, in welchen jeder der Mitspielenden das Beste zu leisten sich rühmlichst beeiferte. Hierauf folgte das Lied von der Glocke, welches durch Versinnlichung des technischen Verfahrens und durch geschickte Vertheilung der mannigfaltig karakterisirten Stellen an Personen von verschiedenem Alter und Geschlechte, einen höchst glücklichen dramatischen Ausdruck erhielt. Als Epilog wurden jene Stanzen wiederholt, welche sich im achten Bande von Goethes Werken S. 353 ff. befinden. Nur die letzte war verändert, und noch eine neue hinzugefügt. Beyde folgen hier:

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut;
So schied er nun, wie er so oft genesen,
Uns schreckte das, wofür uns längst gegraut.
Doch jetzt erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es herniederschaut;
Und was an ihm die Mitwelt sonst getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feyert ihn! denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!

Der Ruhm der Holländer.

(Beschluß.)

Vollkommen erkannte und schätzte Peter der Große, dessen unermüdetem Studium und Eifer auf den holländischen Werften Rußland seine wahre Größe und Kultur zu verdanken hat, diesen rühmenswerthen Nationalgeist der Holländer!

Unser großer Schiller hat in seinem berühmten historischen Werke *) über die Niederlande dem niederländischen National-Karakter ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Tempie und Cogan wußten die Niederländer auch von der scientivischen Seite zu würdigen. Esmenard in seinem schönen Gedichte: La navigation **), Forster in seiner interessanten Rheinreise, Sander in seiner — vorzüglich naturhistorischen und literarischen — Reise

*) Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.

**) Durch den Dichter Wilsen Seysbeck ins Holländische übersetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben (1806).

durch Frankreich und die Niederlande, Grabner in seinen Briefen über die vereinigten Niederlande in sittlicher und literarischer Hinsicht, und noch viele andere, vorzüglich d'Albon und Pliarl, haben die Verdienste der Holländer in vollem Maße erkannt. Selbst eine Frau, die berühmte Lady Montagne, urtheilt richtiger und mit einem feinen Gefühle über den National-Karakter und die Eigenschaften der Niederländer, als so mancher soi-disant gelehrte und politische Aristarch oder Pedant neuerer Zeiten.

Doch man könnte alles bisher Gesagte für hochtrabende Worte und schönklingende Phrasen halten, wenn ich nicht zugleich zum Zweck hätte, die auffallendsten historischen Belege für diesen Erfindungsgeist der Niederländer, und die große Zahl ihrer Erfindungen und Entdeckungen beyzubringen und zugleich die ausgezeichneten Genies dieser Nation, die als Erfinder, als Schöpfer von Systemen und Theorien, als große Gelehrte und Dichter, oder als ausgezeichnete Künstler-Genies berühmt waren, einer nähern Beleuchtung zu würdigen. Naturgeschichte, Physik, Mathematik, Medizin, Mahlerey, Handwerke und mechanische Künste aller Art, Fabriken und Manufakturen sind es vorzüglich, welche neben der Philologie und der lateinischen sowol als holländischen Dichtkunst die ausgezeichnetsten Männer sowol in der artistischen als Literar-Geschichte dieser Nation geliefert haben. Zwar läßt der Zweck und der Gang einer historisch-kritischen Abhandlung keine vollkommen systematische, genau nach wissenschaftlichen oder Kunst-Fächern abgetheilte und zu gleicher Zeit chronologisch geordnete Darstellung zu, da ich eigentlich blos eine möglich vollständige Uebersicht der holländischen Erfindungen und Entdeckungen und ihrer merkwürdigsten Männer in jenen obengenannten Fächern aufstellen möchte; doch sind auch hier die Zusammenstellungen soviel möglich zweckmäßig und nach den verschiedenen Fächern geordnet, um überzeugend darzuthun, daß der Erfindungen und Entdeckungen, welche dem menschlichen Geiste Ehre machen, bey den Holländern viele und mannigfaltige sind, von welchen dem Holländer die Ehre ausschließend und manchmal auch gemeinschaftlich mit andern Nationen zukommt, wiewol selbst Busch in seiner Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen, worin er oft dem Holländer volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, derselben nur eine kleine Zahl nennt. Auch Beckmann hat in seinen Beyträgen zur Geschichte der Erfindungen von den Holländern ehrenvolle Erwähnung gethan.

Was haben nicht — um nur einen wichtigen Punkt zu nennen — die unermüdeten Bemühungen der zahllosen niederländischen Societäten für Gelehrsamkeit und Kunst zur Kultur der Wissenschaften und Künste, zu Beförderung des Handels, der Fabriken und Manufakturen, und zu neuen Erfindungen und Entdeckungen, durch Belohnungen und Ehrenbezeugungen aller Art beygetragen? ... Wie unendlich nützlich sind (um nur einige anzuführen) die Maatschappyen von Harlem und Amsterdam, die Gesellschaft zum allgemeinen Besten *), die nationale ökonomische Gesellschaft u. s. w. von ihrer Stiftung an gewesen, und wie eifrig und unermüdet wirksam sind sie nicht noch!

Daß übrigens bey einer Nation, welche blos dem Handels-Geiste lebt, und leben muß, welche ihre Erhaltungs-Mittel durch Schiffahrt, Fabriken und Manufakturen sich erwerben muß, bloße Gegenstände des Vergnügens und des Luxus viel minder kultivirt werden, ja eigentlich entbehrlich seyn müssen, z. B. Musik, Moden u. s. w.; dies liegt in der Natur des Landes und seiner Bewohner. Dagegen hat der Niederländer die stärksten Anlagen zu allen Wissenschaften und mechanischen Künsten, welche Anstrengung, Ausharren, Belesenheit und langwierige Arbeit erfordern; und diese Beyspiele und Beweise aus der Geschichte der Literatur, der Kunst und der Politik zusammenzustellen, soll der Hauptzweck eines künftigen historischen Versuches seyn.

Werther an Lotten.

Nach Charlotte Smith.

Soll ich auf dieser unter'n Sphäre länger
Mein schwaches fieberhaftes Daseyn fristen,
Und mich, der Unmacht kundig, bang und bänger
Zum Kampfe mit des Schicksals Ohmacht rüsten?
Euch, schwarze Schuld, Verzweiflung, zu entrinnen,
Geh', ungerufen, ahnend ich von hinnen,
Begnadung mir und Himmel zu gewinnen.
O, wer den Aufruhr endeloser Peinen
Im wunden Herzen kennt, wird mir verzeihen.
Ja, Lotte! Dich von Trübsal zu befreyen,
Will ich entschlossen mich dem Grabe weihen.
Wirst du den armen Todten auch bewinnen,
Wenn im zermoderten getreuen Herzen
Dein Bild erlosch, du Wonne meines Lebens?
Ach, fühlest du bey deinem Mitleid — Schmerzen,
So starb dein hoffnungsloser Freund vergebens.

Hs.

Vermischte Nachrichten.

Die Consulta in Rom hat die schleunige Wiederherstellung der beyden schönen Tempel der Vesta und der Fortuna virilis, welche noch dem größten Theil nach zwischen dem großen Kloake und der alten Senatsbrücke erhalten sind, verordnet. Der Tempel der Vesta scheint, nach der ausnehmenden Schönheit seiner Form, nach der Mannigfaltigkeit in seinen Zierrathen, und nach der dazu verwandten Marmorart zu urtheilen, im Zeitalter des Augusts erbaut zu seyn. Schon unter der vorigen Regierung war man auf dieses seltene Denkmal aufmerksam geworden. Jetzt hat man bereits mit der Aufräumung begonnen, und bald werden die Schoppen und kleinen Häuser, welche es gegenwärtig dem Blicke entziehen, weggebrochen werden. Zu-

*) Tot nut vant algemeen.

gleich hat man angefangen die drey Hauptzimmer der Bäder des Titus aufzuräumen, welche von den Fremden am meisten bewundert werden, und hinreichen, einen richtigen Begriff von den indianischen und arellianischen Grotten zu geben, die Raphael in seinen Logen im Vatikan so schön nachgeahmt hat. Auch sollen die Ueberreste des Tempels Antonins und Faustinens, des Marcellischen Theaters, des Octavianischen Porticus, des Tempels der Concordia, und des Jupiter Stator, und andre Denkmahle der alten Größe Roms, wieder hergestellt werden.

Canova ist in diesem Augenblicke sehr emsig beschäftigt, zwey colossale bronzene Statuen, deren eine den Kaiser der Franzosen zu Fuß, und die andre ihn zu Pferde vorstellen soll, anzufertigen. Von der ersten hat der berühmte François Richetti bereits den Guß vollendet. Die zweyte soll in ihren Dimensionen alle bekannte ältere und neuere Statuen übertreffen.

Auch in Spelatro wird auf die Erhaltung der berühmten Alterthümer dieser Stadt auf Befehl des Herzogs von Ragusa neue Sorgfalt gewendet.

Die italienische Societät der Wissenschaften und schönen Künste zu Mayland wird unter dem Titel: Giornale scientifico et letterario dell' academia italiana, außer den Memoiren der Societät, von welchen die beyden ersten Bänden nächstens erscheinen werden, ein neues Journal herausgeben.

Der Naturforscher Riso hat im Meerbusen von Nizza zwey neue Fischarten entdeckt, und der einen den Namen Cerza gonurus Cuvieri, und der andern den Namen Licijanus Palleni beygelegt.

Zu Santa Fé, in Neu-Grenada, starb im August v. J. der berühmte Botanist Mutis, ein Freund des Linnäus, der über 50 Jahre beschäftigt war den Pflanzenreichthum Amerikas zu erforschen: Als Arzt des Vicekönigs Grafen von Casa-Flores machte er den Anfang mit der Flora von Bogota, wozu er auf seine Kosten von inländischen Zeichnern, die er selbst bildete, die Zeichnungen anfertigen ließ. Als er nachmals zum Chef der botanischen Expedition von Neu-Grenada ernannt wurde, erweiterte er diese große Arbeit sehr. Er hatte beträchtliche Herbaria in seinem Hause zusammengebracht, über 1500 colorirte Zeichnungen von neuen Pflanzen, physikalische und astronomische Instrumente, und eine Sammlung von botanischen Werken, welche an Reichthum nur der Sammlung des Präsidenten der königl. Societät in London nachsteht. Ein Zögling des Hrn. Mutis, Hr. Rea, ist gegenwärtig Direktor des botanischen Gartens in Madrid. Sein Neffe, Don Sinforosa Mutis, hat von der Regierung den Auftrag erhalten, die Flora von Bogota, zu der man von der Hand des Verstorbenen nicht weniger denn 566 Beschreibungen neuer Pflanzen vorgefunden hat, zu beendigen. Zwey Eingeborne von Santa Fé, die HH. Mutis und Riza, führen die vielen angefangenen Zeichnungen vollends aus. Seine Bibliothek, seine Sammlungen und seine Instrumente sollen nach seinem Testamente dem Gebrauche seiner Mitbürger verbleiben. Europa verdankt ihm die Entdeckung der Neu-Grenadischen Quinquina. Die orangenfarbene Quinquina (Cinchona lanceifolia) von Santa Fé, welche der Fiebertinde von Lora (Cinchona Condaminea) in nichts nachsteht, ist in den Häfen von Carthagena und St. Martha ein beträchtlicher Handelsartikel geworden. Herr Mutis, der in seinem Alter in den geistlichen Stand trat, zeichnete sich eben so sehr durch den Adel seines Charakters, als durch die umfassendsten und tiefsten Kenntnisse aus.

Der Uhrmacher Bailly in Paris hat eine Tischuhr verfertigt, welche von allen Kennern und Freunden des Schönen bewundert wird. Sie ist 35 Zoll hoch und 24 Zoll breit. Die Hauptfigur stellt Urania vor, die auf einem Himmels-Globus Messungen vornimmt. Der Globus ruht auf vier vergoldeten bronzenen Sphynxen. Auf dem Bas-Relief des Piedestals sieht man Uranien astronomischen Unterricht ertheilen. Das erste Modell ist für das Palais von Compiegne angekauft worden.

In Norddeutschland schreibt man den Haß, welchem der Hr. von Aretin in München gegen die norddeutschen Gelehrten, und besonders gegen die von ihm sogenannten Borussomanen äußert, der übeln Aufnahme zu, welche der von ihm ausgesandte mnemonische Apostel einst in Berlin fand, wo er scharf mitgenommen wurde, und wodurch die ganze Speculation scheiterte. Hinc illae lacrimae!!!

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 1 Mai.

Für die Wiener ist der erste Mai immer ein festlicher Tag. Man besucht an demselben, nach einer alten Sitte, gewöhnlich den Augarten, der stets an den unvergeßlichen Kaiser Joseph erinnert, von dem er verschönert, und dem Publikum zur Benutzung geöffnet worden ist. Am ersten Mai findet man in demselben immer Musik, Erfrischungen aller Art, und bey günstigem Wetter eine große Menge Spazierender, größtentheils aus den höhern und wohlhabenden Ständen. Heute war der Zusammenfluß von Menschen besonders groß. Wir hatten das herrlichste Frühlingswetter, und alles, was nur konnte, eilte in das Freye. Die Natur stand in voller Anmuth da, und verbreitete Heiterkeit über alles. Die Kaiserinn, begleitet von dem Kronprinzen, erschien auch im Augarten. Auch die Erzherzöge, Brüder des Kaisers, befanden sich daselbst.

Sehr angenehm ist jetzt der Prater. Er wird daher außerordentlich stark besucht. Nach allen Seiten hin hört man schallende Musik, und viele von den Belustigungsorten in demselben sind verschönert worden. Die Wirthe scheinen sich übrigens für die Verluste des vorigen Jahres entschädigen zu wollen; alles steht bey ihnen in hohen Preisen. Dies vermindert indeß den Zulauf nicht. Es wird nach allen Seiten hin geschmauset, als lebten wir in den wohlfeilsten Zeiten. Unter diesen Schmausenden, denen nicht leicht etwas zu theuer ist, stehen die kommercirenden und fabricirenden Klassen oben an. Für sie und ihren Erwerb sind die Zeiten sehr günstig, und sie sind im Stande, einen bedeutendern Aufwand zu machen. Die Gelehrten, Beamten, Pensionäre und viele Kapitalisten müssen dagegen größtentheils sich mit dem Zusehen begnügen, und nur immerfort darauf studieren, durch immer größere Vereinfachung ihrer Lebensweise und durch Genügsamkeit sich ehrlich durch das Leben zu bringen.

Vom 4 Mai.

Der österreichische Staat hat einen großen Verlust erlitten. In der verflossenen Nacht starb nämlich unser Finanz-Minister, Graf Odonell. Noch gestern sah man ihn im Prater, und gegen 11 Uhr des Nachts soll er noch nach einem Buche verlangt haben. Bald darauf traf ihn der Schlag, und machte seinem thätigen Leben zu einer Zeit ein Ende, wo man alle Ursache hatte, demselben eine noch recht lange Dauer zu wünschen. Man ehrte ihn allgemein als einen einsichtsvollen und dabey rechtschaffenen Mann, und diejenigen, die mit ihm in Geschäftsberührungen standen, rühmen besonders sein humanes Wesen, das frey von aristokratischem Stolze

war. Ungeachtet er seine irdische Laufbahn auch in Bezug des neuen Finanzplanes zu früh endete: so hofft man doch, daß an diesem Plane nichts geändert, sondern daß er mit Energie werde vollzogen werden. Den Staatsbeamten muß das Gedächtniß des Verewigten auch schon darum werth und theuer seyn, weil er zur neuerlichen Vermehrung ihrer Gehaltszulagen das meiste beygetragen hat.

Der Kaiser hat Wien in diesen Tagen wirklich verlassen, und wird vorerst seine Familiengüter in Oestreich, dann aber Böhmen besuchen, wohin ihm auch die Kaiserinn folgen wird, welche ihrer Frau Mutter, die nach Wien zurückkehrt, entgegen gereist ist. Der Kronprinz erscheint jetzt häufig öffentlich, und reitet fast täglich aus.

Wir haben eine neue Dienstboten-Ordnung erhalten, die mit einem kaiserl. Patente begleitet ist. Das Bedürfniß eines solchen revidirten und nach den gegenwärtigen Zeitumständen modificirten Dienstboten-Reglements fühlte man in Wien schon seit vielen Jahren tief. Es steht nun zu erwaeten, ob durch die neuern Einrichtungen im Dienstbotenwesen der beabsichtigte Zweck erreicht weeden wird. Eine große, volkreiche Stadt ist häufig, ihres Umfanges und der erschwerten Uebersicht wegen, den besten Absichten hinderlich, und vereitelt die zweckmäßigsten Maßregeln.

Die Kaffetrinker sind heute durch ein kaiserl. Patent in große Bewegung gebracht worden. Durch dieses Patent wird der Kaffe unter diejenigen ausländischen Produkte gesetzt, die nicht in den Handel kommen dürfen. Die vorhandenen Vorräthe müssen binnen drey Monaten verkauft seyn, und nur diejenigen, die eine höhere Erlaubniß zum Kaffetrinken erhalten, dürfen sich geringere Quantitäten, gegen einen erhöhten Einfuhrzoll, verschreiben. In den Kaffehäusern muß der Schank des Kaffe's nach drey Monaten aufhören.

Paris, 9 Mai.

Das neueste Produkt der Mad. de Genlis ist ein didactischer Roman: La maison rustique, pour servir à l'éducation de la jeunesse, ou retour en France d'une famille émigrée; ouvrage ou l'on trouve toutes les instructions nécessaires pour bâtir une maison de campagne, pour la meubler, pour y établir une chapelle, une bibliothèque, un laboratoire, un cabinet d'histoire naturelle, un jardin des plantes usuelles, etc. Man sieht, daß Mad. Genlis ein Bisthum, ein Lyzäum und die nöthigen Musäen in ihrem Landhause vereinigen will. Abgerechnet aber, daß sie bey Gartenanlagen, in Möbeln u. s. w., den altfranzösischen Geschmack dem neuen vorzieht, worüber als über Geschmacks-Sache nicht zu streiten ist, — ist das Buch wegen Zusammenstellung verschiedener Vorschläge für jeden wohlhabenden Bewohner eines Landhauses von Interesse. Freylich wird man gerade seine Bibliothek nicht nach ihrem Receyte einrichten wollen, dem zufolge alle mythologische Bücher, das kleine Dictionnaire des Chompré ausgenommen, eine große Anzahl Dichter, selbst Boileau (vielleicht wegen seiner Satyre gegen die Frauen), und was noch mehr zu verwundern ist, sogar Chateaubriant davon ausgeschlossen bleiben, und von jenem nur die Art poétique, von diesem nur die verkürzte Ausgabe des Génie du Christianism zugelassen werden. Ihr Rath, daß man Freunde besser als Fremde bewirthen, und bey jenen nicht immer den Gemeinplatz: „Handeln wir ohne Umstände mit ihnen!" in Ausübung bringen solle, verdient allerdings Beherzigung, so wie ihre Aeußerung über die Wuth, unsere Gärten mit ausländischen Pflanzen und Bäumen zu bevölkern, und ihnen Ausländischen Pflanzen voll griechischer und lateinischer Namen umzuhängen, die kein Mensch versteht, und Jedermann verstümmelt ausspricht, Die Novelle, in welche alle Vorschläge und Plane über die Anlagen eines Landhauses eingewebt sind, ist eine wahre Geschichte, und wenn ich nicht irre, in Deutschland schon bekannt. — Ein französischer Ausgewanderter sah zu Boston in Nord-Amerika an einem Markttage eine junge Bäuerinn zu Markte fahren; er glaubt sie zu kennen, sie grüßt ihn, und er findet eine alte Bekannte von einer der besten Familien, die nun ihr Gemüse zu Markte führte, und ihn auf ihr Landhaus einlud. Hier sah er nun Vollgenuß der Ruhe und Zufriedenheit in einem beschränkten Wirkungskreise, und von der Einfachheit und Eintracht der Familie überzeugte ihn folgender Zug: Ein Neger trat ein, stellte sich mit dem Rücken vor die Frau vom Hause, und sagte zu ihr: Maitresse, raccommode ma culotte, qui vient de déchirer. — Ohne ihr Gespräch zu unterbrechen, nahm sie Nadel und Zwirn, und erfüllte sein Verlangen mit einer bezaubernden, rührenden Anspruchlosigkeit. — Diese Familie kehrte seitdem nach Frankreich zurück, und erhielt einen Theil ihrer Güter wieder, deren Einrichtung den Grundstoff zum Buche gab, das vorzüglich den Zweck hat, die Mädchen in Besorgung der Hauswirthschaft Vergnügen finden zu lehren.

Vaudeville. L'auberge dans les nues, eine heftige Satyre gegen die beyden Opern: Tod Adams und Tod Abels, gegen das Trauerspiel Brünehaut, und gegen das Lußspiel: Die Versammlung der Familie. Alle diese Stücke streben, dem Vaudeville zufolge, nach dem Himmel, aber sie blieben unterwegs stecken, und schätzen sich glücklich genug, eine Herberge in den Wolken zu finden. Die Glieder der Familien-Versammlung kommen daselbst als Zwerge auf einem Kinderwagen, Abel mit seiner goldgelben Perücke an u. s. w., und Letzterer hat so große Mühe selbst nur bis in die Wolken zu kommen, daß er sich mittelst eines Krahnes hinaufwinden lassen muß. Alle diese Stücke werden nun auf dem Altare eines sanften, unschuldigen Mädchens geopfert, auf dem Coudrillons, und der Kritiker des Feuilletons bemerkt mit Recht, daß ihr dieses Opfer nicht angenehm seyn könne und dürfe, und daß Schmeicheleyen — wie letzthin ein Kouplet, das sie Frau in dem Hause nannte, wo sie noch vor kurzem Dienerinn war — die gefährlichste Klippe des Talents seyen. Die Verfasser dieser neuen aristophanischen Wolken sind in der Zahl der Furien: drey.

Das Theater de la Gaité hat den Roman der Mad. Genlis: Les mères rivales, in ein Melodram umgestaltet, unter dem Titel: La fille adoptive. Bekanntlich gab eine Mutter, die verborgen bleiben wollte, ihre Tochter einer Freundinn zur Erziehung, welche, zum Lohne ihrer Großmuth, nun selbst für die Mutter des Mädchens, und selbst von ihrem Manne gehalten wird. Sie glaubt den Argwohn nicht besser als durch eine Vermählung der adoptirten Tochter mit ihrem eignen Sohne widerlegen zu können; dies veranlaßt, daß die eigentliche Mutter nicht länger ihr Inkognito behält, um einer Blutschande vorzubeugen, denn der Vater des Bräutigams ist auch der Vater der Braut — der adoptirten Tochter, und sieht sich nun selbst einer Untreue überwiesen, deren er kurz vorher seine Gattinn beschuldigte.

Im Ambigu comique tritt nun ebenfalls Cortez auf — in Irza oder die Verschwornen von Tesuco, wo der indische Eroberer als zweyter Scipio erscheint, die geliebte Irza seinem glücklichern Nebenbuhler abtritt, und den Verschwornen verzeiht.

Man versichert, die Truppe der Kaiserinn, ehemals Picards, werde aus dem Odeon in das schöne im griechischen Style erbaute Théâtre Favart, einst das der italienischen Truppe nächst der Chaussée d'Antin, wandern.

Nro. 126.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Mai, 1810.

Der Ruhm, der Weise krönt, der um die Helden strait,
Und so für edeln Dienst erhabne Bürger zahlt,
Ist für sie selbst ein Rauch, den sie nicht ungern missen:
Der ersten Tugend Lohn hat Gott und ihr Gewissen.

v. Haller.

Prinz Eugen von Savoyen.

Der Prinz Eugen von Savoyen erscheint in der Geschichte als einer jener großen Männer, deren jedes Jahrhundert kaum einen, manches gar keinen aufzuweisen hat; als Held und Staatsmann ist er von mehrern Geschichtschreibern, aber bey weitem nicht nach Würde dargestellt worden. Einer hat den andern, manchmal auch nur sehr schlecht, kopirt. Die originellen Eigenschaften des an Tugenden wie an Heldenthaten und Staatskenntnissen gleich großen Mannes konnte freylich keiner dieser Geschichtschreiber bestimmen, denn es fehlten ihnen die Belege hierzu; Eugen hat die von ihm selbst geschriebene Denkwürdigkeiten seiner Lebensgeschichte der Welt entzogen. *) Dieser Verlust ist unersetzlich; seine Geschichtschreiber konnten deshalb auch den moralischen Karakter dieses großen Mannes nicht beleuchten. —

Die Privatschriften Eugens, seine einzelnen Memoiren, Noten und freundschaftlichen Briefe *) stellen aber den großen Geist dieses über sein Zeitalter weit erhabenen Prinzen dar; zwar konnte man diesen aus seinen vortrefflichen Handlungen leicht abnehmen, denn sein edler und hoher Karakter leuchtet aller Orten hervor. — „Seine Privatschriften überzeugen uns, daß Eugen fast der einzige große Mann war, welcher Geburt, Glück und Tugend in sich beyspiellos vereinigt hat.“ — Durch diese Behauptung Wassenärs hat dieser dem großen Eugen das herrlichste unter allen Denkmälern errichtet.

Die Urtheile der würdigsten Zeitgenossen über diesen erhabenen Prinzen zusammengestellt, werden auch das unnachahmliche Bild dieses sowol von seinen Zeitgenossen als von der Nachwelt bewunderten und geschätzten Prinzen vervollkommnen.

Ludwig XIV schrieb durch das Organ der Frau von Maintenon von Eugen an den Herzog von Richelieu: „Dieser Prinz ist ein unnachahmliches Muster für alle Regenten und Staatsmänner; ich kann seine eiserne

*) Baron Wassenär, königl. Gesandter am englischen Hofe, vernahm von einem österreichischen Minister, daß dieser im Winter 1735 zu Eugen gekommen, wo er sich eben mit Verbrennung seiner von ihm selbst geschriebenen Memoiren beschäftigte. Aber warum beraubten E. D., sagte dieser, Ihre Zeitgenossen und die Nachwelt dieses vortrefflichen Schatzes? „Mit gutem Vorbedacht,“ antwortete Eugen, „denn ich konnte die Wahrheit in meiner Lebensgeschichte nicht beschreiben, ohne nicht zwey große Fürsten zu beleidigen; da die Welt hieraus urtheilen möchte, es wäre aus einer Art von Rache geschehen, so legt das Feuer alles in Vergessenheit.“

*) Die Korrespondenz, die Eugen mit den drey Kaisern, unter denen er lebte, gepflogen hatte, ist nach seinem Tode dem Hofe zugestellt worden. — Seine Ministerialschriften kamen in die Archive, und ein großer Theil der Eugenischen Memoiren, Noten und freundschaftliche Briefe befanden sich vermischt in den 72 Quart-Bänden, die zu Mailand in dem Reichs-Plenipotentiär-Archiv aufbewahrt waren, und von den Franzosen bey ihrem letzten Einfall in die Lombardie hinweggenommen wurden. —

Treue und Anhänglichkeit an seinen Souverain, sein reines Gefühl von Vaterlandsliebe, und den hohen Begriff von strengster Erfüllung seiner verschiedenen Pflichten nicht genug bewundern; aber ich kann auch den Verlust, den Frankreich selbst an ihm erlitten hat, nicht genug bedauern. Die Vorsehung wollte es so; denn wir würden vielleicht seinen Tugenden nicht so viele Gerechtigkeit erzeigt haben."

Georg II, König von England, fragte den Baron von Waisenär bey einer öffentlichen Unterredung: „Welcher Sieg dünkt Ihnen unter den Eugenischen der größte gewesen zu seyn?" — Waisenär antwortete dem Könige: „Hätte Marlborough nicht an dem Siege bey Höchstädt den vorzüglichsten Antheil gehabt, würde ich diesen dem Entsatze von Turin vorgezogen haben." — „Sie sind zu diskret," sagte der König, „ich glaube das unglückliche Treffen bey Denin war sein größter Sieg: denn weil sich seine Feinde in der Kriegskunst an ihm erschöpft hatten, so mußten seine verstellten Freunde zur Verrätherey ihre Zuflucht nehmen."

Sein eigener Souverain, Kaiser Karl VI, fand lange keine Linderung seines Schmerzens über den Verlust dieses großen Prinzen; er schrieb an den Feldmarschall Gr. von Daun eigenhändig: „Gestern ergab sich durch das Ableben Eugens der härteste Schlag, der mich und meine Staaten unter allen während meiner ganzen Regierung betroffen hat."

Diese Wahrheit scheint der große Friedrich II, König von Preußen, in seinen hinterlassenen Schriften selbst zu bestätigen. „Ohne einen Marlborough," schreibt er, „wäre die Königinn Anna, und ohne einen Eugen Karl VI verloren gewesen." Bey allen Gelegenheiten rühmt Frankreich mit einer Art von sonderbarem Vergnügen, daß Eugens letzter Feldzug am Rhein ein Meisterstück aus der hohen Schule der Politik und der Kriegskunst dargestellt habe. *)

Der Marschall von Villars schrieb bey dem Schlusse der Unterhandlungen des Rastadter Friedens dem Staats-Minister Torcy: „Nichts hat mich in meinem Leben so viele Mühe gekostet, als bey diesen Unterhandlungen die Redlichkeit Eugens nicht zu beleidigen; denn der Karakter dieses Prinzen flößt jedem eine gewisse Ehrfurcht ein."

Nach der Abreise Eugens von London im J. 1712 schrieb Walpole dem Grafen von Sunderland: „Die persönliche Bekanntschaft mit dem Prinzen Eugen hier gemacht zu haben, war einer der schönsten Tage meines Lebens. Er ist vorzüglich ein sehr strenger Vertheidiger der monarchischen Regierungsform; er behauptet, daß sie die beste unter allen sey: ich muß ihm Beyfall geben, denn sein Hauptgrund: daß die monarchische Regierung allein im Stande ist, die Centralkraft durch die Zusammenwirkung aller Theile zu behaupten, scheint mir unwiderleglich zu seyn."

Wenn selbst Marlborough seiner Königinn und dem englischen Ministerium rühmte, daß er von Eugen das Feuer und die Mäßigung zu vereinigen erlernt, und wenn er überdies dem großen Churfürsten von Maynz, einem Grafen von Schönborn, gestand, daß er den vortrefflichen Maximen Eugens ganz allein die unerschütterliche Standhaftigkeit in seinem Unglücke zuzuschreiben habe; was läßt sich wol Erhabners von den Tugenden und dem moralischen Karakter dieses Prinzen mehr anführen?

Was mag denn wol (fragte eben dieser Churfürst Schönborn seinen Staatsminister, den Gr. von Stadion) die schönste der Eugenischen Eigenschaften, und vorzüglich seines außerordentlichen Glückes seyn? Ich glaube (sagte der Churfürst), die kluge, und bewunderungswerthe Nachsicht gegen seine Feinde — und was halten Sie Gr. Stadion dafür? Mir scheint, antwortete dieser: „das Vertrauen, das er sich erworben hat, beynahe alles, wozu weder Geld noch Macht hinreichte, zu überwinden."

Die unvergeßliche große Maria Theresia gestand dem Fürsten v. Kaunitz in Gegenwart des Barons v. Binder, als von einem Finanzplane, der eben nicht durchgehen wollte, die Rede war, daß ihr Gemahl Kaiser Franz I ihr gesagt habe, von Eugen selbst einmal gehört zu haben: „Wir sind in dem Punkte der Staats-Oekonomie von jeher gegen andere Staaten zu reich und zu arm, deswegen herrscht auch bey uns mehr der verzehrende, als der unternehmende Geist."

Bey einer großen Konversation, wo von der glücklichen Regierung eines Fürsten die Rede war, sagte der Fürst Staatskanzler v. Kaunitz: „Nach den Maximen Eugens könnte nur jener Fürst glücklich regieren, der frühzeitig erlernt hätte, auch mit fremden Augen richtig zu sehen."

Wer sich von den Tugenden dieses großen Mannes, von seiner leidenschaft- und vorurtheilsfreyen Unbefangenheit, von seinem edeln und gutmüthigen Herzen, von seiner bescheidenen Selbstverläugnung, und von seinem angenehmen und nicht beleidigenden Witze, von seiner unverstellten Menschenfreundlichkeit, von seinem alles umfassenden Vorder-

*) Die Art, wie sich Friedrich II hierüber äußerte, ist in der Vorrede zum dritten Bande meiner Staats-Memoiren S. 4 ausführlich enthalten. Friedrich II bemerkte zwar, daß Eugen in seinen Armeeberichten nicht die beste Art des Vortrags gehabt habe. Die Ursache dessen, sagt Waffenär, war, weil er aus Bescheidenheit sie allezeit durch seine General-Adjutanten verfassen ließ — von seinen freundschaftlichen Briefen und Memoiren hingegen, die größtentheils in französischer Sprache von ihm in die Feder diktirt wurden, sagte Friedrich selbst, daß sie sehr bestimmt und gedankenreich geschrieben seyen.

sehen *), von seiner klugen Einschreitungsart, und der göttlichen Gabe der Standhaftigkeit in einem weiten Umfange überzeugen will, der wird dazu in den gesammelten Memoiren, Noten und freundschaftlichen Briefen dieses Prinzen, welche in der J. G. Cottaischen Buchhandlung zu Tübingen erscheinen, und in denen er in dreyfachem Verhältnisse, als Feldherr, als Staatsmann, und als Menschenfreund sich zeigt, hinlängliche Belege finden.

J. C. der v. Sartori,
k. Rath und Bibliothekar am Theresianum zu Wien.

Der Tarantelbiß.

Sonderbar bleibts doch immer, daß ein so berühmtes Insekt als die Tarantel, das in einem der volkreichsten Länder Europens so häufig angetroffen wird, doch bis jetzt noch wenig bekannt ist. Weder Reisende, noch Medizinier, noch Naturforscher sind unter sich über die Geschichte dieses Insekts, über die Folgen seines Stiches und über die Heilmittel desselben einig. Doctor Pitaro, ein neapolitanischer Arzt, hat in der medizinischen Nachforschungs-Gesellschaft in Paris, deren Mitglied er ist, eine Abhandlung über diesen Gegenstand vorgelesen.

Hr. Pitaro bezeugt, daß er an die gewöhnlichen Folgen des Tarantelbisses, und an die Macht der Musik, ihn zu heilen, glaube. Was die Erzählungen davon verdächtig machte, waren die Fabeln von Charlatanen und von Leichtgläubigen, die sich in den abgeschmacktesten Uebertreibungen gefielen. J. Pontanus, ein Neapolitaner, und einer der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts, erzählt, daß der Biß dieser Spinne zu seiner Zeit allen mäunlichen Einwohnern von Puglia, welche Thorheiten, und allen Weibern, die Ausschweifungen begingen, zum Vorwande diente, indem der Glaube allgemein war, daß die Männer durch den Biß der Tarantel in die Gewalt des Momus, und die Weiber unter die Herrschaft der Venus vulgivaga fielen. Kein Wunder, daß eine Wahrheit, welche so lächerliche und zugleich gefährliche Irrthümer veranlaßte, mit aller Hartnäckigkeit bestritten wurde.

Uebrigens scheint Pontanus selbst dieser Fabel keinen großen Glauben beyzumessen. In einem ganz andern Tone als er spricht ein anderer neapolitanischer Schriftsteller seiner Zeit, Alexander ab Alexandro, von dem Tarantelismus. Seine Erzählung stimmt ganz mit der Meinung überein, die allgemein angenommen war, ehe unglaubige Zweifler es sich einfallen ließen, sie anzugreifen. Nach ihm verfällt ein von der Tarantel Gebissener in eine todähnliche Betäubung, und diese würde auch tödtlich werden, wenn dem nicht vorgebeugt würde; sobald aber der Kranke nur den Ton einer Guitarre oder Fidie hört, erwacht er wie aus einem tiefen Schlafe, öffnet die Augen, richtet sich auf, und fängt an nach dem Takte zu gehen. Tönt das Instrument stärker, so gewinnt auch der Kranke an Kraft; baldspringt, tanzt, geberdet er; seine Bewegungen sind nicht ohne Anmuth, und folgen dem Takte der Melodie; hört die Musik auf, so verfällt er wieder in die vorige Betäubung; fängt sie wieder an, so auch er seinen Tanz; und diese Wirkung der Musik hört nur erst nach seiner gänzlichen Wiederherstellung auf.

Dies Zeugniß des Alexander ab Alexandro unterstützt Hr. Pitaro mit den Zeugnissen eines Baglivi, Mead, Geoffroy, Albin, Valletta und einiger anderer, und berichtet dann sehr umständlich einen Vorfall, den er im südlichen Calabrien im Jahre 1793 zu beobachten Gelegenheit hatte. Ein Schnitter wurde beynahe vor seinen Augen von einer Tarantel gebissen; seine Kameraden behandelten und heilten ihn, und Hr. Pitaro stattet von ihrer Behandlung Bericht ab, und erklärt diese. Die Musik wurde, wie bey Alexander ab Alexandro, angewandt, aber nicht in dem Maße und nicht ausschließlich. Ja, sie wurde nicht einmal gleich anfänglich gebraucht, da die Schnitter befürchteten, der Gedanke, daß er von einer Tarantel gebissen sey, möchte zu leicht die Einbildungskraft ihres Kameraden erschüttern. Nur erst nach einigen Stunden versuchte der eine, unter dem Vorwande sich zu betäuligen, die Tarantella (Tarantelntanz, S. Mgbl. Nro. 307 v. J.) auf einer Art von Mandoline. Anfänglich mißlief diese Musik dem Kranken; nach und nach gewohnte er sich aber daran, erhielte sich von seiner Niedergeschlagenheit, stand auf, ging im Takte, und fuhr selbst, als er sich niedergelegt hatte, fort, die Beine nach dem Takte der Melodie zu bewegen. Damit wurde mehrere Tage hintereinander fortgefahren, und am siebenten war der Kranke geheilt.

Der Einfluß der Musik wäre also durch diese Thatsache außer Zweifel gesetzt; ja man möchte wol selbst annehmen, daß sie schneller und kräftiger würde gewirkt haben, hätte man sie sogleich angewandt, und dem Kranken nicht seinen Zustand verschwiegen. Vielleicht bleibt die gewöhnliche Heftigkeit dieses Mittels allein die Schnitter ab, sofort dazu ihre Zuflucht zu nehmen, und bewog sie, erst andere Mittel zu versuchen. Dem sey wie ihm wolle, unter diesen Mitteln gab es eins, auf welches Hr. Pitaro die Gelehrten und Naturforscher aufmerksam macht. Das erste,

*) Keiner der größten Staatsmänner hat jemals das künftige Schicksal Europas überhaupt, und eine seiner Staaten insbesondere so richtig bestimmt, als Eugen: wie er Frankreichs Uebermacht, dann Rußlands und Preußens Emporsteigen mit unwiderlegbaren Gründen bewies, so sah er den künftigen Länderverlust des Erzhauses Oesterreich, den Verfall des deutschen Reichs, Italiens, und vorzüglich Savoyens, der Republik Holland und Pohlens eben so richtig bevor; andere Ereignisse, als die unseligsten Monathe der französischen Gewalt, und der sehr nahe Umsturz des Jesuiten-Ordens, entgingen seinem beobachtenden Vorsehungsgeiste nicht.

was die Schnitter thaten, war, daß sie die Tarantel auf der Wunde zerquetschten, und zwey Geldstücke von verschiedenem Metall, welche sie vorher mit ihrem Speichel benetzten, darauf befestigten. Späterhin banden sie dem Kranken zwey Stücke Weißblech unter die Fußsohlen, so daß diese ganz davon bedeckt waren; sie nahmen dann den Verband ab, und legten ihn wieder mit der einzigen Veränderung an, daß sie die Tarantel jetzt nicht mehr unmittelbar auf die Wunde, sondern zwischen die beyden Geldstücke legten. Hr. Pitaro setzt auf die zerquetschte Tarantel wenig Gewicht; er schreibt diesen Gebrauch einem der vielen Volksvorurtheile zu, deren Ursprung unmöglich auszumitteln ist. Aber mit Recht zieht er die Anwendung der Stücke Weißblech, und vorzüglich der Geldstücke von verschiedenem Metall in Betracht, und bemerkt darin mit Erstaunen die Spuren einer in unsern Tagen gemachten oder erneuerten Entdeckung, nämlich des Galvanismus. Und in der That läßt sich diese, seit undenklichen Zeiten in Calabrien gebräuchliche, Kurart des Taranteldisses nur aus dem Galvanismus erklären. Haben diese ungebildeten Menschen diese Kenntniß dem bloßen Zufalle zu verdanken? Oder soll man annehmen, daß sie, wie die andern Theile dieser Behandlung, Ueberrest einer verlorengegangenen Wissenschaft ist, Ueberbleibsel der Arbeiten, durch welche die italische Sekte einst dies schöne Land berühmt machte? Was diese letzte Meinung begünstigen könnte, ist, daß alle von den calabresischen Schnittern in diesem Falle angewandte Heilmittel vor der Wissenschaft sich rechtfertigen lassen; und kann der Zufall auch leicht einzelne Entdeckungen veranlassen, so ist es doch gewiß weit seltener, daß er sie ordnet und in Verbindung bringt.

Des Hrn. Pitaro Abhandlung enthält, ihrer Kürze ungeachtet, noch sehr auffallende Thatsachen über die Gewalt der Musik, über den Einfluß des Galvanismus bey der Wasserscheue, und dann noch Versuche, welche der Verf. mit den Taranteln in Hinsicht auf Galvanismus und Electrizität anstellte. — Sie ist in der Sammlung von Abhandlungen des nämlichen Verf., die bey Giguet und Michaud in Paris, Straße des Bons-Enfans, Nro. 34, erschienen ist, enthalten.

Korrespondenz-Nachrichten.

Mannheim, Mai.

Auf meiner Reise von Basel nach Frankfurt machte ich einen kleinen Umweg, um den berühmten Schwezinger Garten und die schöne Stadt Mannheim zu sehen. Vormals eingeschlossen, von hohen Wällen umgeben mit Gräben, in welche aller Unrath zusammenfloß, der einen Gestank verbreitete, wie die Krachten zu Amsterdam, waren hier spitalische Fieber endemisch. Jetzt erheben sich aus den Ruinen der Festungswerke geschmackvolle englische Gärten, worunter der Großherzogliche sowol in seinem Umfange, als in Schönheit der Anlage und glücklichen Ausführung, und ganz vorzüglich durch die üppigsten Aussichten auf die mit der Bergstraße und den Hartgebirgen begränzte, mit Städten, Dörfern, Höfen besäete Ebene und auf eine große Strecke des lieblichen Rheins sich vor allen auszeichnet. Abgesehen von den Kunst- und Prachtgebäuden, deren er noch keine hat, wird er dereinst, vollendet, den Schwezinger Garten weit hinter sich lassen. Erfindung und Ausführung sind das Werk des Hrn. Gartens-Direktors Zeiher, und machen ihm sehr viele Ehre. Auch die zu der Stadt führenden Straßen sind verschönert neben den Fahrwegen Fußpfade angelegt, und beyde mit Bäumen eingefaßt. Das Heidelberger Thor ist verschwunden, und dadurch den Gebäuden die schönste Aussicht bis auf die Bergstraße geöffnet. Warum dies mit dem Rheinthore nicht geschah, ist unbegreiflich. Es wurde öffentlich versteigert; ein angesehenes Handelshaus wollte es an sich bringen und wegreißen, aber der dermalige Eigenthümer, welcher den Auftrag übernahm, machte bey der Versteigerung die Anwesenden glauben, er werde es niederreißen, richtete es jedoch nicht nur zur Wohnung ein, sondern führte auch neben demselben ein landwirthschaftliches Gebäude (Stall oder Scheuer) beynahe vor der Mitte eines neu angelegten Spazierplatzes auf, wodurch sehr vielen Einwohnern die Aussicht in das Freye versperrt wird, und, statt der lachenden Ansicht der mit Bäumen eingefaßten Promenade und der regelmäßig gereihten Häuser, sich ein widriger Anblick dem Einfahrenden darstellt.

Räthsel.

Erst gebahr die Mutter mich;
Dann gebahr die Mutter ich.

Charade.

Apollons Söhne führt ihr Genius,
Von mir entzückt, zu höhern Regionen
Empor, empor zum hohen Syrius,
Zu Liedern, die der Edeln Thaten lohnen;
Doch bin ich fürchterlich in blinder Wut,
Wie reißender Orkane lautes Toben,
Verheerender als wilder Flammen Glut —
Und dennoch hat man mich zum Gott erhoben.

Mein Zweytes — ja, wo nehm' ich her die Farben,
Zu mahlen diese beide Göttinfrucht?
Woran so viele, ach, so viele darben,
Von diesen grab' am wenigsten gesucht!
Mich fliehen edle weibliche Gemüther,
Ich halt in meiner Hand das Ruder einer Welt,
Und hebe, wie ein großer Weltgebieter,
Tief aus dem Staub den König und den Held;
Bin aus der Gottheit heil'gem Schooß entsprossen,
Die Dämmrung wich durch mich, es wurde Tag;
Von meinem Licht war Pluto selbst umflossen,
Wenn er der Weisheit hohe Lehren sprach;
Newtons und Kantens ew'ge Namen glänzen
In meines Reiches lichtumstrahlten Grenzen.

Vereinigt ruhen wir zusammen
Im wohlverwahrten Raum am sichern Ort;
Naht Feuer sich, dann fliehen Geist und Flammen
Im sprudelnden Gezisch hellodernd fort.

Elise Sommer,
geb. Brandenburg.

Auflösung der Charaden in Nro. 120: Eifersucht.
Zungenbeid.
(Nur ist in der letztern Charade statt Zweyte, Dritte zu lesen.)

Nro. 127.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 28. Mai, 1810.

— Des Eigners Schrey'n, wenn über Bord
Ihr nach der Beute springt,
Ist alles; doch ihr segelt fort
Mit eurer Pris', und singt
Und lacht, daß ihr sie auf im Port
Und schnell an Käufer bringt.

v. Goeckingk
(in der Epistel an die Nachdrucker).

Der Verleger des Morgenblattes und der Dämmerungen für Deutschland an Herrn Tullian Lips.

Das Morgenblatt ist nicht wie Ew. Wohledel unsichtbar geworden, und da man mich versichert, daß es selbst in gewissen großen und wohlgebauten Häusern, aus welchen man den Bewohnern den Austritt auf alle mögliche Art zu erschweren pflegt, und kurz, so allgemein gelesen wird, daß man es sogar benutzen konnte, um unsichtbar gewordene Leute mit Steckbriefen zu verfolgen: so darf ich mir schmeicheln, den gegenwärtigen Brief, obgleich die löblichen Postämter ihn zu versenden Anstand nahmen, nicht umsonst geschrieben zu haben.

Nimmermehr hätte ich es für möglich gehalten, daß ich jemals einem Menschen wie Sie etwas abzubitten haben könnte, und dennoch setzten mich meine mit der Muttermilch eingesogenen Begriffe von Rechtlichkeit in diesen leidigen Fall.

Zwar rührte mich schon Ihre Anhänglichkeit an Ihren Freund, den in effigie gehenkten Herrn Oberförster, beynahe bis zu Thränen: denn wer kündigt nicht einem Gehenkten alle Freundschaft auf, wenn auch gleich das Urtheil nur an seinem Bildnisse vollzogen wird? Aber Sie schmeicheln Sich dennoch zu viel, wenn Sie glauben, diese Orestische Treue gegen Ihren Pylades habe mich mit Ihnen ausgesöhnt. Ich würde mir vielmehr bis auf diese Stunde kein Gewissen daraus machen, Ihr eigenes Bildniß neben das seinige — und also in keine Galerie — zu henken, wenn Sie nicht, indem Sie in der 48sten Nummer des Morgenblatts Sich für Ihren Freund gegen den Verfasser der Dämmerungen, und für Ihre eigene Person gegen mich wehrten, mich zugleich überzeugt hätten, daß seit der Erfindung der Buchdruckerkunst es noch kein Sterblicher mit den Leuten, die Bücher drucken und verkaufen, so gut gemeint hat, als Sie.

Als Sie nämlich das Honorar für das Werk einer fremden Feder von mir forderten, dachte ich, wie ich Ihnen auch zu schreiben die Ehre hatte, der Mensch ist entweder ein Narr, oder er schämt sich zu betteln, ist zu faul zum Graben, und zu ehrlich zum Nachdrucken. Aber Himmel! in welch einen Weisen verwandelte sich der Thor, in welchen Heiligen der Schelm, als ich Ihre Apologie kaum zur Hälfte gelesen hatte! O du erbärmlicher Erfinder des Pulvers, heilloſe Mönchsseele, wie sehr wird dein Talent und deine Gemeinnützigkeit durch den leider unsichtbar gewordenen Tullian Lips verdunkelt! Zwar dankt dir die Welt ein unfehlbares Mittel, Löcher in die unüberwindlichsten Festungen, in die dicksten Stadtmauern und in die härtesten Brücken- und Menschenköpfe zu schießen. Aber was sind zerschossene Stadtmauern und Menschenschädel gegen das Geheimniß, dem so tief gesunkenen Buchhandel aufzuhelfen,

und die wichtigste aller Erfindungen, die Buchdruckerkunst, ihrem gänzlichen Untergange zu entreißen?

Erstaunen Sie nicht über meine Begeisterung, sondern hören Sie, ohne roth zu werden, mich Ihre Verdienste Ihnen ins Angesicht rühmen.

Alle Welt weiß es, und alle Welt ärgerte sich darüber, daß der Uebermuth der sogenannten guten Schriftsteller bisher so weit ging, daß sie ihre Manuscripte von den armen Buchhändlern beynahe noch trotziger, als Sie von mir für die Jean Paul'schen Dämmerungen, ein nicht unbedeutendes Honorar foderten, und wenn einer ihnen weniger bot, als sie verlangten, wendeten sie sich auf der Stelle an den ersten besten seiner Zunftgenossen, und ruhten nicht eher, als bis sie einen fanden, der sich von ihnen aufhäben ließ, und ihre ungemessene Habsucht befriedigte. War dieses Betragen nicht unausstehlich, und durfte man sich wundern, wenn, der sechs- und neunfachen Väter nicht zu gedenken, selbst kinderlose Buchhändler kaum ihr tägliches Brot verdienten? Aber unserer Zeit, oder vielmehr einem der in ihr lebenden größten Männer, mit einem Worte Ihnen, war es vorbehalten, uns und unsere Enkel und Urenkel mit einigen Federzügen von dieser eben so schimpflichen als verderblichen Knechtschaft zu befreyen, indem Sie die Welt durch die Vertheidigung Ihres Freundes auf das bündigste überzeugten, daß ein Buchhändler, um Werke von Goethe, Jean Paul, Schiller und ähnlichen Schriftstellern zu drucken, hiezu weder eines Goethe, noch eines Jean Paul, noch eines Schillers, sondern blos eines Oberförsters, welcher das Scheiden halb und halb gelernt, und das Schämen ganz und gar verlernt hat, bedürfe. Braucht nun ein Buchhändler noch das bisherige, nur zu beträchtliche Honorar zu bezahlen? Kann er nicht vielmehr von jedem Schriftsteller noch den Ersatz der Druckkosten und ein Honorar obendrein fordern, blos damit er seinem ächten Werke vor einem unächten den Vorzug gibt? Auf welche Rechte können überhaupt Leute noch Anspruch machen, denen man sogar ihren Namen zu stehlen befugt ist? Und wer darf es jetzt noch wagen, auf die bisherige ehemührige Art von dem Nachdruck, und den nützlichen Staatsbürgern, die ihn treiben, zu sprechen? Ich begreife auch im Ernst nicht, warum man nicht längst eingesehen hat, daß es der höchste Grad der Lächerlichkeit und der Anmaßung ist, wenn der Köper eines Schriftstellers für die Werke gepreist und getränkt zu werden verlangt, die sein Geist hervorgebracht hat. Wer gibt denn dem Apollo und den neun Musen, welchen doch diese aufgeblasenen Schöngeister, nach ihrem eigenen Geständniß, ihre witzigen und sinnreichen Einfälle, und also ihren ganzen Ruhm allein zu danken haben, wer gibt, sage ich, diesen zu essen, oder zahlt ihnen ein Honorar? Mit einem Worte, der Dichter ist ein Schwan, und sein Lied muß also auch ein Schwanengesang seyn. Er singt es, schreibt es nieder, oder diktirt es seiner Frau in die Feder, schickt das Manuscript an den Verleger, und — verhungert.

Bisher wurden die Schriftsteller wenigstens nicht von ehrlichen Leuten geplündert, weil diese, ehe sie von Ihnen und Ihrem Freunde, dem Oberförster, Wölfischen Angedenkens, eines Bessern belehrt wurden, in ihrer Einfalt wähnten, auch er stehe unter dem Schutze des siebenten Gebotes. Verdienten also diejenigen Buchhändler, die bisher niemand das Seinige genommen, sondern es sogar Jedem gegeben haben, und die sich jetzt durch Sie von dem unseligen Geben befreyt, und zu dem seligen Nehmen berechtigt, und sich sogar in eine noch günstigere Lage als die Nachdrucker versetzt sehen, verdienten sie nicht, daß sogar ihre Räuber-Romane zu Makulatur würden, wenn sie sich nur einen Augenblick bedenken könnten, Ihnen nicht etwa blos eine Handvoll elenden Goldes, sondern bey Gelegenheit selbst das Leben, also Gut und Blut aufzuopfern? O, seufzte ich, als ich Ihre Nothwehr zu Ende gelesen hatte, warum ist doch der edle Tullian Lips nicht unter die Mörder gefallen! Mit welcher Freude wollte ich ihn auf mein Thier heben, und welches Oehl wäre mir zu kostbar, um es in seine Wunden zu gießen!

Noch verdient auch unter den Vortheilen der Revolution, welche durch Ihre Grundsätze im Bücherwesen bewirkt werden muß, die Papier-Ersparniß eine Stelle. Erhält der Schriftsteller nicht nur keinen Bogenlohn, sondern gar keinen Lohn mehr, wie sorgfältig wird man den Raum in den Büchern zu Rath halten! Wo jetzt kaum hundert Worte auf einer Seite den unersättlichen Hunger des Lesers weniger stillen, als reizen, wird künftig wenigstens eine dreymahl größere Anzahl Platz finden, und keinem Buche wird man mehr den Vorwurf machen können, daß es nicht nur arm an Sachen, sondern sogar arm an Worten und Buchstaben sey. Hätte z. B. der berühmte Schriftsteller, dessen Augenlinse in dem abgeschiedenen Riesengeiste, Johannes von Müller, nur einen Zweck, beynahe noch kleiner als er selbst, erblickt, und der mit einer ächtfabelhaften Kühnheit auf den todten — Staatsrath losgeht, hätte, sage ich, dieser unbestechliche Freund, der, eingedenk der goldenen Regel: Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas, nachdem die Parze des Lebens an seinem Freunde das ihrige gethan hat, ihr als Paare der Ehre auf dem Fuße nachfolgt, um dem Entschlafenen auch diese abzuschneiden, hätte er, sage ich, sein unsterbliches Werk nicht unglücklicher Weise jetzt, das heißt, in dem Zeitraum geschrieben, in welchem der heillose Mißbrauch mit dem Honorar noch besteht; das eben so tiefsinnige, als dicke Buch wäre zuverlässig zu einem dünnen zusammengeschmolzen, ohne daß der ruhmwürdige Verfasser seinen Lesern auch nur eines seiner goldenen Worte hätte entziehen dürfen.

ker, und sie erhalten nichts, und müssen noch obendrein Druck und Papier bezahlen.

Auch dieses erwünschte Ereigniß ist Ihr Werk, und ich kann mich nicht enthalten, Sie eben deswegen hiemit feyerlich vor dem ganzen gelehrten Deutschland nicht nur für den Erbfeind der größten Schriftsteller der Nation, für ihren Satansengel, der sie, gleich den Nachdruckern, zwar nicht mit Fäusten schlägt, aber doch mit Krallen beraubt, sondern auch für den Erbfeind der Nachdrucker, und zugleich für den Mäcen aller rechtlichen Buchhändler, und diese mit mir für Schuldner zu erklären, von welchen Sie nicht nur einen zehnfachen goldenen Ehren — sold, sondern auch so viel steinerne und marmorne Ehren — säulen, als neben gewissen andern steinernen und hölzernen Erhöhungen Platz haben, zu fordern berechtigt sind. Nehmen Sie immer statt Einer neun Frauen, um neunmal neun Kinder in die Welt zu setzen. Keines soll vergebens nach Brot schreyen; und was den verdienstvollen Vater betrift, so lassen Sie nur erst die Bande, von welchen Sie, wie man vermuthet, gegenwärtig festgehalten werden, lassen Sie nur erst diese gelöst seyn, und meine Großmuth soll Sie eben so sehr in Erstaunen setzen, als mich, ehe es mir Sie zu begreifen gelang, — Ihre Unverschämtheit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12 Mai.

Vorletzten Sonntag wurde das sommerliche Tivoli eröffnet. Hier sieht man zwey Welten aufeinander folgen, ohne je sich zu berühren oder zu vermischen. Von 5 Uhr Nachmittags an besetzen die Kaufleute aus der Straße St. Denis, und die wegen des Alters ihrer Kleider und Töchter gleich berühmten Bewohner des Marais die Plätze. Gegen 9 Uhr aber, wo man in der Cité zum Nachtessen geht, und auf der Chaussee d'Antin vom Mittagsmahle kommt, tritt die elegante Welt auf den Schauplatz, und verschönert das Leben, und läßt es sich verschönern, bis gegen die Stunde, wo die erstere Welt sich schon wieder aus den Federn erhebt.

Die Künstler-Kostümiers (vulgo Schneider) haben eine gefährliche Mode aufgebracht; die Kleider der Männer haben so weiten und langen Leib, und so wenig Kragen, daß sie ganz zuversichtlich in dieser Form von jedem Dorfschneider erreicht, wo nicht übertroffen werden. Vielleicht haben sie den Tuchhändlern sich gefällig erzeigen wollen, und von diesen Entschädigung zu hoffen; am allerwahrscheinlichsten aber berechneten sie ganz klug, daß eine so geschmacklose Mode nicht von Dauer seyn könne, und ihnen bald neue Arbeit verschaffen müsse. — Die Hüte sind außerordentlich niedrig und breiträndig; dafür aber die Absätze der Stiefel einen Zoll, und die der Schuhe ½ Zoll hoch, und so wird an den Füßen das ersetzt, was am Kopfe fehlt. Die Westen-Stoffe sind schottische (5 und 6 färbige) Zeuge, und die Westen haben Kragen und Umschläge. Die Uhrcetten sind ein großer Bündel der verschiedensten Steine; nimmt man hiezu noch jene, die an den Fingern der Damen, oft zu dreyen in den Inseparables an einem Finger, glänzen, so könnte man einen mineralogischen Kursus ganz bequem in einer Gesellschaft durchlaufen, so wie die Hieroglyphen, die auf die meisten Steine eingegraben sind, dem Mangel an Stoff zu Gesprächen auf eine recht witzige Art zu Hülfe kommen können.

Die Damen tragen weisse Capots von Perkal, Strohhüte mit blaßgrünen Streifen, oder Hüte von Taft, der am geschmackvollsten grasgrün, und mit Rosa-Taft gefuttert ist. Narzissengelb ist die Lieblingsfarbe. Lange herabhangende Haare (mèches), und ein schwarzes Sammtband durch die Stirn-Haare sind stark beliebt. Die Morgenkleider sind weiß kurz, und lassen die Hüften stark sehen. Ein Fremder würde sich vielleicht über die Häuslichkeit der Pariser Damen verwundern, wenn er so viele in leinwandene Stoffe gekleidet sähe; allein da es nur vorübergehender Ton ist, und der Stoff selbst oft alle 14 Tage geändert wird, so ist die Ersparniß nicht groß, und man kommt jetzt nur von Ersparniß zu Ersparniß in Kosten.

Das Theater des Variétés hat auch einen Maibaum gepflanzt; — es beobachtet die Gewohnheit, alle Jahrsfeste (und der erste Mai wird von den für das Erwachen der Natur so gefühlvollen Pariserinnen gefeyert) mit einer Neuigkeit zu verherrlichen. Mons. Consenve, ein Waldaufseher, bat seinem Dorfe verboten, junge Bäume auszureißen, um sie als Mai vor die Thüren der Mädchen zu setzen; er macht für sich aber eine Ausnahme, und setzt einen der schönen Susette. Mons. Rossignolet, der begünstigte Liebhaber, befindet sich im Gipfel dieses Baumes, und kaum ist der Baum gesetzt, als er durchs Fenster zu Susetten hineinsteigt, und ein Liebhaber, der durchs Fenster kommt, ist ein obligater Ehemann.

Augsburg, im Mai.

Unsre Stadt, in frühern Zeiten der Sitz der Kunst, erfreut sich des Wiederaufblühens mehrerer Anstalten, welche die Tage des alten Glanzes zurückführen können; die Errichtung einer Gemählde-Galerie, die schon früher ausgeführt werden sollte, erfolgt jetzt wirklich. Zu den Gemählden, welche bereits vor geraumer Zeit hier eingetroffen waren, ist jetzt noch eine bedeutende Zahl aus Schleißheim hinzugekommen. Ob diese Trennung großer, reichhaltiger Sammlungen der Kunstbildung erforderlich und nicht vielmehr zu wünschen sey, daß dem angehenden Künstler für ein tiefes und umfassendes Studium an einem Orte das Herrlichste dargestellt werde, bleibe hier unentschieden. So viel ist gewiß, daß, da in München vor der Hand kein schickliches Lokale für die Erweiterung der Galerie vorhanden, Schleißheim bey seiner Entfernung wenig besucht, und überdem dort alles regellos aufgehäuft war, die Begründung einer neuen Pflanzstätte für angehende Künstler in dieser Stadt einen zweyfachen Grund für sich hatte. Von dem Gebäude des ehemaligen Katharinenklosters kann noch ein Theil leicht in ein schickliches Lokale für die Kunst-Sammlung verwandelt werden; dann ist es auch möglich, die bisher bestandene Kunst-Akademie durch Umschaffung zu einer guten Vorschule für Künstler zu erheben, wenn ihr die Vortheile der neuen Galerie vorzüglich zugesichert werden. Daß übrigens, ungeachtet mancher vorhergegangenen, gutgemeinten Bemühung (vgl. mehrere Stellen der Kunstgeschichte von Augsburg) hier dennoch gleichsam von vorne wieder angefangen werden muß, wird Jeder gestehen, in welchem ein gerechter und wahrhafter Sinn lebt. Unser Adreß-Kalender zählt zwar nicht weniger als 25 Kunstverleger auf, und einige Namen unter ihnen rufen frohe Erinnerungen hervor; aber welches kunstvollendete Blatt kann die neueste Zeit aufweisen?

Es ist zu wünschen, daß mit den Bibliotheken, die sich hier noch befinden, gleichfalls eine neue Einrichtung vorgenommen werde. Eine Menge literarischer Schätze sind hier zerstreut, und dem öffentlichen Gebrauche entzogen; auch in Ottobeuren steht noch eine schätzbare Sammlung von 30000 Bänden. Das Getrennte sollte in eine öffentliche Kreisbibliothek vereinigt werden, aber nun ist wieder Alles davon stille.

Nro. 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. Mai, 1810.

Keine Rotte soll uns spalten,
Unsre Liebe bleibt beym Alten,
Wenn die Mutter Zeit
Noch so viel erneut.

Voß.

Der alte und der neue Kalender.

Beyträge zur Schilderung des Karakters der Alpenbewohner werden stets den Menschenforscher interessiren. Bey diesen Naturmenschen konnte weder Verfeinerung der Sitten noch Regierungsform die ursprünglichen Züge ganz verwischen. Carl von Bonstetten, Friederike Brun, und zum Theil auch Ebel haben uns schöne Partien zu einem solchen Gemählde geliefert, doch wie viel fehlt noch, um es ganz zu vollenden. Es herrscht so viel Verschiedenheit unter diesen Gebirgsvölkern selbst, und auch nicht eines ist vollständig dargestellt. Wer vermag es auch? Ich wenigstens werde nur Fragmente liefern, und diesesmal etwas von der unbewegl chen - man könnte auch sagen hartnäckigen, Anhänglichkeit der Bewohner der Rhätischen Alpen an alte Gebräuche und Meinungen ihrer Vorfahren. Nur eines Beweises will ich gedenken, da mir hundert zu Gebote stehen.

Wenn schon seit 1700 die gebildete Welt überzeugt wurde, daß der alte Julianische Kalender auf unrichtigen Berechnungen beruht, und also nicht mehr gebraucht werden konnte, so behielt ihn doch Bünden länger als kein anderes aufgeklärt seyn sollendes Land bey; ja als verschiedene Gemeinden und Hochgerichter im Lande selbst, als sogar die reformirten Mitbürger der Kantone Glarus und Appenzell zum herzzerschneidenden Kummer aller Anbeter des alten heidnischen Kalenders, bey Anlaß der Revolution in der Schweiz den neuen christlichen annahmen, so blieben etlich und zwanzig Gemeinden des Kantons Graubünden dennoch ihrem alten Freunde getreu, und beschlossen feyerlich, mit ihm zu leben und zu sterben. Hier half kein Zureden der Regierungs-Behörde, welche für gut befunden hatte, diesen wichtigen Artikel der Landes-Polizey der freyen Wahl ihrer Mitbürger zu überlassen, hier prallten alle Ermahnungen des hochwürdigen Synodus, welcher die Schicklichkeit vorstellte, mit andern gewiß eben so vernünftigen, frommen als einsichtsvollen Ländern die Zeit gemein zu haben, ab, wie die Wellen des tobenden Meeres am unerschütterlichen Felsen. Es ist doch einer kleinen Untersuchung werth, warum in andern Rücksichten sonst nichts weniger als eingeschränkte Leute einem Gebrauche von jeher anhangen konnten, welcher der gesunden Vernunft schnurstraks zuwiderläuft, von dem sie mehr Nachtheil als Nutzen haben und der sie überall lächerlich macht.

Daß Bünden in den Jahren 1582 bis 1584 sich wie alle protestantische Staaten der Einführung des Gregorianischen Kalenders widersetzte, weil Gregor XIII dieselbe zu gebieterisch begehrte, und der Kaiser seine Befehle auf eine ziemlich diktatorische Art unterstützte, ist natürlich. Damals liessen sich die freyen Schweizer nicht gern sklavisch behandeln, und doch betrugen sich die Bündner mit Vernunft und Mäßigung dabey. Denn als der Kaiser im Jahre 1583 dem Bischof Peter von Chur befal, man solle den neuen Kalender ohne Umschweife annehmen, antworteten die Regenten Bündens: man werde zwar bey dem alten Kalender bleiben, doch behalte man sich vor, über die Sache zu berathschlagen, insofern sich die ganze Eidgenossen-

schaft den neuen Kalender gefallen lasse; und als im Jahre 1585 die Geistlichkeit im Veltlin von den Bündnerischen Amtleuten mit einer Strafe belegt wurde, weil sie, dem Dekrete vom 8 Hornung zuwider, dem Pabste in dieser Hinsicht gehorcht hatte, so wurde ihr zwar für diesmal die Strafe erlassen, doch mit dem Bedinge, sich jenem Dekrete zu unterwerfen.

Doch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts dachten die Bündner anders, als beym Schlusse des sechzehnten. Damals fühlten die evangelischen Stände Deutschlands und der Schweiz die Nothwendigkeit einer Kalender-Verbesserung. Der Kanton Zürich, der als Vorort in der Eidgenossenschaft die Einführung des neuen verbesserten Kalenders mit Eifer betrieb, erließ deshalb ein Schreiben an den Freystaat der drey Bünde, und sandte ihm eine Abschrift der Aufforderung der in Regensburg versammelten protestantischen Reichsstände an die evangelische Eidgenossenschaft vom 30sten Christmonat 1699, den alten Julianischen Kalender wegen seiner auffallenden Mangelhaftigkeit gegen den neuen von protestantischen Astronomen verbesserten zu vertauschen. Er fügte auch diesem Schreiben den Auszug aus dem evangelisch-badischen Jahrrechnungs-Abschiede bey, kraft dessen die evangelischen Stände wirklich beschlossen hatten, mit dem Jahre 1701 den neuverbesserten Kalender einzuführen. Endlich lag auch noch das Gutachten der Herren Seckelmeister Rahn und Stadthauptmann Hirzel dabey, welchen der Magistrat der Stadt Zürich die Unterstützung dieses Gegenstandes aufgetragen hatte, und in welchem die Gründe, warum der alte Julianische Kalender zu verwerfen sey, vortrefflich auseinandergesetzt waren. Alles dieses machte in Bünden keinen Eindruck, man hatte das Versprechen vom Jahre 1583 vergessen, und nun wurde einmüthig beschlossen, beym alten Kalender zu bleiben. Mehr als alle Vorstellungen der Reichsstände, der evangelischen Kantone, und unterrichteter Astronomen, hatte eine elende Skarteke Eindruck gemacht, die unter das Volk war vertheilt worden. Schon der Titel ergriff die bekümmerten Seelen: „Alte Zeit oder gründlicher Bericht, warum die neue Zeit nicht anzunehmen sey. Der Storch unter dem Himmel weiß seine bestimmte Zeit, die Turteltaube, die Schwalbe und der Kranich haben acht auf die Zeit, wann sie wiederkommen sollen, Jerem. VIII, v. 7. In Druck gegeben von einem getreuen Landmann. In Chur zu finden bey Caspar Welser samt den alten Schreibkalendern und dem alten Baurenkalenderlein."

Es wäre dem gemeinen Menschenverstande Hohn gesprochen, wenn ich den Unsinn wiederholen wollte, der in diesem elenden Machwerke enthalten ist. Genug, wenn ich sage, daß meistens Religionshaß die Gründe hergeben muß, um den neuen Kalender abzurathen; der letzte, vermuthlich also der stärkste, ist folgender: „Neuerungen, wenn man abweicht, von dem was unsere Altfordern mit theurem Schweiß und Blut erworben, und auf uns fortgepflanzt haben, haben niemals gut gethan." Sapienti sat.

Vergebens gab sich im Jahre 1754 der berühmte Prof. Martin Planta, den die im J. 1752 von ganz England (doch auch so spät) erfolgte Annahme des neuen Kalenders aufgemuntert hatte, alle Mühe, in einer kleinen Schrift den Vorzug des neuen Kalenders vor dem alten, seinen Landsleuten aufs Bündigste zu beweisen. Er predigte tauben Ohren.

Was bis in den achtziger Jahren des letzten Sekulum durch die Vernunft nicht hatte zuwege gebracht werden können, vermochte endlich das Interesse wenigstens bey einigen Gemeinden. Der Krieg zwischen England, Frankreich und den Nord-Amerikanischen Kolonien zwang viele Kaufleute, ihre Waaren, da die See so unsicher war, über Bündens Bergpässe zu senden. Es mußte auch dem Einfältigsten auffallen, daß die Ungleichheit des Kalenders dem Waaren-Transporte sehr hinderlich war. Die Stadt Chur, das Bregell und das Oberengadin nahmen also den neuen Kalender an. Ihnen folgten nach und nach andere Gemeinden, doch mehrere nach als vor der Revolution.

Wer sollte es wol glauben? Mehr als eine Gemeinde, die den neuen Kalender wirklich eingeführt hatte, gab ihm einen oder zwey Jahre hernach wieder den Abschied; und wer läßt sich so etwas nur träumen? das sonst nicht standhafte, das neue Moden so liebende schöne Geschlecht, dieses bewies eine so romanhafte Treue gegen den alten Kalender, dieses bewog die Männer, besonders diejenigen, so unter dem Pantoffel standen, bald durch schmeichelnde, bald aber durch minder angenehme Liebkosungen, diesen neuen Gast entweder gar nicht anzunehmen, oder dem schon angenommenen wieder die Thür zu weisen. Hat man nicht solche Amazonen öffentlich erklären gehört, daß sie lieber ihren Glauben als den alten Kalender verlassen wollen? Wäre es noch der Mann gewesen, so ließe sich die Sache begreifen.

Wenn schon Jedermann begierig seyn muß, die Gründe dieser außerordentlichen Anhänglichkeit an den alten Kalender zu vernehmen, so schäme ich mich für meine Landsleute, sie anzuführen. Sie sind von denjenigen, die man vor hundert Jahren halte, wenig verstieden.

1) Einer der vornehmsten: Sobald alle Protestanten den neuen Kalender werden eingeführt haben, so werden die Katholiken sogleich wieder den Alten annehmen. Ueberhaupt spielt Religionshaß in dieser Rücksicht sowol als in andern in Bünden bey beyden Glaubens-Arten noch eine große Rolle.

2) Unsere Vorfahren waren weise, vernünftige Männer; wäre der alte Kalender nicht der wahre gewesen, sie hätten ihn gewiß abgeschafft.

3) Neuerungen haben bis jetzt noch wenig Gutes hervorgebracht; (Dieſes zielt meiſtens auf die ſeit der Revolution in Bunden nicht ſehr beliebten Veränderungen.) es ſey alſo beſſer bey dem Alten bleiben. (Ein Lieblings-Ausdruck.)

4) Die Tage, wenn man Aderlaſſen, oder Arzeney einnehmen, diejenigen, wenn man das Vieh zulaſſen, die Schweine ringeln, die Schaafe ſcheeren; die Tage, wenn man dieſes oder jenes ſäen oder ſtecken, die eine oder die andere Feldarbeit verrichten ſoll, beſonders alle Loostage ſind nach dem alten Kalender beſtimmt. Was für eine Unordnung müßte es in den Hausgeſchäften, ja in der ganzen Landwirthſchaft geben, wenn alles dieſes auf einmal umgeändert würde.

5) Auch die dermaligen Aſtronomen, ſo wie alle diejenigen, die den neuen Kalender annehmen, ſind Ignoranten. Die Sonne ſcheint doch alle Jahre am nämlichen Tage auf dem gleichen Fleck nach dem alten Kalender in mein Zimmer und an jenen Felſen. Alſo iſt er der rechte. Mit dieſem ſiegreichen Dilemma brachte ein hochweiſer Pfarrer alle Gegner des alten Kalenders in ſeiner Gemeinde zum Schweigen. Er wäre fähig geweſen, den Märtyrertod wie ein zweyter Paul Ehrhorn für den alten Kalender zu leiden, und ſterbend auszurufen: Verflucht ſey der neue Kalender!

6) Es gibt ein Blümelein in einer Gegend Bündens, welches ſtets an den alten Oſtern, und niemals an den neuen blühet.

Daß nur die roheſte Unwiſſenheit Gründen von ſolcher Art bey dieſem guten Bergvolke Eingang verſchaffen kann, leuchtet wol Jedermann ein. Doch hat auch die Art der Verfaſſung vielen Antheil daran, daß dergleichen Antiquitäten beybehalten werden. Wenn man eines Theils Gegenſtände der Berathung und der Wahl des Volks überläßt, von denen es nicht das Geringſte verſteht, ſo müſſen freylich ſonderbare Reſultate entſtehen, und wenn man andern Theils bemerkt, daß in dieſem Lande noch immer der Parteygeiſt ſpukt, der bey einer ſolchen Verfaſſung ſtets ſeinen Spielraum hat, ſo verwundert man ſich nicht, wenn Perſonen für den alten Kalender ſtimmten, die von ſeiner Unbrauchbarkeit ganz überzeugt waren, wenn eine Partey in einer Gemeinde den neuen Kalender verwarf, um die andern zu kränken.

Uebrigens, glaube ich, muß man überhaupt die Anhänglichkeit der Bergbewohner an alte Gebräuche meiſtens der vis inertiae beymeſſen. Sie ſind viel zu träge nachzudenken. Es iſt ihnen in ihrer Lage zu behaglich, um ſie zu ändern, und es würde ihnen viel zu große Mühe koſten, aufgeklärter und wohlhabender zu werden. —s.

Naturhiſtoriſche Miszellen aus Descourtils Reiſen.

15.

Unter fünf und zwanzig bis dreyßig Caymans werden immer nur wenige mannlichen Geſchlechts bemerkt, es ergibt ſich daher aus allem, daß dieſes Amphibium keineswegs paarweiſe lebt. Sobald die männlichen Caymans den Geſchlechtstrieb fühlen, bekämpfen ſie ſich aufs blutigſte, weil jeder die vorhandenen Weibchen allein haben will. Der Sieger bleibt alsdann ſo lange im Beſitze derſelben, bis er von keinem ſtärkern Gegner vertrieben wird. Die Caymans begatten ſich im Waſſer; ſie liegen dabey auf der Seite, und halten ſich mit den Vorderpfoten umfaßt. Der ganze Akt dauert zwanzig bis fünf und zwanzig Sekunden, und wird mit einem furchtbaren Gebrülle begleitet, das alle Thiere aus der Nachbarſchaft verſcheucht. Die weiblichen Caymans pflegen erſt im achten oder neunten, die männlichen im zehnten Jahre zur Fortpflanzung fähig zu ſeyn. Bey jenen ſcheint die Fruchtbarkeit nur drey bis vier, oder höchſtens fünf Jahre zu dauern; bey dieſen iſt die Zeugungskraft im zwanzigſten, oder zwey und zwanzigſten Jahre völlig dahin.

Die weiblichen Caymans empfangen nur einmal im Jahre, und legen dann ihre Eyer am Lande, gewöhnlich in den Monaten März, April oder Mai; und acht und zwanzig an der Zahl. Sie wählen hierzu eine hügelige Stelle, die ſie mit vieler Sorgfalt aushöhlen, wobey ſie zu gleicher Zeit auf die gehörige Sicherheit ihrer Nachkommenſchaft ſehen. Zu dieſem Ende legen ſie die Eyer in runden Reihen über einander, doch ſo, daß zwiſchen jeder Reihe eine Schicht Erde eingefügt wird. Auf dieſe Art entſteht eine runde dichte Maſſe, die durch den auf den Eyern befindlichen Schleim noch genauern Zuſammenhang erhält. Eben ſo decken die Caymans auch die Oefnung des Neſtes ſehr ſorgfältig zu.

Wann und ob ſie eigentlich brüten, iſt noch unbekannt; zuweilen hat man ſie öfters bey den Neſtern bemerkt, zuweilen wieder nicht. Soviel blos iſt gewiß, daß die Jungen einen Monat nachher zur gehörigen Reife kommen, daß die Mutter ſich gerade um dieſe Zeit bey dem Neſte befindet, daß ſie den Jungen ihre Nähe durch Brüllen, durch Hin- und Herkriechen u. ſ. w. zu erkennen gibt, daß die Jungen dann wie kleine Hunde zu bellen anfangen, und daß die Mutter mit vieler Eile die Eyer aus der Erde zu ſcharren beginnt, worauf ein junger Cayman nach dem andern ſeine Schaale zerbricht. Anfangs zieht die Mutter den Aufenthalt am Lande mit ihnen vor, theils weil ſie noch nicht lange unter dem Waſſer bleiben können, theils weil ſie dort vor der Gefräßigkeit der männlichen Caymans, die ihnen ſehr begierig nachſtellen, ungleich ſicherer ſind. Nach drey Monaten indeſſen verläßt ſie ihre Brut, und bekümmert ſich durchaus nichts mehr darum.

16.

Der Cayman läßt sich wahrscheinlich niemals zähmen, wenigstens hat noch keiner der gemachten Versuche den erwünschten Erfolg gehabt. Merkwürdig bleibt inzwischen, daß die weiblichen Caymans doch etwas geselliger als die männlichen sind. Zu gewissen Tagesstunden sieht man sie nämlich oft in großer Anzahl an den Ufern der Flüsse unter einem lichten Gebüsche ruhen, wo ihnen die Sonnenwärme sehr angenehm zu seyn scheint. Ueberhaupt kann der Caymann vermöge des Baues seiner Lungen u. s. w. nur höchstens eine bis anderthalb Stunden unter dem Wasser bleiben, er sieht daher von Zeit zu Zeit wieder zur Oberfläche hinauf. Man hat bemerkt, daß er sein Hauptmagazin immer auf dem Grunde in irgend einer Höhlung anlegt, und hier seine gemachte Beute vorher faulen läßt. Kleinere Thiere, die er am Ufer erhaschen kann, stürzt er mit einem Schlage seines Schwanzes ins Wasser; größere zieht er mit dem Rachen bey ihren Schnauzen hinein, und hält sie so lange fest, bis sie ersoffen sind.

Was er angreift, zerfleischt er mit Heftigkeit, und hält es unwiderstehlich fest. Hat er eine Schildkröte gepackt, so steckt er den Rachen ganz aus dem Wasser empor, zerdrückt die Schaale mit zwey oder drey Bissen, und verschlingt das Thier. Greift er einen Menschen im Schlamme oder auf dem Lande an, so richtet er sich zuweilen auf den Hinterpfoten auf, besonders thun dies die weiblichen Caymans in den verschiedenen Stadien der Brut- und Mutterzeit. Bemerkenswerth ist indessen, daß der Cayman die Menschen nur während dieser Periode oder bey dem äußersten Hunger angreift; daß er sie außerdem völlig ruhig läßt, ja sich sogar vor ihnen zu verbergen sucht. Wenn er dies auf dem Lande thut, läuft er wie eine Eidechse fort. Die größesten Caymans, die man bis jetzt gefunden hat, waren von der Spitze des Rachens bis an den äußersten Punkt des Schwanzes sechzehn und einen halben französischen Fuß lang.

Korrespondenz-Nachrichten.

Petersburg.

Mit dem deutschen Theater ist (so wie jetzt überhaupt eine ganz neue ökonomische Einrichtung bey der Theater-Verwaltung gemacht seyn soll) wieder eine Veränderung vorgegangen. Nach einem neuentworfenen Etat ist unter der fortdauernden General-Direktion des Hrn. von Marischkin ein neuer Direktor nebst einem Gehülfen angestellt, ersterer in der Person eines Herrn Etatsraths von Riesenkampf. Aber mangelhafter wie je findet er jetzt das Personale, indem einige der bedeutendsten Mitglieder schon abgegangen sind, als: die HH. Rosenstrauch und Kuditsch; von andern aber nach Endigung ihrer Kontraktzeit ihr Abschied bevorsteht (so bey Mad. Dahlberg ꝛc.), und die neuen Engagements noch nicht fest abgeschlossen sind. Indessen scheint der in diesen Blättern geäußerte Wunsch, Dlle. Kempfer für die Bühne zu gewinnen, zum Theil jetzt erfüllt zu werden.

Hr. Satzenhoven gab an seinem Benefiz-Abende ein ziemlich gedehntes Steigentesches Lustspiel, und ein ländliches Schauspiel mit Gesang und Tanz im rußischen Kostum, die Rückkehr ins Vaterland, dem man aber seine Urbestimmung zu einem Gelegenheitsstücke zu dienen, gar sehr ansah, und das daher durch die Abänderung und Beschneidung natürlich gelitten hatte; trotz dem aber durch einige treffliche Musikstücke von Hrn. Satzenhovens eigener Komposition, namentlich durch die schöne dreystimmige Hymne, und besonders durch den letzten rußischen Dreygesang und Tanz, den lautesten Beyfall, das Dacapo, und das dreyfache Herausrufen erhielt, nebst einem übervollen Hause.

Die beste Wahl hatten unstreitig aber Hr. und Mad. Gebhard mit dem bekannten Leyermädchen Fanchon getroffen. Nicht nur, daß die Hauptrolle selbst von Mad. Gebhard (ob sie gleich die muntere Fanchon wol bisweilen zu wenig hervorblicken ließ), sehr beyfallswürdig dargestellt wurde, sondern auch die Nebenpartien als: der Husarenrittmeister durch Hrn Gebhard, der Abbé durch Hrn. Ellmenreich, Fanchons Bruder durch Hrn. Satzenhoven, und besonders der Tapezierer Martin, durch Hrn. Lindenstein, trugen das Ihrige zur angenehmen Wirkung des Ganzen bey; und sowol an diesem Benefiz-Abende, als auch bey den kurz darauf folgenden mehrern Wiederholungen (warum aber blieb Hr. Gebhard bey einer derselben das ganze Stück hindurch in seiner Interims-Uniform, in Stiefeln und Strümpfen?), lohnte ein sehr zahlreiches Publikum das Bemühen der Darsteller. So wie aber unstreitig der Sextus des Hrn. Zeidigs Triumph-Rolle ist, so scheint wol zum Obristen Francarville, Fanchons Liebhaber, die Natur ihm etwas zu wenig französisches Blut und Feuer gegeben zu haben. Das Stück hatte übrigens durch ein unglückliches Ereigniß vor vier Jahren schon hier eine Art Celebrität bekommen, indem den Abend nach dessen ersten Vorstellung das vorige Theater im Kuschelewschen Hause unter der damaligen Direktion des Hrn. Arresto abbrannte. Dlle. Loewe machte damals die Fanchon.

Das Vorstück: Der Stumme, aus dem Kotzebueschen dramatischen Almanach ist eine ganz unbedeutende und gehaltleere Kleinigkeit, und blieb daher, so wie das Vorstück vor Titus: Das Haus ist zu verkaufen, bey den Wiederholungen mit Recht weg, denn letzteres ist zu gut als Operette von der französischen Bühne her bekannt, als daß es so trocken und ohne die nöthige lebendige Bewegung, wie es hier gegeben ward, von Wirkung seyn konnte.

Mit so übeln ungünstigen Aspekten auch das für die Familie Gappmeyer bestimmte Benefiz sich ankündigte, denn es war diesen Winter das Erstemal, daß wegen zu hoher Kälte (über 20 Grad) das deutsche Theater einen Abend geschlossen bleiben mußte, so gings denn doch nur mit der bloßen Besorgniß vorüber, indem, als den dritten Tag darauf bey nachgelassener Kälte die Vorstellung erfolgte (obgleich an einem Freytage und Posttage) doch ein großes Auditorium zusammen kam, und die Bemühungen der zahlreichen Familie belohnte. Die von ihr gewählten Stücke waren: Der kleine Deklamator, aus dem Kotzebueschen Almanache, für die beyden kleinen Hoffnung gebenden Gappmeyerschen Töchter, Auguste und Johanne, welche auch beym Schlusse des Vorspiels herausgerufen wurden (am Ende wird man noch das Kind im Mutterleibe hervorrufen!) und ein noch mit Kotzebues Namen gestempeltes Schauspiel mit Gesang und Tanz, das Gespenst, worin die Satzenhovischen und Ellmenreichischen Musikstücke (besonders im dritten Akte das Harfenspiel und der Kapellgesang) nebst einem Zigeunertanze der beyden ältern Töchter, der jetzt verheiratheten Mad. Satzenhoven und der Dlle. Rosalie Gappmeyer (ein Paar angenehme muntere Figuren) alles das theilige thun mußten, um dem ganzen alten, so oft schon da gewesenen, Ritterspektakel einiges Interesse zu geben. Hr. Gappmeyer selbst hatte einen alten gefangenen Greis übernommen (eine Art alter Moor) und erwarb sich durch seine gute Darstellung und Kostumirung verdienten Beyfall.

(Die Fortsetzung folgt.)

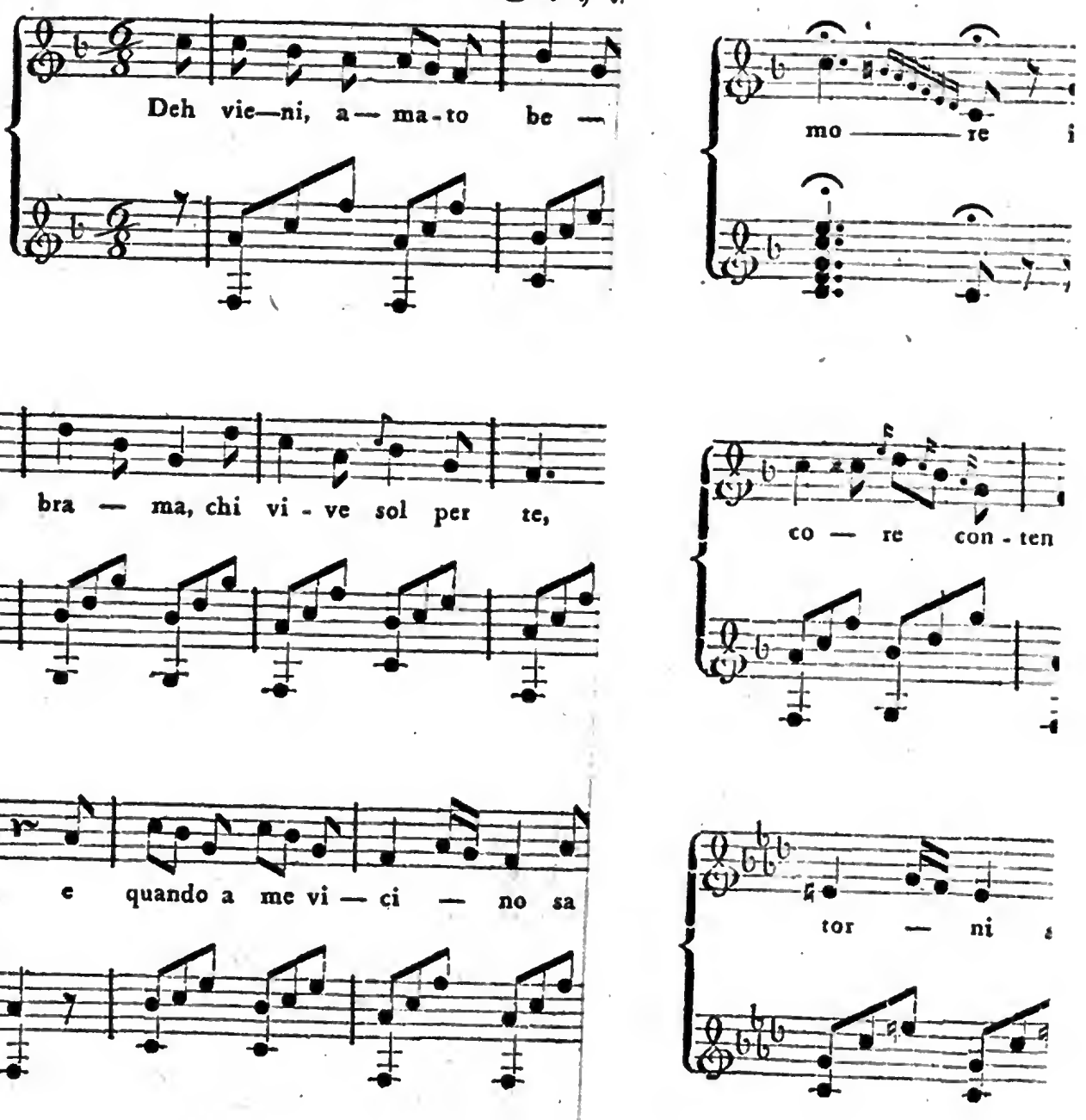
Musik-Beylage:

Italienisches Lied Nro. IX. Sehnsucht.

N° VIIII.

Sehn

Andantino.



Nro. 129.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Mai, 1810.

— — — „Ich liebe dich,"
Sprach schnell mit Flammenblick Teutona,
„Brittinn, ich liebe dich mit Bewundrung,
Doch dich nicht heißer, als die Unsterblichkeit,
Und jene Palmen. — —
— O wie beb' ich! o ihr Unsterblichen!
Vielleicht erreich' ich früher das hohe Ziel."
Klopstock.

Verdanken wir den Deutschen oder den Engländern die meisten und wichtigsten Erfindungen?

Eine Parallele.

P., den 20 Mai 1810.

Ich hatte es schon gelesen, theuerster B., daß Kaiser Napoleon für die Erfindung der besten Flachs-Spinnmaschine einen Preis von einer Million Franken ausgesetzt hat. Eine größere Belohnung ist, so viel ich weiß, noch für keine Erfindung zugesichert worden. Der höchste Preis, der je ausgestellt und auch ertheilt worden ist, war der englische von 20,000 Pfund Sterlingen (ungefähr 480,000 Franken), den Harrison im Jahre 1764 für seine Seeuhr erhielt. Durch eine Parlamentsakte war dieser Preis schon im Jahre 1714 ausgesetzt worden. Er stand also 50 Jahre lang, ehe er gewonnen wurde.

Ich glaube es mit Dir, daß gewiß auch viele deutsche Köpfe sich anstrengen werden, um jene große Prämie zu gewinnen. Und wäre es zu verwundern, wenn ein Deutscher den Sieg davontrüge! Deutschland wird selbst von den Franzosen *) das Vaterland der Maschinen genannt. Den Deutschen verdankt man die wichtigsten Erfindungen in dem Gebiete der mechanischen Künste und Gewerbe; und wenn man sagt, daß sie in der Zahl der gemachten Erfindungen von den Engländern übertroffen werden, so ist dies nur von den Erfindungen in den neuesten Zeiten zu verstehen. — Den Franzosen kommt in der Reihe der Erfinder der dritte Rang zu.

So eben, mein Bester, erhalte ich den zweyten Band von Poppes Geschichte der Technologie, worin Du die Geschichte sehr mannigfaltiger Zweige der technischen Künste selbst bis ins kleinste Detail aufgezeichnet findest. Vorzüglich nach den Resultaten, welche ich aus diesem Werke gezogen, konnte ich folgende Parallele aufstellen, die Deine Neugierde nicht länger in Ungewißheit lassen und meinen obigen Behauptungen das Siegel aufdrücken wird.

1. Erfindungen der Deutschen.

Schon die Erfindung der Buchdruckerkunst, Kupferstecherkunst und Aetzkunst gab den Deutschen über das Verdienst anderer Nationen ein beträchtliches Uebergewicht. Aber wie viele andere nicht minder schätzbare Erfindungen reihten sich an jene an, welche dies Uebergewicht so ungemein verstärkten. Deutschland brachte im zehnten Jahrhundert die erste Windmühle hervor, und ein Deutscher erfand zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts das erste Beutelwerk in Mühlen zur Absonderung des Mehls von der Kleye. Deutsche verfertigten zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts die ersten Feld- oder Wagenmühlen, wie sie Armeen mit sich führen; und die erste vom Wasser getriebene Sägemühle hatte Deutschland schon im vierten Jahrhundert. Bohrmühlen zum Bohren hölzerner Röhren scheinen nicht minder den Deutschen ihre Existenz zu verdanken, so wie Drehmühlen, auf welchen durch eine und dieselbe bewegende Kraft viele

*) S. z. B. Grignon Mémoires sur l'art de fabriquer le fer. Paris 1775. 4. p. 199.

Sachen auf einmal abgedreht werden können. Deutsche erfanden ferner zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Schnitzermühlen zur Bereitung der Schnitzer oder Knicker, die Kaffeemühlen und Kaffeebrenner, und in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Hobelmühle zur schnellen Verfertigung breiter und langer Spähne. Die letztern Maschinen machten freylich in der Erfindungsgeschichte keine sehr große Epoche. Ungleich merkwürdiger und nützlicher hingegen war die deutsche Erfindung der Bandmühlen, auf welchen man schnell und leicht viele Stücke Band auf einmal wirken kann.

Ein Deutscher, aber nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, der Nürnberger Rudolph, erfand auch in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Maschinen zum Drathziehen. Ein anderer Deutscher erfand das Druck- oder Prägewerk und das Rändelwerk in Münzen. In den ersten Jahren des sechzehnten Jahrhunderts kamen zuerst in Deutschland die eigentlichen Pochwerke oder Pochmühlen mit Stampfern an's Licht. Stoßheerde, hölzerne Blasebälge, oder Kastengebläse und viele andere Hüttenmaschinen sind ebenfalls von Deutschen geschaffen worden. Eisenschneidwerke oder Eisenschneidmühlen, worin man sehr schnell viele eiserne Stäbe in kleinere Stücke zertheilen kann, hat man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland zuerst erbaut; und höchst wahrscheinlich haben auch Deutsche zuerst die Kunst erfunden, das Zinn in dünne Bleche zu schlagen, oder Stanniol zu machen.

Daß Deutsche, vermuthlich zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, die Erfinder des Leinenpapiers waren, kann Niemand widerlegen. Deutsche erfanden auch die meisten Maschinen für Papierfabriken. Im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts erfand ein Deutscher die Lumpenschneidmaschine, nachdem schon etliche zwanzig Jahre früher ein anderer Deutscher den Holländer oder die holländische Maschine zum Zermahlen der Lumpen erfunden hatte. Die Holländer erkannten zuerst den Werth dieser nützlichen Erfindung, und rissen sie gleichsam als ihr Eigenthum an sich. Das Tret-Spinnrad erfand Jürgens zu Watenmüttel bey Braunschweig im Jahre 1530. Das Doppel-Spinnrad, oder das Spinnrad mit zwey Spulen, erfand der Prediger Treffurt zu Riede im Hannöverischen, vor etlichen vierzig Jahren. Eine Webemaschine zum Selbstweben der Zeuge hatte schon im siebzehnten Jahrhunderte der bekannte D. Becher angegeben. Wenn sie auch noch sehr unvollkommen war, so gab sie doch zu den nachfolgenden bessern Erfindungen der Engländer und Franzosen die nächste Veranlassung. Das Klöppeln der Spitzen hat in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ein deutsches Frauenzimmer, Barbara Uttmann, erfunden. Die Kunst mit Menschenhaaren zu sticken und zu poussiren, erfanden im Jahre 1782 die drey Schwestern von Wylich zu Zeue, nachdem schon im Jahre 1770 der Juwelier Scharf in Coburg die sogenannte Haar-Mahlerey (die Verfertigung sehr ähnlicher Porträte mit gestreuten Haaren) erfunden hatte. Das Weben der schlauchförmigen Seile ist die Erfindung eines Württembergers aus den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts.

Die erste Taschenuhr verfertigte Peter Heie zu Nürnberg im Jahre 1500. Die Luftpumpe erfand Otto von Guerike im Jahre 1650. Demselben verdienten Manne verdanken wir auch die erste Elektrisir-Maschine (freylich nur mit einer Schwefelkugel). Schon diese drey Erfindungen allein würden den Deutschen einen ausgezeichneten Rang unter den Erfindern auf der Erde eingeräumt haben. Höchst wahrscheinlich ist auch die Erfindung der Windbüchsen in Deutschland entsprungen. Nicht blos das erste Flintenschloß mit einem Feuerstein und einem stählernen Rade, sondern auch das sogenannte französische Schloß, das in der Folge die Franzosen verbesserten, ist eine deutsche Erfindung aus dem sechzehnten Jahrhunderte. Deutsche Büchsenmacher verfertigten auch zuerst gezogene Schießgewehre. Pistolen hatte man in Deutschland, als man noch in keinem andern Lande etwas davon wußte.

Orgeln, von Händen und Füßen bewegt, nahmen zu Ende des dreyzehnten oder zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in Deutschland ihren Ursprung, und fast alle nachmalige Erfindungen zur Vervollkommnung dieser musikalischen Werkzeuge rühren von Deutschen her. Das Fortepiano erfand Schröder im J. 1717. Am meisten zeichneten sich die Deutschen von jeher in der Erfindung trefflicher und höchst nutzbarer mechanischer Werke aus, wie dies alle bisherige Erzählungen bewiesen haben. Der Erfinder des so künstlichen und sinnreichen Mahlschlosses, welches nur ein Eingeweihter ohne Schlüssel auf- und zumachen kann, war Ehemann zu Nürnberg im J. 1540. Zu Nürnberg, wo man höchst wahrscheinlich die ersten ordentlichen Stecknadeln verfertigte, erfand man auch zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Wippe, oder dasjenige Werkzeug, womit Nadler in einem Augenblicke den Stecknadelkopf runden, und ihn fest mit dem Schafte vereinigen können. — Selbst der Schiebkarren ist eine deutsche Erfindung.

Böttcher, aus Schleitz im Voigtlande, erfand das europäische Porzellan im J. 1706. In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hatten Deutsche die Kunst erfunden, Eisenbleche zu verzinnen. Auch hölzerne Siedegefässe kamen in Deutschland zuerst ans Licht. Auf deutschen Salinen wurde die sogenannte Tröpfeigradirung in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erfunden. Das Gradirhaus enthielt

aber anfangs ſtröherne Wände, die erſt im achtzehnten Jahrhunderte in Dornwände verwandelt wurden.

Es iſt unmöglich, Alles was Deutſche erfunden haben, in einen ſo engen Raum, als hier erlaubt iſt, zuſammenzu faſſen. Du mußt Dich, theuerſter B . ., mit der Aufzählung der vornehmſten Erfindungen begnügen. Nach demſelben Verhältniſſe werde ich Dir nun auch eine Ueberſicht von den Erfindungen der Engländer geben.

(Der Beſchluß folgt.)

Notiz.

Von Pfeffels poetiſchen Verſuchen iſt das 10te Bändchen zum Ausgeben bereit. Wir glauben unſern Leſern eine Freude zu machen, wenn wir hier dasjenige Gedicht des Verewigten mittheilen, das nach der prophetiſchen Ausſage deſſelben ſein letztes ſeyn ſollte, und auch war. —

Es iſt die Uebertragung von

Fenelon. Eine Anekdote,

die im Almanach des Dames pour 1810 erſchien, und deren Gelingen dem Verewigten eine kindliche Freude bewirkte:

Der Verläumdung und des Neides Opfer,
Lehrte Mentor Fenelon im Bann.
Sultan Ludwig und ſein Muftî ſtießen,
Das Verbrechen ſeines Ruhms zu büßen,
Aus der Königsburg den Gottesmann.

Freudig war der Hirt bey ſeiner Heerde,
Und mit ihm der Seegen eingekehrt.
Menſchen zu beglücken, war das Streben
Seines großen Herzens, und ſein Leben
Eine Predigt, die durch Thaten lehrt.

Oft ging er, auf einen Stab geſtützet,
Abends aus der Stadt mit ſich allein,
Geiſt und Herz an der Natur zu weiden,
Oder in dem Drange ſeiner Leiden
Des verwaiſten Landvolks Troſt zu ſeyn.

Einſt entführten heil'ge Phantaſien
Bis in ein entlegnes Dörfchen ihn;
Da vernahm er aus der erſten Hütte
Laute Klagen und mit raſchem Schritte
Eilt er an den Ort des Jammers hin.

Kinder, warum weint ihr? ſprach der Gute
Mit dem Gruß der Liebe. Gott! es iſt .....
Unſer Vater, las er in den Blicken
Des erſtaunten Paars, das voll Entzücken
Seine dargereichte Rechte küßt.

Warum weint ihr? wiederholt der Gute.
Kann ich helfen? — Beſter Herr, ach nein!
Unſre Kuh, die Urſach unſrer Klage,
Sprach das Weib, ſie fehlt uns ſchon zwey Tage,
Muß vom Wolf gefreſſen worden ſeyn.

Ach! es war die ſchönſte Kuh im Dorfe,
Glänzend ſchwarz, mit einem weiſſen Fuß,
Sanft Niklas, zahm gleich einem Lamme,
Unſer Reichthum, unſer Aller Amme;
Täglich gab ſie Milch im Ueberfluß.

Ey! ihr könnet ihres Gleichen finden,
Sprach der Biſchof. Niemals! unterbrach
Gertrud ihn; die zog ich groß, ſie kannte
Und verſtand uns; wie ein Hündchen rannte
Sie uns oft bis in die Stube nach.

Franz, mein Bruder, ſprach ein kleines Mädchen
Das itzt näher trat, ritt oft auf ihr.
Beſter Herr! o laßt ſie, noch am Leben,
Durch den lieben Gott uns wieder geben.
Euch verſagt er nichts, das wiſſen wir.

Lächelnd ſprach der Greis: Hört auf zu weinen!
Es iſt ſpät; lebt wohl! auf Wiederſehn!
Er entwich. Auf ſeinem halben Wege
Sah er in dem dämmrigen Gehege
Etwas Lebendes vorüber gehn.

Wär's doch Schwärzchen! denkt er, und der Graben,
Der vom Thier ihn trennt, wird ihm zum Steg.
Schwärzchen war's; erkannt beym erſten Blicke
An dem weiſſen Fuß, führt ers am Stricke,
Der am Hals ihm hing, mit ſich hinweg.

Eine Stunde Wegs um Troſt zu bringen,
Iſt für ihn ein Schritt. Schon klopft er an.
Oeffnet, Freunde! Schwärzchen iſt gefunden.
Gott! der Herr iſt's, lallten ſie, und ſtunden
Händefaltend vor dem Gottesmann.

Mutter! rief das Mädchen auf den Knieen,
In des lieben Herrn Geſtalt erſcheint
Uns ein Engel. Alle fallen nieder.
Träumt ihr? ich bin einer eurer Brüder,
Sprach der Biſchof, euer alter Freund.

Fromme Thränen füllen Aller Augen,
Dank und Jubel ſtrömt aus jedem Mund.
Schwärzchen wurde wacker ausgeſcholten,
Und geküßt, und Claus und Gertrud wollten
Schwören, daß es jedes Wort verſtund.

Ich muß fort; man wird mich ängſtlich ſuchen,
Sprach der Gute. Was! verſetzte Claus,
Ganz allein? das laß ich nicht geſchehen;
Ich, wir alle wollen mit Euch gehen.
Sprachs, und ſtürzte wie ein Pfeil hinaus.

Bald läßt er, vom halben Dorf begleitet,
Sich mit einer Bahre wieder ſehn.
Man bedecket ſie mit zarten Zweigen,
Und beſchwört den Greis, ſie zu beſteigen,
Und der Greis erhört das fromme Flehn.

Nun beginnt, beym Schein der Kienholzfackeln,
Der Triumphzug, und der Gute wird
Feyerlich bis in die Stadt getragen.
Warſt du wohl auf deinem Siegeswagen,
Ludwig, je ſo groß, wie dieſer Hirt?

Korreſpondenz-Nachrichten.

(Fortſetzung.) Petersburg.

Daß Hr. Kuditſch — für erſte Helden- und Karakterrollen engagirt — zu ſeinem Benefiz blos ein Paar Nachſpiele geben würde: Die Neger, von einem unbekannten Hrn. Woban, und den zu einer Operette (nicht aber großen Oper) umgearbeiteten nur zu bekannten Juriſt und Bauer, unter dem Titel: Liebe macht kurzen Prozeß, oder die

Heirath auf gewisse Art, war wol nicht eigentlich zu erwarten, indem er im letztern, dem Hauptstücke, blos einen von den untergeordneten Bauern zu spielen hatte; indessen zeigte doch eine ziemlich zahlreiche Versammlung dem Künstler ihre Werthschätzung, soll ihn auch nach Herkommen und Sitte am Ende herausgerufen haben. Ein unglücklicher Zufall unterbrach die Schlußscene des ersten kleinen Stücks, indem Mad. Lindenstein (die nebenbey gesagt als Negerinn äußerst natürlich erschien, natürlicher als ihr Geliebter mit weissen Ohren und europäischem Haar) indem sie schnell auf die andere Seite eilen wollte, auf dem Fußboden ausglitschend so heftig auf den Kopf fiel, daß sie die ganze letzte Scene halb ohnmächtig auf dem Lehnsessel lag, und so nach herabgefallenem Vorhang weggetragen werden mußte. Inzwischen ließ der Schiffskapitain sich doch nicht stören, und brachte (eine abenteuerliche revoltante Idee des Verfassers), die Ketten aus dem Kasten hervor, mit welchen die beyden Negersklaven auf der Galere angeschmiedet waren, als er sie loskaufte, und legte die Riemenringe einem jeden der beyden Verlobten statt Brautkranz auf den Kopf! Jenes unglückliche Ereigniß war im übrigen nicht ohne Einfluß auf das Spiel, und die sonst frivole Laune des Hrn. Lindenstein, als Schreiber Fetzig im Nachspiele (man sieht, das Stück hat seine alten Namen beybehalten), und die Besorgniß um seine Gattinn liessen ihn wie billig weder singen noch tanzen. Nach einigen Tagen Verhülens war gleichwol die in ihrem Fache gewiß sehr brave Schauspielerinn durch die ärztliche Hülfe in so weit hergestellt, daß sie zu ihrem und ihres Mannes darauf folgenden Benefize wieder auftreten konnte. Das Publikum ist es von seinem Lieblinge schon gewohnt, daß er es jederzeit mit etwas Komischem überrascht, und so war das diesmal erwählte Kotzebuesche neue Lustspiel: Viel Sorgen ohne Noth, und Noth ohne Sorgen, hier unter dem Haupt-Titel: „Der Reichsfreyherr Magnus Holoferues von Pelz, auf Peizendorff und Eulenburg, angekündigt, der Erwartung ganz entsprechend; es wurde aber wegen seiner anstößigen Stellen untersagt, und so gab Hr. Lindenstein statt dessen das lange, und seit Dlle. Loeve liegen gebliebene, gleichfalls Kotzebuesche, Lustspiel: Pageustreiche, zu einem kleinen Kalenderstücke desselben Verfassers: Der häusliche Zwist. Im erstern spielte Mad. Lindenstein den leichtfertigen Pagen mit aller möglichen Gewandtheit, und es war für ihr erstes Wiederauftreten eine harte Probe, da sie viel Kletterns und Springens nöthig hat. Hr. Lindenstein amüsirte als phlegmatischer Onkle, obgleich freylich die 5 Akte lang gedehnten und immer wiederkehrenden Späße den Zuschauern am Ende Langeweile und Ueberdruß machen müssen! Desto mehr aber unterhielt das allerliebste kleine Vorstück, voll steckenden treffenden Witzes, voll mitten aus der Natur des ehelichen Lebens genommener Auftritte und ächt komischer Situationen von den beyden jungen in Zwist gerathenen und durch den Nachbar Eheteufel noch mehr gegen einander aufgehetzten Eheleuten (Herrn Gebhard und Mad. Lindenstein) aufs treueste kopirt. Das Schauspielhaus war trotz der vorgegangenen Stückveränderung ganz voll, und die Einnahme soll, da bey solchen Gelegenheiten Logen und Lehnstühle immer doppelt und dreyfach bezahlt werden, zwischen zwey und drey tausend Rubeln betragen haben.

Berlin, 5 Mai.

Selbst in unsern Zeitungen erheben sich jetzt Klagen über die schlechte Besetzung der ältern klassischen Stücke, welche auf unsrer Bühne ohnehin so selten gegeben wurden, und man muß gestehen, daß man nie mit größerm Rechte geeifert hat. So wurde neulich wieder Goethe's Clavigo auf die erbärmlichste Weise dargestellt: Anfänger und Ermattete hatten die ersten Rollen, und nur eine Schauspielerinn, Madame Schröckh, erfüllte die Ansprüche des gebildeten Zuschauers größtentheils. Vergebens war bis hieher das stille Murren, vergebens die öffentliche Beschwerde; wir sehen immer mehrere Anfänger angestellt, unsre bessern Schauspieler zurückgedrängt. Wir wollen ja nicht, daß eine Zahl trauriger Gestalten einem Sterne zur Folie dienen soll, wir wollen unsre Bewunderung für Einzelne nicht gewaltsam hinaufzerren lassen durch die Mittelmäßigkeit Anderer! Wir wollen jede Rolle so gut ausgeführt sehen, als es bey unserm starken Theater-Personale möglich ist. Sollte denn eine Schauspiel-Direction nicht einige Rücksicht nehmen auf gebildeten Geschmack, wenn es ihr dazu nicht an Mitteln fehlt? Und daß dies nicht der Fall ist, beweisen die prunkvollen Darstellungen lose aneinander gereihter Theater-Coups.

Nächste Woche erscheinen die Hussiten vor Naumburg wieder, und ein neues Lustspiel: Vetter Kukuk, dem ein schlechtes Schicksal geweissagt ist. —

Von unserm Theater-Personale werden mehrere Vorstellungen auf der Potsdamer Bühne gegeben. Man beginnt in nächster Woche mit den beyden Lustspielen: Der kurze Roman und die Zeichen der Ehe. — Der Kapellmeister Reichardt befindet sich seit mehrern Tagen hier.

Hr. Thieme hat noch den Grafen Benjowsky, gleichfalls ohne Auszeichnung, gegeben. Im Clavigo ereignete sichs, und zwar in der Krisis des vierten Aktes, daß der Buenko (Hr. Bessel d. S.) mit einer zu lebhaften Gestikulation das Gesicht Guilberts (Hr. Blume) unsanft berührte. Die Versammlung lachte, und die beyden Schauspieler — lachten mit. Hr. Thieme, lebhaft interessirt bey dem Erfolge der Scene, nahm dieses Lachen übel, und schloß daraus, daß die Collision des Gesichtes mit der Hand willkührlich gewesen sey, was sich indessen wol nicht voraussetzen läßt, da derjenige, dessen Antlitz die Carambolage litt, wol schwerlich so etwas verabreden wird. Hr. Thieme geht nach Leipzig zum königl. sächsischen Hoftheater.

Hrn. Fischers Erscheinung als Maffeo in Winters unterbrochenem Opferfest gewährte sowol den Schauspiel- als Musikfreunden ein ungetrübtes Vergnügen. Herr Fischer ist ein eben so wackerer Schauspieler als Sänger; nur schienen hier und da die Gestikulationen einigermaßen überflüßig, was indessen bey den übrigen Vorzügen, z. B. eines sinnvollen Vortrages, der deutlichen Aussprache, der vollen Stimme, der kräftigen Gestalt gern vergessen wird. Die umfassendsten Forderungen wurden befriedigt, und der ungetheilteste Beyfall — wozu auch das Hervorrufen gehörte — erkannte Herrn Fischers Künstlerwerth an. Außerdem hatte sein Auftreten noch das Angenehme, daß das Opferfest einmal wieder gut gegeben wurde, was seit langer Zeit nicht mehr der Fall war, weil unsre Artisten bey den zahlreichen Wiederholungen der gerngesehenen Oper ermüdet und gleichgültig geworden zu seyn schienen; jetzt galt es, nicht hinter dem Gaste zurückzubleiben. Es war eine Art von Wettstreit, bey dem der Besucher immer gewinnt.

Der Kapellmeister Weber gibt uns am Bußtage Chesrubinis Messe auf Haydn.

Von den Journalen: Für Kunst und Künstelegen vom Dr. Rockstroh, und dem Pantheon von Buschiny und Kannegießer, sind die vierten Hefte erschienen.

Der König hat die beyden natürlichen Kinder des bey Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand in den Adelstand erhoben, mit Beylegung des Namens: von Wildenbruch.

Extra-Beylage
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände.

1810. Nro. 7.

Ein Wort über die Universität zu Basel.

In der neuesten Zeit ist dieser Anstalt öfter Erwähnung geschehen, aber immer in reichlichem Maße Tadel zu Theil geworden, und sogar wollte man dieselbe aufgelöst wissen. Dagegen sey es uns erlaubt, einmal mit derselben Keckheit, als ihre Gegner, aufzutreten, und zu behaupten, leidenschaftliche Abneigung habe ihre Feder geleitet, ohne Sach-Kenntniß sey öffentlich darüber gesprochen, und zuweilen kaum die Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes geahnet worden. Dennoch leistete diese Universität einst nicht nur ihrer Pflegemutter, sondern der Welt große und wichtige Dienste, und verdient schon darum allein zu einer Zeit, wo das ältere Große hervorgesucht und mit Weihrauch überschüttet wird, ihre Erhaltung. Freylich ist es nothwendig, wenn sie aufs neue Dienste leisten soll, daß jener Eifer bey dem S. P. O. B. wieder erwacht, der beide einst bey Gründung der Anstalt beseelte *), daß beide es tief fühlen, was ihnen und besonders ihren Nachkommen diese Anstalt sey. Zwar wird sie nie dahin gelangen, ihren größern Schwestern den Rang streitig zu machen, allein sie wird den Ruhm unsers kleinern gesellschaftlichen Vereins wieder fördern und zu höherer Bildung wecken. Sie wird das Genie wieder nach der Bahn hinlenken, von welcher es seit einiger Zeit abgezogen wurde; sie wird beweisen, daß ein solcher Baum, der schöne Früchte trug, bey gehöriger Pflege zwar nicht in kurzer Zeit, aber in einigen Jahrzehnden neue Früchte bringen müsse.

Als die Tochter der Venonischen Akademie im J. 1460 von Menschen die nach Besserm rangen **), gestiftet wurde, herrschte noch überall tiefes Dunkel. Sie daß, ungeachtet der damals höchst ungünstigen Zeitumstände, durch Schrift und Wort Licht verbreiten, und verschaffte dem bessern Geschmacke Eingang. Die orientalische Gelehrsamkeit fand in Basel große Verehrer. Wir erwähnen des sogenannten luminis mundi, eines Frisius, der nach seiner Rückkehr aus Griechenland, wohin er blos wegen der Griechheit gereist, als Lehrer in Basel auftrat, und des Griechen von Geburt, der ihm zur Seite stand, eines Andronicus Contobiaca, des Lehrers Reuchlins. Auch dieser große Sprachforscher war hier als erster Lehrer der hebräischen Sprache aufgetreten, hatte den Geschmack an der hebräischen und griechischen Sprache allgemein rege zu machen gewußt, und später selbst mit persönlicher Gefahr das Feuer, welches die hebräischen Schriften verzehren sollte, durch sein kräftiges Fürwort bey Friedrich III. abgewendet. Wohin die Kenntniß der gebildeten Sprachen führen mußte, das erhellte bald deutlicher, als Erasmus auftrat, der mit so vielem Erfolge die schönwissenschaftliche Bahn eröffnete, und um der Universität willen zu Basel lebte. Sein mit Budäus *) und Zasius gemeinschaftlicher Freund Glareanus förderte hier als Professor der Philosophie die Dichtkunst und den Geschmack an den lateinischen Klassikern. Ihm war der, auch als Rechtsgelehrter, berühmte Sebastian Brand mit seinem Narrenschiff vorangegangen. Unter den berühmten Rechtsgelehrten glänzte besonders B. Ammerbach, der aber freylich die Nachwelt nicht so bevorleuchtend an seinen Namen erinnert, als der Uebersetzer Hippokratischer und Galenischer Schriften, Copus, der Leibarzt Franz I, der aus der Pariser Schule die arabische um die hippokratische Medicin verstieß, und Paracelsus, der hier seine Vertheidiger und an Adam von Bodenstein seinen ersten Ausleger fand. Doch vor Allen glänzen die Theologen. Unstreitig verdient Thomas Wittenbach zuerst genannt zu werden, weil er vor Luther auf die damaligen Mißbräuche der Kirche aufmerksam machte, und gegen den Sündenablaß vorzüglich eiferte. Wittenbach war Zwingils Lehrer, und hatte das Feuer

*) Accepto diplomate (a Pio II) Basileenses tanti concessionem beneficii impense sibi gratulantur, ad strenue exequendum opus, tam ardentibus expeditum votis, tam diuturna desideratum expectatione, toti inflammantur. Insistit operi Amplissimus Senatus: insistit calidissime. Germ. Orat. secul. 1660.

**) Quibus de meliore luto Deus praecordia finxit. ibid.

*) Erasmus et Budaeus duo lumina mundi, plus ad instaurandas humaniores literas contulerunt, quam omnes, qui ante eos fuerunt. Cuth. Tonst.

angefacht, das so hell aus des großen Reformators Brust emporloderte. Zwingli war Wolf Klöpfleins Freund, mit dem er hier gemeinschaftlich sich berieth, wie das Pabstthum gestürzt werden könnte. Noch war damals von Luther nichts bekannt. Außer diesen ersten Freunden einer Kirchenneuerung zählte Basel mehrere hochberühmte Theologen, Constantinus Phrygio, der auch um die Tübinger Akademie sich besondere Verdienste erwarb, Andreas von Bodenstein, den Lehrer und anfänglich Kampfgenossen Luthers, den deutschen Strabo, Sebastian Münster, Oecolompadius, und bald auch als Zögling seiner Universität, Calvin. Dagegen traten hier auch Männer von Gewicht auf, die Luthers Verfahren laut tadelten, andere, die heftig widersprachen. Der Theologe Ludwig Bär fällte mit seinem Freunde Erasmus das Urtheil, Luther führe seine gute Sache nicht gut *), und wanderte nach Freyburg. Wonnecker klagte sogar über Luthers ungestümes Geschwätz, und Glareanus ward seinen alten Freunden, den Beförderern der kirchlichen Neuerungen, abgeneigt.

Wenn in den frühern Zeiten die Universität, reichhaltig an fruchtbaren Schriftstellern und glänzenden Lehrern, zur Aufklärung und emporgereiften Kultur beygetragen, so hatte sie auch durch ihre Gegenwart die schnellere Vervollkommnung der Buchdruckerkunst und die Bildung der Papier-Fabriken veranlaßt. Sie würde daher von ihrem Ursprunge bis zur Zeit, da Vesal hier lehrte, schon so viel gewirkt haben, daß sie von allen Gebildeten den Wunsch ihrer Fortdauer sich versprechen könnte, wenn sie auch nicht während der Zeiten ihrer Abnahme der Welt große Männer geliefert hätte **). Wir nennen blos Euler und Bernoulli.

Es thut uns leid, sagen zu müssen, an eine solche Anstalt habe sich manche freche Hand gewagt, und ihre Auflösung gewünscht. Unter einer frechen Hand verstehen wir eine Hand, die sich der Mühe entzieht, der Welt die Wahrheit kund zu machen, und sie mit auffallenden Unwahrheiten unterhält. Dahin zählen wir den Verfasser der Bemerkungen eines Reisenden durch die Schweiz in Nro. 77 des Morgenblattes, Jahrgang 1810.

Der genannte Verfasser wagt es ohne Scheu zu sagen, die Lehrer an der Universität zu Basel wiedersetzen sich von Neuem kräftig, ihre Sinecurestellen mit geringem Gehalt einem doppelten mit einiger Beschäftigung vorzuziehen, während diese Lehrer schon vor fünf Jahren der Regierung Vorschläge gaben, wie die Anstalt zu verbessern und zu heben sey. Wirklich haben diese Lehrer aufs neue Vorschläge eingereicht, und die Regierung ist mit ihrer Prüfung beschäftigt.

Die nämlichen Lehrer, welchen der Verfasser den Vorwurf macht, sie bilden einen Gelehrtenverein mit scholastischem Zuschnitt, haben schon früher der Regierung vorgeschlagen, dieselben von dem Verfasser genannten Lücken auszufüllen. Eben diese Lehrer freuen sich die angesonnenen Souveränitätsrechte zu besitzen, weil dieser Auszeichnung Niemand würdiger seyn soll als eine Universität, und weil die Universitäten diese Auszeichnung um ihrer Würde willen zugetheilt erhielten.

Der Verfasser findet beyspiellos, daß eine Universität mit achtzehn ordentlichen Lehrern keine achtzehn Studenten zählt, während die Zahl der Professoren schon seit geraumer Zeit auf vierzehn herabgesunken ist, die Zahl der Studenten aber, als er seinen Aufsatz lieferte, sich auf sechzig belief und noch beläuft.

Eben so findet es derselbe beyspiellos, daß der Unterricht akademischer Kollegien im Exponiren des neuen Testaments besteht, beweist aber damit, wie wenig er mit seinem behandelten Gegenstande vertraut ist. Gerade die Lehrer, die sich mit jüngern Studenten und also auch mit Exponiren des griechischen Testaments beschäftigen, sind eigentlich zugleich bestimmt als Professoren die Lücken auszufüllen, die den Verfasser bewegen, eine humanistische Schule zu vermissen. Dagegen könnten wir es wol mehr als beyspiellos finden, wenn er von einem Professor der hebräischen Sprache erzählt, der nicht vorhanden ist.

Uebrigens fühlen wir uns nothgedrungen, um mehr Licht zu verbreiten, auf die Sinecurestellen zurückzukommen und ein Wort von der Sinecurebesoldung zu sprechen. Die sechs ordentlichen Professoren, die zugleich dem Lyceum vorstehen und die philosophische Fakultät bilden sollen, erhalten jährlich zusammen, das Korn nach dem gegenwärtigen Marktpreise gerechnet, ein hundert und vierzig Louisd'ors Besoldung, wofür jeder hundert Vorlesungen unentgeldlich gibt. Es fanden aber schon unsere Voreltern zur Zeit der Stiftung der Universität, das Amt eines Lehrers sey mit der Noth *) und mit anderweitigen Beschäftigungen gleich unverträglich, so fern die Universität die Kräfte des Volks wecken, dem Talent von geringer Herkunft **) eine bessere Bahn bezeichnen und der Lehrer den Dienst eines Professors verrichten soll.

*) .. optimam causam ab ipso non optime agi. Athen. Raur.

**) ... intra unius seculi decursum ex uno Athenaeo nostro tot prodierunt viri, multifariae eruditionis ac sapientiae fama longe eminentes, quot eodem temporis spatio in vastissimis Europae regnis exstitisse vix deprehendimus. Thurnis. orat. secular. 1760.

*) De dote Academiae prospicitur sufficienti: stipendia professoribus constituuntur: quando ut de Altari sacerdos, de Evangelio Apostolorum senatus vivat, et literarum mystae literis alantur, aequissimum judicabatur.

**) In infimo loco natos evehit in sublimes. Pii II. Bulla inst. Univ. B.

Der mehr erwähnte Verfaſſer verſpricht ſich am Ende ſeines Briefes wenig von dem Aufflicken eines neuen Lappens auf ein altes Kleid. Falls dieſes alte Kleid nicht weiter gepflegt und zu neuem Glanze befördert werden ſollte, wünſchen wir ihm davon einen Lappen auf ſein neues Kleid zu erhalten. Er wird ihm als Einlaßgeld behufs ſeiner eignen Beleuchtung und als beſſeres Pflaſter auf daſſelbe dienen.

Baſel im Monat April 1810.

Dr. Huber, Profeſſor.

Neuerſchienene engliſche Bücher.

Theologiſche Schriften.

A Help to the Unlearned. Hülfsbüchlein der Ungelehrten, oder Verſuch einer populären Erklärung der Bibel, von Mrs. Trimmer; zweyte Ausgabe, bey Rivington.

An Essay on public Worship. Verſuch über den öffentlichen Gottesdienſt, von Georg Cornelius Gorham, bey Hatchard.

A Vindication of the Jews. Schutzſchrift für die Juden, von Thomas Witherby, ebendaſ.

An attempt to remove prejudices concerning the Jewish nation. Verſuch, die Vorurtheile gegen die jüdiſche Nation zu entfernen, von D. Horſley, Biſchof von St. Aſaph, ebend.

Discourses moral and religious. Moraliſche und geiſtliche Reden, gehalten vor einer Gemeine von Seeleuten an Bord des Kriegsſchiffs Tremendous in den Jahren 1802 bis 1804 von Robert Baynes, bey Longman.

Discourses on the scriptural doctrines of Atonement. Reden über die bibliſchen Lehren von der Genugthuung und vom Opfertode, von W. Magee, bey Cadell.

An attempt to shew the folly and danger of methodism. Verſuch eines Beweiſes der Thorheit und der Gefahren des Methodismus, bey Hunt.

Scriptural illustrations on the 39 articles of the church of England. Bibliſche Erläuterungen der 39 Artikel der engliſchen Kirche, von Samuel Wix, bey Rivington.

A Treatise on the conduct of God to the human species. Abhandlung über das Verhalten Gottes gegen das menſchliche Geſchlecht, und über die göttliche Sendung Jeſu Chriſti, von James Hare; zweyte Ausgabe, ebendaſ.

A manual of piety adapted to the wants of all sects of Christians. Handbuch der Gottſeligkeit für das Bedürfniß aller chriſtlichen Sekten eingerichtet, ein Auszug aus Biſchof Taylor's heiligem Leben und Sterben, von Robert Fellowes, bey Mawman.

Sermons by D. Finlayson. Predigten von D. Finlayſon, Profeſſor zu Edinburgh, bey Longman.

The religious world displayed. Darſtellung der religiöſen Welt, oder Ueberſicht der vier religiöſen Hauptſyſteme, des jüdiſchen, des heidniſchen, des chriſtlichen und des muhammedaniſchen, von Robert Adam, bey Longman.

Medicin, Chirurgie, Chemie.

A System of operative Surgery. Syſtem der ausübenden Chirurgie, von Charles Bell. 2 Bänd, mit Kupf. bey Longman.

The Principles of Surgery. Grundſätze der Chirurgie, von John Bell. 3 Bänd, mit Kupf. Preis 11 Pf. 11 Sch.

A System of Dissections. Syſtem der Leichenöffnungen, von Charles Bell; dritte Ausgabe, 2 Bänd.

The anatomy of the human body. Anatomie des menſchlichen Körpers, von John und Charles Bell. 4 Bänd. Preis 3 Pf. 10 Sch.

The anatomy of the brain. Anatomie des Gehirns, von C. Bell. 2 Pf. 10 Sch. Alle dieſe Schriften bey Longman.

Lectures on diet and regimen. Vorleſungen über die Diät, von A. F. M. Willich; vierte Ausgabe, ebendaſ.

Pharmacopoeia Collegii Regalis Medicorum Londinensis. Ins Engliſche überſetzt von Rich. Powell.

The modern practice of physic. Neue mediciniſche Praxis, von Edw. Goodman Clarke. Auch lateiniſch unter dem Titel: Medicinae Praxeos Compendium.

The principles of Midwifery. Grundſätze der Hebammenkunſt, von Joh. Burns.

Observations on abortion. Bemerkungen über unzeitige Geburten, von Joh. Burns.

A short system of comparative anatomy. Kurzes Syſtem der vergleichenden Anatomie aus Blumenbachs deutſchem Original überſetzt von W. Lawrence.

Remarks on the frequency and fatality of different diseases. Bemerkungen über die Menge und Tödtlichkeit verſchiedener Krankheiten, beſonders über das ſteigende Zunehmen der Auszehrung, von W. Woolcombe.

A. Cornelii Celsi de Medicina L. VIII. ex recensione Leonardi Targae.

Medico-Chirurgical Transactions. Mediciniſch-chirurgiſche Abhandlungen von der Londner medic. chirurg. Societät. Erſter Band.

A treatise on the diseases of Sheep. Abhandlung über die Krankheiten der Schafe, von Sir George Stewart Mackenzie, Edinburgh bey Conſtable.

A series of engravings explaining the course of the Nerves. Kupfer zur Erläuterung des Nervenſyſtems, von C. Bell. Preis 1 Pf. 1 Sch. bey Longman.

Engravings of the Arteries. In Kupfer geſtochene Vorſtellung der Pulsadern, von C. Bell. 1 Pf. 1 Sch. ebendaſ.

Essays on the Anatomy of expression in Painting. Verſuche über die Anatomie des Ausdrucks in der Malerey, von C. Bell. 2 Pf. 2 Sch. ebendaſ.

An analytical view of the medical departement of the britiſh army. Ueberſicht der mediciniſchen Behörde bey der brittiſchen Armee, von C. Maclean, bey Stockdale.

The medical Observer and Family Monitor. Der Hausarzt, oder Londner monatlicher Inbegriff mediciniſcher

Verhandlungen von einer Geſellſchaft praktiſcher Aerzte. 26ſtes Heft, bey Stockdale.

Facts establishing the efficacy of the opiate friction etc. Thatſachen zur Bewährung der Wirkſamkeit opiatiſcher Reibungen bey Krämpfen und Fiebern, nebſt einem Umriß eines Plans, die Urſachen und die Kurart der Waſſerſcheu und des Starrkrampfs (Tetanus) zu erforſchen, von Michael Ward, bey Bickerſtaff.

Cases and observations in Surgery. Chirurgiſche Fälle und Beobachtungen von Walter Weldon, bey Cox.

Observations on the treatment of compound fractures. Bemerkungen über die Behandlung mehrfacher Beinbrüche, von Walter Weldon, ebendaſ.

A practical Materia medica. Praktiſche Materia medica, in welcher die verſchiedenen Artikel ausführlich beſchrieben und in Klaſſen und Ordnungen nach ihren Wirkungen vertheilt ſind, nebſt ihren Kräften, Doſen und den Krankheiten, in welchen ſie gegeben werden müſſen, bey Highley.

A practical treatise on the prevention and cure of the Venereal disease. Praktiſche Abhandlung über Vorbeugungs- und Heilmittel gegen die Luſtſeuche, von A. Caton; dritte Ausgabe, bey Highley.

The London Medical and Surgical Spectator. Londner mediciniſcher und chirurgiſcher Zuſchauer. 2 Bänd. ebendaſ.

Anatomico chirurgical Views of the Nose, Mouth, Larynx, and Fauces. Anatomiſch-chirurgiſche Abbildungen der Naſe, des Mundes, der Luftröhre und des Schlundes, von John James Watt, mit kolorirten Kupfern von Hopwood. Preis 2 Pf. 2 Sch. bey Highley.

Medical admonitions to families. Mediciniſche Rathſchläge an Familien, von James Parkinſon; 5te Ausgabe, bey Sherwood.

The Villager's Friend and Physician. Der Baurenfreund und Arzt, von Parkinſon, ebendaſ.

The way to health. Der Weg zur Geſundheit, ein Auszug aus dem obigen, auf einem einzelnen Bogen gedruckt, um an der Wand in den Baurenhäuſern aufgehängt werden zu können.

An inquiry into the symptoms of the Carditis. Unterſuchung über die Symptome und Behandlung der Entzündungen des Herzens, von John Ford Davies, bey Longman.

Surgical Observations. Chirurgiſche Bemerkungen, von John Abernethy. 4 Bänd, ebendaſ.

The Physician's Vademecum. Mediciniſches Taſchenbuch, oder Compendium der Noſologie und Therapie, von J. Townſend, bey Sherwood.

The Physician's Vademecum, von Robert Hooper, bey Murray.

The Anatomist's Vademecum, von Hooper.

The Surgeon's Vademecum. Chirurgiſches Taſchenbuch, von Hooper.

Parkinson's Chemical Pocketbook. Parkinſons chemiſches Taſchenbuch; 4te Ausgabe, bey Sherwood.

An Essay on the Effects of Carbonate. Verſuch über die Wirkungen des Kohlenſauerſtoffs beym Krebs, von Rich. Carmichael, bey Murray.

A system of Chemistry. Syſtem der Chemie, von J. Murray, 4 Bänd, bey Longman.

Chemical Philosophy. Fourcroy's Grundlagen der neuen Chemie, überſetzt von Deſmond, bey Sherwood.

Philoſophie, Moral, Erziehungskunſt.

Logic made easy. Erleichterter Unterricht in der Logik, oder kurze Ueberſicht des Ariſtoteliſchen Syſtems im Urtheilen, von Henry Kett, bey Rivington.

The fruits of reflexion. Früchte des Nachdenkens, oder moraliſche Erinnerungen über verſchiedene Gegenſtände für die Jugend, von Eliſabeth Helme, bey Norbury.

The Youth's preceptor. Der Jugendlehrer, oder moraliſcher Wegweiſer von der Akademie bis zum reifern Alter, von David Morrice, bey Sherwood.

Dangerous sports. Die gefährlichen Spiele, eine Erzählung für Kinder, von Parkinſon; 2te Ausgabe, ebendaſ.

Essays on the Sources of the pleasure. Verſuche über die Quellen des Vergnügens, das man aus literariſchen Compoſitionen ſchöpft, bey Johnſon.

Essays. Verſuche von George Walker, über das Schöne an der menſchlichen Geſtalt, über das Trauerſpiel und die Theilnahme an tragiſchen Vorſtellungen, über Heucheley und offene Verworfenheit, nebſt Vergleichung ihrer beiderſeitigen Unwürdigkeit und Verächtlichkeit, über die Immaterialität der Seelen, über Rouſſeaus Angriffe auf Gelehrſamkeit und Künſte, über die Maſchinerie der alten Epopöe, über den ſittlichen Einfluß der Geſchichte, über Nachahmung und Mode, bey Johnſon.

Mathematik, Aſtronomie.

Sir Isaac Newton's Calculations on the Value of Lease's etc. Newton's Berechnungen des Werths von Pachtverträgen, Landeigenthum auf Lebenszeit (Freeholds), Annuitäten und Anfallsrechten (Reversionary properties); 6te Ausgabe, bey Sherwood.

The Elements of Astronomy. Anfangsgründe der Aſtronomie nach Newtonſchen Grundſätzen, von Geo. Reynolds, ebendaſ.

Evening amusements for 1810. Abenddeluſtigungen aufs Jahr 1810, oder 7ter Band der Jahrbücher für Liebhaber der Aſtronomie, von Frend, bey Mawman.

A complete collection of Tables for Navigation. Vollſtändige Sammlung nautiſcher Tafeln, von Joſ. de Mendoza Rios; 2te Ausgabe, bey Black.

The Theory and Practice of finding the longitude. Theorie und Praxis zur Findung der Länge zu See und zu Land, von Andr. Mackey. 2 Bd. 3te Ausg. 2 Pf. 12 Sch. 6 D. Longm.

Nro. 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Mai, 1810.

Erhebet euch mit kühnem Flügel
Hoch über euren Zeitenlauf!
Fern dämmre schon in eurem Spiegel
Das kommende Jahrhundert auf.

v. Schiller.

An Deutschlands Schriftsteller und Künstler.

Mag wandelbar der Erde Form vergehen
Da, wo die Zeit in Mutterwehen treiet,
Das Hohe wird, das Himmliche, bestehen,
Und dauern wird der Kunste deutscher Geist!
Den Genius, das Schöne und den Glauben
Darf kein Geschick, kein irdisches, Euch rauben.

In sichrer Freyheit ruhen Stoff und Wesen;
Dem Wankelmuth fröhnt knechtlich die Gestalt;
Es kann vom Kern sich nur die Schaale lösen;
Das Ewige trotzt jeder Zeitgewalt,
Und wo die Macht der Geister sich verbündet,
Da wird der Wahrheit göttlich Reich gegründet.

Ihr, von der Weisheit mütterlich umfangen,
In ihrem Dienste festlich eingeweiht,
An Euch ist nun der Göttinn Ruf ergangen!
Entreißt das Heilige dem Sturm der Zeit;
Der Sinnenwelt beweglich leichte Schranken
Durchbrecht und herrscht vom Throne der Gedanken!

Es dringt die Kunst mit ihrem Sonnenstrale
Aus Eurer Brust lebendiger hervor;
Das Wissen strebt im kühnen Ideale
Aus Eurem Sinn umfassender empor,
Und reiner, aus dem kindlichen Gemüthe,
Sprießt der Empfindung farbenreiche Blüthe.

O waltet mit dem königlichen Segen,
Der wunderbar aus Eurem Busen quillt,
Wo tausend Kräfte bildend sich bewegen,
Das Herz in schöpferischen Gluthen schwillt,
O waltet mit dem Zauber Eurer Bande
Vereint und groß im deutschen Vaterlande!

Und wenn der Zukunft hellere Gestalten,
Der stillen Sehnsucht freundlich aufbewahrt,
Sich vor dem Blicke jugendlich entfalten,
Das Leben Euch sich glänzend offenbart;
Wenn zu des Hauses friedlichen Altären
Die theuren Götter gnädig wiederkehren;

Dann bauchet in die empfänglich offne Seele
Den Odem, der in Eurer Schöpfung webt,
Das Kraft und Größe würdig sich vermähle
In ungeschwächter, klarer Majestät,
Und schirmend reicht die priesterliche Rechte
Dem auferstandnen glaubigen Geschlechte;

Das bildsam jetzt die ungeweihte Menge,
Daß tief ergriffen die entzückte Schaar
Sich um den Tempel Eurer Weisheit dränge,
Um Eurer Kunste prächtigen Altar;
Auf daß, ob auch das Schicksal zürnend walte,
Sich deutscher Sinn in deutscher Brust erhalte!

Die Gans und der Wolf.

Eine Fabel.

„Der Neid nur kann es wagen,
„Als feig uns anzuklagen,"
Sprach eine Gans: „wer ist denn wol
„So brav, als wir, gewesen? —
„Geschichte muß man lesen;
„Wer rettete das Kapitol?" —

„Geht es uns Wölfen besser? —
„Man schilt uns Nimmerfresser,"
Versetzt' ein Wolf mit sanftem Ton:
„Und die Verläumdung schweiget,
„Wer Romulus gesäuget;
„Denn Undank ist der Tugend Lohn."

Da kam in weiten Bogen
Ein Geyer rasch geflogen,
Die Gans entwich mit Angstgeschrey;
Ein Lämmchen kam gesprungen.
Vom Wolf ward es verschlungen,
Sein scharfer Zahn riß es entzwey.

Soll ich die Fabel deuten? —
So spricht von alten Zeiten
Der heuchlerische Kastengeist;
Doch werden seine Thaten
Den wahren Werth verraten,
So laut er auch die Ahnen preist.

Karl Müchler.

Verdanken wir den Deutschen oder den Engländern die meisten und wichtigsten Erfindungen?

(Beschluß.)

2. Erfindungen der Engländer.

Es ist wahr, wenn Deutsche in frühern Zeiten die nützlichsten Erfindungen gemacht haben, so muß man den Engländern doch die allerkünstlichsten Maschinen zuschreiben, welche größtentheils in spatern Jahrhunderten entsprangen; und diese Maschinen sind: der Strumpfwirkerstuhl, die Kämm- Krempel- und Spinnmaschinen zu Wolle und Baumwolle, die Dampfmaschinen, die Repetiruhren und die See- oder Längenuhren. Den Strumpfwirkerstuhl erfand der Magister Lee im Jahre 1589; die Kämm- Krempel- und Spinnmaschinen Richard Arkwright im Jahre 1775. Zwar hatten schon früher Spinnmaschinen (auch zu Flachs) existirt; aber diese waren so mangelhaft gewesen, daß Arkwrights Maschinen mit Recht für ganz neue Erfindungen passiren konnten. Savary gab im Jahre 1699 den Dampfmaschinen ihren Ursprung. Was diese in der Folge durch Watts und Boultons Erfindungen gewonnen haben und wie nutzbar man sie in Bergwerken und in so vielerley Arten von Fabriken zur Betreibung von mannigfaltigen mechanischen Vorrichtungen angewandt hat, ist bekannt genug. Die Repetiruhren erfand Barlow im Jahre 1676. Die erste Seeuhr, aber noch nicht diejenige, welche man des Preises würdig fand, brachte Harrison im Jahre 1736 zu Stande.

Die Schnecke in Taschenuhren, eine ungemein sinnreiche Erfindung, wodurch man den ungleichen Zug der Feder corrigirt, verdanken wir einem Engländer. Den Regulator der Taschenuhren, die Spiralfeder, erfand Hook im Jahre 1658; den englischen Hacken oder die Ankerhemmung der großen Uhren erfand Clement im Jahre 1680; und das für die astronomischen Uhren so wichtige Rostpendul, welches die Wirkungen der Wärme und Kälte auf den Gang der Maschine so schön kompensirt, erfand Graham im Jahre 1740. Im Jahre 1733 brachte Blakey große Maschinen zu Stande, womit man Uhrfedern, Uhrketten und viele andere Uhrtheile in größter Geschwindigkeit und sehr genau verfertigen konnte.

Kay erfand im Jahre 1737 einen Weberstuhl, worauf ein Mann die breitesten Tücher weben konnte. Clulow brachte vor zwölf Jahren einen andern Weberstuhl an's Licht, worauf man allerley Zeuge cylindrisch zu weben vermochte. Selbst-Webemaschinen kamen aus der kunstreichen Hand eines Miller, und anderer zum Vorscheine. Everer erbaute seine große vom Wasser getriebene Schermühle zum Scheren der Tücher im Jahre 1758. Moirirmaschinen zum Wässern der seidenen Zeuge hatten die Engländer in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erfunden; in der Mitte desselben Jahrhunderts aber die schönen Glättmaschinen zu Papier und zu Zeugen. Die Druckmaschinen mit Walzen für die Zeugmanufakturen erhielten im Jahre 1770 durch die HH. Taylor und Walker ihr Daseyn. Antis erfand sein treffliches Spinnrad, woran sich der Faden auf der Rolle von selbst weiter hackt, vor ungefähr vierzehn Jahren.

Waschmaschinen zum Waschen der Lumpen in Papierfabriken erfanden die Engländer in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Ungefähr zu derselben Zeit erfanden sie auch das sogenannte Pergamentpapier oder Velinpapier. Dollands achromatische Gläser setzten im Jahre 1757 allen bisherigen Erfindungen in der Optik die Krone auf. Newton brachte im Jahre 1672 das erste ordentliche Spiegelteleskop zu Stande. Er brach dadurch die Bahn zu des großen Herschels nachmaligen Erfindungen. Die Erfindung der neuen Thonwaaren (der Steingutwaaren) des Wedgwood, welche nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erfolgte, war eine der wichtigsten, die je von Engländern gemacht worden ist.

Cylindermaschinen zum Ausdehnen des Eisens in Stangen und Bleche nahmen in England ihren Ursprung; so wie die Walzenmaschinen zum Silberplattiren, zur Knopfverfertigung ꝛc. Boulton gebührt der Dank für die meisten dahin gehörigen Erfindungen. Was hat dieser treffliche Mechaniker ferner durch seine großen ungemein wirksamen Prägemaschinen geleistet! Auch seine Erfindung den Stahl einzuniegen war keine der gemeinsten.

Herrliche lakirte Waaren, den japanesischen ähnlich, kamen in England zuerst an's Licht. Das Emailliren der eisernen und kupfernen Gefässe erfand Hickling zu Birmingham vor zwölf Jahren. Das Kochen mit heißen Wasserdämpfen, welches man jetzt so häufig und mit so vielem Vortheil benutzt, kam in England vor wenigen Jahren zuerst auf. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte ein Engländer den geschmolzenen

Stahl oder Gußstahl erfunden. Ein anderer Engländer erfand die Kunst, gegossenes Eisen zu schmieden. Ueberhaupt verdanken wir den Engländern sehr viele Erfindungen in der Eisen- und Stahlwaarenfabrikation. Welche bedeutende Vortheile haben sie darin seit funfzig Jahren entdeckt! Wie schön sind z. B. ihre neuen Stahlpolituren, ihre Stahlvergoldungen, ihre Schleif- und Härtungsmethoden! Noch keine Nation hat es ihnen hierin gleich gethan. Die herrliche Erfindung, Feuergewehre gegen das willkührliche Losgehen zu sichern, ist bis jetzt viel weniger nachgeahmt worden, als sie zum Besten der Menschheit verdiente.

Groß war die englische Erfindung der Eisenwege oder Eisenbahnen, welche den Gang der Fuhrwerke so sehr erleichtern, groß die Erfindung der eisernen Brücken, der eisernen Mühlen, und vieler anderer in Eisen gebauter Werke. Die Rettungsboote des Bosquets des Greatheads und anderer gereichen dieser Nation nicht minder zu großer Ehre. Welche nützliche Ideen haben sie außerdem bey ihren Fuhrwerken, bey ihrer Kanalschiffahrt, und bey manchen andern Anstalten ausgeführt!

* * *

Da hast Du nun, bester Freund, in einer kurzen Uebersicht dasjenige, was Du von Deutschen und Engländern wissen wolltest. Um noch einmal auf die für Frankreich zu erfindende Flachs-Spinnmaschine zurückzukommen, so wisse, daß solche Maschinen schon vor 60 und mehrern Jahren von André und Perron zu Paris erbaut worden sind. Sie leisteten aber für Flachs bey weitem das nicht, was unsere jetzigen Woll- und Baumwollspinnmaschinen für Wolle und Baumwolle leisten. Wie trefflich können jetzt dem Erfinder einer Flachs-Spinnmaschine die Arkwrightschen Erfindungen zu statten kommen! Wie viel ist ihm durch den vorhandenen Mechanismus der Woll- und Baumwollspinnmaschinen erleichtert worden! Bey der Erfindung einer Flachs-Spinnmaschine wird es vorzüglich darauf ankommen, daß die gesponnenen Fäden während dem Drehen gleichförmig mit einer schleimartigen (speichelartigen) Flüssigkeit befeuchtet werden, ohne welche die Fäden nicht die gehörige Geschmeidigkeit erhalten können.

Bist Du, lieber B. mit meiner Darstellung zufrieden so gebe ich Dir in meinem nächsten Briefe eine ähnliche kurze Uebersicht von den vornehmsten Erfindungen der Franzosen. Unveränderlich Dein ꝛc.

F.

An Parasit.

Dein Mißvergnügen ist zu verzeihen.
Du zieh'n achthundert Thaler Gehalt
Für niederträchtige Schmeicheleyen:
Sie werden nicht hoch genug bezahlt.

Hs.

Naturhistorische Miszellen aus Descourtils Reisen.

17.

Der Cayman wird entweder geschossen oder harpunirt; beydes muß mit großer Geschicklichkeit geschehen. Er wird entweder zu Fuß, oder im Kanot, entweder am Lande, in Lachen, oder in Flüssen gejagt; er wird endlich zuweilen auch in seinen Schlupfwinkeln aufgesucht. Wir führen über diese verschiedenen Arten das Vorzüglichste mit Descourtils eigenen Worten an.

Die Jagd zu Fuß und am Lande findet in der Regel nur selten statt. Meistens wird sie blos unternommen, wenn man sich eines weiblichen Caymans mit den Eyern, oder mehrern Jungen von verschiedenen Dimensionen bemächtigen, oder endlich, wenn man einen Cayman aus der Nähe der Plantage vertreiben, und seinem Angriffe zuvorkommen will. Ein gewandter Jäger kann einen Cayman mit einem einzigen Schusse tödten, wenn er nur den rechten Augenblick in Acht nimmt. Man zielt am besten auf das Auge, oder auf den obern Rückgrat, wo die Kugel entweder in das Gehirn, oder in die Lunge dringt.

Was die Jagd zu Fuß und in Lachen (auch wohl an seichten Flußufern) anlangt, so ist sie mit großen Beschwerden und Gefahren verknüpft. Sie hat aber dennoch sehr häufig und gerade um dieser Ursachen willen statt. Auch gewährt sie den Vortheil, daß man die Caymans harpuniren, also ohne Verletzung des Gehirns u. s. w. tödten kann. Meistens braucht man zehn bis zwölf Menschen zu dieser Jagd: einmal weil jene Lachen, oder Lagons mit dichtem Gesträuche bewachsen, also nur mit Mühe zu passiren sind; zweytens weil sich immer eine Menge Caymans darin aufhält, denen man mehrere gute Schützen oder Harpunirer entgegenstellen muß. Den Zug eröffnen vier bis sechs Männer, mit großen Jagdmessern in der Hand. Sie bahnen den Weg, und recognosciren zu gleicher Zeit. Hinter ihnen folgen die eigentlichen Jäger und Harpunirer alle in einer Reihe, und mit Doppellinien, und guten Harpuns versehen. Man muß dabey oft bis an den halben Leib im Schleime waten, und dennoch die Reihe beyzubehalten suchen, damit man nicht allein angegriffen wird.

Hat man einen Cayman harpunirt, was am besten von der Seite geschieht, so zieht man ihn ans Land, wozu nach Befinden sechs bis acht Menschen nöthig sind. Jetzt schlägt man ihn entweder vollends todt, oder macht Feuer um ihn herum, oder knebelt ihn, im Falle man ihn nämlich lebendig erhalten will. Beym Todtschlagen muß man besonders den Kopf und Rachen treffen; beym Verbrennen muß man sehr vorsichtig zu Werk gehen, weil der Cayman in die äußerste Wuth geräth; beym Knebeln endlich verfährt man am besten auf folgende Art. In dem Augenblicke, wo der Cayman ans Land gebracht wird und noch ganz ruhig ist, hält man zwey große lange Balken bereit. Den einen wirft

man ihm quer über den Hals, den andern quer über den Schwanz hinüber, läßt beyde durch vier bis sechs Männer an den Enden niederdrücken, und bekommt so das Thier in seine völlige Gewalt. Jetzt wirft man ihm eine Schlinge über den Rachen, und zieht diese in der Mitte desselben fest, worauf man den Cayman nach Belieben binden kann. Meistens pflegt man ihm die Füsse auf den Rücken zu befestigen, worauf er fast allen Muth verliert.

Gehen wir endlich zu der Jagd in Kanots und auf Flüssen über, so finden wir, daß diese die bequemste, und wegen der Kühle auf den schattenreichen Flüssen auch die angenehmste ist. Man macht dabey bald von Feuergewehren, bald von Harpunen Gebrauch; bey letztern ist jedoch sehr große Vorsicht nöthig, wenn das Kanot nicht umschlagen soll. Sobald nämlich der Cayman verwundet worden ist, steigt er bald auf bald nieder, und macht eine Menge heftiger Bewegungen nach jeder Richtung hin. Hier muß man nun das Tau geschickt nachzulassen, und besonders mit dem Kanot gehörig zu folgen verstehen. Meistens stirbt der Cayman auf dem Grunde, weil er sich dort in seinem Schlupfwinkel versteckt. Nach vier und zwanzig Stunden indessen kommt der Leichnam wieder in die Höhe, so daß man ihn ganz bequem transportiren kann. — Das Fleisch des Caymans wird von den Negern, besonders von den Congos, begierig gesucht, ob es gleich einen sehr widrigen Moschusgeschmack hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, 22 Mai.

Der heutige Tag, der Jahrstag jener furchtbaren Mordschlacht, wo Talent, Heldenmuth und Vaterlandsliebe rangen gegen Genie und siegegewohnte Tapferkeit — war durch die kaiserliche Vorschrift bestimmt zur feyerlichen Abholung des Leichnams des Herzoges von Montebello, und nach besonderer Instruktion zugleich des Leichnams des Generals St. Hilaire, welchen beyden derselbe Schreckenstag am Posten der Ehre, wie so vielen Tapfern, die Todeswunde brachte — Schmerzlich war dem Heros der Verlust des erprobten Waffengefährten; dem sterbenden Freunde zollt' er die Thräne.

Um 6 Uhr früh erschallte der Glocken Trauergetön, begleitet in langsamen Zwischenräumen von den Artilleriesalven der Wälle. Gegenüber dem schwarz umhängten Thore der Mairie und der Tiefe des Hofes, befand sich in schwarzem Tuche, mit den Wappen des Herzogs geziert, ein Verschlag in Form einer Kapelle. Hier stunden auf zwey Katafalken von verschiedener Höhe die Särge des Marschalls Montebello, und des Generals St. Hilaire. — Auf dem Sarge des Herzoges die Insignien: Degen, Marschallstab und Ordenszeichen.

Vom Hotel der Mairie durch die Münstergasse bis zum großen Portale des Münsters bildeten Truppen Spalier. — Gegen 8 Uhr traf der Bischof im Trauer-Ornate mit seinem ganzen Klerus und vorgetragenem florumhüllten Kreuze beim Hotel der Mairie ein (eine specielle Ausnahme der Kultus-Gesetze, welche in den Städten, wo Kirchen mehrerer Religionen sind, die Kultus-Ceremonien außerhalb der dazu bestimmten Gebäude untersagten). — Bald folgten die Militär- und Civil-Gewalten in großem Kostume, die sich sammt und sonders zuvor bey dem Divisions-General Desbureaux vereinigt hatten. — Auch fuhren die seitwärts offenen, schwarzlackirten Leichenwagen (Corbillards), der erste mit dem Wappen des Marschalls, und mit sechs Pferden bespannt, der zweyte mit dem Wappen des Generals St. Hilaire, und mit vier Pferden, nebst den schwarzlackirten Trauerkutschen mit den Wappen des Marschalls, auf. Diese waren einige Tage früher von Paris hieher gesandt worden.

Nachdem die Geistlichkeit ein de profundis angestimmt hatte, setzte sich der Zug unter wiederholtem Geläute der Glocken aller Kirchen, von Artilleriesalven vom Walle begleitet, in folgender Ordnung in Bewegung: Reitende Artillerie mit gedämpften Trompeten; Tambours und Militärmusik der Nationalgarde, die Trommel schwarz bezogen; Grenadier- und Jäger-Kompagnien der Nationalgarde mit verdecktem Gewehre; der Klerus mit brennenden Kerzen; die beyden Leichenwagen; die Militär- und Civil-Gewalten, mit Infanterie-Eskorte; Tambours und Militärmusik, Grenadiere und Jäger der Nationalgarde, Infanterie von der Garnison; die leeren Trauerkutschen; ein schließendes Kavallerie-Detaschement.

Des Münsters mittlerer Säulengang war schwarz umhängt; eben so das Chor, welches auch wehende Militär-Fahnen, und an mehrern Stellen das Wappen des Herzogs zierte. — Daselbst erwarteten zwey hintereinander errichteten Katafalke von verschiedener Höhe die Särge. — Unzähliges Volk war in das Münster und in den Straßen zusammengeströmt, die ernste Feyerlichkeit zu schauen.

Jetzt traf der Zug im majestätischen Tempel ein. Es ertönten die hohen Hallen bald vom dumpfen Rühren der Trommeln, bald vom ergreifenden Trauermarsche der einrückenden Militärmusik; die Grenadiere und Jäger der Nationalgarde folgten, und bildeten Spaliere vom Portale zum Chore. Sobald die Geistlichkeit ihre Stelle eingenommen hatte, wurden die Särge mit den Insignien von den Wagen auf die Katafalke gebracht, begleitet von den Militär- und Civil-Gewalten, die nach einer kurzen Anrede, welche ein Geistlicher von der Kanzel hielt, sich nach der Rangordnung im Chore vertheilten. — Die Kavallerie und sämtliche Infanterie der Garnison blieb auf dem Münsterplatze aufgestellt.

Während der feyerlichen Todtenmesse, wobey der ehrwürdige wol achtzigjährige Bischof pontificaliter offizirte, führte das Orchester die Haupttheile von Mozarts herrlichem Requiem mit Glück und tiefem Effekt aus.

Bald nach 10 Uhr, sobald die Messe beendigt war, verließ der Zug das Münster. — Die Särge wurden auf die Leichenwagen gebracht, und die Abfahrt erfolgte; voran abermals reitende Artillerie; dann eine Trauerkutsche, mit Hrn. Abbé Janson, Almosenier des Hotels des Invalides, vom Kultus-Minister gesandt; hierauf die beyden Leichenwagen, von Gensdarmerie eskortirt; zwey andre Trauerkutschen, mit Hr. Obrist Depuis als Offizier vom Generalstabe des Marschalls, und Hr. Crepy, Hauptmann von den Scharfschützen der kaiserl. Garde, einem Verwandten desselben, im Namen der Familie, ein Kavallerie-Detaschement schloß. — Gegen 11 Uhr verließ der Zug die Stadt, unter Artilleriesalven der nächsten Bastion.

Am 2ten Julius, am Jahrstage der Schlacht von Wagram, wo heller Sieg die französischen Fahnen krönte, die Manen der gefallenen Führer sühnend, wird der Zug in Paris eintreffen. In allen Städten und Ortschaften, wo derselbe unterwegs übernachtet, werden die Särge in der Hauptkirche empfangen und hingestellt, und wieder mit denselben kirchlichen Ceremonien und Militär-Ehren hinweggeleitet, wie es die Lokalitäten zulassen.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vierter Jahrgang.

1810.

Juni.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nieschlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollona
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstok.

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen.

Das Morgenblatt für gebildete Stände enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Grosbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsäze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte — Gedrängte Auszüge aus seltnen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersezungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst, ꝛc. Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedrukten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedrukte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen, ꝛc.

V. Kleine Reise-Beschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsäze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsäze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen. Räthsel. Charaden und dergl.

VIII. Vier und zwanzig besondere Beylagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. Von Zeit zu Zeit werden Beilagen von Zeichnungen, Kupferstichen, musikalischen Kompositionen, ꝛc. gegeben. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte, so wie andre, Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

Man verbindet sich nur auf ein halbes Jahr für den Preis von 8 fl., oder 4 Rthl. 8 Gr. Sächsisch, wofür man auf jedem Postamt und in jeder Buchhandlung Exemplare erhalten kan. Die Haupt-Spedition hat das Königliche Ober-Postamt in Stuttgart übernommen, das solche Verabredungen getroffen hat, daß das Morgenblatt auch in Ulm, Augsburg, München, Schafhausen, so wie in Heidelberg, Mannheim und Frankfurt am Main ꝛc. für den besagten Preis von 8 fl. der halbe Jahrgang zu haben ist.

Die HH. Korrespondenten belieben Ihre Briefe zu addressiren an die Redaktion des Morgenblatts in Stuttgart, und wem Leipzig näher liegt, beliebe beyzusetzen: Bey Hrn. Buchhändler Kummer in Leipzig abzugeben.

Inhalt.

Nro. 131. Weibliche Lebenskraft. Von L. v. Wildungen. — Der Brückenbau in der Schweiz. Von — e —. — Korrespondenz-Nachrichten aus Frankfurt. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 11.

Nro. 132. Einige Worte zum Andenken des jüngstverstorbenen französischen Schriftstellers und Akademikers Bitaubé. Von J. G. S. — Ueber die Umschaffung der Geographie. Von Prof. Keyser. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Wien. — Charaden. — Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 126.

Nro. 133. Der Engländer erste Landung in Ireland. — Berichtigung. Von Rektor Groß in Ulm. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Hamburg. — Beylage: Monats-Register vom Mai.

Nro. 134. Der Engländer erste Landung in Ireland. (Forts.) — Als Guido starb. Von Hg. — Vermischte Nachrichten. — Korrespondenz-Nachrichten aus Frankfurt am Mayn.

Nro. 135. Fügers Messiatische Darstellungen. Von M. — Der Engländer erste Landung in Ireland. (Beschl.) Von W. Lindau. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin. — Extra-Beylage zum Morgenblatt, Nro. 8.

Nro. 136. Der Frühlingssänger. Von C. Groß. — Die Feyer des Mayes in Würtemberg. Von Rck. — Zur Geschichte der Lese- und Schreibkunst. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien.

Nro. 137. Ueber die ersten Fortschritte der Literatur in England bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. — Epigramme von Martyni-Laguna. — Korrespondenz-Nachrichten aus Zürich. Wien.

Nro. 138. Ueber die ersten Fortschritte der Literatur in England bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts. (Beschl.) — Notiz. Von B. — Korrespondenz-Nachrichten aus Stuttgart. — Räthsel. — Auflösung der Charaden in Nro. 132.

Nro. 139. Liebe und Pflicht. — Ritter oder Ritterin D'Eon? — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 140. Die Neger auf St. Domingo. (Aus Descourtils Reisen.) — Liebe und Pflicht. (Forts.) — Ueber Amors Statue. Hoffnung. Beyde von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus München, Rom.

Nro. 141. Wagen von Hrn. Augée's Erfindung in Paris. (Mit einem Kupfer.) — Anekdote von Montesquieu. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Paris. — Berichtigung.

Nro. 142. Die Neger auf St. Domingo. (Forts.) — Liebe und Pflicht. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Zürich.

Nro. 143. Liebesboten. (Von Emil Frh. v. Göchhausen.) — Liebe und Pflicht. (Forts.) — Die Hausuhr. Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Leipzig.

Nro. 144. Beytrag zur Geschichte des Don Carlos. Von Lindau. — Romance imitée de Schiller. (An Emma.) Von G. — Widersprüche. — Ein Cursus logicus in Karten. Von J. K. Höck. — Grundzüge der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, entworfen von einem Kriminalisten. Von J. K. Höck. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hamburg, Heidelberg. — Charade. Logogriph. — Auflösung des Räthsels in Nro. 138. — Beylage: Intelligenz-Blatt Nro. 12.

Nro. 143. Nachricht von einem antiken Skarabäus. Von Kanne. — Liebe und Pflicht. (Forts.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 146. An Wilhelmine v. Knebel in Dessau, welche den Autor nach dessen Bekanntschaft zu Wörlitz mit einem Gedichte beehrte. Von M. A. v. Thümmel. — Liebe und Pflicht. (Forts.) — Eine neue Erfindung. — Notiz. — Korrespondenz-Nachrichten aus Hamburg. Straßburg.

Nro. 147. Ein Wort über Vogler. Von Meios. — Liebe und Pflicht. (Forts.) — Kunst-Notizen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin.

Nro. 148. Die neuen Anlagen in Stuttgart. — Liebe und Pflicht. (Beschluß.) Von Hg. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Berlin.

Nro. 149. Fest, gegeben von der Stadt Paris am 10 Juni. — Ihrer Majestät der Kaiserinn von Oestreich, dargebracht von der Carlsbader Jugend, den 6 Juni 1810. — Curiositäten der Literatur. — Vermischte Nachrichten. — Korrespondenz-Nachrichten aus Berlin, Stuttgart.

Nro. 150. Bruchstücke zur Literatur und Sittengeschichte Frankreichs, seit der höhern Ausbildung der Sprache und der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes. — Sonderbarer Selbstmord. — Nothschuß eines Dachstuben-Autors. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien, Berlin. — Charade. Räthsel. — Auflösung der Charade und des Logogriphs in Nro. 144.

Nro. 151. Recht der Blutrache im funfzehnten Jahrhunderte. — Gnome von Hg. — Bericht der Arbeiten des Administrations-Conseil der Societät zur Aufmunterung der National-Industrie zu Paris während des Jahrs 1809. — Damen-Anzüge bey der Hof-Galla zu London am 18 Januar. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris.

Nro. 152. Marion de Lorme. Von J. — Bericht der Arbeiten des Administrations-Conseil der Societät zur Aufmunterung der National-Industrie zu Paris während des Jahrs 1809. (Beschluß.) — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom, Berlin. — Musik-Beylage: Italienisches Lied Nro. X. Liebesgefühl.

Nro. 153. Funfzigjährige Jubelfeyer des Hrn. Regisseur Scholz in Breslau. Von — r —. — Aus einem Schreiben des Majors von B. an seine Frau, auf seinem Marsche nach Spanien mit Herzogl. sächsischen Truppen. — Ueber die Beleuchtung mittelst des durch Destillation verbrennlicher Stoffe gewonnenen gekohlten Wasserstoffgases. — Korrespondenz-Nachrichten aus Paris, Gotha.

Nro. 154. Der Hamburgische Nachtwächter und lyrische Dichter Eggers. — Notizen. — Korrespondenz-Nachrichten aus Rom, Berlin.

Nro. 155. Ein Wort für die Todesanzeigen in den Zeitungen. Von Weisser. — An Asot. Von Hg. — Die Neger auf St. Domingo. 4. 5. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 7.

Nro. 156. Auf Luisens Tod. Von Göz. — Ein Wort für die Todesanzeigen in den Zeitungen. (Beschluß.) — Die Neger auf St. Domingo. 6. — Korrespondenz-Nachrichten aus Wien. — Charaden. — Auflösung der Charade und des Räthsels in Nro. 150. — Beylage: Monats-Register vom Junius.

Nro. 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Juni, 1810.

— In der Grazie züchtigem Schleyer
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

v. Schiller.

Weibliche Lebenskraft.

An meine Cousine Louise von W.

Ich bedaure Sie zwar herzlich, liebstes Cousinchen, daß Sie die nicht wiederkehrende schöne Blütenzeit Ihres Lebens am Krankenbette der grämlichen Großtante verseufzen müssen, trösten aber kann ich Sie nicht, noch weniger eine baldige Erlösung Ihnen prophezeyen. Sie kennen ja mein felsenfestes System von der Unsterblichkeit solcher Matronen, zumal wenn sie, wie diese, seit funfzig Jahren schon kränkelten. Doch — lachten Sie damals nicht auch, als ich laut und keck einst behauptete:

> Nur bis zum vierzigsten Jahre müßten Mädchen und Weiber, vorzüglich aber die besten, artigsten und schönsten, vor dem leidigen Sensenmanne sich hüten, hernach gedacht' ich ihr Leben bis zum allerhöchsten Alter fast zu verbürgen.

Die meisten meiner Bekannten hat die täglich sichtliche Erfahrung, auf welche sie nun erst aufmerksam wurden, von der Gründlichkeit dieser meiner Lehre schon überzeugt. Ihnen, Ungläubige, allein scheint das stete Anschauen eines der auffallendsten Beyspiele zu ihrer Ueberzeugung noch nöthig zu seyn. Denn gewiß würden Sie sonst die Möglichkeit, wie die holde kaum aufblühende Jenny schon sterben konnte, Ihre zweyundachtzigjährige Großtante hingegen, trotz der zahllosen Gebrechen und Krankheiten, über die sie seit einem halben Jahrhundert schon klagte, doch immer und immer noch fortleben könne, so „ganz unbegreiflich" nicht finden.

Haben Sie sie denn alle vergessen jene merkwürdige, mir unvergeßliche Fälle, welche den Grund meiner Behauptung auch vor Ihren Augen so oft und so sonnenklar schon bestätigt haben? Einen Sonderling schalten Sie mich, als ich am Hymensfeste unserer himmlischen Julie, unserer reizenden sanften Ellie, unter den frohen Gästen allein stumm und nachdenkend dasaß und kaum die Thränen verbergen konnte, welche das bange Vorgefühl ihres nahen Verlustes mir entlockte. Ach! nur zu bald traf sie ein, jene mir so schmerzliche Ahnung — beyden kostete ja, wie Sie wissen, die Geburt ihres Erstlings das Leben! — „Ein Mährchen aus eigener Fabrik!" riefen Sie spöttisch mir zu, als ich einst in einem großen Theezirkel die Alltagsgeschichte von einem alten Mütterchen erzählte, das vier Tage lang todt dagelegen hatte, am fünften aber, als der Sarg eben zugenagelt werden sollte, zum Entsetzen der zahlreichen Leichenversammlung ganz bedächtig sich wieder aufrichtete und sehr unwillig fragte: „Ihr Kinder, wo bleibt denn der Kaffe?" Was sagten Sie aber da, als ich durch ein gerichtliches Zeugniß, das ich zur Rettung meiner Glaubwürdigkeit beyzubringen mich verpflichtet hatte, die buchstäblichste Wahrheit dieses Abenteuers bewies? Und doch — hielten Sie's wieder für Satyre, als ich bey der Botschaft, daß die hochbejahrte Frau General-Feldzeugmeisterinn (wie majestätisch das klingt! Schade doch, daß die mannweiblichen Titulaturen nach und nach auch abkommen zu wollen scheinen!) sanft und selig entschlummert sey, mit sehr ungläubiger Miene den Kopf schüttelte und eine Wette

Ihnen anbot, daß die gute Dame, die gar oft schon todt gesagt worden war, auch diesmal wieder erwachen würde! „Himmel, sie riecht ja schon so, daß man im Hause kaum bleiben kann!" murmelte staunend die Zofe, welche die Todeskunde gebracht hatte. „Riecht sie schon!" rief ich erfreut, Triumph! nun hab' ich gewonnen! Lauf hin, Johann, frage mir flugs, wie — die gnädige Frau sich befinde?" Besorgt um meinen Verstand starrten alle Umstehenden mich an. Ich, meines Sieges gewiß, harrte ruhig der Rückkehr meines Gesandten, und — o Wonne! — als er erschien, wie lautete seine Verkündigung? „Schönstens liesse die Gnädige für den herzlichen Antheil mir danken. Lange habe sie zwar wieder in den Armen des Todes gelegen, doch heute, dem Himmel sey Dank! wär' ihr Befinden erträglich."

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht, hieß es einst. Sie, Zweiflerinn, sahen alle diese Zeichen und Wunder und doch wollen Sie — welche Verstockung! — an die Untrüglichkeit meines Systems noch nicht glauben! Leicht könnte ich sie Ihnen auch aus physischen Gründen noch beweisen. Die Schwierigkeit ist nur, daß man mit euch Mädchen von manchen erznatürlichen Dingen so recht frey eben nicht reden darf!

Gewiß ist's indessen (fragen Sie nur Ihren Hausarzt), daß der weibliche Körperbau gerade deswegen, weil er schwächer und zarter ist, als der männliche, diesen an Dauer oder richtiger an — Zähigkeit weit übertrifft. Was das kleinste, schmächtigste Weibchen, in den Wochenbetten, bey der rastlosen nächtlichen Wartung seiner kranken Kleinen und manchen andern Leibes- und Seelenleiden oft erduldet, würde wahrlich ein Herkules kaum überstehen können! Die Weiber, zum Dulden jeder Art mehr, als wir Männer, geschaffen, schützt ihr schlafferes Nervensystem vor mancher, uns vielleicht tödtlicher Ueberspannung; nachgiebiger, dehnbarer sind alle ihre Fasern, langsamer ist bey den meisten die Konsumtion ihrer Lebenskraft, und ist endlich die gefahrvolleste Krise, die ihren Eintritt ins Matronenalter bezeichnet, auch glücklich noch überstanden, dann erst sieht man sie mit neuverjüngtem Muthe eine ganz neue Epoche ihrer irdischen Wallfahrt beginnen. Zum Ersatze für so manche Beschwerden, die in frühern Jahren ausschließlich ihr Loos sind, scheint nun die gütige Natur, indem sie dem Manne mehr sie verähnlicht, oft auch die ganze Lebenszeit manchen Mannes der übrigen noch zuzusetzen. Eine Frau, die allen Gefahren, welche als Mädchen und Mutter sie bedrohten, gesund entronnen ist und den Fluß Rubikon zum Letztenmale glücklich überschritten hat, gleicht einem tapfern Krieger, der aus mancher blutigen Schlacht in die sichere Wohnung des Friedens unverletzt nun zurückeilt. Mit bewundernswürdiger Kraft trotzt ihr nun erst gehärteter Körper selbst den furchtbarsten aller Krankheiten, die einen Riesen zu Boden strecken würden. Umsonst winkt der Tod manches Jahrzehend hindurch im Innersten dieser Festungen. So lange nicht alles gesprengt ist, ist an keine Uebergabe zu denken.

Wie am rieselnden Bach die alte krüpplige Weide,
Die nach vermodertem Kern rein ausgeweidet noch da steht,
Immer fröhlich noch grunt, so lange die Rinde nur dauert,
So die greise Matrone —

Doch genug zum Beweise einer Wahrheit, die längst keines Beweises mehr bedarf! Könnten Sie länger noch zweifeln, wohlan! so möge auch Sie, die achtzehn Sommer kaum zählen, die herbe Erfahrung dafür bestrafen, bis in Ihr vierzigstes Jahr der theuern Großtante noch pflegen zu müssen! Welche Freude für mich, dann erst auch Ihre eigene, durch die treue Erfüllung einer so schweren Pflicht allein schon verdiente, Unsterblichkeit mit gleicher Zuversicht hoffen zu dürfen!

Rastlos und überall will ich indessen sie predigen, meine so sichtlich erprobte und — so ächttröstliche Lehre. Denn kräftiger kann man doch wahrlich! bejahrte Damen nicht trösten, als wenn man dreist ihnen versichert, daß ihr Stündlein weit noch entfernt sey! Des Wermuths reichlichste Gabe mag den Lebenskelch ihnen verbittern, doch bleibt selbst die Hefe noch zu süß, als daß sie diese nicht gern bis zum letzten Tröpfchen auch ausnippen möchten. Je länger wir Sterblichen an das Leben, die reizendeste aller Erfindungen, gewohnt sind, desto ängstlicher sträuben wir uns, wenn wir von einer so alten, so süßen Gewohnheit uns losreißen sollen. Wahre Wunder sah ich sie auch am Siechbette mancher ehrsamen Matrone schon wirken, die Panazee jener Vertröstung, um so willkommener stets, je unwilliger man sie von sich zu stoßen schien. Durch meinen leiblichen Trost mehr, als durch des Priesters geistlichen gestärkt, sah ich Manche, die dieser schon eingesegnet hatte, neugierig, wie die neue Nachthaube ihr wohl stehe, ihr mattes Auge zum nahen Spiegel wieder emporrichten.

Doch welcher Trost auch für uns, meine Liebe, liegt mir in der beruhigenden Ueberzeugung, daß selten wirkliche Gefahr bey solchen Patientinnen zu fürchten sey! Mit diesem Panzer gerüstet stehet man gelassen und muthig, mitten im Getümmel weiblicher Wehklagen, am Bette ehrwürdiger Verwandtinnen, zaget nicht beym bedenklichsten Kopfschütteln des Arztes, und genießet dann meist immer der Wonne, seine standhafte Zuversicht gekrönt, und die theure Kranke gerettet zu sehen.

Stolz, über allen Ausdruck stolz bin ich auf die Lehre, diese so tausendfältig schon bewährten und für alle so tröstlichen Grundsätze — wahrscheinlich zuerst — in ein förmliches System gebracht zu haben! Im Geiste sehe ich auch schon alle jetzige und dereinstige Matronen dem menschenfreundlichen Stifter mehr als Eine Ehrensäule errichten.

O wonnevoller Gedanke, warum muß die traurige Betrachtung dich verbittern, daß die leider! noch herrschende Gewohnheit, alte Mütterchen eben so früh, als andere Sterbliche zu begraben, manches vielleicht in der Hälfte seiner Tage doch schon dahingerafft hat, das zu meinem wohlverdienten Monumente sein Scherflein auch freudig gezollt haben würde! Ach! warum zögert man noch, auch bey uns die so vortheilige und holzsparende Sitte einzuführen, die Todten in leinenen Säcken zu begraben, wie die jener Frau in Poitou, weil anstreifende Dornenbeeren beym Zuge nach dem Kirchhofe die nur Schlummernde wieder ermunterten, das Leben auf weitere drey und zwanzig Jahre noch schiere, und den jämmerlichen Gatten bey der zweyten Begleitung zum ängstlichen Ausrufe nöthigte:

Ihr lieben Träger, kommt doch ja
Der bösen Hexe nicht zu nah!

Möchten doch weise Gesetze, bis jeder endlich so aufgeklärt seyn wird, die sichtlichste Nothwendigkeit der Leichenhäuser, hauptsächlich in dieser Rücksicht, zu begreifen, den Hausvätern allen gebieten, so erzzwyderne Lekkern, wenigstens doch einige Wochen, in ihrem Kämmerlein noch zu beherbergen. Wetten wolte ich dann, daß manche eisgraue Sara, zu neuem Leben erwachend, nach — Kaffe wieder sich umsehen würde.

Welch Glück indessen für uns Männer, daß das schöne Geschlecht, das seiner Tugenden und aller der Freuden wegen, die wir — zuweilen — ihm zu verdanken haben, unsterblich zu seyn verdienet, großentheils auch beynahe unsterblich ist! Schade nur, daß es dann, wenn es gewissermaßen geschlechtlos*) zu werden anfängt, ein schönes Geschlecht zu seyn aufhöret, indeß uns armen Männern zu einiger gerechten Entschädigung für unser weiberes Leben der Trost doch wenigstens vergönnt ist, jenen holden Benannten, weil wir ihn nie hatten, selbst im spätesten Alter auch nicht verlieren zu können.

L. v. Wildungen.

*) Une vielle femme n'a plus de sexe, sagt man in Paris.

Der Brückenbau in der Schweiz.

Die Architekten der Schweiz wollen dem Geheimenrath von Wiebeking die Erfindung der hölzernen Bogenbrücken streitig machen, indem sie behaupten, früher als er dergleichen erbaut zu haben, obgleich ihre Konstruktion sehr von der seinigen abweichend ist, nur einzig auf die Dauer, durchaus nicht auf die Spänkeit Rücksicht nimmt.

Man legt in der Schweiz die Bogen, aus gebogenen Balken, höher als Hr. von Wiebeking, indem man solche auf das Ufer, oder vielmehr auf Widerlagen, welche die Höhe des Ufers haben, in beyden Seiten der Brücke, auflegt. An diese Bogen hängt man Trogschwellen, welche nun zwischen den beyden hochstehenden Bogen den ebenen Brückenweg bilden. Dann wird das Ganze mit einem Dache bedeckt, um es vor dem Einflusse des Wetters zu schützen. Zu beyden Seiten bringt man noch, um die Dauer zu vermehren, unter der Brücke Streben an, welche mit dem Ganzen, mit Brettern bekleidet, im Profil die Durchsicht eines Bogens gewähren, der ungefähr dieselbe Höhe hat, wie die Brücken des Hrn. von Wiebeking, aber freylich, statt dessen leichten Bogen, eine schwere Masse mit dem sich darüber hinziehenden Gebäude bildet, und der Wanderer hat die Aussicht von der Brücke über den Strom nicht anders, als durch die wie Fenster offengelassenen Lücken.

Ich wage es nicht zu entscheiden, welche Art der Konstruktion die vortheilhaftere sey. Das Auge, welches die leichten Schwingungen eines Bogens, und die fast immer schönen Aussichten über den Wasserstrom lieber sieht, wird, wenn von reellem Nutzen die Rede ist, freylich selten das rücksichtiget, und die Schweizer Konstruktion scheint, vor dem Einflusse des Regens geschützt, längere Dauer zu versprechen. Ob aber die Bogen durch die angehängten Schweifen Verbindung genug erhalten, da solche außerdem nur in der Mitte durch das Dach verbunden werden können; oder ob solche, der schwächern Verbindung halber, nicht um so viel stärker seyn müssen, besonders, da bey der größten Brücke nur zwey Bogen seyn können (weil nämlich der Brückenweg dazwischen gehen muß), die größte Last aber, welche eine solche Brücke zu tragen hat, unstreitig ihr eigenes Gewicht ist (wogegen die schwerste Ladung eines Lastwagens nur unbedeutend erscheint), und diese Last durch das aufgesetzte Gebäude noch sehr vermehrt wird; ob dies nun nicht noch einen zweyten Zuwachs zu der Stärke der Bogen nöthwendig macht, und die größern Kosten für Material und Arbeiter nicht eben so viel betragen sollten, als die vielleicht früher nothwendige Reparatur der andern Konstruktion, kann ich unmöglich entscheiden, und überlasse es billig andern den Architekten und Kennern.

Sehr überrascht wurde ich aber, indem ich die Brücke zu Eglisau über den Rhein betrat, wo man beschäftigt ist, eine neue Brücke, statt der alten Jochbrücke, zu bauen. Ich sah einen starken Pfeiler in der Mitte des Stromes, auf welchen man zu beyden Seiten, so wie auf den Widerlagen am Ufer, angefangen hatte, einen kleinernen Bogen zu schlagen, welcher bereits fünf Schub an jeder Seite überhängen mag. Aufs äußerste erstaunt, betrachtete ich die Weite der angefangenen Bogen, welche mir ungefähr hundert fünfzig Schuh schienen, also größer als irgend ein Architekt bisher gewagt hat aus Stein zu bauen. Verwundert betrachtete ich die Steine, welche mir nicht von einer Qualität und Festigkeit schienen, ein solches Wunder auszuführen; auch sah ich kein Gerüst, um bis zur Vollendung des Bogens als Unterlage zu dienen. Es fiel mir freylich ein, daß man Kuppeln ohne Gerüst zu wölben pflegt, und die Steine so schneidet, daß sie einander selbst

tragen bis zur völligen Vollendung; bey freystehenden Bogen hatte ich solches aber für unmöglich gehalten. Ich fragte endlich einen der Arbeiter, welcher mich belehrte, daß es eine hölzerne Brücke werden sollte, und Mitleiden mit einem schwachen Verstande zu haben schien; da ich aber nach der Ursach der überhängenden Stücke von steinernen Bogen nach allen Seiten hin fragte, wurde er böse und gab mir trotzig zur Antwort, daß die Bogen doch wo aufliegen müßten. Ich konnte nun freylich nicht einsehen, warum sie nicht besser und sicherer auf dem Pfeiler selbst und den Wiederlagen des Ufers, als auf diesen überhängenden Stücken, aufliegen sollten; denn mir schien, daß der Pfeiler, durch diese überstehenden Bogenstücke jetzt oben beträchtlich breiter, ja wohl das Doppelte breiter als unten an seiner Basis, an Dauer und Haltbarkeit verloren haben müsse, besonders, wenn durch Brand oder einen andern Unglücksfall die eine Hälfte der Brücke zerstört werden sollte, wo alsdann durch diese Anstalt der Druck des andern Bogens so unverhältnißmäßig würde vermehrt werden, daß leicht auch der Pfeiler, und mit ihm die andre Hälfte der Brücke in Trümmer fiele.

Bey spätern Erkundigungen, welche ich über diesen Bau einzog, erfuhr ich, daß die Brücke noch mehr, als die andern bedeckten Brücken, würde beschwert werden, indem man außerhalb der Bogen, also frey über dem Wasser schwebend, Seitenwege für Fußgänger anbringt, und daß auf diese Art die Brücke drey Bogengänge repräsentiren wird. Der Grund dieser Einrichtung bey einer kleinen Landstadt ist nicht einzusehen. Einen schönern Effekt für das Auge kann es nicht gewähren, da die aufgesetzte Masse dadurch noch unförmlicher wird; in Rücksicht der Dauer kann es nur schädlich seyn, und zum Ueberflusse ganz unnütz, indem der Brückenweg doch so breit seyn muß, daß zwey Wagen einander ausweichen können, also viel leichter noch Fußgänger einem Wagen. Da ich den Architekten nicht kenne, habe ich ihn selbst auch nicht befragen können, und muß es nur in Rücksicht auf äußere Schönheit bedauern, daß diese Brücke nicht ganz nach der Art des Herrn von Wiebeking gebaut wird. — e —

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt am Mayn, 12 Mai.

Die Messe ist vorbey. Die Winterfreuden sind vorüber. Die theatralischen danken vorzüglich der Madame Schönberger-Marconi und Mad. Lang, durch verdoppelte Gastrollen, so manchen schönen Abend. Jene mit ihrer wohlklingenden Contra-Altstimme ist fast einzig in ihrer Art, und besonders für edle männliche Rollen geeignet, die sie voll Anstand und Gewandtheit darstellt. Andere reisende Schauspieler und Tonkünstler, wie noch jüngst Mad. Schüler-Bonafegla von Kassel, und die Gebrüder Wohrer von München, gaben ebenfalls Gastrollen, Konzerte und Deklamatorien. — Noch ist Hr Patrik Peale hier, (seinen deutschen Namen hat er in einen irländischen gehüllt), und zeigt als dramatischer und mimischer Künstler so viel Geist wie Studium; auch hat er das Museum mit Vorlesungen über Deklamation und Mimik beehrt. Er und seine Gattinn wissen die Kunstdarstellungen durch mannigfache Gewande schicklich zu dekoriren. Schade, daß beyde nicht mehr mit Mad. Hendel vereint sind.

Der fleißige Peroux sollte auch diese Kunstdarstellungen zeichnen und herausgeben. Dieser hat jüngst ein liebliches Gemählde verfertigt, über den Gegenstand: „Lasset die Kindlein zu mir kommen," das mit W. Tischbeins Bilde zu vergleichen interessant wäre.

Herr Schönberger hat vier schöne Gemählde, die vier Tagzeiten, mit zauberischer Beleuchtung vollendet. Zwey davon, der Morgen und Abend, kaufte der Großherzog, und die beyden andern der Kollegien-Rath von Bethmann.

Von der Deklamir-Mode ward auch jüngst ein alter poesirender Haarkünstler ergriffen; doch sein Klamatorium war, bey lautlachendem Beyfalle, unter aller Erwartung, was die eigentlichen Künstler in diesem neubeliebten Fache nur mehr hob. Auch der Schauspiel-Zettelträger brachte seinen Neujahrswunsch als Deklamatorium.

Auf dem Theater fanden die neuen Stücke: Das Deklamatorium von Krähwinkel und der Zinngießer nicht viel Eingang; auch neulich Kotzebue's Ubaldo nicht, weil Thalia dem Liebtinge holder ist, als Melpomene. — Besser gefielen: Sorgen ohne Noth, Verstand und Herz, der häusliche Zwist, die gefährliche Nachbarschaft, und gar sehr der Rochus Pumpernickel. — Möchten wir doch immer mehr, wenn auch den Franzosen nachgebildete, Lustspiele erhalten, die nicht zur Unlust werden! Getheilten Beyfall erhielten: Jacob und seine Söhne, Salomons Urtheil, und der Tyroler Wastel, der durch Mangel an der naiven Tyroler Mundart etwas verlor. Sonst wurden alle Stücke wie gewöhnlich wohl aufgeführt; und es ist nicht nöthig, die sinen genugsam rühmlich bekannten Namen der wackern Künstler wiederholt zu nennen. Man wünscht jedoch allgemein, daß der treffliche Komiker, Hr. Haßloch, wieder einzutreten veranlaßt werde. Auch Wilhelm Tell wurde jüngst mit erneutem Beyfalle, wiewol mit nöthiger Abkürzung, aufgeführt, wobey noch manche Stellen sogar, (wie es nur in England und Frankreich bey Lieblingsstücken geschieht), beklatscht wurden.

Der Theater-Pensions-Fond besteht schon aus etwa 20000 fl., und begünstigt zugleich die Emeritirten vom Orchester. Noch hat aber keiner der Künstler von dieser wohlthätigen Anstalt Gebrauch gemacht. Der Theater-Direktion soll eine, wie man behaupten will, heilsame Reform bevorstehen, quod felix faustumque sit! Auch fehlts an Logen für die vielen fremden und heimischen Schauspielliebhaber.

N. Vogts neuestes Werk: Die deutsche Nation und ihre Schicksale, ist ein bleibendes Denkmal des philosophischen, toleranten, vielseitigen und genialischen Geschichtsforschers, bey welchem es dem Leser und Freunde nur wohl wird, und der, ohne rhetorische Hülfsfloskeln, nicht nöthig hat, Böcke in Druckfehler zu verwandeln, und Blößen zu bemänteln. Auch sagt er Treffendes darin über die neuern Erziehungsmethoden und Theorien (oft nachgelallt von selbst unerzognen Erziehern), und über die weiland bessere Uebung und kräftige Selbstbildung.

J. F. von Meyer hat sich durch seinen Hades (welcher bereits vorigen Winter den Schatten entstieg) um die neue Geisterwelt verdient gemacht.

Beylage: Intelligenz-Blatt Nro 11.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1810.

Nro. 11.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Tübingen sind erschienen:

Europäische Annalen 1810. 5s St.

Inhalt.

I. Der Feldzug in Spanien. (Fortsetzung.) Vierter Abschnitt. Saragossas Belagerung und Fall. Vom 27 Nov. 1808 bis 21 Hornung 1809.
II. England im Jahre 1809. (Fortsetzung.)
III. Ueber Frankreichs Verhältnisse zu Italien, zur römischen Kaiserkrone, und zum Oberhaupte der katholischen Kirche. I. Epoche. Uebertragung der römischen Kaiserkrone auf die Karolinger (100 Jahre.) II. Epoche. Uebertragung der römischen Kaiserkrone auf die deutschen Könige (844 Jahre.)
IV. Oesterreich nach dem Traktat von Wien.
V. Literatur der Geschichte und Politik. 1. Nunc permissum est. Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne, ou le Swedenborgianisme. Ouvrage posthume de Henri de Bulow à Philadelphie. 1809. 8. 2. Vertraute Briefe über Oestreich in Bezug auf die neuesten Kriegsereignisse im Jahre 1809. Erster Theil. Stralsund 1810. 8. 3. De la Gloire de l'Aigle, emblème, symbole, enseigne militaire et décoration chez les peuples anciens et modernes; récherches historiques, critiques, héraldiques et litéraires, par M. Chazot. Paris. 1800. 8.
VI. Das englische Ministerium im Kampfe mit den Bürgern von London.
VII. Statistische Würdigung des österreichischen Kaiser-Staates nach dem Frieden von Wien. (Beschluß.)
VIII. Bemerkungen über die im 2ten und dritten Stück der europäischen Annalen enthaltenen Marginalien zur Relation über die Schlacht bey Wagram.

Goethe's, v., Werke, 13r Band, enthaltend die Wahlverwandtschaften.

Velinpapier, Subscriptionspreis				5 fl.
— ord.	—	—	—	4 fl.
Schweizerpap.	—	—	—	3 fl. 45 kr.
Schreibpapier	—	—	—	3 fl. 30 kr.
Weiß Druckp.	—	—	—	3 fl. 8 kr.
ord.	—	—	—	2 fl. 30 kr.

Die bisherigen Subscribenten werden ersucht, ihre Exemplare von der Verlags- oder derjenigen Buchhandlung zu beziehen, von der sie die frühere 12 Bände erhielten, wogegen sie auf den oben bemerkten Subscriptionspreis Anspruch machen können.

Pfeffel's poetische Versuche. 10s Bändchen.

Zugleich wird auch das 1te Bändchen von dessen prosaischen Versuchen ausgegeben, die auf gleichen Beyfall Anspruch machen dürfen. Wir enthalten uns daher aller Empfehlung, und bemerken nur, daß diejenigen, welche die ganze Sammlung der poetischen und prosaischen Versuche zu besitzen wünschen, den Subscriptions-Preis noch genießen können.

Es sind dreyerley Ausgaben gedruckt. Auf Velin kosten die 10 Bändchen poetischer Versuche im Subscriptions-Preis 15 fl., auf Schreibpapier 12 fl., auf Druckpapier 8 fl. Die poetischen, welche auch aus 10 Bändchen bestehen, und von dem verewigten Verfasser selbst noch zum Druck bereitet wurden, mögen etwas weniger kosten, da die Bändchen nicht gleiche Bogenanzahl mit den poetischen haben.

Karte von Schwaben, Nr. 23, 33, 39, 51,

enthaltend die Gegenden von Urach, Biberach, Schafhausen und Lindau, die wir alle auch den Herrn Subscribenten, welche blos auf Württemberg unterzeichneten, empfehlen dürfen.

Von

Franz Oberthürs biblischer Anthropologie

ist so eben der 4te Band erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden; der Preis ist 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

Mit diesem Bande ist nunmehr ein Werk beendigt, welches unter die vorzüglichsten und schätzbarsten Erzeugnisse unserer Literatur gehört, und als eine wahre Bereicherung derselben anzusehen ist. Der Zweck desselben, die moralische und religiöse Bestimmung des Menschen und seine Pflichten, den Werth und die Würde des religiösen Glaubens aus der heil. Schrift, dem Innbegriff aller Religion und Moral, der Quelle der reinsten Wahrheiten über die Pflichten des Menschen als solchen und als Christen, kennen zu lehren und herzuleiten, und zugleich

den großen Zweck der heil. Schrift in höchster Klarheit und Würde darzustellen, bedurfte eines solchen reinen und hellen Sinnes, einer solchen Originalität und Gründlichkeit der Ansichten und Ideen, und überhaupt aller der vorzüglichen Eigenschaften, durch welche sich der würdige Herr Verfasser schon längst als Schriftsteller ausgezeichnet hat, um demselben in jeder Hinsicht die Vollkommenheit und Vollendung zu geben, welche alle kritische Blätter, die Göttinger, Hallische, Jenaische, Leipziger und Münchener Literatur-Zeitung, die theologische Annalen, das theologische Journal, die Quartalschrift für Religionslehrer u. a. m. einstimmig an ihm rühmen; der Inhalt dieses Werks und seine Behandlung und Darstellung machen es nicht allein für den Theologen, sondern für jeden denkenden Christen aller Konfessionen wichtig, brauchbar und empfehlungswerth, und wenn es Ersterem zu seinem Studium fast unentbehrlich ist, so wird es Letzterem eine reiche Quelle heilsamer Betrachtungen und religiöser Gefühle öffnen.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Cramers (in London) Studien für das Pianoforte. Zweyter Theil. In 42 großen Uebungs-Stücken mit durchgängig beybemerktem Fingersatz. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Der hohe Werth dieses trefflichen Werkes für die Beförderung des wahrhaft kunstreichen, edeln und soliden Pianofort-Spiels ist allgemein anerkannt worden. Die Aufnahme, welche der erste Theil desselben fand, machte in kurzer Zeit mehrere starke Auflagen desselben nöthig. Wir dürfen daher vertrauen, daß auch dieser zweyte noch gehaltvollere und lehrreichere Theil den Claviciniſten nicht minder willkommen seyn werde.

Bis zu Ende des Monats Mai d. J. werden wir diesen zweyten Theil denen für 2 Thlr. sächs. überlassen, welche sich mit postfreyer Zahlung direkt an uns wenden, nachher aber diesen niedrigern Preis nur denen stellen, welche fünf Exemplare auf einmal von uns kaufen.

Ferner erscheint bey uns diese Ostermesse:

Schiller's lyrische Gedicht mit Begleitung des Pianoforte, in Musik gesetzt von Hrn. Kapellmeister J. F. Reichardt.

in gleichem Druck und Format, wie die neulich bey uns herausgekommenen Goethe'schen Lieder, Balladen ꝛc. von demselben Komponisten.

Bis zu Ende des Monats Mai ist der Subscriptions-Preis dieses Werks 2 Thlr. sächs. Diejenigen, welche auf vier Exemplare unterzeichnen, erhalten das fünfte frey. Leipzig, im März 1810.

Breitkopf und Härtel.

Berlin in Kommission der Realschul-Buchhandlung:

Hufeland und Himly, Journal der praktischen Heilkunde. Februar 1810.

Inhalt: I. Beyträge zu Verhütung und Heilung der Lungensucht, auf Erfahrung gegründet von Hufeland. (Fortsetzung.) II. Die Zeit- und Volkskrankheiten des Jahres 1808 in und um Regensburg, vom Geheimerath Dr. Schäfer. (Beschluß.) III. Vertheidigung meiner Beobachtung über die nach vollkommener Vaccination erfolgten Blattern, gegen die Einwürfe des Hrn. Geheimerath Dr. Heim; vom Hofmedikus Mühry in Hannover. IV. Nachricht über ein neues Heilmittel beym Croup, von Dr. Wigand in Hamburg.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Hufeland und Himly, Bibliothek der praktischen Heilkunde. Drey und zwanzigster Band. Zweytes Stück.

Inhalt: Dr. T. a Tuessink Waarnemingen omtrent de Ziekten etc.

Musikverlag

von A. Kühnel (Bureau de Musique) in Leipzig.

Catel, Traité d'harmonie, adopté par le Conservatoire pour servir à l'etude dans cet Etablissement. — Abhandlung über die Harmonie. (Generalbaſsschule.) Französisch und Deutsch. 2 Rthlr. 8 Gr.

Fiorillo, Etude de Violon, formant 36 Caprices. Edition correct. Franz. u. Deutsch. 1 Rthlr. 8 Gr.

Himmel, Vater unser, von Mahlmann. Partitur. 4 Rthlr. 8 Gr.

Schicht, Mottetto: Veni sancte spiritus — Heil'ger Quell der ewigen Seligkeit, für 4 Singstimmen. (Beim Gottesdienst, bey feyerlichen Gelegenheiten, in Singinstituten etc. zu gebrauchen.) 14 Gr.

Bergt, Conc. p. Clarinette et Basson, av. acc. Oe. 6. 2 Rthlr. 8 Gr.

Müller, A. E., Gr. Conc. p. Flûte. 10me Conc. Oe. 30. (Avec Var. — God save the King.) 2 Rthlr.

Taubert, Variat. p. Flûte av. orch. — Thême: Ein Mädchen oder Weibchen. Oe. 4. des Variat. 16 Gr.

Daydn, Cellection des Quatuors origin. p. 2. V. A. Vc. (Auf starkem SchweizerPapier; jedes Cahier zu 3 Quat. im Pränum. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.) Cah. VI. 2 Rthlr.

Mozart, Quart. p. Flauto, V. A. Vc., accommodato dal Sig. F. Ant. Hoffmeister. No. V. in A. 1 Rthlr.

Spohr, Deux Quat. p. 2 Violons, A. Vc. Op. 15, in Es D. 2 Rthlr.

Haydn, Menuet du Boeuf, p. 2 Viol. (Mit der Anekdote.) 4 Gr.

— — detto p. 2 Flûtes. 4 Gr.

Matthäi, 3 Duos conc. p. 2 Viol. Op. 3. 1 Rthlr. 8 Gr.

Viotti, Collection de tous les Duos conc. p. 2 V. Cah. IV. 1 Rthlr. 4 Gr.

Beethoven, Sinfonie pastorale — Erinnerung an das Landleben — Arrang. p. Pianof. et Violon (ou Flûte). Oe. 68. 1 Rthlr. 16 Gr.

Dussek, Notturno conc. p. Pf. et Violon (1 Cor ad libitum). Oe. 68. 1 Rthlr.

Himmel, 6 grosse Walzer für Liebhaber des Pianof. 30tes W. 16 Gr.

Lauska, Polonoise p. Pf. Oe. 25. 10 Gr.

— — Gr. Sonate p. Ph, ded. à Mad. de Perigord née Princ. de Courlande. Oe. 26. in B. 16 Gr.

Müller, A. E., 3 grands Caprices p. Pf. Oe. 31. 1 Rthlr. 8 Gr.

Schneider, Fr., Gr. Son. pathétique p. Pf. Oe. 14. in E min. 1 Rthlr.

Wiedebein, Rondeau sur un thême de l'Op. l'arbore di Diana p. Pf. Oe. 7. 14 Gr.

Gelinek, Var. p. Pf. sur l'air d. Tyrol.: „Wann i in der Früh" Oe. 46. 12 Gr.
Müller, A. E., Thème de Mozart: Ein Mädchen oder Weibchen — varié p. Pf. Oe. 32. 16 Gr.
Schneider, W., Variaz. über einige akademische Lieder, für Pf. Op. 13. L. I. 16 Gr.
Clementi, 3 Rondeaux agréables à 4 m. Oe. 40. 20 Gr.
Dotzauer, 6 Walzes à 4 m. Oe. 17. 10 Gr.
Elsner, 3 Polonois. à 4 m. tir. de Journal de Musique Polon. 12 Gr.
Riem, 2 Rondeaux à 4 m. Oe. 24. 12 Gr.
Ries, Variat. sur un air russe, à 4 m. Oe. 14. 16 Gr.
Righini, Ouv. de l'Op. Tigrane, à 4 m. arrang. p. C. Schulz. 10 Gr.
Deszczynski, 6 Polon. p. Pf. Oe. 1. 14 Gr.
Haydn, Menuet du Boeuf — Ochsenmenuet — p. Pf. (Mit der Anekdote.) 4 Gr.
Schneider, W., Walzes et Ecoss. p. Pf. No. 14. 8 Gr.
Harder, altdeutsche Volkslieder mit ihren ursprünglichen Melodien, m. Pf. oder Guit. 1s Heft. 12 Gr.
Himmel, Glaube, Liebe, Hoffnung von Huteland. m. Pf. 29tes W. 14 Gr.
— — Freude, Friede, Hoffnung, von Schreiber. No. 28. m. Pf. 4 Gr.
— — 6 Gedichte von Tiedge, Mahlmann, m. Pf. oder Guit. 31tes W. 20 Gr.
Neukomm, Schäfers Klagelied von Goethe. 1otes W. m. Pf. 8 Gr.
Reichardt, Erlkönig, Ballade von Goethe, m. Pf. oder Guit. 6 Gr.
Righini, Sammlung deutscher, ital. (auch französ.) Gesänge. 1otes Heft. 16 Gr.
Sieber, la Rose et la croix, chant maçonique av. Pf. 6 Gr.
Bornhardt, Himmels Fanchon, das Leyermädchen. Für Guitarre. 1 Rthlr.
Harder, 3 Gedichte von Matthisson, Mahlmann und Kuhn. 29tes W. Für Guit. 8 Gr.
Reichardt, Lieder von Goethe, mit Guit. begleit. von Carl Gläser. 1s Heft. 12 Gr.

Bey Müller et Comp. in Siegen ist so eben fertig geworden und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Voß (J. H.) über die Pestalozzische Elementarbildungsmethode und ihre Anwendbarkeit in Elementarschulen, nebst einem Wörtchen an Mütter, denen ihre allerheiligste Pflicht am Herzen liegt. Mit Musik zur Pestalozzischen Gesanglehre. 8. Siegen 1810. 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Leben und Karakter Dr. Seb. Fulco. Joh. Rau von Teissedre L'Ange, aus dem Holländischen von Magd. Henr. Essler, geb. Rau. Mit einer Vorrede und einem Anhange von Georg Wilhelm Lorsbach, Professor zu Herborn. 8. Siegen 1810. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Gedichte von Karl Wilhelm Justi, mit Kupfern von Schnorr und Susemihl und fünf Kompositionen für das Forte-Piano von Vierling und Schulz. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Siegen 1810. Auf Velinpap. 2 Rthlr. oder 3 fl., auf Schreibpap. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Die sehr günstige Aufnahme, welche die erste Auflage dieser Gedichte in allen kritischen Blättern unter Kunstrichtern und Lesern fand, dürfen wir uns eben sowol für diese zweyte vermehrte und verbesserte Auflage versprechen, und es würde daher unnöthig seyn, ein mehreres hierüber zu sagen.

Siegen, im März 1810. Müller et Comp.

Anleitung zur Abfassung aller Arten öffentlicher Anzeigen sowol aus dem häuslichen als dem bürgerlichen Geschäftsleben, von G. C. Claudius. 8. 20 gr.

Auch unter dem Titel:

Anhang zu G. C. Claudius allgemeinem Briefsteller.

Ist bey K. Tauchnitz in Leipzig erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben.

Bernischer Anzeiger von gelehrten und gemeinützigen Sachen und Neuheiten.

Das Bedürfniß einer schweizerischen National-Zeitschrift ist seit beynahe einem Jahrhundert immer gefühlt, dessen Befriedigung oft unternommen, zuweilen zur Ehre und Nutzen des Vaterlandes ausgeführet worden.

Seit einiger Zeit herrschet aber das Mißgeschick über solche Unternehmungen, die meistens mißlangen, und dies gemeiniglich zum Schaden der Unternehmer oder Verfasser, die doch selten im Anfange eine große Interesse-Sache dabey, sondern meistens den eigenen Nutzen des Publikums in Absicht hatten.

Sey es, daß das Publikum theils auswärtige Waare mit Vorliebe gerne theuer bezahlt — oder daß es inländische Arbeit weniger schätzt, oder die Früchte der Arbeiter gerne genießt, liest und benutzt, aber nicht gerne unterstützt. — Sey es, daß die Verleger wirklich durch zu hohe Preise ihrer Vermittlung sich gegen die oft erfahrne Mißstimmung des Publikums in Sicherheit stellen, oder durch dem Publiko beschwerliche Gedinge, gegen jede Mühwalt und Risiko decken wollen, oder nicht genug Aufmerksamkeit gegen die Wünsche der Leser in saumseliger Besorgung des übernommenen Verlags äussern. — Sey es, daß Verfasser, Mitarbeiter und Redaktionen zu einseitig zu Werke gehen, mit dem Geschmack oder dem wahren Bedürfniß ihres Publikums noch nicht genug vertraut sind, und durch Nachläßigkeit oder Zudringlichkeit demselbem erleiden. — Sey es endlich . . . doch genug. Vermuthlich wirkten alle diese Gründe sammethaft, oder einzeln. — Kurz, das öftere Mißlingen einer dauernden Schweizerischen — nicht politischen — Zeitschrift ist erwiesen.

Indessen wird das Bedürfniß einer solchen Zeitschrift immer mehr gefühlt. Die Fragen vermehren sich verdoppelt: warum haben wir kein öffentliches Schweizer-Blatt, in welches wir einzelne Abhandlungen über wichtige vaterländische Gegenstände, kleinere Aufsätze, Berichte, Bemerkungen, Erfahrungen, Wider-

den groſsen Zweck der heil. Schrift in höchster Klarheit und Würde darzuſtellen, bedurfte eines ſolchen reinen und hellen Sinnes, einer ſolchen Originalität und Gründlichkeit der Anſichten und Ideen, und überhaupt aller der vorzüglichen Eigenſchaften, durch welche ſich der würdige Herr Verfaſſer ſchon längſt als Schriftſteller ausgezeichnet hat, um demſelben in jeder Hinſicht die Vollkommenheit und Vollendung zu geben, welche alle kritiſche Blätter, die Göttinger, Halliſche, Jenaiſche, Leipziger und Münchener Literatur-Zeitung, die theologiſche Annalen, das theologiſche Journal, die Quartalſchrift für Religionslehrer u. a. m. einſtimmig an ihm rühmen; der Inhalt dieſes Werks und ſeine Behandlung und Darſtellung machen es nicht allein für den Theologen, ſondern für jeden denkenden Chriſten aller Konfeſſionen wichtig, brauchbar und empfehlungswerth, und wenn es Erſterem zu ſeinem Studium faſt unentbehrlich iſt, ſo wird es Letzterem eine reiche Quelle heilſamer Betrachtungen und religiöſer Gefühle öffnen.

In unſerm Verlage iſt ſo eben erſchienen:

Cramers (in London) Studien für das Pianoforte. Zweyter Theil. In 42 groſsen Uebungs-Stücken mit durchgängig beybemerktem Fingerſatz. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Der hohe Werth dieſes trefflichen Werkes für die Beförderung des wahrhaft kunſtreichen, edeln und ſoliden Pianoforte-Spiels iſt allgemein anerkannt worden. Die Aufnahme, welche der erſte Theil deſſelben fand, machte in kurzer Zeit mehrere ſtarke Auflagen deſſelben nöthig. Wir dürfen daher vertrauen, daſs auch dieſer zweyte noch gehaltvollere und lehrreichere Theil den Claviciniſten nicht minder willkommen ſeyn werde.

Bis zu Ende des Monats Mai d. J. werden wir dieſen zweyten Theil denen für 2 Thlr. ſächſ. überlaſſen, welche ſich mit poſtfreyer Zahlung direkt an uns wenden, nachher aber dieſen niedrigern Preis nur denen ſtellen, welche fünf Exemplare auf einmal von uns kaufen.

Ferner erſcheint bey uns dieſe Oſtermeſſe:

Schiller's lyriſche Gedicht mit Begleitung des Pianoforte, in Muſik geſetzt von Hrn. Kapellmeiſter J. F. Reichardt.

in gleichem Druck und Format, wie die neulich bey uns herausgekommenen Goethe'ſchen Lieder, Balladen ꝛc. von demſelben Komponiſten.

Bis zu Ende des Monats Mai iſt der Subſcriptions-Preis dieſes Werks 2 Thlr. ſächſ. Diejenigen, welche auf vier Exemplare unterzeichnen, erhalten das fünfte frey. Leipzig, im März 1810.

Breitkopf und Härtel.

Berlin in Kommiſſion der Realſchul-Buchhandlung:

Hufeland und Himly, Journal der praktiſchen Heilkunde. Februar 1810.

Inhalt: I. Beyträge zu Verhütung und Heilung der Lungenſucht, auf Erfahrung gegründet von Hufeland. (Fortſetzung.) II. Die Zeit- und Volkskrankheiten des Jahres 1808 in und um Regensburg, vom Geheimerath Dr. Schäfer. (Beſchluſs.) III. Vertheidigung meiner Beobachtung über die nach vollkommener Vaccination erfolgten Blattern, gegen die Einwürfe des Hrn. Geheimerath Dr. Heim; vom Hofmedikus Mühry in Hannover. IV. Nachricht über ein neues Heilmittel beym Croup, von Dr. Wigand in Hamburg.

Mit dieſem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Hufeland und Himly, Bibliothek der praktiſchen Heilkunde. Drey und zwanzigſter Band. Zweytes Stück.

Inhalt: Dr. T. a Tuessink Waarnemingen omtrent de Ziekten etc.

Muſikverlag

von A. Kühnel (Bureau de Musique) in Leipzig.

Catel, Traité d'harmonie, adopté par le Conservatoire pour servir à l'etude dans cet Etablissement. — Abhandlung über die Harmonie. (Generalbaſsſchule.) Franzöſisch und Deutsch. 2 Rthlr. 8 Gr.

Fiorillo, Etude de Violon, formant 36 Caprices. Edition correct. Franz. u. Deutsch. 1 Rthlr. 8 Gr.

Himmel, Vater unser, von Mahlmann. Partitur. 4 Rthlr. 8 Gr.

Schicht, Motetto: Veni sancte spiritus — Heil'ger Quell der ewigen Seligkeit, für 4 Singstimmen. (Beim Gottesdienst, bey feyerlichen Gelegenheiten, in Singinstituten etc. zu gebrauchen.) 14 Gr.

Bergt, Conc. p. Clarinette et Basson, av. acc. Oe. 6. 2 Rthlr. 8 Gr.

Müller, A. E., Gr. Conc. p. Flûte. 1ome Conc. Oe. 30. (Avec Var. — God save the King.) 2 Rthlr.

Taubert, Variat. p. Flûte av. orch. — Thême: Ein Mädchen oder Weibchen. Oe. 4. des Variat. 16 Gr.

Daydn, Cellection des Quatuors origin. p. 2. V. A. Vc. (Auf starkem SchweizerPapier; jedes Cahier zu 3 Quat. im Pränum. Preis 1 Rthlr. 4 Gr.) Cah. VI. 2 Rthlr.

Mozart, Quart. p. Flauto, V. A. Vc., accommodato dal Sig. F. Ant. Hoffmeister. No. V. in A. 1 Rthlr.

Spohr, Deux Quat. p. 2 Violons, A. Vc. Op. 15, in Es D. 2 Rthlr.

Haydn, Menuet du Boeuf, p. 2 Viol. (Mit der Anekdote.) 4 Gr.

— — detto p. 2 Flûtes. 4 Gr.

Matthäi, 3 Duos conc. p. 2 Viol. Op. 3. 1 Rthlr. 8 Gr.

Viotti, Collection de tous les Duos conc. p. 2 V. Cah. IV. 1 Rthlr. 4 Gr.

Beethoven, Sinfonie pastorale — Erinnerung an das Landleben — Arrang. p. Pianof. et Violon (ou Flûte). Oe. 68. 1 Rthlr. 16 Gr.

Dussek, Notturno conc. p. Pf. et Violon (1 Cor ad libitum). Oe. 68. 1 Rthlr.

Himmel, 6 groſse Walzer für Liebhaber des Pianof. 3otes W. 16 Gr.

Lauska, Polonoise p. Pf. Oe. 25. 10 Gr.

— — Gr. Sonate p. Ph, ded. à Mad. de Perigord née Princ. de Courlande. Oe. 26. in B. 16 Gr.

Müller, A. E., 3 grands Caprices p. Pf. Oe. 31. 1 Rthlr. 8 Gr.

Schneider, Fr., Gr. Son. pathétique p. Pf. Oe. 14. in E min. 1 Rthlr.

Wiedebein, Rondeau sur un thême de l'Op. l'arbore di Diana p. Pf. Oe. 7. 14 Gr.

Gelinek, Var. p. Pf. sur l'air d. Tyrol.: „Wann i in der Früh" Oe. 46. 12 Gr.
Müller, A. E., Thème de Mozart: Ein Mädchen oder Weibchen — varié p. Pf. Oe. 32. 16 Gr.
Schneider, W., Variaz. über einige akademische Lieder, für Pf. Op. 13. L. I. 16 Gr.
Clementi, 3 Rondeaux agréables à 4 m. Oe. 40. 20 Gr.
Dotzaner, 6 Walzes à 4 m. Oe. 17. 10 Gr.
Elsner, 3 Polonois. à 4 m. tir. de Journal de Musique Polon. 12 Gr.
Riem, 2 Rondeaux à 4 m. Oe. 24. 12 Gr.
Ries, Variat. sur un air russe, à 4 m. Oe. 14. 16 Gr.
Righini, Ouv. de l'Op. Tigrane, à 4 m. arrang. p. C. Schulz. 10 Gr.
Deszczynski, 6 Polon. p. Pf. Oe. 1. 14 Gr.
Haydn, Menuet du Boeuf — Ochsenmenuet — p. Pf. (Mit der Anekdote.) 4 Gr.
Schneider, W., Walzes et Ecoss. p. Pf. No. 14. 8 Gr.
Harder, altdeutsche Volkslieder mit ihren ursprünglichen Melodien, m. Pf. oder Guit. 1s Heft. 12 Gr.
Himmel, Glaube, Liebe, Hoffnung von Huteland. m. Pf. 29tes W. 14 Gr.
— — Freude, Friede, Hoffnung, von Schreiber. No. 28. m. Pf. 4 Gr.
— — 6 Gedichte von Tiedge, Mahimann, m. Pf. oder Guit. 3tes W. 20 Gr.
Neukomm, Schäfers Klagelied von Goethe. 1otes W. m. Pf. 8 Gr.
Reichardt, Erlkönig, Ballade von Goethe. m. Pf. oder Guit. 6 Gr.
Righini, Sammlung deutscher, ital. (auch französ.) Gesänge. 1otes Heft. 16 Gr.
Sieber, la Rose et la croix, chant maçonique av. Pf. 6 Gr.
Bornhardt, Himmels Fanchon, das Leyermädchen. Für Guitarre. 1 Rthlr.
Harder, 3 Gedichte von Matthisson, Mahimann und Kuhn. 29tes W. Für Guit. 8 Gr.
Reichardt, Lieder von Goethe, mit Guit. begleit. von Carl Gläser. 1s Heft. 12 Gr.

Bey Müller et Comp. in Siegen ist so eben fertig geworden und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Voß (J. H.) über die Pestalozzische Elementarbildungsmethode und ihre Anwendbarkeit in Elementarschulen, nebst einem Wörtchen an Mütter, denen ihre allerheiligste Pflicht am Herzen liegt. Mit Musik zur Pestalozzischen Gesanglehre. 8. Siegen 1810. 18 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Leben und Karakter Dr. Seb. Fulco. Joh. Rau von Teissedre L'Ange, aus dem Holländischen von Magd. Henr. Essler, geb. Rau. Mit einer Vorrede und einem Anhange von Georg Wilhelm Lorsbach, Professor zu Herborn. 8. Siegen 1810. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Gedichte von Karl Wilhelm Justi, mit Kupfern von Schnorr und Susemihl und fünf Kompositionen für das Forte-Piano von Vierling und Schulz. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Siegen 1810. Auf Velinpap. 2 Rthlr. oder 3 fl., auf Schreibpap. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Die sehr günstige Aufnahme, welche die erste Auflage dieser Gedichte in allen kritischen Blättern unter Kunstrichtern und Lesern fand, dürfen wir uns eben sowol für diese zweyte vermehrte und verbesserte Auflage versprechen, und es würde daher unnöthig seyn, ein mehreres hierüber zu sagen.

Siegen, im März 1810. Müller et Comp.

Anleitung zur Abfassung aller Arten öffentlicher Anzeigen sowol aus dem häuslichen als dem bürgerlichen Geschäftsleben, von G. C. Claudius. 8. 20 gr.

Auch unter dem Titel:

Anhang zu G. C. Claudius allgemeinem Briefsteller.

Ist bey K. Tauchnitz in Leipzig erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben.

Bernischer Anzeiger von gelehrten und gemeinützigen Sachen und Neuheiten.

Das Bedürfniß einer schweizerischen National-Zeitschrift ist seit beynahe einem Jahrhundert immer gefühlt, dessen Befriedigung oft unternommen, zuweilen zur Ehre und Nutzen des Vaterlandes ausgeführet worden.

Seit einiger Zeit herrschet aber das Mißgeschick über solche Unternehmungen, die meistens mißlangen, und dies gemeiniglich zum Schaden der Unternehmer oder Verfasser, die doch selten im Anfange eine große Interesse-Sache dabey, sondern meistens den eigenen Nutzen des Publikums in Absicht hatten.

Sey es, daß das Publikum theils auswärtige Waare mit Vorliebe gerne theuer bezahlt — oder daß es inländische Arbeit weniger schätzt, oder die Früchte der Arbeiter gerne genießt, liest und benutzt, aber nicht gerne unterstützt. — Sey es, daß die Verleger wirklich durch zu hohe Preise ihrer Vermittlung sich gegen die oft erfahrne Mißstimmung des Publikums in Sicherheit stellen, oder durch dem Publiko beschwerliche Gedinge, gegen jede Mühwalt und Risiko decken wollen, oder nicht genug Aufmerksamkeit gegen die Wünsche der Leser in saumseliger Besorgung des übernommenen Verlags äussern. — Sey es, daß Verfasser, Mitarbeiter und Redaktionen zu einseitig zu Werke gehen, mit dem Geschmack oder dem wahren Bedürfniß ihres Publikums noch nicht genug vertraut sind, und durch Nachläßigkeit oder Zudringlichkeit demselbem erleiden. — Sey es endlich . . . doch genug. Vermuthlich wirkten alle diese Gründe sammethaft, oder einzeln. — Kurz, das öftere Mißlingen einer dauernden Schweizerischen — nicht politischen — Zeitschrift ist erwiesen.

Indessen wird das Bedürfniß einer solchen Zeitschrift immer mehr gefühlt. Die Fragen vermehren sich verdoppelt: warum haben wir kein öffentliches Schweizer-Blatt, in welches wir einzelne Abhandlungen über wichtige vaterländische Gegenstände, kleinere Aufsätze, Berichte, Bemerkungen, Erfahrungen, Wider-

legungen, Fragen, Zweifel, gutgemeinte Gedanken, kleine wahre Anekdoten, Berechnungen einsenden und einander mittheilen können? Wir haben der politischen Blätter mehr als genug, allein wenige eignen sich ihrer Einrichtung nach, uns eine eigentliche fortdauernde Sammlung der bedürftigen Gegenstände in einer gewissen Ordnung und Zusammenstellung zu liefern. Vervielfältigen sich obige Fragen, so sind die Klagen derjenigen nicht weniger, die müde der Politik ihren Verstand, ihr Gemüth, ihre Kenntnisse mit andern Gegenständen der Neuheit, oder der Erfahrungen, des Belehrenden und des Angenehmen aus dem heimathlichen Kreise ihres theuern Vaterlandes gerne zu unterhalten und zu erneuern wünschen.

Diesem so oft an uns und unsre Freunde gethanen Wunsche zu entsprechen, wollen wir noch einen Versuch — den letzten vermuthlich von dieser Art, mit der Unternehmung und Herausgabe einer Schweizerischen National-Zeitschrift, unter obigem Titel und unter folgender Einrichtung und Bedingen wagen.

Um oben angezeigten Fehlern und Gebrechen möglichst auszuweichen, soll der Preis so nieder und billig, als nur verlangt werden kann, die Spedition so schnell als bequem, die Ausarbeitung so mannigfaltig als fasslich und belehrend eingerichtet, und einstweilen, um Abnehmer und uns in keine Verlegenheit zu setzen, nur auf eine kurze Versuchs-Zeit beschränkt seyn, damit, wenn sie nicht gefällt, dieselbe ohne grossen Schaden eingestellt; gefällt sie aber, auf eine unbedingte Zeit fortgesetzt und immer mehr vervollständiget werden kann.

Einrichtung:

Der Bernische Anzeiger wird enthalten:

1) Original-Abhandlungen und Aufsätze aus jedem Fache oder Zweige der Wissenschaften, Künste, Handwerke, Handel, Land- und Stadtwirthschaft, Geschichte, Aesthetik u. s. w. —

2) Auszüge aus seltenen oder kostbaren Werken, welche die Schweiz betreffen, oder auf sie und den Wohlstand ihrer Einwohner Bezug und Nutzen haben können.

3) Rezensionen a) aller in der Schweiz gedruckten Schriften aus jedem Fache — und aller neuerscheinenden von Schweizerischen Einwohnern verfertigten Kunstwerke. b) Derjenigen ausländischen Werke, die auf die Schweiz Bezug haben, wie Reisebeschreibungen ꝛc. ꝛc.

4) Berichte von allen öffentlichen Schweizerischen Anstalten, als Akademien, Erziehungs-Instituten, literarischen- Künstler- oder landwirthschaftlichen-Gesellschaften, Preisfragen, Ankündigungen u. s. w.

5) Korrespondenz-Auszüge.

6) Vermischtes: Als Anekdoten, Gedichte, Fragen, Antworten u. s. w.

(Von allen Rubriken sind die Politik, politische Tendenzen und beleidigende Personal-Artikel ganz ausgeschlossen.)

Gedinge:

1) Dieser Anzeiger erscheint in gros Quart-Format mit saubern Lettern und Papier, wöchentlich einmal, ein oder ein und einen halben Bogen des Dienstags Morgens, und kann in der hochobrigkeitlichen Druckerey abgeholt werden, oder er wird den Subscribenten Nachmittags mit der Zeitung in die Häuser vertragen. Die Spedition auser der Stadt besorgt ebenfalls die hochobrigkeitliche Druckerey.

2) Der Subscriptions-Preis für 25 Nro. oder ein halbes Jahr ist: 25 Bz. für Bern und 32 Bz. franko durch die Post. — Die Bestellungen werden blos in frankirten Briefen angenommen.

3) Es findet einstweilen keine Vorausbezahlung statt, sondern die Unterzeichner (die nachher bey dem Register und Umschlag-Bogen werden vermerkt werden) machen sich durch ihre Bestellung blos anheischig — wenn das Blatt im Gange ist, ihren Betrag, da wo sie unterzeichnet hatten, frey einzusenden.

4) Wenn sich bis Ends May nicht die gehörige Anzahl Subscribenten zur Deckung blos der Truckosten einfindet, so findet die Erscheinung des Blattes auch nicht statt, und es wird das Publikum durch die öffentlichen Blätter davon benachrichtiget werden. — Ist die eingegangene Anzahl Subscribenten hinreichend, so wird Dienstags den fünften Juny das erste Blatt ohne fernere Anzeige ausgetheilt.

5) In Bern nimmt die hochobrigkeitliche Druckerey und das löbl. Postamt, auser Bern aber sämmtliche löbl. Postämter die Subscription an. Sollten sich Buchhandlungen in und auser der Schweiz für eine Zeitschrift interessiren, die ebenfalls ihren Vortheil befaßt und für dieselbe Subscription und Einkassirung annehmen, so bieten wir ihnen das sechste Exemplar als frey an. — Bey mehrerer Abnahme würden wir besondere Vortheile gewähren.

6) Da bey diesem ersten Versuche die Redaktion wie die Mitarbeiter nicht allein unentgeldlich arbeiten, sondern noch mehrere baare Auslagen haben werden, so kann, bis die Unternehmung einen gewissen Grad von innerer Festigkeit und Zuverläßigkeit erhalten haben wird, einstweilen jenen uns noch unbekannten Mitarbeitern kein Honorarium weder angeboten noch versprochen werden.

7) Sollten aber Freunde der vaterländischen Literatur und Kunst als Beförderer und Gönner dieses Unternehmens dasselbe mit Beyträgen, die sich zur öffentlichen Mittheilung eignen, unterstützen und beehren wollen, so wird denselben theils auf ihre blose Anzeige und Verheissung hin, theils nach empfangenen Beyträgen, ein Frey-Exemplar zugesichert, bis die Anstalt bey ihrer verhoffentlichen Zunahme so weit gediehen seyn wird, dieselben allmählig in baarem nach Maßgab zu honoriren — wozu gedachten Beförderern und Mitarbeitern jederzeit die Einsicht des Soll und Habens des Unternehmens in dem Hauptbüreau gestattet werden soll. — — Sonsten werden an niemand Frey-Exemplare abgegeben.

8) Da bey diesem ersten Versuche nur so viele Exemplare werden abgezogen werden, als sich bis in die letzte Woche des künftigen Maymonats Subscribenten und Mitarbeiter werden haben einschreiben lassen, so werden die Freunde der Beförderung dieser Zeitschrift bey einer frühzeitigen Bestellung darauf Rücksicht nehmen.

9) Das Haupt-Büreau für Bestellung und Spedition ist bey Wittib Stämpfli in der obrigkeitlichen Druckerey bey der Post in Bern, wohin die Bestellungen frankirt müssen eingesendet werden.

10) Was den Inhalt, die Materialien und die Beyträge anbetrifft, so werden diese, wo möglich, einstweilen frankirt an unterzeichnete Aufschrift eingesendet.

Bern, den 15 April 1810.

Die Redaktion des Bernischen Anzeigers.

Nro. 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Juni, 1810.

Liebt und beneidet den Weisen, wenn Glut des beweglichen Herzens
Schnell zur Empfindung in ihm jeden Gedanken erwärmt.

v. Brinkmann.

Einige Worte zum Andenken des jüngstverstorbenen französischen Schriftstellers und Akademikers Bitaubé.

In Ermangelung einer ausführlichen Nachricht über den liebenswürdigen und gelehrten Greis Bitaubé, die bisher von seinen Pariser Freunden und Kollegen vergeblich erwartet wurde, sey es einem seiner jüngern, von der Hauptstadt entfernt lebenden, Freunde erlaubt, einige ungebundene Blumen auf das Grab des Edeln zu streuen.

Bitaubé war im J. 1742 in Königsberg geboren. Er stammte aus einer Familie französischer Flüchtlinge ab, welche durch die Wiederrufung des Edikts von Nantes aus ihrem Vaterlande war vertrieben worden, und in welcher sich, wie in den meisten dieser Geschlechter, die französische Sprache mit beynahe gänzlicher Ausschließung der deutschen erhalten hatte. Schon im J. 1760 ließ er in Berlin eine französische Uebersetzung Homers unter dem Titel eines Versuchs einer neuen Uebersetzung dieses Dichters drucken. Er wurde früh Mitglied der k. Akademie dieser Stadt. Um die französische Literatur näher kennen zu lernen, und sich in der Sprache des ehemaligen Vaterlandes seiner Familie, die in den auswärtigen Kolonien immer vieles von ihrer Reinheit und Feinheit verliert, zu vervollkommnen, machte er mehrere Reisen nach Paris, wo er bald die angesehensten Literatoren für sich einnahm. Er war besonders in der geistreichen Gesellschaft der Madame Geoffrin, in welcher sich d'Alembert, Mairan, Helvetius, Marmontel, Thomas, Morellet und andere merkwürdige Männer auszeichneten, sehr wohl aufgenommen, und bewahrte für dieses Haus und die edle Eigenthümerinn desselben das dankbarste Andenken.

Auf einer dieser Reisen setzte er seine Berliner Freunde und seine liebenswürdige Frau, aus der bekannten, auch der Religion wegen geflüchteten Familie Jordan, in große Angst, da er, von schlechten Menschen verführt, in einem verdächtigen Hause eingeschlossen, und von seinen Pariser Freunden als verloren in die Zeitungen gesetzt wurde.

Endlich zog er sich ganz nach Paris, wo ihn die Académie des inscriptions et belles lettres in ihren Schoß aufnahm. Er hatte schon in Deutschland außer seiner Uebersetzung Homers ein Gedicht in Prosa über die heilige Geschichte Josephs, und ein anders über die Revolution der vereinigten Niederlande herausgegeben. Alle diese Werke vervollkommnete er unablässig. Sein Homer erlebte vier oder fünf Ausgaben, Joseph mehr als sieben und wurde oft nachgedruckt, auch in verschiedene andere Sprachen übersetzt. Sein episches Gedicht über die Revolution der Niederlande, das zuerst unter dem Titel Wilhelm erschienen war, gab er noch zweymal mit dem Namen les Bataves vermehrt und umgearbeitet heraus. Auch rückte er in die Mémoires der Akademie und nachher des National-Instituts mehrere interessante Abhandlungen über griechische Literatur, und besonders über die politischen Schriften des Aristoteles ein; mehrerer anderer weniger bekannter literarischer Arbeiten nicht zu gedenken.

An der französischen Revolution nahm er anfangs lebhaften Antheil, und kam auch durch besondere Umstände mit dem berüchtigten Robespierre in persönliche Verbindung. Als aber dieses, anfangs für sehr gemäßigt und edeldenkend angesehene, Oberhaupt der Schreckensmänner seine blutgierigen und tyrannischen Absichten merken ließ, verbot ihm Bitaubé sein Haus, und wurde aus Rache gegen diesen muthigen und moralischen Schritt von dem schrecklichen Manne in ein Gefängniß geworfen, wo er jeden Augenblick des Todes gewärtig war. Seine Frau hat über diese Begebenheit einen interessanten Bericht aufgesetzt, welchen der Freund ihres Hauses, Hr. Toulongeon, in seine Geschichte der Revolution aufgenommen hat.

Der 9te Thermidor rettete den guten Bitaubé, wie so manche unschuldige Opfer jenes Tyrannen. Er befand sich aber damals in Ansehung seiner Vermögensumstände in einer sehr traurigen Lage, bis ihm durch eine besondere Uebereinkunft beym Basler Frieden mit Preußen seine Pension von der Berliner Akademie aufs neue versichert wurde.

Zugleich verschaffte ihm die Errichtung des National-Instituts, in das er sogleich bey seiner Entstehung aufgenommen wurde, ein anderes mäßiges Einkommen, und er erhielt eine freye Wohnung im Louvre. Er machte von dieser in der damaligen drückenden Zeit ausgezeichneten Versorgung den edelsten Gebrauch und versammelte, so oft er nur konnte, an seinem Tische hauptsächlich diejenigen Gelehrten und Schriftsteller, die in einer unvortheilhaften Lage schmachteten. Seine Abendgesellschaften waren ein angenehmer Versammlungsort mehrerer der interessantesten Pariser Literatoren und der ausgezeichnetsten Fremden. Die naive gutmüthige Fröhlichkeit des ehrwürdigen Greises, der sich gern von allem Zwange und von jedem Anscheine pedantischer Gelehrsamkeit befreite, um sich blos als Mensch und als Liebhaber alles Guten und Schönen zu zeigen, belebte die Gesellschaft und gewann die Herzen.

Seine Frau, die seit langer Zeit von der Gicht geplagt war und nur mit Hülfe einer Krücke von ihrem Stuhle aufzustehen und zuweilen in die benachbarten Gärten zu spazieren vermochte, interessirte nicht weniger durch ihren aufgeklärten und aufgeweckten Geist, der an allem den lebhaftesten Antheil nahm, und durch die zärtliche Anhänglichkeit, die aus diesem in beynahe funfzigjähriger Ehe lebenden Paare gleichsam nur ein Herz und eine Seele machte. Ihre Freunde verglichen sie oft mit Philemon und Baucis, und ihr beynahe gleichzeitiges Absterben (Madame Bitaubé starb einen Monat vor ihrem Manne) hat seitdem diesen Vergleich noch passender gemacht.

Eine gleichfalls betagte Freundinn beyder, Dlle. Abeille, die Hrn. Bitaubé zu mehrern seiner frühern literarischen Arbeiten ermuntert hatte, machte das gewöhnliche Trio ihrer innern Gesellschaft. Auf diesem ehrwürdigen, stillen Grunde des Gemähldes zeichneten sich die beweglichen Figuren der äußern Gesellschafter desto lebhafter aus. Hier erschien, in den grauen Locken des Alters, Bernardin de Saint Pierre, der beliebte Verfasser von Paul und Virginie, und der Harmonien der Natur, und es war dem Greise wohl unter Greisen und unter der sich herdrängenden lernbegierigen Jugend. Die liebenswürdige englische Dichterinn und Reisebeschreiberinn Miß Williams erheiterte oft diesen Cirkel durch die Anmuth ihres leichtbeweglichen Geistes. Der lange in Berlin angestellte Grammatiker Thiebault erzählte mit lauter, Stillschweigen gebietender Stimme, unendliche Anekdoten von dem großen Friedrich; Pongens sprach von seinen Reisen, Dutheil von gelehrten Sachen; die Fremden unterhielten den guten Alten oft von den Nachrichten seines Vaterlandes, das ihm immer großes Interesse einflößte.

Wolfs neue Arbeiten über den Homer und Voßens Uebersetzung dieses Vaters der Dichtkunst wurden zuweilen ein Gegenstand unsers Gesprächs. Bitaubé hatte jene mit Aufmerksamkeit gelesen, und beurtheilte sie billiger als die übrigen Pariser Gelehrten; gegen Voß war er weniger gerecht, da er in seiner eignen, der prosaischen Dacierschen und der poetischen Rochefortischen weit vorgezogenen Uebersetzung des Dichters dem Geiste der französischen Sprache oft die Wörtlichkeit und den antiken Schnitt aufopfern mußte, so hörte er nur ungern die glücklichen Nachbildungen des deutschen Uebersetzers preisen.

Zu seiner eleganten Uebersetzung von Goethes Hermann und Dorothea soll ihm der interessante Schlesier Hr. Oelsner sehr behülflich gewesen seyn. Mit der neuern Wendung, welche die Philosophie und mehrere Theile der Literatur seit einiger Zeit in Deutschland genommen haben, war er noch weniger zufrieden, und er sagte oft in dieser Rücksicht, vielleicht nicht so ganz mit Unrecht: „meine guten Deutschen sind närrisch geworden."

Mit der schon oben berührten beständigen Verbesserung seiner Werke fuhr er bis an sein Ende fort, und ich habe ihn noch wenige Monate vor seinem Tode damit beschäftigt gefunden. Man hörte ihm an, daß dies nicht sowol eine Vorliebe zu seinen Schriften als vielmehr seine Bescheidenheit, und das Streben nach höherer Vollendung zum Grunde hatte. Er verschied den 22 November des verflossenen Jahres, von allen, die ihn kannten, geliebt, und in der literarischen Welt das ehrenvollste Andenken zurücklassend.

J. G. S.

Ueber die Umschaffung der Geographie.

In diesen Blättern, die für ein gebildetes Publikum bestimmt sind, mögen einige Worte über einen Gegenstand, der vielseitig anspricht, nicht am unrechten Orte stehen.

Die Natur knüpft Jeden an ihren mütterlichen Boden. Jeder ist durch die Geburt, als Glied der menschlichen Gattung, unter seines Gleichen versetzt.

Dadurch unterscheidet sich aber der Mensch von dem Thiere, daß er an seine äußere Umgebung nicht durch ein Naturgesetz gebunden ist, sondern mit Freyheit über den ursprünglichen Wohnort hinausstrebend, auf dem ganzen Erd-Schauplatze seinen dauernden Aufenthalt mit bewußter Absicht wählen kann, und, wenn er von dieser ihm verstatteten Wahl keine Anwendung macht, durch seine Thätigkeit wenigstens auch ungeheure Fernen berühre.

So wie der Mensch des Gedankens fähig ist, so geht daher dieser über seine nahe Welt in die entfernte hinaus. Er wirft sich, da die Natur in ihm ihrer sich bewußt wird, nothwendig die Frage über die Gattung, über sich selbst, als Glied derselben, über den großen Schauplatz, der jenen überhaupt und ihm insbesondere zum Wohnsitze frey gelassen ist, auf. Diejenige Wissenschaft, welche auf diesen Gegenstand gerichtet seine Frage beantwortet, ist die Geographie. Sie stellt den Menschen als Erdbewohner, einer Race oder einem Stamme angehörig, die Erde als den großen Wohnsitz des menschlichen Geschlechtes dar.

Um ihre Aufgabe zu lösen, muß sie das Gesetz, welches ihre Form und ihren Inhalt bestimmt, nur aus der Natur schöpfen, und durch das feste Princip, das sie annimmt, sich vor der Vermengung mit fremdartigen Dingen schützen.

Da dieses vielfältig verkannt worden ist, so muß das Vorurtheil der bisherigen Behandlung der Geographie durch die Aufstellung des richtigen Gesichtspunktes, aus dem diese betrachtet werden muß, widerlegt werden.

Die Natur hat dem Menschengeschlechte den Wink gegeben, wie es seinen Wohnsitz sicher und bequem aufschlagen könne; sie hat nämlich, das feste Land theilend, der Erde trotzende Massen, die Gebirge, als ewige Natur-Scheidegrenzen hingestellt, andeutend, daß der Stamm, der in ihren Thälern den Frieden suchen wolle, durch sie denselben geschützt finden werde. Sie hat durch den das Thal suchenden Fluß und den dem Meere zueilenden Strom ausgesprochen, daß, wie sie durch das Hohe getrennt und geschieden, sie in der Tiefe das Mittel der Vereinigung dargeboten habe.

Die Natur-Scheide- und die Natur-Verbindungs-Punkte, Berg, Thal, Fluß und Strom, sind daher das Feste, was die Geographie, die Natur getreu nachbildend, darzustellen hat. Nur die erstern, die Gebirge, geben den Ländern eine wissenschaftliche dem Wechsel der Zeit entrissene Benennung.

Der Bewohner des Landes, das die Natur abgegrenzt hat, will als Mensch in seinem Wohnsitze physisch leben, und über die Außenwelt die Herrschaft seines Geistes ausüben. Es ist daher nothwendig, zunächst von den Naturbedingungen, unter denen er überhaupt leben, und noch mehr ein schönes menschliches Daseyn finden kann, zu reden. Diese Naturbedingungen sind, außer der durch die Fluß- und Stromstraßen vorbereiteten Verbindung, gegeben in dem Reichthum oder der Armuth ursprünglicher Erzeugnisse. Die Naturgeschichte stellt diese insgesammt als Mannigfaltiges im System verbunden, in ihren vollständigen Merkmalen dar; die Geographie nennt, nach dem Obigen, nur diejenigen, die auf die Möglichkeit der Existenz an einem Wohnorte, auf die Freude und die Anmuth des Lebens Einfluß haben, also die Mineralien, Pflanzen, Thiere, welche menschliche Bedürfnisse befriedigen und Begierden unterwürfig gemacht werden können.

Hiermit hat sie ihren Umkreis vollendet, und es knüpft sich an sie eine neue Wissenschaft an, welche den Menschen als Bürger abhängig von einer Regierung, den Boden der Gesellschaft dienstbar als Staatsgebiet, und die einzelnen Staaten als Glieder eines höhern Organismus darstellt.

Der Mensch, immer strebend und nie befriedigt, achtet den Wink der Natur nicht, achtet nicht die Scheidewand, die sie warnend gezogen, den Frieden unter ihm zu vermitteln, sondern übersteigt sie, und entzweit sich so mit sich selbst, dieses jedoch gemäß seiner Anlage.

Jeder nämlich wird, obgleich in menschlicher Gesellschaft geboren und scheinbar selbstständig, doch nur vollkommen erzogen und ausgebildet in jener kunstvollen Verbindung, die wir Staat nennen. In dieser entwickelt er sich zwar schneller, aber, indem er die Frucht der Freiheit zu genießen beginnt, berühren ihn auch die Schrecken der Willkühr. Mitten unter den Anstalten, ihm die erste zu sichern, unterliegt er einer künstlich geordneten Obergewalt, welche strebend, ihr Gebiet zu erweitern, ihn den Freuden des Lebens entreißt, und oft, das allgemeine Glück verspielend, auf den Trümmern einer halben Welt das sucht, was sich nur Jeder selbst im stillen Frieden des Lebens und Wirkens geben kann. Seit künstliche Staaten sind, hat die Herrschbegierde und die Habsucht eben so sehr als die Nothwendigkeit gerechter Abwehr die Naturgrenzen der Urstämme verrückt, und mit dieser Verrückung den Krieg gleichsam verewigt.

Dieses ist die Schattenseite der künstlichen Staatengesellschaft, aber ihre lichtern Partien mildern das Grauen, das jene erregt. Durch den äußern Unfrieden und das innerlich aufgehobene Gleichgewicht werden alle einander Kräfte geweckt, entwickelt, gestählt, die Nothwendigkeit, nach verlorener Unschuld sich durch Rechtsbegriffe zu zügeln, wird immer dringender gefühlt, die Mühe, in ein großes Ganzes verflochten in diesem sich unabhängig zu erhalten, ernster. So verstärkt die Frucht vor der Zerstreuung die Liebe und die Energie des Lebens, und erst die Besonnenheit zur

Herbeyschaffung der Mittel auf, wodurch der Werth von diesem gerettet wird.

In diesem Kampfe nun, der aus aufgehobnem Gleichgewichte entspringt, wechseln nothwendig die Theile, die in ihm begriffen sind, und die Kunde von dem Zeitleben der Staaten oder die Statistik ist daher selbst rein zeitlich, denn, was der Dichter sagt:

Die Namen aller Länder wanken,
Und die alten Formen stürzen ein —

gilt von mehr als einer Periode der Geschichte.

Wenn man daher schon in die Geographie die durch immer wechselnde Zeitumstände herbeygeführten Grenzen, Namen u. s. w. aufnimmt, so raubt man dieser ihren höhern Charakter, innere Gewißheit, verliert für Selbststudium, für Unterricht, und für die richtige Auffassung der Statistik jeden festen Haltungspunkt, und muß besonders den jugendlichen Sinn durch das politische Spiel verderben.

So viel glaubte ich in einer klaren Sprache hier und in Tagen sagen zu dürfen, wo die Nothwendigkeit der Umschaffung der Geographie von dem Gebildeten gefühlt wird, Zenne bereits einen halben Schritt, sie auszuführen, gethan hat, und auch Malte-Brun eine neue Bahn verfolgte. Das Weitere gehört an eine andre Stelle.

Augsburg. Prof. Keyser.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12 May.

Der türkische Garten und der Prinzen-Garten, auf dem Boulevard nächst den berüchtigten Marais und den Gegenden des Tempels, bietet nichts destoweniger einen köstlichen Anblick alle Abende und noch köstlichere Erfrischungen dar; jener an Serbets, dieser an Eis und Mandelmilch. Hr. de la Regnière, der Mund-Kontroleur von Frankreich, wird nächstens ein räsonnirtes Itinerarium über diese beyden wichtigen Etablissements mittheilen, die leider in unserm Deutschlande noch größtentheils terrae incognitae sind, da die deutschen Lapeyrouse's und Spillards, welche dieselben besuchen, entweder wie ersterer an den benachbarten Klippen scheitern, oder, wie letzterer, es nicht der Mühe werth finden, ihre Reisen im Druck herauszugeben, was doch eine ganz undeutsche Sitte ist.

Unter den Miniatur-Mahlern, die izt Furore machen, steht Saint oben an. Er hat Bestellung auf mehr als 200 Gemählde des Kaisers. Um jeden Kenner selbst über den Werth seiner Porträte urtheilen zu lassen, hat er Arbeiten von Isabey, Aubry und Augustin neben den seinigen aufgestellt, nur freylich sind es gerade nicht die Meisterarbeiten gedachter Künstler. — Ein Miniatur-Mahler im Palais Royal, dieser großen beständigen Ausstellung der Anfänger, sucht sich durch einen neuen Einfall Kunden zu verschaffen: er leimt auf die Porträte natürliche Haare auf, und macht so das Porträt zu einem Souvenir.

(Moden.) Die Modefarbe für Männer-Röcke ist gegenwärtig feuille de laurier: es ist ein Gemische von puce- grün und gelb, und beynahe widerlich; aber sie ist Mode, und daher wird sie gesucht und getragen. Die Kragen sind häufig von geschornem Sammt; der ungeschorne hätte ein zu winterliches Ansehen. Die Damen tragen auf ihren Strohhüten sehr breite weiße oder strohfarbene Bänder, die zweymal oder dreymal um den Schirm gehen, von dem sie nur schmale Streifen sehen lassen, und sich in eine große Masche vereinigen, an deren Enden Franzen sind. Nichts kann schwerer aussehen, als diese Maschen auf den Schirmen der Hüte; aber die Mode will, wie der Glaube, Gefangennehmung der Vernunft und Verläugnung des Geschmackes.

Wien, May.

Die vaterländischen Blätter werden fortgesetzt, und es ist der dritte Jahrgang derselben auf eine Art angekündigt worden, die uns zu der Hoffnung berechtigt, daß sie an Interesse noch mehr gewinnen werden. In der vor Kurzem erschienenen letzten Nummer des zweyten Jahrgangs wird die bereits auch im Auslande bekannte Resolution unsers Kaisers, den Morgenboten betreffend, mitgetheilt, und mit folgendem Introitus begleitet: „Gegen keine Flugschrift unsrer Tage hat sich die öffentliche Meinung so stark, so einstimmig und mit einem so kräftigen Unwillen erklärt, als gegen die Zeitschrift: Der Morgenbote. Es liegt außer der Zeit, über die revolutionäre und fanatische Tendenz dieser Ausgeburt eines Vereins der Mittelmäßigkeit mit dem bösesten Willen noch erst ein Wort zu verlieren. Aber in einem Augenblicke, wo ganz Deutschland an der daraus hervorgegangenen literarisch-politisch-religiösen Fehde Theil nimmt, muß es unsern Zeitgenossen willkommen seyn, über jene Zeitschrift und den Geist derselben einen Ausspruch Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich zu kennen, welcher Höchstdesselben Gerechtigkeitsliebe und Duldungsgeist auf eine eben so schöne als herzerhebende und beruhigende Weise beurkundet."

Wir erwarten nun bald eine kaiserl. Verordnung in Betreff der vorläufig angekündigten zehnprocentigen Vermögenssteuer. Der Kurs ist seit einiger Zeit fast mit jedem Tage sichtbar schlechter geworden, und die Theurung aller Lebensbedürfnisse steigt fortdauernd.

Von den hiesigen Buchhändlern, die noch immer, des schlechten Curses wegen, über den geringen Absatz des ausländischen Sortiments klagen, reisten blos zwey zur Jubilatemesse nach Leipzig. Der inländische Buchhandel leidet gegenwärtig besonders durch die immer höher steigenden Preise des Papiers. Neue Werke von Erheblichkeit sind in der letzten Zeit nur wenige erschienen. Sartoris Naturwunder der östreichischen Staaten werden aufgelegt. Eine neue Auflage von Glaz's Schrift: Der weise Christ in bösen Tagen, worin der Verf. sich bemüht, in Beziehung auf die gegenwärtigen Zeitläufe Worte der Belehrung an den Verstand, und Worte des Trostes und der Aufheiterung an das Herz seiner Leser zu sprechen, ist so eben erschienen. Der Verf. hat dem ersten Theile, der sich bald vergriffen hat, einen zweyten Theil beygefügt.

Mad. Bethmann aus Berlin ist jetzt hier, und hat bereits einige Gastrollen gegeben. Ihr Spiel wird von den Kunstverständigen nach Verdienst gewürdigt.

Charaden.

1.

Die Erste nennt das Maß des Raumes und der Zeit,
Die Zweyte ein bedeutend Körperglied.
Das Ganze strebet nach Unsterblichkeit
In deutscher Dichtkunst heiterem Gebiet. K. St.

2.

Mein Erstes lebt am hohen Himmelsbogen;
Mein Zweytes schafft der Künstler Dir.
Das Ganze lebt im Ersten. Doch geboren und erzogen
Ward jenes auf der Erde hier.
Die Wissenschaft erschuf es Dir;
Durch Menschengeist ist es emporgeflogen.

C. L. Schreiber.

Auflösung des Räthsels und der Charade in Nro. 126:
Eis. Weingeist.

Nro. 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Juni, 1810.

Die Zeit bringt Alles, und verdrängt es ohne Streit;
Die Zeit hat Alles, auch hat Alles seine Zeit.

Valentin Löber.

Der Engländer erste Landung in Irland.

Verliert eine gebildete Nation, durch die Schuld entarteten Karakters oder verdorbener Verfassung, ihr köstlichstes Kleinod, Unabhängigkeit, so bietet ihr Fall ein größeres Schauspiel dar, und in weitern Kreisen ist die Erschütterung fühlbar, als wenn ein kaum entwildetes Volk in dem Kampfe erliegt, wo künstlichere Bildung mit roher Naturkraft ringt. Aber mag jene in ihren Fall manches Edle und Große hinabreißen, mögen mehr geistige Kräfte sich reiben, furchtbar wird der Kampf auch für dieses seyn, so wie ein starker jugendlicher Körper unter heftigern Krämpfen stirbt, als der erschöpfte, welcher langsam sich auflöst. Ein solches Volk von kräftiger Natur waren die Iren, als der Sturm über sie einbrach, der ihre Unabhängigkeit zerstörte, ehe sie gebildet genug waren, den Werth dieses Schatzes zu fühlen, und durch dies Gefühl begeistert ihn muthig zu bewachen. Die Geschichte ihrer Unterwerfung — und selbst der Versuche spätrer Jahrhunderte, die Schuld der Väter zu tilgen — ist eine kräftige Erläuterung der gediegenen Worte des Tacitus: wenn Einzelne kämpfen, werden Alle besiegt.

Die einheimische Sage erzählt freylich von einer Zeit, wo dieses Volk gebildet, glücklich und groß war, und klagt über manche Umstände, die sein ungünstiges Geschick, noch vor jenem entscheidenden Ereignisse, vereint hatte, um es von der rühmlich erstiegenen Stufe herabzustürzen. Mögen es Fabeln, oft widersinnige Fabeln seyn, oder fantastische Ausschmückungen einfacher Thatsachen; ein Volk, das in dem größten Zeitabschnitte seines historischen Lebens aller politischen Selbständigkeit entbehrend unter dem Drucke der Fesseln lag, die jedes Aufstreben der Nationalkraft hemmten, eines der unglücklichsten Völker Europas, mag gern zurücksehen in Zeiten, welche die Sage zu dem goldnen Alter seines Ruhmes macht. Gönne man dem verwundeten Nationalgefühle den Trost, welchen der Blick in die fantastische Welt der Urgeschichte *) gewährt. Ein Volk, unzufrieden mit seiner gegenwärtigen Lage, hängt sich gern, sagt Gibbon, an jedes Traumbild vergangener oder künftiger Herrlichkeit.

Es gibt Völker, die nach dem Verluste ehemaliger Bildung gedankenlos auf den Trümmern alter Hoheit wohnen, doch eben diese Trümmer, diese unzerstörbaren Denkmale besserer Zeitalter, erzählen der Nachwelt lauter als jede Ueberlieferung die Geschichte gefallener Größe. Aber auf dem Boden der keltischen Insel, welche die Natur so reich begabte, sah man auch in frühern Zeiten keine Spur, daß

*) Die irischen Chronisten (Mönche) phantasiren, oder erzählen nach Bardenliedern, von Irelands erster Bevölkerung in Abrahams Zeitalter, und von den Schicksalen der ersten Ansiedler und derer, die ihnen nach und nach folgten, unter verwandelten Namen von allen frühern Zeiten ein Bild ihrer Zeit entwerfend; sie preisen des Landes glückliche politische Verfassung und rühmen Irelands Kultur und die Blüte der Kunst und Wissenschaft in einem Zeitalter, wo Rom und Griechenland von Barbaren bewohnt wurden. Aber der ganze Feenpallast der vorchristlichen Geschichte — den O' Flaherty in seiner Ogygia, O' Halloran in s. General History of Ireland (London

der Bildung Licht ihn erwärmt und befruchtet habe. Wer kann glauben, es sey ein großes Volk gewesen, ein glückliches Volk, das nur in gelegentlich errichteten Hütten wohnte, ohne Städte, unkundig der einfachsten Künste, die nicht nur zur Bequemlichkeit, sondern selbst zum Daseyn bürgerlicher Gesellschaft nöthig sind! Nur in großen, enge verbundenen Gemeinden kann die Rauhheit der nackten Natur abgeschliffen werden. Die Normänner, wie man im Mittelalter die Anwohner des baltischen Meeres nannte, die rüstigen Seefahrer, die auf mehrere europäische Staaten so bedeutenden Einfluß gewannen, hatten früh in Ireland Ansiedlungen gegründet, und konnten, selbst roh, dort Bildner der Eingebornen werden. Sie errichteten die ersten Gebäude von Steinen, sie bauten die ersten Städte an den Küsten *), in ihren Händen war der Handel der Insel **), während die Iren in der ersten Kindheit gesellschaftlicher Verbindung lebten, sie führten zuerst gemünztes Geld ein, welches so langsam allgemeines Bedürfniß ward, daß noch am Ende des 14ten Jahrhunderts Tauschhandel unter den Iren war. Ireland hat noch jetzt zu beklagen, daß es nicht unter die Herrschaft der humanisirenden Romer gefallen, die bey andern Völkern dem entwilderten Boden die Keime physischer und geistiger Kultur anvertrauten, welche unter dem Einflusse günstiger Zeiten gediehen.

Mit der allgemeinen Verbreitung des Christenthums, im fünften Jahrhunderte, der ersten gewissen Thatsache der irischen Geschichte, beginnt die erste Dämmerung der Civilisation. Nur eine Dämmerung war's, denn in den folgenden sieben Jahrhunderten war Ireland zwar berühmt durch die Gelehrtheit seiner Mönche ***), aber der abgeschiedene schulgelehrte Mönch wirkte nicht bildend auf das rohe Geschlecht der Eingebornen, die um ihn in ihren Rasenhütten wohnten. Mag Sylvester Giraldus *), der im 12ten Jahrhunderte als Augenzeuge über irländische Angelegenheiten schrieb, sich Uebertreibungen erlaubt haben, weil sein König die Rohheit der Iren als einen Vorwand seines Angriffs gebraucht, mehr noch als diese Schilderungen bezeugen Thatsachen, die durch einheimische Nachrichten bestätigt werden, die Barbarey, in welcher das Volk bey der Ankunft der feindlichen Fremdlinge lag. Nicht völliger Nomadenzustand, doch meist Hirtenleben und wenig Feldbau. Gewerbe überließ der Nationale den nordischen Ansiedlern. Nur nach Gebräuchen und Gewohnheiten, welche das Gedächtniß unwissender Richter (Brehonen heißen sie) aufbewahrte, wurden Streitigkeiten geschlichtet, und für jede Rechtsverletzung mußte eine Sühne, ein Wehrgeld, bezahlt werden, einem Sohne z. B. für den erschlagenen Vater einundzwanzig Kühe.

Die Masse des Volkes war in Stämme getheilt, und in harter Abhängigkeit von rohen Häuptlingen. Diese Stämme, obgleich verbündet, wurden durch innere Fehden getrennt. Die Verfassung des gesellschaftlichen Zustandes roh wie Menschen und Sitten, und geeignet Zwietracht zu wecken und zu verewigen. Ueber den Fürsten der verschiedenen Landschaften, in welche die Stämme getheilt waren, stand ein Oberkönig, dem die untergeordneten Häuptlinge auf bestimmte Zeit zur Heeresfolge und zu einem Tribute von Vieh, Hausrath und Kleidern verpflichtet waren; er aber mußte ihre Zuneigung durch Geschenke ähnlicher Art gewinnen, wofür er Bewirthung **) auf seinen Reisen verlangte. In frühern Zeiten war der Oberkönig aus einer einzigen Familie wählbar, später aus zwey wirklich abwechselnd herrschenden Geschlechtern; daher unaufhörlicher Streit um die Obergewalt, die bald in dem einen Stamme, bald in dem andern die stärkste Faust erkämpfte. Die verderblichen Folgen dieser rohen Verfassungsform zu mildern, ward der nächste Würdige zum Roidamna (Coadjutor) bestellt; er mußte dem Oberkönige die Regierungsgeschäfte erleichtern, und folgte ihm in der Herrschaft. Oft aber stand der Roidamna gegen den König auf, und oft fielen beyde als Opfer einer mächtigern Partey. Den Fürsten der einzelnen Landschaften wurde auf gleiche Weise ein Nachfolger erwählt, Tanist genannt, und dieses Wahlsystem war so sehr Verfassungsgrundsatz, daß selbst neben jedem Bischofe sein Amtsfolger (Comorban) stand. Unbeschränkt herrschte der Fürst in seinem Gebiete, und wandte oft, Anmaßungen abzuwehren oder aus Eroberungslust, seine Waffen gegen den Oberkönig. Wie er diesem, so waren ihm die Stamm-

1779, II. 4), Keating (noch der Besonnenste) in der General hist. of Ireland (Lond. 1723. fol.) so glänzend erbauten — ruht auf Sagen, deren älteste Sammlung aus dem 10ten Jahrhunderte ist. Die Nationalen hängen noch jetzt mit gläubiger Anhänglichkeit an jenen Sagen von den ersten Ansiedlern, und rühmen sich besonders der Abkunft von den berühmtesten derselben, den sogenannten Milesiern. Einer der eifrigsten Bekämpfer dieser Fabler ist der Irelander Thomas Campbell in seinen schätzbaren Strictures on the ecclesiastical and literary history of Ireland — London 1790. 8.

*) Dublin, Waterford, Limerick, von normännischen Ansiedlern erbaut.

**) Auffallend zeigt den Kontrast zwischen der Iren und der Normänner Lage der Umstand, daß der gepriesene irische Oberkönig Brian Boiromhe, der in der ersten Hälfte des 11ten Jahrhunderts lebte, von jenen in Kühen und Schweinen, Mönchen und Eisen, von diesen in rothen und weissen Weinen Abgaben erhob.

***) Bekanntlich kamen mehrere Verbreiter des Christenthums in dem damals noch heidnischen Deutschlande aus irländischen Klöstern; Colman, Kilian, Emeran, Gallus, Stifter von St. Gallen.

*) Er war ein Priester aus Wales.

**) Auf eine allgemeine alt-irische Sitte, den Gastherrn-Besuch, gegründet, der oft des Armen Verderben, und selbst den Höhern so lästig war, daß sich die Bischöfe gleich nach des englischen Königs Ankunft das Vorrecht bedungen, ihrem Könige nicht mehr Bewirthung schuldig zu seyn.

Häupter seiner Provinz zu Tribut, zu gemessenen Kriegs-Diensten und zur Bewirthung verpflichtet.

Solche Länder, durch Vielherrschaft getheilt, wurden immer eine leichte Beute dem fremden Eroberer. Durch kein festes politisches Band, durch kein gemeinsames Interesse verbunden, sieht jeder kleine gesellschaftliche Verein eigennützig nur auf sich selbst, und heftiger gegen den Nachbar erbittert, als gegen den Feind des Vaterlands, widerstehen sie einzeln, um einzeln zu fallen, oder wenn der Feind nicht einen nach dem andern zu bezwingen vermag, stellt er den Schwächern dem stärkern Nachbar entgegen, und braucht ihn zum Werkzeuge, die Uebrigen zu besiegen. Die harte Knechtschaft, in welche die kräftigen Nordländer, mehrere Jahrhunderte *) vor der englischen Abenteurer Ankunft, die Iren warfen, schien dem Lande ein ernster Wink seines Schicksals zu seyn. Aber schon damals konnte gemeinsame Gefahr das getrennte Volk nicht einigen; es gab unruhige Faktionen, die durch Strenge empört waren, andre, welche die Fahne des Aufruhrs ergriffen, weil sie nicht gezüchtigt werden konnten, und jede hielt es gelegentlich mit dem gemeinsamen Feinde, um Rache zu üben, oder ehrgeizige Entwürfe durchzusetzen. Unter innern Kämpfen, unter äußern Gefahren, war keine Verbesserung der Verfassung möglich; die alte Form konnte sich nur nothdürftig erhalten. Selbst der kräftige Vaterlandssinn einiger Wenigen diente blos dazu, die Unordnung zu verlängern und das Ereigniß zu verzögern, welches — wie ein eifriger Lobredner des irischen Alterthums *) sich ausdrückt — in einigen Fällen das Wünschenswürdigste ist, Auflösung.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Gewöhnlich wird das 9te Jahrhundert als die Zeit der ersten Erscheinung der normännischen Seefahrer auf Irlands Küste angegeben; es scheint aber, als ob man diese Zeit höher hinaufrücken müsse. In einer Geschichte der normännischen Seezüge und Eroberungen, die ich, wenn günstigere Zeiten kommen, zu vollenden hoffe, wird auch dies genauere Erörterung finden.

Berichtigung.

In Nro. 68 Seite 272 des Morgenblatts wird von öffentlichen Deklamationsübungen hiesiger Gymnasiasten auf eine Weise gesprochen, welche eine gänzliche Berichtigung nöthig macht. Die lautere Wahrheit der Sache ist diese:

1) wurden vergangenen Winter nicht öfters, sondern nur dreymal Deklamationsübungen gehalten;
2) traten dabey nicht die Gymnasiasten der obersten Klassen, sondern nur vier aus der Obergymnasial-Klasse, ehemalige Studiosen auf;
3) deklamirten sie nicht blos Stücke aus Hebels alemannischen Gedichten, sondern auch aus Goethe, Schiller, Bürger und Voß;
4) wurde dabey von denen kein Gottesdienst versäumt, welche gerade ihn zu besuchen verpflichtet waren;
5) geschahen diese Deklamationen auf Veranlassung eines bey der hiesigen Studienanstalt provisorisch angestellten Lehrers, an welchen sich jene vier Obergymnasiasten nur zufällig anschlossen;
6) wurde ihnen dieses nur unter der Bedingung erlaubt, daß sie mir die Themen anzeigten, und keine wichtigere Arbeiten darüber versäumen würden, und
7) das dritte Deklamatorium nach vielen Bitten nur aus der Rücksicht noch gestattet, weil es von jenem Lehrer schon veranstaltet nicht mehr unterbleiben konnte. Und hätte ich als neuer Vorstand der Ulmer Studien-Anstalt sogleich dem hiesigen Publikum an einem Vergnügen hinderlich seyn sollen, das von eben so löblicher als unschuldiger Absicht war? Welche Einrichtung indeß jetzt die Deklamations- oder Redeübungen von mir erhalten haben, wie nach dieser Einrichtung die erste Probe einer eigentlichen öffentlichen Deklamationsübung der Gymnasiasten, was jene drey weder waren, noch seyn und heißen sollten und konnten, ausgefallen, und ob sie in dieser Gestalt andern Schulen zur Nachahmung empfolen werden können oder nicht, dieses alles bleibt dem unpartheyischen Leser meiner Organisations-Geschichte der hiesigen Studienanstalt, welche vorige Woche in der Wohlerischen Buchhandlung dahier erschienen ist, zur Entscheidung überlassen. Auch wird jener Berichterstatter, wenn ihn anders ein reines Interesse an dem Gedeihen unsers Instituts beseelt, eine Nachricht von dem Erfolge jener ersten Probe den Lesern des Morgenblatts nicht vorenthalten können, so wie überhaupt jenes, da jetzt seine Organisation vollendet ist, und Lehrer und Schüler das neue Semester mit verdoppeltem Eifer begonnen haben, nie das Urtheil redlicher Patrioten zu scheuen Ursache haben.

Ulm, 9 May, 1810.

Goeß, Rektor.

Notiz.

In Beziehung auf den Aufsatz in No. 126 des Mahls.: Der Tarantelbiß, ist folgende Nachricht interessant, welche der Publiciste mittheilt:

Der berühmte neapolitanische Arzt Cirillo füllte, um seine Mitbürger und die Ausländer von der falschen Furcht vor der Tarantel und ihrem Bisse zu heilen, mit einer ganzen Menge dieser Insekten einen Sack, steckte die Hand und den Vorderarm entblößt hinein, reizte sie absichtlich, und ließ sich von ihnen stechen; er wiederholte dies mehrmals in Gegenwart vieler Gelehrten und Aerzte und Neugieriger aus allen Ständen, und nie zeigte sich die mindeste schädliche Wirkung.

Der Einsender dieser Nachricht bezeugt, daß er von Hrn. Cirillo in Neapel in einem bösartigen Fieber selbst sey behandelt worden, und also diesen allgemein geschätzten Arzt, bey dem der Argwohn von Charlatanismus gar nicht aufkommen könne, sehr genau persönlich kenne. — Wem soll man nun glauben?

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12 Mai.

Jüngst hatte ein Hund die Ehre, in Silhouette an allen Straßenecken zu paradiren. Er war von einer fremden Race, und ging verloren, und damit er leichter gefunden würde, hat man sein Porträt, eine Belohnung von 150 Lvrs. und das Versprechen der strengsten Verschwiegenheit über die Art des Ent- und Zuführens in die Affiche gesetzt.

Bey Gelegenheit der unlängst gefeyerten Ausstattung von 6000 Kriegern erhielt ein Maire von Paris folgenden Brief: „Mein Herr! Ich habe sechs Feldzüge mitgemacht, und fünf Wunden erhalten, und möchte mich nun gern verheirathen. Wenn Sie nun Jemand wüßten, dem ich anständig seyn könnte, so bitte ich auf mich zu denken. Unterzeichnet Brunnault." — Der Maire zog nun Erkundigungen ein, und erhielt die besten Aufschlüsse über das Betragen des Soldaten. Es wurde ihm also eine Braut gewählt und die Ausstattung besorgt; aber leider mußte die Ehe schon am andern Morgen wieder getrennt werden, denn es hatte sich unterdessen ergeben, daß der Soldat — ein Mädchen sey.

Hamburg, 18 May.

Mad. Hendel (das ist noch der Künstlername, die jetzt verheirathete, Schütz) ist seit 14 Tagen hier, und hat uns mehrere dramatische Vorstellungen, Isabella, Maria Stuart, Medea, Johanna, Orsina, Merope, doch, Krankheits halber, ihre plastisch-mimischen Stellungen noch nicht, gegeben. Hier ists, worin wir sie zu sehen wünschen, mit allen Erwartungen, wozu uns nicht sowol ihr Ruf als die Ansicht der erstern berechtigen. Mad. Hendel hat, wer könnte es leugnen, das Studium der Plastik und Mahlerey, mit Liebe, Eifer und Erfolg getrieben; sie bringt dieser ihrer schönen Liebhaberey in ihren dramatischen Vorstellungen große Opfer, wenn nur nicht oft allzu sehr auf Kosten der Charaktere und der Täuschung, öfter noch auf Kosten der Diktion und Deklamation. Wir wollen es zugestehen, daß hierbey die Natur manches verschuldet; die Künstlerinn wird in Ausdrücken heftiger Leidenschaften von einem ungünstigen und unfolgsamen Organ verlassen, die der Modulation fähigen Brusttöne gehen dann zum fast weinerlichen, peinlich eintönigen Fistuliren über; selbst die Kraft der Brusttöne reicht nicht zu, dumpf verhallen sie dann in der Tiefe; dazu kommt das unangenehme Auffallende ihrer Mundart, sie spricht die Lüge, der Zeuge, — Lüche, Zeuche aus, Schmarz statt Schmerz u. s. w. — Warum denn aber der nach einer gewissen neuen Art[illegible] der weiblichen Deklamation (auch die Dame Bürger ist stark davon angesteckt) schmeckende Fragetou in der Diktion — oder vielmehr recitativartige Vortrag — der Jamben? Hängt das nicht mit ihrem unfügsamen Organ als Bemäntelung zusammen, wie wir kaum glauben können, so trägt die Künstlerinn davon, so wie von so manchen unbegreiflichen Fehlern in der Deklamation selbst, die ganze Schuld. Uns scheint in ihrem Spiele oft, als wenn alle ihr Trachten nur an dem Gelingen dieser oder jener Stellung, dieses oder jenen Wurfs ihrer schönen Draperie, hänge, ihr Sinnen auf den Uebergang von einer Attitüde zur andern, von einer Faltung des Gewandes zur andern, allein gerichtet wäre, und sie alles übrige vergässe. Es schmerzt, das bey einer in anderm Betracht sonst sehr achtungswerthen Künstlerinn bemerken zu müssen; und doch ist dies eben so unleugbar, als das letztere Prädikat. Denn abgesehen hievon — wenn man bey Mad. Hendel dergleichen übersehen kann und darf — so ists unwidersprechlich wahr, sie hat schöne, zarte, herrliche Momente ihrer dramatischen Vorstellungen, im Mienenspiele wie in den Stellungen, Wendungen, Lagen ihres Körpers, den sie in jeder derselben ganz in der Gewalt hat, und in den kritischsten Augenblicken in der Gewalt behält; Momente, die auf große und allgemeine Wirkung berechnet sind, und diese nie verfehlen. Dies sind die Ergüsse heftiger Leidenschaften, hoher und zärtlicher Gefühle. Wer kann widerstehen, wenn sie in der Medea, Isabella, Merope, mit dem innigsten Muttergefühle ihre Kinder liebkost? wer, wenn sie als Medea die rächenden Götter im Schmerz verworfner Liebe anruft? oder als Merope ihre Hülfe zur Rettung des Einzigen auffordert? ihr Mienenspiel, ihre süssen Schmeicheleyen, ihr Niederstürzen zur Erde, ihr Hinsinken an ihren Geliebten, und diese Gruppen dann! — Ueberhaupt hat sie in den Rollen Medea und Merope bisher allgemein gefallen, ist in beyden mit einstimmigem Rufe des Publikum hervorgerufen, und hat ihn beydemal mit schön ausgesprochner Empfindung erwiedert. Am herrlichsten, und wie wir nie etwas Aehnliches sahen, war sie im fünften Akte der Maria Stuart, in dieser kindlichen Ergebung in den Willen des Höchsten, in dieser Glorie einer großen, ungebeugten Seele, in dieser zur Verklärung übergehenden Geistesruhe.

Selten, und wol einzig in diesem Umfange bey einer Schauspielerinn, ist der achtungswürdigen Künstlerinn vieljähriges treues, anhaltendes, vielumfassendes Studium der höhern Wissenschaften, die sie als Hülfs-Kenntnisse ihrer Kunst betrachtet — der alten und neuen Geschichte, der Alterthums-Kunde, Mythologie und Aesthetik, dann der Plastik und Mahlerey, in welchen letztern sie die Haupt-Schriftsteller gelesen, und in den letztern die Koryphäen mit Kunstsinn beschauet hat: aus diesem Studium leitet sich ihre Pünktlichkeit in der Kostumirung ab, die manchmal selbst mit Aufopferung des mehr Kleidenden und Gefälligen auf der Bühne in überkriebene gewissenhafte Strenge ausartet. So war es z. B. mit dem Anzuge im fünften Akte der Stuart, besonders dem unkleidsame Kopfaufsatze, den sie genau nach einem van Dyck'schen Porträt der Königinn kopirt haben will. — Aeusserst interessant ist in dieser Hinsicht ihre Raritäten-Sammlung von Puz-Kleinigkeiten und Geschmeide aller Art aus den vorigen Jahrhunderten, womit sie sich in jeder Rolle des Zeitalters, worein diese fällt, schmückt. Das sind freylich undankbare Anstrengungen, die das Publikum im Parterre und Logen nicht weiß, nicht sieht und folglich nicht beachtet; nichts destoweniger aber verdient dies alles doch der ihre Kunst so mit Wissenschaft verschwisternden Künstlerinn angerechnet und geachtet zu werden. So trug sie z. B. als sterbende Maria Stuart einen Spitzen-Anzug der Gemahlinn Friedrichs I von Preussen, ein Geschenk der jetzigen Königinn; dann ein musivisch schön gearbeitetes Medallion mit dem Marien-Bilde, so wie das Halsgeschmeide, die Armbänder und Ringe, von seltener und sehr alter Arbeit. — Kurz, Mad. Hendel ist uns eine in mehrerm Betrachte neue und interessante Erscheinung, was auch der verschieden gestimmte Sinn selbst der Verständigern darüber sagen mag. Nur in einzelnen Rollen muß man sie nicht gesehen haben und darnach beurtheilen wollen, am allerwenigsten glücken ihr komische, sondern in allen und vor allen in den vorbenannten, worin sie, die vorhin erwähnten nicht wegzudemonstrirenden großen Mängel abgerechnet, über die Darstellung selbst doch bey weitem die meisten Stimmen für sich gewinnt. — Wir bedauern nur, daß ein den Tag nach der angreifenden Rolle: Merope, ihr plötzlich zugestoßenes Uebelbefinden, wodurch sie gestern gehindert ward, in der Margaretha aufzutreten, ihre Darstellungen auf einige Zeit unterbrechen wird.

Beylage: Monats-Register vom Mai.

Nro. 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Juni, 1810.

— — Der Riesenkampf
Der Elemente leitet zur Harmonie,
Und nur nach wilder Stürme Ringen
Nahet der selige Geisterfrühling.

Heydenreich.

Der Engländer erste Landung in Ireland.

(Fortsetzung.)

Ireland war in der letzten Hälfte des zwölften Jahrhunderts reif zur Entscheidung seines Verhängnisses. Nach langen innern Fehden zwischen den mächtigen Familien O'Conor und O'Nial ward der Fürst von Connaught, Roderich O'Conor, Oberkönig. Er war der Mann für gewöhnliche Verhältnisse, sogar nicht ohne Kriegsruhm unter seinen Landsleuten, aber ohne Energie, ohne die kühne Entschlossenheit, ohne die schnellen Hülfsmittel eines umfassenden Geistes, welche entscheidende Zeiten fordern. Sein Zeitgenosse, Heinrich der Zweyte in England, einer der vorzüglichsten Fürsten des Mittelalters, war unter allen Nachbaen, welche ihr Auge auf die Insel richten konnten, ausgezeichnet durch Kraft und Einsicht, und auch der Einzige, der Eroberungsentwürfe auszuführen vermochte. Schon vierzehen Jahre vor der Engländer Landung faßte Heinrich den Gedanken, sich Ireland zu unterwerfen, und wandte sich an den Pabst, um den Mangel rechtlicher Ansprüche zu ersetzen. Adrian dem Dritten, Heinrichs Landsmanne, war eine Gelegenheit willkommen, die hierarchische Gewalt über jene entfernte Insel auszubreiten, welche kaum angefangen hatte, den Primat des römischen Bischofs anzuerkennen. Der Pabst schickte (1156) zur Antwort eine Bulle, wie Heinrich sie wünschte, sammt einem goldnen Ringe zum Zeichen der Investitur. Er rühmte des Königs Entschluß, die Gränzen der Kirche zu erweitern, die Kunde der Wahrheit unter rohe unwissende Völker zu tragen; und da Ireland unbezweifelt, wie Heinrich selbst anerkenne, gleich andern Inseln, welche das Licht des Glaubens erleuchtet, in dem Gerichtssprengel des heiligen Peters und der römischen Kirche liege, und der König versprochen habe, die Laster dort auszurotten und alljährlich dem römischen Stuhle einen Zins von jedem Hause *) zu zahlen: so wolle der Pabst einwilligen und erlauben, daß der englische König die Insel angreife und unterwerfe, um die Sitten der Einwohner zu bessern und des Glaubens Herrschaft auszubreiten.

Heinrich hatte nun, in der Meinung des gläubigen Haufens, ein Recht auf Ireland, aber noch fehlte es an Zeit und Gelegenheit, sein Unternehmen auszuführen. Die französischen Besitzungen der Könige, normännischen Stammes, die Heinrich durch seine Verbindung mit der Erbin von Guyenne, der vielgesuchten Eleonore, noch vermehrt hatte, verwickelten ihn in Kriege mit Frankreich, und seine Streitigkeiten mit einem kühnen Priester seines Landes **) in langwierige Unruhen. Endlich als Heinrich eben in Frankreich war, um erheirathete Ansprüche zu verfechten, kam die günstige Gelegenheit, sich durch Einmischung in die Zwistigkeiten eifersüchtiger Häuptlinge Ireland zu unterwerfen. Dermod Mac-Murchad (Irisch. Diarmuid Mac Morough), Fürst von Leinster, hatte sich, als Anhänger der

*) Unius denarii pensionem. Der jährlich dem heil. Peter zu zahlende Pfennig scheint ein mächtiges Motiv für den Pabst gewesen zu seyn; zweymal erinnert die Bulle an diese Bedingung. Sie steht bey Rymer, Bd. I. S. 5 der Haager Ausg. 1739. fol.

**) Thomas Becket.

Gegner Roderichs, den König zum Feinde gemacht, und einen seiner mächtigen Nachbarn durch empörenden Liebesfrevel zu unversöhnlichem Hasse gereizt. Sobald der Fürst von Connaught durch seine Faktion zur Obergewalt gelangt war, verbündete er sich mit Dermods Feinde. Der Fürst von Leinster, verlassen von seinen Vasallen, die durch harten Druck empört waren, konnte den Ausspruch seines Gegners, der ihn der Herrschaft verlustig erklärte, nicht entkräften. Er floh nach England, fremde Waffen zur Wiedereroberung seines Gebietes zu sammeln. König Heinrich war seine einzige Hoffnung, und als er ihn nicht in England fand, eilte er nach Frankreich. Günstig war für Heinrichs alten Plan das demüthige Gesuch des Flüchtlings, der ihm sein wiederzuerobernde Gebiet zum voraus zu Lehen übergab, aber ungünstig der Augenblick zur Ausführung seiner Entwürfe. Er nahm das Versprechen der Lehnspflicht an, und den Beystand, den er selbst nicht geben konnte, erlaubte er seinen Unterthanen, dem vertriebenen irischen Häuptlinge zu leisten. Mit des Königs offenem Briefe eilte Dermod nach England zurück, und suchte Anhänger zu werben; aber sey's, daß er wenig Vertrauen gewann, oder daß eine ungünstige Meinung von seinem Vaterlande verbreitet war, er fand in dem Jahrhunderte kühner Abenteuer Niemand, den seine Klagen rührten, den seine Versprechungen anlockten. Seine Hoffnung war fast verschwunden, als man ihm rieth, sich an den Grafen Richard von Chepstow in Wales zu wenden, der sich großen Kriegsruhm erworben. Dermod gewann endlich den Grafen, dem er seine Tochter zur Ehe und mit ihr sein verlornes Gebiet zum Erbe anbot. Richard, gewöhnlich Strongbow (Starkbogen) genannt, versprach, im nächsten Frühlinge einen ansehnlichen Heerhaufen nach Ireland zu senden. Dermod ging, um heimlich in sein Vaterland zurückzukehren, nach St. David in Süd-Wales. Hier gab ihm sein Glücksstern, durch die Verwendung des Bischofs, welcher den irischen Priesterfreund begünstigte, zwey neue Anhänger, den kriegserfahrnen Robert Fitz-Stephen und Moritz Fitz-Gerald.

Das war der erste folgenreiche Entwurf zu Irelands Eroberung. Ein verjagter Häuptling gewann ein Paar Ritter in Wales, welche ungünstige Glückslage zwang, in Abenteuern Heil zu suchen. Dermod eilte zurück nach seiner Insel, wo er in einem Kloster, das wie viele andre von ihm erbaut war, verborgen lebte, und ungeduldig dem Frühlinge entgegen sah, der ihm Hülfe bringen sollte. Das Gerücht von seiner Rückkehr und seinen Hoffnungen verbreitete sich bald, und es sammelten sich um ihn seine alten Anhänger. Der Häuptling stellte sich an ihre Spitze, und wagte einen Kriegszug, der bey Roderichs Annäherung mit verstellter Unterwerfung endigte. Im Mai 1170 landete Fitz-Stephen mit 30 Rittern, 60 Knappen und 300 ausgesuchten Bogenschützen, nicht weit von Werford. Mit ihm kam ein Verwandter des Grafen Richard, für diesen Kundschaft einzuziehen von dem Zustande der Insel, und am folgenden Tage verstärkte ein andrer Ritter aus Wales Fitz-Stephens kleinen Heerhaufen. Dermod eilte seinen Verbündeten freudig entgegen, und alsbald ward ein Angriff auf Werford beschlossen. Nach tapferm Widerstande ergab sich die Stadt, als Fitz-Stephen, seine Schiffe verbrennend, sich zum Sturme rüstete. Dermod überließ seinen Freunden die Stadt mit ihrem Gebiete, die er Fitz-Stephen und Fitz-Gerald versprochen, und der Verwandte des Grafen von Chepstow erhielt zwey ansehnliche Landstriche an der Küste zwischen Werford und Waterford. Dies waren die ersten englischen Ansiedler auf Irelands Boden, welche sich lange durch Sitten und Sprache von den Eingebornen unterschieden, und auch jetzt, ungeachtet der Revolutionen folgender Jahrhunderte, noch nicht ganz mit ihnen verschmolzen sind.

Nach diesem glücklichen Anfange sann Dermod, bis auf dreytausend durch Eingeborne verstärkt, auf weitere Eroberungen in Leinster. Ein benachbarter Häuptling, den Dermod für seine Empörung züchtigen wollte, ward zuerst von dem Sturme ergriffen. Die Fortschritte des Fürsten von Leinster, dem Fitz-Gerald neue Hülfsvölker zugeführt, vermochten endlich den König, ein Heer gegen die kühnen Eroberer aufzubieten, bevor neue Verstärkung sie furchtbarer machen konnte. Mit überlegener Macht zog Roderich den Feinden entgegen. Es sank Dermods Muth. Mit Wärme sagte der kraftvollere Fitz-Stephen zu dem Bundesfreunde, es müsse ein Fürst nicht blos auf dem Schlachtfelde hohen Geist und ausharrenden Muth zeigen, ein großer Mann finde immer, auch in der schrecklichsten Lage, Hülfsmittel in sich selbst, und von allen verlassen, könne er sein Unglück durch ruhmvollen Tod enden. Die tapfern Ritter blieben dem gedrängten Fürsten treu, entschlossen Gutes und Böses mit ihm zu tragen. Roderich wagte keinen Angriff auf das schwache Bundesheer, das in einer festen Stellung verschanzt war; der Verlust einer Schlacht würde sein schon geschwächtes Ansehen ganz vernichtet haben. Um die Fremdlinge von seinen empörten Vasallen zu trennen, ließ er den englischen Rittern freyen Abzug und Reisegeld anbieten, wenn sie einen Fürsten verlassen wollten, der so biederer Bundesfreunde unwerth sey. Aber stolz verwarf Fitz-Stephen diese Vorschläge, welche, wie sich's leicht errieth, nicht aus Selbstvertrauen und festem Muthe stammten. Roderich ließ darauf dem Fürsten von Leinster befehlen, die Fremdlinge zu entlassen, deren Absichten er verdächtig machte. Dem gehorsamen Vasallen ward Wiederherstellung aller seiner Rechte versprochen, dem Widerspenstigen Verderben gedroht. Auf den Entschluß seiner Bundesgenossen trauend, beantwortete Dermod des Königs Botschaft mit stolzer Verachtung. Roderich rüstete sich zum Kampfe. Der gleichzeitige Geschichtschreiber dieser Begebenheiten, Sylvester Giraldus, wie viele Historiker

des Mittelalters ein Nachahmer der Form der Alten, aber nicht beseelt von ihrem lebendigen Geiste, läßt die Führer der Britten und Iren wohlgesetzte Reden halten. Dermod schildert den König als einen Tyrannen, die Krieger ermunternd seine und ihre Rechte zu vertheidigen; Fitz-Stephen zeigt seinen Waffengefährten, was sie schon erworben und was ihre tapfern Schwerter noch erwerben können, und Roderich sucht seine Streiter gegen den Fürsten von Leinster zu empören, und schildert ihnen die Gefahren, welche die fremden Ansiedler dem gemeinsamen Vaterlande drohen. Mag er so gesprochen oder so empfunden haben, der Augenblick, entscheidend für Irelands Schicksal, forderte Thaten mehr als Worte. Roderichs fruchtsame Politik gab den Ausschlag. Wo er kämpfen sollte, hörte er auf den Rath friedfertiger Priester, durch deren Vermittelung er einen Vertrag mit Dermod schloß. Roderich wollte den aufrührerischen Vasallen, der schon so oft seine Treulosigkeit bewähet hatte, in der Unterwerfung von Leinster nicht hindern, Dermod erkannte ihn als Oberherrn der Insel, gab seinen Sohn als Bürgen seiner Treue, und versprach heimlich, die brittischen Bundesgenossen zu entlassen.

Es zeigte sich bald, daß er's mit seinem Versprechen nicht ernstlicher meinte, als überhaupt mit seiner Treue. Er setzte seine Forderungen in Leinster fort, Roderichs Interesse kränkend wo er's vermochte, und seine Bundesfreunde befestigten sich ungestört in den Gebieten, die er ihnen abgetreten. Die Nation kümmerte wenig, was nach dem Friedensschlusse weiter in Leinster vorging, und die Ansiedlungen der Fremdlinge mochten nur wenigen Hellsehenden ein bedenkliches Ereigniß scheinen. Die Engländer, zu dieser Zeit nichts weniger als vollkommen civilisirt, aber im Kriege geübt, an rasche normännisch-französische Taktik gewöhnt, und zu einem großen Zwecke vereint, waren furchtbar einem Volke, welches, obgleich günstig bedacht von der Natur, nicht wie jene fühlten, daß aus Eintracht Kraft erwächst. Die Iren wichen nicht ohne tapfere Gegenwehr, aber schwach war ihr Widerstand, von keiner Kriegszucht geleitet; sie griffen oft an, aber ihre Tapferkeit, ungestüm, nur nicht ausharrend, ward leicht zurückgeschlagen. Von keiner festen Burg geschützt, von keiner Rüstung bedeckt, und mit unzulänglichen Waffen versehen, vermochten die halbnackten Iren selbst durch persönlichen Muth nichts gegen die ritterlich gerüsteten Engländer, und in dem verhängnißvollen Augenblicke, der über Irelands Unabhängigkeit entschied, wollten die einzelnen Häuptlinge, ohne Anhänglichkeit an das gemeinsame Vaterland, sich selbst nur der Gefahr entziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Als Guido starb.

Er ging voran aus Nacht und Licht,
Vom Erdenweh zu namenlosen Freuden.
Hier ziemen Leid und Klage nicht;
Doch ist's erlaubt, ihn zu beneiden.

Hs.

Vermischte Nachrichten.

Hr. Alexander von Humboldt ist von der physikalischen Klasse des kaiserl. National-Instituts an die Stelle des verstorbenen Cavendish zum Mitgliede ernannt.

He. Schmidt, ein deutscher Instrumentmacher in Paris, hat daselbst den 23 Mai einen zweyten Versuch mit seiner Maschine, vermittelst welcher man sich auf den Grund des Meeres hinablassen kann, auf dem Pont-Royal, in Gegenwart unzähliger Zuschauer und mit dem glücklichsten Erfolge angestellt. Diese Maschine ist eine menschliche Gestalt von Kupfer mit Glasaugen; die verschiedenen Theile sind mit ledernen Riemen an einander befestigt; Arme und Hände sind von Leder. Auf dem Kopfe der Figur ist eine Luftröhre befestigt, die über dem Wasser auf einem Kahne liegt. — Er hat in dieser Maschine die freyeste Bewegung, er kann vorwärts gehen, rückwärts, hinauf- und so tief er will hinabsteigen. Die kupferne Maschine selbst ist mit einem Stricke an einem beweglichen Rade befestigt, wodurch man sie hinaufziehen und hinunterlassen kann. He. Schmidt blieb eine halbe Stunde auf dem Grunde der Seine, und beantwortete auch in der größten Tiefe die Fragen, die man ihm durch ein Sprachrohr zurief; so wie er auch oft die Zeit nach seiner Taschenuhr anzeigte, ein Beweis, daß er unten alles deutlich unterscheiden konnte. Er brachte die absichtlich hineingeworfenen Sachen mit herauf, und versicherte, daß er zwey Stunden ohne die mindeste Beschwerde unten bleiben könne. — Das Journal de l'Empire bemerkt, dies sey eine Verbesserung der ganz ähnlichen kupfernen Maschine, welche die Gebrüder Periere vor mehr als 30 Jahren verfertigen, als sie die jetzt im Konservatorium der Künste befindliche Sammlung aller Kunst- und Gewerbe-Modelle anfertigen liessen.

Das Museum in London, welches man bisher nur auf ausdrückliche Erlaubniß sehen konnte, soll in Zukunft dem Publikum drey Tage wöchentlich geöffnet werden. — Unter andern befindet sich hier auch das Original der berühmten Charta magna, welches lange für verloren geachtet, und durch einen bloßen Zufall vom Untergange gerettet wurde. Man erzählt sich darüber folgendes: Sir Robert Cotton, der Stifter der nach ihm benannten berühmten Bibliothek, sahe einst bey seinem Schneider ein großes Pergament mit mehrern Siegeln, welches dieser zu Maßen verschneiden wollte. Aus Neugierde nahm Sir Robert das Pergament in die Hand, erkannte dessen Werth, und handelte es dem Schneider, der nichts davon ahnete, für einen äußerst geringen Preis ab. So wurde die Grundakte der brittischen Konstitution erhalten.

Dominique Bandi, ein veronesischer Bildhauer, hat zu Carrara eine schöne Colossal-Statue Kaiser Napoleons, für einen öffentlichen Platz in Venedig bestimmt, vollendet. Die Akademie der Künste in Carrara hat ihn zum Ehren-Mitgliede aufgenommen.

Die Sprachlehre der Sanscrita des berühmten Engländers Charles Wilkins wird von Chezy im franz. Moniteur

mit großem Lobe angezeigt; er erwähnt dabey ruhmvoll der Schlegelschen Schrift: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier, auch des Adelungschen Mithridates.

Die demagogische Mütze auf dem Fronton der Kirche St. Roch zu Paris soll verschwinden; die gothische Thurmspitze auf dem Gewölbe der heil. Kapelle, welche 1792 zugleich mit der von Notre-Dame abgenommen wurde, soll wieder hergestellt werden. Die Gerüste, welche die Platform der beyden Thürme von Notre-Dame entstellten, sind weggenommen.

Zu Anvers sind den 20 Mai mit gewöhnlicher Feyerlichkeit die Preise der Kunst-Akademie, welche ehemals so große Meister hervorgebracht hat, an siebenundzwanzig Zöglinge von dem Präfekten Hrn. Baron Argenson vertheilt worden. Die öffentlichen Gewalten und eine zahlreiche Versammlung war zugegen. Ein schönes Orchester und Trompetengeschmetter verkündeten jede Preisertheilung. Die Preise bestanden in Medaillen, Kronen und Lorderzweigen. Der Hr. Präfekt und der Sekretär der Akademie hielten Reden. Unter den Preisbewerbern befand sich auch ein sehr junges Kind aus dem Waisenhause, welches der Präfekt bey der Preisertheilung zärtlich umarmte. Es war ein höchst rührender Augenblick. Bekanntlich wird jährlich bey dieser Feyerlichkeit der Lehnstuhl des unsterblichen Rubens mit Lorbern geschmückt ausgestellt. — Die ganze Nacht hindurch hörte man nichts als Serenaden und Morgenständchen, welche den Gekrönten von ihren Kameraden gebracht wurden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt am Mayn, 12 Mai.

Der liberale Fürst schenkte dem Museum sechstausend Gulden für ein neues Local, oder künftige zweckmäßige Einrichtung.

Eben erschien der erste Theil der Verhandlungen seit zwey Jahren in einem Quartbändchen unter dem Titel: „Sammlung einiger in dem Frankfurter Museum vorgetragener Arbeiten.“ Es sind freylich noch keine herculische, wenn auch gleich von Anfang einige Hyder-Kämpfe zu bestehen waren; manches blieb weg, oder wurde bescheiden und künstlich verschwiegen. N. Vogts bündige mit glücklicher Leichtigkeit gearbeitete Reden und kurze Abhandlungen, aus sich selbst geschöpft, gehören zum Besten darin. Daß die Hälfte mehr ist als das Ganze sagt ja schon Hesiodus. Sonderbar scheint es, wie manche, schon seit geraumer Zeit in der literarischen Welt bekannte Schriftsteller, die meist keine novi homines in Literatur und Kunst sind, z. B. Ebel, Ermann, Grotefend, v. Fichard, Feyerlein, Hofmann, Kiers, Matthiä, v. Meyer, Rößing, Roth, Poppe, Wenzel ꝛc. nicht als Mitglieder dieses Instituts erscheinen. Nur Ebel ist es, ohne es zu seyn, und andere wollen ebenfalls nicht thätig mitwirken, was wol Privat- und Lokal-Ursachen haben mag; sogenannte Vereine heterogener Menschen und Dinge trennen oft nur. Ein Mitgründer und Vorsteher des Instituts wurde kurz vor Eröffnung desselben, zum Lohne für die vielen Beschwerden, leider für weitere thätige Theilnahme gelähmt. Eine karakteristische fragmentarische Geschichte dieser Anstalt könnte Interesse haben; denn es gibt Menschlein, die dem Andern die Luft nicht gönnen. Auch fehlten in der ersten und dritten Klasse die bedeutendsten hiesigen Aerzte und Buchhändler. Manche, denen das bunte Gemisch der redenden, bildenden und tönenden Künste nicht behagen wollte, traten unbefriedigt ab, und andere traten dagegen aus Neugier und zur Unterhaltung ein. Das Ganze kann bey einer starken Anzahl Mitglieder, von denen mehr als die Hälfte nicht arbeitende Liebhaber sind, und beyzeit bezahlen, auch bey fürstlicher Unterstützung, im Nothfall immer einige Zeit noch fortbestehen, wenn es auch, seinen ersten Zweck verfehlend, am Ende nur in spekulative Kunstbeschauungen und Konzerte ausarten möchte. Die gestrige Sitzung hat Horstig, der eben hier durchreisete, mit einer schönen Vorlesung, über die Quellen des Reichthums und der Armuth, beschenkt.

Eine erfreuliche literarische Erscheinung kommt von Mainz her, im Verlage des wackern Florian Kupferberg und gedruckt am rechten Rheinufer. N. Vogt schließ nämlich seine Staats-Relationen, und errichtete mit Weyel dort ein Rheinisches Archiv, von dem bereits vier Hefte erschienen, die besonders reichhaltig an historisch-, antiquarisch-, schönwissenschaftlichen und politischen Gegenständen sind und zugleich Mitarbeiter in der altdeutschen Nachbarschaft fanden; so daß dieser neue literarische Rheinbund zur Geschichte einer von der Römerzeit an merkwürdigen Gegend interessante Beyträge liefern kann.

Die zu Kassel, dem alten Drusus-Kastell, jüngst ausgegrabenen Alterthümer, und andere dazu gehörige Gegenstände sind nun in Mainz in einem vorläufig dazu passenden Local aufgestellt, was man vorzüglich dem Eifer und der Sorgfalt des Antiquars und Dichters Lehne zu danken hat.

Hundeshagen in Hanau wird hier bey Varrentrapp ein architektonisch-historisches Werk über die herrliche Barbarossa-Burg zu Gelnhausen herausgeben, worüber er eine Ankündigung nebst kleiner Probe Kupfertafeln vorangehen läßt, und wozu man dem rastlosen uneigennützigen Forscher und Künstler unterstützende Theilnehmer wünschen muß. Der Subscriptionspreis bis Ende 1810 für 13 Kupfertafeln in Folio, und etwa 24 Bogen Text, ist nur 9 fl. Jenes herrliche Denkmahl der Hohenstaufen soll auch von keinem Aufkäufer zerstört werden, wie es dem Gegenstücke in Kaiserslautern widerfuhr.

Mit den niedergerissenen Wällen und neuen Anlagen geht es hier rasch zu Ende. Ein hochgewölbtes Schutzdach nach dem andern, mit massiven Steinmassen und den alten Reichs- und Frankfurter Freyheits-Adlern prangend, alles kostbar und mühselig von den Vorvätern erbaut, stürzt zusammen. Gerettet aber blieben, durch eindringenden Vortrag eines würdigen Patrioten, die vier ehrwürdigen, dem germanischen Gränzgotte einst geweihten Wachtthurme zu nützlichem Gebrauche der Landpolizey und als mahlerisch-thronende Zierden der Gegend. Vor den Thoren umrunden sich Gärten mit angränzenden Aeckern, zierlich erweitert sich der Eingang nach der Stadt, und alles gewinnt ein lustiges Ansehen.

Die Messe wird im Ganzen gelobt, nur nicht in Kunst-Sachen. — Neue kunstschändende strafbare Verfälschungen von k. k. Obligationen will man entdeckt haben; auch beschnittene Brabanter Thaler (doch keine Dukaten) waren sichtbar. Die wachsame Polizey hat wieder zauberhafte Fänge gethan; eine lobenswerthe Nemesis. —

Beunat, von Saarburg, brachte geschmackvolle Mobilien- und Architektur-Zierrathen von Masik zum Verkaufe, auch Gobelin-Tapeten waren aufgestellt. — Fremde Thiere, ein mexikanischer stolzer Königsvogel, Kasuar, und ein bengalischer geringerter Hirsch; Wachsfiguren und Marionetten, gymnastische Künstler und Seiltänzer, Kunstreiter und Kunsthunde, belebten das Meßgewühl. — Optische Kunstgegenstände nebst der Schaukelmaschine, Katschelli, lockten die Schaulustigen; und sehenswerth war eine Camera obscura, die eine Art von lebendem Panorama darstellte.

Nro. 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Juni, 1810.

Ach, ein Tag wird erscheinen, der Miltons göttliche Werke
In der Vergessenheit Strudel hinabtaucht;
Dieser Tag wird erscheinen, eh noch an des Weltgerichts Abend
Himmel und Erden und Sterne vergehen;
Aber die Zeit mit der Sense nicht, noch die Anarchen der Dummheit
Werden sich deines Messias bemeistern.

Bodmer (an Klopstock).

Fügers Messiadische Darstellungen.

Aus schönen lichtvollen Regionen der Kunsthöhen sind uns wieder einige Gebilde erschienen: drey Blätter zur holländischen Uebersetzung des Messias, von Füger und John, die sich den nach ihrem Werthe und Gegenständen in diesen Blättern (Nro. 295 und 296 v. J. 1809) beschriebenen ersten zehen an Trefflichkeit anreihen.

Eilftes Blatt. Die Auferstehung der heiligen Väter (11ter Gesang V. 134 f. 229 f. 250 f. d. Ausg. in 4to). Seraph Gabriel verrichtet sein hohes Amt, die am Kreuze versammelt gewesenen Seelen der Heiligen zu ihren Grädern zu rufen, damit sie vereint werden mit ihren einst sterblichen Leibern. Vor einem offenen Grabe stehend, hebt er daraus ein Leichentuch hervor, mit Ernst und Sanftmuth im Blicke es zeigend den daneben knienden Stammältern des Menschengeschlechts und ihrer Sterblichkeit. Im Staube liegen sie noch, Adam betäubt, Eva zuerst erwachend dem ewigen Lichte, in Entzücken verloren, eine himmlische Gestalt! Hinter ihr steht Abel. — Ueber diesem hier schweben in ätherisch leichtem Fluge die Seelen der Väter; voran Moses und David, zurückblickend nach dem Schlachtopfer auf Golgatha, der Erfüllung ihrer prophetischen Gesichte. — Lichtvolle Wolken umfließen, tragen, beleuchten mit sanftem Schimmer die Scene, von dem Künstler groß gedacht und in allen ihren Theilen herrlich ausgeführt.

Zwölftes Blatt. Nikodemus und Joseph von Arimathia bringen die Dornenkrone in die Versammlung der Jünger (12ter Ges. V. 235 f. 370 f.) Ein heilig frommer Schauder durchbebt mich beym Anblicke dieses herrlichen Blattes. Mit sanft abstralendem Lichte von der auf hoher Säule stehenden Lampe wird das Ganze nur schwach beleuchtet. Mit Joseph tritt Nikodemus ein, tief verhüllt beyde, die Dornenkrone auf den Maria entgegengehaltenen Händen tragend. Die Mutter der Schmerzen will sie mit dem Schleyer decken, „die tödtende Krone," und sinkt mit brechendem Knie, aber großgehaltnem Schmerze, dem hinter ihr stehenden Johannes in die Arme. Magdale kniet daneben mit ringenden Händen; Petrus sitzt vorwärts gebückt, das Gesicht mit beyden Händen bedeckend auf den Stufen. — Welch ein Ausdruck Aller! welche Kunst der Beleuchtung, der Drapperien! Alles in diesem Blatte ist in Klopstocks Geist empfunden, aufgefaßt, dargestellt. — Erhabener! hätte ich dein Entzücken über diese Fügersche Bildung theilen können, so wie ich sie theilte deine Freude über die Zustimmung des großen Künstlers zu unserm Antrage, für die Messiade zu zeichnen, und bey dem Empfange der drey Probeblätter der ersten Gesänge!

Dreyzehntes Blatt. Der römische Hauptmann Curius und die Wache bringen der Priester-Versammlung die Kunde: „offen sey das Grab, und ohne den Todten!" (13ter Ges. V. 898 f. 961 f.) Schrecken, Wuth, Verzweiflung verbreiten sich unter der blutigen Rotte, auf die der kraftvolle edle Römer verachtend blickt; — vor ihm der mit grimmigem Ungestüm sich abwendende, vom Racheblicke des ungesehenen Todesengels Obaddon getroffene Phlo, der sich nun erdolchte.

Hamburg. M.

Der Engländer erste Landung in Irland.

(Beschluß.)

Kaum hatte Dermod seine Provinz unterworfen, als sein Ehrgeiz den kühnern Plan ergriff, Ansprüche auf Connaught geltend zu machen und dem Oberkönige die Herrschaft zu entreißen. Seine britischen Bundesfreunde riethen zu weiser Zögerung, und zur Vertagung seiner Absichten bis zur Ankunft englischer Verstärkung. Dermod wandte sich noch einmal an Richard, und Strongbow, gereizt von dem Kriegsglücke seiner Landsleute, rüstete sich jetzt, der Aufforderung des irischen Häuptlings zu folgen. König Heinrich aber, eifersüchtig auf die Macht seiner Unterthanen, versagte dem Grafen seine Einwilligung, und entließ ihn endlich mit zweydeutigen Worten, die Richard als Billigung deutete. Strongbow sammelte eine Menge Abenteurer in Wales, und landete im August 1171 bey Waterford. Dermod kam mit seinem Heere den neuen Bundesgenossen entgegen, und als er seine Tochter dem Grafen vermählt hatte, gingen alle vereinigt auf Dublin los, gegen dessen Einwohner der Fürst von Leinster erbittert war. Die Stadt wurde im Sturme erobert, und fiel unter Strongbows Herrschaft. Ein verwüstender Strom, wälzte das Heer der Verbündeten sich über die Gränzen von Leinster. Unruhig sah Roderich die Gefahr seinem eigenen Gebiete nahe rücken; aber vielleicht war's eine demüthigende Erfahrung, welche er, zum Entsatze von Dublin herbeyeilend, über die Unzuverlässigkeit seiner dienstpflichtigen Vasallen gemacht hatte, was ihn eben so sehr als sein furchtsames Gemüth verleitete, durch Worte den Sturm zu beschwören, der jetzt noch, aber nie, durch Muth und Energie gebändigt werden konnte. Er sandte dem Fürsten von Leinster den ohnmächtigen Befehl, sich zu entfernen, mit dem Tode des Sohnes drohend, der als Geisel in Connaughe lebte. Vergebens suchte er das Vaterherz seines Feindes zu beunruhigen; der rohe Häuptling schickte ihm trotzige Antwort, und sein unschuldiger Sohn ward, nach einigen irländischen Nachrichten, ein Opfer barbarischer Sitten.

Diese Grausamkeit konnte nur die Gemüther von Roderich abwenden, der sein Ansehen immer tiefer sinken sah, und entweder nichts that, seine Macht zu schützen, oder vergebliche Anstrengungen machte. Die untergeordneten Häuptlinge sahen der Herrschaft unvermeidlichen Wechsel mit Gleichgültigkeit voraus, einige, von Eifersucht verblendet, mit boshafter Freude. Nicht empörtes Nationalgefühl war's, was den ersten großen Bund der Iren gegen die Fremdlinge knüpfte; äußere günstige Umstände machten es einem erleuchteten Manne möglich, seinen Landsleuten die Mittel zu zeigen, kräftig für ihres Landes Befreyung zu handeln.

Die raschen Siege seiner Unterthanen weckten Heinrichs Eifersucht. Er fürchtete, es werde Graf Richard sich ganz Irland unterwerfen, und eine unabhängige Herrschaft gründen. Mit scheinbarem Unwillen verbot er jedem englischen Schiffe, Soldaten und Kriegsbedürfnisse auf die irische Küste zu bringen, und befahl allen seinen Unterthanen, die in Irland waren, bis zum nächsten Osterfeste nach England zurückzukehren, bey Strafe ewiger Acht und Verbannung. Strongbow wurde alsbald von vielen englischen Rittern verlassen, und als in derselbigen Zeit sein Schwiegervater Dermod starb, verließen ihn auch fast alle Irer. Es verschwand die Aussicht, sich als Oberherr des Gebietes von Leinster anerkannt zu sehen; Mangel an Bedürfnissen drängte ihn, und ein furchtbarer Sturm schien den Abenteuern des bisher verwöhnten Lieblings des Glückes zu drohen.

In diesem entscheidenden Augenblicke, als England und Irland den verlassenen Haufen befeindeten, da zeigte ein Irländer einen Vaterlandssinn, der ihn hoch erhob über seine schlaffen Zeitgenossen. Lorenz O' Tuathail (bey den Engländern, O' Tool) war der Name des Patrioten, den die Geschichte nicht vergißt, die nach Gesinnung und Willen, nicht allein nach dem Erfolge, Verdienstkronen austheilt. Südlichen Stammes, war er früh zum Erzbisthum von Dublin gelangt, aber Talent und Geistesbildung machten ihn der Stelle würdig. Gränzenlose Gastfreyheit, vereint mit bescheidenem freundlichen Wesen, erwarb ihm der Großen Zuneigung, und diese bedeutenden Einfluß in die öffentlichen Angelegenheiten. Würdevoll ohne Stolz, fromm ohne Heucheley, fand er immer und überall Ehrerbietung, und selbst von Feinden erzwang er Segens-Wünsche; denn er befeindete Niemand als die Feinde seines Vaterlandes. Das Ansehen, welches ihm der gediegene Karakter seiner Grundsätze und seines Betragens gewann, benutzte er nicht blos in dem Wirkungskreise seines Amtes, sondern auch zur Verbesserung der Lage seiner Landsleute, und arbeitete unermüdet, die Wuth der Parteyen zu besänftigen und den rohen Ehrgeiz zu zügeln. Als die Engländer den ersten Angriff auf sein Vaterland wagten, wollte er die entzweyten Häuptlinge bewegen, ihre kleinen Zwiste vergessend sich gegen den gemeinsamen Feind zu verbünden. Seine Zeitgenossen waren nicht so unwissend, die Weisheit seines Rathes zu verkennen, aber nicht aufgeklärt genug, den Weg zu betreten, den er ihnen vorzeichnete. Jetzt, als die Lage der Fremdlinge unerwartet so mißlich wurde, jetzt erwachte seine Hoffnung, einen vaterländischen Bund zu stiften zur Vertreibung des kleinen Haufens. Sein Wunsch war Irlands Unabhängigkeit, und das ganze gemeinsame Vaterland umfaßte der Wunsch des wackern Mannes. Er eilte von Provinz zu Provinz, von einem Häuptlinge zum andern. Noch sey es nicht zu spät, sagte er ihnen, zu einer großen edeln That sich zu ermannen. Ihre gegenseitige Erbitterung, ihre unzeitige Eifersucht müßten sie überwinden, und leicht würden sie siegen über

den gemeinen Feind. Die Gelegenheit sollten sie ergreifen, denn jetzt oder nie könnten sie die stolzen Fremdlinge vertilgen. Mochten sich die Britten rühmen, es habe das Schicksal ihnen die Obergewalt über die Nachbarinsel bestimmt; nein, sollten die Iren Sklaven werden, so sey es nicht äußere Gewalt, was sie bezwinge, sondern innere Zwietracht.

Die Worte des Bischofs begeisterten alle Gemüther. Als er unter seinen Landsleuten den Vaterlandssinn kräftig erweckt hatte, sandte der kluge O' Tuathail Abgeordnete an den normännischen Beherrscher der Insel Man und der Hebriden, um ihn durch geschickte Vorstellung eigener Gefahr zu bewegen, Dublin von der Seeseite einzuschließen.

Strongbow warf sich in die Stadt mit aller Mannschaft und allen Vorräthen, die er aufbringen konnte. Eine normännische Flotte sperrte den Hafen, und ein großes irländisches Heer, mit Roderichs Kriegsvölkern vereint, umschloß die Stadt zu Lande. Lorenz O' Tuathail bewies, daß er nicht mit Worten allein, sondern auch mit Thaten sein Vaterland retten wollte. Gerüstet erschien er voll Heldensinn an der Spitze eines mächtigen Heerhaufens; und nie vielleicht führten Priesterhände, in jenen Zeiten oft bewaffnet, das Schwert für eine so glorreiche Sache. *) Die Noth der Belagerten wuchs mit jedem Tage, und als das Heer der verbündeten Irländer zwey Monate vor Dublin gelegen hatte, ohne einen Sturm zu wagen, da ward von den gedrängten Britten des Erzbischofs Vermittlung angerufen. Strongbow wollte den irländischen Oberkönig als seinen Herrn erkennen, und Leinster von ihm zu Lehen nehmen. O' Tuathail übernahm die Vermittelung, und brachte schnell die Antwort zurück, an welcher er selbst wahrscheinlich mehr Antheil hatte, als sein König. „Die Britten sollten sogleich alle feste Plätze übergeben, und dann, allen Ansprüchen entsagend, ungekränkt die Insel verlassen; sonst wollte Roderich stürmen und alles dem Schwerte opfern."

Schweigend sahen sich die Britten an, als dem Kriegsrathe diese Antwort gebracht wurde. Scham und Schmerz preßten die Brust jedem der muthvollen Krieger bey dem Gedanken, den niemand auszusprechen wagte in dem schmählichen Worte: Ergebung. Da brach endlich der tapfere Fitz-Gerald das Schweigen. „Was sollen wir thun? rief er. Sollen wir uns, Gnade flehend, beugen vor dem unversöhnlichen Feinde? Lieber tausendmal gestorben, als gelebt in Entehrung! Wohlan, müssen wir vergehen vor Hunger, wenn wir länger ausharren in diesen Mauern, so laßt uns denn auf einmal untergehn, wie es freygebornen Männern ziemt; laßt uns die letzte Kraft aufbieten, uns selbst zu retten und die biedern Waffenbrüder, die in Werford gedrängt werden. Hinaus gegen die Feinde! Finden wir sie unvorbereitet, dann ist unser ein ruhmlicher Sieg; wo nicht, so fallen wir als Männer, und sterben nicht als Hunde."

Diese kräftigen Worte entschieden. Am folgenden Morgen wagten die Engländer den Angriff auf das Lager der Iren. Nur sechshundert Krieger konnten sie aufbieten, aber sechshundert, von einem Heldengedanken begeistert, waren genug. Die Tausende, welche sorglos vor der Stadt lagen, waren nicht von gleichem Geiste beseelt; jeder Häuptling führte seinen Haufen, unbekümmert um das Heil und die Ehre der Verbündeten, in welchen seine Eifersucht noch immer die Nebenbuhler sah. Der Angriff war unerwartet. König Roderich badete sich gemächlich im Liffey, und mußte nackt aus dem Flusse springen, um seine Kriegsvölker zu ereilen, die entrüstet flohen. Die andern Häuptlinge, als sie des Königs Flucht vernahmen, brachen eilig auf, ohne einen Schwertschlag für des Vaterlandes Rettung zu wagen, und liessen den Britten ein reiches Lager zur Beute.

Noch vor diesem unerwarteten Siege hatte Strongbow einen Vertrauten an seinen unwilligen König gesandt, um ihn zu versichern, daß er und seine Bundesfreunde stets nur für Heinrich gestritten, und alle Eroberungen, als treue Vasallen, in des Königs Hände legen wollten. Die Abgeordneten kamen, noch während der Belagerung von Dublin, zurück ohne beruhigende Antwort; aber während Graf Richard sein Siegesglück verfolgte, rüstete sich Heinrich, jetzt freyer von innern und auswärtigen Kriegen, zur Landung in Ireland. Von einem zahlreichen Heere begleitet, betrat er im Oktober 1172 den Boden der Insel. Die englischen Abenteurer behielten ihre Eroberungen als Lehen der Krone, und die muthlosen irischen Häuptlinge, jeden Gedanken an Widerstand aufgebend, eilten einer dem andern zuvor, sich dem mächtigen fremden Könige als Vasallen, oder als Zinspflichtige, zu unterwerfen.

Die Nation hatte so lange schon die Landungen und Ansiedlungen der Ostmänner — wie man die nordischen Seefahrer nannte — gesehen, und war so unempfänglich für Gemeingeist, daß der Angriff der Engländer sie wenig überraschen konnte, und längst gewöhnt an gewaltsamen Wechsel der Gebieter, machte es sie wenig empören, daß sich der englische König zu ihrem Oberherrn aufwarf. Wäre sie nur, einmal zum Verluste ihrer Selbstständigkeit reif, sogleich völlig unterworfen worden; hätte Heinrich so über die ganze Insel herrschen können, wie er über die englischen Ansiedler in Ireland gebot: so würde dem ganzen Volke die Wohlthat englischer Gesetze geworden seyn, die Civilisirung des Landes schnellere Fortschritte gemacht haben, und Sieger

*) Lorenz zeigte bey allem Wechsel des Schicksals gleichen Eifer für sein Vaterland. Er ging späterhin nach England, um dem Könige die Beschwerden der Iren vorzulegen, und auf der Kirchenversammlung im Lateran 1179 sprach er mit Nachdruck über die Ungerechtigkeit der Engländer in der Behandlung seines Vaterlandes. Dafür strafte ihn Heinrich, und der Patriot starb als Verbannter.

und Besiegte wären längst in ein Volk verschmolzen. Aber Heinrich hatte bey seiner Abreise aus Irland *) nicht einen Fuß breit Landes mehr, als den englischen Waffen bey seiner Ankunft unterworfen war. Roderich blieb noch eine Zeitlang unabhängig in den Gebirgen von Connaught **), und die irischen Fürsten, die sich dem englischen Könige mit Lehnspflicht verbanden, behielten in ihren Gebieten alle die rohen Rechte, welche sie vorher besessen hatten. Bis zu Elisabeths Regierung war nur etwa ein Drittheil der Insel englischer Herrschaft und englischen Gesetzen völlig unterthan. Vierhundert Jahre lang mußte das unglückliche Land unter furchtbarn in jedem günstigen Augenblicke erneuten Kämpfen um die Herstellung der einmal verlornen Freyheit verbluten. Einheimische Unruhen und auswärtige Kriege waren es nicht allein, was die englischen Könige abhielt, kräftige Maßregeln zu Irelands Unterwerfung zu nehmen; sie verkannten den Werth des trefflichen Eilands, während Frankreich, wo doch nach weiser Berechnung keine dauernde Eroberungen zu machen waren, den Ehrgeiz der kriegerischen Beherrscher reizte. Wie hätten sonst die ungebildeten Iren den glücklichen Eduarden (I, III) dem mächtigen Heinrich (V) widerstehen mögen? Es gab eine Zeit, wo verblendete Politiker behaupteten, England würde glücklich seyn, wenn Irland in den Abgrund des Meeres versänke, und in Cromwells Tagen that Jemand den fanatischen Vorschlag, das ganze Geschlecht der Eingebornen auszurotten und die Insel mit Juden zu bevölkern. Diese ungerechte Geringschätzung des herrlichen Landes und seiner bildsamen Bewohner war bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in allen Maßregeln der Regierung oft empörend sichtbar; sie theilt mit andern Mißgriffen in der Staatsverwaltung und einer oft kleinlichen Eifersucht der englischen Machthaber ***) die Schuld, daß zwischen Engländern und Iren, trotz der politischen Union, noch immer nicht Union der Gemüther gegründet ist, daß diese in jenen nicht die Mitbürger, nur die selbstsüchtigen Zwingherren sehen, und Irland nur noch ein roher Diamant ist in der brittischen Krone.

Dresden. W. Lindau.

*) Am Ostern 1173.

**) Erst zwey Jahre nachher unterwarf er sich als Vasall. Der Friedensvertrag bey Rymer I, S. 13 ff.

***) Nur ein merkwürdiges Beyspiel. Irland, von der Natur zur Erzeugung der Schafwolle begünstigt, hatte besonders in den südlichen Landschaften viele Wollenmanufakturen, und die Ausfuhr der Fabrikate, welche sie lieferten, war vor den innern Kriegen im siebzehnten Jahrhunderte nicht unbedeutend. Dies reizte die Eifersucht des englischen Parlaments, und Wilhelm III ward in einer Adresse gebeten, diesen Zweig des aufblühenden irischen Kunstfleißes durch strenge Verbote zu zerstören. Die Antwort war: „Der König wolle alles thun, was an ihm liege, die irländischen Wollenmanufakturen herunterzubringen.“ Und also geschah's.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 5 Mai.

Am Montage war die erste Vorstellung des Lustspieles in 3 Akten: Die Zeichen der Ehe — wenn Referent nicht ganz irrt, von Steigentesch, wenigstens ist ihm die Erzählung unter diesem Titel im ersten Bändchen der Erzählungen von Steigentesch ganz genau bekannt — Schade, daß dieses Lustspiel drey Akte hat. Ein Akt würde befriedigen, drey desselben müssen lange Weile machen. Hier thaten sie es, und deshalb gefiel das Stück nicht. Manche Aeußerung, zum Beyspiele die, daß der Sohn des Kammerherrn seinen Vater in die Waden gebissen habe, wurde mißfällig aufgenommen, und trotz des guten Spiels der Herrn Beschort und Unzelmann (Baron Dolft und Kammerherr) und der Mad. Schröckh (Louise), wird die erste Vorstellung wol auch die letzte gewesen seyn. Da ist nun einmal wieder ein Original-Lustspiel ohne Erfolg gegeben worden. Das an demselben Abend gegebene neue Ballet oder pantomimische Divertissement: Der Verein des Tanzes mit der Musik — dem Vernehmen nach von der Tänzerinn Mad. Clauce erfunden, gefiel mit Recht in einem hohen Grade. Die sinnvolle Anordnung war mit einer fleißigen Ausführung in Harmonie. Es waltet Geschmack und Kunstsinn in diesem Produkte, dessen Fabel folgende ist. Der Bildhauer Dädalus (warum nicht Pygmalion?) ist mit den vollendeten Figuren des Orpheus und der Terpsichore so zufrieden, daß er zu den Göttern fleht, seine Geschöpfe zu beleben; er ist erhört, und Minerva steigt hernieder, sie zu verbinden. Das Fest dieses Vereines gibt Veranlaßung zu Tänzen und Belustigungen. Eine junge hübsche Solotänzerinn, Dlle. Habermaß, eine Schülerinn der Mad. Clauce, debutirte als Terpsichore; sie besaß sowol durch ihre Virtuosität als durch ihre Reize — die indessen ein wenig zu unverhüllt, selbst für eine Tänzerinn waren — alle Versammelte. Dem Referenten gefielen die ächtantiken Gruppirungen, so wie im Ganzen die geschmackvollen, glänzenden Dekorationen und das hellenische Kostume verdienten Beyfall.

Der Professor Hartung beging am 1 Mai die 25jährige Stiftungsfeyer seines Schul-Instituts, von der hier deshalb die Rede ist, weil eine Menge gebildeter Berliner, die entweder in dieser Anstalt ihre erste Bildung erhielten, oder ihre Kinder, Geschwister und Freunde darin wissen, an diesem Feste Theil nahmen. Das Locale war im elegant dekorirten Saale des Logenhauses der drey Weltkugeln. Die Prüfungen der Zöglinge machten den Anfang der Feyerlichkeit; dann wurde eine zweckmäßige, vom Musikdirektor Seidel komponirte, Cantate von Gubitz ausgeführt, eine Rede von dem Jubel-Lehrer gesprochen und ein Choral zur Cantate gehörig gesungen. Eine solche Feyerlichkeit hat, auch selbst für die Bürger einer Residenz, viel Herzliches, indem sie eine Menge von Menschen in einem Punkte wohlthätiger Rührung und dankbarer Erinnerung eint; und man sollte zur Erweckung reiner Freude, und zu süsser Erinnerung an die Wonnen und Leiden der frühern Jugend keinen ausgezeichneten Moment ungenützt vorbeyschwinden lassen. Bey diesem Stiftungsfeste sah man Freudenthränen in den Augen glücklicher Mütter, und die in der Prüfung wohlbestandenen Zöglinge sahen sich im Empfange der allgemeinen öffentlichen Achtung so hoch gestellt, alle schienen so glücklich, daß kein Einziger der fremden Besucher frey von einer sanften Bewegung blieb. Je seltener solche Augenblicke sind, um so schöner sind sie.

Die Gebrüder Bohrer, Musiker von Ruf, sind hier angekommen und geben morgen ein Konzert.

Extra-Beylag
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände.

1810. Nro. 8.

Anzeige und Uebersicht des Goethischen Werkes zur Farbenlehre. Tübingen, bey Cotta, 1810, in 8. I. Band. S. XLVIII. 654. II. Band. S. XXVIII. 757. Ein Heft mit XVI illuminirten Kupfertafeln und deren Erklärung.

Einem jeden Autor ist vergönnt, entweder in einer Vorrede oder in einer Rekapitulation, von seiner Arbeit, besonders wenn sie einigermaßen weitläuftig ist, Rechenschaft zu geben. Auch hat man es in der neuern Zeit nicht ungemäß gefunden, wenn der Verleger dasjenige, was der Aufnahme einer Schrift günstig seyn könnte, gegen das Publikum in Gestalt einer Ankündigung äußerte. Nachstehendes dürfte wol in diesem doppelten Sinne gelten.

Dieses, Ihro Durchlaucht der regierenden Herzogin von Weimar gewidmete Werk beginnt mit einer Einleitung, in der zuvörderst die Absicht im Allgemeinen dargelegt wird. Sie geht kürzlich dahin, die chromatischen Erscheinungen in Verbindung mit allen übrigen physischen Phänomenen zu betrachten, sie besonders mit dem, was uns der Magnet, der Turmalin gelehrt, was Elektricität, Galvanismus, chemischer Prozeß uns offenbart, in eine Reihe zu stellen, und so durch Terminologie und Methode eine vollkommnere Einheit des physischen Wissens vorzubereiten. Es soll gezeigt werden, daß bey den Farben, wie bey den übrigen genannten Naturerscheinungen, ein Heben und Drüben, eine Vertheilung, eine Vereinigung, ein Gegensatz, eine Indifferenz, kurz eine Polarität statt habe, und zwar in einem hohen, mannigfaltigen, entschiedenen, belehrenden und fördernden Sinne. Um unmittelbar zur Sache zu gehen, so werden Licht und Auge als bekannt und anerkannt angenommen.

Das Werk theilt sich in drey Theile, den didaktischen, polemischen und historischen, deren Veranlassung und Zusammenhang mit wenigem angezeigt wird.

Didaktischer Theil.

Seit Wiederherstellung der Wissenschaften ergeht an einzelne Forscher und ganze Societäten immer die Forderung: man solle sich treu an die Phänomene halten und eine Sammlung derselben naturgemäß aufstellen. Die theoretische und praktische Ungeduld des Menschen aber hindert gar oft die Erreichung eines so löblichen Zwecks. Andere Fächer der Naturwissenschaft sind glücklicher gewesen als die Farbenlehre. Der einigemal wiederholte Versuch, die Phänomene zusammenzustellen, hat aus mehreren Ursachen nicht recht glücken wollen. Was wir in unserm Entwurf zu leisten gesucht, ist folgendes:

Daß die Farben auf mancherley Art und unter ganz verschiedenen Bedingungen erscheinen, ist Jedermann auffallend und bekannt. Wir haben die Erfahrungsfälle zu sichten uns bemüht, sie, in sofern es möglich war, zu Versuchen erhoben, und unter drey Hauptrubriken geordnet. Wir betrachten demnach die Farben, unter mehreren Abtheilungen, von der physiologischen, physischen und chemischen Seite.

Die erste Abtheilung umfaßt die physiologischen, welche dem Organ des Auges vorzüglich angehören und durch dessen Wirkung und Gegenwirkung hervorgebracht werden. Man kann sie daher auch die subjektiven nennen. Sie sind unaufhaltsam flüchtig, schnell verschwindend. Unsere Vorfahren schrieben sie dem Zufall, der Phantasie, ja einer Krankheit des Auges zu und benannten sie darnach. Hier kommt zuerst das Verhältniß des großen Gegensatzes von Licht und Finsterniß zum Auge in Betrachtung; sodann die Wirkung heller und dunkler Bilder aufs Auge. Dabey zeigt sich denn das erste, den Alten schon bekannte Grundgesetz, durch das Finstere werde das Auge gesammelt, zusammengezogen, durch das Helle hingegen entbunden, ausgedehnt. Das farbige Abklingen blendender farbloser Bilder wird sodann mit seinem Gegensatze vorgetragen; hierauf die Wirkung farbiger Bilder, welche gleichfalls ihren Gegensatz hervorrufen, gezeigt, und dabey die Harmonie und Totalität der Farbenerscheinung, als der Angel, auf dem die ganze Lehre sich bewegt, ein für allemal ausgesprochen. Die farbigen Schatten, als merkwürdige Fälle einer solchen wechselseitigen Forderung, schliessen sich an; und durch schwachwirkende gemäßigte Lichter wird der Uebergang zu den subjektiven Höfen gefunden. Ein Anhang sondert die nah verwandten pathologischen Farben von den physiologischen; wobey der merkwürdige Fall besonders zur Sprache kommt, daß einige Menschen gewisse Farben von einander nicht unterscheiden können.

Die zweyte Abtheilung macht uns nunmehr mit den physischen Farben bekannt. Wir nannten diejenigen so, zu deren Hervorbringung gewisse materielle, aber farblose Mittel nöthig sind, die sowol durchsichtig und durchscheinend als undurchsichtig seyn können. Diese Farben zeigen sich nun schon objektiv wie subjektiv, indem wir sie sowol ausser uns hervorbringen und für Gegenstände ansprechen, als auch dem Auge zugehörig und in demselben hervorgebracht annehmen. Sie müssen als vorübergehend, nicht festzuhaltend angesehen werden, und heißen deswegen apparente, flüchtige, falsche, wechselnde Farben. Sie schliessen sich unmittelbar an die physiologischen an, und scheinen nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben.

Hier werden nun die dioptrischen Farben, in zwey Klassen getheilt, aufgeführt. Die erste enthält jene höchst wichtigen Phänomene, wenn das Licht durch trübe Mittel fällt, oder wenn das Auge durch solche hindurchsieht. Diese weisen uns auf eine der großen Naturmaximen hin, auf ein Urphänomen, woraus eine Menge von Farbenerscheinungen, besonders die atmosphärischen, abzuleiten sind. In der zweyten Klasse werden die Refraktionsfälle erst subjektiv, dann objektiv durchgeführt und dabey unwidersprechlich gezeigt: daß kein farbloses Licht, von welcher Art es auch sey, durch Refraktion eine Farbenerscheinung hervorbringe, wenn dasselbe nicht begränzt, nicht in ein Bild verwandelt worden. So bringt die Sonne das prismatische Farbenbild nur in sofern hervor, als sie selbst ein begränztes leuchtendes und wirksames Bild ist. Jede weisse Scheibe auf schwarzem Grund leistet subjektiv dieselbe Wirkung.

Hierauf wendet man sich zu den paroptischen Farben. So heißen diejenigen, welche entstehen, wenn das Licht an einem undurchsichtigen farblosen Körper gestreift: sie wurden bisher einer Beugung desselben zugeschrieben. Auch in diesem Falle finden wir, wie bey den vorhergehenden, eine Randerscheinung, und sind nicht abgeneigt, hier gleichfalls farbige Schatten und Doppelbilder zu erblicken. Doch bleibt dieses Kapitel weiterer Untersuchung ausgesetzt.

Die epoptischen Farben dagegen sind ausführlicher und befriedigender behandelt. Es sind solche, die auf der Oberfläche eines farblosen Körpers durch verschiedenen Anlaß erregt, ohne Mittheilung von außen, für sich selbst entspringen. Sie werden von ihrer leisesten Erscheinung bis zu ihrer hartnäckigsten Dauer verfolgt, und so gelangen wir zu

Der dritten Abtheilung, welche die chemischen Farben enthält. Der chemische Gegensatz wird unter der ältern Formel von Acidum und Alcali ausgesprochen, und der dadurch entspringende chromatische Gegensatz an Körpern eingeleitet. Auf die Entstehung des Weissen und Schwarzen wird hingedeutet; dann von Erregung der Farbe, Steigerung und Culmination derselben, dann von ihrem Hin- und Wiederschwanken, nicht weniger von dem Durchwandern des ganzen Farbenkreises gesprochen; ihre Umkehrung und endliche Fixation, ihre Mischung und Mittheilung, sowol die wirkliche als scheinbare, betrachtet, und mit ihrer Entziehung geschlossen. Nach einem kurzen Bedenken über Farben-Nomenclatur wird angedeutet, wie aus diesen gegebenen Ansichten sowol unorganische als organische Naturkörper zu betrachten und nach ihren Farbeäußerungen zu beurtheilen seyn möchten. Physische und chemische Wirkung farbiger Beleuchtung, ingleichem die chemische Wirkung bey der dioptrischen Achromasie, zwey höchst wichtige Kapitel, machen den Beschluß. Die chemischen Farben können wir uns nun objektiv als den Gegenständen angehörig denken. Sie hießen sonst Colores proprii, materiales, veri, permanentes, und verdienen wol diesen Namen, denn sie sind bis zur spätesten Dauer festzuhalten.

Nachdem wir dergestalt zum Behuf unsers didatischen Vortrages die Erscheinungen möglichst auseinander gehalten, gelang es uns doch, durch eine solche naturgemäße Ordnung sie zugleich in einer stätigen Reihe darzustellen, die flüchtigen mit den verweilenden, und diese wieder mit den dauernden zu verknüpfen, und so die erst sorgfältig gezogenen Abtheilungen für ein höheres Anschaun wieder aufzuheben.

In einer vierten Abtheilung haben wir, was bis dahin von den Farben unter mannigfaltigen besondern Bedingungen bemerkt worden, im Allgemeinen ausgesprochen und dadurch eigentlich den Abriß einer künftigen Farbenlehre entworfen.

In der fünften Abtheilung werden die nachbarlichen Verhältnisse dargestellt, in welchen unsere Farbenlehre mit dem übrigen Wissen, Thun und Treiben zu stehen wünschte. Den Philosophen, den Arzt, den Physiker, den Chemiker, den Mathematiker, den Techniker laden wir ein, an unserer Arbeit Theil zu nehmen und unser Bemühen, die Farbenlehre dem Kreis der übrigen Naturerscheinungen einzuverleiben, von ihrer Seite zu begünstigen.

Die sechste Abtheilung ist der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farbe gewidmet, woraus zuletzt die ästhetische hervorgeht. Hier treffen wir auf den Maler, dem zu Liebe eigentlich wir uns in dieses Feld gewagt, und so schließt sich das Farbenreich in sich selbst ab, indem wir wieder auf die physiologischen Farben und auf die naturgemäße Harmonie der sich einander fordernden, der sich gegenseitig entsprechenden Farben gewiesen werden.

Polemischer Theil.

Die Naturforscher der ältern und mittlern Zeit hatten, ungeachtet ihrer beschränkten Erfahrung, doch einen freyen Blick über die mannigfaltigen Farbenphänomene und waren auf dem Wege, eine vollständige und zulängliche Sammlung derselben aufzustellen. Die seit einem Jahrhundert herrschende Newtonische Theorie hingegen gründete sich auf einen beschränkten Fall und beeinträchtigte alle die übrigen Erscheinungen um ihre Rechte, in welche wir sie durch unsern Entwurf wieder einzusetzen getrachtet. Dieses war nöthig, wenn wir die hypothetische Verzerrung so vieler herrlichen und erfreulichen Naturphänomene wieder ins Gleiche bringen wollten. Wir konnten nunmehr mit desto größerer Sicherheit an die Controvers gehn, welche wir, ob sie gleich auf verschiedene Weise hätte eingeleitet werden können, nach Maßgabe der Newtonischen Optik führen, indem wir diese Schritt vor Schritt polemisch verfolgen und das Irrthumsgespinnst, das sie enthält, zu entwirren und aufzulösen suchen.

Wir halten es räthlich, mit wenigem anzugeben, wie sich unsere Ansicht, besonders des beschränkten Refraktions-Falles, von derjenigen unterscheide, welche Newton gefaßt, und die sich durch ihn über die gelehrte und ungelehrte Welt verbreitet hat.

Newton behauptet, in dem weissen farblosen Lichte überall, besonders aber in dem Sonnenlicht, seyen mehrere verschiedenfarbige Lichter wirklich enthalten, deren Zusammensetzung das weisse Licht hervorbringe. Damit nun diese bunten Lichter zum Vorschein kommen sollen, setzt er dem weissen Licht gar mancherley Bedingungen entgegen: vorzüglich brechende Mittel, welche das Licht von seiner Bahn ablenken; aber diese nicht in einfacher Vorrichtung. Er gibt den brechenden Mitteln allerley Formen, den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannigfaltige Weise ein; er beschränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, durch winzige Spalten, und nachdem er es auf hunderterley Art in die Enge gebracht, behauptet er: alle diese Bedingungen hätten keinen andern Einfluß, als die Eigenschaften, die Fertigkeiten des Lichts rege zu machen, so daß sein Inneres aufgeschlossen und sein Inhalt offenbart werde.

Die Lehre dagegen, die wir mit Ueberzeugung aufstellen, beginnt zwar auch mit dem farblosen Lichte, sie bedient sich auch äußerer Bedingungen, um farbige Erscheinungen hervorzubringen; sie gesteht aber diesen Bedingungen Werth und Würde zu. Sie maßt sich nicht an, Farben aus dem Lichte zu entwickeln, sie sucht vielmehr durch unzählige Fälle darzuthun, daß die Farbe zugleich von dem Lichte und von dem, was sich ihm entgegenstellt, hervorgebracht werde.

Also, um bey dem Refraktionsfalle zu verweilen, auf welchen sich die Newtonische Theorie doch eigentlich gründet, so ist es keineswegs die Brechung allein, welche die Farbenerscheinung verursacht; vielmehr bleibt eine zweyte Bedingung unerläßlich, daß nämlich die Brechung auf ein Bild wirke und ein solches von der Stelle wegrucke. Ein Bild entsteht nur durch Gränzen, und diese Gränzen übersieht Newton ganz, ja er läugnet ihren Einfluß. Wir aber schreiben dem Bilde sowol als seiner Umgebung, der Fläche sowol als der Gränze, der Thätigkeit sowol als der Schranke, vollkommen gleichen Einfluß zu. Es ist nichts anders als eine Randerscheinung, und keines Bildes Mitte wird farbig, als insofern die farbigen Ränder sich berühren oder übergreifen. Alle Versuche stimmen uns bey. Je mehr wir sie vermannigfaltigen, desto mehr wird ausgesprochen, was wir behaupten, desto planer und klarer wird die Sache, desto leichter wird es uns, mit diesem Faden an der Hand, auch durch die polemischen Labirinthe mit Heiterkeit und Bequemlichkeit hindurchzukommen. Ja wir wünschen nichts mehr, als daß der Menschenverstand von den wahren Naturverhältnissen, auf die wir dringend immer zurückkehren, geschwind überzeugt, unsern polemischen Theil, an welchem freylich noch manches nachzuholen und schärfer zu bestimmen wäre, bald für überflüssig erklären möge.

Historischer Theil.

War es uns in dem didaktischen Entwurfe schwer geworden, die Farbenlehre oder Chromatik, in der es übrigens wenig oder nichts zu messen gibt, von der Lehre des natürlichen und künstlichen Sehens, der eigentlichen Optik, worin die Meßkunst großen Beystand leistet, möglichst zu trennen und sie für sich zu betrachten; so begegneten wir dieser Schwierigkeit abermals in dem dritten, historischen Theile, da alles, was uns aus älterer und neuerer Zeit über die Farben berichtet worden, sich durch die ganze Naturlehre und besonders durch die Optik gleichsam nur gelegentlich durchschmiegt, und für sich beynahe niemals Masse bildet. Was wir daher auch sammelten und zusammenstellten, blieb allzusehr Bruchwerk, als daß es leicht hätte zu einer Geschichte verarbeitet werden können, wozu uns überhaupt in der letzten Zeit die Ruhe nicht gegönnt war. Wir entschlossen uns daher, das Gesammelte als Materialien hinzulegen, und sie nur durch Stellung und durch Zwischenbetrachtungen einigermaßen zu verknüpfen.

In diesem dritten Theile also macht uns, nach einem kurzen Ueberblick der Urzeit, die erste Abtheilung mit dem bekannt, was die Griechen, von Pythagoras an bis Aristoteles,

über Farben geäußert, welches auszugsweise übersetzt gegeben wird; sodann aber Theophrast's Büchlein von den Farben in vollständiger Uebersetzung. Dieser ist eine kurze Abhandlung über die Materialität der griechischen und lateinischen Farbenbenennungen beygefügt.

Die zweyte Abtheilung läßt uns einiges von den Römern erfahren. Die Hauptstelle des Lucretius ist nach Hrn. von Knebels Uebersetzung mitgetheilt, und anstatt uns bey dem Texte des Plinius aufzuhalten, liefern wir eine Geschichte des Colorits der alten Maler, verfaßt von Hrn. Hofrath Meyer. Sie wird hypothetisch genannt, weil sie nicht sowol auf Denkmäler als auf die Natur des Menschen und den Kunstgang, den derselbe bey freyer Entwickelung nehmen muß, gegründet ist. Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten folgen hierauf, welche zeigen, daß diese mit dem Fundament und den bedeutendsten Erscheinungen der Farbenlehre bekannt und auf einem Wege gewesen, welcher, von den Nachfolgern betreten, früher zum Ziele geführt hätte. Ein kurzer Nachtrag enthält einiges über Seneca. An dieser Stelle ist es nun Pflicht des Verfassers, dankbar zu bekennen, wie sehr ihm bey Bearbeitung dieser Epochen sowol als überhaupt des ganzen Werkes, die einsichtige Theilnahme eines mehrjährigen Hausfreundes und Studiengenossen, Hrn. Dr. Riemers, förderlich und behülflich gewesen.

In der dritten Abtheilung wird von jener traurigen Zwischenzeit gesprochen, in welcher die Welt der Barbarey unterlegen. Hier tritt vorzüglich die Betrachtung ein, daß nach Zerstörung einer großen Vorwelt die Trümmer, welche sich in die neue Zeit herüber retten, nicht als ein Lebendiges, Eignes, sondern als ein Fremdes, Todtes wirken, und daß Buchstabe und Wort mehr als Sinn und Geist beachtet werden. Die drey großen Hauptmassen der Ueberlieferung, die Werke des Aristoteles, des Plato und die Bibel treten heraus. Wie die Autorität sich festsetzt, wird dargethan. Doch wie das Genie immer wieder geboren wird, wieder hervordringt und bey einigermaßen günstigen Umständen lebendig wirkt, so erscheint auch sogleich am Rande einer solchen dunklen Zeit Roger Bacon, eine der reinsten, liebenswürdigsten Gestalten, von denen uns in der Geschichte der Wissenschaften Kunde geworden. Nur weniges indessen, was sich auf Farbe bezieht, finden wir bey ihm, so wie bey einigen Kirchenvätern, und die Naturwissenschaft wird, wie manches andere, durch die Lust am Geheimniß obscurirt.

Dagegen gewährt uns die vierte Abtheilung einen heitern Blick in das sechszehnte Jahrhundert. Durch alte Literatur und Sprachkunde sehen wir auch die Farbenlehre gefördert. Das Büchlein des Thylesius von den Farben findet man in der Ursprache abgedruckt. Portius erscheint als Herausgeber und Uebersetzer des Theophrastischen Aufsatzes; Scaliger bemüht sich auf eben diesem Wege um die Farbenbenennungen. Paracelsus tritt ein, und gibt den ersten Wink zur Einsicht in die chemischen Farben. Durch Alchymisten wird nichts gefördert. Nun bietet sich die Betrachtung dar, daß, je mehr die Menschen selbstthätig werden, und neue Naturverhältnisse entdecken, das Ueberlieferte an seiner Gültigkeit verliere, und seine Autorität nach und nach unscheinbar werde. Die theoretischen und praktischen Bemühungen des Telesius, Cardanus, Porta für die Naturlehre werden gerühmt. Der menschliche Geist wird immer freyer, unduldsamer, selbst gegen nothwendiges und nützliches Lernen, und ein solches Bestreben geht so weit, daß Baco von Verulam sich erkühnt, über alles, was bisher auf der Tafel des Wissens verzeichnet gestanden, mit dem Schwamme hinzufahren.

In der fünften Abtheilung zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts trösten uns jedoch über ein solches Schrift-stürmendes Beginnen Galilei und Keppler, zwey wahrhaft auferbauende Männer. Von dieser Zeit an wird auch unser Feld mehr angebaut. Snellius entdeckt die Gesetze der Brechung, und Antonius de Dominis thut einen großen Schritt zur Erklärung des Regenbogens. Aguilonius ist der erste, der das Kapitel von den Farben ausführlich behandelt; da sie Carteſius neben den übrigen Naturerscheinungen aus Materialitäten und Rotationen entstehen läßt. Kircher liefert ein Werk, die große Kunst des Lichtes und Schattens, und deutet schon durch diesen ausgesprochenen Gegensatz auf die rechte Weise, die Farben abzuleiten. Marcus Marci dagegen behandelt diese Materie abstrus und ohne Vortheil für die Wissenschaft. Eine neue, schon früher vorbereitete Epoche tritt nunmehr ein. Die Vorstellungsart von der Materialität des Lichtes nimmt überhand. De la Chambre und Voſſius haben schon dunkle Lichter in dem hellen. Grimaldi zerrt, quetscht, zerreißt, zersplittert das Licht, um ihm Farben abzugewinnen. Boyle läßt es von den verschiedenen Facetten und Rauhigkeiten der Oberfläche widerstrahlen, und auf diesem Wege die Farben erscheinen. Hook ist geistreich, aber paradox. Bey Malebranche werden die Farben dem Schall verglichen, wie immer auf dem Wege der Schwingungslehre. Sturm compilirt und elektrisirt; aber Funccius, durch Betrachtung der atmosphärischen Erscheinungen an der Natur festgehalten, kommt dem Rechten ganz nahe, ohne doch durchzudringen. Nüguet ist der erste, der die prismatischen Erscheinungen richtig ableitet. Sein System wird mitgetheilt und seine wahren Einsichten von den falschen und unzulänglichen gesondert. Zum Schluß dieser Abtheilung wird die Geschichte des Colorits seit Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit gleichfalls von Hrn. Hofrath Meyer vorgetragen.

Die sechste Abtheilung ist dem achtzehnten Jahrhundert gewidmet, und wir treten sogleich in die merkwürdige Epoche von Newton bis auf Dollond. Die Londner Societät, als eine bedeutende Versammlung von Naturfreunden des Augenblicks, zieht alle unsere Aufmerksamkeit an sich. Mit ihrer Geschichte machen uns bekannt Sprat, Birch und die Transactionen. Diesen Hülfsmitteln zufolge wird von den ungewissen Anfängen der Societät, von den frühern und spätern Zuständen der Naturwissenschaft in England, von den äußern Vortheilen der Gesellschaft, von den Mängeln, die in ihr selbst, in der Umgebung und in der Zeit liegen, gehandelt. Hook erscheint als geistreicher, unterrichteter, geschäftiger, aber zugleich eigenwilliger, unduldsamer, unvorsichtiger Sekretär und Experimentator. Newton tritt auf. Dokumente seiner Theorie der Farben sind die lectiones opticae, ein Brief an Oldenburg, den Sekretär der Londoner Societät; ferner die Optik. Newtons Verhältniß zur Societät wird gezeigt. Eigentlich meldet er sich zuerst durch sein katoptrisches Teleskop an. Von der Theorie ist nur beyläufig die Rede, um die Unmöglichkeit der Verbesserung dioptrischer Fernröhre zu zeigen, und seiner Vorrichtung einen größern Werth beyzulegen. Obgedachter Brief erregt die ersten Gegner Newtons, denen er selbst antwortet. Dieser Brief sowol als die ersten Controversen sind in ihren Hauptpunkten ausgezogen und der Grundfehler Newtons aufgedeckt, daß er die äußern Bedingungen, welche nicht aus dem Licht, sondern an dem Licht die Farben hervorbringen, übereilt beseitigt, und dadurch sowol sich als andere in einen beynah unauflöslichen Irrthum verwickelt. Mariotte faßt ein ganz richtiges Aperçü gegen Newton, worauf wenig geachtet wird. Desaguliers, Experimentator von Metier, experimentirt und argumentirt gegen den schon verstorbenen. Sogleich tritt Rizzetti mit mehrerm Aufwand gegen Newton hervor; aber auch ihn treibt Desaguliers aus den Schranken, welchem Gauger als Schildknappe beyläuft. Newtons Persönlichkeit wird geschildert, und eine ethische Auflösung des Problems versucht: wie ein so ausserordentlicher Mann sich in einem solchen Grade irren, seinen Irrthum bis an sein Ende mit Neigung, Fleiß, Hartnäckigkeit, trotz aller äußern und innern Warnungen, bearbeiten und befestigen, und so viel vorzügliche Menschen mit sich fortreißen können. Die ersten Schüler und Bekenner Newtons werden genannt. Unter den Ausländern sind s'Gravesand und Muschendroek bedeutend.

Nun wendet man den Blick zur französischen Akademie der Wissenschaften. In ihren Verhandlungen wird Marottes mit Ehren gedacht. De la Hire erkennt die Entstehung des Blauen vollkommen, des Gelben und Rothen weniger. Conradi, ein Deutscher, erkennt den Ursprung des Blauen ebenfalls. Die Schwingungen des Malebranche fördern die Farbenlehre nicht,

so wenig als die fleißigen Arbeiten Mairan's, der auf Newtons Wege das prismatische Bild mit den Tonintervallen parallelisiren will. Polignac, Göuner und Liedhader, beschäftigt sich mit der Sache und tritt der Newtonischen Lehre bey. Literatoren, Lobredner, Schöngeister, Auszügler und Gemeinmacher, Fontenelle, Voltaire, Algarotti und andere, geben vor der Menge den Ausschlag für die Newtonische Lehre, wozu die Anglomanie der Franzosen und übrigen Völker nicht wenig beyträgt.

Indessen gehn die Chemiker und Farbekünstler immer ihren Weg. Sie verwerfen jene größere Anzahl von Grundfarben, und wollen von dem Unterschiede der Grund- und Hauptfarben nichts wissen. Düfay und Castel beharren auf der einfachern Ansicht; letzterer widersetzt sich mit Gewalt der Newtonischen Lehre, wird aber überschrieen und verschrieen. Der farbige Abdruck von Kupferplatten wird geübt. Le Bion und Gautier machen sich hierdurch bekannt. Letzterer, ein heftiger Gegner Newtons, trifft den rechten Punkt der Controvers und führt sie gründlich durch. Gewisse Mängel seines Vortrags, die Ungunst der Akademie und die öffentliche Meynung widersetzen sich ihm, und seine Bemühungen bleiben fruchtlos. Nach einem Blicke auf die deutsche große und thätige Welt wird dasjenige, was in der deutschen gelehrten Welt vorgegangen, aus den physikalischen Compendien kürzlich angemerkt, und die Newtonische Theorie erscheint zuletzt als allgemeine Confession. Von Zeit zu Zeit regt sich wieder der Menschenverstand. Tobias Mayer erklärt sich für die drey Grund- und Hauptfarben, nimmt gewisse Pigmente als ihre Repräsentanten an und berechnet ihre möglichen unterscheidbaren Mischungen. Lambert geht auf demselben Wege weiter. Außer diesen begegnet uns noch eine freundliche Erscheinung. Scherffer beobachtet die sogenannten Scheinfarben, sammelt und recensirt die Bemühungen seiner Vorgänger. Franklin wird gleichfalls aufmerksam auf diese Farben, die wir unter die physiologischen zählen.

Die zweyte Epoche des achtzehnten Jahrhunderts von Dollond bis auf unsere Zeit hat einen eigenen Charakter. Sie trennt sich in zwey Hauptmassen. Die erste ist um die Entdeckung der Achromasie, theils theoretisch, theils praktisch, beschäftigt, jene Erfahrung nämlich, daß man die prismatische Farbenerscheinung aufheben und die Brechung beybehalten, die Brechung aufheben und die Farbenerscheinung behalten könne. Die dioptrischen Fernröhre werden gegen das bisherige Vorurtheil verbessert, und die Newtonische Lehre perlustrirt in ihrem Innersten. Erst läugnet man die Möglichkeit der Entdeckung, weil sie der hergebrachten Theorie unmittelbar widerspreche; dann schließt man sie durch das Wort Zerstreuung an die bisherige Lehre, die auch nur aus Worten bestand. Priestley's Geschichte der Optik, durch Wiederholung des Alten, durch Accomodation des Neuen, trägt sehr viel zur Aufrechthaltung der Lehre bey. Frisi, ein geschickter Lobredner, spricht von der Newtonischen Lehre, als wenn sie nicht erschüttert worden wäre. Klügel, der Uebersetzer Priestley's, durch mancherley Warnung und Hindeutung aufs Rechte, macht sich bey den Nachkommen Ehre; allein weil er die Sache läßlich nimmt, und seiner Natur, auch wol den Umständen nach, nicht derb auftreten will, so bleiben seine Ueberzeugungen für die Gegenwart verloren.

Wenden wir uns zur andern Masse. Die Newtonische Lehre, wie früher die Dialektik, hatte die Geister unterdrückt. In einer Zeit, da man alle frühere Autorität weggeworfen, hatte sich diese neue Autorität abermals der Schulen bemächtigt. Jetzt aber ward sie durch Entdeckung der Achromasie erschüttert. Einzelne Menschen fiengen an den Naturweg einzuschlagen, und es bereitete sich, da jeder aus einseitigem Standpunkte das Ganze übersehen, sich von Newton losmachen oder wenigstens mit ihm einen Vergleich eingehen wollte, eine Art von Anarchie, in welcher sich jeder selbst konstituirte, und so eng oder so weit als es gehen mochte, mit seinen Bemühungen zu wirken trachtete. Westfeld hoffte die Farben durch eine gradative Wärmewirkung auf die Netzhaut zu erklären. Güyot sprach, bey Gelegenheit eines physikalischen Spielwerks, die Unhaltbarkeit der Newtonischen Theorie aus. Mauclerc kam auf die Betrachtung, in wiefern Pigmente einander an Erglebigkeit balançiren. Marat, der gewahr wurde, daß die prismatische Erscheinung nur eine Randerscheinung sey, verband die paroptischen Fälle mit dem Refraktionsfalle. Weil er aber bey dem Newtonischen Resultat blieb, und zugab, daß die Farben aus dem Licht hervorgelockt würden, so hatten seine Bemühungen keine Wirkung. Ein französischer Ungenannter beschäftigte sich emsig und treulich mit den farbigen Schatten, gelangte aber nicht zum Wort des Räthsels. Carvalho, ein Maltheserritter, wird gleichfalls zufällig farbige Schatten gewahr, und baut auf wenige Erfahrungen eine wunderliche Theorie auf. Darwin beobachtet die Scheinfarben mit Aufmerksamkeit und Treue; da er aber alles durch mehr und mindern Reiz abthun und die Phänomene zuletzt, wie Scherffer, auf die Newtonische Theorie reduciren will, so kann er nicht zum Ziel gelangen. Mengs spricht mit zartem Künstlersinn von den harmonischen Farben, welches eben die, nach unserer Lehre, physiologisch geforderten sind. Gülich, ein Färbekünstler, sieht ein, was in seiner Technik durch den chemischen Gegensatz von Acidum und Alcali zu leisten ist; allein bey dem Mangel an gelehrter und philosophischer Kultur kann er weder den Widerspruch, in dem er sich mit der Newtonischen Lehre befindet, lösen, noch mit seinen eigenen theoretischen Ansichten ins Reine kommen. Delaval macht auf die dunkle schattenhafte Natur der Farbe aufmerksam, vermag aber weder durch Versuche, noch Methode, noch Vortrag, an denen freylich manches auszusetzen ist, keine Wirkung hervorzubringen. Hoffmann möchte die malerische Harmonie durch die musikalische deutlich machen und einer durch die andere aufhelfen. Natürlich gelingt es ihm nicht, und bey manchen schönen Verdiensten ist er wie sein Buch verschollen. Blair erneuert die Zweifel gegen Achromasie, welche wenigstens nicht durch Verbindung zweyer Mittel soll hervorgebracht werden können; er verlangt mehrere dazu. Seine Versuche an verschiedenen, die Farbe sehr erhöhenden Flüssigkeiten sind aller Aufmerksamkeit werth; da er aber zu Erläuterung derselben die detestable Newtonische Theorie kümmerlich modifizirt anwendet, so wird seine Darstellung höchst verworren und seine Bemühungen scheinen keine praktischen Folgen gehabt zu haben.

Zuletzt nun glaubte der Verfasser des Werks, nachdem er so viel über andere gesprochen, auch eine Confession über sich selbst schuldig zu seyn; und er gesteht, auf welchem Wege er in dieses Feld gekommen, wie er erst zu einzelnen Wahrnehmungen und nach und nach zu einem vollständigern Wissen gelangt, wie er sich das Anschauen der Versuche selbst zu Wege gebracht und gewisse theoretische Ueberzeugungen darauf gegründet; wie diese Beschäftigung sich zu seinem übrigen Lebensgange, besonders aber zu seinem Antheil an bildender Kunst verhalte, wird dadurch begreiflich. Eine Erklärung über das in den letzten Jahrzehnden für die Farbenlehre Geschehene lehnt er ab, liefert aber zum Ersatz eine Abhandlung über den von Herschein wieder angeregten Punkt, die Wirkung farbiger Beleuchtung betreffend, in welcher Hr. Doktor Seebeck zu Jena aus seinem unschätzbaren Vorrath chromatischer Erfahrungen das Zuverlässigste und Bewährteste zusammengestellt hat. Sie mag zugleich als ein Beyspiel dienen, wie durch Verbindung von Uebereindenkenden, in gleichem Sinne Fortarbeitenden das hie und da Skizzen- und Lückenhafte unseres Entwurfs ausgeführt und ergänzt werden könne, um die Farbenlehre einer gewünschten Vollständigkeit und endlichem Abschluß immer näher zu bringen.

Anstatt des letzten supplementaren Theils folgt vorjetzt eine Entschuldigung, so wie eine Zusage, denselben bald möglichst nachzuliefern; wie denn vorläufig das darin zu Erwartende angedeutet wird.

Uebrigens findet man bey jedem Theile ein Inhaltsverzeichniß, und am Ende des zweyten, zu bequemerem Gebrauch eines so komplicirten Ganzen, Namen- und Sach-Register. Gegenwärtige Anzeige kann als Rekapitulation des ganzen Werkes sowol Freunden als Widersachern zum Leitfaden dienen.

Ein Heft mit sechzehn Kupfertafeln und deren Erklärung ist dem Ganzen beygegeben.

Nro. 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Juni, 1810.

O Jugend! Süße Trunkenheit!
O Blüthe des Gefühls! Erwachen
Vom Pflanzenleben zum Genuß!

Gotter.

Die Frühlingssänger.

Frühlingsergießung.

Ariccia, im Juni 1808.

Frühlingssänger! Genien der Stille!
Die ihr in den blauen Himmel fliegt,
Kehrend dann zurück zur Dämmrungshülle
Euch zu leichtem Traum in Schlummer wiegt;
Eurem Leben, eurem Himmelsfluge,
Euren Stimmen folgt mein Geist, mein Sinn,
Und es zieht mit stärkerm tiefem Zuge
Mich ein namenloses Sehnen hin.

Frühlingssänger! Genien der Liebe!
Euer Seyn ist Freudenmelodie;
Zaubrisch einen sich des Herzens Triebe
Eurem Laut zu rein'rer Harmonie.
O ihr ruft mit eurer süßen Klage
Und mit eurem frohgesung'nen Glück
Mir entflohner Kindheit Himmelstage
Und des Lebens goldnen Traum zurück.

Als mir jedee Quell noch Wonne rauschte,
Wonne rauschte jeder Hügelbaum;
Als ich rings dem Lebensodem lauschte,
Edens Blüthen sah im Frührothsflaum;
Als die Büsche Rede mit mir pflogen
Und berauschend mich zu sel'ger Lust
Honigsüße mir die Blumen sogen
Aus der Erde mütterlicher Brust.

Goldne Zeit! als sorglos mit dem Wahne
Ich dahin nach jedem Schimmer ging,
Und gleich wie in leichtem Schaukelkahne
Sorglos über Abgrundstiefen hing;

Als die Freude jeden Pfad mir schmückte,
Und der Liebe Stimme nach mir frug,
Zarte Mutterlust an's Herz mich drückte,
Fromme Mutterhuld zur Ruh mich trug.

Damals hört ich eurer Lieder Weise,
Unauslöschlich blieb sie mir im Ohr;
Eure Stimmen rufen laut und leise
Jetzt mir die verlorne Welt hervor.
Sanft verläßt mich Schmerz und jede Klage,
Zu mir kehrt ein fremdgewordnes Seyn,
Und mit höherm Freudenmuthe wage
Ichs beglückt noch einmal Kind zu seyn.

So von Lust und reger Lieb' umschlungen
Blick' ich in des Lebens Gottes Welt,
Sah von sonnigen Erinnerungen
Jede Kluft des Weges mir erhellt.
Frühlingssänger! eurem Wonneliede
Tönt mit vollerm tieferm Laut mein Dank;
Und mir sinkt ein heil'ger Himmelsfriede
Ueber alles, was als Blüthe sank.

C. Graß.

Die Feyer des Maies in Württemberg.

Stuttgart, Juni 1810.

Noch immer harren wir warmer freundlicher Tage; Boreas stürmt so unbarmherzig auf die zarten Kinder der Flora, daß sie's nicht wagen, die schützenden Hüllen abzuwerfen und die süßen Reize zu entfalten, die nur der schmeichelnde Zephyr hervorzulocken vermag; und manche zarte Knospe welkt unentfaltet hin! — Auf den Namen

Wonnemond darf der verflossene Mai keinen Anspruch machen, denn alle Freuden, die er uns mitbringen sollte, haben verschoben werden müssen. Unter diese Freuden gehört im Württembergischen vorzüglich die Kinderfeyer des Maies. Jede Stadt, jeder Flecken begeht sie mit großer Feyerlichkeit, und aus der umliegenden Gegend strömt Alt und Jung herbey, um an dem frohen Feste Theil zu nehmen. Unter der Aufsicht der Schullehrer versammelt sich an dem dazu bestimmten Tage die Jugend beyderley Geschlechts bis zum Alter von 12 Jahren im schönsten Staate mit Bändern und Blumen reichlich geschmückt. Sie theilt sich in Rotten, die Geschlechter abgesondert. Die Mädchen ziehen paarweise, den duftenden Kranz im Haare, als Schäferinnen oder in sonst beliebigem Kostume, und die Musik voraus, durch das Gedränge der Väter, Mütter, ältern Geschwister und fremder Gäste, und ihnen folgen in gleicher Ordnung die Knaben, ebenfalls sehr mannigfaltig kostumirt. — Unmittelbar vor jedem Zuge und auch in der Mitte werden ungeheuer große Blumengewinde, mit flatternden vielfarbigen seidenen Bändern geschmückt, von zwey oder auch vier Kindern auf Stangen getragen, gleich den Heiligenbildern bey Prozessionen und Wallfahrten; an manchen hängen Tafeln mit Inschriften herab. Die meisten Knaben führen farbige Fahnen mit einem Namenszuge oder sonst einem gestickten und gemahlten Embleme. Unter einem feyerlichen Chorale geht der Zug hinaus auf die Wiese. — Hier hat Vater- und Mutterliebe bereits die nöthigen Anstalten getroffen. Die Tische stehen mit feinem weissem Linnen gedeckt und mit Kuchen, Braten, Schinken, Würsten, Butter und Käse belastet, umher unter den Bäumen, und erwarten die lieben Gäste; die Gaben des Freudespenders Bacchus sind nicht vergessen: aus großen blinkenden zinnernen Flaschen sprudelt das flüssige Gold in die krystallenen Becher zum kühlen Labetrunke. — Ist der Zug angelangt, so wird das Wettrennen (hier Springen genannt) eröffnet. Zwey und zwey laufen nach einem bestimmten Ziele, an welchem eine Rolle weisses Papier mit einem farbigen seidenen Bande umwunden, oder eine andere ähnliche Kleinigkeit, nebst einem feyerlichen Tusch der Musikanten, den Sieger belohnt. Ist dies Vergnügen vorüber, so bilden sich Kreise, die Musikanten spielen auf, und nun dreht sich Alles im ächten Nationaltanze, dem Walzer, im Schritte der Kunst oder im Hüpfen der Natur, wie Jeder es am besten vermag. Mit frohem lächelndem Antlitze stehen die Väter, die Mütter (oft mit einem jüngern Kinde an der Hand, dem jüngsten jauchzenden auf dem Arme, und in froher Regung des vierten unter dem Herzen), die Verwandten und Freunde um den Kreis her und freuen sich der Lust einer blühenden Schaar, die einst ihre Stelle im äußern Kreise einzunehmen bestimmt ist. Wird der Schwung dann einmal bey diesem und jenem Pärchen zu rasch, so daß es das Gleichgewicht verliert und Arm in Arm auf den Rasen hinfällt, so erhebt sich ein schallendes Gelächter und die schamhaft erröthende Kleine eilt zur Mutter, die ihr bald lächelnd Trost einspricht.

In den Zwischenräumen des Tanzes eilen dann die Fröhlichen zu den Tischen, die so freundlich einladen; allein kaum erschallen wieder die Geigen und der Baß, so wird Braten und Kuchen den ältern Zuschauern überlassen, als ihr Hauptantheil an dem Feste, das dem kleinen Volke lebhaftere Freuden darbietet. Bey diesen Gelegenheiten erscheint die altdeutsche Gastfreyheit in ihrer ganzen biedern Herzlichkeit; zu welchem Tische man sich wendet, und wo man einen Bekannten erblickt, da ist man auch eingeladen und willkommen: der freundliche Wirth reicht sogleich den vollen Becher, und die geschäftige Hausmutter den selbstgebackenen Kuchen und was sonst der Tisch darbietet. — So geht es im Taumel bis die Sonne hinter das Gebirge sich senkt; dann bricht der Zug in der nämlichen Ordnung, wie vorher auf, und zieht Gott lobpreisend und dankend wieder in die Stadt. —

Eine der lieblichsten Feyern dieser Art ist zu Kanstadt auf einer reizenden schattigen Wiese am Ufer des Neckars. — Die Gegend umher, in welche das alte Stammschloß Württemberg von seiner Höhe herab fröhlich hineinschaut, ist wie bekannt äußerst romantisch und heiter, und da Kanstadt mit seinem Sauerbrunnen der vorzüglichste Belustigungsort für Stuttgart ist, und die guten Bewohner ihre Freunde und Bekannten an diesen Tagen besonders einladen, so ist der Zufluß von Menschen gewöhnlich sehr groß. Für das Volk sorgen Weinschenker und Garköche, die Tische und Zelte auf schlagen.

Weniger ländlich ist die Maifeyer im kinderreichen Stuttgart, aber nicht ohne Interesse. Wenn in den Landstädten der Sohn und die Tochter der Natur in üppiger Fülle der Gesundheit vor unsern Blicken im bunten Gewimmel und in ungekünstelter Lust umherschwärmen; so bieten sich uns hier zartere Umrisse, gefälligere Kleidung, kunstgeregeltere Bewegung dar, wenigstens an den Tagen, wo die wohlhabendern Einwohner mit ihren Familien sich an die öffentlichen Bürgerschulen anschließen; oft erblicken wir aber auch freylich hier gutgemeinten Ungeschmack in seiner ganzen Abenteuerlichkeit, welche die armen Kleinen zu lächerlichen Fratzen mit überladenem Flitterputze macht. — Doch bleibt der Anblick dieser fröhlichen Unschuldswelt immer für jedes gefühlvolle Herz interessant. Die herrlichen breiten Kastanienalleen, welche sich um eine schöne große Wiese vom Seegassenthore bis zum Büchsenthore verbreiten, bieten ein sehr schickliches Lokale dar, da kein Wagen und kein Pferd durch diese Alleen hindurch darf. — Hier werden mehrere Schaukeln errichtet, und mehrere Banden Musikanten spielen zum Tanze auf. — Die wohlbesetzten Tische stehen umher, und die nicht daran Platz nehmen, lagern sich auf der Wiese in Gruppen im Schatten der Bäume, andere auf die Bänke in den Alleen

selbst, und die bloßen Zuschauer gehen auf und nieder. — Diese Feyer währt mehrere Tage, da sich die verschiedenen Schulen in die Tage theilen. — Der Aus- und Einzug ist, bis auf das Absingen des Chorals, welches — ob zweckmäßig? — bey den Bürgerschulen und Privat-Instituten wegfällt, und statt dessen die Musikanten einen Marsch oder Tanz aufspielen, dem in den kleinern Städten gleich, und ist immer von einer großen Schaar Volks begleitet. — Untröstlich würde das Kind seyn, das nicht an dieser Feyer Theil nehmen könnte; untröstlich die Mutter, die ihren Kindern diese Freude versagen müßte. — Doch nicht blos die glücklichen Kinder, für deren Freude liebende Aeltern noch sorgen, nein, auch die vater- und mutterlosen Waisen, deren Erziehung der Staat hülfreich übernimmt, freuen sich der schönen Frühlingsfeyer. Sie werden unter der Aufsicht ihrer würdigen Vorsteher und Lehrer hinausgeführt, und während des Zuges durch die Straßen sammeln Einzelne milde Gaben in den Häusern und von den Vorübergehenden. Wer könnte da Herz und Tasche verschließen! — Die Zöglinge des Waisenhauses ziehen auf den höchsten Berg am Stuttgart, den Bopser hinauf, der von der einen Seite einen vorzüglich romantischen Aufgang hat, und dessen weit sich ausdehnende Plattform ein Buchenwald beschattet. Hier wird das Wettrennen gehalten, und hier wirbelt der Walzer. Gesänge unsrer besten Dichter werden zum Vortheile des Instituts von den Kindern den zahlreichen Zuschauern, die sich mit einem Labetrunke und einem Zubiß ins Gras lagern, für eine Kleinigkeit gedruckt dargeboten; — und viele der Letztern machen sich das menschenfreundliche Vergnügen, die Preise des Wettrennens zu vermehren, um den armen Kleinen die Freude zu verlängern. — Leider war im vorigen und in diesem Jahre die Witterung diesem rührenden Feste nicht günstig; die Freude der armen Kleinen wurde jedesmal durch heftigen Regen gestört, und sie kamen ganz durchnäßt in die Stadt zurück.

Ein diesiges Privat Institut begeht diese Feyer gewöhnlich auf der herrlich gelegenen sogenannten Silberburg, die Anlage eines Gastwirths, Namens Silber (also nicht altertümlichen Ursprunges) gleich vor dem Seelthore auf einer beträchtlichen sich in redendeschatteten Terrassen hinabsenkenden Anhöhe, welche ein liebliches üppiges Thal mit Gärten, Mühlen, Wirthshäusern, die gegenüberliegenden schöngeformten waldgekrönten Weinberge und die Stadt mit einem weiten Horizonte darüber hinaus beherrscht. Der Blick von hier herab, besonders in der Brautzeit der Natur, wenn sie sich mit Blüten schmückt, und jeder Baum uns unzählige Blumensträuße darzubieten scheint, ist bezaubernd. Dieser Vergnügungsort, der auch durch mehrere artige Gebäude bey eintretendem Regen Schutz gewährt, wird seiner Nähe und Annehmlichkeit wegen vorzüglich besucht, und vermag an solchen und andern Festtagen die zuströmende Menge kaum zu fassen. — Als die Kinder dies, mal wie immer herzlich froh waren, wurden sie zu einer ernstern nicht minder bedeutungsvollen Feyerlichkeit aufgefordert. Der zweyte Sohn des Prinzen Paul Königl. Hoheit, ein lieblicher munterer Prinz von 15 Monaten, war am 28 Mai gestorben, und lag mit Engellächeln auf dem Paradebette in den dazu reich und geschmackvoll dekorirten Trauerzimmern im alten Schlosse. Hierher wallte vom fröhlichen Tanze der Zug der lebensfrohen Kinder; sie hatten alle ihre Blumen mitgenommen und streuten sie um den Sarg ihres entschlafenen Bruders: die fröhlich Aufblühenden der früh verwelkten Knospe. — Ein Gleiches geschah von der öffentlichen Schule, welche an diesem Tage den Mai feyerte. — Bedarf es noch eines Wortes über die Zweckmäßigkeit und innige Zartheit dieser ächtreligiösen bedeutungsvollen Feyerlichkeit?

Rbck.

Zur Geschichte der Lese- und Schreibkunst.

1.

Kaiser Otto der Große, der Zepter und Schwert gleich ruhmlich führte, war deßo minder bekannt mit den Buchstaben; erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlinn (er war 34 Jahre alt, da sie starb) lernte er, wie Wibekind erzählt, lesen, brachte es aber noch so weit, daß er Bücher ohne Anstoß lesen und verstehen konnte.

2.

Ein andrer vortrefflicher Fürst, Markgraf Jacob von Baden (gest. 1453), war Schreibens unerfahren, sah aber ein, wie viel ihm damit fehlte, und hielt deswegen darauf, daß seine Prinzen es lernen mußten. *)

3.

Noch späterhin konnten auch solche Frauenzimmer, in deren Umgange Männer von wissenschaftlicher Kultur Vergnügen fanden, nicht allemal schreiben. Von dem im Jahre 1485 verstorbenen Heidelbergischen Humanisten Rudolf Agricola meldet eine ungedruckte Biographie desselben: Sehr angenehm sey ihm der Umgang mit Frauenzimmern gewesen, besonders mit solchen, die das Schreiben verstanden, so, daß er einen Briefwechsel mit ihnen habe unterhalten können.

4.

Daß noch vor 100 Jahren nicht Alle, die zu den gebildeten Ständen gehörten, schreiben konnten, zeigt ein vom 22 Febr. 1707 datirter Vergleich, in welchem ein Fräulein M. Eb. von Ellrichshausen so unterschrieben hat: „Vor mich und meine Schwester Anna Dorothea, weil sie Schreibens ohnerfahren."

J. K. Höck.

---

*) Europa Pii Pont. Max. (Venet. 1501) F. Lb.: „In Marchionatu badensi princeps Jacobus iustitiae ac prudentiae fama inter germanos clarissimus: cum sibi ad humanam felicitatem solam litteraturae peritiam deesse videret: quos ex coniuge legitima liberos substulit, ediscere literas compulit." Daß hier unter Literatura eben so, wie beym Cicero de part. orator. c. 7. nichts anders, als die Schreibekunst verstanden werde, läßt sich wol nicht bezweifeln.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Mai.

Seit Menschengedenken ist in Wien kein Markt so gut ausgefallen, als der diesjährige Jubilatemarkt. Der Kriegsumstände wegen wurde im vorigen Jahre Wien nur von wenigen einkaufenden Handelsleuten besucht. Diesmal strömten daher deren um so mehrere zusammen. Am besten thaten diejenigen, die recht frühe erschienen; denn nur zu bald waren die meisten auf dem Platze befindlichen Waaren verkauft. Da die Waaren-Fabrikation im vorigen Jahre sehr gehemmt, und zum Theil ganz ins Stocken gerathen war, so reichte der diesjährige Vorrath nicht hin, alle Käufer so zu befriedigen wie sie es wünschten. Selbst die größten Waarenniederlagen wurden schnell geleert; man riß sich fast um die Fabrikate, und ließ sich jeden Preis gefallen. Daher gingen die Preise außerordentlich hoch, und die Käufer stimmten darüber allgemein laute Klagen an. Viele von ihnen behaupteten, daß sie sehr viel gewonnen haben würden, wenn sie ihre Lager aus den Provinzen bisher zum Verkaufe mitgebracht hätten.

Während des Marktes stieg auch der Kurs des baaren Geldes und der Wechsel um ein Beträchtliches. Man hatte zwar gehofft, daß die Käufer aus den Provinzen viel klingende Münze mitbringen, und dadurch den Kurs des Geldes herabdrücken würden; denn hier stehen noch immer sehr viele in der irrigen Meinung, als sey bey den Bewohnern der Provinzen noch viel Silber und Gold zu finden: es zeigte sich indessen bald, daß das von den Käufern mitgebrachte baare Geld gegen die starken Einkäufe derselben, besonders von Seite polnischer Juden, in fast gar keinen Betracht kommen konnten. Dazu kam der unvermuthete, plötzliche Tod des verdienten, redlichen Finanz-Ministers, Grafen von O'Donnel, und die Besorgniß, daß der von ihm entworfene Finanzplan vielleicht unausgeführt bleiben, oder doch stark modificirt werden könnte, und der Kurs des Geldes und der Wechsel ging rasch so stark hinauf, daß er sich bereits wieder den 400ten näherte. Seit ein paar Tagen scheint er indeß wieder herab gehen zu wollen.

Schon lange haben wir kein so freundliches, angenehmes Frühjahr gehabt als diesmal. Das Wetter ist mild und beständig, und da man im vorigen Jahre der Natur und des Landlebens fast gar nicht genießen konnte, so strömt jetzt alles, was nur immer kann, aus der Stadt in die umliegenden Dörfer. Besonders stark werden die nahen Bäder besucht. In Baden, Meidling und Heiligenstadt findet man der vielen Gäste wegen kaum mehr ein Unterkommen. Ueberhaupt müssen die umliegenden Bäder mit jedem Jahre in größern Flor kommen, da hier die gichtrischen Uebel immer allgemeiner werden, und Wien ein wahrer Wohnsitz der Rheumatismen ist, gegen die von den hiesigen Aerzten fast nichts als Bäder verordnet werden. Bey diesen Umständen muß man sich wundern, daß wir hier noch keine einzige Badeanstalt von vorzüglicher Bequemlichkeit und Eleganz besitzen, und daß sich der Luxus nicht auch auf diesen Gegenstand bereits ausgedehnt hat. Eine solche Badeanstalt ist übrigens im Werke, und dürfte, wie es heißt, sehr splendid ausfallen. Die Unternehmer sollen griechische Kaufleute seyn. Am stärksten wird Baden besucht. Man hat bis dahin von Wien blos zwey Stationen, und täglich geht eine Postkutsche hin und her, auf welcher der Platz nur 2 ½ Gulden in Bankozetteln, also kaum 12 Gr. in klingender Münze, kostet. Die Heilquellen von Baden sind von besonderer Kraft, und jedes Jahr verdanken ihnen viele Leidende Erleichterung und Hülfe. Auch ist die umliegende Gegend ungemein reizend und interessant. Die Nähe von Wien macht es übrigens, daß das Leben in Baden mehr städtisch als ländlich ist. Auch ist der Aufenthalt daselbst für den Inländer kostspielig, für den Ausländer dagegen, der bey der klingenden Münze, die er mitbringt, viel gewinnt, indem ein Speciesthaler gegenwärtig in Banknoten zwischen 7 und 8 Gulden gilt, auffallend wohlfeil. Der Kaiser pflegt jährlich eine Zeitlang in Baden zu verweilen, und die dasigen Bäder zu gebrauchen. Es heißt, daß dies auch in diesem Jahre geschehen, und daß er deshalb nächstens aus Böhmen zurückkehren werde.

Es fehlt uns seit einiger Zeit nicht an Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen. Eine angenehme Erscheinung auf der hiesigen Bühne war Madame Bethmann, die eine beträchtliche Anzahl von Gastrollen gab. Sie ließ in Ansehung des Aeußern manches zu wünschen übrig, aber immer war ihr Spiel durchdacht, sicher und für den Kenner interessant. — Emilia Galotti wurde während ihrer Anwesenheit zweymal gegeben. Sie gab die Gräfinn Orsina trefflich. Uebrigens war das Stück so schlecht besetzt, daß es einen wenig günstigen Total-Eindruck machte, und kaum zu sehen gewesen wäre, wenn nicht das Spiel der Mad. Bethmann demselben einige Haltung gegeben, und den Zuschauer entschädigt hätte. Ueberhaupt wäre in Rücksicht unsrer Bühnen vieles zu wünschen. Das hiesige Publikum ist zu gutmüthig, zu nachsichtig, und daher kommt es, daß alle Schauspieler, die nicht einen besondern Trieb nach Vervollkommnung besitzen, nach und nach in ihren anfänglichen Anstrengungen nachlassen, und es mit der Kunst zu leicht nehmen. Sie sind, wenn sie nur halbwegs erträglich spielen, des Beyfalls ihres geduldigen, leicht zu befriedigenden Publikum doch gewiß. Wenn die wenigen als ächte Künstler geschätzten Schauspieler unsrer Bühnen einmal abtreten — und sie stehen, leider, fast alle schon in einem hohen Alter — so wird es bey dem sicht- und fühlbaren Mangel an tüchtigem Nachwuchse mit unserm Theaterwesen sehr übel aussehen. — Koch und Brockmann, zwey Veteranen der theatralischen Kunst, die man allgemein hochachtet, und auf deren Besitz man mit Recht stolz ist, waren beyde in der letzten Zeit krank. Man war für sie besorgt, und freut sich nun um so mehr, daß sie wieder genesen sind. Möchte die Parce den Lebensfaden dieser Zierden unsers Theaters noch lange fortspinnen! Von Lange, dem Liebling des hiesigen Theater-Publikum, heißt es, daß er sich vielleicht bald in die Ruhe zurückziehen werde. Man wird ihn höchst ungern vermissen.

Goethes Egmont ist nun wirklich auf der hiesigen Bühne erschienen. Schon war die zweyte Vorstellung. Sie ließ noch manches zu wünschen übrig, und derjenige Theil des Publikum, der nur schauen und weniger hören und nachdenken will, fühlte sich in seinen Erwartungen und Wünschen nicht befriedigt, und beklagte sich, daß in dem Stücke zu viel Räsonnement und zu wenig Handlung vorkomme. Ziegler als Egmont gab manches Einzelne recht brav, aber im Ganzen entsprach er den Erwartungen der Zuschauer nicht vollkommen. Demoif. Adamberger gefiel als Klärchen recht wohl. Erst nach mehreru wiederholten Vorstellungen wird sich über den Effekt dieses Stückes auf das hiesige Theater-Publikum ein bestimmtes Urtheil fällen lassen. Der gebildetere Theil dieses Publikum freut sich, daß Egmont endlich einmal doch auf der hiesigen Bühne erschienen ist. — Beethoven ist mit der Musik dazu beschäftigt, und es ist zu erwarten, daß sie das Ihrige dazu beytragen werde, das Stück zu heben.

In Kurzem werden wir auch Schillers Wilhelm Tell (wir hoffen nicht allzusehr beschnitten und verändert), sehen, und eben so die Piccolomini und Wallensteins Tod.

Nro. 137.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Juni, 1810.

— Die tugendhafte Lust am Guten oder Wahren,
Wie rein durchströmet sie das Herz! Wie innig bindet
Der Wahrheit edler Schatz, den man gemeinsam findet!

G. L. Spalding.

Ueber die ersten Fortschritte der Literatur in England bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

Es würde unnöthige Mühe seyn, die ersten Spuren der englischen Literatur in jenen Zeiten aufsuchen zu wollen, wo der Name Britannien der übrigen kultivirten Welt bekannt wurde, und die Römer ihre Eroberungen auch über diese Insel ausdehnten. Wir wissen, daß die Einwohner derselben damals noch in einem Zustande der Wildheit lebten, und die Verfeinerung des stolzen Römers nur wenig Einfluß auf diese mit Verachtung von ihm betrachteten Barbaren hatte. Wir müssen also dem Zeitpunkte unsrer Untersuchung näher rücken, wir müssen da anfangen, wo die Britannier ihre Selbstständigkeit wieder erlangt hatten, wo der politische Einfluß Roms auf das übrige Europa aufhörte, wo die größte Revolution, welche die Geschichte uns aufstellte, den Zustand fast der ganzen damals bekannten Erde umwälzte, von dem, was Rom gestiftet hatte, kaum die Spuren übrig ließ, und diese ehemalige Weltbeherrscherinn selbst in einen untergeordneten Zustand versetzte. Dieses geschahe durch den Einfall der nördlichen Nationen in das mittägige Reich zu Anfang des fünften Jahrhunderts.

Während der zweyhundert Jahre, in welchen diese gothischen Eroberer den größten Theil Europas zum Schauplatze der traurigsten Verwüstungen machten, war die Literatur nicht blos in den ehemaligen römischen Provinzen, sondern auch auf dem klassischen Boden des alten Latiums fast ganz erloschen. Nur einige schwache Funken, die noch in den Klöstern glimmten, dienten dazu, Europa von der gänzlichen Verfinsterung zu retten. Viele der nordischen Horden hatten während dieses Zeitraumes nicht nur in den Ländern, in welche sie sich festsetzten, ein regelmäßiges Regierungssystem, unter welchem allein Geistesfähigkeiten sich entwickeln können, eingeführt, sondern sich auch zum christlichen Glauben bekehrt. Die Streitigkeiten, welche die griechische und lateinische Kirche theilten, erweckten den Geist zum Nachdenken; die Vertheidigung der verschiedenen Meinungen brachte eine gewisse Gewandheit der Sprache hervor, und führte nach und nach auf den Weg zur Verfeinerung des Stils.

Die Angelsachsen, die schon im Jahre 510 zum christlichen Glauben bekehrt worden waren, standen nothwendig mit Rom, dem Hauptsitze der Religion, und auch damals noch dem Hauptsitze der Literatur, in Verbindung; die Geisteskultur erhielt also auf diesem Wege in England Zuwachs, aber nicht in einem so hohen Grade, als die Kirche es wünschte, daher der päbstliche Stuhl nach andern vorhergegangenen wohlthätigen Verfügungen im Jahre 688 einen gelehrten Mönch, Namens Theodor, ursprünglich einen Griechen, in der Eigenschaft eines Erzbischofs von Canterbury, abschickte, um die Ueberreste der Barbarey aus England zu verbannen. Aber seine Bemühungen beschränkten sich größtentheils nur auf Einführung der kirchlichen Gebräuche, und der wahren Aufklärung blieben noch lange die Mittel versagt. Hauptsächlich fehlte es hierzu an Büchern. Die Bibliotheken waren fast in allen

Ländern durch die Zerstörungssucht der nordischen Horden ein Raub der Flammen geworden, und was an einzelnen Werken davon übrig geblieben war, liessen die Päbste sorgfältig aufsuchen, und aus den entferntesten Gegenden nach Rom kommen. In England war der Besitz eines Buches ein Schatz, der nicht selten bey den Erbschaften blutigen Streit erregte. Gemeiniglich schenkte der Besitzer es einer Kirche, legte es unter großen Feyerlichkeiten auf dem Altare nieder, und glaubte dadurch der ewigen Seligkeit gewiß zu seyn. Der fürchterlichste Kirchenbann war gegen denjenigen ausgesprochen, der einen solchen Schatz zu entwenden wagte. Der Verkauf eines Buches war ein Gegenstand von so großer Wichtigkeit, daß mehrere bedeutende Personen Zeugen dieser Handlung seyn und Verkaufsakte unterschreiben mußten.

Bey so wenigen Hülfsquellen würde die Literatur in Europa überhaupt vielleicht fortdauernd in einem erbärmlichen Zustande geblieben seyn, hätte eine fast ähnliche Begebenheit, wie die Eroberungen der Gothen, ihr nicht auf eine entgegengesetzte Art gedient und einen unerwarteten Schwung gegeben. Dieses geschah durch den Einfall der Araber in die damals christlichen Länder.

Bey der Liebe zu den Wissenschaften, die bekanntlich diesen Kriegern eigen war, konnte es nicht fehlen, daß die griechischen Geistesprodukte, die sie auf ihren Zügen durch den ehemaligen Lieblingssitz der Musen fanden, ihren feurigen Köpfen das größte Vergnügen gewährten. Sie begnügten sich nicht blos, sie zu lesen, sondern sie übersetzten sie sorgfältig ins Arabische, schrieben Commentare dazu, oder verfertigten eigene Werke darnach. Ihre Begierde, in diesem neuen Gebiete der Kenntnisse sich weiter umzusehen, war so mächtig, daß, als sie demnächst mit ihren Eroberungen bis Spanien vorgedrungen waren, und sich daselbst festgesetzt hatten, sie sich durch ihre Kalifen vom Kaiser zu Konstantinopel die besten griechischen Autoren verschaffen liessen, um Abschriften davon zu nehmen. Hierdurch verbreiteten sich die Schätze des Orients über die Abendländer, und Karl der Große, der hundert Jahre später die Schriften der Araber ins Lateinische übersetzen ließ, machte die erste Anwendung davon für seine ausgedehnten Staaten. Indessen war die Haupt-Aufmerksamkeit dieser Araber nur auf philosophische, astronomische, mathematische und andere wissenschaftliche Gegenstände gerichtet; dennoch aber befand sich in ihrer Büchersammlung ein großer Theil der originalen Muster griechischer Dichtkunst, und daß sie für die Nachwelt nicht verloren gegangen sind, verdanken wir ihnen allein.

Aber wir verdanken ihnen vorzüglich noch die den Griechen und Römer unbekannte Kunst, die Einbildungskraft in das romantische Gebiet der Fiktionen sich verlieren zu lassen, und wunderbare Geschichten zu erfinden, wodurch der Grund zu unsern heutigen Romanen gelegt worden ist. Viele Alterthumsforscher glauben, die arabischen Fiktionen wären dem westlichen Theile Europas erst durch die Kreuzzüge bekannt geworden. Unstreitig haben diese vieles dazu beygetragen, den Geschmack daran herrschend zu machen; es scheint aber, daß er schon im achten Jahrhundert Wurzel gefaßt hatte. Du Cange wenigstens benachrichtigt uns, daß die Spanier, bald nach dem Einfalle der Saracenen, das Studium der lateinischen Sprache gänzlich vernachlässigten, und nur die Bücher der Araber lasen, deren begebenheitreicher Inhalt ihre Sinne reizte, und deren pomphaften Stil sie sich bald zu eigen machten. Diese theilten ihren romantischen Geschmack, vermittelst der Handels-Verbindungen, die zwischen Spanien und Frankreich bestanden, ihren Nachbarn bald mit, unter welchen er bey den Einwohnern von Armorica oder Basse-Bretagne, eine besonders günstige Aufnahme fand; und da seit dem vierten Jahrhunderte, wo ein Heer Walliser, welches aus Britannien, unter Anführung des römischen Feldherrn Maximus ausgewandert war, diese Provinz Galliens gewissermaßen neu bevölkert hatte, folglich Bretagne und Wallis, deren Sprachen des Pöbels sich jetzt noch gleichen, in einer vaterländischen Verbindung standen, die nur durch die Länge der Zeit unterbrochen werden konnte, so wurden auf diesem Wege die arabischen Fictionen bald nach England verpflanzt.

Man könnte zweifeln, ob die Ausschweifungen des erhitzten orientalischen Gehirns sich wohl mit dem Phlegma der Angelsachsen vertragen hätten? Aber der Hang zum Wunderbaren ist bey allen Völkern groß, sie mögen zwischen den Tropen oder unter den Polen wohnen, und er wird desto ämsiger von ihnen genährt, je geringer die Gesteskultur ist, in welcher sie noch leben. Ueberdem war der Geschmack der Einwohner Britanniens durch die hyperboleischen Gesänge der gothischen Scalden oder Barden schon vorbereitet dazu. Einige Fragmente, die von der Dichtkunst dieser frühen Sänger noch vorhanden sind, zeigen, daß sie an das Daseyn von Riesen, an Bezauberungen, an Drachen und andre Ungeheuer damals schon glaubten. Mit diesen Ideen verbanden sich gar leicht die arabischen Fictionen, die von einer gefälligern und mannigfaltigern Gattung waren, und sich mehr zu der aufkeimenden Civilisation jener Zeiten schickten, als die bombastischen Hirngeburten der frühern welschen Dichter, deren Gegenstände sich blos auf ihr kleines Vaterland beschränkten, und deren Schmuck die ungestalteten Bilder der Edda, dieses unsinnigen Gewebes der gothischen Mythologie, waren. Jedoch verdrängte die arabische Fabel diese nicht ganz; beyde vermischten sich vielmehr, und bildeten ein eigenthümliches, phantastisch-kolossalisches Ganzes, welches die Grundlage zu jener energischen Schreibart wurde, durch welche sich einige hundert Jahre nachher Chaucer und spiterhin Spencer, besonders aber der dramatische Held Shakespear auszeichneten, und die noch heutiges Tages die englischen Produkte der Einbildungskraft karakterisiren.

Aber es sind aus dem achten und der größtrn Hälfte des neunten Jahrhunderts zu wenig Dokumente, besonders der nationalen Dichtkunst, zu uns übergekommen, um dem Fortgange der Literatur in diesem Zeitraume mit einiger Genauigkeit zu folgen. Die damaligen Gelehrten (unter denen wir zuallererst Beda, (1735), dessen historia ecclesiastica wir verdanken was wir von diesem Zeitraume wissen, imgleichen Alcuin, (804) der von Britannien nach Frankreich gerufen wurde, die Studien Karls des Großen zu ordnen, zu erwähnen haben) bedienten sich blos der lateinischen Sprache. Sie war die Sprache der Gelehrten, so wie Gelehrsamkeit das ausschließliche Vorrecht der Geistlichen. Aber ein glückliches Ereigniß ließ gegen das Ende des neunten Jahrhunderts das Licht des Wissens hinter den Klostermauern hervorgehen, und es allgemeiner verbreiten.

Einer der besten Fürsten, welchen die Geschichte von irgend einer Nation je aufgestellt hat, Alfred, (872) war nicht blos als Held und Regent groß, er war es auch als Patriot und Mensch. Er begnügte sich nicht, sein Vaterland vom schmählichen Joche der Dänen zu befreyen, und zugleich vom Abgrunde des Verderbens zu retten, ein regelmäßiges Regierungs-System einzuführen, und mit eigner Hand ein weises Gesetzbuch zu schreiben, welches noch vorhanden ist; sondern er machte seinen Namen hauptsächlich dadurch unsterblich, daß er wohlthätig nützliche Kenntnisse und Wissenschaften unter seinen Unterthanen ausbreitete und vervielfältigt auf die Nachwelt brachte. Bey seinem Durste nach Wissenschaften fühlte er es sehr hart, daß er nach Rom gehen mußte, um seine Wißgier zu stillen, indem er in seinem eigenen Königreiche nicht einmal einen Lehrer hatte finden können, um ihn als Knaben das Abc zu lehren. Er war daher kurz nach Antritt seiner Regierung darauf bedacht, öffentliche Schulen einzuführen, an denen jeder Bürger Antheil nehmen konnte. Er gründete die Universität Oxford. Er lud seinen Adel ein, ihre Söhne zu den Wissenschaften zu erziehen. Er verlangte von seinen Hofleuten, die keine Kinder hatten, ihre jüngern Bediente, wenn sie Fähigkeiten an ihnen bemerkten, dem Kirchenstande zu widmen. Er erlaubte nicht, daß ein ungelehrter Geistlicher zu irgend einer Würde in der Kirche gelangte; mit einem Worte, er suchte das Wohl seines Staats auf Geistescultur zu gründen. Sein Genie, sein unermüdeter Fleiß und sein Eifer überwanden mächtig die großen Hindernisse, die sich seinem edeln Bemühen entgegenstellten. Er selbst ging denjenigen, die zu diesem Zwecke mit ihm arbeiteten, mit seinem Beyspiele voran, und übersetzte sogar seinen Unterthanen mehrere lateinische Autoren ins Sächsische.

Es sey uns erlaubt, hier im Vorbeygehen einer Erfindung zu erwähnen, der sich Alfred bediente, um die Tagesstunden zu berechnen. Er ließ sich sechs Wachskerzen verfertigen, jede zwölf Zoll lang und eben so viele Unzen schwer. Diese Kerzen, auf welchen zwölf Abtheilungen bezeichnet waren, brannten zusammen 24 Stunden, mithin reichte eine jede der Abtheilungen auf eine Drittelstunde hin. Sie waren dem Aufseher seiner Kapelle übergeben, der sie sorgfältig unterhielt, und der seinen König nach der erhaltenen Vorschrift vom Verlaufe der Zeit benachrichtigte. Aber da bey windigem Wetter diese Kerzen schneller, als gewöhnlich, brannten, denn damals kannte man noch keine Glasfenster, ließ die Nothwendigkeit ihn noch einer Art Laternen erfinden, in welcher sie vor dem Eindrucke des Windes gesichert waren.

Diese kostbare Zeitbenutzung des Königes blieb nicht ohne Nachahmer, auch nicht ohne heilsame Wirkung. Nur Schade, daß die Nachfolger Alfreds nicht auf seiner Bahn fortwandelten, im Gegentheile sich seiner wenig würdig zeigten. Fortdauernd durch innere und äußere Streitigkeiten beunruhigt, dachten sie blos an ihre Erhaltung, und achteten so wenig auf Wissenschaften, daß Alfreds heilsame Einrichtungen nach und nach in Verfall geriethen. Edred war am Ende schwach genug, alle seine Regenten-Rechte einem boshaften, verschmitzten Mönche, Dunstan, abzutreten, dessen Interesse es heischte, das Licht der Aufklärung zu entfernen, um den Fanatismus, welcher keine Bevormundung verträgt, wieder herrschend zu machen. Unter der grausamen Geissel dieses geistlichen Tyrannen wurde England in den Zustand versetzt, in welchem ein Land zu der Annahme eines fremden Joches leicht den Nacken beugt; es fiel also den Dänen nicht schwer, die zu einer neuen Eroberung zurückgekehrt waren, es unter ihre Botmäßigkeit zu bringen.

(Der Beschluß folgt.)

Epigramme von Martyni-Laguna.

Der Epigrammatist an sein Bette.

O Bette! Du bist mir im Winter mein Parnaß,
Kasse mein Pegasus, die Welt mein Kannefaß.

Demüthige Bitte an das Glück.

Versage mir, o Glück, die kleine Bitte nicht,
Mit männlich-heiter'm Sinn die Thoren zu verlachen:
Du kannst sie reich gezielt, satt, nach Belieben, machen;
Auch loben mag man sie; doch immer in's Gesicht!

Justizuhr zu —.

Die Stundenuhr im Richtersaal
Ist sinn- und lehrreich allzumal:
Mit jedem neuen Stundenschlag
Tritt Frau Justiz behend' an Tag,
Und neigt sich schön bey'm Glockenschall;
Hold war sie immer dem Metall!

Zweifacher guter Rath.

Liebst du den Appetit, ehrst du Gerechtigkeit;
So halte dich vom Koch' und Schultheiß möglich weit!

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Zürich.

Mit dem gewohnten Charfreytags-Konzerte, in welchem die 7 Worte am Kreuz von Haydn zwar vor einem sehr zahlreichen Auditorium, doch auf eine Art gegeben wurden, die, besonders was die Partie des Gesanges betrift, noch manches zu wünschen übrig ließ, haben die musikalischen, beynahe ausschließlich im Winter statt findenden Unterhaltungen, und mit denselben zugleich auch alle übrige Winter-Amüsements ihre Endschaft erreicht.

Die beyden Gesellschaften des Musikfals und der ehemaligen deutschen Schule, die vor einiger Zeit zu nicht geringem Vortheile für das musikalische Ganze ihre mannigfaltigen Kräfte zusammengetragen hatten, um gemeinschaftliche Konzerte für Liebhaber aus allen Ständen zu geben, hatten sich neuerdings wieder und zwar auf eine Art von einander abgesondert, die schwerlich wieder an eine Vereinigung denken läßt. Dieser Trennung zufolge hat diesen Winter über jede allein in den Sälen des Casino Konzerte veranstaltet, die alle ziemlich zahlreich, die einen mehr von der beau monde, die andern häufiger vom Mittelstande besucht wurden, und mancher von einzelnen sehr geschickten Dilettanten ausgeführten Stücke ungeachtet, es dennoch bedauern liessen, daß das Vis unita fortior abermals so ganz war aus der Acht gelassen, und um andrer minder wichtigen zum Theil nichtswerthen Rücksichten willen aus den Augen gesetzt worden. Noch eine dritte kleinere Gesellschaft von ausgezeichneten Talenten, aber, wie es scheint, eben auch nicht Freunden des Zusammenwirkens zu gemeinschaftlichen Zwecken, welche die Ausübung ihrer musikalischen Fertigkeit größtentheils auf Vokal-Musik beschränkte, versammelte sich mehrmals ebenfalls im Casino, um Chöre, Terzette, Duette u. s. w. aus verschiedenen Opern von Righini, von Mozart u. a. m. vor einer bescheidenen Zahl von Zuhörern zu exekutiren. Auf solche, die nicht ausschließlich die Musik liebten, war in diesen Akademien durch Deklamation, mitunter wol auch durch andern Vorlesungen ad libitum, Bedacht genommen.

Außerdem waren nach bisheriger Uebung die öffentlichen Lustbarkeiten auf die gewohnten wöchentlichen Assembleen, und vierzehntägigen Bälle beschränkt geblieben; nur daß jezuweilen etwa ein sich so nennender Professor der unterhaltenden Physik sich und eine Menge Zuschauer einige Abende im Reiche magischer Künste umherturmelte, und zum Erstaunen der Uneingeweihten im Mörser zerstoßne Uhrgehäuse, Räder und Ketten wieder in tadellose Uhrwerke zusammen-, oder Effekten aus dem Versammlungssaale unter entfernte Kopfkissen hinzauberte, und was dergleichen Unmöglichkeiten mehr sind, möglich und wirklich machte; oder ein Marionetten-Direktor durch unerhörte Verwandlungen und Transfigurationen von Jungfrauen in bespannte Wagen, und hinwieder von bespannten Wagen in Jungfrauen, so wie überhaupt durch die Beweglichkeit und Versatilität der seinem Scepter untergebenen Individuen zur Bewunderung hinriß; welche leztere Manier jedoch, sich um sein Geld und seine Zeit berücken zu lassen, dem einen und andern wol darum etwas bedenklicher vorkommen mußte, weil diese Art von Vergnügen schon etwas näher an das wahre eigentliche Schauspiel, Komödie genannt, angränzt.

Ein großer Bal masqué, mit dem die Neujahrslustbarkeiten von Vermummten beyderley Geschlechts gefeyert, und welcher sehr stark besucht wurde, liefert einen starken Beweis, daß sich zu verkleiden sehr leicht, den Geist und Charakter aber der angenommenen Maske darzustellen sehr schwer, und bey weitem nicht Jedermanns Ding sey.

Von theatralischen Vorstellungen ist auch diesen Winter nichts zum Vorscheine gekommen. Nur die Gesellschaft junger Dilettanten, deren in diesen Blättern auch schon von einem Freunde des Referenten Erwähnung geschehen, und zu welcher seit dem vorigen Jahre noch mehr als ein nicht ganz unbedeutendes Mitglied hinzugekommen, ist es, die dem Liebhaber der dramatischen Kunst abermals einige vergnügte Abende verschaft hat. Mehrere kleinere Gesellschaftsstücke z. B. Verstand und Herz von Steigentesch; Eitle Mühe der Verliebten nach Picard; auch die Zerstreuten von Kotzebue (die zwar, im Vorbeygehen gesagt, der Dichter es mit ihrer Zerstreuung etwas weit treiben läßt) u. a. m. wurden mit sehr viel Wahrheit und Ausdruck gegeben. Es fiel besonders auf, wie wenig bey den spielenden Herren und Damen von dem sonst so schwer zu vertilgenden Züricher Dialekte zu vernehmen war; und wer auch nicht eben als Freund des Theaters an diesen Ort hinging, der war wenigstens sicher, sich durch die gute und nicht allzu ungleichartige Gesellschaft, mit der er daselbst zusammentraf, hinlänglich entschädigt zu finden.

Mehrere Wochen hindurch gewährte der bis an die Pallisaden von Zürich hinab zum Erstenmale seit dem Winter 1799 zugefrorne See dem Freunde der Natur, und seltsamer sowol als seltener Erscheinungen in der Sinnenwelt, einen eben so ungewohnten als angenehmen Genuß. Tausende von Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechtes, vom kleinen Knaben an bis hinauf zum Greise am Stabe, wallfahrteten täglich, in größern oder kleinern Entfernungen von der Stadt und hindurch zwischen den zahlreichen Schrittschuhläufern auf der spiegelhellen Fläche. Die Tage waren äußerst heiter und sonnenreich, die Witterung milde, die Abendbeleuchtung überaus schön, und besonders die Alpenkette erschien in magischen Tiefen. — Gegenwärtig ist bey Jung und Alt die Kunstausstellung, die gewohnter Maßen am 1 Mai ihren Anfang genommen hat, an der Tagesordnung, und zum Gegenstande einer Menge sich nicht um bloße Alltäglichkeiten drehender Gespräche geworden; und der müßte nur wenig au courant des affaires seyn, der nicht in diesen Tagen, wenn es auch nur vom Hörensagen seyn sollte, von dem herrlichen Sonnenaufgange in der Schönbergerschen Landschaft, oder von der Geßnerschen Pferdeweide, und von dem Huberschen Seestücke, so wie auch hinwieder von den etwas zu kurzen Beinen in einem Familiengemählde, und von dem wundersamen Grün einiger dort paradirender Landschaften zu sprechen wüßte. Doch gerade noch zur rechten Zeit fällt Referenten es bey, daß er kein Eingeweihter in das Heiligthum der Kunst, und sein Zweck einzig gewesen sey, einige rhapsodische Bemerkungen über die hiesigen Wintervergnügungen zu liefern.

Wien, Mai.

Die Oper Saul ꝛc. erhält sich auch schon durch ihre anziehenden Dekorationen fortwährend in ihrem Beyfalle, und wird häufig mit Beyfall wiederholt. Von Goethe wurde vor Kurzem Jery und Bätely gegeben.

Hr. Leppich ist mit seinem Panmelodicon noch hier. Er will in Verbindung mit Kreutzer auf diesem Instrumente, das hier allgemeinen Beyfall findet, noch ein öffentliches Konzert im Augarten geben, und dann seine Reise nach Deutschland und Frankreich antreten.

Im Prater ist gegenwärtig alles voll Lust und Leben. Er steht so eben im schönsten Schmucke des Frühlings, und wird tagtäglich stark besucht.

Nro. 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Juni, 1810.

— Die schönere Natur warf in die Seelen
Sanftspiegelnd einen schönen Wiederschein,
Und prangend zog in die geschmückten Seelen
Des Lichtes große Göttinn ein.

v. Schiller.

Ueber die ersten Fortschritte der Literatur in England bis zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.

(Beschluß.)

Während der ganzen Epoche, vom Tode Alfreds bis zur Mitte des eilften Jahrhunderts, sind keine Geistesprodukte, es sey denn, daß man einige elende Legenden dahin rechnet, in England zum Vorscheine gekommen; dahingegen andere Länder auf dem Wege der Kultur mächtige Fortschritte thaten, besonders Frankreich, dem es jetzt vorbehalten war, seine benachbarten Inselbewohner aus der Barbarey, in welche sie gänzlich wieder versunken waren, auf immer herauszuziehen.

Dieses geschah um die Mitte des eilften Jahrhunderts durch Wilhelm, Herzog der Normandie, welcher, um seine Ansprüche auf den englischen Thron geltend zu machen, an der Spitze einer ansehnlichen Macht in England landete. Seine Armee bestand nicht blos aus Normännern, sie war, nebst diesen, aus den Angesehensten von Bretagne, Boulogne, Poitou, Flandern, Maine, Orleans und Isle de France zu ammengesetzt. Diese, nachdem der Zweck erreicht war, und Wilhelm den englischen Thron bestiegen hatte, erhielten Parcellen des eroberten Landes, und wurden demselben einheimisch. Sie verbreiteten um sich her die französische Verfeinerung, und noch jetzt sind in England Ueberreste der Künste vorhanden, die sie mit sich brachten. Die Literatur insbesondere zeigte sich plötzlich in einem ungewöhnlichen Glanze. Der Eroberer selbst liebte und beschützte sie. Er entsetzte nach und nach diejenigen, die bis dahin die ersten Stellen bekleidet hatten, theils wegen ihrer Unwissenheit, theils weil sein politisches Interesse es heischte, und rief an ihrer Statt die gelehrtesten seiner Landsleute nach England hinüber, die auf der Universität Paris, damals der blühendsten in Europa, waren erzogen worden. Unter ihnen befand sich auch Geoffrey, welchem die Leitung der Schule von Dunstable übertragen wurde, und der das erste bekannte dramatische Stück, ein geistliches Schauspiel, in England schrieb.

Unter andern heilsamen Einrichtungen suchte der Eroberer dem Mangel an Büchern abzuhelfen, welcher damals noch so groß war, daß einige wenige Schriften, welche die Universität Orford besaß, als ein Heiligthum in angeketteten Kisten in der Kirche Sr. Marie aufbewahrt wurden. Er ließ aus fremden Ländern Bücher entlehnen, und sie in den Klöstern abschreiben, wo eigene Zimmer dazu eingerichtet waren, und zum Glück für die Nachkommenschaft verfiel die Wahl nicht blos auf kirchliche, sondern auch auf profane Schriften. Viele der Mönche waren durch dieses Abschreiben selbst zu Schriftstellern gebildet worden, und hatten eine große Fertigkeit in der lateinischen Sprache erlangt, welcher sie sich daher in ihren Schriften bedienten; wodurch sie die Herrschaft derselben noch auf geraume Zeit verlängerten.

Eigentlich hatte England um diese Zeit keine gestempelte Nationalsprache. Sie war durch die verschiedenen Einfälle fremder Nationen in einen buntscheckigen Jargon verwandelt worden. Das alte britische Idiom war durch die Sachsen in die Gebirge von Wallis vertrieben worden; das Angel-

sächsische, welches seitdem dreyhundert Jahre lang die Sprache der Engländer war, hatte durch den Besuch der Dänen große Veränderung erlitten, und dieser Jargon wurde durch die Eroberung der Normänner aufs neue verändert. Er gerieth dabey so sehr in Verachtung, daß noch im zwölften Jahrhunderte sich nur der Pöbel desselben bediente.

Aber schon vor der Eroberung Wilhelms wurde die sächsische Sprache an den Ufern der Themse wenig geachtet, und die vornehmere Klasse bediente sich blos der französischen. Seit dem Jahre 652 war es der Gebrauch der reichen Sachsen gewesen, ihre Kinder zur Erziehung in die Klöster Frankreichs zu schicken, woher sie mit den französischen Sitten auch die Kenntniß der französischen Sprache in ihr Vaterland zurückbrachten. Diese Gemeinschaft zwischen Frankreich und England war vermehrt worden, nachdem König Ethelred der Zweyte, von den Dänen vertrieben, sich in die Normandie geflüchtet hatte, und da späterhin Eduard der Bekenner, welcher am Hofe des Herzogs der Normandie erzogen worden war, zum englischen Throne gelangte, wurde die Affektation, französisch zu sprechen, so groß, daß selbst die niedere Volksklasse davon angesteckt wurde. Um wie viel mehr mußte also die Landessprache nun erlöschen, als sich ein normännischer Prinz auf dem englischen Throne befand? Wilhelms politische Zwecke erforderten es überdem, seine Landessprache zur allgemeinen herrschenden zu machen. Er befal daher, daß die Gesetze blos in französischer Sprache gehandhabt werden, die Studenten auf den Universitäten nur Lateinisch oder Französisch mit einander reden, ja sogar, daß man beym Unterrichte der Kinder in den Schulen sich der französischen Sprache bedienen sollte.

Aber die Schriftsteller hingen, wie gesagt, fortdauernd am Gebrauche der lateinischen Sprache. Sie schrieben sie gut und fließend. Sie ahmten in ihren Produkten die Vorbilder des alten Latium sorgfältig nach. Sie thaten mächtige Fortschritte in diesem Bemühen, wovon schon zu Wilhelms Zeiten die heilsamsten Wirkungen sichtbar wurden, und woraus hundert Jahre später so reiche Früchte hervorgegangen waren, daß sie noch jetzt unsere Bewunderung heischen.

Unter den vorzüglichen Gelehrten des zwölften Jahrhunderts zählen wir hauptsächlich Robert von Dunstable, Thomas von Becket, Johann von Salisbury, Eadmer, Mönch zu Canterbury, Wilhelm von Malmesbury, Heinrich von Huntingdon, Simeon von Durham, Roger Hoveden, Benedikt Abt zu Petersborough, Gyraldus Cambrensis und Joseph von Exter. Ihre Schriften sind theils ganz, theils in Fragmenten zu uns übergekommen. Obwol sich viele der Prosa bedienten, so finden wir doch, daß sie alle mehr oder weniger der Poesie ergeben waren. Die Gegenstände ihrer Muse waren nicht selten philosophisch, mit aller katherischen Würde vorgetragen, hauptsächlich aber historisch. Einige ihrer epischen Gedichte haben einen großen Reichthum an poetischer Phraseologie, und man dürfte sagen, daß ihnen blos die Virgilische Keuschheit fehlt, um klassisch genannt zu werden. Einzelner ihrer Verse würde sich Claudian nicht geschämt haben. In gleichem Maße hatte ihr prosaischer Stil einen Grad der Vollkommenheit erreicht; er war in ihren historischen Schriften schon gedrängt, sachreich, darstellend, nicht mehr der trockene Chronikenstil, und überhaupt schien der Hang zur historischen Schriftstellerey, wodurch sich bis auf den heutigen Tag England vor allen andern Nationen ausgezeichnet hat, in dieser Epoche schon ihren Anfang zu nehmen.

Indessen wurden die Fortschritte auf dieser Bahn zur literarischen Vervollkommnung aufs neue unterbrochen. Stets gewohnt in Allem Frankreich zum Vorbilde zu wählen, verdrängte in England die spekulative Philosophie und die scholastische Sophisterey, von Peter Lombard, Erz-Bischof zu Paris, und dem berühmten Abelard zuerst gelehrt, (1150) die Produkte der Einbildungskraft fast gänzlich, und wir würden die ganze Epoche vom Ende des zwölften, bis zu der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts *mit* Stillschweigen übergehen müssen, wäre sie nicht der Troubadours wegen merkwürdig, die um diese Zeit sangen. Ihre Lieder haben freylich keinen reichen Beytrag zur Literatur geliefert; aber sie legten den Grund zur Verbannung der lateinischen Sprache, und zu der eigentlichen vaterländischen Poesie, so wie sie Einfluß auf die Verfeinerung der Sitten, folglich auf die Veredlung des Geschmacks hatten. Es sind nicht die Wissenschaften allein, die eine Nation aus ihrem rohen Zustande reißen, es sind nicht blos die Werke des Nachdenkens, des Forschens, des ängstlichen Studiums, welche diese heilsame Wirkung hervorbringen; der Kopf will nicht blos zu diesem Zweck unterrichtet, sondern das Herz auch gerührt seyn. Dieses thaten die Troubadours durch ihre leichten, ohne Mühe Eingang findenden Lieder, die, indem sie die Empfindungen reizten, feinere Gefühle weckten, als die klassischen Nachahmungen der Geistlichen, deren Einbildungskraft nur kalt seyn konnte, da ihr Herz der Liebe, dieser mächtigen Schöpferinn des Schönen, verschlossen bleiben mußte. Richard Coeur de Lion, ein ausgezeichneter Held der damaligen Kreuzzüge, und selbst Minnesänger, lud aus Frankreich mehrere Troubadours ein, unter denen die Geschichte besonders Blondel de Nesle, Richards nachherigen treuen Gefährten, Fouquet de Marseille und Anselme Faydit erwähnt. Fast jede Standesperson hatte um diese Zeit ihre eigenen Troubadours, die ihnen auf ihrem Zuge ins gelobte Land folgten, um Augenzeugen und Sänger ihrer Thaten zu seyn. Die nämlichen Gesinnungen ihrer Herren annehmend, athmeten ihre Lieder blos Ehre und Heroism, auf Gott und Liebe gegründet. Aber das für diese Zeit so Erstaunenswürdige einer Unternehmung in weit entlegenen Ge-

genden, deren Bewohner man für Ungeheuer hielt, der Pomp womit der Zug begleitet war, die Erhabenheit und Größe des Zweckes selbst, veränderten bald den ursprünglich natürlichen und einfachen Stil der ersten Minnesänger, und ein hyperbolischer trat an dessen Stelle. Eben so veränderten sich die historischen Facta, die für die überspannten Ideen, welche man sich von den Kreuzzügen machte, nicht wunderbar genug waren, in erdichtete Begebenheiten, die jeder aus entfernten Ländern Zurückkehrende, selbst in aufgeklärteren Zeiten, der Wahrheit unterzulegen geneigt ist, so daß unter Eduard I (1272) der Karakter der Poesie verändert war, und sich ganz wieder zu den arabischen Fictionen hinneigte. Die Tendenz der damaligen Balladen und Romanzen war so, daß sie alle mögliche Abgeschmacktheiten verjährter Traditionen zuließ, wobey Einheit des Gegenstandes und Zusammenhang der Theile so wenig als Wahrheit beobachtet wurden. Erst unter Eduard II fingen die verwilderten Troubadours an, Methode in ihre Lieder zu bringen.

Unterdessen fehlte es der Muse der damaligen Dichter immer noch an Gegenständen des guten Geschmacks, welche herbeyzuschaffen der Hof nothwendig die Bahn brechen mußte. Das bis dahin an demselben herrschende Ceremoniel war mit Barbarism gemischt, so wie die nationalen Sitten eine Art von Wildheit beybehalten hatten, die deutlich zeigten, daß die Civilisation der Menschen nur noch im Werden war, daß sie ihre angeborne Rohheit, und mit derselben ihre Einfalt, zwar abgelegt, aber noch keinen Begriff von wahrer Artigkeit und Anständigkeit erlangt hatten. Ihr Aufwand war ohne Glanz, ihre Pracht plump, ihre Vergnügungen abgeschmackt. Aber Eduard III brachte hierin mächtige Veränderungen hervor. Gleich zu Anfange seiner Regierung zog er gegen Frankreich zu Felde, und nachdem er durch Besiegung zweyer Könige desselben seinem Vaterlande einen dauerhaften Frieden geschenkt hatte, wurden allenthalben die Spuren dieses Glücks sichtbar. Eduard liebte die Pracht, umgab seinen Thron mit einem wahren Glanze, seine Unterthanen befanden sich in einem so glücklichen Zustande, daß sie dem Beyspiele ihres Fürsten folgen konnten, und der Reichthum ging gepaart mit der Veredlung des Geschmacks, welcher von jetzt an auch in die Produkte der Schriftsteller übertragen wurde. Hiezu kam, daß diese sich nun ihrer eigenen Landessprache bedienten, und daß die französische Sprache, die bisher die herrschende gewesen war, ihren Untergang in England fand. Eduards Stolz empörte sich gleich anfangs gegen ihren Gebrauch; er befahl, daß sie nicht mehr in den Acten der Regierung vorkommen, daß nicht mehr in den Schulen in die er Sprache gelehrt werden, daß man sich bey allen Gelegenheiten nur der englischen bedienen sollte, die auch die Sprache des Hofes geworden war, und die Chaucer jetzt zuerst als Dichter bearbeitete.

Geffrey Chaucer war die größte Zierde der Regierung Eduards III und Richards II. Er wurde im Jahre 1328 geboren und zu Oxford erzogen, wo er in den scholastischen Wissenschaften, so wie sie damals gelehrt wurden, reißende Fortschritte gemacht hatte, als sein lebhafter Geist, sein richtiger Verstand, sein gesunder Witz und andere ausgezeichnete Fähigkeiten, verbunden mit einem angenehmen, empfielenden Aeußern, ihn an den glänzenden Hof Eduards führten, zu dessen Verschönerung er nicht wenig beytrug. Wiederholte Reisen in öffentlichen Geschäften nach Frankreich und Italien vervollkommneten seine Bildung. Bisher waren die Schriftsteller Englands Leute von eingeschränkter Erziehung gewesen, aber Chaucer war ein Mann von Welt, wovon seine Gedichte ganz das Gepräge tragen. Erfahren über mancherley Gegenstände und Dinge, die in einem niedrigen Stande ihm unbekannt geblieben wären, eingeweiht in den Ton der Ersten des Inn- und Auslandes, persönlich bekannt mit den besten Dichtern Italiens und Frankreichs, angefeuert durch das Beyspiel eines Petrarch, Boccaz und Alain Chartier, dabey vertraut mit den Meisterwerken der Alten, mußte sein ergiebiges Genie nothwendig Früchte einer edleren Art hervorbringen als man bis jetzt gekannt hatte. Aber da mit ihm die Geschichte der englischen Poesie im eigentlichsten Verstande ihren Anfang nimmt, und wie uns nur vorgesetzt hatten, vor diesem Zeitpunkte auf die Literatur in England einen Blick zu werfen, so wird hier die Gränze gesteckt.

Notiz.

Nur wenige können das Denkmal besuchen, welches deutscher Sinn dem unsterblichen Keppler an den Ufern der Donau gesetzt hat. Auch knüpfen sich selbst daran manche Vorstellungen, die eher zur Wehmuth als zur Freude stimmen können. Keplers Ehre bedarf weder eines Kolasterismus unter den Sternen, da das Einzelne dem nicht genügen könnte, der das Ganze umfaßt, noch eines mehr oder weniger kunstreich gebildeten und überschriebenen Marmors auf der Erde. Seine Werke und Schriften sichern ihm die wahre Unsterblichkeit. Was unserm Zeitalter Laplaces Mechanik des Himmels ist, wovon wir die treffliche Bearbeitung von Burkard und Idele in 3 Bänden besitzen, war dem Seinigen die Harmonie der Welt. Auch wird diese letztere durch jene weder aufgehoben noch unbrauchbar gemacht. Nur ist das Lesen dieses Werkes schon um der Sprache willen nicht Jedermanns Sache. Es ist daher ein vielfach verdienstliches Unternehmen, daß der als Astronom und Mathematiker rühmlich bekannte Professor Pfaff, Lehrer bey der Realschule in Nürnberg (über welche der Rektor dieser Anstalt, D. Schubart, noch im vorigen Jahre einen trefflich durchdachten Lehrplan herausgab, der wol allgemein bekannt zu seyn verdient) eine neue Ausgabe dieses Werks in der Steinischen Buchhandlung zu Nürnberg veranstaltet. Natürlich durfte es nicht ganz wörtlich abgedruckt werden. Die Stellen, wo die vollkommene wissenschaftliche Kunstsprache unserer Zeit einige Abkürzung erlaubt, werden nun in einem gedrängten, im Wesentlichen jedoch nichts abschneidenden Auszug erscheinen. Vorzügliche Brauchbarkeit aber wird dies Werk durch die Anmerkungen des Herausgebers erhalten, die theils ergänzend, theils aufklärend seyn werden, und bey der nicht selten dunkeln Sprache Keplers den meisten Lesern wol sehr willkommen seyn dürften. Keplers Porträt wird das Titelblatt zieren. Schon im Jahre 1718 wollte D.

Hanisch eine vollständige Ausgabe der sämmtlichen Werke Keppler's in 22 Bänden besorgen. Es ist aber blos bey einem Bande Briefe geblieben. Vieles kann jetzt nur noch für den literator ein Interesse haben. Aber von seinen Hauptwerken, besonders dem artenreich-sonderbaren Mysterio Cosmographiae, können neue Ausgaben nie zu spät kommen. B.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart.

Unsre Bühne bietet uns gegenwärtig einen sehr reizenden Kunstgenuß dar. Mad. Gervais (geb. Mittel) aus Mannheim ist in mehrern Gastrollen mit dem uneingeschränktesten Beyfall aufgetreten. Bis jetzt sahen und hörten wir sie als: Aline, Elise in Sargines, Susanne in Figaro, Myrrha im unterbrochenen Opferfeste, Helene in der Oper gleiches Namens, Hulda im ersten und zweyten Theile des Donauweibchens, und dürfen sie noch in einigen Rollen zu bewundern. — Ihre zwar nicht vorzüglich starke aber sehr reine und äußerst angenehme Stimme, ihr lieblicher, so gar nicht überladener, und doch so reicher Vortrag, ihre Geläufigkeit in den schwersten Koloraturen und Passagen, ihr feines, lebhaftes, besonnenes Spiel, die Wärme ihres Gefühls — alles dies berechtigt sie zu einem bedeutenden Range unter den vorzüglichern Künstlerinnen der deutschen Bühne. — Wir wünschen jeder Bühne Glück, die sich ihrer als Mitglied erfreut. — Von unserm Kreb unterstützt bezauberte sie vorzüglich als Myrrha und Helene, und ärntete als Aline, als Elise in Sargines, den Dlle. Meyer äußerst brav durchführte, und als Susanne neben unsrer trefflichen Graff, sowohl hier als in Ludwigsburg, wo sie einigemale aufgetreten ist, den höchsten Beyfall ein. — Einer besondern dankbaren Erwähnung verdient Hrn. Wederlings Spiel als Pächter Moriz in der Oper Helene. Mit mehr künstlerischer Wahrheit, Herzlichkeit und Besonnenheit kann diese Rolle nicht gegeben werden. Bey der Abwesenheit des Hrn. Kapellmeisters Danzi dirigirt der Hr. Konzertmeister Sutor, und wir freuen uns der seltenen Präcision, mit der Mozarts, Méhuls u. s. w. Meisterwerke gegeben werden. — In Opern wie Titus, Achilles, Fanisca, das unterbrochne Opferfest, Don Juan möchte wol unsre Bühne nicht leicht gegen eine andere zurückstehen.

Auch das recitirende Schauspiel hat uns manchen Genuß gewährt. Von neuen Stücken haben wir unlängst gesehen: Die Verlegenheiten, Lustspiel in 3 Akten, frey nach dem Französischen (La Revanche) bearbeitet von Lembert; der Kaufmann von Venedig, von Shakespear, übersetzt und für die Bühne arrangirt von Ludwig Schubart; das Testament des Onkels, Schauspiel in 3 Akten a. d. Franz. von Castelli, und die Zeichen der Ehe Lstp. in 1 Akte von Steigentesch.

Die Verlegenheiten haben eine recht artige Intrigue, die wir bereits aus Gleiches mit Gleichem kennen, und gewähren einige recht angenehme Stunden, besonders in einer so guten Darstellung, als diesem unterhaltenden und recht gut übertragenen Lustspiele hier zu Theil wurde. Hr. Lembert, den wir zu unsern vorzüglichern Künstlern rechnen, macht sich um unsre Bühne verdient, daß er mit Ueberlegung mehrere Produkte der französischen Bühne auf die unsre verpflanzt. — Der Kaufmann von Venedig war keine kleine Aufgabe für den Bearbeiter und die Schauspieler, und sie ist von Beyden nicht ohne Glück gelöst. An dem reichen, fast üppigen Gemählde hat allerdings viel gespart werden müssen, das der mit dem Orientale Vertraute oft ungern vermißt; allein dies war durchaus nothwendig, um für unsere Bühne ein darstellbares Ganzes zu bilden, und dieser Zweck ist in der Schubart'schen Bearbeitung nicht verfehlt. Mad. Gehlhaar zeichnete sich in der Portia vorzüglich aus. — Das Testament des Onkels hat ungeachtet der sehr braven Darstellung nicht besonders gefallen. — Dlle. Marconi war als Rose allerliebst, so wie Hr. Reinhard und Mad. Aschenbrenner das edle Ehepaar von Dammendorf trefflich durchführten. Daß der Seegrimm in Hrn. Vinzents Händen nicht verloren ging, versteht sich von selbst. — Die Zeichen der Ehe wurden auch in dem einen Akte für zu weitläufig ausgesponnen gefunden, ob man gleich der neidlichen Idee und den Spielen des Witzes alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Der Zug, daß der dreyzehnjährige Sohn des Kammerherrn den Vater in die Waden beißt, wurde auch hier (wie in Berlin, wo dies Stück gar in 3 Akten gegeben wurde) nicht passend gefunden.

Aber ganz vorzügliche Anerkennung verdient die Darstellung des Lustspiels in einem Akte, und in gereimten Alexandrinern, dessen Verfasser das Incognito behauptet: der Dichter, deren wir uns vor einigen Abenden zu erfreuen hatten. Wir haben auf dieses Lustspiel bereits einigemale aufmerksam gemacht. Es erfodert eine sehr sorgfältige Darstellung, bewährt aber auch in einer solchen ganz, was von ihm früher in diesen Blättern ist gesagt worden. Die spielenden Personen hatten sich vereinigt, diesem kleinen Stücke in der Wiederholung sein Recht widerfahren zu lassen. Die Rollen waren sämmtlich mit dem größten Fleiße eingelernt, und mit Künstlerliebe aufgefaßt; es war eine Meisterdarstellung, die jede Foderung befriedigte. Hr. Schwarz zeichnete sich ganz vorzüglich als Walther der Dichter aus, Madem. Gehlhaar spielte seine Pflegetochter Nanny allerliebst, Hr. Lembert den Liebhaber, und Hr. Vinzent den Freund trefflich. — Solche Darstellungen gewähren uns den Trost, daß die wahre Kunst auf der deutschen Bühne noch nicht verloren ist, und wenn das große deutsche Publikum in seinen Kunstausstellungen der Art weniger Unterhaltung findet, als in den chargirten Machwerken, die wir oft Lustspiele nennen, so — ist es ja dafür auch das große deutsche Publikum. — Um sich das Gefühl zu erhalten, daß sie noch Künstler sind, empfehlen wir den deutschen Schauspielern zuweilen solche Opfer auf dem Altare der Kunst darzubringen, als wir hier dargebracht zu sehen die Freude hatten; der belohnende Dank des Kenners nicht allein, sondern jedes Gebildeten und Gefühlvollen wird ihnen außer dem Lohne ihres eigenen Bewußtseyns gewiß mit entstehen. — Dies war aber auch ein ganz vorzüglich genußreicher Abend, denn nachher ward Helene gegeben.

Räthsel.

Mein Vaterland ist nicht der kalte Norden,
Denn ich gedeih' und reif im wärmern Süden nur.
So lieblich ich auch bin, so zeigt doch meine Spur
Verwüstung, Blutvergießen, Morden;
Doch schmück' ich oft des schönsten Mädchens Haar,
Und schimmere an ihrem Hals und Busen,
Es brachte selbst ein Priester deutscher Musen
Als Weihgeschenk mir eine Ode dar.
Vor meinem Glanz muß selbst der Purpur weichen;
Der Kühnste wird durch meine Glut geschreckt,
Und wehe dem, der einmal mich geschmeckt,
Denn nichts erlöst ihn aus des Todes Reichen.

M.

Auflösung der Charaden in Nro 132: Langbein. Sternbild.

Nro. 139.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Juni, 1810.

— — Auch aus entwölkter Höhe
Kann der zündende Donner schlagen;
Darum in deinen fröhlichen Tagen
Fürchte des Unglücks tückische Nähe!

v. Schiller.

Liebe und Pflicht.

Eine wahre Geschichte.

Der Graf und die Gräfinn von Montgommery hatten zu Paris in der Königsstraße den ersten Stock, und ihr Kaplan, Page und Kammerdiener die unterste Wohnung eines Hotels inne. Herrn und Madame Anglade gehörten der zweyte, dritte und vierte Stock zu. Hinten im Hofe in einem andern Flügel dieses Gebäudes wohnten die Schwägerinn des Grafen, die Kammerfrau der Gräfinn und einige Möbelflickerinnen.

Herr Anglade, von sehr gemeinem Herkommen, lebte wie ein Mann von höherm Stande. Sein Einkommen war mäßig, aber seine Wohnung prächtig. Er hielt Equipage, spielte hohes Spiel, gab sich das Ansehen, als ob er mit Personen vom ersten Adel in sehr genauen Verhältnissen stunde, und lieh ihnen Geld. Uebrigens hatte der sonst eitle Mann doch schätzbare Eigenschaften: er war besonders guter Ehemann und guter Vater.

Seine Gattinn zeichnete sich blos durch gewissenhafte Erfüllung ihrer Pflichten aus; sie kam nur selten in Gesellschaft, und widmete ihre Zeit ganz der Erziehung ihrer einzigen vierzehenjährigen Tochter.

Die Montgommery und die Anglade sahen sich oft, allein eigentlich fand keine genaue Verbindung unter ihnen Statt. Der Graf konnte sich einer geheimen Verachtung des lächerlich eiteln Nachbars nicht erwehren, und letzterer mußte ihm und seiner Gattinn tagtäglich zum Gespötte dienen. Sie luden die Anglade auf ihr Landgut Villeboisin. Diese nahmens erst an, und entschuldigten sich dann wegen ihres Ausbleibens. Der wahre Grund jener Veränderlichkeit lag in der Eitelkeit Anglades. Ihm war's unausstehlich, Höflichkeiten zu empfangen, die er unmöglich erwiedern konnte. Auch wirkte noch ein zweyter Umstand. Einige Tage vor der Einladung war ihm eine an sich unbedeutende Kränkung widerfahren, die er aber tief empfand. Graf Montgommery wies ihn, als er sich einen zu vertraulichen Ton herausnahm, mit Blicken und Worten, welche seiner Eigenliebe weh thaten, in die Schranken zurück.

Die Montgommery reisten Montag frühe ab und bestimmten ihre Wiederkehr auf Donnerstag Abend. Der Kaplan und drey Domestiken folgten nach. Eine Kammerfrau, ein junger Lakey und vier Stickerinnen blieben zurück.

Der Kaplan schloß Zimmer und Vorgemach ab, und vertraute nur den Eingangsschlüssel der Kammerfrau, welche das Haus hütete.

Der Graf und die Gräfinn kamen einen Tag früher, als man sie erwartete, zurück. Den abergläubigen Grafen schreckte ein Blutstropfen auf seinem Tischtuche und weil er nicht zweifelte, daß es eine schlimme Vorbedeutung sey, so eilte er nach Paris zurück.

Kaplan, Edelknabe und Kammerdiener ritten, und kamen zuletzt an. Der Kaplan fand das Vorgemach verschlossen, jedoch sein Zimmer nicht, von welchem er den Schlüssel in der Tasche trug. Alle kamen überein daß er in der Zerstreuung die Thür nicht wohl verschlossen hätte.

Die spätangekommenen Montgommery saßen noch um Mitternacht an der Tafel, als Anglade, welcher auswärts gespeist hatte, mit zwey Abbés zurückkam, und noch unten bey ihnen im Gespräche verweilte. Madame Anglade ging auch hinab, und nach einigen Minuten kehrten beyde in ihre Wohnung zurück, ohne daß des obigen Vorfalles gegen sie Erwähnung geschah.

Am folgenden Morgen brachte Graf Montgommery beym Polizey-Lieutenant die Klage an, daß während einer Abwesenheit von drey Tagen auf seinem Landgute sein eiserner Koffer aufgesprengt, und ihm daraus dreyzehen Säckchen mit tausend Franken in Silber, eilfhundert funfzig Livres in Gold, zweyhundert ganz neuen geänderten Louisd'or, und einem Perlenhalsbande, viertausend Franken an Werth, entwendet worden seyen.

Drey Offiziere der Polizey begaben sich unverzüglich an Ort und Stelle, untersuchten die Thüren und Schlösser, fanden keine Spur von gewaltsamen Einbruch, schlossen daher, man habe sich falscher Schlüssel bedient, und warfen den Verdacht auf die Hausleute. Sie schritten also zum Durchsuchen der einzelnen Zimmer. Herr und Frau Anglade verlangten, man möchte die ihrigen zuerst visitiren. Sie öffneten selbst die Wandschränke, Kasten, Kabinete, Bureaux, liessen sogar ihre Betten durchsuchen, und man fand nichts.

Die Kommissäre stiegen nun auf den Dachboden. Madame Anglade entschuldigte sich wegen ihres Nichtbegleitens, weil sie sich nicht ganz wohl befände. In einer Kiste auf der Bühne wurde sogleich von einem Polizeykommissär mitten in einem Linnenbündel eine Rolle von siebenzig neuen geänderten Louisd'or entdeckt. Sie waren in eine zerrissene geschriebene Stammtafel gewickelt, welche dem Grafen zugehörte. Er bemerkte auch, daß sie alle durchaus die gleiche Jahrzahl, wie die gestohlnen, trügen. Als der Polizeykommissär Hrn. Anglade fragte, von wem er diese Louisd'or habe, antwortete dieser, er wisse es nicht zu sagen, könne aber beweisen, daß sie sein eigen wären.

Der Kommissär bot ihm die Goldrolle hin, um selbst die Louis zu beschauen und zu zählen. Angladens Hand zitterte beym Zählen, und er machte verwundert die Anwesenden selbst darauf aufmerksam.

Nachdem Alle den Dachstock verlassen hatten, äußerte Madame Anglade dem Kommissär, daß die Thür des Zimmers, in welchem der Kaplan, der Page und der Kammerdiener schliefen, nur zugemacht, nicht verschlossen sey gefunden worden, und forderte, daß der Kammerdiener durchsucht und verhört werden sollte, weil er leicht der Schuldige seyn könnte. Wegen ihrer Eilfertigkeit, den Verdacht auf einen Einzelnen zu werfen, schien sie dem Kommissär selbst verdächtig, besonders, als der Graf erklärte, der Kammerdiener sey ihm auf das Landgut gefolgt, und erst nach ihm in Paris wieder eingetroffen. Madame Anglade bestand nichtsdestoweniger darauf, daß man sein Zimmer durchsuchen möchte. Es geschah, und man entdeckte in einem dunkeln Winkel fünf Säckchen, deren jedes tausend Livres in Silber enthielt, und ein sechstes, in welchem etwas an gedachter Summe fehlte.

Dieser Fund vermehrte den Verdacht des Polizeykommissärs gegen die Anglade. Sie wohnten ja seit drey Tagen ganz allein in diesem Theile des Hauses, und konnten falsche Schlüssel haben. Die Domestiken des Grafen erinnerten sich bey dieser Gelegenheit, daß zwey Jahre früher auch ein beträchtlicher Diebstahl zu einer Zeit, da die Anglade schon den obern Stock bewohnt hätten, im ersten Stocke begangen, und der Urheber nicht entdeckt worden sey.

Das einzige mit Gewalt erbrochene Schloß war jenes an der eisernen Kiste, und die Unmöglichkeit klar, daß der Dieb sich einen falschen Schlüssel verschaffte, weil er des ächten nie habhaft werden konnte. Die Anglade wußten, daß der Graf eine große Summe vorräthig besaß, und hatten sogar ihre Dienste angeboten, sie ihm wohl anzulegen. Das schon angenommene Mitfahren auf sein Landgut hatten sie unter einem nichtswerthen Vorwande abgelehnt. Gewisse seltner gewordene Louis wurden auf der Angladeschen Bühne in der Ecke einer Kiste gefunden, welche dem Anscheine nach eine ganz andre Bestimmung hatte. Endlich, warum vermied sie mit unter das Dach zu steigen, und suchte den Verdacht auf Montgommerys Diener zu wälzen? Hatte nicht ihr Gatte, als ihn ein seine Bestürzung verrathendes Zittern befiel, selbst die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, wahrscheinlich um den übeln Eindruck zu schwächen? Was endlich dem Kommissär noch von dem Schrecken und der Verwirrung der Anglade bey der unvermutheten Rückkehr der Montgommery berichtet ward, bestärkte ihn in all seinen Verdachtgründen. Alle diese Anzeigen schienen ihm zusammen für einen vollen Beweis des Verbrechens zu gelten. Er hielt es für unnöthig, die übrigen Gemächer noch zu durchsuchen, um so mehr, als ihm der Graf mit stolzer Zuversicht erklärte, daß er für die Ehrlichkeit seiner Domestiken bürge.

Der Kommissär nahm jetzt keinen Anstand, Anglade und seine Gattinn zu verhaften. Sie wurden zuvor noch durchsucht, und in Angladens Börse fanden sich siebenzehn neue geänderte Louisd'or und eine doppelte Pistole. Ein neuer widriger Umstand, welcher den übrigen Anzeigen mehr Gewicht gab, weil der Graf auch erklärt hatte, daß er mehrere von seinen doppelten Pistolen vermisse. Der Mann wurde in das Châtelet, und die Frau in das Fort l'Evêque abgeführt.

Während des Laufes der gerichtlichen Untersuchung verstärkte Anglade noch die widrige Meinung von ihm durch die zweydeutigsten Antworten über seine Geburt, seine Verhältnisse und seine gewöhnlichen Beschäftigungen. Aus

dummen Stolze, den er selbst in erniedrigender Gefangenschaft nicht zu bemeistern wußte, hielt er sogar den usurpirten Titel eines Edelmanns fest. Endlich wurden die mancherley gegen ihn zeugenden Umstände, beschwerend genug gefunden, um zur peinlichen Frage zu schreiten, und der unglückliche Anglade auf die Tortur gebracht. Er bekannte nichts. Der Urtheilsspruch fiel auf neunjährige Galerenstrafe aus, und seine Gattinn mußte auf eben so lange Zeit Paris meiden. Ihr kleines Vermögen ging durch die gerichtlichen Unkosten, den Schadenersatz, und die Interessen, deren Bezahlung ihnen zuerkannt wurde, gänzlich zu Grunde.

Nach altem Herkommen sind Missethätern, welche die Folter ausstanden, einige Tage Ruhe vergönnt; allein der arme Anglade wurde dieser Gunst nicht gewürdigt, sondern unmittelbar von der Folterkammer weg in ein finsteres Gewölbe geführt. Nie traf wol der Wechsel des Glücks lastender und unerwarteter. In einer Stunde reich, geachtet, verdächtig, beschimpft und eingekerkert! In einer Stunde von seiner Gattinn und Tochter Liebe beseligt, und ihren Umarmungen, vielleicht auf ewig, entrissen! Dieser Mann, dessen Eitelkeit zuvor selbst im Glücke nicht genug Nahrung fand, dieser Mann, dessen Abgott die Meinung Anderer war, dem äußerer Glanz und persönliches Ansehen über alles gingen, dieser Mann endlich, der sich von jeder schlechten Handlung rein fühlte, auf einmal ohne Ehre, wegen eines abscheulichen Verbrechens zu Ketten verdammt, von seines Herzens Lieblingen getrennt, und zu strengen Arbeiten gezwungen, deren ungewohntem Druck er bald erliegen muß! Nach den ersten Augenblicken der Schwermuth und Verzweiflung ermannte sich Anglade. Die Religion flößte ihm einen Muth ein, der ihn über sein Unglück emporhob. Er sah nun die Eitelkeiten der Welt in ihrem wahren Lichte, und überzeugte sich freudig von jenen Wahrheiten, die man im Schoße des Glückes so leicht vergißt, daß ein reines Gewissen jedem Unfalle trotzt, und daß Vertrauen auf Gott die einzige Grundfeste des Seelenfriedens ist.

So schrecklich übrigens Anglades Lage war — seiner Gattinn trauriges Loos war vielleicht noch schrecklicher. Von Natur bescheiden, sittig und furchtsam, kannte sie keinen andern Ehrgeiz, als die stillen häuslichen Pflichten der Gattinn und Mutter zu erfüllen. Jetzt war sie auf einmal der Neugier, des Spottes Ziel, durch einen ehrevernichtenden Ausspruch der Schande preisgegeben, ein Gegenstand der öffentlichen Verachtung, und — schuldlos!

Anglade, noch entkräftet und schmerzlichleidend an den Folgen der Tortur, wurde mit einem Transporte von Ruderknechten nach Marseille geführt, und auf einem Wagen angekettet, den er aus Leibesschwäche nie verlassen konnte. Er kam so gefährlich krank an, daß er in's Hospital abgeliefert werden mußte. Der Arzt verzweifelte an seiner Rettung. Für den unglücklichen Anglade eine tröstende Botschaft! Das Ende seiner Leiden war gewiß. Nur der Gedanke an seine Gattinn, an seine Tochter — ach! beyde sollte er nicht mehr sehen — erschütterte seinen Geist. Der Arzt, ein edler menschenfreundlicher Mann, vernahm seine Klagen, und gab ihm sein Ehrenwort, daß er der fernen Gattinn seinen letzten Willen, sein Lebewohl zusenden wolle. Anglade bot alle Kräfte auf, und diktirte ihm Folgendes:

„Ich sterbe, mein geliebtes Weib. Ich erliege den Leiden. Lebe! Ich beschwöre dich, o lebe, um unsere verläumdete Ehre wieder herzustellen! Ja, lebe, um Constanzen, dem theuern Kinde, einen guten Ruf — ach! die Ungerechtigkeit der Menschen hat uns dessen beraubt — zum Erbe hinterlassen zu können! O warum kann ich meine Lieben nicht mehr sehen! — Doch heilig sey mir des Ewigen Rathschluß! Sein Wille geschehe! — Dir meine besten Segnungen, gute Constanze, und meine letzten Lehren! Befolge sie!"

„Halte nichts für entehrend, als das Laster! Schätze nichts hoch, als die Tugend!"

„Dein Fleiß bewahre dich vor Armuth! Schäme dich keiner Arbeit, welche dir ein ehrliches Auskommen und Unabhängigkeit gewährt!"

„Möchtest du die Unschuld deiner Aeltern gerechtfertigt, anerkannt, öffentlich bestätigt hören! O möchtest du bald feyerlich in ihre Rechte auf die Achtung der Welt eintreten! Ach, liebe Constanze! durch Zärtlichkeit, durch fromme Sorgfalt sey deiner Mutter Trost und Freude!" —

„Muß ich denn so die Kleinode meines Herzens verlassen? — Aber Gott will es — Ich murre nicht. Lebt wohl, lebt wohl auf immer!"

Anglade starb, und der Arzt säumte nicht, der Mad. Anglade diesen Brief mit einigen Zeilen von seiner eignen Hand zuzusenden, durch welche er sie versicherte, daß die letzten Augenblicke ihres Gatten sanft und ruhig gewesen wären; denn seine Religiosität und die Hoffnung eines bessern Lebens hätten ihn gestärkt und erhoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ritter oder Ritterinn D'Eon?

D'Eon, geboren zu Tonnerre in Frankreich, vormals Dragonerhauptmann, Ritter des Ludwig-Ordens, vertrauter Abgeordneter Ludwigs XV am Hofe zu Petersburg, Sekretär des Herzogs von Nivernois, Gesandten am Londner Hofe, nachher selbst Chargé d'affaires an diesem Hofe u. s. w., starb in der Nähe von London den 21 Mai im Alter von 79 Jahren. Nachdem er eine Rolle in der politischen Welt gespielt, und sich durch Talente, Tapferkeit und Intriguen bemerkbar gemacht hatte, wurde er wie bekannt noch berühmter durch die Entdeckung, daß er zu einem Geschlechte gehörte, zu dem man ihn bis dahin nicht gerechnet hatte.

Jedoch entstand bereits bey seiner ersten Anwesenheit in England einiger Argwohn darüber, und dieser gab zu beträchtlichen Wetten und zu einem lächerlichen Prozesse Anlaß, der zu Gunsten derer entschieden wurde, welche behaupteten, Ritter d'Eon sey eine Ritterinn. Bey ihrer Zurückkunft nach Frankreich erhielt die Ritterinn den Befehl, Frauenkleider zu tragen. Sie zog sich nach Tonnerre zurück, wo sie bis ans Ende des Jahres 1792 in Vergessenheit lebte. In einem Augenblicke der Begeisterung trug sie dem National-Konvente ihre Dienste an, und erbot sich ein Regiment zu errichten. Da man ihr Anerbieten nicht annahm, so ging sie nach England, wo sie bis an ihren Tod blieb. Während der letzten Jahre, in denen sie sehr kränklich war, wurde sie fortdauernd von einem französischen Wundarzte, Pater Elysée, Zögling des berühmten Frère Côme, von Paris, besucht, und nie hatte er bey allen seinen Besuchen jemals im geringsten daran gezweifelt, daß die Ritterinn zu dem Geschlechte wirklich gehöre, zu dem man sie nach einem Urtheilsspruche der Kings-bench und einem Befehle des französischen Gouvernements rechnen mußte. Die Ritterinn stirbt, Pater Elysée wird sogleich nach ihrem Tode gerufen, und — erstaunt nicht wenig, als er nun doch findet, daß sie nicht war, wofür man sie gehalten. Sogleich ladet er mehrere Wundärzte auf den andern Morgen ein, der Eröffnung des Leichnams beyzuwohnen. Diese Neuigkeit verbreitet sich schnell, und am andern Morgen, Mittwoch den 23ten, begaben sich die Herren Wilson, Copeland, Ring der jüngere und Bertin, Wundärzte, nebst mehrern Standespersonen: Lord Yarmouth, Sir Sidney Smith, Hr. Littleton u. s. w. hin, um sich von dieser außerordentlichen Thatsache zu überzeugen. Man untersucht den Körper, und es zeigt sich, daß die ehemalige Ritterinn d'Eon doch wirklich ein Ritter war. — Im Tode ist Wahrheit, also darf man nicht länger zweifeln, und unser schönes Geschlecht wird diese Nachricht besonders interessiren; es wird froh seyn, aus der Schwesterschaft eine so männliche Ritterinn ausstreichen zu können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 21 Mai.

Ein hiesiger Mahler schuf ein Gemählde, auf dem man nichts sieht als Himmel und Meer; am erstern steigt die Sonne, ein kleiner Punkt, in unermeßlicher Sterie empor, und spiegelt sich auf den Wellen tausend- und tausendmal ab, und dadurch erhält das Gemählde den Anschein, als sähe man weit, weit in unendliche Ferne hinein.

Malte-Brun hat sehr gegründete Kritiken über den neuen Triumphbogen an der Barriere der elyseischen Felder, und über die 6 Statuen vor dem Pallaste des gesetzgebenden Kerps in das Feuilleton des Journal de l'Empire geliefert. Am erstern rügt er die Quer-Durchgänge (nach der Seite von Passy und nach der Seite von Roule) unterdrückt, da sie auf keine Straßen führen, und dem Eindrucke des Ganzen schaden, der am stärksten durch große Massen imponirt. An den letztern tadelt er die Aufstellung von 4 sitzenden gigantesken Statuen (deren Dimensionen blos größer als natürlich, die Proportionen aber natürlich sind) vor zwey stehenden kolossalen (der Minerva und Themis, deren Proportionen mit den Dimensionen vergrößert sind). Von den sitzenden lobt er vorzüglich die noch nicht ganz vollendete Hopitals, dann die Aguesseaus und Colberts. Sullys gefällt am wenigsten wegen der Peinlichkeit und des Kleinlichen, das man in Ausführung des Details bemerkt. Schade, daß Hr. M. B. diese Gelegenheit nicht ergriff, um die französischen Künstler auf das Unnatürliche und Widrige der eingeschnittenen Augen aufmerksam zu machen, die man bereits an Sully bemerkt, und welche die übrigen bey gänzlicher Vollendung leider wol auch erhalten dürften.

Der berühmte Accoucheur Baudelocque, ferner der Bildhauer Moille, Glied der vierten Klasse des Instituts, und Hr. Grasset St. Sauveur, vormals Vicekonsul in der Levante und Verf. mehrerer Reisen, sind hier nacheinander gestorben.

Die Schilder der Kaufladen werden mit jedem Jahre geschmackvoller und kostbarer. Sie stellen Porträte oder Scenen in Lebensgröße vor, und wenn das einige Jahre noch so fortgeht, so werden manche Straßen zu Gemählde-Gallerien werden. Schon seit langem sieht man lebensgroße Porträte vom Kaiser, vom König Friedrich; ganze Scenen aus Opern und Vaudevilles u. s. w., Fanchon, Brûnet, ma tante Aurore, la famille du mont Jura, le Diable boiteux, le Chaperon rouge, Cendrillon, bilden eine sonderbare Gesellschaft, in die gegenwärtig in der rue Coquilière ein mystisches Wesen getreten ist: der Mann mit der eisernen Maske. Das Gemählde ist sehr schön, in Lebensgröße, und unterhalb liest man folgende Verse:

Du repos des états déplorable victime,
Le sort courba son front sous trente ans de revers.
Ce jouet du malheur était l'enfant du crime
Il naquit sur le trône et mourut dans les fers.

Der Mahler scheint demnach besser von diesem historischen Räthsel unterrichtet, als es die Geschichtschreiber sind. Uebrigens ist nichts komischer als dieser prächtige Schild, mit seiner immer einen Haufen Neugieriger versammelnden Mystikität vor einem Laden mit Schnittwaaren. Ist der Eigenthümer vielleicht in das System der neuesten Mystiker eingeweiht?

Mythologische Schilder sind in Paris nicht beliebt; nur eines ist mir erinnerlich: zum ägyptischen Gotte, unter der Gestalt eines schwarzen Ochsen.

Man hat jetzt ein artiges silbernes Geräthe, worin man Zahnstocher auf die Tafeln stellt. Das Geräthe stellt ein Stachelschwein vor, und die Zahnstocher bilden die Stacheln, die man nach Gefallen aus den Vertiefungen herauszieht.

Der Kaiser hat in 24 großen Städten des Reichs dépôts de fluide vaccin, und bey jedem ein Vaccinirungs-Comité zu errichten befohlen. Zu gleicher Zeit hat er jährliche Preise für jene, die sich beym Vaccinirungs-Geschäfte auszeichnen, gestiftet: einen von 3000 Fr., zwey von 2000 Fr., drey von 1000 Fr., und 100 silberne Medaillen mit dem Brustbilde des Kaisers.

Ein berüchtigter Betrüger wurde jüngst über die Rheins-Gränze gewiesen. Er nennt sich bald Pagowsky, bald Cholseul-Gouffier oder Choiseul-Praslin, zeigt eine Menge Briefe vor, die er unter diesem Titel selbst von Gesandten erhielt u. dgl. Er ist ungefähr 32 Jahre alt, 5 Schuh und 4 — 5 Zoll hoch, blond, mager, von einem angenehmen Aeußern, und spricht geläufig französisch.

Nro. 140.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. Juni, 1810.

Ob wie todt auch starre der Geist der Menschheit
Durch der Willkühr Zwang und gebotnen Wahnsinn,
Doch erringt siegreich auch der Geist der Menschheit
Neue Belebung.

Voß.

Die Neger auf St. Domingo.

(Aus Descourtils Reisen.)

Wir liefern hier eine Reihe kleiner Sittengemählde, die man gewiß nicht ohne Interesse lesen wird. Es sind schätzbare Beyträge zur Karakteristik einer Menschenrace, deren Eigenthümlichkeiten Descourtil als Philosoph gewürdigt hat. Um jene Bemerkungen zu sammeln, wendete er ein eben so einfaches als sicheres Mittel an. Er hatte einen sehr treuen, verständigen Hausneger, der bey seinen Landsleuten in großem Ansehen stand. Diesem erlaubte er jeden Abend fünf bis sechs derselben, nach der Reihe herum, auf Tasia u. s. w. einzuladen, und hörte dann ihren Erzählungen von den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Stämme unbemerkt zu. So entstanden die folgenden Kapitel, denen es zwar an strenger systematischer Ordnung fehlen mag; in denen aber Stoff zum Denken im Ueberflusse enthalten ist. F.

I.

Die Dunkos und Aradas.

Diese Stämme zeichnen sich durch ihre Schönheit aus; beyde Geschlechter sind ganz vortrefflich gebaut. Sie tatowiren sich, so daß man durch die Zeichnungen die verschiedenen Familien und ihren Rang erkennen kann. Die Weiber der Dunkos sind eben so liebenswürdig als treu, die Weiber der Aradas hingegen sind weit wollüstiger und betriegen ihre Wrous oder Männer mit großer Geschicklichkeit. Alle Neger machen bekanntlich sehr häufig von Giften Gebrauch; die Aradas thun dies mehr als irgend ein anderer Stamm; meistens vergiften sie ihre Feinde damit. Ich erinnere mich aber auch, daß einmal eine Hebamme desbalb in Untersuchung kam. Sie gestand mit lachendem Munde ein, sie hätte vielen unglücklichen Sclavenkindern die größte Wohlthat erzeigt. Als sie darauf zum Scheiterhaufen geführt ward, riß sie sich ihren Gürtel ab. Es waren siebenzig Knoten darin. — „So viel Kinder," sagte sie triumphirend, „habe ich durch Gift oder auf andere Art aus der Welt geschafft! Ich stieß ihnen oben durchs Blättchen eine Nadel in das Gehirn, und sie starben unfehlbar am Kinnbackenzwang! Ich sterbe zufrieden, ich habe meine Pflicht gethan, ich habe sie von der Sclaverey befreyt!" Mit diesen Worten sprang sie unerschrocken in die Flammen, und war bald darauf zu Asche verzehrt.

Die Dunkos und Aradas haben Könige; diese sind aber für immer in ihre sogenannten Paläste verbannt. Sie zeigen sich indessen jede Woche einmal an einem Gitter, um Audienzen zu geben; auch speisen sie an gewissen Tagen öffentlich. Eigentlich sollen sie sich des Weines enthalten, allein sie kehren sich nicht an dies Verbot. Um aber doch beym öffentlichen Speisen kein Aergerniß zu geben, hat man ein ganz vortreffliches Mittel erdacht. Sobald der König trinken will, sieht er den Mundschenk an. Dieser schlägt mit einem Stäbchen auf den Tisch; sogleich wirft sich Jedermann auf die Erde nieder, und der König macht seine Libation ganz unbemerkt. Ueberdem ist sein Becher auch noch mit einem Deckel versehen. — Die Aradas wählen bald den Mond, bald Belemniten, bald das Wasser,

bald Schlangen zu ihrem Fetisch, so wie es einer oder mehreren Familien gefällig ist. — Ihre Priester stehen in sehr großem Ansehen, und tragen zum Unterscheidungszeichen einen eisernen Ring am Arme, der auch an dem Leichname bleibt. — Stirbt ein Arada, der bey seinem Leben verachtet war, so braten seine Erben bey ihrer Calenda *) einen Hund, von welchem der Geruch alle übrige Hunde herbeyzieht. Diese heulen dann um die Hütte herum, und das Andenken jenes Arada ist auf ewig beschimpft.

2.

Die Neger von Fida, Eßa und Urda.

Die Negerinnen von Fida würden nicht übel seyn; sie verunstalten sich aber auf eine abscheuliche Art. Zuerst feilen sie sich nämlich die Zähne festonartig aus; dann durchbohren sie ihre Unterlippe, und stecken einen plumpen schweren Ring hinein; endlich tatowiren sie sich den ganzen Busen, so daß die Haut völlig chagrinartig wird. Die Warzen färben sie dann mit Scharlachbeeren, was gegen die schwarze Brust sehr widrig absticht.

Die Neger von Eßa beten immer ihren letztverstorbenen König als eine Gottheit an. Zu diesem Ende balsamiren sie seinen Leichnam ein, und bestreichen ihn mit Palmenöl und einem gewissen amaranthfarbigen Holzdecokte, welcher die Haut ganz vortrefflich erhält. Jetzt setzen sie ihn in einer Pagode an der Landstraße auf einen prächtigen Thron, hängen ihm den königlichen Mantel um, und lassen eine Wache bey ihm. Diese Verehrung dauert so lange, bis der Nachfolger des Verstorbenen ebenfalls mit Tode abgeht, und nun auch hier seine Stelle einnimmt.

Die Neger von Urba sind äußerst wild und grausam. Ist einer von ihnen durch Meuchelmord gefallen, so verbergen sich seine Verwandten in der Nähe des Leichnams, und fallen über den ersten besten Neger her, der dieses Weges kommt. Mag er schuldig oder unschuldig seyn, dies ist einerley. Er wird als ein vom Gott Bretaoth gewähltes Opfer betrachtet, und so aufs grausamste umgebracht. Sein Leichnam bleibt als eine Beute der Raubthiere liegen, während jener aufs feyerlichste begraben wird. Zu diesem Ende balsamirt man ihn ein; stellt ihn in einen eisernen Käfig, setzt diesen in eine große tiefe Grube, und bedeckt ihn oben mit einem Regendache, das tief auf den Seiten heruntergeht.

Der König von Urba hat mehrere Wahrsager oder Makendals um sich, die er vor jeder Schlacht um den Ausgang derselben befragt. Sie ermangeln natürlich nie, ihm einen Sieg zu prophezeyn, werden aber nicht selten Lügen gestraft. In diesem Falle helfen sie sich aber sehr leicht heraus. Sie schieben die ganze Schuld auf ein Paar unglückliche Soldaten, gleich als hätten diese den Zorn der Götter über das Heer gebracht, und opfern so diese unschuldigen Menschen der Rache des Königes auf. Um nun den Verlust in der Schlacht zu ersetzen, wird eine große Berathschlagung angestellt. Nach manchen Gaukeleyen erklären endlich die Makendals, daß hierzu hundert Couis (Kürbisflaschen), hundert Canaris (irdene Wasserkrüge) und hundert Sclaven nöthig seyen. Sie lassen dies alles auf die Heerstraße bringen, und befehlen dann eine neue Gränelthat. Sogleich wird den Sclaven der Leib aufgeschlizt, um mit Palmöl und gewissen Muscheln angefüllt zu werden, und zuletzt alles, Couis, Canaris und Leichname, in eine große Grube gescharrt.

*) Orgie, von dem Nationaltanze der Neger Calenda so genannt.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

Mad. Anglade befand sich guter Hoffnung, als man sie in's Gefängniß schleppte. Ihr Schrecken war zu heftig, ihr Jammer zu groß — sie kam vor der Zeit nieder. Nur langsam konnte sie genesen. Wer ihr Tag und Nacht unermüdbar Hülfe und Beystand leistete, war allein ihre Tochter, und Constanzens Gesundheit litt selbst viel dabey. Muten im Winter wohnten sie in einem feuchten Keller. Nur selten und gering waren die Gaben des Mitleids. Fünf Monde brachten sie in dieser fürchterlichen Lage zu. Die Hoffnung, mit ihrem Gatten wieder vereint, endlich in Freyheit gesetzt, für schuldlos erklärt zu werden, und ihren ehrlichen Namen durch richterlichen Widerruf gerechtfertigt zu sehen, hielt die unglückliche Frau und ihre Tochter aufrecht. Ach! die Kunde vom Tode des theuern Gatten und Vaters stürzte beyde in Verzweiflung, und drückte den lange muthig duldenden Geist der Gattinn vollends nieder. Sie litt noch einige Tage, und starb in den Armen ihrer Tochter, gepeinigt vom schauerlichen Gedanken, sie einsam, ohne Hülfe, ohne Schutz in der argen Welt zurücklassen zu müssen.

Drey Jahre waren seit dieser Begebenheit verflossen. Einige Personen, doch sehr wenige, hegten noch Zweifel, ob das gegen die Anglade vollzogene Strafurtheil gerecht gewesen sey. Das Publikum unterhielt sich noch ein paar Tage über diese Geschichte; dann war sie vergessen. Während Constanze die schrecklichen Folgen dieses Justizmordes mit frommer unsäglicher Ergebenheit trug, dachte kein Mensch jenes Vorgangs mehr, als wer mit ihr in unmittelbaren Verhältnissen stand. — —

Der Präsident des Essars hatte seinem Sohne, einem einundzwanzigjährigen Jünglinge, eine reiche Erbinn zur Gemahlinn bestimmt; aber Eugen, welcher der Wissenschaft mit lobenswerther Freude und rastlosem Eifer oblag, zeigte eine so entschiedene Abneigung gegen eine blos ökonomische Heirath, wobey Geist und Herz keine Stimme haben, daß sein Vater nicht länger darauf bestand. Eugen des Essars hatte seine Mutter verloren, als er geboren ward, und Madeleine Tournon, eine Frau von nicht gemeinem Stande, welche Dürftigkeit und Misgeschick zum Dienen nöthigten, vorerst zur Amme und Wärterinn erhal-

ten. Sie blieb bis über seine Knabenjahre hinaus ihm als Besorgerinn seiner kleinen Angelegenheiten zugetheilt, und wurde im Hause des Präsidenten immer mit vieler Achtung behandelt. Ein Anfall von Gliederweh zwang sie das Bett zu hüten. Ihr lieber Eugen, voll kindlicher Dankbarkeit, weihte seiner guten Madeleine mit Vergnügen einen Theil seiner Zeit, und sie vergaß oft ihrer Schmerzen in seiner Gesellschaft. Er schenkte ihr sein ganzes Vertrauen, und sagte ihr zuweilen, daß er entschlossen sey, nie zu heirathen, wenn er nicht in einem weiblichen Wesen gewisse seiner Eigenschaften, die er ihr mit dichterischem Feuer ausmahlte, schön vereinbart fände. Madeleine hörte mit Wohlgefallen zu, pries seine Denkart, prophezeite ihm die Erfüllung seiner Wünsche, schloß aber jedesmal mit der Ermahnung, doch ja sich in keine Verbindung einzulassen, bey welcher er nicht der vollen Beystimmung seines Vaters gewiß wäre. Sie hatte bemerkt, daß Eugen seit geraumer Zeit nachdenklich und zerstreut war; sogar seine Gesundheit schien zu leiden. Die Freundinn gerieth in Bestürzung, in Sorgen; da sie aber eben so viel Zartsinn als Klugheit besaß, vermied sie immer, ihn darüber zur Rede zu stellen, weil sie eine Herzensangelegenheit vermuthete, und hoffte, daß er sein Geheimniß ihr von freyen Stücken offenbaren würde.

Mein lieber Eugen, hob sie eines Tages an, es ist ein wahres Glück, daß du bisher noch kein vorzüglich interessantes Wesen kennen lerntest; denn es könnte nicht fehlen, du müßtest ihm bald innig zugethan seyn.

Warum das?

Weil die Liebe gewissen Pflanzen gleicht, die nur im Schatten, nur in der Verborgenheit gedeihen.

Du redest heute sehr metaphorisch, Madeleine! aber du glaubst zu scherzen. Ich finde, daß die Liebe gewissen Pflanzen gleicht, welche desto üppiger wachsen, je mehr man sie auszureuten glaubt.

Er schwieg, und seufzte. Madeleine ergriff wieder das Wort: „Du würdest mich verpflichten, mein theurer Freund, wenn du künftig Abends eine Stunde später kämest, als gewöhnlich.“ — Eugen versprachs, allein am folgenden Abend war seine Zusage vergessen: er kam zur alten Stunde.

Madeleine wohnte in einem Häuschen auf den elisäischen Feldern. Als Eugen ihrer Wohnung nahte, begegnete er einem verschleyerten Frauenzimmer von ausgezeichnetem Wuchse, und einer bezaubernden Würde und Grazie im Gange. Er folgte ihr mit seinen Augen so weit, als möglich. Neugier und Interesse geboten's ihm. Dann ging er zu Madeleine. Sie verwies ihm freundlich die Ueberscheitung seines Versprechens. Er entschuldigte sich, gelobte Gehorsam, und wurde nicht, wie sonst, zurückgehalten, als er Abschied nahm.

Am folgenden Tage wollte er nur um die neusestgesetzte Stunde zu Madeleine gehen; aber sein Vater bestellte ihn auf jene Zeit zu sich. Er mußte also Madeleine nicht sehen, oder sich einen zweyten Verweis gefallen lassen. Er entschloß sich zum Letztern. An der Thür sah er die holde Gestalt wieder. Sie trat aus Madeleinens Zimmer, und war im Begriffe, einen Schleyer über sich zu werfen. Er flog hinzu, um ihre Züge zu erspähen. Es war ein junges schönes Mädchen, jedoch von bleicher Farbe. In ihrer Physiognomie lag etwas Melancholisches, und ihre großen schwarzen Augen schienen durch langes Weinen von ihrem Feuer verloren zu haben. Eugens Blicke verwirrten sie. Ihre Hände zitterten, der Schleyer entsank ihr. Eugen hob ihn mit Blitzesschnelligkeit auf. Sie neigte sich erröthend, dankte bescheiden, empfing ihn aus seiner Hand. Ein traurigsüßes Lächeln, kaum sichtbar, aber von Eugen tief gefühlt, flößte seinem Herzen Zuneigung, Wohlwollen, Bewunderung ein. Unbeweglich vor Erstaunen hielt er die Thür lange in der Rechten, und verschlang die fremde Schönheit mit glühenden Augen.

„O Madeleine! sage, wer ging von dir?“ — rief er stürmisch eintretend.

O, mein Gott! sahst du sie? fragte Madeleine halberschrocken.

„Warum sollt' ich sie nicht sehen?“ antwortete Eugen, und küßte ihre Hand. „Mißgönnst du mir mein großes Glück?“

Ach, Eugen! Entferne dich, und komme nie wieder!

„Wie? — Madeleine! — du erschreckst mich. Entzäthsle mir — ich beschwöre dich — dein Haus wolltest Du mir verschließen? O nein!“

Ach, nun weißt du ja, welchen Schatz mir der Himmel oft zuführt.

„Oft? — Hab' ich recht vernommen? Oft?

Ja, Freund! Sie ist, so wie du, der Trost meines Lebens.

„Allen Seegen des Allgütigen über sie! Denn — nicht wahr, Madeleine? — Sie muß die Güte selbst seyn. O sie gleicht den Engeln, wie man sie mahlt.“

Madeleine sah ihn ernster an, und seufzte.

„Wie war es dir nur möglich, der Holden gegen mich niemals zu erwähnen?“

Mein Gewissen verbot es mir. Ich wollte den Sohn meines Wohlthäters nicht der Gefahr aussetzen, eine unstatthafte Verbindung anzuknüpfen.

„Unstatthaft? und warum?“

Wenn Rang und Glücksumstände meiner jungen Freundinn zuließen, deine Gattinn zu werden, so gewönne ich den Gedanken lieb, dein Herz von ihr bezaubert zu wissen. Aber ach! ihr Name schon ist ein unüberwindliches Hinderniß, und trennt euch auf immer.

„Nicht so geheimnißvoll! Ich beschwöre dich. Setze meine Ungeduld nicht auf so harte Proben! Ihr Name? Sprich!“

Constanze d'Anglade.

„Wie? Die junge Unglückliche, deren höchsttrauriges Loos mir Thränen entlockte, ohne daß ich sie kannte? Die Tochter des mishandelten Ehepaares, über die ein ungerechtes Strafurtheil erging? —"

Ach, Eugen! rief Madeleine vor Entzücken, glaubst du wirklich an ihre Unschuld?

„Ja! Mein Vater pflichtete dem fürchterlichen Spruche bey; ich war immer der entgegengesetzten Meinung."

„O! meine theure Constanze!" rief Madeleine, Thränen im Auge; wie glücklich wärest du, wenn du wüßtest, daß noch ein lebendes Wesen außer deiner Freundinn deine Aeltern für unschuldig hält!

„Sag's ihr! O sag's ihr, ich beschwöre dich, und füge hinzu, daß ich fest hoffe, ihre Unschuld werde noch öffentlich anerkannt.

Ach, das ist die einzige Hoffnung, welcher sie in ihren langen Prüfungen vertraut!

„O Madeleine! Sey gefällig! Erzähle mir Alles, was du von Constanzen weißt!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Amors Statue.

Ein Herzenbestürmer,
Ein Kind und ein Gott,
Der Jungen Beschirmer,
Der Alten Despot. Hg.

Hoffnung.

O wie bey'm Frauenvolk, dem hohen und gemeinen,
Die Moderöcke sich verfeinen und verkleinen! —
Bald, Göttinn Wahrheit, kannst du wieder nackt erscheinen.
Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, Mai.

Kaum waren die ersten freundlichen Tage erschienen, und schon fing die vielseitige Geschäftigkeit an sich zu regen, welche von unsrer rastlos wirksamen Regierung zur Verschönerung der Stadt und zur Ausführung nützlicher Anstalten und Gebäude vielfach bethätiget wird. Ueber dem Sendlinger Thore verschwinden die alten düstern Thürme, um einem geschmackvollen Eingange in die lange und belebte Straße Platz zu machen. Außerhalb desselben ebnet sich die Basey zu einem freyen Platze, in dessen Hintergrunde das neue Krankenhaus emporsteigt, ein wahrer Tempel des Aesculap, von welchen der noch unvollendete äußere Bau an 200 000 Gulden kosten soll. Von der innern Organisation läßt sich alles Mögliche erwarten, da man hier als Muster die unvergleichlichen Anstalten der barmherzigen Brüder nehmen wird, die seit Aufhebung der Klöster eingegangen waren. Vor dem Marthore sieht man die Straßen und Plätze der neuangelegten weitläufigen Vorstadt sich immer mehr entwickeln, und die neuesten Gebäude zeigen, daß man sich von dem etwas kleinlichen fabrikmäßigen Stile der ersten Häuser entfernen, und in einer geschmackvollern Art zu bauen fortfahren wird. Der Plan erstreckt sich weit hinaus, gegen Norden bis um die englischen Gärten, wo er den ganz neuangelegten Ort Schönfeld, eine niedliche Stadt für sich, mit aufnimmt, und gegen Süden bis an das Karlsthor, wo, als ein Theil von ihr, ein großer botanischer Garten neben der Straße sich auszubreiten anfängt, der zugleich ein anatomisches Theater unter Sömmering umfassen, und einen Theil der vielfachen Institute bilden wird, welche die verjüngte Akademie d. W. unter ihrer Obhut und Fürsorge zu einem großen Ganzen vereiniget. Dieser Garten kann, wie jeder andre um München, nur mit äußerster Mühe hergestellt werden, weil die fruchtbare Erde erst durch künstliche Operationen aus dem sehr kiesigen Boden geschieden werden muß.

Noch erwartet man die Entscheidung über die Anlagen vor dem Iserthore, deren Schmuck unstreitig eine Brücke bilden wird, welche Wibeking statt der alten steinernen zu bauen vorgeschlagen hat, da durch die zahlreichen und dicken Pfeiler derselben der anschwellende Strom und der Eleganz nicht weniger, als durch ihre geringe Breite die äußerst lebhafte Passage gehemmt wird. Nach der Zeichnung, welche jener berühmte Baumeister in seinem eben erschienenen Prachtwerke über den Brückenbau davon bereits entworfen hat, soll sie sich in einen einzigen ungeheuern Bogen über das ganze Bett des breiten Iserstroms hinwölben, und muß nebst den Gebäuden, die er damit in Verbindung zu setzen denkt, einen herrlichen und imposanten Anblick gewähren. — Auch in der Stadt selbst wird durch alle Straßen gebaut, da bey der noch stets anschwellenden Volksmenge die Wohnungen noch fortdauernd im Preise steigen, und jeder sein Kapital nicht besser als durch Bauen glaubt benutzen zu können; fast täglich sieht man neue Häuser entstehen, alte sich verwandeln und in wenig Jahren muß die ganze Stadt ein ganz anders Ansehen gewinnen. Dieselbe Thätigkeit, welche im Aeußern alles verjüngt und fördert, herrscht auch in allen Theilen der innern Administration.

Rom.

Rom ist nun als eine von den 25 Städten ernannt, wo das Pus vaccinae (Kuhpocken-Materie) aufbewahrt und immer in Vorrath gehalten werden soll. Der Oberaufseher der Anstalt führt den Titel: Vaccinatore, und unter seiner Leitung wird von diesem Provinzial-Centrum aus die Korrespondenz mit allen Orten geführt, wo die Einimpfung zu befördern Maßregeln getroffen werden. — Man hat bereits in einem abgelegenen Theile des großen Spitals von St. Spirito einen Theil der zum Spital gehörigen Gebäude eingerichtet, und die Vaccination nimmt den glücklichsten Fortgang. Nur augenblicklich äußerten sich beym Volke einige Schwierigkeiten. Man meinte, daß man Gott vorgreifen wolle; und was noch mehr ist, die ärmere Klasse der Leute sieht es in der Regel wol gar als ein Glück an, wenn von dem Ueberflusse der Kinder ihnen wieder welche, ohne daß sie etwas dazu beytragen möchten, weggenommen werden. — Daher die Wachsamkeit der Regierung, der alles daran liegt, den römischen Staat zu bevölkern — denn ihm mangelt nichts nach altem Volksworte, als: bracci und denari (Arme und Geld.) — Daher sind für die bey dem Kuhpocken-Institute angestellten Chirurgen Prämien ausgesetzt, die nach der Mehrzahl der von ihnen Inokulirten sich richten werden. Die erste Prämie beträgt 3000, die andre 2000, die dritte 1000 Thaler. Außerdem sind 100 Medaillen, jede an Werth von 100 Fr., allen denjenigen bestimmt, die ihren Eifer in dieser Sache an den Tag gelegt haben werden. —

Nro. 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Juni, 1810.

Weit durch schöne Gefild' und weiter
Stürmt die rollende Wagenfahrt!
Seitwärts fliegen uns Büsch' und Kräuter!
Schaut umher mit Gesang und heiter,
Gleich den Kranichen wohlgeschaart!

Voß.

Wagen von Herrn Augée's Erfindung in Paris.

(Hierzu das Kupfer.)

„In welcher artigen Stadt von Frankreich," fragt die Societät der Moden zu Paris die Wagenliebhaber, „möchten Sie wol ein artiges Haus von sieben Fenstern Breite, das inwendig bequem zur Wohnung Ihrer Familie eingerichtet ist, und einen Vorhof und ein Gärtchen hinter dem Hause hat, besitzen? — Und ist Ihnen kein Haus in der Stadt gefällig, in welcher reizenden Gegend Frankreichs möchten Sie denn wol ein Landhaus von gleicher Größe mit fünf bis sechs Morgen gutangebautes Land umher haben? Und wo wollen Sie Eins oder das Andere: im Elsaß oder in Lothringen, oder in der Normandie oder Picardie, oder in Languedoc oder in Flandern? Befehlen Sie nur und senden Sie 1000 Louisd'or; und Sie sollen zu Ihrer völligen Zufriedenheit bedient werden."

„Wollen Sie aber statt eines so bescheidenen und nützlichen Eigenthums etwa eine neue Berline haben, um mit Ihrer Frau Gemahlinn in der stillen Woche nach Longchamps zu fahren? Und daneben, im Fall der Berline etwas zustieße, zur Vorsicht ein anderes ähnliches Fahrzeug; dann etwa eine kleine Kalesche, um in der schönen Jahrszeit unbedeckt zu sitzen; vielleicht auch wol noch ein kleines Kabriolet, um des Morgens in Paris herumzufahren und die vierrädrigen Fahrzeuge zu schonen; dann vier oder fünf Pferde, nebst einem Kutscher und Stallknechte, zwey Bediente, die nöthigen Livreen, und Morgen-Ueberröcke: alles sehr einfach und, obgleich recht gut herausgeputzt, doch nur ganz bürgerlich? — Ja, dann belieben Sie uns wenigstens 30000 Franken anzuweisen und wir hoffen Sie zufriedenzustellen. Hier haben Sie die Berechnung:

1) Die Berline — — —	10000	Fr.
2) Die Diligence — — —	6000	—
3) Die Kalesche — — —	3000	—
4) Das Kabriolet — — —	2000	—
5) Vier Pferde, wenigstens —	6000	—
6) Das Geschirr — — —	1500	—
7) Die Kleidung der Leute —	1500	—
macht —	30000	Fr.

„Und wie wollen Sie sich bey dem Ankaufe benehmen, um nicht betrogen zu werden? Wissen Sie, was ein Wagen ist? Wissen Sie, was ihn dauerhaft oder gebrechlich, schwer oder leicht macht und daß er sanft geht oder stößt? Werden Sie nicht irrig glauben, ein Wagen, der massiv gearbeitet ist, müsse auch den härtesten Proben trotzen, und dagegen ein anderer nett- und feingebauter Wagen beym ersten Stoß in Trümmer fallen? — Werden Sie nicht wähnen, daß ein geräumiges, bequemes und starkes Fahrzeug nothwendig schwer, und ein kleinliches und schwaches nothwendig leicht seyn müsse? Wird nicht Ihrer Meinung nach der Wagen nothwendig sanft gehen, der auf Federn ruht, die beynahe so hoch stehen, als der Wagenhimmel; und ein anderer stoßen, weil die Federn kaum höher sind, als die Räder?"

„Was habe ich alles das zu wissen nöthig, werden Sie sagen; ich setze mich hinein, ehe ich den Wagen kaufe; ich

fühle ob er sanft geht oder stößt, sehe, ob meine Pferde schwer ziehen müßen oder nicht, und mein Kutscher sagt mir, ob er dauerhaft ist."

„Ja, gehorsamer Diener! Die Sitz- und Seitenkissen sind mit neuem Rorhaare gut ausgepolstert, und nun dünkt der Wagen Ihnen sanfter zu fahren, weil Sie weicher sitzen, als auf den bereits eingesessenen Kissen Ihres alten Wagens, da der neue im Grunde vielleicht mehr stößt. — Ihr Wagen will nicht fort, die Pferde sind ganz im Schweiß, wenn Sie ins Boulogner Wäldchen kommen: aber Ihr Kutscher versichert Sie, der Wagen sey sehr leicht; nur sagt er, die Schrauben sind ein wenig zu fest angezogen, oder die Buchsen passen gut und das ist kein Fehler, und Sie glauben ihm. — Das Gestell ist von schlechtem Holze und schlechtem Eisen; die Bolzen haben das Holz, wo sie hindurch gehen, verlohlt, in sechs Monaten wird alles wackeln u. s. w. Ihr Kutscher beweist Ihnen, daß nichts sich rücken noch rühren kann, sechs Monate steht Ihnen ja auch der Verkäufer für alles — und den Sattler wird doch der Kutscher nicht vor den Kopf stoßen?"

„Uebrigens wollen Sie ja mit Gewalt betrogen werden. — Eine neue Form, mag sie auch so schlecht seyn als die lächerliche Kugelform, und eben so viele Nachtheile jeder Art haben, eine neue Farbe, neue Verzierungen u. s. w. reizen Sie; Sie wollen nach der Mode seyn, aber . . . nur die Mode ist dauerhaft, welche das Schöne mit dem Nützlichen verbindet, und mit der neuesten Mode, die dies vernachlässigt, ist man in wenigen Tagen altmodischer, als mit der vorhergehenden, die darauf Rücksicht genommen hatte."

„Wenn Sie also ein beträchtliches Kapital auf dergleichen verwenden wollen, so hören Sie, was Sie zu beobachten haben. Nicht wollen wir Sie das Sattlerhandwerk lehren; nur einige Winke wollen wir Ihnen geben, damit Sie weniger betrogen werden."

„Sie wünschen einen leichten Wagen? — Das hängt nicht von dem dazu verarbeiteten Materiale, nicht vom Gewicht ab. — Ein Wagen, der auf der Wage 2000 Pfund wiegt, ist vielleicht leichter als ein anderer, der nur 1500 Pf. wiegt. Was macht denn also, daß der Wagen leicht fortrollt? 1) Daß die Vorder- und Hinterräder nicht zu weit auseinander stehen, und 2) das Verhältniß der großen Räder zu den kleinen. (Wir fügen noch hinzu, daß die großen und kleinen Räder in dem nämlichen Geleise gehen.) Je kürzer das Gestell, um so leichter ist der Wagen. Daher haben die Engländer an ihren Reisewagen nur einen Langbaum. Die Schwanenhälse verlängern das Gestell um wenigstens 10 Zoll, und machen den Wagen um 2 bis 300 Pf. schwerer."

„Sie wünschen einen Wagen, der sanft fährt? Wählen Sie den, dessen Vorderfedern am weitesten von den Hinterfedern abstehen, dessen Riemwerk am längsten ist."

„Um den scheinbaren Widerspruch in diesen beyden Sätzen zu heben, muß ich Ihnen nur erklären, daß gerade darin sich die Kunst und das Talent des Wagenbauers bewährt; die Zusammensetzung ist es, welche das Gestell kurz und das Riemwerk lang macht."

„Soll der Wagen sanft gehen, so nehmen Sie den, wo die Tragriemen über die Federn hinübergehen, nicht wo diese blos dastehen; auch ist bey den erstern mehr Sicherheit. — Dann nehmen Sie auch ja nicht zu hohe Federn. Der Sattler wiegt sich, indem er sich auf den Wagenschlag legt, läßt die Federn perpendikulär spielen, und sagt Ihnen: Sehen Sie, wie elastisch sie sind, ein Fingerdruck setzt sie ins Spiel. Dieser kleine Kunstgriff beweist nur die Elasticität des obern Theiles des großen Blattes, der sich biegt, aber, wenn Jemand im Wagen sitzt, sich nicht wieder erhebt. Alle Blätter der Feder müssen zugleich spielen, und das Gestell muß sich dabey gar nicht rühren. — Wollen Sie von den Federn urtheilen, so müssen Sie eine abschrauben lassen und nachsehen, ob alle Blätter gleich gut gerichtet, glatt, biegsam und frey von aller Sprödigkeit sind, welche hindert, daß sie leicht über einander sich schmiegen u. s. w. Aber mögen die Federn auch noch so gut seyn, wenn sie zu hoch stehen, so machen sie, daß der Wagen von der Linken zur Rechten oder von der Rechten zur Linken stößt, nach Maßgabe der Länge des Riemwerks, in welchem der Kasten hängt; so wie sie auch auf dem Pflaster ein sehr unangenehmes Rütteln bewirken."

„Die Dauerhaftigkeit eines Fahrzeuges hängt allerdings vorzüglich von der Beschaffenheit des dazu verwandten Holzes und Eisens ab; doch gibt es auch in der Bauart selbst einige Mängel, welche die Dauerhaftigkeit beeinträchtigen; wenn der Wagen nicht senkrecht hängt, schlechte Stellung, schlechte Biegungen u. s. w. So z. B. sind Federn, die seitwärts an den Unterbalken mit eisernen Stiften befestigt sind, welche horizontal hindurchgehen, wie an der viersitzigen Kalesche auf dem devilegenden Kupfer, nicht so gut, als wenn die Federn auf die Balken gesetzt und mit Stiften befestigt sind, die perpendikulär durch die Unterbalken gehen, wie an der Diligence im Vordergrunde des Kupfers."

„Ein sehr gewöhnlicher Fehler, den man aber leicht erkennen kann, ist der, daß die Löcher, wo die Bolzen hindurchgehen, mit diesen im Feuer glühend gemachten Bolzen selbst durchgebort werden. Das fördert nun zwar sehr die Arbeit, aber das Innere der Löcher wird verkohlt und dadurch gewinnen früher oder später die Bolzen Spielraum, so daß das Gestell klappert und bricht, ohne daß man den Grund auffinden kann."

Wir glauben, unsern Lesern durch Mittheilung dieser Winke bey dem Ankaufe von Fahrzeugen keinen übeln Dienst geleistet zu haben, wenn wir auch in der Gewogenheit der ehrsamen Sattlerzunft etwas verlieren sollten.

Das beyliegende Kupfer stellt im Vordergrunde eine Diligence von Hrn. Sattler Augée's Erfindung auf, die in Federn von neuer Bauart hangt.

An dieser Diligence ist der elegante Kutscherſitz zu bemerken. Statt der sehr verwickelten Stellmacherarbeit unſrer gegenwärtigen Wagen, eine Art von Zimmerwerk, das unangenehm ins Auge fallt, ein uberall mit Eisen beschlagenes Bockgeſtell, das sehr plump ist und schwer, und auf welchem der Kutscher nichts weniger als weich sitzt, zeigt uns dieser Abriß einen Sitz, der eben so leicht hängt, als der Kasten, und zwar in den nämlichen Vorderfedern. Er ist mit dem Kasten verbunden, und doch sitzt der Kutscher davon getrennt, so daß er nicht hören kann, was im Wagen gesprochen wird (wie bey den bisherigen), und befindet sich in der gehörigen Höhe, wo er Herr seiner Pferde ist, und über sie hinweg sehen kann.

Eleganz ist nicht das einzige Verdienst dieſer Erfindung; nothwendig muß der Wagen dabey an Dauerhaftigkeit und sanftem Gange gewinnen, weil der Druck des Kastens immer horizontal wirkt, und die Federn auf sich selbst ins Spiel setzt, statt sie, wie bisher, nach dem Schwerpunkte hinzuziehen. Man darf nur an einem beladenen Reiſewagen bemerken, wie das Gewicht des Kastens bey irgend einer etwas heftigen Erschütterung nicht nur die Federn beugt, sondern auch die Unterbalken, auf denen sie ruhen, aufhebt, und folglich auf die in diesen Unterbalken eingeschloſſenen Schwungbäume wirkt, daher diese so oft mitten durch brechen.

In dem Aufrisse ist ein gerader Langbaum, blos der Deutlichkeit und Einfachheit wegen, angenommen. Ein Stadtwagen muß Schwanenhälse haben.

In der Ferne erblickt man zuerst einen großen Reiſe-Wagen nach der nämlichen Bauart: dieſer Wagen hat bey Gelegenheit der hohen Vermählung die Reise nach Wien und nach Paris zurück gemacht, und dadurch ist der Vorzug dieſes neuen Feder-Syſtems für Stadtwagen bewährt. Dieſer Reiſewagen enthält ein Bett, wo man ganz ausgestreckt liegen kann, und hat noch obenein hinten ein großes Magazin. Das Ganze hängt in Federn, ist leicht und stößt nicht.

Hierauf folgt ein Cabriolet mit unter den Unterbalken befeſtigten und weit hintergehenden Federn; dann eine vierſitzige Kaleſche zu zwey Pferden, die nichts Neues darbietet. —

Zuletzt sieht man noch ein Cabriolet mit zwey Pferden, deſſen Kasten wie gewöhnlich in vier Federn hängt, das Geſtell ſelbſt aber hängt ebenfalls in Federn.

Sollte man einwerfen, daß acht Federn mehr kosten müſſen als viere, so dient vorläufig zur Antwort, daß hier nicht von acht, sondern nur von vier Federn die Rede ist, nur daß dieſe länger sind und gewiſſermaßen einen Zirkel statt des Halbzirkels bilden, und daß es wahrſcheinlich ist, daß bey der Vertheilung des Gewichts auf die acht äußern Punkte statt auf viere, man in jeder einzelnen Feder nicht so viele Blätter und dieſe Blätter auch nicht so ſtark als gegenwärtig nöthig haben wird. — Auch muß man sehen, ob nicht an den Reparationskoſten erſpart wurde, was etwa ein Wagen nach dieſer Methode höher koſten möchte.

Anekdote von Montesquieu.

(Die wohlthätige Handlung, welche den großen und bewunderten Mann auch als einen sehr edeln und sehr liebenswürdigen Menſchen bezeichnet, ſcheint noch wenig bekannt geworden zu ſeyn. Hr. Victorin Fabre erzählt ſie in einer der Beylagen ſeines gekrönten Tableau littéraire du 18me Siécle, nach der Année littéraire 1775).

Montesquieu besuchte oft ſeine Schweſter, Mad. d'Hericourt, zu Marſeille. Einſt ſpaziert er Abends in der Nähe des Hafens. Er bemerkt in einer Barke einen jungen Mann, von dem er vermuthet, er warte auf den Schiffer, um eine Seepromenade zu machen. Er ſteigt in eben die Barke, und ſieht mit Befremden, daß der junge Mann zu rudern anfängt. Er erkundigt ſich, und vernimmt, daß er ein Juwelier ist, der an Sonn- und Feſttagen den Schiffer machte, um etwas Geld zu verdienen, und um die Anſtrengungen ſeiner Mutter und zweyer Schweſtern zu unterſtützen. Alle viere arbeiten und ſparen, um zweytauſend Thaler zu ſammeln, mit denen ſie ihren Vater loskaufen wollten, der in Tetuan Sclave ist. Montesquieu läßt ſich die Namen des Vaters und des Herrn, dem er gehört, geben, händigt beym Ausſteigen dem Schiffer einen Beutel mit acht Doppel-Louisdors und zehn Thalern ein, und entfernt ſich.

Sechs Wochen nachher kommt der Vater an; das Erſtaunen der Seinigen macht ihn ſelbſt ſtaunen: Niemand erwartete ihn und er glaubte erwartet zu werden, und ſeiner Familie ſeine Befreyung ſchuldig zu ſeyn; die Dürftigkeit, die er bey ihr wahrnimmt, macht ihm die Zahlung ſeines Löſegeldes, die beym Beſteigen des Schiffes, welches ihn nach Frankreich zurückbrachte, ihm eingehändigten funfzig Louisd'ors, die Bezahlung der Reiſekoſten und der Kleidung, welche er erhalten hat, unerklärlich.

Vater und Mutter wagen es nicht den Sohn zu befragen; dieſer denkt an den unbekannten Wohlthäter. Zwey Jahre gehen vorbey. Der Sohn trifft Montesquieu auf der Straße, er kniet vor ihm nieder, beſchwört ihn, ihm zu folgen, die Freude der Seinen zu theilen, und die Huldigungen ihres Dankes anzunehmen. Montesquieu will den jungen Mann nicht kennen: der Auftritt ſammelt die Vorübergehenden, und der Wohlthäter verſchwindet unter der Menge.

Er würde immer unbekannt geblieben ſeyn, hätten nicht die Verwalter ſeines Nachlaſſes unter ſeinen Schriften eine Note gefunden über 7500 Livres, die an Hrn. Main, eng-

lischem Banquier in Kadix gesandt waren. Man verlangte darüber Aufschluß. Hr. Main antwortete: er habe die Summe, den Aufträgen des Hrn. Präsidenten von Montesquieu gemäß, für die Befreyung eines Sclaven in Tetuan, Namens Robert, verwandt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Hr. Wurm, jetzt Mitglied unsers Theaters, debutirte am 4ten dieses als Lord Cleveland im Käfichen mit der Ehrsser zur Zufriedenheit der Versammelten.

Hr. Fischers zweyte Gastrolle, Sarastro in der Zauberflöte (am 8ten dieses) erwarb ihm noch höhern Beyfall als die erste. Die Arie: In diesen heilgen Hallen, mußte wiederholt werden, und das Publikum erkannte in ihm einen eben so wackern Schauspieler als Sänger. Nach der ersten Gastrolle, Massern im unterbrochenen Opferfeste, erhielt er die wohlverdiente Auszeichnung, hervorgerufen zu werden. Er wird noch sechs Gastdarstellungen — vielleicht auch noch mehr, wenn die Direction sein Auftreten für die Kasse vortheilhaft findet — geben.

Die Gebrüder Bohrer haben sich in ihrem Konzerte am 6ten als ächte Virtuosen offenbart. Der Violinist befriedigt alle Forderungen des Kenners, und von dem Violoncellisten sagt man, daß er wol nächst Bernhard Romberg der erste Violoncellist in Deutschland seyn dürfte, was sehr rühmlich für Hrn. Bohrer ist, da Rombergs Meisterschaft allgemein anerkannt wird.

In einem neuen am 10ten dieses gegebenen Lustspiele von einem ungenannten *) Verfasser: Vetter Kukuk — das eigentlich eine Posse genannt werden sollte, und von untergeordnetem Werth ist — machte Hr. Wurm im Kärner Kukuk aus Schwabmünchen so viel Aufsehen, daß dieses Piece als Seitenstück zum Rochus Pumpernickel gilt, und wahrscheinlich sich lange als Reizmittel der Lachlust, auf dem Paradiese besonders, im Repertoire erhalten wird, wozu es sich durch raschen Gang der Handlung, Verwickelungen (wie im Rochus Pumpernickel und Je toller je besser), und triviale Späße eignet. Hr. Wurm sprach den Jargon seiner Provinz und Kaste ächtcharakteristisch, und spielte löblich. Ihm ward dafür, herausgerufen zu werden, und sein Einfall, für diese Ehre im Charakter seiner Rolle mit den während der Vorstellung oft gesprochene Worten: I küß d'Hoand! zu danken, gefiel außerordentlich. Desto weniger aber gefiel es, daß Hr. Unzelmann als Criminalrichter das Wort Victualien so tas, daß eine Obscönität daraus wurde. Der König, welcher mit seiner Gemahlinn und Familie zugegen war, theilte den Unwillen der Bessern aus der Versammlung über diese Gemeinheit, und Hr. Unzelmann, der dadurch den Verdacht der Berauschung auf sich geladen hatte, wurde gestern nach dem Gefängniß der Hausvoigtey gebracht, wo er wenigstens einige Tage bleiben wird. Es ist wol Niemand, der diese Strafe ungerecht findet: wenn man in einem Berliner Theater nicht mehr gegen das Erröthen gesichert ist, wenn neben den Zweideutigkeiten, die zuweilen ein Kotzebue auftischt, auch offenbare Unsittlichkeiten vorkommen; wohin soll ein Vater seine Familie, ein Mann seine Gattinn führen, um sie zu unterhalten?

Der Kapellmeister Himmel gibt während dieser Messe in Leipzig ein Konzert, und vorzüglich darin Mahlmanns: Vater unser mit seiner Komposition.

*) Der Verfasser soll ein Pantoffelmacher Piper in Potsdam seyn.

Einer Sage nach haben sich vier hiesige reiche Männer, welche während des Krieges 1806 und 1807 große Summen durch Lieferungen gewannen, erboten, die Petrikirche wieder aufbauen zu lassen; man zweifelt indessen an der Wahrheit, und meint, daß die Antagonisten der Lieferanten sich durch die Verbreitung der Sage einen Spaß haben machen wollen.

Das Neueste von Wichtigkeit in der Literatur ist: Fichtes Wissenschaftslehre, in ihrem allgemeinen Umrisse dargestellt (bey Hitzig). Huseland hat seine Vorlesungen über Macrobiotik auch für Nichtärzte begonnen. Hr. Saul Ascher ist der Haft entlassen, man sagt gegen Caution.

Paris, 21 Mai.

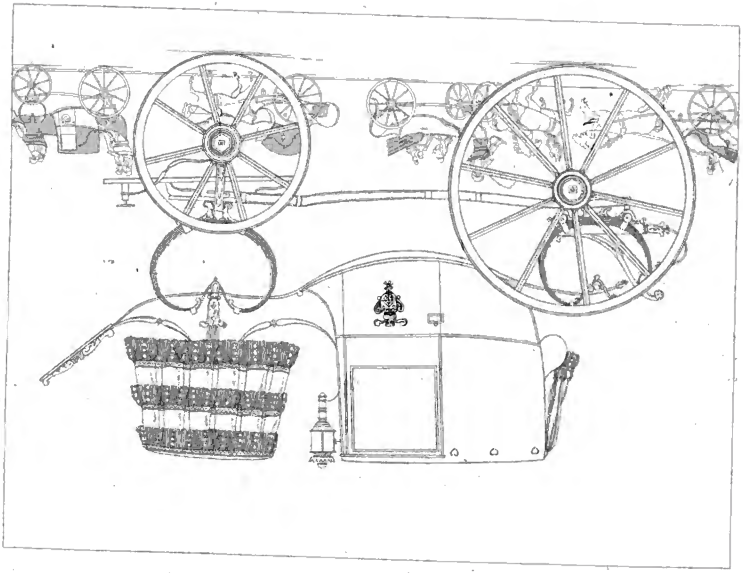
Die Verschönerungen von Paris gehen ihren raschen Gang fort. Die beyden Ufer der Seine, zunächst der Brücke Austerlitz, die vor einigen Jahren noch beynahe unzugbar waren, sind gereinigt, werden gepflastert, und schließen sich an die neuen Boulevards an, die über den Bastilles Platz geführt wurden. Der kolossale Elephant, welcher auf diesem Platze als Fontaine errichtet werden soll, dürfte, wie man glaubt; in die Mitte der neuen kaiserl. Straße fallen, welche vom Louvre bis an die Barrière du Trône eröffnet werden soll (1½ Stunde Länge). Zwischen dem Bastilles Platze und der Austerlitzer-Brücke werden die Vorrathskammern, greniers d'abondance, angelegt; der Ourcqkanal wird hier vorbey in die Seine sich ergießen, und jenseits der Brücke, zur Seite des Pflanzengartens, vermehren sich die Magazine und Gasthäuser, und das Volk nennt diese Gegend: le village d'Austerlitz. Ein ungemeines Leben herrscht auf der Seine, die ganz mit Schiffen bedeckt ist.

Den schönen Bädern, rue Montesquiou gegenüber, wird eine neue bedeckte Gallerie von Kaufbuden angelegt; solche beständige Barams haben mit Auerbachs-Hof in Leipzig viel Aehnliches, nur daß sie zierlicher sind. Die Geflügel-Halle, auf dem Platze, wo das alte Augustiner Kloster an der Seine stand, wird sehr geräumig werden, und den Kai, den sie vorher verengte, frey machen, was diesem volkreichsten Theile der Stadt (nächst dem Pont neuf) neue Zierde gewähren wird. Die neue Börse kommt schon über die Erde zum Vorschein. Das prächtige Hôtel de Penthièvre, rückwärts des Platzes des Victoires, wo vormals die kaiserl. Druckerey war, und wohin nun die Bank von Frankreich verlegt werden wird, soll mit vielem Aufwande hergestellt, und der rückwärtige Theil, der aus unförmlichen Gebäuden besteht, seiner Bestimmung gemäß umgewandelt werden. Auf dem Platze selbst wird künftige Woche endlich Dessaix's Bildsäule aufgestellt werden. Die Arbeiten an der Brücke von Jena und am Kai gehen rasch vorwärts, und auch die am großen Triumphbogen außer der Barriere der elyseischen Felder sollen nächstens wieder beginnen.

Berichtigung.

In dem Morgenblatte Nr. 114 wird am Schlusse des Aufsatzes über das Bücherverzeichniß der Oster-Messe 1810 die Anzeige der neuen Ausgabe von Heinsius Bücher-Lexikon gemacht, und der Subscriptions-Preis desselben irrig zu 30 Rthlr. angegeben. Dieser Preis bezieht sich laut Ankündigung lediglich auf Exemplare, welche in Folio als Inventaria gedruckt werden dürften; der künftige Preis des allgem. Bücher-Lexikons wird kaum die Hälfte betragen, und der Subscriptions-Preis noch geringer seyn.

Wilh. Heinsius.



Nro. 142.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Juni, 1810.

— — Vermessene Willkühr
Hat der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört.
Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
v. Schiller.

Die Neger auf St. Domingo.

3.

Die Aminas, und die Neger von Beurnon und Dahomet.

Die Aminas glauben an eine Seelenwanderung, und tödten sich daher häufig, um der Sclaverey zu entgehen. Dies geschieht besonders nach ihrer Ankunft in Westindien, so gut man sie auch behandeln mag. Sie sind der festen Ueberzeugung, in ihrem Vaterlande wieder aufzuleben, und so ersäufen sie sich in ganzen Haufen, oder hängen sich reihenweise neben einander auf. Hat eine Negerinn Kinder, so bringt sie dieselben ebenfalls mit um. — Sterben! Du letztes unüberwindliches Panier der Freyheit! Welche wohlthätige Gottheit hat diesen Unglücklichen jenen tröstenden Glauben verliehen? Hätte sich jenes Dogma unter allen Negerstämmen verbreitet, es hätte diesem schändlichen Menschenhandel längst ein Ende gemacht.

Bey den Negern von Beurnon wird das männliche Geschlecht ausserordentlich geehrt. Begegnet ein Mädchen einem Jünglinge, so muß sie sich so lange niederwerfen, bis er vorüber ist. Trift eine Verlobte mit ihrem Bräutigam zusammen, so muß sie sich ehrfurchtsvoll vor ihm verbeugen, und ihm wo möglich einen Strauß überreichen; spricht eine Frau mit ihrem Manne, oder gibt sie ihm etwas, so muß dies immer mit Verbeugungen geschehen; dagegen ist aber auch wieder für die Weiber gesorgt. Wenn nämlich ein junger Mensch einem kleinen Mädchen irgend ein Geschenk gemacht hat, so muß er sie heirathen, sobald sie mannbar geworden ist. Uebrigens sind die Negerinnen von Beurnon äußerst reinlich, sowol an ihrem eigenen Körper, als in ihrer Haushaltung. Sie baden sich dreymal täglich, und salben sich jedesmal nachher mit wohlriechendem Palmenöl ein. Eben so putzen sie ihre Hütten sehr sorgfältig auf und säubern alle ihre Geräthschaften mit großer Genauigkeit.

Die Neger von Beurnon verlangen von ihren Bräuten die unverbrüchlichste Keuschheit. Ehe daher eine Jungfrau das Brautbett besteigt, wird sie von einigen alten Weibern aufs sorgfältigste untersucht. Befindet sich alles in gehörigem Zustande, so wird sie unter rauschender Musik und Freudenbezeugungen in die Brautkammer geführt, und kann der ausgezeichnetsten Achtung versichert seyn. Hat sich aber das Gegentheil gezeigt, so wird sie mit Verachtung behandelt, und nach Belieben des Mannes ihren Aeltern wieder zurückgeschickt. Liederliche Weibspersonen werden auf Befehl des Königes meistens als Sclavinnen verkauft. Bey Niederkünften darf durchaus kein Mann zugegen seyn; die Hebammen sind indessen sehr ungeschickt.

Die Religion der Neger von Beurnon ist sehr einfach, lehrt aber eine ganz vortreffliche Moral. Herrschsucht und Ehrgeiz sind Todessünden, daher führen diese Neger niemals Krieg. Gastfreundschaft hingegen ist eine Haupttugend, und wird vom Aermsten wie vom Reichsten ausgeübt. Schweinefleisch darf gar nicht, und anderes Fleisch nur dann gegessen werden, wenn es vom Oberpriester oder Atypho geweiht worden ist. Neger, die sich eine Büßung aufgelegt

haben, setzen sich an die Landstraßen, und bieten aus ihren Canaris den Vorübergehenden Wasser an.

Die Priester und Gelehrten kennen die Schreibekunst. Statt des Papieres, das selten zu ihnen kommt, bedienen sie sich kleiner Bretchen von Palmenholz, oder auch wol der Blätter dieses Baumes. Statt der Federn brauchen sie Bambusstäbchen, und statt der Dinte haben sie einen Absud von den Schoten der Mimosa Oiens, in Citronensaft gekocht. So schreiben sie ihre Religionslehren und Gesetze auf, die dann in doppelter Achtung stehen. In der That werden diese Art Bücher aufs theuerste, z. B. mit zwölf trächtigen jungen Kühen bezahlt, und als der erste Schatz einer Haushaltung angesehen. Bey gewissen Verbrechen wird das Urtheil blos nach der Zeugen-Aussage bestimmt. Hierzu sind drey erforderlich, in deren Wahrheit man dann keinen Zweifel setzt. Erkennen sie den Beklagten für schuldig, so wird er ohne weiteres aufgeknüpft.

Der König von Benmon läßt sich niemals außerhalb seines Pallastes sehen; und hat selbst bey öffentlichen Audienzen einen kurzen festonartig aufgewundenen Vorhang vor seinem Gesichte. Begegnet ihm Jemand im Innern des Pallastes, und wendet sich nicht ab, so wird er für seine Kühnheit mit dem Tode bestraft. Wenn der König ein öffentliches Urtheil fällt, so wird es von sieben Herolden wiederholt, die einer nach dem andern auf den Stufen des Thrones stehen. Die Parteyen müssen sich dann zu Boden werfen, sich das Haupt mit Asche bestreuen, und aus Leibeskräften applaudiren, zum Zeichen, daß sie zufrieden und unterwürfig sind.

Der Diebstahl wird als ein Hauptverbrechen behandelt, und die Bestrafung desselben auf die ganze Familie des Thäters ausgedehnt. Dies bringt dem Könige oft sehr große Summen ein. Er läßt nämlich eine Menge Halsbänder, Ringe u. s. w. ausstreuen, und dann sorgfältig anspassen, ob etwas weggenommen wird. Dies pflegt fast immer nur von Kindern zu geschehen, zieht aber die Sclaverey der ganzen Familie nach sich, welche der König dann zu seinem Vortheile verkaufen läßt. Ein Ehebruch, der das königliche Bett besudelt, wird an beyden Theilen mit dem Tode bestraft. Die Königinn wird nämlich an einem Baumaste über einem Flusse aufgehangen, wo sie verschmachten muß, während ihr Galan auf dem Markte gespiest wird.

Die Negerinnen von Dahomet parfumiren sich entweder mit Palmöl oder mit den Blättern der Asperula odorata. Sie färben sich das Gesicht mit verschiedenen Farben, wie Orlean, Ocker u. s. w. und tragen drey große Haisbänder, an welchen eine Menge Glaskorallen, Muscheln, Geldstücke u. s. w. befindlich sind. Selbst das Fersenbein wird mit einem silbernen Ringe verziert. Sobald sich aber eine Negerinn von Dahomet schwanger fühlt, legt sie alles pressende Geschmeide ab, enthält sich von ihrem Manne u. s. w., kurz, sorgt aufs Beste für das Gedeihen ihrer Leibesfrucht.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

Die gute Frau, in der Herzensfreude, einen Beschützer ihrer Freundinn gefunden zu haben, vergaß alle Vorsichts-Maßregeln, welche sie kaum zuvor sich auferlegt hatte, und schilderte ihm Constanzens gränzenloses Elend, als sie im funfzehnten Jahre sich verwaist sah, verlassen, Schande und Verzweiflung ihr Erdtheil. Aber, fuhr Madeleine fort, Constanze ist fromm, tugendhaft, eine Heidenseele! Sie erinnerte sich meiner thätigen Freundschaft für ihre Mutter, die ich in ihrem Unglücke nicht verließ, suchte mich auf, und beschwor mich, sie zu mir zu nehmen, sie wolle mir auf keine Art zur Last fallen. Ich empfing sie mit Freuden, ich drückte sie mütterlich an mein Herz, aber ich stellte ihr nothgedrungen vor, daß ich es nicht wage, sie bey mir wohnen zu lassen, weil mein Gönner, der Präsident des Essars, sich bestimmt und streng wider ihre Aeltern erklärt habe. Ueberdies — ich muß es gesteh'n — hatt' ich noch einen andern wichtigen Grund: Sie ist jung, schön, unschuldig, unglücklich — und dich gegenüber, Eugen, mit deinem gefühlvollen Herzen, deinem Feuer — —

„O stille! du warst zu vorsichtig, Madeleine, allzusorglich!"

Constanze fand meine Einwürfe gewichtig, und so kamen wir überein, daß sie ein Stübchen in meiner Nähe miethen, und wir dann alle Abende zusammen hindringen wollten. Den übrigen Theil des Tages stickt sie, um ihr Brot zu verdienen.

„Und kommt sie wirklich alle Tage?"

Nein! Sie vermeidet, sich zu zeigen, sie fürchtet jeden, der ihr begegnet. Ihr entehrter Name drückt sie centnerschwer. Sie wähnt, Aller Blicke wenden sich verachtend von ihr. Sie will und kann nur meine Gesellschaft ertragen, sonst keine.

„Armes Geschöpf! und vermag sie von ihrer Arbeit zu leben?"

Sie bedarf so wenig! Sie besitzt sogar die geheime Kunst, noch etwas zu ersparen, und mich von Zeit zu Zeit freundschaftlich zu beschenken.

„Ach, Madeleine! Meine theure Madeleine!" rief Eugen, und drückte ihr ungestüm die Hand. „Was kann ich für Constanze thun? O sprich, rathe! Es soll geschehen!"

Eugen! Bedenke — Du willst —

„Ja, ich, der Erbe eines großen Vermögens, ich, den man vorzieht, sucht, in Ehren hält, blos, weil ich einst Reichthümer besitzen werde, ach, während die edle Constanze, reich an Schönheit und an Tugenden, unverdiente Schmach zu dulden, sich zu verbergen gezwungen ist! — Schüttle den Kopf nicht, Madeleine! Beschuldige mich nicht des Verliebtseyns. Fürwahr, Constanze d'Anglade mit ihrem Gefolge von Widerwärtigkeiten, Reizen und Tugenden ist

in meinen Augen ein zu heiliger Gegenstand, als daß ich mir, außer der ehrfurchtsvollsten Bewunderung, noch ein anderes Gefühl erlaube! — — Du lächelst, Madeleine! Ich schwöre dir bey Allem, was dem Sterblichen am heiligsten ist: Die Ungerechtigkeiten, welche sie dulden mußte, die Schmerzen, deren Opfer sie ward, flößen mir eine Art von Ehrfurcht, Hingebung, Verehrung, Anbetung, ja, zu ernste, zu feyerliche Empfindungen ein, als daß sie mit Liebe vereinbar seyn könnten. Alles, selbst mit Aufopferung meines Glückes, unternahm' ich, ihr zu dienen! Aber glaube mir, verliebt bin ich keineswegs.

Die gute mit dem menschlichen Herzen nicht ganz bekannte Madeleine glaubte, was Eugen glaubte und so redneriſch ausdrückte, gab ſich aber dennoch Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß Conſtanze von ihm kein Geſchenk an Geld annehmen könne.

„Vergiß nicht," fiel Eugen ihr in's Wort, „daß ich Rechte auf Conſtanzen habe: ich will ja die Unſchuld ihres Vaters und ihrer Mutter vertheidigen."

Das iſt die größte und einzige Gunſt, welche ſie ohne Erröthen von dir annehmen kann.

„Wohlan! aber — du vergönnſt mir doch, ſie bey dir anzutreffen? Nicht wahr?"

Wenn ſie nichts dagegen einwendet . . .

„Sie wird nicht, o ſie wird nicht! Sag' ihr doch, wiederhol' ihr doch, daß ich der Freund ihres Vaters bin!" —

Voll ſüßer Hoffnungen, und mit einer Glut, die er in gleichem Grade noch nie empfunden hatte, nahm Eugen Abſchied.

Am nächſten Abende hoffte er Conſtanzen noch bey Madeleine zu finden; aber bey'm Abſchließen der Straſſenthür fand er Mlle. Anglade ſchon auf der Hausflur im Weggehen. — Ergriff er ungeſäumt die längſterſehnte Gelegenheit, ihr den zärtlichen Antheil zu ſchildern, den er an ihr nähme? Nein! Verſchüchtert blieb er daſtehen; er hatte nicht einmal Geiſtesgegenwart genug, ihr die gewöhnliche Verbeugung zu machen, und Conſtanze, die ihn mit einer Zurückhaltung, ja, wie es ſchien, mit einem gewiſſen Stolze grüßte, ließ ihn wie verſteinert zurück.

„Du kamſt zur ungeſchickteſten Zeit," ſagte Madeleine, als er bleich und verſtört hereintrat. „Ich hatte gerade angefangen, ihr etwas von deiner Meinung über ihre Aeltern mitzutheilen, und zu äußern, daß du vielleicht heute kämeſt, als ſie Geräuſch vernahm, erſchrocken auffuhr, und ſich nicht zurückhalten ließ. Sie eilte mit den Worten hinaus, daß ſchon dein Name ihr Schrecken einjage."

Eugen tröſtete ſich mit der Hoffnung, daß, wenn Conſtanze am folgenden Tage von ſeinen wahren freundſchaftlichen Geſinnungen hinlänglich unterrichtet würde, gerade ſein Name ihm bey ihr zur Empfelung dienen könnte.

Conſtanze war am andern Abende kaum ein halbes Stündchen bey Madeleine, als Eugen vor ihnen ſtand. Sein Herz ſchlug heftig. Conſtanze ſaß am Bette der Kranken. Eine ſanfte Freude leuchtete aus ihren Zügen. Er ahnte froh, daß ſie ihn jetzt nicht mehr verkenne. Seine Ahnung ward Zuverſicht, da ihre Augen, als er ſeine Hände über der Bruſt faltend ſie grüßte, in Thränen ſchwammen, und aus ihrem Antlitz die wärmſte Dankbarkeit ſprach.

„Ich habe nicht nöthig, meine lieben Kinder, euch einander vorzuſtellen," begann Madeleine.

Ich weiß, unterbrach ſie Conſtanze mit zitternder Stimme, daß Sie, mein Herr, die Wahrheit zu entdecken gewußt, und den Muth gehabt haben, ſie kund zu thun.

„Mademoiſelle," hob Eugen verwirrt zu ſtammeln an, und neigte ſich. „Ich bin ſehr glücklich . . . . in der That . . ."

„Ach, mein Herr! fuhr Conſtanze, ohne vor eigner Erſchütterung den ſonderbaren Zuſtand Eugens zu bemerken, fort; „dieſe ehrwürdige und geliebte Freundinn iſt die einzige Perſon, vor der ich mein Herz ausſchütten durfte, die ich anzuſchauen wagte, indem ſie, weit entfernt, mich der angeerbten laſtenden Schande würdig zu glauben, in mir allein die Waiſe vortrefflicher, unglücklicher, beweinenswerther Aeltern ſah. Möge der Himmel Sie ſegnen, mein Herr! Ihre Güte iſt ein neuer Troſt für mich. Ja, Gott lohne Ihnen das Glück, das Sie einem armen verlaſſenen Geſchöpfe zubereiten wollen.

„Conſtanze!" rief Eugen, drückte ihre Hand, und bückte ſich ehrfurchtvoll. „Dieſer Augenblick iſt der glücklichſte meines Lebens! — Der Selige fand keine Worte mehr; aber ſein Schweigen war beredt.

Seit dieſem Tage trafen Eugen und Conſtanze ſich öfters bey Madeleine. Er glaubte ſein Vergnügen in Conſtanzens Geſellſchaft nur der Bewunderung, der frommen Rührung, dem Gerechtigkeitsgefühle zu danken, und ſie, glücklich an der Seite des liebenswürdigen Eugen, war überzeugt, ſie gehorche nur den Aufforderungen der Dankbarkeit, und freue ſich des Bewußtſeyns, das Andenken ihrer Aeltern zu ehren.

So ſchwanden bey'm Reize des ſüßen geheimen Verſtändniſſes, das ihren Herzen ohne gegenſeitige Erklärung ſo wohl that, Augenblicke, Stunden, Tage, beyden wonnevoll dahin. Madeleinens Zimmer war ihnen ein zweytes Paradies. Der Sommer nahte ſeinem Ende. Madeleinens Fenſter bot die Ausſicht in einen großen Garten dar. Wurden Abends beyde Flügel geöffnet, ſo würzten balſamiſche Blumendüfte die Luft. Zuweilen entſchlummerte Madeleine auf ihrem Kiſſen. Eugen und Conſtanze verſtummten dann; aber ihre Blicke verkündeten mehr, als die Sprache zu enthüllen vermag. Sie lauſchten dem Gemurmel des Baches, dem Wehen der Zephyrr, dem Geſange der Nachtigallen. Ihre Seelen unterredeten ſich. Den Seufzern Eugens antwortete manches halberſtickte zärtliche Ach Conſtanzens, und, wenn Madeleine wiedrr aufwachte, ſo rief

man nur ungern Constanzens Heimgeleiterinn herzu. Man war übereingekommen, daß Eugen sich nie mit Melle. Anglade auf offner Straße zeigen sollte, aber von ferne ging er nach, und bewachte sie, damit ihr keine Beleidigung widerfuhre, so lange, bis er sie in ihre Wohnung treten sah.

Den süßesten Täuschungen, selbst jenen der Tugend, ist eine Gränze gesetzt. Eines Tages schilderte Constanze mit einem gefühlvollen Accente die Schmerzen zärtlicher Aeltern auf dem Todtenbette, wenn sie Kinder, ohne Vermögen ohne Unterstützung, ohne Freunde zurücklassen, und führte die eigenen Worte ihrer sterbenden Mutter an: Mein Kind, ich übergebe dich allein dem Schutze Gottes; aber, aus weisen Absichten ohne Zweifel, läßt er oft zu, daß die Unschuld im Elende schmachtet. Ach, ich weiß nicht, zu welchen Prüfungen du aufbewahrt bist; ja nicht einmal zu der Hoffnung bin ich berechtigt, daß du jemals eine anständige Versorgung finden werdest; denn wo ist der Vater, der seinem Sohn erlauben möchte, sich mit der Tochter eines als Verbrecher bestraften Mannes zu verbinden?

Kaum hatte sie vollendet, als Eugen mit einem Schrey des tiefsten Schmerzens ungestüm aufsprang, die Hände vor das Gesicht hielt, umher wankte, dann sich ermattet in einen Lehnstuhl warf, und zu schluchzen anfieng. Die letzte Frage der Mad. Anglade hatte ihm den Zustand seines Herzens enthüllt. Gewaltig ergriff ihn der Gedanke, daß sein Vater niemals zu einer Verbindung, die ihm entehrend scheinen mußte, seine Einwilligung geben könne. Indessen war seines Vaters Wille für ihn die unabänderliche Richtschnur aller seiner Handlungen gewesen. Dieser Widerspruch zwischen seinem Pflichtsgefühle und einer Leidenschaft, die ihn unwiderstehbar hinriß, übermannte sein ganzes Wesen so, daß er seinen Gram nicht mehr zu verbergen wußte.

Madeleine, heftig erschüttert, verlor bey ihrer fortwährenden körperlichen Schwäche das Bewußtseyn. Constanze rief, erschrocken und außer sich: O Gott! — Nun vergaß Eugen seiner Beklommenheit, eilte an's Lager der Kranken, und leistete Constanzen Beyhülfe. Diese Uebereinstimmung zu einem Liebesdienste, dies gleiche Theilnehmen an einer leidenden Beyden so theuern Freundinn wirkte mächtig auf ihre Seele, und zog plötzlich durch geheime Sympathie die Bande fester, deren Daseyn sie kaum deutlich ahnten. Constanzens zitternde Hand müdte sich, Madeleinens Haupt emporzuhalten; Eugens zitternde Hand ruhte fest auf Constanzens Rechte, und er glaubte nur ihr zu helfen, daß die Ohnmächtige wieder zum Selbstbewußtseyn gelange.

Als Madeleine sich wieder erholt hatte, sollten beyde sich entfernen; sie wollte nachsinnen, was ihr jetzt zu thun obliege. Constanze bestand darauf, die Nacht an ihrem Bette zu wachen, und gab ungern den wiederholten Bitten nach. Ein gewaltiger Platzregen hinderte Constanzen und Eugen, das Haus zu verlassen. Stilleschweigend setzten sich beyde.

„So nützt denn, liebe Kinder," sagte Madeleine, „die letzte Gelegenheit, euch bey mir zu sehen." Beyde nahten sich bestürzt, und baten um Lösung des Räthsels. Constanzen überfiel nur eine dunkle Ahnung, aber Eugen begriff Madeleinens Rede wol, und konnte ihr Benehmen nicht tadeln.

„Mein liebes Kind!" fuhr sie zu Constanzen fort; „Eugen des Essars, der Sohn desjenigen, welcher das Verdammungsurtheil über deinen Vater sprach, verehrte dich. Die Worte deiner sterbenden Mutter klärten ihn erst über seine geheimen Gefühle auf. Sohnespflicht, und leidige Vorurtheile der Welt thürmen eiserne Schranken zwischen euch, die zu durchbrechen ihm unmöglich ist. Ihr müßt fürwahr euch trennen! Laßt ab euch zu sehen, ehe das Opfer zu schwer, und verderblich wird!"

Sie schwieg. Eugen stürzte zu Constanzens Füßen, und sprach in den leidenschaftlichsten Ausdrücken von seiner heiligen ewigen Liebe.

In diesem Augenblicke trat der Präsident des Essars in's Zimmer. „Mein Vater!" rief der Liebende betroffen. Madeleine verbarg ihr Gesicht. Constanze, trotz dem hohen Gefühl ihrer Schuldlosigkeit, erschrack, als ob sie vor einer strengen ungerechten Obrigkeit stünde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, 16 Mai.

Es ist bewundernswürdig, wie viele Künstler von Talent ein so kleines Ländchen als die Schweiz, und namentlich Zürich, aufzuweisen hat. Von Christen habe ich außer der Porträitbüste Hatlers, welche ich schon kannte, hier die vom blinden Pfeffel gesehen, welche mir wirklich vortreffich scheint. Doch hält er sich nicht hier, sondern in Basel auf. Usteris wirklich genialische Erfindungen werden Sie unstreitig kennen, und, da Sie wissen, wie viel gewöhnlich dergleichen Blätter durch den Kupferstecher zu verlieren pflegen, richtig würdigen. Von ihm habe ich ein äußerst anmuthiges Product gesehen, einen kleinen Roman „die Geschichte eines Goldschmids" enthaltend, mit Zeichnungen ganz im Sinn und Stil der feinsten Holzschnitte des sechzehnten Jahrhunderts; selbst Stil und Sprache des kleinen Romans ist der Zeit nachgeahmt. Er ist zugleich Gelehrter, und Beamter der Republik. Durch die hiesige kleine Kunstausstellung, welche vor vielen großen großer Städte den Vorzug hatte, keine Kopien zu enthalten, lernte ich die Talente mancher Schweizerkünstler kennen, unter welchen ich Ihnen nur Hen. Wegel nenne, der ein paar Guache-Bildchen ausgestellt hatte, worunter sich eine Aussicht des Hafens von Macao besonders auszeichnete, welche nach einer Seizze des hier lebenden Hofraths Horner gemacht ist, dessen neuer Ruf nach Rußland übrigens bezweifelt wird. — Geßner und seine lebendigen Pferdestücke sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, etwas von ihm zu sagen. — Die Künstler und Kunstfreunde haben hier eine sehr angenehme Vereinigung, indem sie alle Donnerstag Nachmittag zusammen kommen, und sich gesellschaftlich über ihre Kunst, und was einer oder der andre Neues hervorgebracht hat, unterhalten. Im Sommer ist diese Versammlung in einem schöngelegenen Landhause außer der Stadt, wo man die Aussicht auf den See, und auf die entfernten Schneegebürge hat. Sie haben auch ein Buch errichtet, für welches jedes Mitglied der Gesellschaft nach einem bestimmten Zeitraume eine Zeichnung liefern muß, so ansehnlich, oder so unbedeutend als er selbst will. Alle Jahre ist eine General-Versammlung aller schweizerischen Künstler, zu der ebenfalls von Bern und Basel, kurz, von allen Gegenden, wer da kann, hinkommt, und zum Versammlungs-Orte ist Zofingen bestimmt, zwölf Stunden von hier, und ungefähr eben so weit von Bern. Die Tage der Versammlung sind der zwanzigste und vierundzwanzigste Mai. Mehrere der Mitglieder haben zu dieser Feyerlichkeit Lieder verfertigt, zum Theil nach bekannten, zum Theil nach neuen Melodien; mit diesen werden bey der diesjährigen Versammlung besonders die nicht in Zürich Einheimischen überrascht werden.

Nro. 143.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Juni, 1810.

Komm! dich beschwört die Sehnsuchtsthrän' im Antlitz,
Dich dies wallende Herz voll süßer Ahnung!
Trübe floß mein Leben! o Himmelsbotinn,
Komm, es zu heitern!

Hölty.

Liebesboten.

(Von Emil Frh. v. Göchhausen.)

Wo ziehet ihr hin, ihr Wolken blau?
„Weit, weit, hinein in's Land!"
So grüßt mir die beste, die schönste Frau,
Und sagt: ich hätt' euch gesandt;
Und schaut sie euch an mit Lächeln mild,
So webt ihr geschwind des Liebsten Bild.

Ihr Vöglein klein, wohin so früh?
„Weit, weit, in die Welt hinaus!"
So gebt euch, ihr Lieben, die kleine Müh',
Und sucht mir der Liebsten Haus;
Und schaut ihr sie selbst, so singt und sagt:
Wie tief im Herzen mir Sehnsucht nagt.

Und ihr auch, Wellen des Stroms, wohin?
„Weit, weit, in ein freundliches Thal!"
Und spielt ihr zu Füßen der Liebsten d'rin,
So grüßt mir sie tausendmal;
Und wenn sie sich liebend dann zu euch neigt,
So küsset sie eilend von mir, doch schweigt.

Ihr Glücklichen, ach! so send' ich euch fort,
Ich aber muß hier stehn;
Euch schenkt sie wohl ein freundlich Wort,
Ihr dürft ihr Antlitz sehn;
Doch ich — vorüber, ihr Boten, geschwind!
Und grüßt mir von Herzen das liebe Kind.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

„Dies also, Herr Sohn!" begann der Präsident mit fremdartigem bewegtem Tone; „dies der schöne Grund ihrer langen und häufigen Besuche in diesem Hause? Dies Mädchen hier leiht wahrscheinlich diesem Winkel Reize, welche du in allen deinem Range weit gemäßern Cirkeln vermißtest?"

„Mein Vater!" sagte Eugen mit zitternder Stimme; „es ist Constanze Anglade."

Wie? Anglade! schrie der Präsident voll Ingrimms auf; gar die Tochter jenes D...

Nun erhob sich Constanze plötzlich, aus Furcht, das Andenken ihres Vaters beschimpft zu hören, unterbrach den Wütenden, und sagte mit Kraft und Würde: Ja, die Tochter jenes unglücklichen Anglade steht vor Ihnen... aber beruhigen Sie sich! Ich denke zu groß, und achte mich zu sehr, als daß ich mir künftig erlauben könnte, Ihren Herrn Sohn je wieder zu sehen, weil meine Gegenwart seiner Ruhe und seine fernern Besuche meinem Rufe gefährlich sind.

Sie blickte den Präsidenten muthig an, und entfernte sich. Eugen wollte ihr nacheilen; aber sein Vater hielt ihn mit strenger Gewalt zurück.

Sie ist fort! klagte schwermüthig Eugen; fort, ehe sie meine Erklärung vernahm! Ach, Constanze! Ich sehe dich nie wieder!

Allerdings siehst du sie wieder, sagte der Präsident mit bitterm Spotte; vertraue nur deiner schlauen Freundinn hier! Sie wird Rath schaffen.

Da siehst du die Frucht meiner Nachgiebigkeit, Eugen! rief Madeleine. Uebrigens, Herr Präsident, hätten Sie gegen eine alte treue Hausfreundinn sich weniger hart ausdrucken sollen. Ihr Sohn selbst wird mich ganz rechtfertigen.

Ich allein habe gefehlt, mein Vater!

„Das muß ja sich finden. Der Herr Sohn lasse sich gefallen, mir augenblicks zu folgen, und von seinem Treiben Rechenschaft abzulegen.“ Mit diesen Worten schritt der Präsident barsch hinaus, und Eugen folgte, nachdem er zuvor Madeleinen die Hand gedrückt, und ihr zugeschworen hatte, sein Vater müsse von aller Schuld sie freysprechen.

Der Präsident ließ seinen Sohn rufen. „Du hast mich sehr getäuscht!“ begann er; „ich stand von meinem schönen Plane, dich mit einer reichen Erbinn zu vermählen, aus väterlicher Schonung ab, weil du einen gänzlichen Widerwillen gegen die Fesseln der Ehe heucheltest, und du spinnst ein heimliches Liebesverständniß mit einer Kokette von gebrandmarktem Namen an! Wie? So vernichtest du alle gerechten Hoffnungen, welche du auf eine anständige Vermählung hattest?“

Erlauben Sie, fiel ihm Eugen in's Wort, die Versicherung, daß Constanze Anglade in jeder Rücksicht Ehrerbietung verdient, und daß ihre Aeltern Schlachtopfer des allerungerechtesten Urtheilsspruches waren.

Der Präsident nahm die Aeußerung seines Sohnes für persönliche Beleidigung auf, verlor sein kaltes Blut, und ließ einige harte Worte fallen, die seine Absicht verriethen, einen Verhaftbefehl wider Constanze auszuwirken.

„Nein, mein Vater!“ rief Eugen feurig aus; „thun Sie nicht in zorniger Aufwallung, worüber Sie späterhin nur erröthen müßten. Sie werden, hoffe ich, Ihren Kredit nicht misbrauchen, um eine hülflose Weise zu Grund zu richten!“

Eugen, unterbrach ihn der Präsident; zum Erstenmale in deinem Leben vergassest du die mir schuldige Achtung.

„Und Sie hörten heute zum Erstenmal auf sich selbst zu achten. Ich beschwöre Sie, fuhr er mit Tönen des Schmerzens und gereizter Empfindlichkeit fort, nicht zu vergessen, daß Sie bisher die Stütze, der Hort aller Unglücklichen waren! Sie, geliebt und gesegnet von den Armen, von den Unterdrückten, wollten Ihr so rühmliches Leben durch eine so hassenswürdige Ungerechtigkeit, durch Unterdrückung schänden? Und worin besteht Constanzens Verbrechen? In Tugenden, in Reizen, welche Ihr Sohn zu schätzen weiß. Der Richter, dessen Spruch den armen Anglade zur Galere verurtheilte, hielt ihn ohne Zweifel für schuldig; aber wenn Sie eine Unglückliche verfolgen, so müssen Sie die Stimme des Herzens und das Schreyen des Gewissens ersticken.“

Was soll ich von den Kunstgriffen eines Mädchens denken, welches deine Vernunft so gefangen zu nehmen, und dich zu überreden vermochte, ihre mit Recht bestraften Aeltern sepen ganz unschuldig?

Aber haben Sie denn schon vergessen, mein Vater, daß ich trotz meiner frühen Jugend damals das ungerechtliche Verfahren in diesem Prozesse laut misbilligte? Ich bemerkte, daß man auch den Kaplan und das Hausgesinde des Grafen von Montgommery hatte gerichtlich verhören, und mit Anglade konfrontiren sollen. Erinnern Sie sich noch, mein Vater, daß Sie mit einer Art von Erstaunen ausriefen: Vortrefflich, Eugen! Sollt' ich einmal angeklagt werden, so wirst du mein Sachwalter! und daß Sie mein frühes Aufmerken bey solchen Gegenständen für eine günstige Vorbedeutung in Ansehung meiner künftigen Laufbahn erklärten?

Ach, mein Sohn! sagte der tiefbewegte Präsident; wie kann ich dieser Hoffnung länger mich freuen! Du verliessest ja die schöne Bahn, welche dich zur Auszeichnung, zum Glücke führen sollte.

Mein Vater, wenn Sie Vertrauen auf mich setzen, wenn Sie meiner Geliebten Gerechtigkeit widerfahren lassen, so werden Sie nicht Ursache finden über mich zu klagen. Nie soll meine Anhänglichkeit an Constanzen meinem Gefühle der Sohnespflicht Eintrag thun!

Willst du mir versprechen, um die von mir auserwählte reiche Braut zu werden?

Ich gelobe, Constanzen nicht ohne Ihre Einwilligung zu heirathen. Was Sie verlangten, kann ich erst zusagen, wenn ich zuvor eine Antwort von Constanzen erhalte.

Antwort? Du hast ihr geschrieben?

Ja, mein Vater!

Soll ich dies Benehmen, dies Bekenntniß als Gehorsam, oder als Empörung betrachten?

Vater! als einen Beweis meines Zutrauens in Sie, das ich beyzubehalten wünsche.

Der Präsident ergriff die Rechte seines Sohnes, und drückte sie, ohne zu sprechen.

„Glauben Sie denn, mein Vater, nahm Eugen das Wort, daß ich eine so lange und so süße Gewohnheit des Vertrauens und der kindlichen Ehrfurcht bedachtlos einem neuen Gefühle aufopfern könne, wie lockend und mächtig dieses auch sey?“

Nun erzählte Eugen mit feuriger Beredsamkeit alle Umstände, welche ihn und Constanzen bey Madeleine zusammenführten, und endigte so: „Ich habe Ihr, in der Zuversicht, ihren Schmerz zu lindern, geschrieben: „wir achteten beyde unsere Pflicht zu theuer, als daß wir uns der Hoffnung überlassen dürften, vereinigt zu werden; aber ich gebe mein Ehrenwort (wenn sie es als ein Zeugniß meiner Anhänglichkeit, als Huldigung des Herzens annehmen wolle), daß ich nie, niemals einer Andern angehören würde...“

, Genug, mein Sohn!“ unterbrach ihn der Präsident. „Laß uns von dieser unangenehmen Sache schweigen. Meine Meinung von Dir soll sich allein nach der Antwort, welche du erhalten wirst, bestimmen.“

Am folgenden Tage beruhigte der Präsident die ängstliche Madeleine in einem gütigen Tone über die Fortdauer seiner freundschaftlichen Gesinnungen seit dem bewußten Auftritte; aber Eugen erhielt keine Antwort. Einige Tage schlichen hin. Immer kein Brief. Eugen war traurig, unruhvoll, unglücklich — sein Vater hochverwundert und mißtrauisch.

Eines Morgens endlich, als Eugen gerade bey seinem Vater war, brachte man ihm ein Päckchen, das seinen Brief und Constanzens Antwort enthielt. Er wurde bleich, und übergab seinem Vater das versiegelte Schreiben: „Lesen Sie, mein Vater! — Von Melle. Anglade.

„Ich verlange kein so großes Opfer“ sagte der Präsident.

Es ist keines, mein Vater, und ich weiß zu gut wie Constanze denkt, als daß ich Gefahr liefe, wenn ich Ihnen ihren Entschluß zu lesen gebe.“

Der Präsident erbrach das Siegel, und las:

Die Erklärung, mein Herr, welche Sie mir bey unserem letzten Gespräche machten, ist durch Ihr Schreiben ein wenig verzögert. Sie gibt mir Gelegenheit, Ihrem Herrn Vater die einzige Genugthuung, die in meiner Macht steht, dafür zu geben, daß ich, wiewol ohne mein Wissen, eine Empfindung in Ihnen weckte, die Ihnen sein Mißfallen zuzog.

Als ich fand, daß ich eine Waise, ohne Schutz, ohne Freund, zurückblieb, daß ich einen schuldlos gebrandmarkten Namen trug, daß endlich Armuth und Schande mein Lebenslos waren, so faßte ich den gerechten Entschluß, durch mein Betragen mir Achtung zu erzwingen, und über alle Vorurtheile zu siegen. Ich wollte die Grundsätze, welche ich den zärtlichsten verehrungswürdigsten Aeltern dankte, durch meine Handlungen rechtfertigen und heiligen. Mir sollte es gelingen, daß man zuletzt sagen müßte: eine Person, die allen ihren Pflichten gewissenhaft nachlebt, und der Verläumdung nicht die geringste Blöße gibt, könne verbrecherischen Aeltern nicht angehören. Diese Hoffnung stärkte meinen Muth, und der Gedanke, daß meine Hingegebenheit, mein rastloses Bemühen, alles, was mir oblag, zu erfüllen, mir täglich mehr die Achtung, die ich zu genießen anfing, verdienen würde, preßt mir oft Freudenthränen aus.

Urtheilen Sie daher, mein Herr, was ich fühlen mußte, als Sie, der Erbe eines großen Hauses, für mich eine Neigung, eine Anhänglichkeit äußerten, die nicht nur Ihrer Ruhe gefährlich war, sondern auch dem Verdachte mich aussetzen konnte, als suchte ich durch buhlerische Künste einen jungen Mann in Verhältnisse hineinzulocken, die seinen Aeltern strafwürdig scheinen mußten.

Ich habe nun den Unwillen, die Verachtung Ihres Herrn Vaters, die Verfolgung Ihrer ganzen Familie, erniedrigende Vorschläge und boshafte Verläumdungen zu erdulden. Meine blühendsten Hoffnungen sehe ich plötzlich vernichtet . . . Zu meinem Glücke verschaffen Sie mir Gelegenheit, diesen unverdienten Folgen die auf einen gewissen Punkt zu steuern. Ich werde es benutzen.

Sie beschwören mich, Ihr Versprechen anzunehmen, daß Sie niemals einer Andern angehören wollen, weil ich die Ihrige nicht seyn kann. Ach, mein Herr! wenn Sie mit meinem Unglücke Mitleid empfinden, wenn meine Ruhe Ihnen theuer, mein guter Ruf Ihnen heilig ist, so verdrängen Sie mein Bild gewaltsam aus Ihrem Herzen! Ich bitte Sie mit Thränen darum. Statt des Versprechens, nie zu heirathen, machen Sie Ihren Herrn Vater durch Ihre Vermählung mit derjenigen, welche seine Zärtlichkeit Ihnen bestimmte, glücklich! Um diesen Preis erwerben Sie sich die heiligsten dauerndsten Rechte auf meine Freundschaft.

Ich kann Ihnen sogar den schweren Schritt erleichtern. Ich werde mich bis auf den Augenblick, da ich höre, daß Sie vermählt sind, allen Ihren Nachforschungen zu entziehen wissen.

Wenn Sie diesen Brief lesen, bin ich schon weit entfernt von Ihnen. Madeleine selbst erfährt meinen Zufluchtsort nicht. Wenn Sie die Wünsche Ihres Herrn Vaters erfüllt haben, wenn Sie wieder sind, was Sie waren, sein Trost, seine Freude, sein Stolz, dann gedenkt er vielleicht mit einigem Interesse an eine Verkannte, die von ihrem Einflusse auf Sie nur Gebrauch machte, um Sie zu Ihrer kindlichen Pflicht zurückzuführen.

Ich werde bald sichere und schickliche Mittel finden, Sie von meinem Danke, von meinen Wünschen für Ihr Glück zu überzeugen. Großmüthiger Jüngling! Ich bin Ihnen für einen wichtigen Dienst verpflichtet, dessen Andenken mich bis zum Grabe begleiten wird: Sie haben mich in meinen eigenen Augen emporgehoben. Ich war ohne Stand, ohne Freund, ohne Hoffnung, je der Gegenstand einer tugendhaften Anhänglichkeit werden zu können, und ein edler, gerechter, liebenswürdiger Mann hat eine Neigung für mich gefaßt, die eben so rein und tief, als ehrenvoll ist. Er hat mir im Unglück Ehrfurcht gezollt, und sich mir angeschlossen, um jenes durch zarte Aufmerksamkeiten zu mildern, die meinem Stolze und den Gefühlen meines Herzens schmeichelten. Er hat besonders sein Vergnügen darin gefunden, mir die Tröstungen der Sympathie und des Mitleids über Erinnerungen zu gewähren, die meinen Busen mit Bekümmernis erfüllten. Er hat entschieden wider das ungerechte Strafurtheil gesprochen, von welchem meine unglücklichen Aeltern das traurige Opfer geworden sind . . .

O ihr Augenblicke voll Seligkeit! Ihr Stunden einer bessern Welt, die ihr nimmer wiederkehrt! Ihr seyd mir unvergeßlich! . . . Großmüthiger Eugen! Ich zögere noch,

Ihnen mein letztes Lebewohl zu sagen . . . Ich beschwöre Sie: Wenn es wahr ist, daß Ihr Glück von meinen Wünschen abhängt, so bekräftigen Sie es durch das Opfer, das ich fordre. Ich möchte wenigstens die Beruhigung mit mir nehmen, daß Sie um meinetwillen einen Ihres großen Herzens werthen Entschluß fassen.

Zeigen Sie, daß, auf meinen und Ihren guten Ruf gleich eifersüchtig, Sie alle mißfälligen Eindrücke haben auslöschen wollen. Ja, verkünden Sie, daß die Macht, welche ich über Herz gewann, Sie nur auf die Bahn der Pflicht leite! Leben Sie wohl! Eugen, lebe wohl auf ewig!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Hausuhr.

Oft hör' ich mit Lachen (du fühlst es mit Jammer)
Das Schlagen der Hausuhr in ödlicher Kammer.
Du, Paul, bist die Glocke, dein Weib ist der Hammer.

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Mai.

Wenn sich gleich im Besondern nicht viel Neues über eine Leipziger Messe sagen läßt, weil fast jedem gebildeten Europäer dieses Schauspiel, entweder durch eignen Besuch oder empfangene Darstellung, bekannt ist, so hat doch im Allgemeinen dieses Leben und Weben, Regen und Drängen und Treiben immer frische Nuancen; selbst der, welcher alljährlich sich hier befindet, gesteht in der Regel, daß eine diesjährige Messe in mancher Hinsicht nicht die vorjährige ist.

Von dem Verkehr der gegenwärtigen Messe zu reden, so ist er ziemlich lebhaft; Leipziger behaupten, daß seit 1805 — also in 5 Jahren — die Messe nicht so gut war, und die Behauptung hat die Wahrscheinlichkeit für sich. Die Kriege seit 5 Jahren waren allerdings sehr hinderlich für den Handel. Diese Messe — hört man — war sehr gut für die Verkäufer, besonders für Tuch- und Wollhändler. Die Russen haben in diesen Artikeln große Geschäfte gemacht. Man sah eine Menge von Polen und Russen. Die Buchhändler klagen über die eingegangenen Remittenda oder Krebse, glauben indessen doch, daß es besser als seit mehrern Jahren gehen werde, da die meisten Buchhändler diesmal in Person erschienen sind, und wahrscheinlich also auch das allgemeine Befriedigungsmittel, Geld, mit sich führen.

Was mich betrifft, so kann ich von dem Handel wenig sagen, da mich nur die Unterhaltungen der Messe interessirten. Die Quantität derselben war nicht unbedeutend. Auf dem Neumarkte vor dem Peterthore und in der Stadt wird dem Schaulustigen überall Befriedigung geboten. An ersterm Orte sind eine Menge von Buden erbaut, worin man den gymnastischen Künstler Terzi, einen Herrn Agacci, Direktor einer Hundegesellschaft, ein Naturalien-Kabinet, ein Wachsfiguren-Kabinet, ein physikalisches Departement, ein mechanisches Theater der Pygmäen, einen gelernten Kanarienvogel, ein Panharmonicon u. s. w. findet. Am meisten interessirte der bekannte Kanarienvogel, welcher aus den vor ihm auf dem Tische liegenden Buchstaben den Namen des Besuchers zusammensetzt, oder arithmetische Aufgaben löset, addirt und subtrahirt, wozu die gleichfalls auf dem Tische befindlichen Zahlen dienen. Es ist erstaunlich viel von dem kleinen Geschöpfe, selbst wenn man annimmt, daß sein Herr und Meister ihm unbemerkte Zeichen gibt. Auch der Albino oder Kakertak Georg Gamber ist zu sehen, eben so eine ohne Arme geborne Madame Legai, welche mit den Füßen schreibt, näht und schießt.

Hauptsache in der Rubrik der Vergnügungen ist wol immer das Theater; doch auch hier stellt sich der Karakter der Messe dar. Mit der Hoftruppe gewissermaßen vereinigt, gibt eine französische Schauspielergesellschaft — deren Namen ich vergessen habe — und die Familie Forioso (Seiltänzer) Vorstellungen. An dem einen Abend ist ein kleines deutsches Stück, ein französisches, und zum Beschluß artistischer Tanz der Familie Forioso; am andern Abend ein größeres Stück in deutscher Sprache und Seiltanz. Hr. Seconda, der Direktor des königl. sächsischen Hoftheaters, protestirte lebhaft gegen eine solche Coalition, aber die Fremden benutzten Protectionen, und reussirten dadurch. Da ist nun im Parterre ein Gestelle, woran das Seil, oder die Seile, denn zuweilen werden deren zwey gebraucht, befestigt ist. Nach den Schauspielvorstellungen wird das Seil bey geöffnetem Vorhange über die Bühne gezogen, und die artistischen — oft sehr halsbrechenden — Tänze beginnen. Ist man einmal mit der Idee vertraut, daß dergleichen mit Thalien Hand in Hand gehen könne, so muß man gestehen, daß man etwas sehr Vollendetes sieht. Die Attitüden sind malerisch, das Kostume so gustös als brillant, die Tänze ächt artistisch; alles, was z. B. ein Solo-Tänzer vom Berliner Korps de Ballet auf den Brettern tanzt, wird hier auf dem Seile (oder den Seilen) exekutirt. Vorzugsweise gefiel mir ein von Hrn. und Dlle. Forioso ausgeführter geschmackvoller Tanz auf zwey Seilen, den man den chinesischen nannte. Ein gewagtes Kunststück ist es, wenn Hr. Forioso auf einem aus dem Hintergrunde des Theaters bis an die Gallerie gespannten Seile hinanläuft; ich habe dieses Wagestück nicht sehen mögen. Die Furcht, daß Hr. F. herabfallen möchte, schien auch im Parterre zu herrschen, denn es bildete sich unter dem Seile jedesmal eine breite Gasse.

An neuen Lustspielen sah ich die Fortsetzung des Räthsels von Conteffa: Der Talismann (ein Nachspiel in gereimten Alexandrinen, das recht gut dargestellt wurde), Cäsario, (Lustspiel in vier Akten vom Schauspieler Wolf in Weimar. Einige Plattitüden, und den widerlichen Charakter des Fräuleins Trompetenbläserinn abgerechnet, reiht sich dieses Stück, das übrigens zweckmäßiger eine Posse zu nennen wäre, den brauchbaren an). Der leichtsinnige Lügner von Hrn. Schmidt (in sich werthvoll, und größtentheils gut dargestellt) und: Der rechte Mann von Gustav Linden, (in einigen Charaktern vorzüglich aufgeführt). Sämtliche Lustspiele gefielen allgemein, wogegen Zieglers Gastrecht viel Gähnen und Lachen über die instigtragischen Theatercoups und veralteten Sentenzen erzeugte. An demselben Sonntage (20 Mai) stieg Robertson, der acht Tage früher bey starkem Winde und rauher Witterung die Luftreise, welche er ankündigte, nicht unternehmen konnte, von der Funkenburg glücklich auf. Es war seine 164ste Luftreise. — Der Kapellmeister Himmel aus Berlin ist hier, und wird ein großes Konzert, unter andern auch in demselben seine Komposition des Vaterunser von Mahlmann geben. In Rudolphs Garten, und auf Classigs Kaffehaus ist noch immer das alte Drängen und Treiben: an ersterm Orte trinkt man Nachmittags den Kaffe; bey Classig speisen Abends in zwey Etagen regelmäßig sechs- bis achthundert Personen, Damen und Herrn buntdurcheinander. Das Mittagmahl nimmt man häufig im Hotel de Baviere ein. Die schöne Promenade um die Stadt ist stets von Fremden besucht; gewöhnlich macht man gegen Abend von hier eine Excursion nach Reichels Garten, der mit jedem Jahre schöner wird.

Nro. 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Juni, 1810.

Ruhelos strebend verzehrt sich in eigenen Flammen der Jüngling;
Ach, der brennenden Glut wehret kein lindernder Hauch. —
Göttliche Liebe, du bists, die der Menschheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verbunden durch dich.

v. Schiller.

Beytrag zur Geschichte des Don Carlos.

Ob das Dunkel, welches das Schicksal des unglücklichen Don Carlos verhüllt, je wird aufgehellt werden, möchte sehr zu bezweifeln seyn. Was auch spanische Geschichtschreiber nach dem Vorgange des Cabrera — der seinen Filipe segundo (Madrid 1619. Fol.) dem Sohne seines Helden widmete — läugnen mögen, der gewaltsame Tod des Infanten ist mehr als wahrscheinlich. Abgerechnet, daß die Stimme der Mitwelt, wie gleichzeitige Geschichtschreiber des Auslandes sie aussprachen, und selbst öffentliche unwiderlegt gebliebene Staatsschriften — das Manifest des Prinzen von Oranien — den Vater der Unthat beschuldigten; es wird die Sage bestätigt durch die im deutschen Museum befindliche Erzählung eines Augenzeugen, welcher den Kopf des Prinzen vom Rumpfe getrennt fand, als die vorige Königinn von Spanien den Sarg öffnen ließ. Ein Paar Worte des Tacitus, welche der ehemalige Besitzer des vor mir liegenden Exemplars des Cabrera, Amelot de la Houssaye, an den Rand geschrieben hat, sind eine so treffende Glosse, als ob sie zur Erklärung des finstern Geheimnisses ausgesprochen wären: suspectum semper invisumque dominantibus qui proximus destinaretur (Hist. I.). Juvenem potentiae promptae, et studio popularium acciuctum, vergentibus jam annis suis metuens (Annal. 12.).

Unter den Erzählungen spanischer Schriftsteller findet sich eine, welche wenig bekannt zu seyn scheint; der Verfasser, der selbst ein gutes Vorurtheil für seine Glaubwürdigkeit zu erwecken bemüht ist, war der Begebenheit eben so nahe als Cabrera, und obgleich er mit diesem in den Hauptangaben übereinstimmt, so hat er doch manche besondere Umstände angeführt. Es ist Salazar de Mendoza, der in seinem, dem Könige Philipp III gewidmeten Origen de las dignidades seglares de Castilla y Leon — (Toledo 1618, Fol.) S. 165—168 die Erzählung des De Thou zu widerlegen sucht, und das Ereigniß also darstellt. „Ich will ausführlich und mit historischer Treue erzählen — sagt er im Eingange — wozu ich desto mehr verbunden bin, da ich die Sache aus der nächsten Quelle habe, so daß man mir nicht das castilische Sprüchwort vorwerfen kann: wer weit herkommt, lügt viel. In Spanien haben wir das Wasser dieser Bäche klarer und reiner getrunken, weil wir der Quelle näher sind."

„Der Prinz war so unruhiger Gemüthsart und seine Sitten so verdorben," fährt er fort, „daß sich der König genöthigt sah, ihm Einhalt zu thun, nachdem er viele und sehr außerordentliche Bemühungen angewandt hatte, ihn zu bessern. Er bezeigte den Rath vieler frommen und gelehrten Personen, welchen er die Sache so vorstellte, daß sie frey reden konnten, und sprach darüber auch mit seinen Staatsräthen. Nach reiflicher Erwägung entschloß er sich, den Prinzen einzusperren, weil es so am besten war und am passendsten, um ihn zu bessern und zur Besinnung zu bringen. Er wählte dazu die Nacht des 19 Januars 1568, und trat um eilf Uhr in des Prinzen Zimmer, welches im Pallaste zu Madrid in dem Hofgesindehause rechter Hand im Hofe sich befand. Er ward von seinem Oberschenk Ruy Gomez de

Sylva, seinem Oberstallmeister Antonio de Toledo, dem Herzoge von Feria, Hauptmanne der spanischen Garden, und allen Staats- und Kriegsräthen begleitet. Der Prinz lag im Bette, und bey ihm waren sein Kammerherr Francisco Gomez de Sandoval, und der Mayordomo Don Fadrique Enriquez. Als er seinen Vater sah, richtete er sich auf und sprach sehr verwirrt: Was ist das? Wollen Eure Majestät mich umbringen? — Nein, antwortete der König, ich will Euch nicht umbringen, aber Eure Lebensweise will ich ordentlicher machen. Er nahm ihm den Degen, der sich bey dem Kopftheile des Bettes befand, und gab selbigen dem Herzoge von Feria mit den Worten: Euch ist die Bewachung des Prinzen anvertraut. Darauf fuhr er mit der Hand unter die Kissen und fand einen ledernen Beutel, in welchem einige Thaler und einige vergoldete Schlüssel waren. Er ging dann ins Vorzimmer, wo die Garde der Monteros *) war, und sagte: Sind noch mehrere von euch im Pallaste? Fernan Sanchez de Angulo antwortete: Es haben noch mehrere den Dienst bey der Königinn und der Prinzessinn von Portugal. Der König befal, sie zu rufen, und als dies geschehen, ging er in ein Zimmer, das weiter entfernt im Thurme lag, und öffnete einige Schreibtische des Prinzen, und als er dieselben wieder verschlossen, nahm er die Schlüssel mit sich. Bald kehrte er ins Vorzimmer zurück, wo die Garden waren, und sprach zu ihnen: Ihr sollt bey der Bewachung des Prinzen den Befehlen, welche euch der Herzog von Feria in meinem Namen geben wird, mit der Treue folgen, die ihr stets bewiesen habt; und obgleich es bey euch nicht hergebracht ist, bey Tage zu dienen, so möget ihr es doch thun, und ich werde euch dafür belohnen. Sagt dasselbe euren Gefährten. — Der König begab sich darauf wieder in sein Gemach, begleitet von denjenigen, die mit ihm gekommen waren, außer dem Herzoge von Feria, der als Wächter bey dem Prinzen blieb. Die Ritter, welche bey Don Carlos waren, entfernten sich. Der Herzog befal, sein Bett in des Prinzen Zimmer zu bringen, und setzte es an die Thüre, wo die Garden Wache hielten. In dieser Lage blieb der Prinz zehen Tage, und ward von seinem eigenen Hofstaate bedient. Nach Ablauf dieser Zeit ward der Herzog der Bewachung des Prinzen enthoben, welche alsdann Ruy Gomez de Sylva erhielt. Zu demselbigen Zwecke bestimmte der König den Grafen von Lerma und sechs seiner Hofbeamten. Auch ernannte er dazu acht von der Garde der Monteros.

*) Monteros de Espinosa. In frühern Zeiten schon hatten die Hidalgos von Espinosa, als Belohnung für Entdeckung einer Verrätherey, von einem Grafen von Castilien das Vorrecht erhalten, des Fürsten Haus, Gemächer und Bett zu bewachen. Mehrere der castilischen Könige bestätigten dieses Recht, und Alfonso VIII bestimmte die Familien, welche dasselbe ausüben sollten. Sandoval, histor. del Emperador Carlos V. Bd. I. S. 94.

Allen ward von Ruy Gomez und dem Staatsrathe Martin de Velasco ein Eid abgenommen, womit sie versprachen, den Prinzen treulich zu bewachen, und Niemanden ohne des Königs ausdrücklichen Befehl in sein Gemach treten zu lassen. Die Wache der Ritter und Garden befand sich in einem geräumigen Gemache, das an des Prinzen Zimmer stieß. Graf Lerma hatte sein Bett unter dem Bette des Prinzen stehen, und Nachts stellte er es zu den Füßen desselben. Jede Nacht hatten zwey Ritter und zwey Gardisten die Wache, welche nach Stunden wechselten, so daß immer ein Ritter und ein Gardist auf den Beinen und wach waren. Bey Tage standen an jeder Thüre zwey Gardesoldaten, und die Schlüssel zu allen Thüren hatten die Monteros-Garden. So ward der Prinz bewacht bis zu seinem Tode."

„Gleich nach des Prinzen Einsperrung schrieb der König an den Pabst, den Kaiser, die Königinn von Portugal, und nach Frankreich. An demselbigen Tage (20 Januar) sagte er es allen seinen Räthen, und schrieb's den vornehmsten Städten und Provinzen und den Grandes."

„Der Prinz ertrug seine Gefangenschaft mit Muth und Geduld, und zeigte im geringsten nicht Kummer und Traurigkeit. Er beschäftigte sich damit, die Geschichte von Spanien und andern Ländern zu lesen, und unterhielt sich mit seinen Dienern in angenehmen Gesprächen. Mitten im Sommer ging er entkleidet und barfuß, und schlief unbedeckt unter freyem Himmel *). Er trank viel Wasser mit Schnee nüchtern und des Nachts, legte Schnee in sein Bett, und aß übermäßig viel Obst und andere der Gesundheit schädliche Dinge. Vergebens suchte man ihn daran zu hindern, und ihn von solchen Unordnungen abzuhalten. Er unterdrückte dadurch die natürliche Wärme des Körpers. Dann entschloß er sich, nicht mehr zu essen, und so brachte er elif Tage zu, ohne etwas andres als kaltes Wasser zu genießen. Wenn er etwas Warmes und Nahrhaftes zu sich nehmen wollte, war der Magen so schwach, daß er es nicht bey sich behielt. So ward sein Körper erschöpft, ohne daß die vielen Heilmittel, die man anwandte, ihm nutzten. Er starb am 24 Julius 1568, und befal, ihn in den Ordenskleidern des heiligen Dominikus und Franziskus begraben zu lassen. Er ward im Dominikanerkloster zu Madrid beygesetzt **) und von dort 1573 nach dem königl. Kloster San Lorenzo (Escorial) gebracht. Er war ein sehr großer Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit, und einem Diener, der es hierin versah, entzog er sein Vertrauen und seine Gunst."

„Nur was mit diesem Berichte übereinstimmt, setzt der Verfasser hinzu, kann als echte Nachricht über dieses

*) Der Eingesperrte, streng Bewachte?

**) An demselbigen Tage, wo er gestorben war, sagt Cabrera; und Philipp schlichtete einen Streit, der unter den Großen wegen des Vorrangs beym Begräbnisse entstand, mit dem besonnenen Gleichmuthe, den er immer behauptete, setzt er hinzu.

Ereigniß angesehen werden, und was davon abweicht, ist böswillige Entstellung oder ein Mährchen. Dahin gehört die Sage, daß man dem Prinzen die Wahl der Todesart überlassen habe, indem man ihm einige Todesarten in Gemählden vorgezeigt, und darunter auch das Bad des Seneca. Eine andere Fabel erzählt, die Inquisitoren wären bey dieser Sache im Spiele gewesen, und hätten das Urtheil gesprochen, welches von dem Könige wäre bestätigt worden. Aber die Inquisitoren verurtheilen gar nicht zum Tode, und können es nicht, weil sie geistliche Richter sind, und Niemand bestätigt ihre Urtheile, als sie selbst."

„Man sagt ferner, der Prinz hätte seine Todesart nicht gewählt, und gesagt, man möchte ihn tödten, wie man wollte; da wären eines Morgens vier Sklaven in sein Zimmer getreten, von denen drey ihm Hände und Füße gehalten hätten, während er von dem vierten mit einer seidenen Schnur wäre erdrosselt worden. Andre sagen, er wäre die Füße im Wasser haltend, mit offnen Adern gestorben. Aber alles dies sind Erdichtungen."

Nachdem Mendoza die Gerüchte, welche Philipp II anklagten, so entscheidend abgewiesen hat, wendet er sich gegen die Erzählung, welche de Thou im Anfange des dreyundvierzigsten Buches mittheilt, und wirft dem Verfasser vor, daß er keinen gültigen Gewährsmann für seine Angaben habe, und daß unter den Baumeistern des Escorials kein Franzose Namens Foix, auf welchen de Thou sich beruft, jemals gewesen sey.

Dresden. Lindau.

Romance imitée de Schiller (An Emma).

Quand loin de moi dans des nuages sombres
Soudain j'ai vu s'éclipser mon bonheur,
Un astre encor brille à travers les ombres,
Le doux espoir luit encor à mon coeur.
Mais hélas sa pâle lumière
Ne vient que d'un bonheur détruit;
Ainsi quand le jour fuit la terre,
Les astres naissent de la nuit.

Si le sommeil de la nuit éternelle
T'avoit au moins cachée à mon amour,
Je t'oublirois et ma peine mortelle
Seroit finie avec mon dernier jour.
Mais, dieux, je vis et tu respires
Pour un autre loin de mes yeux;
Je dois vivre quand tu déchires
Les liens qu' ont tissus nos voeux.

Cruelle Ida, le voeu de la tendresse
Peut-il d'un coeur s'effacer sans retour?
Ce qui périt, le sentiment qui cesse
Ne peut, Ida, ne peut être l'amour.
Du tems le souffle trop funeste
Peut-il étouffer son flambeau?
L'ardeur de sa flamme céleste
S'éteint-elle avant le tombeau?

G.

Widersprüche.

In die Zeitung für die elegante Welt hat ein gewisser N. einen Aufsatz über die Spielkarten eingerückt, der einzig dazu verfaßt zu seyn scheint, in der Note die kartenspielende Welt auf die Kartenspiele einer Leipziger Fabrik aufmerksam zu machen. Wir wünschen dieser einen guten Abgang ihrer Waaren, nur möchte künftig ein bedächtigerer Lobpreiser zu wählen seyn.

Dieser wundert sich nämlich, „daß, so lange man mit Karten spielt, und vorzüglich in unserm Alles verschönernden Zeitalter, Niemand dieselbe ästhetisch angenehm zu machen gesucht habe."

Zwar ist ihm bekannt, „daß bey Cotta in Tübingen seit mehrern Jahren ein Karten-Almanach erscheine, worin die gewöhnlichen Kartenblätter auf eine zum Theil sehr sinnreiche Weise zu gefälligen Bildern aller Art benutzt worden sind;" allein, fügt er hinzu: „hier ist offenbar das Kartenspiel die Nebensache, und man erwartet noch immer eine geschmackvollere Behandlung der eigentlichen Spiel-Karten."

Also sind selbst nach seinem Geständnisse die Cotta'schen Karten-Almanache geschmackvoll (denn er will ja nur geschmackvollere), und die Kartenblätter sind sinnreich zu gefälligen Bildern umgeschaffen, — und doch soll noch Niemand dieselben ästhetisch angenehm zu machen gesucht haben? —

Auch muß dem Hrn. N. ganz unbekannt geblieben seyn, daß die Cotta'schen Karten-Almanache wirklich selbst als Spielkarten sind gebraucht worden.

Ein Cursus logicus in Karten.

Thomas Murner, aus dem Franziskanerorden, Doktor der Theologie und Licentiat der Rechte, der in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts lebte, und den Theologen durch seine heftigen Fehden mit Luther, den Juristen durch die seltsame Verdeutschung der Institutionen, wovon ich im Reichsanzeiger 1804 Nro. 22 1805 Nro. 244 nähere Notizen gegeben habe, und den Freunden der poetischen Literatur durch mehrere Produkte seines derben Witzes bekannt ist, ersann ein Chartiludium Logicae, von welchem er versichert, er habe mit Hülfe desselben solche, die noch gar nichts von der Logik gewußt, in Zeit eines Monats darin so weit gebracht, daß man te geglaubt hätten, die Sache gehe nicht natürlich zu. Es gab also eine Zeit, wo Kartenspielen und Philosophie studieren — Synonyme waren.

J. K. Höck.

Grundzüge der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, entworfen von einem Kriminalisten.

Wie es oft der Fall ist, daß wir in einem Buche nicht finden, was wir darin suchen, so finden wir dagegen manchmal in einem andern, was wir da nicht suchten. Folgende Makrobiotik in nuce, deren sich selbst ein Hufeland nicht schämen würde, steht in — Heil's Iudex et defensor in processu inquisitionis *): Valetudinem potissimum conservant aër lucidus, liber ac ventilatus, non obscurus, non conclusus, nec foetore aliquo corruptus, item conveniens ratio cibi et potus, vices exercitii et quietis, stata tempora somni et vigiliarum, affectus animi tranquilliores, et evacuatio denique κακοχυμίας.

J. K. Höck.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, 26 Mai.

Mit dem ihm eigenen Geiste großer Ordnung und Thätigkeit bereitet unser Schröder schon mehrere Gegenstände zur nächstjährigen Einrichtung und Verschönerung seiner Bühne vor. So hat Dr. Meyer ihm eine große Skizze von Füger zu einem Theater-Vorhange mitgetheilt, deren vortreffliche Komposition Schröders Sinn und Grundsätzen von der dramatischen Kunst so ganz entsprach, daß er auf der Stelle sich entschloß, sie von einem der ersten deutschen Dekorationsmahler ausführen zu lassen, um diesen neuen Vorhang mit dem erst vor einigen Jahren gemahlten, aber sehr unglücklich ausgefallenen jetzigen, zu verwechseln. Ein junger sich annängst noch in Hamburg aufhaltender Künstler von vielen Anlagen, Wendixen, der jetzt, auf seiner angetretenen Kunstreise durch Deutschland und Frankreich, in Dresden weilt, verfertigte eine glückliche Kopie des Fügerschen Blattes, welche Winkler in Dresden, Böttigers Nähe, jetzt im Großen ausführt. Ueber das Sujet der Skizze erklärte sich Füger bey der Uebersendung nach Hamburg vor mehrern Jahren seinem Freunde selbst so: „Ich wollte den Zweck aller dramatischen Dichtung und Darstellung schildern. — Die Moral ist beschäftigt, die Sitten der Jugend zu bilden. Thalia verweiset einen Dichter darauf, und lehrt ihn, mit seinem Witze die Thorheit zu verfolgen. Melpomene krönt die Tugend und straft das Laster." — Unendlich schön und greß ausgedrückt sind die beyden letzten Ideen in den köstlichen Gruppen zu beyden Seiten des Vierecundes, und das Ganze der einfach dargestellten Allegorie spricht auf den ersten Blick jeden mit Würde und Innigkeit an. Es wird in diesem Geiste und Ausdrucke, woran wir bey dem ausführenden Künstler nicht zweifeln, vollendet, dieser Bühnen-Vorhang einst den ersten Rang unter allen, die wir kennen, behaupten. Bis dahin das Weitere von dem Einzelnen des Gemähldes. ..

Heidelberg, 31 Mai.

Herr Karl Maria von Weber, aus Eutin, hat uns gestern durch ein großes Vokal- und Instrumental-Konzert einen unaussprechlich genußreichen Abend gegeben. Die Zahl der ambulirenden Künstler ist dermalen Legion, und auch Heidelberg wird oft genug heimgesucht von diesen kunstübenden Männern und Frauen, welche, mit obrigkeitlicher Bewilligung, auf ihre Genialität den Preis eines Guldens setzen für jede Person, die der fleißige Zettelträger ihnen zuführt. Aber bey dem größern Theile dieser Leute gehet nicht die Kunst nach Brot, sondern der Hunger, welcher leider oft genug mit der angekündigten Genialität in einem umgekehrten Verhältnisse stehet. Desto erfreulicher muß aber auch die Erscheinung eines jungen Mannes seyn, der, mit der Bescheidenheit des ächten Verdienstes auftretend, jede Erwartung übertrift.

Hr. von Weber ist ganz unstreitig einer der ersten Klavierspieler; allein wenn vielleicht einige andere Virtuosen die kaum begreifliche Fertigkeit mit ihm theilen mögen, so übertrifft er wenigstens alle, welche ich bis jetzt gehört habe, in Rücksicht einer wahrhaft genialen Zartheit der Behandlung seines Instrumentes. In der zahlreichen Versammlung, die der Künstler mit freudigem Staunen erfüllte, mußte jeder es sich gestehen, die Natur und das Wesen dieses vielgeübten Instrumentes von einer neuen Seite kennen gelernt zu haben; ich verstand erst jetzt völlig das Wort des verewigten Kapellmeisters Schutz, in dessen Gegenwart eine auf ihr musikalisches Talent stolzierende Dame sich auf dem Klaviere hören ließ: „Wundersame Finger!" sagte er mir ins Ohr; aber, mein Freund, es ist ganz etwas anders, wenn der Genius die Tasten berühet!" —

Wie der Künstler eins ist mit seinem Kunstwerke — das wird ganz besonders durch Hrn. von Webers Kompositionen anschaulich, aus denen die heilige Sprache des Gefühls in orpheischen Lauten tönt. Wahrlich dieser Künstler befindet sich auf einer Höhe, die ihm eine Stelle neben den ersten Meistern unser Zeit gibt. —

Hr. von Dusch, ein junger Akademiker, spielte Variationen für Violoncell mit vielem Beyfalle. Mlle. Frank, von der Mannheimer Schaubühne, verherrlichte den schönen Abend mit ihrem trefflichen Gesange. Diese junge Künstlerinn hat seit 1½ Jahren, in welchen ich sie nicht hörte, gar große Fortschritte gemacht. Die vielversprechenden Anlagen haben sich zu einer schönen Blüte entfaltet, und wer das Schöne dem Prachtvollen vorziehet, der kann es nicht bedauern, daß Demois. Frank nicht auf Trillerey und Ueberwindung künstlerischer Schwierigkeiten Anspruch macht, sondern die Macht des Gesanges in edler Einfalt übt.

Charade.

Die beyden Ersten üben wir
Aus Noth, Vergnügen und Begier,
Doch selten schau'n wir sie:
Achilles unterläge hier.
Das letzte Kleinod schaffen die
Macht, Erbe, Fleiß, Genie.
Doch wer das Ganze gibt,
Ist nirgendwo geliebt.

Logogryph.

Wenn der Accent auf meinem Ersten ruht,
Wißt, daß es widrig schallt, und wehe thut,
Fänd's auch der Gläubiger, der Staat, der Krieger gut. —
Dem Herzen thut es wohl, und schafft im Leiden Muth,
Wenn der Accent auf meinem Zweyten ruht.

Auflösung des Räthsels in Nro. 138: Granate.

*) c. 2. §. 5. p. 43 der Ausgabe v. 1755.

Intelligenz-Blatt
zum
Morgenblatt
für
gebildete Stände
1810.

Nro. 12.

Feuerbeständige Glasmalerei.

Welche in frühern Zeiten zu Kirchenfenstern angewendet ward, und unter dem Namen enkaustische Glasmalerei bekannt war, habe ich seit einigen Jahren nicht allein dazu wieder mit Glück ausgeführt (man sehe im Freymüthigen 1805 Nro. 182 den 12 Sept. und 1806 Nro. 187 den 18 Sept. Berlin), sondern die Farben zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß sie jetzt zu krystallnen Trinkgläsern angewendet werden, womit sich Blumen, Landschaften und historische Gegenstände sehr lebhaft ausführen lassen. Da nun dieses ein interessanter Artikel zu freundschaftlichen Geschenken geworden ist, so empfehle ich mich Kennern und hohen Kunstfreunden, meine fertigen Produkte in Augenschein zu nehmen, und mich mit gütigen Aufträgen zu beehren, welche ich mit aller Sorgfalt auszuführen suchen werde.

Dresden in der Scheffelgasse Nro. 166.

S. Mohn.

Kunstanzeige.

Vorstellungen aus dem Leben M. Luthers.

Mehrere Handlungen des unsterblichen Reformators M. Luther zeigen so lebendig seinen erhabenen religiösen Sinn, seinen flammenden Eifer für Wahrheit und seinen heroischen Muth im Kampfe mit Aberglauben und Religionsdespotismus, daß die Darstellung dieser karakteristischen Züge in guten Kupferstichen eins der sprechendsten, und wegen der leichten allgemeinen Verbreitung in den Sammlungen gebildeter Menschen eins der besten Denkmähler der Verdienste des großen Mannes um die Menschheit und unsrer Verehrung gegen ihn seyn würde.

Von diesem Gedanken erfüllt, habe ich dem sehr geschickten, rühmlichst bekannten Fr. Catel vor mehreren Jahren den Auftrag ertheilt, aus dem Leben Luthers zwey Begebenheiten zu zeichnen, die aus den Thaten des Reformators besonders glänzend hervorstralen, und auf den Gang der Kultur und die Veredelung der Menschheit kräftig eingewirkt haben. Der Gegenstand der ersten Zeichnung ist:

Luther verbrennt die päbstliche Bulle und das kanonische Recht.

Als Luther sah, daß alle seine rastlosen Bemühungen fruchtlos waren, den Pabst und die Bischöfe zur Reinigung der christlichen Religion zu bewegen, und der Bann wider ihn und seine Anhänger geschleudert wurde, da ward es ihm klar, daß nur nach einer öffentlichen, feyerlichen Lossagung von der Oberherrschaft des Pabstes die Aechtheit der Lehre in einem Theile der Gemeinde Christi wieder hergestellt werden könne. Er verbrannte daher am 10 December 1520 in Gegenwart einer großen Menge von Bürgern und Studenten vor Wittenberg die päbstliche wider ihn erlassene Bulle und das kanonische Recht.

Die Zeichnung stellt den großen Reformator in dem Augenblicke vor, als er mit hohem Ernst und Würde die päbstliche Bannbulle zu den schon brennenden Büchern des kanonischen Rechts hinwirft. Eine Menge Menschen steht umher, wovon einige ihr Erstaunen, ihre Freude, und andre ihre noch nicht ganz besiegte Furcht und Unschlüssigkeit ausdrücken. Unter den Anwesenden befinden sich Luthers Eltern, seine Freunde Melanchthon, Lucas Cranach, Hans Luft, und der um die Reformation sehr verdiente Prior der Augustiner-Mönche Doktor Staupitz. Im Hintergrunde sieht man die Stadtwälle von Wittenberg und das Augustiner-Kloster.

Nach dieser Zeichnung bearbeitet der durch seine bisherigen Werke als einer unsrer vorzüglichsten Künstler bekannte L. Buchhorn einen Kupferstich in Linienmanier (14½ Zoll hoch, 20½ Zoll breit), und ist nach mehrjährigem Fleiße so weit damit vorgerückt, daß die Platte im Oktober dieses Jahrs völlig beendigt seyn wird. Abdrücke von der Platte in ihrem jetzigen Zustande, die bey mir zu sehen sind, versprechen ein Kunstwerk, welches bey der Vollendung in Rücksicht seines wichtigen Inhalts, der Kraft und Zartheit des Grabstichels und der Wirkung des Ganzen mit den besten bis jetzt in Deutschland erschienenen historischen Originalkupfern den Vergleich aushalten, vielleicht alle übertreffen muß.

Die fertigen Exemplare des Kupfers sind im Nov. d. J. zu haben, bis zu welchem Termine man bey mir und den vorzüglichsten Kunst- und Buchhandlungen darauf pränumeriren kann, und zwar für einen Abdruck vor der Schrift 12 Rthlr., und für einen Abdruck mit der Schrift 6 Rthlr. Cour. — Zu den Pränumerations-

Exemplaren werden die besten Abdrücke aus dem ganzen Vorrathe sorgfältig ausgewählt, mit einem besondern Stämpel bezeichnet, und an die Pränumeranten in der Ordnung nach der Güte und Zeit abgeliefert, wie die Vorausbezahlungen bey mir eingegangen sind. Bey einer Pränumeration auf wenigstens 4 Exemplare gebe ich 25 pro Cent Rabatt. Briefe und Geld erbitte ich mir postfrey.

Das II. oder Seitenstück zu diesem Kupfer, welches den großen Reformator auf dem Reichstage zu Worms vorstellen wird, soll nach der Beendigung des erstern näher angezeigt werden.

Berlin, im Mai 1810.

J. J. Freidhof,
Professor und Mitglied des Senats der Königl. Preuß. Akademie der Künste, und Ehrenmitglied von Felix Meritis zu Amsterdam.

In Tübingen kann bey der J. G. Cotta'schen Buchhandlung pränumerirt werden.

Anzeige.

Der so eben erschienene

zweyte Band der Grundsätze der rationellen Landwirthschaft vom Staatsrath Thaer,

enthält, als Schluß des zweyten Hauptstücks oder der Lehre von der Oekonomie, eine tabellarische Berechnung und Gegeneinanderstellung der Verhältnisse und Resultate, welche hervorgehen, wenn ein Gut von bestimmtem Boden nach den verschiedenen Hauptwirthschafts-Systemen bewirthschaftet wird. Hierzu gehört dann auch eine ausführlichere Entwickelung der im ersten Bande angedeuteten Grundsätze, nach welchen die von den verschiedenen Ernten ausgesogene, nach selbigen zurückbleibende, durch Düngung, Ruhe und Brache wieder ersetzte Kraft des Bodens und der davon zu erwartende Ertrag ausgemittelt und berechnet werden kann. Und endlich die Lehre von dem Uebergange einer Wirthschaftsart in die andere. Es folgt sodann das dritte Hauptstück: die Agronomie, oder die Lehre von der Kenntniß, Beurtheilung und Werthschätzung des Bodens; auf rationelle chemische Grundsätze begründet, aber mit dem, was allgemeine Erfahrung bisher lehrte, und wornach die verständigsten Empiriker die Klassen des Bodens bestimmten und schätzten, verglichen. Endlich, des vierten Hauptstücks — der Agrikultur — erster Abschnitt, oder die Lehre von der chemischen Verbesserung und Bereitung des Bodens, oder von der Düngung im ausgedehntern Sinne des Worts. So wie dieser Band das Chemische der Ackerbaulehre enthält, so wird der nächste, der gegen Michaelis erscheint, das Mechanische vollständig in sich begreifen.

Der Pränumerationspreis für den dritten Band ist ebenfalls ein Species-Dukaten; und werden die Herren Pränumeranten um so dringender um unverzügliche Entrichtung des Betrags ersucht, als es theils der Ordnung gemäß ist, theils auch ihr eigener Vortheil erheischt, indem der Vorausbezahlungspreis nur kurze Zeit noch Statt finden, und der Ladenpreis des dritten Bandes, der vielen Kupfer wegen, wenigstens um die Hälfte gegen den bisherigen Ladenpreis gesteigert werden wird. Diese Erinnerung ist noch mehr an die Restanten auf den zweyten Band gerichtet, da zur Erhaltung der Ordnung die Versendung desselben nur nach Eingang der Vorausbezahlung auf den zweyten und dritten Band Statt finden kann.

Die Ausgabe auf Schreibpapier fehlt nun gänzlich; auch von der zweyten Ausgabe auf weissem Druckpapier sind nur noch wenige Exemplare vorhanden, und die ersten Besteller werden daher des Vortheils des bessern Papiers genießen, wovon der Unterschied gegen das gewöhnliche Druckpapier der sodann folgenden dritten Ausgabe sehr bemerklich ist.

Realschul-Buchhandlung in Berlin.

In Kommission der Realschul-Buchhandlung zu Berlin ist erschienen:

Hufeland und Himly, Journal der praktischen Heilkunde. Drittes Stück. März 1810.

Inhalt: I. Nachricht von dem Zustande des Charité-Krankenhauses im Jahre 1809. Von Hufeland und Horn. II. Geschichte einer Lithiasis, mitgetheilt vom Hofmedikus Dr. Klein. III. Die Kuhpocken-Impfung im Ocker-Departement des Königreiches Westphalen vom Jahre 1808, nebst den Resultaten der eigenen Impfungen in demselben Jahre, von Dr. Nolde. IV. Kurze Nachrichten und Auszüge. 1. Ueber die specifische Wirkung des Linimentum diureticum in krampfhafter Harnverhaltung, von Dr. Kieser. 2. Bemerkungen über die Anwendung des Wasserfenchels gegen die Lungensucht, von Dr. Rosenmüller. 3. Geschichte eines Lungenbruches.

Mit diesem Stücke des Journals wird ausgegeben:

Hufeland und Himly, Bibliothek der praktischen Heilkunde. Drey und zwanzigster Band. Drittes Stück.

Inhalt: 1. Dr. T. a Tuessink, Waarnemingen omtrent de Ziekten, welke in de Jahren 1797 und 1798 in het nosocomium clinicum van de Hoge School van Stad en Lande van Groningen, zyn behandeld. 2. Dr. Loos systematische Beschreibung der außer Gebrauch gekommenen Arzneimittel.

Die allgemeine Modenzeitung,

herausgegeben von Dr. J. A. Bergk, liefert fortwährend das Neueste und Interessanteste aus dem Gebiete der Mode und des Geschmacks, und das allwöchentlich beygegebene illuminirte Kupfer stellt die neuesten französischen und englischen Moden in Putz und Kleidung der Damen und Herren genau und schön dar. Auch neue Erfindungen und Verschönerungen an Ameublement sind nicht ausgeschlossen. Eine monatliche Musterkarte von seidenen, baumwollenen und andern Zeuchen bringt dem Publikum auch in diesem Fache das Geschmackvollste zur Ansicht. Außerdem eignet sich diese Zeitschrift wegen ihrer allgemeinen interessant geistreichen Aufsätze zu einer anziehenden Lektüre für jeden gebildeten Leser.

Wöchentlich erscheinen, nebst dem Kupfer, zwey Stücke, und das beygefügte Intelligenzblatt steht Jedermann zu Bekanntmachungen pr. Druckzeile 2 Gr. zu Dienste.

In diesem Jahre sind bereits 20 Stücke erschienen; doch kann man sich noch auf den gegenwärtigen Jahrgang mit 6 Thlr. sächs. bey allen Postämtern, Zeitungs-Expeditionen und soliden Buchhandlungen abonniren.

Leipzig, im März 1810.

Industrie-Comptoir.

Das 7te Heft von dem

Magazin des Luxus und neuesten Geschmacks, quer Folio, mit 8 illum. Kupfern. (Preis 1 Thlr. 12 Gr. sächs.)

ist so eben bey uns erschienen und an alle gute Buchhandlungen versandt worden.

Es enthält folgende neueste geschmackvolle Meubles: Taf. I. Die mittlere Meuble ist eine Toilette für eine Dame. Die hintere Wand ist ein großer Spiegel, der von einem Theil der Draperie bedeckt wird. Links ein Arm-Stuhl. Rechts ein Tisch, in einer Ecke des Schlafzimmers anzubringen. Taf. II. Ein runder Divan mit Kissen. Ein Lehnstuhl, ebenfalls mit Kissen. Taf. III. Ein Zierschrank von Buchsbaumwurzel, die Säulen und Simse von Blauholz, der Untersatz von Mahagoni. Zwey Stühle. Taf. IV. Eine Volière für einen Salon. Zwey Schauleuchter. Taf. V. Eine Kommode in egyptischem Styl, von Eben- und Citronenholz. Eine elegante Wiege, oder Schwung-Bette. Taf. VI. Die Seite eines Boudoirs. Die Figuren sind sehr sanft gemacht. Die Draperie ist von Taft, der Kamin von buntem Gips-Marmor; oben darüber befindet sich ein Spiegelglas ohne Folirung. Taf. VII. Die neueste Drapirung von Vorhängen. Taf. VIII. Ein Bett mit einer Koupole.

Industrie-Comptoir.

Empfelenswerthe katholische Bücher.

Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen. Verfaßt von Dr. J. A. Schneider, Sr. Maj. des Königes von Sachsen Beichtvater. 8., mit Titelkupfer und Titelvignette. Neue Auflage. Im Industrie-Comptoir zu Leipzig. Druckp. 20 Gr., Schreibp. 1 Thlr.

Desgleichen

Kurze Betrachtungen über die Leidensgeschichte Jesu auf alle Tage in der Faste. Verfaßt von Ebendemselben. 8., mit 1 Titelkupfer. Leipzig, in der Baumgärtnerschen Buchhandlung. Preis 18 Gr.

Diese beyden trefflichen Schriften sind durch alle gute Buchhandlungen zu bekommen.

Von

Lossius moralischer Bilderbibel

erschien in der Leipziger Jubilate-Messe des 4ten Bandes zwente Lieferung mit der gewöhnlichen Anzahl Kupfer von dem Werthe, welcher dies Werk vom Anfang an ausgezeichnet hat. In der darauf folgenden dritten und letzten Lieferung dieses Bandes wird die Geschichte der Römer beendigt, und der fünfte Band, mit welchem das Werk, seiner ersten Ankündigung gemäß, geschlossen wird, enthält das Leben Jesu oder die Geschichte des neuen Testamentes.

Liebhaber, die sich dieses Werk noch vom Anfang an anzuschaffen wünschen und sich mit baarer Zahlung direkte an mich selbst wenden, erhalten es noch um den Pränumerations-Preis. Gotha, im April 1810.

Justus Perthes.

An das medizinische Publikum.

Als Fortsetzung des mit dem 44sten Stücke geschlossenen Journals der Erfindungen, Theorie und Widersprüche in der Natur und Arzneywissenschaft (Neues Journal der Erf. 20s), welches zehn Jahre lang mit entschiedenem Nutzen und Beyfall gelesen worden ist, und komplet nicht mehr geliefert werden kann, ist unter dem wenig veränderten Titel erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neuestes Journal der Erfindungen, Theorien und Widersprüche in der gesammten Medizin. 8. Ersten Bandes erstes Stück. brosch. 9 Gr. sächs. oder 40 kr. rhein.

Inhalt: Vorbericht. Ausführliche Aufsätze: I. Uebersicht der Fortschritte der Chirurgie im letzten Jahrzehend. II. Ueber den Standpunkt der Geburtshülfe im Jahr 1809 in Deutschland. Kürzere Aufsätze und Bemerkungen; Beschreibung der Irrenanstalt des Hrn. Esquirol in Paris. Intelligenzblatt. Literarischer Anzeiger.

Alle 2 bis 3 Monate erscheint eine Fortsetzung. Vier Stücke werden wie bisher einen Band ausmachen. Eine ausführliche Anzeige, die Fortsetzung dieses allgemein geschätzten Journals betreffend, befindet sich in dem erschienenen letzten 44sten Stücke des Journals der Erfindungen und in dem ersten Stücke des neuesten Journals der Erfindungen.

Gotha, im April 1810.

Justus Perthes.

Neueste Verlags-Artikel der C. F. Müller'schen Buchhandlung und Hofbuchdruckerey in Karlsruhe, welche für den Buchhandel des nördlichen Deutschlands die Herrmansche Buchhandlung in Frankfurt gleich ihrem eigenen Verlag für ihre eigene Rechnung verrechnet, und welche auf der Jubilate-Messe 1810 in Leipzig von derselben bezogen werden können:

D. J. N. F. Brauers (Großh. Bad. Staatsrath u. Präsident der Gesetzgebungs-Kommission) Erläuterungen über den Code Napoleon und die Großherzogl. Badische bürgerliche Gesetzgebung, 4 Bde. gr. 8. 1810. 15 fl.

Dessen Beyträge zu einem allgemeinen Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten. 8. 1 fl. 36 kr.

Code Napoleon mit Zusätzen und Handelsgesetzen, als Landrecht für das Großherzogthum Baden, gr. 8. offizielle Ausgabe, Druck und Format wie die Erläuterungen z. C. N. 1809. 4 fl. 15 kr.

Erbordnung für das Großherzogthum Baden, nach dem Code Napoleon tabellarisch bearbeitet von J. P. Sonntag. 1810. 24 kr.

Flachsland, D. J. C., Grossherzogl. Bad. Regierungs-Medicinal-Referent, Apothekertaxe zur neueingeführten preussischen Pharmacopoe, nach vorangeschikten Grundsätzen entworfen. gr. 8. 45 kr.

Galls, D. F. J., neue Entdeckungen in der Gehirn- Schädel- und Organenlehre. Mit vorzüglicher Benutzung der Blödeschen Schrift über diese Gegenstände dargestellt, und mit Anmerkungen begleitet nach den Gallschen Unterredungen zu Karlsruhe im Dezember 1806. Mit Hrn. Dr. Galls Bildniß und drey Schädel-Abbildungen, 1807. br. 2te ganz umgearbeitete Auflage. 8. 2 fl.

Gmelin, Dr. C. C., über den Einfluß der Naturwissenschaft auf das gesammte Staatswohl, vorzüglich auf Land und Zeit angewendet. Nebst Vorschlägen zur Anpflanzung entsprechender Surrogate für die kostbaren Kolonialwaaren, als: Zucker, Kaffee, Indigo, Chinarinde, Champfer, Opium u. a. nebst einigen Notizen über die botanischen Gärten in Karlsruhe. 8. 1809. 2 fl.

Gmelin, Dr. C. C., Flora badensis, alsatica et confinium regionum cis-et transrhenana, plantas a lacu bodamico usque ad confluentem mosellae et rheni nascentes exhibens cum iconibus, Tom. I. II. III. 8. maj. 14 fl.

Die beste Empfehlung dieses für Botaniker, Aerzte und Apotheker äußerst interessanten Werks liefert eine ausführliche Recension in der allgemeinen Literatur-Zeitung Monat März 1810 Nro. 67, 68 und 69 von pag. 529—549, wo am Anfang und Schluß gesagt wird:

„Diese Flora ist eine der schönsten und reichhaltigsten, die Deutschland aufzuweisen hat. Die sorgfältig und richtig zusammengestellte Synonymie, die lehrreichen Bemerkungen, welche das Resultat der genauen Beobachtungen des Verfassers auf dessen botanischen Reisen durch einen grossen Theil des südlichen Europa sind, die genaue Bestimmung der nahe verwandten und bisher oft verwechselten Arten zeugen von einer Meisterhand — Druck und Papier sind der Güte des Werks angemessen und die Abbildungen vortrefflich ꝛc."

Handels-Gesetze für das Großherzogthum Baden, mit beygedruckten Sätzen des Code Napoleon, worauf in den Handelsgesetzen hingewiesen ist. gr. 8. 1810. 45 kr.

Mathey, deutsch, lateinisch und französische Schreibübungen, 25 in groß Queer-Quart gestochene Kupferplatten, nebst einer gedruckten Anweisung für den Schreib-Unterricht. 1 fl. 30 kr.

Mezler (Geheimerrath und Leibarzt) Diätetik für bürgerliche Mädchenschulen, zunächst für die zu Habsthal. 8. 1810. 36 kr.

— — allgemeine Technologie oder Verarbeitung, Zubereitung und Benutzung der Natur-Produkte für bürgerliche Mädchenschulen, zunächst für die zu Habsthal, nach Funke kurz entworfen. 30 kr.

Organisation für das Großherzogthum Baden, enthaltend das General-Reskript vom 26 November 1809, nebst den sämtlichen Beylagen und der Personal-Organisation, gr. 8. 1810. 1 fl.

Das Großherzogthum Baden, nach seinen zehen Kreisen und den Amtsbezirken topographisch skizzirt. gr. 8. 1810. 1 fl.

Vorstehende Werke sind in allen Buchhandlungen zu haben. Karlsruhe, den 23 Mai 1810.

C. F. Müller.

Folgende Journale sind erschienen und versandt:

Allgemeines deutsches Gartenmagazin. 1810. 2ß St.
Neueste Länder- und Völkerkunde, 18 St.
Wielands neuer deutscher Merkur, 2ß St.

H. S. pr. Landes-Industrie-Comptoir in Weimar.

Bey der wiederkehrenden Jahrszeit, in welcher das Harzgebirge besucht wird, empfehle ich allen, welche eine Reise in dies reizende Gebirge unternehmen wollen, als einen treuen und wohlunterrichtenden Wegweiser das in meinem Verlage erschienene

Taschenbuch für Reisende in dem Harz, von F. Gottschalk,

welches gebunden und mit der Charte vom *Harz für* 2 Rthlr. 18 gr., ohne die Charte für 2 Rthlr. 6 gr. in allen guten Buchhandlungen zu haben ist. Auch wird die Charte allein für 16 gr., auf Leinewand gezogen und in Futteral aber für 1 Rthlr. 8 gr. erlassen.

Magdeburg, den 17 Mai 1810.

W. Heinrichshofen, Buchhändler.

In der Montag- und Weißischen Buchhandlung in Regensburg ist so eben erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Dümas, Joh. Ludw. Aler. (reformirten Predigers zu Dresden), Predigten über das moralische Christenthum. Aus dem Französischen übersetzt, gr. 8. à 1 Rthlr. 12 Gr. oder 2 fl. 15 kr.

Ferner sind daselbst folgende Kommissions-Artikel zu haben, die aber nur auf gewisse Bestellung versandt werden:

Gespräche, französische und deutsche, ein Versuch, durch praktische Anweisung Anfängern im Französischen das Sprechen zu erleichtern, 8te verb. und vermehrte Original-Ausgabe, 8. Strasburg und Regensburg, 809. 16 Gr. oder 1 fl.

De la paix de l'église dans les états de la conséderation rhénane. Voeux exprimés par Charles, Archevêque-Metropolitain de Ratisbonne, gr. 4. 810. à 4 Gr. oder 15 kr.

Dasselbe deutsch unter dem Titel: Von dem Frieden der Kirche in den Staaten der rheinischen Konföderation. Ausgesprochene Wünsche Karls, Erzbischofs-Metropoliten von Regensburg, 4. 810. à 2 Gr. oder 8 kr.

Regensburg, den 3 Mai 1810.

Nro. 145.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Juni, 1810.

Wer um Todte trauert,
Glaub' es: Ewig dauert
Nicht der Aussaat Zeit.
Aus enthülster Schale
Keimt im Todesthale
Frucht der Ewigkeit.
v. Salis.

Nachricht von einem antiken Skarabäus.

Bekanntlich waren sonst die ägyptischen Mumien wegen ihres offizinellen Gebrauchs, und sind zum Theil noch als Färbemittel ein Artikel des Materialhandels. Meist schon in Stücke zertrümmert, um dann zu Pulver zerrieben zu werden, kamen sie nach Europa, und es hätte der Alterthumskenner oft Chemiker, und der Chemiker Alterthumskenner seyn müssen, um hier das Nachgemachte vom Aechten immer zu unterscheiden. Doch ist es ohne Zweifel eine ächte und alte Mumie gewesen, zu der das Bruchstück gehört hat, welches der Materialhandel vor noch nicht langer Zeit nach Nürnberg zum Kaufmann Trautner führte. Denn es enthielt einen in Stein (wahrscheinlich Basalt) abgebildeten ägyptischen Käfer, welchen der Kaufmann herausbrach und seinen Kindern zum Spielzeuge gab. So wäre dies gewiß nicht unbedeutende Ueberbleibsel des Alterthums verloren gegangen, aber ein Zufall erhielt es. Bey einem Krankenbesuche bemerkte es der dasige Dr. Osterhausen in den Händen der Kinder, erkannte es als Antike, und noch jetzt befindet es sich in der Naturaliensammlung dieses Gelehrten. Da der Käfer nicht lange vorher aus dem Mumienstücke herausgenommen war, so hat er sich noch ganz vollständig erhalten, und selbst die auf jeder Flügeldecke der Länge nach herabgezogenen vier Striche sind noch scharf genug gezeichnet. Blos von seiner ehemaligen Vergoldung sind an der einen Seite der Basis, worauf der Käfer sitzt, und unter derselben nur noch leise Spuren. Das Ganze ist nicht völlig einen Zoll lang, und der Käfer unmittelbar mit dem Leibe auf der Basis ruhend ohne Füße (natürlich auch ohne Fühlhörner) abgebildet.

Ob man nun auch in andern Mumien dergleichen Skarabäen gefunden, wüßte ich nicht zu sagen, aber bekannt ist es, wie häufig die ägyptische Symbolik übrigens den Käfer gebraucht hat. Es wurden in dieser Bilderschrift drey Arten derselben unterschieden: der mit dreißig Füßen, der eingehörnte, dem Hermes heilige, und der zweygehörnte stierähnliche, welcher dem Monde, d. h. Mondstiere heilig und wahrscheinlich derselbe war, dessen Gestalt der Knoten unter der Zunge des Apis haben mußte. Vom Skarabäus überhaupt erzählte die Symbolik, er gieße seinen Saamen in sumpfiges Wasser (τελμα) aus und bilde aus ihm eine sphärische Gestalt, welche er, die Bewegung des Himmels nachahmend, mit den Hinterfüßen von Morgen nach Abend herumwälze. Schon in dieser Erzählung liegt der erste Aufschluß über die Bedeutung dieser Hieroglyphe. Behielten auch die Aegypter die in den Traditionen so vieler Völker wiederholte Idee bey, das All sey aus dem großen Weltey (Motta, Andon) entstanden, so hießen sie den Weltschöpfer den Geflügelten (Kneph) und er gebar, wie im Wort die Schöpfung vollendend, das Ey aus seinem Munde. Aber der Vogel war auch das fliegende Insekt, im Indischen die das erste Schöpfungswort aussprechende Heuschrecke, in andern Sagen die Fliege und Biene im Aegyptischen der Käfer. Gleich dem Käfer ist daher der Vogel Phoneh, wenn er aus seiner Asche wieder aufersteht, ein Wurm, und wird erst in der Metamorphose

Vogel und fliegendes Insekt, wie der Wurm Semir in der Talmudischen Sage im Namen wieder den Vogel Pheneh bedeutet (s. erste Urkunde der Geschichte S. 462). Auch der Käfer hat daher nach jener Erzählung die sphärische Welt geschaffen, und sein Saame war der erste Keim der Dinge, die prima materia. Aber bestimmter sagt dies Horapollo in seiner ägyptischen Hierogyphen-Sammlung. Wollen sie Welt, Zeugung und Mann schreiben, heißt es, so mahlen sie einen Käfer, und in der Phulo- oder Zeugungs-Hierogyphe hält ein Skarabäus mit ausgerecktem Zeugegliede und mit weiblichem Gesichte, d. h. als Mannweib, wie es der Zeugend-Schaffende in allen Traditionen ist, das Symbol des Weltalls in der Hand. Aber wie kam mit dieser Bedeutung der Käfer in die Mumie, warum wurde er auch auf Gräbern abgebildet?

Nach der Idee des ganzen Alterthums ist kein Untergang des Gestorbenen, in einer ewigen Palingeneste der Dinge wird im Tode eine neue Zeugung, ein höheres Daseyn vollendet, und der letzte Stoff des Verwesten wird wieder die erste Materie und der Keim zur Auferstehung von den Todten. So konnte der zeugende Skarabäus den Verstorbenen in die Gruft begleiten, und in dieser Bedeutung war er, wie anderswo gezeigt wird, das Sinnbild der Riesen der Finsterniß, der Gehülfen Typhons, wenn sie mit dem Gott des Lebens um Untergang und Erhaltung gekämpft hatten und Osiris selbst vernichtet, aber nicht seine Zeugungstheile; denn aus seinem eigenen Saamen sollte er von den Todten auferstehen, oder sein eigener Sohn Anubis — der goldene Hund des Sirius, welcher die Seelen ins Leben und in den Tod führt — holt ihn aus dem Grabe zurück. Anubis aber war Thaut und Hermes, der Geleiter der Seelen in die Unterwelt (s. Urk.) und diesem darum sowol der eingehörnte Käfer heilig, als der Vogel Ibis: denn auch Ibis galt als Sinnbild der erneuerten Dinge, wenn eine allgemeine Fluth sie vertilgt hatte. So sind also wieder Vogel und der fliegende Käfer nur zwey sinnbildliche Gestaltungen einer Idee — der Idee von der Wiedergeburt und Verpandung im Tode; aber bestimmter noch drückt diese sich aus in der ägyptischen vom heiligen Vogel, wenn er Pheneh oder Phönix hieß: er kommt alle 500 Jahre nach Aegypten, stirbt hier und wird aus seiner eigenen Asche wiedergeboren. Kanne.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

Der Präsident konnte diesen Brief nicht ohne innige Rührung lesen. Der Zustand seines Sohnes gränzte an Wahnsinn. Als er sah, daß Constanze ihm ihr letztes Lebewohl zurufe, stieg seine Verzweiflung in so hohem Grade, daß sein Vater bald für seine Vernunft und für sein Leben fürchtete. Doch schien es eine Art von Tröstung für Eugen, daß sein Vater Constanzen mit der beredtesten Wärme Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Aber diese erste Regung zu Gunsten der Melle. Anglade ging schnell vorüber, und der Präsident glaubte wieder die feine Buhlerinn zu entdecken. Er gab nur ungern seine vorgefaßten Meinungen auf. Er bildete sich ein, Constanzens Brief sey nur geschrieben, um vom Vater gelesen zu werden, und die Leidenschaft des Sohns durch Ausmahlung der scheinbar unübersteiglichen Hindernisse mehr anzuflammen. Er freute sich seiner schlauen Auslegung. Eugen erwartete mit Aengstlichkeit seine Bemerkungen, und rief endlich dem Sinnenden zu:

„Was sagen Sie, mein Vater?"

Ich sage: dieser Brief ist sehr gut darauf berechnet, der Wirkung nicht zu verfehlen.

„Wie so? Wirkung? Ich verstehe Sie nicht."

Ich meine: Wenn Constanze keine Heuchlerinn, wenn sie wirklich verschwunden ist, und dir keine Möglichkeit übrig bleibt, sie noch zu sehen, oder ihr deine schriftlichen Herzensergießungen zukommen zu lassen — dann erst will ich glauben, daß Ihr Brief nicht die Wirkung einer sehr raffinirten Koketterie sey.

Bey diesen Worten erhob sich Eugen, nahte seinem Vater mit irrumherfahrenden vot Wuth glühenden Augen, und sagte mit zitternder Stimme: „Ich gehe, mich zu überzeugen, ob Konstanze mein Fleben, meine Schwüre noch anhören kann. Erring' ich ihr Ja zu unserer Vermählung, so flieh' ich in's Ausland, und Sie haben keinen Sohn mehr!"

Er stürzte aus dem Saale. Sein Vater hielt ihn zurück, und bracht' es durch Bitten und Thränen allmählig dahin, daß ihm sein ungerechter Verdacht verziehen wurde. So bald Eugens Verzweiflung den Karakter einer stillen Wehmuth angenommen hatte, sprach sein Vater mit ihm über die Mittel, zu erforschen, ob Constanze wirklich verschwunden sey, und wagte es nicht, ihm das Geleite zu Madeleinen abzuschlagen, wo sie erfuhren, daß Mlle. Anglade in der That sich heimlich entfernt, und angekündigt habe, daß vielleicht mehrere Jahre der Ort ihres geheimen Aufenthalts verborgen bliebe. Madeleine vermochte kaum ihnen diese Auskunft zu geben, so sehr drückte die heftigste Bekümmerniß sie nieder.

Kaum hatte Eugen die schreckliche Gewißheit von Constanzens Abreise vernommen, so schien es nachtheilig auf seine Vernunft zu wirken. Ein hitziges Fieber, das oft in fürchterlichen Wahnsinn ausartete, trieb die Unruhe und Bangigkeit des Präsidenten über den Zustand seines Sohnes auf das höchste. Während der bedenklichen Krankheit bereute der gebeugte Vater mehr als einmal, daß er aus Starrsinn seine politischen Plane dem wahren Glücke seines Sohnes nicht aufgeopfert habe; aber so wie die Genesung Eugens nah und näher rückte, gewannen auch des Präsidenten Vorurtheile wieder neue Macht.

Als Eugen zum Erstenmale wieder ausgehen durfte, gieng er zu Madeleine, die ihm auf sein inständiges unabläßiges Bitten den ihr von Constanzen vor der Abreise zugesandten Brief zeigte. Hier sein Innhalt:

„Ich verlasse Frankreich. Vergebung, o meine beste Freundinn, daß ich Ihnen nur schriftlich mein Lebewohl sage. Ich traue mir nicht Stärke genug zu, mündlichen Abschied zu nehmen. Nur eine gebieterische Pflicht konnte mich bewegen, Sie zu verlassen, meine liebe Madeleine!

Das Bewußtseyn, so gehandelt zu haben, wie ich es schuldig war, hielt mich aufrecht in dieser schweren ach! wie schweren Prüfung! Es hängt von ihrem Liebling Eugen ab, meine Rückkunft zu Ihnen, meine vortreffliche Freundinn, zu beschleunigen. So bald ich erfahre, daß er vermählt ist, hören Sie weiter von mir.

Mein Kassenzustand hat sich durch den Tod jener entfernten Verwandten, die mich bisher unterstützte, verbessert. Schlagen Sie die Kleinigkeit nicht aus, welche ich als ein Zeugniß meiner wärmsten Dankbarkeit beyschließe.

Ich beginne auf einer sorgenvollen abwechselnden Laufbahn ein thätiges Leben. Wahrscheinlich dauert meine Abwesenheit lang; aber ich scheue die Mühen und Prüfungen nicht, die mein warten; denn es gilt die Kunst, schmerzlicher Erinnerungen sich allmählig zu entschlagen. O Madeleine! Ich glaubte nicht, daß mein unglückliches Schicksal noch steigen konnte. Bis zur Hefe hab' ich ausgetrunken den Kelch der Leiden, welcher Kindern zugetheilt wird, deren Namen befleckt ist durch — o Gott! — Warum über dem verweilen, was meine Lage so drückend, so qualvoll macht.

Ich vernahm Tröstungen, die meinem Herzen süß, und für meinen Stolz glorreich sind. Mein Gewissen ist rein, und ich kann mit der Zuversicht der Unschuld, mit der Hoffnung einer bessern Zukunft, zum Himmel aufblicken.

Schenken Sie mir auch fortan Ihre Liebe, verehrte Freundinn! Beten Sie für mich! denn gesund oder krank, in Widerwärtigkeiten, wie im Glücke, werde ich immer für meine geliebte Madeleine die Empfindungen einer zärtlichen treuergebnen Tochter beybehalten." —

Sechs Monde gingen vorüber. Er besuchte Madeleinen oft, und sagte kein Wort von Vermählung. Sie mahnte ihn zuweilen an Constanzens letzten Wunsch. Noch schwieg er lange. Endlich, eines Tags erklärte er seinem Vater, daß er seinem Verlangen zu entsprechen, und sich mit der bestimmten Braut zu vermählen bereit sey.

Der freudigerstaunende Präsident fragte seinen Sohn mit väterlicher Besorgniß, ob dies Opfer ihm nicht zu schwer falle? Eugen antwortete, er schätze seine künftige Gattinn sehr, und fühle sich ihr dankbar verpflichtet für die lange Anhänglichkeit, welche sie ihm stets bewiesen hätte.

Einige Wochen später wurde die Vermählung vollzogen. Jeden Tag nach dieser Begebenheit forschte Eugen ängstlich bey Madeleinen nach, ob sie ihm nichts zu sagen habe? Endlich beantwortete sie ihm diese Frage mit Ueberraschung eines Briefes ohne Postzeichen von Constanzen, der so lautete:

„Ich bin wohl, bin sehr beschäftigt, und darf guten Erfolg hoffen. Meinen innigsten Dank dem vortrefflichen Freunde, daß er dem Rufe der Pflicht Gehör gab, und mir erlaubte, meine Obliegenheit gegen ihn zu erfüllen. Sie sollen oft Nachrichten von mir erhalten. Sagen Sie Herrn Eugen des Essars, daß er meine ganze Erkenntlichkeit und meinen Seegen verdiene."

„Gott sey gelobt!" rief Eugen, und drückte Constanzens Brief an seine Lippen. „Sie ist wohl! Sie scheint glücklich! Sie erinnert sich meiner mit Güte! Sie billigt, was ich that! Sie spricht sogar von Dank.... Ich muß je zufrieden seyn ..... und bin's."

Er sprach diese letzten Worte mit zitternder Stimme, und ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen, gleichsam um die Zusicherung seines Mundes zu widerlegen. Er vermochte lange nicht zu reden. Jetzt ermannte er sich.

Meine theure Madeleine, ich habe noch ein Opfer zu bringen. Meine Sorgen wegen Constanzens sind verschwunden. Ich las von ihrer eignen Hand, daß sie wohl, und mit ihrem Loose zufrieden ist. Dies muß mich über ihr Schicksal beruhigen. Ich bitte dich nun, Constanzen mir nicht mehr zu nennen, es gehe denn mit ihrer Lage eine Veränderung vor. Ich bin mit einer andern Gattinn verbunden, deren einziges Unrecht in meinen Augen darin besteht, daß sie Sie nicht Constanze ist. Ich selbst darf diesen Namen nicht mehr nennen. Ich hoffe wenigstens, dies über mich zu gewinnen.

Er gewanns auch über sich. Während eines ganzen Jahres sah er Madeleinen alle Tage, und nie kam der Name Constanze über seine Lippen. Er suchte blos in den Augen seiner Freundinn zu lesen, ob sie beruhigende Botschaft von der Unvergeßlichen erhalten habe. — Unvermuthet, durch ein trauriges Ereigniß änderte sich seine Lage. Seine Gattinn wurde von einem todten Söhnchen entbunden, und starb.

Eugen war tief betrübt. Er hatte sich den Ruhm eines vortrefflichen Ehemanns erworben, und der Gedanke war ihm süß, Alles für seine vom Vater ihm erkohrne Gattinn gethan zu haben, was man billig erwarten konnte.

Indessen erwachte die Unruhe des Präsidenten auf das Neue, als sein Sohn Wittwer und frey war. Um seine Gemüthsstimmung zu erforschen, fragte er ihn nach Constanzens Schicksal.

„Ich weiß keine Auskunft zu geben. Es ist über ein Jahr, daß ich Ihren Namen nicht mehr nennen hörte. Ich verbot Madeleinen, von ihr zu sprechen; denn ich hatte mich einer Andern zugesagt."

Der Präsident bewunderte den starken und geraden Karakter seines Sohnes, war von dem Edelmuthe und der Ge-

„tigkeit Constanzens gerührt, und seufzte, bedauernd, daß sie die Tochter eines Verbrechers war.

Eugen, der Wittwer, der wieder Freye, unterhielt sich oft mit Madeleinen über die Einzige, die sein Herz beschäftigte. Was er zur Antwort erhalten konnte, war, daß Constanzens Wohlbefinden fortdaure, daß sie ihren Muth nicht verliere. Aber sie hatte selbst Madeleinen aus ihrer Lage und ihren Planen ein Geheimniß gemacht.

„Ich freue mich," rief Eugen, „daß sie ruhig und glücklich ist."

Er freute sich aber nicht, und versank nie mehr in Traurigkeit, als wenn ihn Madeleine die Worte lesen ließ, mit welchen beynahe jeder ihrer Briefe schloß: „Ich gewinne täglich mehr Muth und Seelenfrieden."

Im zehnten Monate seines Wittwerstandes verschlimmerte zu seinem wahren Kummer sich die Gesundheit seines Vaters täglich mehr. Wiederholt beklagte dieser, daß ihm vom Schicksale der gehoffte Trost versagt wäre, von einer Schwiegertochter gewartet und gepflegt zu werden.

Eugen, der beste Sohn, bot alle Kräfte auf, seinen Vater zu pflegen; aber die wachsame, erfindertsche, ausharrende, bis auf die kleinsten Einzelnheiten herab liebenswürdige Zärtlichkeit ist doch mehr das Erbtheil der Frauen, welche sich dem Hegen und Pflegen eines Kranken, der sie interessirt, ausschließend weihen. Der Präsident kam zuweilen auf diese Bemerkung, als wollte er seinem Sohne verbindet bedeuten, daß er zum Zweytenmale heirathen müchte; aber Eugens Gedanken nahmen damals eine ganz andre Richtung, und ihm schwebte Alles neu vor, was ihm Madeleine von Constanzens Aufopferungen für ihre Mutter während ihrer deyspielvollen Prüfungen erzählt hatte.

Als der Präsident sah, daß er mit seinem Sohne deutlicher reden müsse, um verstanden zu werden, lenkte er das Gespräch auf eine schöne und reiche Wittwe, die für Eugen Zuneigung fühlte, und nur darum nicht heirathen wollte, weil sie nicht seine Gattinn zu werden hoffen durfte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 26 Mai.

Eine Kriminal-Geschichte ist jetzt das Stadtgespräch. Am 19ten erhielt die zojährige Frau eines jüngern Klempners, welche in ihrer Wäscherinnen auf einem öffentlichen Markte saß, eine Suppe, anscheinend von einer Verwandtinn. Sie aß davon mit einer andern Frau, ihrem Töchterkinde. Die letztere verspürt bald eine ihr fremde und schmerzliche Empfindung, und bittet auf zu essen, indem sie die Vermuthung äußert die Suppe könne wol vergiftet seyn. „Z. nicht doch," sagt die Großmutter, und ißt ruhig fort, während jene nach Hause schleicht, und wie von einer Abneigung getrieben, eine Menge Milch zu sich nimmt, die bald eine wohlthätige Wirkung äußert. Unterdessen war die alte Frau in ihrer Bude gestorben, was ein gewaltiges Aufsehen erregte. Sie ward nach Haus gebracht, und bald darauf der Mann befragt: Ob er über die ungewöhnliche Verpflanzung seiner Mutterwaaren habe? Er gestand, mit einem Mädchen Umgang gehabt zu haben, welches 4 Jahre lang im seinem Hause diente, und da er ihr vielleicht nach dem Tode seiner Mutter die Ehe versprechen haben könne, so wäre es möglich, daß sie auf diese Weise ihre zum Ziele gelangen wollte, da zumal dies Mädchen, jetzt in einem andern Dienste, vor wenig Tagen zu ihm gesandt habe, indem ihre Herrschaft Klempners-Arbeit nöthig hätte. Er sey hingegangen, doch wäre nun von ganz andern Dingen die Rede gewesen. — Ein Polizey-Kommissarius nahm hierauf das Mädchen in Verhaft, und sie gab nach mancherley Drohungen an, daß sie eine Suppe geschickt habe, und blieb in mehrern Verhören, in welchen sie äußerst ängstlich war, bey gleicher Aussage, so, daß selbst erfahrne Juristen einen Zweifel mehr hegten über ihre Schuld; auch äußerte die Verhaftete im Gefängnisse mehrmals: sie würde wol sterben müssen. Plötzlich erschien die Frau eines Soldaten und erklärte den Gerichten, daß sie die Suppe gebracht, und von einer andern Frauzimmer auf einem bekannten Kaffehause diese, empfangen habe. Auf die Mutermaßung, daß die Beschuldigte sie leicht hätte können nach dem genannten Orte, und von dier weiter bringen lassen, erwiederte die Angebende: Nein, ich habe sie selbst kochen sehen. Hierauf wurde die bezeichnete Person festgenommen, und sie, die ebenfalls mit dem Klempner in Verbindungen lebte, gestand augenblicklich die Grenelthat, und die zuerst Verhaftete wurde für völlig unschuldig erkannt, indem nur die kaum erlaubten Drohungen des etwas inhumanen Polizey-Kommissärs sie vermocht hatten, Sachen zu gestehen, von denen sie nichts wußte. Besonders war sie mit einer eingebildeten Maschine, in welche sie gelegt und so lange geschlagen worden, bis sie gestände, geängstigt, und überdem ihr Verbrechen und ihre Strafe, auch ohne ihr Geständniß, schon für sie gewiß angenommen worden, daß sie sich dem Schicksale dingegeben glaubte.

Am 25ten gab man auf unsrer Bühne ein kleines Lustspiel: Wer sucht, findet auch was er nicht sucht. Der Titel war gut gewählt für die Zuschauer, denn diese hatten Unterhaltung gesucht und Langeweile gefunden. Der Stoff ist äußerst verbraucht und dabey so dürftig, daß ich es aufgeben muß, für Erzählung desselben die Kosten meines Parterre-Platzes an Honorar wieder zu empfangen. Es wurde sehr gut gespielt, aber auch dies hilft nicht, es ist vom Repertoir verschwunden. — Hr. Fischer ist als Don Juan aufgetreten, hat aber in dieser Rolle, wo seine brillanten Sangestalen sind, als Schauspieler bey weitem nicht den Beyfall des Hrn. Beschort, der ihn hier gibt. Dieser stellt ihn seiner dar, während jener ihn verfunstlicht und überall zu stark aufträgt. Das, was er gut, gab er indessen consequent. — Figaro wurde von Hrn. Mattausch gut gegeben; Eleonore und Bourgognino von Demoiſ. Schönfeld und Hrn. Medenstein leidlich; der Mohr von Hrn. Reinwald etwas schreyhter, denn er ist nicht für diese Rolle. Der Doge blieb nun aber in ein paar Scenen völlig aus, wodurch die übrigen Schauspieler in nicht geringe Verlegenheit kamen; auserdem wußte er noch von seiner Rolle nicht den dritten Theil so viel als der Souffleur. Dieser aber veranlaßte nun, damit er auch spielte, bey einem Akte das zu frühe Sinken des Vorhangs, wodurch wieder einige Auftritte verloren gingen, und zuletzt rief das Volk: Es lebe Pietro! so früh, daß wenn dieser nicht Fassung behalten hätte, der Vorhang vor dem Ende hätte fallen müssen. In unsrer Zeitung wird die Vorstellung im Vergleiche mit ehemals schlecht gefunden, aber — die Dekorationen sind viel besser als vor achtzehn Jahren! —

Am Sonntage erhob sich Hr. Reichardt, nachdem er vorher einige kleine Ballons und Figuren in die Luft gesandt hatte, in seinem 10000 Kubikfuß großen Ballon, erreichte angeblich eine Höhe von 14000 Fuß und senkte sich nach 1½ Stunden eine halbe Meile von Berlin, bey dem Louisenbade, nieder. Er flieg außerordentlich schön.

Nro. 146.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. Juni, 1810.

Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann.

v. Schiller.

An Wilhelmine v. Knebel in Dessau,

welche den Autor nach ihrer Bekanntschaft zu Wörlitz mit einem Gedichte beehrte.

Wie schön gelingt es Dir, das Flämmchen anzufachen,
Das im Verlöschen ist. — Du machst mich wieder jung
Und weckst in meiner Brust — welch glückliches Erwachen!
Die Wollust der Erinnerung.

Du mahlst mir jenen Tag, wo Wörlitz seine Reize
Mir vielfach öffnete und wo mein Auge Dich
Sah und verstand — den Tag, der meinem edeln Geize
Nach Harmonie zu schnell entwich.

Begeistert fassest Du dort jede große Scene
Der schöpferischen Natur, gleich unserm Matthisson;
Dort wird Euch jeder Bach ein Quell der Hippocrene,
Der kleinste Berg ein Helicon.

Die ganze Flur scheint Dir mit Edens Schmuck gesegnet,
Wenn Er, Apollens Freund, an Deiner Seite schwebt,
Sein Dir verwandtes Herz dem deinigen begegnet
Und Euch nur ein Gefühl belebt.

O daß das Schicksal mir den letzten Wunsch vergönne,
Der, kaum gedacht, schon mich mit seltner Kraft erfrischt,
Daß meines Lebens Oel in Eurem Kreis verrönne,
Bis daß sein Lämpchen ganz verlischt.

Indeß sey Dir gedankt, die an dem Elbgestade
Als deutsche Sappho mir ein Lied der Freundschaft sang;
Du rührst mein Herz — weit mehr, als die einst zu Leucade
Aus Liebe in die Fluthen sprang.

v. Thümmel.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

Eugen stellte sich, als misverstände er seinen Vater, und ging bestürzt hinweg, weil er nicht erwartet hatte, daß ihm ein neues Opfer seines Herzens würde angesonnen werden; aber der Präsident ließ mit Vorstellungen nicht ab. Endlich erklärte ihm Eugen, daß sein oft an den Tag gelegtes Verlangen, ihn mit Julien von Sade verlobt zu sehen, ihm ein quälender Gedanke, und er unaufhörlich zwischen dem Wunsche, seinem Vater Genüge zu thun, und der Furcht, sich auf sein ganzes Leben ins Unglück zu stürzen, getheilt sey. „Ich werde nie gegen Ihren Willen heirathen," schloß er mit bewegter Seele; „aber zwingen Sie mich wenigstens nicht, wider meine Neigung zu heirathen."

Der Präsident versprachs; aber unter dem Vorwande, daß seine schwankende Gesundheit noch einer Pflegerinn bedürfe, und daß Fr. v. Sade sich gefälligst dazu selbst erboten hätte, gab er seinem Sohne vielfache Gelegenheit, sich mit ihr zu unterhalten.

Monde schwanden vorüber, die Gesundheit des Präsidenten verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde, und immer ließ er den herzlichen Wunsch vorblicken, daß Eugen eine Schöne zur Gattinn wählen möchte, deren Sorge, Aufmerksamkeiten und Gesellschaft ihm dem Vater, auf gewisse Art nothwendig wäre. Eugen liebte seinen Vater zärtlich, glaubte aber nicht, daß er ein zweites Opfer zu bringen verpflichtet sey, wiewol ihm sein Herz sagte, daß, wenn er dazu sich entschlösse, er völlige Beruhi-

gung im Bewußtſeyn fühlen müßte, Alles gethan zu haben, was an ihm läge, um die letzten Tage ſeines Vaters zu beglücken.

„Ich muß Ihnen, Beſte," ſagte er eines Tages zu Julien, als ſie allein waren, „ich muß Ihnen mein Herz über eine Angelegenheit öffnen, die uns beyden gleich wichtig iſt. Mein Vater wünſcht außerordentlich, daß ich um die Ehre anhalte, Ihre Hand zu erhalten."

„So? Ihr Herr Vater wünſcht es, ſagen Sie?"

„Ja, mein Vater, und wenn Sie mit einem Theile meines Herzens zufrieden ſeyn wollen, o ein ich der Ihrige."

„Und was begannen Sie mit dem Theile Ihres Herzens, welchen Sie mir nicht anbieten? Iſt er Adelaiden ins Grab gefolgt?"

„Nein, Madame! Schon lange beſitzt ein anderes herrliches Weſen den größten Theil meines Herzens?"

„Wie? Vor Adelaiden."

„Vielleicht. Vor Ihr."

„Und dennoch war Jene glücklich mit Ihnen?"

„Ich hoffe, aber ſie konnte mir das Glück nicht ganz erwiedern, das ich ihr gewährte."

„Ich vermuthe, aus zu großer Liebe für Sie; aber ich z. B. liebe Sie nicht, oder wenigſtens nicht genug, um in alle ihre Bedenklichkeiten einzugehen, und ihn überzeugt, daß ich eben darum beſſer für Sie tauge.... Noch eine Frage, die ich zu leſen bitte: Iſt die Königinn Ihres Herzens ſchön? Ich meine, von ſehr auffallender Schönheit? Julie blickte bey dieſen Worten in den Spiegel, als wollte ſie ſagen: Was gilt die Wette, ich bin weit hübſcher.

„Sie hat nicht Ihren ſtralenden Reiz, ſagte Eugen, denn Kummer hat ihre Züge verdunkelt, und die Glut ihrer Blicke verbirgt; aber ich zweifle, ob ſie dabey verlor: denn ich wurde ſie nicht feuriger lieben, wenn ſie mehr Friſche und Lebendigkeit hätte. Ja, mich dünkt ſogar, ihre Liebenswürdigkeit müßte darunter leiden."

„Bravo! — Ganz die Phraſen eines entzückten Liebhabers! — Und wo athmet der Engel?"

„Ich weiß es nicht. Ich will Ihnen den Engel — ſie verdient dieſe Bezeichnung — nicht nennen; doch genug, wenn Sie wiſſen, daß ich als Julliens Gatte, jenes mir theure Mädchen nie mehr ſehen, und jedes, auch das entfernteſte Verhältniß mit ihr aufgeben würde. Ich that's ja für Adelaiden. Ich that es auch für Julien."

„Sie gehen noch weiter, wenn ich Sie beirathe," rief Julie ſpottend aber zuvorkommend, „nicht mehr von der weiland Geliebten zu reden, ſoll Sie kein Opfer, keinen Seufzer koſten. Nicht einmal ein leiſer Wunſch wird aufſteigen. Sie haben meinen Stolz aufgereizt, Eugen! Alles ſoll gethan werden, was Adelaide nicht vollführen konnte. Ich entreiße der geheimnißvollen Nebenbuhlerinn ganz die zauberiſche Macht über Ihr Herz. Ich darf erſt in ſechs Monaten die Trauerkleider ablegen; dann bin ich die Ihre, wenn Sie anders bis dahin meiner nicht überdrüßig ſind."

Julie reichte bey dieſen Worten ihm die Rechte zum Küſſen. Eugen zog ſich ritterlich gelaſſen zurück. Julliens Scherz und Ruhe übertrafen ſeine Erwartung, und ſein übervolles Herz ließ ihm keine Worte zu.

Der Vater, von ſeinem Geſpräche unterrichtet, ehrte häufte ihn mit Liebkoſungen und Dankbezeigungen, nannte ihn ſeinen Troſt, ſeinen trefflichen Sohn, ſeinen Retter, und ſchwur, daß Eugens neues Opfer ihm die letzten Tage verſüßen, verherrlichen, ja ſein Leben gewiß ſtärken und verlängern würde.

Aber mein Leben abkürzen! dachte tiefer aufathmend Eugen, eilte vom Vater zu Madeleine, und bat ſie mit Thränen im Auge, ihm alles zu ſagen, was ſie von Conſtanzen wüßte. „Sechs Monde lang muß ich unaufhörlich von dem Engel mit mir reden; denn nach dieſem Zeitpunkte bin ich vermählt, und jene Geſpräche kommen nie wieder."

Madeleine weinte, vernahm ſehr ungern, daß er mit Julien von Sade ſich verbinden wolle, bat, ihm nicht, warum die Braut ihr zuwider ſey, und ließ wider ihren Willen die Hoffnung durchblicken, die geheime Morgen in ihrem Herzen gefaßt hatte, die beyden ſich liebenden und ihr auf der ganzen Erde liebſten Weſen noch vereint und glücklich zu ſehen.

Indeſſen hatte Conſtanze Paris und ſpäterhin Frankreich aus folgenden Gründen verlaſſen. Kaum hatte ſie von einem ihrer Verwandten ein Legat erhalten, als ſie in einer holländiſchen Zeitung den Artikel las: „Ein Verbrecher, der unlängſt in Rotterdam hingerichtet wurde, geſtand im Augenblicke des Hinſinnens noch, daß er beym Grafen v. Montgommery den Oledſtahl begangen hätte, wegen deſſen der Marquis Anglade zur Galeere verurtheilt worden ſey." Conſtanze zögerte nicht, die Reiſe nach Holland anzutreten. Ihre ſchmerzliche Ungeduld, ihre Beklommenheit war doch mit der ſüßen Hoffnung vermiſcht, das fürchterliche Geheimniß enthüllt, die auf ihr laſtende Schande weggewälzt zu ſehen.

Zu Rotterdam erfuhr ſie mit Schrecken, daß jener Artikel auf keine Thatſache gegründet ſey. Zu ihrem Troſte erhielt ſie unter der Adreſſe, welche ſie in Paris zurückgelaſſen hatte, ein anonymes Schreiben, das ihr Kunde gab, der Briefſteller habe vor ſeinem Eintritt in's Kloſter des heil. Bernhard ſich einer drückenden Gewiſſensſchuld noch entledigen, und, wie andre Perſonen, vorzüglich ſie mit der Entdeckung erfreuen wollen, daß ihr Vater, der Marquis Anglade, unſchuldig ſeo zur Galeere verurtheilt worden, und daß die Edikter Beleſtre und Gagnard beyſen beyde von Mans gebürtig, und jener ein Bedgärber, dieſer ein Kapellan des Grafen Montgommery ſey.

Der Ungenannte verwies noch auf eine gewiſſe de la Combe, die hierüber genugthuende Erläuterung geben

könne. Nun war Constanzens eilige Rückreise nach Paris entschieden. Ihr Erstes war, den Schuldigen gerichtlich nachspuren zu lassen. Sie übertrug dies geschickten Sachwaltern, und begab sich in's Bernhardiner-Kloster. Umsonst. Niemand hatte sich um Aufnahme gemeldet. Vor Ermattung von der Flugreise, vor Kummer wegen getäuschter Hoffnungen wurde sie krank.

Sie hatte Madeleinen nichts von der erhaltenen Anzeige entdeckt, aus Furcht, Eugen möchte darauf neue Plane bauen und seines Vaters Wunsch nicht entsprechen. Ihre Agenten spürten indessen aus, daß Belestre der abgefeimteste Bösewicht sey, daß er Mans heimlich verlassen mußte, weil er in einen Meuchelmord verwickelt war, daß er dennoch immer in unmittelbarem Bunde mit seinem Landsmanne Gagnard stand, daß er plötzlich von Armuth zum Reichthum übergegangen sey, und endlich, daß er in der Nähe von Mans ein Gut fur zehntausend Franken gekauft habe.

Nach weitern Entdeckungen war Gagnard, der Sohn des Kerkermeisters zu Mans, in sehr armseligen Umständen nach Paris gekommen, für den geistlichen Stand unentgeltlich erzogen, und dann vom Grafen Montgommery aus Mitleiden zum Haus-Kapellan angenommen worden. Von seinem Gehalte konnte er sich unmöglich bereichern und doch lebte er, als er die gräflichen Dienste verließ, sehr bequem und wohlhabend, ja mit einer Art von Luxus.

Wären alle diese Notizen früher gesammelt gewesen, so hätten sie zur Entdeckung der beyden Bösewichte führen können, und hingereicht, das Leben des unglücklichen Anglade zu retten. Constanze fand bey ihrer Zurückkunft auch die Stimmung des Publikum in Hinsicht auf ihre Aeltern ganz umgewandelt. Freunde und alte Bekannte ihres Vaters, selbst Unbekannte sahen mit Ungeduld der Endeckung der wahren Verbrecher entgegen, um dem Namen der holden Constanze den allgemeinen achtungswerthen Ruf wieder zu verschaffen, den ihre Lage, ihr Benehmen, ihre Vorzüge längst verdienten.

Sie schrieb damals an Madeleine: „O meine Freundinn, meine Trösterinn, meine zweyte Mutter, ich kehre voll aufheiternder Hoffnung zu Ihnen zurück. Jeder Augenblick wirft ein neues günstigeres Licht auf die Unschuld meiner Aeltern. Das Schwert der Gerechtigkeit schwebt über den Häuptern der Schuldigen, und die Ehre ihrer Schlachtopfer muß bald von allen Flecken reingewaschen seyn. Ist dies Werk vollbracht, so hat genug gelebt

Ihre Constanze."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine neue Erfindung.

Der Buchhändler Hinrichs in Leipzig läßt jetzt verschiedene sehr sauber gearbeitete Post- und Reisecharten auf feinen Mousselin drucken. Die Proben dieses Drucks sind vortrefflich ausgefallen, und finden bey Allen Beyfall, welche gern dergleichen Wegweiser bey sich führen. Sie haben den Vorzug, daß sie sich in dem allerkleinsten Raume fortbringen, und gleich anderer Wäsche reinigen lassen. Er hat auch Farben erhalten, womit jene Charten illuminirt werden können, und deren Dauer im Waschen gleichfalls erprobt seyn soll. Man darf wol hoffen, daß eine so nutzliche Erfindung nicht unbemerkt und unbelohnt bleiben wird.

Notiz.

Hr. Bertin zu Paris hat kürzlich les Curiosités de la litterature, nach dem Englischen, in zwey Bändchen herausgegeben. Im Grunde ist das Meiste nur Compilation, aber doch belustigend und belehrend. Dies litterarische Allerley enthält biographische, schön-wissenschaftliche, geographische, historische, moralische Merkwurdigkeiten und Anekdoten. Berichtigungen, Erläuterungen, satyrische Ausfälle, Regeln für Kritiker, und angegriffene Schriftsteller, Notizen von berühmten Männern, u. s. w. Zur Probe geben wir Auszüge aus dem Kapitel des poëtes, des philosophes et des artistes formés par le hasard.

Gibbon saß im J. 1764 unter den Ruinen des Kapitols, wahrend die Karmeliter die Vesper im Tempel Jupiters sangen, und dort kam zum Erstenmale der Gedanke in seine Seele, den Verfall und Fall dieser Stadt zu schreiben.

Mallebranche, der nur Philosophie und Theologie studirte, um sich für einen geistlichen Orden zu bilden, fand in einem Buchladen ein Buch, l'ame des Descartes, blätterte darin, nahm es mit, durchlas es, und wurde so zu den tiefen Betrachtungen und jenen physischen, moralischen und metaphysischen Abhandlungen veranlaßt, die ihn zum Plato seines Jahrhunderts erhoben.

Cowley nel in fruher Jugend Spencers Feenkönigiun in die Hinde; er ward vom Inhalte begeistert und weihte sich den Musen.

Wir danken Pope's Mißgestalt die unnachahmlichen Schönheiten seiner Gedichte.

Eine Schrift Richardsons weckte Johnsons Talente.

Vaucanson begleitete seine Mutter zu ihrem Gewissensrathe. Sie vergoß Thränen der Reue, ihr Sohn langweilte. In diesem Zustande der Unthätigkeit beschäftigte die gleichförmige Bewegung einer Pendeluhr seinen Geist. Er näherte sich, untersuchte, und errieth, was er nicht sehen konnte. Bald gelang seinem Genie ein ähnliches Kunstwerk. Vom glücklichen Erfolg ermuntert schritt er immer vorwärts, und schuf endlich sein berühmtes Automat, den Flötenspieler.

Wie der Zufall Milton und Shakespear auf die Bahn der Unsterblichkeit hinwies, ist bekannt.

Der junge Moliere, der oft in's Schauspielhaus kam, führte ein reuelloses Leben. Sein Vater fragte ihn ob er nicht Lust hätte, Acteur zu werden. Wollte Gott, rief sein Großvater aus, er würde ein so guter Komediant als Montrose. Diese Worte thaten große Wirkung. Moliere sagte der Tapezier-Profession ab, und so gewann Frankreich einen besten Komiker.

Corneille wurde verliebt, besang seine Huldinn dichtete Mélite, und schrieb dann seine vortrefflichen Trauer-

spiele. Ohne jene zärtliche Neigung wäre der bescheidene Corneille Advokat geblieben.

So dankt Europa der Frömmigkeit einer Mutter, dem Tode Cromwell's, der Wilderey, dem Ausrufe eines Greisen, und einer Schönen fünf rühmlich ausgezeichnete Karaktere.

Was dem unsterblichen Newton der Fall eines Apfels offenbarte, wissen wir.

Ignaz Loyola, ein spanischer Edelmann und Offizier, wurde bey der Belagerung von Pampeluna verwundet. Seine Phantasie erhitzte sich, als er während seiner Krankheit das Leben der Heiligen las; er wollte vorerst einen Roman schreiben, beschloß aber zuletzt der Stifter eines religiösen Ordens zu werden, und ward's. Wer kennt nicht die Jesuiten?

J. J. Rousseaus entschiedene Neigung für das Sonderbare erwachte über einer gelehrten Frage der Akademie von Dijon im nämlichen Jahre, da seine berühmte Deklamation wider die Künste und Wissenschaften erschien.

La Fontaine, 22 Jahre alt, noch für kein Fach entschieden, hörte von ungefähr ein Gedicht Malherbe's deklamiren, gewann ihn lieb, kaufte ihn, lernte ihn auswendig recitirte die schönsten Stellen dem Echo der Wälder, und — dichtete selbst.

Flamsteed lag krank darnieder, fand zufällig Sacro Boscos Buch über die Sphäre, und ward Astronom. So hatten Defoes Essais sur les projets auch den wichtigsten Einfluß auf Franklins Leben, und Willoughby's Werk über die Vögel Pennant zum Studium der Naturgeschichte verleitet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, 29 Mai.

Mad. Hendel ist von einer ernsthaften Krankheit noch nicht ganz genesen, und die zurückgebliebene Schwäche läßt besorgen, daß sie in keiner der großen und angreifenden Rollen, als Phädra, Oktavia u. s. w. noch auftreten wird. Bey den gespannten Erwartungen von ihren pantomimischen Vorstellungen würden wir bedauern, auch vielleicht diese uns entzogen zu sehen, da sie wol gewiß noch angreifender als jene seyn mögen. Einen nur leidigen Ersatz für die unterbrochnen dramatischen Erscheinungen geben jetzt die anatomischen Demonstrationen und Secir-Künste, womit man sich in öffentlichen Blättern an ihren Rollen übt, und uns mit diesen mycologischen Sektionen sekkirt. Von einer andern Seite sind die vorläufigen Urtheile sonderbar merkwürdig, welche man über die uns vielleicht noch bevorstehenden Attitüden sich vorspiegelt, ohne sich freylich einen anschaulichen Begriff davon voraus machen zu können. Mystische, wol gar nekromantische Ideen mischen sich hinein, indem man die Eindrücke, welche diese räthselhaften Unterhaltungen mit gleichsam unsichtbaren Wesen zurücklassen, sich kaum anders zu erklären weiß, als die Eindrücke von Traumgestalten aus der Unterwelt: und freylich ists wahr, daß diese bezauberten still vorüberschwebenden Gebilde der Vorzeit sonderbar erschütternde Wirkungen auf das Gemüth hervorbringen, keinen andern vergleichbar, welche durch die Künste der Mahlerey, Plastik und der Bühne hervorgebracht werden. Andre werfen sich mit Recht die Frage auf: wie die Künstlerinn bey diesen öffentlichen Expositionen dem Zuschauer eine gewisse geistige Absponnung und Ermüdung ersparen kann, welche Folge der lange gespannten Aufmerksamkeit und der Enträthselung ihrer Vorstellungen und diesen ungünstig seyn muß, wenn die stundenlange Folgereihe diesen sich auseinander entwickelnden Gestalten nicht durch irgend einen Wechsel zur Erholung unterbrochen wird? Im Privatcirkel und Zimmer fällt freylich die große Wirkung, welche eine eigens eingerichtete Tribune, worauf die Künstlerinn, von oben herab stark beleuchtet, vor einem dunkelfarbig gehaltnen Hintergrunde hervortritt, machen muß, hinweg; übrigens aber müssen da, gerade durch die Unterbrechungen, aus obiger Ursache die Darstellungen gewinnen. So erinnern sich die Wenigen, welche einst die herrliche Hamilton hier in einem kleinen gesellschaftlichen Cirkel in ihren Attitüden sahen, und Theil nahmen an ihrer geistvollen Unterhaltung, womit jene abwechselten und aus diesen wieder hervorgingen, der wohlthätigen, bald erhebenden, bald erschütternden, bald sanftrührenden Gefühle, welche die Gestalten einer Agrippina des Germanicus, einer Niobe, Kleopatra, Iphigenia u. a. hervorriefen, mit hohem Wohlgefallen.

In dem Zwischenraume, der durch Mad. Hendels unterbrochenen Vorstellungen entstanden ist, kündigte Mad. Bürger die Vorstellung der Klara von Montalban mit empfehlenden Worten an, und gab sie, unter geringem Zulaufe, von den Schauspielern aus Altona unterstützt, auf der hiesigen französischen Bühne, da ihr die deutsche, seit ihrer ersten Rolle als Klara v. Hoheneichen, nicht mehr offen steht. Jene Klara ist ihr eignes Geschöpf, aus einer gräßlichen Erzählung der Frau v. Genlis geschnitzt, aber nicht viel mehr als ein noch ungemodelter Klotz geblieben, aus welchem vielleicht erst unter einer gewandtern Hand ein Merkur hervorgehen dürfte. Zu dem wenigen Glücke, welches das Stück hier machte, trug die sehr mittelmäßige Vorstellung auch das Ihrige bey; indeß hatte die Verfasserinn als Klara einige gelungene Momente.

Straßburg, 7 Juni.

Im Aktensaale des hiesigen kaiserl. Lyceum hielt heute Morgen der Lehrer der Redekunst bey dieser Anstalt, Hr. Hullin (zugleich Lehrer der franz. Literatur bey der Faculté des lettres) die lateinische Rede zur Heirathsfeyer des kaiserl. Ehepaars, in Gegenwart der öffentlichen Gewalten, der vereinigten Fakultäten der kaiserl. Akademie und gesammter Lehrer und Zöglinge des Lyceum. Die Mitglieder der Faculté des sciences und des lettres, die unlängst installirt worden und in Aktivität getreten sind, erschienen hier zum Erstenmale in ihrem großen Kostume (weite dichtseidene Schleppröcke, deren Mantel und Aermel, bey ersterer Amaranth, bey der zweyten pomeranzengelb, der Obertheil der Togues von gleicher Farbe). — Die Rede zeichnete sich durch mehrere gerathene Stellen aus. — Bekanntlich wird auf Veranstaltung des Großmeisters der k. Universität an eben dem Tage (dem ersten Donnerstag des Monats) durch die Professoren der Redekunst aller Lyceen des Reichs eine solche lateinische Rede über denselben Gegenstand gehalten, und dann die Ausarbeitung eines jeden dem Großmeister überschickt; dem Verfasser der für die besten erachteten ist eine Prämie von 2400 Franken ausgesetzt.

Gestern war der persische Gesandte Akerkhan, mit dem sämmtlichen Gesandtschafts-Personale, wol aus vierzig Individuen bestehend, von Paris hier angekommen, und im Gasthofe zum Geist abgestiegen. — So wie bey der ersten Durchreise zogen die fremden Gäste beständig eine Menge Neugieriger herbey. — Man bemerkte, daß die Perser sich seitdem in mehrere abendländische Sitten zu finden gewußt haben, z. B. bey Tische auf Stühlen saßen, sich der Messer und Gabeln bedienten, auf europäische Weise zugerichtete Speisen und geistige Getränke mancher Art in ziemlicher Menge (zum Triumphe des Brownischen Systems über Mahomets Befehle) genossen. — Einige der jüngern hatten sich die französische Sprache zu eigen gemacht. — Heute Nachmittag erfolgte die Abreise.

Nro. 147.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Juni, 1810.

— Er, sich selber getreu, ob auch Verkennende
Dort anringen und dort, Er, in Athenes Huth,
Strebt nach Ehre des Vaterlands.

Voß.

Ein Wort über Vogler.

Es ist ein anerkanntes Schicksal großer Männer, sich bey ihren Lebzeiten verkannt zu sehen, wo möglich Hungers zu sterben, und nach dem Tode von hungrigen Verlegern zum Himmel erhoben zu werden; denn der Mensch verlangt nie nach dem ihm zunächst liegenden, sondern nur das Verlorne hat ihm Werth.

So wird es auch der Welt mit Vogler gehen. Ein Theil staunt ihn an, weil er seinen Geist nicht zu ergründen wagt; der andere schreit und schimpft, weil er ihn nicht verstehen kann, und sich durch ihn seine neuen Ansichten vom Monopol des unfehlbaren Kontrapunkts, und General-Baß-Schiendrians verdrängt und zurechtgewiesen sieht.

Vogler, welcher der erste ist, der in der Musik rein systematisch zu Werke geht, ist freylich dadurch in vielem von den Ansichten anderer großer Männer verschieden. Sein System ist allerdings noch nicht in der faßlichsten Form dargestellt: aber gibt sich denn einer von allen den Herren Rezensenten die Mühe, es kennen zu lernen? oder fragt bescheiden bey dem Verfasser an, der in Hinsicht der Bereitwilligkeit, seine Erfahrung und sein Wissen andern mitzutheilen, sich als wahren großen Mann, der nur um der Kunst willen und für die Welt arbeitet, beurkundet? — Nein! man überliest so etwas flüchtig, findet ein Paar seltsam scheinende Ausdrücke ꝛc. und um sich witzig zu zeigen, oder ein Bonmot zu placiren, schreibt man Rezensionen, hebt, um die Lacher auf seiner Seite zu haben, irgend eine ins Lächerliche zu drehende Seite heraus (und welches selbst anerkannt vollendete Werk hätte nicht diese), und so bleibt wie gesagt dem Verfasser nichts übrig, als sich mit seinem seligen Ende zu trösten.

Durch alles Schreyen haben die Herren es endlich beynahe dahin gebracht, daß ein großer Theil der Kunstfreunde in Vogler blos den gelehrten, ja beynahe barocken und ganz trocknen Komponisten sieht. Und wie Unrecht geschieht ihm da; wie fließend sind alle seine Melodien, und wie erhebt er das unbedeutendstscheinende Thema durch seine himmlische Ausführung und Behandlung.

Der größte Beweis ist sein neuestes größeres Werk, welches Ref. durch einen glücklichen Zufall ihm abzulauschen im Stande war — nämlich sein für ihn selbst komponirtes Requiem. Hier ist alles vereint, was die Kunst und das Künstliche in allen seinen Formen darbietet, und dies mit so großem Genius, Geschmack und wahrhafter Kunst behandelt, daß man sie darüber vergißt und rein vom Gefühl angesprochen wird.

Ref. hörte, daß bey des großen Haydns Tode Vogler den Urzweck seiner Arbeit vergaß, und das Requiem zu des von ihm Hochverehrten Todtenfeyer in Wien hätte aufführen wollen; aber leider hinderte die kriegerische Zeit die Ausführung des edeln Gedankens, und da Vogler dann in Frankfurt es als Gedächtnißfeyer aufführen wollte, fühlte er sich auch davon durch bedeutende Hindernisse abgehalten. Wenn es dem Himmel einmal gefiele, einen Verleger zu erschaffen, der nur nicht allen Vortheil allein für sich behalten wollte, so könnte man vielleicht hoffen, mehr von den

Werken Voglers verbreitet zu sehen. So aber fühlt er sich nicht gedrungen, sich der Welt aufzudringen, und wie viel Genuß und Belehrung geht dadurch dem ganzen Wesen der Kunst und ihren Freunden verloren; denn Jeder spricht zwar mit Achtung den Namen Vogler aus, aber gleichsam nur aus Tradition, weil man entweder gar nichts, oder nur seine frühesten Kompositionen von ihm kennt.

Die philosophische Ruhe, in welcher er gegenwärtig in äußerst achtungswerthen Verhältnissen als geistlicher geheimer Rath und Großkreuz des Hessischen Ludwig-Verdienst-Ordens bey Sr. königl. Hoheit dem Großherzog von Hessen in Darmstadt lebt, läßt viel noch von seinem stets regen thätigen Geiste hoffen, und möchte doch bald jeder Kunstjünger sich des Genusses erfreuen, den Ref. bey den Werken Voglers empfindet, und bey denen Jeder, der Gefühl, und nur wenigstens keine schiefe Ansichten hat, sich von den reinsten himmlischen Empfindungen, die uns Musik gewähren kann, erfüllt fühlen wird.

Melos.

Liebe und Pflicht.

(Fortsetzung.)

Indeß lagen doch keine genügende Beweise vor, um Belestre und Gagnard einzukerkern; aber sie standen unter polizeylicher Aufsicht. Beynahe zu gleicher Zeit wurden beyde, Gagnard wegen Theilnahme an einer Schlägerey, welche den Tod eines Menschen zur Folge hatte, und Belestre wegen Diebstahls in's Gefängniß geworfen. Beyde wurden auch über den am Grafen Montgommery verübten Diebstahl befragt, und antworteten so künstlich ausweichend und verworren, daß der Verdacht gegen sie wuchs.

Eugen befand sich damals gerade Morgens bey seinem Vater, als diesem ein Brief zukam von Constanzens Hand, folgenden Inhalts:

„Mein Herr! Ich erhielt von Ihrem Herrn Sohne das beygeschlossene Schreiben. Ich bitte sehr, daß Sie gefällig bestimmen, was ich antworten soll. Sie dürfen versichert seyn, daß ich im vorliegenden Falle keinen andern Willen habe, als den Ihrigen. Constanze Anglade."

„Ach! Hieran erkenn' ich sie! rief Eugen mit freudigstolzer Empfindung, und sein Vater las gerührt:

„Constanze! Zu einer Zeit wo nur ich allein mit Ihnen an die Unschuld Ihrer Aeltern glaubte, hofften wir beyde auf den Augenblick, der unsern Glauben öffentlich rechtfertigen sollte. Ich fragte Sie damals: Würden Sie dann mich Ihres Vertrauens und des eben so süßen als ehrenvollen Auftrags würdigen, die Unschuld Ihres Vaters darzuthun?"

„Der Augenblick ist gekommen, und ich erinnere Sie nun an Ihre damalige Zusage der Einwilligung. Wohl können Sie an meinem Talent zweifeln, aber das innigste Interesse, das Ihre große Angelegenheit mir einflößt, wird meinen Muth erheben, mich zum Redner begeistern, und mir Sieg verleihen. Eugen des Essarts."

„Mein lieber Eugen!" sagte der Präsident; Constanzens edles Benehmen hat ganz zu ihrem Vortheile auf mich eingewirkt, und wenn ich voraus wüßte, daß du nicht mehr seyn wolltest, als ihr Advokat . . .

„Bey'm Himmel, mein Vater!" fiel Eugen dem Zweifelnden muthig und fest in die Rede; „ich werde nur seyn, was ich zu seyn Ihnen verspreche."

Der Präsident fühlte den stillen Vorwurf, und antwortete Constanzen, wie folgt:

„Ich selbst, Mademoiselle, bitte Sie, meinem Sohne das ehrenvolle Amt, die Vertheidigung Ihrer unglücklichen Aeltern zu übernehmen, gütig anzuvertrauen. Kann ich Ihnen in Ihrer Angelegenheit vermöge meiner langen Erfahrung von einigem Nutzen seyn, so gebieten sie über mich. Meine Meinung hat sich vollkommen geändert, ich bin überzeugt, daß Ihre Aeltern schuldlos starben; denn es scheint mir unmöglich, daß eine Person, welche durch ihre Handlungen und Ihr Herz der Schmuck des weiblichen Geschlechtes ist, nicht von den verehrungswürdigsten Aeltern erzogen seyn soll."

„O mein Vater! mein Vater!" rief Eugen, und umarmte seinen Vater mit Inbrunst; „wie glücklich wird Constanze seyn, wenn Sie Ihren Brief liest!"

Constanzen entlockte dies Zeugniß der Hochachtung von einem Manne, der ehemals so entschieden wider sie eingenommen war, wohlthätige Freudenthränen, und sie schrieb an Eugen, daß sie mit wahrem Danke seine Rathschläge in dieser wichtigen Angelegenheit befolgen würde.

Am folgenden Morgen säumte sie nicht, zum Präsidenten zu gehen. Sie wurde in einen Saal gewiesen, wo sie einige Augenblicke wartete, und sahe auf einem Nebentische ein Miniaturbild Eugens, und eine seiner Haarlocken. Mit Seufzen dachte sie: Nicht für dich bestimmt! Für — eine Andre! — In einer Bewegung, deren sie nicht Meister werden konnte, flog sein Bild an ihre Lippen, und ward an Ihr Herz gedrückt. Bei'm Eintreten bemerkte der Präsident ihre Aufwallung, und ahnte mit dem ersten Blick auf Eugens Porträt die Ursache.

Er hatte Constanzen nur einmal gesehen, am Tage nur, als er sie bey Madeleine überraschte, und wie gesehen? Bleich, leidend, vom langen Kummer abgezehrt, und schimpflich erniedert durch Wahrscheinlichkeiten, die wider sie zeugten. Jetzt fand er sie ganz anders. Ihre Schönheit, ihr Anstand, ihre Würde, ihr seelenvoller Blick bezauberten ihn. Nach den ersten Höflichkeiten wurde der Präsident wegen eines Eilgeschäfts abgerufen. Er bat Constanzen, sich auf Augenblicke entfernen zu dürfen. Sie nützte die günstige Zeit, und betrachtete wieder Eugens Bild. Der Präsident beobachtete sie hinter'm Vorhange einer Glas-

thür. Er sah, wie sie einen kleinen Theil der Haarlocke ablöste und in ihren Busen verbarg.

„Arme Constanze!“ sprach er tiefererschüttert zu sich; „welche Aufopferung, welcher Muth bey so zarter Anhänglichkeit!“

Die Conferenz machte auf Jedes den vortheilhaftesten Eindruck, aber der Präsident fing nun im Ernste zu fürchten an, die magische Gewalt einer so vollkommenen Schönheit, im Vereine mit so vielen Tugenden, möchte seinen Sohn auf eine unwiderstehliche Art fesseln. Er fürchtete dies um so mehr, als er Zeuge ihres Wiedersehens bey der ersten Consultation war.

Eugen, der alles meiden wollte, was seinen Vater von neuem beunruhigen könnte, hatte ein schickliches Kompliment für die Anrede ausgedacht, und Constanzens fester Entschluß blieb es, ihn mit Zurückhaltung und Würde zu empfangen.

Aber das Herz unterwirft sich nicht immer den Vorschriften der Klugheit. Sich wiedersehen, und ihres Vorsatzes vergessen, war Eins. Eugen fand keine Worte für sein nahes und doch so fernes Glück; zitternd ergriff er ihre Hand, drückte sie zärtlich an seine Lippen, und sie stammelte mit nassen Augen ein Kompliment über das Vergnügen ihn wieder in Paris zu treffen. Sie hatte ganz vergessen, daß nicht er, sondern sie von Paris abgereist war. Eugen zeigte, wie sich leicht denken läßt, wenig Geistesgegenwart in der Consultation, und der Präsident fing schon an zu bereuen, daß er dies neue Verhältniß angeknüpft hätte. Eugen gestand sich selbst nach einigen Sitzungen, daß seine Verpflichtungen gegen Julie von Sade mit den häufigen Anlässen nicht wol vereinbar seyen, die ihm täglich interessantere Constanze zu sprechen. Voll redlicher Sorgfalt für sich und seinen Vater bat er seinen Freund, den jungen Parlamentsrath Coulanges, immer mit Mlle. Anglade das Nöthige zu verabreden, und dann mit ihm gemeinschaftlich auf den Zweck hin zu arbeiten.

Ein neues ihm ganz fremdes Gefühl belehrte ihn bald von einer zweyten Gefahr. Er konnte gewisser eifersüchtiger Regungen nicht mächtig werden, als er in Coulanges Bewunderung und Entzücken über Constanzens Reize Tugenden und Benehmen das Wachsthum eines zarten Interesse für die holdselige Clientinn zu bemerken glaubte.

Endlich erschien der zum Aburtheln dieses wichtigen Rechtshandels bestimmte Tag. Constanze betete, weinte, hoffte, jauchzte. Ganz Paris war gespannt auf die Entscheidung.

Unvermuthet, ungerufen stellte sich ein Zeuge vor Gericht, Abbé de Font-Pierre, ein Mann, der vormals zu der Diebsbande gehörte, von welcher auch Belestre Mitglied war, und nannte sich als Verfasser der anonymen Briefe an Constanzen und andre Personen, die er alle nur in der Absicht schrieb, die Entdeckung der wahren Verbrecher zu sichern. Auch die Gräfinn Montgommery erhielt ein Schreiben dieser Art, und verschwieg's unedel. Dieser Zeuge beschwur eidlich, daß Belestre von den Schlüssein des Grafen Abdrücke in Wachs erhielt, mit Hülfe derselben, gerade zu der Zeit, als Montgommery und Anglade (dieser hatte in der Lotterie gewonnen und verschwieg's) beyde von einem und demselben Banquier Zahlungen in Gold, besonders in neuen schöngeänderten Louisdoren und mehrern Pistolen, empfingen, sich falsche Schlüssel machen ließ, und nur jene fünf Goldsäckchen sammt den neuen Louisdoren verwendete, um den Verdacht auf Anglade zu wälzen. Er beschwur eidlich, um die Zeit des über Anglade ausgesprochenen Strafurtheils in einer Kammer, die an ein Zimmerchen stieß, wo Gagnard und Belestre zechten, Details von dem Diebstahle, den sie in der Wohnung des Grafen verübt hätten, gehört zu haben. Gagnard äußerte doch einiges Mitleiden über Anglades Schicksal, aber Belestre scherzte nur darüber.

Frau de la Combe, die im anonymen Briefe als ein Zeuge von Wichtigkeit aufgeführt wurde, gab sogleich an, das Belestre ihr ein prächtiges Halsband von Perlen, und eine starke Summe Gold gezeigt, und auf ihre Frage, wie er zu dergleichen Kostbarkeiten gekommen sey, geantwortet hätte: „Durch glückliches Spiel.“

Man fand in Belestres Tasche den in die holländische Zeitung eingerückten Artikel im Concepte (er hatte durch jene schlaue Lüge alle weitere Untersuchungen niederschlagen wollen), und einen Brief von Gagnard, in welchem dieser ihn von der Wirkung der anonymen Briefe in Paris in Kenntniß setzt, und warnend auffrut, ein Mittel zu erfinden, um sich den Abbé Font-Pierre vom Halse zu schaffen.

Durch zwey oder drey andere Zeugen gewannen die angegebenen gravirenden Anzeigen die volle Beweiskraft. Die beyden Bösewichte wurden zum Tode verurtheilt, und zuvor noch auf die Tortur gebracht, um die Mitschuldigen anzugeben. Gagnard bekannte alles, bis auf die kleinsten Umstände. (Der Beschluß folgt.)

Kunst-Notizen.

In einem Aufsatze: „Lasset die Kindlein zu mir kommen.“ (s. Mgbl. vom 30ten April d. J.), worin Hr. Hofr. Böttiger dieses schöne gehaltreiche Wort sehr edel paraphrasirt, erwähnt er auch des Gemähldes von Wilhelm Tischbein, das diesen interessanten Zug aus der heiligen Geschichte darstellt, und fragt nach dem Schicksale dieses Bildes. Schon einmal ist in diesen Blättern in den Hamburgischen Notizen, des 72 oder 73ten Stückes v. J. 1808, darüber etwas gesagt worden. Dieses treffliche Produkt deutscher Art und Kunst verdient noch einige nähere Bemerkungen. — Es war nicht, wie Hr. B. meint, für den Herzog von Oldenburg bestimmt, sondern die Bestellung der Vorsteher der Ansgarii-Kirche in Bremen für den neuen Altar derselben, wo es auch seit länger als einem Jahre aufgestellt ist. In Kurzem wird ein Kupferstich in punk-

tirter Manier von einem Kupferstecher in Bremen, Namens Flugfelder, davon erscheinen; wir haben aber Ursache, zu besorgen, daß diese Nachbildung tief unter dem Urbilde bleiben wird, da die Probearbeiten dieses Mannes nicht viel zu versprechen scheinen. Wenigstens aber wird es doch eine Idee des Ganzen der Komposition geben. —

Tischbein ward durch den aufgegebenen Raum der schmalen Stelle des Altars der Bremer Kirche, wohin es bestimmt war, sehr beschränkt, um einen Gegenstand von diesem Umfange ganz glücklich darzustellen. Daher erscheinen die vielen Figuren des Gemähldes zu gedrängt und gehäuft: Christus, mehrere Jünger und viele Mutter mit ihren dargebrachten Kindern, um so mehr, da der dargestellte Moment der sich herzudrängenden Weiber und Kinder, der Apostel, welche sie abhalten wollen, u. s. w., Leben und Bewegung mit sich bringt. Sehr glücklich gedacht und vollendet ist übrigens die Darstellung selbst; beredt ist der Ausdruck der verschiedenen Figuren und ihr Karakter. —

Zu den idealisirten Köpfen und Körperformen mehrerer Weiber, besonders aber der Kinder, haben sich Tischbein verschiedene schöne Frauen und Kinder in Hamburg zu Modellen gestellt, und zu den Aposteln schwebten ihm manche Raphaelische Erinnerungen vor, oder dem dienten hiezu plastische Köpfe griechischer Philosophen und Dichter; so nahm er einen dieser Köpfe nach der trefflichen Büste Anakreons, in O. Meyers Sammlung. In dem Ausdrucke des sonst schönen Christuskopfs, der nur der des unwilligen Ernstes gegen die die Kinder zurückweisenden Jünger ist, wünscht man mehr den der innigen Milde für die Unschuldigen, denen er das Reich der Himmel verspricht, gemischt zu sehen.

Ansprechend schön ist der mütterliche Ausdruck eines Weibes, die sich nicht von den Aposteln abweisen ließ, sondern mit Anstrengung sich durchgedrängt, und ihr Neugebornes, den himmlischen Segen erbittend, auf den Schoos Jesus — wie hingepflanzt hat. In zwey andern erwachsnen Kindern, die vor seinen Knieen stehen, spricht sich der resignirte Karakter des Mädchens, und der der Kühnheit des Knabens glücklich aus. — Gerade durch den vorhin bemerkten engen Raum, wofür Tischbein dieses Bild mahlen mußte, ist er bestimmt worden, diesen seinen Lieblings-Gegenstand noch einmal in einem größern Gemählde zu behandeln, das in Eutin unter seinen Händen und für den Herzog bestimmt ist. Das Ganze soll dabey sehr gewonnen haben, und noch mit mehr Figuren bereichert seyn. Außerdem arbeitet T. noch immer aus der Fülle seiner reichen Phantasie anakreontische Ideen, allegorische Darstellungen u. s. w. in Wasserfarben.

Von den letztern liegen zwey köstliche Entwürfe vor mir: die Kraft des Mannes und seine Herrschaft über die Thiere, — und die Zartheit des Weibes, darstellend. Durch zwey nackte kraftvolle Männer, auf gebändigten wilden Rossen, die von der Jagd heimkehren, einen getödteten Löwen hinter sich herschleppend, und einen todten Adler mit weit gestreckten Flügeln über den Schultern tragend, wird die erstere Idee, und die letztere, durch zwey schöne junge Mädchen versinnlicht, die ein Reh mit Rosen füttern. — Eine Lieblichkeit ist über das letzte Blatt, und eine Fülle der Kraft und des hohen Muthes über das erste ausgegossen, die gesehen werden müssen, um die Kunst des edeln deutschen Mannes zu bewundern.

Hamburg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Mai.

Ein durch mehrere auswärtige Blätter verbreitetes Gerücht: als werde bey der hier sich bildenden Universität ein Lehramt für altdeutsche Literatur errichtet, wird wahrscheinlich nur höchstgläubigen Seelen einleuchtend gewesen seyn. Unser Staat ist nicht in der Lage, um verschwenden zu können, und deshalb möchte das Altdeutsche nur eine Abtheilung einnehmen, nicht aber ausschließend der Zweck eines Vortrages werden. Es gibt auch hier Menschen, welche es sich durchaus in den Kopf gesetzt haben, es gebe nichts und könne nichts geben, was den Arbeiten der Vorfahren gleichzusetzen sey. Man kann diesen in ihre Meinung Verliebten nur zugeben, daß unsre Literatur bedeutender seyn würde, wenn man von jener Zeit an immer und unaufhaltsam fortgeschritten wäre; doch der jetzt oft gerühmte kindliche Sinn wird ein kindischer, wenn man behaupten will, wir wären eher rückwärts als vorwärts gegangen. Wir wollen indessen Keinem den Glauben nehmen, weil er selig machen soll, und macht er aus den Leuten zuweilen Narren, so ist es bewiesen, daß diese gerade am seligsten sind. Nächstdem hängen sich Menschen, die schaffen wollen und nicht können, gar gern an etwas Vorhandenes, um sich über sich selbst im Irrthum zu lassen, und hier lehrt Vater Wieland schweigen, mit dem Spruche:

Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.

Für unsre entstehende Universität ist es übrigens ein Glück, daß der rastlos strebende, für Wissenschaften und Künste stets besorgte Staatsrath von Humboldt an der Spitze steht.

Ein Porträtmahler Bauß, Franzose von Geburt, macht jetzt wöchentlich bekannt, daß er täglich Porträts mahlt zu 1 bis 4 Thaler, und seine von 1 bis 4 Friedrichsd'or. Daß die erstere Sorte durchaus nichts werth ist, daran zweifelt niemand, daß aber selbst wohlhabende Leute, die sich gebildet nennen, zum Verderben der Kunst und zur Schmach trefflicher Mahler, die ohne Hoffnung von einem Tage zum andern auf bessere Zeiten hoffen, von dieser Anzeige Gebrauch machen, wird wol niemand glauben, und doch ist es so, leider!

Am 11ten gab Hr. Fischer seine dritte Gastrolle, den Osmin in Belmonte und Constanze. Obgleich er in dieser Rolle für seinen Gesang keine brillanten Partien findet, so haben wir doch darüber, so wie über sein treffliches Spiel nur frühere Urtheile zu bestätigen. Mad. Müller als Constanze sang heute besonders ausgezeichnet schön; Mlle. Schick als Blonde sang und spielte reizend, und auch Hr. Weitzmann als Belmonte verdient für seinen Vortrag die rühmlichste Erwähnung. Wir verdanken es Hrn. Fischer, daß wir in den nächsten Tagen noch mehrere Mozartsche Opern hören, und wer fühlen will, wie gern wir danken, der muß nach Berlin kommen, wo sie höchst selten gegeben werden. Her Himmel weiß aus welchen Gründen. In Belmonte und Constanze hat Ref. bemerkt, daß man aus Verzweiflung galant seyn kann. Ein ewig plauderndes Männlein, welches durch seinen Schmuck zwar nicht Achtung aber doch Furcht einflößte, unterhielt während der schönsten Arien seinen phlegmatischen Nachbar ziemlich laut über die rasenden Schönheiten des Tags zuvor gegebenen Stücks: Wetter Kuenk, und war in der Erinnerung an Plattheiten so froh, daß die ärgerlichen Nebenleute nach und nach aufstanden, und stehenden Damen ihren Sitz anboten. — Mad. Bethmann kehrt in einigen Wochen zurück, und wird zuerst wieder auftreten als Adelheid im Vehmgerichte von Hrn. Klingemann.

Nro. 148.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Juni, 1810.

— Er hieß
Voll sanfter Anmuth, voll erhabner Pracht
Sich zauberisch dies Paradies entfalten,
Dies Land — — gleich Tempes Flur
Mit jedem Reiz der Schöpfung übergossen.
v. Matthisson.

Die neuen Anlagen zu Stuttgart.

Wer Stuttgart seit mehrern Jahrern nicht gesehen hat, erkennt es gewiß nicht wieder. Ueberraschend sind die Schöpfungen, die fast jeder Tag hervorzaubern sieht. Die für den Umfang der Stadt sehr große und noch immer zunehmende Volksmenge macht Erweiterungen nöthig; überall sieht man neue, zum Theil sehr weitläufige Wohngebäude, ja ganze Straßen emporsteigen, und es ist bestimmt, daß mehrere Thore weiter hinausgerückt werden sollen, um für die Stadt selbst mehr Raum zu gewinnen.

Doch nicht blos für Raum und Bequemlichkeit wird gesorgt; die neuen Anlagen hinter dem königlichen Residenz-Schlosse, die seit zwey Jahren aus Wiesen, Morast und Holzhöfen zu einem reizenden, von Kanälen durchschnittenen und mit Bassins geschmückten Parke sind umgewandelt worden, in welchem nicht nur reiches duftendes Buschwerk zu traulichen Sitzen einladet, sondern auch bereits eine breite und fast unabsehbare vierfache Baumreihe mit starken himmelanstrebenden Linden und Birken prangt und Schatten gibt, zwischen denen zierliche Blumenbeete im vielfarbigsten Schmucke sich hinziehen und die Luft mit ihren Wohlgerüchen würzen, sind ein Geschenk, welches der erhabene Monarch dem Vergnügen der Bewohner Stuttgarts weiht, und sind schon gegenwärtig in ihrer Art die schönste Zierde der Residenz. Nur dem Bewohner des nördlichen Palmira, wie Petersburg oft genannt wurde, sind solche Zauberschöpfungen nicht ganz fremd. — Es ist nicht blos den Fußgängern erlaubt, in diesen herrlichen Anlagen, wo sich ihm überall nach wenigen Schritten bequeme Bänke darbieten, zu lustwandeln, sondern die beyden Seitengänge der großen Allee sind für Reiter und Wagen bestimmt, wodurch das Ganze sehr an Lebhaftigkeit gewinnt. — Einige geräumige Stroh- und Borkhütten gewähren Schutz vor Regen. Am Ende der Allee wird auf dem von einem großen Bassin umgebenen Rondel eine Volière in Tempelform aufgeführt. — Das vordere Bassin am Eingange vom Schlosse her, welches anfänglich das in einer sanften Cascade sich ergießende Wasser in einen breiten geraden Kanal aufnimmt und dann zu einem weitgerundeten Wasserspiegel sich ausdehnt, das Ganze von einem niedrigen, saubern, weißangestrichenen, rosenbesetzten Staket umschlossen, wird von Schwänen und das hintere noch größere am Ausgange von Enten und anderm Geflügel belebt. Die mit Karpfen und andern kleinern Fischen besetzten Kanäle bilden einige kleine Inseln, zu denen man über zierlich geformte Brücken gelangt, auf welchen reizende Boskets neben rauschenden Wasserfällen zur Ruhe einladen. An dem vordern Bassin auf der steinernen Platte, welche den Ausfluß des Wassers bedeckt, wird eine kolossale Gruppe des trefflichen Dannecker, zwey auf ihren Urnen ruhende Naiaden, aufgestellt werden. — Hinter dem Parke trifft man auf ein freundliches Gebäude, das einem Restaurateur eingeräumt ist und zu einer Meierey gehört, deren herrliche Schweizerkühe die Residenz zum Theil mit Milch versorgen. — Unfern davon entspringt auf einer reichen Wiese die heilsame Mineralquelle, die, von neuem eingefaßt und bedeckt, durch Röhren in das sogenannte Hirschbad zum Gebrauche des Publikum ge-

leitet wird. Die sich hinter der Meierey ausbreitenden Wiesen sollen, wie man sagt, zu neuen Anlagen benutzt werden. Ein beträchtlicher Theil in den gegenwärtigen Anlagen ist zu einem botanischen Garten mit den nöthigen Gewächshäusern eingerichtet und abgesondert eingefaßt. — Das Ganze bildet ein von hohen Weinbergen umgebenes weites üppiges Thal, das nur südöstlich einen uneschränktern Durchblick gewährt; sein Karakter ist heiter und freundlich.

Zwey herrliche Chausseen ziehen auf beyden Seiten an den neuen Anlagen vorbey, von denen die eine den Berg hinauf auf die große Landstraße und die andere im Thale fort nach dem schöngelegenen Berg und weiter nach Kanstadt führt, in dessen Vorstadt das königliche Landhaus Bellevue am Ufer des hier beträchtlich breiten Neckar liegt und seinen Namen mit vollem Rechte führt. Es überblickt ein unabsehbares reiches, über den Neckar hinaus gebirgumschlossenes, reizendes Thal und die Stammburg auf einer hohen Bergspitze im Hintergrunde. — Dicht an dem königlichen Landhause den Berg hinauf ist der Blick ins Thal vom sogenannten Kahlenstein herab, über welchen ein näherer Fußpfad nach Stuttgart führt, noch reicher.

An der Chaussee nach Berg, gerade wo die neuen Anlagen durch einen breiten Fahrweg, der von einer Chaussee in die andere führt, von der königlichen Meierey getrennt wird, hat der Monarch seit dem vorigen Jahre ein artiges Landhaus für sich geschmackvoll einrichten lassen, wo er zuweilen zu Mittage speist, und daneben wird ein zweytes Landhaus neu aufgeführt an der Stelle, wo ehemals das zum Hirschbade gehörige Wirthshaus stand. Hinter diesen Landhäusern werden liebliche Gartenanlagen gemacht. Das Bad selbst, welches gegenwärtig neben dem königlichen Landhause liegt, soll weiter nach hinten verlegt werden.

In wenigen Jahren werden dies unstreitig mit die schönsten Lustanlagen, deren sich irgend eine Residenz rühmen kann; so wie die Baumpartien um das herrliche königl. Residenzschloß, die Planie genannt, mit den kleinen Blumengehegen, Boulingreens und Bassins eine Umgebung bilden, wie nicht leicht ein Residenzschloß in einer Hauptstadt sich erfreuet. Hier soll an dem einen Bassin eine zartgedachte wasserschöpfende Psyche von Dannecker aufgestellt werden.

Liebe und Pflicht.

(Beschluß.)

Die Unschuld des unglücklichen Anglade war also rechtlich erwiesen. Die Frevler wurden hingerichtet, und Constanzen von den Richtern die Revision des Urtheilspruches gegen ihre schuldlosen Aeltern gestattet.

Sie hatte sich zu wenig Kraft zugetraut, der Sitzung und Entscheidung beywohnen zu können, und harrte im anstoßenden Gerichtszimmer auf den Ausgang. Eugen hatte das Glück, ihr den günstigen Erfolg anzukündigen, aber er gab es ihr blos durch seine Verwirrung und Freude zu erkennen. Die Sprache versagte dem Seligen. Der Präsident erzählte ihr den ganzen Verlauf, und wünschte ihr mit wahrer Rührung Glück. Constanze warf sich auf die Kniee, hob Augen und Hände gen Himmel und rief: Gott sey gelobt! Gott sey gelobt! Sie stand tieferschüttert auf, und wankte matt in ein Nebenzimmer, um ihrem Schmerzen, der sie mitten in ihrer Freude überfiel, freyen Lauf zu lassen; denn ach! ihre gemishandelten Aeltern konnten nicht mehr Zeugen dieser späten Rechtfertigung seyn.

Gefaßter kam sie in den Gerichtssaal zurück, wo ihre Rathgeber sie erwarteten. Der Baron de Coulanges, Vater ihres Vertheidigers, hatte dem Präsidenten inzwischen kund gethan, daß die Prozeßlosten die Mlle. Anglade wieder in den Zustand von Mittellosigkeit gestürzt hätten, welchem sie durch eine Erbschaft entrissen worden sey. Beym Hereintreten dankte sie dem Präsidenten und Herrn de Coulanges mit einer beyde entzückenden Grazie und Würde. Dann begann sie, nach Eugen freundlich hingewendet: Und was soll ich Ihnen sagen, mein Herr! aber ihr Ton bebte, ihre Thränen flossen, und sie mußte verstummen.

Nach einer Pause fragte sie Hr. de Coulanges, ob sie wirklich dieser Prozeß um das Jüngstererbte gebracht habe?

„Ja," erwiederte sie, „doch ich segne meinen Zustand, und nehme voll Muth und Freude wieder die alten Geschäfte zu meinem Unterhalte vor. Ich gefiel mir in diesem thätigen und unabhängigen Leben, als ich einen gebrandmarkten Namen trug. Jetzt sind mir, der durch allgemeine Achtung Neubeseelten, Reichthum und Armuth gleichgültig.

Mademoiselle, sagte der Präsident, hüten Sie sich vor Täuschungen, zu welchen der Adel ihrer Gesinnungen Sie verleitet! Es ist unsre Pflicht, Sie vor dieser Ueberspanntheit, die nur vom Großen des Augenblicks herrührt, zu warnen, und von Ihnen zu fordern, daß Sie auf Entschädigung, Kostenersatz und Bezahlung der aufgelaufenen Zinsen gegen den Grafen von Montgommery klagen.

„Der Graf soll aber in seinen Glücksumständen sehr zurückgekommen seyn."

So geht die allgemeine Sage.

„Wohlan! Ich will seine Verlegenheiten nicht mehren. Meine Aeltern, die er verfolgte, lehrten mich, Böses mit Gutem zu vergelten."

Vortreffliches Geschöpf! rief der Baron, von ihrer Großmuth entzückt, faßte traulich ihre Hand, und fuhr im weichsten Tone der Rührung fort: Constanze! Mein Sohn entfernte sich, und bat mich, Ihnen den sehnlichsten Wunsch seines Herzens vorzutragen. In ganz Frankreich müßte jeder verständige Vater stolz darauf seyn, und sich glücklich schätzen, wenn er Sie Tochter nennen dürfte. Mein Sohn gestand mir, daß Sie ihm die zärtlichste Liebe eingeflößt haben. O schenken Sie dem Hoffenden Ihr Herz und

Ihre Hand! Sie werden die Ehre und Wonne unserer Familie seyn.

Während dieser Anrede stand Eugen mit verhülltem Gesichte da. Constanze zitterte, und der Präsident schien verlegen. Constanze fühlte sich durch das Anerbieten einer solchen Verbindung geschmeichelt, aber ihr Herz schlug es ohne Zögern aus. Ein schüchterner Blick auf Eugen verrieth ihr seinen bangen Zustand. Er harrte mit wahrer Angst auf ihren Entschluß. Sie antwortete mit aller Schonung, mit aller Ehrfurcht, die sie einem Manne von Baron de Coulanges Rang und Karakter schuldig war, lehnte aber die zugedachte Ehre mit dem letzten Ausspruch ab, daß sie niemals heirathen würde.

Sollte Ihr Herz schon anderswo gefesselt seyn? fragte Baron de Coulanges. Constanze erbleichte, mühte sich vergebens zu antworten, schien einer Ohnmacht nahe. „Verzeihung," sprach der Baron, „ich habe das Recht nicht, so zu fragen. Welches auch Ihr künftiges Loos seyn möge, meine Bewunderung, meine Segenswünsche folgen Ihnen nach." — Mit diesen Worten verließ er Constanzen, die, sich ungeduldig nach Einsamkeit sehnend, das Heimfahren im Wagen des Präsidenten nicht annahm, und allein, langsam, sinnend nach Hause ging.

Nachdem sie Gott noch einmal für den glücklichen Ausgang ihrer unablässigen Bemühungen auf den Knien gedankt hatte, prüfte sie ihr eigenes Herz, und war erstaunt sich unglücklich zu fühlen, da sie doch alles errungen hatte, was die treue Tochter so warm und sehnsüchtig verlangte. „Ach!" sagte sie zu sich: „Nun ist die Geschichte beendigt, und jede Gelegenheit vorbey, jemals Ihn wieder zu sehen!"

Constanzens kleine Wohnung wurde bald von glückwünschenden Besuchen aller Art bestürmt. Der Spruch, welcher ihren Aeltern im Grade den entrissenen ehrlichen Namen feyerlich zurückgab, hatte überall gleiches Interesse und Neugier, die gute Tochter der Edeln zu sehen, erregt. Selbst die vormals im Verhältniß mit ihren Aeltern standen, und zuerst bey ihrem Unglücke sich zurückgezogen hatten, flogen nun heran, als wollten sie ihr Mistrauen, ihren Wankelmuth, ihre Undankbarkeit vergüten.

Als Constanze auf der Besuchliste Namen von alten Freunden ihres Vaters sah, rief sie voll gerechten Unwillens: Nein! den trügenden Freundschafts-Zusicherungen von Gönnern, die in der sogenannten großen Welt glänzen, messe ich nie wieder Glauben bey. Meine unglücklichen Aeltern hinterliessen mir ein Beyspiel, das mich auf immer vor diesen Fallstricken der Schmeicheley bewahrt. Nie werde ich mir diejenigen zur Gesellschaft wählen, die mir durch ihr Wohlwollen eine Gnade zu erweisen glauben. Niemand will ich mehr sehen, als meine gute, meine vortreffliche Madeleine, sie, die meinen Aeltern Gerechtigkeit widerfahren ließ, während Alles je für strafbar hielt.

Constanze wähnte nur sich den Empfindungen der Freundschaft und Dankbarkeit zu überlassen; aber die Hoffnung, in jener stillen Wohnung, welche ihr süße Erinnerungen zurückrief, den unvergeßlichen Eugen wieder zu treffen, erwachte im Grunde ihres Herzens. Madeleine erschrak, Constanzen bleicher, unruhiger und niedergeschlagener, als sie vor der Gerichtscene war, zu finden, verschwendete anfangs die zärtlichsten Liebkosungen, und machte ihr endlich sanfte Vorwürfe darüber, daß sie des Glücks ihrer neuen Lage sich zu wenig freue. Der Präsident und sein Sohn kamen dazu. Constanze erhob sich, und eine Röthe übergoß die bleichen Wangen. Madeleine küßte ihrem nun doppelt lieben Eugen die Hand, und sagte mit bebender Stimme: Die besten Segnungen des Himmels über dich, mein theures Kind! Du hast deine Beredsamkeit für die edelste aller Rechtssachen angewendet.

Für eine Rechtssache, die meinem Herzen die liebste war! fiel Eugen begeistert ein.

Constanze dankte dem holden Jünglinge mit dem ausdrucksvollsten Blicke. Nun begann eine lange Pause. Keines von allen Vieren wollte reden. Constanze staunte über sich selbst, da Eugens Gegenwart ihr auf einmal neuen Muth verlieh, aber auch neue Hoffnungen aufregte. Dieser, gleichsam den eingegangenen Verpflichtungen zum Trotze, ließ seine Gedanken in Möglichkeiten, die ihn entzückten, umherschwärmen. Madeleinen that es weh, daß nur der Wille eines Vaters zwey für einander geschaffene Wesen trenne. Endlich richtete der Präsident seine Rede an Constanzen, und sagte mit Ernst: „Mademoiselle, ich wünschte zu wissen, ob Sie wol die abschlägige Antwort, welche Sie meinem Freunde gaben, nach genauerer Beherzigung später nie bereuen werden?"

„Nein, Herr Präsident, nie, gewiß nie!" sagte sie lebhaft. „Hr. de Coulanges ist mir ganz gleichgültig. Keine, nicht die lockendste Rücksicht könnte mich je dahin bringen, daß ich meine Hand ohne Herzensneigung hingäbe."

„Ist Ihnen vielleicht der Ehestand überhaupt zuwider? Sie wollen, wenn ich vorhin recht hörte, nie heirathen?"

„Ja, mein Herr, das erklärt' ich, und ich halte Wort."

„In diesem Falle wär' ein zweytes Ansinnen also fruchtlos. Ich sollte Ihnen die feurigen Wünsche eines jungen Mannes vortragen, der an Geburt und Reichthum jenem, dessen Hand Sie ausschlugen, keineswegs nachsteht."

Eugen vermochte vor Unwillen sich kaum zu mäßigen. Constanze bot ihre letzten Kräfte auf, und sprach zum Präsidenten: „Fürwahr, es thut mir leid, einen Mann zurückweisen zu müssen, der Ihre Empfelung verdiente; aber ich bitte Sie dringend, Ihrem Freunde zu sagen, daß, wenn ich ihn ausschlage, ohne ihn zu kennen, dies nicht geschieht um ein andres Band zu knüpfen. Nie werde ich heirathen! Nie, gewiß, nie! . . .

Sie konnte beynahe nicht vollenden. Ein Thränenstrom entstürzte ihren Augen, und sie lehnte sich schluchzend an Madeleinens Bette.

Der Präsident war tiefbewegt. Er hatte die Prüfung zu weit getrieben. „Wohlan!“ rief er mit freudefunkelnden Augen. „Sey dein eigner Vorsprecher, Eugen! Versuch's, ob du sie überreden kannst. Beschwöre sie, uns ihres Mitleids werth zu halten, und zugleich dein Glück und deines Vaters Glück zu gründen!“

Eugen, außer sich, konnte an diese unverhoffte Sinnesänderung kaum glauben; aber der nasse Blick seines Vaters sprach beredter, als Worte. Er warf sich zu Constanzens Füssen. Diese erlag der überschwängischen Wonne, und sank in süße Ohnmacht. Madeleine rief um Hülfe, und machte dem Präsidenten in ihrer Angst laute Vorwürfe; doch Uebermaß der Freude tödtet nicht. Sie erholte sich allgemach. „Und mich? Constanze, und mich? Mich könntest du auch verwerfen?“ stammelte Eugen, und bedeckte ihre Hand mit Thränen und Küssen. „Ist es wahr, daß du Niemand heirathen willst?“

„Niemand, als dich!“ antwortete sie mit zitterndem Laut' und liebevollem Blicke.

Der Präsident drückte sie mit wahrväterlichem Gefühl an sein Herz, wandte sich dann zu seinem Sohne, und sagte: „Wegen deines Verhältnisses mit Julien sey unbesorgt. Sie weiß Alles, sie billigt Alles.“

„O meine Kinder!“ rief Madeleine, und umarmte beyde. „Seyd glücklich, und lange lange genießt eines durch Erfüllung eurer Pflichten so wohl verdienten Glücks!

Hg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 11 Juni.

Der Kaiser traf am 1 Juni um 9 Uhr Abends in St. Cloud ein. Gestern kamen beyde Majestäten nach Paris; der Kaiser hielt Revüe über 4000 Mann Infanterie und über 4 Regimenter von der schönen Kürassier-Division Arrighi Duc de Padon. Man bemerkte, daß die Offiziere von der Artillerie der Garde zu Fuß prächtige Pferde ritten. Nach geendigter Revüe fuhren beyde Majestäten in den Pflanzen-Garten, und zur Austerlitzer-Brücke, und von da unter unaufhörlichem Zurufen des Volks nach St. Cloud zurück. Man spricht von einer bevorstehenden Reise des Kaisers nach Italien und Rom. — Der sehr geschätzte bisherige Polizey-Minister, Herzog von Otranto (Fouché) ist bekanntlich am 3 Juni zum General-Gouverneur von Rom, und den die 30. Militär-Division ausmachenden Departementern ernannt worden, und General Savary, Herzog von Rovigo hat seine Stelle erhalten.

Die Tanzsäle Fitz-James und der Flora in Mitte der eliseischen Felder wurden diesen Winter über vergrößert, und mit Anfang des Mais eröffnet. Die ersten Tage war der Zufluß so stark, daß kaum Platz zu finden war; die berühmtesten Schönheiten des Palais-Royal fanden sich da ein, und zogen besonders vom Militär viele Besucher hin. Vor 8 Tagen war es vom besten Ton, sich dort einmal umzusehen, jetzt wäre es vom bösesten, sich dort noch einmal sehen zu lassen. Die elegante Welt, die nicht auf dem Lande ist oder nicht aufs Land geht, zieht sich nun alle Abende nach dem schönen Park Monceau hin, der einst dem Herzoge von Orleans, und in der Folge der Nation gehörte. Der Kaiser hat so eben den Eintritt dahin frey gegeben, da man sonst Eintrittskarten nöthig hatte. Dieser Park liegt zwischen den eliseischen Feldern und Tivoli; und bald wird diese Gegend noch lebhafter werden, da der Kaiser einen großen Theil der hinter Tivoli liegenden Gärten und Felder (an der Straße des Rechers) zusammengekauft hat, um, wie es heißt, einen Garten für die Kaiserinn daselbst anzulegen. Diese Gegend ist die gesündeste und höchste von Paris. Auch soll vom Tempel des Ruhmes (der Magdalenen-Kirche) bis zum neuen kaiserl. Garten ein neuer Boulevard, queer über die Holzlager und Küchengärten, angelegt werden, der den bevölkertsten und schönsten Theil der Stadt (nächst den Tuilerien und dem Garde-Meubles) noch anziehender machen wird.

So stürmisch und gewitterhaft am 10ten den ganzen Tag hindurch das Wetter war, so klärte es sich doch gegen 8 Uhr Abends völlig auf, und wurde heiter und still. Nach 10 Uhr kamen der Kaiser und die Kaiserinn zu dem Feste, welches von der Stadt auf dem Rathhause veranstaltet war. Sogleich wurde das Zeichen gegeben, und das Feuerwerk begann. Es bestand aus mehrern Boukets, die nach einander abgebrannt wurden, und von denen das letzte den lauten Beyfall der herbeygeströmten Zuschauer weckte. Brücken, Kays, Straßen und selbst die Dächer um den Greveplatz waren mit Menschen angefüllt. Es währte eine halbe Stunde, dann ging der Ball an, und um 12½ Uhr verliessen die Majestäten erst das Fest.

Ueber dem Peristyle des runden Saales, der auf dem Rathhausplatze errichtet ist, und von wo aus der Kaiser und die Kaiserinn das Feuerwerk ansahen, las man: *Ensemble leur bonheur deux illustres époux ont juré celui de la terre.*

Die Promenade der Champs-Elysées war mit *jubilosen* Spielen besetzt, deren einige von neuer Erfindung waren. Unter den Theatern zeichnete sich das des Jeux Gymniques durch seine schönen Pantomimen aus. Auf drey verschiednen Stellen war das Drachenspiel, welches die Zuschauer sehr unterhielt; es besteht darin, daß man Schwärmer auf einen hölzernen Drachen wirft, und wer das Herz trift, erhält den Preis. Der sterbende Drache wirft dann Flammen aus, nämlich verschiedne Feuerwerke. — Ueberall ging rasch der Tanz.

Berlin, 2 Juni.

Wir haben hier gegenwärtig Frühling und Winter zugleich; die Bäume und Beeten sind grün, aber es weht ein heftiger und kalter Nordwind. Gestern Nacht hat es in dem Grade gefroren, daß Weinstöcke und Gartenfrüchte gelitten haben. — Am Abend des 23ten v. M. ist die Stadt Schmiedeberg in Schlesien von einem Wolkenbruch sehr beschädigt worden; 12 Häuser sind total weggerissen, 52 sehr ruinirt, alle wurden mehr oder weniger verletzt; 12 Menschen fanden ihr Grab in den Fluten. Den an Gebäuden und dergleichen angerichteten Schaden berechnete man vorläufig zu mehr als 2 Millionen Thaler.

Am 16 Mai, dem Bußtage, gab der Kapellmeister Weber ein Concert spirituel. Zuerst wurde die schon erwähnte Gedächtnißfeyer auf Lessing und Schiller wiederholt, und gefiel von Neuem besonders in einer Arie, welche Mad. Müller unvergleichlich vortrug. Dann der Monolog aus der Jungfrau von Orleans, gesprochen von Demoif. Maas und mit der Harmonika begleitet von Hrn. Pohl. Mit voller Orchester-Begleitung ist die Musik von Weber angenehmer, doch lag dies durchaus nicht an Hrn. Pohl, denn dieser zeigte sich hier und in darauf folgenden Variationen als Beherrscher seines Instruments. Beschlossen ward das Ganze durch eine Messe von Cherubini, welche noch nicht recht einstudirt schien, denn die Ausführung war nicht tadelfrey. Das Werk selbst macht in künstlerischer Hinsicht dem Komponisten Ehre, obgleich man hier und da gestehen muß, daß man mit weniger Mitteln zu größerm Effekte kommen könnte.

Nro. 149.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. Juni, 1810.

Auf dem purpurumkleideten Thron
Des Größten der Sterblichen sitzt Sie.
Frohlock' Ihr zu, begeistertes Volk!
Voll freudiger Empfindungen segne
Ewig den Tag, der Sie dir gab
Zur Herrscherinn! Ewig segne
Jenen wohlthätigen Tag, der Sie der Welt,
Dir zur Wohlfahrt geschenkt!

Willamov.

Fest, gegeben von der Stadt Paris am 10 Juni.

Um 4 Uhr Nachmittags begannen die Spiele und Spektakel in den elyseischen Feldern. Sie waren ganz denen vom 2 April ähnlich, von welchen die Beschreibung bereits mitgetheilt wurde. Diesmal kam noch ein Schauspiel auf der großen im Baum-Quadrat Marigny aufgeschlagenen Bühne hinzu; die gymnischen Künstler vom Theater St. Martin geben eine Vorstellung der allegorischen Pantomime: l' Union de Mars et de Flore. Auf der Bühne waren 580 Personen in Thätigkeit. Als die Schauspiele geendigt waren, sprang Wein aus den dazu errichteten zwölf Gerüsten, und von eben so vielen wurden Lebensmittel vertheilt, wozu schon des Morgens auf den zwölf Hauptplätzen der Stadt Billete durch eine Art von Lotterie waren vertheilt worden.

Schade, daß die ungestüme regnerische Witterung, mit Donner wechselnd, wenig Genuß der Schauspiele verstattete. Aber mit Einbruch des Abends klärte sich der Himmel auf; die laueste Sommernacht senkte sich auf die Erde nieder, und der Mond strahlte in milder Klarheit. Es war die schönste Allegorie auf den stürmischen Tag, den Frankreich, und Paris insbesondere, durchlebt hat, und auf den jetzt der heiterste Abend folgt. Zahlreiche Orchester verkündeten die Ankunft J. J. M. M. Sie kamen gegen zehn Uhr Abends zur Barriere der elyseischen Gefilde von St. Cloud herein, und fuhren durch die elyseischen Gefilde, die Tuilerien, das Louvre, und längs der Seine über die Kays in das Stadthaus am Greve-Platze. Die elyseischen Gefilde, die Tuilerien, die Rue impériale, die von letzterm Schlosse zum Louvre führt, bildeten zusammenhängende Galeeren von beleuchteten Bogen und Guirlanden; das Schloß und die prächtigen Gebäude rings um den Eintrachtsplatz, das Stadthaus und der größte Theil der Stadt waren erleuchtet, wie am 2 April. Vom Louvre bis ans Stadthaus standen längs der Seine Dreyfüße auf runden Altären oder Piedestalen, die Flammen trugen.

Im Stadthause wurden J. J. M. M. vom Municipal-Cörps und von zwölf Damen aus der Bürgerschaft empfangen, und in den Thronsaal geführt, wo sie sich mehrere Personen vorstellen liessen. Hierauf verfügten sie sich, nebst dem bestimmten Gefolge, in die auf dem Greve-Platze errichtete Galerie von Holz, um dem Feuerwerke, welches die Stadt dem Kaiser gab, zuzusehen. Die Galerie bildete in der Mitte eine große halbzirkelförmige Loge, oder vielmehr einen großen Saal, der mit Tapeten von Rosatafft umhangen war, und in dessen Hintergrunde auf kleinen Gerüsten duftende Blumen und Kräuter standen. Der freye Platz vor der Galerie, der eine Art Parterre bildete, war für die Geladenen bestimmt. Vorwärts der Loge, gegen der Seine zu, standen zahlreiche Orchester, von 400 Musikern besetzt. Von der Façade des Stadthauses waren zum Erstenmale die Worte verschwunden, die bisher noch immer dort standen: unité, indivisibilité de la Republique, liberté, égalité, fraternité ou la mort. Auch die Freyheits-Mütze war aus dem Fronton weggemeisselt worden.

Das Feuerwerk wurde auf dem dem Stadthause gegenüberliegenden Seine-Ufer auf dem Kap Napoleon abgebrannt. Man hatte zum Fond des Feuerwerkes ein Gerüste, wozu zum Theil das rückwärts gelegene Mauerwerk benutzt wurde, erbaut, und es mit gemahlten Dekorationen bedeckt, welche den Bernhardsberg vorstellten. Am Fuße desselben sah man zwey Kastelle; höher aufwärts zwischen schroffen Felsen, Wasserfällen und Baumgruppen Hymens Tempel. Auf der Spitze des Berges straite der Tempel der Unsterblichkeit, wozu eine kolossale Minerva den Pfad zeigte. Das Gerüste verdeckte ganz die hinter ihr liegende Notre-Dame-Kirche, und gab einen imposanten Eindruck. Das Feuerwerk war das prächtigste, was Paris seit Ludwig XIV Zeiten gesehen hatte, und macht seinem Erfinder, Hrn. Ruppieri, Sohn, große Ehre. Es dauerte eine halbe Stunde; seine Kosten schätzt man auf 200,000 Livres. In der Nähe gesehen, blendeten die ungeheuern Feuermassen das Auge; aber aus der Ferne betrachtet gewährten sie das herrliche Schauspiel eines Vulkanes, der Sonnen und Sterne in den wolkenlosen Aether schleuderte, und am Horizonte eine beständige Morgenröthe unterhielt. Die Kastelle donnerten einander gegenüber; ein großes, eine Fregatte (das Stadtwappen) vorstellendes Gerüste auf der Seine mengte seins Feuer darein; zwey Feuer-Obelisken standen, wie des Herkules Säulen, am Ufer des Flusses; die Seine war von flammenspeienden Ungeheuern bedeckt. Ungemein prächtig waren die feurigen Blumensträuße, die man am Ende des Schauspiels, wie sonst dem Publikum, hier dem erlauchten Paare brachte. Es war eine Verklärung des Menschengeistes, der, stolz auf das den Göttern geraubte Geheimniß des Feuers, bald damit Reiche zu Boden donnert, bald sich zum Sitze der Götter selbst aufzuschwingen scheint.

Nach geendigtem Feuerwerke verfügten sich J. J. M. M. in den Konzertsaal, wo sie auf Thronen Platz nahmen, die auf einem erhabenen Gerüste standen. Rings um dasselbe waren Bänke für die Hofdamen, und für die zwölf Bürgerinnen, die zur Begleitung J. M. der Kaiserinn waren erwählt worden. Nach Endigung des Konzertes begann der Ball zu gleicher Zeit im Thronsaale und im Saale der Jahrbücher; die Quadrillen waren zum voraus angeordnet worden. Der Präfekt des Seine-Departement hatte sowol zur Abbrennung des Feuerwerks, als zur Eröffnung des Konzertes und des Balles die Befehle Sr. Majestät eingeholt. Der Ballsaal war prächtig verziert; der Plafond himmelblau, mit Sternen besät; ringsum hingen Rosen-Guirlanden, und im Hintergrunde befanden sich zwey 6 Schuh hohe Gruppen, von welchen die eine die drey Grazien, die andere die drey Musen vorstellte; in der Mitte stand Hymen, von zwey Amorn umgeben. Das Municipal-Corps und die zwölf Begleitungs-Damen befanden sich immer in der Nähe J. J. M. M., um sie in die verschiedenen Säle, und dann bey der Abfahrt an den Wagen zu begleiten. Die Rückkehr hatte um 12½ nach Mitternacht Statt. J. J. M. M. fuhren in einem der sechs neuen Wagen, deren obere Felder, den Rücken ausgenommen, ganz von Spiegelgläsern sind. Der untere Theil ist dunkel goldfarb. Inwendig sind die Sitze und Kissen, so wie die Sitzdecken der Kutscher von weissem Sammt, mit Gold besetzt. Angespannt waren sechs Eisenschimmel, welche die Lieblings-Pferde der Kaiserinn, so wie die Isabellefarbnen Pferde des Kaisers sind.

Ihrer Majestät der Kaiserinn von Oestreich, dargebracht von der Carlsbader Jugend, den 6 Juni 1810.

Zu des einz'gen Tages Feste
Schmückt euch alle, windet Kränze,
Daß für Heimische, für Gäste
Herrlicher das Thal erglänze,
Dem ein neuer Frühling webt.
Väter, Mütter, Töchter, Söhne,
Auf! Ein frohes Lied ertöne!
Alles um euch her verschöne
Den Empfang der Majestät!

Hier im waldbewachsnen Thale,
Das so mancher Fremde segnet,
Weil mit heilsam heißer Schale
Die Genesung ihm begegnet
Und ihm frisches Leben schafft,
Muß in tiefen Felsenschlünden
Feuer sich mit Wasser binden,
Klüften siedend sich entwinden;
Neue Kräfte wirkt die Kraft.

Dem Gesund'nen, dem Gesunden,
Bieten sich so manche Schätze.
Daß der Freund den Freund gesunden,
Zeugen die erwählten Plätze,
Wie Erinn'rung köstlich sey.
Und so wurden Wald und Wiese
Zum bewohnten Paradiese,
Daß ein jeglicher genieße,
Sich empfinde, froh und frey.

Aber heute, neu, mit Machten,
Sprudle, Quell, aus deinen Höhlen!
Faltet aus die frischen Prachten,
Ihr des grünen Thals Juwelen,
Holde Blumen, euren Flor!
Und ihr Sprossen dieser Gauen,
Kinder, eilt Sie anzuschauen,
Blickt mit Wonne, mit Vertrauen,
Zu der Herrlichen empor!

Sie, die Tausenden gehöret,
Sie erwählt euch, Sie ist euer!
Ihr umgebt Sie unverwehret;
Gnädig gönnt Sie dieser Feyer
Mutterblicke hoch und mild.
Dränget euch, ihr jungen Scharen!
Dem, der früh solch Glück erfahren,
Wächst an Glanz, von Jahr zu Jahren,
Der Erinn'rung Himmelsbild.

Was in segensreicher Enge
Diese Kaiserstadt umwallet,
Was in fröhlichem Gedränge
Seit Jahrhunderten erschallet,
Werde diesem Tag zu Theil!
Alles Wohl, das hier gequollen,
Alle Lust, die hier erschollen,
Ruft herab, mit feuervollen
Segenswünschen, Ihr zum Heil!

Curiositäten der Literatur.

(Aus der angezeigten Sammlung: Curiosités de la litterature.)

Kaiser Adrian dichtete sterbend das von Pope so glücklich nachgebildete Animula vagula blandula.

Lucan, als seine Adern auf Neros Befehl geöffnet wurden, sagte noch eine Stelle aus seinem Gedichte Pharsalia her, in welcher die Wunde eines sterbenden Kriegers beschrieben war. Von Petron ist das Gleiche bekannt.

Patrü verfaßte unmittelbar vor seinem Tode das in Frankreich noch jetzt bewunderte: Je songeais cette nuit etc. und Desbarreaux auf dem Sterbelager das fromme Sonett, welches anfängt:

Grand Dieu! tes jugemens sont remplis d'equité etc.

Margaretha von Oesterreich, erst Verlobte Karls VIII von Frankreich, der zurücktrat, und dann Braut des Infanten von Spanien, dichtete sich in einem gefährlichen Seesturme die naive Grabschrift:

Ci git Margot, la gente demoiselle,
Qu'eut deux maris et qui mourut pucelle.

Malherbe verwies in den letzten Zügen seinem Wächter Solécismen, und sagte zu seinem Beichtvater, der ihm das bessere Leben dumm und trivial schilderte: O stille davon! Ihr schlechter Stil könnte mir's verleiden!

Lamotte Levayer, der am liebsten über weitentlegene Länder sprach, fragte noch mit röchelnder Stimme einen Freund im Augenblicke des Abschiedes: Nichts Neues vom Mogol?

Der Barbier Ludwigs XI hieß Olivier le Diable. Diesen Namen verwandelte er mit Genehmigung des Königes in le Malin, später in le Mauvais, und endlich, weil er ein starker Fußgänger war, auf Ludwigs Befehl in le Daim.

Mad. de Gomez behielt immer ihren spanischen Namen bey, weil ihr der Name ihres Gatten Bonhomme zu erniedrigend schien.

Theophile Viaud adoptirte, als seine Nebenbuhler ihn spöttisch Veau nannten, den poetischen Namen Theophile, und erwarb Lorbern.

Jean Dorat hieß Disnemandi, was im limonsinschen Dialecte dinnant le matin, d. h. einen Menschen, der nur vom Frühstücke leben muß, bedeutet. Er wählte daher von der Stadt, wo er wohnte, den Namen Dorat, und wurde späterhin sehr ärgerlich, als seine Tochter wider seinen Willen einen Goulu heirathete.

Einer der bekannten Reformatoren und Anhänger Luthers übersetzte seinen Namen Schwarzerd (nicht Herzschwarz, wie es im Französischen heißt) zierlich ins Griechische: Melanchthon.

Statt le docte Morel wurde boshaft in die Errata gesetzt: le docteur Morel, und einem Schwärmer statt der Aufschrift seines Buches: Delices de l'esprit der Titel Delires d'esprit vorgeschlagen.

Plato, Locke, Pascal sprachen heftig wider die Poeten. Longuerue war, bey all seiner tiefen Gelehrsamkeit, ein solcher Antagonist der Dichter, daß er in seiner unermeßlichen Bibliothek nicht ein poetisches Buch besaß. Indessen äußerte er doch über Ariost: Pour ce fou il m'a quelquefois amusé. — Daß selbst Malherbe behauptet, die Lieblinge Apolls bringen dem Staate nicht mehr Nutzen, als gute Kegelspieler, ist längst bekannt.

Bayle tadelte mit Recht, daß die Poeten gewöhnlich nicht aufhören zu dichten, als ob sie verdammt wären, das poetische Nectarfäßchen bis auf die Hefe zu leeren.

Priors Chloe, und Ronsards Cassandre waren dicke Gasthofaufwärterinnen. Colleter heirathete seine drey Mägde. Seine dritte Frau hieß die schöne Claudine. Um das Publikum zu bereden, er habe sich mit der zehnten Muse vermählt, verbreitete er Gedichte unter ihrem Namen; aber, obschon er noch vor seinem Tode ihr ein Mes Adieux aux Muses gedichtet hatte, konnte man mit Lafontaine sagen:

Des qu'il eut bouche close,
Sa femme ne dit plus rien,
Elle enterra vers et prose
Avec le pauvre chrétien.

Vermischte Nachrichten.

Die Gegend von Saumür ist an Alterthümern, besonders an sogenannten Druidischen reich. Man trifft dort häufig auf Hunengräber, alte Altäre und kleinere Grabhügel. Zwey in dieser Gegend befindliche Lager Cäsars sind sehr gut erhalten, und bey Nachgrabungen in denselben hat man Waffen, Münzen und irdene und kupferne Vasen gefunden, so wie man unsern Chenehute noch unlängst Teller, Schüsseln und Lampen ausgrub. In der Stadt Doué, drey Meilen von Saumür, ist bekanntlich ein römisches Amphitheater und die Trümmer eines Pallastes, in welchem mehrere Könige aus der ersten Dynastie residirt haben. Hr. Bodin, Mitglied der ältesten Akademie und Unter-Einnehmer des Arrondissements, hat eine sehr interessante Piece darüber herausgegeben: Recherches historiques sur quelques monumens anciens et modernes de l'arrondissement de Saumur.

Hr. Zanetti, Mitglied des Collège de Pharmacie, hat in französischen Blättern folgende Mittel wider die Raupen bekannt gemacht:

1) Man lasse 2 Pf. Pottasche in zwey Maß Wasser zur Hälfte einkochen, seihe die Brühe durch ein leinenes Tuch und lasse sie drey bis vier Tage stehen; dann gieße man sie klar ab, füge 6 Unzen Brennöhl dazu, und schütteite sie wohl durcheinander. Dies gibt einen weißlichen undurchsichtigen Liquor, den man ein wenig wärmt, und womit man ein leinenes Tuch tränkt, mit welchem man jedes Raupennest benetzt. Die Raupen sterben, sobald sie der Liquor nur im geringsten berührt.

2) Die nämliche Wirkung thut mit Brennöhl getränkte Leinewand, das Oehl muß aber sehr rein seyn. Man bestreicht ganz leicht jedes Raupennest. Sie sterben so geschwind, daß man es kaum glaubt, wenn man nicht die Probe selbst gemacht hat.

Der Bauchredner Comte ging unlängst des Abends auf dem Platze der Recollecten in Gent, und stand vor dem Gitter eines Kanals, der in die Scheldt geht. Dort läßt er die Klagetöne eines unglücklichen Matrosen hören, der in den Kanal gefallen ist, und durch dies Gitter um Hülfe fleht. In wenig Augenblicken versammeln sich an funfzig Personen, welche den Matrosen ausfragen. Dieser bittet um Branntewein, um sich wieder zu stärken; seit drey Stunden sey er zwischen zwey Steine geklemmt. Der Zulauf wird größer. Man holt Maurer mit den nöthigen Werkzeugen, um das Gitter aufzuheben. Es gelingt; doch hört man noch immer die Stimme des Matrosen; er bittet, ihm einen Strick hinunterzulassen: man steigt hinab, sucht und findet nichts. Mit einemmale hört man seine Stimme in einer andern Richtung; er zeigt an, daß er aus einer andern Oeffnung, die auf die Scheldt führt, heraussteigen würde. — Der Haufe, der nun bis zu vierhundert und mehr Personen angeschwollen ist, eilt zur Scheldt, aber die Stimme ertönt bald zur Rechten, bald zur Linken. — Der Bauchredner benutzt den günstigen Augenblick sich zu entfernen, ohne jedoch sein Geheimniß geoffenbart zu haben. Viele schworen darauf, die Stimme wäre aus dem Gitter gekommen; einige wollten die Hand, andere den Kopf des Matrosen gesehen haben. So wirkt die Einbildungskraft.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 2 Juni.

Am Sonntage sahen wir wieder eine Luftfahrt. Ein Herr Reichard stieg vom Wilhelmsplatze aus in Gegenwart des ganzen Hofes und einer großen Menschenmenge — denn die Einnahme war den Armen bestimmt — recht glücklich empor, nachdem er zuvor mehrere Figuren und Bälle hatte steigen lassen, theils zum Vergnügen der Zuschauer (auch ein Herr Rechus Pumpernickel und zwey kleine Pumpernickel wurden zu Luftschiffern), theils um die Richtung des Windes zu erforschen. Drey kleine Ballons wurden von Mitgliedern der königl. Familie entlassen. Hr. Reichard stieg fast parallel empor, bis das Gewölke ihn den Blicken der Zuschauer entzog. Eine kleine Stunde von hier, auf der Feldmark des Dorfes Pankow, kam er herab. Aber auch diesesmal fiel, wie bey Robertsons Luftfahrt, wieder eine kleine Eulenspiegeley vor. Die Bauern von Pankow hielten den Luftschiffer wahrscheinlich für ein grasfressendes Wesen, denn sie eilten zu ihm, um ihn zu — pfänden. Unsere Zeitung gibt aber auch den habsüchtigen Ignoranten in Pankow, die in der Nähe der Hauptstadt solche dumme Streiche begehen, derbe Verweise. Hr. Reichard ließ sich übrigens so bald wieder nieder, weil ihn in der größten Höhe eine unwiderstehliche Schlafsucht anwandelte. Zudem hatte der Wirbelwind dort oben ihn taub gemacht. Erst nach einigen Stunden, die er wieder auf diesem Stern zugebracht hatte, verlor sich allmälig die Taubheit. Nicht minder hatte er viel von der Kälte gelitten. Daß er unter diesen Umständen keine wissenschaftlichen Entdeckungen zu machen fähig war, ist leicht zu ermessen. Der Ballon, mit welchem Hr. R. diese Reise machte, soll, wie man vernimmt, ein Geschenk des verstorbenen Herzogs von Braunschweig seyn; Hr. R. sollte im Jahre 1806 zu Braunschweig damit aufsteigen; aber der Krieg kam und die Luftreise unterblieb.

Die hiesige Lotterie, sowol Klassen- als Zahlen-Lotterie, wird aufgehoben, und es tritt ein ganz neues System dafür ein, das den Namen: Königliche Quinen-Lotterie führt. Man verwendet die Zahlen von 1 bis 30 dazu. Durch die mannigfaltige Verbindung dieser Zahlen kommen 142,506 Quinen-Loose heraus; jedes dieser Loose wird mit einem Thaler besetzt; aus diesen werden 18 gewinnende Loose gezogen. Der Hauptgewinn ist 50,000 Thaler, 5 Interessenten gewinnen jeder 5000 Thaler, und die übrigen 12 Gewinnenden erhalten 500 Thaler. Diese Lotterie wird alle zwey Monate, und also jährlich 6mal, gezogen. Der Ueberschuß bey jeder Ziehung — 61 506 Thaler — wird vom Staate zur Besoldung des Lotterie-Personals und Bestreitung der Druck-, Porto- und Ziehungskosten verwandt. Man sieht, daß dieses Lotto zwischen den Klassen- und Zahlen-Lotterien gleichsam mitten inne steht. Das Gute des neuen Systems ist, daß der Verlierende den Verlust von jährlich 6 Thalern nicht sehr spürt, daß dagegen aber der Staat in jedem Jahre 6 Kapitalisten, die Gewinner von 50000 Thalern, und 30 Wohlhabende (welche die 5000 Thaler erwischen) erhält.

Für unser Theater wird nun, die Familie Pumpernickel, wirklich einstudirt.

Die Anzeigen, welche der Meßkatalog über hier zu erscheinende literarische Produkte verbreitete, gehen nun nach und nach in Erfüllung.

Stuttgart.

Mad. Gervais, welche noch in Monrepos, wo unlängst eins der geschmackvollsten Theater ist eingerichtet worden, als Camilla, und hier in Stuttgart als Mariane in der bekannten Oper Solymann II, oder die drey Sultaninnen, und zuletzt als Elisene in der Oper gleiches Namens auftrat, ist nun nach Mannheim zurückgekehrt. Als Camilla feyerte sie ihren höchsten Triumph, und Jeder spricht mit Entzücken von dem Duette, das sie mit unserm Krebs sang. — Die Musik in Solymann von Süßmayer ist stellenweise lieblich und schön, aber doch etwas leer, und spricht wenig an; ein arger Mißgriff des Uebersetzers ist, daß er aus der Französinn eine Deutsche gemacht hat, wodurch der Character seine Wahrheit ganz verliert. — Mad. Gervais gab diese Oper zu ihrem Benefize bey einem ziemlich vollen Hause, und erhielt von dem Monarchen wiederholte Beweise seines hochehrenden Beyfalls. Sie nimmt die allgemeine Achtung des kunstliebenden Publikum mit sich und die Hofnung, sie vielleicht für unser Theater zu gewinnen, ist Allen erfreulich. Hr. Gervais ist als vorzüglicher Violinist für das Orchester bekannt.

Mlle. Buchwieser aus Wien, welche in Frankfurt nicht mit großem Erfolge diesmal aufgetreten seyn soll, ist, ohne sich hier aufzuhalten, nach Wien zurückgegangen, da ihr Urlaub zu Ende geht. — Wir bedauern, daß Umstände es verhinderten, daß der von Hamburg aus rühmlichst bekannte Schauspieler Hr. Wohlbrück, der zuletzt in Düsseldorf Regisseur war uns gegenwärtig eine Kunstreise unternimmt, hier auftreten konnte. Alle, die ihn in den Rollen der Intriganti und Chevaliers gesehen haben, gestehen ihm einen hohen Kunstrang zu; gegenwärtig hat er sich in das Fach der humoristischen und feinkomischen Alten geworfen, und von einem so denkenden und weltgebildeten Künstler läßt sich darin nicht wenig erwarten.

Der Brutus von Hetsch, dessen in unsern Blättern vor einiger Zeit rühmlichst erwähnt wurde, ist von dem Monarchen gekauft. — Dannecker verfertigt gegenwärtig die Büste des jüngstverstorbenen kleinen Prinzen; sie soll äußerst ähnlich werden. — Auf dem Museum war unlängst wieder ein treffliches Schlachtenstück, eine Scene aus dem letztern preußischen Kriege von dem Hrn. Direktor Seele, das für den Monarchen bestimmt war, aufgestellt. Man bewunderte daran die Wahrheit des Ausdrucks, die Beleuchtung, das herrliche Colorit und die schöne Zeichnung, besonders in den Pferden.

Nro. 150.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Juni, 1810.

Nicht feindseliges Blicks, nur ruhiges, prüfe die Menschen!
Lächle des eitlen Geschlechts, spotte des duldenden nie!
Thoren bevölkern die fröhliche Welt — Einsiedler der Weisheit
Findet das wählende Herz auch in dem bunten Gewühl.

v. Brinkmann.

Bruchstücke zur Literatur- und Sitten-Geschichte Frankreichs, seit der höhern Ausbildung der Sprache und der gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Landes.

Züge der Sittengeschichte während der zweyten Hälfte des XVIIten Jahrhunderts.

Ehe wir die fernere Ausbildung der Literatur, und besonders der Poesie, betrachten, wollen wir einige Blicke auf die Sitten jener Zeit werfen, die gleichsam den Schauplatz ausmachen, auf welchem die großen Männer, die sie hervorbrachte, wirkten und handelten. Eine große Partey der französischen Schriftsteller stellt seit einiger Zeit das sogenannte Jahrhundert Ludwigs XIV als eine Art von moralischem und genialischem Eldorado auf, wo vom Glanze des erhabensten Thrones bestrahlt und unter den Augen des Größten der Könige alle Tugenden sich mit den höchsten Geistesgaben vereinigten, um die Nation auf den Gipfel des politischen und moralischen Ruhms und zu dem höchsten Grade des bürgerlichen Glücks zu erheben. Ganz anders erscheinen die Sitten jener Epoche in den gleichzeitigen Schriftstellern und bey genauer geschichtlicher Prüfung. Hier zeigt sich allenthalben ein wunderbares Gemisch von Galanterie und Religiosität, von ungezähmtem Hange nach Vergnügungen aller Art, mit plötzlichem Zurückziehen in Mönchs- und Nonnen-Cellen, von Tanz und Krieg, von Heroismus und Liederlichkeit. Einige Männer von großen Tugenden, andere von vorzüglichem Genie und einige wenige, welche diese beyden Vorzüge vereinigen, ragen über eine zahllose Menge von gemeinen, ihren Lüsten nachhängenden Menschen mit halbgebildetem Geschmacke und oft voll Parteylichkeit für und wider jene größere Geister, hervor; und vielleicht ist es gerade diese Ungleichheit, die einem Zeitpunkte einen großen Glanz in der Kulturgeschichte eines Landes verleiht. Bey einer größern Ausbildung vermindert sich sowol die Bewunderung als der Wetteifer, und das Schlechte in Sitten und Werken tritt auffallender hervor, als das Bessere, so daß die Epochen, die am meisten über sich selbst klagen, oft in vieler Rücksicht die glücklichen und beneidenswürdigsten sind. Doch zu einzelnen Zügen. Aus jenem Zeitalter der Ehre und der Großmuth und des Anstandes werden von unbefangener Seite folgende Züge erzählt:

Als der Ober-Finanz-Intendant Bullion im J. 1640 die ersten Louisd'or schlagen ließ, lud er den ersten Marschall Grammont, den ersten Marquis von Villeroi, den Marquis de Souvré und den Grafen von Hautefeuille zum Essen ein, und ließ beym Nachtische drey Becken mit Louisd'or auf den Tisch stellen, damit sie davon nehmen möchten, so viel sie wollten. Sie steckten die Taschen so voll sie nur konnten, und eilten, ohne ihre Wagen zu erwarten, zu Fuße davon. Der Intendant lachte sehr über die Mühe, die sie hatten, mit dieser schweren Last zu gehen. — Als Fouquet dem Könige jenes prächtige Fest im Schlosse Vaux gab, das ihm nachher zum Staats-Verbrechen angerechnet wurde, legte er in das Zimmer jedes Hofmannes einen Beutel mit Gold zum Spielgelde,

Jedermann bewunderte und benutzte diese Großmuth, die heutzutage für eine große Impertinenz aufgenommen werden würde. Vielleicht aber, setzt Duclos zu dieser Bemerkung hinzu, würden jetzt die nämlichen Großen, die ein solches Geschenk mit Stolz verschmähen würden, dem Intendanten ungescheut eine eben so große Summe abborgen, mit dem festen Vorsatze, sie nie wieder zu erstatten, was vielleicht delikater, aber sicher nicht ehrlicher wäre. Bey der Ungnade desselben Finanz-Ministers fand man seine Briefstaschen voll von Liebeserklärungen der vornehmsten Damen, die ihm seine Reichthümer verschafft hatten. Auch war die Hauptursache seines Unglücks die Unverschämtheit, die er gehabt hatte, die Gunstbezeugungen der liebenswürdigen Lavalliere, als sie schon erklärte Geliebte des Königes war, für eine große Geldsumme erkaufen zu wollen.

Ueber das plötzliche Reichwerden der Unternehmer der Kriegslieferungen und anderer Finanz-Operationen und über den unerträglichen Luxus und die große Eitelkeit dieser Leute, welche damals Partisans hießen, findet man in den Schriften der damaligen Zeit und unter anderm in Ladruyeres Karakter-Schilderungen dieselben Klagen und satyrischen Züge, die seitdem so oft wiederholt worden sind, und die auch schon damals nicht neu waren. Auch heiratheten schon unter Ludwig XIV mehrere Edelleute aus berühmten Familien, wenigstens der Magistratur, reiche Erbinnen dieser neuen Prasser, deren Vater oft noch in der Armuth und Dunkelheit schmachtete, während sie von ihrer Familie, von ihrem Adel und von den Pflichten ihres Standes sprachen, und durch ihre Pracht die Eifersucht der wirklichen Großen aufreizten.

Mit Erstaunen liest man in den Memoires des Grafen von Grammont, die von seinem eigenen Schwager Hamilton geschrieben sind, daß dieser witzige Günstling zweyer Könige, Karls II in England und Ludwigs XIV, sich kein Gewissen daraus machte, im Spiele zu betrügen, und großentheils aus diesem Gewinnste seine verschwenderischen Ausgaben bestritt. Als die Memoires gedruckt werden sollten, wollte Fontenelle aus Achtung für den Helden derselben die Censur versagen, aber der alte Grammont zwang ihn, den Druck zu erlauben, weil ihm derselbe funfzehnhundert Livres eintragen sollte.

Der Kardinal de Retz deckt in seinen freylich erst lange nach seinem Tode unter der Regentschaft öffentlich bekannt gewordenen Memoires selbst eine Menge von Liederlichkeiten, Unsittlichkeiten und Renomistereyen auf, die er mit seiner glänzenden Laufbahn im geistlichen Stande zu verbinden wußte; und doch wurde er in seinen unglücklichen Zeiten von den sonst so strenge denkenden Jansenisten thätig und sogar mit Geld unterstützt.

Welche Verbrechen geistliche Würden zu decken vermochten, und wie wenig sie unternehmende Menschen an ihrem Fortkommen hinderten, beweist auch folgende schon an sich höchst sonderbare Geschichte. Der Abbe von Vatteville war zuerst Oberst im Regiment von Burgund, und zeichnete sich in den spanischen Kriegen aus. Mit einer Ungerechtigkeit in seinem Avancement unzufrieden, verließ er den Dienst, und wurde Karthäuser. Nachdem er sein Gelübde gethan hatte, fand er die Einsamkeit zu langweilig, ließ sich von seiner sehr angesehenen Familie einiges Geld schicken, und verschaffte sich eine Uniform, Pistolen und einen Degen. In der Nacht kleidete er sich in seiner Zelle als Reuter um, und ging gegen den Garten zu, hinter dessen Mauern man ihm ein Pferd bereit hielt. Unterwegs traf er seinen Prior an, erstach ihn mit einem Dolche, und entwischte. Er ritt fort, bis er sich in einem abgelegenen Gasthofe aufhalten mußte, um sein Pferd ausruhen und füttern zu lassen. Er ließ sich eine gute Mahlzeit zurichten; eben als er sich an den Tisch setzen wollte, kam ein andrer Reisender an, der durchaus das Essen mit ihm theilen wollte. Nach einem kurzen Zwiste schoß er diesem Unbekannten eine Kugel durch den Kopf, und bedrohte die Wirthinn und den Knecht, sie bey dem geringsten Lärm eben so zu behandeln; er ließ sich mit gespannter Pistole das Pferd von dem Knechte ein Stück Weges fortführen, und entfernte sich alsdann auf's schnellste. Nach manchem Abenteuer kam er in der Türkey an, wurde Mahomedaner, und erhielt eine Militärstelle, in der er sich so sehr auszeichnete, daß er Pascha wurde, und das Kommando über einige feste Plätze der Halbinsel Morea erhielt. Hier unterhandelte er mit den Venetianern, die mit der Pforte im Kriege waren, und erhielt durch ihre Vermittlung gegen die Auslieferung seiner festen Schlösser die Absolution vom Pabste, seine Sekularisation und eine ansehnliche Pfründe in der Franche-Comté. Als Ludwig XIV diese Grafschaft erobern wollte, war er dem Könige dazu behülflich, und wurde von demselben zum Erzbischofe der neuen Provinz ernannt. Der Pabst fand jedoch das Scandal zu groß, und wollte die Ernennung nicht bestätigen. Vatteville mußte mit zwey Abteyen und dem Ober-Dechanat von Besançon vorlieb nehmen, und lebte bis an seinen Tod, der im Jahre 1710 in seinem 90sten Jahre erfolgte, gefürchtet und geehrt, als großer Herr mit einem kostbaren Tische und prächtiger Jagd Equipage, und besuchte zuweilen seine ehemaligen Kameraden im Karthäuser-Kloster.

Sonderbarer Selbstmord.

(Aus the Times.)

Am 18 Januar stürzte sich Hr. Lyon Levi, ein Diamantenhändler, 50 Jahre alt, von der Spitze des Monumentes herab, und wurde im strengsten Sinne des Worts zermalmt. (Das Monument ist eine zum Andenken des großen Londner Brandes durch Sir Christopher Wren im J. 1677 errichtete Säule von der dorischen Ordnung,

202 Fuß hoch, welche man vermittelst einer im Innern angebrachten Treppe von 345 Stufen bis zu einem eisernen Balkon ersteigen kann, der den obersten 32 Fuß hohen Kegel umgibt.) Hr. Levi hatte noch bis nach 11 Uhr verschiedene Geschäfte in der City abgethan, und sich um 12 Uhr auf das Monument führen lassen. Er ging mehrere Male um die Außenseite des eisernen Gitters herum, ehe er den Sprung faßte; der Körper drehte sich über und über ehe er den Boden erreichte. Als er diesem nahe kam, berührte er noch einen der Greife, die unten am Gebäude als Zierrath angebracht sind. Ein Lastträger, mit der Bürde auf seinem Rücken, entging nur mit Mühe dem herabfallenden Körper, der wenig Schritte von ihm zur Erde kam. Zwey Tage vorher hatte Hr. Levi ebenfalls das Monument besehen, und war einige Zeit oben geblieben. Seinen Freunden ist keine Ursache bekannt, welche diese tragische Katastrophe herbeyführen konnte. Er hinterläßt eine Wittwe und acht erwachsene Kinder.

Nothschuß eines Dachstuben-Autors.

(Aus the Times, 15 Febr. 1810, unter der Rubrik: Singular and genuine Affliction.)

Ein Gentleman, der bereits über die Mittagslinie seines Lebens hinaus ist, und sich bis jetzt durch seine literarischen Fähigkeiten und Talente auf eine anständige und bequeme Art durchgebracht hat, befindet sich gegenwärtig durch eine beugende Lenkung der Vorsicht auf die unterste Station physischer Schwäche und pecuniarischer Dürftigkeit reducirt. Seit acht Monaten hat er gegen eine sehr heftige, schmerzliche und gefährliche Krankheit gekämpft, niedergeworfen auf das Lager des Jammers und der Qual.

Die literarische Laufbahn, die ihn bisher hauptsächlich beschäftigte, bestand im Einsenden von Beyträgen zu den geachtetsten öffentlichen Blättern, hauptsächlich in der Redaktion der Verhandlungen des Parlaments, in welcher Eigenschaft er mehr als 20 Jahre die Sitzungen des Ober- und Unterhauses benutzte. Aber der jammernswürdige Zustand seiner Gesundheit macht es ihm nicht nur gänzlich unmöglich, ein Geschäft dieser Art länger zu betreiben, wobey die physischen Kräfte sehr angegriffen werden, sondern sie macht ihn auch zu jeder geistigen Thätigkeit unfähig, wodurch nur einigermaßen seinen Bedürfnissen abgeholfen werden könnte.

Um die Leiden des Einsenders auf die höchste Stufe zu erheben, wurde seine Gattinn, hauptsächlich weil sie ängstlich um ihn bekümmert, und seine unzertrennliche Gesellschafterinn während eines so langen Zeitraums war, neuerlich von einem heftigen Fieber befallen, wozu sich eine gefährliche Lungenkrankheit gesellte, von der sie jetzt verzehrt wird.

Mit Widerwillen und Schauer bebt er vor dem kläglichen Beyspiele des sublimen Chatterton's *) zurück, der, blühend von Jugend und Gesundheit, den Entschluß faßte, den Giftbecher zu trinken, und ungerufen sich vor den Richterstuhl seines Schöpfers drängte, — oder vor dem vielleicht noch jammervollern Beyspiele des transcendenten Otway **), der, als die Beute einer muthlosen Unentschlossenheit, in den Armen des Todes verwelkte.

Der Einsender verläßt sich mit ehrerbietigem Zutrauen auf die menschenfreundliche und mitleidsvolle Sympathie, das auszeichnende Gefühl und die ihres gleichen nicht findende Wohlthätigkeit, welche das brittische Publikum karakterisiren, und ersucht aufs submisseste alle diejenige, welche diesen holden Empfindungen gehorchen, sich zu zeigen und zu seiner Rettung beyzutragen.

Im Namen des Einsenders werden die wohlthätigen Beyträge mit Dank angenommen, und mit Erkenntlichkeit bekannt gemacht werden, von folgenden Personen: E. Quin, Esq. in Fleetstreet, Dr. Pearson, in Hanover-square (der die Contribuenten von der Wahrheit der Angaben des Einsenders versichern kann), und Ridgway, Buchhändler in Piccadilly.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Mad. Bethmann vom Berliner Hoftheater ist den 20 Mai von hier abgereist, nachdem sie eilf Darstellungen auf dem hiesigen Hoftheater, fünf im Theater nächst dem Kärnthnerthor, und zwey in dem Theater an der Wien gegeben hatte. Mad. Bethmann wurde diesmal bey weitem nicht so günstig aufgenommen, als vor 10 Jahren. Auffallend war es schon, daß man ihr bey ihrem ersten Auftreten nicht einmal entgegenklatschte, was sonst gewöhnlich Künstlern hier zu geschehen pflegt, die in besonders gutem Rufe oder Andenken stehen. Den 25 April spielte sie die Phaedra. Im Ganzen ging diese Vorstellung mit einer Genauigkeit, mit einem Leben, daß das Publikum öfters mit vollem Applaus seine tiefe Aufmerksamkeit und Zufriedenheit äußerte. Nur Mad. Bethmann allein hatte diesen Abend die meisten Stimmen gegen sich, welche die Bravozuruser mit anhaltendem Gezische überwanden. Wirklich sprach auch Mad. Bethmann viel zu leise; dann fiel ihr Vortrag zuweilen in ein vorschwindendes Scandiren, in's Delikate, in's Gesuchte. Wenn wir Wiener mehr an sie gewöhnt wären, oder wenn Mad. Bethmann mehr in den Vortrag unsrer hiesigen Schauspieler eingriffe, würden wir sie zuletzt wieder vortrefflich finden. Das hat sich auch in der Folge bewährt, wo sie, je öfter sie spielte, schon durch die Gewohnheit mehr Beyfall

---

*) Thomas Chatterton, das größte Genie, das England seit Shakespears Tagen hervorgebracht hat; an künstlerischer Prädestination, unerklärlicher Frühreife und Universalität der poetischen Tendenz, der Mozart der Dichtkunst, geb. 1752, gest. 1770. Dürftigkeit brachte ihn zum Selbstmorde. (Kosegarten.)

**) Thomas Otway, ein vorzüglicher tragischer Dichter, starb 1685 im buchstäblichen Sinne des Worts vor Hunger. (Hume.)

gewann. Jedoch wurde sie auch nach der ersten Vorstellung herausgerufen; sie ließ ihr Nichterscheinen mit Unpäßlichkeit entschuldigen. So vortrefflich auch Hr. Lange und Korn und Mlle. Adamberger spielten, so erhielt doch Herr Reil, dem die Rolle des Theramen übergeben war, den ersten Beyfall. Die lange Erzählung des Theramen ist eine sehr schwere Aufgabe für Schauspieler; dann ist das Publikum schon immer ungeduldig darauf gespannt. Auch waren wir diesen Abend besonders begierig, da wir diese Erzählung schon von unserm gefeyerten Veteran Hrn. Brockmann überaus schön vortragen hörten. Aber einstimmig erhielt Hr. Reil den Preis. Er wurde ungemein beklatscht.

Nach Egmont folgte am 30 Mai auf dem Theater an der Wien die erste Vorstellung des Wilhelm Tell von Schiller. Da die Aufführung dieses Schauspiels bisher verboten war, kann man sich das Heerbeyströmen der Menge denken. Die Ausführung des Schauspiels von Seiten der Schauspieler konnte unmöglich befriedigen. Am meisten gefiel und verdiente zu gefallen Herr Ochsenheimer als Geßler. Nur Schade, daß der Mann so eintönig ist, und keine vollklingende Stimme hat. Herr Witter als Attinghausen hätte mit dem, was und wie er es sprach, mehr Eindruck gemacht, wenn er seine Hände sparsamer gebraucht hätte. Herr Grüner als Tell hat sich ein Ideal von diesem Karaktor gemacht, das uns gar nicht ansprechen konnte. Bisweilen war er bis zur Kälte abgespannt, dann brauste er auf, wie ein Rolla oder Wittelsbach, und in der Scene, wo er den Apfel vom Haupte seines Kindes schießen soll, ward er weich und zärtlich, wie ein weinerlicher eisgrauer Vater. Im Monolog tobte er umher wie Coriolan. Dazu kommt das Widerliche, wenn er in Pathos geräth; das Hinausquetschen ganzer Konstruktionen; wenn er ruhig spricht, verkünstelt er oft die Betonung: doch sein Talent wird bald siegen. Hr. Scholz als Stauffacher hat diesen Charakter richtig aufgefaßt und getreu gegeben. Alle Dekorationen waren neu, und thaten die herrlichste Wirkung. Die Musik entsprach dem Charakter des Fischers, Hirten und Jäger durchaus nicht. Das Stück wird in 4 Akten gegeben. Der letzte schließt mit dem Tode Geßlers. Die Gegenwart Tells und seiner Familie, und des Volkes Dank und Jubel endigen die Vorstellung.

Hr. Kastelli hat bereits angekündigt, daß Anfangs Juli in der Geistingerischen Buchhandlung eine neue Theaterzeitschrift: Thalia, ein Abendblatt, unter seinem Namen herauskommen wird. Mittwochs und Sonnabends erscheint ein halber Bogen, und alle acht Tage ein Kupfer. Der Preis für den halben Jahrgang ist mit Kupfern 20 fl., ohne Kupfer 10 fl. in Papier. Diese Zeitschrift soll alles aufnehmen, was in das Theaterfach einschlägt. Hr. Kastelli hat durch mehrere Stücke und Opern, welche hier aufgeführt werden, sich Achtung erworben, und er wird seinem Unternehmen Konsistenz zu verschaffen wissen.

Seit einigen Tagen wetteifert der Gesang mit dem Tanze um den Beyfall des Publikums.

Hr. Veintti, ein junger Castrat von 22 Jahren, und der neue Tenorist Serboni sangen in der italienischen Oper: Trajan in Dazien (Musik von Nicolini), mit vielem Beyfall. Beyde erhalten für jede Vorstellung 50 Dukaten in Golde. Die Eintrittspreise sind, so oft diese Herren singen, erhöht. Aber so schön auch ihre Stimmen sind, noch können sie die Gewalt des Gesanges nicht so, wie Hr. Crebeenkini, beschwören.

Nicht so glücklich sind Hr. Henry und Mad. Guerian mit ihren Balleten: Laurette, nach einer Erzählung Marmontels, fiel gänzlich durch; Henry selbst als Tänzer gefällt sehr. Kenner nennen den alten Vestris den ersten, Duport den zweyten, und Henry den dritten Meister dieser Kunst. Er erhält mit Mad. G. für jede Vorstellung 75 Dukaten in Golde. Auch hier sind die Eintrittspreise erhöht.

Seit Fürst Auersperg, Graf Franz Palfy und Baron Brann, als neue Unternehmer des Josephstädter Theaters, darauf bedacht sind, Erlaubniß zum Bauen zu erhalten, soll der adeligen Direction des Stadttheaters vom Kaiser auch die Genehmigung ertheilt worden seyn, das Hoftheater neu erbauen zu dürfen. Das alte nämlich bedarf vieler Reparation, welche der Kaiser zu bezahlen verpflichtet ist; deswegen haben die Kavaliere sich entschlossen, mit dem beträchtlichen Beytrage des Kaisers und ihrem eigenen Zuschusse lieber ein Neues herzustellen. Der Plan ist auch schon fertig.

Berlin, 2 Juni.

Unsre Regierung trifft die kräftigsten Maßregeln dem Kontinental-System zu genügen, und die Einfuhr englischer Waaren nach Möglichkeit zu verhindern. Auch spricht man fortdauernd von Versuchen, den Handel mit leinenen Fabrikaten zu erweitern und emporzubringen, zu welchem Unternehmen die vorzüglichen Fabriken Schlesiens thätig mitwirken können. Wenn es gewiß ist, daß die trefflichen Erzeugnisse dieses Landes die baumwollenen Waaren größtentheils entbehrlich machen, so hofft man hier besonders auf den deutschen Sinn deutscher Frauen, wenn sie anders es der Mühe werth halten, einen schönen Karakter, welchen sie ererbt haben sollten, sich zu bewahren. Wahrlich, es wäre ein lobenswerther Stolz, wenn die Frauen im Vaterlande darnach strebten, und sagen dürften: Unsre Kleidung hat nichts Fremdes mehr!

Man hört hier häufig darüber klagen, daß die Branntweinbrenner bey dem Erzeugen des Getränks auf mannigfache Art der Gesundheit nachtheilige Mischungen vornehmen, aber unsre sich immer mehr verbessernde Polizey wird auch dagegen zu wirken streben.

Charade.

Mein Ganzes zählt zwey Sylben nur,
Doch, wem mit milder Hand Natur
Die erst' im strengsten Sinn gegeben,
Lebt frey und froh, verzweifelt nicht,
Wenn ihm die letzte auch gebricht,
Er wird schon durch die erste leben.

Wißt, wer die letzte auch besitzt,
Doch mit der ersten sie nicht nützt,
Der prahlet nur mit Flitterglanze;
Und sollt' er auch ein Krösus seyn,
Er dient und nützt doch ganz allein
Dem Staat nur durch das Ganze.

Räthsel.

Nach Logau.

Deine Kinder und meine
Schlangen allerley Weine,
Ohne berauscht zu seyn,
Samt den Fäßchen hinein. S.

Auflösung der Charade und des Logogriphen in Nro. 144:
Ferfengeld. Gebet.

Nro. 151.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Juni, 1810.

— Mit dem Schwert beweist der Scythe.

v. Schiller.

Recht der Blutrache im funfzehnten Jahrhunderte. *)

Im Verhältnisse gegen unsere Zeiten waren im funfzehnten Jahrhunderte die Mordthaten noch sehr häufig. Die Ursache davon lag in dem Rechte der Blutrache, die in unserm Vaterlande noch ihre volle Gültigkeit hatte, so zwar, daß nach einer verübten Mordthat keine Obrigkeit unmittelbar zur Bestrafung des Thäters einschritt, sondern es den nächsten Verwandten des Ermordeten überließ, wie sie den Mörder umbringen wollten oder könnten. Erst, wenn diese zu schwach waren, und die Obrigkeit um Hülfe anriefen, oder wenn sich der Thäter der Verwandtschaft Genugthuung zu leisten erbot, mochte sich die Obrigkeit mit dem Geschäfte befassen, und im ersten Falle den Mörder Genugthuung zu geben anhalten, im zweyten aber dieselbe zu vermitteln. Davon war man so überzeugt, daß ein Todtschläger, dem einige Appenzeller gegen alles Anerbieten die Blutrache nicht nachlassen wollten, sich für befugt hielt, bey dem Kaiser Friedrich III darüber Klage zu führen; und daß dieser dem Abte Ulrich VIII von St. Gallen den Auftrag gab, die Verwandten zu bereden, sich von dem Mörder begütigen zu lassen. Hingegen wurde im Jahre 1442 im Toggenburg den Brüdern Hober von Jonschwil die Verfolgung des Mörders ihres Bruders, der Genugthuung antrug, verboten, und befohlen, sich von ihm vor Gerichte absinden zu lassen. Als aber später die Verwandten weder Blutrache nahmen, noch dazu die Obrigkeit um Hülfe riefen, und deßwegen die Mordthaten oft völlig ungestraft blieben, befahlen im Jahre 1514 die Eidgenossen ihrem Landvogte im Thurgau, daß er die Todtschläger strafen sollte, wenn auch die Verwandten des Ermordeten nicht geklagt hätten. Das Recht und die Pflicht, Blutrache zu nehmen, band vorzüglich den nächsten Verwandten; that dieser darauf Verzicht, so durften entferntere Verwandte keine Rache mehr ausüben.

Die Genugthuung, welche die Obrigkeiten zwischen den Todtschlägern und Verwandten vermittelten, bestand gewöhnlich in einer öffentlichen Kirchenbuße, in guten Werken für die Seele des Erschlagenen, in einem Schadenersatze, und in der Ehrerbietung gegen die Erben. Hier einige Beyspiele. Als 1426 die Bergknechte mit den Zuzwilern und Ziderwangern in Streithändel geriethen, und in denselben auf beyden Seiten einige geblieben waren, sprachen die von beyderseitigen Obrigkeiten erwählten Schiedsrichter: daß die von Zuzwil und Ziderwangen mit 300 Männern in die Kirche der Bergknechte mit Kreuze gehen, dort 2 Pfennige opfern, und 30 Pfund Pfennige zum Troste der Gebliebenen zahlen, die Bergknechte aber solches mit 100 Männern und 10 Pfund Pfennige erwiedern sollten. Hingegen sprach 1524 Ritter Ludwig von Helmsdorf über den Todtschlag, den Andreas Böhl von Gäbris bey Zukenried mit seinen Söhnen an Heinrich Hug verübt hatte, als Vermittler

*) Aus einer Geschichte des Kantons St. Gallen, welche einen vormaligen Kapitular des Kl. St. Gallen, Ildephons von Arx zum Verfasser hat, und auf Michaelis in 3 Bänden erscheinen wird.

dieser Genugthuung aus: Die Böhl kommen an einem bestimmten Tage mit 80 Männern in die Kirche zu Amtzell, thun darin öffentliche Kirchenbuße, lassen an demselben Tage zwölf Messen lesen, gehen bey jeder mit zwölf Männern zu Opfer, und legen jeder zwey Pfennige samt einer Kerze auf den Altar; sie lassen für die Armen ein Mutt Kernen zu Brot backen; sie stiften für den Erschlagenen ein Jahrzeit, unterhalten ein Jahr lang für ihn in der Pfarrkirche ein Licht, errichten ein steinernes fünf Schuh hohes aus einem Stücke verfertigtes Kreuz, und setzen es dahin, wo es die Verwandten haben wollen; sie verlassen ihre Heimat in Gäbris, das Kirchspiel Heiligen-Kreuz, und die Herrschaft Zukenried; sie treten, wenn sie den Blutsverwandten des Ermordeten auf dem Wege begegnen, auf die Seite, besuchen kein Wirthshaus, Spiel, oder Tanz, wo sich einer derselben befindet, kommen nie wieder nach Zukenried, und zahlen den Verwandten für den Schmerzen und Arztlohn 112 Gulden. — Auf die nämliche Weise mußten durch eine Vermittelung obrigkeitlicher Beamten Sebastian Egger, Heinrich Egger von Nengersried, und Ulrich Riederer die Todtschläger des Anton Altherrn im Jahre 1535 zu Goldach „nach altem christlichem Bruche Buße thun," das ist: In der Kirche vor dem Umgange nackend, nur in schwarzen oder weissen undurchbrochenen Hosen, die Lenden mit einem Tuche umgürtet erscheinen, in einer Hand das bloße Schwert, in der andern eine brennende pfündige Wachskerze halten, auf dem Grabe des Entleibten niederknien, für dessen Seele zu Gott beten, die Freundschaft um Verzeihung bitten; durch neun Priester für denselben Messen halten lassen, bey jeder Messe zu Opfer gehen, und durch ihre Begleiter 300 Wachskerzen, deren jede fünf Heller am Werthe haben soll, auf den Altar legen. Ferner mußten sie ein fünf Schuh hohes und drey Schuh breites steinernes Kreuz machen lassen, den Armen ein Mutt Kernen zu Brot backen, den Verwandten des Ermordeten auf dem Wege ausweichen, und um denselben nicht unter die Augen zu kommen, in der Kirche die hintersten Stühle einnehmen; kein Wirthshaus, Schiff, Badstube betreten, und den Verwandten für ärztliche Pflegung und Unkosten 174 Gulden bezahlen. Da nebst diesem der erschlagene Mann von den Mördern dem Herrn, dessen Leibeigener er war, mit 50 Pfund Pfennige, wie oben gemeldet worden, mußte vergütet werden, und oft auch, nachdem der Mörder mit den Verwandten schon abgekommen war, der Reichsvogt ihn noch mit einer Geldstrafe belegte, kosteten die Mordthaten zwar nicht das Leben, aber Vielen ihr ganzes Vermögen.

Gnome.

Ewig jung zu seyn, wünschen wir vergebens;
Wer sein Alter birgt, schämt sich seines Lebens.

H. S.

Bericht der Arbeiten des Administrations-Conseil der Societät zur Aufmunterung der National-Industrie zu Paris während des Jahrs 1809.

Die Wichtigkeit der Gegenstände und die Reichhaltigkeit dieses Berichts lassen uns hoffen, daß wir durch einen Auszug aus demselben unsern Lesern, welche sich für die Fortschritte in den Gewerben interessiren, eine angenehme Unterhaltung gewähren. — Die Societät zur Aufmunterung der National-Industrie ist ein patriotisches Privat-Institut, das sehr vortheilhaft auf alle Gewerbzweige wirkt.

Der Bericht theilt sich in vier Abschnitte. Der erste Abschnitt handelt von den Arbeiten des Administrations-Conseil überhaupt und der Mitglieder, aus denen er besteht, insbesondere; der zweyte von der Korrespondenz des Conseil mit den Fabrikanten, Handwerkern, Landwirthen und den gelehrten Gesellschaften; der dritte von den dem Conseil vorgelegten oder seiner Prüfung unterworfenen Gegenständen; und der vierte von dem Bulletin und den Subscriptionen.

Arbeiten des Conseil und der Mitglieder.

Guyton de Morveau hat dem Conseil außer den sehr interessanten Notizen über das Foultonsche Taucherboot, über die künstliche Puzzolane von Delahaye-Dümeny, über die schnelle Oxidirung des Bleies in gebrannten Wassern, über die Anfertigung und Anwendung der metallischen Compositionen, die unter dem Namen Similor, Tomback u. s. w. bekannt sind, auch mehrere von ihm in der physicalischen und mathematischen Klasse des Instituts vorgelesene Berichte mitgetheilt, namentlich über die Verbrennung des Rauches, und über den erhaltenden Steinmörtel des verstorbenen Bachelier.

François de Neufchateau theilte mehrere Details über das Verfahren bey der erhobenen Bildgraberkunst, und die Anzeige eines neuen englischen Industrie-Zweiges, der das Fischbein zu mehrern Arbeiten verwendet, zu denen man sich gewöhnlich der Schildpatt oder des Hornes bediente, mit.

Bardel unterhielt den Conseil von der Wichtigkeit des Baues der chinesischen weissen Seide, den man vor dreißig Jahren versuchte und dann aufgab, ohne zu bedenken, welche Vortheile die Gaze- Bionden- und Tull-Fabriken daraus ziehen können. Einige Partikuliers haben Weißseidenwürmer-Eier unvermischt erhalten, und die Regierung hat eine Prämie für die Cultur derselben ausgesetzt. Auch theilte He. Bardel mehrere seiner Versuche in verschiedenen Kunstzweigen mit, welche noch nicht den Grad der Vollkommenheit erhalten haben, dessen sie fähig sind, z. B. das metallvermischte Silber.

Molard las unter andern eine interessante Abhandlung über die holländischen Bretermühlen, und theilte die

Beschreibung eines von Domenico Griva de Versel erfundenen Instruments zum Federschneiden, und Notizen über die Komposition und Beschaffenheit der bis jetzt bekannten Mastiarten mit.

Cadet-Gassicourt hat auf einer Reise durch Deutschland schätzbare Bemerkungen über den Kunstfleiß dieses Landes gesammelt, und unter andern eine umständliche Beschreibung der Fabrikation des Kremser-Weiß vorgelesen.

Gay-Lussac theilte ein neues sehr einfaches und vortheilhaftes Verfahren, das Seesalz zu reinigen und zu bleichen, mit.

Die Gebrüder Ternaux haben durch ihre Versuche endlich die Frage entschieden, ob man schönere und bessere Wolle erhält, wenn man die Schaafe bedeckt. — Nach ihren Beobachtungen gibt die bedeckte Wolle weniger Abgang, als die unbedeckte, sie ist fester nach dem Aussetten, läßt sich besser kämmen und leichter weben. Aber den größten Vorzug gibt ihr die außerordentliche Weisse, welche sie fähig macht, alle Farben anzunehmen, und bey weissem Tuche ohne Schwefel, der die Wolle sehr hart macht, gebraucht zu werden.

Die Societät setzte einen Preis aus auf die beste Art der Reinigung des Fabriken-Alauns. — Hr. Roard, Direktor der Färbereien bey der kaiserl. Gobelin-Fabrik, wandte 1809 eine neue Methode an, die Seide auszukochen, und sie gelang vollkommen. Nach den Versuchen in der Gobelin-Fabrik kann man die Seide, welche gefärbt werden soll, in einer Stunde durch eine einzige Behandlung auskochen, statt daß nach der alten Art drey verschiedene Auskochungen 4 bis 5 Stunden erfoderten. Die Seide verliert nichts an Stärke; sie ist zwar weniger weiß, aber das bedeutet nichts, wenn sie gefärbt werden soll, vorzüglich bey dunkeln Farben.

Die größte Sorgfalt wandte der Conseil auf die Gegenstände, welche zur Concurrenz einliefen. Mehrere der abgestatteten Berichte über die Preise können für technologische Werke gelten, wie der Bericht des Hrn. Prony über die kleinen Feuerzeuge; des Hrn. Guillet-Baumont über den Stahl; des Hrn. François de Neufchateau über den Ackerbau; des Hrn. Merimee über das Bleiweiß. — Die 1809 ertheilten Preise haben Frankreich mit mehrern Fabriken bereichert, die ihm bis dahin fehlten, z. B. mit Weißblech- und Bleiweiß-Fabriken. — Auch hat die Societät mehrere Zöglinge in den Stand gesetzt, den Unterricht des Hrn. Ivart zu Altfort zu erhalten, und sich in der Pferde-Arzeneykunde zu vervollkommnen.

(Der Beschluß folgt.)

Damen-Anzüge bey der Hof-Galla zu London am 18 Januar. (Geburtstags-Feyer der Königinn.)

Die Königinn. Grünes Sammtkleid, reich mit Gold gestickt, Jasminblumen mit Goldmuscheln bordirt, die mit Kränzen von Pailletten und Goldperlen umgeben sind; der Mantel von Drapd'or, mit ungemein reichgestickter Bordure, der Kopfschmuck von Diamanten.

Die Prinzessinn von Wallis. Kaftan von weissem Atlas, gestickte Lilien mit farbiger Folien-Bordure, welche Binsen (bullrushes) und Blätter formirt, das oberste der Binse reich mit Diamanten besetzt; weiß atlassenes Kleid, der Leib und die Aermel von reichem Sammt (rush-velvet) über und über mit großen Diamanten garnirt. Die Draperie und Taschen durch eine Diamant-Schleife gehalten; Kopfschmuck von Diamanten und Strauß-Federn.

Prinzessinn Augusta. Grünes Sammtkleid, reich mit Silber gestickt, Bordure von Muscheln in polirtem und mattem Silber, vermischt mit Seegras, die Draperie von Spitzen mit silbernen Schleifen von Eichenlaub und Eicheln, durch silberne Schnüre und Trotteln verbunden, Leib und Schleppe von silberdurchwebtem Sammt, garnirt mit Silberspitzen; Kopfschmuck von Diamanten und Federn.

Prinzessinn Elisabeth. Kleid von Braun und Gold, auf der rechten Seite eine sich quer herüberziehende große drepeckige Draperie von Goldstoff, Bordure von goldenen Muscheln und Palmblättern, die durch matte und helle Folien und Bouillons kontrastirt waren; kleinere Draperien von braunem Sammt, zierlich gestickt und in verschiedenen Richtungen angebracht, vollendeten den prächtigen Anzug. Die Roben-Aermel braun und Goldstoff, mit Goldspitzen und Diamanten geziert.

Prinzessinn Marie. Kleid von blauem (Garterblue) Sammt, mit Gold gestickt, ovale Draperie, die sich linker Hand zusammenspitzte. Der Grund mit sternförmigen Pailletten, die Bordure von Schleifen aus massiven Folien, welche große Bouquets von Garten- und Wasser-Lilien, Schneetröpfchen und andern Blumen verbanden. Die leichtern Draperien von derselben Form, abee in Bordure und Stickerey verschieden. Der Saum des Kleides eine breite Bordure von Festons aus Folien und von See-Grasbüscheln. Roben-Aermel blau und Goldstoff, mit Gold-Spitzen und Diamanten geziert.

Herzoginn von York. Kleid von braunem (Persian-brown) Sammt, orientalische Bordure, der Grund mit Sternen von goldenem Flechtwerke; eine Mosaik von Gold mit wechselndem Schatten um den Saum des Kleides. Draperie ein reiches persisches Goldnetz mit breiter Franze von goldnem türkischen Weizen; Kaftan von gleicher Farbe, mit breiter goldner Franze besetzt, Leib und Aermel mit

Brüßler Spitzen und Diamanten bedeckt; Kopfschmuck von Straußfedern und Diamanten.

Prinzessinn Sophie von Gloucester. Weisses Atlas-Kleid mit Silber gestickt; karmesin-atlassener Kaftan mit Silber gestickt; Federn und Diamanten zum Kopfschmuck.

Prinzessinn von Castelcicala (Gemahlinn des sicilianischen Gesandten). Orangefarbenes Atlas-Kleid, Draperie von schwarzen Spitzen, mit orangefarbenen und schwarzen Schnüren und Quasten. Roben-Aermel von schwarzem Sammt.

Hierauf folgen die Beschreibungen der Anzüge der Gräfinnen von Errol, Pembroke, Elingham, Liverpool, Coventry, der Lady-Mayoreß, der Ladies St. John, Lucas, Dundas, Herbert, Rolle, Arden, der Gemahlinn des amerikanischen Gesandten Pinkney, und einiger andrer Damen.

Außer den Personen des königl. Hauses waren bey der Hof-Galla (Drawing-room) gegenwärtig die Erzbischöfe von Canterbury und York, der Prinz von Castelcicala, der Herzog von Braunschweig (Oels), jetzt englischer General, die Marquis von Cornwallis und Wellesley, 35 Grafen, 10 Viscounts, 35 Lords, 2 deutsche Grafen (Brühl und Münster), 8 Bischöfe, der portugiesische, türkische, sardinische, hessische und spanische Gesandte, 43 Ritter, (Sirs), 10 Admirale, 37 Generale, 19 Obristen, 4 Marchionesses, 20 Gräfinnen, 2 Vice-Comtesses, 48 Ladies, 46 verheirathete und ledige Damen bürgerlichen Standes (Mistresses and Misses).

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 12 Juni.

Da der Sommer gegenwärtig die Shawls von Cachemire sehr entbehrlich macht, so hat ein großer Theil der schönen Besitzerinnen sie in sichere Verwahrung gegeben. Der Mercure de France will wissen (Nro. 462, S. 231), daß mehr als 2000 Shawls sich in den Magazinen des Leihhauses von Paris befinden, und der Gegenstand schlägt zu sehr in Merkurs Departement ein, als daß man an der Authenticität dieser Angabe zweifeln könnte.

Eine junge Wittwe von Chalons, so erzählt derselbe Götterbote, hat vor drey Monaten ihren heißgeliebten Gatten verloren. Vor einigen Tagen kam sie zur Municipalität, um ihre zweyte Ehe in die Register einzeichnen zu lassen; man machte ihr die Bemerkung, daß die Gesetze erst nach einem Jahre Wittwenschaft zur zweyten Heirath zu schreiten erlauben. „Ich weiß es wohl," antwortete die moderne Artemisia, „aber mein Mann war 9 Monate lang krank, und das macht die Rechnung des Wittwenjahrs voll." Man hatte alle Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß der Tod eines Gatten erst vom Tage des Verscheidens sich datire.

Eine Riesige Dame hat unlängst 300 Fr. Belohnung für ihren verlornen Hund, und dreißig Franken für Zurückführung ihrer vierjährigen verlornen Enkelinn in einer öffentlichen Affiche versprochen.

In Paris ist in der Mitte des vorigen Monats der bekannte Dr. Seiffert, Verfasser des berüchtigten hyperdeutschen Pariser Laufberichtes, an einem hartnäckigen Fieber gestorben. Da er immer gegen die China zu Felde gezogen war, so wollte er, seinen Grundsätzen getreu, auch lieber sterben, als sie bey sich selbst anwenden. Man will wissen, daß er diesen Haß gegen die China dem Dr. Gay vermacht habe, der durch Abhandlungen gegen das Aderlassen und gegen den Gebrauch des Zuckers sich bekannt gemacht hat.

Von der Vermählungs-Feyerlichkeit ist ein sehr gut gerathener Kupferstich von Parfait-Augrand nach einer Zeichnung nach dem Leben erschienen.

Hr. Tessier, Mitglied vom Institute, hat nun seine Reise nach Hofwyl, die er auf Einladung des Ministers vom Innern unternahm, herausgegeben. Er lobt die Talente, Kenntnisse und Beharrlichkeit Hrn. von Fellenbergs, seinen persönlichen Charakter und die Ordnung in seinem Hause; behauptet aber, seine Ackerbauschule, obgleich aller Aufmunterung würdig, umfasse nicht alle Zweige, und unter den daselbst ausgeübten Methoden gebe es nur eine kleine Zahl, die das Verdienst der Neuheit mit dem der Nützlichkeit vereinigten.

Hr. Michaux, der auf Befehl des Finanz-Ministers eine Reise nach Nord-Amerika machte, um die Bäume jenes Landes zu bezeichnen, deren Anbau man mit Nutzen oder zur Zierde nach Frankreich verpflanzen könnte, hat nun die erste Lieferung der Resultate seiner Reise unter dem Titel angekündigt: Histoire des arbres forestières de l'Amerique septentrionale, considérées principalement sous les rapports de leur emploi dans les arts et de leur introduction dans le commerce.

In Bayern reiset gegenwärtig auf Befehl der französischen Regierung Hr. Manuel de Lerres, Intendant der Küwste und Manufakturen, um alle nützliche Erfindungen, die er antrifft, nach Frankreich zu verpflanzen. So sucht die Regierung auf alle Arten den innern Wohlstand dieses Landes in Flor zu bringen.

Unter den Glas- und Porzellain-Manufakturen verdienen auch die Glas-Mahlereyen des Hrn. Dihl, und die monotroischen Abdrücke des Hrn. Neppel auf Porzellan, beyde von Paris, genannt zu werden. Vorzüglich weit haben es aber die HH. Honé, Coquerel und Legros d'Anesy (Paris rue du Cadran) gebracht, welche in Farben auf Porzellan und Fayence abdrucken, und die auf die Art schon bey 3000 verschiedene Sujets geliefert haben. Die Kupferplatte wird mit präparirter Dinte, auf präparirtes Papier abgedruckt, und dieses dann auf das Porzellan oder Fayence gelegt, und abgezogen. Das Geschirr kommt dann in den Ofen, wo die Farben durch die Hitze unzerstörlich sich einprägen.

(Moden.) Vor 4 Jahren gingen die Ton-Männer nach Vagatelle frühstücken: vor 3 nach dem Gebüsche von Vincennes oder Romainville; voriges Jahr nach Raunelagh, und dies Jahr nach Tivoli. Um 4 Uhr Nachmittags nehmen sie Eis bey Torloni (dies neue Mittel, den Appetit wieder herzustellen, wurde erst unlängst entdeckt); um 6 Uhr wird à la Gaillotte oder im Cadran bleu gespeist, dann Brunets attischen Abenden beygewohnt, und endlich der Tag um 11 Uhr mit einem Punsch à la Romaine mit Caffé de Prince beschlossen. Alle diese Orte liegen an den Boulevards in einem Halbzirkel; und man wird eingestehen, daß man den Kreis des Lebens nicht besser beschreiben könne.

Ein junger Herr, der aus der Garderobe seines Großvaters einen spanioldarbenen Rock mit goldnen Knöpfen, von seinem Reitknechte eine Stallhose, und von seinem Gärtner einen runden Hut mit niederm Kopfe und breitem Rande entlehnte, könnte damit gegenwärtig auf allen Morgenpromenaden glänzen; er wäre ganz in der Regel.

Die Damen sind zu Hause lauter Cendrillons: ein anspruchloses schwarzes Sammtband, zwey oder dreymal um den Kopf und die Stirn gewunden, macht ihren ganzen Staat. Der Morgenpromenadenanzug hat sich nicht sehr geändert; ein Capot von weißem Musseline, oder ein tiefer Hut, von Lapisfarbnen Taft, Halbstiefeln von der Farbe dürrer Blätter, gestickte oder durchbrochen gearbeitete Strümpfe (à la Berlinoise), ein kurzes Kleidchen von Perkal, das sich eng an die Formen anschließt, das sind seine Bestandtheile. Trägt man einen Capüchon von Mousselin, so deckt ein kleines Halstuch von ausgefranzter Seide die Schultern.

Nro. 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Juni, 1810.

Behalte Hoffnung stets im widrigen Geschick,
Und eine heitre Stirn bey trüben Sorgen,
Genuß für jeden Augenblick,
Und einen Wunsch noch für den andern Morgen.

v. Kopken.

Marion de Lorme.

Marion de Lorme, die am 5 Januar 1741 in ihrem 135sten Jahre zu Paris starb, ist in jeder Rücksicht eine der merkwürdigsten Erscheinungen.

Sie war geboren den 5 März 1606 zu Balherain bey Giez, in der ehemaligen Franche-Comté, von niedrigen dürftigen Aeltern. Ihr Vater hieß Jakob Grapin. Sehr jung kam sie nach Paris, und lernte dort den berühmten Desbarreaux kennen. Er war ihre erste Liebschaft; ihm hing sie, trotz ihrer häufigen Treulosigkeiten, beharrlich an. Er gab ihr den Namen Marion de Lorme.

In ihrem 19ten Jahre machte sie die Bekanntschaft des brittischen Botschafters, Herzogs v. Buckingham. Er sah sie, liebte sie, und sie ergab sich.

Buckingham landete aus persönlicher Feindschaft gegen den Minister Richelieu in der Folge an der Spitze einer furchtbaren Flotte an der Insel Rhé, und belagerte die Veste St. Martin. Dort blieb er fünf Tage unthätig, und dies rettete Frankreich.

Folgendes war die Ursache dieser Unthätigkeit. Richelieu hielt sich für verloren, wenn St. Martin überging. Sein Vertrauter, Boisrobert, rieth ihm, Buckinghams Geliebte zu bewegen, daß sie deswegen einen Brief an ihren Anbeter schriebe. Dies geschah. Thoiras (Kommandant der Veste) erhielt Zeit, seine Vertheidigung zu bereiten. Buckingham schiffte nach dreymonatlicher Einschließung den Rest seiner von Schomberg geschlagenen Truppen wieder ein.

Einige Jahre später verliebte sich der bekannte Günstling Ludwigs XIII Cinq-mars in Marion, und ehligte sie ingeheim. Richelieu wollte sie unbemerkt sehen. Die berühmte Ninon veranstaltete dies. Richelieu verliebte sich in Marion. Cinq-mars wurde verwiesen, und Marion ward, halb gezwungen, Richelieus Geliebte.

Damals war sie schon 44 Jahre alt, aber noch in ihrer Schönheit Vollglanze. Ehrsucht führte sie irre. Ihr Haus wurde der Sammelplatz der damals misvergnügten Prinzen von Condé, Conti u. s. w. Als diese am 18 Jan. 1650 verhaftet wurden, ward sie über ihr eigenes Schicksal unruhig. Sie erfuhr, daß auch sie verhaftet werden sollte, versicherte sich ihres Arztes Guy-Patin und einiger Hausgenossen, legte sich zu Bette, und spielte die Sterbende. Gegen Mitternacht kamen die Häscher; doch ihr anscheinender Zustand hielt sie zurück, die Verhaftung zu vollziehen. So blieb es einige Monate. Niemand wurde mehr zu ihr gelassen, und endlich ließ sie ihren Tod verbreiten. Guy-Patin besorgte ihre Beerdigung, und sie sah am 29 Juni 1650 ihrem Leichenbegängnisse lachend hinter dem Fenster zu.

Sie flüchtete sich hierauf mit den Trümmern ihres Vermögens nach Ostende, wohin sie Guy-Patin an einen seiner Freunde empfal.

Nun beginnt ihr zweytes Leben.

Von Ostende begab sich Marion nach England. Dort lernte ein englischer Großer sie kennen, und bot ihr seine Hand an. Zehn Jahre lebte sie mit ihm glücklich auf seinen schottischen Gütern. Im Jahre 1661 starb ihr Gemahl. Marion kehrte nun nach Frankreich zurück.

In der Nähe von Löwen wird sie von Räubern angefallen, und rein ausgeplündert. Der Hauptmann der Räuberbande bot ihr seine Hand an, und sie lebte drey Jahre mit ihm in Pommern. Er starb, und sie wurde im 30sten Jahre zum Drittenmale Wittwe. Er hinterließ ihr etwa 100,000 Livres. Mit diesen ging sie nach Frankreich zurück, und beschloß, ihr Leben in ihrem Geburtsorte Giez zu enden. Alle ihre Verwandte waren todt. Sie verband sich also mit einem Prokurator, Namens le Brun. Siebzehen Jahre lebte sie mit ihm in einer glücklichen Ehe. Sie war 66 Jahre alt, als Geschäfte ihren Mann nach Paris riefen. In der Galerie von Versailles traf sie auf ihre alte Freundinn Ninon, wurde aber zu ihrem großen Kummer von dieser nicht erkannt.

Auch dieser vierte Gatte starb, als sie 81 Jahre alt war, und sie blieb, von der ganzen Welt verlassen, mit einem Bedienten und einer Kammerfrau allein. Marion fühlte ihre hülflose Lage, und schrieb einen rührenden Brief an Ninon. Ihre Domestiken waren grausam genug, diesen Brief zu unterschlagen, und verliessen sie nachher, nachdem sie ihre Gebieterinn bestohlen hatten. Marion blieb 24 Stunden allein ohne Nahrung; endlich naht sich eine Unbekannte ihrem Lager, sieht, daß sie noch athmet, bringt ihr Bouillon und rettet sie vom nahen Tode. Die Nachbarn kommen herbey, und einer von ihnen fragt, ob sie denn gar keine Verwandte und Freunde mehr besitze.

Marion nennt ihre Freundinn Ninon mit dem Bedauern, daß, nach der Versicherung ihres Dieners, auch diese kürzlich gestorben sey. Der Nachbar versichert, daß er noch erst vor 14 Tagen Ninon gesehen habe, und fliegt zu ihr. — Trostlos kommt er zurück; Ninon war so eben verschieden! —

So vegetirte Marion noch dreißig Jahre durch die Unterstützung ihres großmüthigen Nachbars. Dieser starb; und ein Geistlicher, von ihrem hohen Alter unterrichtet, sorgte nun noch sechs Jahre für sie, bis zum 5 Jan. 1741, wo sie, nach dem Todtenscheine des Pfarrers Moncerap, am 20 April starb, und in dem Kirchhofe von St. Paul begraben wurde. J.

Bericht der Arbeiten des Administrations-Conseil der Societät zur Aufmunterung der National-Industrie zu Paris während des Jahrs 1809.

(Beschluß.)

Der Präfekt des Oberrheinischen Departements hat der Societät eine von ihm in Druck gegebene Abhandlung über die Vorzüge des Gebrauchs der Säge statt des Beils beym Brennholzschlagen, und eine von der Ackerbau-Gesellschaft in Colmar bekannt gemachte Anweisung der Bienenzucht übersandt. —

Nach den Beobachtungen des Präfekten des Seine- und Marne-Departements leistet das Neumametre des Herrn Regnier noch nicht ganz, was erfordert wird, um die Kraft und Geschwindigkeit des Stromes eines Flusses, indem er austritt, zu bestimmen. Diese Bestimmung würde bey Ueberschwemmungen von dem wesentlichsten Nutzen seyn.

Hr. Regnier hat vielen Fleiß auf die Verbesserung der Schlösser, und besonders der Sicherheits-Hängeschlösser von seiner Erfindung verwandt: sie werden sogar bereits im Auslande abgesetzt; auch hat er eine sehr reichhaltige Abhandlung über die Versuche mitgetheilt, welche im Haupt-Depot der Artillerie über die Kraft des Knallpulvers gegen das gewöhnliche im Kriege gebrauchte Pulver angestellt wurden.

Hr. Cambon, Rheder von Kaperschiffen in Bordeaux, hat eine ganze Meierey zu Versuchen mit Anpflanzungen bestimmt. In vier Monaten hat er 85,000 Fuß mit fremden und inländischen Bäumen, und unter diesen 146,000 Akazien, auf einem sandigen und eisenhaltigen Boden angepflanzt, auf welchem man vorher nicht einmal Fichten fortbringen konnte. Diese Anpflanzung hat Nachahmer gefunden, und bald wird ein Kanton, der ganz von Holz entblößt war, mit Wald bedeckt seyn.

Hr. Chaffiran hat einen der Ackerbau-Gesellschaft in Paris abgestatteten Bericht über die zweymal vergebens versuchte, jetzt aber mit unendlichen Schwierigkeiten überwundene Austrocknung der Boereschen Sümpfe, im Departement der Unter Charante, mitgetheilt. Zweytausend Stück großes Vieh finden darauf eine reiche Weide, und die Deiche hat man mit Holz besetzt. — Auf Hr. Ch. Vorschlag hat die Ackerbau-Gesellschaft in Paris den Partikuliers, welche diese Sümpfe ausgetrocknet haben, eine goldene Medaille verehrt.

Hr. d'Hombres-Firmas übersandte die Beschreibung einer von ihm erfundenen Vorrichtung, mit dem Dampfe von kochendem Wasser die Puppe im Cocon zu tödten, ohne der Seide Schaden zu thun. Es ist zu wünschen, daß größere Versuche damit angestellt werden. — Auch hat er eine Abhandlung mitgetheilt über die Anwendung der Dampfröhren zur Einheizung der Kammern, in denen man die Seidenwürmer aufzieht, und eine Notiz „über die auf diese Weise geheitzten Seidenhaspelstuben."

Hr. Ladouepe-Dufongerais stattete Bericht über seine Fortschritte in der Fabrikation des Flintglases ab, und Hr. Curaudeau über die Verbesserung eines Windofens, mit welchem große Fabrikzimmer geheizt werden. Die HH. Bruun-Neergaard und Vauvilliers überreichten Abhandlungen, der erste: Ueber die Eigenheiten des Elfenbeines und die Mittel, seine Weisse zu erhalten und ihm sie wiederzugeben, wenn er gelb geworden ist; der zweyte: Ueber die Vortheile der Ramme (sonnette à d'éclie) beym Einrammen der Pfähle und über die Verbesse-

rung an diesem Werkzeuge, um es weniger kostspielig zu machen.

Wir übergehen die minderwichtigen Mittheilungen.

Zur Prüfung vorgelegte Gegenstände.

Hr. Montgolfier, den eine schwere langwierige Krankheit von den Sitzungen der Societät abhält, hat derselben ein Modell von seinem hydraulischen Widder verehrt. — Hr. Julien, seine Vorrichtung um ätherische Weine und Flüßigkeiten aus einem Gefäß ins andre überzudringen, und drey Modelle der von ihm erfundenen Maschinen zur Torf-Fabrikation.

Hr. Rousseau hat der Societät die von ihm erfundene Maschine, um den Einschlagfaden zum Weben abzuhaspeln, zur Prüfung vorgelegt; eine Maschine, die in acht Minuten zu Stande bringt, was kaum zwölf Abhaspelrinnen in dieser Zeit zu Stande bringen würden.

He. Caillon hat für die Erfindung seiner Maschine, das Eisen in allen seinen Dimensionen zu arbeiten, zu richten, zu rändern und zu poliren, als wäre es mit der Feile, 600 Fr. zur Aufmunterung von der Societät erhalten. Die mechanische Hanf- und Flachsspinnerey des Hrn. Delafontaine, d. S., verheißt Frankreich ein sehr nützliches Etablissement. —

Ein Arbeiter im Arsenal zu Douay hat ein Flußmesser, wie es die Gärber zur Bereitung der Felle gebrauchen, verfertigt, da man ehemals dieses Werkzeug aus der Fremde einführen mußte.

He. Lucas, Aufseher der Galerien des Museum der Naturgeschichte, hat ein Amalgama von Eisen und Stahl vorgelegt, das den Damaszener-Arbeiten der geschicktesten Künstler gleich kommt.

Hr. Poterat verfolgt seine Versuche über den Druck der Landkarten durch typographische Vorrichtungen, wofür ihm die Societät eine Unterstützung zuerkannt hat. — Auch hat er ein Mittel erfunden, den Guß der Drucker-Typen weit wohlfeiler zu machen, von welchem Hr. de Parcy, dem er es allein entdeckt hat, als von einer äußerst interessanten Erfindung spricht.

Das Geheimniß des Hrn. Appert, Eigenthümers zu Massy bey Paris, zur Aufbewahrung des Fleisches und der Vegetabilien, auf welches die Societät den Minister des Innern aufmerksam machte, ist von diesem an sich gekauft, und wird nächstens umständlich durch den Druck bekannt gemacht werden.

Hr. Désarnod hat seine Wärmelampen (Calorifères) verbessert, und so eben zwey neue verfertigt, von denen die eine mit Steinkohlen, und die andre mit Holz geheizt wird.

Hr. Gardet hat eine Art Schornsteinhaube erfunden, welche bey jeder Richtung des Windes dem Rauche freyen Ausgang gestattet. Sie ist gar nicht kostbar, und besteht aus Blättern von Eisenblech, die sich schräg durchschneiden, und mit einer kleinen Kappe bedeckt sind. Da diese Vorrichtung ins Innere des Schornsteins sich einsenkt, so ist sie dauerhaft, und bequem ist sie, weil man sie leicht aufsetzen und abnehmen kann.

Zu gleicher Zeit, daß Herr Bordier-Marcet zu Paris zuerst versuchte, seine Reverberen mit parabolischen Reflektoren zur Erleuchtung der Städte anzuwenden, versuchte Hr. Vivien, von Bordeaux, ähnliche, zu welchen er keine Glaskügeln gebraucht. Beyde haben ihre Erfindungen der Societät vorgelegt. Mehrere Gemeinden haben sich bereits die Bordier-Marcetschen Reverbere angeschafft, und in beyden Erfindungen wird der Zweck einer hellern Erleuchtung vorzüglich erfüllt.

He. Bonnatin hat ein Verfahren erfunden, die Seife zu reinigen, welches He. Vauquelin untersucht, und sehr gepriesen hat. — Die Manufaktur: Utzschneider und Fabri, in Sarguemines, liefert irdenes Geschirr, das bey dem geringen Preise die Eigenschaften des Porzellans hat, und durch seine schöne Glasur allein schon zum Gebrauche reizen muß. Bekannt ist der Druck auf Fayence von Honé, Coquerel und Legros d'Anisy, und der Druck unter der Glasur von Hrn. de Puidusque in Sevres.

Noch wurde der Societät unter mehrern Gegenständen, die wir übergehen, ein goldfarbenes Metall vorgelegt, das der Erfinder zu Bestecken verwenden wollte. Die Societät rieth ihm aber, es zu Bijouterien und Galanteriewaaren anzuwenden. — Proben des Glasdrucks von Hrn. Laudelle; aufgefärbte Cashemir-Shawls von Hrn. Chappe, ohne daß die Farben der Enden und der Einfassung darunter im geringsten leiden.

Bulletin, Subscriptionen.

Mit typographischer Schönheit erscheint ein Bulletin, welches mit der strengsten Auswahl neue Erfindungen und neue Behandlungsarten in den Gewerben umständlich mittheilt, wodurch die Fabrikanten sogleich mit den neuesten, vortheilhaftesten Methoden der Fabrikation bekannt werden.

Unter den neu hinzugetretenen Subscribenten sind: Die Königinn von Westphalen, die Königinn von Neapel, der Reichs-Erzschatzmeister, der Polizey-Minister, die Senatoren Grafen Semonville, Volney, Fossombroni, und die Staatsräthe Real, Real-Corsini und Giunti.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, 30 Mai.

Die Preise der Lebensmittel sinken stets, da die Consumtion geringer ist. Immer war es die Klage in Rom, daß alles, und zwar das Beste, in die Klöster und zu den reichen Geistlichen geht. Diese Klage fällt jetzt weg, und es heißt wol umgekehrt: man habe keinen Absatz mehr.

Ein Hauptartikel der Consumtion, das Oel, ist in Jahren nicht so wohlfeil gewesen, als es jetzt der Fall ist. Man behauptet, daß es noch zu geringerem Preise (nämlich zu 6 Bajok die Foglietle) herabgesunken seyn würde, wenn nicht in diesen Tagen im Hafen von Civita Vecchia ein Schiff mit Oel beladen worden wäre. Dies Schiff, das für römische Rechnung nach Genua abgehen sollte, fiel den Engländern in die Hände. Auf dem Schiffe waren etwa 9 oder mehr genuesische Mönche oder Priester, die sich in ihre Heimath begeben wollten.

(Heuschrecken.) Dies den Gegenden Roms so häufig verderblich gewesene fliegende Insekt droht in diesem Frühlinge die Hoffnungen einer gesegneten Erndte zu zerstören. Die eingelaufenen Klagen waren so allgemein, daß die Regierung einen Policey-Befehl ergehen ließ, laut welchem alle Pächter und Güterbesitzer in der Campagna di Roma gehalten seyn sollten, eine gewisse Anzahl von Arbeitern Rottenweise auszusenden, um die Heuschrecken zu vertilgen. Es geschieht solches mittelst großer weisser Leintücher, in deren Mitte ein Sack angebracht ist. Die geschenchte Brut fliegt dem weissen Tuche zu, und wird so in großen Haufen gefangen. — Ungeachtet des ernstlichsten Befehls der Regierung, und ungeachtet der hinzugefügten Drohungen auf der einen, und Anerbietungen zu Geldvorschüssen auf der andern Seite, ist die Sache nicht ins Werk gesetzt worden, und ein zweyter Befehl hat unter dem 25 Mai ergehen müssen, worin gedroht wird, daß der Direktor der Polizey für Kosten der verschiedenen Besitzer die Sache exequiren, und sich an dem vorhandenen Eigenthum bezahlt machen, oder Beschlag auf die Ernte legen werde. Ehe man noch von dem Erfolge dieses zweyten Befehls weiß, erzählt ein gläubiges Gerücht, das in Rom sehr allgemein kursirt, wie auf die Bannsprechung eines heiligen Mannes — einige nennen einen frommen Kapuziner, andre einen frommen Prälaten — sich diese Landplage wieder davon gemacht hätte; die Tiber sey von todten Heuschrecken angefüllt gewesen, ꝛc. Es wird sich aufklären, was zu einem solchen Gerüchte Anlaß gegeben haben mag; daß aber die Verheerung durch dies Ungeziefer noch fortdauert, davon geben selbst die nächsten Güter um Rom den Beweis. — In wenigen Morgenstunden wurden hier und da ganze Felder verwüstet.

(Epidemisches Uebel bey den Schaafen.) Ein anderes Uebel, eine aus dem Neapolitanischen gekommene Krankheit, den Pocken gleichend, morbo schiavino, ist in einigen Schaafhütten ausgebrochen. Auch hiergegen hat die Polizey scharfe Maßregeln ergriffen, und alle Besitzer von Schäfereyen müssen Bericht über den Gesundheitszustand ihrer Heerden abstatten. Auf die Verheimlichung eines Uebels oder des bloßen Verdachts von einer Krankheit ist die Strafe von 500 Franken gesetzt. Eine eigene Kommission bereist die verschiedenen Schäfereyen.

Berlin, 2 Juni.

Seit vielen Jahren hat kein Theaterkünstler so große Sensation gemacht, sich so in den Besitz des allgemeinsten, lautesten Beyfalls zu setzen gewußt, als Hr. Fischer. Es ist nur eine Stimme, die der Bewunderung über ihn. Vorgestern gab er den Figaro zum Drittenmale auf Verlangen des Publikum, und noch stieg die Zufriedenheit. Man weiß nicht, ob man ihn mehr als Sänger oder als Schauspieler schätzen soll; den Gesang betreffend, so bezaubert er am meisten, wenn er in italienischer Sprache singt. Hier ist er unübertrefflich, und seine Methode aus einer so guten Schule, daß der mit ihm Unbekannte ihn sicher nicht für einen Deutschen hält. Deshalb ertönt auch wiederholtes, rauschendes Applaudissement, besonders im Figaro bey Wiederholung der allerliebsten Arie: Non più andrai far fallone amoroso; und es wird keine seiner Gastdarstellungen beendigt, ohne daß man ihn hervorruft. Auch den Don Juan hat er repetiren müssen. Lobenswürdig verfahren die Berliner, indem sie über den Fremdling den Werth des heimischen hohen Talents nicht verkennen. Mad. Müller theilt, wenn sie neben ihm auftritt, stets die Bewunderung der Hörer. Aber es scheint auch, als ringe sie in der Gesang-Virtuosität mit ihm um den Preis. Nie, deucht uns, hat sie mit dieser Begeisterung gesungen. Die Gräfinn im Figaro ist ihr Triumph; oft unterbrechen hier die Beyfallsbezeugungen ihren Gesang. Mit Enthusiasmus empfängt und entläßt man sie von der Scene, und sie wird immer noch zur Empfangnahme des Beyfalles am Schluße der Vorstellung hervorgerufen. So lange die Schick lebte, übersah man neben der Bravourgängerinn die zweyte, oder vielmehr, man übersah sie nicht, ihr Werth ward stets anerkannt, sondern man sah nur erstere wegen ihrer majestätischen Gestalt und der Kraft ihrer Stimme, wobey die talentvolle Müller verlor; jetzt steht sie in der Qualität der gebildeten trefflichen Sängerinn fast einzig da, ganz einzig, wenn Mad. Eunike nicht aktiv ist. Mlle. Benda vom Breßlauer Theater ist noch (am 25 Mai) im Bayard als Miranda aufgetreten. Das junge Mädchen beweiset, daß sie ihre Aufgabe durchdacht hat, sie offenbart richtigen Takt des Empfindungsvermögens; aber noch manchen Schritt hat sie zu thun, bis sie mit Recht auf das Prädicat Künstlerinn in eigentlicher Bedeutung dess.lben Ansprüche machen darf. Sie erhielt in der letzten Gastdarstellung Beyfall, den sie aber als Ermunterung zur ferneren Ausbildung zu nehmen hat. Mad. Bethmann kehrt in der Mitte dieses Monates lieber zurück von Wien; später Iffland aus Niedersachsen. Hr. Herdt gibt Gastrollen in Magdeburg, wo seine Tochter sich als Schauspielerinn versuchen wird. Herr Schmidt von Hamburg (Verfasser des Lustspiels: Der leichtsinnige Lügner) wird dort zu mehrern Gastdarstellungen erwartet.

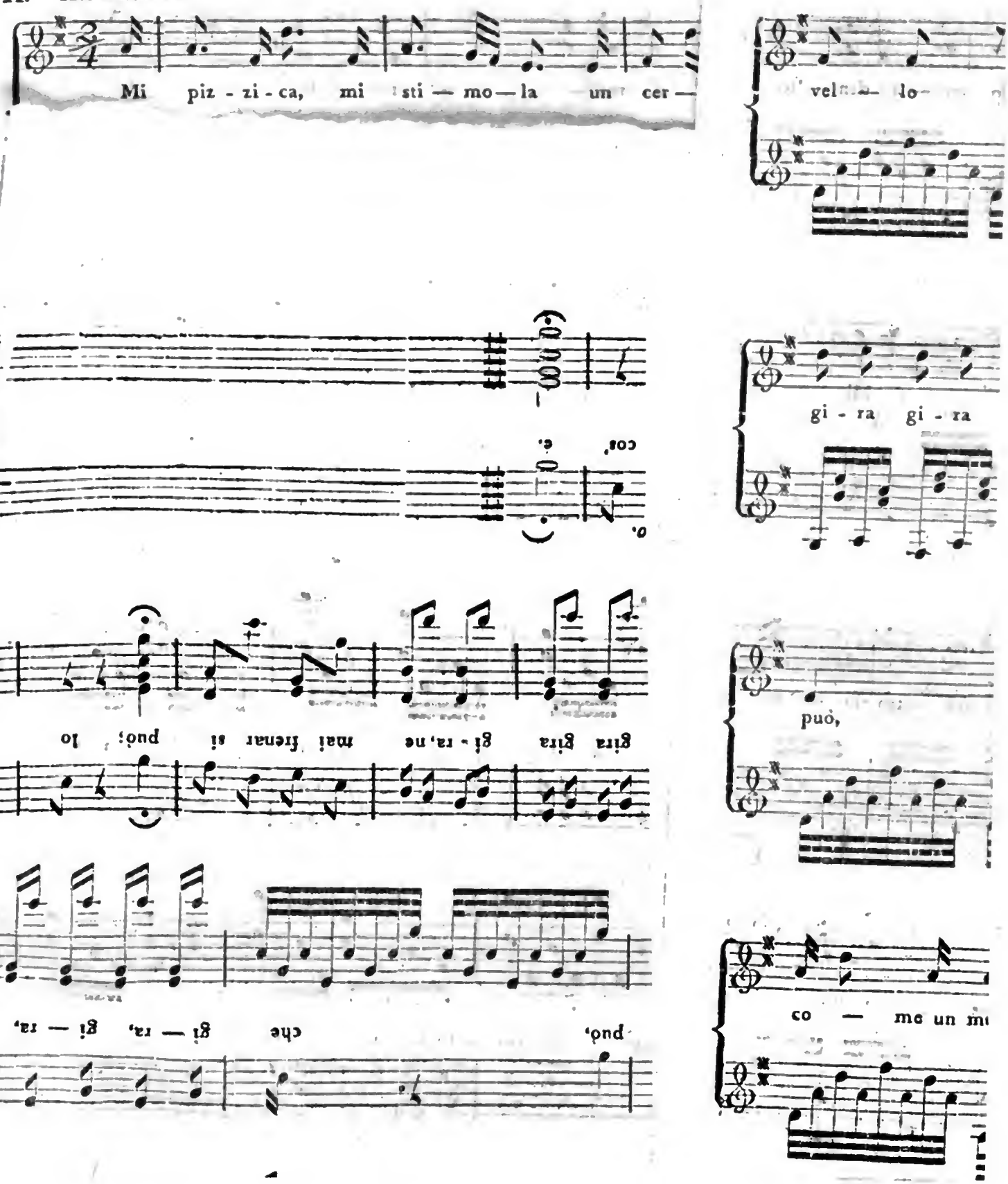
In diesem Sommer besitzen wir zwey Garten-Konzert-Societäten, die bekannte Schneidersche (im Georgeschen Gaeten), und eine andre, von Hrn. Bliesener etablirt, hat ihr Lokale im Lederothschen Hause. Die Musikaufführungen sind indessen diesesmal nur als Uebungen für Dilettanten zu betrachten; bey Hrn. Schneider finden sich blos ausübende Interessenten, bey Hrn. Bliesener aber auch abonnirte Zuhörer ein.

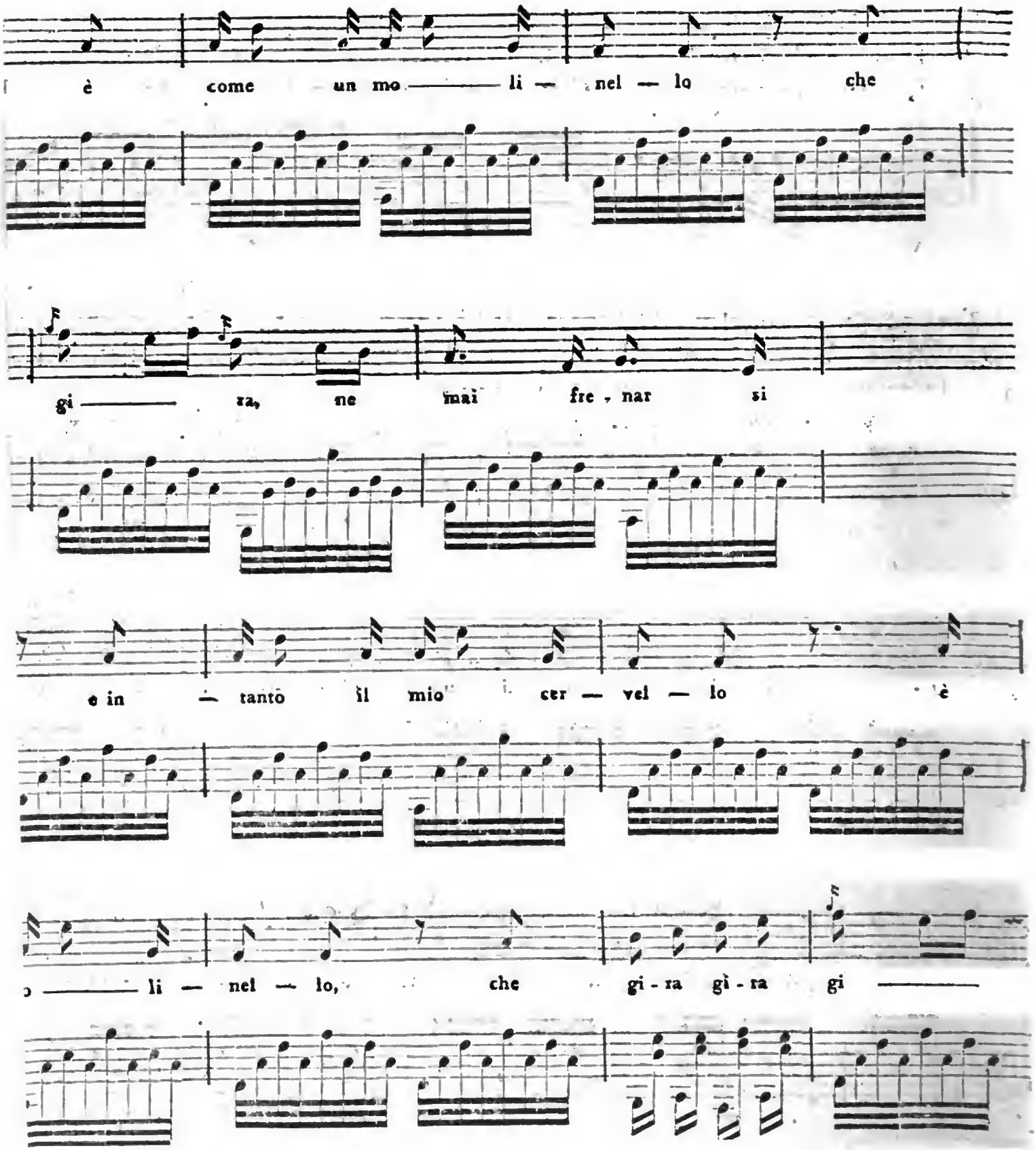
Die Reichardsche Lustreise hat leider! bey dem besten Willen des Unternehmers nicht den beabsichtigten Nutzen für die Armen, zu deren Vortheil er die Auffahrt vollzog, gehabt. Nach einer öffentlich abgelegten Berechnung betrug der Aufwand, den Ballon selbst ungerechnet, 1815 Rthlr. 13 gr., die Einnahme aber nur 1575 Rthlr. 8 gr. Der Luftschiffer würde also noch das Minus von 240 Thlr. 5 gr. haben decken müssen, wenn nicht der Lieferant der Schwefelsäure, der Fabrikant Reinmann, der dir ganze Kostenauslage besorgte, auf diese Summe Verzicht geleistet hätte. Man sieht aus dem Kostenanschlage, daß Robertson, dessen Ballon nur halb so groß ist, als der Reichardsche, nicht einmal die Hälfte der Kosten aufwenden darf, denn eben dieser Herr Reinmann bewies damals öffentlich, daß Robertson nur 700 Rthlr. — nicht aber 1400 Rthlr., wie er bekannt gemacht hatte — zu seiner Auffahrt bedürfe.

Musik-Beylage:

Italienisches Lied. Nro. X. Liebesgefühl.

N° X. *Andantino.*




è come un mo — li — nel — lo che
gi — ra, ne mai fre - nar si
e in — tanto il mio cer — vel — lo è
o — li — nel — lo, che gi - ra gì - ra gi —

Nro. 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Juni, 1810.

— Schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber;
Drum muß er geizen mit der Gegenwart —
Und im Gefühl der Würdigsten und Besten
Ein lebend Denkmal sich erbau'n. — So nimmt er
Sich seines Namens Ewigkeit voraus:
Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

v. Schiller.

Funfzigjährige Jubelfeyer des Herrn Regisseur Scholz in Breslau.

Der 16 Mai war für Breslaus Bühne ein merkwürdiger und festlicher Tag. Der geschätzte Veteran Scholz, dessen Name uns an die hoffnungsreichste Periode der deutschen dramatischen Kunst erinnert, trat sein 50stes Künstlerjahr an. Es vereinigte sich das Orchester und das ganze Theater-Personal zur Feyer dieses in jedem, aber wol vorzüglich im Schauspielerstande seltenen Festes, und ehrte wie den Künstler, so sich selbst. — Den 15ten wurde zur Vorfeyer dem Jubelgreise eine geschmackvoll angeordnete Abendmusik gebracht, und den folgenden Tag hatte die Gesellschaft auf ihre Kosten ein brillantes Diner im Saale der Stadt Paris veranstaltet und die gegenwärtigen Direktoren und einige andere Freunde des geehrten Veteranen eingeladen. Als Hr. Scholz in die Gesellschaft trat, hielt der jetzige Regisseur, Hr. Becker (vormals in Weimar), eine zweckmäßige Anrede. — Es ging hierauf zur Tafel, und während ein kleines Mädchen als Genius den Jubelgreis im Namen der Gesellschaft mit dem wohlverdienten Lorberkranze schmückte, wurde ein dazu verfertigtes schönes Lied nach der Melodie: Bekränzt mit Laub u. s. w., gesungen. Alles war innig vergnügt, und der verehrte Jubelgreis war tief gerührt über das herzliche Bestreben der Gesellschaft, ihm ihre Liebe und Hochachtung zu bezeugen, auf die er als Künstler und als Mensch gleich gerechte Ansprüche hat.

Maximilian Scholz, geboren zu Prag 1744, debutirte dort 1760. Die Geschichte seines Lebens würde für die Geschichte der deutschen Bühne selbst von hohem Interesse seyn, da der Anfang seines Künstlerlebens noch in die Zeit der extemporirten Stücke fällt, deren gänzlichen Untergang die Freunde deutscher Kunst bedauern, ob sich gleich die Anlage zum Extemporiren noch bekanntlich von unsrer Bühne nicht verloren hat. Unter der Kurzschen Gesellschaft in Prag spielte er selbst noch den Hanswurst mit dem vorzüglichsten Beyfalle, und ist als solcher auch in einem Kupferstiche von Küffner in Nürnberg verewigt. Späterhin ging er zum Fache der Liebhaber über, seine Hauptrollen aber waren vorzüglich Deutsch-Franzosen und Chevaliers; in letztern wurde er überall als ein Muster anerkannt, wozu seine körperliche Gewandtheit (er war in frühern Zeiten, wo der Einzelne bey der deutschen Bühne, und in jüngern Jahren nicht ohne Vortheil für ihn, noch Alles seyn mußte, zugleich Tänzer) und seine Fertigkeit in der französischen und italienischen Sprache nicht wenig beytrugen. Noch im Jahre 1790 debutirte er in Breslau als Markis in den drey Töchtern und als Schwätzer mit allgemeinem Beyfalle, und gab vorzüglich die letztere Rolle mit einer Sinnigkeit, Feinheit und Abgeschliffenheit, welche den denkenden, weltgebildeten Künstler beurkundeten. Dabey waren Helden, erste Väter und Anstandsrollen seine Hauptfächer. Was das Konventionelle, die ächte Weltbildung in den letztern Rollen betrifft, so wurde er wol schwerlich von irgend einem seiner Zeitgenossen erreicht, viel weniger übertroffen. Sein edler ungezwungener Anstand, die Freyheit und Anmuth seiner Bewegungen zeigten auf den ersten

Blick den feingebildeten vornehmen Weltmann. Sein Klingsberg in frühern Jahren und in den letztern sein Kriegsminister in den Spielern, sein Hausvater, sein alter Graf in dem Puls, waren Ideale aus dem höhern Leben. — Im Fache der Heiden dürfen wir nur seinen Otto von Wittelsbach, seinen Carl Moor, als edler Vater seinen Odoardo nennen, um mit das Höchste zu bezeichnen, das deutsche Kunst errang. Er war der Erste, der den Otto von Wittelsbach, und zwar in Berlin, darstellte, und ist auch als solcher von Rosenberg in Kupfer gestochen worden; so war er auch der Erste, welcher den Carl Moor spielte, und in dieser Rolle gab er einen Beweis seiner seltenen körperlichen Konstitution, indem er sie drey Abende hinter einander mit gleicher Kraft und gleichem Feuer ausführte.

Im Verlaufe seines Künstlerlebens betrat er theils als Mitglied, theils in Gastrollen die ersten Bühnen Deutschlandes. Er war mit Schröder, Brockmann, Reineke u. s. w. zugleich in Hamburg, ging von da nach Berlin, wo sein Otto von Wittelsbach so große Sensation machte, von dort nach Petersburg, wo, zugleich mit ihm und seiner Frau, Opitz, Hr. und Mad. Reineke, Hr. und Mad. Spengler, Fiala, v. Kronstein, Sauerweide, als in der Kunst Hochgefeyerte, glänzten; und als in den letzten achtziger Jahren das deutsche Theater daselbst aufgelöst wurde, kehrte er über Riga nach Deutschland zurück, und war seit 1790 ununterbrochen bey der Bühne zu Breslau. Hier verlor er seine erste Frau, eine geborne Tilly, die früher als Medea und Merope, später als Oberhofmeisterinn in Elise von Valberg u. s. w., in letzterer nur vielleicht von einer Döbbelin erreicht, glänzte. —

Ein von Natur schwaches Gedächtniß, und bey aller Körperstärke doch oft Mangel an Athem, soll dann und wann der höchsten Vollendung seiner Kunstdarstellungen auch in frühern Zeiten schon Eintrag gethan haben. Da die Gedächtnißschwäche mit den Jahren zunahm, so mag es wol daher kommen, daß sein Spiel, um die dadurch entstehenden Lücken auszufüllen, zuweilen überladen, ja mitunter auch wol manirirt wurde; doch behauptet er immer seinen Rang neben unsern ersten theatralischen Künstlern. — Bewundernswürdig ist die Kraft, mit welcher der betagte Greis noch manche Rolle gibt, wovon in neuern Zeiten noch sein Odoardo zeugte. Außer einem schwachen Gedächtnisse findet man auch noch wenig Spuren des Alters an ihm, und die Fülle, Kraft und Festigkeit seines Aeußern nebst der Raschheit in seinem Gange würde schwerlich den Sechsundsechziger in ihm vermuthen lassen. Auch ist er in zweyter Ehe noch Vater von liebenswürdigen Kindern, von denen das Jüngste kaum drey oder vier Jahre zählt. — Die Zeit flog an ihm vorüber und berührte seine Scheitel kaum.

Sein Name steht auch unter den dramatischen Schriftstellern, und seine Arbeiten, z. B. das niedliche kleine Lustspiel: Die beyden Hüte, wurden sehr günstig aufgenommen. Engel, der mit seinem Dialoge und der Haltung in den Karakteren sehr zufrieden war, munterte ihn zu mehrern Versuchen auf, allein Hr. Scholz fühlte nicht Fülle der Erfindungskraft; vielleicht hielt ihn auch nur Bescheidenheit zurück.

Er war der Kunst viel und man kann — vielleicht selbst noch mit größerer Wahrheit — das einem Wielande oft vergrgte Wort auf ihn anwenden und sagen: „Seine Laufbahn umfaßt ein halbes Jahrhundert. Er begann sie, da eben die Morgenröthe unsrer dramatischen Kunst vor der aufgehenden Sonne zu schwinden anfing; und er beschließt sie — wie es scheint, mit ihrem Untergange.“ — Aber er war auch der Welt als Mensch, im edelsten Sinne des Wortes, viel. Seine offene, gefällige Herzlichkeit, mit der er sich Jedem hingibt, mit der er Jedem zuvorkommt, nimmt sogleich für ihn ein, so daß man wol selbst bey so vieler und so seltener Zuvorkommendheit mißtrauisch werden könnte; allein wie man ihn in den ersten Augenblicken findet, so bieder und wahr bewährt er sich nach Jahren noch. Ehrfurcht dem edeln Menschen!

Gab es je eine Jubelfeyer, die einen Würdigern getroffen hätte? — Zwanzig Jahre lang war Breslau Zeuge alles dessen, was wir von ihm als Künstler und Mensch gesagt haben, und er stand der hiesigen Bühne eine Reihe von Jahren mit dem regsten Eifer, vielleicht nur mit zu vieler Gefälligkeit und Nachsicht, als Regisseur vor, und — die ersten Vorsteher der Bühne selbst thaten nichts bey dieser Feyer, und im Namen der Aktionärs geschah nichts, gar nichts! — Diese Kränkung hat der edle Künstler wahrlich nicht verdient, und muß sie ihm nicht um so schmerzhafter auffallen, da im Jahre 1803 die damalige Direction und die ersten Vorsteher das Jubelfest eines nun verstorbenen Mitgliedes, dessen Künstlerwerth und dessen Verdienste um das Breslauer Theater selbst in gar keinen Betracht kamen, blos um der seltenen Erscheinung einer solchen Feyer willen, mit besonderer Auszeichnung begingen? Referent, der selbst des damaligen solennen Festes und des dabey beobachteten achtungswürdigen und die Kunst ehrenden Benehmens Zeuge war, erinnert sich noch sehr wohl, wie allgemein und feurig der Wunsch ausgesprochen wurde, daß der Veteran Scholz, als Nächster zu einem ähnlichen Ziele, diese Zeit erleben möchte, um dann, als Beweis der Achtung für Kunst, Künstler und Menschen, etwas Ausgezeichnetes thun zu können. — Ein Zwischenraum von sieben Jahren verwischt freylich so manches Gefühl, so manche Erinnerung; allein bleibt es doch selbst hier nicht einmal bey dieser Vergessenheit, sondern nehmen doch sogar die gegenwärtigen Unternehmer und die Aktionärs jetzt Anstand, Hrn. Scholz die ihm schon früher zugesicherte Pension von

800 Thalern lebenslänglich zu sichern. Was können ihre Gründe dabey seyn? Gesetzt, sie wären gewilligt, die Anstalt vielleicht in andre Hände zu übergeben, so versteht es sich ja von selbst, daß ein jeder neuer Unternehmer solche und ähnliche Verpflichtungen als Conditio sine qua non übernehmen muß. — Wahrlich, ein solches Benehmen ist nicht geeignet, Künstler zu den höchsten Strebungen aufzumuntern und sie anzureizen, die besten Jahre ihres Lebens unsrer Bühne aufzuopfern, um sich dann im Alter verlassen zu sehen. Jedoch, der stete Wechsel, der hier an die Tagesordnung zu kommen scheint, deutet dahin, daß man nur durch Reiz der Neuheit für das Wohl der Kasse zu sorgen geneigt ist, unbekümmert um den Gewinn oder den Schaden für die Kunst selbst. — Und wie mit den Schauspielern, so auch mit den Schauspielen. Nicht auf den Werth der Dichtung, nicht auf den Genuß des feinern Geschmacks wird gesehen; nur vorzüglich darauf, daß das bunte grelle Allerley der größten Gemeinheit, oder Mittelmäßigkeit den großen Haufen herbeylockt. — Und ist dies nicht mehr oder weniger (die seltenen Ausnahmen in Ehren) leider! gegenwärtig beynahe überall so? — Stünde doch ein Lessing auf, und reinigte den Augyasstall, den wir Bühne nennen. Steht keiner auf, so ist es um die deutsche Kunst geschehn, und Dichter und Schauspieler und Zuschauer versinken so in die Gemeinheit, daß dann an keine Erhebung mehr wird zu denken seyn.

Breslau. — r —

Aus einem Schreiben des Majors von B. an seine Frau, auf seinem Marsche nach Spanien mit Herzogl. sächsischen Truppen.

Montpellier, 17 April 1810.

Seit zwey Tagen marschiren wir in einem wahren irdischen Paradiese; alle meine Einbildungskraft hat nicht hingereicht, mir einen Begriff von der Schönheit dieses Landes zu machen, so viele Beschreibungen ich auch in meinem Leben davon gelesen hatte. Dir eine Beschreibung davon zu machen, ist für mich unmöglich, da es im Grunde nicht zu beschreiben ist. Kannst Du Dir einen zehn Meilen langen blühenden Garten denken, der mit herrlichen Landhäusern, niedlichen Dörfern, schönen Städten reichlich versehen ist, der von herrlichen Flüssen durchströmt, und auf der linken Seite vom mittelländischen Meere, welches man hin und wieder in der Entfernung blinken sieht, eingefaßt wird, denkst Du Dir einen Wald von Oelbäumen, Feigen, Maulbeeren, Orangen, Platanen, Cypressen und eine Menge unserer Fruchtbäume, einen Hügel, der nicht zum Anbau taugt, mit Lavendel und Rosmarin bedeckt, ein jedes Feld, statt wie bey uns mit Dornhecken eingefaßt, mit fortlaufenden herrlich blühenden Quittenbüschen umschlossen, alle Blumen, die blühen, ja ein jedes Gräschen mit einem aromatischen Geruche, den herrlich blühenden Pfirschbaum, dessen schöne Farben man Stunden weit sieht, den Mandelbaum voller Früchte, das Korn in der Blüte, den Espar schon abgemäht, denkst Du Dir das alles, so hast Du einen kleinen Begriff des hiesigen schönen Landes. Wir essen schon täglich grüne Erbsen zu unsern Seefischen, und Spargel, aber diesen immer als Salat, denn man kennt hier zu Lande keine andere Art ihn zuzubereiten; freylich haben wir auch bey uns keinen Begriff von dem hiesigen Oele, welches so rein schmeckt als bey uns gute Butter. Die Sitten dieses Volks sind von den unsrigen ganz verschieden, aber alle Erziehung und ihre vielen Gesetze zielen dahin ab, das Volk kriegerisch zu machen. So hatten wir vor einigen Tagen einen sehr scherzhaften Auftritt.

Nachdem wir durch das Städtchen Arbois (wo nach meinem Geschmacke der beste französische Wein wächst) marschirt waren, machten wir gleich am Fuße eines Berges, über welchen wir marschiren mußten, einen kleinen Halt, um etwas zu ruhen; da kamen zwischen 50 bis 60 Knaben, von 8 bis 12 Jahren, im vollen Laufe zu uns, und einer unter ihnen, ein herrlicher Junge, kam zu mir, und meldete mir auf gut militärisch, er brächte hier sein kleines Voltigeur-Korps, und bäte mich, zu erlauben, daß zu ihrer Uebung ein jeder von ihnen ein Gewehr und einen Tornister von den Soldaten den Berg hinauf tragen dürfte. Ich erlaubte ihnen nur ein Gewehr, denn die Tornister schienen mir zu schwer zu seyn; sogleich nahmen sie die Gewehre von den Grenadiers, stellten sich in Reihe und Glied; ihr kleiner Officier ließ rechtsum machen, und da ich sah, daß sie recht hübsch marschirten, so ließ ich einen Tambour vor ihnen schlagen. Auf diese Art marschirten sie im Sturmschritte bis auf den Berg, oben lieferten sie die Gewehre wieder in der besten Ordnung ab, und mit großem Jubelgeschrey liefen sie den Berg wieder herunter, welches immer eine Strecke von einer halben Stunde seyn konnte.

Ueber die Beleuchtung mittelst des durch Destillation verbrennlicher Stoffe gewonnenen gekohlten Wasserstoffgases.

Schon seit dem Jahre 1798 stellte Hr. W. Murdoch in den Arbeitssälen der Fabrik der HH. Bouton und Watt zu Soho Versuche an, die es ganz außer Zweifel setzten, daß es für große Werkstätte gar keine wohlfeilere Beleuchtung gebe, als die mittelst gekohlten Wasserstoffgases, das man erhält, wenn man kombustible Substanzen, (besonders Steinkohlen) in verschlossenen Gefäßen der Wirkung des Feuers aussetzt. — Gegenwärtig braucht man in den so sehr bedeutenden Arbeitssälen der Fabrik für Metallarbeiter der HH. Bouton und Watt zu Soho, und den Spinn-Manufakturen der HH. Phrlipps und Lee, gar keine andre Beleuchtung mehr. Bey genauer Unter-

suchung und Berechnung hat sich ergeben, daß das Licht von gekohltem Wasserstoffgas, welches die Werkstätten der letztgenannten Manufaktur erhält, dem Lichte von 2500 Talg-Lichtern (sechs aufs Pfund gerechnet), so daß jedes $\frac{1}{10}$ Unzen Talg in einer Stunde verzehrt, vollkommen gleichkommt. Diese Zahl von Talglichtern, täglich zwey Stunden lang brennend erhalten, würde jährlich 2000 Pf. Sterl. kosten. — Nun kosten aber die Steinkohlen, deren trockne Destillation dasselbe Licht gibt, nur 145 Pf. Sterl., und die nach der Destillation zurückbleibende Masse wird noch um 92 Pf. Sterl. wieder verkauft; so daß die ganzen Kosten hier nur 52 Pf. Sterl. betragen, also nur den 40ten Theil der durch die Beleuchtung mit Talglichtern verursachten Kosten.

Es müssen nun freylich noch die Interessen des Kapitals in Anschlag gebracht werden, welches auf die Verfertigung des eisernen Apparats, der Röhren, die das Gas an die verschiedenen Punkte, wo es gereinigt werden, und wo es leuchten soll, hinleiten; und diese Interessen betragen etwa 550 Pf. Sterl. Allein, wenn man diese 550 Pf. Sterl. auch zu obigen 52 Pf. Sterl. zählt, so betragen diese 602 Pf. Sterl. immer noch weniger als den dritten Theil der Summe, welche die Beleuchtung durch gewöhnliche Lichter kosten würde.

Das Licht der Gas-Beleuchtung ist sehr sanft, und nach der Reinigung des Gas ganz geruchlos, so daß Hr. Lee in seinem eigenen Zimmer keine andere Beleuchtung hat, als in den Werkstätten. Für Letztere entspringt bey der Gas-Beleuchtung noch der Vortheil der geringern Feuers-Gefahr, weil keine Funken umher fliegen können.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 28 Mai.

Die Chaussée d'Antin hat eine gefährliche Nebenbuhlerinn erhalten, die ihr viele Verehrer abwendig macht; es ist die Gegend des Boulevards vor dem Theater der Variétés, die seit kurzem alle Abende gedrängt voll ist. Und gewiß gibt es am Eingange eines vom feinsten Tone besuchten Theaters mehr Gelegenheit als irgendwo, zu sehen und gesehen zu werden. Daher wäre es kein Wunder, wenn diese Promenade sich länger als jede andre en vogue erhielte; denn selbst die schönen Tuilerien sind etwa die ersten 14 Tage des Frühlings von der schönen Welt gefüllt; dann bleiben sie der weniger eleganten, die kein Geld zu Landpartien noch zum Theater hat, zum Genusse überlassen.

Man sollte nicht glauben, wie einträglich das Gewerb der Zeitungs-Vermietherinnen sey. In den Tuilerien sind ungefähr 4 oder 5 solcher Unternehmerinnen; eine darunter hat sich allein auf 36 Exemplare vom Journal de l'Empire abonnirt, die andern 8 oder 10 Pariser Journale, von deren jedem sie wenigstens ein Paar Exemplare hält, zu übergehen. Nehmen wir nun an, daß sie wenigstens zwey Drittheile des Jahres hindurch auf eine gleiche Zahl Kunden rechnen kann, und folglich auf die gleiche Anzahl Exemplare abonnirt bleibt, so macht das, zu 60 Liv. jährlich das Exemplar, für erwähnte Zeit 1440 Liv., die nebst den Interessen hereingebracht werden müssen.

Die letzte Hälfte des Mais ist nichts weniger als schön; die Abende sind sehr kalt, und gewöhnlich windig. Aus den südlichern Gegenden des Reichs gehen traurige Berichte von den Verwüstungen ein, welche Gewitter daselbst verursachen. Man verspricht sich für Obst und Getreide ein fruchtbares Jahr; über das Gerathen des Weines kann man noch nicht urtheilen.

Das große Piedestal des Platzes des Victoires scheint bestimmt, eine kolossale egyptische weibliche Statue in Bronze, als Denkmal von Desaixs Heldenthaten in diesem Lande, zu tragen. In einigen Tagen wird sie aufgedeckt werden, und die allgemeine Neugier befriedigen.

Der Pflanzen-Garten (Jardin des plantes) hat eine neue Vergrößerung erhalten; auch das Museum der Naturgeschichte ist um ein Drittheil vergrößert worden. In den 4 neuen Sälen wird ein beträchtlicher Theil der größtentheils noch in Magazinen aufbewahrten Schätze dieser einzigen Sammlung von Merkwürdigkeiten der drey Naturreiche aufgestellt werden. Unter andern hat das Museum auch einen Haifisch (Squalus maximus) von 25 Schuh Länge an sich gebracht; er wurde den 7 Nov. 1808 bey Dieppe gefangen. Sein Gewicht schätzte man damals auf 12000 Pfund; er gab 675 Pfund Thran.

Gotha, 8 Juni.

Mad. Renner, vom Wiener Hoftheater, und Hr. von Holbein, vom Theater an der Wien, der Verfasser des Fribolin, und bekannt durch die Rolle, die er in der Korrespondenz der Gräfinn Lichtenau einnimmt, besuchten, von Bamberg kommend, vor einigen Wochen unsre Stadt. Sie gaben bey Hof eine theatralische Vorstellung, den zweyten Theil des Räthsels, mit verdientem Beyfall, und traten auch zweymal in der Stadt auf, wozu ihnen das hiesige Liebhaber-Theater seine Bühne lieh. Sie spielten den ersten Abend den Abschied des Leonidas, von Holbein (solche heroische Stücke machen selten ihr Glück), und die Probe-Rollen. Den zweyten Tag unterhielten sie uns durch Herren-Streiche und Domestiken-Streiche, zwey nach französischen Originalen, von Holbein bearbeitete, kleine burleske Schauspiele. Mad. Renner hatte alle Stimmen für sich; man erkennt an ihrem leichten und feinen Spiele sogleich die mit der Bühne wohlvertraute Schauspielerinn vom richtigen Takte. Seitdem weiland Hof-Theater sah ich nie wieder in Gotha eine Schauspielerinn wie diese auftreten. Auch erinnere ich mich nicht, von einer deutschen Aktrice das Französische so rein und fertig sprechen gehört zu haben, als von Mad. Renner, in der Gouvernante der Probe-Rollen. Weil sie nach Frankfurt eilte, und noch vorher eine Ausflucht nach Weimar machen wollte, so war sie nicht zu bereden, uns die dritte Vorstellung zu schenken. Dagegen hatte Hr. Köppke mit seiner Frau die Keckheit, uns dasselbe Stück nach einer andern Uebersetzung und unter einem andern Namen aufzutischen, worin Mad. Renner so unvergeßlich geblieben war. Die Vorstellung war unter aller Kritik, und allgemein das Mißfallen des Publikums. Man kannte ihn schon von der Witterschen Gesellschaft, die einmal hier die Bretter entheiligte, auf welchen einst Ekhof, Beck, die Starke, die Seilerinn, die Brandes und so manche andre große Namen glänzten. Herr von Sydow verließ uns vor kurzem. Es sind der Herren und Damen jetzt so viel, die Deklamatorien zu einem Erwerbzweige machen, daß das Publikum allmählig zur Genüge daran hat. Unterdessen gehört Hr. von Sydow allerdings unter die von der ausgezeichnetern Gattung. Vorzüglich gelangen ihm hier Fribolin, König Lear im Wahnsinne, und die Legende von Hans-Sachs, nach eigner Bearbeitung.

Nro. 154.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Juni, 1810.

Freund! Kann dich nicht der Mangel drücken,
Dein Aemtchen sey auch noch so klein,
Dann magst du dich Gesängen weih'n;
Denn welches Amt kann sie ersticken?

v. Goeckingk.

Der Hamburgische Nachtwächter und lyrische Dichter Eggers.

Die innere und äußere Welt hat wol nie in einem Menschen in einem traurigern Misverhältnisse, stärkern Gegensatze und härtern Kampfe gestanden, als in diesem genialischen Naturdichter. Von dem Augenblicke an, da sein Gestirn ihn ins Leben schleuderte, bis zu dem, wo er im fünfundzwanzigsten Jahre, um nicht Hungers zu sterben, gezwungen ward, mit Lanze und Ratsche bewaffnet als Nachtwächter die Gassen von Hamburg zu durchstreifen, waltete es mit unerbittlicher Härte über diesen weit aus seiner eigentlichen Sphäre Hinausgeworfenen. Von seinem zweyten Jahre an vater- und mutterlos, ohne Unterricht gelassen bis in sein zehntes, dann in eine Armenschule gethan, wo blos Rechnen, Schreiben und Religion gelehrt wurde, blieb sein Geist ohne alle Nahrung, unbefriedigt sein Hang zum Zeichnen und zum Lesen.

Er ward nun genöthigt, sich dem ihm angestammten Schneider-Handwerke hinzugeben, Unlust und Unfähigkeit aber entfernten ihn bald wieder davon, und er ging zu einem Herrn über, der in seinen Geschäften ihn zum Laufjungen gebrauchte. Hier gewann er Gelegenheit und Muße, sich seiner Neigung zu den Büchern zu überlassen.

Stimmung, Einsamkeit und Lesen von Dichtern entwickelten seine dichterischen Anlagen. Er machte Versuche, zog aus Gottscheds kritischer Dichtkunst die Regeln des Versbaues und der dichterischen Figuren; doch, bald zerfallen mit diesem dürren Bemühen, wandte er sich zu den Koryphäen der Deutschen, Klopstock, Schiller, Goethe u. a. Da schöpfte seine Phantasie Nahrung, Erhebung, da lebte er in seiner Geisterwelt — unter dem schweren Drucke der irdischen.

In allen den Kenntnissen, die ihn einer Bestimmung hätten zuführen können, vernachlässigt, ohne Freundes-Rath, ohne Gönner, ward der arme Jüngling übersehen und zu Geschäften unfähig geachtet. Durch Bekanntschaft eines jungen Künstlers gerieth er dann in eine Tapeten-Fabrik in Hamburg, von da in eine andere in Itzehoe, wo man ihn zum Illuminiren brauchte; allenthalben ward er getäuscht in seinen Hoffnungen zu einem dauernden Erwerbe.

Er wanderte vor sechs Jahren wieder nach Hamburg, um hier mehr wie je in einer geschäfts- und brotlosen Existenz zu schmachten. Ein Kind in der bürgerlichen Gesellschaft, wie in den alltäglichsten Planen zum Erwerbsleben, ohne Aussicht, ohne Hülfe, irrte er in der großen Stadt umher. Er floh dann endlich in immer stärkerm Andrange qualvoller Situationen das Licht des lästigen Tages und wählte — die lyrische Nacht zu seinem Asyl gegen den Hunger. Er ließ sich in das Hamburgische Nachtwächter-Corps einschreiben. — — Man denke sich — den lyrischen Dichter unter diesen rohen Halbbarbaren! den lyrischen Dichter in dem garstigen Kostum dieser schmutzigen Nachtgeister! den lyrischen Dichter in ihrem Thun und Treiben! — wen ergreift nicht Entsetzen beym Hineindenken in diese gräßliche Lage! Freylich verschlief er nun den prosaischen Arbeitstag und durchwachte

die poetische Nacht unter dem Sternenhimmel — enger und schmutziger Gassen — die ihn vielleicht zu Liedern begeisterte, wobey aber die gewissenhafte Führung seines Amts und die Sicherheit der Bewachten wol nicht gewann.

Ja, ein noch schlimmeres Geschick war ihm beschieden. Er mußte nämlich die Rolle eines Schleikers (schleichenden Wächters) übernehmen, die darin besteht, ohne Umdrehen der Ratsche und ohne Stundenruf der Nachtwacht-Patrouille als Spion zu folgen, um Diebe und anderes nächtliches Ottergezücht auszuspähen, es in ihrem Getreibe zu stören und einzufangen. Noch einmal: man denke sich den Dichter in diesem Geschäfte!! — — Ein günstiges Ungefähr brachte vor vier Monaten die Kunde von Eggers zu der Wittwe unsers großen Klopstock und durch sie zu Männern von Sinn und Vermögen ihm zu helfen. — Da stand nun vor ihnen der Unglückliche in der Blöße des tiefen geistigen und physischen Elends, als die ergreifendste Erscheinung des unerhörtesten Kontrastes. Aus diesem ausgemergelten Körper, den mehrere Jahre nur die Rumford'sche Suppe vor dem Hungertode geschützt hatte, aus diesen Zügen gedrückten Wesens, dem Gepräge der niedrigsten äußern Verhältnisse und den Eindrücken der Rohheit, des Kummers und der Noth, arbeitete sich, obwol ohne volles Gelingen, unverkennbar eine schönere Seele und ein durch Bildung gesänftigtes Gemüth hervor. So stand im Nachtwächter-Kostum die Dichtergestalt, ein personificirter Widerspruch, da, an die Eisblumen unsrer Studenfenster im Winter erinnernd: denn auch hier hatte die Natur — Gott weiß warum — das zum Winter verdammte Gehänse geheizt mit dem unsterblichen Feuer eines gebornen Dichters. — Das erste, was der wohlthätige Verein, der über des armen Eggers Schicksal zusammen getreten war, that, bestand darin, ihn aus dem Sumpfe, in welchen er versank, aufs Trockne zu bringen, durch Einschuß einer Summe die Entlassung von seinem Nachtwächterdienst zu bewirken, ihm bis zur weitern Versorgung Brot zu geben und dann einen schwer aufzufindenden, seinen geschwächten physischen and seinen intellektuellen Kräften angemessenen Nährstand für ihn zu suchen, der ihn vor Mangel schützte und poetische Muße liesse. Unter mehrern Vorschlägen von negativen oder neutralen Beschäftigungen war der des Bücherdrechlirens, wobey Eggers jetzt angestellt ist, ohne daß hlebey und bey dem gelegentlichen Lesen der ihm unter die Hände kommenden Bücher sein Dichterfeuer verrauchen wird, eben so wenig als Rousseaus genialer Geist beym Notenschreiben gelähmt ward. An die Herausgabe einer Auswahl seiner Gedichte wird vielleicht nächstens gedacht werden.

Unter allen uns bisher bekannten Naturdichtern ist keiner, der diesem Eggers an wirklicher Kraft an Schwung und einer gewissen Korrektheit gleich käme, und gewiß keiner, der in der bürgerlichen Welt so tief, so allem poetischem Wesen fremd und ungünstig von seiner ersten Jugend an, bis noch vor einigen Wochen gestanden hat, als er. Wir fanden Gedichte bey ihm, die den ersten genialischen Jugendarbeiten Schillers zur Seite stehen können. Die beyden hier folgenden sind nicht einmal als Wahlstücke des Kennerauges zu betrachten, da Eggers selbst sie aus seinem Vorrathe hergab; aber sie können doch unstreitig zum Belege des vorhin Gesagten dienen, und drücken, in seinem Nachtwächter-Stande, vielleicht unter einer donnerschwangern nächtlichen Wolke geschrieben, zugleich das innere Menschenwesen und die Stimmung des Unglücklichen aus.

Der Unglückliche.

Wie ein Armer, den auf Schiffbruchtrümmern
Eine Woge schleift an's Felsgestad,
Wo ihm keine Hoffnungsstralen schimmern,
Blitze nur beleuchten seinen Pfad,
Ueber ihm des Sturmes Flügel sausen
Und des Donners eh'rner Wagen rollt,
Um ihn kalte Todesschauer grausen,
Scheltend unter ihm die Woge grollt: —
Mag er Rettung fleh'nde Händ' erheben,
Erd' und Himmel, taub bey seinem Fleh'n,
Achten wenig eines Menschen Leben,
Können ruhig ihn verderben seh'n.

Also hat auch mich des Schicksals Rechte
Hergeschleudert in die Jammerwelt,
Mich dem rastlos leidenden Geschlechte,
Das man Menschheit nennet, zugesellt,
Meinen Geist bethört mit schönen Lügen,
Mich gewiegt in einem Zauberkahn,
Aber, was es lange mir verschwiegen,
Sah ich bald gewitterwolkig nah'n.

Ha! wo nun der Jugend Feenträume? —
Wie unaufgeschloßne Blumenkeime
Welkten, kaum entstanden, sie dahin!
Wie ein junges Reh, Gefahr nicht wähnend,
Jubelnd, jauchzend, träumend, schwärmend, sehnend,
Horchte flücht'gen Freuden nur mein Sinn.

Aufgereift zum Jüngling war der Knabe,
Mehr verschwand der Einfalt dünner Flor,
Aus der Kindheit überblümtem Grabe
Sproßten neue Ideal' hervor:
Was im Fabellande schöner Dichtung
Dem begeistrungstrunknen Seher lacht;
Was für Leiden, Martern und Vernichtung
Unempfindlich die Heroen macht:
Freuden im Gewand der Uraniden,
Tugenden in hoher Glorie
Wähnt ich zu Gefährten mir beschieden
In des reinen Glückes Sonnenhöh'! —
Aber nur zu schnell entfiel's wie Schuppen
Meinem blöden vielgetäuschten Blick. —
Ha! wie bebte vor den grassen Höllengruppen
Graungepackt mein irrer Geist zurück!
Meine lächelnden Begleiterinnen,
Die mit Heuchelmasken mich bethört,
Schnell zu dolchbewaffneten Erynnen
Hatten sich die Himmlischen verkehrt.
Mich umtönten ihre Zauberstücke,
Ihre Nattern nagten meine Brust,
Und des schonungslosen Schicksals Richtersprüche
Wiederholten sie mit Teufelslust.

Wo ich wall' und welle herrscht Entsetzen,
Fletscht Verzweiflung lachend ihren Zahn,
Und mit wildem höllischem Ergetzen
Geht Zerstörung ihre Heldenbahn,
Knickt mit ehr'ner Brust bejahrte Eichen,
Bettet sich auf reife Saaten hin,
Bläst aus ihrem Rachen schwarze Seuchen,
Die einher wie Kriegesschaaren zieh'n.
Um mich seh' ich Myriaden sterben,
Mein nur schont der Unerbittliche —
Denn, dem frühergreifenden Verderben
Reift entgegen nur der Glückliche:
Langsam sinkt der hohe Stamm der Tugend,
Von dem Wurm des Grames untergagt,
Langsam altert hin ins Nichts die Jugend,
Marternd übt das Schicksal seine Macht. —

An der Felsenwand hab' ichs gelesen,
Was des Ungeheuers Geissel schrieb:
„Deinen Zauber wird kein Dämon lösen,
„Deine Ketten sprengt kein Flammenschwerthieb; —
„Steter Spielball aller Erdenqualen,
„Dies, o Jüngling, sey dein ewig Loos!
„Nie dich sonnen wirst du in der Wahrheit Stralen,
„Nie dich wiegen auf der Liebe Schoos!
„Nie soll dir des Ruhmes Becher blinken,
„Stärken nie zu Edelthaten dich!
„Ehrlos wirst du wie der Pöbel sinken —
„Und Vergessenheit begrabe dich!" —

An den Tod.

Schöner Jüngling, mit dem Blick voll Trauer!
Du, der weinend seine Fackel senkt,
Komm, zersprenge meine Kerkermauer,
Gib den Kelch mir, der mit Lethe tränkt.
Weit vom hohen Ziele meines Strebens,
Tief geschmettert in mein Nichts zurück,
Schaut mein Aug' umher nach Trost vergebens,
Weilt auf Gräbern nur mein Blick.

Als dem Staub' ich mich entheben wollte,
Jagt ein Höllen-Dämon mich zurück;
Fest entschlossen wagt' ich es, da rollte
Meteorisch gegen mich sein Blick.
In die dumpfe Pöbelathmosphäre,
Wo die Blume, Menschengröße, nie gedeiht,
Bannt' er mich. Da graus't um mich nur leere
Würgerische Seelenleinsamkeit.

Freudig werd' ich dir entgegenschweben,
Qualenender! längst ersehnter Tod!
Werde nicht ob deinem Fußtritt beben,
Der mit leeren Schrecken mich bedroht.
Nicht Gerlyp! — nein, lichtumfloßner Engel,
Geber bessern Lebens bist du mir.
Komm, du Holder! — und die Welt voll Mängel,
Und voll Teufel, schwindet unter mir.

Nein, du edler Unglücklicher! nicht der Jüngling mit der gesenkten Fackel soll dein Elend endigen; nein, deine Freunde wollen es. — Der freye Flügelschlag deines Genius soll dich hinaus heben über die niedre Sphäre, worin du bis jetzt weiltest — und sein Gesang soll uns einst lohnen und Deutschland erfreuen. —

Hamburg, im Juni.

Notizen.

Mit Vergnügen machen wir die Leser des Morgenblattes voraus auf folgende neue Schrift aufmerksam:

Mahomed. Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters. Eine Preisschrift, welche von dem französischen National-Institute der Wissenschaften am 6 Jul. 1809 gekrönt wurde. Von Hrn. G. Oelsner. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Zusätzen des Verfassers vermehrt von C. D. M. Frankfurt am Main, bey Varrentrapp und Wenner.

Das Ganze hat durch viele und lange Zusätze im Texte und in den Noten bedeutende Vorzüge vor dem französischen Originale erhalten, und ist daher um sechs Bogen stärker, als dieses.

Nächstens liefert das Mbl. einige Auszüge aus diesem Werke zur Beurkundung seines hohen Werthes.

*

Hr. Bernhard Hundeshagen, rühmlich bekannt durch die im Jahre 1806 erschienene Schrift: „Der alten gothischen Kapelle zu Frankenberg, Grundriß, Aufriß und Durchschnitt, nebst Gedanken über die sogenannte gothische Kirchenbaukunst" ist nun gesonnen, das in Nr. 243 Jahrgang 1808. d. Mbl. angekündigte Werk: Kaisers Friedrich I Barbarossa Palast in der Burg zu Gelnhausen auf Subscription bey Varrentrapp und Wenner in Frankfurt wirklich herauszugeben. Da es eine architektonische Urkunde vom Adel der von Hohenstaufen, so wie von der schönen Bildung ihrer Zeit ist, da der Verfasser alles (13 Kupfertafeln in Folio) selbst aufgenommen, gezeichnet, restaurirt hat, und mit historischen und artistischen Anmerkungen, dem Leben Friedrichs und einem Sittengemählde seiner Zeit begleitet, da der Text 24 Bogen beträgt, das alte Bild Barbarossas in Aquatinta voransteht, das Titelblatt in den schönen Schriftzeichen des zwölften Jahrhunderts gestochen, und das Ganze auf Velinpapier gedruckt wird, auch der Subscriptionspreis von 9 fl., nach dem schönen Probeblatte zu schließen, mäßig und auf Gemeinnützigkeit berechnet scheint; so läßt sich mit Recht hoffen, daß dieses preiswürdige Unternehmen jedem Freunde der Geschichte und der Kunst willkommen seyn werde.

*

Was der Recensent des F. L. Wagnerischen Handbuches der Jugend (in der Uebersicht der neuesten Literatur) wünschte, ist löblich erfüllt worden. Hr. D. Thaddäus Antonius Dereser hat bereits die erste Hälfte dieses Handbuches, für katholische Kirchenschulen umgearbeitet (zu Frankfurt am Main bey Guilhauman. S. 822. Ladenpreis 45 kr.) herausgegeben, und besonders die Religionsgeschichte nach katholischer Ansicht vorgetragen. Gewiß werden sich die Schulmänner seiner Kirche freuen, daß die Zahl der guten und wohlfeilen Lesebücher mit diesem vermehrt worden ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Mai.

(Bild des Kaisers Napoleon in Lebensgröße, in Mosaik verfertigt von Giovachino Rinaldi.) — Dieser geschickte Mosaikist war bey einem Anlasse, da er einige ansehnliche Arbeiten zu Zimmerverzierungen nach Paris abliefere, dem Kaiser bekannt geworden, und hatte den Auftrag erhalten, das Porträt des Kaisers nach einem Oel-Gemählde in Mosaik zu verfertigen. Er brachte diese mühvolle Arbeit in weniger als zwey Jahren zu Stande, indem er eine neue

von ihm selbst gemachte Erfindung, mehrere von Verschiednen gearbeitete Einzelstücke zusammen zu setzen, anwandte. — Der Kaiser ist in einem simpeln grünen Soldatenrocke, mit uns bordirtem Hute, mit dem Kreuze der Legion d'honneur auf der Brust, vorgestellt. — Das Original scheint in der Zeichnung Fehler gehabt zu haben, die in das Mosaikbild übertragen wurden. Uebrigens soll das Bild sehr ähnlich seyn. Es war sehr blaß gehalten. Man vermißte gefällige Halbtinten, und die Uebergänge von lichten Stellen zu dunkeln Schatten, wie z. B. am Rücken der Nase, hatten eine Härte, die das Auge beleidigte, aber in der Steinmanier unvermeidlich seyn soll, wegen Mangel an den erforderlichen Pasten zu Halbtinten der Fleischfarbe. Der Künstler ist mit dem Bilde nach Paris gereist, wo er dafür 3000 Scudi erhalten soll.

Vor einiger Zeit ist der Künstler Hr. Professor Friedrich Rehberg mit seinem großen, öffentlich ausgestellt gewesenen Bilde nach Mailand abgereist, um es dem Vicekönige, für den es gemacht ist, zu überbringen. Es stellt die Fulminirung der Kinder der Niobe vor. Der Künstler soll dafür 18000 Franken erhalten. Man ist in Rom begierig zu wissen, wie dies Bild in Mailand aufgenommen werden wird? — Ein römischer Künstler, Pinelli, der Herausgeber eines radirten Kupferwerkes: Costumi di Roma e della vicinanza di Roma, hat einen Umriß von gedachtem Bilde des Hrn. Pr. Rehbergs verfertigt (für Rechnung des Mahlers).

(Musikalisches Journal für Vokalmusik.) Diese für Italien seltene Erscheinung verspricht den Musik-Freunden reichhaltige Befriedigung. Es wird Arien, Rondos, Duetts, Terzetts und andere Kompositionen zur Uebung im Gesang enthalten, und zwar nicht blos im Klavier-Auszuge, sondern in der ganzen Partitur, zu welcher jedoch der Klavier-Auszug hinzugefügt seyn wird, damit man sogleich die ursprüngliche erste Idee des Komponisten vor Augen haben, und mit der Ausführung vergleichen könne. Die Herausgabe besorgt die Handlung des Hrn. Giulio Cesare Martorelli. Das Ganze wird nicht weniger als 360 Blätter enthalten. Man subscribirt für ein Jahr. Der Preis in Rom ist 36 Franken. Außer Rom bis zu den Gränzen des Reichs postfrey 40 Franken. Man zahlt vierteljährig.

Mademoiselle Häser ist für das königl. Theater in Neapel mit einem ansehnlichen Gehalte engagirt. Ungern verliert Rom diese treffliche Künstlerinn, die in einer verhältnißmäßig langen Zeit nicht nur gleichen, sondern zunehmenden Beyfall erhalten hat. Dagegen sind die so beliebte Sängerinn Morandi, und der berühmte Tenorist Pellegrini von neuem für das Theater Valle engagirt.

Berlin, 9 Juni.

Der Professor Catel hat die Entdeckung gemacht, und sie im Maistück der neuen Berlinischen Monatsschrift (herausgegeben von Biester) mitgetheilt, daß Schillers Maria Stuart nicht durchaus Original, sondern zum Theil nach einem englischen Trauerspiele: Die Inselköniginnen (The Island Queens), von dem ziemlich unbekannten Dichter John Banks dem ältern, bearbeitet ist. Dieses Trauerspiel — sagt der Verfasser des Aufsatzes — wird noch jetzt zuweilen, jedoch mit vielen Abkürzungen, unter dem Titel: The Albion Queens, or Maria and Elisabeth, aufgeführt. Die Hauptstelle ist folgende, Seite 258: „Bey näherm Durchblättern" — (nämlich jenes englischen Trauerspiels) — fand ich, hauptsächlich im 5ten Akte, „so viele Aehnlichkeit zwischen beyden Trauerspielen, daß ich sie nicht länger für zufällig achten konnte, sondern mich völlig überzeugt halten mußte, Schiller habe das ältere Stück gekannt und — freylich als Meister — benutzt. Sein Plan liegt im Keime in dem englischen Trauerspiele." Die Stellen, worin Schiller und Banks vorzüglich zusammentreffen, werden hier übersetzt geliefert. Man findet wirklich Aehnlichkeiten in dem Sinne, aber diese Aehnlichkeiten ehren Schiller, der dem todten Buchstaben Geist einhauchte. Gut, daß das englische Trauerspiel einem Manne wie Hr. Professor Catel, der dem Verdienste huldigt, und ein Verehrer Schillers ist, in die Hände fiel, und nicht einem kleinen Geiste, der das Verdienst des deutschen Dichters zu schmälern gesucht, und mit Schadenfreude ausgerufen haben würde: „Seht, auch euer angebeteter Schiller ist nicht Original!" ohne zu erwähnen, daß ein Schiller als Bearbeiter mehr gilt wie ein Dutzend stümpernde Erfinder.

Im Reiche der Moden herrscht das sanktionirte Prinzip: Abwechselung, doch steht jetzt, vielleicht für 14, vielleicht gar für 30 Tage, folgendes fest: Ein junger Mann von gutem Tone muß halbweite Pantalons von Nankin oder Castimir zum Negligé tragen, die bis über die Schuhe hinabreichen, zum feinern Anzuge aber kurze Beinkleider und nankinfarbene seidene Strümpfe. Die Taille des Rockes ist äußerst lang, der Schooß breit und kurz. Die Rabatten gehen, wie die Taille, weit hinab, bis über den Unterleib. Während die Geister zur Höhe streben, zieht die Mode (des Gleichgewichtes wegen vermuthlich) die Taille hinab. Der Hut ist klein und spitzt sich nach oben, so daß er einem abgestumpften Zuckerhute gleich sieht. Auch hier wieder das vorherrschende System: oben wenig, unten viel. Ei nun, wenn wir nur noch Etwas behielten, gleichviel, ob wir es oben oder unten haben. Uebrigens muß der Hut ein Brabantischer, schwarz und glänzend seyn. Der Huthändler Kreßler liefert ihn in der Regel. Die Damen hüllen sich in Kleider von weißem, mit vielen kleinen farbigen Blumen besäeten Mousselin oder Kattun; die Taille ist ganz weiß, darüber läuft ein Teageband (wie ein Hosenträger), kreuzförmig (wahrscheinlich, damit die Männer nicht vergessen, was die Helden uns sind), von bunter Farbe, auch elegant gestickt. Die Krempe des Hutes — der am häufigsten von Stroh ist — ist so gebogen, daß sie die Form des Coeur hat. So schaut jetzt das Antlitz eines schönen Mädchens aus einem Herzen hervor, wenn man sonst verlangte, daß das Herz aus den Augen glänzen sollte. So verschieden die Form der Kopfbedeckung von Männern und Damen erscheint, so ist man doch darüber einig, daß das Haar des Vorderhauptes von der rechten zur linken Seite über die Stirn schräge hinab laufen, und daß man in der Mode bleiben müsse.

Die mancherley Nachrichten von der Verhaftung und Entlassung des Schriftstellers Saul Ascher aus dem Arreste sind dahin zu berichtigen, daß er bey der Arretirung sowol als im Arreste selbst mit Humanität und Feinheit behandelt, und darauf ganz unbedingt in Freyheit gesetzt worden ist. Was die Art seines Arrestes betrifft, so kann wol Niemand an der ihm widerfahrnen artigen Behandlung zweifeln, der den obersten Vorsteher des Polizeygefängnisses, worin er saß, den Herrn Polizey-Präsidenten Justus Gruner nur einigermaßen kennt; auch hat dieser sicher zu Hrn. Saul Aschers baldiger Befreyung wesentlich beygetragen.

Die Schutzblattern-Impfung gewinnt jetzt, nachdem man von Seiten der Polizey zu ihrer Beförderung Zwangsmaßregeln ergriffen hat, guten Fortgang, und die Leute aus den niedern Ständen bringen ihre Kinder haufenweise zum Impfen, um nicht ihre Wohnungen von Polizey wegen gesperrt zu sehen. Wenn in einem Hause die natürlichen Blattern grassiren, so findet man über der Hausthüre eine Tafel mit der Schrift: „Hier ist ein Pockenkranker!" Was die Bitten und Ermahnungen nicht bewirkten, erreicht nun die Strenge.

Nro. 155.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. Juni, 1810.

Euren moraliſchen Brillen verdankt ihr das blöde Geſicht nur;
Auch den geſunderen Blick ſchwächt und verfälſchet das Glas.

v. Brinkmann.

Ein Wort für die Todesanzeigen in den Zeitungen.

(Von Weiſſer.)

Ein Mann, welchen der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes zu kennen glaubt, hat ſich in der zarteſten Jugend des Morgenblattes gegen die Todesanzeigen in den Zeitungen auf eine Art herausgelaſſen, die eben dieſer Verfaſſer, ſo wenig er auch jenem Manne zu nahe zu treten gemeint ſeyn kann, unmöglich zu billigen vermag.

Zwar ſcheint er ſelbſt unter dem Publikum einige Anhänger zu haben, indem man wirklich von Zeit zu Zeit Todesanzeigen lieſt, die ſich auch vor einer noch ſtrengern Kritik, als der ſeinigen, nicht zu ſcheuen brauchen. Allein nicht zu gedenken, daß die Verfaſſer derſelben keines Morgenblattes bedurften, um zu wiſſen, wie man ſich mündlich und ſchriftlich betragen muß, wenn man eine Leiche im Hauſe hat, ſo iſt ihre Anzahl ſo gering, daß man vollkommen berechtigt iſt, ſie ſamt ihrem angeblichen Lehrer ohne weiters für Sonderlinge zu erklären.

Man mag gegen die Mehrheit ſagen, was man will: in allen Sachen hat Niemand Recht, als ſie, und da der Gegner der Todesanzeigen ſie offenbar nicht nur in den rheiniſchen Bundesſtaaten, ſondern in dem ganzen Deutſch-Zungenlande, kurz aller Orten, wo geſtorben und begraben wird, zur Gegnerinn hat, ſo iſt es eine bloße Gutmüthigkeit von meiner Seite, wenn ich mir auch noch die Mühe gebe, ſeine Gründe zu widerlegen.

Er gibt nicht undeutlich zu verſtehen, die meiſten dieſer Anzeigen wären nichts anders, als Satyren auf den Geſchmack ihrer Verfaſſer. Der arme, arme Kritiker! Iſt er denn der einzige Fremdling in Iſrael, der nicht weiß, welche Wunder ſich ſeit Kurzem in dem poetiſchen Jeruſalem zugetragen haben, und vermochte das Licht der neueſten Geſchmackslehren ihn allein nicht zu erleuchten? Er ſonne ſich in den eben ſo heißen als glänzenden Strahlen deſſelben, und er wird zuverläſſig nicht minder als ich bewundern, was ſeine bisherige Blindheit ihn zu verſpotten verleitete. Zum Beweiſe, daß ich wol weiß, was ich ſage, bin ich ſogar jeden Augenblick bereit, die lächerlichſte Todesanzeige auf der Stelle in das vollkommenſte Sonnett, und alſo in das Non-plus-ultra wenn nicht des menſchlichen, doch des deutſchen Witzes zu verwandeln.

Aber ſelbſt vor dem Richterſtuhle der geſunden Vernunft, behauptet mein grämlicher Freund, könnte nur ſelten eine dieſer Anzeigen beſtehen, und dieſe Beſchuldigung, durch welche er ihnen vollends den Todesſtoß zu verſetzen ſich einbildet, finde ich eben ſo gegründet, als unbedeutend: denn lieber Himmel, wer verſündigt ſich nicht an der geſunden Vernunft? Und ſoll man, wenn man ſein ganzes Leben hindurch nicht einen Augenblick vernünftig war, es plötzlich werden, ſobald einem ein Vater, oder eine Mutter, eine Frau, ein Sohn oder eine Tochter ſtirbt? Lehrt ein Todesfall in unſerer Familie uns denken, und wenn ſelbſt der Lorber um die Schläfe keine Dichtergabe verleiht, ſoll ein Flor um den Arm uns zu Philoſophen machen? Gibt es ferner nicht eine zahlloſe Menge ſehr beliebter Bücher, gibt es nicht ganze politiſche und gelehrte Zeitungen voll reiner Unvernunft?

Wozu alſo der Lärm über eine armſelige Todesanzeige, die zu beſcheiden iſt, um gegen den Strom ſchwimmen zu wollen?

Lieſſe ſich aber auch die dem größern Theile der Todesanzeigen vorgeworfene Verſtand- und Geſchmacklosigkeit ſo wenig entſchuldigen, als ablängnen, ſo bleibt immer noch die Frage zu beantworten übrig, wie dem Uebel abgeholfen werden ſoll? Iſt nicht die Sitte, bey dem kleinſten Riß, welchen der Tod in einer Familie macht, ſeinen unausſprechlichen Schmerz in einer Zeitung auszuſprechen, und ſich ſeine kondolirenden Gönner, Freunde und Verwandte gleich den Fliegen abzuwehren, iſt dieſe Sitte nicht bis in die niedrigſten Hütten, an welche bekanntlich, nach der Verſicherung des Horaz, der bleiche Schnitter, deſſen Ernte in Menſchen beſteht, ſo gut als an die Pallaſte anzuklopfen pflegt, gedrungen? Von wem liest man nicht Todesanzeigen? Und will eben daher der tadelnde Kritiker dem Pöbel bis auf die Gaſſen- und Rauchfangkehrer herab Notleſungen über Logik und Aeſthetik halten? Er gedulde ſich doch nur, bis es endlich einmal irgend einem unſterblichen Reformator des Abcbuchs gelingt, ſeine Welten erleuchtende Wachsfackel auch da aufzuſtecken, wo jetzt nur noch die Thranlampe des alten Schlendrians brennt; er gedulde ſich noch dieſe hoffentlich kurze Friſt, und er wird zuverläſſig nie wieder eine ſeinem Geſchmacke zum Aergerniß gereichende Todesanzeige, und wahrſcheinlich am Ende gar keine mehr zu leſen bekommen: denn warum ſollte es der bis zum Höchſten geſteigerten Menſchenkultur nicht möglich ſeyn, dem Sterben ſelbſt, und mithin auch den Todesanzeigen ein Ende zu machen?

Die übrigen Gebrechen, die eben dieſer Mann, deſſen beſſere Belehrung mir ſo ſehr am Herzen liegt, den Todesanzeigen vorwirft, ſind nicht weniger ungetreft.

Es ſey unſchicklich, behauptet er, ſich öffentlich über den Verluſt ſeiner Angehörigen kläglich zu geberden. Sage ihm doch irgend ein Dritter, da er mir allein ſchwerlich Glauben beymiſt, daß er ſehr unrecht habe, dieſe Klagen in einem ernſthaften Lichte zu betrachten. Es iſt doch wahrlich nicht einerley, ob die Thränen eines Betrübten blos aus dem Dintenfaſſe aufs Papier, oder ob ſie ihm aus den Augen ins Schnupftuch fliefen. Das wirkliche Weinen, wenn es vor dem Angeſichte des Publikum geſchieht, verzeihe man freylich außer dem Theater kaum den alten Weibern. Aber die Worte: Schmerz, Thränen, Traurigkeit, tiefgebeugt, kummervoll, untröſtlich, in eine Zeitung drucken laſſen, was hat dieſe gleichgültige Handlung, die nur eine naſſe Feder, aber kein naſſes Auge vorausſetzt, was hat dieſe mit dem Weinen und mit der wahren Rührung gemein? Sie iſt höchſtens ein Surrogat für beydes, und verdient alſo in dieſem Zeitalter der Surrogate am wenigſten getadelt zu werden.

Da man unſerem Kritikus nichts recht machen kann, ſo findet er nicht nur zu viel, er findet auch zu wenig in den Todesanzeigen, und namentlich verleitet ihn ſein Vorwitz durchaus jedesmal das Alter der Verſtorbenen wiſſen zu wollen. Wenn ein Menſch hundert und funfzig Jahre und drüber alt wird, dann gehört ſein Alter in die Zeitung. Aber würden nicht gewiſſe ſchamhafte Frauen und Jungfrauen noch ehe ſie ſterben des Todes ſeyn, wenn ſie wüßten, daß man, ſobald ſie kalt geworden ſind, dem nächſten beſten Flugblatt ein Geheimniß auszuplaudern erlaubte, welches ſie ſogar dem Kirchenbuche nur zu gern entriſſen hätten? Soll man es ferner an die ganze Welt verrathen, daß manche Leute ſelbſt in ihrem vierzigſten Jahre noch nicht klug waren, und daß ein Alter von achtzig die meiſten Greiſe nicht vor Thorheiten ſchützte?

Noch mißlicher ſteht es um das Nahmhaftmachen der Krankheiten, welches unſer Kritikus ebenfalls für ein weſentliches Erforderniß einer Todesanzeige erklärt. De mortuis non nisi bene, und alſo ſchweige man ja von den Uebeln, welchen die meiſten unterliegen! Oder gereicht es etwa einem Jünglinge zur Ehre, wenn er als zwanzigjähriger Greis an der Entkräftung, oder einer Jungfrau, wenn ſie an den Folgen eines Tanzes, oder an einer unverhüllten Bruſt, die ihr die Eitelkeit den verderblichen Liebkoſungen des Nordwindes preisgugeben befahl, ſtirbt, oder wenn ſie ſich für den Helden eines Romans zu Tode ſeufzt und ſchmachtet? Iſt es ein ruhmwürdiger Tod, wenn man neben einer Goldkiſte verhungert, oder ſich im Rheinwein erſäuft, oder ein Faß voll Auſtern zu ſeiner Regulus-Tonne macht?

Haben aber die Verſtorbenen ihre ſehr guten Gründe, zu wünſchen, daß von den Urſachen ihres Todes nichts ins Publikum komme, ſo ſind die Ueberlebenden es noch mehr ſich ſelbſt ſchuldig, über dieſen Punkt das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten. Man frage eine Menge Witwer und Witwen, eine Menge Väter und Mütter, ob ſie es bekannt werden laſſen wollen, woran ihre Männer, oder Frauen, oder Kinder geſtorben ſind? Der Mann mag immer die Frau, und die Frau den Mann an den Pluto verretten, Eltern mögen immer ihre Kinder ſo lange füttern, oder ſo lange hungern laſſen, bis ſie gar keiner Nahrung mehr bedürfen, ſie der Nachläßigkeit des Geſindes, oder ihrer eigenen Wildheit preisgeben, kurz, ihnen bald durch Liebe, bald durch Haß, bald durch zu viele, bald durch zu wenige Sorge das Leben verkürzen; kann man ihnen deswegen zumuthen, es öffentlich zu bekennen? Genug, daß es die Welt ohnedem weiß, und nicht ermangelt, allerhand liebloſe Urtheile darüber zu fällen.

(Der Beſchluß folgt.)

An Aſop.

„Gut zu ſeyn" iſt Dir nicht zuzumuthen,
Boſewicht! — Nur ſpiele nicht den Guten!

Hg.

Die Neger auf St. Domingo.

4.

Die Akreer, Cropeer, Aßiantheer und Phylanis.

Die schwarze Hautfarbe der Akreer, Cropeer und Aßiantheer ist sehr vee chieden nuancie:, alle abee haben weisse Flecken auf den Händen, was ihnen ein sehe widriges Ansehen gibt. Eben so werden bey einigen weisse, bey andern rothe Haaee demeekt. Sie nähren sich von Vegetabilien, gesottenem und gewüeztem Blute, veefaulten Fischen, stinkendem Backwerk u. dgl. mehr. Ihr Hauptfetisch ist eine gewisse nicht giftige große Schlange, die einst einem Neger zu Hülfe kam, als er von einer giftigen verfolgt ward. Sie opfern ihe lebendige Thiere, wie Kälber, Lämmer, u. s. w., und binden diese zu dem Ende an Pfählen fest so daß sie jedes Raubthier erreichen kann. In großer Achtung scheint auch der Reiher bey diesen Negern zu stehen, wenigstens wied ee sehe sorgfältig gehegt.

Wenn die Akreer, Cropeer und Aßiantheer eine Schlacht liefern wollen, so befragen sie voe allen Dingen das Meer. Ist dieses in Aufruhr, so bedeutet dies Sieg füe sie, da selbst die Natur um Rache schreyt. Jetzt putzen sich nun die Krieger so schrecklich als möglich auf. Sie färben sich die Gesichter weiß, pudern sich das Haar mit rothem Ocker-Mehl, machen sich Caskets von wilden Thieefellen, oder von Wirbelbeinen, die mit Federn besetzt und hinten mit einem langen Schweife verzehen sind, und hängen sich endlich eine Menge Amulete um den Hals. Die Generale haben einen geschnitzten Kommandostab, und marschiren an der Spitze jedee Division. Die Musik ist dios aus Hörnern und Trommeln zusammengesetzt. Jene werden aus Elephantenzähnen, diese aus hohlen Baumstücken gemacht. Jeder Trommelschläger hat seinen Trommelträger, dee vor ihm hergeht, und die Trommel auf dem Kopfe trägt. In dem Augenblicke, wo der Kampf beginnen soll, fordern sich beyde Theile gegenseitig heraus, und fallen dann mit großen Messern, ihren einzigen Waffen, übereinander hee. Haben sie Gefangene gemacht, die ihnen nicht folgen können, so schneiden sie ihnen die Köpfe ab, und heben die Schädel als Trophäen auf. Feigheit, oder irgend ein andres wichtiges Vergehen wird mit einer Art Bann bestraft. Die Priestee verbieten nämlich dem Schuldigen aus seiner Hütte zu gehen, und das Meer anzusehn. Wagt er es dennoch, so wird er umgebracht. Die Priester verrichten die kirchlichen Ceremonien völlig allein. Wehe dem Laien, der einen Blick in den Tempel wagt, odee einer Prozession auch nue von ferne zusieht. Er wird als ein Gotteslästerer sogleich dem Tode geweiht!

Die Phylanis sind ein wanderndes Hirtenvolk, haben einen Cultus, der dem israelitischen ähnelt, und wollen auch wirklich die Nachkommen von Cain seyn. Alle Jahee am 21 Juni feyern sie ein großes Fest, das Audebiche heißt, und wobey dem Gott Abrahams ein wohlgefälliges Opfee dargebracht werden muß. Dies ist ein Kind, das aber in dem Augenblicke, wo der Scheiterhaufen angezündet werden soll, seinen Aeltern von dem Alpha oder Oberpriester wieder zurückgegeben wird. Man schlachtet hierauf ein Schaaf, und ahmt so gewissermaßen die Tradition von Abrahams Opfer nach. Bemerkenswerth ist die große Reinlichkeit, die den Fleischern der Phylanis zur Pflicht gemacht wird. Der kleinste Blutstropfen auf ihren Messern, oder auf ihren Kleidern, zieht eine empfindliche Geldstrafe nach sich.

5.

Die Neger von Bodé, die Congos und die Vaudour.

Die Priester der Neger von Bodé sind die nichtswürdigsten Böswichter, die es geben kann. Wollen sie sich an einem Feinde rächen, wollen sie eine Menge Waaren an sich bringen, so verkündigen sie, daß der Gott Blut verlangt. Jetzt wählen sie das Schlachtopfer (einen Neger) nach Belieben aus, zerstückeln es, gehen auf dem Markte herum, und berühren von Waaren, was ihnen gefällig ist. Diese müssen ihnen dann abgeliefert werden, ohne daß dee Eigenthümee das Mindeste dafür verlangen kann. Wehe dem unbekannten Fremdling, der sich nach Bodé verirrt, ee wird sogleich dem Gotte geopfert, damit dee obige Handel beginnen kann. Gibt sich indessen der Fremde als Mördee an, und wird dies bestätigt gefunden, so findet er vollkommenen Schutz, ja sogar wirkliche Auszeichnung. Alle Mädchen zum Beyspiele bewerben sich um die Wette um seine Hand.

Die Congos putzen ihr wolliges Haar mit Federn auf, lassen sich die Zähne festonartig feilen, und sorgen für die Reinlichkeit ihres Mundes mit großer Aufmerksamkeit. In moralischee Hinsicht sind die Congos sehe verderbt. Sie haben keine Achtung vor ihren alten und schwachen Aeltern, sie sind Lügner und Diebe von der äußersten Unverschämtheit. Ich entsinne mich, daß einee einmal ein Huhn gestohlen hatte, und mir gerade in die Hände lief. — „Aha!“ — sagte ich — „Ertappe ich dich? Wo willst du mit dem Huhn hin? Hast es gewiß gestohlen?“ — „Moi pas connoi, maître“ — war die Antwort — „Mais maman poule ci là là drôle oui! Li vini astor jetté en haut mains moi!“ (Ich das nicht weiß, Herr! Aber die Frau Henne da ist so närrisch! Ist sie mir eben auf die Hände geflogen!) — „Geh! Geh!“ fuhr ich foet — „du hast sie in deinen Topf stecken wollen! — „Ai maitre à moi!“ — erwiederte der Spitzbube ganz kläglich — „Bon Dieu puni moi, si moi capab' faire bagage ci là là! Moi vlé seulement chauffé li en hant case à moi! Guette comme plumes à li mouillé! Pauvr' bête!“ — (Ach, Here Ich! der liebe Gott soll mich strafen, wenn ich dergleichen Streiche fähig bin. Ich wollte

sie nur bey mir trocknen! Sehn Sie doch, wie ihr die Federn naß sind! Das arme Thier!) Und bey diesen Worten streichelte und küßte er sie. Naß war das Huhn nun freylich, denn er hatte es beym Ergreifen in eine Lache gejagt, aber man denke sich, welche Verschmitztheit! Indessen mußte er es augenblicklich zurückgeben, was er denn auch mit anscheinender Unterwürfigkeit that.

Die Congos lieben den Tafia, und das Fleisch des Caymans, trotz seines moschusartigen Geschmackes, außerordentlich. Ich hatte einen Congo, der ein sehr geschickter Harpunirer war, und also regelmäßig mit mir auf die Caymans-Jagd ging. Eines Tages vergaß ich ihm seine Portion Tafia zu geben. — „Ach, Herr!" sagte er mit eben so naivem als betrübtem Ausdrucke: „Congo par encore gagné dent, et vous sevrez li," — (Der arme Congo hat noch keine Zähne, und ihr entwöhnt ihn.) Eben so, wenn ich einen Cayman anatomirte, so schleppte er immer ein Paar Stücke davon weg. Eines Tages hatte ich an einem Hinterschenkel Beobachtungen über den Umlauf des Blutes gemacht. Mein Congo sah dies äußerst ungern, wahrscheinlich weil das Fleisch dadurch an Geschmack verlor. — „Maitre," sagte er — „N'a pas faire li soufrir comme ça donc! Caiman li y'oun bonn bagage, et pu vous va malheureux, quand vous va mouri!" — (Herr! laßt ihn doch nicht so leiden! Der Caiman ist ein guter Bissen! Und dann wird's Ihnen übel gehen, wenn Sie todt sind!) Hiemit deutete er auf die Seelenwanderung, wiewol ihm freylich mehr an dem Cayman, als an meinem künftigen Glücke lag.

Während der ersten Unruhen zu St. Domingo hatte sich aus den Congos eine Empörerhorde gebildet, die man füglich den Jacobinern gleichstellen kann. Sie gingen völlig nackend, trugen Caskets von Menschenschädeln mit den daran befindlichen Haaren, und hatten sich Backen, Brust und Arme mit einem dem Blute ähnlichen Ocker gefärbt. Sie tödteten alles, was ihnen vorkam, und konnten nichts Lebendiges um sich sehen. Wenn sie nur einige Wochen an einem Orte gewesen waren, fand man gewiß kein einziges Hausthier mehr daselbst. So weiß ich, daß nach ihrem Abzuge von einer gewissen Plantage alles in Blute schwamm. Ihr Anführer war ein Mulatte, und zugleich ein Makendal (Wahrsager). Er sah schon von Natur sehr scheußlich aus, und ward es noch mehr durch eine Menge Amulete von Kröten- und Schlangenköpfen u. dgl., die er am Halse und an allen Gelenken trug. Er durfte nur auf dem Finger pfeifen und augenblicklich kam die ganze Horde herbey. Dann kauerte er wieder, steckte den Finger in den H — und ließ die Neger um sich herumtanzen, so lange es ihm gefällig war. Der ganze Akt war immer mit einem fürchterlichen Mordgebrülle begleitet, das man in sehr großen Entfernungen vernahm.

Die Vandour sind eine Art schwärmerischer Methodisten, wenn ich diesen Ausdruck brauchen darf, die keinen besondern Stamm ausmachen, sondern aus Negern von fast allen Stämmen bestehen. Sie gebehrden sich wie Epileptische, und stoßen dabey ein schreckliches Gebrüll aus. Man schreibt ihnen allerhand geheime Künste, Schatzgräbereyen, Liebestränke, Beherungen und dergleichen zu; indessen kommt das Meiste auf Taschenspielereyen, ohne natürliche Mittel hinaus. So pflegen sie z. B. den Negern häufig ihre Casendas zu verleiden, indem sie auf den Boden eine Menge gestoßenen Zuckers streuen, der mit altem Pferdeschweife imbibirt worden ist. Kaum haben die Neger diesen Zuckerstaub eingeathmet, so bekommen sie Knurren im Leibe, und die heftigsten Blähungen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 5 Juni.

Leppich hat das hiesige musikliebende Publikum schon mehrmals in den Augarten eingeladen, wo sein Panmelodikon zum letztenmale öffentlich gehört werden sollte. Aber ein böser Dämon trat immer dazwischen. Zweymal mußte die Einladung zurückgenommen werden, weil das Instrument durch die Transportirung aus der Stadt nach dem Augarten gelitten hatte. Heute, wo endlich, nach einer dritten Einladung, die angekündigte musikalische Akademie wirklich statt finden sollte, trat Kälte und Regen ein, und vereitelte abermals des Künstlers Vorhaben und Wunsch.

Der als trefflicher Violinspieler in Wien bekannte Schupahnzig geht mit der Idee um, im Augarten den Sommer hindurch Liebhaber-Konzerte zu geben, und dadurch Freunden der Musik Gelegenheit zu verschaffen, sich öffentlich zu produziren, eine Einrichtung, die ehemals schon bestand. Da der Augarten zum Lustwandeln sehr einladend, und die Zahl der Musikliebhaber in Wien sehr groß ist: so läßt sich erwarten, daß es Schupahnzig gelingen werde, seine Idee auszuführen.

Hr. Castelli will seine Zeitschrift für dramatische Kunst bey Geistinger herausgeben, dem es immerfort nicht an Verlagslust fehlt. Vom Julius erscheint hier ein Nachdruck der Augsburger sogenannten ordinari Zeitung, die in Oestreich, besonders in Wien, sehr stark gelesen wird. Ob der Nachdruck das Original ganz vollständig ohne alle Aenderung wieder geben werde, muß erst die Zeit lehren. — Der in einer schönen äußerlichen Gestalt erscheinende östreichische Beobachter wird von dem Verleger, Straus, rüstig fortgesetzt; es scheint aber nicht, daß der Absatz dieses Blattes bedeutend sey. — Hormayrs Archiv für Geographie, Historie ꝛc., erhält sich in seinem Interesse, und verdient auch die Theilnahme des Auslandes. — Die vaterländischen Blätter fahren fort, schätzbare statistische Nachrichten zu liefern. — Von dem berühmten Historiker von Engel erwarten wir eine Geschichte von Ungarn in drey Theilen, die sich durch manche Vorzüge auszeichnen dürfte.

Unser Kurs hat sich in der letzten Zeit mehr verschlechtert als gebessert. Wir wollen nun erwarten, was in dieser Hinsicht die im Julius zusammentretende Banko-Zettels-Tilgungs-Deputation bewirken wird. Das Handlungs-Gremium in Wien hat Hrn. Hippenmeyer zum Mitgliede dieser Deputation gewählt. Er ist ein gebornr Schweizer, reformirter Religion und ein Mann von Einsicht und geradem Sinn. Die siebenbürgischen und ungrischen Deputirten sollen noch nicht ernannt seyn. Man ist sehr begierig zu erfahren, wie diese zwey Länder sich in dieser Angelegenheit benehmen werden.

Beylage: Uebersicht der neuesten Literatur Nro. 7.

Nro. 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Juni, 1810.

Jede Liebe glaubt an eine doppelte Unsterblichkeit, an eine eigne und an die fremde. Wie sie fürchten kann, jemals aufzuhören, so hat sie schon aufgehört. Es ist für unser Herz einerley, ob der Geliebte verschwindet, oder nur seine Liebe.

Jean Paul.

Auf Luisens Tod.

(Von Göy.)

Wär' es Göttern zu weinen vergönnt, sie hätten, Geliebte,
Mit verhülltem Gesicht, da du gestorben, geweint.
Was sie konnten, thaten sie doch. Die Fackel verlöschte
Hymen, und Amor zerbrach seufzend den goldenen Pfeil.
Ob dein Tod die Sterblichen gleich und Unsterblichen rührte,
Hat er, Luise, doch mich, mich vor Allen betrübt.
Selige Seelen, die dich zu den frommen Schatten begleiten,
Und Elysiums Thal ewig bewohnen mit dir!

Ein Wort für die Todesanzeigen in den Zeitungen.

(Beschluß.)

Auch die unbestimmten Angaben des Standes und der übrigen Verhältnisse eines Todten sind dem Tadel des ewigen Kritikers nicht entgangen, und er mag in diesem Punkte nicht ganz Unrecht haben, ob er gleich hätte bedenken sollen, zu welchen artigen und belustigenden Verwechslungen und Irrungen es Anlaß gibt, wenn eine Todesanzeige uns nicht errathen läßt, welcher von zwey Brüdern, oder Blut- und Namensverwandten eigentlich gestorben ist, ob der Anzeigende selbst, oder der, wegen dessen Verlust er sich die Kondolenz verbittet.

Eben dieses Verbitten der Kondolenz, das Danken für die dem Wohlseligen erwiesene Freundschaft, und die Bitte um die Fortsetzung derselben gegen die Hinterbliebenen trägt der Kritiker kein Bedenken, für nichtssagende Formeln und für eitel unnütze Worte zu erklären. Aber ich frage ihn, was z. B. ein Mann anfangen sollte, wenn er ohne die Vorsichts-Maßregel des Verbittens mit Beyleidsbezeugungen über den Tod seiner Frau überschwemmt würde? Wo soll er das Wasser für den ewig erneuerten Schmerz, wo die Dinte für den Ausdruck desselben in den zu ertheilenden Antworten hernehmen? Ich frage ihn, was das Danken im Namen des Verstorbenen betrifft, ob man sich auf eine leichtere Art dieser schweren Pflicht entledigen kann? Ich frage ihn endlich, ob wir nicht Ursache haben, das ohnehin so lockere Band, welches Freunde mit Freunden verknupft, auf jede Weise zu befestigen? Achten die unsrigen auf keine Bitten in der Zeitung, und lassen sie uns trotz derselben in der nächsten Noth stecken, so dürfen wir uns wenigstens nicht vorwerfen, daß wir eine Gelegenheit versäumt haben, sie an das, was sie uns schuldig sind, zu erinnern.

Was mir an den Todesanzeigen am meisten gefällt, und was auch selbst ihr erklärter Widersacher an ihnen nicht zu rügen gewagt hat, ist die Gerechtigkeit, welche sie den Talenten und Tugenden jedes Standes und Alters widerfahren lassen. Seitdem die Sparsamkeit die Leichen — steine, und der Mangel an guten Poeten die Leichen — gedichte aus der Mode gebracht hat, könnte ein ehrlicher Mann noch länger als Luther modern, bis seinen Verdiensten ein ihrer würdiges Denkmal gesetzt würde, wenn wir nicht zum Glücke Zeitungen und Todesanzeigen hätten. Sonst nahmen die Säuglinge, als einfältige, verstands- und geistlose Geschöpfe, die höchstens durch ihr häufiges Weinen einige Weltkenntniß a priori verrathen, im glück-

lichsten Falle die Liebe ihrer Aeltern, keineswegs aber ihre Bewunderung mit in ihr frühes, mit Blumen bestreutes Grab. Seitdem aber die unsterbliche, wenn gleich in diesem Augenblicke scheintodte Gall'sche Schädellehre erfunden ist, kann man es keinem Vater verdenken, wenn er bey dem Verluste eines unter der Geburt gestorbenen Sohnes zehnmal mehr Zeitungslärm macht, als man ihm noch vor wenigen Jahren verziehen hätte, und wer dürfte sich ein Lächeln erlauben, wenn am Ende sogar von den außerordentlichen Talenten, mit welchen die Natur diesen oder jenen Embryo beschenkte, gesprochen würde? Im Ernste, wenn jetzt ein Vater nicht in demselben Augenblicke, in welchem die Wehemutter ihm einen Sohn in die Arme legt, mit dem Herrlichsten, was in dem Schädel des neuen Ankömmlings verborgen liegt, vollkommen im Reinen ist, so weiß ich nicht, was ich von seinem eigenen denken soll. Wenn sich aber die Talente und Seelenkräfte eines Homer, oder eines Newton mit Händen greifen lassen, so hat man doch wol nicht nöthig, erst ihre Iliaden und ihre Theorien des Lichts abzuwarten, um ihrer Größe den schuldigen Weihrauch zu bringen, und es wäre unverantwortlich, wenn man von dem Knaben, von dem aus, ohne daß er nöthig hat, in der Wiege eine Schlange zu erwürgen, schon sein Schädel die Gewißheit gibt, daß er durch seine dereinstigen Herkules-Arbeiten dieselbe politische Zeitung, die jetzt leider nichts als seinen Tod in wenigen Zeilen zu bejammern hat, für immer aus aller Verlegenheit wegen ihres Stoffs gesetzt haben würde, wenn man von diesem in der Todesanzeige eben so gleichgültig sprechen wollte, als von dem gemeinsten Siechlinge, an welchem die Welt kaum einen künftigen Schneider verloren hat; es wäre unverantwortlich, wenn von diesem oder jenem Kant geschwiegen würde, der kaum so viele Stunden lebte, als der Königsberger Jmanuel Jahre, oder von einem Klopstock, der statt zu singen, blos die vier Wände der Kinderstube eben so unharmonisch als unprosodisch beschrie, und statt einer Messiade, die ihm im Schädel stecken blieb, blos eine Jeremiade, ohne sonderliches poetisches Verdienst, nicht zu Papier brachte, sondern als ein wahrer Rhapsode und Improvisator aus dem Stegreife deklamirte.

Ich kann bey dieser Gelegenheit mein Befremden und Bedauern nicht unterdrücken, daß die größte aller Erfindungen nicht wenigstens zum Besten der gelehrten Republik benutzt wird. Wie kann man an eine Schädellehre glauben, und sich einen Augenblick bedenken, Knaben, deren Schädel keinen Zweifel übrig lassen, daß man in der Brut nichts als zu verabscheuende Klassiker, das heißt Leute, wie Lessing, Wieland, Voß und einige andere, erziehen würde, ohne Barmherzigkeit im ersten Bade zu ersäufen, damit die göttliche Pflanze der Musik und Romantik, die jetzt, gleich dem Ysop, blos an der Wand, wohin Jeder p—, zu wachsen pflegt, endlich zum herrlichen Baume, der Sonne, Mond und Sterne verfinstert, und ganz Europa mit dem so nöthigen heiligen Dunkel versieht, emporschießen möge?

So wenig ich übrigens mit dem Manne, dessen irrige Ansichten ich bisher zu widerlegen mich bemühte, in der Hauptsache einverstanden bin, so scheint doch auch, mir wenigstens, Eine Verbesserung im Fache der Todesanzeigen sehr wünschenswerth. Witwer und Witwen nämlich sollten ihren erlittenen unersetzlichen Verlust nicht früher anzeigen, als bis er wieder ersetzt ist, und sich also Kondolenz und Gratulation zugleich verbitten. Der todte Mann, oder die todte Frau werden sich hoffentlich nicht im Grabe umkehren, wenn ihrem Angedenken der gebührende Zeitungsthränenzoll erst einige Wochen, oder Monate nach ihrem seligen Hintritt entrichtet wird, und dagegen gebietet es offenbar die Humanität, daß wir unsere Freunde, indem wir ihnen zumuthen, mit uns zu verzweifeln, zugleich auch, sobald bey uns selbst beydes zusammentrifft, einladen, mit uns vor Freude närrisch zu werden. Diese menschenfreundliche Idee scheint noch vor mir einem mit Recht bewunderten rüstigen Witwer vorgeschwebt zu haben, oder vielmehr, er hat sie noch zu verschönern gewußt, indem er veranstaltete, daß in einer bekannten Zeitung seine zweyte Gattinn, dreyzehn Monate nach dem Tode der ersten, ihre eigenen Thränen um diese mit den seinigen auf das zärtlichste und rührendste vermischte.

Zum Beschlusse kann ich mich nicht enthalten, in Hinsicht auf die Todesanzeigen auch noch einigen andern vernachlässigten Geschöpfen, die, wenn sie gleich keine Menschen sind, doch so gut als diese zu sterben wissen, das Wort zu reden. Wie viele der artigsten Schoßhündchen, Lieblingskätzchen, Papagayen, Gimpel und Kanarienvögel sehen wir nämlich nach dem schwarzen Acheron wandern, ohne daß irgend eine Zeitung den Gönnern und Freunden ihrer tiefgebeugten Gebieterinnen, deren einziger Trost sie waren, den schmerzlichen Verlust ankündigt! Darf man denn durchaus nicht mehr als zwey Füße, und schlechterdings weder Federn, Flügel, noch Schnabel haben, um auf diese Ehre Anspruch zu machen? Und muß man nothwendig mit einem Gimpel verheirathet gewesen seyn, um sein Absterben öffentlich zu beklagen? Oder werden die gefiederten Trillerschläger und Plauderer, die zottigen und vierfüßigen Schmeichler und Speichellecker etwa weniger geliebt, als die federlosen, glatten und zweyfüßigen? Man fordert diese angenehmen Hausfreunde in allen Zeitungen zur Rückkehr auf, wenn sie sich verlaufen haben, aus ihrem Käfig entflogen, oder entführt worden sind, und wenn der Erzräuber und Entführer, der sein Unwesen schon seit dem Sündenfalle Tag und Nacht ungestraft forttreibt, wenn der Tod sich ihrer bemächtigt, so läßt man auch nicht einen Seufzer darüber drucken. Wie soll man sich diesen Widerspruch aus dem sonst so konsequenten weiblichen Charakter erklären? Hoffentlich wird von nun an auch bey diesen Todesfällen jeder politische Götterbote, so wie jeder politische

Postreiter, mit der Trauerheroldswürde bekleidet werden, und es versteht sich von selbst, daß bey einer solchen Veranlassung, bey welcher die Leidtragenden des Trostes nicht zu viel haben können, sich — die Kondolenz nicht verbeten wird. Ich aber erwarte von der Dankbarkeit der Unternehmer aller deutschen Zeitungen, die durch meinen Vorschlag jährlich die Summe ihrer Einkünfte beträchtlich erhöht sehen, daß sie dereinst der Anzeige von meinem nicht genug zu beklagenden Verluste eine Stelle in ihren Blättern einräumen werden, ohne meinen Erben die Einrückungsgebühren anzurechnen.

Die Neger auf St. Domingo.

6.

Die Creolen-Neger.

So werden bekanntlich alle in den Kolonien geborne Neger genannt. Sie zeichnen sich vor den afrikanischen durch größere Lebhaftigkeit, und überhaupt durch größere Talente aus; sie sind aber auch weit boshafter und überhaupt weit verderbter als diese, was unter andern die letzte Revolution bewiesen hat. Ein Creolen-Neger bildet sich indessen nicht wenig auf seinen Ursprung ein. — „Moi nègre peau fin, li nègre gros' peau." (Ich bin ein Neger mit feiner, er mit grober Haut) — heißt es, wenn er von einem afrikanischen spricht. Dies veranlaßt denn beständige Streitigkeiten, wobey es oft zu blutigen Schlägereyen kommt. Nichts ist aber empörender, als wenn man einen Creolen-Neger verächtlich von seinen Aeltern sprechen hört. Gleichwol geschieht das alle Tage, zumal wenn die Aeltern wenig begütert sind. — „Moi ben soucié père à moi" — pflegen diese unnatürlichen Söhne zu sagen. — „Li nègre gros' peau, moi nègre peau fin! Li sale trop, moi dis vous! Guette li, bonda li à l'air. — (Ich mache mir nicht soviel aus meinem Vater! Er ist ein grobhäutiger Neger, ich ein feinhäutiger! Er ist zu schmutzig, ich sage es euch! Seht nur, wie nackend sein H — ist!) — Die afrikanischen Neger tragen nämlich keine Pantalons wie die Creolen-Neger, sondern blos eine kurze Schaamdeckung, Tanga genannt. Daß übrigens die Creolen-Neger äußerst eitel und putzsüchtig sind, weiß Jedermann.

Ich erinnere mich eines solchen Candiots oder Elegants, Namens Joseph, der besonders an Calanda-Tagen gar possirlich aufgestutzt war. Er trug ein Paar weisse Pantalons, eine Art schnabelförmiger Ritterstiefeln, und ein gelbes Nankin-Collet. Der Hinterkopf war dick mit Pudre bestreut, der Vorderkopf völlig schwarz. Sein ungeheures warstartiges Halstuch war mit drey Halsbändern verziert, und zu beyden Seiten hingen die langen reifartigen Ohr-Ringe herab. Dazu trug er einen gigantischen Sturmhut, und eine Reitgerte in der Hand, und hatte ein Paar weisse über und über zerplatzte Frauenzimmer-Handschuhe an. So konnte er der Eroberung aller Negerinnen versichert seyn.

Aber freylich sind auch diese, ihrer Mehrzahl wegen, nur zu gefällig gegen das männliche Geschlecht. Ein Neger, der ein halbes Dutzend Mädchen oder Matelotes hat, wird um die Wette fetirt und aufs sorgfältigste verpflegt. Während er gemächlich zu Markte reitet, ziehen die armen Geschöpfe als seine Lastträgerinnen hinter ihm drein, und während er als Compère im Ueberflusse schwelgt, drecken sich die armen Mädchen um seinetwillen das Nothwendigste ab. Dafür versteht sich aber auch, daß er ihnen von Zeit zu Zeit ein Paar Worte unter vier Augen sagen muß. Stirbt ein solcher Neger, so tanzen seine Matelotes den Todestanz oder die Chica um ihn. Ich erinnere mich eines Neger-Mädchens, Namens Ursula, deren Liebhaber an der Auszehrung gestorben war. — „Ach!" rief sie im Uebermaße ihres Schmerzens: „François li allé - Pauvre François! Pauvre n'homme à moué qui mouri!" fing allmählig an sich taktmäßig zu bewegen, ging in die Chica über, und fuhr damit einige Stunden fort, während sie unaufhörlich mit Thränen sang: „Quittez (laßt) moi danser pour li! Quittez moi danser pour li!"

Die Creolen-Neger, besonders die Mütter, lieben ihre Kinder außerordentlich und bis zum Uebermaße, so lange sie nämlich noch nicht über sechs Jahre alt sind. Es ist daher unmöglich, ungezogenere kleine Wesen zu sehen, als diese „Negrillons." Haben sie aber das sechste Jahr erreicht, so fängt auch auf einmal eine ganz neue Periode für sie an. Das kleinste Vergehen, der kleinste Ungehorsam wird nun aufs härteste bestraft. Alle Negerkinder müssen übrigens die alten Neger Oncle, und die alten Negerinnen Maman oder Tante nennen, beydes zum Zeichen der Unterwürfigkeit.

Mit nichts kann man einen Neger so sehr gewinnen, als wenn man ihm ein Stück Licht, oder überhaupt ein Stück Unschlitt gibt. Dies ist nämlich bey ihnen eine Art von Universalmedicin. Was ihnen auch fehlen mag, so vermischen sie entweder ihre Decocte damit, oder wenden dieselben äußerlich als Salben und Pflaster an, oder essen die Lichter ordentlich, wie man ungefähr eine Wurzel kaut. Um mir einmal einen Spaß zu machen, gab ich einem Neger statt eines Talglichts ein Wachslicht. — „Nein, nein, Herr!" sagte er, „das mag ich nicht! Das ist kein feanzösischer Talg! Der kommt von den Engländern, welche die Leute mit ihrem alten plagen, der keinen Geruch hat, und steckenhart ist. (Z'Anglais layo, qui vini coyonin mounde avec vié souif à yo, qui pas sentir pièce, et qui dour semblé bâton.)

Die Creolen-Neger besitzen manche kleine Geschicklichkeiten, die man bey den afrikanischen Negern nur selten zu finden pflegt. So machen sie z. B. allerhand Tauwerk aus Aloefasern, oder flechten Matten, Tischtellee u. s. w. aus Binsen, oder verzieren Calebassen (Kürbisflaschen) mit feiner getriebener Arbeit, deren Zeichnung oft bewundernswürdig schön ist, u. dgl. m. Die Creolen-Neger wissen

ferner sehr gut mit Pferden umzugehen, und werden daher fast vorzugsweise als Kutscher gebraucht. Sie haben aber die böse Gewohnheit, immer in vollem Galop, und über Stock und Stein, in gerader Linie zu fahren, so daß man zuweilen umgeworfen wird. Im Fischen, im Tauchen, im Jagen, sind diese Neger ebenfalls sehr geschickt. Sie wissen beym ersten Blicke zu sagen, wo Krebse, Schildkröten, Aale u. s. w. zu finden sind. Ihre Netze werden aus Aloe- oder Ananas-Fasern gemacht. Beym Tauchen scheuen sie selbst die Nähe der Caymans nicht, was sich zum Theil aus ihrem Fatalismus erklären läßt. Als Jäger kriechen sie in den seichten Lachen auf dem Bauche fort, (allér à chatons) und sind der reichlichsten Jagd von Enten, Tauben, Perlhühnern u. s. w. gewiß. Sie tödten dabey mit einem Schusse immer mehrere Stücke, wie sie denn überhaupt sehr große Freunde von starken Ladungen sind. In sehr wildpretreichen Gegenden erhält deshalb der Hausjäger nur soviel Pulver, als er zu sieben tüchtigen Schüssen braucht. Dies ist genug, so daß er den ganzen Wochenbedarf damit schießen kann.

Die Creolen-Neger sind wegen ihres egoistischen Charakters, und überhaupt wegen ihres Hanges zur Grausamkeit bekannt. Liegt ein alter Vater im Todeskampfe, und dauert es ihnen zu lange, so heißt es gleich: „Papa! Qui ça ça? (was soll das seyn?) Pourquoi vous pas partir pour l'aut' mounde? Faut pas boucher le chemin à z'autres! Bon Dieu, berouin vous, (berauscht euch). Quoi ça l'endor vous? (worauf wartet ihr?) Parter, pour mettre tambour dehors! (daß wir tanzen können!) Gleichgültig lassen sie ihre Mütter im Elende verschmachten, oder berauben sie noch vor dem Tode ihres Eigenthums. Ich erinnere mich eines solchen Negers, der den Leichnam seiner Mutter den Caymans vorwarf. — In ihren Ausdrücken, und besonders in ihren Sprüchwörtern zeigen diese Neger sehr viel Witz. So heißt es z. B. von einem ewigen Schwätzer: „Bouche à toi pas gagné dimanche!" (dein Mund hat keinen Sonntag!) Soll einer schweigen, so sagen sie: „Paix bouche à vous!" Ein Huhn wird immer „Maman poule," eine Kuh „Maman boeuf," ein Eber „Papa cochon," und ein Ochse „Papa boeuf," genannt. Um die Arbeitsscheue zu bezeichnen, heißt es: „Moussa gout', piler mal." Die Muße (gegohrnes Getränke von Mais) ist gut, das Maisstoßen aber schlecht, u. s. w.

Wir schließen mit einem lustigen Dialoge zwischen einem schwarzen Gensdarmen und einem Diebe, den er zu Pferde zu transportiren im Begriffe war. Dieb. Ah ça frère, n'a pas marrer moué (binde mich) si forte donc. Gensd. Si frère. D. Non pas voleur pourtant. G. Si frère. D. Moué pas capab' marché sans sabre tien n'a moué. (Ich kann ohne meinen Säbel nicht fort.) G. Si frère. D. Moué pas capab' monter en haut cheval ci là là. G. Si frère. D. (stampft mit den Füßen und reißt sich die Haare aus). Moué pas capab' m'y tiembé, (drauf zu halten.) G. Si frère. D. Et Jupe à commère à moué, baye moué li pour couvrir moué — Hai! Hai! Hai! Vous m'arrer trop fort. (Und den Rock von meiner Gevatterinn, von meinem Schatze). Gebt mir ihn doch, daß ich ihn umnehmen kann. (Weinend) Ihr bindet mich zu fest. — Man band ihm nämlich die Füße unter dem Pferde zusammen, und transportirte ihn so ins Hauptquartier. F.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 12 Juni.

Nach sehr rauhen Tagen ist die Witterung wieder milder und freundlicher geworden. In mehrern Gegenden war die Kälte so groß, daß man besorgt, der Weinstock und das Obst werde dadurch merklich gelitten haben. Außerdem sieht man, in Hinsicht auf Wein und Feldfrüchte, in der ganzen Monarchie, besonders in Ungarn, einem reichen, gesegneten Jahre entgegen. Diese gute Hoffnung macht, daß in dem letzten Lande die Preise des Getreides sehr herabgehen. Eines gesegneten Jahres bedürfen wir jetzt mehr als je. Alles stehet in enormen Preisen; wenn die gütige Natur nicht hilft, so wird die Noth in mehrern Klassen der Staatsbürger noch höher steigen, besonders da der Papierreichthum mehrerer anderer Klassen immer größer wird, und dadurch alle Lebensbedürfnisse vertheuert werden.

Vom ersten Julius an soll das Postporto für ausländische Briefe verdoppelt, und von acht auf sechzehn Groschen für den einfachen Brief erhöht werden.

Es heißt, der Nachdruck in Oestreich werde, wenn auch nicht gänzlich verboten, so doch stark beschränket werden. Dies würde unstreitig vieles zur Emporbringung der inländischen Literatur beytragen, von der andern Seite aber auch eine Menge von Bücherfreunden in der Erweiterung ihrer Bibliotheken lähmen, da wohl nur äußerst wenige unter ihnen geneigt und im Stande sind, die, des Kurses wegen, im Preise allzuhochstehenden Original-Auflagen zu kaufen. Die Preise nachgedruckter Schriften sind indeß in den letzten Zeiten auch sehr gestiegen, weil das Papier fast mit jedem Tage theurer geworden ist.

Vor kurzem haben wir hier einen unsrer gebildetsten Männer, den Dichter und Staatsrath Ratschky durch den Tod verloren. Er hat sich von einer niedern Stufe des öffentlichen Dienstes bis zum Staatsrathe emporgeschwungen, und auf jedem Posten, den er bekleidete, sich durch unermüdete Thätigkeit, Pünktlichkeit und Treue ausgezeichnet. Als Gesellschafter war er, seinen guten, oft sehr witzigen Einfällen wegen, beliebt.

Unser als Dichter, Staatsbürger und Mensch gleich achtungswürdige Hofrath von Collin arbeitet gegenwärtig an einer Rudolphiade, einer Epopöe, die nicht ohne großes Interesse seyn dürfte. In Hormayrs Archiv für Geographie, Historie ꝛc. sind davon bereits vorläufig einige Proben mitgetheilt worden.

Von Kotzebues sämmtlichen dramatischen Werken erscheint nächstens hier eine unverstümmelte Ausgabe im Nachdrucke. Der Nachdruck der Blumauerschen Schriften, der hier bey Pichler während der Anwesenheit der Franzosen erschienen war, ist — insofern von demselben noch etwas vorräthig gefunden wurde — confiscirt worden.

Charaden.

1.

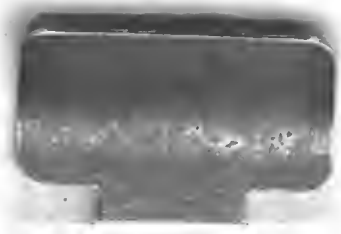
On passe mon prémier, mon second est passé.
Pour deviner mon tout on est embarassé.

2.

Die erste Silbe hat für deinen Kopf nur Werth,
Die Zweyte aber ist nur nützlich deinen Füßen;
Das Ganze endlich läßt den Frevler grausam büßen,
Wenn er nicht folgsam that, was das Gesetz begehrt.

Auflösung der Charade und des Räthsels in Nro. 150:
Kopfgeld. Weinbeeren.

Beylage: Monats-Register vom Juni.



UNIVERSITY OF MINNESOTA
wils,per jahrg 4:Jan.-June

Morgenblatt f ur gebildete leser

3 1951 001 899 509 K